(8) 247 g Nº Trim 327

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Siebenundzwanzigster Band.

+118

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd. 27-28

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December

1848.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

8114

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Cornelii Taciti opera. Emendavit et commentariis instruxit Ludov. Doederlein. Tom. I. Halis 1841. Tom. II. 1847. (Zugleich als V. Theil der Bibliotheca scriptorum Romanorum ed. Bernhardi.)
2. C. Cornelii Taciti opera, quae supersunt, ad fidem Codicum Mediceorum ab Jo. Georgio Baitero denuo excussorum ceterorumque optimorum librorum recensuit atque interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Turici, Londini, Amstelodami. Tom. I. 1846. Tom. II. 1848.
3. Cornelii Taciti Opera. Ad codices antiquos exacta et emendata commentario critico et exegetico illustrata edidit Franc. Ritter, Westfalus, prof. Bonn. Vol. I. Annales 1848. Cantabrigiae, Londini, Lipsiae, Coloniae.
4. C. Cornelii Taciti de origine moribus ac situ Germanorum libellus. Omnium codicum hucusque cognitorum lectione accuratissima subinnotata nec non de libelli fatis et codicum ceterorum omnium sorte quaestione addita. Cura Joan. Ferd. Massmann Berolinensis. Quedl. et Lips. Typis ac Sumptibus Godofr. Bassi MDCCCXLVII. Gegenüber der deutsche Titel: Germania des L. Cornelius Tacitus u. s. w. Mit drey Steindrucktafeln.

Erster Artikel.

Die oben genannten Ausgaben des Tacitus von drey würdigen und bewährten Männern: Ludwig Döderlein, Joh. Casp. Orelli und Fr. Ritter besorgt, geben auch ihrerseits Beweis von dem gründlichen Betriebe der klassischen Studien unter uns und von dem Bestreben unserer Philologen unter Wahrung möglichster Genauigkeit und Gründlichkeit in ihrer Ausgabe zunächst dasjenige darzulegen, was dem aufmerksamen Leser für ein genaueres Verständniß des Textes zur Hand seyn muß oder zur Beurtheilung desselben nöthig ist. Ein zu reicher Apparat der Anmerkungen und Erörterungen wird darum vermieden und der Commentar auf das für jenen Zweck Nöthige beschränkt. Die drey Ausgaben, obwohl nach der Befähigung und der Weise ihrer Urheber verschieden, tragen darum doch im Wesentlichen einen gemeinsamen Charakter, und das ist auch der Grund, weßwegen wir sie in der Beurtheilung zusammenstellen. Die Arbeit Maßmanns geht an diplomatischer Genauigkeit ihnen noch voran.

Was die Einleitung betrifft, so hatte Hr. Hofrath Döderlein allerdings sich vorgenommen, in der seinigen von dem Leben und den Schriften, von dem Ausdruck und der Kunst des Tacitus zu handeln, war aber durch Gesundheitsrücksichten (malae valetudinis diuturnitate) genöthiget worden, die Arbeit zu verschieben; sie erscheint darum vor dem Anfange des zweyten Theiles, wo sie 58 Seiten anfüllt. H. Prof. Joh. Caspar Orelli begnügt sich, seiner Ausgabe eine mit Genauigkeit und Sachkunde geschriebene Nachricht von den Handschriften und den ältesten Drucken des Tacitus voranzuschicken, die nur 22 Seiten einnimmt und auf diese eine Chronologie

der Annalen, zumeist aus dem bekannten Werke von Zumpt: „Annales veterum regnorum et populorum imprimis romanorum“ und dem zweyten Theil aus derselben Quelle eine „Chronologia historiarum“ voranzuschicken. Am reichsten ausgestattet ist das Proömium der Ausgabe des Hrn. Prof. Franz Ritter, deren erster Theil uns vorliegt, während sie auf vier Theile berechnet scheint. Der Verfasser handelt mit möglichster Sorgfalt von den Lebensumständen und Verhältnissen des Tacitus, von seinen Werken und ihren Anführungen bey spätern Schriftstellern bis in das neunte Jahrhundert herab, worauf die Nachrichten über die Handschriften und über die Ausgaben des Tacitus bis auf die ersten Theile der beyden von ihm genannten folgen. Dann folgt eine willkommene Beygabe der kleineren über Tacitus erschienenen Schriften, die, so weit wir urtheilen können, im Ganzen vollständig ist, doch fehlen die in unsern Actis Monacensibus enthaltenen Arbeiten von Döderlein: Emendationes et Observationes in Taciti Agricolam (Actorum tom. II. fasc. 3. pag. 365 — 383) und von dem Verfasser dieser Anzeige die Bemerkungen über die Germania in derselben Zeitschrift. (Actorum T. III. Fasc. III. Frider. Thierschii Observationes in varios scriptores graecos et latinos. Pars secunda p. 451 — 475 und zwar Observationes in Tacitum p. 459 sqq.)

Ueber das Leben des Tacitus und seine Schriften enthält die Orellische Ausgabe keine Nachrichten, die von Döderlein nur eine summarische Zusammenstellung der Hauptsachen, dagegen hat sich Ritter über diesen Gegenstand in seinem Proömium ausführlich und mit Genauigkeit verbreitet, und ihm sogar ein Breviarium vorausgeschickt, das den Inhalt der einzelnen Abschnitte kurz bezeichnet.

Als Vornamen des Historikers setzen die drey Ausgaben Cajus auf die bloße Autorität des Sidonius Apollinaris und einiger Handschriften von späterem Datum, die aus dem Codex lombardicus geflossen sind, und da dieser den Anfang des Werkes und den Namen des Urhebers nicht lieferte, so müssen sie den letzteren wohl aus derselben Quelle geschöpft haben. Die einzige sichere Urkunde, welche zugleich den Anfang des Werkes wie den Namen liefert, der durch Alter und Ansehen ehrwürdige Codex Corbejanus oder nach Herrn Richter Fuldensis, hat in der oberen Ecke linker Hand P. Cornelii Taciti, was durch die Worte des Textes „ab excessu divi Augusti“ fortgesetzt wird oder durch Liber primus zu ergänzen ist. Die Schriftzüge des Namens sind zwar kleiner als die des Textes, aber Hr. Richter mit Andern hat Unrecht, deßhalb und wegen der Stelle, wo der Name steht, an der Aechtheit desselben zu zweifeln (er sagt: „Unde suspicio, hoc esse a manu recentiore“); denn die Züge, wie die Farbe der Tinte sind dem übrigen Texte vollkommen gleich, und es ist nicht ohne Beyspiel auch bey griechischen Handschriften, daß der Name des Autors in jener Ecke mit kleineren Zügen geschrieben steht. Beroaldus, der erste Herausgeber des Codex, hatte darum ganz recht, den Namen Publius aufzunehmen. Hr. Richter bemerkt, daß keine Biographie des Tacitus auf uns gekommen, auch nicht erwähnt werde, daß im Alterthume man eine solche gehabt habe. Suetonius Tranquillus im Buche von den berühmten Männern („in suo de viris illustribus libro;“ Hr. Richter hat dieses überschüssige „suo“ in solchen Stellen bis zum Uebermaß gebraucht) sey nicht über den älteren Plinius herabgekommen. Ob Suetonius, wie hier behauptet wird, der den Tacitus, seinen Zeitgenossen nicht nennt, ihn in den Lebensbeschreibungen der Cäsaren fleißig berücksichtigt habe („studiose respexit“), ist gar sehr die Frage. Anordnung und Behandlung sind bey beyden Schriftstellern wesentlich verschieden, wie die eines lockeren Journalisten und eines ernsten Geschichtschreibers, und was ihnen hie und da gemeinsam ist, fließt wohl aus den Quellen, die beyden offen standen. Ebenso imaginär ist die Annahme, daß Tacitus „ohne Zweifel“ in den vollständigen Büchern der jetzo sogenannten Historien oder Annalen Mehreres von sich erzählt habe, was uns allen unbekannt, aber geeignet gewesen sey, bey den Alten die Biographieen des großen Schriftstellers in gewisser Weise zu ersetzen („quodammodo compensare“). Es ist nicht die Art des Tacitus, im Lauf der Erzählung von sich zu sprechen, und wo es stattfindet, geschieht es in ganz kurzen Worten. Was er aber in der Einleitung zum Agricola, in der Einleitung zum Buch über die Redner und zu den beyden

Hauptwerken über sich, seine Stellung und Ansicht gesagt hat, ist uns mit jenen Anfängen vollständig erhalten worden. Die Hauptquelle über die innern socialen Verhältnisse des Tacitus, über seine Studien, seine Leistungen und das große Ansehen, dessen er sich erfreute, bleiben die Briefe des jüngern Plinius, seines Freundes, was Hr. Ritter nicht sattsam hervorgehoben hat. Die Briefsammlung ist im Uebrigen zwar ziemlich leer an Inhalt, das Werk eines zwar gutgesinnten, aber beschränkten Mannes; nur die Briefe an Trajanus haben einen bedeutenden, mehr administrativen als historischen Hintergrund; aber den Vorzug hat die Sammlung doch, daß sie uns jene Elite vortrefflicher Männer, die sich von Paetus Thrasea und Helvidius Priscus bis zu Herennius Senecio, Arulenus Rusticus und ihren Gesinnungsgenossen herabzieht, ihre Verbindungen, ihre Gesinnung, so wie die Feinde und Gefahren, mit denen sie zuletzt unter Domitian zu kämpfen hatten, in sicheren Andeutungen oder ausführlichen Schilderungen kennen lehrt, ebenso ihre Familienverhältnisse und die ihnen durch Gleichgesinntheit verbundenen Männer, unter denen Tacitus und Plinius leicht obenan stehen. Es ist eine sacra cohors voll altrömischer Gesinnung, welche gegen die Leiden und Schrecknisse in dem Ernste philosophischer Studien meist als Stoiker Trost und Muth für die Kämpfe suchten, welche sie zu bestehen hatten, die erst nach Domitianus Untergang frey aufathmeten, deren Gesinnung und Handlungsweise seit Nerva auch öffentliche Anerkennung fand. Nach Hadrian unter den Antoninen maßgebend erschien sie an der Spitze des römischen Imperiums und mit seiner Macht bekleidet. Neben Epictetus erscheint in den Büchern des Marc Aurel auch ein Arulenus als einer von seinen Lehrern, und dieser ist wohl der Sohn jenes Arulenus Rusticus, den Domitian hinrichten ließ, weil er die Tugend des Paetus Thrasea nach Gebühr gepriesen hatte.

Wer für die Biographie des Tacitus, die in das Innere der Verhältnisse, unter denen er lebte, einzudringen vorhat, festen Grund und Halt gewinnen wollte, müßte jene Genossenschaft, zu der er, obgleich philosophisch kein Stoiker der Lehre nach, gehörte, ihre Lage und Bestrebungen wenigstens von Nero an bis auf Marc Aurel in genauen Schilderungen darlegen, und auf jenem dadurch gewonnenen Hintergrunde das Bild des großen Geschichtschreibers entwerfen und ausführen.

Des Tacitus Geburtsjahr ist unbekannt geblieben; doch läßt sich aus der Verknüpfung mehrerer Meldungen, die auch Hr. Richter sehr wohl benützt hat, dasselbe bis in ziemliche Nähe erreichen. Man weiß aus des Plinius Briefen (Plin. Epist. VI, 20), daß dieser beym Brand des Vesuvius im J. 79 p. Chr. 18 Jahre alt war, also im J. 61 geboren wurde. Er nennt sich aber (VII, 20) einen Jüngling zu der Zeit, wo Tacitus schon an Ruhm blühte („adolescentulus, quum jam tu fama gloriaque floreres"). Gleichwohl kann der Unterschied des Alters nicht groß gewesen seyn, da Plinius den Tacitus immer als seinen auch in den Jahren nahestehenden Freund behandelt, und schon Frühere haben denselben durchschnittlich auf etwa ein lustrum gestellt, eher mehr als weniger, was auch mit den übrigen Meldungen im Ganzen wohl zusammentrifft. War nun Plinius p. Chr. 61 geboren und gibt man dem Tacitus ein lustrum mehr, so fällt seine Geburt p. Chr. 56 unter Nero. Damit stimmen zwey Angaben über sein Leben überein. Im Dialog über die Redner, den ihm wohl Niemand mehr abstreiten darf, wird das Gespräch, von dem er berichtet (c. 17.), in das sechste Consulat des Vespasianus, d. i. 75 n. Chr. gelegt, und da in demselben nach jener Annahme Tacitus 19 Jahre alt war, so stimmt damit sehr wohl zusammen, wenn er meldet, er habe jenem Gespräch noch sehr jung (juvenis admodum) beygewohnt. Ebenso wissen wir aus der vita Agricolae, daß Agricola während seines Consulates p. Chr. 77 ihm, einem Jünglinge (Consul juveni), seine Tochter verlobte, und gleich nach dem Consulat vermählte. Tacitus wäre demnach bey jener Annahme 21 Jahre gewesen, was ebenfalls dem Texte gemäß ist. Doch macht bey ebenderselben eine dritte Meldung Schwierigkeit. Tacitus selbst berichtet in der Einleitung zu den Historien: seine Würde, d. h. Betheiligung an öffentlichen Aemtern, sey von Vespasian eingeleitet worden („dignitatem nostram a Vespasiano inchoatam — non abnuerim"), und da Vespasianus 2 Jahre

nach des Agricola Consulat p. Chr. 79 starb, so wäre damals Tacitus erst 23 Jahre gewesen. Nun nimmt Hr. Ritter mit Andern an, jenes dignitatem inchoare beziehe sich auf die Quäſtur, von der man weiß, daß sie frühestens gemeiniglich mit dem 24. Jahre verliehen ward. Tiberius, welcher sie im 19. Jahre empfieng, wird von Vellejus 2, 94 bezeichnet als Einer, der 5 Jahre vor der gesetzlichen Zeit zu ihr gelangt wäre. Hr. Ritter geht darum mit der Geburt des Tacitus einige Jahre weiter zurück, um ihm noch unter dem Vespasian das für jene Würde nöthige Alter zu vindiciren. Indeß kommt man dann bey dem admodum juvenis der Einleitung zum Dialog, mit dem Alter des Tacitus über 20 Jahre in eine Lebenszeit, für welche jene Bezeichnung kaum noch anwendbar ist, und man weiß, daß das Amt in besondern Fällen auch früher übertragen wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Vespasian, welcher dem Agricola einen so wichtigen Posten wie die Verwaltung Britanniens und ein tapferes Heer vertraute, welches durch die Führung zweyer hervorragender Männer wie Cerealis und Frontinus voll Kriegserfahrung und Selbstbewußtseyn war, den neuen in die Provinz abgehenden Feldherrn auch dadurch zu ehren und sich zu verbinden suchte, daß er seinen jungen Schwiegersohn gleich damals in die öffentlichen Ehren einführte, auch wenn er das dazu nöthige Alter nicht völlig erreicht hatte.

Doch das ist ein Gebiet der Conjectur, in dem man auf einen festen Punct kaum kommen wird. Eine andere Frage erhebt sich nach der Familie des Geschichtschreibers. Hr. Ritter thut ganz recht, die Stelle des ältern Plinius VII, 16 von unserem Tacitus abzuwehren, in welcher der Sohn eines Cornelius Tacitus, eines römischen Ritters, der das Rechnungswesen im römischen Gallien verwaltet habe („Cornelii Taciti, equitis Romani, Belgicae Galliae rationes procurantis"), als ein Naturwunder bezeichnet wird, indem er mit 3 Jahren 6 Fuß hoch gewachsen und dann schnell gestorben sey; denn Tacitus selbst war damals, wo Plinius seine Naturgeschichte herausgab, noch im Kindesalter. Aber Unrecht hat er, die Annahme zu bezweifeln, daß jener Cornelius Tacitus der Vater des unsrigen gewesen sey. Die Zeiten stimmen zusammen, ebenso daß derselbe römischer Ritter gewesen; denn man weiß aus des Plinius Verkehr und Briefen, daß er und Tacitus als die durch Studien ausgezeichneten Zierden des Ritterstandes betrachtet wurden. Das rationes procurare aber deutet auf einen Procurator des Princeps, und diese Procuratur wurde gewöhnlich den Rittern, den gebornen Geld- und Finanzmännern von Rom, vertraut. Agric. II. Agricola utrumque avum procuratorem Caesarum habuit, quae equestris nobilitas est. Diese Stelle hat eine besondere Bedeutung für die Beurtheilung der Lebensverhältnisse des Geschichtschreibers, insofern sie lehrt, daß auch Agricola in doppelter Linie von Procuratorenfamilien abstammte. Die Rittergeschlechter standen ohnehin in vielfachem und verwandtschaftlichem Verhältniß zu einander, besonders die mit der Procuratur, d. h. mit der Verwaltung fast sämmtlicher Einkünfte der Cäsaren betrauten. Sie waren wie die begütertsten, so die angesehensten, und durch ihre Verhältnisse den Cäsaren eng verbunden, weil aus ihrem Vertrauen gewählt. Es läßt sich daher annehmen, daß das große Vermögen, welches noch in späterer Zeit, wo das Geschlecht des Tacitus zwey Imperatoren lieferte, schon damals bey der Familie war, und daß sowohl dieses als die Gemeinschaftlichkeit des Standes und der Verhältnisse ein engeres Band zwischen Junius Agricola und Cornelius Tacitus dem Vater geknüpft hatte. Daraus erklärt sich nun, wie ein Mann jener hohen Bedeutung des Agricola auf dem Gipfel seines Ansehens einem Jünglinge eines ritterlichen Geschlechtes während des Consulates selbst seine einzige Tochter verloben konnte, ganz abgesehen von den hohen Vorzügen des Geistes und des Characters, die den künftigen Schwiegersohn auszeichneten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. Juli

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Neueste Bearbeitungen der Schriften des Tacitus von Döderlein, Orelli, Ritter und Maßmann.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Auch erklärt sich aus dem engeren Verhältniß des Geschlechtes des Tacitus zu den Flaviern, daß die Nachfolger des Vespasian den Geschichtschreiber mit den höheren Ehren der öffentlichen Aemter schmückten („Dignitatem nostram... a Tito auctam, a Domitiano longius provectam non abnuerim"). Wir bemerken nur noch, daß diese Wahl des Agricola und die Meldung des jüngeren Plinius, daß Tacitus schon an Ansehen und Ruhm geblüht habe, wo er selbst noch in frühem Alter gewesen (admodum adolescens), die beyden vollwichtigen Zeugnisse für den Glanz bildeten, von welchem schon die Jugend des großen Mannes umgeben war. Sein Ruhm als Schriftsteller wird sich wohl unmittelbar daran knüpfen, und Hr. Ritter hat sehr recht, daß er den dialogus de oratoribus als ein Jugendwerk des Tacitus betrachtet. Alles deutet darauf hin, daß er nach dem Tode des Vespasian und vor den Anfängen des Domitian, also in den wenigen Jahren der Regierung des Titus geschrieben und herausgegeben wurde. Der Styl und die Darstellung sind blühender und schwunghafter, man darf sagen, rhetorischer als in den Geschichtswerken seines höheren männlichen Alters; die ganze furchtbare Zeit des Domitian in 15 Jahren, das grande mortalis aevi spatium liegt zwischen jener jugendlichen Frische und dem tiefen männlichen Ernst und der vollendeten Reife des letzteren. Seine edle und hochstrebende Natur ist durch die Schrecken jener langen Zeit nicht gebrochen, wohl aber zu römischer Würde gestählt und vollendet worden. Doch ist die Gesinnung in beyden gleich, und der Dialog verkündet in der Eindringlichkeit der Darstellungen wie in der drastischen Kürze der Characterzeichnungen schon die Größe des künftigen Geschichtschreibers.

Noch bemerken wir, daß der Verfasser Unrecht thut, das Ansehen der von Reinesius (p. 103) gelieferten Inschrift, welche den Namen eines Cornelius Tacitus enthält, für verdächtig zu halten. Sie lautet (bey Orelli Nro. 1169, nicht, wie Hr. Ritter anführt, 1069): „Apollini . . . Rationatoris Honore Usurus Secundum Cornelius Verus Tacitus Erexit Monumenti Loco." In agro Juliacensi prope Pattenes. Reines. p. 103, 53. Orelli bemerkt dazu: „Ad historicum olim referebant, sed spuria videtur, ut similes Virgilii, Propertii, Plinii majoris tituli." Indeß ist die Herkunft der Inschrift unverdächtig. Im rheinischen Beobachter vom 2. Febr. 1819 heißt es darüber: „In dem Dorfe Weißen-Patten unweit Jülich fand man vor vier Jahren bey dem Wiederaufbau einer abgebrannten Burg 7 — 8 Fuß in der Erde ein römisches Grab. Auf dem Schlußstein stand Cornelius Tacitus. Dieser Stein wurde zerbrochen und neben die Einfahrt des Burgthores gestellt. Späterhin machten die Bewohner des Dorfes einen Waß-

serbehälter und brauchten diesen Stein zum Belegen des Bodens. Wegen der Gleichheit wurde er so gelegt, daß die Schrift nach der Erde gewendet ist.“ Ebenso stimmt der Fundort mit der Geschichte der Familie, da derselbe zu Gallia belgica gehört, wo des Tacitus Vater die kaiserliche Procuratur führte; deßgleichen die Bezeichnung Rationatoris, was wohl Ratiocinatoris zu lesen ist, „des Rechnungsführers.“ Da aber der Name Verus dazwischen steht, so ist wohl hier ein Freygelassener des Procurator Cornelius Tacitus anzunehmen, dem derselbe die Rechnungsführung, wir würden sagen die Comptabilität seines Amtes übertrug, eines der Geschäfte, zu welchem man vorzüglich die vertrautesten unter den Freygelassenen wählte. Dieser Cornelius Verus Tacitus hätte demnach dem Apollo das Denkmal errichtet, als er das Amt zum zweyten Mal, also wohl im zweyten Jahr anzutreten im Begriff war: Ratiocinatoris honore usurus secundum.

Auch scheint es, daß Hr. Ritter bey der Vollständigkeit seiner Biographie eine zweyte Inschrift nicht hätte übergehen sollen, die auf Tacitus in Beziehung steht, bey Orelli 561 (Corne)Lio Tacito . . . . Annis Duobus . . . . Sibus X Diebus II. Horis X. Fecit Lucretia Tacita Mater Filio B. M. Et Sibi Et Suis. Posterisque Eorum. Die Vermuthung von Visconti, daß der hier genannte Knabe der von Plinius genannte unglückliche Bruder des Historikers sey, gestattet zwar keine nähere Begründung; doch besteht auch kein Grund, die Inschrift von der Familie zu trennen, die Jahrhunderte lang in Ansehen und Ehre geblüht hat.

Als Heimath des Tacitus wird das municipium Interamna in Umbrien, gegenwärtig Terni, angenommen. Doch sagt Vopiscus in vita Taciti c. 10, auf dem die Meldung beruht, nur dieses, daß die beyden Kaiser aus dieser Familie daselbst ihre κενοτάφια auf eignem Grund und Boden (in solo proprio) gehabt haben, was nicht einschließt, daß dieser Familienbesitz bis in die Zeiten des Geschichtschreibers hinaufreiche.

Rücksichtlich der literarisch-rhetorischen Bildung des Tacitus stützt er sich auf die Meldungen des dialogus de oratoribus, der selbst als die erste und gereifte Frucht derselben auftritt. Den Gang seiner öffentlichen Ehren, die von Vespasian begonnen, von Titus vermehrt und von Domitian bis zur Prätur und dem sacerdotium quindecimvirale gebracht wurden, behandelt er, wie bey der spärlichen Meldung es natürlich war, nur kurz. Daß er nach der Prätur von Rom entfernt lebte, und daß diese Entfernung beym Tode des Agricola schon in das vierte Jahr dauerte und noch nicht geschlossen war, wissen wir aus dem Schlusse der vita Agricolae. An eine freywillige Entfernung ist bey den Verhältnissen des Tacitus und seiner Familie zu Domitian nicht zu denken, und auch der Umstand, daß er in derselben Stelle sich als bey den schrecklichsten Begebenheiten der letzten Jahre des Domitian gegenwärtig bezeichnet, spricht dagegen. Man darf also mit Bestimmtheit annehmen, daß Tacitus während jener vier Jahre als Proprätor zum Behuf der Verwaltung einer Provinz von Rom abwesend war, und von dort erst in der letzten Periode des Domitianus nach Rom zurückkehrte. Es ist schwer zu begreifen, wie Hr. Ritter gegen das ausdrückliche Zeugniß der vita Agr. c. 43: „mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus etc.“ gerade das Gegentheil schreiben konnte: „non vidit obsessam curiam etc.“ „neque Romam reversus jam erat, cum Helvidium juniorem in carcerem duxerunt manus senatorum.“ Denn gerade jene Stelle zeigt doch wohl, daß er bey jener traurigen Begebenheit gerade im Senat gegenwärtig war. Sein Benehmen in jenen schrecklichen Tagen war wohl den Grundsätzen des Agricola entsprechend, die wir aus der Biographie desselben genau erfahren. Er wußte zu schweigen und zu dulden, und vermied, das Schicksal hervorzurufen (provocare fatum). Daß er aber Nichts gethan oder gesprochen, was die Ehrenhaftigkeit seines Characters in Zweifel setzen konnte, geht aus den Zeugnissen des gleich gesinnten Plinius und aus dem ungeschwächten Ansehen hervor, mit welchem er in die glücklicheren Zeiten des Nerva und Trajanus gelangte. Wenn jener durch Alter und Tugend ehrwürdige Kaiser ihn zum Consulate und noch dazu zum Nachfolger eines so großen Mannes, wie Verginius Rufus war, erhob, so liegt

darin ein ebenso vollgültiges Zeugniß für die hohe Würde seines Characters, wie er 20 Jahre früher, als Agricola ihn während seines Consulates zum Schwiegersohne wählte, in seiner Jugend durch das Urtheil dieses hervorragenden Mannes erhalten hat. Diese beyden Thatsachen begreifen das Glänzendste, was wir von seinem öffentlichen Leben wissen, und das Zeugniß des jüngern Plinius kommt noch dazu, wenn er es als den Gipfel des Glückes preiset, das dem Verginius zu Theil wurde, an seinem Nachfolger im Consulate einen solchen Lobredner erhalten zu haben.

Wie lange nach dem Consulate, d. i. nach seinem 40. Jahre das Leben des Tacitus sich erstreckt habe, ist unbekannt. Auf des Hadrianus Regierung deutet in seinen Werken keine Spur, und es gründet sich darauf die Vermuthung, daß er vor dem Principat desselben, p. Chr. 117, gestorben sey, demnach das 60. Lebensjahr kaum erreicht hat.

Von seinen historischen Schriften ist anerkanntermassen die vita Agricolae die älteste, und der noch glühende Zorn über die Gräuelzeiten des Domitian, welchen er in der Vorrede ausathmete, in Verbindung mit dem frischen Gefühl der neugewonnenen Freyheit und Glückseligkeit lassen annehmen, daß sie unmittelbar auf jene Zeiten folgt, und höchst wahrscheinlich im Jahre des Consulates geschrieben worden sey.

Dagegen streitet eine Ansicht, die Niebuhr (kleine histor. und philolog. Schriften Thl. 1. S. 33) ausgesprochen, daß Tacitus die Biographie doppelt geschrieben und gelesen, einmal schon unter Domitian, das andere Mal, das frühere Werk umarbeitend, unmittelbar nach Domitianus Tode. Für jene Arbeit habe Tacitus die Ermächtigung des Princeps nöthig gehabt und sie erbeten. Das wird aus den Worten der Einleitung: „At mihi nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non petiissem etc." geschlossen. Hr. Ritter, der nunc ebenfalls auf des Domitianus Zeiten bezieht, wendet die Sache zu einem Vorsatz, Tacitus habe schon unter Domitianus das Werk zu schreiben im Sinne gehabt; aber dazu wäre die Ermächtigung

desselben ihm nöthig gewesen, die er nach seiner Ueberzeugung nicht ohne Lebensgefahr begehren konnte, da er aus den Briefen seiner Freunde oder aus den Actis diurnis erfahren, daß Arulenus Rusticus und Herennius Senecio wegen ähnlicher Bücher mit dem Tode seyen bestraft worden. Das ist also eine Berathschlagung des Historikers mit sich selbst, die einem Bruchstücke einer innern Geschichte seines Geistes nicht unähnlich sieht, und von dem Verfasser in seinem manchmal etwas unbeholfenen Latein mit den Worten eingeleitet wird: „Quum legationem suam obeunti allatum est de morte soceri sui . . . . optavit quidem edito de rebus ejus et moribus libro sufficere pietatis officio; sed cogitanti hoc sine vitae periculo fieri non posse nisi ante impetrata venia imperatoris etc." Er fährt dann fort: „quod ab aliis non traditum ego accepi ex verbis Agricolae Tacitini a me emendatis et explicatis (c. 1. 2.): at nunc narraturo mihi (temporibus Domitiani) vitam defuncti hominis venia opus fuit (= fuisset), quam non petiissem, incursaturus (= quippe qui incursaturus fuerim) tam saeva et infesta virtutibus tempora (= principem saevum et infestum virtutibus). Legimus (ego cum aliis: in provincia) — capitale fuisse.

Aber nunc im Gegensatz der altrömischen Zeit und Art kann nur von seiner Zeit und ihrer Art, von seiner unmittelbaren Gegenwart gelten, und sollten die Sachen in des Domitianus Zeit, also immer in eine Vergangenheit so schrecklicher Art zurückgestellt werden, müßten sie ganz anders eingeleitet und angedeutet werden. Ebenso ist opus fuit von einer kurzen oder schnell abzumachenden Sache gesagt, wie poterat dixisse des Horatius, nicht so viel als fuisset, und incursaturus statt incusaturus eine schlechte Conjectur, da jene incusatio unmittelbar darauf folgt, und incursare tempora, wenn es tadeln heißt, dasselbe nur in gemeiner Art ausdrückt, in einer Redeweise, die von Böcken oder Stieren: „incursare cornibus" zulässig ist, und von denjenigen, auf welche die Uebertragung von jenen zornigen Bestien paßt, und da es, soll es in die Zeiten hineinlaufen bedeuten, dem tacitei-

schen Gebrauche zuwider ist, ganz abgesehen davon, daß die hier angenommene Erklärung des legimus durch das mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus — nos innocenti sanguine Senecio perfudit — am Schlusse der Biographie entschieden abgelehnt wird. Die Erklärung von Döderlein (Tom. II. p. VI) ruht auf derselben Ansicht. Auch er nimmt an, Tacitus habe die Verspätung seiner Schrift entschuldigen wollen: „quoniam florente Domitiano intutum fuisset, magnum virum, nedum Caesari suspectum laudare; veniam sibi scribendi expectandam fuisse, tandem datam interitu Domitiani et Nervae principatu," und in der Anmerkung 14 fügt er hinzu: „Sed ita demum haec vera sunt, si probabitur emendatio nostra: venia opus fuit, quam non spectavissem. Librorum scriptura petissem exercuit ingenia Walchii, Niebuhrii, Rothii, aliorum, quibus omnibus, ut suam quisque petitae illius veniae interpretationem probarent, longa demonstratione opus fuit; ac tamen si verum vidissent, hoc efficeretur Tacitum a posteris sua ipsum verba intelligi noluisse; ita obscura et ambigua forent."

Man sieht, die Aenderung der Vulg., spectavissem statt petiissem, ist stark, wo nicht gewaltsam, und war sie nöthig, so konnte mit gleichem Recht expectavissem, d. i. das für den Begriff gewöhnliche Wort geschrieben werden, „die ich nicht abgewartet hätte," wie Döderlein übersetzt, dazu dieselbe Conjectur cursaturus und noch ni außer ihr, nämlich ni incursaturus statt des diplomatisch allein überlieferten incusaturus. Es wird weiter erklärt: ni incursaturus fuissem, mit dem Beysatz in der Note zur Stelle selbst: „Ergo idem fere dixit fecitque, quod Cic. Orat. 10. 35: Tempora timens inimica virtuti." Irren wir nicht, so wird hier im Zusammenhang dem expectassem derselbe Sinn gegeben, den petiissem hat. Wir besorgen, daß die Worte: „welche ich nicht erwartet hätte, wenn ich nicht die Grausamkeit des Cäsar Domitianus und derjenigen, die mit ihm in Macht waren, gegen mich und mein Buch gerichtet hätte," noch dunkler sind als die unveränderten Worte des Tacitus. Der

Herausgeber scheint venia als Nachsicht bey seinen Zeitgenossen zu nehmen, die ihm nur dann in Aussicht gestanden, wenn er jene Grausamkeit und Wildheit des Tyrannen gegen sich aufgeregt hätte, wobey man aber wieder nicht sieht, wie Tacitus unter Domitian nur dann auf Nachsicht seiner Zeitgenossen rechnen konnte, wenn er sich durch sein Werk in Lebensgefahr gebracht hätte. Dann war ihm Lob und Ruhm gewiß, Nachsicht würde er auch bey milderer Fassung gefunden haben, nämlich dafür, daß er in Erfüllung der Pflicht dankbarer Liebe, wenn auch mit einer durch die Härte des Fürsten gebotenen Ermäßigung des Stoffes verfahren wäre. Um sogleich hier das zur Erklärung jener streitigen Stelle Erforderliche darzuthun, so geräth Orelli an der oft sichern Hand des Hrn. Dr. Wex in einen andern Irrweg. Mit Recht zwar weisen beyde cursaturus statt percursaturus oder tractaturus als gegen den taciteischen Gebrauch streitend zurück; aber mit Unrecht beziehen sie incusaturus auf die Schmähsucht und die Lust der Zeitgenossen an Tadel und Anklage. „Laudanti hodie venia opus, nulla opus esset incusaturo," oder „infesta virtutibus sunt tempora, contra pronius accipiuntur obtrectatio et livor" Hist. I, 1. 3. Aber die domitianischen Zeiten waren so schrecklich, daß ihre Anklage nur ein Act der Gerechtigkeit, kein Zeichen der Verkleinerung und des Neides war. Dazu beginnt die hier eingeleitete incusatio unmittelbar in dem Folgenden mit einer Schärfe und Strenge, die wenig ihres gleichen hat und in die Worte ausläuft: „memoriam quoque cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Neueste Bearbeitungen der Schriften des Tacitus von Döderlein, Orelli, Ritter und Maßmann.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Lesart ist im Ganzen sicher: Cod. Vat. A. petissem, und B. petiissem, worüber Dronke in Ungewißheit, und was wohl die Schreibung der taciteischen Zeit ist. Ebenso in beyden incusaturus, und da das hypothetische petiissem ein ni verlangt, so konnte dieses aus Verdoppelung der ersten Sylbe von incusaturus leicht gewonnen werden. Wenn Orelli petissem, ni cursaturus, was bey Puteolanus steht, auch auf Cod. Vat. B. überträgt, so ist das ein Irrthum. Venia ist hier nicht Ermächtigung, sondern Nachsicht, incusare tempora ist causam oder culpam in tempora transferre, und virtutes in den Worten tam saeva et infesta virtutibus tempora bezieht sich auf politische und rednerische Bildung, auf Philosophie und Gesinnung wie c. 4.: „pater Julius Graecinus senatorii ordinis studio eloquentiae sapientiaeque notus iisque ipsis virtutibus iram Caji Caesaris meritus."

Nach diesen Bestimmungen der Lesart und der Hauptbegriffe kann die Stelle mit Berücksichtigung des Zusammenhanges, d. i. des Vorhergehenden und Folgenden, aus der taciteischen Kürze wohl erklärt werden. Tacitus braucht gegenüber der Sitte früherer Zeiten, nach welcher für einen Jeden unverfänglich war, sogar sein eignes Leben und seine Leistungen in Schriften auf würdige Weise darzustellen, in seiner Zeit Nachsicht, wenn er das Leben eines Andern und zwar eines Verstorbenen schildern will. Er hätte diese nicht gesucht, wenn es sich nur von der Sache selbst handelte. Er brauchte sie aber auch wegen der Unvollkommenheit seiner Darstellung, die er nachher selbst als incondita ac rudi voce ausgeführt bezeichnet. Er durfte auch für diese Unvollkommenheit seiner Darstellung jene Nachsicht nicht erwarten, wenn er die Mängel selbst verschuldet hätte; aber er hofft sie, weil er die Schuld auf die Zeiten übertragen will, die während des Domitianus Herrschaft solchen Auszeichnungen so feindselig waren. Ohne dieses hätte er sie nicht gesucht, weil er dann sie zu hoffen nicht berechtigt war (quam non petiissem, nisi incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora). Nun folgt der Sache ganz gemäß die weitere Begründung dieser Ansicht. Arulenus Rusticus und Herennius Senecio wurden wegen solcher Leistungen von Domitian mit dem Tode bestraft; ihre Werke auf dem Comitium oder Forum verbrannt („neque in ipsos modo auctores, sed in libros quoque eorum saevitum etc."), die Lehrer der Weisheit und jeder freyen Kunst in das Exil getrieben (expulsis insuper sapientiae professoribus atque omni bona arte in exilium acta). Das Aeußerste der Knechtschaft hat man erlebt, wie die frühere Zeit das Höchste der Freyheit, indem selbst die gegenseitigen Mittheilungen dessen, was man fühlte oder trieb, durch geheime Auskundschaftungen aufgehoben waren (ademto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio).

Jetzt endlich in der glücklichen Zeit des Nerva und Trajanus kehret ihm der Muth zurück; aber der Schaden ist geschehen; die Versäumniß jeder edlen Bestrebung hat durch die lange Zeit von 15 Jahren gedauert, und zufolge der menschlichen Schwäche kann nur langsam in weiser Pflege der Geist erstarken, wie auch die Körper langsam wachsen, aber schnell vertilgt werden (natura tamen infirmitatis humanae — ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris). Wenige auch von denjenigen, welche dem Schicksal oder der Wildheit des Fürsten nicht erlegen sind, haben sich in die Gegenwart, so wie sie ehedem waren, gerettet (Pauci, ut ita dixerim, non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus), und der Geschichtschreiber tritt darum nicht durch eigne Schuld versäumt und mit mangelhafter Befähigung in die neue Zeit und an seine Aufgabe. Darum braucht er Nachsicht; darum wird er sie finden, und ist berechtiget sie zu suchen, da es auch so von Nutzen seyn wird, wenn auch mit roher oder ungebildeter Stimme, die Erinnerung an vergangene Leiden und das Zeugniß der gegenwärtigen Glückseligkeit zu verkündigen. Man sieht, daß ihm hier sein Vorhaben, die nächste Vergangenheit ausführlich zu schildern, sich unterstellte; indessen d. h. bis jenes größere Werk ausgeführt wird, soll das Leben des Agricola erscheinen, und auch in Beziehung auf dieses sein Vorhaben selbst kehrt er auf den Grundgedanken zurück, den er zu Anfang andeutete, aber bey Seite stellte. Er hofft auch in Bezug darauf jene Nachsicht, weil er eine Pflicht der Pietät erfüllt, und darf dafür vielleicht sogar Lob erwarten (Hic interim liber, honori Agricolae soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus). Man sieht, daß nach dieser Deutung sich Alles gegenseitig ergänzt und erklärt; jeder Ausdruck, jeder Zug des Gemäldes erscheint an seiner Stelle und in seiner Zweckmäßigkeit, das ganze Proömium aus Einem Grundgedanken hervorgegangen als ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Werk, ein πρόσωπον τηλαυγές nicht nur des Agricola, sondern auch der andern historischen Leistungen, die ihm folgen sollen, während jede andere Deutung hinter der Würde des Ganzen und der Bezüglichkeit seiner Theile weit zurückbleibt, und den Eingang mehr als einen ungeregelten Erguß des Zornes, denn als ein mit Bewußtseyn angelegtes und durchgeführtes Werk der historischen Kunst erscheinen läßt.

Daneben treffen wir bey Döderlein und Ritter auf die Meinung, Tacitus habe von den beyden größeren Werken das eine, welches jetzo die Historien genannt wird, schon unter Domitianus geschrieben, aber noch nicht herausgegeben; man schließt das aus dem Ende des Proömiums der vita Agric.: „non tamen pigebit memoriam prioris servitutis — composuisse," und aus einem Lobe des Quintilian B. 10, c. 1. §. 104, das auf dieses Werk von beyden bezogen wird. Indeß das Proömium spricht offenbar nur von einem Vorsatze: „juvabit composuisse," und der Infinitivus Perf. hat die Bedeutung des Aorist, obgleich Hr. Ritter diese mit einer Art von Trumpf zurückweist p. XVI: „quod testimonium ut minus valeat, interpretes illi in verbo composuisse temporis aoristi pervulgato ludibrio utuntur; doch Döderlein selbst kommt diesem „pervulgato ludibrio" vortrefflich zu Hülfe durch Berufung auf das Proömium des Livius: „juvabit rerum gestarum memoriae . . . . . et me ipsum consuluisse." Dazu stimmt nun auch interim; denn während die Historien schon componirt gewesen, was könnten dann die Worte: „hic interim liber honori Agricolae soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus," anders heißen als: „die Historien sind zwar geschrieben, aber vor ihnen soll die vita Agricolae herausgegeben werden," wo man wieder fragen könnte, warum er das größere Werk zurückhielt und die vita als eine Art von Prăcursorium voranschickte. Mit unbefangenen Augen betrachtet, sagt Tacitus Nichts als daß er bey dem Eintritt freyer und glücklicher Zeiten das alte Ungemach und die gegenwärtigen Güter in historischer Darstellung schildern werde; zunächst aber in der Biographie seines Schwiegervaters eine Pflicht der Pietät erfüllen wolle. Dazu kommt die innere Beschaffenheit des Werkes selbst; es hat weit mehr starken Ausdruck und schroffe Uebergänge als die Historien; die „rudis et incondita vox" ist nicht eine leere Entschuldigungsformel für die vita Agricolae; sie enthält innere Wahrheit und aufrichtige Anerkennung eines noch sehr harten

Styles, der sich in der Germania bereits erweicht und abrundet, und in den Historien gleich zu Anfange vollendete Kunst des Ausdrucks und des Rhythmus entfaltet, ein allerdings rascher Fortschritt der Darstellung, der durch diese drey Bücher sich entwickelt, aber erst in dem letzten, das unter dem Namen der Annalen geht, zur Vollendung kommt. Daraus wird man abnehmen, was von Hrn. Ritters Satze zu halten ist: eadem causa (Furcht vor Domitian) virum sapientem permovit, ut historias suas a secundo (ab altero) Galbae consulatu coeptas et fere ad suam aetatem perductas interim non evulgandas censeret," und es ist schwer zu begreifen, wie der Verfasser auch nur einen Augenblick dem Gedanken Raum geben konnte, daß der schwunghafte und die Schreckbarkeit der domitianischen Zeit in energischer Darstellung schildernde Anfang der Historien unter Domitian selbst geschrieben werden konnte, ganz abgesehen davon, daß neben Galba, Otho und Vitellius auch Vespasianus, Titus und Domitianus als Persönlichkeiten der Vergangenheit aufgeführt, ja daß Nerva als gestorben und die Herrschaft des Trajanus („principatum divi Nervae et imperium Trajani"), der Fortgang der glücklichen Gegenwart also hier ebenso entschieden bezeichnet wird wie im Proömium des Agricola ihr Anfang. Die an sich schon gebrechliche Hypothese würde darum noch eine andere nöthig haben, um nur auftreten zu können, nämlich daß die Historien zwar der domitianischen Zeit, ihr Anfang aber der trajanischen angehörte, was bey dem innern Zusammenhange und der Gleichartigkeit der sich hier aufrollenden Schilderungen ganz undenkbar ist. Ist aber dieses der Fall, so kann die oben erwähnte Stelle des Quintilianus, welche so lautet: „Superest adhuc et exornat aetatis nostrae gloriam vir saeculorum memoria dignus, qui olim nominabatur, nunc intelligitur. Habet amatores, non imitatores, ut libertas, quamquam circumcisis, quae dixisset, ei nocuerit. Sed elatum abunde spiritum et audaces sententias deprehendas etiam in iis, quae manent," unmöglich auf Tacitus gehen, da auch das 10. Buch des Quintilian gerade in die letzten und schrecklichsten Zeiten des Domitian fällt, und in keiner Weise anzunehmen ist, daß in jener Periode: „adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio" er nicht nur ein Werk im Geiste der Historien geschrieben, sondern auch selbst oder durch seinen Freund Plinius dem Quintilianus, dem Günstling und Schmeichler des Princeps, mitgetheilt hätte. Döderlein sucht seiner Ansicht auch durch grammatische Deutung eine Stütze zu geben, indem er: „superest adhuc et exornat etc." nicht als superstes est nimmt, sondern als restat ad commemorandum, so daß Quintilian den früher erwähnten Historikern nur noch den Tacitus beyfügen wolle. Dieses ginge allenfalls, wenn superest oder allenfalls noch superest adhuc allein stünde; aber der Beysatz: et exornat aetatis nostrae gloriam zeigt doch offenbar, daß superesse hier superstitem esse bedeutet. „Noch ist übrig (d. h. noch lebet) und schmücket den Ruhm unserer Zeit ein Mann u. s. f."

Ueber die Zeit, in welcher die Germania abgefaßt wurde, besteht kein Zweifel, da Tacitus c. 37 selbst die Kämpfe der Römer mit den Deutschen bis auf das zweyte Consulat des Trajan erzählt, und damit offenbar das Jahr bezeichnet, in welchem er schreibt, denn er sagt: ad alterum imperatoris Trajani consulatum, nicht ad secundum, zum Beweis, daß damals Trajanus das dritte Consulat noch nicht geführt hat, er also in dem zweyten desselben p. Chr. 98 geschrieben hat, ein Jahr nach seinem eignen Consulate, in welches die vita Agricolae fällt. Das Werk folgte demnach unmittelbar auf den Agricola und zeigt, daß Tacitus, dem in der Vorrede des Agricola geäußerten Vorsatze treu, sich mit Beharrlichkeit den Vorstudien für die Geschichte seiner Zeit gewidmet habe. Denn aus diesen ist offenbar das Werk entsprungen, da die Schicksale des römischen Reiches, die seine Historien in einer beträchtlichen Reihe von Jahren umfassen sollten, seit Augustus sich vor Allem um die Kämpfe der Römer mit den Germanen wendeten, und Tacitus dort das Schicksal der römischen Herrschaft hereindrängen sah („urgentibus imperii fatis"). Sämmtliche vor uns liegende Bearbeiter des Tacitus haben die Behauptung von Luden verschmäht, daß die Germania gar kein selbständiges Buch, sondern eine Art von Schediasma, eine Sammlung von Auszügen, Notizen und Entwürfen zu weiterem Gebrauche

bey seinen historischen Schriften sey; indeß ist Hr. Ritter auf einen davon nicht eben fern liegenden Gedanken gerathen, indem er die Germania für eine Art von Excursus hält, welche Tacitus den Historien beygegeben habe, eine Meinung, die schon dadurch beseitigt wird, daß die ganze Vorstellung, nach welcher die Historien damals schon so gut wie vollendet und nur nicht herausgegeben waren, sich, wie wir sahen, als ganz unhaltbar erwiesen hat. Auch pflegten die alten Historiker nicht solche Excurse zu machen, wie etwa die unsrigen zu ihren bändereichen Werken, oder wie Lipsius zu Tacitus, und Heyne zur Iliade oder zum Virgil. Wenn aber Hr. Ritter daran anstößt, daß Tacitus sein Buch ohne weitere Einleitung mit: „Germania omnis a Gallis Raetisque" anfängt, so hat er nicht bedacht, daß Jul. Cäsar seine Commentarii in ähnlicher Weise mit „Gallia est omnis divisa in partes tres" beginnt, obwohl es ihm nicht an erklecklichem Stoff zu einer gehörigen Vorrede gefehlt hat. Das Innere des Werkes zeigt eine nach bestimmtem Plane angelegte und folgerecht durchgeführte Composition, und vergleicht man die ähnlichen, wenn auch kürzeren Schilderungen der Gallier und Germanen bey Cäsar, der Britannier in der vita Agricolae, so ist ein gemeinschaftlicher Typus nicht zu verkennen, der solchen ethnographischen Darstellungen zu Grunde liegt, und wahrscheinlich bis in die Schulen der Rhetoren zurückweist, denen die Anleitung zu Compositionen aller Arten nicht fremd war. Man beginnt mit der Lage des Landes und dem dadurch bedingten Clima (situs et coelum), und geht dann zu seinem Inhalt oder Erträgnissen über, von dem edelsten derselben, den Menschen beginnend, ihren Ursprung, ihre Beziehung zu den Göttern nachweisend, und dann auf die niedereren Gattungen, Thiere, Früchte, Metalle herabgehend. Ist damit der Stoff bezeichnet, von dem die Völker leben, aus dem sie sich kleiden und bewaffnen, so geht es an die weitere Schilderung ihres Lebens und ihrer Sitten, worauf die Beschreibung der einzelnen Stämme mit Angabe ihrer Eigenthümlichkeiten folgen. Das Alles ist mehr skizzenhaft in den eben genannten Werken de bello gallico und der vita Agricolae, aber mit sattsamer Ausführlichkeit und durchgehender Anschaulichkeit in der Germania, die ihre innere Structur und die in ihr beruhenden Ansprüche auf Selbständigkeit nur solchen Augen verhüllt, welchen die Stärke fehlt, Natur und Kunst der Werke des Alterthums zu begreifen.

Wir kommen auf das große Geschichtswerk des Tacitus, welches in seiner Ganzheit vom Tode des Augustus bis zum Untergange des Vespasianus einen Zeitraum von 82 Jahren begriff, und wie man durch Hieronymus ad Zachariam III, 14 erfährt, aus 30 Büchern bestand. Es umfaßt zwey Theile, von denen der erste den Tiberius, Claudius, Caligula und Nero, der zweyte den Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus, Titus und Domitianus begriff. Daß der zweyte Theil dem ersten voranging, sieht man aus diesem, Annal. XI. 11, wo er sich auf Erzählungen in den Büchern bezieht, in denen er die Thaten des Imperator Domitianus beschrieben hat, „quibus res imperatoris Domitiani composui." Sein erster Plan umfaßte demnach die Geschichte seiner Zeit; auch die Regierung des Nerva und Trajan ward darin begriffen: „Quodsi vita suppeditet, principatum divi Nervae et imperium Trajani, uberiorem securioremque materiam, senectuti seposui, rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet." Wie groß die Erwartung war, die diesem Werke vorausging, sieht man aus des jüngern Plinius Briefen VI, 16, der ihm bey Uebersendung der Nachrichten über den Tod seines Oheims, die Tacitus zum Behuf seiner Geschichte begehrt hatte, „quo verius tradere posteris possis," ihm schreibt: „video morti ejus, si celebretur a te, immortalem esse gloriam propositam," und VII, 3 verkündete: „Auguror, nec me fallit augurium, historias tuas immortales futuras." Das setzt voraus, daß Tacitus die einzelnen Theile seines Werkes, wie sie ihm unter der Hand sich vollendeten, den Freunden mittheilte, auch wohl erlesenen Gesellschaften vortrug oder vortragen ließ. Auch Hr. Ritter nimmt das an, und thut nur daran Unrecht, daß er mitsamt dem Werke dergleichen Mittheilungen und Vorlesungen unter den Domitian zurückstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. Juli.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Neueste Bearbeitungen der Schriften des Tacitus von Döderlein, Orelli, Ritter und Maßmann.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Daß Tacitus nach Vollendung des ersten Werkes noch Zeit genug gehabt habe, die Thaten des Nerva und Trajanus, wie er gewollt, zu schildern, ist offenbar, weil ihm in jener späteren Zeit die Muße für den anderen Theil seiner Geschichte von Augustus bis Nero nicht gefehlt hat. Doch findet sich keine Spur, daß er daran gegangen, jenen ursprünglichen Vorsatz auszuführen. Dagegen mußte die Regierung des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero mit allen den großen Namen des Germanicus, der Agrippina bis auf Paetus Thrasea und Corbulo, mit den Leidenschaften, den innern Katastrophen und mannigfaltigen Characteren und die ganze Begründung des gesellschaftlichen Zustandes, in den das römische Wesen gerathen war, dem nun schon bewährten Geschichtschreiber als ein seiner historischen Kunst würdiger Stoff erscheinen, zumal nach seiner Erklärung der Gegenstand noch keineswegs in gebührender Weise behandelt war. „Die früheren Zustände," sagt er, „sind von hervorragenden Männern in würdiger Weise geschildert worden. Auch den Zeiten des Augustus fehlten noch nicht bedeutende Talente; aber die Thaten der Folgenden wurden, während sie herrschten, aus Furcht falsch, und nach ihrem Untergange bey noch frischem Hasse geschildert: „inde consilium mihi, pauca de Augusto et extrema tradere, mox Tiberii principatum sine ira et studio, quorum causas procul habeo." Es ist gar keine unwichtige Frage, was ihn bestimmen mochte, statt in der Schilderung seiner Zeiten auf das beatissimum Trajani saeculum überzugehen, in die nächste Vergangenheit sich zu versenken und jenes erste Ziel aus den Augen zu verlieren? Darüber läßt sich Folgendes bemerken. Hatte er, wie sich annehmen läßt, die sogenannten Historien in der ersten Hälfte der 20jährigen Regierung des Trajan schon vollendet, so konnte ihm noch unzeitig scheinen, schon damals die Thaten desselben zu schildern, da er noch mitten in ihrem Laufe begriffen war, und von dem dacischen Kriege zu dem parthischen überging, um die Spuren Alexanders d. Gr. im Orient aufzusuchen. Dazu war es schwierig, im Innern der Stadt Verhältnisse noch lebender Personen zu enthüllen, und unstatthaft, über einen im Ganzen vortrefflichen, aber doch auch großen Schwachheiten unterworfenen Kaiser die ganze Wahrheit zu sagen, zumal das Innere seines Hauses von weiblichen Intriguen der Matidia, Martiana, Sabina erfüllt war, aus deren zum Theil sehr zweydeutigen und schlechten Künsten zuletzt die Nachfolge des Hadrianus hervorging, dessen Abneigung und sogar Widerwille gegen den Trajanus sich später deutlich genug entwickelt hat. Solche und ähnliche Schwierigkeiten und Verlegenheiten, die gar nicht zu vermeiden waren, mußten ihm diesen Stoff nothwendig verleiden, zumal er sie sogar noch bey der Geschichte der Augustäischen Zeit empfindet, Annalen IX, 33. Theils lebten Sprößlinge der Familie in jener Zeit noch, und fühlten sich durch die Schilderung

ihrer Vorfahren verletzt, und lebte auch keiner mehr, so, fährt er fort, „reperies, qui ob similitudinem morum aliena facta sibi objectari putent.“

Merkwürdig aber ist, daß, während er dieses Werk bearbeitete, und schon im 3. Buche desselben ihm der Entschluß gekommen war, nach seiner Vollendung in der Geschichte noch weiter umzukehren. Annal. III, 24 spricht er von den Männern, die Augustus wegen sträflichen Umgangs mit den Frauen seines Hauses verbannte oder hinrichten ließ, und fährt fort: „Sed aliorum exitus, simul cetera illius aetatis memorabo, si effectis, in quae tetendi, plures ad curas vitam produxero.“ Es war ihm also klar geworden, daß sein großes Geschichtswerk der rechten Grundlage entbehrte, wenn ihm nicht die Regierung des Augustus, in allen ihren geheimen und zum Theil schlimmen Künsten dargestellt, voranging. Indeß auch dazu ist er nicht gekommen, und man darf sogar fragen ob er mit den sogenannten Annalen bis zum Schluße gekommen? Wir erinnern dieses wegen Hrn. Ritter's, der gleich den übrigen Herausgebern S. XXV an dem Abschluße der Annalen nicht zweifelt, aber an der Bücherzahl, die ihnen zufallen, Anstand nimmt. Bestand nämlich das ganze Werk, wie Hieronymus meldet, aus 30 Büchern, so kommen 16 auf die Annalen, weil in den Handschriften die Historien mit dem 17. begonnen, also 13 Bücher enthielten. Daran nimmt Hr. Ritter Anstoß, aus zwey Gründen, von denen der eine höchst wunderlich ist, der andere aber allerdings zu denken gibt. Der erstere haftet an den Zahlen der Bücher, 16 oder 14, oder es wird bemerkt: „credi nequit adeo adversatum fuisse concinnitati numerorum, ut tam insolitos utrique operi deligeret. Immo etiam in hac re illum ordinis concinni amatorem et egregium in disponendis partibus artificem agnoscimus,“ was denn durch eine künstliche Berechnung der Bücher, die auf die 23 Jahre des Tiberius und die 14 des Nero kommen, dann auf die Vertheilung der dem Vespasian, Titus oder Domitian etwa anzureihenden Bücher des Weiteren begründet werden soll. Wir führen dieses an als ein Beyspiel der μικροπρέπεια, welche die Kunst in Kleinigkeiten sucht, und um so bedenklicher ist, wenn in derselben keine gefunden wird. Denn die Ausdehnung eines historischen Werkes kann doch unmöglich nach der Zahl der Regenten und ihrer Regierungsjahre, sondern muß nach ihren Eigenschaften oder Thaten berechnet werden, aus denen durch keine arithmetische Combination sich ermitteln läßt, daß Tacitus neben 14 Büchern der Historien mit 16 der Annalen nicht ausgereicht, sondern ein weiteres nöthig gehabt hätte. Bedeutender aber ist die Nachweisung, daß in dem verloren gegangenen Theile des 16. Buches unmöglich der ganze Stoff behandelt seyn konnte, welcher von dem Punkt, wo es abbricht, bis zum Tode des Nero, ja über diesen hinaus bis zu der Ankunft des Galba in Rom reichen mußte, und die Zusammenstellung der wichtigen Begebenheiten, welche hier zu schildern kamen, und welche das Maß eines halben Buches weit überschreiten, ist S. 23 mit Sorgfalt und Genauigkeit geliefert. Es sind die Schicksale der Familie des Thrasea, das Exil des Cornutus, die Ankunft und der Aufenthalt des Tiridates in Rom, der Sturz des Vatinius, die Vorbereitung des Zuges ad claustra Caspiarum (an die caspischen Pässe), die Reise des Nero nach Achaja und sein Triumphzug durch alle öffentlichen Spiele der Griechen, während der Zeit die Wirthschaft seiner Freygelassenen in Rom, dann des Nero Plane mit dem Isthmus, der Mord des Corbulo und so vieler anderer hervorragenden Männer, hierauf des Nero Rückkehr zur Stadt, der Ausbruch des jüdischen Krieges und die Thaten des Vespasian daselbst, die große gallische oder hispanische Bewegung unter J. Vinder und Galba und die Katastrophe von jenem durch Verginius Rufus, hierauf der Sturz des Tyrannen selbst und die Begebenheiten, die ihm folgten. Mit Recht schließt der Verfasser: „Nonne vides, lector, fuisse tantam in hac Annalium parte rerum narrandarum copiam tantamque varietatem, cum modo in Italia et urbe, modo in Graecia aut Oriente, rursus in Germania aut Gallia aut Hispania narratori commemorandum esset, ut dimidia pars unius libri minime sufficeret sed vix duobus comprehendi possent omnia.“ In allem diesem hat der Verfasser vollkommen Recht, und ihm gebührt das Lob, auf diesen

gar nicht unerheblichen Umstand zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Gleichwohl steht die Angabe des Hieronymus von den 30 Büchern des Werkes so fest, wie ihre Vertheilung in den Handschriften, nach welchen die Annalen mit dem 16. schließen, und die Historien mit dem 17. beginnen. Die Schwierigkeit, welche sich einerseits aus dem Uebermaß jenes Stoffes, andererseits aus der Unmöglichkeit entwickelt, bey dieser Festigkeit der diplomatischen Ueberlieferung den Annalen mehr als 16 Bücher beyzulegen, nöthigt wohl entschieden zu der Annahme, daß Tacitus mit den Annalen selbst gar nicht zum Schluße gekommen, sondern von der Arbeit, vielleicht auch aus dem Leben abgerufen wurde, als er zwar mit dem 16. Buche, aber nicht mit dem Stoffe zu Ende war, der ihm bis zur Ankunft des Galba in Rom zur Bearbeitung noch übrig war.

Von diesem großen Werke sind, wie bekannt, nur einzelne Theile bis zu uns gekommen; die ersten 6 Bücher in einem zu Corvey gefundenen Coder des 10. Jahrhunderts, den Hr. Ritter mit nicht sehr schlagenden Gründen als aus einer Bibliothek von Fulda kommend bezeichnet, welcher im 16. Jahrhundert nach Italien gebracht, von Papst Leo X. gekauft wurde, und in die mediceische Bibliothek zu Florenz überging, wo er der von Beroaldus besorgten ersten Ausgabe dieses Theiles zu Grunde liegt. Auch dieser ist im 5. Buche mangelhaft, von welchem nur 11 Capitel erhalten sind; dann sind in ununterbrochener Folge übrig: das 11. Buch, jedoch mit bedeutender Lücke zu Anfang bis zum 16., dessen Schluß ebenfalls fehlt, und nach einer Lücke das 17. Buch vom Anfange bis zum Beginn des 21. Buches, von welchem 26 Capitel übrig sind. Auch diese 3 großen Bruchstücke sind nur in Einem Coder vorhanden, der ebenfalls in die mediceische Bibliothek überging, in kleinen sogenannten lombardischen Zügen geschrieben ist und wahrscheinlich in das 9. Jahrhundert zurückreicht. Es scheint, daß er die sämmtlichen Werke des Tacitus, die drey kleinen am Schluße, enthielt, daß die Quaternionen, auf welchen diese geschrieben waren, von dem übrigen früher getrennt wurden und den ältesten Handschriften des Agricola, der Germania und des Dialogus

ebenso zu Grunde liegen, wie die sämmtlichen Handschriften der drey großen Bruchstücke aus demselben codex Lombardicus geflossen sind, mit welchem sie alle Lücken und Verderbnisse des Textes, letztere da gemein haben, wo die nachbessernde Hand der Abschreiber nicht etwa die Heilung der Wunden versucht hat.

Was nun die äußere Form oder die Benennungen der auf uns gekommenen Theile belangt, so trennt keine Handschrift die einzelnen Theile nach Büchern und Namen; alle folgen dem Urcoder, welcher die Bücher durchzählt. Da er aber des Anfangs ermangelt, so waren die Abschreiber genöthiget, das Werk ohne Namen zu lassen, wie codex Vaticanus N. 1863, der anfängt: „Cornelii Taciti liber XI. und beym 17. Buche: Incipit liber XVII Cornelii Taciti, initium mihi operis.“ Andre, die des Namens nicht entbehren wollten, schöpften willkürliche Benennungen wie Cod. Vat. 1958: „Cornelii Taciti historiae Augustae XI.“ „Actorum diurnalium liber XI,“ wo die spätere Benennung: „historia Augusta,“ auf Tacitus Zeit zurückgetragen wird, und acta diurnalia oder diurna ganz unpassend ist. Das war eine Art von Zeitung mit den Neuigkeiten jedes Tages, vorzüglich den Provinzen gewidmet, deren Geringfügigkeit Tacitus selbst von der Würde der Annalen trennt. Der Codex Martianus 381 hat für den Inhalt des Lombardicus, den er wiedergibt, den gemeinsamen Titel: „Historiae.“ Dieselbe Mischung und Verschiedenheiten der Bezeichnung ist auch in den älteren Ausgaben bis auf Rhenanus; aber da indeß Beroaldus aus dem einzigen Coder, aus dem Codex Corveiensis, der den Anfang des Ganzen enthält, den Titel desselben: „P. Cornelii Taciti ab excessu divi Augusti“ lieferte, so tritt auch dieser in die Benennungen mit ein. Darauf folgten die Bemühungen der Herausgeber, das Werk in seine Theile zu scheiden und jeden besonders zu benennen. Schon Rhenanus bemerkte, daß der hintere von Galba an vor dem vorderen vom Tode des Augustus an geschrieben sey, und daß Tacitus im Verlaufe dieses letzteren das Werk selbst seine Annalen nenne. Er hielt sich dadurch berechtigt, dem Ganzen den Titel

der Annalen zu geben, und hat die Bücher unter demselben bis auf 21 zusammengezählt. Lipsius ging einen Schritt weiter, und aus einer Stelle des Plinius, Epist. VII, 93, worin das damals in der Abfassung begriffene hintere Werk „Historiae" genannt wird: „Auguror, historias tuas immortales futuras," gab er den Büchern ab altero Sergii Galbae consulatu den Namen der Historien. Dabey ist es denn auch in allen folgenden Ausgaben geblieben. Sämmtliche haben den in dem Codex überlieferten Zusammenhang des Werkes aufgelöst, die Theile desselben als Annalen und Historien getrennt, und die Herausgeber sind nur des weiteren bemüht gewesen für diese willkürlichen Scheidungen und Benennungen die von Rhenanus und Lipsius aufgestellten Gründe in einzelnen Puncten zu stützen. Hr. Ritter geht selbst so weit, die Verbindung von beyden, wie der Codex sie hat, als eine üble Gewohnheit zu bezeichnen, die sich früh geltend gemacht, und in die Handschriften eingedrängt habe. Gleichwohl ist das ganze Verfahren in Ordnung und durchaus kein Grund, von der Ueberlieferung abzuweichen; die Benennungen besonders sind ganz willkürlich und zufällig, zumal von den ächten die eine wenigstens sich erhalten hat, und die andere nach ihr leicht zu ermitteln ist. Die Sache scheint bedeutend genug, daß man es entschuldigen wird, wenn ihre Hauptpuncte hier mit Beziehung auf die Nachweisungen von Döderlein und Ritter zusammengestellt werden.

Wenn Annal. IV., 32 vom Tacitus selbst gebraucht wird: „Sed nemo annales nostros cum scriptura eorum contenderit qui veteres populi Romani res composuere," so folgt daraus nicht, daß er sein Werk auch so genannt hat. Schon Rhenanus führt an, daß Livius dasselbe gethan, dem Tacitus offenbar folgt: „Id facit volumine tertio decadis quintae; verba sic habent:" „Non sum," inquit, „nescius ab eadem negligentia, qua nihil deos portendere vulgo nunc credunt, neque nuntiari admodum ulla prodigia in publicum, neque in annales referri. Ceterum et mihi vetustas res scribendi nescio quo pacto antiquus fit animus, et quaedam religio tenet, quae illi prudentissimi viri publice suscipienda censuerint, ea pro dignis habere, quae in meos annales referam." Gleichwohl ist Niemanden beygekommen, das Werk Annales zu nennen. Das Wort selbst „Jahrbücher" ist ein allgemeines, nach seinem Inhalte paßt es überall hin, wo die Begebenheiten nach Jahren (per annos digesta) berichtet worden, und des Thucydides Werk, in welchem solches geschieht, ist darum so gut Annales wie des Livius Geschichten, obgleich man sie nicht so nennt. Auch erweitert sich der Begriff, und Annales heißen überhaupt geschichtliche Urkunden, wie in der Germania II: „celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Thuisconem deum terra editum." Hr. Ritter beruft sich mit Andern auch auf Servius und Gellius, um die Benennungen zu stützen, von denen jener ad Virg. Aen. I, 373: „inter historiam et annales hoc interest: historia est eorum temporum, quae vel vidimus vel videre potuimus; annales vero sunt eorum temporum, quae aetas nostra non novit, unde Livius ex annalibus et historia constat;" Gellius aber V, 18 mit Bezug auf Verrius Flaccus ungefähr dasselbe meldet, jedoch mit der Beschränkung: „eamque esse opinionem quorundam Verrius Flaccus refert in libro de significatu verborum IV." Das ist also nur zufällige Meinung einzelner Grammatiker, die noch dazu auf einem Mißverstand des Wortes historia beruht, das Verrius andeutet und Servius deutlich ausspricht in den von Hrn. Ritter ausgelassenen Worten (historia): „dicta ἀπὸ τοῦ ἱστορεῖν i. e. videre." Nun heißt aber ἱστορεῖν nicht sehen, sondern forschen, wie ἱστορία φυσική Naturforschung, und der älteste Historiker Herodotus, nennt darum sein Werk: ἱστορικὴ ἀπόδειξις, d. i. Darstellung dessen, was er erforscht hat, und das bezieht sich, wie man weiß, nicht nur auf seine Gegenwart, sondern auch auf die fernste Vergangenheit der Länder und Völker.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

A Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions during the years 1839 — 43. By Captain Sir James Clark Ross. With plates, maps and woodcuts. In two Volumes. London 1847. 8.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée; exécuté par ordre du Roi pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840, sous le commandement de M. J. Dumont-D'Urville. Histoire du voyage. Paris 1842 — 1846. Vol. I — X. 8.

Fast gleichzeitig sind von den drey mächtigsten seefahrenden Nationen, den Nordamerikanern, Engländern und Franzosen, große Expeditionen zur Untersuchung der Süd-Polarregionen ausgerüstet worden. Den ersten Anstoß dazu gaben die Vereinigten Staaten und ihrem Beyspiele folgten die beyden großen europäischen Seemächte. Zu Anfang des Jahres 1837 brachten nämlich amerikanische Zeitungen die Nachricht, daß von den Vereinigten Staaten eine Expedition in die Südsee unter dem Kommando von Wilkes und zwar nach einem großartigen Maaßstabe veranstaltet würde, und daß diese es versuchen solle, gegen den Südpol so weit als möglich vorzudringen. Es war dieß die erste große wissenschaftliche Weltumseglungsreise, welche von den nordamerikanischen Freystaaten ausgieng; Grund genug für ihre mächtigen Rivalen in Europa, die Engländer, sich auf diesem Gebiete nicht von jenen überbieten zu lassen, und somit wurde von der brittischen Regierung ebenfalls eine Südpolar-Expedition beschlossen und hiezu dem Kapitän James Roß die beyden Schiffe Erebus und Terror übergeben. Während dem hatte aber auch schon die französische Regierung eine Weltumseglungsreise unter der Leitung von Dumont D'Urville ausgerüstet und dazu die beyden Corvetten Astrolabe und Zélée bestimmt. Die Reiseroute für diese Expedition war bereits festgesetzt, als sie auf die Nachricht von den Unternehmungen, welche die Nordamerikaner und Engländer veranstalteten, noch die Weisung erhielt, ebenfalls gegen den Südpol vorzudringen. Ein großartiger Wettkampf zwischen den genannten drey seefahrenden Nationen war hiemit eingeleitet und mit Spannung sah man dem Ausgange desselben entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Bearbeitungen der Schriften des Tacitus von Döderlein, Orelli, Ritter und Maßmann.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Wie mag man noch in unsern Tagen solchen nichtigen Träumen der Grammatiker einiges Gewicht leihen, und von ihnen getäuscht, annehmen: die vorderen Bücher des taciteischen Wer-

kes heißen Annalen, weil ihre Begebenheiten zwischen Tiberius und Nero's Tode vor die Zeit des Tacitus fallen — was nicht einmal ganz richtig — die folgenden aber Historien, weil er das in ihnen enthaltene selbst erlebt habe. Es verhält sich nicht besser mit einem nachträglichen Grunde, nach welchem Annalen Jahrbücher von weniger mannigfachem Stoff und geringeren Begebenheiten seyn sollen, Historien aber Darstellungen großer umfassender Ereignisse und Katastrophen. Wenn man zur Stütze dieser Meinung sich auf die erwähnte Stelle Annal. IV, 32 beruft, worin Tacitus bemerkt, die Stoffe seiner Annalen würden Manchem „parva forsitan et levia memoratu" scheinen, während die Werke der Früheren „ingentia bella, expugnationes urbium, fusos captosque reges, aut si quando ad interna praeverterent discordias consulum adversum tribunos, agrarias frumentariasque leges, plebis et optimatium certamina, libero egressu memorabant," wenn man damit den Anfang des hinteren Werkes (I, 2): „opus aggredior, opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus" vergleicht, und sofort siegreich darauf hinweist, daß ja eben dieses Inhalt der eigentlichen Historie, jenes geringere aber der Annalen sey, zufolge nämlich der nun eingeführten Benennungen, so ist das eben auch nur wieder Willkürlichkeit der Annahme, und Tacitus, der von den Annalen und ihrer Würde allein die geringfügigen Ereignisse: als Grundlegung von Gebäuden, Errichtung von Amphitheatern ablehnt, und dieses den actis diurnis zuweist, nimmt für die Annalen die berühmten Begebenheiten in Anspruch mit der Erklärung: „solches sey nach der Würde des römischen Volkes festgestellt worden" („cum ex dignitate populi Romani repertum sit, res illustres annalibus, talia diurnis urbis actis mandare)." Liegt also in dem Begriff der Annales auch ursprünglich die Forderung an ihren Urheber: suum quaeque in annum referre, wie es bey den Grundbüchern dieser Art, den annalibus pontificum geschah, so ist doch bey der Entwicklung der römischen Geschichtschreibung weder die Wichtigkeit der Gegenstände noch die Würde der Darstellung ausgeschlossen, und wenn in den sogenannten Annalen des Tacitus, da, wo er öde und an großen Begebenheiten arme Zeiten schildert, nur ein „in arcto et inglorius labor" ist, so enthalten sie doch auch die prachtvolle Darstellung der Kämpfe des Germanikus gegen den Arminius, die großartige Schilderung von seinem Untergange und dem Schmerz des römischen Volkes darüber, die edle Erscheinung der Agrippina, die furchtbare Schilderung von der Vertilgung ihrer Kinder, der Herrschaft des Sejanus, den Unthaten des Nero und den kriegerischen Unternehmungen des Corbulo, während die Historien, da wo sie von den Schlachtfeldern in das Innere der Stadt, des Senates und der Parteistreitigkeiten einführen, ihrerseits ebenso in das knappe Maß der sogenannten annalistischen Darstellung übergehen, und von welcher Seite man auch diese Scheidungen und Benennungen betrachtet, sie erscheinen als rein illusorisch, und auch Plinius, wenn er das hintere Werk historias nennt, hat damit einen allgemeinen Ausdruck gebraucht, ohne Gewähr für den Titel zu liefern, den Tacitus seinem Werke gegeben hat oder geben wollte.

Nun kommt dazu, daß dieser wahre Titel sich in dem einzigen Codex, der den Anfang des Werkes liefert, wie wir oben anführten, ganz deutlich erhalten hat; denn das Manuscript beginnt mit den Worten:

P. (sic) CORNELII TACITI AB EXCESSU DIVI AUGUSTI URBEM ROMAM etc.

Die Worte aber: ab excessu divi Augusti kehren vor dem Anfang jedes der folgenden Bücher wieder, zum offenbaren Beweis, daß nach ihnen die Zahlen einzusetzen sind, und der diplomatisch beglaubigte Titel des Werkes demnach: „P. Cornelii Taciti ab excessu divi Augusti liber I., II., III. etc." lautet. Daß dieser von Tacitus selbst stamme, zeigt die ächte Benennung der von ihm bewunderten Decaden des Livius, die in den ältesten Handschriften „T. Livii ab urbe condita liber I., II." u. s. f. genannt werden. Auch wird diese antike Schlichtheit einer Benennung, die blos den Zeitpunct angibt, wo die Erzählung beginnt, durch ein vollkommen analoges Beyspiel aus des Tacitus Zeit selber über allen Zweifel gestellt. Der jüngere Plinius, Epistol. III, 5,, führt unter den übrigen Schriften seines Oheims die zwey großen historischen Werke desselben, und offenbar unter ihrem ächten Titel an,

das eine: „Bellorum Germaniae XX. (scil. libri),“ das andere: „A fine Aufidii Bassi XXXI.“ Aufidius Bassus ist ein nahmhafter Geschichtschreiber der letzten republikanischen Zeit und vielleicht auch des früheren Principates. Seneca Rhetor Suas. VI. führt aus ihm eine Charakteristik des Cicero bey Gelegenheit seines Todes an, und man lernt ihn dort als einen Zeitgenossen dieses Rhetor kennen. Bis wie weit sein Werk reichte, läßt sich nicht bestimmen; aber wo er endete, fing Plinius an, so wie Xenophon seine Geschichten an die des Thucydides, Ammianus Marcellinus die seinige an das Ende des Tacitus anschloß. Ueber jenes Anschließen an Aufidius Bassus belehrt uns der ältere Plinius selbst in der Vorrede zur Histor. Nat. ad Titum, wo zugleich ein Theil des Inhaltes erwähnt wird: „Nos quidem omnes patrem Te fratremque diximus, opere justo temporum vestrorum historiam orsi a fine Aufidii Bassi.“ Daß das Werk auch den Nero begriff, zeigt Hist. Nat. II, 5, 85 und 105, und es sollte erst nach des Urhebers Tode herausgegeben werden. Es besteht nun wohl gegen das Zwingende der Analogie und Schlußfolge kein Einwand mehr, daß, wie Livius sein Werk ab urbe condita, Plinius das seinige a fine Aufidii Bassi, so Tacitus das seinige in der That so genannt habe, wie es in dem einzigen durch Alter und Ansehen ehrwürdigen Codex, der seinen Anfang liefert, bezeichnet ist: „ab excessu divi Augusti.“ Haben wir schon dadurch einen sichern Stützpunct für die Bennung des hinteren Werkes, so leitet der Anfang desselben: „initium mihi operis Servius Galba iterum, T. Vinius consules erunt“ noch bestimmter auf die Benennung hin, die demnach kaum eine andere als: P. Cornelii Taciti ab altero Servii Galbae consulatu liber I., II. und f. f. gewesen seyn kann. Da die beyden Werke von einander getrennt, und noch obendrein das hintere vor dem vorderen bekannt gemacht wurde, so ist es natürlich, daß sie in den ersten Handschriften auch getrennt, jedes mit seinem Titel, enthalten waren, und eine Anführung des Tertullianus, der im Apologetico c. XVI. aus Tacitus die Sage von Moses anführt, welcher einem Esel nachgegangen und von ihm zu den Quellen geführt worden sey, aus denen er sein verschmachtendes Volk tränkte, meldet, daß sie „V. historiarum suarum libro“ enthalten sey, d. h. in demselben Buche, in dem sie steht, wenn die sogenannten Historien von vorne, d. i. vom ersten Buche an gezählt werden. Wenn aber, wie oben angeführt wurde, der heilige Hieronymus Comment. in Zachariam III, 14 das Werk nach Inhalt und Zählung der Abschnitte als ein Ganzes von 30 Büchern aufführt, so folgt daraus nothwendig, daß schon zu seiner Zeit die Vereinigung von beyden erfolgt war; man schrieb zusammen und verband durch Fortzählung der Bücher und Unterdrückung des hintern Titels, was innerlich zusammenhing, selbst wenn zwischen dem Schluße des vordern und Anfang des hintern durch den Tod des Tacitus jene Lücke geblieben seyn sollte, deren wir oben gedachten. Wann diese Verknüpfung eintrat, ist natürlich nicht zu bestimmen; doch nicht unwahrscheinlich, daß sie durch den Kaiser Tacitus, einen Urenkel des Geschichtschreibers, dessen Zeit zwischen Tertullian und Hieronymus fällt, veranlaßt wurde, da aus dem Biographen dieses Kaisers (Flavius Vopiscus) bekannt ist, daß er den Cornelius Tacitus, den er als seinen Ahnherrn bezeichnete, in allen Bibliotheken aufstellen ließ, und Fürsorge traf, daß er durch Säumniß der Leser nicht zu Grunde gehen sollte. Er verordnete nämlich, daß sein Buch jedes Jahr 10 Mal öffentlich in den Archiven abgeschrieben und in den Bibliotheken aufgestellt werden sollte. „Librum per annos singulos decies scribi publicitus in *) evicis archiis jussit et in bibliothecis poni.“ Ein Theil der Stelle ist zwar verdorben, doch die Bezeichnung des Werkes als eines Ganzen sicher, und die eben aufgestellte Vermuthung dadurch wenigstens zum Theil gegründet.

Was sofort zu thun oder doch wünschenswerth wäre, kann einem Zweifel wohl nicht unterliegen. Bis auf die Scheidung des Tertullian zurückzugehen, hat seine Bedenklichkeiten, da wir den Titel des hinteren Werkes zwar vermuthen, aber nicht mit Bestimmtheit angeben können. Dagegen war auch kein Grund, die schon so früh eingeleitete und in den handschriftlichen Urkunden beglaubigte Einigung des Werkes aufzulösen, um es unter willkürlichen ersonnenen Benennungen und verschiedenen Bücherzäh-

*) Gruterus: in consulum archiis.

lungen getrennt zu halten, und läßt sich über diese Unart und Willkür, die seit Rhenanus und Lipsius leider vorgewaltet hat, ohne große Verwirrung in den Anführungen zu veranlassen, nicht unbedingt in das Frühere der ächten Ueberlieferung zurückgehen, so sollte man bey künftigen Ausgaben diese wenigstens in ihr Recht einsetzen und vorwalten lassen, so daß unter Zurückweisung der modernen Scheidung in Klammern über dem Texte das Werk selbst als ein Ganzes und unter dem Titel gedruckt würde, den Tacitus seinem Anfang gab, und der mit vollem Recht auf das Ganze überging, nachdem wenigstens schon im 3. Jahrhunderte beyde waren vereinigt worden.

Ueber die Schicksale der Schriften des Tacitus nach dem 3. Jahrhunderte ist wenig bekannt. Daß der Kaiser dieses Namens nöthig fand, der Trägheit und Gleichgiltigkeit seiner Zeitgenossen gegen dieselben durch besondere Vorkehrungen zu begegnen, zeigt wohl deutlich, wie jene an Gesinnung und Ernst immer mehr verarmenden und sich auf das Gewöhnliche beschränkenden Jahrhunderte sich von der Größe und Tiefe dieses majestätischen Geschichtschreibers abwendeten. Hatten sie doch, was er beschrieb, als leichtere historische Waare beym Suetonius, der in den scriptoribus historiae Augustae die seiner würdigen, und wie es die Zeit mit sich brachte, noch ärmlichern Nachfolger erhielt. Dagegen blieb bey den edlern und ernstern Männern sein Ansehen, und die Erwähnung seiner Schriften fehlt in keinem der folgenden Jahrhunderte bis auf Karl d. Gr. Auch später noch finden sich Nachklänge seiner Erzählungen und Meldungen, sey es, daß sie unmittelbar aus ihm kommen, oder aus solchen, die ihn benutzten, wie Paulus Orosius und Jornandes. Hr. Ritter ist diesen Spuren mit Sorgfalt bis in das 15. Jahrhundert nachgegangen, wo die zwey Handschriften, die Ueberreste seiner Werke, gefunden, und anfangs durch Abschriften, dann durch den Druck vervielfältigt wurden. Hr. Maßmann hat denselben Weg betreten, und in Durchforschung besonders der mittelalterlichen Chroniken für diesen Zweck noch größere Sorgfalt bewährt. Beyde würdige Männer haben sich dadurch um die Geschichte der Werke des Tacitus ein bedeutendes Verdienst erworben.

Wir übergehen, was von Ritter und Döderlein zur Würdigung und Beurtheilung des Geschichtschreibers gesagt wird, möchten aber auch zum Frommen unserer Zeit an das erinnern, was Muretus (Oratt. 16. opp. vol. II. p. 248. ed. Lips. 1672) von der Werthschätzung sagt, die Tacitus im 16. Jahrhunderte bey großen Staatsmännern gefunden hatte. „Papst Paul III., der weiseste Greis, den unser Zeitalter gesehen, hatte den Tacitus durch häufiges Lesen gleichsam zerrieben (contriverat), und las keinen heidnischen Schriftsteller mit größerer Zufriedenheit.“ „Cosimo der Mediceer, der erste Großherzog von Etrurien, ein Mann wie zur Herrschaft gemacht, und der gelehrt hat, daß dasjenige, was man gemeiniglich Glück nennt, in Erwägung und Besonnenheit (consilio et prudentia) bestehe, zeigte für des Tacitus Bücher ganz besondere Vorliebe (in deliciis habebat), und genoß ihrer Lesung mit der größten Begierde.“ „Auch heute noch gibt es viele unter den Fürsten und denjenigen, welche von den Fürsten über die wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen werden, die eben denselben mit großem Eifer lesen, und ihn gleichsam für einen Lehrer der Staatsweisheit halten (et quasi pro magistro quodam prudentiae habent).“ Das geschah in einem Jahrhunderte, wo jene prudentia noch eine Staatsweisheit war, und verschwand in dem Maße, als diese in eine Staatsklugheit sich verdünnte, um zuletzt in das überzugehen, was man Diplomatie nennt, und was zumeist von der Lesung der Memoiren unterhalten und genährt wird. Nur die englischen Staatsmänner machen davon eine Ausnahme, von Chatham und Pitt an bis auf unsere Zeit. Bey ihnen steht Tacitus neben Thucydides und Demosthenes noch in der alten und wohlverdienten Ehre.

In einem 2. Artikel werden wir Nachricht von dem geben, was die vier obengenannten Herausgeber für die Kunde der Rede des Tacitus, für Kritik und Exegese geleistet haben.

Fr. Thiersch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

A Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions etc.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie etc.

(Fortsetzung.)

Die französische Expedition war die erste, die unter Segel ging, indem sie am 7. September 1837 den Hafen von Toulon verließ. Erst ein Jahr später, nämlich am 18. August 1838, folgte ihr die nordamerikanische und noch um ein Jahr später die englische. Von allen liegen uns jetzt die Beschreibungen ihrer Reisen und Entdeckungen vor und wir sind demnach nunmehr im Stande, ihre Leistungen mit einander vollständig zu vergleichen. Von der nordamerikanischen Expedition haben wir schon in diesen Blättern (Bd. XXI. S. 897 u. f.) eine ausführliche Anzeige gegeben; ebenso vom Anfange der französischen (Bd. XIV. S. 993 u. f.), so daß wir hier nur über deren Fortsetzung zu referiren haben. Von der englischen sind bisher in diesen Blättern noch keine andern Mittheilungen zur Sprache gebracht worden, als die botanischen Ergebnisse, über welche einer unserer trefflichsten Mitarbeiter einen ausführlichen Bericht (Bd. XXV. u. XXVI.), die letzte Frucht seiner literarischen Thätigkeit, erstattet hat.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die englische Expedition, vor den beyden andern, die Siegespalme errungen hat. Kein anderer Seefahrer ist gegen den Südpol so weit vorgedrungen als J. C. Roß; kein anderer hat so lange in den höchsten Breitegraden verweilt und so umfassende Beobachtungen und reichhaltige Sammlungen veranstaltet als er. Gleichwohl darf uns dieß nicht verleiten, ungerecht zu werden gegen die beyden andern Expeditionen, um so weniger, als ihre Aufgabe nicht allein auf die Erforschung der Polarregion beschränkt war. Sie hatten nämlich außerdem die Inseln der Südsee zu besuchen und mußten dieser Aufgabe den größten Theil ihrer Zeit widmen, während die englische Expedition lediglich für die Erforschung der antarktischen Gewässer bestimmt und ihre Schiffe darnach eingerichtet waren, so daß sie kühn durch die Eismassen hindurchbrechen konnten, indeß der schwächere Bau der englischen und nordamerikanischen Schiffe ihnen ein solches Vorhaben ohne die größte Gefahr der Zertrümmerung nicht gestattete.

Was die französische und nordamerikanische Expedition anbelangt, so hatten beyde so ziemlich dieselbe Aufgabe zu lösen, und von beyden ist es zu rühmen, daß sie ihr in der ehrenvollsten Weise entsprochen haben. Und wenn wir gleich zugestehen müssen, daß die nordamerikanische Expedition noch größere Resultate als die französische erlangt hat, so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß die erstere eine weit bessere Ausrüstung als die letztere hatte. In ihren Versuchen gegen den Pol vorzudringen, hatten beyde Befehlshaber so ziemlich dieselbe Richtung eingehalten, und in seiner ersten Unternehmung war Dumont d'Urville bey seinem Vordringen auf der Route von Wedell den Nordamerikanern um ein Jahr zuvorgekommen; ihm verdankt die Geographie die Kenntniß von Louis-Philipps-Land. Bey der

zweyten Polarreise trafen aber beyde Expeditionen gleichzeitig zusammen und jede von ihnen schreibt sich nunmehr die Priorität der Entdeckung von der Strecke des Polarlandes zu, welche von den Franzosen den Namen Adeliens-Land erhielt. Wir können diesen Streit auf sich beruhen lassen, indem wir beyden Expeditionen ein gleiches Recht auf die Entdeckung zugestehen, da die Zeitdifferenz jedenfalls eine höchst unbeträchtliche ist.

Wir gehen nunmehr über zur Fortsetzung unserer Berichterstattung von Dumont d'Urville's Reise, wovon wir früherhin nur den Anfang derselben berichtet hatten. Wir hatten ihn in dem Hafen von Talcahuano in Chili verlassen, wohin er von seiner ersten Polarreise, auf der er Louis-Philipps-Land entdeckt hatte, sich begeben hatte, um seiner Mannschaft Erholung zu vergönnen und an den Schiffen die nöthigen Reparaturen vorzunehmen.

Von Talcahuano hatte sich Dumont d'Urville nach Valparaiso gewendet, um von hier aus sich vollends auf seine Hauptaufgabe, auf die Untersuchung der Südseeinseln vorzubereiten, und mit Ablauf des Mais 1838 hatte er alle seine Vorbereitungen beendigt. Wir werden nur in der Kürze die Reiseroute angeben, die er in diesen Gewässern verfolgte, da über die meisten der besuchten Inseln und Küsten doch nur wenig Neues zu sagen ist und die wissenschaftlichen Ergebnisse in besondern Abtheilungen ausführlicher zur Betrachtung vorgeführt werden sollen.

Von Valparaiso aus segelte d'Urville zuerst nach den Gambierinseln, dann nach Nukahiwa, Tahiti, den Freundschafts-, Fidschi-, Salomons-, Carolinen-, Pelewinseln und von da nach Mindanao, Sangir und Ternate, von wo er in den ersten Tagen des Februars 1839 nach Amboina und dann nach Banda steuerte. Die Torresstraße zu passiren gelang ihm nicht wegen widriger Winde und so kehrte er nach der Raffles-Bai um und von da nach Port Essington. Nach dem Besuch der Arruinseln und einem kurzen Aufenthalt in der Tritonsbay (Neuguinea) kehrte d'Urville nach dem indischen Archipel zurück, wo er Ceram, Makassar, Salatan (auf Borneo), Batavia, Singapore, die Westküste von Borneo, Solo, Samboangan auf Mindanao, Samarang auf Java, und die Lampongbay von Sumatra besuchte. Der Aufenthalt an dieser ungesunden Küste hatte bey der Mannschaft heftige Diarrhoeen veranlaßt und die Hoffnung, daß sich diese auf der Fahrt nach Vandiemensland mit dem Eintritt in die gemäßigte Zone bald von selbst wieder geben würden, hatte sich nicht nur nicht erfüllt, sondern sie arteten bald zur fürchterlichsten Ruhrepidemie aus, die einen großen Theil der Besatzung beyder Schiffe befiel. Nicht weniger als 3 Offiziere und 13 Schiffsmeister und Matrosen waren der Seuche bereits zum Opfer gefallen, als die Expedition nach einer Fahrt von mehr als zwey Monaten Hobart-Town auf Vandiemensland erreichte. Ein eignes großes Gebäude wurde hier gemiethet zur Aufnahme der Kranken, und obwohl ihnen daselbst durch Beyhülfe der englischen Behörden und der übrigen Einwohner alle Unterstützung und Pflege zu Theil wurde, so unterlagen doch noch mehrere der furchtbaren Krankheit und andere mußten zurückgelassen werden, als nach Verlauf von drey Wochen die Expedition wieder unter Segel gieng. Einige neu aufgenommene Matrosen mußten, so gut es sich machen ließ, die großen Lücken in der Schiffsbesatzung ergänzen.

Es war der erste Januar 1840, wo Dumont d'Urville unter Segel gieng, um zum zweytenmale sein Glück in einer Unternehmung gegen den Südpol zu versuchen. Er hatte sich dazu die Strecke zwischen dem 120 und 160° östlicher Länge als noch ganz unerforscht ausersehen, denn er hatte damals noch keine Kenntniß von den Balleny-Inseln, noch von dem Sabrina-Lande, deren Entdeckung ein Jahr zuvor bereits gemacht worden war. Seine Absicht war es nicht, eine neue Erforschung der großen Eisbarre vorzunehmen, sondern er wollte nur einfach einen Abstecher südwärts von Vandiemensland machen, die Parallele constatiren, unter welcher er die soliden Eismassen antreffen würde und sich dann entweder nach den Aucklands-Inseln oder nach einem der Häfen Neuseelands wenden, während die Zélée von der Route abgehen und nach Hobart-Town zurückkehren sollte, um die Kranken abzuholen und dann an einem noch zu bestimmenden Orte mit dem Astrolabe wieder zusammen zu treffen. Eine

wichtige Entdeckung konnte dabey gemacht werden, nämlich die des magnetischen Poles, und da die vortheilhaftesten Beobachtungen dieser Art diejenigen sind, welche auf einem und demselben magnetischen Meridian angestellt werden, so suchte d'Urville immer dieselbe Richtung einzuhalten.

Unter dem 60° Breite zeigten sich zuerst schwimmende Eisblöcke. Am 19. Januar glaubte man in der Ferne festes Land wahrzunehmen und am 21., wo man 60° 30′ südliche Breite erreicht hatte, war man darüber außer Zweifel. Es war ganz mit Schnee bedeckt und konnte eine Höhe von 1000 bis 1200 Metres haben. Seine Küste zeigte durchgängig ein senkrechtes Gestade von Eis, das jeden Zugang unmöglich machte. Doch gelang es auf einer kleinen Insel eine Landung vorzunehmen und von dem harten festen Granitgesteine Bruchstücke abzuschlagen, zum sichern Beweise, daß man nicht bloß auf einer Eismasse, sondern auf wirklichem Lande sich befunden habe. In der Nähe dieses Eilandes lagen noch 8 bis 10 ähnliche kleine Inseln, die von der zunächst liegenden Küste ohngefähr 5 bis 600 Metres entfernt seyn mochten. Vom Thierreiche zeigte sich auf dem Eilande, auf dem man gelandet hatte, nichts weiter als Pinguine; auch vom Pflanzenreiche fand sich nichts als ein Fucus, der jedoch vertrocknet und entweder von den Strömungen oder von den Vögeln dahin getragen worden war. Dem neu entdeckten Polarlande legte d'Urville den Namen Adelien-Land bey.

Unter großen Anstrengungen richtete er nun seinen Lauf westwärts längs ungeheurer Eiswände, hinter denen wohl ebenfalls festes Land liegen mochte, und gab jenen den Namen der Clarie-Küsten. Mit Stürmen, Kälte und Krankheiten kämpfend drang er so bis zum 128° Länge vor, als die Nothwendigkeit es ihm auflegte, seinen Polarforschungen ein Ende zu machen und zur Rückkehr sich zu entschließen. Die höchste Breite, die er dießmal in diesen Gewässern erreicht hatte, war 66° 30′ unter 138° 21′ östlicher Länge. Am 17. Februar kam er mit seinen beyden Schiffen wieder nach Hobart Town zurück, wandte sich dann nach den Aucklands-Inseln und Neuseeland, und trat von da den Rückweg nach Frankreich an, indem er die Torresstraße passirte, auf Timor, Bourbon und Sankt Helena einige Rast sich gestattete, und am 6. November 1840 in den Hafen von Toulon einlief.

Wir gehen nun über zur Berichterstattung über die Polarreise des Kapitäns James Clark Roß mit den beyden Schiffen Erebus und Terror. Seine Aufgabe war ganz auf die Erforschung der antarktischen Region gestellt, deren physikalische Verhältnisse er einer allseitigen Untersuchung unterwerfen sollte. Insbesondere sollte er sich mit den Erscheinungen des Erdmagnetismus befassen und darauf bezügliche Beobachtungen in der Polarregion gleichzeitig mit den an verschiedenen andern Punkten der Erde angestellten vornehmen. Die beyden Schiffe Erebus und Terror waren aufs sorgfältigste ausgerüstet worden; das erstere stand unter dem unmittelbaren Befehl von Roß, das zweyte wurde von Francis Crozier befehligt. Erfahrne und wissenschaftlich gebildete Seeoffiziere waren ihnen zur Ausführung der physikalischen Beobachtungen beygegeben. Das Sammeln zoologischer, botanischer und geognostischer Gegenstände hatten die Schiffsärzte Robert M'Cormick, John Robertson, Joseph Hooker und David Lyall übernommen und die reichhaltigen Sammlungen, die sie veranstalteten, sind sprechende Zeugen ihres unermüdlichen Eifers geworden.

In den letzten Tagen des Septembers 1839 hatte Roß mit seinen beyden Schiffen von England absegeln können. Madera, Port Praya auf den capverdischen Inseln, die St. Paulsfelsen und die Insel Trinidad berührend, um daselbst magnetische Beobachtungen anzustellen, landete er am 31. Januar 1840 auf St. Helena. Seine Hauptaufgabe war, hier ein ständiges magnetisches Observatorium zu errichten, wozu er alle Instrumente mitgebracht hatte. Ein zweytes wurde von ihm am Vorgebirg der guten Hoffnung erbaut, woselbst er am 17. März angekommen war. An den Prinz Edwards- und Crozet-Inseln vorübersegelnd, gelangte der Erebus am 12. und der Terror am 13. Mai in den Weihnachtshafen auf Kerguelensland, woselbst ein drittes Observatorium errichtet werden sollte. Nur nach großen Anstrengungen war die Landung bewerkstelligt worden, so daß der Schiffsmannschaft

der darauffolgende Sonntag als Rastag doppelt willkommen war. Bey dieser Gelegenheit macht Roß bemerklich, daß er jeden Sonntag Gottesdienst gehalten habe und daß während der langen Dauer der Reise es nur höchst selten vorgekommen sey, daß derselbe wegen stürmischer Witterung oder anderer Gefährlichkeiten habe ausgesetzt werden müssen und daß in solchem Falle alle ohne Ausnahme es bedäuert hätten, wenn sie sich nicht zu dem gemeinschaftlichen Gebete versammeln konnten. Man sieht auch wieder aus diesem Beyspiele, wie fest noch im englischen Volke kirchlicher Sinn begründet ist, und man erkennt auch aus dem Erfolg der Reise, daß dieser nicht ohne höheren Segen geblieben ist.

Der Aufenthalt auf Kerguelensland wurde von den Naturforschern der Expedition zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse bestens benützt. Die Beschaffenheit der Vegetation hat schon Hooker in seiner Botany of the Antarctic voyage geschildert, daher wir darauf hier wie im fernern Verlaufe nicht weiter eingehen, sondern bloß der geognostischen und zoologischen Verhältnisse, welche uns M'Cormick geschildert hat, gedenken wollen.

Das nördliche, von der Expedition besuchte Ende der Insel besteht ganz aus sogenannt vulkanischen Gesteinen. Die beyden gewaltigen Vorgebirge, Cap Cumberland und Francois, bieten von der See ein frappantes Ansehen dar. Die Trappgesteine, aus denen sie zusammengesetzt sind, bilden eine Reihe fast horizontaler Terrassen. Die herrschende Felsart ist Basalt, der in Grünstein und dessen mandelsteinartige und porphyrartige Abänderungen übergeht. Basaltgänge sind nichts Seltenes und schöne Bergkrystalldrusen kommen in den Trappfelsen der Cumberlands-Bay vor; das merkwürdigste Vorkommen aber ist das von fossilem Holz und Kohle, wovon das erstere in Basalt eingeschlossen ist.

Landsäugthiere wurden nicht gesehen; nur Fährten wurden wahrgenommen, die man für die eines kleinen Pferdes oder Esels hielt, der vielleicht von einem gestrandeten Schiff sich hieher geflüchtet haben mochte. Es ist jedoch Ueberfluß an Futter für Vieh vorhanden, so daß die von den Schiffen gelandeten Schafe sich bald gut anmästeten. See-Elephanten und verschiedene andere Robben waren sonst in großer Menge vorhanden, sind aber jetzt durch die übermäßigen Nachstellungen fast ganz verschwunden. Einige Wallfische wurden am Eingange in den Hafen gesehen. Sie scheinen hier jedoch noch in großer Anzahl vorzukommen, denn im Jahre 1843 hörte Roß, daß in der Nähe von Kerguelens-Land zwischen 5 — 600 Schiffe mit dem Wallfischfang beschäftigt gewesen seyen und meist gute Geschäfte gemacht hätten.

Von Seevögeln wurden im Hafen 15 Arten geschossen oder längs der Küsten gefunden; unter diesen mehrere Arten Sturmvögel, 3 Arten Pinguine, 2 Arten Möven, eine Ente, ein Kormoran, eine Seeschwalbe und eine zweyte Art Scheidenvögel (Chionis), auf die kurz vorher schon von Hartlaub nach einem Exemplare im Leidner Museum aufmerksam gemacht worden war. An Fischen war in der Bay kein Mangel. Von Insekten wurden nur 3 oder 4 Exemplare gefunden, nämlich ein Rüsselkäfer, eine Motte und 2 Fliegen; zur Sommerszeit würden sich wahrscheinlich mehr gezeigt haben.

Von Kerguelens-Land segelte Roß nach Vandiemensland, theils um hier ein viertes Observatorium aufzustellen, theils um die nöthigen Provisionen für die Polarfahrt einzunehmen. Am 16. August warf er daselbst Anker und fand bey dem trefflichen Gouverneur Sir John Franklin die freundlichste Aufnahme. Hier erfuhr er nun auch die Entdeckungen, welche vor ihm die französische und nordamerikanische Expedition in den antarktischen Gewässern gemacht hatten, und diese Mittheilungen bestimmten ihn, nicht den nämlichen Weg, den jene gewählt, zu folgen, sondern sich einen östlichern Meridian (170° O.) auszusuchen, um längs desselben südwärts vorzudringen und wo möglich den magnetischen Pol zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

A Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions during the years 1839 — 43.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie etc.

(Fortsetzung.)

Am 13. November trat Roß seine Fahrt gegen den Südpol an und hielt zuerst an den Aucklands-Inseln an, um magnetische Beobachtungen daselbst anzustellen. Die Vegetation dieser Inseln ist weit reichhaltiger als die thierische Bevölkerung. Landsäugthiere fehlen ganz, aber die ausgesetzten Schweine haben sich stark vermehrt; auch eine Katze mit zwey Jungen wurde aufgefunden. Von Landvögeln zeigen sich 7 — 8 Arten, unter denen der prächtige Tui-Vogel von Neuseeland (Melliphaga concinnata) und ein kleiner, den Melliphagiden verwandter olivengrüner Vogel (Certhia olivacea) die Hauptsänger der oft ganz undurchdringlichen Waldungen sind. Die Wasservögel bestehen aus einer neuseeländischen Art Ente, einer Sägente, einem Kormoran, einer Schnepfenart, einem Pinguin und 2 Arten Möven. Der Albatros (Diomedea exulans) brütet in großer Menge auf der Kuppe der Riffe und hat an einer kühnen Raubmöve (Lestris antarctica) seinen größten Feind. In unterirdischen Höhlen brüten verschiedene Sturmvögel; auch wurde ein einzelner Regenpfeifer gesehen. Insekten wurden in großer Anzahl gesammelt. Um den Stock nutzbarer Thiere zu vermehren ließ Roß 2 Widder und 4 Schafe, einige Schweine, Geflügel und Kaninchen aussetzen, auch mehrere nutzbare Sämereien auspflanzen. Von einem Paar Ziegen war leider das eine Stück noch vor der Landung darauf gegangen.

Am 13. Dezember landete die Expedition auf der Campbell-Insel, deren Vegetation nicht mehr so lururios wie die der Aucklands-Gruppe erscheint. Die Thierwelt ist sehr ähnlich der der letzteren, doch fehlen bereits gänzlich alle Landvögel. Schon am 17. wurde diese Insel wieder verlassen, um von da den Weg in ganz unbekannte Regionen zu nehmen. Die Offiziere wie die ganze Mannschaft waren vom besten Geiste beseelt und gingen mit festem Muthe den Gefahren und Strapazen entgegen, die von nun an in reichem Maaße sich ihnen darboten.

Die Fahrt war schon gleich von Anfang an eine nicht selten stürmische, und obschon es in der dortigen Region Hochsommer war, so war doch bereits unter 57° 52′ die Lufttemperatur bey Tage niemals über 40° Fahrenh., und nahm allmählig mit dem Vordringen gegen Süden ab. Das Meer hatte an der Oberfläche eine Temperatur von 42°, in einer Tiefe von 230 Faden 39° 5. Am Weihnachtstage wehte ein heftiger Wind, der jedoch die Schiffsmannschaft nicht abhielt, denselben in gewohnter festlicher Weise zu feyern. Unter 63° Breite wurde eine neue Sondirung der Temperatur des Meeres vorgenommen; sie ergab sich an der Oberfläche zu 30°, bey 150 Faden Tiefe zu 35°, 5, bey 300 Faden zu 38°, 2 und bey 600 Faden zu 39°, 7, in welcher Tiefe die mittlere Temperatur des Ozeans durch die Thermometer erreicht wurde.

Unter 63° 20′ wurden die ersten Eisberge

gesehen und bald gerieth man unter zahlreiche Haufen derselben. Zugleich zeigte sich eine große Menge Wallfische, hauptsächlich von der gemeinen schwarzen Art, die zwar der grönländischen höchst ähnlich, aber doch von ihr verschieden ist; sie kam in so großer Menge vor und war so wenig scheu, daß man nach Belieben davon hätte erlegen können. Auch Pottwalle und Finnfische wurden beobachtet. Unter 64° 38′ ergab eine neue Sondirung die Temperatur des Meeres an der Oberfläche zu 31°, bey 150 Faden zu 35°, 2, bey 300 Faden zu 38°, 8 und bey 600 Faden zu 39° 8. Am Neujahrstage 1841 passirten die Schiffe den südlichen Polarkreis und näherten sich dem Rande der festen Eisbarre. Der doppelt merkwürdige Tag wurde in festlicher Freude wie in Alt-England begangen und das ganze Schiffsvolk erhielt zum Geschenk einen vollständigen Anzug warmer Kleider.

Am 5. Januar wurde es unternommen, das große Packeis (pack-ice) zu durchbrechen, und dazu die günstigste Stelle an dessen äußerem Rande ausersehen, der wie gewöhnlich aus weit festerem Eise als das Uebrige bestand. Das Unternehmen gelang ohne ernstliche Beschädigung, obgleich die Schiffe einige starke Stöße auszuhalten hatten. Nach einer stundenlangen schweren Arbeit wurde der Weg in etliche kleine Wassertümpel, die unter sich durch schmale Kanäle verbunden waren, erzwungen. Das Eis zeigte sich minder compakt und mehr zerstreut, als es von der Ferne her den Anschein gehabt hatte. Es bestand hauptsächlich aus kleinen Eisflarden vom letzten Winter her, mit einer Quantität höckerigen Eises von viel älterem Datum, das durch großen Druck zu gewaltigen Massen geformt war; es hatte keine so schreckhafte Beschaffenheit, als nach den Berichten der französischen und amerikanischen Expeditionen zu erwarten war. Die Schiffe befanden sich nun unter 66° 55′ Breite und 174° 34′ östl. Länge. Die offene See war vom Mastbaume aus nicht mehr sichtbar, sondern rings umher nur Eis, durch das sich die Schiffe ihren Weg brachen. Erst am 9. Januar gelang es unter großen Beschwerden aus dem Eise herauszukommen und wieder die offene See zu gewinnen.

Am 11. Januar wurde Land erblickt, das sich in hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Piks erhob, die zu 7 — 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel emporstiegen und von Roß den Namen des Admiralitäts-Gebirges erhielten.

Eine Landung auf dem Festlande konnte nicht bewerkstelligt werden, da seine Küsten ganz mit Eis belegt und die Brandung zu heftig war. Dagegen gelang es auf einer kleinen Insel zu landen, die im Namen der Königin Victoria mit den üblichen Feyerlichkeiten in Besitz genommen und Possessions-Insel genannt wurde. Sie liegt unter 71° 56′ Breite und besteht ganz aus sogenannt vulkanischen Felsen. Von Vegetation konnte nicht eine Spur wahrgenommen werden, aber unzählbare Schaaren von Pinguinen bedeckten völlig und dicht die ganze Oberfläche der Insel, längs der Ränder der Abhänge und selbst bis zu den Kuppen der Berge. Sie attakirten heftig die fremden Gäste, als diese durch ihre Reihen durchschritten, und bissen mit ihren starken Schnäbeln tüchtig zu; dazu kam noch ihr lautes widerliches Schreyen und der unerträgliche Gestank von der tiefen Guano-Lage, die sich von Alters her gebildet hatte, so daß Roß mit seinen Leuten froh war, als sie die Insel wieder verlassen konnten, nachdem sie jedoch zuvor ihr Boot mit geognostischen Handstücken und Pinguinen beladen hatten.

Unter meist heftigen Stürmen wurde die Fahrt südwärts längs des Festlandes mit seinen hohen Bergen fortgesetzt. Eine merkwürdige Beobachtung wurde gemacht über die Tiefe, in welcher thierisches Leben unterhalb der Oberfläche des Meeres noch gedeiht. Es wurde nämlich in einer Wassertiefe von 270 Faden das Schleppnetz ausgeworfen und längere Zeit auf dem Meeresboden herumgeschleift. Als es wieder herausgezogen wurde, bemerkte man darin prächtige Exemplare von lebenden Korallen *), von welchen bisher die Naturforscher angenommen hatten, daß sie bey einem Druck, der über etliche Faden unterhalb der Oberfläche gieng, nicht mehr zu leben vermöchten. Corallinen, Flustren und mancherley an-

*) Nach der Bestimmung von Ch. Stockes im Append. Vol. I. p. 334 bestehen diese Korallen aus 3 Arten Retepora und aus 3 neuen Arten von Primnoa, Melitaea und Madrepora.

dere Arten wirbelloser Thiere waren ebenfalls in das Netz gerathen und beurkundeten einen Ueberfluß und große Mannigfaltigkeit des thierischen Lebens. Unter ihnen entdeckte Roß 2 Arten von Pycnogonum; Idotea Baffini, bisher als eigenthümlich für die arktischen Gewässer betrachtet; einen Chiton, 7 bis 8 zweyschalige und einschalige Mollusken, eine unbekannte Art von Gammarus und 2 Arten von Serpula, die den Steinen und Schalen ansaßen. Mit Recht hält es Roß für höchst interessant, daß unter diesen Thieren verschiedene waren, denen er für gewöhnlich unter gleichen Breitengraden im Norden begegnet hatte. Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Meinung hegt er ferner keinen Zweifel, daß, wie groß auch immer die Tiefe sey, aus der wir vom Grund des Ozeans Schlamm und Steine heraufbringen können, wir dieselben wimmelnd vom thierischen Leben antreffen würden, und daß der äußerste Druck in den größten Tiefen diese nicht zu afficiren scheine, wenigstens wisse man, daß aus der Tiefe von tausend Faden Dintenfische mit dem Schlamm herausgebracht worden seyen.

Hinsichtlich des Umstandes, daß verschiedene arktische Arten wirbelloser Thiere ebenfalls in den antarktischen Meeren gefunden wurden, hält Roß eine Wanderung derselben und zwar in folgender Weise möglich. Der einzige Weg, den sie von dem einen Pol zum andern einschlagen konnten, mußte durch die Tropen führen. Die Temperatur des Meeres ist aber innerhalb derselben der Art, daß sie in ihm nicht existiren konnten, außer bey einer Tiefe von 2000 Faden. In solcher Tiefe konnten sie vom arktischen zum antarktischen Ozean wandern, ohne mehr als einen Wechsel von 5° in der Temperatur zu erleiden; während jedes Landthier selbst in der günstigsten Jahreszeit einen Wechsel von 50° und in dem Winter von nicht weniger als 150° Fahrenh. erfahren muß; ein hinreichender Grund, warum weder Säugthiere, noch Vögel, noch Landinsekten beyden Regionen gemeinsam sind.

Unter 76° 8′ wurde auf einer kleinen Insel, die den Namen Franklins Insel erhielt, mit dem Boote gelandet. Von Vegetation wurde keine Spur wahrgenommen, aber der weiße Sturmvogel und eine Raubmöve hatte hier auf den Felsenrändern ihre Nester, auch wurden mehrere Seehunde gesehen. Mit gutem Winde und bey hellem Wetter weiter südwärts segelnd, zeigte sich bald das herrliche Schauspiel eines thätigen Vulkans, der Rauch und Flammen auswarf und eine Höhe von nicht weniger als 12,367 Fuß hatte. Roß gab ihm den Namen „Mount Erebus," und einem andern daneben liegenden erloschenen Vulkan von 10,884 Fuß ertheilte er den Namen „Mount Terror." Von diesem Punkte des Festlandes dehnte sich ein Eisriff aus, das soweit das Auge nur nach Osten reichte, sich als eine feste Masse von 150 bis 200 Fuß Höhe fortzog und die jedes weitere Vordringen nach dem Südpol zur Unmöglichkeit machte; eine gewaltige Bergkette sah man jedoch weiter gegen diesen hin sich verlaufen.

Zur Untersuchung dieses festen Eiswalles schlug Roß die östliche Richtung ein und gelangte dabey bis zu 78° 4′ als der südlichsten Breite, die je erreicht worden war. Allenthalben wurden noch Walle, Sturmvögel, Raubmöven, Pinguine und Robben gesehen. Gerne hätte der kühne Seefahrer einen Winteraufenthalt Angesichts des herrlichen Feuerberges genommen, um sowohl diesen genauer zu untersuchen, als insbesondre auch zu dem magnetischen Pol, von dem er nicht weit mehr entfernt war, vorzudringen, aber jeder Versuch zu einer Landung war bey der gänzlichen Unzugänglichkeit der Küsten unmöglich. In demüthiger Unterwerfung ergab er sich in den Willen Gottes, den ihm hier die Gränze seiner Untersuchungen angewiesen hatte, und mit freudigem Herzen brachte er ihm Dank für den reichen Erfolg, den er seinen Anstrengungen hatte angedeihen lassen. So wurde denn der Rückweg angetreten, um so mehr als sich bereits alle Zeichen des anbrechenden Winters eingestellt hatten. Dem großen Festlande, das die Expedition entdeckt und vom 70 bis zum 79° s. Breite verfolgt hatte, ertheilte Roß den Namen Victoria-Land zur Ehre der Königin von England.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit und der Ungunst der Witterung hatte Roß dennoch beschlossen,

nicht direkt den Rückweg zu nehmen, sondern noch die Strecke zwischen dem nördlichen Vorgebirge von Victoria-Land und den Balleny-Inseln zu untersuchen, und hier also zum Theil den französischen und amerikanischen Entdeckungen zu folgen. Bald gelang es ihm auch Land zu entdecken, das den Anschein zweyer noch vereinigter Inseln hatte, denen er den Namen Russel-Peak und Smyth-Insel beylegte. Obwohl er übrigens selbst der Meynung ist, daß diese Eilande ein Theil der von Balleny im Februar 1839 entdeckten Gruppe seyn möchten, findet er es doch auch nicht unwahrscheinlich, daß sie die Spitzen von den Bergen eines mehr ausgedehnten Landes seyn könnten. Hinsichtlich der verschiedenen, von den amerikanischen, französischen und englischen Seefahrern an dem Rande des antarktischen Kreises entdeckten Landstrecken, findet Roß keine ausreichenden Gründe zur Rechtfertigung der Annahme, daß sie nur als Bestandtheile eines großen südlichen Continents anzusehen seyen. Der Zusammenhang der größten derselben, des Adelien-Landes, ist auf nicht mehr als 300 Seemeilen verfolgt worden, Enderby's Land nicht über 200 Meilen; die andern von meist unansehnlicher Ausdehnung, etwas unsicherer Bestimmung und mit breiten Kanälen zwischen ihnen, würden mehr zur Meynung hinführen, daß sie eine Kette von Inseln bilden. Auch die Angaben von Wilkes hält er nicht für vollgültig, daß Alles, was von diesem Seefahrer als zusammenhängendes Land bezeichnet worden ist, wirklich durchgängig als Land anzusehen sey.

Wir wollen nicht weiter bey den einzelnen Begebenheiten, die auf dem Rückwege von Roß vorkamen, verweilen, sondern nur noch zweyer Sondirungen zur Ermittelung der Meeres-Temperatur in verschiedenen Tiefen gedenken. Die eine unter 63° 51′ Br. und 151° 47′ östl. L. vorgenommen, ergab in einer Tiefe von 600 Faden 39°, 2, von 450 Faden 38,5, von 300 Faden 37,5, von 150 Faden 35,5 und an der Oberfläche 30,4. Die andere, unter 64° 7′ Br. und 140° 22 östl. L. bewerkstelligt, zeigte in einer Tiefe von 600 Faden 38°, 7, von 450 Faden 38, von 300 Faden 36,5 von 150 Faden 34 und an der Oberfläche 30,8. Die dritte Sondirung unter 55° 9′ Br. und 132° 8′ L. ließ erwarten, daß man sehr nahe der Linie von gleicher Temperatur durch die ganze Meerestiefe, welche die Erdkugel zwischen dem 50 und 60° s. Breite umkreist, gekommen sey. Die Temperatur bey 600 Faden war 39°, 8, bey 450 Faden 39,8, bey 300 Faden 39,5, bey 150 Faden 39 und an der Oberfläche 38,5. Es war demnach nicht zweifelhaft, daß einige Wochen früher die mittlere Temperatur hier die vorherrschende gewesen wäre, während sie zu dieser Jahreszeit noch etwas mehr nordwärts lag; Roß hatte jedoch nicht Gelegenheit ihre Stelle genauer zu bestimmen. Die vierte Sondirung unter 52° 10′ Br. und 136° 56′ L. zeigte, daß die Linie der mittleren Temperatur bereits überschritten war und daß der Einfluß der Sonne bis zu 450 Faden Tiefe gespürt wurde. Es ergab sich nämlich bey 600 Faden Tiefe 39,8, bey 450 Faden 40, bey 300 Faden 41, bey 150 Faden 42 und an der Oberfläche 43°.

Am 6. April 1841 hatte Roß seine erste Polarfahrt vollendet, indem er, nach einer Abwesenheit von fünf Monaten, wieder Vandiemensland erreichte, voll Dankes gegen Gott, der sein Unternehmen so reichlich gesegnet und ihn nebst all den Seinigen wohlbehalten und in vollkommener Gesundheit in den Hafen von Hobart-Town wieder zurückgeleitet hatte. Die Winterzeit wurde von der Expedition theils hier, theils in Sydney und auf der Inselbay in Neuseeland zugebracht und diese Zeit zur Reparatur und Verproviantirung der Schiffe, zu magnetischen Beobachtungen und zur Anlegung naturhistorischer Sammlungen verwendet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. Juli.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger. Stuttgart 1847.

Die hier genannte Reise bildet die zwölfte Abtheilung oder den ersten Theil des dritten Bandes des größeren Werkes der Reisen desselben Verfassers durch Europa, Asien und Afrika. In den Berichten über den Inhalt der früher erschienenen Bände (gel. Anz. B. XIV. Nro. 122. u. f. Bd. XIX. Nro. 192. u. f. B. XXIII. Nro. 241. u. f.) haben wir den „tapferen Bergmann," den gründlichen Erforscher so vieler Höhen und Tiefen der Länder- und Völkerkunde, auf welche in neuerer Zeit kein Strahl des wissenschaftlichen Erkennens gefallen war, durch das Adriatische und Mittelmeer zuerst nach Unterägypten, dann von dort nach dem Taurus und Libanon, endlich aufwärts auf dem Nil und einem seiner Querströme bis zu den reichen Fundorten des Waschgoldes am Faßockl begleitet. Vielfach erkannten wir bereits in unsren eben erwähnten Anzeigen die Grundzüge an, durch welche Russeggers Reisebeschreibungen in vorwaltender Weise sich auszeichnen: eine seltne Frische und Klarheit der Auffassung, eine unverkennbare Redlichkeit und Wahrheitsliebe, die sich überall in den Berichten über das Gesehene und Erfahrene kund giebt und jenen geraden Sinn, der sich aus all den überaus schwierigen Verhältnissen mit der ägyptischen Regierung in ehrenhaft männlicher Art herausfindet. Russegger hat nicht nur in den Hügeln und Flußbetten am Tumat und am Faßockl einen tüchtigen Schatz des reinen, vermünzbaren Goldes aufgefunden, sondern alle jene wesentlichsten neuen Entdeckungen und Beobachtungen, welche er in seinem Werke uns mittheilt, sind ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach als ein lauteres Gold zu achten, dessen bleibender Werth sich in der Feuerprobe der späteren Beobachtungen bewähren wird.

Mehr noch als durch den Inhalt der früheren Bände wird sich die Mehrzahl der deutschen Leser durch den Inhalt des hier vor uns liegenden angezogen finden. Es ist ein ächt deutsches Herz, in dessen Tiefe sich da jene Erinnerungen abspiegeln, welche der Anblick eines vor allen andern heiligen Landes in Jedem, für solche Eindrücke Empfänglichen, der dasselbe besuchte, zurückläßt, und abgesehen hiervon giebt uns jene wissenschaftliche Beachtung des Bodens, den unser deutscher Landsmann da durchreiste, eine Sicherheit der Anschauung, welche kein andres bisheriges Reisewerk über Palästina und das peträische Arabien gewährte. Namentlich ist es diese zuletzt erwähnte Seite der Russegger'schen Forschungen über die Halbinsel des Sinai und das gelobte Land, mit welcher wir in dieser Anzeige uns zu beschäftigen haben; vorher aber müssen wir den Verfasser des viel umfassenden Reisewerkes in einem kurzen Bericht über den Inhalt der eilften Abtheilung von diesem aus Chardum, wo wir ihn in der zuletzt vorhergehenden Anzeige verließen, zurückbegleiten an den Hof des nach Golde lüsternen Vizekönig es von Aegypten.

Nach all Dem, was uns bereits über die früheren Ereignisse der Reise zu dem Goldlande des

fernen Südens bekannt ist, wird uns die „jubelnde Freude“ sehr begreiflich seyn, mit welcher unser Landsmann und seine dem Tode entronnenen europäischen Begleiter am Morgen des 8. Mais 1838 ihre Rückfahrt aus Chardum, der Stadt der Gefahren, auf dem Bacher-el Abiad antraten und bald hernach in den herrlichen Nil einliefen. Ein sanfter Wind aus Norden kühlte die Luft, hinderte aber nicht den raschen Fortgang des leichten Schiffes, das von zahlreichen Ruderern bedient, so schleunig als möglich dem alten Mehemed Ali die Kunde von den gemachten Entdeckungen der Goldminen zuführen sollte. Hin und wieder mußten die Krümmungen des Nils zu Land abgeschnitten und die Reise hierdurch abgekürzt werden. Schon von Chardum aus hatte unser Landsmann dem Kascheff von Metämäh Auftrag ertheilen lassen, alle Vorbereitung zu treffen zur Förderung einer solchen abkürzenden und zugleich zur Erforschung der Gegend günstigen Landreise, durch die Bahiuda bis nach Merawi. Bey dieser Gelegenheit jedoch wurde die Geduld des Reisenden selber, mehr noch als die des wartenden Vizeköniges auf eine harte Probe gestellt, denn bis zur Ankunft der nöthigen Kamele und andern Transportmittel mußte er in der kahlen Umgebung von Metämäh vom 14. bis zum 22. Mai verweilen. Freylich war auch das Herbeyschaffen von 52 Kamelen und 30 Kameltreibern, zum bequemen Fortbringen der Reisenden und ihres mächtigen Gepäckes für den Kascheff eines verhältnißmäßig so wenig bemittelten Distriktes keine geringe Aufgabe.

(Fortsetzung folgt.)

A Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions during the years 1839 — 43.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie etc.

(Schluß.)

Am 23. November verließ Roß mit seinen beyden Schiffen die Inselbay, um die zweyte Polarfahrt anzutreten. Er hätte gern an der Chatham-Insel gelandet, aber heftige Stürme verhinderten ihn daran. Am 4. Dezember war ein sehr heiterer Tag, den er dazu benützte, um unter 49° 17′ Br. eine Sondirung vorzunehmen, die bey einer Tiefe von 1050 Faden, wo der Grund noch nicht erreicht wurde, eine Temperatur von 40° zeigte, während sie an der Oberfläche 53° betrug. Am 13. Dezember hatte er sich dem Breitengrade genähert, wo er nach seinen frühern Beobachtungen den Kreis der gleichförmigen Temperatur des Oceans zu durchschneiden hoffen konnte und wirklich hatte er denselben unter 55° 18′ erreicht, wo die Temperatur bey 600 Faden zu 39°. 7, bey 450 Faden zu 39°. 7, bey 300 Faden zu 39°. 9, bey 150 Faden zu 39° 6, und an der Oberfläche zu 39° gefunden wurde. Roß spricht bey dieser Gelegenheit die Vermuthung aus, daß, wenn er im Stande gewesen wäre, die Temperatur auf mehrere tausend Faden hin zu bestimmen, es ohne Zweifel sich gezeigt haben würde, daß der Betrag ihres Unterschiedes durch die ganze Tiefe nicht einen Grad ausgemacht hätte. Am nächsten Tage stellte er unter 56° 20′ eine neue Sondirung an, die zwischen einer Tiefe von 200 und 300 Faden 39°. 7, bey 150 Faden 38° und an der Oberfläche 35°. 8 nachwies; die Wirkung der Hitzeausstrahlung vom Ocean erstreckte sich also bis in die Tiefe von mehr als 150 Faden und der Kreis gleichförmiger Temperatur war demnach bereits durchschnitten.

Unter 58° 36′ Br. und 146° 43′ w. Länge wurden die ersten schwimmenden Eisberge gesehen. Zugleich war nunmehr der Meridian erreicht, längs dessen Roß in den antarktischen Gewässern vorzudringen gedachte. Diesen Meridian hatte er hauptsächlich deßhalben gewählt, weil er hoffte, daß er wegen der geringen Breite, unter welcher von früheren Seefahrern das Eis angetroffen wurde, zur Entdeckung von Land führen würde; jedenfalls hielt er es für besser den östlichen Punkt des großen südlichen Eiswalles, bey welchem die Operationen im vorigen Jahre wegen Eintritt des Winters unterbrochen worden waren, auf einer Route zu erreichen, die so weit als möglich von der vorjährigen ablag, um

auf solche Weise die Gränze der Untersuchungen aufs weiteste auszudehnen.

Am 18. Dezember gelangte man unter 60° 50′ in das Packeis, das sich von Ost nach West unübersehbar ausdehnte. Nicht weniger als acht Wochen brauchte man dießmal dazu, um unter den größten Gefahren und Anstrengungen dasselbe zu durchbrechen. Erst am 2. Februar 1842 kam man unter 67° 29′ Br. und 159° 01′ w. Länge aus demselben heraus in die offene See. Eine unter 70° 39′ vorgenommene Sondirung ergab in der Tiefe von 600 Faden 37°. 6, an der Oberfläche 28°. Am 23. Februar hatte man den höchsten Breitegrad mit 78° 9′ Br. und 161° 27′ w. Länge erreicht, wo der ungeheure Eiswall dem weiteren Vordringen gegen Süden ein Ende machte. Im Vergleich zum vorigen Jahre war man um 6 Meilen weiter südwärts gekommen und hatte den großen Eiswall um 10 Längengrade weiter verfolgt; Land aber hatte man dießmal auf der ganzen Fahrt nicht zu Gesicht bekommen. Die Rückfahrt geschah unter meist sehr stürmischem Wetter und während die Schiffe zwischen großen Eisbergen sich mühselig hindurchwanden, brach ein furchtbarer Sturm los, der ein gewaltiges Zusammenstoßen beyder Fahrzeuge veranlaßte, daß sie dem Untergange nahe waren und nur mit großer Mühe die schweren Beschädigungen, die sie erlitten hatten, einigermassen reparirt werden konnten, um die Fahrt nach den Falklandsinseln fortzusetzen, auf denen überwintert werden sollte. Am 6. April gelangte man endlich nach Port Louis auf der Ost-Falklandsinsel, als dem ersehnten Ruhepunkt nach einer langen und beschwerlichen Seefahrt.

Die kleine englische Niederlassung war damals gerade nicht in besonders günstigen Umständen, so daß sie nicht hinlänglichen Vorrath von frischem Fleisch an die Schiffsmannschaft ablassen konnte. Dieser Mangel wurde aber reichlich ersetzt durch die Jagden, die auf die daselbst verwilderten Heerden Rinder angestellt wurden; auch die Kaninchen und Vögel lieferten einen erwünschten Beytrag zu den frischen Nahrungsmitteln. Hier konnten nun die hart beschädigten Schiffe vollkommen wieder ausgebessert werden, und von dem englischen Stations-Commandanten in Rio Janeiro wurden auf Requisition alle benöthigten Materialien und Provisionen übersendet. Da Zeit übrig blieb, so unternahm noch Roß eine Fahrt nach dem Cap Horn, die am 8. September angetreten wurde und schon am 29. ihr Ziel auf der Hermiten-Insel erreichte, wo in der St. Martins Bucht vor Anker gegangen wurde. Als Hauptaufgabe wurden hier magnetische Beobachtungen, gleichzeitig mit den auf der Ost-Falklandsinsel angestellten, vorgenommen, und außerdem noch eine große Anzahl junger Baumstämmchen ausgehoben, um nach letzterer Insel, wo großer Mangel an Holz war, verpflanzt zu werden. Am 12. November war man bereits wieder nach Fort Louis zurückgekehrt und rüstete sich nunmehr zur baldigen Abreise.

Am 17. Dezember trat Kapitän Roß seine dritte Polarfahrt an, indem er dießmal den Meridian von 55° W. erwählte, wo er in der Erwartung stund, auf eine Fortsetzung von Ludwig-Philipps-Land zu stoßen und zugleich hoffen durfte durch Verfolgung der Küstenlinie gegen Südosten, zwischen Land und Packeis sich haltend, die Untersuchung der Küsten mit der Gewinnung einer hohen Breite verbinden zu können. Sollten indeß unvorhergesehene Hindernisse der Ausführung dieses Planes unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen, so war er entschlossen der Route von Weddel zu folgen, der bis 74° 15′ vorgedrungen war, und dessen Aussage offene See und damit eine beträchtliche Ausdehnung der bisherigen Untersuchungen erwarten ließ. Sowohl die Offiziere als die Matrosen waren voll Freude die dritte Polarfahrt antreten zu können.

Schon am 20. Dezember wurde die Linie der gleichförmigen Temperatur unter 55° 48′ Br. und 54° 40′ w. Länge durchschnitten; am 24. kamen die ersten Eisberge und am folgenden Tage das Packeis zu Gesicht. Am 28. wurde Land entdeckt, was einen Theil von Joinville's Land ausmachte und zugleich wurde eine Menge von Wallfischen wahrgenommen. Die Entdeckungen von Land wurden weiter verfolgt bis zu 64° 44′, wo das feste Eis jeden fernern Versuch südwärts vorzudringen vereitelte. Kapitän Roß entschloß sich daher ostwärts durch das Treibeis zu dringen, und der Route von Weddell zu folgen, was ihm auch soweit gelang, daß er bis zu 71° 30′ Breite gelangte, von wo die vorge-

rückte Jahreszeit und die stürmische Witterung ihn aber zur Rückkehr zwang, die er dießmal nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung nahm.

Aus Sondirungen ergab es sich, daß die Linie der gleichförmigen Temperatur des Oceans unter 52° und 9° östl. Länge durchkreuzt worden seyn mochte. Bey dieser Gelegenheit stellt Roß (II. p. 375) die Resultate zusammen, die aus der Vergleichung seiner Beobachtungen über gedachten Gegenstand sich ergeben und die wir hier ihres hohen Interesses wegen ausführlicher mittheilen wollen.

Ohngefähr unter dem 56° s. Breite (im mittlern Durchschnitt genommen) zeigt sich ein Gürtel oder Kreis rund um die Erde, wo die mittlere Temperatur des Meeres durch seine ganze Tiefe sich findet und somit eine Gränze oder Art neutralen Grundes zwischen den zwey großen thermischen Becken des Oceans bildet. Nördlich von diesem Kreise ist das Meer wärmer als seine mittlere Temperatur, wegen der Sonnenwärme, welche es absorbirt hat, und die seine Temperatur zu verschiedenen Tiefen unter verschiedenen Breiten erhöht. So ist unter 45° s. Breite die mittlere Temperatur von 39°. 5 bis zur Tiefe von 600 Faden hinabgesunken; während in den äquatorialen und tropischen Regionen diese Gränzmarke des Sonneneinflusses erst in der Tiefe von ohngefähr 1200 Faden gefunden wird, unterhalb derselben der Ocean seine unveränderte mittlere Temperatur von 39°. 5 behält, während die der Oberfläche ohngefähr 78° ist. Aehnlicher Weise sehen wir südwärts der Linie der mittlern Temperatur, daß in Ermangelung einer gleichen Sonnenaushülfe die Wärmeausstrahlung des Oceans in den Raum veranlaßt, daß das Meer eine kältere Temperatur hat, so wie wir gegen Süden vordringen, und gegen den 70° s. Breite finden wir die Linie der mittleren Temperatur bis zur Tiefe von 750 Faden hinabgestiegen, unterhalb welcher bis zu den größten Tiefen die Temperatur von 39°. 5 anhält, während die der Oberfläche 30° beträgt. Aus den vielen Beobachtungen, die auf der Reise des Erebus und Terror gemacht wurden, ergiebt es sich, daß die mittlere Temperatur des Oceans ohngefähr 39°. 5 oder $7\frac{1}{2}$ Grad über den Gefrierpunkt des reinen Wassers beträgt, was so nah als möglich der Punkt seiner größten Dichtigkeit ist.

Mit Recht hebt Roß es als ein neues und wichtiges Faktum in der Physik unsers Erdballs hervor, daß seine Beobachtungen uns zu dem Schluße führen, „daß die innere Erdwärme keinen Einfluß auf die Temperatur des Oceans ausübe, denn sonst könnten wir keinen Theil finden, in welchem sie von der Oberfläche bis zu der größten Tiefe, die wir erreichten, gleichförmig wäre.“ Daraus geht aber für Referenten die weitere Folgerung hervor, daß die innere Erdwärme keineswegs mit der eines vulkanischen Feuers in irgend eine Vergleichung kommen könne, weil ausserdem sie nothwendig ihren Einfluß auf das über ihr befindliche Wasser ausüben müßte.

Am 4. April erreichte Roß mit seinen beyden Schiffen das Vorgebirg der guten Hoffnung und hatte die Befriedigung, daß auch nicht ein einziger Mann von denselben auf der Krankenliste sich befand. Schon am 30. desselben Monats konnte er den Rückweg nach England antreten, wobey er jedoch, behufs magnetischer Beobachtungen, St. Helena, die Insel Ascension und Rio Janeiro berühren mußte. Diese ganze lange Fahrt ging ohne alles Ungemach vor sich. Unter 15° 3′ s. Breite und 23° 14′ westl. Länge wurde eine Sondirung vorgenommen, die bey 4600 Faden oder 27,600 Fuß den Grund nicht erreichte. Dieß ist die größte Tiefe des Oceans, deren man sich bisher mit Verlässigkeit versichert hat; Roß ist indeß überzeugt, daß er in manchen Theilen noch tiefer ist. Die Temperatur bey 1200 Faden war 39°. 5, bey 900 Faden 40°. 3 und an der Oberfläche 77°. Eine andere Sondirung unter 12° 36′ n. Breite und 25° 35′ w. Länge ergab bey 1850 Faden, wo der Grund noch nicht erreicht wurde, 39°. 6, bey 1350 Faden 39°. 5, bey 300 Faden 47° 6, bey 150 Faden 52° und an der Oberfläche 79° 5.

Am 2. September 1843 konnte sich das Auge unserer Seefahrer an dem lange ersehnten Anblick der Küste von England weiden und am 4. stieg Kapitän Roß an das Land, wo er von der Admiralität und der ganzen Bevölkerung mit den größten Ehren aufgenommen wurde. Sein Name prangt fortan in der vordersten Reihe der größten Seefahrer aller Zeiten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger. Stuttgart 1847.

(Fortsetzung.)

Der Weg, welchen die Karawane nahm, führte aus S.O. in N.W. bis Aldum, Merawi gegenüber an der nördlichen Gränze der eigentlichen Bahiuda hin; er bildet eine Sehne der großen östlichen Nilkrümmung im Lande der Berber und Scheikie, zwischen 16° 40′ und 19° 33′ N. Br., schneidet mithin allerdings einen bedeutenden Umweg der Flußfahrt ab. Mit der Aussicht auf das Nilbette schied, bey dem Eintritt in die Wüste, zugleich auch die auf den Naga und Ardan, die heiligen Berge des alten Meroë aus den Augen. Doch darf man sich die Wüste dieses höher (wenigstens 1400 F. über dem Meer) gelegenen Landstriches nicht ganz so verödet und wasserleer vorstellen als die Sandwüsten der tieferen Ebenen des nördlichen Afrikas. Die Bahiuda-Wüste wird von Gewitterregen heimgesucht, sie hat ihre bestimmte Zeiten des reichlich und anhaltend niederströmenden Regens, dann sind ihre Chors oder Flußbetten mit Wasser gefüllt, das sich in den von der Natur oder von der Hand des Menschen eingetieften Felsenkesseln und Cisternen das ganze Jahr hindurch hält; von den Bergeshöhen stürzen sich Katarakten herab und das ganze Land umher empfängt eine, wenn auch schneller vorübergehende Bewässerung, wodurch es fähig wird, die hin und wieder stehenden Mimosenwälder zu ernähren und den hier häufigen Gazellenheerden eine Weide, durch das Fleisch aber von diesen den Nubischen Löwen ein hinreichendes Futter zu geben. Schon am andern Tage ihres Zuges kamen die Reisenden zu den Brunnen von Abudlee, deren 20 sind, am vierten Tage zu den Felsenkesseln des Gekdul-Porphyrgebirges. Von einer senkrechten, 136 Fuß hohen Wand des Gebirges stürzt sich dort in der Zeit des tropischen Regens ein mächtiger Wasserfall herab in eine enge Felsenschlucht, zu welcher die Strahlen der Sonne keinen Zugang finden, und hier hat sich das heftig aufprallende Wasser ein tiefes Bassin von 90 Fuß Länge und 60 Fuß Breite gegraben, das auch in der trockensten Zeit des Jahres mit einem grünlichen, frischen Wasser gefüllt bleibt, und zum Tränken wie zum Baden und Waschen für Menschen wie für Thiere dient. Der rüstige Wandrer und Bergsteiger geht übrigens hier den Gazellen nach in eine etwas höher gelegene Gegend der Felsenschlucht, wo sich, eines über dem andren, noch zwey kleinere Bassins befinden, gefüllt mit einem krystallhellen köstlichen Wasser, das unsern Landsmann durch seine verhältnißmäßige Frische und seinen Wohlgeschmack an die Brunnen des heimathlichen Gebirgslandes erinnerte. Erquickungen solcher Art thaten übrigens hier den Reisenden Noth, denn bald jenseits der schattigen Gebirgsschlucht traf sie der brennend heiße Wind aus N.O., in dessen Strömung das Thermometer selbst im Schatten auf 38° R., in der Sonne auf 50° stieg. Sogar die Thierwelt nimmt hier allgemein die fahlgelbe Farbe der Wüste an. In der Ferne, nach den Bergen hin, ergoß sich mehrmalen aus dem Gewölk voll Wasser ein strö-

mender Regen, in die Nähe aber führte der Sturmwind nur Wolken von Sand und Staub der Wüste, die sich über dem Wege der Reisenden entluden.

Für das Auge des Naturforschers in hohem Grade anziehend ist der Engpaß el Magaga, in welchen die Karawane am 28. Mai eintrat. Die vorherrschende Gebirgsart ist auch da der Porphyr; ein kraterartig eingetiefter, kreisrunder Felsenkessel, von einer Stunde im Durchmesser, ist in seinem Innern mit einem Gehäufe von Granitblöcken erfüllt, seine ringmauerartigen 700 bis 800 Fuß hohen Porphyrwände sind an zwey in N.W. und S.W. gelegenen Stellen spaltenartig durchbrochen, und hierdurch für den Durchzug der Karawane geöffnet. Jenseits dieses, am Fuße des Ussub Omára gelegenen Felsenkessels erhebt sich der Weg zu dem 1782′ über dem Meere gelegenen Plateau Om-Masider, auf welchem sich statt der verödeten Wüste, ein von hohem Graswuchs und Wäldern von Mimosen und andern Bäumen bedeckter Landstrich findet. Zum ersten Male ruheten hier wieder, seitdem sie die Ufer des Stromes verlassen, die Reisenden im dichten Schatten großer Bäume und mit den Gazellen zugleich fanden die Kamele reiche Weide; in Norden erhebt sich der gegen 2800 Fuß hohe Chalaß. Noch mehr verlor sich der Charakter der Wüste, als die Reisenden auf der Hochebene Masider das jetzt trocken liegende, sandige Flußbette des Abdum erreichten, durch welches sie nun, bis zum Nil hin, großentheils ihren Weg nahmen. Auch in der trockenen Jahreszeit findet man überall, wo man in das Bette dieses Regenstromes hineingräbt, trinkbares Wasser und in seiner Nähe gedeiht die Vegetation des obern Nillaufes. An dem Brunnen Meroe, im Strombette des Abdum hatten Araber ihr Lager aufgeschlagen, deren streitbarer Stamm, wahrscheinlich in Folge mancher Erfahrungen, die er während der letzten ägyptischen Gewaltherrschaft gemacht hat, gegen Reisende nicht sehr zuvorkommend sich zeigt.

Noch gegen 6 Stunden Weges vom Nil entfernt, kamen die Reisenden am 31. Mai, am zehnten Tage ihres Karawanenzuges, zu den Trümmern eines christlichen Klosters, bey welchem die verödeten Mauern eines vormaligen Dorfes Hoely el Gasal liegen. Jeder Anbau, den einst die Bewohner dieser Trümmerhaufen dem Boden abgewonnen haben mögen, ist verschwunden, die Schluchten und Thäler, die sich zwischen den wilden Gneisfelsen hinziehen, sind zur Wüste geworden. Desto wohlthuender für das Auge ist der Anblick des Nilthales, der sich gleich jenseits des Felsenberges, auf dem das Kloster lag, eröffnet. Ueber die Palmenwälder von Abdum und die Minarets von Merawi erhebt sich, gleich einer Lehrkanzel die zugerundete Felsenwarte des Barkal, auf dessen Plattform Napata mit seinem künstlerisch erhaben schönen, altberühmten Typhonium lag. Die Bewohner der Gegend sind von dem Stamme der Scheikie, des edelsten der in Nubien eingewanderten arabischen Stämme, der sich schon frühe in den Besitz der Ufergegenden des Nils, von Dongola bis zur Insel Mokrat, wo das Land der Berber beginnt, gesetzt hat. Die Scheikie scheiden sich in den (aristokratischen) Stand der Soldaten und in den der Bauern, und beyde sind in ihrer Weise vielleicht die trefflichsten (Krieger und Landbauer) im Reiche des Vizekönigs von Aegypten. Das zum Theil in den Felsen, als Tempelgrotte eingehauene Typhonium von Napata und die andern Tempel, deren Trümmer auf dem Barkal umherliegen, müssen, nach dem Ausspruch unsers Landsmannes so wie andrer Reisender, zu den mächtigsten Bauwerken Aegyptens und Nubiens gehört haben. Der größte der Tempel hatte nach Caillauds Messungen eine Länge von 500, eine Breite von 140 Fuß. Ostwärts von Barkal, am linken Ufer des Nils, zeigen sich in einem Abstand von 2 Stunden die Pyramiden von Nuri.

Der Nil, dessen Breite hier von 2400 bis 3600 Fuß beträgt und in dessen ganz felsenfreyem Bette sich viele Inseln zerstreut finden, strömt von Merawi bis gegen Difarr in südwestlicher Richtung, so daß anfangs die Fahrt durch den herrschenden Nordwind begünstigt wurde, in der Folge aber, als der Wind in Sturm übergieng, und jenseits Difarr in conträre Richtung umschlug, ziemlich langsam von statten gieng, so daß sie die 36 geographische Meilen lange Strecke von Merawi bis Neu-Dongola erst nach 8 Tagen zurücklegte. Die eben

genannte jetzige Hauptstadt von Nubien, in welcher die Reisenden vom 11. bis 19. Juni verweilten, macht auf den ersten Blick den Eindruck einer großen Wohlhabenheit seiner Bewohner und eines reich blühenden Handelsverkehres derselben. Der ansehnliche Bazar der Stadt übertrifft an Umfang und Menge der in ihm verkäuflichen Waaren selbst jenen von Chardum. Die Frauen und Mädchen von Dongola waren, ehe das barbarische Beraubungssystem der neu-ägyptischen Herrschaft zur Geißel des Landes wurde, als die schönsten in allen Gegenden des Nilthales gerühmt; die ganze Stadt war ein Mittelpunkt, an welchem alle Belustigungen der Sinne, mit der ganzen Fülle der Gaben eines überreichen Bodens sich zusammenfanden. Und in welchem Zustand traf unser biederer, menschenfreundlicher Landsmann die Bewohner dieses Landstriches, die noch vor wenig Jahrzehnten dem äußren Glück so im Schooße saßen! Jedes menschliche Gefühl empört sich, wenn man liest, wie hier der Starrsinn eines herrschsüchtigen Emporkömmlings und der unersättliche Geiz seiner untern Beamten einen Vertilgungskrieg mit einem waffenlosen Volke führt, grausamer als jeder andre Krieg, weil seine Waffen ein langsames Hinschmachtenlassen und Aushungern sind. Nachdem die ägyptische Regierung dem Landvolk den größten Theil seines Grundes und Bodens für den Anbau der Baumwolle zu ihrem Vortheil entrissen, nachdem sie ihm gewaltsam gegen Empfangscheine, die kaum mehr Geltung hatten als jedes andre Stück Papier oder Pappe, sein bestes Hornvieh, seine kräftigsten Kamele hinweggeführt hatte, so daß bey der im gleichem Maaße sich steigernden Entvölkerung durch das Pressen der jungen Mannschaft zum Soldatendienst die Schöpfräder, die den lechzenden Boden bewässerten, zum großen Theil still stehen, das vormalige Culturland zur Wüste werden mußte, ließ sie durch ihre Beamten und durch ein freches Gesindel der Wucherer das furchtbare Trauerspiel der Volksvertilgung zu einem Ende führen, das jede Befürchtung übertraf. Dem Landmanne wird, sobald sie reift, der größte Theil seiner Ernte, ja zuweilen fast die ganze auf Abschlag von Steuern, solidarischen Haftungsbeyträgen und Fouragelieferungen für die in den obern Gebieten geraubten und durch das

Land hinabwärts nach Kairo und Alexandria zu transportirenden Viehheerden genommen, und die Gesammtbeute der Lebensmittel für Menschen und Vieh wird um mäßige Preise an einzelne reiche Handelsleute und Beamte verkauft oder in den Magazinen der Regierung aufgespeichert. Will der Landmann von diesen seinen selbstgebauten Früchten, so viel er zur Stillung des Hungers für sich und die Seinen, wie für sein Vieh bedarf, wieder an sich kaufen, dann muß er dafür das mehr als Vierfache jenes Preises bezahlen, um welchen die königlichen Beamten sich mit solchen Gegenständen versehen; ein Ardeb ($4\frac{8}{9}$ Wiener Metzen) Moorhirse kommt dem Bauer 18 fl. rh., ein Büschlein Gras, das in einem Damenkörbchen Raum fände, gegen 1 Kreuzer zu stehen; die künstliche Hungersnoth trifft mithin hier nicht wie bey uns den Hand- und Fabrikarbeiter, oder solche, die keinen Bodenbesitz haben, sondern gerade nur den, welchem der Boden und sein Ertrag zunächst angehörte.

Die Folgen einer solchen unmenschlichen Behandlung des Landvolkes fielen schon zu jener Zeit, als unser Landsmann in Dongola war, auf eine höchst empörende Weise in die Augen. Er sah es, wie in den Straßen und an dem Bazar der Stadt, der für die Fremden und Vermögenden mit allen den Gegenständen, welche die Eßlust reizen und befriedigen können, überfüllt war, nackte Menschengestalten, an denen nur noch eine schwarz gebräunte Haut die Knochen bedeckte, herumwankten, und wie viele von ihnen plötzlich todt dahinsanken, nicht weil die Pest oder eine andre schnell tödtende Krankheit sie getroffen, sondern weil der Hunger die Kräfte des Lebens bis auf den letzten Funken vernichtet hatte. Neben diesen langsam Dahinsterbenden und an ihren, von der Qual erlösten Leichnamen ritten jene Beamten und Wucherer, deren Schuld zum großen Theil dieses unsägliche Elend war, noch kälter und ungerührter vorbey, als wenn diese Schlachtopfer ihres Geizes abgestandene oder vom Sturm gefällte Bäume gewesen wären.

In der Stadt selber wird solcher Jammer ungescheut in seiner Nacktheit zur Schau getragen; draußen auf dem Lande, wo das Volk in der Wuth

des Hungers Gras, unreife, von den Blicken der barbarischen Steuereinnehmer noch nicht beachtete Datteln und andre, der gesunden Menschennatur widerstrebende Dinge verschlingt, vernimmt der Vorbeyreisende nur das Geheul der Klageweiber; es ist Niemand da, der ihm die Zahl der täglich an Dysenterie Dahinsterbenden ansagt; in vielen der Dörfer hört man auch nicht einmal diesen Laut mehr, denn alle ihre Bewohner sind schon weggerafft oder der letzte Rest derselben ist ausgewandert.

Allerdings sind, vielleicht in Folge der abnehmenden Pflanzenkultur, seit zehn Jahren in Dongola die Regengüsse ungleich seltener geworden als früher, aber ein Kanal, den man durch das Land zöge und mit den nöthigen Schöpfrädern versähe, könnte, wenn man dem Bauer seine zum Wasserschöpfen unentbehrlichen Ochsen ließe, dem trefflichen Boden einen solchen Ertrag zusichern, daß ganz Nubien aus ihm mit Getreide und mit Futter für überaus zahlreiche Heerden versorgt werden könnte. In den Gärten der Stadt fand sich übrigens, was die Cultur und den Ertrag der Bäume betrifft, etwas Aehnliches als in Chardum; die Trauben sind in diesem heißen Klima und bey so unzureichender Pflege der Menschenhand wäßrig und fade süß; die Orangen klein und bitter.

Wir wollen es nicht versuchen, von den Anschauungen eines gesunden Blickes und der theilnehmenden Anregung eines gesunden Gefühles, die uns beym Lesen der Reisebeschreibung von Dongola bis nach Kairo und bis zu dem damaligen Aufenthalt des Vizekönigs in Alexandria entgegentreten, hier in dieser Anzeige einen kaum andeutenden Schattenriß zu geben, sondern verweisen dabey auf das Werk selber. Nur noch bey der Beendigung der Verhältnisse Russeggers zur ägyptischen Regierung, bey seinem freyen Ausflug aus der bisherigen Befangenheit zu dem Reiseunternehmen, das uns hier zunächst beschäftigen soll, wollen wir uns einige Augenblicke verweilen.

Nach einer Abwesenheit von 19 Monaten und 18 Tagen langte unser kräftiger Landsmann, der allein unter all seinen Begleitern, wie ein Salamander, im Feuer der Mühseligkeiten und klimatischen Gefahren einer solchen Reise wohlbehalten und frisch geblieben war, am 27. Juli 1838 wieder zu Alexandria an. Nach kurzer Ruhe begab er sich zum Minister Boghos Bey, und von diesem alsbald zu dem seiner schon längst mit Ungeduld wartenden Vizekönige. Dieser hatte indeß in Beziehung auf die Berichte, die er über Russeggers Reise nach Faßokl empfangen, gar seltsame Rechnungen ohne den Wirth gemacht. Sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf den Goldgewinn aus jenen Gegenden gerichtet. Am Schluße der zweystündigen Audienz, während welcher unser Landsmann dem ägyptischen Herrscher einzelne Stücke des goldführenden Quarzes vom Fasanguru und Dschebel Tul vor Augen gelegt hatte, theilte demselben Mehemed Ali seinen Plan mit, in Begleitung von 10,000 Mann selbst, in eigner Person, mit nach Faßokl zu gehen, eine Reise, welche der merkwürdige Gewalthaber vermöge aller der Mittel, die ihm zu Gebote standen, in 20 Tagen zurückzulegen hoffte. Er habe, so sagte er, bereits den königlichen Befehl ertheilt, alle Kataraktten des Nils, welche die Fahrt hemmen könnten, zu zertrümmern und die gesprengten Felsen hinweg zu räumen. Schon damals schien im Kopfe des Vizekönigs die fixe Idee im Aufkeimen begriffen, deren riesenhafte Abentheuerlichkeit kurz nachher unsern deutschen Bergmann in nicht geringes Staunen versetzte. Se. kön. Hoheit rechnete nämlich so, daß, wenn ein Mann aus den Goldwäschen von Faßokl täglich um einen Thaler Gold gewinnen könne, 10,000 Mann für 10,000 Thaler jenes edlen Metalles ausbringen müßten; binnen 3 Wochen sollten diese zur Reise bestimmten Arbeiter mit den nöthigen Werkzeugen versehen seyn und dann sogleich die so gewinnreiche Expedition ihren Auslauf nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Wir werden leicht begreiflich finden, daß unser redlicher, wahrheitsliebender Landsmann solche Rechnungen mit seinen bergmännischen Kenntnissen und Erfahrungen nicht reimen konnte, und daß er ziemlich unverholen über die Ungereimtheit der fixen Idee des Vizeköniges sich aussprach. Zu dem Anstoß, den er hierdurch gab, kam noch, um das Band zwischen ihm und der ägyptischen Regierung vollends ganz aufzulösen, das kränkende Benehmen der letzteren, vermöge dessen sie einige Leute zu den höchsten bergmännischen Stellen im Taurus und andren wichtigen Fundstätten beförderte, deren Besetzung bisher von ihm abhängig gewesen war; Leute, welche einer solchen Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren. Er selber wäre, im Fall seines Bleibens, unter die Controle solcher Leute gerathen. Dieß und Andres bewog ihn, sich ganz entschieden von der Expedition nach dem Goldlande, von dessen Schätzen der Vizekönig bey Tage wie bey Nacht träumte, persönlich loszusagen, und der zweyte Schritt, der diesem nothwendig folgen mußte, war der, daß er seine bisherigen Dienstverhältnisse der ägyptischen Regierung aufkündigte. Er trat in ehrenhafter Weise als freyer, österreichischer Unterthan aus diesen Verbindlichkeiten hervor, und mit allen Begünstigungen zu seinem neuen Unternehmen versehen, trat er jetzt die für sein Forschen so reich ergiebige Reise an, deren Verlauf wir nun weiter beschreiben wollen.

Es war am 10. October 1838, als Russegger die ihm in der Erinnerung werthe Hauptstadt Aegyptens verließ und an dem Birket el Hadschi, dem See der Pilger vorüber, jene Straße einschlug, welche nicht nur Kairo mit Suez, sondern seit uralter Zeit Asien mit Afrika, Indien und Arabien durch Aegypten mit Europa verbindet. Schon damals war die auf Kosten eines Engländers begründete große Locanda, in der Mitte des Weges zwischen Kairo und Suez im Bau begriffen, schon vorher war der Reisende an Zelten vorübergekommen, darin Lebensmittel und Erfrischungen zum Kauf zu haben waren. Das, was derselbe über den Einfluß der regelmäßig eingerichteten indischen Dampfschifffahrt auf den zunehmenden Wohlstand der Wüstenstadt sagt, hat seitdem angefangen in Erfüllung zu gehen.

Uebrigens schien bereits im Herbst 1838 das häusliche Leben der Bewohner des armseligen Suez durch den beständigen Verkehr mit den Europäern einen Aufschwung zu den Sitten und geselligen Vergnügungen der Fremdlinge nehmen zu wollen. Abgesehen von dem, was in dieser Beziehung im Innern der von Meer und dürrem Wüstensand umgebenen Stadt selber geschehen mochte, hatten sich einige der wohlhabenderen Bewohner von Suez an den Moses Brunnen (Ajun Mussa), vier Stunden von der Stadt entfernt, kleine Gartenbeete angelegt, auf denen sie mit Hülfe star-

ker Bewässerung einiges Gemüse erzeugen. Diese Gartenbeete und eine kleine Zahl verkümmerter Palmen sind den durch Gewohnheit genügsamen Geschäftsleuten von Suez ein nach ihrem Bedünken unschätzbarer Lustgarten, der ihnen, weil er das Einzige seiner Art in ihrer Nähe ist, noch mehr Vergnügen gewährt als den Bewohnern von Wien ihr Schönbrunn. Unser Landsmann gerieth fast in Verzweiflung über die Plage der kleinen Fliegen, welche in der Nähe der Brunnen die Luft in solcher Menge erfüllten, daß sie ihm und seinem Reitkamel bey jedem Odemzug in Mund und Nase drangen, er fand das mit Salz und Schwefelwasserstoffgas gemischte Wasser, obwohl etwas besser von Geschmack als das der andren Brunnen und Cisternen in der Nachbarschaft von Suez, noch immerhin abscheulich; ein Holzbirnbaum im deutschen Vaterland nebst einigen Schlehdornen hätten mehr noch zum Ausruhen auf der grünen Rasendecke eingeladen als die kümmerlichen Gewächse um Ajun Mussa. Und da saß in dem gerade 6 Quadratfuß großen Schatten einer Palme ein Moslem mit seinem Söhnlein und labte sich an der salzigen Lauge des benachbarten Brunnens. Er war in Suez geboren und hatte außer Suez und seiner angränzenden Wüste noch gar nichts von der Welt gesehen, darum sprach sich in seinen Mienen bey dem Genuß seiner Landparthie ein ähnliches Wohlbehagen und Vergnügen aus, als in den Mienen eines unserer Städter, der in dem Schatten der blühenden Linden oder Kastanienbäume, an einem Springbrunnen sitzend, sein Glas Wein sich schmecken läßt.

Nach solchen Anschauungen, wie sie der bisherige Weg durch die Wüste seit der Nachbarschaft von Kairo dargeboten hatte, muß das Waddi Garandal, das Elim der h. Schrift, selbst auf den europäischen Reisenden, der schon manche herrliche Gegend gesehen, einen angenehmen Eindruck machen. Ein starker Bach, welcher dort aus dem Schuttland (den tertiären Ablagerungen) entspringt und, außer der Regenzeit, schon nach einer Stunde seines Verlaufes im Schuttland sich wieder verliert, giebt einer großen Zahl von Palmen, so wie dem dichten Gebüsch der Tamarisken an seinem Ufer reichliche Nahrung, der Boden ist mit hohem Grase bedeckt, Felsenmassen von erhaben schönen Umrissen erhöhen den Reiz des lieblichen Thales. Drey Stunden vom Waddi Garandel entfernt finden sich am Fuße des gegen 1000 Fuß hohen Kalkgebirges Dschebel Hamann die warmen, schon von Pococke und Niebuhr besuchten Quellen, deren Temperatur nahe 56° R. erreicht. Der steile Abhang des Felsenberges, aus dessen Fuß sie hervorbringen, ist von vielen tiefen Höhlen durchzogen, in deren einigen die warmen Dämpfe der Thermalquellen, die sich durch den Geruch nach Schwefelwasserstoff und durch die zarten schwefligen Niederschläge an den Felsenwänden verrathen, natürliche Dunst- und Schwitzbäder bilden. Das Wasser, von Farbe klar und hell, und mit einem schwachen salzigen Beygeschmack, enthält an Basen Natron, Kalkerde und Talkerde, an Säuren Chlorwasserstoff- und Schwefelsäure.

Von Waddi Garandel gegen Süd erstrecken sich die tertiären Ablagerungen bis in die Nähe des Hamann-Vorgebirges; da, wo sie an der Küste verlaufen, sind sie von den jüngsten Meeresbildungen überdeckt. An mehreren Punkten bemerkt man Störungen des anfänglichen Schichtensystems jener tertiären Ablagerungen. Sie scheinen dadurch entstanden, daß die Fluthen des Regenwassers den Conglomeratboden, auf dem die Tertiärmassen auflagern, hinweggespült und diese hierdurch zum Absturz — zuweilen in fast senkrechte Lage der Schichten gebracht haben. Am Vorgebirge Hamann selber sieht man die Tertiärgebilde mit ihren theils horizontalen, theils sanft in N.W. geneigten Schichten auf gleich gelagertem, feuersteinreichem, festem Kreidekalkstein aufgelagert, unter welchem das Ausgehende von Lagern der reinen weißen Kreide bemerkt wird, welche jenen gelblich braunen, sehr festen, dichten Kalkstein bedecken, der die Masse des hohen Dschebbel Hamann bildet. Den obersten Kreidelagern scheinen jene versteinerten Palmenstämme anzugehören, die sich am nordwestlichen Abhange des Hamann in einer Höhe von 30 Fuß über dem Meeresspiegel finden. So wie man von diesen Küstengegenden gegen S.O. sich landeinwärts wendet, sieht man sich ausschließend im Gebiet der oberen weißen Kreide; die Meeresbildungen und die tertiären Ablagerungen sind verschwunden. In Osten erblickt man die steile Mauer

des Kreidekalkes: den Dschebel Tyh, der Weg aber durch das Homr Thal und jenseits des gleichnamigen Bergpasses führt auf einmal aus dem Gebiet des Kreidekalkes in das eines Sandsteines, der seinem ganzen Habitus und seinen Lagerungsverhältnissen nach derselbe ist, wie der untere Sandstein von Nubien und Aegypten, d. h. zu der Formation des sogenannten Grünsandsteines gehörig. Man vermißt übrigens an dem Sandstein dieser Gegend der sinaitischen Halbinsel jene Bänke des oberen grobkörnigen Sandsteines, die ein charakteristischer Begleiter der nubischen und ägyptischen Sandsteinmassen, und, nach Russeggers Ansicht, ein Diluvialgebilde sind. Die Farbe des Sinaisandsteines ist übrigens vorherrschend ein dunkles Braunroth oder Gelbbraun, nirgends jene grüne oder blaue, die sich hin und wieder an dem nubischen Sandstein zeigt.

Im Waddi Nasseb verweilte unser Reisender mit seiner Caravane einen Tag (20. Oct.), weil sich in diesem Thale die Spuren eines uralten Bergbaues finden, welche für einen Reisenden wie Russegger von höchstem Interesse seyn mußten. Die Höhe des Lagerplatzes über dem Meere beträgt nach seinen barometrischen Messungen 1291 Fuß; eine Stunde von diesem Punkte entfernt, liegen in dem S.O. Verlauf des Thales die Nasseb-Brunnen, aus denen ein kühles, verhältnißmäßig sehr wohlschmeckendes Wasser hervorquillt. In der Nähe dieser Brunnen finden sich die ersten, zugleich aber auch die unbedeutenderen Spuren eines Bergbaues, welcher hier auf Eisenstein und Braunstein, weiter hin aber, in N.W. Richtung von den Nassebbrunnen, an einer Stelle des Gebirgsthales, welche Rüppell auf seiner Reise aufsuchte, in ungleich ergiebigerer Weise auf Kupfererze betrieben wurde. An diese letztere Stelle kam Russegger zwar nicht, dafür aber beschäftigte er sich in den von ihm besuchten Theilen des Thales desto gründlicher und mehr ins Einzelne gehend mit den geognostischen Verhältnissen des dortigen erzführenden Gebirges.

Der Sandstein jener Gegend überhaupt ist sehr eisenhaltig und stellenweise bilden Eisenoxyd und Eisenoxydhydrate ganz das Cement desselben, indem sie, wie auch in Nubien, einen Eisensandstein bilden. Lager von hellfarbigem Mergel, dessen Salzgehalt sich durch den Geschmack, wie durch die zarten Efflorescenzen des Kochsalzes verräth, wechseln öfters mit den Schichten des Sandsteines, welche da, wo krystallinische Gebirgsarten sie durchbrechen, von der gewöhnlichen horizontalen Lage bedeutend abweichen. Im Waddi Nasseb bildet der Eisensandstein auf der Oberfläche der Felsenmasse, wie in Nubien eine schlackenartige Kruste. Höher hinan im westlichen Gehänge des Thales wird der Sand immer eisenhaltiger und geht zuletzt in sandigen Thoneisenstein und Brauneisenstein über. Linsenförmige Lagerstätten (Stöcke) der Eisen- und Manganerze, deren Ausgehendes öfters eine Mächtigkeit von 8 Fuß hat, zeigen sich dort nahe an einander gereiht; der Brauneisenrahm von metallischem Glanze ist hier so häufig, daß sich die Beduinenweiber seiner zum Färben der Hände und des Angesichtes bedienen. Eine unbekannte Vorzeit hat in diese Lagerstätten mehrere Stollen und einen Schacht angelegt, wie es scheint mehr um den Erzgehalt derselben zu erforschen als um denselben durch Ausschmelzen zu benützen. Zu diesen Schurfversuchen hatten, dem Vermuthen unsers Reisenden nach, jene reichen bergmännischen Entdeckungen die erste Veranlassung gegeben, welche schon vor der Zeit, als man die Forschungen in der Nähe der Brunnen Nasseb anstellte, an einem andern, vorhin erwähnten Punkte des Thales gemacht worden waren. Die Lagerstätten der Kupfererze, welche in neuester Zeit Rüppell wieder auffand, und deren Haupt-Ausfüllungsmasse aus Kupferschwärze besteht, treten ganz unter denselben geognostischen Verhältnissen im Sinaisandsteine auf, als die vorhin erwähnten der Eisen- und Manganerze, aber ihre Mächtigkeit steigt bis zu 200 Fuß an, übertrifft mithin die der Eisenerzstöcke mehr denn 20 mal. Sie waren, in einer frühen Vorzeit, der Gegenstand eines ausgedehnten Grubenbaues, wie dieß (nach Rüppell) die bis zu 80 Fuß großen Zechen einer Grube beweisen, während man in einer andern Grube die Erzmassen noch in ihrer ganzen gewaltigen Mächtigkeit anstehend findet. Sie enthalten nach Rüppell's Untersuchungen 18 Prozent reines Kupfer. In jetziger Zeit würde die Benützung dieser Kupfererzlagerstät-

ten einem Unternehmer, der sich mit ihr befaßte, nur einen sichren Nachtheil, keinen Gewinn bringen. Denn es fehlen dem Nassebthale zwey Hauptelemente des Betriebes: Feuerungsmaterial und das nöthige Wasser, und wohl ist es möglich, daß in jener Zeit, in welcher man die Kupfererze des Nassebthales bergmännisch gewann, noch beyde Elemente in ausreichender Menge vorhanden waren, denn mit dem vormaligen Waldwuchs der Gebirge mußten auch zugleich die atmosphärischen Niederschläge und ihre Ergüsse ins Thal, als Quell und als Bach verschwinden. In unsern Tagen sieht man nur einzelne Palmen und Tamariskengebüsche in dem jenseit der Brunnen wasserarmen Thale stehen.

Vom Wadi Nasseb stieg unser Reisender zu dem höher gelegnen Plateau Debbet Ehmeir hinan. In Osten und Norden zeigte sich da, gleich einer Riesenmauer der aus Kalkstein bestehende Dschebel Tyh, in Süden der erhabene Serbal mit seinen Granitwänden, die nach oben, mannigfach zerspalten in malerisch-schöngruppirte Zacken, Spitzen und Kämme auslaufen. In der Nähe des Gebirgspasses erheben sich kleinere Felsenhügel von Granit und Sandstein. Eine Stunde von dem Punkte entfernt, über welchen der Weg durch das Plateau Debbet Ehmeir führt, ist der von Robinson auf seiner Reise besuchte, durch seine ägyptischen Alterthümer höchst interessante Sarrabit-Petah-Chadem entfernt.

Am 22. October, um Mittag, kam die Caravane bey dem vorläufig nächsten Zielpunkt der Reise durch das peträische Arabien, bey dem Sinaikloster an. Bey der Beschreibung dieses Ruhesitzes, welcher so wie seine ganze Umgebung, von vielfach erhabenem Interesse ist, verweilt der Verfasser der vor uns liegenden Reise mit einer ganz besondren Liebe und Theilnahme. Die Entfernung des Klosters auf dem Wege, den er machte, schätzt Russegger von Kairo zu $50\frac{1}{4}$, von Suez $34\frac{1}{2}$ deutsche geogr. Meilen. Er fand bey den Mönchen, deren damals außer den Dienern 28 im Kloster waren, dieselbe freundliche Aufnahme, deren sich so viele Reisende dankbar zu erinnern haben; sehr wißbegierig erkundigten sich der alte, ehrwürdige Prior Neophytos und der Oeconomus während sie am Abend auf seinem Zimmer ihre Gemüsekost verzehrten nach den neueren Ereignissen in der ihnen jetzt so fern liegenden großen Welt. Auf seine Frage, ob sie denn in ihrer Abgeschiedenheit von allen andern Menschen auch einen Arzt bey sich hätten, der ihnen in Krankheitsfällen Hülfe leisten könne, erhielt er die Antwort, daß man hier am Sinai keine andre Krankheit kenne als die Altersschwäche und diese hebe nur der Tod. Eine Bestätigung für die Wahrheit dieser Antwort schien unsern Reisenden in dem kräftigen Aussehen der meist hochbetagten Mönche zu liegen, deren Leben in so reiner trockner Gebirgsluft (auf 5115 Fuß Meereshöhe), bey dem Genuß des trefflichsten Quellwassers, vorherrschender Pflanzenkost, friedlich sorgenfreyer Lage, wenigem Schlafe, Beschäftigung mit Gartenarbeiten er mit Recht der Gesundheit für sehr zuträglich hält. Daß die guten Väter zur Erwärmung ihres alten Magens und Erleichterung der Verdauung ihrer schweren Pflanzenkost auch gern ein wenig Racky (Dattelnliqueur) zu sich nehmen, während sie ihren köstlichen Wein zur Bewirthung fremder Gäste aufsparen, wird gewiß kein vernünftiger Reisender ihnen übel deuten mögen. Die Temperatur mag hier während des Winters, wenn sich die Höhen der benachbarten Berge mit Schnee bedecken, eine sehr niedre seyn und die Bewohner des Klosters, in dessen Räumen nirgends ein Ofen oder Kamin zu finden ist, haben dann ohnfehlbar sehr viel von Kälte zu leiden. Auch Russegger, nachdem er jetzt so lange in tropischer Hitze verweilt hatte, fand die Kühle der Octobermorgen bey 7° bis 8° R. für seine verwöhnte Haut sehr empfindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Auf eine höchst achtenswerthe, erfreuliche Weise giebt sich an unsrem redlichen Landsmann ein gesunder Sinn und unbefangenes Urtheil kund, wenn er, in Beziehung auf die uralt historische Bedeutenheit dieses heiligen Berges den Sinai und seine Umgebung beschreibt. Ohne sich mit dem gelehrten, in seiner negirenden Kritik des alt Angenommenen und Anerkannten öfters zu weit gehenden Robinson in einen Federkrieg einzulassen, hält er die ältere Meynung, welche er an Ort und Stelle prüfend überlegte, für die natürlichst wahrscheinliche, nach der jenes lange Alpenthal, welches man von dem eigentlich sogenannten Sinaigipfel in seiner ganzen Ausdehnung vom Fuß des Katharinenberges bis zum Ebestimmi und von Hadab bis zum Erge Hassan überblickt, und welches die Araber Waddi Rafis, unsre Karten zum Theil Rabahah nennen, der Hauptlagerplatz der Heere Israels bey der Gesetzgebung gewesen sey. Dieses Thal, ein Hauptthal im Centrale des Sinai-Berglandes, ist nach Russeggers Beobachtung theilweise mit Vegetation bedeckt und würde noch jetzt in regnerischen Jahren für große Heerden Weide bieten, auch ist es weit und lang genug, um Raum für das größeste Heerlager zu geben. Während deßhalb Robinson, des Kritikers „erstes und vorherrschendes Gefühl auf dem Sinaigipfel das der Täuschung war," weil er von der vorgefaßten Meynung ausgieng, daß die Israeliten bey der Gesetzgebung in dem entgegengesetzten Thale er Rahah gelagert waren, welches man vom Sinaigipfel nicht sehen kann, durfte sich unser glücklicher Landsmann ungestört dem erhebenden Gefühle hingeben, mit welchem, einer dreytausendjährigen wohlbegründeten Ueberlieferung folgend, unzählbare Schaaren und Geschlechter der Völker, von jüdischer, christlicher und mohamedanischer Religion jenen, durch große Thaten Gottes geweihten Höhenpunkt betrachtet und bestiegen haben.

Die Zeit seines Aufenthaltes am Sinai, vom 22. Oct. bis zum 1. Nov., wendete unser unermüdet thätiger Reisender zu Beobachtungen an, welche über den Charakter der dortigen Gebirgsnatur die schätzenswerthesten Aufschlüsse geben. Vom Kloster Erbain, in dem auf der andern Seite des Sinai-Horeb sich hinziehenden, engen Ledschathale, bestieg er den Katharinenberg, der zwar 1071 Fuß höher über das Meer emporragt als der Gipfel des Sinai, dennoch aber von drey andren, südwärts von ihm im Abstand von mehreren Stunden gelegnen Berggipfeln nach Russeggers Schätzung um 500 bis 600 Fuß an Höhe übertroffen wird. Die Aussicht, schon vom Gipfel des Katharinenberges aus, ist eine ungleich weitere, unbeschränktere als die vom Sinaigipfel. Auch den Ebestimmi und mehrere andre Nachbarberge bestieg der eifrige Forscher, bis er sich das ganze Bild der geognostischen Umgebung klar gemacht hatte.

Im Garten des Sinai- oder Katharinenklosters waren schon jetzt einzelne Vorbereitungen zur gastlichen Bewirthung jener griechischen und vornämlich russischen Pilgrime getroffen, welche am St. Katha-

rinentage (am 25. Nov.) dem Kloster in großen Schaaren zusprechen, und deren meist reichlichen Gaben dieses seine Haupteinkünfte verdankt. Die Trauben des Gartens hiengen großentheils noch am Stocke, waren aber durchgehends in leinene Säckchen eingehüllt, um sie für die Gäste aus fernem Norden unversehrt zu erhalten. Die Beeren, fast zu Rosinen zusammengetrocknet, waren von ganz vortrefflichem Geschmack.

Wir wenden uns jetzt zu der geognostischen Schilderung, welche uns R. von dem Terrain der Sinai-Halbinsel giebt, das er auf seinem Wege durchschnitt.

Schon am östlichen Thalgehänge des früher erwähnten Waddi Nasseb ist der Sandstein horizontal auf grobkörnigen Syenit aufgelagert, der von Feldsteinporphyr begleitet wird, dessen senkrechte Felsenmassen gegen das Thal sich erheben. Stellenweise geht der Syenit in Diorit über; der Porphyr besteht aus einer dunkelgrünen Feldsteinmasse, welche große, rothfarbige Feldspathkrystalle einschließt. Die Schichten des Sandsteines zeigen da, wo sie dem Syenite aufliegen, weder in ihrer Stellung noch in ihrer Richtung, noch in Beziehung auf die innre Structur des Gesteines die mindeste Veränderung, dagegen findet sich der Syenit an dieser Gesteingränze ganz besonders reich an rothen Feldspathkrystallen und in einem stark verwitterten Zustand. Porphyr und Syenit erscheinen als contemporäre Gebilde, davon das eine in das andre übergeht, eines im andren Gangausfüllungen bildet. Allmälig tritt, im weitren Verlaufe der Linie, die nach dem Sinai hinführt, der Porphyr mehr und mehr aus dem Sandstein hervor, verdrängt diesen, und wird zur herrschenden Felsart, die nur noch an den Gipfeln haubenartige oder in den sattelförmigen Vertiefungen Auf- und Ablagerungen des Sandsteines mit sich führt. Im Ganzen ist es derselbe Porphyr, der im Waddi Nasseb dem Sandstein untergeordnet war, seine Feldsteinmasse hat aber statt der dunkelgrünen die röthliche Färbung angenommen. Häufige, mannichfach gebogene Gänge von Diorit durchsetzen ihn, welche alle von Nord in Süd streichen und bald gegen Ost bald gegen West fallen. Jenseit des Gebirgsjoches, über welches der Weg vom Waddi Chamile nach dem Waddi Barak führt, wird der Porphyr von feinkörnigem Granit begleitet, der etwas weiterhin so an Entwicklung gewinnt, daß er den Porphyr ganz verdrängt. Der Granit, mit weißem Feldspath, wasserhellem und weißen Quarz, sparsam beygemengtem schwarzen Glimmer, wird durch Aufnahme von Hornblende stellenweise zu einem syenitartigen Gesteine. Zahllose Gänge von Aphanit, Diorit und Feldsteinporphyr durchsetzen ihn. Namentlich stellt sich hier der Aphanit oder Grünsteinporphyr, als ein besonders schönes Gestein dar, indem sein Feldspath mit der Hornblende eine grasgrüne Masse bildet, in welcher große, hellrothe Feldspathkrystalle eingewachsen sind. Die Porphyrgänge im Granit streichen sämmtlich aus N. in S., haben meist eine Mächtigkeit von 18 — 24 Fuß und häufen sich an manchen Punkten zu so riesenhaften Stockwerken an, daß man kaum weiß, ob man den Granit oder den Porphyr als herrschendes Hauptgestein betrachten solle. Ueberhaupt ist die Abgränzung dieser Felsarten oft sehr schwer zu erkennen; sie scheinen in einander überzugehen und lassen schon hiedurch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie von gleichzeitiger Entstehung sind. Noch einmal tritt an der Gränze des Waddi Genne der rothe Porphyr als herrschende Felsart auf, bis sich, gegen die Mitte des Thales hin, der Sinai-Centralgranit in ausschließenden Besitz dieser Herrschaft setzt. Dieser Granit, hier von grobkörniger Structur, ist sehr feldspathreich; der Feldspath, meist von röthlicher Färbung, tritt in großen Krystallen und krystallinischen Massen in ihm auf; der Quarz farblos, der Glimmer schwarz oder grün sind ihm sparsamer beygesellt. Er wird von Diorit- und Feldspathgängen durchsetzt, welche jedoch in dieser grobkörnigen Abänderung nicht so häufig vorkommen, als in der feinkörnigen, die mit den Porphyren in näherer Verbindung steht. Bemerkenswerth erscheint es auch, daß diese Gänge im grobkörnigen Granit fast durchgängig aus Ost in West, nur seltner aus N. O. in S. W., mithin in einer Richtung streichen, welche die im feinkörnigen Granit (so wie im Porphyr oder Syenit) durchkreuzt. Man bemerkt hieraus, daß bey dem Entstehen dieser krystallinischen Massen in einem freylich höher gesteigerten Maaße ähnliche Kräfte wirkten, als jene elektromagnetischen waren, welche Russeggers Magnetnadel, als er mit ihr auf dem Gipfel des Katharinenberges

seine Beobachtungen anstellte, jedesmal, wenn ein Windstoß aus Süden kam, aus ihrer gewöhnlichen Richtung sehr augenfällig hinwegbewegten.

Der Centralgranit des Sinai ist sehr zur senkrechten Zerklüftung und Absonderung geneigt, es lösen sich ungeheure Massen mit spiegelglatten Flächen, an denen sich die dunkelgrünen Dioritgänge, gleich Bändern, bis zu den höchsten Gipfeln emporziehen. Charakteristisch für den grobkörnigen Granit des Sinai sind die Einlagerungen von Chloritschiefer, die man an den steilen Felswänden des Engpasses Nakba-Hava in besonderer Deutlichkeit und Mächtigkeit bemerkt, welche aber, gleich den Dioritgängen, seltner werden, je höher man das Gebirge hinansteigt. Sie streichen vorwaltend aus N. in S. und zeigen hin und wieder eine Mächtigkeit bis zu 60 Fuß. Als eine Folge der vorhin erwähnten, senkrechten Absonderung des grobkörnigen Granites ist das Vorkommen jener mächtigen Trümmermassen und Felsenblöcke dieser Gesteinart zu betrachten, welche überall im Thale des Klosters und in den benachbarten Thälern, so wie an den Abhängen und auf den niederen Ebenen des Gebirgsrückens herumgestreut liegen. Schon gegen den Gipfel des Dschebel Musa, der im Klosterthal aufwärts den Sinai mit dem Ebestimmi verbindet, zeigt sich ein feinkörniger Granit, mit größerem Quarzgehalt, der sich nur in ganz kleinen, sehr scharfkantigen Blöcken absondert und hierdurch schon aus der Ferne gesehen von dem grobkörnigen Granit und seinen riesenhaften Absonderungsgestalten unterscheidet. Die Gehänge dieses Granites haben deßhalb auch eine sanftere Böschung und sind, so wie dieß bey den Graniten unserer süddeutschen Centralalpen häufig der Fall ist, mehr mit Schutt als mit Gerölle bedeckt. Im Gemenge des grobkörnigen Granites, aus dem der größere Theil des Horeb-Sinaiberges besteht, zeigen sich häufig Hornblendekrystalle.

Der Katharinenberg besteht aus einem ganz eigenthümlichen Porphyr, den man als einen Granitporphyr bezeichnen kann. Seine Hauptmasse ist Feldspath, der an tiefer gelegnen Punkten von dunkel röthlicher Färbung ist und rothe Feldspathkrystalle so wie Quarz eingeschlossen enthält. An höhern Punkten wird die rothe Färbung der Hauptmasse so wie der von ihr eingeschloßnen Steinarten allmälig heller und geht zuletzt ins Weisse über. Neben dem perlmutterartig glänzenden Feldspath findet sich an diesen höheren Punkten auch Hornblende und zugleich geht hier der Porphyr durch das Körnigwerden seines Gefüges und durch Aufnahme von Glimmer öfter in Granit über, als dieß in seinen tiefer gelegnen, rothfarbigeren Massen der Fall ist. In diesen letzteren bemerkt man auch Dioritgänge, an den höheren Punkten Quarzgänge.

Wir hielten es für gut diese Beobachtungen eines ausgezeichneten Geognosten in etwas weitrer Ausführlichkeit mitzutheilen, da dieselben mehr als alle andre geeignet sind jenes absichtlich erfundene Mährchen zu widerlegen, das noch immerfort in manchen Schriften spuckt, deren Inhalt mit der hohen historischen Bedeutung des Sinai in Beziehung steht: als ob sich auf dem Sinai und in seiner Nachbarschaft unverkennbare Spuren vulkanischer Ausbrüche fänden, ja als sey dieser heilige Berg einst ein Vulkan gewesen, dessen Eruption Moses zu frommer Täuschung seines Volkes benutzt habe. Ebenso, wie die vermeintlich durch die Einwirkung des Feuers vom Himmel entstandnen Kohlenstückchen, welche die Sinaimönche den Pilgrimen auf dem Gipfel des Berges zeigen, nichts anders sind als Hornblendekrystalle, die sich gleichzeitig mit den übrigen Gemengtheilen der Felsart gebildet haben, so sind, wie dieß die vorhin erwähnten Russeggerschen Beobachtungen erweisen, jene meist dunkelfarbigen Gänge, die den Granit und Porphyr an vielen Punkten der Halbinsel durchziehen, keineswegs Lavamassen, welche aus unterirdischem Schmelzherd in den Spalten des vor Hitze zerborstenen Gebirges aufstiegen, sondern gleichzeitig mit der Hauptmasse entstandene Bildungen. Schon bey Gelegenheit der Beschreibung des Sinai-Sandsteines macht unser Reisender die Bemerkung, daß er hier nirgends jene auffallenden Merkmale vulkanischer Einflüße beobachtet habe, die ihm in Nubien so häufig aufgefallen waren.

Es war, wie bereits erwähnt, am 1. Nov. als Russegger seine Weiterreise vom Sinai nach Palästina antrat. Er nahm seine Richtung durch das,

zum Theil mit grünendem Gesträuche bedeckte Waddi Schech, dann jenseit des Plateaus Germini durch das Waddi Allahadar, mit einem sogenannten Brunnen des gleichen Namens, über die zu den niederen Abstufungen des Dschebel Tyh gehörigen Ebenen Charaba und Seach el Gerawan hinan zu dem höchsten Punkte des Dschebel Tyh, der zu einer Höhe von 4358 über das Meer ansteigt. Nirgends, an einer andren von ihm betretenen Stelle fand unser Reisender eine solche erhaben schöne Uebersicht über das Panorama des Sinaigebirgslandes, vom Serbal bis zum Waddi Sal, als hier. Jenseits des Plateaus des Tyh beginnt, im Westen des Kreidekalkzuges Edjene das Waddi el Arisch: das Hauptthal der Wüste, zwischen dem Tyh und dem Mittelmeere, in welchem die Reisenden 2 Tage lang blieben, dann das Plateau des Edjene erstiegen, das in mehrere übereinander liegende terrassenartige Absätze getheilt ist, und in eben dieser Weise gegen Norden hin zu der Niederung sich hinabsenkt, welche Syrien vom peträischen Arabien trennt. Im Waddi Abu Treffi durchschnitt der Weg, den unser Reisender verfolgte, die große Karawanenstraße, die von Kairo nach Mecca führt, bey einem großen Chan (Nochl genannt), der in seinem geräumigen, hoch ummauerten Hofe den Pilgrimen ein Unterkommen, so wie in seinem Nebengebäude die zur Weiterreise nöthigen Mundvorräthe für Menschen und Kamele gewährt. Im Hofe finden sich zwey Brunnen mit ziemlich gutem Wasser, in der Nähe des Chans steht ein kleines von Soldaten bewohntes Dörfchen, denn Nochl ist eine wichtige Militärstation. Die hier hausenden, fanatischen Mograbis hatten, wie der weitre Verlauf der Reise zeigte, die arabischen Begleiter unsers Landsmannes gegen ihn, den einzigen Christen unter ihnen aufgehetzt, doch waren die Folgen dieses nachtheiligen Einflußes nur einen Tag lang merklich und bald kehrte das liberaler gestimmte Volk der Wüste in den Zustand der früheren, auf reiches Trinkgeld hoffenden, Unterwürfigkeit zurück.

Die Umgegend des Chan Nochl liegt 1396 Fuß über dem Meere; der Morgen am 8. Nov. war an dem Lagerplatz, in der Nähe von Nochl, empfindlich kalt; die Temperatur sank bis zu $3\frac{10}{2}$ über den

Eispunkt herab. Mit dieser, namentlich für die arabischen Begleiter sehr drückenden Beschwerde führte der Winter dieses Landstriches noch eine andre mit sich: das war die, mit heftigen Gewittern eintretende Regenzeit. Ein solches Gewitter mit strömendem Regenguß traf die kleine Karavane in der Nacht vom 10. zum 11. November und erschwerte die Weiterreise durch das Aufweichen des lehmig-mergligen Bodens, so wie durch das Anschwellen der Bergströme, deren reissende Gewässer am darauffolgenden Tage passirt werden mußten. Desto lebendiger war der erfreuliche Eindruck, den am 12. Nov. der erste Anblick des freylich noch weit abgelegnen Gebirges Chalil (vor Hebron) machte. Von dem Dschebel Garra an, den man an diesem Tag überschritten hatte, weiter gegen Norden hin nimmt das Land einen ganz andren Charakter an. Die einzelnen Thäler, durch welche der Weg führt, münden nicht mehr, wie die zwischen hier und dem Tyh gelegnen, in dem Hauptthal el Arisch, sondern ziehen sich unmittelbar nach dem Mittelmeere hin; der Mergelboden, nur zum Theil von einem lehmigen Sande bedeckt, erscheint der Vegetation so günstig, daß man schon in den nördlichen Bergschluchten und Thälern des Garra Kornfelder antrifft, auf denen die junge Saat reichlich hervorgrünte, während an unbebauten Stellen dichtes Gesträuch und dazwischen die tulpenartigen Blätter der Scilla maritima sich zeigten. Alles dieß sind die erfreulichen Anzeigen des Endens der Wüste und der Nähe des gelobten Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Die Gränze von diesem ward am 13. Nov. überschritten und in wenig Stunden kam man zu den Brunnen und Ruinen von Chalassa (dem alten Elusa), am 14. zu den Brunnen und Trümmern des alten Bersaba, und über herrliches Wiesen- und Culturland in das Gebirge von Judäa. Die Milde der Nacht, welche unser Reisender im Waddi Chalil zubrachte, stach in sehr vortheilhafter Weise gegen die rauhen Luftströme und niedre Temperatur der kurz vorher durchzogenen Gegenden ab. Schon in den Morgenstunden des 15. Nov. kam unser Reisender an den Gränzort von Palästina: in Taharie an. Das Dorf, mit alten Mauerwerken und Thürmen in der Nähe, die zu ihrer Zeit zur Sicherung der Gränzen gedient haben mögen, ist von fanatischen Arabern bewohnt, in deren eigennützige Hände von hier an die weitre Fortschaffung des Reisenden und seines Gepäckes bis nach dem, nur noch wenige Stunden entfernten Hebron übergeben wurde.

Da es in dieser unserer Anzeige, wie wir am Eingang derselben sagten, vorzugsweise unsre Aufgabe ist, das, was in dem vor uns liegenden Reisewerk als ein wesentlich Neues und Eigenthümliches sich darstellt: die geognostischen Entdeckungen und Beobachtungen desselben ins rechte Licht zu setzen, wenden wir uns hier von Neuem zu Russeggers Schilderung der Grundzüge der Gebirgsformationen der sinaitischen Halbinsel und Palästinas, über dessen Gränzen herein wir ihn so eben begleitet haben.

Die Halbinsel des sogenannten peträischen Arabiens umfaßt, in geognostischer Hinsicht, den eigentlichen Gebirgsstock des Sinai, welcher den größten Theil des Landes im Süden der Halbinsel einnimmt, dann das große Plateau des Dschel Tyh, das die Mitte und den nördlichen Theil erfüllt, und den schmalen Saum der Küstenebenen, der sich in Osten mit dem Waddi el Araba, auf der Westseite mit der Ebene des Asien von Afrika abgränzenden Isthmus verbindet. Russegger erkennt in dieser Halbinsel ein getreues Miniaturbild der geognostischen Verhältnisse an, welche er in dem von ihm bereisten Theile von Afrika, ja in diesem Welttheile im Ganzen beobachtete, während sich in der Physiognomie der syrischen Gebirgsbildungen viele jener Züge wiederholen, welche uns an dem europäischen Continent ins Auge fallen.

Jenseits des Waddi es Schech, in der Mitte der Ebene Germini, wird statt des Centralgranites des Sinai von neuem der rothe Porphyr vorherrschend, der jedoch bald nachher noch einmal mit grobkörnigem Granit wechselt, bis er am Brunnen Allahadar abermals, von häufigen Dioritgängen durchsetzt, das herrschende Gestein wird. Aber schon in dem Abstand von einer halben Stunde Weges, nordwestlich vom Brunnen Allahadar, beginnen die Ablagerungen des bereits oben beschriebenen Sinaisandsteines, welche von hier an bis zur Gebirgswand des Tyh den Grundtypus des Terrains bil-

den. Auf der Ebene Charaba, längs dem Fuße des Dschebel Tyh, führt der Sandstein eine Menge von Concretionsschichten einer kalkig-kiesligen, sehr harten Masse, die sich, nach Russeggers wohlbegründeter Ansicht, im Verlauf der Zeiten aus dem Sandstein selbst ausgeschieden hat. Der Sandstein zeigt sich hierbey zu einer dichten Masse zusammengebacken, und führt auf Nestern Brauneisenstein, so wie in sehr geringer Menge Weißbleyerz. Auch der Eisensandstein tritt hier auf.

Ohngefähr in der halben Höhe des Dschebel Tyh zeigt sich unmittelbar auf dem Sandstein ein fester, dichter, gelblichweißer Kalkstein aufgelagert, dessen Schichten aus O. in W. streichen, anfangs gegen Nord sich verflächen, zuletzt aber auf dem Rücken des Gebirges fast horizontal liegen. Dieser Kalkstein, öfters mit Schichten eines stark kiesligen Kalkes wechselnd, reich an Resten von Plagiostomen, Belemniten, Ammoniten, scheint zur Formation der harten, grauen Kreide zu gehören, während die Kuppe des Gebirges aus oberer, weißer Kreide gebildet und häufig von Lagern, so wie Nestern und Knollen des Feuersteines durchsetzt ist. Dieser obern, feuersteinreichen Kreide gehört auch der Dschebel Edjene an, der sich ohngefähr 600 Fuß über das Plateau des Tyh erhebt. Diese Gebirgsart hält von hier in ermüdender Einförmigkeit bis zum Gebirge Chalil an und die Menge der losen Feuersteine, welche namentlich die Hügel des Dschebel Dscharaf bedecken, mag nur selten anderswo auf der Oberfläche der Erde ihres Gleichen haben.

Die Vorberge des Chalil oder Hebrongebirges steigen höchstens zu 300 Fuß über die Ebene des südlichen Gehänges an. Aber schon aus der Ferne läßt der äußere Umriß derselben auf eine andre Felsformation schließen, als die bisher durchreiste war. Wellige, domartige Kuppen, kurze, gerundete Thäler, sanft ansteigende, mit Gesträuch bewachsne Gehänge, lange Rücken, kleine Plateaus, die Wände überall voller Höhlen und größern wie kleinern Eintiefungen. Es ist ein Jurakalkstein, welcher hier auftritt, arm an Versteinerungen, dicht, fest, splittrig im Bruche, mit Neigung zur krystallinischen Struktur. Nur selten fällt seine Schichtung sehr deutlich in die Augen, wo sie aber dieß thut, zeigt sie eine Mächtigkeit von 2 bis 3 Fuß, ein Streichen von Ost in West, ein Verflächen gegen Süd unter einem Winkel von ohngefähr 15°. Oefters zeigt sich an ihm eine Absonderung in massige Blöcke. Zwischen Hebron und Jerusalem, ja durch den größten Theil von Palästina, so wie an den Gehängen des Libanon und Antilibanon bleibt dieser Jurakalk die vorherrschende Gebirgsart; nur die Kuppen mancher Berge, wie z. B. dessen, darauf Bethlehem steht, so wie der Oelberg und weiterhin sehr viele andre bestehen aus haubenförmigen Auflagerungen von weißer, sehr feuersteinreicher Kreide. Namentlich an den Gesteinwänden der zahllosen Höhlen und Grotten treten mächtige Massen von eisenschüssigem, körnigem Dolomit, öfters von röthlich weißer oder röthlich brauner Färbung auf. Dieser Dolomit, in welchem unser Reisender keine Spuren von Versteinerungen fand, zeigt sich in ungeheuern Massen stockartig durch das ganze Jurakalkgebilde von Palästina verbreitet. Während die Gebirgsart, welche man bis zu einem Abstand etlicher Stunden Weges ostwärts von Jerusalem durchwandert, eine Formation des oberen Jura ist, gehört die dunkelfarbigere, eisenschüssige Felsart, welche weiterhin gegen Osten ansteht, eben so wie der Cidaritenkalk, dessen mächtige Gebirgsmassen ostwärts vom todten Meere (am Dschebel Belka) auf sie aufgelagert sind, der unteren Gruppe des Jura von Palästina an. Von diesem Cidaritenkalk an der Ostseite des todten Meeres kommen namentlich die sogenannten versteinerten Oliven von Sodoma, die man in Jerusalem feil bietet; sie gleichen ganz den Stacheln von Cidarites Blumenbachii Münst. Auf dieser östlichen Richtung des Weges sieht man auch die Ablagerungen der weißen, oberen Kreide immer häufiger werden, welche hin und wieder wellenförmige Hügel bildet und sehr reich an Feuersteinen ist, darunter manche rundliche Stücke, mit Merkmalen von spiralförmigen Windungen, vielleicht als Steinkerne von riesenhaften Ammoniten betrachtet werden dürfen. Die Kreideablagerungen ziehen sich hinab bis in die Tiefe des Jordanthales. Auch gegen Mar Saba hin zeigt sich Kreide in mächtiger Ausdehnung. An dem Jurakalk, auf welchen sie aufgelagert ist, bemerkt man

dort im Kedronthale eine deutliche horizontale Schichtung. Das Kreidegebirge der Umgegend ist, gleich wie der Jurakalk, voller Höhlen und reich an Quellen, deren Wasser jedoch von etwas salzigem Beygeschmack und schwefligem Geruch ist.

Von Jerusalem gegen W.W.S. nach Ain Kerim und von da in die sogenannte Wüste des heil. Johannes findet sich überall die obere dolomitische Juragruppe. Ebenso bleibt diese gegen N.W. zur Küste von Jaffa hin vorherrschende Gebirgsart, mit lokalen Auflagerungen der weißen Kreide. Der Küstenstrich von Jaffa bis an den Fuß des Karmel, so wie in der Ebene von Akre, nordwärts gegen Beirut, besteht aus den Gebilden des jüngsten Meeressandsteines, großentheils aus Muscheltrümmern zusammengesetzt; am Rande der fruchtbaren Küstenebene erheben sich Felsen von Kreide, bedeckt von einer Bildung von (wahrscheinlich tertiärer)? Kalknagelflue. Sämmtliche Gebirge von Samaria und Galiläa, mit wenigen Ausnahmen, gehören zu der nämlichen oberen Juragruppe, welche in der Umgegend von Jerusalem herrscht. Die Berge werden jetzt, gegen Nord, nach dem großen Gebirgsstock des Dschebel es Schech hin, von welchem der Libanon und Antilibanon ausgehen, höher, massenhafter, und in ihren Umrissen so wie in ihren Gruppirungen ausdrucksvoller, großartiger. In der Ebene von Esdrälon, vor dem Ueberschreiten des Nahar Mechatta, traf Russegger auf einen mächtigen Basaltgang und ein gleicher zeigt sich auf dem Wege, der aus jener Ebene hinauf ins Gebirge gegen Nazaret hinführt. So wie man sich den westlichen Randgebirgen des Tiberiassees naht, werden die Basalte häufiger und mit ihnen alle andern Anzeigen vormaliger großer vulkanischer Naturereignisse, davon unsere Anzeige weiter unten noch sprechen wird.

In der kurzen Erwähnung einer eigentlichen Reisegeschichte verließen wir unsern trefflichen Landsmann bey seiner Ankunft in Hebron. Ein Empfehlungsbrief aus Kairo hatte ihm dort ein Unterkommen bey einem Hadschi, Namens Hussein zugewiesen, einem hektischen Türken, der als Schlafgefährte in demselben Zimmer dem Reisenden eine sehr unruhige Nacht bereitete. Er war froh, als er am andern Morgen, den 17. Nov. aus dem unheimlichen Nachtlager hinaus ins Freye auf den herrlichen Weg kam, der an den Teichen und sogenannten Gärten Salomons vorüber nach Bethlehem führt. In Bethlehem so wie in Jerusalem herrschte damals noch die Pest, war aber bereits so im Abnehmen, daß man von ihren Todesgefahren nur wenig zu fürchten hatte. Unser Landsmann, der aus der Wüste und aus dem Berglande des Sinai kam, wo die Seuche nicht hingedrungen war, fand sogleich Zutritt ins Innere des Klosters, dessen Bewohner sich übrigens gegen die Einwohner der Stadt wie gegen Fremde sorgfältig abgesperrt hielten. Es war ein ganz besonders glückliches Zusammentreffen der Zeiten und Oertlichkeiten, in Folge dessen der Reisende, als er in mitternächtlicher Stille die heilige Stätte der Geburt des Herrn besuchte, hier zugleich (am 18. Nov.) den Anbruch seines 36. Geburtstags feyern konnte. Sein redlich frommes Gemüth genoß die Freude eines solchen großen Augenblickes in vollem Maaße und war eines solchen hehren Genußes würdig. Freuden der gleichen, für das ganze übrige Leben unvergeßlichen Art gewährte ihm der Aufenthalt in Jerusalem. Als er hier in den ersten Stunden seines Aufenthaltes mit seinem freundlichen Führer, dem Pater Camillo, von dem platten Dache des Pilgerhauses am lateinischen Kloster die Aussicht über die Stadt genoß, kam ein Diener des Hauses zu ihnen herauf, welcher die Ankunft dreyer Fremden meldete, die eine ganz kuriose, unverständliche Sprache redeten. Der Pater, dem sein früherer Stand als Dragoneroffizier nur wenig Gelegenheit zu umfassenderen Sprachstudien gegeben haben mochte, bat seinen Gast, ihn hinabzubegleiten und ihm bey der Verständigung mit den Fremden behülflich zu seyn; Russegger erkannte in ihnen, ehe sie noch den Mund zum Sprechen aufthaten, sogleich an der ganzen Haltung und Physiognomie, so wie am blonden Haare deutsche Landsleute und redete sie in ihrer Muttersprache an. Unbeschreiblich groß war das Entzücken, mit welchem die guten Leute hier die einzige Sprache vernahmen, welche sie verstanden und in welcher sie, nur etwa durch Zeichen sich begreiflich machend, mitten durch Gegenden, wo Keiner ein

deutsches Wort verstand, sich fortgepilgert hatten bis nach Jerusalem. Der eine von ihnen, der einen Guckkasten auf dem Rücken trug, war ein Würtemberger, die beyden andern Handwerksbursche aus Preußen; von Jerusalem hatten sie die Absicht nach Aegypten zu wandern. Ungeduldig über die lange, ihm ganz unverständliche Unterhaltung ersuchte der Pater seinen Gast, die Fremden zu befragen, ob sie Katholiken oder Lutheraner seyen. „Meinen Begriffen nach schickt sich das nicht," erwiederte unser Reisender. „Sie sind Christen, daran dürfen wir nicht zweifeln; Pilger, das sehen wir, und arm, das ist auch nicht zu verkennen, folglich haben sie, so viel ich weiß, Anspruch auf die Unterstützung des Klosters."

Um die Gegend am todten Meere zu besuchen, bedurfte Russegger, der räuberischen Beduinen wegen, die damals im Jordanthale herumschweiften, einer militärischen Bedeckung. Er sendete seinen Firman zum Gouverneur der Stadt, der sogleich zwey Soldaten zur Begleitung bis nach Richa (Jericho) bestimmte und dem vom Vizekönig so hoch anempfohlenen Fremden noch überdieß eine offne Ordre an den Kommandanten der Thurmsfeste von Richa mitgab, darin demselben anbefohlen wurde, dem Reisenden noch weitere fünf Soldaten bis an das todte Meer mitzugeben. Der kleinen Gesellschaft durften sich auf ihre Bitte und zu ihrer großen Freude auch die drey schon erwähnten deutschen Wandersleute anschließen.

Ein jüdischer Leichenzug, der einen an der Pest Verstorbenen zur Erde bestattete, und dessen Begleitung allenthalben, um Berührung zu verhindern, von Quarantänewächtern umgeben war, begegnete außer der Stadt den Reisenden, als sie am 27. Nov. ihren Weg nach dem todten Meere antraten. Die Entfernung zwischen Jerusalem und Richa wird von unserm Reisenden auf 6 Stunden geschätzt; gerade in der Mitte zwischen beyden Orten finden sich die Ruinen des Chan Chatrul, auf einer Höhe, dahin der Weg treppenförmig ansteigt. Sehr auffallend und wahrscheinlich auf große Zerrüttungen durch Erdbeben hindeutend erscheinen die spaltenartigen Schluchten, die sich in einer Tiefe von 800 bis 1000 Fuß, zugleich aber kaum mehr als 8 Klaftern breit durch das furchtbar wilde Gebirge ziehen. Anderthalb Stunden von Richa öffnet sich die weite Aussicht über die Jordansauen und von hier kann der Reisende an dem tiefen, gähen Absturz, über den sein Weg ihn hinabführt, bemerken, daß die Lage des bey Richa ohngefähr 3 Stunden breiten Jordanthales, im Vergleich mit den Hochebenen und Thälern, die er, vom Meere herkommend, durchzogen, ein außergewöhnlicher seyn müsse; er nahet sich hier einer Einsenkung unter dem Spiegel des Meeres, welche in solchem Maße, so viel man weiß, einzig ist auf Erden.

In dem alten Kastell von Richa, nahe bey den Ruinen des alten Jericho, fanden sich damals 25 Hejali (irreguläre Reiter) unter dem Commando eines Effendi,' zur Schutzwehr des Landes und der Reisenden gegen die räuberischen Beduinenhorden, welche beständig vom linken Ufer des Jordans herüber Einfälle in der Umgegend machten. Auf den Zinnen des alten Thurmes dieses Kastells brachte unser, gegen allen Wechsel der Temperatur abgehärteter Landsmann die Nacht zu. Der Effendi, welcher sein Gast beym Abendessen war, dazu der Fremde das Meiste aus Jerusalem mitgebracht hatte, zeigte nicht nur in seiner äußern Gestalt, sondern in Stimme und Benehmen (so weit dieß augenfällig seyn konnte), eine solche Aehnlichkeit mit einem Bekannten unsers Reisenden in seiner Heimath, daß dieser hierdurch zu einer sehr feinen physiognomischen so wie physiologischen Bemerkung über das Vorkommen, gleichsam von Doppelgängern einzelner Persönlichkeiten unter verschiedenen Himmelsstrichen und Nationalitäten veranlaßt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Der Morgen des 28. Nov. war etwas neblich. Später als gewöhnlich saß der Reisende zu Pferd, besuchte zuerst den Brunnen des Elisa (Ain es Sultan), der in einer baulustigen Zeit der Herodianer, wie die in seiner Nähe liegenden Trümmer bezeugen, zu einem Badeorte gedient hat, besah die Reste der alten Wasserleitung und kam von da in 2½ Stunden zum Jordan, an der Stelle des sogenannten Pilgerbades. Von diesem Punkte bis zum todten Meere beträgt der Abstand nur etwa eine Stunde Weges. Die Breite des Flußes misset an dem Badeort der Pilger, nach Russeggers Schätzung, nur gegen 50 Fuß; die Tiefe ist, nach der Aussage der dortigen Anwohner, so gering, daß man sie in den meisten Jahreszeiten durchreiten kann. Von dort an nach dem todten Meere hin führt der Weg über einen Boden, der, wie dieß deutlich in die Augen fällt, vormals Seegrund gewesen, über welchem das damals ungleich weiter ausgedehnte bittersalzige Wasser des todten Meeres stand. Der Ueberblick des merkwürdigen Sees seiner ganzen, 20 Stunden betragenden Länge nach wird durch die vorspringende Halbinsel em Mesrach gehemmt, die größte Breite desselben bey Birket el Chalil mißt gegen 4—5 Stunden, seine größte Tiefe wurde von Moore und Beke durch das Senkbley zu 1688 Fuß bestimmt. Auf die geologischen Beobachtungen unsers Reisenden über das todte Meer und das Jordanbecken werden wir gleich nachher noch zurückkommen.

Die Thalschlucht, darin das burgartig feste Kloster Mar Saba liegt, das Waddi er Rahab genannt, ist eine Fortsetzung des Thales Josaphat bey Jerusalem, oder des Kidronthales. Mar Saba liegt ohngefähr in der halben Höhe, am westlichen Gehänge einer im Ganzen an 1200 Fuß tiefen Gebirgsspalte, eingeschlossen von fast senkrechten Felswänden, die sich unten am Thalboden bis auf 6—8 Klafter an einander nähern. Auch unser Reisender beschreibt das zerrissene Felsengebirge und die Thalkluft des Kidron mit ihren fast senkrechten Felsenwänden voll zahlloser Höhlen als eine der wildesten, die er jemals gesehen.

In Jerusalem schien während der kurzen Abwesenheit unsers Landsmannes die Pest eher wieder zu- als abgenommen zu haben. Es schien rathsam, sobald als möglich der gefahrdrohenden Umgebung sich zu entziehen, um so mehr, da die neu errichteten Quarantäneanstalten mit ihrer launigen, bald übertriebenen, bald völlig schlaffen Handhabung der Weiterreise noch manche Hemmung und Verzögerung drohten. Schon in Jaffa, dessen Umgegend ihm in dieser Jahreszeit wie ein üppig grünender Garten erschien, rettete ihn nur eine alte Bekanntschaft seines Bedienten mit dem aus der Stadt herbeygerufenen Quardian Paschi, welcher vormals vor der Hausthür des Generalconsul Dumreicher in Alexandria, dieses allen deutschen Reisenden wohlgewogenen, freundli-

chen Mannes, einen Handel mit Cigarren betrieben hatte, aus der unverständig langen Haft der für seine Weiterreise nutzlosen Quarantäne. Am 12. December verließ er diesen Ort, an welchem man ihn auf eine Fischart aufmerksam machte, deren Genuß nur hier, nicht an andern Stellen der Küste, Kopfweh und Schwindel verursacht, wenn man dem Thiere vor der Zubereitung zum Genuß nicht den Kopf abschneidet. Eine Eigenschaft, welche vielleicht mit einer andern Beobachtung in Beziehung steht, nach welcher an dieser Küstengegend Mollusken vorkommen, deren Genuß eine ähnliche giftige Wirkung hat.

Der Weg von Jaffa gegen Norden führt durch eine Landschaft, welche noch jetzt, wenigstens im Winter, mit reichlichem Grün bedeckt ist, und in jener besseren Vorzeit des Landes, als die Schleußen, deren Reste sich am Odsche Fluß erhalten haben, zur Bewässerung des Bodens benutzt werden konnten, muß der Ertrag von diesem ungleich bedeutender gewesen seyn. Zur Rechten hat man weiterhin die wegen ihrer Blumenpracht gepriesene Ebene Sarona (Wadi er Ramleh), in Osten die waldigen Gebirge von Samaria. Kurz vor Sonnenuntergang erreichte der Reisende das Dorf Dschuffar Saba, das mit seiner stattlichen Moschee auf einem Hügel liegt. Außen vor dem Dorfe stand schon der Schech desselben; er geleitete den fremden Gast zu der Moschee hin, deren Vorhof hier, wie in vielen andern Gegenden des Landes, die Stelle des Chans vertritt. Der Hof war reinlich und geräumig, man breitete unter einem Dache von Reben die Teppiche aus, und als der Imam, der so eben von der Moschee, die für Jeden geöffnet stand, das Abendgebet zum Mokrib (Sonnenuntergang) sang, geendet hatte, lud man den Fremden sammt all seinen Leuten zu dem gemeinsamen Mahle ein, welches jetzt, in der Zeit des Ramadans, nach Sonnenuntergang gehalten wurde. Alle so eben im Dorfe anwesenden Fremden und ein Theil der angeseheneren Einwohner versammelten sich vor der Moschee, man brachte große Schüsseln voll Pilau mit gekochtem Hühner- und Schöpsenfleisch, dann Kaffee; der Schech machte den Wirth. Schweigend aß man, schweigend stand jeder auf und entfernte sich; es ist in diesem Lande eine Pflicht der Gastfreundschaft und der Religion zugleich, daß jeder Fremde ohne Unterschied zur Zeit des Ramadans unentgeldlich an der Schwelle des Hauses, da Friede herrscht und Gleichheit des Standes, bewirthet werde. Nach dem Essen begaben sich die Moslim in die Moschee, wo sie zwey Stunden lang mit Gesang und Gebet sich beschäftigten. Der Reisende und seine Leute waren hierauf, als Alles um sie her still geworden, in einen tiefen Schlaf gesunken; da trat, gleich nach Mitternacht, der Schech zu den Fremden hin und weckte sie zum Ramadan-Nachtessen, mit dessen Gerichten die Moslim ihren Magen zu füllen pflegen, damit derselbe die Enthaltung von Speise und Trank von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang leichter ausdauern könne.

Schon Belon hat die Bemerkung gemacht, daß, wer Palästina in seiner Naturfülle und Fruchtbarkeit erkennen wolle, das Land nicht in der trockenen Zeit des Sommers, sondern im Winter, wenn der Regen den Boden befruchtet hat, sehen müsse. Die Beschreibung, welche unser Landsmann von dem natürlichen Reichthum, von der Fülle des Pflanzenwuchses giebt, der zur Rechten und zur Linken seines Weges entfaltet war, bezeugt uns dasselbe. Mehr noch als die Ebene, die sich nach der Küste hinzieht, sind die im Osten gelegenen waldreichen Berge und Hügel mit Dörfern und Ortschaften, so wie mit Feldern und Gärten angebaut. Freylich drängt sich im heutigen Palästina allgemein die Erfahrung auf, daß sein hin und wieder noch immer unvergleichlich guter Boden nicht durch Schuld der Natur, sondern der Menschen, die ihn bewohnen und beherrschen, so wenig austräglich sey. Der Landmann unter seiner jetzigen Herrschaft baut nirgends mehr an, als er gerade zu seinem und der Seinigen Unterhalt bedarf, weil er aus Erfahrung es weiß, daß, je mehr er baut, desto mehr die Regierung ihm hinwegnehme.

Schon seit etlichen Wochen hatte unser Reisender gar manchen Gewitterschauer und Regen auszuhalten gehabt, ihre eigentliche Höhe jedoch erreichte die syrische Regenzeit erst in der Mitte des Decembers, als Russegger sich seit dem 15. d. M. unter dem sichern Obdach des lateinischen Klosters zu Nazaret befand. Ein Gewitter folgte jetzt dem andern

und bey Tage wie bey Nacht ergoß sich der Regen in Fluthen herab. Erst am 21. Dec. ward der Himmel wieder heiter und das Wetter zu einer Reise nach dem Tabor und dem Tiberiassee günstig. Es ist erfreulich, wie unser redlicher Landsmann in seiner Unbefangenheit der unbeschreiblich hehren Aussicht vom Gipfel des Tabor anerkennende Gerechtigkeit wiederfahren läßt, während dieselbe von manchen andren kritischen Reisenden der neueren Zeit bloß deßhalb, weil auch andre Wanderer sie so herrlich fanden, nicht wie sie es verdient, gewürdigt wurde.

In Tiberias, dahin Russegger am Abend kam, hatten seit der grausenhaften Verheerung des Ortes durch das Erdbeben am 1. Januar 1837 nur erst wieder einige Judenfamilien angefangen Häuser aufzubauen, andre vormalige Bewohner waren hinweggezogen oder weilten unter ärmlichen Hütten. Unser Reisender hatte für die Nacht sein Unterkommen in der kleinen griechischen Kirche gefunden. Schon frühe am nächsten Morgen machte er sich zum Besuche der berühmten heißen Quellen von Tiberias auf. Die vormalige alte Stadt hat, wie ihre prächtigen Trümmer bezeugen, sich bis ganz nahe zu diesen Thermal-Bädern hin, mithin ½ Stunde über die Mauern des jetzigen Ortes erstreckt. Die Heilquellen entspringen ganz nahe am Ufer aus dem Schuttlande, das aus Basalt und Kalkstein-Gerölle besteht. Das Wasser der bedeutendsten Quelle ist in einem gemauerten Schachte aufgefangen und ergießt sich durch einen 300 Schritte langen Kanal in die Bäder. Es ist klar, von salzigem Geschmack und schwefelichem Geruche, hat im Schachte eine Temperatur von 46° R. Auf seinem Rückwege bemerkte unser Reisender, daß der See wie vom heftigen Sturme bewegt hohe Wellen schlug, obgleich am Ufer bey Tiberias die Luft ganz ruhig war. Erst dann, wenn man über der Stadt gegen 500 Fuß hoch am westlichen Gehänge des Seebeckens emporstieg, empfand man das Wehen eines starken kalten Windes von Osten her, welcher wahrscheinlich am entgegengesetzten östlichen Theil des Sees den Wasserspiegel traf und von diesem abprallend sich weiterhin in die Höhe erhob.

Nachdem unser Landsmann den ihm unvergeßlichsten Weihnachtsabend seines Lebens in Nazaret gefeyert hatte, verließ er diesen Sitz der Stille am 26. Dec. und trat seine Reise über Acre und Beirut an. Acre, dessen eigentliche Bewohnerzahl vorher sich kaum auf 800 belaufen hatte, war damals, vor dem nahen Ausbruch des Krieges zwischen Mehemed Ali und der Pforte, mit 4200 Mann ägyptischer Soldaten besetzt, alle wohnliche Räume von ihnen eingenommen; doch fand der Reisende in dem lateinischen Kloster, dessen Mauern noch immer seit der ägyptischen Beschießung im Jahre 1832 voller Löcher und Lücken waren, ein erträgliches Unterkommen. Er verweilte nothgedrungen, wegen Mangel an Lastthieren, bis zum 28. Dec. in Acre, und nahm dann seinen Weg längs der Küste hin nach dem weißen Vorgebirge (Rhas el Abiad), das seinen alten und neuen Namen von der schon aus weiter Ferne ins Auge fallenden weißen Farbe seiner Kreidefelsen hat, deren Wände so steil gegen das Meer abfallen, daß die, in ihrem jetzigen Zustande sehr schlechte, durch ihre pittoresken Aussichten auf das Meer aber interessante Straße in den Felsen mußte eingebrochen werden. Besser als diese ohnfehlbar sehr alte Straße haben sich die berühmten Brunnen von Rhas el Ain (6 Stunden nordwärts von Acre, eine Stunde südwärts von Sur) erhalten, aus denen das alte Tyrus mittelst einer Wasserleitung mit sehr reinem, trefflichen Trinkwasser versorgt wurde. Die jetzige, in einer unvergleichbar schönen Gegend gelegene Stadt Sur ist nur ein armseliges Schattenbild jener alten Königin der Seestädte: des reichen Tyrus, das einst an seiner Stätte thronte. Die Ruinen so wie der Boden der mächtigen Seestadt sind großentheils vom Meer überfluthet, der Damm, den Alexander der Macedonier anlegte, um sich ihrer zu bemächtigen, steht noch als kräftiges Erinnerungszeichen der für fast unmöglich gehaltenen Besiegung da. Zwey Stunden jenseits Sur überschritt der Reisende den Nahar el Kasimieh: den Leontes der Alten; nach abermals zwey Stunden den Nahar Sachram, jenseits welchem bey Rhas Sarfand das alte Sarepta stand. Schon von hier aus ist die Aussicht nach Saida (dem alten Sidon) und den herrlichen Abhängen des Libanon eine entzückend schöne, man hat jedoch von Sarfand aus noch 4½ Stunden dorthin zu reiten. Außer dem Reste der alten, kolossalen Hafenmauer mit ei-

ner noch stehenden Säule, ist von den Herrlichkeiten des alten Sidon kaum noch eine Spur zu sehen. Doch ist die Natur noch dieselbe geblieben; die Aussicht von der kleinen Citadelle am Südende der Stadt hat wohl ihres Gleichen nur wenige an allen Küstengegenden des Mittelmeeres. Die Stadt Seida ist zwar klein, dabey aber gut gebaut und reinlich; in den herrlichen Gärten um die Stadt her bemerkte man jetzt, in den letzten Tagen des Decembers keinen Winter, sondern das Aufsprossen des Frühlinges. Gerade am letzten Tage des für ihn so reichen Jahres kam unser Landsmann nach Beirut, wo ihm am andern Tage die Briefe aus der Heimath ein köstliches Neujahrsgeschenk wurden und von wo er, nach einigen Abstechern in die Berggehänge des Libanon, am 19. Januar sich zur Weiterreise einschiffte.

Am Schlusse unserer Anzeige haben wir nun vor Allem noch jener Reihe von Beobachtungen über die Depression des Jordanthales und namentlich des todten Meeres zu gedenken, durch welche Russegger sich das größte, bleibendste Verdienst um das Gebiet der physischen Erdkunde erworben hat. Er, der glückliche Mann, reich begabt, nicht nur von innen durch einen scharfen Forscherblick und seltne Uebung im Beobachten, sondern auch von außen durch den Besitz trefflicher Werkzeuge*), der ihn in den Stand setzte, von mehreren gleichzeitigen, correspondirenden

*) Einem andren Reisenden in diese Gegenden (Schubert) war von seinen mitgenommenen Barometern nur das eine, schlechtere geblieben, dessen Glasröhre in einem ausgehöhlten, dicken Holzcylinder so eingefügt war, daß der oberste Theil der Röhre in der Holzkapsel verborgen blieb. Dieses Barometer konnte daher zwar jenen Zweck, für den es ursprünglich bestimmt war, dem Geschäft der Feldmesser in unserem bayerischen Hochland zu dienen, volle Genüge leisten, als aber in der Nähe des unteren Jordans und am Ufer des todten Meeres die Queckfilbersäule hoch in die verschlossene Höhlung des Holzes hineintrat, konnte ihr Stand nicht mehr mit den Augen abgelesen, sondern zum Theil fast nur durch das Ohr, beym Anschlagen des

Beobachtungen an verschiedenen Orten Gebrauch zu machen, hat die merkwürdige Thatsache von dem Vorhandenseyn eines Landstriches, eines Flußthales und zweyer Seen, welche in niemals vorher geahneter Weise tief unter dem Spiegel der Meere liegen, in ein Licht gesetzt, durch das sie für immer zu einer sicher begränzten, folgenreichen Wahrheit geworden. Drey Jahre später (im Juli 1841) berechneten zwar auch die Begleiter des Capitän Harris auf seiner Reise nach Schoa die Lage des Wasserspiegels des Salzsees Bahr Assal, zwey Tagreisen landeinwärts von Tadschura, aus ihren Beobachtungen des Siedpunktes des Wassers zu 570 Fuß unter der Meeresfläche; eine Senkung aber, nicht bloß einer verhältnißmäßig kleinen, von kesselartigen Bergwänden eingeschlossenen salzigen Wassermasse, die verhältnißmäßig nur geringe Zuflüsse hat, durch allmählige Verdünstung, sondern einer ganzen, mehr denn 30 Meilen langen Thalsohle, wie dieselbe Russegger im Jordansthale wissenschaftlich genau nachgewiesen hat, ging weit über die Gränzen jeder möglichen Vermuthung hinaus. Daß diese ungeheuere Einsenkung eine Folge vulkanischer Einwirkung gewesen sey, das fällt in der Umgebung des Tiberiassees noch deutlicher in die Augen, als selbst am todten Meere. Dort sprechen dafür die häufigen Basaltströme im Jurakalk und Dolomit, die noch fortwährend strömenden heißen Quellen und Erschütterungen des Bodens durch furchtbare Erdbeben. Wir wollen jedoch unserm Reisenden, der Zeitfolge seiner Beobachtungen nach, zuerst an das Becken des niederen Jordanthales und des todten Meeres begleiten, dann weiter zu dem obern Jordanslaufe ihm folgen.

(Schluß folgt.)

Queckfilbers ans Röhrenende tarirt werden. Und wie nöthig wäre nach dem Sturm, der die Reisenden vor Richa traf, und der gewiß auf den Stand des Barometers großen Einfluß hatte, eine correspondirende Beobachtung in Jerusalem gewesen!

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. 8. Erster Band. Kiel 1844. 296 S. Zweiter Band. Kiel 1847. 668 S.

Bey der Anzeige eines Werks, das wie das vorliegende eine von der bisher üblichen ganz verschiedene Richtung einschlägt, kommt es besonders darauf an, alles das hervorzuheben, was sich sowohl in der Behandlung im Allgemeinen als in der Ausführung des Einzelnen als wirklich neu herausstellt. Freylich ist des Neuen in den beyden vorliegenden Bänden so viel enthalten, daß sich die Anzeige, soll sie nicht eine ungebührliche Ausdehnung erhalten, auf die Hauptsachen wird beschränken müssen.

Die Absicht des Verf. geht auf eine Entwicklung der deutschen Verfassungsgeschichte im weitesten Umfang, nicht bloß der politischen Verfassung, sondern aller Verhältnisse, welche auf die Ausbildung des germanischen Staats von Einfluß gewesen sind. Dadurch war ein näheres Eingehen auf die Zustände des Privatlebens von selbst gegeben; das vorliegende Werk ist daher zugleich eine Rechtsgeschichte, und unterscheidet sich nur dadurch von ähnlichen früheren Arbeiten, daß es beständig die staatsrechtliche Seite im Auge hat.

Der Vf. hat seine Aufgabe im weitesten Umfang gelöst, indem er sämmtliche Abtheilungen des umfassenden Werks nach den Quellen ganz neu bearbeitete, dabey auf viele bisher wenig benutzte Quellen Rücksicht nahm, und die Literatur, namentlich die französische, in viel größerer Ausdehnung herbeyzog, als es von seinen Vorgängern geschehen ist.

Freylich könnte man von dem Standpunkt einer strengen Kritik aus einwenden, unter der Masse der zu untersuchenden Verhältnisse müsse die Ausführung des Einzelnen nothwendig leiden; es übersteige die Kräfte eines Einzigen, den Zustand des Staats, der Kirche, des Heers, die Entwicklung des Ständewesens, des Privatrechts durch alle Perioden erschöpfend darzustellen; es ließe sich dieß nur durch Monographieen erreichen. Allein auch wer mit den Resultaten des Vf. nicht ganz einverstanden ist, wird doch wenigstens zugeben müssen, daß er mit diesem Werk in Behandlung der Rechtsgeschichte eine neue Bahn gebrochen, und eben dadurch sich ein bleibendes Verdienst erworben hat.

Es ist oben erwähnt, daß der Vf. auf viele bisher weniger benutzte Quellen Rücksicht genommen hat; es ist daher vor allem zu untersuchen, von welcher Art diese sind. Es kommt dieß weniger in Betracht bey dem ersten Band, der bis zur Völkerwanderung geht; hier ist der Quellenkreis so ziemlich abgeschlossen, eine Vermehrung desselben zunächst nicht zu erwarten. Die Quellen selbst sind längst kritisch untersucht, über ihre Glaubwürdigkeit kein Zweifel. Anders ist dieß in dem zweyten Band, der die merovingische Periode umfaßt. Es ist wohl längst allgemein anerkannt, daß eine Beschränkung auf die bekannteren Quellen, nämlich die leges, Formeln und größeren Historiker, wie sie z. B. bey Eichhorn sich findet, zu nichts Befriedigendem führen kann. Gerade in dieser für die Entwicklung unserer Verfassung so wichtigen Periode kommt es darauf an, das gesammte Material in möglichster Vollständigkeit zu vereinigen. Reiche Ausbeute bieten in dieser

Beziehung namentlich die Vitae Sanctorum und die Urkunden; dabey ist aber strenge Sichtung nothwendig, da in keiner andern Periode die Fabel sich so leicht für Wahrheit giebt, und die Zahl der falschen Urkunden so groß ist. Es hat dieß zum Theil einen äußerlichen Grund. Es ist bekannt, welche große Anzahl von Kirchen und Klöstern besonders in Belgien durch die Einfälle der Normannen zerstört wurden; mit ihnen gieng der größte Theil der daselbst verwahrten Schriften und Urkunden verloren. In späterer Zeit suchte man diese freylich aus dem Gedächtniß oder aus der Ueberlieferung wieder herzustellen; allein da man dabey meist aller schriftlichen Aufzeichnung ermangelte, und auf mündliche Ueberlieferung oder gar die Phantasie des Schreibers angewiesen war, so kann solchen Producten keine oder doch bey weitem nicht dieselbe Glaubwürdigkeit zukommen, wie gleichzeitigen Schriften. Dieß haben die Bollandisten unzähligemale namentlich bezüglich der in Belgien seit dem X. Saec. geschriebenen Vitae aus der merovingischen Periode nachgewiesen. Gilt dieß selbst von historischen Ereignissen, bey welchen doch noch am ersten ungefälschte Erhaltung durch Ueberlieferung vorauszusetzen wäre, so muß man es noch bey weitem mehr bezüglich der Nebenumstände annehmen, die der spätere Schriftsteller fast immer den Gewohnheiten seiner Zeit anzupassen sucht. Und doch sind gerade diese Nebenumstände für die Rechtsgeschichte von besonderer Wichtigkeit; es kommt hier oft auf einzelne Worte an. Bedenkt man nun, daß sich der Sprachgebrauch im Verlaufe der Zeit so veränderte, daß z. B. nach dem Mönch Paul von S. Père viele Ausdrücke carolingischer Urkunden zu seiner Zeit, also nach 150 Jahren, bey dem gänzlichen Verschwinden der Verhältnisse, worauf sie sich bezogen, gar nicht mehr verstanden wurden, so wird man doch kaum annehmen können, daß ein Schriftsteller des X. Saec. für den Sprachgebrauch der merovingischen Periode im mindesten beweisend sey, ja daß seine Darstellung und Schilderung von Ereignissen des Privatlebens überhaupt Glauben verdiene. Am leichtesten kann man sich davon überzeugen, wenn man die fünf Lebensbeschreibungen des Bischof Amandus, wovon die erste gleichzeitig, die letzte im Jahre 1170 geschrieben ist, mit einander vergleicht, und doch lag in diesem Fall eine glaubwürdige schriftliche Darstellung zu Grund, während eine ganze Reihe anderer später geschriebener Vitae auf bloßer Tradition oder Erfindung des Verfassers beruht. Man wird hier also, will man nur einigermaßen sicher gehen, die gleichzeitigen von den später geschriebenen Vitae trennen, aber auch die ersteren nach ihrer inneren Glaubwürdigkeit prüfen müssen. Noch leichter ist die Sichtung bey den Urkunden. Hier haben wir durch das unsterbliche Werk von Mabillon so bestimmte Regeln, daß eine einfache Anwendung derselben fast immer schnelle Gewißheit über die Aechtheit verschafft. Zudem hat ja Bréquigny jeder einzelnen Urkunde eine kurze kritische Untersuchung beygesetzt, auf die man sich freylich nicht immer verlassen kann, indem er eine Reihe verdächtiger Urkunden für ächt ausgegeben, andere wieder ohne Grund verdächtigt hat. Ist aber eine Urkunde einmal als falsch erwiesen, so soll sie auch nicht weiter berücksichtigt werden; denn es läßt sich doch kaum denken oder wenigstens nachweisen, daß eine solche ihrer Form nach falsch, ihrem Inhalt nach ächt sey.

Mit Bedauern muß ich bemerken, daß der Vf. nicht die kritische Schärfe bethätigt hat, die von dem langjährigen Mitarbeiter der Monumenta Germaniae erwartet werden durfte. Er hat die Vitae Sanctorum nach Mabillon durchgegangen; hauptsächlich aber den Auszug im dritten Theil von Bouquet benutzt; nur hie und da ist er auf die Bollandisten zurückgegangen. Die beyden ersten Werke konnten ihn freylich nicht in den Stand setzen, die nöthige Ausscheidung des Unglaubwürdigen vorzunehmen. Die Kritik dieser Vitae erfordert eine ganz eigne Combination; sie richtet sich zum Theil nach ganz andern Regeln als die der Historiker. Es wird dabey namentlich eine so genaue Kenntniß der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts vorausgesetzt, daß es für den Leser fast unmöglich ist, die Regeln immer gegenwärtig zu haben, wie z. B. bey einem Studium der Urkunden. Es ist daher nothwendig, sich an ein Sammelwerk zu halten, das die nöthigen Data mit der erforderlichen Ausführlichkeit giebt, und dieß sind nur die Bollandisten. In Mabillon

findet sich zwar vor jeder Vita eine Einleitung mit kurzen Angaben über den Verfasser und seine Zeit, allein bey weitem nicht mit der Ausführlichkeit und Gründlichkeit wie in den Bollandisten. Auch sind die letzteren in vielen Fällen der Meinung Mabillons entgegengetreten, und haben sie mit Glück widerlegt. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Vitae Agili, Audomari, Sequani, Willelmi Gelnonensis, Consortiae und andere. Auch beschränkt sich Mabillon bekanntlich auf Lebensbeschreibungen aus dem Benedictinerorden; bezüglich der übrigen wäre man also nur auf Bouquet verwiesen, der über die Glaubwürdigkeit der einzelnen Vitae meist keinen Aufschluß gibt und sie auch nicht im mindesten ausscheidet. So steht bey ihm die lügenhafte Vita Fridolini neben der glaubwürdigen Vita Aviti; auf die ganz unglaubwürdige Vita Arnulphi Martyris folgt die von einem Gleichzeitigen geschriebene Vita Caesarii. Hat er ja doch auch solche aufgenommen, die selbst bezüglich der Thatsachen nur aus einem Lügengewebe bestehen, wie die Vitae Tygris und Berthae. Schon dadurch, daß die Sammlung nur aus Auszügen einzelner Vitae besteht, verliert sie viel an Brauchbarkeit; manche Dinge, die jetzt in Bouquet ganz abgerissen dastehen, erscheinen im Zusammenhang gelesen in einem ganz andern Licht. Es ist daher gewiß zu bedauern daß der Vf., wahrscheinlich wegen Kürze der Zeit, wie vor ihm schon Phillips und andere, sich zuviel auf diesen Auszug bey Bouquet verlassen hat, und nicht auf die Bollandisten zurückgegangen ist. Die Mühe scheint größer, als sie wirklich ist, wie ich aus Erfahrung versichern kann. Wohin das umgekehrte Verfahren geführt hat, glaube ich an einigen Beyspielen zeigen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande von Joseph Russegger.

(Schluß.)

Von jenem Höhenpunkte an, auf dem man, wenn man von Jerusalem nach Jericho reist, zuerst das Jordansthal überblickt, bis hinab zum Dorfe Richa, an der Stätte des alten Jericho, senkt sich der Verlauf der Straße über den gähen Abhang hinab in einer so auffallenden Weise, daß man sich nur darüber wundern muß, daß nicht schon frühere Reisende auf den wahren Grund dieser außerordentlichen Erscheinung riethen. Russegger hat denselben nachgewiesen: nach seinen sorgfältig geprüften barometrischen Beobachtungen liegt Richa 717 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres, der Badeplatz der Pilger am untern Jordan 1291, der Spiegel des todten Meeres selber 1341 Fuß. Der Boden, über welchen man auf dem Wege von Richa nach dem Jordan und nach dem todten Meere kommt, zeigt durch deutliche Spuren, daß er vormals Seegrund war. Die Gebirgsarten, welche den Beckenrand des jetzigen Salzsees bilden, gehören, wie schon erwähnt, den beyden Gruppen des oberen und unteren Jura an. Vergeblich sucht man übrigens an ihren Abhängen und, so weit man sie kennt, in ihren Schluchten nach jenen Basaltströmen und andern vulkanischen Gebilden, die am Tiberiassee so häufig sich finden, wohl aber sind andre Erinnerungszeichen an ungeheure Zerrüttungen durch unterirdische Kräfte des Feuers, mehr denn anderswo in Palästina, hier am todten Meere vorhanden. Allerdings kann nämlich auch von den normalen Gebilden der Jura- und Kreideformation, aus denen vorherrschend das Felsenterrain Palästinas diesseits des Jordans besteht, ausgesagt werden, daß sie auf einem vielfach durch vulkanische Kräfte bewegten und erschütterten Boden stehen, indem nur aus der Wirkung dieser Kräfte die häufigen Störungen in der Schichtenanordnung der normalen Gesteine, so wie die wild zerrissenen Spaltenthäler derselben erklärt werden können. Diese beyden Erscheinungen treten im größten Umfang und in auffallendster Weise hervor, je mehr man sich von Westen dem untersten Laufe des Jordans und dem Salzsee nähert. Es ist hier der Einsturz des massigen Deckengebirges erfolgt, welches über eine jener mächtigen Spalten hingewölbt war, deren Richtung nach Russeggers Ansicht vorzugsweise den Verlauf und die Richtung vulkanischer Eruptionen, so wie vor Allem der Erdbeben

begründet. Die Spalte, welche in unsren Tagen durch das Thal des Jordans und den Salzsee ausgefüllt ist, erstreckt sich vom Südgehänge des Dschebel es Schech bis zum jetzigen Wassertheiler im Wadi Araba. Daß vor dem Einsturz des Deckengewölbes und vor dem Entstehen der ungeheuern Einsenkung mit ihrem kraterartigen Becken, darin der Tiberiassee und das gegen 1700 Fuß tiefe todte Meer stehen, der Jordan durch die Araba seinen Ausfluß ins rothe Meer genommen haben könne, findet unser Landsmann nicht so unmöglich und unwahrscheinlich wie einige andre, gegen die meisten Traditionen der älteren Zeit negirend zu Werke gehenden Kritiker. Die große Senkung beginnt oberhalb dem Tiberiassee, denn die Lage der Jakobsbrücke wurde von Wildenbruch barometrisch nur zu 84 Fuß Meereshöhe, der Spiegel des Sees von Tiberias nach Russegger schon zu 625 F. unter dem Meere bestimmt. Der hohe Salzgehalt des Wassers im todten Meere erklärt sich ganz einfach durch die Auflösung und Auslaugung der vielen und mächtigen Salzlagerstöcke, welche der Gebirgsformation seines Beckens eigen sind, in der sich zugleich bituminöse Gesteine in hinlänglicher Menge finden, um aus den steten Berührungen derselben mit dem starksalzigen Wasser die auffallenden chemischen und physikalischen Eigenthümlichkeiten dieses Wassers ableiten zu können.

Auch über diesen Umstand, nämlich über das Vorkommen der Bitumenmassen in den salzhaltigen Gebirgen des Seebeckens des todten Meeres wollen wir hier noch einige Aussagen unsers Landsmannes vernehmen. Die eigentlichen Fundorte des reinen Asphaltes oder Judäapeches, das schon im früheren Alterthum ein Gegenstand der Beachtung war, finden sich Ain Djeddi gegenüber, am steilen Gehänge des Belka, das den Ostrand des Seebeckens bildet. Es soll daselbst aus Felsspalten des Kalkgebirges häufig hervordringen und sich in Massen, theils am Fuße der Felswand, theils am steilen Gehänge desselben anhäufen, von wo dasselbe bey zunehmender Erhärtung und Sprödigkeit, namentlich in Folge vulkanischer Erschütterungen des Gebirges, sich losreißt und ins todte Meer stürzt, auf dessen spezifisch so schwerem

Wasser es sich schwimmend erhält. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß auch auf dem Grunde des Sees sehr mächtige Ablagerungen solches Erdpeches sich finden, die bey starken Erdbeben vom Boden sich ablösen.

Noch allgemeiner als der reine Asphalt in der Form des flüßigen und erhärteten Erdpeches ist in der Umgebung des todten Meeres und im ganzen Jordanthale der erdige Asphalt oder der Asphaltstein: ein stark bituminöser Mergel, voll organischer Reste. Derselbe findet sich sowohl auf Lagern im Jurakalk, als auch, gleich dem Feuerstein, auf Lagern und Nestern in der weißen Kreide. Jene Lager zeigen dasselbe Verhältniß des Streichens und Fallens wie das Hauptgestein, dem sie untergeordnet sind, die Nester sind scharf vom Nebengestein abgegränzt und letzteres zeigt selbst an der Berührungsfläche keine Veränderung. Die Araber des Jordansthales benutzen den bituminösen Mergel hin und wieder als Feuerungsmaterial.

Nicht nur am östlichen und westlichen Beckenrande des todten Meeres, sondern nach der Aussage der Araber im Salzsee selber finden sich häufige warme Quellen.

Dieses sind die Hauptzüge eines meisterhaft entworfenen Naturgemäldes jenes Landes, das man auch in geologischer Hinsicht, in Folge der so eben erwähnten Thatsachen, das merkwürdigste der Erde nennen kann. Russeggers Forschungen geben uns eine Grundlage für die Naturbeschreibung von Palästina, welche von so außerordentlicher Bedeutung ist, daß man wohl sagen kann, in Zeit von wenig Monaten hat dieser eine Mann mehr geleistet und in sichreres Licht gestellt, als bey manchen andern Ländern durch das Bemühen Vieler kaum in einer Reihe von Jahren geleistet werden konnte.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. Juli.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Der Verf. beruft sich mehreremale z. B. S. 223. Not. 4. S. 322. Not. 4. S. 451. Not. 1. S. 481. Not. 2. S. 572. Not. 1. auf die Vita S. Tygris. Der Autor dieser Vita ist ganz unbekannt, doch kann er nach der ganzen Fassung kaum vor dem X. Saec. gelebt haben. Es läßt sich aber überdieß nachweisen, daß seine Erzählung ein bloßes Gewebe von Lügen ist. Nach ihm reiste nämlich die heil. Tygris nach Alexandria, erhielt dort Reliquien Johannes des Täufers, und brachte sie nach Maurienna, wo eine Kirche gebaut und durch König Guntram ein eigenes Bisthum gegründet wurde. Diese Erzählung findet sich schon bey Gregor von Tours de gloria Martyrum c. 14., nur daß Gregor den Namen der Frau nicht nennt, sondern sie mulier quaedam heißt. Auch hat der Autor in seiner Vita c. 4. 5. 8. und 9. (bey Boll. 25. Juni S. 74 und 75) die eigenen Worte Gregors aufgenommen. Dieß bildet die Grundlage des Ganzen; das übrige sind eigne Zusätze, die im höchsten Grad unglaubwürdig sind. So sagt er z. B. c. 11 S. 75, die von Tygris gebaute Kirche sey von dem Bischof von Vienne Ysichius geweiht worden; dagegen weist Papebroch in der Einleitung zu den Reliquiae S. Joannis (Boll. 24. Juni S. 777) nach, daß Ysichius mehrere Jahre vor 561, wo Guntram zur Regierung kam, starb. Ebenso ist von Leporius, der nach der Vita c. 12 als Bischof von Maurienna unter Guntram die Gränzen des Bisthums bestimmt haben soll, erwiesen, daß er im Jahre 650 das Concilium Cabilonense mit unterschrieb, also nicht unter Guntram gelebt haben kann (s. Sirmond Concilia I. 494.). Hier verschwindet doch alle Möglichkeit, diesem Autor, so weit er von Gregor abweicht, Glauben zu schenken, wenn man bedenkt, daß er in Notizen, die sich doch am ersten durch Tradition erhalten mußten, wie der Reihenfolge der Bischöfe, solche Anachronismen sich zu Schulden kommen läßt. Ueberdieß sind die Stellen, welche aus diesem Werk citirt werden, von der Art, daß sie auch abgesehen von der Unglaubwürdigkeit des Autors als bloße Erdichtung erscheinen. Nach c. 12 der Vita überließ Guntram dem Bischof Leudes et graffiones, qui cum comitibus marcam defendebant, ut deinceps episcopo Maurienae obedirent, et in omnibus subditi essent, — und nach c. 11 eidem ecclesiae — Secusiam civitatem subjectam esse praecepit, cum omnibus pagensibus loci illius, qui nominantur publici curiales. — — Wer hat aber je gehört, daß unter den Merovingern einem Bischof so große Gewalt zustand, daß selbst Grafen ihm untergeordnet waren? Der Hr. Vf. sucht sich bey letzterer Stelle dadurch zu helfen, daß er S. 572 Not. 1 sagt, es hätten hier schon spätere Anschauungen Einfluß erlangt. Allein dadurch wird ja doch die ganze Quelle so verdächtig, daß gar kein Schluß aus ihr gezogen werden kann.

Als anderes Beyspiel ist die Vita Geremari anzuführen, aus deren c. 10 und 12 der Vf. S. 211 Not. 4 erweisen will, daß königliche Schenkungen der Bestätigung des Nachfolgers bedurften. Ueber den Autor dieser Vita weiß man nichts; Ma-

billon hält ihn für gleichzeitig, aber ohne Grund, da nur so viel gewiß ist, daß er vor dem Einfall der Normannen schrieb. Gerade in dem betreffenden Stück der Erzählung findet sich ein chronologischer Fehler, der die Glaubwürdigkeit des Ganzen als höchst zweifelhaft erscheinen läßt, und den die Bollandisten im Comment. praev. 24. September c. 6. S. 693 umsonst zu heben versucht haben. Geremar soll unter Chlotar II. geboren, von Dagobert I. in den Pallast gerufen worden seyn, dort geheirathet, zuerst zwey Töchter, dann einen Sohn Amalbert erzeugt haben. Dieser Amalbert ist beym König wohlgelitten und erhält von ihm auf des Vaters Bitten eine Bestätigung der väterlichen Güter. Und alles dieses geschieht in der Regierungszeit Dagoberts, also in 16 Jahren. Die Bollandisten suchen dieß dadurch zu lösen, daß sie annehmen, Amalbert sey erst 635 geboren; er sey daher nicht bey Dagobert, sondern dessen Sohn Chlodwig II. in Ansehen gestanden. Sie berufen sich namentlich auf c. 18 der Vita, wo dieser Amalbert bey Erwähnung seines um 650 erfolgten Todes als ein noch junger Mensch geschildert wird. Allein gerade hieraus ergiebt sich, daß die Verwirrung nicht wie die Bollandisten meinen, den späteren Abschreibern, daß sie vielmehr dem Autor der Vita zur Last fällt. Nach c. 12 läßt Geremar seinem Sohn von Chlotar II. in dessen eilften Regierungsjahr, also 649, die Güter bestätigen, wie es vorher schon von Dagobert geschehen. Wäre Amalbert erst im Jahre 635 geboren, so hätte er bey einer Bestätigung durch Dagobert nicht älter als drey Jahre seyn können, was mit den Worten c. 10. non solum quod rogabat, juveni tribuit, sed insuper etiam ei multa auxit nicht übereinstimmt, da Amalbert damals nicht waffenfähig seyn, also auch bey Lebzeiten seines Vaters nicht selbstständig erwerben konnte. Diese Vita ist also jedenfalls in dem betreffenden Passus ganz unglaubwürdig, da in diesem bekannte geschichtliche Thatsachen ganz entstellt sind.

So ließe sich noch anführen, daß der Verf. schwerlich Beyfall finden wird, wenn er S. 329 Not. 1 als Bezeichnung der Gerichtsdiener das Wort carnifices auf Grund der Vita S. Walarici (Boll. 1. April. Mabillon II. 77) anführt, die zwar im VIII. Saec. von Reimbert geschrieben, aber nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in einer Ueberarbeitung des XI. Saec. vorhanden ist — wenn er S. 335 Not. 1 zum Beweis, daß schon in dieser Periode der Sohn dem Vater zuweilen in der Grafenwürde folgte, die Vita Ebbonis (Boll. 29. August. Mabill. III. 1. 649) citirt, deren Autor erst nach dem Saec. X. lebte, da er sich ausdrücklich beklagt, daß alle authentischen Nachrichten über seinen Heiligen durch den Einfall der Normannen zu Grund gegangen seyen, und der schon durch den Ausdruck: regimen pagi assumsit, quod jure hereditario sibi competens devitare nequivit hinlänglich zu erkennen giebt, daß er die Verhältnisse so darstellt, wie sie zu seiner Zeit, nicht wie sie im VII. Saec. waren — wenn er S. 372 Not. 4 die Behauptung, die Besetzung aller Hofämter sey vom Major Domus ausgegangen, nur mit einer Stelle aus der Vita S. Baboleni unterstützt, welche ein so schlechtes Machwerk ist, daß Bolland sie ganz ausgelassen und zum 26. Juli nur die Miracula Baboleni von demselben im XI. Saec. lebenden Autor gegeben hat. Wohin müßte es mit der Rechtsgeschichte kommen, wenn man Producte, denen nicht einmal bezüglich der einfachsten historischen Angaben zu trauen ist, über verwickelte Punkte der ältesten Institutionen in gleicher Linie mit Gregor von Tours, mit den Vitae des Jonas und Fortunatus aufführen dürfte?

Während der Verf. auf der einen Seite in der Ausscheidung des Unglaubwürdigen nicht mit der nöthigen Schärfe verfährt, geht er auf der andern Seite zu weit in der Verdächtigung solcher Documente, welche bisher für ächt galten. So will er S. 44 Not. 5. auf die Vita Genovefae kein Gewicht legen, und S. 40 Not. 1. wird dieselbe geradezu eine späte genannt. Der Autor dieser Lebensbeschreibung ist zwar nicht bekannt, er sagt aber selbst c. 51. (Boll. 3. Januar S. 143) post ter senos ab obitu ejus annos, quo ad describendam ejus vitam animum apposui, was also, da der Tod Genovefas auf 509 gesetzt wird, auf das Jahr 527, als Zeit der Abfassung zurückführt. Daß dieselbe noch zu Lebzeiten der Königinn Chrotilde

fällt, wird aus c. 55. S. 143 mit Recht geschlossen. Bolland hält deßwegen den Autor für gleichzeitig; was den Verf. zu der entgegengesetzten Meynung voranlaßte, ist mir nicht bekannt, und hätte jedenfalls kurz begründet werden sollen.

Auch bey bekannteren Quellen ist der Vf. nicht streng genug in der Ausscheidung des Unglaubwürdigen. So führt er S. 212 Not. 1. eine Stelle der Gesta Dagoberti c. 26. Landegiselus dum viveret, per praeceptum regale eandem villulam promeruerat als Beweis dafür an, daß unter den Merovingern Krongutsverleihungen auf Lebenszeit beschränkt wurden. Es ist doch längst erwiesen, daß die Glaubwürdigkeit dieser erst im IX. Saec. verfaßten Lebensbeschreibung nur auf den Auszügen aus Fredegar, den Gesta Francorum und den Urkunden von S. Denys beruht. Wo der Autor selbstständig berichtet, ist er voll Fabeln. Dahin ist z. B. zu rechnen die Erzählung von der Gründung von S. Denys und vom dux Sadregiselus, die allgemein als erdichtet anerkannt sind. Auch die Beziehung auf Urkunden ändert hieran nichts, da der Autor die ächten von den damals schon vorhandenen gefälschten nicht ausschied. Zu den letzteren gehört die Urkunde Dagoberts, in der nach c. 35 die Besitzungen des dux Sadregiselus an S. Denys geschenkt worden seyn sollen; die Urkunde Chlodwig II bey Bréq. No. 118., in der diese angebliche Schenkung mit Aufzählung der in den Gesta Dagoberti erwähnten villae bestätigt wird, ist entschieden falsch, sowie eine weitere Bestätigung durch Karl den Kahlen bey Besly Comtes de Poitou S. 227. Eben dahin ist zu rechnen das Testament Dagoberts, das der Autor nach c. 39 selbst gesehen hat, bey welchem das, was er davon mittheilt, so wie das von Bréq. No. 93 wiedergegebene Fragment bey Aimoin Anhaltspunkte genug an die Hand giebt, auf dessen Falschheit zu schließen. Wie kann nun aber ein Autor, der so entschieden die ächten von den falschen Urkunden nicht zu unterscheiden wußte, mit einer Angabe Glauben finden, die er nur aus einer jetzt nicht mehr vorhandenen Urkunde geschöpft haben konnte? Und ist es nicht gewagt, auf eine solche Angabe, von der wir nicht wissen ob sie sich nicht auf eine gefälschte Urkunde bezog, solches Gewicht zu legen?

Ein Uebelstand noch ernsterer Art ist das Schwanken des Hrn. Vf. über die Aechtheit der von ihm benutzten Urkunden. So wird S. 317 Not. 3. die Urkunde Dagoberts über Verleihung der Immunität an S. Denys Bréq. No. 99 S. 171 für „doch wohl echt," S. 489 Not. 4. und 537 Not. 2. aber dieselbe Urkunde für „zweifelhafter Echtheit" erklärt. S. 127 Not. 4. wird das Privilegium Gregors I. für Soissons Pardess. S. 163 als Beweis citirt, diese Urkunde aber S. 142 Not. 1. als zweifelhaft bezeichnet. Die Urkunde Childeberts für S. Calais Pardess. S. 75. ist S. 221 Not. 2. und 317 Not. 3. ohne weitere Bemerkung angeführt, S. 558 Not. 5. dagegen wird kein Schluß aus ihr gezogen, weil sie nicht echt sey. Die Verleihung des Marktrechts an S. Denys durch Dagobert Bouq. IV. 628. Bréq. No. 69. ist nach S. 537 Not. 2. zweifelhafter Echtheit: gleichwohl bezieht sich der Verf. S. 552. Not. 3. auf dieselbe als eine „Haupturkunde." Solcher Beyspiele, wo aus Urkunden Schlüsse gezogen sind, die einige Seiten weiter als unecht, zweifelhaft oder verdächtig bezeichnet werden, ließen sich noch mehrere anführen. Den Grund eines solchen Verfahrens scheint mir der Verf. S. 336 Not. 2. angegeben zu haben, wo er sagt, die Urkunde Childeberts III. für den Bischof von Lemans Bréq. No. 244 sey freylich verdächtiger Echtheit, dürfe aber jedenfalls ihrem Inhalt nach berücksichtigt werden. Mit diesem Grundsatz wird der Verf. schwerlich Beyfall finden. Wie ist es möglich dem Inhalt einer Urkunde Glauben zu schenken, die man selbst für nicht echt also für gefälscht hält? Ist es denn auch nur wahrscheinlich, daß der Fälscher eine wirkliche Thatsache zu Grund gelegt habe? Der vorliegende Fall verdient eine kurze Erörterung. Die fragliche Urkunde wird als Beweis dafür angeführt, „daß häufig dem Bischof der gallischen Städte ein Einfluß auf die Ernennung des Grafen gestattet wurde." Es kann sich hier natürlich nicht von bloßem moralischen Einfluß sondern nur von solchem handeln, der als ein verbrieftes Recht bestand. Hierüber haben wir aber nur eine authentische Nachricht; nach der Vita Eligii hatte nämlich der Bischof von Tours das Recht der Ernennung des Grafen; es hatte dieß aber seinen Grund

darin, daß Dagobert alle Fiscaleinkünfte der Stadt dem Bischof geschenkt hatte. Es war dieß eine Singularität, die sich aus der hohen Achtung erklärt, deren die Kirche des heil. Martin im ganzen Frankenreich genoß. Die fragliche Urkunde Childeberts III. räumt dem Bischof von Lemans auf ewige Zeiten das Recht ein, daß ein dux oder comes in dieser Stadt nur nach der Wahl des Bischofs, des Clerus und der Einwohner bestellt werden solle. Ließe sich annehmen, daß dieser falschen Urkunde eine wirkliche Verleihung zu Grund liege, so wäre man allerdings zu dem Schluß berechtigt, den der Verf. daraus zieht. Die Kirche von Lemans stand in keinem besondern Ansehen; sie wurde nie vorzugsweise begünstigt; hätte sie also desselben Rechts sich erfreut wie die Kirche von Tours, so müßte man annehmen, daß auch andere Kirchen desselben theilhaftig gewesen. Allein die fragliche Urkunde ist gewiß auch ihrem Inhalt nach gefälscht. Sie ist bloß in den acta episcoporum Cenomannensium enthalten, die schon im Jahre 863 auf einem placitum Carls des Kahlen (bey Bouquet VII. 297) als gefälscht erklärt wurden. Es wurden dort die Urkunden producirt, welche sich auf die Abhängigkeit des Klosters S. Calais von dem Bischof von Lemans beziehen (Bréq. No. 18. 19. 20. 34. 36. etc.). Diese wurden als in diebischer Absicht gefälscht erkannt, indem der Nachweis geliefert wurde, daß das Kloster schon seit 300 Jahren unmittelbar sey, und deßhalb ihre Vernichtung befohlen. Hier liegt aber doch die Vermuthung gar zu nahe, daß auch die andern Urkunden dieser Sammlung auf ähnliche Weise erdichtet seyen, gefälscht nicht nur nach der Form, was sich z. B. bey der Childeberts III. aus der Erwähnung des Bischofs Herlemund ergiebt, der erst mehrere Jahre nach dem Tod dieses Königs den Bischofsstuhl bestieg, sondern auch dem Inhalt nach. Warum sollte der Bischof, der durch eine falsche Urkunde ein ihm nicht zustehendes Recht über das Kloster S. Calais erwerben wollte, sich nicht auch durch eine falsche Urkunde das Recht der Ernennung des Grafen beylegen? Es ist daher zu verwundern, daß der Verf. auf die besondere Stellung der Urkunden von Lemans meist keine Rücksicht nimmt, sondern sie ohne weiters als beweiskräftig citirt z. B. S. 175 Not. 1. S. 503. Not. 4. S. 522 Not. 1. u. f. f.

Während der Verf. die Ausscheidung der falschen Urkunden so sehr hintansetzt, daß er z. B. S. 179 Not. 1. und 239 Not. 2. auf ein Diplom Theodorichs IV. Bouq. IV. 703. Bréq. No. 319 Rücksicht nimmt, von dem man bloß Anfang und Schluß, die Invocation und den annus incarnationis zu sehen braucht, um es sogleich als eine spätere Fälschung zu erkennen, verdächtigt er auf der andern Seite Urkunden, die bisher für echt galten, ohne weiter einen Grund dafür anzugeben. So erklärt er S. 192 Not. 3. die Schenkung Girards und Grimbergas Pardess. S. 157 für entschieden falsch, während diese Urkunde doch weder ein äußerliches Zeichen von Falschheit an sich trägt, noch von einem der bisherigen Herausgeber, den Edd. Galliae christianae, Mabillon, Bréquigny, Pardessus das mindeste dagegen eingewendet wurde. Das bloße Wort allodiis ist kein Zeichen der Falschheit, da der Verf. erst zu beweisen hat, daß dasselbe in unverdächtigen merovingischen Urkunden nicht vorkomme. Ebenso hält er S. 537. Not. 2. die Verleihung des Marktrechts an S. Denys durch Dagobert Bouq. IV. 628. Bréq. No. 69 für zweifelhafter Echheit, während doch die von Le Cointe dagegen gemachten Einwendungen von Mabillon längst widerlegt sind.

Das eben gerügte Schwanken zeigt sich auch noch bey einer andern Gelegenheit, der Entscheidung über die Constitutio Chlotarii. Es kann doch wirklich nicht gleichgültig seyn, ob diese Verordnung von Chlotar I. oder Chlotar II. sey. Bisher waren die Meinungen getheilt; Baluze, Pertz, Pardessus erklären sich für erstere, Montesquieu, Eichhorn u. a. für letztere. Der Verf. schlägt einen Mittelweg ein, indem er sie S. 47. Not. 3. S. 79 Not. 1. S. 210 Not. 1. und S. 216 Not. 2. Chlotar I., dagegen S. 529. Not. 1. und S. 616 Not. 1. Chlotar II. zuschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. Juli.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Daß hier nicht etwa bloß ein Druckfehler vorliegt, ergiebt sich aus der Vergleichung von S. 47. und 216 mit S. 616. Gewiß würde niemand etwas dagegen einwenden, wenn sich der Verfasser für die eine oder andere Meinung erklärt hätte, obwohl die Erwähnung des Bruders in c. 11 der Constitution eine Deutung auf Chlotar II., der keinen Bruder auf dem Thron hatte, unwahrscheinlich macht; allein beyde entgegenstehende Meinungen in demselben Werk vorzutragen ist zum mindesten ungewöhnlich, und es wäre zu erwarten gewesen, daß der Verf., wenn er im Verlauf seiner Untersuchung anderer Meinung geworden wäre, die nöthigen Veränderungen angebracht hätte.

Endlich ist es gewiß eine nicht unbillige Forderung, daß der Verf. bey Citirung namentlich der weniger bekannten Quellen etwas mehr auf die Bequemlichkeit des Lesers hätte Rücksicht nehmen sollen. Die Vitae Sanctorum werden, so weit sie dort stehen, nach Mabillon citirt und zwar in der Art, daß nur bey denen, die nicht im zweyten Band stehen, die Zahl des Bandes angeführt ist (s. Einleitung S. IX); allein auch dieß ist nicht immer eingehalten. So wird S. 175 Not. 1 die Vita Lanberti, S. 182. Not. 1. die vita Erminonis, S. 297 Not. 3. die Vita Corbiniani ohne weitere Angabe angeführt, die doch alle im dritten Band von Mabillon stehen, S. 360 Not. 5 die vita Desiderii ohne weitere Angabe (es ist die des Bischofs von Cahors), während wir doch drey vitae von verschiednen Leuten dieses Namens haben, wovon keine in Mabillon aufgenommen ist u. s. f. Noch mehr gilt das Gesagte von den Urkunden, die nach drey Sammlungen von Pardessus, Bréquigny und Bouquet citirt werden. Bedenkt man, daß alle Urkunden im vierten Band von Bouquet in Bréquigny aufgenommen sind, so ist nicht abzusehen, warum sich der Verf. nicht auf letztere Sammlung beschränkt, sondern willkürlich zwischen beyden abwechselt, wodurch es jedem, der nicht gerade alle drey Sammelwerke zur Hand hat, unmöglich ist, ihm zu folgen. Ich glaubte dieß voraussenden zu müssen, weil es nicht ohne Einfluß auf die Resultate des Werks gewesen ist, welche ich nun kurz zusammenstellen werde.

Unter den acht Abschnitten des ersten Bands handelt der erste von der Lebensweise und Sitte der Deutschen, woran sich der zweyte über Ackerbau und Grundbesitz S. 19—31 anschließt. Die gründliche Auseinandersetzung des Verf. hat diesen schwierigen Punkt vortrefflich erläutert. Nachdem er den Widerspruch zwischen den Nachrichten des Cäsar und Tacitus dadurch zu heben gesucht hat, daß er die ersteren auf den besonders organisirten Militärstaat der Sueven beschränkt, geht er zu einer genaueren Erläuterung der Darstellung des Tacitus über. Die zwey Hauptfragen, die sich hier aufdrängen über das Recht des Einzelnen an dem bebauten Land und die Art der Bewirthschaftung, werden durch eine neue Erklärung von Germ. c. 26. glücklich gelöst. Der Vf. erklärt sich für die Lesart agri pro numero cultorum ab universis vicis occupantur statt der

bisher gewöhnlichen in vices. S. 23 Not. 2. Sie findet sich zwar nur im Cod. Bamb., allein auch die übrigen Hss. weichen unter sich so sehr ab, daß die Autorität der Lesart hinlänglich gesichert erscheint, wenn sie nur einen guten Sinn giebt. Gerlach wendet dagegen ein, Tacitus kenne keine Unterabtheilung nach vici; dieß ist gewiß unrichtig. Mit dem Ausdruck Ann. I. 56. omissis pagis vicisque und Germ. c. 12 qui jura per pagos vicosque reddunt kann doch nicht das Dorf, so weit es aus Häusern besteht, es muß die Dorfschaft als Unterabtheilung der Centene gemeint seyn. Mit Recht legt der Verf. S. 28 Not. 3. besonderes Gewicht darauf, daß mit dem occupare das Besitzergreifen von einer herrnlosen Sache, mit dem mox partiuntur eine einmalige Handlung angedeutet, daß also damit die erste Niederlassung eines Stamms gemeint sey, wie sie auch zu Tacitus Zeiten noch vorkam. Als Beyspiel mag der Landstrich dienen, den nach Annal. XIII. 54. und 55. die Chamaver, Tubanten, Usipier, Frisen und Ansibarier nach einander besetzten. Demnach ist bloß das arva per annos mutant eine regelmäßig wiederkehrende Handlung, die bloß in dem Bereich eines vicus vorgenommen wurde, und zwar nicht nothwendig in der Art, daß die einzelnen Theilhaber der vici unter sich die Felder vertauschten, sondern so, daß jeder jährlich mit seinen eignen Feldern abwechselte. Dieß wird S. 26. sehr passend durch Herbeyziehung der nordischen Verhältniße erläutert. Die Erklärung des Verf. ist um so glaublicher, als nur so die Worte des Tacitus einen erträglichen Sinn geben. Liest man nämlich in vicem oder per vices, so wäre gar nicht abzusehen, wer denn die universi gewesen seyn sollten, welche die Felder einnahmen. Wie der Stamm so hatten gewiß auch die Centenen und ihre Unterabtheilungen ihre geschloßenen Gränzen. In den letzteren, die wir Dorfschaften oder Markgenoßenschaften nennen können, hätte also die occupatio vor sich gehen müssen, und zwar in der Art, daß eine Dorfschaft mit der andern ihr Territorium vertauschte. Ein solches Ergebniß stimmt so wenig mit dem überein, was wir sonst von dem Zustand der Germanen wissen, daß wohl niemand Bedenken tragen wird, der viel wahrscheinlicheren Erklärung des Verf. zu folgen.

Im dritten Abschnitt S. 32—53. wird Dorf, Gemeinde und Gau einer näheren Untersuchung unterworfen. Es wird hier auseinandergesetzt, daß die Völkerschaft auf der Eintheilung in Centenen beruhte, daß die pagi des Tacitus eben diese Centenen sind, und daß diese ihre höhere Vereinigung im Stamm fanden. Hieran schließt sich im vierten Abschnitt S. 53—64. eine Untersuchung über die Volksversammlung. Der Verf. geht hier von dem Satz aus, daß die Fülle der Macht bey der Volksversammlung stand. Wenn gleich jede Centene ihr eignes Thing hatte, so ist doch, da sich der Wirkungskreis dieses Centenen-Things nur auf die Interessen der kleineren Gemeinde erstreckte, besonderes Gewicht auf die Versammlung der ganzen Völkerschaft, das „Gau-Thing" zu legen. Mit Recht nimmt der Vf. an, daß Tacitus nur von letzterem spreche. Der Uebergang zur späteren Verfassung wird darin gesucht, daß bey Vereinigung mehrerer Völkerschaften zu einem Ganzen ein allgemeines Landes-Thing hinzu kam, bey welchem nicht mehr alle Freye erscheinen konnten. Es wird gezeigt, wie bey den Sachsen die Wahl der Gaueingesessenen, bey den Angelsachsen und Isländern der besondere Stand, bey Dithmarschen und Frisen nur die Stellung als Beamter über das Recht bey dieser Versammlung zu erscheinen entschied. Mit Recht wird hervorgehoben, daß in der Entstehung dieses Landesthings eine Beschränkung des alten Princips lag; es war dieß aber nicht nur in soferne der Fall, als das Recht bey dieser Versammlung zu erscheinen beschränkt wurde, auch der Wirkungskreis der so zusammengesetzten Versammlung mußte sich verändern, wie z. B. der fränkischen Reichsversammlung im allgemeinen nur eine berathende Stimme zukam.

Der gelungenste Theil des Werks ist ohne Zweifel der fünfte Abschnitt von dem Adel S. 65—85 und der sechste von den Fürsten und dem Gefolge S. 86—149. In dem ersteren tritt der Verf. ebenso bestimmt der Meinung entgegen, welche den Adel der alten Germanen auf das Königsgeschlecht beschränken will, als er sich gegen die Ansicht erklärt, daß er auf dem größeren Grundbesitz beruht oder daß er besondere Vorrechte z. B. auf die Princeps- oder Priesterwürde, oder das Halten eines Gefolgs gehabt habe. Während auf der einen Seite schon

durch das erwiesene Vorkommen des Adels bey Völkerschaften, welche keine Königswürde kannten, so wie durch das Nebeneinanderstehen mehrerer adeliger Geschlechter bewiesen wird, daß der Adel nicht auf das Königsgeschlecht beschränkt seyn konnte, wird andererseits gezeigt, daß die Vorrechte, welche man ihm beylegen wollte, bey näherer Untersuchung sich nicht bestätigen. Nur ein solches findet sich mit Bestimmtheit, das auf die königliche Würde. Die Bedeutung des Adels war, wie der Verf. S. 81 sich treffend ausdrückt, lediglich eine historische. Dieß wird im sechsten Abschnitt in so ferne weiter ausgeführt, als hier gezeigt wird, daß die von Eichhorn und Savigny aufgestellte Ansicht von der Bedeutung der principes des Tacitus aller Begründung ermangelt. Es werden zuerst die Befugniße dieser principes kurz zusammengestellt und daran gezeigt, daß diese nicht einem erblichen Stand, daß sie nur den gewählten Obrigkeiten haben zukommen können. Es wäre passend gewesen, wenn der Verf. dieß noch etwas ausgeführt hätte. Namentlich hätte erörtert werden sollen, in welcher Bedeutung princeps sonst bey Tacitus gefunden wird, woraus sich ergiebt, daß damit eben der Erste, der Vorderste in seiner Art gemeint ist. Merkwürdig ist besonders Hist. I. 79., wo von den principes der Jazygen die nobiles geradezu unterschieden werden. Ebenso hätte angeführt werden können, daß selbst mehrere Stellen, in denen von germanischen principes die Rede ist, der Eichhorn'schen Erklärung geradezu widersprechen. Hiernach soll princeps „jeder aus dem Adel" seyn (R. G. §. 14 b Not. m). Wie ließe sich aber damit vereinigen, daß nach der gewöhnlichen Erklärung von Germ. 13 der junge Mann die Würde eines princeps erst mit der Wehrhaftmachung erhält, oder daß Germ. 22 von der Wahl von principes, de adsciscendis principibus die Rede ist? Die Erklärung des Verf. verdient also gewiß Beyfall. Auch hat er den hauptsächlichsten dagegen gemachten Einwand glücklich beseitigt. Da nämlich auch der Führer der Gefolgschaft princeps genannt wird, so glaubte man eben darin den Hauptbeweis dafür finden zu müssen, daß damit ein besonderer Stand gemeint sey. Der Verf. hat sehr scharfsinnig nachgewiesen, daß die Befugniß ein Gefolge zu halten weder das Vorrecht eines bestimmten Standes gewesen, noch in dem Belieben eines jeden gestanden, daß sie vielmehr nur den principes als gewählten Obrigkeiten zugekommen sey. Es spricht dafür nicht nur die Erwägung, wohin der entgegengesetzte Zustand geführt hätte, sondern noch vielmehr der vom Verf. nicht gehörig gewürdigte Umstand, daß die Gefolgschaft überhaupt nur im Dienst der Volksgemeinde verwendet werden durfte. Letzteres ergiebt sich mit Bestimmtheit aus Germ. 14, wonach die Gefolgschaft sich auflöst, si civitas in qua orti sunt longa pace et otio torpeat. Wäre es in dem Belieben jedes Gefolgsherrn gestanden, Krieg zu führen, so wäre das Zustandekommen eines solchen Friedens kaum denkbar gewesen. Endlich findet man in Tacitus sowohl als in späteren Schriftstellern, daß wenigstens nach Ansicht der Römer die häufigen Streifzüge der Germanen nicht Sache der Gefolgschaften, sondern der Volksgemeinden waren. Der Verf. erklärt sich daher gegen die Ansicht, daß die Gefolgschaften die Grundlage der germanischen Unternehmungen gegen die römische Welt gewesen seyen. Ebenso widerlegt er mit triftigen Gründen aus Vergleichung der späteren Zustände die Meinung, daß es zum Wesen des Adels gehörte, ein Gefolge zu halten, oder daß nur der Adel in das Königsgefolge eintreten konnte. Auf diese Weise wird das Comitat in die nöthigen Schranken zurückgeführt, und mit der späteren Entwicklung in Einklang gebracht. In zwey Anmerkungen S. 149 — 154 geht der Verf. näher auf die Frage ein, ob denn wirklich das Halten eines Gefolges ein Vorrecht des Adels gewesen. In der ersten wird hauptsächlich die Stelle Germ. c. 13 principis dignationem etiam adolescentulis assignant erklärt. Der Verf. schließt sich der Deutung Orellis an, wornach dignatio in activem Sinn, Würdigung des Fürsten, zu nehmen ist. Nur auf diese Weise läßt sich das allein handschriftlich beglaubigte caeteris aufrecht erhalten, nur so werden die schweren Bedenklichkeiten vermieden, welche der andern Erklärung entgegenstehen. Die zweyte Anmerkung enthält eine Untersuchung über das Verhältniß der Antrustiones. Namentlich stellt der Vf. kurz die Gründe zusammen die gegen das Wort arimannia in Marc. I. 18 anzuführen sind. Schon daß alle noch vorhandenen Hss. arma haben, daß arimannia nach Grimm keine fränkische Form ist, und daß es, wo es

sonst vorkommt, keine Gefolgschaft bedeutet, macht die Sache höchst verdächtig. Allein der Verf. hätte einen noch viel triftigeren Beweisgrund anführen können. Da die sämmtlichen noch vorhandenen Hss. arma lesen, so beruht das arimannia lediglich auf der Autorität Fr. Pithou's, der die Formel in den Noten zur lex Salica Tit. 43., Baluze II 695 in dieser Weise giebt. Es wäre immerhin möglich, daß er in einer Hss. diese Form gefunden hätte und dieß ist es auch, worauf sich Eichhorn beruft, indem er R. G. §. 26. Not. m. sagt: Pithou deute nicht entfernt an daß er eine Veränderung des Textes gerade in der wichtigsten Stelle vorgenommen habe. Dieses Argument ließe sich hören, wenn Fr. Pithou überhaupt der Mann wäre, auf den man sich in dieser Hinsicht verlassen könnte. Schon Baluze beschwert sich in der Vorrede zu den Capitularien No. 63 und 64. über die willkürlichen Veränderungen, die von diesem Gelehrten in seiner Ausgabe der Capitularien an dem Text vorgenommen wurden und sagt sehr passend: Hoc vero non est edere Capitularia, cum sibi quisque licentiam sumit mutandi ac detrahendi, quod animo collubitum est suo. Ein anderes Beyspiel finde ich bey Pardessus loi salique S. 358 Not. 1., indem Pithou gegen die Autorität aller Hss. in der Recapitulatio legis Salicae c. 30 das lidum in truste dominica in lidum in curte dominica verändert hat. Endlich darf man ja nur die anderen Marculfischen Formeln, die Pithou in seinen Noten zur lex Salica und dem glossarium ad libros Capitularium anführt, mit dem Text unserer Ausgaben vergleichen, (z. B. Note zu Tit. I. mit Marc. I. 23. zu Tit. XIV. mit Marc. II. 16 und II. 29. zu Tit. XXVI. mit Marc. I. 19. u. s. f.) um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er seine Citate nie wörtlich nach den Hss. giebt, sondern Worte verändert, ausläßt oder zusetzt. Dieß ist gewiß der sicherste Beweis, daß auch arimannia eine bloße Conjectur ist, wozu er vielleicht dadurch veranlaßt wurde, daß er das handschriftliche arma für eine Zusammenziehung von arimannia hielt.

Im siebenten Abschnitt S. 155—178 handelt der Verf. von den Königen, im achten S. 178—224 von Freyheit und Recht. So interessant dieselben auch sind, kann ich sie doch hier nicht näher erörtern, sondern muß zum zweyten Band übergehen.

Der erste Abschnitt S. 1—86 giebt eine Uebersicht der Begründung des fränkischen Reichs. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die Franken bey ihrer Eroberung an ihre alte Heimath sich anlehnten und in beständiger Verbindung mit Deutschland blieben, wodurch ihr Reich die nöthige Consistenz erhielt, um die späteren Stürme überdauern zu können. Sehr dankenswerth ist der Versuch, die Ausdehnung des alten Salier- und Ripuarierlands vor Chlodwigs Eroberung festzustellen. Ebenso wird nach der lex Salica eine kurze Darstellung des politischen und gesellschaftlichen Zustands der Franken vor der Eroberung gegeben. Bey der Schilderung der Eroberung Galliens wird, wie es sich gebührt, besonderes Gewicht auf die Bekehrung der Franken zum Christenthum gelegt.

Die beyden folgenden Abhandlungen sind die wichtigsten des ganzen Werks, weßhalb sie auch näher zu prüfen sind. In dem zweyten Abschnitt vom Königthum S. 87—146 wird vor allem der Unterschied zwischen dem alten und neuen Königthum sehr scharf dahin aufgefaßt, daß der deutsche König ursprünglich nur das Haupt des Stammes war, seine Gewalt sich mehr auf die Menschen bezog, während mit der Eroberung Galliens das Verhältniß zum Land mehr in den Vordergrund tritt. „Vorher war es ein Volk mit einem König an der Spitze, nun ist es ein König, der ein Gebiet, ein Reich unter sich hat.“ (S. 88). Dabey blieb aber das Königthum wesentlich deutsch, so sehr es auch fremden Einflüssen ausgesetzt war. Dieß zeigt sich zunächst in der Vererbung der Königswürde, die bey den Franken fester begründet war als bey andern deutschen Stämmen, sich aber auf alle männlichen Nachkommen des Königs gleichmäßig erstreckte. Der Verf. hebt mit Recht die Theilung der Söhne Chlodwigs besonders hervor, welche die Grundlage der späteren Theilungen bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Der leitende Grundsatz dabey war die Rücksicht auf die verschiednen Gebiete, welche Chlodwig nach einander erobert hatte. Wir sehen bey der Theilung der Söhne Chlotars I. jeden gleichsam ein Stammland einnehmen, Charibert das eigentliche römische Gallien des Siagrius, Guntram Burgund, Sigibert Ripuarien, Chilperich das alte Salierland; die westgothischen Provinzen wurden unter den Brüdern getheilt. Dieß war im Ganzen die Abgränzung, welche die Söhne Chlodwigs nach der Eroberung Burgunds hatten. Die einzelnen Gebietstheile hingen also unter sich nicht zusammen. Der Verf. geht indeß noch weiter; er nimmt an, daß selbst in einzelnen Provinzen die Besitzungen der verschiedenen Könige nicht verbunden lagen. (S. 95). Als Beyspiele citirt er Marseille, dann Paris, Roucy und Senlis; allein daraus läßt sich gar kein Schluß ziehen. Erstere Stadt war bey der Theilung der Söhne Chlotars I. an Sigibert gefallen; erst nach dessen Tod machte Guntram Ansprüche auf die Hälfte derselben, aus welchem Grund ist nicht bekannt. Es geht dieß mit Bestimmtheit aus Greg. VI. 31 hervor, quia partem Massiliae ei (dem Childebert) post mortem patris abstulit. Guntram war endlich der beständigen Reclamationen Childeberts müde, und gab seine Forderungen auf. Greg. VI. 11. VI. 33. VIII. 12. Die drey anderen Städte hatten zu Chariberts Antheil gehört, und waren nach dessen Tod in dem gemeinsamen Besitz Sigiberts und Guntrams, Paris selbst in dem der drey Brüder geblieben, offenbar, weil dieß die einzige Verbindungslinie zwischen Auster und den aquitanischen Besitzungen Sigiberts war, von denen er sonst ganz abgeschnitten gewesen wäre. Dieß waren also Ausnahmsfälle, aus denen sich kein Schluß auf das sonstige Verfahren ziehen läßt. Ebenso wenig kann ich der Behauptung S. 96., daß bey der Theilung unter den Söhnen Chlotars Auster dem ältesten Sohn zufiel, beystimmen. Der Verf. widerspricht sich hier selbst, indem er S. 122 sagt, Charibert sey der älteste gewesen; und so war es auch. Wir haben nur eine zuverläßige Nachricht über die Reihenfolge der Söhne Chlotars, nämlich Greg. IV. 3., und hier ist Charibert der älteste, dann folgen Guntram, Sigibert, Chilperich. Es ist allerdings auffallend, daß gerade hier von der sonst immer beobachteten Regel, daß der älteste Sohn Auster erhielt, abgewichen wurde. Eine Erklärung und zugleich eine Antwort auf die von dem Verf. S. 95 aufgeworfene Frage, wie die Söhne Chlotars über die Wahl der Theile sich verständigten, findet man vielleicht in einer vom Verf. nicht berücksichtigten Stelle der Vitae patrum XVII. c. 3. bey Ruynart S. 1236. Es wird hier erzählt, daß Bischof Nicetius von Trier auf Befehl Chlotars I. in den Kerker geworfen werden sollte, daß aber illucescente die crastina subito advenit legatus Sigiberti regis cum literis, nuntians regem Chlotarium esse defunctum, seque regnum debitum cum episcopi caritate debere percipere. Da demnach Sigibert seine Succession in Auster unmittelbar nach dem Tod seines Vaters für gesichert hielt, so muß man doch annehmen daß, was in späterer Zeit öfter wiederkehrt, die Theilung schon

bey des Vaters Lebzeiten vor sich gegangen war, wenn gleich Gregor in seiner Geschichte nichts davon erwähnt.

Ein anderer Punkt, in dem sich das eigenthümliche germanische Erbrecht der Krone zeigt, ist der öfter versuchte Ausschluß des Neffen durch den Oheim. Der Verf. nennt S. 100 ein solches Verfahren gegen das Recht; der Grundsatz war aber doch im allgemeinen durch den Vertrag von Andlau anerkannt, indem Childebert einen Theil des seinem Vater aus Chariberts Erbschaft zugefallenen Gebiets an Guntram abtrat, nachdem dieser unmittelbar nach Sigiberts Tod die ganze Charibertische Erbquote desselben weggenommen hatte. Ganz dasselbe mußte sich nach Chilperichs Tod Chlotar II. gefallen lassen. Doch trat dieser Ausschluß wohl nur in dem Fall, daß jemand in Gemeinschaft mit einem anderen etwas erworben, zu Gunsten des überlebenden Miterwerbers ein. Mit dieser Beschränkung findet sich dieser Grundsatz selbst im Privatrecht, indem nach dem Ediet. Chilper. c. 3 Pertz IV. 10. die vicini ein bevorzugtes Erbrecht selbst den Descendenten ihrer vicini gegenüber ansprachen. Im allgemeinen aber war das Anrecht der merovingischen Dynastie auf die Krone sehr fest begründet, und es zeigt sich dieß schon darin, daß die hauptsächlichsten Kronprätendenten, welche wir auftreten sehen, sich für Verwandte des Hauses ausgaben. Doch läßt sich aus den vom Verf. S. 103 Not. 1. citirten Stellen nicht schließen, daß dem immer so gewesen. Ganz beyläufig wird Greg. VII. 27. der Aufstand eines gewissen Sigulfus erwähnt, der in Toulouse in regnum elevare voluit. Da er ausdrücklich extraneus genannt wird, so wird man annehmen müssen, daß er Verwandtschaft mit dem Königshaus nicht einmal vorschützte. Wie viele solche Fälle mögen in der damaligen Zeit noch vorgekommen seyn, die keiner der gleichzeitigen Schriftsteller erwähnt!

Unter den äußerlichen Zeichen der Königswürde wird S. 119 auch der Ochsenwagen angeführt, und der Verf. meint, daß dieß an die von heiligen Rindern gezogenen Götterwägen der Germanen erinnere. Allein es war dieß wohl nicht eine germanische, sondern eine celtische Gewohnheit, und durchaus nicht ein Vorrecht oder eine Auszeichnung des Königs. Wenigstens schenkt Ermenthrud in ihrem Testament Bréq. No. 250 S. 362 vom Jahre 700 an die Kirche S. Sinsuriani caruca, in qua sedere consuevi cum boves, und gleich darauf alia caruca cum boves. Ebenso ließ sich die Tochter der Deuteria in einem von Stieren gezogenen Wagen (basterna) fortschaffen Greg. III. 26.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Verhältniß der Unterthanen zum König. Es zeigt sich dieß theils in den Pflichten, welche die Einzelnen zu erfüllen haben, z. B. dem Kriegsdienst, theils darin, daß Verbrechen gegen den König als ausgezeichnete Verbrechen behandelt werden. Als Grundlage des Unterthanenverbands erscheint der dem König geleistete Treueneid. Der Verf. citirt S. 116 die Stellen, welche beweisen, daß seine Ableistung nicht nur bey dem Regierungsantritt des Königs sondern auch bey Erwerbung eines neuen Gebiets gewöhnlich war. Die Form des Schwurs wird uns deutlich aus Marc. I. 40., wo er Leudesamio genannt ist. Der Vf. glaubt S. 116. Not. 4., daß dieß allerdings mit Leudes zusammenhänge, daß es aber nur die Art des Eides nicht die Schwörenden bedeute. Diese Meinung gründet sich auf seine eigenthümliche Erklärung der Leudes, die ich unten noch weiter besprechen werde, scheint mir aber ganz unbegründet. Wer das sacramentum fidelitatis leistete, wurde fidelis, wer trustem et fidelitatem schwor Antrustio, wer in vasaticum sich commendirte Vassus genannt, also wird wohl auch der durch den Leudesamio verpflichtet wurde Leudis geheißen haben. Eben daraus ergiebt sich, daß Leudis synonym mit fidelis ist, und nicht den im Gefolgsverband stehenden sondern den Unterthan bedeutet, was ich unten noch weiter erörtern werde. Am wenigsten kann ich der Behauptung S. 117 beystimmen, daß sich in der Verpflichtung aller Freyen der Einfluß römischer Gewohnheit erkennen lasse. Müßte doch vor allem nachgewiesen werden, daß unter der Römerherrschaft ein solcher Unterthaneneid geleistet wurde, was gar nicht der Fall war. Eine eigenthümliche Erscheinung ist der Eid, mit welchem nach Greg. IX. 30. Charibert den Einwohnern von Tours die Erhaltung ihrer Rechte gewährleistete. Der Verf. hält dieß für die einzige Stelle, allein ganz dasselbe findet sich in dem

Brief des Abt Florian von Roman-Moustier an Nicetius von Trier Bouquet IV. 67. quaeso ut regi Theodebaldo insulam Lerinensem, quae Christopolis dicitur, plurimum commendetis, ut Romanis servis ejus sacramenta quae data sunt, omnimodis conserventur. Daraus läßt sich doch schließen, daß die Rechte wenigstens der römischen Unterthanen ziemlich allgemein festgesetzt waren, und vom König bey der Eidesleistung bestätigt wurden.

Eine natürliche Folge der Ausbildung des Unterthanenverbands war, daß Verbrechen gegen den König härter, im allgemeinen mit dem Tod, gebüßt wurden. Unter diese Categorie fallen alle Uebertretungen, die zur infidelitas gehörten; dieß waren aber nicht nur Verbrechen gegen den König persönlich, sondern auch die Verbrechen gegen das Land. Daß mit der Erstarkung der königlichen Gewalt der Begriff eine große Ausdehnung erhielt, liegt ebenso in der Natur der Sache, als, daß in einer Zeit allgemeiner Rohheit von Seite des Königs oft sehr willkürlich verfahren wurde, aber der Grundsatz selbst entstand nicht etwa erst in dieser Zeit, er war von jeher vorhanden. Nach Germ. c. 12 wurden proditores und transfugae also Hochverräther an der Volksversammlung aufgehängt. Da nun die Rechte der Volksversammlung auf den König übergiengen, so wurde der eigentliche Landesverrath als ein Verbrechen an ihm angesehen. Auf gleiche Linie damit werden bey den meisten Stämmen schon sehr früh Verbrechen an seiner Person gestellt. So erzählt schon Ammian. XXVII. 10., daß der Alemanne, der von den Römern bestochen den König Vithicabius getödtet hatte, aus Furcht vor der ihn erwartenden Strafe auf römischen Boden sich flüchtete. Chlodwig bezeichnet Greg. II. 42. die Todesstrafe als für Verräther an ihrem Herrn sich von selbst verstehend, und Munderich sieht bey Greg. III. 14. seinen Tod als natürliche Folge seines Aufstands an. Demnach war der Begriff der Infidelität den germanischen Stämmen wohl von Anfang an bekannt, und wurde im VI. Saec. nur weiter ausgedehnt. Ich kann daher dem Verf. nicht beystimmen, wenn er S. 137 sagt, in dieser Zeit (Ende des VI. Saec.) habe der Begriff des Majestätsverbrechens Aufnahme und weite Verbreitung im fränkischen Reich gefunden; selbst das kann ich nicht zugeben, daß die Könige hiebey so gar willkürlich verfuhren, wie er es S. 134 flg. schildert. Allerdings kann man eine große Reihe von Willkürmaaßregeln zusammenstellen, wenn man alle Fälle hieher rechnet, in denen Gregor bloß die Bestrafung aber nichts von einer Untersuchung oder Verurtheilung erwähnt, allein dieß berechtigt eben nicht zu einem solchen Schluß. Gregor greift meist nur die Thatsache der Bestrafung auf, ohne sich auf eine Schilderung der vorhergehenden Verhandlungen einzulassen; auch die carolingischen Schriftsteller erwähnen oft nur die Bestrafung der Verbrechen, während damals doch gewiß immer eine gerichtliche Verhandlung vorhergieng. In manchen Fällen mag auch summarische Justiz gepflogen worden seyn, weil der Verbrecher auf handhafter That ertappt wurde z. B. Merovechs Begleiter in Tarvenna Greg. V. 19. Rauching ib. IX. 9. Berthefrid ib. IX. 12. Daß Gewaltthaten vorkamen ist gewiß; sagt uns ja Gregor, daß Chilperich viele bloß ihres Vermögens wegen tödten ließ. Dieß waren jedoch einzelne Ausnahmen, die in der allgemeinen Sittenlosigkeit begründet aber nie gleichsam zu einem Recht geworden waren. Uebrigens verfehlt der Verf. auch nicht die schöne Seite des deutschen Königthums in der damaligen Zeit hervorzuheben, die sich namentlich in dem ausgedehnten Königsschutz zeigt.

Der dritte Abschnitt S. 147—257 handelt vom Volk. Der Verf. zählt die sämmtlichen Bestandtheile desselben auf, indem er mit der niedrigsten Stufe, den servi beginnt. Diesen stand zwar zunächst kein Recht zu; sie wurden wie Sachen behandelt; da sie aber einen bedeutenden Theil der ländlichen Bevölkerung bildeten, und ihr Zustand in beständiger Besserung begriffen war, so ist ein Eingehen auf ihre Verhältniße allerdings gerechtfertigt. Der Verf. hebt S. 151 hervor, daß ihre Anzahl in der Heimath nicht sehr groß gewesen seyn könne; es wäre noch anzuführen gewesen, daß auch im fränkischen Reich ihre Zahl sich rasch verminderte. Wenigstens führt das zu Anfang des IX. Saec. verfaßte Polyptichon Irminonis unter 2300 abhängigen Familien nur 120 servi an. s. Guérard S. 358. Es ergäbe dieß also ein Verhältniß von 1: 20. Diese Verminderung war theils Folge der vie-

len Freylassungen, theils der Ansiedlung der servi. Der Satz der German. c. 25, daß Hausscläverey bey den Deutschen nicht gewöhnlich sey, findet sich auch in dieser Periode vollkommen bestätigt. Zwar finden wir eine eigne Classe von Unfreyen, die hauptsächlich auf Hausdienste angewiesen waren, die vassi; allein dieß, sowie die Beschäftigung mit Handwerken, gab ihnen einen gewissen Vorzug vor den übrigen Sclaven, der sich schon in ihrem höheren Wehrgeld zeigt. Die übrigen servi waren meist zu ländlichen Diensten verwendet, und dauernd mit bestimmten Gütern verbunden, s. z. B. Bertramni Test. Bréq. No. 56. S. 100. cum portione, quam in B. comparavi, ubi domos aedificavi et mancipia stabilivi. S. 103. villam P. — et nos postea mancipia posuimus — S. 104. cum servientibus, quas inibi posui. So werden öfter mancipia commanentia oder qui res excolunt erwähnt z. B. Bréq. No. 73. 149. 159 etc. Die Uebertragung von Gütern erstreckte sich in der Regel auch auf die damit verbundenen Sclaven, weßhalb diese auch ganz gewöhnlich unter den Pertinenzen des Guts erwähnt werden. So ist es auch leicht erklärlich, daß sie bereits Eigenthum erwerben können, weßhalb in den Urkunden, namentlich über Freylassungen, häufig ihr peculiare vorkommt. Der Uebergang zur Freyheit war durch die Freylassung vermittelt, deren verschiedene Arten der Verf. S. 158 aufführt. Merkwürdig ist dabey, daß der Freygelassene immer seinen Besitz behielt, und wenn er keinen solchen hatte, damit versehen wurde. Das Verhältniß der Liten und Colonen wird S. 161 weiter erörtert; das der ersteren dahin erläutert, daß sie persönlich frey aber an den Boden gebunden gewesen seyen. Ihnen werden die Aldiones und barscalci in Bayern gleichgesetzt; die Colonen sollen im allgemeinen noch einen Vorzug vor ihnen gehabt haben. S. 165. Hierin kann ich dem Verf. nicht beystimmen. Es wäre dabey vorauszusetzen, daß colonus in den Quellen wirklich ein technischer Ausdruck für eine bestimmte Classe von Leuten sey; aber während Alem. 9. der Colone im Wehrgeld dem Freyen gleich gesetzt ist, wird in anderen Stellen von Freylassung derselben, ihrer Vindication ꝛc. gesprochen (z. B. Marc. App. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 32. Bignon 6.), oder sie werden geradezu mancipia genannt z. B. Bignon 6. Man wird daraus weder auf eine schlimmere noch eine bessere Stellung dieser Classe von Leuten schließen können, es wird sich vielmehr nur daraus ergeben, daß mit diesem Wort namentlich auch nach den Orten ganz verschiedene Verhältniße bezeichnet werden. So ist der colonus der lex Alemannorum offenbar ein freyer Hintersaße, der nur für seine Person in ein Verhältniß der Abhängigkeit getreten ist, während der colonus des Appendix Marculfi in erblicher Abhängigkeit steht. Letzteres will der Verf. S. 166 auf Knechte deuten, welche Land besaßen; es würde sich eben daraus ergeben, wie schwankend dieser Ausdruck ist, und wie wenig sich aus ihm allein irgend ein Schluß ziehen läßt. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß damit oft gar nicht eine eigne Classe von Leuten gemeint, daß es nur der lateinische Ausdruck für litus ist. Von den bayrischen Aldionen wenigstens, welche der Verf. den fränkischen Liten gleichsetzt, läßt sich dieß speciell nachweisen. In den Trad. Frising. bey Meichelbeck No. 6. übergiebt nämlich Chunibert colones 8 cum eorum utensilibus; in No. 43 wird diese Schenkung bestätigt, und hier heißt es: nunc namque per istam nominatim serviantes et aldiones distinguere curamus. Hier sind also dieselben Personen, die früher colones hießen, Aldiones genannt. Daß aber die Colonen in besseren Verhältnißen standen, als selbst die Liti, namentlich aber, daß die Nachricht, welche die lex Alemannorum giebt, mit dem römischen Colonenstand sich in Verbindung bringen lasse, ist schon deßhalb unwahrscheinlich, weil die Colonen unter den Carolingern als eine geringere Classe von Leuten erscheinen, welche durchaus nicht persönliche Freyheit haben. So werden sie nach C. 803. c. 15 Pertz III. 121 wie fiscilini und servi behandelt, wenn sie sich von ihren Herrn entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. Juli.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Der Name selbst enthält etwas verächtliches; so heißt es C. 826. c. 11 Pertz III. 255: quia constat in ecclesia diversarum conditionum homines esse, ut sint nobiles et ignobiles, servi, coloni, inquilini et caetera hujusmodi nomina. Im Edict. Pist. c. 15 Pertz III. 490. werden sie geradezu den servi gleichgestellt, und körperlicher Züchtigung unterworfen. Die Quellen sind also weit entfernt, mit diesem Wort einen bestimmten Begriff zu verbinden, oder es als technischen Ausdruck für eine gewisse Classe von Leuten zu gebrauchen. Die Frage ist nur, welche Stellung die zahlreichen römischen Colonen einnahmen. Erwägt man, wie groß die Rechte waren, welche bey den Römern der Herr über seinen Colonen ausübte, so wird man kaum annehmen können, daß der römische Colone in den Augen der Germanen wirklich für einen persönlich Freyen galt. Es zeigt sich dieß zunächst im Wehrgeld. Nach Alem. 9 soll der liber ecclesiae, quem colonum vocant, dasselbe Wehrgeld haben, wie andre Alemanen. Hätte dieser dieselbe Stellung eingenommen, wie der römische Colonus bey den Franken, so hätte der letztere das gleiche Wehrgeld haben müssen wie der Romanus possessor, d. h. 100 Sol. Nun hat aber der tributarius, der eben der Colone ist, nur ein Wehrgeld von 45 Sol.; dieß läßt doch deutlich erkennen, daß in der lex Alemannorum von einem anderen Verhältniß die Rede seyn muß, als dem römischen Colonat.

Ohne Zweifel kam es vor, daß Freye aus Armuth oder aus andern Gründen sich in das Verhältniß eines lidus oder römischen Colonus begaben. Sie gaben damit für sich und ihre Familie ihre Freyheit vollständig auf, und konnten nur durch Freylassung wieder in den Stand der Freyen zurücktreten. Es gab aber noch eine mildere Art von Abhängigkeit für Freye, welche der Vf. S. 169 fg. ausführlicher erörtert, und auf die Verleihung von Schutz oder von Land zurückführt. Ein technischer Ausdruck für solche Leute fehlt durchaus; doch sind sie offenbar zuweilen unter den coloni mitbegriffen. Von den Liten und römischen Colonen unterschieden sie sich nicht nur dadurch, daß ihre Abhängigkeit rein persönlich war, also sich nicht auf ihre Familie erstreckte, sondern auch dadurch, daß sie das Verhältniß der Abhängigkeit selbst lösen konnten, also ihre Freyzügigkeit erhalten hatten. Es ergiebt sich dieß aus der vom Verf. S. 173 Not. 1. citirten merkwürdigen Urkunde von S. Gallen p. 24 no. 18 ingenui tuo commanent terram illam, et si vult ammanire post obitum meum; dann aus Marc. II. 41, auf welche Formel der Verf. auffallenderweise gar keine Rücksicht genommen hat. Aus letzterer, offenbar von einem Freyen ausgestellten Urkunde, geht doch mit Bestimmtheit hervor, daß die Abhängigkeit nur so lange bestand, als die Landverleihung dauerte; der Herr konnte den accola, wie er hier heißt, hinauswerfen (ejicere), und damit war die Abhängigkeit von selbst beendigt. Ein solches Verhältniß kann eigentlich nur als eine Art Pacht bezeichnet werden, und es ist leicht einzusehen, daß es die persönlichen Verhältnisse nicht berührte; nur dieß kann gemeint seyn, wenn die lex Ale-

mannorum dem liber ecclesiae dasselbe Wehrgeld wie den andern Alemannen zutheilt, was sich schon daraus erklärt, daß ein solcher nicht nur jeden Augenblick in die freye Gemeinde wieder eintreten konnte, sondern die Ergebung in solche Abhängigkeit vielleicht nicht einmal nothwendig den Austritt aus dem freyen Gemeindeverband nach sich zog. Unter den Carolingern trat hierin mit Entstehung des Seniorats eine große Veränderung ein, indem jeder, der in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu einem Senior sich begeben hatte, sich zu lebenslänglichem Verharren in demselben verpflichten mußte, also wenn auch nicht für seine Familie, doch für seine Person die Freyzügigkeit verlor. Diesen großen Unterschied hat der Verf. nicht hervorgehoben. Er führt die Abhängigkeit auf das Schutzverhältniß und auf die Verleihung von Land zurück. Ersteres wird S. 171 dahin erläutert, daß sich jemand dem Schutz der Kirche oder eines angesehenen Freygebornen empfahl, so wie andere den besonderen Schutz des Königs suchten. Daß unter den Merovingern ein solches Verhältniß bereits so ausgebildet war, wie der Vf. es darstellt, möchte ich bezweifeln, wenigstens hat mich seine Beweisführung nicht überzeugt. Die Schutzhörigen sollen sich zu einer gewissen Abgabe verpflichtet haben; dieß soll aus Glor. conf. c. 103 (nicht 107) hervorgehen. Hier ist aber nur gesagt, daß viele, die am Grab des h. Junian in Limoges von Blindheit geheilt wurden, diesem Ort, d. h. dem Grab, eine jährliche Gabe darbrachten, se tributarios faciunt. Da das Bisthum in Limoges auf der Kirche des h. Martialis ruhte, die übrigen Stiftungen aber damals keinen eignen Grundbesitz, am wenigsten eine eigne Schutzherrschaft hatten, so können doch mit diesem tributarios faciunt nur die s. g. Oblationen d. h. freywillige Geschenke gemeint seyn. Daß solche Leute munborati heißen, soll sich aus dem Polypt. Irmin. ergeben, das bekanntlich erst zu Anfang des IX. Saec. verfaßt ist, und für die merovingische Periode gar nichts beweist. Die Urkunde Bouq. IV. 662. Bréq. no. 302, aus der der Vf. das ingenuis qui in mundeburde monasterii citirt, ist mehr als zweifelhaft; das angebliche noch vorhandene Original ist schon durch seine Schriftzüge als Fälschung erwiesen. Eine in einem Straßburger Register enthaltene Abschrift stimmt mit dieser falschen Urkunde in allen Einzelheiten so sehr überein, daß sie wohl als von derselben genommen, demnach auch als eine Fälschung betrachtet werden kann, was durch die Invocation in Christi nomine nur bestätigt wird. Eben so wenig läßt sich aus der Urkunde Bouq. IV. 672. Bréq. no. 229 schließen, daß der Ausdruck mundeboro einen Schutzherrn bedeute. Liest man die Urkunde im Zusammenhang, so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Amalbercth, der zu allen vorhergehenden placita allein vorgeladen wurde, in einem Schutzverhältniß zu Ermenchar, der sein mundeboro genannt wird, gestanden sey. Später wenigstens war es nicht die Pflicht des Schützlings, seinen Schutzherrn vor Gericht zu laden, dieser hatte vielmehr seinen Schützling überall activ und passiv zu vertreten. Daß also die eigentliche Schutzherrschaft als ein selbstständiges germanisches Institut bereits in dieser Zeit sich finde, ist gar nicht erwiesen.

Auch die Darstellung der anderen Grundlage der Abhängigkeit, die Landverleihung, bedarf, sowie sie der Vf. giebt, bedeutende Modificationen. Nach einer kurzen Uebersicht dieses Verhältnisses S. 175 kömmt eine nähere Untersuchung desselben S. 180 bey Gelegenheit der Erörterung des Unterschieds, der sich zwischen den Freyen selbst ausbildete. Der Vf. geht von dem ganz richtigen Satz aus, daß die Vollfreyheit von dem Besitz freyen Grundeigenthums bedingt gewesen sey, und daß die boni homines oder rachimburgi eben nur diese grundbesitzenden Vollfreyen seyen. Bey dem freyen Grundbesitz wird unterschieden zwischen dem ererbten und erworbenen Gut, alodis und conquisitum. Nur für das erstere erhielten sich die strengen germanischen Grundsätze bezüglich des Familieneigenthums, namentlich des Ausschlußes der Weiber. Der Vf. behauptet S. 192 Not. 3, alodis für Erbgut finde sich zuerst in bayrischen Urkunden; dieß ist entschieden unrichtig. Von den vom Vf. citirten Urkunden bey Meichelbeck ist No. 32 und 36 von 772, No. 39 und 46 von 773, während es doch schon in der ganz unzweifelhaften Urkunde Theoderichs IV. für Murbach Bréq. No. 328, von der das Original noch vorhanden ist, heißt: monasterio — in loco — Muorbach — in alodo fidele nostro Eber-

hardo comite — conatus est constituere — und diese Urkunde ist von 727. Alodis bedeutet jetzt übrigens nicht erblichen Besitz im Gegensatz zum nichterblichen; diese Bedeutung nahm es erst in der carolingischen Periode an; es war vielmehr unter dem erblichen Besitz selbst wieder nur das durch Erbschaft Ueberkommene. Allerdings gab es, wie der Verf. S. 194 anführt, einen solchen Unterschied; es war dieß aber mehr der von Eigenthum und Detention; letzteres hieß beneficium. Es lehnte sich das letztere an römische Verhältnisse an, nicht sowohl in so ferne schon unter römischer Herrschaft Ländereyen an Dienstpflichtige verliehen wurden, als in so ferne die römische precaria sammt dem usus-fructus das deutsche beneficium in seiner ersten Gestalt nämlich das Privatbeneficium bildete. Der Vf. citirt S. 196 die ersten Beyspiele in ziemlicher Vollständigkeit; es ergiebt sich daraus, daß zwischen precaria, beneficium und ususfructus ursprünglich kein Unterschied gemacht wurde, und daß der Begriff des Beneficium überhaupt noch nicht feststand. Nicht nur bey Uebertragungen der Könige, wie es der Vf. S. 213 ausführt, sondern auch in Privatverhältnissen war beneficium durchaus nicht die ausschließliche Bezeichnung für Länderverleihung; namentlich war es der technische Ausdruck für Geldarlehen, wie sich aus Marc. II. 25. 27. 35. u. f. f. ergiebt. Diesen Sinn hat es auch in Conc. Aurel. III. c. 27, wo es nicht, wie der Vf. S. 198 Not. 1 meint, Landverleihung bedeuten kann, wie schon aus dem Anfang des Satzes, ut clericus pecuniam non commodet ad usuras, folgt. Auch die Bezeichnung beneficium für das verliehene Land glaubt der Vf. S. 198 Not. 2 zuerst in bayrischen Urkunden gefunden zu haben. Nimmt man die Stelle der Trad. Patav. No. 44. Mon. boic. XXVIII. S. 40 aus, die wohl kaum in das VII. Saec. wird gesetzt werden dürfen, da ihre Zeitbestimmung lediglich auf dem Namen des Bischofs Erchanfrid beruht, so bleiben als erste Beyspiele die Trad. Frising. No. 27 und 40 von 773 und 774, während es doch schon in dem Capit. Pipins 759. c. 9. Pertz III. 28 heißt, homo Francus accepit beneficium de Seniore suo und im Cap. 768. c. 5. Pertz IV. 14. qui nostrum beneficium habet, abgesehen davon, daß in carolingischen Urkunden vor 773 beneficium schon häufig in diesem Sinn steht. Der Verfasser geht dann auf die kirchlichen Verleihungen näher ein, die zunächst als Entschädigung für eine Schenkung oder behufs des lebenslänglichen Genußes der Uebertragung erfolgten, und kommt dann auf die Folgen zu sprechen, welche eine solche Uebertragung für die persönlichen Verhältnisse der Beliehenen haben konnte. Es wird dieß an einer Urkunde der Trad. Sangall. gezeigt, die auch in Neugart episc. Constant. No. 45 und Goldast form. Alsat. No. 77 steht, in der, freylich erst in carolingischer Zeit, vier Brüder ihr väterliches Gut als beneficium der Mönche zurück erhalten, und sich dafür zu Dienstleistungen verflichten. Daraus schließt dann der Vf., daß die Precarien einen mehr vertragsmäßigen Character an sich trugen, während die Beneficien eine längere und zugleich persönliche, gewissermassen ethische Verbindung begründeten, die natürlich nicht nur bey Kirchen, sondern auch bey Privatpersonen vorkommen konnte. S. 203. Als Stufenfolge der Standesverhältnisse werden daher S. 206 angeführt: Knechte, Liten, Colonen, Freye in Schutzhörigkeit, Freye, die das Land in Erbpacht oder günstig bedingter Zeitpacht haben, je nachdem das beneficium erblich oder auf Lebenszeit gegeben war, freye Grundeigenthümer. Gegen diese Darstellung ist zunächst einzuwenden, daß das beneficium in dieser wie in der folgenden Periode nicht nothwendig persönliche Abhängigkeit zur Folge hatte. Wird wohl der Graf, den der Vf. S. 200 als Beyspiel anführt, durch das beneficium der „Mann" des Klosters Weißenburg geworden seyn? Solche Fälle, wo Grafen von Kirchen und Klöstern Beneficien haben, sind im IX. Saec. sehr häufig. Wird man annehmen können, daß die höchste Obrigkeit des Gaus in Krieg und Frieden in ein solches Verhältniß der Unterordnung treten durfte, auch wenn man es so beschränkt, wie es der Vf. thut? Noch mehr, der König Ludwig der Deutsche hat ein beneficium von dem Kloster St. Emmeran nach der unverdächtigen Urkunde bey Ried codex diplomaticus episc. Ratisbon. No. 38 S. 39. Fälle, wo Weiber, die doch in keinem solchen Treueverhältniß stehen konnten, Beneficien besitzen, sind gar

nicht selten. Die Grundlage, die der Vf. den Beneficien giebt, muß also von vorneherein zweifelhaft erscheinen.

Beschränken wir uns auf die merovingische Periode, so finden wir zwey Arten von Landverleihung. Die eine erfolgte gegen bestimmte Naturalabgaben, reditus terrae, und setzte voraus, daß der Beliehene das Land selbst baute, ad excolendum, wie es Marc. II. 41 heißt. Die Abgabe stand wohl immer mit dem Ertrag des Lands in einem gewissen Verhältniß; es war darauf gerechnet, eine dem Werth des Guts entsprechende Rente zu ziehen. Das beneficium unterschied sich hievon darin, daß es in der Regel ohne ausgesprochene Vergütung überlassen wurde. Zwar finden wir manchmal einen Zins erwähnt, derselbe war aber in der Regel nur nominell. So betrug er bey der precaria Hildefridi Bréq. No. 339 für 14 Güter 10 ℔ Wachs. Freylich läßt sich denken, daß man bey Verleihung von Beneficien immer auf eine gewisse Vergütung rechnete; aber diese war meist versteckt. So war bey den Precarien hauptsächlich beabsichtigt, durch die Verleihung eine weitere Schenkung zu veranlassen; diese war also ein bloßes Tauschgeschäft. Durch andere Verleihungen sollte die Gunst eines Mächtigen gewonnen werden. Auch dadurch unterschied sich das beneficium von der andern Art der Uebertragung, die ich wegen Mangel eines technischen Ausdrucks bäuerliche Verleihung nennen will, daß mit dem Gut die Gewehre an den Beliehenen fiel, während bey der bäuerlichen Verleihung die Gewehre dem Herrn des Gutes blieb. Gerade die bäuerliche Verleihung mußte der Natur der Sache nach eine größere Abhängigkeit des Beliehenen hervorbringen. Die in den Urkunden öfter erwähnten mit Gütern verbundenen ingenui waren offenbar, so weit nicht Freygelassene darunter zu verstehen sind, solche abhängige Bauern. Da sie bezüglich ihrer übertragenen Güter ganz von der Gnade des Herrn abhingen, so mußten sie sich härtere Bedingungen gefallen lassen; doch verloren sie ihre Freyzügigkeit erst unter den Carolingern mit Entstehung des Seniorats. Daß dagegen der Besitz von Beneficien ursprünglich von einer solchen Abhängigkeit bedingt war, ist nirgends angedeutet und auch nicht wahrscheinlich.

Der Vf. meint S. 175, daß die verschiedenen Arten von Zugehörigkeiten, die er aufstellt, unter den Ausdrücken amici, pares, gasindi, suscepti zu verstehen seyen. Was die Worte amici und suscepti betrifft, so sind dieselben offenbar römischen Verhältnissen entlehnt. Die amici finden sich schon Sidon. Apollin. Epist. IV. 9. offenbar gleichbedeutend mit clientes. Auch der Ausdruck suscepti ist eine Umschreibung von cliens, wie sich aus l. 1. C. Th. II. 10 und l. 4. C. Th. VI. 28, so wie aus der von Gothofred hiezu citirten Stelle Servius zur Aeneis VI. 604 clientes, quos nunc suceptos vocamus, ergiebt. Beyde Ausdrücke beziehen sich zunächst auf Vertretung vor Gericht, wie sie nach Marc. I. 21 einem andern für alle Angelegenheiten übertragen werden konnte. Eine eigentliche Schutzhörigkeit war dieß nicht, denn nach der erwähnten Formel konnte dieß Verhältniß von beyden Theilen einseitig gelöst werden. Es bestätigt sich dieß auch dadurch, daß in den wenigen Stellen, wo diese Personen erwähnt werden, gerade eine solche Vertretung angedeutet ist. Zweifelhafter sind die beyden andern Ausdrücke pares und gasindi; eine Erörterung derselben würde hier zu weit führen; von gasindus wenigstens ist es mir wahrscheinlich, daß es eher Freygelassene bedeutet.

Faßt man das hier Ausgeführte zusammen, so zeigt sich, daß in dieser Periode für Freye allerdings bereits verschiedne Arten von Abhängigkeit bestanden, daß sich aber diese von dem unter den Carolingern ausgebildeten Seniorat dadurch unterscheidet, daß sie nur privatrechtlicher Natur, und daß sie weder erblich noch lebenslänglich war, sondern einseitig gelöst werden konnte, ein Umstand, der vom Vf. nicht gehörig berücksichtigt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Von der Abhängigkeit, in welcher Einzelne zu Unterthanen standen, kommt der Vf. S. 208 fg. auf das besondere Verhältniß zu sprechen, in welchem Unterthanen zum König standen. Außer den Antrustionen und Beamten, über deren Stellung man jetzt so ziemlich einig ist, begegnen hier vor allem die Leudes, deren Verhältniß genauer Untersuchung bedarf. Die Eichhorn'sche Ansicht, wonach sie das über das fränkische Reich verbreitete Dienstgefolge waren, das allein mit Krongut bedacht wurde, dagegen auch dem König einen besondern Eid der Treue zu leisten hatte, und ausschließlich der Heerbannpflicht unterlag, läßt sich weder mit dem Wortlaut der Quellen, noch mit der Entwicklung der fränkischen Verfassung vereinigen. Diese Auffassung war aber doch eine consequente Entwicklung der von den ältesten Verhältnissen gegebenen Darstellung, wornach die deutschen Stämme, namentlich aber der Frankenbund, auf Grundlage der Gefolgschaft sich entwickelten. Von dem Vf., der in seinem ersten Band die letztere Behauptung so gründlich widerlegt hat, wäre zu erwarten gewesen, daß er sich auch gegen die Consequenz derselben erklärt hätte; statt dessen schließt er sich, wie ich sogleich zeigen werde, mit geringen Modificationen der Eichhorn'schen Ansicht an. Er untersucht zunächst S. 209 die Art der Uebertragung des Kronguts, und kommt hier auf das Resultat, daß dasselbe weder erblich noch lebenslänglich noch frey entziehbar gegeben worden sey. „Man blieb dabey stehen, daß Niemand ohne Schuld, was er empfangen, verlieren solle, aber treu müsse er seyn und bleiben." (S. 216.) Ich habe mich schon an einem andern Ort zu zeigen bemüht, daß die Quellen in der merovingischen Periode nur von erblichen Uebertragungen von Krongut wissen. Hier sey nur bemerkt, daß die Bewahrung der Treue kein Unterscheidungsmerkmal der königlichen Verleihungen abgeben kann, weil von denselben der Besitz alles Eigenthums, auch des Alods, das in Folge der Infidelität der Confiscation unterlag, abhing. Eben so wenig ist es wahrscheinlich, daß sich der Uebergang von einer so unbestimmten zu der lebenslänglichen Berechtigung unter den Carolingern so allmählig machte, wie es der Vf. S. 219 fg. darstellt. „Vielleicht," sagt er S. 220 Not. 2, „war es von Einfluß hierauf, daß sich Karl Martell der Kirchengüter bemächtigte, und sie seinen Großen vertheilte." Es ist zu bedauern, daß der Vf. dieses Verhältniß nicht näher untersucht hat. Er kommt S. 570 noch einmal darauf zu sprechen, citirt hier die lügenhafte auf gar nichts sich stützende Angabe eines Autors des XI. Saec., des Verfassers der Miracula S. Martini Vertavensis, wonach schon Dagobert zwey Drittheile alles Kirchengutes eingezogen haben soll, und wiederholt die Behauptung einer unter Karl Martell erfolgten Säcularisation, während doch durch die scharfsinnige Untersuchung Henschens im Comment. praev. zur Vita S. Eucherii Boll. 20. Februar S. 211 fg. längst erwiesen ist, daß die seit Ende des IX. Saec. in den meisten Schriftstellern wiederkehrende Nachricht von

dieser Einziehung auf einem um die Mitte dieses Jahrhunderts wahrscheinlich von Hinkmar von Rheims absichtlich erfundenen Mährchen beruht, das mit der Visio S. Encherii zusammenhängt, und zum Zweck hatte, die Söhne Ludwigs des Frommen von weiterer Säcularisation abzuhalten. Die wirkliche Einziehung von Kirchengut sowie die Säcularisation von Klöstern beginnt erst mit den Söhnen Karl Martells, wie sich bestimmt nachweisen läßt. Unter Karl Martell war allerdings die Verwendung von Kirchengut zu weltlichen Zwecken von großer Bedeutung, sie wurde aber zunächst dadurch bewirkt, daß die Bischöfe und Aebte zu großen freywilligen Vergabungen an Leute des Königs sich herbeyließen, wie sich z. B. aus den Gesta abbatum Fontanellensium ergiebt. Sie waren hiezu um so geneigter, als die meisten Stellen eben in der Voraussetzung, daß diese sich zu solchen Vergabungen eher herbeylassen würden, mit unwürdigen Leuten besetzt wurden. Als dem durch die Reformen des Bonifacius abgeholfen war, zogen die Söhne Karl Martells gleichsam zur Entschädigung einen Theil des Kirchenguts ein, da sie von wirklich geistlich gesinnten Bischöfen eine Verwendung des Kirchenguts zu bloß weltlichen Zwecken nicht mehr erwarten konnten. Nur so ist es erklärlich, daß weder Bonifacius noch die Bischöfe der Säcularisation einen ernstlichen Widerstand entgegensetzten. Mit dieser Veränderung unter Karl Martell hängt dann auch der erweislich erst mit dem VIII. Saec. beginnende Kriegsdienst der Geistlichen, sowie das erste bestimmte Vorkommen königlicher Beneficien zusammen. Der Vf. führt S. 220 Not. 1 an, daß die bekannten Urkunden bis zum Schluß der merovingischen Periode kein Beyspiel eines wirklichen königlichen Beneficiums enthalten; allein der erste mir bekannte Fall führt doch bis Karl Martell zurück. In dem so merkwürdigen bey Pérard recueil de plusieurs pièces serv. à l'hist. de Bourgogne Paris 1664 mitgetheilten Cartulaire de Persy (Patriciacum) findet sich nämlich S. 33 ein placitum zu Autun vom Jahre 756, in welchem Fulchard als Vertreter des Grafen Nivelong einen gewissen Amelius wegen Grundstücken belangt, quae sunt in pago Augustodunensi in villa Balgiaco, quem Carolus Hildebrano beneficiaverat de villa Patriciaco. Dieser Hildebrand ist offenbar der Bruder Karl Martells, auf dessen Befehl der dritte Continuator Fredegars schrieb, Nivelong sein Sohn, dem der vierte Continuator sein Werk widmete. Das Gut blieb als Beneficium in der Familie bis 840, wo es von Ludwig dem Frommen und Pipin dem letzten Inhaber Eccard geschenkt wurde. Der fraglichen Urkunde wird man aber um so eher Glauben schenken dürfen, als sie von der Zeit Karl Martells nicht sehr weit entfernt ist, und die Thatsache selbst bey einer gerichtlichen Verhandlung vorgebracht wurde.

Alles dieses zusammengenommen hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Entstehung der königlichen Beneficien nicht Sache ruhiger Entwicklung, sondern einer Umwälzung war, auf deren Einzelheiten ich hier nicht näher eingehen kann.

Bey dieser Untersuchung ist es indeß von geringerer Erheblichkeit, ob die Uebertragungen des Kronguts lebenslänglich oder erblich erfolgten; die Hauptfrage bleibt immer, ob die Inhaber desselben gleich von Anbeginn an in einem besonderen Ergebenheitsverhältniß zum König standen. Der Verf. führt zunächst S. 221 an, daß die in dieser Art mit Krongut Bedachten die fideles des Königs genannt wurden. Er giebt zwar zu, daß dieses Wort auch in weiterer Bedeutung für alle Unterthanen stehe, hält aber doch die engere für die vorzugsweise übliche. Gleich diese Behauptung scheint mir sehr bedenklich. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Wort in Urkunden und öffentlichen Documenten schärfer aufgefaßt ist, als in Schriftstellern, daß man sich daher zunächst auf erstere wird beziehen müssen. Der Vertrag von Andlau bestimmt, ut in utroque regno utriusque fidelibus — pervium nullis temporibus denegetur. Hier sind doch offenbar alle Unterthanen gemeint. Ebendahin gehört der in den Urkunden öfter wiederkehrende Satz: Notum sit fidelibus nostris. In den Marculfschen Formeln ist jeder Freye fidelis genannt, so I. 13 beym Laesiuverpo der Uebertragende wie der Adoptirte, I. 21 der einem andern ein Mandat ertheilt, I. 26. 28. 29 der sich über einen Bischof oder einen pagensis wegen Retention eines Guts oder wegen eines Raubanfalls beschwert. Allerdings kom-

men auch Fälle vor, wo Personen, die wir zu den Vornehmen zu rechnen haben, nur fideles genannt werden, namentlich in den königlichen placita. Aber folgt denn daraus, daß damit vorzugsweise solche Personen bezeichnet sind? Muß man nicht vielmehr annehmen, daß diese Vornehmen eben auch fideles heißen, etwa so wie bey uns jeder ein Unterthan? Wenn die oben angeführten Beyspiele ergeben, daß auch der gemeinste Mann fidelis hieß, so wird doch der Umstand, daß auch Vornehme so genannt wurden, dem Wort nicht einen exclusiven Sinn für diese geben. Finden wir ja auch unter den Carolingern, wo doch die Verfügung über das Krongut eine ganz andere Bedeutung erlangt hatte, dieses Wort als die allgemeine Bezeichnung aller Freyen ohne Rücksicht auf die Uebertragung von Krongut. Es ist dieß von Wichtigkeit, weil das Wort Leudes, das schon zu so vielen Deutungen Veranlassung gegeben hat, damit zusammenhängt, und synonym ist. Im Edict. Chlotar. II. c. 17. Pertz III. 15 nämlich ist gesagt: Quae unus de fidelibus ac leodibus nostris perdiderit. Es ist dieß offenbar eine Tautologie, wie sie in den fränkischen Gesetzdocumenten dieser Zeit so häufig wiederkehrt, wo synonyme deutsche und lateinische oder auch nur lateinische Ausdrücke neben einander stehen. Ich erinnere nur an das Mundeburde vel defensione — leusoverpisse vel condonasse Marc. I. 13 — patris vel genitoris nostri. Chilper. Edict. c. 10 — Comes aut grafio. Add. Chlodov. VII. 1 u. f. f. Fidelis selbst kann in der vorliegenden Stelle nicht eine besondere Classe von Leuten bedeuten, da Chlotar allgemein die Restitution aller während des Interregnum confiscirten Güter, nicht bloß des Kronguts verspricht. Auch Leudes ist daher hier die Bezeichnung für Unterthanen im allgemeinen. In der That findet man, daß in allen Stellen, in denen Leudes erwähnt werden, dieses Wort auf diese Weise sich erklären läßt, nur daß es zuweilen, eben wie fidelis, in Schriftstellern die nächste Umgebung des Königs bedeutet. Die Erklärung des Vf. dagegen läßt sich eben so wenig mit der Mehrzahl der Stellen vereinigen, als die Eichhorns. Er erklärt S. 224 die Leudes für diejenigen, welche vom König Gut empfangen, und dadurch eine Verpflichtung zur Treue und selbst zur Hülfe gegen ihn übernommen haben. Wie soll sich aber daraus z. B. das Edict. Chilper. c. 2 und 3 erklären lassen? In ersterer Stelle wird bestimmt, ut rebus concederemus omnibus leudibus nostris, ut per modicam rem scandalos non generetur. Rebus wird von den Herausgebern Pertz und Pardessus für Reipus erklärt. In der zweyten Stelle wird die Aufhebung des usurpirten Erbrechts der vicini ausgesprochen, und dann bestimmt, ut leodis, qui patri nostro fuerunt, consuetudinem quam habuerunt — intra se debeant (conservare). Ist es nun denkbar, daß zwey solche Bestimmungen über rein privatrechtliche Gegenstände sich bloß auf die Besitzer von Krongut erstreckten? Wie stimmt dieß zu der Behauptung des Vf. S. 227, der einzelne unter den Leudes als solcher habe kein Recht gehabt, das ihn scharf von den Volksgenossen trennte? Gewiß, in diesen Stellen muß Leudes die Unterthanen im weitesten Sinne bedeuten. Im Vertrag von Andlau wird bestimmt, daß die Leudes, welche wegen eines Verbrechens in ein anderes Reich geflüchtet, entschuldigt sollen zurückgegeben werden, was sich ebenfalls nur auf alle Unterthanen beziehen kann. In Fredeg. c. 58 wird erzählt, daß Dagobert in Langres Gericht hielt, und tanta in universis leudibus tam sublimibus quam pauperibus judicabat justitia, — und nach c. 78 mußte der Britannenherzog Judacaile versprechen, alles zu ersetzen, quae sui regni pertinentes Leudibus Francorum illicite perpetraverant. Wer kann hier annehmen, daß Dagobert nur für Krongutsbesitzer Gericht hielt, oder bey einem Friedensschluß nur ihr Interesse berücksichtigte? Wie kann es arme Leudes gegeben haben, da nach des Vf. Ansicht S. 483 jeder von ihnen reicher und mächtiger war, als die alten Freyen es gewesen? Der Vf. scheint dieß selbst gefühlt zu haben, indem er S. 224 sagt, höchstens in einigen Stellen (wozu er Fredeg. c. 58 zählt) sey das ganze Volk darunter begriffen, dieß aber S. 226 für eine Ueberschreitung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs erklärt. Dieß verdient noch eine kurze Beleuchtung. Der Vf. nimmt in letzterer Stelle und S. 222 selbst an, daß das Wort nach seinem ursprünglichen Sinn alle freyen Franken

bedeutete; es soll häufiger begegnen, seitdem die Verleihungen des Kronguts eine immer größere Bedeutung gewonnen haben. Im Ganzen findet man es doch nicht oft; in Gregor finden sich nur drey, in Fredegar siebenzehn, in seinen Continuatoren fünf, in andern Schriftstellern drey, in den Leges und Capitularien sieben Stellen; außerdem trifft man es in den Schlußformeln einiger Urkunden, namentlich von S. Denys. Daß Gregor es nicht oft gebraucht, erklärt sich schon daraus, daß er überhaupt deutsche Worte vermeidet; das Hauptgewicht fällt also immer auf Fredegar. Allein der elende Epitomator Gregors, der an Hieronymus und Idatius als großen Vorbildern hinaufschaut, der in seiner Vorrede in die ominösen Worte ausbricht: Mundus jam senescit, ideoque prudentiae acumen in nobis jam tepescit, dessen kritischer Scharfblick aus seinen noch vorhandenen Excerpten aus verschiedenen Schriftstellern sich ergiebt, hat gar keinen Sprachgebrauch. Er hat auch keinen in seinem Chronicon, das wahrscheinlich zum größten Theil eine Aneinanderreihung von Auszügen aus jenen „fliegenden Blättern“ ist, deren Existenz Löbell Gregor von Tours S. 418 so hübsch dargethan hat. Am wenigsten kann er ihn für das Wort leudes im Sinn des Vf. haben, das er, wie oben gezeigt, mehrmals in einem Zusammenhang gebraucht, wo es sich nur auf „alle Freye“ deuten läßt, und das, wenn es je einen andern Sinn hatte, denselben zu seiner Zeit schon verloren haben mußte. Die Leudesamio Formel nämlich verdankt ihre Entstehung offenbar einem concreten Fall; der letzte solche bis zur Zeit, wo Fredegar schrieb, war im Jahre 635. Nun läugnet zwar der Vf. S. 116, daß der Ausdruck leode in demselben die Schwörenden bezeichne, da er aber S. 226 selbst annimmt, daß der Inhalt dieses Eids die Schwörenden fast auf gleiche Weise wie die Leudes verpflichtete, so wird er wenigstens zugeben, daß ein so plumper Schriftsteller wie Fredegar einen so feinen Unterschied wie zwischen den Leudes und den fast auf gleiche Weise verpflichteten Freyen, die sich von ersteren nur dadurch unterschieden, daß sie kein Krongut besaßen, gewiß nicht hätte durchführen können. Endlich hat der Vf. zu erklären unterlassen, warum das Wort, wenige Stellen abgerechnet, unter den Carolingern ganz verschwindet, und für die Besitzer von Krongut kein andres an seine Stelle tritt, während doch in dieser Zeit die Verleihungen von Krongut so große Ausdehnung gewannen. Auf den Sprachgebrauch und die Erklärung des Wortes aber kommt alles an, da man bisher dadurch, daß man in allen Stellen die bestimmte gleiche Bedeutung des Worts voraussetzte, in einem beständigen Kreisschluß sich bewegte. Man sammelte sämmtliche Stellen, in denen die Leudes erwähnt werden, setzte voraus, daß sie ein Dienstgefolge oder doch eine besondere Classe von Leuten seyen, und zog dann aus den betreffenden Stellen den Schluß, wie diese Classe von Leuten beschaffen gewesen sey. Dieß konnte denn nicht anders als zu falschen Resultaten führen. Merkwürdigerweise stimmt der Vf. in denselben fast ganz mit Eichhorn überein, dessen Meinung er sonst mit so großem Glück bekämpft. Die Leudes sind nach ihm dem König durch einen besondern Eid der Treue verpflichtet (S. 224); sie werden zum Krieg aufgeboten (S. 224) und zwar in der Art, daß sie dem Aufgebot des Königs in höherem Grad als andere Freye Folge zu leisten verpflichtet sind, so daß namentlich in Neuster das Heer oft ganz und gar aus solchen Leudes bestand, während in Auster die allgemeine Dienstpflicht länger von Wichtigkeit blieb (S. 482). Da sie identisch mit den Krongutsbesitzern sind, so müssen sie ohnehin allein zum Besitz von Krongut berechtigt gewesen seyn. Man sieht, daß dieß ganz und gar die Eichhornsche Ansicht ist, nur mit dem Unterschied, daß Eichhorn die Belehnung mit Krongut erst nach dem Eintritt in das Dienstgefolge, der Verf. den Eintritt in das Dienstgefolge erst nach der Belehnung mit Krongut annimmt; denn daß er läugnet, die Leudes, wie er sie darstellt, seyen ein Dienstgefolge gewesen, scheint mir nach den Prämissen, die er zugestanden hat, auf einen bloßen Wortstreit hinauszulaufen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juli.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

D. B. Carl. Aribau, Biblioteca de autores españoles desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias. Vol. 1 — 3. Madrid 1847.

K. Simrock, Die deutschen Volksbücher. Bd. 6. Frankf. 1847.

F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache. Th. 5, welcher die Dichter vom Jahre 1770 — 1813 umfaßt. Berlin 1847.

Fr. Zanotto, Il Palazzo ducale di Venezia. Fasc. 21 — 35.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 5. Bruxelles 1847.

Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. Serie VI. Bologna 1845.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianesimo. Distribuz. 14 — 16. Roma 1847.

Dr. F. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. 2. Aufl. von J. Burckhardt. Lief. 2 — 7. Berlin 1847.

Dan. Ad. Weleslawjna, Politia historica. O wrchnostech a sprawcých swetských knihy patery. Praze 1584.

L. C. Bleibtreu, Politische Arithmetik. Heidelberg 1846.

F. Invrea, Discorsi sulla pubblica richezza. Genova 1846.

P. F. Reichensperger, Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts. Trier 1847.

T. Tonelli, Saggio istorico sulle prigioni e sul sistema penitenziario. Florenz 1845.

Dr. Ch. Pfeufer, Das Obermayer'sche Besserungs-System in den Strafanstalten zu Kaiserslautern und München. Heidelb. 1847.

J. B. Monfalcon et A. P. J. de Polinière, Traité de la salubrité dans les grandes villes. Par. 1846.

S. G. Howe, Ueber das Gemeinschafts- und Vereinzelungssystem in der Gefängnißdisciplin. Aus dem Engl. von Dr. K. A. Diez. Karlsruhe 1847.

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Bd. 36. Berlin 1847.

Dr. W. Gruber, Beyträge zur Anatomie, Physiologie und Chirurgie. Abth. 1. 2. Prag 1847.

Dr. W. Vrolik, Tabulae ad illustrandam embryogenesin hominis et mammalium tam naturalem quam abnormem. Fasc. 1 — 14. Amsterd. 1844 — 46.

Dr. C. M. Gibert, Traité pratique des maladies spéciales de la peau. Par. 1840.

A. Trousseau et H. Pidoux, Traité thérapeutique et de matière médicale. 3. édition. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Dr. M. E. Ad. Naumann, Handbuch der medizinischen Klinik. Bd. 1 — 8. Berlin 1829 — 39.

Ph. Fr. v. Walther, System der Chirurgie. Bd. 2. Carlsruhe 1847.

Dr. Heyfelder, Die Versuche mit dem Schwefeläther. Erlangen 1847.

Aug. Vidal de Cassis, Traité de pathologie ex-

terne et de médecine opératoire. Vol. I — V. Par. 1846.

J. Hunter, Traité de la Syphilis, traduit par Richelot. Paris 1845.

Report of the Pennsylvania hospital for the insane by Dr. Th. Kirkbride, for the year 1846. Philadelph. 1847.

C. Pruys van der Hoeven, De historia medicamentorum liber unus. Lugd. Batav. 1847.

Dr. E. Martiny, Naturgeschichte der für die Heilkunde wichtigen Thiere mit besonderer Rücksicht auf Pharmacologie, Pathologie und Toxicologie. Darmstadt 1846.

Chr. Jos. Fuchs, Mittheilungen aus dem Gebiete der Thierarzneykunde. Bd. I. Heft 1. Karlsruhe 1847.

Recueil des mémoires et observations sur l'hygiène et la médecine vétérinaires militaires. T. I. Par. 1847.

J. A. B. Mortreuil, Histoire du droit Byzantin. T. II. III. Par. 1847.

B. Poli, Saggi di scienza politico-legale. Milano 1841.

Cl. Cardinali, Diplomi imperiali di privilegi accordati ai militari. Velletri 1835.

G. Fr. Puchta, Vorlesungen über das heutige römische Recht. Herausg. von Dr. A. Fr. Rudorff. Lief. 1 — 6. Leipzig 1847 u. 48.

Dr. H. Zöpfl, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 2. Abth. 2. Geschichte der deutschen Rechtsinstitute. Stuttg. 1847.

Dr. W. Th. Kraut, Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts. Bd. 2. Göttingen 1847.

Provinzial-Gesetzsammlung des Königreiches Böhmen. Bd. 28. für das Jahr 1846. Prag 1847.

Dr. Fr. S. Aufsetz, Darstellung der Landtafel- und Grundbuchs-Ordnung in Oesterreich. Lief. 1. Wien 1847.

F. J. Schopf, Die Rechte auch Pflichten der Grundherren im Lande Böhmen. Bd. I. Th. 1. 2. Bd. II. Th. 1. Prag 1847.

Dr. J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Samling af gamle danske Love udgivne med Indledninger og Anmærkninger tildeds med Oversaettelse. Bd. I. Lex Scaniae antiqua latine reddita per A. Sunonis. Deel II. Lex Siellandica Erici Regis. Deel III. Kong Valdemar den Andens Jydske Lov og Thord Degns Artikler. Kopenh. 1837 — 1846.

Gius. Giuliani, Istituzioni di diritto criminale col commento della legislazione Gregoriana. Vol. 1. 2. Roma 1840.

K. Kaltenborn von Stachau, Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Leipzig 1847.

F. Stettler, Das Bundesstaatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft gemäß den Entwicklungen seit dem Jahre 1798 bis zur Gegenwart. Bern 1847.

Dr. Stahl, Der christliche Staat und sein Verhältniß zu Deismus und Judenthum. Berl. 1847.

J. E. E. Pfister, Geschichtliche Entwicklung des Staatsrechts des Großherzogthums Baden und der verschiedenen darauf bezüglichen öffentlichen Rechte. Th. 1. 2. u. Supplementband. Mannheim 1847.

Dr. C. F. Koch, Das preußische Civil-Prozeß-Recht. I. Theil. Handbuch des preußischen Civil-Prozesses. Lief. 1. 2. Berl. 1847.

C. E. Scheele, Systematische Darstellung der Lehre vom Beweise im preußischen Civilprozesse. Leipzig 1848.

J. A. Seuffert, Archiv für Entscheidungen der obersten Gerichte in den deutschen Staaten. Band I. München 1847.

Dr. P. Marheineke, Theologische Vorlesungen. Herausgegeben von S. Matthies und W. Vatke. Bd. II. Berl. 1847.

Biblioteca classica sacra o sia raccolta di opere religiose di celebri autori edite ed inedite dal secolo XIV. al XIX. ordinata e pubblicata da Ott. Gigli. Sec. XIV. Tom. 1. 2. Della citta di dio di Santo Aurelio Agostino. Roma 1844. Tom. III. Collazione dell' Abate Isaac . . . per cura del Bart. Sorio. Opuscoli di S. Giov. Crisostomo . . . per cura di B. Sorio. Roma 1845.

Brief view of the plan and operations of the British and foreign bible society. Lond. 1846.

The new Testament translated into the Malayalim language. Lond. 1834.

The holy Bible, translated into the Nepala language. Serampore 1821.

The new Testament, translated into Singhalese and printed under the direction of the Colombo auxiliary Bible society. P. 1. 2. Colombo 1840.

The holy Bible, translated into the Telinga language. Serampore 1818.

The holy Bible, translated from the originals into the Pushtoo language. Serampore 1818.

The holy Bible, translated into the Kunkuna language. Serampore 1818.

Pentateuchus. Moses öt Könyve magyara forditotta es jegyzetekkel föl vilagitotta Bloch Moricz. Buda 1840 — 41.

The holy Bible, containing the old and new testaments, translated from the originals into the Harotee language. Serampore 1821.

Novum testamentum aethiopice. Ad codicem manuscriptorum fidem edidit Th. Pell Platt. Lond. 1830.

The new testament in the Bengali language. Calcutta 1837.

Biblia sacra Amharice. Sub auspiciis D. Asselini rerum gallicarum apud Aegyptios procuratoris in linguam Amharicam vertit Abu-Rumi Habescinus. Edidit Th. Pell Platt. Lond. 1840.

The holy Bible. Translated into the Kashmeera language. Serampore 1821.

The Biblia moa ra, oia te faufaa Tahito e te faufaa api ra i iritihia ei parau tahiti. Lonedona 1838.

Testamentum novum Haerramek ja baesstamek Jesus Kristus ådda testament. Kristiania 1840.

Giraldus Cambrensis de instructione principum. Libri III. Lond. 1846.

J. Ferguson, An essay on the ancient topography of Jerusalem. Lond. 1847.

Dr. E. A. Schwanbeck, Ueber die Quellen der Schriften des Lukas. Bd. 1. Darmstadt 1847.

K. A. Kahnis, Die Lehre vom heiligen Geiste. Th. 1. Halle 1847.

Dr. H. Heppe, Historische Untersuchungen über den Kasseler Katechismus vom J. 1539 nach seiner Entstehung und kirchlichen Bedeutung. Kassel 1847.

Dr. J. J. Ritter, Handbuch der Kirchengeschichte. 3. umgearb. Aufl. Bd. 2. Bonn 1847.

Dr. A. Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche. 4. verb. Aufl. Bd. 2. Hamburg 1847.

Ch. Möhrlen, Geschichte der Waldenser von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit. Basel 1844.

Geschiedenis van het zoogenam de Jansenismus. Deel I. Amsterd. 1846.

L. Tosti, Storia di Bonifacio VIII. e de' suoi tempi. Vol. 1. 2. Monte-Cassino 1846.

A. Monastier, Histoire de l'église Vaudoise depuis son origine et des Vaudois du Piémont jusqu'à nos jours. T. I. II. Par. 1847.

Th. Bonin, Regestum visitationum Archiepiscopi Rothomagensis. Journal des visites pastorales

D'Eude Rigaud, archevêque de Rouen, 1248 — 1269. Livr. 1 — 3. Rouen 1847.

X. Mossmann, Chronique des Dominicains de Guebwiller. Guebwiller 1844.

Chronicon Monasterii de Bello. Lond. 1846.

L. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Bd. 6. Berl. 1847.

Dr. Chr. W. Spiker, Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden. Bd. II. 2. Leipzig 1847.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Erstes Quartal. Januar — März.

Fr. W. Thieme, Ueber die Gymnasien und das Princip ihrer Umgestaltung. Berlin 1847.

H. Prat, Etudes littéraires. Moyen âge. Par. 1847.

Ed. Mennechet, Matinées littéraires. Etudes sur les littératures modernes. Vol. 1—4. Par. 1846 — 1847.

M. de Lamartine, L'état, l'église et l'enseignement. Par. 1847.

C. Schwenk, Literarische Charakteristiken und Kritiken. Frankf. 1847.

Dr. H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Th. 1. Leipzig 1847.

F. W. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848.

Dr. H. Köchly, Vermischte Blätter zur Gymnasialreform. Dresden 1847.

L. Ettmüller, Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig 1847.

Annuaire historique pour l'année 1848. Par. 1847.

J. G. Fichte, Sämmtliche Werke, herausg. von J. H. Fichte. III. Abtheilung. Populär philosophische Schriften. Bd. 4. Geschichte der neueren Philosophie von Baco von Verulam bis Benedikt Spinoza. Leipzig 1847.

P. Giordani, Opere. Vol. 1. 2. e Appendice. Firenze 1846.

H. Rossel, Leben und hinterlassene Schriften. Bd. 2. Theologische Schriften. Berlin 1847.

K. A. Varnhagen von Ense, Karl Müller's Leben und kleine Schriften. Berl. 1847.

Dr. A. Jung, Charaktere, Charakteriſtiken und vermiſchte Schriften. Bd. 1. Königsberg 1848.

Scritti letterari di un italiano vivente. T. I — III. Lugano 1847.

Ch. de Rémusat, Passé et présent. Mélanges. Vol. 1. 2. Par. 1847.

P. Marzolo, Monumenti storici rivelati dall' analisi della parola. Padova 1847.

M. A. Charma, Essai sur le langage. Caen 1846.

Dr. S. T. Aufrecht, De accentu Sanscritico. P. I. de accentu compositorum. Bonn 1847.

Kitâb ta'lîm liedjlil atfâl issighâr. Valette 1841.

Kitab ta'limi 'lkiraet. Arab. Malta 1836.

Dr. G. Geitlin, Principia grammatices Neo-Persicae. Helsingforsiae 1845.

Dr. J. Oppert, Das Lautſyſtem des Altperſiſchen. Berl. 1847.

Ch. Grandgagnage, Dictionnaire étymologique de la langue Wallone. Cah. III. Liège 1847.

A. P. Pihan, Glossaire des nots français tirès de l'Arabe du Persan et du Turc. Par. 1847.

Le Gonidec, Dictionnaire français-Breton, enrichi d'additions et d'un essai sur l'histoire de la langue Bretonne par Th. Hersart de la Villemarqué. Saint-Brieuc 1847.

P. J. Schafarik, Elemente der altböhmiſchen Grammatik. Th. 1. der Sammlung ſlawiſcher Grammatiken herausg. von Dr. J. P. Jordan. Leipzig 1847.

Clavis talmudica auctore Rabbi Nissim ben Jacob Cairovanensi sec. XI flor. auctoritate et scriptis clarissimo. Ed. J. Goldenthal. Vindobonae 1847.

Rabbi Dav. Kimchi radicum liber sive Hebraeum bibliorum lexicon. Ed. J. H. R. Biesenthal et F. Lebrecht. Berl. 1847.

Kitab siyuhhati'l mesîhhî. Arab. Malta 1834.

Kitâb tewârikh i 'lalim. Malta 1833.

Murâsalal beina abdihi taala Ewald elkasîs elinglisi we beina badhi talabati'l ilm betunes. Arab. s. l. et a.

Murschid u'ttâlibin ila'l kitabi'l mokaddesi'l themîn. Arab. Valette 1840.

El beycinet u'l djeliyye ala'ssihhati dîni'l nassrânyye. s. l. et a.

Tarikh keniset il mesihh ala wadjh il ikhtissar. Arab. 1839.

Delîl wâdhihh ila'ttabîb essâlihh. Arab. s. l. et a.

Macrizi, Abhandlung über die in Aegypten eingewanderten arabiſchen Stämme. Aus den Handſchriften herausg. und überſ. von F. Wüſtenfeld. Götting. 1847.

Almokhtassar fi' Ha'lim elmesîhhi. Malta 1842.

J. Hain, Reine und Militär-Geographie. Abth. 1. Wien 1848.

Aug. Haussmann, Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie. P. 2. 3. Par. 1847.

M. Wagner, Der Kaukaſus und das Land der Koſaken in den Jahren 1843 — 46. Bd. 1. Dresden 1848.

P. Sibuet, Voyage dans la presqu' île Scandinavie et au Cap Nord. I. partie. Suède. Par. 1848.

Rob. Fortune, Three years' Wanderings in the northern provinces of China. Lond. 1847.

L. Clarus, Schweden Sonſt und Jetzt. Th. 1. 2. Mainz 1847.

A. Buddeus, Halb-Ruſſiſches. Th. 1. 2. Leipzig 1847.

Graf Keyſerling und P. v. Kruſenſtern, Wiſſenſchaftliche Beobachtungen auf einer Reiſe in das Petſchora-Land im Jahre 1843. Petersburg 1846.

Alc. D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Méridionale. Livr. 87 — 90. Schluß des Werkes. Par. 1847.

R. Schomburgk, Reiſen in Britiſch-Guiana in den Jahren 1840 — 44. Bd. 1. Leipzig 1847.

Dr. Leichhardt, Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington, a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845. Lond. 1847.

J. T. Bagmihl, Pommerſches Wappenbuch. Bd. 1. Stettin 1843.

Maur. Meyer, Etudes sur le théatre latin. Par. 1847.

Ph. Ed. Huſchke, Ueber den Cenſus und die Steuerverfaſſung der früheren römiſchen Kaiſerzeit. Leipzig 1847.

G. Henzen, Tabula alimentaria Baebianorum. Romae 1845.

Ed. Gerhard, Ueber die Gottheiten der Etruſker. Berlin 1847.

C. de Clarac, Manuel de l'histoire de l'art chez les anciens. Vol. 1. 2. Par. 1847.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. Juli.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1848.

Cherbuliez (Joël), Des femmes de lettres en France. — Bibliothèque univ. de Genève 1848. Mai. (Litt.)

Rapport au Roi sur la création d'une commission chargée de l'examen de diverses questions relatives à la Bibliothèque royale (de Paris). — Journal général de l'instruction publique. 1848. No. 2.

Exposé des motifs et projet de loi relatif à la constitution du Conseil royal de l'Université de France. — Ebendaſ.

Garcin de Tassy, Prosodie des langues de l'Orient musulman. (Suite et fin.) — Journ. as. 1848 Avril — Mai.

Sparschuh (N.), Keltische Studien oder Untersuchungen über das Wesen und die Entstehung der griechischen Sprache, Mythologie und Philosophie vermittelst des keltischen Dialects. Francf. 1848. — Bibl. univ. 1848 Mai. (Litt.)

Vivien de Saint-Martin, Extrait d'un mémoire sur la Lazique de Procope. — Bulletin de la Société de Géographie. 1847 Nov. et Déc.

Bianchi, Notice sur le premier Annuaire impérial de l'empire ottoman. (Suite et fin.) — Journ. asiat. 1848 Avril — Mai.

Histoire des Seldjoukides, extraite du Tarikhi Guzideh ou histoire choisie, d'Hamd-Allah Mustaufi, traduite et accomp. de notes par Defrémery. — Ebendaſ.

Molé, Discours prononcé dans l'assemblée générale de la Société de Géographie tenue le 14 janvier 1848. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Nov. et Déc.

Vivien de Saint-Martin, Rapport sur le progrès des découvertes et des études géographiques pendant l'année 1847. — Ebendaſ.

Progrès de la collection géographique de la bibliothèque royale (à Paris). Neuvième rapport. (Pour l'année 1847.) — Ebendaſ.

Extrait d'une lettre du colonel Marieni relative aux moyens d'opérer la jonction de la triangulation dirigée en Pologne avec celle de la Gallicie. — Ebendaſ.

Estourmel (Le comte Joseph d'), Journal d'un voyage en Orient. 2. éd. Par. 1848. — Bibl. univ. 1848 Mai (Litt.)

Froberville (Eug. de), Notes sur les moeurs, coutumes et traditions des Amakoua, sur le commerce et la traite des esclaves dans l'Afrique orientale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847 Nov. et Déc.

Notice sur l'expédition envoyée par le gouvernement français dans l'Amérique du Sud, sous la direction de M. le comte de Castelnau. — Ebendaſ.

Beke, Lettre adressée au président de la Société de Géographie (sur la longitude de Saka.) — Ebendaſ.

Wrangell et Anjou, De la détermination des côtes septentrionales de la Sibérie. Communiqué par M. le prince Emmanuel Galitzin. — Ebendaſ.

Scènes de la vie Sibérienne. Pèche de l'omoule dans la Sélenga. Traduit du russe et communiqué par le prince Emman. Galitzin. — Ebendaſ.

Ferry (Gabr.), Scènes de la vie Mexicaine. Le capitaine Don Blas et la conducta de Platas. — Revue des deux Mondes 1847. Livr. 7.

— — Les Jarochos. — Ebendaſ. Livr. 9.

Ampère (J. J.), Voyages et recherches en Egypte et en Nubie. Haute Egypte. Silsilis, Ombos, Syène et Philoe. — Ebendaſ. Livr. 7.

Edwards (Francis), Les Civiliens. Moeurs administratives de l'Inde Anglaise. — Ebendaſelbſt. Livr. 8.

Aube (Th.), Manille et les Philippines. La domination et la société espagnoles dans l'Archipel. — Ebendaſ. Livr. 9.

Abeken (H.), Du vandalisme archéologique. — Bibl. univ. 1848 Mai (Litt.)

Egger (E.), Notice sur l'inscription récemment découverte sur l'emplacement de l'ancienne ville de Terracine. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848. No. 4.

Cartier, Manuel de numismatique française. Monnaies de la première race. (Suite et fin.) — Annales archéolog. 1848 Mai et Juin.

The revolutions in Europe. — Blackw. Mag. 1848 May.

The Spaniard in Sicily. (Saint-Priest (Al. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou.) — Ebendaſ.

Lombardy and the italian war. — Ebendaſ. June.

Caponi, Discorso sopra la storia delle leggi patrie. (Napoli.) — Rev. de droit franç. et etrang. 1848 Avril.

Barbier (E. J. F.), Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. publ. par A. de La Villegille. T. I. Par. 1847. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848. No. 4.

Michiel (Franc.), Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne. 2 vol. Par. 1847. — Ebendaſ. No. 5.

Perreciot, De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules, des les temps celtiques jusqu'à la rédaction des coutumes. — Rev. de droit franç. et etrang. 1848. Avril.

Coquelin (Charl.), Les douanes et les finances de la France. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 9. 10.

Chasles (Philarète), Mouvement social de Chartres au XVI. siècle. — Ebendaſ.

Berlin avant les derniers événements. — Bibl. univ. 1848 Mai (Litt.).

Didron, L'archéologie en Russie. — Annales archéolog. 1848. Mai et Juin.

Lavergne (Leonce de), L'Afrique sous le gouvernement républicain. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 9.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte etc. Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums etc. (8 art. de Raoul-Rochette.) — Journ. des Savans 1848. Mai.

Jomard, Les antiquités americaines au point de vue des progrès de la géographie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Nov. et Déc.

Gaullieur (Eus. — H.), Benjamin Constant pendant la révolution (d'après de nouvelles lettres inédites. 1791 — 1796.) — Bibl. univ. 1848. Mai. (Litt.)

Nécrologie. Jean-Antoine Dubois, directeur du seminaire des missions étrangères. — Journ. asiat. 1848. Avril — Mai.

Giraud (Ch.), Notice sur Etienne Pasquier. — Journal général de l'instruction publique. 1848. No. 1.

Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, publiés par le prince Alex. Labanoff. (4 art. de Mignet.) — Journ. des Sav. 1848. Mai.

Morgan, On the additions made to the second edition of the Commercium epistolicum (de varia re mathematica). — Philos. Mag. 1848 June.

Cockle (Jam.), Analysis of the theory of equations, with a few remarks on recent english works on the subject. — Ebendaſelbſt May.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions; or on a new system of imaginaries in Algebra. — — Ebendaſ.

Boole (G.), Remarks on a paper by the Rev. Brice Bronwin, on the solution of a particular differential equation. — Ebendaſ. June.

Wartmann (E.), On an easy method of measuring the distance and height of an elevated point, accessible or inaccessible, fixed or moveable, by means of a single instrument etc. — Ebendaſ. May.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. — Ebendaſelbſt June.

Didron, Autel des reliques dans l'ancienne cathédrale d'Arras. — Annales archéolog. 1848 Mai et Juin.

Schneegans (L.), Les architectes de Strasbourg. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Herschel (J. F. W.), Results of astronomical observations made during the years 1834 — 1838 at the cape of Good Hope; being the completion of a telescopic survey of the whole surface of the visible heavens, commenced in 1825. London 1847. — Philos. Mag. 1848. May. June. Suppl.

Bertin (A.), Sur la polarisation circulaire magnétique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Mai.

Mateucci (Ch.), Recherches électro-physiologiques. Cinquième mémoire. I. Partie. Sur la contraction induite. — Ebendaſ. Juin.

— —, Sur la relation entre l'intensité du courant électrique et celle de l'effet physiologique correspondant. — Ebendaſ.

Observations météorologiques des mois de Février et de Mars 1848. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Resumé météorologique de l'année 1847 pour Genève et le Grand Saint-Bernard. — Bibl. univ. 1848 Mai. (Sc. phys.)

Wartmann (E.), Nouvelles recherches relatives à l'action magnétisme sur différents corps. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Tableau des observations météorologiques faites à l'observatoire de Genève et au Saint-Bernard pendant le mois d'Avril. 1848. — Ebendaſ.

Airy (G. B.), Remarks on Professor Challis's theoretical determination of the velocity of sound. — Philos. Mag. 1848 May.

Stokes (G. G.), On the constitution of the luminiferous aether. — Ebendaſ.

Joule (J. P.), On shooting stars. — Ebendaſ.

Andrews (Th.), On the heat disengaged during the combination of bodies with oxygen and chlorine. — Ebendaſ.

Jory (W.), Abstract of meteorological observations made during the year 1847 at Gongo Soco, in the interior of Brazil. — Ebendaſ. June.

Brewster (Dav.), On the decomposition and dispersion of light within solid and fluid bodies. — Ebendaſelbſt.

Garbett (Edw. Lacy), Description of some Parhelia seen at Portsea on the 29th of March 1848; with some remarks on these phaenomena generally. — Ebendaſ.

Hare (Rob.), Objections to the theories severally of Franklin, Dufay and Ampère, with an attempt to explain electrical phaenomena by statical or undulatory polarization — Ebendaſelbſt.

Brewster (David), Observations on the elementary colours of the spectrum in reply to M. Melloni. — Ebendaſ. Suppl.

Challis (J.), On the velocity of sound, in reply to the remarks of the astronomer royal. — Ebendaſ.

Wartmann (El.), On some new lines in the solar spectrum. — Ebendaſelbſt.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending March 31, 1848. (Greenwich.) — Ebendaſ.

Sainte-Claire Deville (H.), Recherches analytiques sur la composition des eaux potables. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Mai.

Persoz (J.), Note sur la décomposition du nitrate argentique sous l'influence de la chaleur. — Ebendaſ.

Lefort (Jul.), Recherches sur la nature et la composition des sulfates mixtes du commerce. — Ebendaſ.

Chatin (Ad.), Etudes de physiologie végétale faites au moyen de l'acide arsenieux. — Ebendaſ.

Laurent (Aug.), Sur les acides amidés et le sucre de gélatine. — Ebendaſelbſt.

Sacc, Analyse du chloride liquide de sélénium. — — Ebendaſ.

Liebig, Sur les principes des liquides de la chair musculaire. Traduit par J. Nicklès. — Ebendaſelbſt. Juin.

Gay-Lussac, Mémoire sur l'eau régale. — Ebendaſelbſt.

Salvétat, Analyses de quelques grès cerames. — Ebendaſ.

Chevallier et Gobley, Recherches sur la présence de l'arsenic dans les eaux minérales et les dépôts qu'elles fournissent. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847 Mai.

Vogel fils, Notice sur le gutta-percha (Isonandra gutta, sapotacées.) — Ebendaſ.

Girardin (J.), Sur une nouvelle falsification de l'alizari du commerce, et sur l'alizari et la garance d'Auvergne. — Ebendaſ.

Preisser (F.), Note sur une urine renfermant du sperme. — Ebendaſ.

Soubeiran (E.), Note sur la décoloration des vins par le quinquina. — Ebendaſ.

Sur l'emploi du tartrate de potasse et de magnésie et de l'acétate de magnésie. — Ebendaſ.

Foy (F,), Note sur le Haschych. — Ebendaſ.

Boutigny (P. H.), Sur l'origine de l'azote des végétaux. — Ebendaſ.

Andrews (Th.), On the heat disengaged during the combination of bodies with oxygen and chlorine. — Philos. Mag. 1848 June.

Thomson (R. D.), The law of the nutrition of animals, illustrated by F. Knapp, translated by John Brown. — Ebendaſ.

Walker (Franc.), Descriptions of Aphides. (Contin.) — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 May. June.

Benson (W. H.), Note on the Cyclostomatous genus Pterocyclos, Benson (Stegantoma, Troschel.) — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. — Ebendaſ.

Walker (Franc.), Remarks on the migrations of Aphides. — Ebendaſ.

Alder (Joshua) and Alb. Hancock, On a proposed new order of gasteropodous mollusca. — Ebendaſ.

Walton (John), Notes on the genus of Insects Anthonomus; with a description of one new species. — Ebendaſ.

Blyth (E.), Corrections of „critical remarks on Mr. Gray's catalogue of mammalia and birds" presented by B. H. Hodgson to the British museum. — Ann. and Mag. N. H. Vol. XX. Ebendaſ.

Geoffroy-Saint-Hilaire (Isidore), Cours d'ornithologie. (8. art. par A. Blanc.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848. No. 6. Art. 9. Ebendaſ. No. 11.

Dickie (G.), Notes of Diatomaceae found in the stomachs of certain Mollusca. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 May.

Greville (R. K.), Notice of a new species of Spiridens. — Ebendaſ.

— —, Notice of two new species of Ferns belonging to the genera Oleandra and Polypodium. — Ebendaſ.

Vicary (N.), Some notes on the botany of Sinde. — Ebendaſ. June.

Henfrey (Arth.), Reports on the progress of physiological botany. No. 4. On the multiplication of vegetable cells by division. — Ebendaſ.

Chevandier (Eug.), Travaux sur la croissance et la composition chimique de divers bois. — Bibl. univ. 1848 Mai. (Sc. phys.)

Williamson (W. C.), On a new British species of Campylodiscus. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 May.

Schomburgk (R. H.), Description of some new fossil shells from Bissex Hill and Springfield in Barbados. — Ebendaſ.

Toulmin Smith (J.), On the Ventriculidae of the chalk. — Ebendaſ.

Mantell (Gid. Algernon), Reply to Mr. Smith's remarks on Dr. Mantell's account of the Ventriculites. — Ebendaſ. June.

Humboldt (Alex. de), Mémoire sur la production de l'or et de l'argent considérée dans ses fluctuations. (Suite et fin.) — Journ. des Economistes 1848 No. 7.

Jomard, Tableau des établissements d'instruction publiques fondés en Egypte par S. A. le vice-roi. — Journal gén. des l'instruct. publ. 1848 No. 5.

Eyma (Xav.), Rapport sur la situation de l'instruction publique aux Etats-Unis. — Ebendaſ. No. 6. 10.

Rapport fait au nom de la commission chargée d' examiner le projet le loi relatif à l'instruction primaire. — Ebendaſ. No. 9.

Education in Wales. — Blackw. Mag. 1848 May.

Quatrefages (A. de), Réforme de l'enseignement scientifique. Les facultés. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 10.

Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France au dixseptième siècle. 2 vol. Par. 1848. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848. No. 5.

Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie moderne. Nouvelle édit. — Ebendaſ. No. 11.

D'un ouvrage inédit de Roger Bacon, récemment trouvé dans la bibliothèque de Douai. (3 art. de V. Cousin.) — Journ. des Sav. 1848 Mai.

Merimée (Prosper), De l'enseignement des beaux-arts en France. L'école de Paris et l'académie de Rome. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 10.

Celécluze (J. J.), Dante Alighieri, ou la poésie amoureuse. Par. 1848. — Bibl. univ. 1848 Mai. (Litt.)

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 1. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

William Prescott Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inka's. Aus dem Englischen übersetzt. 2. Thl. Leipzig S. A. Brockhaus. Erster Theil. 1848.

Die Eroberung von Amerika durch die westlichen Völker bietet, wenn man sie genauer in's Auge faßt, vier verschiedene Abschnitte dar, welche von dem Forscher strenge geschieden werden müssen. Den ersten bildet die Erforschung der Antiquitäten von Amerika, des Zustandes des Landes und seiner Bewohner bis zur Ankunft der Europäer; den zweyten die Geschichte der Entdeckung; den dritten die Eroberung, den vierten die Colonisation. Die Spanier benannten den letzten und vorletzten mit dem Ausdrucke der conquista, unterschieden aber weislich die Eroberung mit den Waffen von der Eroberung der Gemüther, welche unabhängig, zum Theile im Gegensatz zu dieser statt fand und erst consolidirte, was die eine durch vorübergehenden Erfolg gewonnen hatte. Die übrigen Völker wenden dem letzteren wenige Aufmerksamkeit zu und begnügen sich mit den Alterthümern, mit der schauderhaften Verheerung Westindiens, mit der Eroberung von Peru und Mexico und abstrahiren von der zweyten conquista, obwohl diese für die Geschichte der Administrationen, für die Entwicklung des menschlichen Geistes, für die Geschichte der Civilisation der neuen Welt von größerer Wichtigkeit ist, als die freylich an romantischem und kriegerischem Schmucke sie weit übertreffende Eroberung von Peru und Mexico durch Pizarro und Cortes.

Diese zweyte Eroberung ist Hrn. Prescott entgangen, und da somit das höhere Endziel der von ihm erzählten Begebenheiten ihm selbst unklar geworden ist, können wir ihn zu den philosophischen Geschichtschreibern nicht rechnen. Hingegen hat er mit großer Umsicht zu Madrid neue Quellen zu erlangen gewußt, welche sowohl die ältere Zeit vor der Eroberung, als diese selbst beleuchten. Man wird auch nicht anders sagen können, als daß kaum ein Punct von Wichtigkeit mehr ist, über welchen man nicht klare Anschauung jetzt erhalten hätte. H. Prescott benützte nämlich für die Genesis amerikanischer Zustände neben den Handschriften des Geschichtschreibers Indiens, Munnoz, die auf Peru und Mexico bezüglichen Urkunden, welche Navarette ihm überließ. Die ehemalige Verfassung Peru's konnte vorzüglich durch Handschriften des Escurials beleuchtet werden, die in die prachtvolle Sammlung Lord Kingsboroughs übergingen und — nach dem Tode desselben zerstreut wurden. Insbesondere aber die Erlangung von Original-Correspondenzen machte es dem Verfasser möglich, die Hauptheldn in dem Lichte ihrer eigenen Darstellung sehen zu lassen und eine so große Vollständigkeit der Nachrichten zu erlangen, daß „es kaum eine Dunkelheit auf dem Pfade des Abenteurers giebt," die nicht durch seine Collectaneen erhellt werden möchte. Was weiter noch von außerordentlichem Werthe für ihn war, waren die freundlichen Winke, die vielfache Unterstützung, welche er von den ersten Gelehrten Spaniens erhielt, unter welchen H. Prescott außer dem obengenannten, dessen Handschriften er benützte, Don Pasqual de Gayangos, den Verfasser scharfsinniger Untersuchungen der spa-

nischarabischen Geschichte, besonders hervorhebt. Wir sehen in der Anführung solcher Namen auch noch den erfreulichen Beweis, daß in Mitten der Zerwürfnisse Spaniens es noch Männer giebt, die das ruhige Leben für die Wissenschaft dem unstäten politischen Treiben vorziehen und mit Horaz sagen: nón ego ventosae plebis suffragia venor. H. Prescott ist auf die Geschichte der Eroberung von Peru durch seine früheren Forschungen über die Geschichte Ferdinands und Isabellens, sowie der Eroberung von Merico geführt worden, welche ihn zu zusammenhängenden Studien über die Geschichte Spaniens und seiner Nebenländer im XVI. Jahrhunderte veranlaßten. Ebenso hat die Lectüre des Prescottschen Werkes Refr. veranlaßt, seine Studien weiter auszudehnen, um sich Vorfragen für die amerikanische Geschichte zu lösen, durch deren Beantwortung erst ein tieferes Eindringen in diese möglich wird.

In keinem Erdtheile bieten nämlich Nord- und Süd größere physicalische und politische Gegensätze dar, als in Amerika; ihre Kenntniß ist, um eine richtige Anschauungsweise der Eigenthümlichkeit dieses Erdtheiles zu erlangen, unentbehrlich, und dennoch erinnert sich Referent nicht in irgend einem Werke diesen Unterschied genügend erörtert gefunden zu haben. In beyden Theilen von Amerika, der nördlichen und südlichen Halbinsel ist eine unermeßliche Thalrinne, die sich von Norden nach Süden erstreckt und im Westen an den 2000 Meilen langen Stiel des Erdtheiles, die Cordilleren de los Andes sich anlagert, im Osten durch kleinere und vereinzelte Gebirgszüge vom Weltmeere getrennt ist; es ist dieß das unermeßliche Flachland, das an Ausdehnung die Ebenen aller übrigen Erdtheile übertrifft. In beyden Theilen fließen die Ströme nördlich und südlich ab und durchbricht diese entgegengesetzte Stromrichtung ein von Westen nach Osten strömendes Gewässer, welches der weiten Ebene den sonst unfehlbaren Charakter der Wüste raubt. Aber damit hat die Aehnlichkeit beyder, räumlich fast gleich großer Halbinseln, auch schon ihr Ende erreicht. Denn blickt man auf den Westen, so gestaltet sich dieser räumlich ganz anders im Norden als im Süden. In diesem streicht die große Gebirgskette hart an dem Ufer des großen Weltmeeres, läßt höchstens für eine Sandregion Raum, bildet eine undurchbrechliche Felsenwand, deren mittlere Höhe in Chili 12000 Fuß beträgt und die erst nach dem Aequator sich zu senken und fast zugleich sich zu theilen beginnt. In jenem, dem Norden, erreicht die Gebirgsmasse nicht die Höhe wie im Süden, aber die Breiteanlagerung wird so beträchtlich daß hier 172300 QM. durch die Cordilleren bedeckt werden, in Süd-Amerika nur 44300 QM. Umgekehrt verhält es sich jedoch mit der Ausdehnung der Flächen, welche in der nördlichen Halbinsel um 90000 QM. geringer als in der südlichen ist, in welcher sie auf 246000 QM. angegeben wird. Abgesehen von der geringen Breite der Cordilleren in Süd-Amerika, die 20 bis höchstens 100 Meilen, also doppelt so viel als das Schweizerhochland *) beträgt, ist die südliche Halbinsel einförmiger, massenhafter, und obwohl Amerika an und für sich weniger gegliedert ist, als die übrigen Erdtheile (Afrika ausgenommen), so ist der Mangel an Gliederung doch im Süden noch viel bedeutender, als im Norden, welcher nach Westen, Norden, Osten, Süden 10 zum Theile beträchtliche Halbinseln besitzt, während der rasche Abfall der Anden an der Westküste von Südamerika keine solchen Anlagerungen duldet und die von West nach Ost so breit sich ausdehnende südl. Halbinsel ohne tiefe Einschnitte des Meeres, ohne große und mit einander in Verbindung stehende Seen an der entgegengesetzten Seite eben so wenig es zu einer Gliederung kommen läßt. Zeigt sich sömit in den äußeren Umrissen von Nord- und Südamerika eine auffallende Verschiedenheit neben manigfaltiger Aehnlichkeit, so war dieselbe in Bezug auf die Verhältnisse der Völker zu einander noch bedeutender als in Betreff der Lage. Welch unermeßliche Verschiedenheit der Geschichte und Entwicklung der Menschheit hätte nicht statt gefunden, wenn statt des drey Erdtheile trennenden mittelländischen Meeres etwa nach der Weite der Ebenen am Maranhon große Flächen sich vorgefunden hätten;

*) Wie sehr jedoch die Anden den Alpen an Fruchtbarkeit nachstehen, möge man aus der vortrefflichen Beschreibung Chili's von E. Pöppig ersehen. Leipz. 1835. I. S. 244—249.

wie sähe es aber mit Amerika aus, wenn der Busen von Mexico und das Caraiben Meer ausgefüllt wären, und somit den Nordweststürmen auf dem Lande so wenig ein Felsendamm entgegengesetzt wäre, als auf dem Amerika umfluthenden unermeßlichen Meere? Bey den schmalen Zugängen zu S. A., mittels einer einzigen Halbinsel, mußte dieses Jahrhunderte lang von N. A. ebenso geschieden seyn, als ein ganz fremder Erdtheil. Und dennoch hat wohl nur das Meer, welches die beyden Theile Amerika's von einander scheidet, von ihnen ein und dieselbe Wirkung ferne gehalten, welche im Norden die eisige Kälte, wie im Süden die Gluth des Aequators trotz der großen Ströme und der Leichtigkeit ihre Anschwellung erzeigt hätte, und die Umwandlung unermeßlicher Landstrecken in glühende oder Eiswüsten verhindert!

Schon Alexander von Humbold *) hat aufmerksam gemacht, daß „das Menschengeschlecht in Amerika die großen sittlichen und politischen Veränderungen Asien's zum Theile schon deßhalb nicht erlitten," weil seine Steppen, wenn gleich fruchtbarer als die asiatischen, keine Heerden nährten; weil keine der Thierarten, welche reichliche Milch geben, den Ebenen des südlichen Amerika's eigen ist und weil in der fortschreitenden Entwicklung der amerikanischen Civilisation die Zwischenkette mangelte, welche die Jägerstämme mit den Ackerbau treibenden Völkern verbindet. Eben deßhalb verhinderte die besondere Beschaffenheit Amerika's auch jene Eroberungszüge und eigenthümliche Cultur, die trotz der Aehnlichkeit des Bodens und wohl auch der Menschenrace Mittelasien behauptete."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Schluß.)

Selbst die Annahme Eichhorns, daß alle Franken in Neuster und Burgund zu den Leudes gerechnet worden seyen, findet sich bey dem Vf. wieder, indem nach S. 226 unter den Franken in Gallien vielleicht wenige waren, die nicht auf die eine oder andere Weise einen Antheil an dem großen Königsgut erwarben. Welch' kühne Behauptung! Können wir doch weder die Anzahl der Franken in Gallien noch den Umfang des Königsguts auch nur annäherungsweise bestimmen; endlich haben wir auch nicht den mindesten Anhaltspunkt, in wie weit die Könige über ihr Krongut verfügten, ob sie es in kleinen Parcellen oder großen Compleren vertheilten, ob sie nicht den größeren Theil sich selbst vorbehielten. Diese Vermuthung kann ich nur mit jener von Eichhorn auf eine Linie stellen, der den alten fränkischen Adel, an welchen er allein noch glaubt, dessen Bestehen von dem Vf. so hübsch widerlegt ist, in den Kriegen Karl Martells fallen läßt.

Die besonderen Eigenschaften, die der Vf. den Leudes zuschreibt, verdienen selbst noch eine kurze Erörterung. Daß sie einen besonderen Eid der Treue zu leisten hatten, wird bloß aus dem Vertrag von Andlau — leudes illi, qui domino Guntramno — sacramenta primitus praebuerunt, geschlossen; auch ist dieß bekanntlich die einzige Stelle, in der man die Andeutung eines solchen Eides finden könnte. Allein es ist darin weder von einem besonderen Eid noch von besonderer Treue die Rede; nur das Wort Leudes könnte zu solchen Schluß berechtigen. Wie aber, wenn gerade diese zu den Stellen gehörte, in welchen nach dem Vf. „das gesammte Volk in weiterem Sinn unter dem Wort begriffen ist," wenn gerade hier „eine Ueberschreitung des Sprachgebrauchs stattfände, und das Wort nach seinem ursprünglichen Sinn alle freyen Franken umfaßte?" Man wird unwillkürlich an Löbells trefflichen Ausspruch erinnert: „das Wort (arimannia) ist ein zu schwacher Nagel, um ein ganzes System daran zu hängen." Uebrigens scheint es mir ganz ungegründet, daß der Vf. die Leudes einerseits in einem besonderen Verhältniß der Treue stehen läßt, andererseits aber läugnet, daß sie ein Gefolge gewesen seyen. Auch der Antrustio leistete nach dem Vf. Bd. I. S. 140 einen besonderen Treueneid,

*) Reisen in den Aequinoctialgegenden. Thl. III. S. 270.

auf den es bey dem ganzen Verhältniß allein angekommen seyn soll. „Nur wer diesen Eid leistete, gehörte zu dem Gefolge des Königs.“ Wie kommt es also, daß die Leudes, trotz ihres „besonderen Eides“ nicht zum Gefolge gehörten? Die Leudes, wie der Vf. sie darstellt, können also nichts anderes als ein Dienstgefolge gewesen seyn, das die meisten Franken in Gallien umfaßte, was mit der im ersten Band gegebenen Darstellung freylich schlecht übereinstimmt. Da ist Eichhorn, der den ganzen fränkischen Staat aus einem Dienstgefolge entstehen läßt, und die Leudes nur als Fortsetzung desselben betrachtet, doch noch consequenter.

Am wenigsten befriedigt die Erklärung des Vf. vom Leudesamio. Wie es kam, daß „alle Unterthanen dem König einen Eid leisten mußten, der sie fast auf gleiche Weise wie die Leudes verpflichtete,“ ist auch nicht mit einem Wort aufgeklärt; eben so wenig, worin sich dieser Leudesamio einerseits vom alten Fidelitäts-Eid andererseits vom besonderen Leudes-Eid unterschied, ob der alte Fidelitäts-Eid vielleicht gleich vom Anfang an Leudesamio war, endlich, was denn aus diesen Leudes geworden, „von denen jeder reicher und mächtiger war, als die alten Freyen es gewesen“ (S. 482), und zu denen fast alle Franken in Gallien gehörten. Löste sich diese compaignie qui s'appellait leudienne, wie sie in der Chronik von S. Denys heißt, auf, als durch den Leudesamio alle Unterthanen fast gleicher Verpflichtung unterlagen, also natürlich auch fast gleiche Rechte hatten? Beynahe möchte man es vermuthen, da in der Leudesamioformel der Graf den Auftrag erhält, omnes pagenses vestros, tam Francos Romanos vel reliqua natione degentibus den Eid leisten zu lassen. Da beynahe alle Franken in Gallien Leudes gewesen seyn sollen, so müßte man annehmen, daß mit der Einführung des Leudesamio die besondere Verpflichtung der Leudes aufhörte, oder daß mit den hier erwähnten Franken die wenigen gemeint sind, welche keinen Antheil am großen Königsgut hatten. Auch hier ist die Meinung Eichhorns, der den alten Fidelitäts-Eid, obwohl er in den Quellen so bestimmt hervortritt, ganz ignorirt, und durch den Leudesamio alle Freyen zu Leudes werden läßt, folgerichtiger. Daß der besondere Kriegsdienst der Leudes, der eben auch nur aus dem Wort geschlossen werden könnte, sowie ihr Verhältniß zum Majordomus aller Begründung ermangelt, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Ich habe an dem wichtigsten Gegenstand der deutschen Rechtsgeschichte in dieser Periode nachzuweisen gesucht, wie wenig durch das vorliegende Werk die Untersuchung zu einem Abschluß gediehen ist. Der Raum gestattet nicht, auf die übrigen Abtheilungen, wovon die vierte S. 258 — 301 von den Gemeinden und Landschaften, die fünfte S. 302 — 414 von den Beamten und dem Hof des Königs, die sechste S. 415 — 497 von den Gerichts-, Heer- und Reichsversammlungen, die siebente S. 498 — 580 von den Leistungen des Volks und den Einkünften des Königs, die achte S. 581 — 651 von dem Charakter und der Umbildung der Verfassung handelt, näher einzugehen, so viel sie auch des Schönen enthalten, und so viel andererseits gegen Einzelnes einzuwenden wäre. Die hier gerügten Uebelstände scheinen zunächst in der vereinzelten Bearbeitung jedes Bandes ihren Grund zu haben. Dadurch wird auch der Zusammenhang des ganzen Werkes gestört. Schon im zweyten Band hat sich der Vf. genöthigt gesehen, mehrere Sätze des ersten Bands zu modificiren, so z. B. II. 176. 445 Not. 2. 537 Not. 3. Voraussichtlich wird dieß auch im dritten Band der Fall seyn. So möchte ich mit Bestimmtheit vermuthen, daß der Vf. die im ersten und zweyten Band öfter ausgesprochene Behauptung, daß bey den Franken der Kriegsdienst auf dem Grundbesitz ruhte, bey näherer Prüfung der Quellen der carolingischen Periode aufgeben wird.

Dr. P. R. Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

William Prescott Geschichte der Eroberung von Peru.

(Fortsetzung.)

Stehen sich nun die weiten Thalflächen von Nord- und Südamerika in so ferne gleichartig gegenüber, daß in beyden, d. h. in einer Ausdehnung von 407700 QM., durch klimatische und physicalische Verhältnisse Jahrhunderte lang nur eine gleichartige Uncultur, nicht aber eine Civilisation aufkommen konnte, so findet doch ein großer Unterschied darin statt, daß Culturstaaten nur in Mittel- und Süd-Amerika, nördlicher aber als das zu Mittelamerika gehörige Mexico sich nur die rohen Anfänge der Cultur ergeben haben. In der vorspanischen Zeit ist somit die Präponderanz des Südens über den Norden eine ausgemachte Thatsache. Ueberhaupt überließ die alte Cultur Amerika's, ehe die Spanier kamen, den ungeheuren Osten von den Anden bis zum Meere, das die Küsten alle Continente bespült, der bis zur furchtbarsten Sprachenverwirrung gesteigerten Rohheit rothhäutiger Stämme und beschränkte sich auf die westlichen Hochgebirge, deren bedeutende Erhebung noch unter dem Aequator eine Frühlingstemperatur zuläßt.

Es war dieses für die nachfolgende Entwicklung von Amerika und den Unterschied derselben für den Norden und Süden von großer Wichtigkeit.

Auf dem Boden, den jetzt die vereinigten Staaten von Nordamerika den ihrigen nennen, und in der weiten Thalrinne, welche im Süden noch immer die wildesten Völker inne haben, zwischen den Anden und den Bergen an der atlantischen Meeresküste, hat es nur Jägervölker, nicht aber große, volkreiche und befestigte Städte gegeben, wie in Mittel- und Südamerika, die der Colonisation einen ganz anderen Charakter geben mußten. Alle die zahlreichen Städte von Nordamerika sind neue Anlagen; in den erwähnten anderen Theilen liegen zahlreiche Städte, die früher einer großen Bevölkerung Raum gaben, noch jetzt in Ruinen, und wie Gaetano Baluffi in seinem höchst merkwürdigen Buche (l'America un tempo spagnuola riguardata sotto l'aspetto religioso dall'epoca del suo discuoprimento sino al 1843. T. I. II. Ancona 1844) erzählt, fanden sich erst in neuester Zeit nördlich von Tejas gegen das stille Meer zu bisher unbekannte, ungeheure Trümmer von Schlössern und Städten vor. Erst seit die Einwanderung im Norden einen Charakter annahm, daß jährlich 17 Meilen Landes dem Sumpfe und Walde abgewonnen werden und an 300000 M. über die Alleghani Berge nach den westlichen Districten ziehen, ist in Nordamerika, wie einst in Rom, heutigen Tags in Rußland, die ackerbautreibende Bevölkerung die vorherrschende geworden, und das Verhältniß der freyen Bauern in den ackerbautreibenden Districten zu den übrigen Classen wie 8: 1, zur Gesammtbevölkerung wie 4: 1 *). Im Norden ist

*) Alison history of Europe Bd. X. c. 26.

auch die einheimische Population zum großen Theile absichtlich zu Grunde gerichtet worden, und geschieht es noch jetzt, während man in den einheimischen alten Staaten von Mittel-Amerika allein an 4 Millionen Köpfe Indier zählt, und wenn auch von der hochgerühmten Kunstfertigkeit der alten Azteken Muyskas und Peruaner Vieles zu Grunde ging, so hat sich von ihrer Zeit doch so viel erhalten, daß der Sieger mehr an die Städte als an das Flachland gebunden war und schon deßhalb die Cultur dieser Erdstriche einen anderen Charakter annehmen mußte, als in Nordamerika, dessen Aufschwung sich erst seit 70 Jahren datirt. Wird nun im Verlaufe dieser Untersuchung der große Unterschied in der Entwicklung der beyden Halbinseln noch mehr erhellen, so muß hier zuerst noch das Wichtigste über die Eigenthümlichkeit der alten Cultur Amerikas zum Theile nach Prescotts Anleitung vorausgeschickt werden.

Daß in der vorspanischen Zeit in Amerika eine doppelte Einwanderung und Eroberung statt gefunden habe, wird jetzt so ziemlich von den meisten Forschern angenommen und nicht bloß aus den politischen Einrichtungen erwiesen, welche auf eine Eroberung hinweisen, sondern auch durch die Verschiedenheit der Hieroglyphen. Wenigstens zeigt die Verfassung von Tenochtitlan (Mexico) eine Mischung von feudalistischer, bürgerlicher und religiöser Tyranney, welche sich kaum aus einem andern Zustande als dem der Eroberung erklären läßt. Wer die mexicanischen Alterthümer in Handschuheim gesehen, vermag sich eine klare Vorstellung von der Wildheit jener Zustände zu machen, die nothwendig einen gewaltsamen Umsturz herbeyrief, und als er von Amerika nicht mehr kommen konnte, im Interesse der Menschheit durch Europäer kommen mußte. Die Statuette eines Mexicaner's, welcher die Haut eines Erschlagenen zu seinem Kleide gemacht hat, und deren künstliche Lösung von dem Körper die Praxis in ähnlichen Dingen beweist, die vornen klaffende Wunde, wo dem Lebenden das Herz herausgerissen worden, ist Referenten nie wieder aus dem Gedächtnisse gekommen. Diese Unsitte allein spricht das Verdammungsurtheil über jene gelehrten Forschungen aus, welche in den alten Mexicanern ein Volk gewahrten, das sich in Bezug auf Civilisation den europäischen an die Seite stellen dürfe. Eine derartige Vergleichung kann, wenn sie historisch begründet seyn soll, nur von der Seite aus statt finden, daß Amerika bewies, zu welchen Einrichtungen Völker ohne den belebenden Hauch christlicher Ethik kommen können und kommen mußten. Und war es nicht durch göttliche Fügung aufbewahrt, um den Völkern der andern Hemisphäre eine furchtbare Lehre zu geben, wohin sie selbst gelangen würden, wenn sie den Grund und die Bedingung ihrer Civilisation wie der Präponderanz Europas einstmals aufgeben wollten?! Und daß diese Ansicht nicht aus der Luft gegriffen sey, geht aus einer auch nur flüchtigen Vergleichung dessen, was Prescott über den peruanischen Staat erzählt, mit den Versuchen hervor, die im gegenwärtigen Momente in verschiednen Theilen von Europa statt finden, mit Aufgebung christlicher Anforderungen eine neue gesellschaftliche Ordnung zu erfinden *).

Peru war ein großer Arbeiterstaat, welcher die Probleme, die Louis Blanc erst studirt, bereits in seiner Art und Weise gelöst hatte und somit der Welt beweisen kann, daß man ohne eine Vergangenheit hinter sich zu haben, wie die christlichen Völker Europa's, wenn man dem Zusammenleben der Menschen keine höhere Aufgabe unterbreiten will, dieses Ziel erreichen kann, somit ohne Geschichte, ohne Philosophie, ohne Christenthum, lediglich mit Preisgebung der Errungenschaft von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden. Die Gesetzgebung in Peru hatte die Probleme zwischen Arbeit und Capital mit außerordentlicher Consequenz gelöst, indem sie das Geld ganz abschaffte, das Eigenthum nicht kannte, nie Arbeiten duldete, welche der Gesundheit schädlich waren und die Kräfte des Volkes überstiegen, aber auch dem Einzelnen den Kreis von Arbeit und Thätigkeit anwies, der ihm zum Besten der Gesammtheit zukam. Man war auch in anderer Beziehung noch

*) Der Verf. bemerkt, daß dieser Aufsatz bereits im März d. J. geschrieben wurde.

weiter vorangeschritten, als man versuchsweise bisher in der französischen Musterrepublik gekommen ist. Es trat dem Volke hier nicht ein abstractes Gesetz entgegen, welches zuletzt doch nur als Ausfluß der Gewalt sich geltend machen kann; sondern das Gesetz war verkörpert in dem Inca, den die geheiligte Majestät der Religion umgab, auf welche man in den neuorganisirten Staaten Europa's von Anfang an Verzicht leisten will. Hiedurch ausgerüstet konnte der in dem Staatsoberhaupte concentrirte allgemeine Wille mehr fordern, als man bisher, die communistischen Genossenschaften ausgenommen, welche sich noch nicht bis zum Staate erhoben und wohl auch nie dazu erheben werden, von dem Einzelnen und der Gesammtheit in Europa forderte. Das peruanische Volk konnte, wie Prescott I. S. 128 auseinandersetzt, kein anderes Gewerbe treiben, keine andere Arbeit, kein Vergnügen vornehmen als die ausdrücklich vom Gesetze vorgeschrieben waren. Es durfte seinen Wohnsitz und seine Kleidung nicht ändern ohne Erlaubniß der Regierung. Den Einzelnen war es selbst nicht gestattet nach Belieben eine Frau zu nehmen, sondern die Regierung d. h. der Inca sorgte dafür. Dieser wußte, wie Ondegardo in seinen so schätzenswerthen Relationen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb — eine der Hauptquellen des Verfassers dieser Geschichte, — daß el travajo era causa de su conservacion und handelte auch darnach; das Volk fühlte es und unterwarf sich. Nur wer arbeitete, war angesehen und konnte auf Erhaltung im Staat Anspruch machen. Man kann selbst die Begriffe von Humanität und Philanthropie, welche die neuesten Gesetzgeber für ihre aller geschichtlichen Entwicklung widerstrebenden Ordnung in Anspruch nehmen, in den peruanischen Einrichtungen nicht verkennen. Während die Azteken auf die Wohlfahrt der Unterthanen keine Rücksicht nahmen, „die Bedrückung keine andere Gränze kannte, als die Möglichkeit sie zu ertragen;“ die durch Festungen und Besatzungen im Joche erhalten wurden, „machten die Incas ihre neuen Unterthanen sogleich aller Rechte theilhaftig, deren sich die übrigen Staatsgenossen erfreuten, und obgleich sie dieselben den bestehenden Gesetzen und Gebräuchen unterwarfen, so waren sie doch auf ihre persönliche Sicherheit und Annehmlichkeit mit einer Art väterlicher Sorgfalt bedacht. Die auf diese Weise durch gemeinschaftlichen Vortheil vereinigte verschiedenartige Bevölkerung war von einem gemeinschaftlichen Gefühle von Unterthanentreue beseelt, welche dem Reiche, als es sich mehr und mehr ausdehnte, immer größere Stärke und Festigkeit verlieh. Dagegen waren die verschiedenen Stämme, die nach und nach unter das merikanische Scepter geriethen, weil sie nur durch Druck und äußere Gewalt zusammengehalten wurden, im Begriff aus einander zu fallen in dem Augenblicke, wo jene Gewalt aufhörte. Die Politik der beyden Völker zeigt uns den Grundsatz der Furcht gegenüber dem der Liebe.“ (Prescott I. S. 124.) Daher auch der Ausspruch des enthusiastischen Grafen Carli in den lettres américaines: sans doute l'homme moral du Pérou était infiniment plus perfectionné que l'Européen.

Dieser lächerlichen Uebertreibung Carli's, welche die Encyklopädie zur Quelle hat, steht eine Stelle aus dem handschriftlichen Nachlasse Pedro Pizarro's, welchen der Verfasser gleichfalls benutzte, schlagend entgegen, die wir, so bezeichnend sie auch für die moralischen Wirkungen des vielgepriesen Regierungssystemes ist, des Anstandes wegen im Original mittheilen *). Wie es ferner mit der Arbeit gekommen war, daß man arbeitete, um zu arbeiten, so daß man die Steine von Quito nach Cuzko, von Cuzko nach Quito schleppte (y asi destas cosas ha-

*) Die Peruaner heran muy dados a la lujuria y ál bever, tenian acceso carnal con las hermanas y las mugeres de sus padres como no fuesen sus mismas madres y aun algunos avia que con ellas mismas lo harian y ansi mis-

rian los Ingas muchas de poco provecho y de ecsesivo travajo en que traian ocupadas las provincias ordinariamente), so brachte die gleiche Immoralität des Staatsprincips auf dem Gebiete der Familie die oben bezeichneten Verkehrtheiten hervor, in denen, so gräßlich sie sind, wir doch nur die natürliche Reaktion der sinnlichen Freyheit gegen den auf diesem Gebiete gleichfalls eingedrungenen Arbeitsdespotismus erblicken können. Die vielgepriesene väterliche Regierung der Incas hatte somit durch ihre Organisation der Arbeit Aehnliches hervorgerufen, was Louis Blanc mit dem besten, Blanqui und Consorten mit dem schlechtesten Willen hervorrufen: die Familie im wahren Sinne des Wortes war abgeschafft, damit die moralische Grundlage jedes wahren Staates vernichtet.

Es ist nun wohl interessant, die kühnen Abentheuer Pizarro's und seiner Gefährten, und die Eroberung eines Reiches, welches Hunderttausende in das Feld stellen konnte und der überlegenen Kriegskunst von Hunderten zum Opfer wurde, nach den genaueren Berichten der Eroberer selbst zu lesen; wir freuen uns über die Gewissenhaftigkeit, mit welcher H. Prescott sowohl bey der Darstellung der bekannten Unterredung des P. Valverde mit dem Inca Atahuallga als bey der Ermordung des letztern durch Pizarro und bey Ereignissen von minderer Wichtigkeit verfuhr. Ueberall stößt man auf ein genaues Quellenstudium, und die aus den, selbst Spaniern schwer zugänglichen Manuscripten gezogenen Noten erhöhen sehr den Werth des Ganzen. Dennoch kann Ref. nicht bergen, daß ihn das Werk Baluffi's mehr anzog, da durch dieses ein höherer Grundgedanke sich hindurchzieht, während die Eroberung von Peru nur der Beginn eines großen Dramas ist, auf dessen Entwicklung der Forschungsgeist neugierig gemacht wird, ohne daß er befriedigt würde. Wohl war durch die spanische Eroberung dem scheußlichen Blutdurste der indischen Völker ein Ziel gesetzt, und so sehr man der theilweisen Vertilgung der amerikanischen Race durch die Spanier die Thränen des Mitleides, ja das Gefühl des Abscheues und des Entsetzens widmen mag, so wird man immer gestehen müssen, daß Völker, welche die Zerstörung der menschlichen Race in solchem Umfange sich vorgesetzt, nach dem gewöhnlichen Laufe der Geschichte nicht vor einer sühnenden Bluttaufe *) zu einem höhern Aufschwunge gelangen konnten. Und wenn mit Recht über den Golddurst der Spanier, welche die Indier zu ihren Sklaven und den Schlachtopfern ihrer Habsucht, Willkühr und Wollust machten, geklagt wird, so darf man die Worte Robertson's nicht vergessen, es habe sich Spanien in Betreff der Indier getheilt, der größere Theil und die Weltlichen wollten die Sklaverey verewigen, der andere Theil, die Geistlichen, sie abschaffen.

(Schluß folgt.)

mo con sus hijas. Estando borrachos tocaran algunos en el pecado nefando, enborrachavanse muy a menudo y estando borrachos todo lo que el demonio les traia à la voluntad hacian. Heran estos orejones muy soberbios y presuntuosos . . . tenian otras muchas maldades que por ser muchas no las digo.

*) Im Jahre 1486 allein wurden in Tenochthitlan 70,000 Gefangene geschlachtet und verzehrt. In einem einzigen Tempel zählten die Gefährten des Cortes 136,000 Schädel Erschlagener. Thümel Mexiko und die Mexikaner S. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

William Prescott Geschichte der Eroberung von Peru.

(Schluß.)

Mit mehr als gewöhnlichen Vorurtheilen blickt man meistens auf die Niederlassungen der Spanier in Mittel- und Südamerika hin, wenn auch nur, weil die gegenwärtigen Zustände der vom Mutterlande getrennten Colonien dem Aufschwunge nicht entsprechen, welchen Nordamerika nach Einwanderung von Angelsachsen und Celten, von Franzosen und Deutschen, von so vielen unter einander rivalisirenden Nationen seit wenigen Jahrzehnten genommen hat. Allein man hat offenbar die Unterschiede der Entwicklung, deren Auffassung allein ein gerechtes Urtheil möglich macht, nicht genug gewürdigt. In Südamerika hat das Land nicht wie im Norden der Colonisation Vorschub geleistet, sondern sie an bestimmte Gränzen angewiesen. Es galt nicht einen weiten, für Canalisirung, Eisenbahnen und Verkehr wohlgelegenen Westen dem Walde oder der Savanne abzugewinnen, und daselbst die Heimath für Millionen zu schaffen, sondern die sandige und unwirthbare Küste des stillen Oceans, das terrassenförmige Aufsteigen der Cordilleren, die tiefen Klüfte und die wenig fruchtbaren Hochebenen und der ganze lange Saum der von Süden nach Norden vorgestreckten Gebirge zwangen die Spanier, sich innerhalb der Ansiedlungen der civilisirteren unter den indischen Stämmen festzuhalten. Die spanischen Colonien in Südamerika waren ihrer Grundlage nach bereits fertig und auf die allgemeinen Colonialgrundsätze des XVI. Jahrhunderts gebaut, als die in Nordamerika erst auf ein neues System hin begründet wurden. Jene bestanden aus Männern einer Abkunft, eines Glaubens, einer Gesittung; in diesen suchten sich diejenigen Unterkommen, welche mit der Heimath in Europa zerfallen waren. In jener war das Bestreben der Regierung, die Ureinwohner zum Theile gegen die Colonisten selbst zu schützen und ihnen die Wohlthaten des Christenthums zu spenden; in diesen trieb der Europäer den Indianer vor sich her, und je mehr Schwärme europäischer Ansiedler nach Nordamerika drangen, desto mehr verschwanden die indianischen Tribus. In jenen wurde die Proclamation der Menschenrechte gleich anfänglich durch päpstliche Declaration als Gewissenssache und politische Grundlage der Colonien angesehen und regelte sich darnach allmählig das Verhältniß der Colonisten zu den Eingebornen; in diesen ertrotzten sich die Colonisten die Proclamation der Menschenrechte von dem Mutterlande mit Waffengewalt und wird dieser Proclamation ungeachtet, die Sklaverey in den südlichen Unionsstaaten mit eiserner Strenge fest gehalten, ja

es ist im Lande der Freyheit lebensgefährlich, von Abschaffung der Sklaverey zu reden. Bereitete sich im Norden der nachherige Aufstand gegen das Königthum und die Einführung einer republikanischen Verfassung schon sehr früh dadurch vor, daß dieselbe allmählig die Heimath der verschiedensten Confessionen, der einander widersprechendsten Sekten wurde, so blieb Neuspanien vorherrschend monarchisch und katholisch.

Lag eine größere Unruhe, die den Nordamerikaner noch jetzt charakterisirt, in den Grundeinrichtungen der nordamerikanischen Colonien, so war in den südlichen eine größere Stetigkeit vorhanden, und da nur ein Theil der letzteren dem alten Continente zugewendet war, der andere aber einem lange undurchforschten Meere, so mußte auch dieses die Monotonie der spanischen Colonien vermehren. Sie trugen so recht das Princip der Erhaltung, jene eines unendlichen Fortschrittes und einer unendlichen Unruhe an sich. Verargen wir es daher Niemanden, wenn sich für das Eine oder für das Andere eine Vorliebe zeigt; in der scharfen Ausprägung dieser Gegensätze bestand nun einmal der Charakter des europäisirten Amerika's und erst jetzt, wo beyde sich in Mexico berührten, ist die Möglichkeit vorhanden, daß allmählig eine höhere Einheit sich herausstelle, beyde durchdringe.

Ist nun von Prescott der siegreiche Kampf der eingedrungenen Spanier mit den Eingebornen beschrieben, ein Kampf um Gold, um Länder und um Sklaven, so ist der Kampf, welchen unter den Auspicien der Päpste der spanische Clerus zur Rettung der Indier mit den eignen Landsleuten unternahm, ein nicht minder großartiger, und da es sich um die heiligsten Interessen der Menschheit handelte, ein mindest eben so bemerkenswerther. In Folge einer Constitution P. Pauls III. vom 18. Oct. 1549 bildete sich in dem spanischen Amerika eine doppelte bürgerliche Gesellschaft. Die eine bestand aus den eingewanderten Spaniern und deren Nachkommen, den Creolen; die andere aus Indianern, welche, um zum Christenthum bekehrt zu werden, nicht bloß Verkündiger des christlichen Dogma's bedurften, sondern auch besondere bürgerliche Einrichtungen, die ihnen nicht der spanische Krieger, sondern der Missionär brachte. Das kirchliche Anathem traf, wer sie ihrer Habe beraubte, und der Papst selbst behielt sich die Absolution deret vor, welche es wagten, wider das ausgesprochene Anathem sie ihrer Freyheit zu berauben. Es ist in den Tagen, wo Deutschland, ja Europa anfing, im heftigsten Glaubenszwiste sich zu verkehren, nicht nur überhaupt ein herrliches Schauspiel, wenn in der andern Hemisphäre mit unsäglichen Opfern barbarische Völker dem Christenthume gewonnen werden; es ist ein um so erhebenderes Schauspiel, wenn man sich die Befehle Pius V. vergegenwärtigt, keinen Zwang hiezu zu gebrauchen, sondern als bestes Mittel, ihre Herzen zu öffnen, die Entfernung jedes Aergernisses anzusehen. Man hat nach dem Vorgange Robertson's so oft die Wilden Amerika's mit unsern Vorvätern in den germanischen Wäldern verglichen. Mit großem Unrechte! Die einen trugen den Tod, die Andern die Auferstehung im Herzen. Aber in dem Punkte ist ein Vergleich angemessen, daß die großen Thaten jener Sendboten deutscher Erde und die sorgfältigen Bemühungen der Päpste vom ersten Gregor bis zum dritten in Amerika ihr Wiederspiel erlangten, und während man sich im alternden Europa um den wahren Glauben stritt, im neuen Erdtheil die aufopferndste Liebe ihre schönsten Triumphe feyerte. Dieses ist auch ein Blatt in der Weltgeschichte, obwohl es Weltgeschichten genug gibt, in denen es fehlt. Männer wie Bartolomeo de las Casas, den man

so lange Zeit fälschlich beschuldigte Anlaß gegeben zu haben, daß freye Neger als Sklaven nach Amerika gebracht wurden, Martino von Valencia, der mit seinen 12 Genossen nahe an einer Million Mexicaner taufte, an 500 Götzentempel zerstörte und an 2000 Götzen zertrümmerte, der Bischof Estevan Ramirez, Alfonso von Sandeval, Claver, Plelave und so viele andere unterschieden sich von den großen Aposteln der Deutschen nur dadurch, daß sie nicht Thüringern und Bajoariern die Elemente der Civilisation brachten, sondern Azteken, Muyskas und Negern, und ihre Wirksamkeit über eben so viele Tausende von Quadratmeilen ausdehnten, als jene über Hunderte. Die Aufzählungen Baluffi's von indianischen Gelehrten und Seeforgern widerlegen Robertson's Behauptungen von der Unfähigkeit und Stupidität der Amerikaner. Aber stets mußte bey ihrem Mangel an Thatkraft, um nicht zu sagen Indolenz, und der Vorliebe für Kindisches und Sinnliches, was in dem Charakter der amerikanischen Indier liegt, eine vorzüglich auf sie berechnete Civilisation monoton, ruhig, ich möchte sagen kühl, der Lebenswärme beraubt seyn. Man vergesse aber nicht, daß während diese Richtung den Hauptcharakter der bürgerlichen Einrichtungen im Süden bildete, eine derartige Periode ächt amerikanischer (nationaler) Entwicklung im Norden so viel wie ganz fehlt, indem daselbst die von Missionären getroffenen Anstalten und Bemühungen rein den Charakter religiöser, kirchlicher Einrichtungen trugen, der Staat aber weiter keinen Antheil nahm, und auch jetzt noch im freyen Amerika der Unterschied der Hautfarbe, somit der Abstammung, den amerikanischen Adel ausmacht. Ein und dasselbe Jahr brachte übrigens im Norden wie im Süden eine außerordentliche Katastrophe hervor. Das Jahr 1773 sah im Norden die Auflehnung der nordamerikanischen Colonien gegen das

Mutterland und damit den Beginn der Unabhängigkeit und der Größe der Union. Im Süden in Folge der Aufhebung des Jesuitenordens die Zerstörung des bisherigen hierarchicus ordo in den spanischen Colonien, auf welchen nicht bloß die Civilisation der Indianer, sondern auch die treue Anhänglichkeit der Colonien am Mutterlande beruhte, und die Ersetzung desselben durch eine Beamtenherrschaft, welche Alles zerstörte, was jene aufgebaut hatte. Von dieser Zeit an hörte alle Vermittlung zwischen den beyden rivalisirenden Parteyen, den Creolen und Spaniern in Südamerika auf; der erbitterte Kampf mit den Araukanen begann, als diese sich ihrer Freunde und Wohlthäter beraubt sahen, mit neuer Wuth; der Ackerbau und die Gewerbe, welche von den Indianern hauptsächlich nur da mit Eifer getrieben wurden, wo sie sich unter der Leitung der Jesuiten befanden, sanken immer mehr, als der Profit ihrer Anstrengungen mehr und mehr einer habsüchtigen Kaste zum Raube wurde. Die Creolen sahen sich gleichfalls ihrer geistlichen und geistigen Führer beraubt, und als sie nun, nachdem mit der Entfernung der Jesuiten so viele Schulen eingegangen waren, sich an K. Carl IV. wandten und für Merida (in Venezuela) eine Universität verlangten, erhielten sie von dem jesuitenfeidlichen Gouvernement die Antwort, Seine Majestät fänden es nicht passend, daß in Amerika das Studium allgemein werde; nicht einmal Lehrstühle der Mathematik und Nautik konnte man für die Universitäten von Caracas, für Guaira und Puerto Cabello erlangen. Von dieser Zeit an beginnt das Uebergewicht des Advokatenstandes, in welchem sich beynahe einzig die Bildung concentrirte; diese aber nahm nach dem Charakter der Zeit immer mehr das Gepräge der Negation, der Opposition gegen alles Positive in Staat und Kirche an. Als die verdoppelten Bemühungen des

Welt-Clerus auf dem letztern Gebiete noch einen allgemeinen Abfall verhinderten, brachte die maßlose Thorheit der spanischen Regierung, welcher es nicht genügte, die Gährung so sehr befördert zu haben, den Bruch auf dem politischen Gebiete hervor. Die Creolen sahen sich fortwährend von den Staatsämtern durch hungrige Spanier *) ausgeschlossen, die wahren Interessen der Colonien wurden fortwährend preisgegeben, ohne daß das Mutterland einen wirklichen Vortheil zog. Endlich erklärte sich Carl IV. durch Decret vom 7. December 1799 nach dem Tode P. Pius VI. zum Haupte der spanischen Kirche, deren Diener er in den wichtigsten religiösen Fragen an seine, resp. des Ministers Urquipo Aussprüche wies. Im Jahre 1802 erfolgte der Befehl, alle Kirchengüter einzuziehen, und alle zu diesen gehörigen Capitalien zurückzugeben, was wie natürlich die Aufregung vermehrte. Noch hätte vielleicht die Losreißung der Colonien verhindert werden können, wenn Carl IV. auf den Plan des Friedensfürsten, eigentlich des Grafen Aranda (1783) eingegangen wäre und die Colonien in drey Königreiche für eben so viele Infanten, sich selbst zum Kaiser erklärt hätte. Allein wie Carl III. seine Aufgabe darin erblickte, den bourbonischen Familientractat zu schließen und im Interesse desselben seine Länder zu Grunde zu richten, so blickte auch Carl IV. statt nach dem Westen nach dem Osten, und als er die königsmörderische Republik anerkannte, wiegelte ihm England die Colonien auf; dann erfolgten die innern Kämpfe zwischen Vater und Sohn und als nun das hinterlistige Benehmen der Cortes von Cadiz gegen die Colonien dazu kam, erfüllten sich die Worte des Erzbischofs von Granada, Emanuel de Moscoso und Peralta, daß jede Störung in der Regierung, insbesondere aber eine Herrschaft Fremder, wenn auch nur momentan und vorübergehend, in Amerika den natürlichen Wunsch rege machen würde, einem ähnlichen Loose zu entgehen, und daß dieser Wunsch ein Vorwand für diejenigen werden würde, welche nach der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes strebten. Die coincidirenden Bemühungen der Nordamerikaner und Engländer halfen sodann den Spaniern, sich ihres Ueberflußes an Colonien zu entledigen, welcher ohnehin für das Maß der in Madrid und Cadiz vorfindlichen Weisheit eine zu drückende Last geworden war.

Fügt man noch, um die Frage über die wichtigsten Unterschiede von Nord- und Südamerika zum Schlusse zu bringen, hinzu, daß der Abfall Nordamerikas vom Mutterlande in dem enthusiastischen Zeitalter eines Washington, Kosciusko, Lafayette, Joseph II., der Südamerikas unter dem Einflusse des Vorbildes eines glücklichen Welteroberers, der napoleonischen Ideen, statt fand, — so wird damit auch der Grund, warum die abgefallenen Colonien Mittel- und Südamerikas so früh und leicht der Militärdictatur verfielen, klar. Würden die ehemals englischen Colonien in Nordamerika statt im Jahre 1773 sich um 50 Jahre später, wie die spanischen losgerissen haben; und wäre der Kampf zwischen England und den Colonien mit so schauderhafter Grausamkeit geführt worden, wie dieses von Seiten der Spanier geschah, die Gegenwart hätte wahrscheinlich statt des freyen Nordamerikas ein militärisch organisirtes oder von militärischen Factionen zerrissenes nachzuweisen, welches jedenfalls eher Alles als das Asyl Freyheits- und Ruhebedürftiger wäre.

Höfler.

*) Tschudi, Peru, bezeichnet darüber interessante Einzelheiten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.
Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.
Sitzung vom 6. Mai 1848.

In Folge allerhöchster Ernennung ihres bisherigen Secretärs Hrn. Hofraths Thiersch zum Vorstand der Gesammt-Akademie schritt die Classe zur Wahl eines Secretärs für die nächste dreyjährige Periode. Diese fiel auf das Mitglied Prof. und Bibliothekar Schmeller.

Hr. Prof. Streber hielt Vortrag über eine Reihe älterer Münzen, die bisher unerklärt geblieben waren. Sie wurden als Hohenlohische, von dem Grafen Ulrich († 1407) und Brüdern desselben herrührend, nachgewiesen.

Sitzung vom 3. Juni 1848.

Hr. Hofrath Thiersch zeigte und besprach ein antikes kürzlich aus Privathänden für das k. Antiquarium erworbenes Gefäß von Silber, das in erhobener Arbeit reinsten griechischen Styles drey historische Gruppen aus der Heroenzeit darstellt. Die nähere Beschreibung desselben nebst Abbildung durch Stahlstich werden die Denkschriften der Classe liefern.

Hr. Prof. Spengel hielt Vortrag über den innern folgerechten Zusammenhang der aristotelischen Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts.

Hr. Prof. v. Hefner erklärte die Inschrift eines am 27. April d. J. zu Prutting aufgefundenen römischen Denkmals. Derselbe trug Bemerkungen vor über die im k. Antiquarium befindliche Tabula honestae missionis der beyden Kaiser Philippus, von welcher ein auf eigenthümliche Weise angefertigtes Facsimile vorgezeigt wurde.

Auch theilte derselbe einige besonders merkwürdige der römischen Inschriften mit, die von Dr. Lorent auf seiner Reise durch Algier, Tunis und Tripolis gesammelt und Hrn. v. Hefner zur Herausgabe überlassen sind.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 1. Juli 1848 hielt Hr. Dr. Spiegel, zu derselben eingeladen, den nachfolgenden Vortrag:

Ueber die Handschriften des Vendidad und das Verhältniß der Pehlviübersetzung zum Zend-Texte.

Die Akademie hat seit einer Reihe von Jahren meine Arbeiten oder vielmehr die Vorbereitungen zu denselben einer so wohlwollenden Beachtung gewürdigt und durch die fortgesetzten Aufmunterungen ein so großes Zutrauen zu denselben bewiesen, daß ich oft gewünscht habe, es möchte mir vergönnt seyn, einmal wirkliche Resultate statt der bisher immer bloß gehofften berichten zu können. Ich benütze daher mit Freuden die mir gewordene Erlaubniß,

der Akademie wieder über meine Arbeiten berichten zu dürfen, um derselben einige Resultate vorzulegen, welche sich mir bey meinen Studien über das Zendavesta, und zwar zunächst über den Vendidad, ergeben haben.

Ehe ich aber von diesen Resultaten selbst spreche, wird es mir wohl erlaubt seyn, erst einige Worte über die Handschriften zu sagen, welche mir bey meinen Arbeiten über diesen Theil des Zendavesta zur Hand, so wie über die Sammlungen, aus welchen dieselben genommen sind. Ich habe, unterstützt durch die Großmuth unserer Regierung, alle die öffentlichen Bibliotheken besucht, wo sich Handschriften des Zendavesta vorfinden, bloß für Paris war dieß nicht nöthig, da Hr. Prof. Olshausen in Kiel so gütig war, seine früher von den dortigen Handschriften genommenen Abschriften mir für meine Arbeit zu überlassen. — Unter den Sammlungen von Zendhandschriften nimmt nun die von Anquetil, welche sich gegenwärtig auf der Nationalbibliothek zu Paris befindet, den ersten Rang ein, einmal ist sie die älteste, denn vor Anquetil sind nur einzelne Handschriften nach Europa gekommen, dann ist sie aber auch darum sehr werthvoll, weil sie systematisch das Wichtigste aus der Parsenliteratur umfaßt und nicht bloß ein Conglomerat von Handschriften ist, welche sich ihm zufällig zum Ankaufe darboten. Fast um gleiche Zeit mit Anquetil sammelte auch de Guise in Guzerate seine Handschriften. Im Jahre 1813, wenn ich nicht irre, wurde seine Sammlung der Bibliothek des East India House in London einverleibt. Es enthält dieselbe mehrere werthvolle, aber auch manche schlecht geschriebene Handschrift. — Als ferner der bekannte dänische Sprachforscher Rasmus Rask seine Reise nach dem Orient antrat, erhielt er von der Universitätsbibliothek in Copenhagen den Auftrag, Zendhandschriften anzukaufen. Rask's Bemühen gieng vornehmlich darauf, die ältesten Handschriften zu erwerben, was ihm durch glückliche Umstände auch gelang. Seine Sammlung, welche die werthvollsten Zendhandschriften enthält, wurde im Jahre 1825 in der Universitätsbibliothek zu Copenhagen niedergelegt. Endlich ist hier noch die Handschriftensammlung von Sir William Ouseley zu erwähnen, welche erst kürzlich von der Bodleianischen Bibliothek in Oxford angekauft worden ist. Was sie an Zendhandschriften enthält, ist allerdings unbedeutend, dagegen enthält sie Mehreres, was für den späteren Parsismus von Werth ist.

Aus diesen Sammlungen habe ich nun die nachfolgenden Handschriften theils abgeschrieben, theils collationirt:

I. Handschriften mit Uebersetzung.

A. Handschrift des Vendidad mit Pehlviübersetzung, Nro. 5. in de Guises Sammlung. Diese Handschrift besteht aus zwey verschiedenen Theilen, einem alten, dessen Schrift derjenigen, mit welcher der copenhagener Zend-Pehlvi Yaçna geschrieben ist, so vollkommen gleicht, daß man nicht zweifeln kann, ein und derselbe Schreiber habe beyde Handschriften geschrieben, auch das Papier ist ziemlich identisch. Der andere Theil der Handschrift ist neu und nach de Guises eigenen Aussagen erst in seinem Auftrage hinzugefügt. Ich habe bloß den älteren Theil der Handschrift für meine Ausgabe abgeschrieben, den neueren, als werthlos, hinweggelassen. Der ältere Theil umfaßt nun einmal etwa die Hälfte des dritten und vierten Capitels des Vendidad, dann vom neunten Capitel an das Werk vollständig bis zum Schluße. Bloß das letzte Blatt fehlt wieder, mithin auch die Unterschrift. Da aber die oben erwähnte copenhagener Handschrift des Yaçna im J. 1322 unserer Zeitrechnung geschrieben ist, so wird wohl auch diese Handschrift nicht viel jünger seyn.

B. Vendidad in Zend und Pehlvi Nro. 1. der Universitätsbibliothek zu Copenhagen. Dieser Codex ist näher beschrieben von Westergaard in seinem Cataloge p. 111. Seiner Beschreibung habe ich bloß noch hinzuzufügen, daß nach einer Nachschrift des Schreibers auf dem letzten Blatte der Abschreiber Mihrvân ben Keichosru hieß und diese Abschrift im Jahre 1320 unserer Zeitrechnung zu Cambayet in Guzerate vollendete. Der Codex ist sehr beschädigt, er enthält die vier ersten Capitel gar nicht und ist auch später noch für einen großen Theil des Werkes unbrauchbar. (Man vergl. die ausführliche Notiz bey Westergaard a. a. O.)

C. Vendidad in Zend und Pehlvi aus der pa-

riser Bibliothek (Fonds d'Anquetil nr. 1.). Ueber diesen schönen und werthvollen Codex hat Anquetil selbst in den Notizen über seine Manuscripte gesprochen, welche seiner Uebersetzung des Zendavesta vorangehen. Der Codex ist im Jahre 1758 unserer Zeitrechnung in Surate geschrieben.

D. Ein Fragment des Vendidad in Zend und Pehlvi No. 3, b) der Univ. Bibl. in Copenhagen, welches nur das erste und einen Theil des zweyten Capitels enthält, aber von einigem Alter zu seyn scheint. Es ist gleichfalls von Westergaard a. a. O. näher beschrieben.

E. Vendidad in Zend und Pehlvi Nro. 2. der U. B. zu Copenhagen. Nach Rask's Angabe wurde er von Destûr Dârâb nach einem in Persien geschriebenen Codex abgeschrieben. Eine Unterschrift ist nicht vorhanden.

F. Vendidad in Zend und Pehlvi aus der pariser Bibliothek Suppl. d'Anquetil nr. 5. Auch diese Handschrift ist von Anquetil selbst näher beschrieben worden.

II. Vendidad-sâdes.

a. Vendidad-sâde nr. 1. in de Guises Sammlung auf dem East India House. Dieß ist der älteste Codex des Vendidad-sâde, den ich gesehen habe. Ohne Unterschrift.

b. Vendidad-sâde nr. 2. derselben Sammlung. Ist im Jahre 1758 nach Chr. geschrieben und sehr gut erhalten.

c. Vendidad-sâde nr. 321 auf der Bodleian library zu Oxford. Diese Handschrift ist darum merkwürdig, weil sie eines der frühesten Manuscripte des Zendavesta ist, welches nach Europa kam. Sie wurde bereits im Jahre 1723 von einem englischen Kaufmann, Richard Cobbe, der genannten Bibliothek geschenkt. Geschrieben ist übrigens der Codex, laut Unterschrift, im Jahre 1681.

d. Vendidad-sâde aus der Nationalbibliothek zu Paris. Da dieser Codex von Burnouf lithographirt herausgegeben ist, so bedarf derselbe wohl keiner näheren Beschreibung.

Ich habe in der vorhergehenden Aufzählung der Handschriften dieselben in zwey Abtheilungen getheilt: die Vendidads mit und ohne Uebersetzung. Diese Unterscheidung, welche vor der Hand eine bloß äußerliche seyn soll, wird durch eine auch nur oberflächliche Betrachtung der Handschriften uns aufgedrungen. Der Vendidad-sâde, lediglich dazu bestimmt, als liturgisches Handbuch bey den heiligen Handlungen der Parsen zu gelten, kennt eigentlich den Vendidad als ein selbstständiges Werk gar nicht; die einzelnen Capitel dieses Buches sind durch große Abtheilungen zweyer anderer Parsenbücher, des Yaçna und Vispered, von einander geschieden und die Abschnitte dieser drey Werke folgen ganz in der Reihe, wie sie das parsische Ritual zum Vorlesen vorschreibt. Die Vendidads mit Uebersetzung hingegen geben den Vendidad als selbstständiges Werk.

Vergleicht man nun die oben erwähnten Handschriften näher mit einander, so stellt sich sehr bald und, wie ich glaube, unzweifelhaft heraus, daß die copenhagener Handschrift, die ich mit B und die pariser, die ich mit C bezeichnet habe, auf eine auffallende Weise mit einander übereinstimmen. Die Fälle, daß beyde Handschriften eine verschiedene Lesart geben, sind im Ganzen sehr selten, dagegen die genaue Uebereinstimmung sehr häufig und zwar nicht bloß in Lesarten, sondern auch in ganz sinnlosen Schreibfehlern, welche von den andern Handschriften nicht getheilt werden. Es ließen sich sehr wohl Gründe dafür anführen, daß die eine Handschrift von der andern abgeschrieben sey, so viel aber darf man jedenfalls behaupten, daß beyde Handschriften aus der nämlichen Quelle geflossen seyen. Zum Beleg gebe ich nur einige Beyspiele, die mir eben zur Hand sind; sie könnten, wenn es darauf ankäme, leicht noch bedeutend vermehrt werden.

f. 97 vs. (in B) haben BC nô, alle übrigen Handschriften lesen richtig nôit.

Ebendas. lesen beyde Handschriften amât, was Nichts ist, alle übrigen richtig ahmât.

ibid. lesen BC yat. janaiti, alle übrigen yo. janaiti.

f. 99 ret. lesen B C jaiti, alle übrigen Codd. jaiñti.

f. 107 vs. lesen bloß BC gaŏm, alle übrigen gaṅm.

Im siebenten Capitel kommt dreymal hintereinander ein Passus vor, der mit den Worten naçu. kĕrĕta drvañtô endigt. So lesen auch BC zweymal, das drittemal aber lesen beyde naçu. kĕrĕñta. drvañta, womit keine andere Handschrift übereinstimmt.

Wenige Zeilen später lesen alle Handschriften das Pronomen aêshaṅm, wie es der Zusammenhang und die Pehlviübersetzung fordert. BC dagegen haben sinnlos ashaṅm.

Ich habe bereits oben gesagt, daß B am Anfange defect, in der Mitte durch Beschädigung unbrauchbar gemacht ist. Bey der so großen Gleichheit mit C ist der Verlust, obwohl die Handschrift alt ist, nicht sehr groß, da wir aus C so ziemlich auf ihre Lesarten schließen können.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe im Monat November 1847 bis Juni 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. März bis Decbr. 1847. Jan. bis März 1848. Paris 1847, 48. 4.

Collection orientale des manuscrits inédits de la bibliothèque royale traduits et publiés par ordre du roi. Le livre des vois. Tom. III. Paris 1846. gr. fol.

Spécimen Typographique de l'imprimerie royale. Paris 1845. gr. fol.

Von Hrn. Dr. Schröder in Upsala:

Nummorum anglosaxonicorum centuria selecta. Upsaliae 1847. 4.

Von der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde in Berlin:

Neues Jahrbuch. 7. Bd. Berlin 1846. 8.

Von der American philosophical Society of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. 35. No. 8.

Transactions. Vol. IX. Parti III. Philad. 1846. 4.

Von Hrn. Jomard, membre de l'institut de France:

Sur la publication des monuments de la géographie. Paris 1847. 8.

Von Hrn. Jul. Mohl in Paris:

Rapport annuel fait à la société asiatique dans sa séance générale du Juin 1847 (Journal asiatique Juillet 1843). Paris 1847. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiwicz in Paris:

Mémoire pratique sur la pleuro-péripneumonie aigüe. Paris 1848. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift Bd. I. Heft III. u. IV. Bd. II. Heft 1. u. 2. Leipzig 1847. 1848.

Jahresbericht für das Jahr 1846. Leipzig 1847. 8.

Von Hrn. Gg. Typaldos, Ephor der griech. Universität in Athen:

Βαλβαβάρατα ἢ συντομὴ τῆς Μαχαβαράτας μεταγλωττισθεῖσα παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ. Athen 1848. 8.

Von der Royal asiatic society zu London:

Transactions. Vol. II. part 1. u. 2. Vol. III. part 1 — 3. and appendix to the 3. Vol. London 1829 — 1835.

Journal derselben Gesellschaft. Vol. X. part III. (enthaltend die Fortsetzung der memoirs von Rawlinson über die Achämenidische Inschrift von Behistutân).

Prospectus eben derselben mit einer Rede Colebrooke's vom 15. Mai 1823.

Protocoll der Sitzung eben derselben vom 6. Mai 1847.

Verzeichniß ihrer Mitglieder 1847.

Von der geological Society zu London:

Quarterly Review No. 12.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.
Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften des Vendidad und das Verhältniß der Pehlviübersetzung zum Zendtexte.

(Fortsetzung.)

Zu diesen beyden Handschriften B und C steht nun auch der Zendtext des Cod. E in einem ziemlich nahen Verhältnisse. Die Abweichungen sind allerdings bedeutender, als zwischen B und C, viele derselben sind jedoch bloße Schreibfehler, andere Willkührlichkeiten des Abschreibers, der wahrscheinlich seinen Text nicht bloß abschreiben, sondern verbessern wollte. Ich werde dieß bey meinen Bemerkungen über die Pehlviübersetzung weiter auszuführen suchen. Endlich gehört hieher das kleine Fragment des Vendidad, welches ich mit D bezeichnet habe. Dieses ist, wie ich mit Bestimmtheit behaupten möchte, eine Abschrift aus B oder C, wie dieß die auffallendsten Uebereinstimmungen bezeugen.

Fassen wir das Ergebniß des dargelegten Verhältnisses zusammen, so haben wir in B C D E eine Handschriftenreihe, die in einem sehr nahen Zusammenhange steht, sey es, daß sie alle von einander abgeschrieben sind, oder alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließen.

Es bleiben uns also noch die Handschriften A und F übrig. Obwohl in vielen Punkten mit der ersten Handschriftenreihe übereinstimmend, so haben diese beyden doch so manche Eigenthümlichkeiten, daß wir ihnen einen anderen Codex als Quelle geben müssen als den, aus dem die erste Handschriftenreihe geflossen ist. In vielen Fällen, wo B C D E genau dieselbe Lesart darbieten, weichen A F ab und zwar geben sie dann nicht bloß Schreibfehler, sondern wirkliche Lesarten, von denen manche denen der ersten Handschriftenreihe vorzuziehen sind. Es muß jedoch bemerkt werden, daß A und F nicht ganz in demselben Verhältnisse zu einander stehen wie die erste Reihe von Handschriften. A ist zwar, wie gesagt, eine der ältesten Handschriften, die wir kennen, F dagegen ist jung und wenn auch der Text dieses Codex aus derselben Quelle wie A geflossen ist, so muß man doch annehmen, daß derselbe in der Zeit, die zwischen den beyden Handschriften in der Mitte liegt, durch Fehler und willkührliche Entstellungen gelitten habe. Trotz aller Abweichungen dieser beyden Handschriften von B C D E im Einzelnen, sind doch die Verschiedenheiten im Ganzen nicht so bedeutend, daß sie nicht zuletzt doch auch auf eine gemeinschaftliche, freylich über die Handschriften A und B hinaus liegende Quelle schließen ließen. Ich will nur einen einzigen Fall anführen, der dafür zu sprechen scheint; er wird auch am besten zeigen, welch seltsamer Art oft die Berührungen sind, welche zwischen diesen Handschriften stattfinden. Im dritten Capitel (pag. 39. l. 1. ed. Olsh.) befindet sich der Satz yatha. nâ. fryô. fryâi. vañtavaê. çtarĕta. gâtus. çayamanô. puthrĕm. vâ. gaönĕm. vâ. avi. ava. baraiti. Die auf diesen Satz folgende Pehlviübersetzung übersetzt wortgetreu bis zu dem Worte fryâi, von da an geht sie plötzlich zu einem andern Gegenstand über, der sich weder der Construction noch dem Sinne nach mit dem obigen Satze vereinigen

läßt. Mit Ueberspringung alles dessen, was in Olshausens Ausgabe von p. 39 l. 3 bis p. 40 l. 5 steht, fährt dann der Zendtext mit den Worten bâdha. taraçcha etc. (p. 40 l. 6 ed. Olsh.) fort, bis zu den Worten yat. gundô (p. 41 l. 6). Nach diesen Worten geht plötzlich die Pehlviübersetzung von p. 39 l. 1 ff. weiter, nach deren Beendigung der Zendtext von p. 39 l. 3 ff. folgt. Nachdem dieser bis zu dem Worte pĕrĕçmanaêshu cha (p. 40 l. 5) geführt ist, geht der Text des p. 41 l. 6 abgebrochenen Satzes gundô dayât wieder weiter und von da an Alles wieder im regelmäßigen Gange. Diese sonderbare und sinnlose Umstellung haben die Handschriften A C F; B ist, wie bereits gesagt, in diesem Theile des Vendidad defect, sonst würde sich gewiß auch da die Verwirrung zeigen. Der Grund derselben ist bloß — wie dieß auch eine Note am Rande von C ganz richtig bemerkt — daß in der ursprünglichen Handschrift ein Blatt verkehrt gelegt war, so daß die Abschreiber die Rückseite zuerst, die Vorderseite zuletzt abschrieben. Solche plumpe Fehler scheinen mir aber durchaus auf eine ursprüngliche Handschrift hinzuweisen. Bemerken muß ich übrigens noch, daß die Vendidad-sâdes diese Verwirrung nicht theilen.

Unsere erste Hauptabtheilung, die Vendidads mit Uebersetzung, zerfiele demnach wieder in zwey Unterabtheilungen, welche man nicht für zwey verschiedene Textesrecensionen, sondern für Abschriften desselben Textes nach zwey verschiedenen Handschriften halten muß. Zu dieser Annahme nöthigen uns, wenigstens nach meiner Ansicht, die vorliegenden Handschriften durchaus. Die vorliegenden Handschriften des Vendidad mit Uebersetzung sind aber meines Wissens alle nach Europa gekommenen. Da nun diese zu ganz verschiedener Zeit und von verschiedenen Männern ohne Rücksicht auf einander gesammelt wurden, so möchte ich schließen, daß alle in Indien befindlichen Manuscripte so ziemlich denselben Text enthalten werden.

Dagegen tritt uns in unserer zweyten Hauptabtheilung, den Vendidad-sâdes, ein mehr verschiedener Text entgegen. Die Vendidad-sâdes zerfallen in keine Unterabtheilungen, sie stimmen unter sich so ziemlich überein, aber sie stehen der Vendidads mit Uebersetzung oft sehr schroff gegenüber und geben mitunter ziemlich bedeutende Abweichungen. Eine der stärksten befindet sich im zweyten Capitel, ihre genaue Erörterung würde aber eine eigene Abhandlung erfordern. Ich gebe nur einige ganz zufällig ausgewählte Beyspiele, wie sie fast auf jeder Seite des Vendidad vorkommen, und halte mich deßwegen besonders an die ersten Capitel des Werkes, weil der Text derselben allgemein zugänglich ist:

1) Im ersten Capitel kehrt sechzehnmal das Wort frâthwĕrĕçĕm (ich schuf) wieder. So haben die Vendidads mit Uebersetzung alle, nur E schreibt einige Male aus Nachlässigkeit frathwrçĕm. Dagegen geben die Vendidad-sâdes alle beständig frâthwărĕçĕm, nur b schreibt zweymal frâthwĕrĕçĕm.

2) p. 3 l. 3 ed. Olsh. lesen die Vendidads mit Uebersetzung ohne Ausnahme adha. zĕmahê. maêdhĕm etc. Von den V. S. dagegen hat a b d ayadha = adha, c aydha, was dasselbe ist.

3) Das Wort sayanĕm oder shayanĕm erscheint dreymal im ersten Capitel des Vendidad, nämlich p. 3 l. 7. p. 5 l. 6. p. 6 l. 5 ed. Olsh. Die Handschriften lesen folgendermassen a) sayanĕm mit Ausnahme von F (welches shayanĕm liest) sämmtliche Vendidads mit Uebersetzung, ebenso sämmtliche Vend. sâdes. b) shayanĕm sämmtliche Vendidads mit Uebersetzung çayanĕm sämmtliche Vendidad-sâdes. c) wieder sämmtliche Vend. mit Uebersetzung shayanĕm — die V. S. sayanĕm.

4) p. 3 l. 10 mahrkĕm, in sämmtlichen V. S. mahrkô, in sämmtlichen V. mit Ueb.

5) p. 6 l. 12 lesen die Handschriften C D E aêvô. daçĕm, F aêva. daçĕm, die V. S. aêvañdaçĕm. Im fünften Capitel, wo dieses Wort wieder vorkommt (p. 221 in b), lesen sämmtliche V. mit Uebersetzung aêva. daçô, alle V. S. aêvañdaçô.

6) p. 20. 21 l. 1 steht das Wort anumayêhê, das alle Handschriften mit Uebersetzung (mit Ausnahme von F, das anamayêhê liest), über-

einstimmend lesen. Das Wort, das eine Gattung von Thieren bedeutet, kommt auch sonst noch vor. Die V. S. lesen aber sinnlos adhumayêhe (a b d) oder idhumayêhê (c).

7) p. 21 l. 7 und p. 25 l. 7 entscheiden sich an beyden Stellen die V. mit Uebersetzung überwiegend für die Lesart gâvyanaṅm. Die V. S. aber für die Lesart gâvayanĕm. Mit beyden Lesarten läßt sich ein Sinn verbinden.

8) Folgende im vierten und den folgenden Capiteln des V. sehr häufig vorkommenden Worte lauten in den V. mit Uebersetzung durchgängig aêshaṅm. paiti. pĕshô. tanuyê (Dativ), in den V. S. durchgängig aêshaṅm. paiti. pĕsho. tanvi (Locat.).

Die Anzahl ähnlicher oft sehr consequenter Abweichungen zwischen den V. mit Uebersetzung und den V. S. ist Legion und der Grund, warum man diese so sehr in die Augen fallenden Abweichungen nicht schon früher bemerkt hat, ist nur der, daß alle die Gelehrten, welche sich früher mit dem Vendidad beschäftigten, nur einen Vendidad-sâde, den pariser, zur Disposition hatten. Nun ist aber die pariser Handschrift, wie alle Vendidad-sâdes, sehr fehlerhaft geschrieben und es dürfte schwer seyn, nach einer Handschrift diese Verschiedenheiten von den Schreibfehlern zu unterscheiden. Sobald man aber eine genügende Zahl von Handschriften vor sich hat, ist dieses Verhältniß leicht klar zu machen.

Wir hätten demnach gewissermassen zwey Recensionen des Vendidad vor uns. Es fragt sich nun, wie sich die Kritik diesen beyden Recensionen gegenüber zu verhalten hat. Soll sie, die eine Recension ganz und gar bey Seite lassend, sich immer an eine und dieselbe halten, oder darf sie zur Berichtigung des Textes auch aus der anderen auswählen? So sehr auch auf den ersten Anblick das erstere klar zu seyn scheint, so glaube ich doch nicht, daß man das Princip, bloß eine Recension zu Grunde zu legen, streng durchführen darf oder kann. Der Grund, den ich dafür anzuführen vermag, und der mir auch allein hinlänglich zu seyn scheint, ist der Folgende. Es ist erweislich bald in der einen, bald in der anderen

Reihe von Handschriften eine, wenn auch von der ganzen Reihe gestützte, Lesart unbedingt falsch und verwerflich, und nur die Lesart der anderen brauchbar. Statt aller übrigen führe ich nur ein besonders auffallendes Beyspiel an. Im siebenten Capitel (fol. 133 vs. in B) findet sich der Satz: yêzi. aghat. zĕmaênis. upĕmĕm. vâ. aiwanaptem. vâ. aiwi. vĕrĕtîm. vâ. aiwi. vañtîm. vâ. und gleich darauf (f. 134 rct.): yêzi. nôit. aghat. upaêtĕm. vâ. aiwi. napatîm. vâ. aiwi. vĕrĕitîm. vâ. aiwi. vañtîm. vâ. d. i. „wenn ein aus der Erde entstandenes Kleid*) behaftet ist mit Feuchtigkeit, Unrath oder Auswurf," oder wenn es nicht behaftet ist ꝛc. Das Wort upĕmĕm lesen B C, E upamĕm, F upatĕm, die V. S. upaitem. Die Lesart upaêtem (= skr. ûpeta) ist nach Allem die allein richtige. 2) In vĕrĕtîm haben sämmtliche Vend. mit Uebersetzung, F ausgenommen, das v, F a b c d dagegen lesen richtig ĕrĕtîm. 3) Statt vañtim, wie B C F richtig lesen, haben E a b c d falsch vayañtîm. èrètîm hängt mit der Wurzel èrè oder iri zusammen (= sanskr. ri man vergl. auch Burnouf. Journ. as. T. X. pag. 80 sqq.). vañti kommt von der sanskr. Wurzel vam (vomere); beyde Worte in derselben Verbindung kommen auch zu Anfang des fünften Capitels ohne erhebliche Variante vor (avi. dim. irita. avi. dim. vañta.). In solchen Fällen kann also von der beliebigen Wahl der einen oder anderen Lesart nicht die Rede seyn, nur eine von beyden ist die richtige.

Diese Thatsache führt uns nun nothwendig zu dem Schluße, daß auch die Handschriften der zweyten Abtheilung auf einen Codex als gemeinschaftliche Quelle hinweisen, deren Text sich in den davon genommenen Abschriften durch die Unwissenheit der Abschreiber immer noch verschlechtert hat. Das Endergebniß unserer Untersuchungen wäre demnach in wenigen Worten das, daß alle uns bekannt gewordenen Handschriften und vielleicht alle vorhandenen

*) d. i. ein baumwollenes, denn das Tragen der Baumwolle wird auch anderwärts deßwegen empfohlen, weil sie aus der Erde hervorkommt.

aus zwey, höchstens drey Urschriften herstammen. Dieß Ergebniß wird, wenigstens für die erste Reihe unserer Handschriften, die Vendidads mit Uebersetzung, durch die eigne Tradition der Parsen bestätigt, welche sich hier wie anderswo als sehr beachtenswerth ausweist. Wie uns Anquetil aus den mündlichen Nachrichten der Parsen in Indien berichtet *), hatten dieselben gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Handschriften des Vendidad verloren, welche sie aus Persien mitgebracht hatten. Ein Destur aus Sistân, Ardeschîr mit Namen, brachte ein neues Exemplar nach Indien und aus diesem sind alle Handschriften geflossen, welche sich jetzt vom Vendidad mit Pehlviübersetzung in Indien befinden. Diese Tradition bestätigt meiner Ansicht nach die obigen Untersuchungen über die Handschriften des Vendidad vollkommen und zeigt den Grund, warum alle diese Handschriften so sehr im Wesentlichen übereinstimmen. Daß der Vendidad-sâde jemals verloren gegangen sey, wird allerdings nirgends gesagt, auch ist dieß gar nicht wahrscheinlich, da die Parsen denselben zu ihren Religionsübungen tagtäglich gebrauchen. Daß diese Handschriften gleichwohl so sehr übereinstimmen, erklärt sich wohl daher, daß ohne Zweifel die Perser zur Zeit der Sasaniden ebenso wie andere Völker des Orients ihre Religionsschriften mit großer Genauigkeit abschrieben. Die Handschriften des Vendidad-sâde mußten schon deßwegen sehr genau geschrieben werden, weil sonst leicht Verwirrung beym Recitiren eingetreten wäre; deßwegen sind gewiß alle nach Indien gebrachten Handschriften dieses Werkes ziemlich gleichlautend gewesen und sind es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

(Schluß folgt).

*) Zend-avesta discours prelimin. p. CCCXXIII.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe im Monat November 1847 bis Juni 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Simon Deutsch in Wien:

Die handschriftlichen hebräischen Werke der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Wien 1847. 4.

Von Hrn. Dr. Karl Friedrich Hermann in Göttingen:

Der Knabe mit dem Vogel. — Eine italienische Bronze; als Programm des archäologisch-numismatischen Instituts in Göttingen zum Winkelmannstage 1847. Göttingen 1847. 4.

Von Hrn. Dr. Rudolph Roth in Tübingen:

Jâskâs Nirukta sammt den Nighantavas. Erstes Heft. Tübingen 1848. 8.

Durch die k. b. Gesandtschaft in Wien:

Jahrbücher der Literatur. Bd. 117 — 120 incl. Wien 1847. 8.

Von Hrn. Chr. Lassen in Bonn:

Indische Alterthumskunde. 1. Bds. 2. Hälfte. Bonn 1847. 8.

Von Hrn. Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

Ph. Baert mémoires sur les sculpteurs et architectes des Pays-Bas, publiés par le Baron de Reiffenberg. 1847. 8.

Etablissements de l'ordre des Jésuites aux Pays-Bas au commencement du dix septième-siècle par le Baron de Reiffenberg. 1847. 8.

Von dem k. niederländischen Institut der Wissenschaften in Amsterdam:

De tetralogia tragica et didascalia Sophoclea: lectio habita in instituti reg. Belg. classe tertia a Simone Karsten. Amsterdam 1846. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften des Vendidad und das Verhältniß der Pehlviübersetzung zum Zend-Texte.

(Schluß.)

Das Ergebniß der bisherigen Untersuchung ist unläugbar in einer Beziehung ein trostloses zu nennen. Die Vergleichung von noch mehr Handschriften kann zu nichts nützen, wenn dieselben alle aus zwey bis drey Grundschriften stammen. Man kann zwar anführen, daß die vorhergehende Untersuchung lediglich auf Handschriften gegründet sey, die in Indien geschrieben wurden, daß aber noch eine Anzahl Parsen in Kirman lebe, deren Handschriften noch nicht genauer untersucht seyen, eine solche Untersuchung könne aber zu neuen Ergebnissen führen. Es scheint mir auch diese Annahme unwahrscheinlich. Abgesehen davon, daß mehrere Reisende die Identität der indischen und persischen Zendhandschriften behaupten, abgesehen davon, daß mehrere der von mir abgeschriebenen Handschriften nach aus Persien gebrachten Originalen geschrieben seyn wollen, ist mir diese Annahme deßwegen unwahrscheinlich, weil die Parsen von Indien und Kirman fast stets in Communication geblieben sind, folglich kaum bedeutende Unterschiede in ihren heiligen Büchern bestehen können. Zudem habe ich für einen andern Theil des Zendavesta, den Yaçna, eine wirklich in Persien geschriebene Handschrift theilweise collationirt, und, einige liturgische Abweichungen abgerechnet, nichts von Bedeutung darin gefunden. — Wir können uns ferner nicht verhehlen, daß wir den Text des Vendidad nicht sehr weit zurückverfolgen können. Die Handschriften A und B haben zwar ein ziemliches Alter, sie sind aus dem 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, allein dieß ist immer erst 7 Jahrhunderte nach Untergang des Sasanidenreiches. Nehmen wir ferner auch an, der Text des V. S. sey seit der Einwanderung der Parsen nach Indien unverändert geblieben, so führt uns auch dieß nur bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. Geburt zurück. Können die Parsen aber nicht noch nach Untergang des Sasanidenreiches Veränderungen in ihren heiligen Schriften vorgenommen haben, ja kann dieß nicht während der Sasanidenherrschaft selbst geschehen seyn? Es ist einleuchtend, daß unsere Handschriften uns hierüber keinen Aufschluß geben können, wir müssen uns daher wo möglich nach einem andern kritischen Hülfsmittel umsehen. Ein solches glaube ich nun in der Pehlviübersetzung gefunden zu haben.

Die Pehlviübersetzung muß deßwegen als das vorzüglichste Hülfsmittel bey dem Studium des Vendidad, so wie überhaupt des ganzen Zendavesta gelten, weil sie die älteste aller Uebersetzungen desselben ist. Schon die Sprache, in der sie abgefaßt ist, das Pehlvi oder Huzvaresch liefert den Beweis. Es ist durch Inschriften und Münzen sicher, daß Ardeschîr Bâbegân, der Gründer der Sasanidendynastie, sich schon dieser Sprache bediente, dieselbe mithin bereits im Jahre 226 unserer Zeitrechnung im Gebrauche war. Wollen wir nun auch nicht, wie Droysen vermuthet, die Pehlviübersetzung noch vor

Begründung der Sasanidendynastie verfaßt seyn lassen, so werden wir sie doch gewiß in die Zeit der ersten Sasaniden setzen dürfen. Als Grund dafür möchte ich anführen, daß in selbstständigen Werken der Parsen aus der Zeit der Sasaniden die Citate des Zendavesta, welche ich bisher gefunden habe, entweder genau nach der Pehlviübersetzung gemacht werden, oder doch wenigstens auf eine Bekanntschaft mit derselben schließen lassen. Man wird aber doch annehmen dürfen, daß eine geraume Zeit vergehen mußte, ehe diese Uebersetzung zu dem kanonischen Ansehen gelangte, das sie früher hatte und zum Theil noch hat.

Untersuchen wir nun noch die Handschriften, welche die Pehlviübersetzung enthalten, etwas genauer, so finden wir auch da sowohl auffallende Abweichungen wie Uebereinstimmungen. Was zuerst die Abweichungen betrifft, so sind sie der Art, daß sie uns nöthigen, zwey verschiedene Uebersetzungen zu unterscheiden. Die eine weitschweifigere, mit vielen Glossen untermengte, findet sich in den meisten und besten unserer Handschriften, nämlich in A B C D. Die andere, kürzere, ist in E F enthalten. Der Zweck dieser kürzeren Uebersetzung ist augenscheinlich der, Wort für Wort zu übersetzen. Sie läßt alle Glossen aus, mit Ausnahme weniger und kurzer. Während in der weitläufigeren Uebersetzung gleichwohl manche Sätze, welche sich in unsern Texten finden, unübersetzt bleiben, ist mir in der kürzeren kein Beyspiel bekannt, daß nur ein Wort übergangen sey. Fragt man nun, welche von beyden Uebersetzungen die ältere sey, so glaube ich mehrere Gründe für die weitläufigere geltend machen zu müssen. Es spricht für sie einmal die äußere Beglaubigung. Unsere beyden ältesten Handschriften haben sie, die kürzere dagegen bloß zwey sehr junge. Ich habe ferner bereits oben gesagt, daß sich in späteren Parsenbüchern Citate des Zendavesta vorfinden. Ich kenne bis jetzt drey solcher Citate, welche sämmtlich dem Minokhired, dessen Mittheilung ich der Güte des Hrn. Prof. Müller verdanke, entnommen sind, und sie lassen alle drey keinen Zweifel übrig, daß sie mit Kenntniß der weitläufigeren Pehlviübersetzung gemacht worden sind. Zwey derselben sind dem ersten und dritten Capitel des Vendidad entnommen, besonders die zweyte ist ganz wörtlich nach der weitläufigeren Pehlviübersetzung. Das dritte Citat ist dem 19. Capitel entnommen; die Stelle wird zwar bloß dem Sinne nach wiedergegeben, man kann aber dennoch schließen, daß es nach der Pehlviübersetzung gemacht sey. Ahriman verspricht nämlich dem Zarathustra, wenn er dem Glauben Ormuzds abschwöre, so werde er ihm dieselbe Herrlichkeit geben wie früher dem Vadhaghna. Vadhaghna, von dem sonst Nichts bekannt ist, wird nun sowohl in der Pehlviübersetzung als im Minokhired. durch Zohak erklärt.

Während alle diese Gründe für das höhere Alter der weitläufigeren Pehlviübersetzung sprechen, scheint mir eben der Umstand, daß die kürzere Uebersetznng unseren Text, wie er in den Handschriften vorliegt, Wort für Wort wiedergiebt, für deren jüngeres Alter zu entscheiden. Vielleicht daß auch hier es möglich ist, mit Hülfe der Parsentradition einen Fingerzeig zu gewinnen. „Vor ungefähr 46 Jahren, erzählt nämlich Anquetil *), kam ein gelehrter Destur aus Kirman, mit Namen Jâmâsp nach Indien. Er glaubte den Vendidad untersuchen zu müssen, der in Guzerate Geltung hatte. Er fand die Pehlviübersetzung zu weitläufig und an manchen Stellen ungenau. Ignoranz war das vorherrschende Laster der Parsen in Indien. Um dem Uebel abzuhelfen, bildete der Destur aus Kirman mehrere Schüler, Dârâb in Surate, Jâmâsp in Nauçâri, einen dritten in Barotsch, denen er Zend und Pehlvi lehrte. Des Widerspruchs müde, dem er zu begegnen hatte, kehrte er einige Zeit später nach Kirman zurück. Dârâb, der erste Schüler Jâmâsps, wollte die Pehlviübersetzung corrigiren und einige Stellen des Zendtextes verbessern, die ihm versetzt oder unnöthige Wiederholungen darzubieten schienen . . . Der Zendtext war ganz überschwemmt durch zum Theil sehr unnöthige Pehlvicommentare."

Diese verbesserte Pehlviübersetzung ist nun, wie ich überzeugt bin, die kürzere der beyden Handschriften E F. Diese beyden Handschriften stimmen ganz mit den von Anquetil angegebenen Principien über-

*) Zend-Avesta disc: prelimin. p. CCCXVI.

ein, der Zendtext hat, wie schon gesagt, willkührliche Abweichungen, die Pehlviübersetzung schließt sich genau an den Text an, die Glossen sind zum größten Theile ausgemerzt, das Vorhandenseyn derselben wird aber in E zum wenigsten durch leere Zwischenräume angedeutet. Daß diese kürzere Recension die von Dârâb ist, scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß derselbe — der Anquetils Lehrer war — sie bey den Dictaten für dessen französische Uebersetzung zu Grunde legte, wie ich dieß aus Anquetils handschriftlicher Uebersetzung sehe. — Es fragt sich nun bloß noch, ob nicht doch auch diese Recension einiges Ansehen verdiene und ob man nicht annehmen soll, daß es die von den Parsen in Kirman sanctionirte Uebersetzung sey. Ich glaube nicht, daß man dieß aus Anquetils oben angeführten Worten schließen darf. Es wird zwar allerdings gesagt, der Destur aus Kirman habe die Uebersetzung zu weitläufig gefunden, aber nirgends, daß er Aenderungen vorgenommen habe. Die ganze kürzere Uebersetzung macht aber, auf mich wenigstens, durchaus den Eindruck einer erst aus der weitläufigeren Uebersetzung verkürzten Verbesserung.

Nach allem diesen scheint mir hinlänglich die Behauptung gerechtfertigt zu werden, daß es vornehmlich die weitläufigere Uebersetzung ist, welche bey der Kritik des Textes berücksichtigt werden muß. — Nachdem wir so viel von den Abweichungen der Pehlviübersetzung gesagt haben, wird es erlaubt seyn, auch ein Paar Worte über die Aehnlichkeiten zu sagen. Daß die kürzere Uebersetzung nach unserer Ansicht nur ein Auszug aus der weitläufigern ist, haben wir schon gesagt, Abweichungen in der Exegese kommen hie und da allerdings vor, im Ganzen und Großen sind sie jedoch unbedeutend. Was wir aber vorzüglich in das Auge fassen wollen, das ist das Verhältniß der Handschriften A B C D zu einander. Diese enthalten allerdings ganz dieselbe Pehlviübersetzung, die Vermuthung aber, welche wir oben über den Zendtext dieser Handschriften gemacht haben, finden sich auch durch das Pehlvi bestätigt. B C D folgen einander genau, wo zufällig ein Wort falsch geschrieben oder ausgelassen ist, da stimmen alle diese Handschriften überein, C hat zwar solche Stellen gewöhnlich corrigirt, aber, was merkwürdig ist, der Text hat allemal die Fehler wie B D! A hingegen theilt solche offenkundige Fehler in allen mir bisher bekannten Beyspielen nicht.

Der Gebrauch, den man nun für die Kritik des Textes von dieser älteren Pehlviübersetzung machen kann, ist vorzüglich der, daß man den Zendtext Wort für Wort mit ihr vergleicht. Was wir in ihr übersetzt und glossirt vorfinden, das wird man getrost als einen ursprünglichen Theil des Textes ansehen dürfen, während übergangene Stellen oder Wörter der Kritik verdächtig seyn müssen. Solche übergangene Stellen und Wörter sind zwar gerade nicht häufig, doch kommen sie vor und ich habe bis jetzt noch keine solche unübersetzte Stelle gefunden, welche sich nicht ohne Schwierigkeit hätte wegnehmen lassen, ohne daß der Zusammenhang im mindesten dadurch litte. In den Text sind ferner eine Menge Stellen gekommen, welche ursprünglich den Glossen der Pehlviübersetzung als Citate angehören, selbst mehrere der Vendidad-sâdes haben im Laufe der Zeit solche Stellen aufgenommen. Diese zu erkennen und vom wirklichen Texte sicher abzuscheiden kann uns nur mit Hülfe der Pehlviübersetzung gelingen. Wir dürfen uns endlich dieser Uebersetzung auch zur Erklärung des Textes zwar nicht unbedingt, doch im Ganzen mit ziemlicher Sicherheit anvertrauen. So darf man vielleicht doch hoffen, bey sorgfältiger Benützung dieser schwachen Hülfsmittel, die uns in kritischer und exegetischer Hinsicht noch übrig sind, das Dunkel theilweise zu zerstreuen, das bis jetzt über diesem denkwürdigen Buche liegt.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Mai 1848.

Hr. Dr. Vogel jun. las:

Ueber die in den Schwämmen vorkommenden Jodverbindungen.

Die gebrannten Schwämme (spongiae ustae) sind schon sehr häufig Gegenstand der Untersuchung gewesen, seitdem es bekannt ist, daß sich in der Schwammkohle Jodverbindungen befinden. Die Versuche über die quantitativen Verhältnisse des Jods in dieser Kohle haben sehr abweichende Resultate geliefert, wie dieß aus den zahlreichen darüber bekannt gemachten Erfahrungen von Herberger, Ragezzini, Preuß, Sommer, Heyhl ꝛc. hervorgeht. Die Verschiedenheit der Mengenverhältnisse der Jodverbindungen hängt eines Theils von den in den Schwämmen befindlichen Steinen ab, die keine oder nur sehr geringe Mengen von Jodcalcium enthalten, vorzüglich aber von der Dauer der Erhitzung, da bekanntlich die Jodverbindungen durch längeres Glühen oder Einäschern sehr vermindert werden, und durch theilweises Verflüchtigen sogar ganz verschwinden.

Die folgenden Versuche, welche ich hier mitzutheilen mich beehre, haben deßhalb nicht die gebrannten Schwämme zum Gegenstand, sondern die unzersetzten Schwämme in der Absicht die Natur der Verbindungen, in welchen das Jod in den Schwämmen vorkömmt, nachzuweisen.

8 Unzen feine Schwämme wurden in einer Schale mit destillirtem Wasser übergossen, mehrmals im Tage ausgedrückt und mit erneuerten Quantitäten Wasser benetzt. Nachdem diese Operation 2 Monate hindurch ununterbrochen fortgesetzt worden war, nahm das Wasser durchaus keine Spur von unorganischen Bestandtheilen mehr aus den Schwämmen auf. Die Waschwasser wurden gesammelt und langsam abgeraucht. Beym Verdampfen setzte sich an der Oberfläche eine weiße Haut ab, welche aus kohlensaurer Magnesia ohne Kalk bestand. Die bis zur Trockne abgerauchte Flüssigkeit hinterließ eine grauweiße Masse, aus welcher durch Behandlung mit Wasser Kochsalz und schwefelsaure Magnesia aufgelöst wurde. Nachdem diese beyden Salze durch Krystallisation größtentheils getrennt waren, blieb eine in Weingeist lösliche Mutterlauge zurück, welche zur Trockne abgeraucht und dann wieder der Luft ausgesetzt schnell zerfloß. Auf Zusatz von Salpetersäure färbte diese Lauge das Amylum deutlich blau. Das Jod befindet sich daher als Jodnatrium in dieser Mutterlauge, begleitet von einer organischen Substanz, welche durch Glühen auf Platinblech sich schwärzte. Es ist auffallend, daß in diesem Absatz aus dem Waschwasser der Schwämme sich fast gar kein Kalk nachweisen läßt, da doch bekanntlich die Asche der Schwämme kohlensauern Kalk enthält. Aus den angeführten Versuchen ergiebt sich, daß kaltes Wasser aus den Schwämmen kohlensaure Magnesia, schwefelsaure Magnesia, Kochsalz und Spuren von Jodverbindungen, begleitet von einer organischen Substanz, aufnimmt.

Durch das 2 Monate lang fortgesetzte Waschen hatten die Schwämme 12 Proc. an Gewicht verloren. Eine gewogene Menge der auf diese Weise gewaschenen Schwämme wurde eingeäschert und es zeigte sich, daß sie 16 Proc. Asche zurückließen, während ungereinigte Schwämme 22 Proc. gaben. Hieraus ergibt sich, daß durch länger fortgesetztes Waschen nicht nur unorganische Salze, sondern auch die organischen Bestandtheile des Schwammes aufgelöst werden.

Wenn nun auf diese Weise aus einer größeren Menge Schwämme durch lang fortgesetztes Waschen Spuren von löslichen Jodverbindungen nachgewiesen werden können, so ist dieß nicht der Fall, wenn man eine geringere Quantität zum Versuche anwendet.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.
Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Dr. Vogel jun. las:
Ueber die in den Schwämmen vorkommenden Jodverbindungen.

(Schluß.)

Aus den früheren Arbeiten der Chemiker Preuß *) und Sommer **) geht schon hervor, daß der Verkohlungsprozeß des Schwammes ein bedeutend wirksameres Präparat hervorbringt, in so weit die Wirksamkeit des Badeschwamms überhaupt auf Jod beruht. Einige von mir in dieser Beziehung angestellte Versuche haben ein ähnliches Resultat geliefert.

10 Gran fein geschnittener Schwämme mit kochendem Wasser behandelt geben keine Spur einer Jodverbindung an das Wasser ab; auch wenn die Schwämme mit verdünnter Salpetersäure behandelt werden, läßt sich in der Lösung mit Stärke durchaus keine Reaction auf Jod wahrnehmen. Wird dagegen dieselbe Menge fein geschnittener Schwämme leicht verkohlt und die verkohlte Masse mit kaltem Wasser ausgezogen, so zeigt sich in der Lösung eine unverkennbare Reaction auf Jod nach Zusatz von Salpetersäure; wird der verkohlte Rückstand mit kochendem Wasser digerirt, so ergibt sich durch Stärke auf Zusatz von Salpetersäure eine tief dunkelblaue Färbung. Hieraus geht hervor, daß das Jod in den Schwämmen größtentheils nicht als ein Jodmetall vorhanden ist, sondern in einer organischen Verbindung. Wird der Schwamm vor der Verkohlung mit Salpetersäure digerirt, so findet man in dem verkohlten Rückstande kaum wahrnehmbare Spuren von Jodmetall. Dieß scheint anzudeuten, daß das ursprünglich im Schwamm enthaltene Jod erst durch den Prozeß der Verkohlung sich mit den Erden zu Jodmetallen vereinigt.

Werden geschnittene Schwämme in einer Glasröhre schwach bis zur anfangenden Verkohlung erwärmt und die Mündung des Glases mit einem Stärkemehl haltigen Papier bedeckt, so zeigt sich eine blaue Färbung; es geht hieraus hervor, daß beym Verkohlen der Schwämme stets eine geringe Quantität Jod verloren geht. Noch deutlicher kann die Entweichung des Jods wahrgenommen werden an Schwämmen, welche vor der Verkohlung mit Salpetersäure digerirt worden sind, in welchem Falle nämlich in den Schwämmen keine hinreichende Menge von kohlensaurer Kalk- und Talkerde vorhanden ist, um mit dem Jode eine Verbindung einzugehen.

Es ergeben sich aus den angeführten Versuchen folgende Resultate:

1) Die Schwämme enthalten nur geringe Spuren von löslichen Jodmetallen.

2) Die bey weitem größere Menge des in den Schwämmen enthaltenen Jods besteht aus einer in Wasser fast unlöslichen organischen Jodverbin-

*) Archiv der Pharmacie IX. 134.
**) Pharmaceut. Zeitung 1836. 216.

dung, welche erst durch das Verkohlen in Jodmetall übergeht.

3) Zur officinellen Darstellung der Spongiae ustae ist es vorzuziehen, ungereinigte Schwämme anzuwenden, oder denselben vielmehr gepulverten Marmor vor der Verkohlung zuzusetzen, um einem Verluste an Jod vorzubeugen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Juni 1848.

Hr. Oberbergrath Dr. Nep. Fuchs las:
Ueber den Begriff der Mineral-Species.

Zu diesem Vortrage gab zunächst Veranlassung eine Abhandlung des Hrn. v. Kobell über denselben Gegenstand — gelesen in der Sitzung am 12. Februar d. J. und abgedruckt in den gelehrten Anzeigen Nro. 68 — 71.

H. v. Kobell hat hinsichtlich des Begriffs der Mineral-Species eine Erklärung gegeben, welche nicht im Einklang steht mit dem, was ich hierüber in meinem Lehrbuche der Mineralogie gesagt habe. Ich erklärte mich auch sogleich mündlich dagegen, worauf der Hr. Classensecretär bemerkte, daß ich schriftlich repliciren könnte, was ich auch zu thun versprach, wenn erst Hrn. v. Kobells Abhandlung, die nur theilweise gelesen wurde, im Druck erschienen seyn würde. Da dieses nun geschehen ist, so säume ich nicht, mein Versprechen zu halten.

Ich finde es hiebey für nöthig, etwas weiter auszuholen und einiges Allgemeine vorzubringen; wobey ich mich aber so kurz als möglich fassen will.

In der Mineralogie muß wie in den andern naturhistorischen Doctrinen als Grundsatz gelten: daß jede Species ein völlig abgeschlossenes Ganzes bildet und ein Uebergang einer Species in eine andere durch Zwischenglieder nicht zuläßig ist. — Die zu einer Species gehörigen Mineralien müssen übereinkommen in der chemischen Constitution und in der Krystallisation, welche die specifische Differenz ausmachen. — Bey den amorphen Körpern entscheidet allein die chemische Constitution; bey den dimorphen hat die Krystallisation die erste Stimme. In Hinsicht der Krystallisation gibt es sonst wenig zu bedenken, desto mehr aber in Betreff der chemischen Constitution, welche nicht selten mit der Krystallisation in einen gewissen Conflict kommt, wodurch die meisten Controversen veranlaßt werden.

Da die Mineralogie ihr Fundament in der Chemie hat, indem die zusammengesetzten Mineralien wie chemische Producte zu betrachten sind — nach denselben Gesetzen gebildet, wie die sogenannten chemischen Kunstproducte; so darf in der Mineralogie nichts Geltung haben, was mit den Lehren der Chemie im Widerspruch steht. Was der Chemiker für gleichartig hält, muß auch der Mineralog dafür nehmen; und wenn Zweifel darüber obwalten, so müssen beyde sich verständigen, was in der Regel nicht schwer ist. — Wenn zwey Körper zu einem chemischen Product sich vereinigen, wobey ihre Natur immer auffallend verändert wird, so geschieht es stets in bestimmten und constanten Verhältnissen, und ein chemisches Product geht nie successive durch Zwischenglieder in ein anderes bestimmtes über; und jedes chemische Product gehört einer bestimmten chemischen Verbindungsstufe an, weßhalb Producte von verschiedenen Verbindungsstufen nie gleichartig seyn können. Obwohl dieß bekannte Dinge sind, so glaubte ich sie doch in Erinnerung bringen zu müssen, weil ich mich im Nachfolgenden darauf beziehen muß.

Bey der Anwendung des Gesagten auf die Mineralien zeigen sich manche Schwierigkeiten und man kommt bey Bestimmung der Species nicht selten in große Verlegenheit. Viele Mineralien nämlich, welche im Wesentlichen gleiche Krystallisation haben und auch in ihren übrigen Eigenschaften einander sehr nahe stehen, so daß es allen Anschein hat, daß sie einer Species angehören, weichen oft sehr bedeutend in der chemischen Constitution von einander ab. Da man sie aber dessen ungeachtet vereinigen wollte, so hat man ehemals ohne Bedenken angenommen, daß die der Vereinigung entgegenstehenden Bestandtheile nicht zur Constituirung

des Ganzen gehören, und hat sie für zufällige Einmengungen erklärt, wenn sie auch 20 — 30 Proc. ausmachen, wie es manchmal der Fall ist. Man bedachte aber dabey nicht, daß, wenn diese für zufällig gehaltenen Bestandtheile entfernt werden, die Proportionalität zwischen den übrigen aufgehoben wird.

Damit konnte ich mich nie begnügen; und nach reiflicher Ueberlegung verfiel ich vor 34 Jahren auf den Gedanken, daß gewisse Bestandtheile einander ersetzen oder vertreten können, und nannte sie vicariirende Bestandtheile. Ich meinte damit solche, welche keinen merklichen Gegensatz bilden, sich gegenseitig indifferent verhalten, sich mit einander nicht zu bestimmten Producten vereinigen und überhaupt viel Aehnlichkeit mit einander haben. Mitscherlich nannte sie später, die Krystallisation dabey vorzugsweise berücksichtigend, isomorphe Bestandtheile.

Damit glaubte ich, seyen die Hauptschwierigkeiten in der Mineralogie gehoben, und ich trug kein Bedenken, die Species zu definiren als den Inbegriff von Mineralien, welche gleiche Krystallisation und gleiche oder gleichmäßige chemische Constitution haben. Dabey kam mir nur das Beywort „gleichmäßig“ etwas bedenklich vor, da es leicht in einem zu weiten Sinne genommen werden könnte; was ich auch schon in meiner, am 27. März 1824 gehaltenen akademischen Rede „Ueber den gegenseitigen Einfluß der Chemie und Mineralogie“ bemerkte.

Gegen diese Definition ist, meines Wissens, von keiner Seite Einwendung gemacht, ja sie ist sogar von mehreren Mineralogen beyfällig aufgenommen worden. Ich selbst war aber der Erste, welcher sich nach Verlauf einiger Jahre dagegen erklärte, und sie mit der nöthigen Modification auf gewisse Gruppen von Species übertrug, die ich chemische Formationen nannte (zum Unterschied von geognostischen Formationen könnten sie auch oryctognostische genannt werden). So bilden z. B. alle rhomboedrischen Carbonate (die Species Kalkspath, Magnesit, Eisenspath, Manganspath, Zinkspath) eine Formation, so auch die Alaune, Granaten, Fahlerze ꝛc. Alle diese genannten Carbonate haben gleichmäßige chemische Constitution und müßten, wenn man obige Definition gelten lassen wollte, consequenter Weise in einer Species vereinigt werden. Daß die Winkel ihrer Grundformen etwas verschieden sind, kann nicht für eine gegründete Einwendung dagegen angesehen werden, da überhaupt bey den einarigen Krystallen die Winkel nicht ganz constant sind, und viele sogar durch Erhöhung der Temperatur sich etwas ändern, wie Mitscherlich dargethan hat. Auch hat Breithaupt gezeigt, daß sogar bey der Grundform des Kalkspaths die Winkel nicht immer ganz gleich sind. Es wäre sich daher mehr zu wundern, wenn die Winkel des Kalkspaths und Eisenspaths, die sehr heterogene Körper sind, ganz gleich wären, als darüber, daß sie es nicht sind. Wären sie tesseral krystallisirt, so würden sie auch gleiche Krystallwinkel haben, wie sich von selbst versteht. Bey diesen Körpern genügt es aber, daß sie gleiche Krystallisationstendenz und denselben Gesammttypus haben. Jedenfalls hat die kleine Winkelverschiedenheit hier nur einen untergeordneten Werth als Unterscheidungsmerkmal und kann keinen hinreichenden Grund abgeben, sie als verschiedene Species aufzustellen.

Allein wenn auch in dieser Hinsicht bey diesen Carbonaten gar kein Unterschied bestände, so dürften wir sie doch nicht in einer Species vereinigen; dagegen würde die Chemie gewaltige Einsprache thun. Eben so wenig darf dieses bey den ganz gleich krystallisirten Granaten, Spinellen, Fahlerzen ꝛc. geschehen.

Ebenso verfehlt wie meine frühere Definition ist die, welche unlängst Hr. Prof. Naumann gegeben hat (s. dessen Elemente der Mineralogie 1846. p. 181). Er definirt nämlich die mineralogische Species als den Inbegriff aller Mineralkörper, welche absolute oder relative Identität ihrer Eigenschaften erkennen lassen. Ich muß mir erlauben, hier einige Bemerkungen zu machen, vorzüglich in Betreff des chemischen Moments. Zuvörderst muß ich sagen, daß relative Identität nach meiner Ansicht so viel ist als Aehnlichkeit, wobey in der Anwendung der Willkühr ein ziemlich freyer Spielraum gestattet werden kann. Die Aehnlichkeit hat bekanntlich ihre Geltung bey

den Classificationsstufen, aber nicht bey den Merkmalen, welche die specifische Differenz der Mineralien ausmachen, namentlich nicht bey der chemischen Constitution. Die Mineralien derselben Species müssen chemisch identisch, nicht bloß einander sehr ähnlich seyn; ohne Rücksicht, ob sie chemisch einfach oder zusammengesetzt, ob sie Verbindungen der ersten, zweyten, dritten oder vierten Ordnung sind. Jeder Species muß auch, wenn die chemische Constitution genau ausgemittelt ist, eine bestimmte stöchiometrische Zahl zukommen, wie sie jedem chemischen Element zukommt. — Von den zu einer Species gehörigen Mineralien können die einen nicht zweyerley, die anderen drey- oder gar viererley Elemente enthalten. — Eben so wenig als zweyerley Elemente, wären sie einander auch noch so ähnlich, für einerley genommen werden können, eben so wenig können Körper, die verschiedene Elemente, in was immer für einer Verbindung enthalten, für identisch angesehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Mai und Juni 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Linnean Society in London:

Transactions. Vol. XX. Part II. London 1847. 4.

Proceedings. June 1846 — Mai 1847. London. 8.

List of the Linnean Society 1847. London. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in München:

Centralblatt. März, April, Mai 1848. München 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Zipser, Professor in Neusohl:

Die Versammlungen ungarischer Aerzte und Naturforscher. Neusohl 1846. 8.

Von Hrn. Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

Annales des universités de Belgique. Année 1846. Bruxelles 1847. 8.

Chemins de fer. — Compte-rendu des opérations de l'exercice 1846. Brux. 1847. gr. 8.

Von dem entomologischen Verein zu Stettin:

Entomologische Zeitung 4 — 8. Jahrg. 1843 — 1847. Stettin. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVI. No. 3 — 7. Januar — März 1848. Paris 1848. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft I. No. 1 — 13. Zürich 1847. 8.

Denkschrift zur Feyer des hundertjährigen Stiftungsfestes am 30. Nov. 1846. Zürich 1846. 4.

Meteorologische Beobachtungen angestellt auf Veranstaltung der Gesellschaft 1837 — 1846. Zürich. 4.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht, Februar u. März 1848. Berl. 8.

Von der British Association for the advancement of Science in London:

Lacailles Catalogue of Stars. London 1847. 8.

Lalande's Catalogue of Stars. London 1847. 8.

Von dem Koninklijk Nederlandschen Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse. XIII. Deel. Amsterdam 1848. 4.

Tijdschrift voor de wis- en natuurkundige Wetenschappen. Eerste Deel. 1 — 3 Aflevering. Amsterdam 1847. 48. 8.

Het instituut ofs verlagen en mededeelingen, uitgegewen door de vier klassen, over der jare 1846. No. 4. Amsterdam 1847. 8.

Von Hrn. Dr. J. H. Mädler zu Dorpat:

Untersuchungen über die Fixstern-Systeme. II. Th. Das allgemeine System. Mitau und Leipzig 1848. gr. Fol.

Von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen:

Abhandlungen. III. Bd. von den Jahren 1845—1847. Gött. 1847. 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1 — 3. Bd. auf das Jahr 1847. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg-August-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen v. J. 1847. Göttingen. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Begriff der Mineral-Species.

(Fortsetzung.)

Naumann findet sich durch das Vicariren der Bestandtheile bestimmt, ein Schwanken der chemischen Constitution bis zu einem gewissen Grade zuzulassen, wobey er aber ziemlich willkührlich zu Werke geht, indem er p. 185 a. a. O. sagt: „Indessen darf sich das Vicariren isomorpher Bestandtheile nicht in allen Fällen bis zu dem gänzlichen Austausche derselben steigern (?), wenn der Begriff der Species nicht alle Bedeutung und Consistenz verlieren soll. Namentlich gilt dieses von den Verbindungen der ersten und zweyten Ordnung. Dagegen kann in manchen Doppelsalzen ein solcher gänzlicher Austausch der Basis des einen oder des andern der componirenden Salze statt finden, ohne daß die specifische Identität der Zusammensetzung gestört wird (Granat). (?)“

Hierauf erwiedere ich: wer sieht hier nicht einerseits eine willkührliche Beschränkung, andererseits eine willkührliche Ausdehnung des Begriffs der Species? Wenn man sich solche Modificationen erlauben darf, so hat man freylich ein ziemlich freyes Spiel, und manches läßt sich in der Anwendung rechtfertigen, was sonst nicht zu rechtfertigen wäre; z. B. die Trennung des Manganspaths vom Eisenspath ꝛc.; dann die Vereinigung aller Granaten in einer Species u. s. w. Gar nicht einzusehen ist aber, warum Weißgiltigerz (Silberfahlerz), Tennantit und Kupferblende von den Fahlerzen getrennt werden, während das Arsenikal- und Antimonial-Fahlerz in einer Species vereinigt werden u. s. w.

Hr. v. Kobell betrachtet die vicarirenden Bestandtheile, wie ich sie früher betrachtet hatte, und läßt auch die Formationen in meinem Sinne gelten und sagt insofern nichts Neues; nur möchte er die Formationen lieber genera nennen. Allein über die unter einer Formation begriffenen Mineralien disponirt er anders, als ich schon seit Jahren gethan habe. Er unterscheidet innerhalb der Gränzen einer Formation als Species Gränzglieder, Mittelglieder und Zwischenglieder. Die Gränzglieder, welche nach meiner Ansicht allein als Species anzuerkennen sind, bilden, indem sie sich in gewissen Verhältnissen vereinigen, die Mittelglieder, und diese durch ihre Vereinigung unter sich die Zwischenglieder. Auf die Verbindungsordnung wird dabey nicht Rücksicht genommen. Wenn sich eine dieser Verbindungen nicht in eine annehmbare chemische Formel fügen will, was gar oft der Fall ist, so nimmt H. v. Kobell willkührlich an, daß ein Ueberschuß des einen oder andern Gliedes als Gemengtheil vorhanden sey. Kleine Correctionen der chemischen Analysen sind ohnehin erlaubt, wiewohl, wie es mir scheint, dabey nicht selten zu weit gegangen wird.

Gründe zur Annahme der Mittel- und Zwischenglieder als Species findet H. v. Kobell vorzüglich in den bisweilen nahe zutreffenden stöchiometrischen Verhältnissen der componirten Glieder, nämlich wie 1 : 1, wie 1 : 2, wie 1 : 3, wie 2 : 3 ꝛc., und belegt es mit Beyspielen besonders aus der Formation der rhomboedrischen Carbonate,

für welche sich aber nach den bereits schon vorhandenen Analysen dieser Carbonate noch mehrere andere Verhältnisse berechnen lassen, zumal wenn man mit Correctionen nachhilft und das, was nicht zu einer runden Formel passen will, als eingemengt vernachläßigt. — Interessant zu lesen ist, was Naumann in dieser Beziehung beym Rautenspath und Braunspath, worunter auch der Dolomit begriffen ist, p. 250 sagt. Nachdem er drey Formeln, nämlich $\dot{Ca}\,\ddot{C} + \dot{Mg}$, $3\,\dot{Ca} + 2\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$, $2\,\dot{Cn}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$ festgesetzt und mithin, was er zwar nicht deutlich ausspricht, drey Species constatirt hat, bemerkt er: „auch kommen gewiß Varietäten vor, in denen beyde Carbonate nicht nach bestimmten Proportionen verbunden sind, obgleich sich dergleichen Proportionen immer berechnen lassen werden. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß in der Regel etwas Eisenoxydul und nicht selten etwas Manganoxydul vorhanden ist, daher das Braunwerden bey der Verwitterung.“

Varietäten dieser Carbonate, d. i. analysirte, sind bereits in hinreichender Anzahl bekannt, um allerley Proportionen ihrer nähern und entfernten Bestandtheile berechnen zu können; und es werden ohne Zweifel in Zukunft noch viele nachfolgen. Was die Oxydule des Eisens und Mangans anbelangt, es versteht sich mit Kohlensäure verbunden, so sind sie manchmal allerdings nur in geringer, bisweilen aber auch in bedeutender Menge vorhanden, so zwar, daß sie zusammen mehr als die Bittererde betragen. Und sonach kommen wir Schritt für Schritt zu dem Mineral, welches Ankerit genannt wird, bestehend aus kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Bittererde, kohlensaurem Eisen- und Manganoxydul, und zwar nach den vier bekannten Analysen in vier verschiedenen Proportionen, so daß wir ganz gemüthlich vier Species daraus berechnen könnten, deren Formeln viergliedrig werden müßten. — Würden auch die Formeln dafür zum Theil etwas seltsam ausfallen, so könnte dieß keinen Einwurf gegen ihre Zulassung abgeben, da überhaupt kein, die chemischen Formeln beschränkendes Gesetz nachgewiesen werden kann. — Vom Ankerit aus können wir ganz gemächlich zum Eisenspath gelangen, wozu uns der Mesitinspath und der von Breithaupt jüngst sogenannte Pistomesit eine gute Brücke bilden.

Es geht aus diesen Daten, denen ähnliche noch gar viele beygefügt werden könnten, wie wir sie z. B. bey den Granaten finden, unläugbar hervor, daß wir Uebergänge von Species in einander zulassen müßten, wenn wir das Vicariren der Bestandtheile in dem bisher genommenen Sinne fortan gelten lassen wollten. Alles Sträuben dagegen würde am Ende doch nichts helfen, denn es ist vorauszusehen, daß zu den schon vorhandenen und einer Formation angehörigen Mineralien sich außer den bereits als Species betrachteten Zwischengliedern noch viele andere finden werden, welche die Vermittlung zwischen den Gränzgliedern immer augenfälliger zeigen werden, so daß man zuletzt Uebergänge von einer Species in eine andere schwerlich mehr läugnen könnte, falls man nicht die geringste Verschiedenheit in diesem oder jenem Merkmal für einen hinreichenden Grund zur Aufstellung eigener Species ansehen wollte. Damit wäre aber, indem unnöthiger Weise Species auf Species gehäuft würden, der Wissenschaft wahrlich nicht gedient.

Uebrigens liegt es schon im Begriff des Vicarirens der Bestandtheile, daß sie sich an kein bestimmtes Verhältniß binden können, indem der eine mit einem Minimum anfangend ohne gesetzmäßige Zwischenstufen bis zum Maximum fortschreiten kann, bis der andere, an dessen Stelle er eintritt, ganz verschwunden und sonach der Uebergang vollendet ist. Ich begreife jetzt selbst nicht, wie es kam, daß ich dieses nicht gleich anfänglich einsah, als ich auf das Vicariren der Bestandtheile verfiel; und ich bedaure nun sehr, daß mancher Mineralog auf diese Weise von mir irre geleitet wurde. Es war aber dieser Zwischenact mit dem Vicariren der Bestandtheile fast nothwendig, um das Urtheil über die zufälligen Bestandtheile zu berichtigen.

Hauy hatte das Essentielle der Mineralien ganz richtig aufgefaßt, indem er die Species definirte als den Inbegriff von Mineralien, deren integrirende Theile die nämliche Form haben und die nämlichen Bestandtheile, in gleichem Verhältniß verbunden

enthalten, d. i. mit andern Worten: die Species ist der Inbegriff von Mineralien, welche die nämliche Krystallisation und die nämliche chemische Constitution haben. Allein bey der Anwendung dieser Definition kam Hauy ins Gedränge, woraus er sich durch die Annahme zufälliger Bestandtheile glaubte helfen zu können. Dabey ist er, indem er vorzugsweise die Krystallisation im Auge behielt, oft sehr weit abwegs gekommen, so daß er z. B. den Eisenspath unter der Benennung „chaux carbonatée ferrifère" mit dem Kalkspath in einer Species vereinigte. Nun ist es aber anders, diese Definition steht fest, und nur hinsichtlich der amorphen und dimorphen Körper ist, wie bereits oben gesagt, eine Modification erforderlich. Demnach können bloß die Gränzglieder einer Formation als Species gelten, und es erübrigt nur, sich darüber zu verständigen, wie man es mit den Mineralien zu halten habe, welche zwischen die Gränzglieder hineinfallen. Darüber habe ich mich in meinem Lehrbuch der Mineralogie p. 114 — 115 schon deutlich ausgesprochen, nämlich dahin: daß diese Mineralien als Verbindungen oder Gemische der Gränzglieder zu betrachten seyen. — Ich sehe kein anderes Auskunftsmittel, wenn ja der Begriff der Species constant bleiben und uns zuletzt nicht ganz abhanden kommen soll.

Die Gründe für meine Behauptung sind: erstens weil diese Gemische nicht nach bestimmten Verhältnissen gebildet sind, oder nur ausnahmsweise bisweilen solchen nahe kommen, was bey dem häufigen Vorkommen mancher nicht auffallen kann (es wäre vielmehr das Gegentheil auffallend); weil zweytens die Mischungstheile keinen merklichen chemischen Gegensatz bilden; weil drittens die Eigenschaften der Gemische von den Eigenschaften der Gränzglieder nicht in dem Grade abweichen, wie es bey den chemischen Verbindungen der Fall ist, wobey die ganze Natur der sich vereinigenden Substanzen verändert wird; weil es viertens gegen alle Erfahrung ist, daß chemische Verbindungen der zweyten Ordnung ohne wesentliche Veränderung der Krystallisation in Verbindungen der dritten, vierten und fünften überspringen, wie es z. B. beym Kalkspath, Bitterspath, Braunspath, Mesitinspath und Ankerit der Fall wäre; und endlich fünftens weil wir sonst den Grundsatz nicht retten könnten: daß jede Species ein abgeschlossenes Ganzes bildet und keine durch Zwischenglieder in eine andere übergehen kann.

Eben so wenig nun diese Gemische eigentliche chemische Verbindungen sind, eben so wenig können sie eigentliche Gemenge seyn. Sie sind zusammenkrystallisirte oder durch die Krystallisationskraft vereinigte Species und zwar in der Art, daß die integrirenden Molecüle der in dem Gemische vorhandenen Species in paralleler Stellung neben einander gelagert oder juxtaponirt sind; weßhalb wir auch das quantitative Verhältniß der Mischungstheile auf allen Punkten eines Stückes gleich finden. Zu bemerken ist hiebey, daß die Mischungstheile sich gegeneinander nicht ganz indifferent verhalten, sondern der eine gewissermassen seine Eigenschaften auf den andern überzutragen strebt, wie wir es z. B. auch bey den Gemischen von Silber, Gold u. s. w. finden. Daher kommt es, daß bey den einarig krystallisirenden Körpern sich bey ihrer Mischung die Krystallwinkel etwas ändern nach Maßgabe des quantitativen Mischungsverhältnisses, wie dieses Beudant bey den Gemischen von Kalkspath und Magnesit nachgewiesen hat; daher kommt es, daß Kalkspath, wenn ihm ein gewisses Quantum Magnesit beygemischt ist, nicht mehr so stark mit Säuren brauset, als wenn er davon nichts oder nur sehr wenig enthält u. s. w.

Daß durch die Krystallisationskraft eine bestimmte gegenseitige Lage der kleinsten Theile der in einem Gemische befindlichen Species bewirkt wird, möchte kaum zu bezweifeln seyn; es lagern sich ja sogar bisweilen die Krystalle sehr verschiedener Mineralien mit bestimmten Seiten gegen einander, wie es bey Disthen und Staurolith der Fall ist, was zuerst Germar beobachtet hat. Es wäre auch ohne eine geregelte Lage der kleinsten Theile die vollkommene Durchsichtigkeit mancher Gemische kaum zu begreifen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Mai und Juni 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der American Academy of arts and sciences in Boston:

Proceedings. Mai 1846 — August 1847 — January 1848. 8.

Eulogy on John Pickering, L. L. D. by Daniel Appleton White. Cambridge 1847. 8.

Von Hrn. Francesco Zantedeschi in Venedig:

Dei fenomeni elettrici della macchina di Armstrong e delle cause loro assegnate dai fisici. Venezia 1847. 4.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions. Part I. II. London 1847. 4.

Proceedings No. 67. 68. Novbr. 1846 — June 1847. London. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part III. Vol. XVII. Part II. Edinb. 1847. 4.

Proceedings. Vol. II. No. 29. 30. 1846 — 1847. Edinburgh. 8.

Von der Académie royale de Médecine in Paris:

Mémoires. T. X — XIII. 1843 — 1848. Paris. 4.

Bulletin. T. X — XIII. 1844 — 1846. Paris. 8.

Annuaire de l'académie. 1835. 1839. 1843. 1846. Paris. 12.

Von der Reale Accademia delle scienze in Neapel:

Atti. Vol. I. 1819. II. part. 1 u. 2. 1825. III. 1832. IV. 1839. V. part. 1. 1843. Napoli. gr. 4.

Von Hrn. Professor Grunnert:

Archiv der Mathematik und Physik. X. Th. 4. Heft. Greifsw. 1847. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVI. Heft II. III. Landau 1848. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. III. No. 9 — 12. incl. May — Decbr. 1847 und January 1848. Philad. 1847. 1848. 8.

Journal of the Academy. New series. Vol. I. Part I. Phil. 1847. 4.

Von dem Gartenbau-Verein für Neupommern und Rügen in Greifswald:

Erster und zweyter Jahresbericht desselben. Greifswald 1847. 8.

Von der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen:

Neue Schriften I — X. Bd. (1. u. 2. Heft.) 1828 — 1847. Prag. 8.

Nachricht von den Witterungs-Beobachtungen der Gesellschaft veranstaltet in den Kreisen Böhmens 1817 — 1821. I. u. II. Lief. Prag 1825. 26. 4.

Resultate aus den Witterungs-Beobachtungen von den Jahren 1822 bis 1826 incl. nebst Jahresberichten. Prag 1828. 8.

Von Hrn. Professor Wilh. Haidinger:

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. III. Bd. No. 1 — 6. August bis December 1847. Wien 1848. 8.

Von der Société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles in Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Tom. IX. Année 1846. Lyon. 8.

Note sur l'emploi du sucre pour préserver les chaudières à vapeur des incrustations salines. Par M. Quinon. Lyon 1848. 8.

Von der Société Linnéenne in Lyon:

Annales. Années 1845 — 1846. Lyon 1847. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.
Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Begriff der Mineral-Species.

(Schluß.)

Viel anders ist es bey den Gemengen. Die Gemengtheile verhalten sich gegen einander ganz indifferent und liegen confus durcheinander; und wenn eine Mineral-Substanz in ein anderes, sonst oft vollkommen durchsichtiges Mineral eingemengt ist, so wird dadurch der Durchgang des Lichts, wo nicht ganz, doch großentheils, gehemmt. Es sind auch gar oft die eingemengten Substanzen nicht gleichmäßig im Ganzen eines Stückes vertheilt, und manchmal kann man sie mit Hülfe eines Vergrößerungsglases deutlich unterscheiden, zum Beweise, daß sie nicht als kleinste Theile, sondern als gruppirte Partien vorhanden sind. Ein schönes und merkwürdiges Beyspiel eines Gemenges hinsichtlich des indifferenten Verhaltens der Gemengtheile liefert uns der sogenannte krystallisirte Sandstein von Fontainebleau, wo ungefähr $\frac{2}{3}$ Quarzkörner auf $\frac{1}{3}$ Kalkspath kommen, dessen Krystallisation dadurch gar nicht gestört worden, und der mit Säuren so lebhaft brauset wie der Kalkspath. Auch der krystallisirte Feldspath von Fichtelberg, in welchen oft so viel Glimmer und Quarz eingemengt sich findet, daß ihn einige für krystallisirten Granit halten zu dürfen glaubten, verdient hier angeführt zu werden, so wie auch der sogenannte Schriftgranit. Viele andere Gemenge, welche zur Bestätigung des Gesagten dienen könnten, will ich gar nicht zur Sprache bringen.

Daß die chemische Reaction, besonders die auf trocknem Wege bey den Gemischen, so wie auch bey den Gemengen, mehr oder weniger verschieden seyn muß von der Reaction der isolirten und reinen Species, ja oft, so zu sagen, eine gemischte ist, versteht sich wohl von selbst; dieß beweiset aber nichts gegen meine aufgestellten Ansichten, sondern dient vielmehr zu ihrer Unterstützung. Und dasselbe gilt auch hinsichtlich der physischen Eigenschaften, des specifischen Gewichts, der Härte ꝛc., die ohnehin nicht essentielle Merkmale sind, wodurch die Species eigentlich bestimmt wird, sondern nur Attribute derselben, welche auf jenen beruhen.

Ich muß noch einmal auf das Vicariren der Bestandtheile zurückkommen. Da ich bey jeder chemisch zusammengesetzten Species ein unabänderliches Verhältniß der Bestandtheile verlange, so kann ich dabey ein Vicariren durchaus nicht gestatten, wie im Vorhergehenden schon zur Genüge dargethan worden. Anders verhält es sich aber in Beziehung auf die Formationen, welche ich nunmehr definire als den Inbegriff von Species, welche gleichmäßige chemische Constitution und gleiche oder im Wesentlichen gleiche Krystallisation haben und sich in allen Verhältnissen ohne wesentliche Veränderung der Krystallisation mischen können. — Die Bestandtheile, welche bisher in Bezug auf die Species vicarirende genannt wurden, sind in Beziehung auf die Formationen richtiger alternirende Be-

ſtandtheile zu nennen. Bey den rhomboedriſchen Carbonaten z. B. alterniren Kalk, Bittererde, Eiſen- und Manganoxydul; in der Formation der Alaune alterniren einerſeits Kali, Natrum, Ammoniak ꝛc., andererſeits Thonerde, Eiſenoxyd, Chromoxyd; — in der Formation der Granaten einerſeits Kalk, Bittererde, Eiſenoxydul, Manganoxydul, andererſeits Thonerde, Eiſenoxyd, Chromoxyd u. ſ. w.; aber nach meinem Begriff kann bey einer Species nur einer der alternirenden Beſtandtheile als die Species mitconſtituirend angenommen werden, ſelbſt auch dann, wenn uns in einer Formation noch keine iſolirte, d. i. ungemiſchte Species, ſondern nur Gemiſche von Specien bekannt wären, wie es denn bey einigen Formationen der Fall iſt, wo ſich aber die in den Gemiſchen vorhandenen Specien nach den bekannten Geſetzen meiſt nicht ſchwer herausfinden laſſen. Dieſes kann jedoch keinen Einwurf abgeben gegen meine hier vorgetragenen Behauptungen; es iſt uns gewiß noch lange nicht alles bekannt, was die Erde in ihrem Schooße verbirgt, und es iſt mit Grund zu erwarten, daß ſich in der Folge manche iſolirte Specien finden werden zu den Formationen, wo ſie noch fehlen. — Es wird wohl ſchwerlich Jemand läugnen, daß, wenn es in unſerer Macht läge, die Granaten, Amphibole, Pyroxene ꝛc. künſtlich darzuſtellen, wie wir die Alaune darſtellen können, daß wir, ſage ich, ebenſo gut, wie wir die Gränzglieder der Formation des Alauns zu produciren im Stande ſind, auch die Gränzglieder der Formation des Granats ꝛc. hervorbringen könnten; denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß in der Natur bey der Bildung der Mineralien andere Kräfte und Geſetze herrſchten, als in unſeren Laboratorien bey Bildung der chemiſchen Producte. — Darauf geſtützt dürfen wir als höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß die uns noch mangelnden Specien — Gränzglieder der Formationen — ſchon gebildet in der Natur vorhanden ſind, und, ich wiederhole es, wir dürfen mit Zuverſicht erwarten, daß ſie uns einſt zu Geſicht kommen werden. Einſtweilen können wir uns damit begnügen, das Geſetz gefunden zu haben, nach welchem ſie gebildet ſeyn müſſen; und wir dürfen uns darüber freuen, daß unſere Wiſſenſchaft ſo weit vorgerückt iſt.

Man möchte aber vielleicht fürchten, daß der Wiſſenſchaft ein Nachtheil zugehen könnte, wenn man nur die Gränzglieder einer Formation als Specien gelten laſſen wollte, wobey dann die zwiſchen dieſe hineinfallenden Gemiſche, welche meiſt die Mehrzahl ausmachen, und wovon manche in gewiſſer Hinſicht beſonders intereſſant ſind, vernachläßigt oder doch nicht der gehörigen Aufmerkſamkeit gewürdigt würden. Dieſe Furcht iſt aber meines Dafürhaltens ganz ungegründet, denn es iſt und bleibt immer die Aufgabe für jeden Mineralogen, nicht bloß die Specien zu beſtimmen, ſondern auch die Varietäten gehörig zu beſchreiben und dabey alles in's Auge zu faſſen, was in irgend einer Hinſicht bemerkenswerth iſt. Insbeſondere muß und wird er ſeine Aufmerkſamkeit denjenigen Miſchungsvarietäten zuwenden, welche häufig vorkommen und weit verbreitet ſind, wie z. B. der Dolomit, der übrigens nichts weniger als immer gleich zuſammengeſetzt iſt.

Sie können zu dieſem Zweck auch in Abtheilungen gebracht und zum Theil mit eigenen Namen belegt werden, wie es denn bey nur zu vielen andern Varietäten ſchon geſchehen iſt. Bey den Miſchungsvarietäten darf aber nie vergeſſen werden, daß ſie, um mich ſo auszudrücken, ihren Schwerpunkt in der Formation haben, wovon die Specien, an welche ſie ſich zunächſt anreihen, im Mineralſyſteme bisweilen weit von einander entfernt ſtehen können.

So, meine ich, wird der Wiſſenſchaft gewiß kein Schaden geſchehen, wenn nicht beliebig gewiſſe Gemiſche als Specien aufgeführt werden, eben ſo wenig als es ihr geſchadet hat, daß jetzt nicht mehr wie früher Montmilch, Kreide, Stinkſtein, Mergel ꝛc. als eigene Specien aufgeführt, ſondern der Species Kalkſtein einverleibt werden; ferner daß die ehemaligen Specien Hornſtein, Feuerſtein, Chalcedon, Eiſenkieſel, Jaspis ꝛc. mit dem Quarz vereinigt ſind, wo ſie als Varietäten die geeigneten Stellen einnehmen und zugleich ihrer Eigenthümlichkeit gehörig Rechnung getragen wird. — Hat dadurch, frage ich, die Wiſſenſchaft nicht viel mehr gewonnen als verloren?

Der Meinung des H. v. Kobell, daß die chemischen Formationen der Mineralien die eigentlichen genera seyen, kann ich nicht beystimmen. Sie sind Gruppen ähnlich Werner's Mineral-Sippschaften und Linne's natürlichen Pflanzen-Familien, wovon die Specien auf verschiedenen und manchmal sehr entfernten Plätzen im Systeme untergebracht sind oder seyn können. Es lassen sich noch aus mancherley anderen Gesichtspunkten mehre Mineralien zu Gruppen zusammenfassen, die immer interessant und lehrreich sind, wenn auch nicht so wichtig wie die oft genannten Formationen. So können z. B. alle Silicate, welche mit Säuren eine Gallerte bilden, in eine Gruppe zusammengefaßt werden, wobey noch die Abtheilung gemacht werden kann in diejenigen, welche für sich dieses Verhalten zeigen, und in diejenigen, welche erst dazu durch das Feuer aufgeschlossen werden müssen. Im Systeme nehmen übrigens diese Mineralien zum Theil sehr entfernte Plätze ein.

Schließlich muß ich noch einen Satz aus Hrn. von Kobell's Abhandlung anführen, welcher mir sehr aufgefallen ist und mich eben nicht angenehm berührt hat. Dieser Satz lautet: „Wollte man aber nur die Gränzglieder als Species gelten lassen, wie Fuchs vorgeschlagen hat, wobey die Sache freylich kurz abgemacht wäre, so möchte den Anforderungen der Naturforschung doch auch nicht befriedigend entsprochen werden.“ Wenn Hr. von Kobell etwa damit meint, ich habe diese Sache zu leicht genommen und nicht gründlich überdacht, so irrt er sich sehr, denn ich kann ihn versichern, daß ich diese Sache sehr wohl erwogen habe und es mich einen harten Kampf gekostet, bis ich die Ueberzeugung gewann, daß das Vicariren der Bestandtheile bey den Specien, wozu ich bekanntlich selbst den ersten Anstoß gab, nicht zuläßig ist, wenn man den Grundsatz fest halten will: daß Specien in einander nicht übergehen können. Ich glaube übrigens, ohne Ruhmredigkeit sagen zu können, daß ich in der Wissenschaft nie etwas zu leicht genommen und immer nach Kräften bemüht war, das Wahre zu erforschen, was sich zuletzt freylich kurz sagen läßt. Ob mit dem, was ich in Betreff der Mineralspecies hier vorgetragen und im Wesentlichen schon früher in meinem Lehrbuche der Mineralogie ausgesprochen habe, den Anforderungen der Naturforschung befriedigend entsprochen wird oder nicht, muß ich dem Urtheile unbefangener Richter überlassen.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 17. Juni 1848 las Herr Dompropst Dr. Mart. v. Deutinger:

1) Ueber die vitreos Bajoariorum campos.

Der von Joh. Heinr. von Falckenstein herausgegebene Codex diplomaticus Episcopatus eichstettensis enthält von Seite 445 — 461 auch das früher schon von Heinr. Canisius (im IV. Bd. der Antiq. lect. Edit. Ingolst. de ao. 1603 p. 481, wieder abgedruckt in Jac. Basnage thes. monum. Antv. 1725 T. II. p. 99 — 117) edirte Hodoeporicum Willibaldinum.

Falckenstein introducirt dasselbe mit nachstehendem Vorworte: Exhibeo tibi, lector benevole, scriptum saeculo octavo exaratum, cujus originale in monasterio Rebdorffensi *) latitat, et primum a Canisio typis vulgatum, verum non tam felici successu. Mendosissimo enim usus est apographo; hinc sphalmata locaque minus intelligibilia lectori haud pauca occurrunt. Retinui hic quidem Canisianam editionem, verum lectiones curatiores ex apographo bibliothecae

*) Ueber die Handschriften und typographischen Seltenheiten dieses Klosters (Stiftes regulirter Kanoniker) sehe man Frdr. Karl Gottlob Hirschings Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken. Erlangen 1790. III. Bd. S. 473 — 567. Auch vergleiche man damit einen Aufsatz Höflers in den gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1845. Bd. XXI. S. 316 ff.

episcopalis Eichstettensis et quasdam adnotatiunculas, ubi opus visum, adjeci, quae textum corruptum pleniorem reddunt.

Dignum equidem duxi, hoc scriptum codici huic diplomatico inserere, non solum quod iter S. Willibaldi ex Anglia in Palaestinam sistit, sed etiam quia adornatrix audita et ex Willibaldi ore dictata refert, quod ideo non potest non omnem mereri fidem. — Hodoeporicum seu Itinerarium Canisius id recte appellat, quod nomen hic quoque retinemus.

S. Walburgam, S. Willibaldi et Wunibaldi sororem, adornatricem fuisse, tradit Abbas Heidenheimensis Adelbertus; verum absque fundamento. Instrumentum enim hoc non cantat, hinc nos quoque illud cantare nolumus; quippe ex quo contrarium potius patescit. Cum enim scriptrix se vocat „indignam Saxonica de gente istinc venientium novissimam et de comparatione contribulium suorum quasi homunculam, praeterea foeminam fragilisque sexus imbecillitate corruptibilem, nulla praerogativa sapientiae suffultam," rectissime infertur, scriptum fuisse hoc hodoeporicum a foemina quadam Anglo-Saxonica et S. Willibaldi populari. Dum ulterius scribit: „Et non ab alio reperta, nisi ab ipso (S. Willibaldo) audita et ex ejus ore dictata perscripsimus, in monasterio Heidenheim, testibus etc.," non minus manifestum est, fuisse Sanctimonialem synchronam. Tandem cum ulterius: „Sed quia me indignam tamen, de illorum genealogiae stirpe, non aliunde propagatam, forte de extremis ramorum cauliculis fore noveram," aperte ostendit, fratrum horum esse consanguineam.

In dieser von einem Frauenzimmer verfaßten Biographie des hl. Willibald ist am Schluße von „vitreis" Bajoariorum campis die Rede und es fragt sich, was wohl mit diesem sonderbaren Epitheton habe ausgedrückt werden wollen.

Die ganze Stelle lautet also:

En ille S. Willibaldus, qui cum paucis adprimitus satellitum subsidiis sanctae conversationis

inchoaverat exercitium, tandem cum innumeris aulatum magistratibus multiformiter militando, Domino dignum acquisivit populum. Et late ille per vastam Bajoariorum provinciam, aratra trudendo, sata serendo, messem metendo, cum multis messorum operariis, per vitreos Bajoariorum campos, cum ecclesiis atque presbyteris Sanctorumque reliquiis digna Domino delibat dona. Inde nunc antiphonae crepitant, inde lectiones resultant, inde nunc clarat credentium turba, sancta strepitant Christi miracula et celeberrimi conditoris gratulabundi garrulant praeconia.

Da sich jedem Leser dieser Zeilen vor Allem die Vermuthung einer Corruption des Textes und die Frage aufdringen wird, ob die von Falckenstein bey seinem Abdrucke zur Vergleichung mit jenem des Canisius benützte alte Abschrift des Originalaufsatzes wohl ganz genau gewesen, oder ob der Abdruck selbst ganz fehlerfrey veranstaltet worden seyn möchte, so gab ich mir Mühe, die Originalhandschrift ausfindig zu machen. Allein sie ist weder in dem hiesigen kgl. Reichsarchive, noch in der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek hinterlegt. — Ich suchte daher von dem Hrn. Dompropste Popp in Eichstätt zu erfahren, ob nicht dort noch mehrere alte Abschriften des Hodöporicum sich vorfinden und ob nicht diese bey der betreffenden Stelle abweichende Lesearten haben.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.
Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1) Ueber die vitreos Bajoariorum campos.

(Schluß.)

Derselbe erwiederte aber hierauf: „Die wohl älteste Handschrift im Kloster Rebdorf ist längst — und wahrscheinlich für immer verschwunden. Sie ist im J. 1800 mit den meisten anderen werthvollen Handschriften von dem französischen Generale Jobat weggenommen und abgeführt worden (dürfte also jetzt in Paris zu suchen und zu finden seyn *). — Nur noch zwey Manuscripte konnte ich erlangen: a) das eine, ehemals dem Kloster Plankstätten gehörig, ohne bestimmte Bezeichnung der Zeit, aber aus den Schriftzügen und andern Umständen zu schließen, zu Ende des XV. oder zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gefertigt; b) das andere auf Befehl Bischofs Johann v. Eich im J. 1464 geschrieben. Dieses scheint die Abschrift eines sehr genauen (vielleicht des Rebdorfischen) Exemplares zu seyn."

„In diesen beyden Abschriften lautet aber die fragliche Stelle ganz gleich mit den Abdrücken: per vitreos Bajoariorum campos **). Es läßt sich also kaum zweifeln, daß die Urschrift der Verfasserin auch die nämlichen Worte enthalten habe."

„Aber was soll das vitreos bedeuten? Wir dürfen annehmen, daß die Verfasserin, besonders da sie bey einer nicht ganz sicheren Kenntniß der lateinischen Sprache und bey ihrem Streben nach gekünstelten Ausdrücken und Wendungen gar oft in Dunkelheit verfiel, auch hier einen Ausdruck gewählt habe, welcher als eine sehr gewagte und verunglückte Metapher für ihre Leser undeutlich und räthselhaft geworden ist. Ich möchte unter ihrem „vitreos" demnach verstehen: glänzend, fruchtbar oder schön, wie die Felder oder Fluren Bayerns durch St. Willibalds Bemühung geworden sind; besonders da sie von dem vorigen Zustande sagt, daß er, Willibald und seine Gefährten, per „vastam" Bajoariorum provinciam ihre Arbeiten angewendet haben, und das vasta für unser wüst, öde angenommen werden dürfte, also vastus und vitreus mir als Gegensätze erscheinen."

Hiernach muß die Frage, ob das Wort vitreus wirklich in der Urschrift stehe, zur Zeit unentschieden bleiben; dasselbe aber als richtig angenommen, scheint die von dem Hrn. Dompropste Popp versuchte Deutung allerdings die annehmbarste zu seyn. Nur wird man noch hinzufügen dürfen, daß die Verfasserin vielleicht an bunt gemalte Kirchenfenster (jedenfalls an färbige Gläser) gedacht habe, deren Glanz und Farbenschmuck in der That als

*) Vergl. Pertz Mon. hist. germ. VI. 887. u. desselben Archiv ꝛc. IX. 518.

**) Schon Gretser hat den Abdruck bey Canisius mit der Handschrift in der bischöfl. Bibliothek zu Eichstätt verglichen und gleichfalls bey vitreos campos keine abweichende Leseart gefunden. Gretseri opp. T. X. p. 887 — 889.

ein nicht unpassendes Gegenbild einer öden und wüsten Landschaft angesehen werden kann *)

---

2) Ueber die Urkunden des Benedictinerklosters zu Homburg bey Langensalza.

Der historische Verein für Thüringen und Sachsen hat in der diplomatischen Abtheilung seiner neuen Mittheilungen, welche mit den Urkunden des Hochstiftes Hildesheim begann **), nunmehr auch die Urkunden des ehemaligen Benedictinerklosters zum hl. Moriz in Homburg bey Langensalza (Homburg oder Hohenburg an der Unstrut) geliefert.

Dieselben sind von dem Professor E. G. Förstemann in Nordhausen redigirt worden. Der hiervon veranstaltete eigene Abdruck (Nordhausen 1847. 8.) ist 95 Seiten stark und zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung (S. 1 — 38) liefert die vollständigen Abdrücke von 28 der ältesten und wichtigsten Urkunden, deren wesentlicher geschichtlicher Inhalt in der vorausgehenden Einleitung zusammengestellt ist.

Sie fallen in den Zeitraum von 1136 — 1226 und sind einem bey dem Magistrate der Stadt Langensalza hinterlegten Copialbuche des Klosters Homburg entnommen, welches im Ganzen 171 Urkundenabschriften enthält. Von 143 dieser Urkunden gibt die zweyte Abtheilung des vorliegenden Schriftchens (S. 39 — 90) nur Regesten, diese jedoch so ausführlich, daß der Hauptinhalt derselben als beynahe vollständig gegeben angesehen werden kann.

Ueber die Geschichte des Klosters Homburg ist bereits im J. 1774 eine von dem Diaconus Krannichfeld verfaßte Monographie erschienen, welche den Titel führt: Historische Nachrichten von der ersten Verfassung, Verbesserung und Aufhebung des ehemaligen Klosters Homburg (Langensalza 4. 6½ Bogen) *). — Auch in Göschels Chronik der Stadt Langensalza (1818. 2 Bde. 8.) findet man Nachrichten über dieses Kloster. Krannichfeld hat nur sechs Urkunden in der Ursprache; Göschel gleichfalls sechs in deutscher Uebersetzung geliefert; alle übrigen erscheinen hier zum ersten Male im Drucke.

Aus denselben ergeben sich folgende historische Notizen. Der Ort Homburg in Thüringen war früh eine ansehnliche Besitzung der sächsischen oder thüringischen Ahnen Heinrichs des Löwen. Es war daselbst eher ein Schloß und ein Hof mit Meyerey, auch wohl eine Pfalz, als ein Stift oder Kloster. Die Erzählung von der Errichtung eines Klosters dortselbst durch Kaiser Carl den Großen (um d. J. 800), scheint später entstanden zu seyn. Das bey Homburg liegende Salza (jetzt die Stadt Langensalza) war anfangs nur ein Dorf. — Erst im XI. Jahrhundert (zur Zeit des langen Kampfes der Sachsen und Thüringer gegen Kaiser Heinrich IV.) trat der Ort Homburg hervor. Den 13. Septbr. 1073 besprachen sich daselbst die Erzbischöfe von Mainz und Köln und andere geistliche und weltliche Herrn von der Partey des Kaisers Heinrich mit den sächsischen Fürsten und Herrn über einen Vergleich und Friedensschluß. Zwey Jahre später (am 9. Jun. 1075) überfiel Kaiser Heinrich mit einem starken Heere seiner Schwaben und anderer Anhänger das sächsische Heer und schlug und zer-

---

*) Die Verbreitung der Kenntniß sowohl als des Gebrauches gefärbter Gläser ist von Frankreich nach England gegangen und von da im VIII. Jahrhunderte durch die Missionäre nach Deutschland und Flandern gebracht worden. Die Verwendung des gefärbten Glases zu Kirchenfenstern fieng schon im IV. Jahrhunderte an; in Bayern jedoch findet man davon erst gegen Ende des X. Jahrhunderts unbezweifelte Spuren; namentlich gab es im Kloster Tegernsee eine Glashütte. S. Günthners Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern I. 373 — 375. Rheinisches Convers. Lexikon. Köln 1825. V. 676 ff.

**) S. gelehrte Anzeigen v. J. 1848. No. 72. u. 73.

*) Vergl. Meusels fortgesetzte historische Betrachtungen, Bd. II. S. 160 — 162.

sprengte dasselbe bey Hohenburg an der Unstrut. Graf Gebhard von Querfurt oder von Suplinburg, der Vater des nachmaligen Kaisers Lothar II., fand hier seinen Tod.

Um das Jahr 1100 scheint Gertrud (des Markgrafen Eckbert von Thüringen Tochter, Gemahlin des Sachsenherzogs Heinrich von Nordheim, der Kaiserin Richenza Mutter und der Gemahlin Heinrichs des Stolzen Großmutter † 1117) ein Stift zu Homburg auf ihrem Grund und Boden, wenn nicht neu gegründet, doch reicher begabt und ausgestattet zu haben. Ihre Schenkung an dasselbe, worüber sich eine Urkunde nicht vorfindet, bestätigte im J. 1142 (laut Urkunde Nr. 2) ihre Enkelin, die Herzogin Gertrud (Tochter der Kaiserin Richenza, Gemahlin Heinrich des Stolzen und Mutter Heinrich des Löwen).

Wohl kann indessen die erste Gründung eines Nonnenklosters zu Homburg älter seyn.

Schon im Jahre 1136 bewirkte der Kaiser Lothar und seine Gemahlin Richenza nebst ihrem Schwiegersohne, dem Bayernherzoge Heinrich dem Stolzen, die Umwandlung „des von den Vorfahren des Kaisers Lothar gestifteten," darauf aber sehr herabgekommenen und ausgearteten Nonnenklosters zu Homburg in ein Benedictiner-Mannskloster, und der Erzbischof Adalbert zu Mainz bestätigte diese Umwandlung (wahrscheinlich um die Mitte des Monats August in jenem Jahre) zu Würzburg, wo sich eben eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten nebst ihrem Gefolge um den Kaiser Lothar zu einem Zuge nach Italien versammelt hatte. — Mit dieser erzbischöflichen Bestätigungsurkunde beginnt die vorliegende Sammlung. Als Zeugen erscheinen unter anderen folgende 16 Bischöfe: Bruno, coloniensis archiepiscopus, Adalbertus treuerensis, Andreas trajectensis, Conradus magdeburgensis, Adelbero bremensis, Vto cicensis *), Meginhardus merseburgensis, Otto bambergensis, Henricus ratisbonensis, Waltherus augustensis, Vdalricus constantiensis, Adelbero basiliensis, Hebrehardus argentinensis, Syfridus spirnensis, Bucco wormaciensis episcopus. Zwischen dem Bischof Heinrich von Regensburg und dem Bischofe Walther von Augsburg steht Hebrehardus ohne Bezeichnung seiner Diöcese. Förstemann vermuthet, es sey Bischof Gebhard von Eichstätt zu verstehen. —

Aus der Abtey Corvey kamen die ersten Mönche nach Homburg.

Eine bedeutende Erwerbung für dieses neue Mönchskloster war der Wald bey Thiemarsburg, welchen der Abt Thiemo von Heinrich von Wida, Erchenberts Sohne, kaufte oder eintauschte. Da der letztere diese Besitzung vom Herzoge Heinrich dem Stolzen und dessen Gemahlin (des Kaisers Lothar Tochter) zu Lehen empfangen hatte, so überließ dieselbe des genannten Herzogs Sohn, der junge Herzog Heinrich der Löwe, im J. 1143 zu Königslutter dem Mannskloster als freyes Eigenthum, indem er und seine Mutter auch noch die Marienkapelle ihrer Curia ob Homburg als ein Geschenk hinzufügten (Urk. 3.); und nach seiner Mutter Tode, in demselben Jahre, gab er dem Kloster auch noch die Capelle der heiligen Simon und Judas und eine Wiese zu Homburg (Urk. 4.).

Neunzehn Jahre nachher (1162) auf einer Reise durch Thüringen fand Herzog Heinrich der Löwe, daß das Kloster unter dem Abte Conrad gesunken und zerrüttet sey. Dadurch fühlte er sich bewogen, nach dem Rathe verständiger Männer, dem Grafen Adelgar von Honstein zwar nicht die Verwaltung der Vogtey zu übertragen, aber ihn doch zu veranlassen, auf andere Weise für das Kloster fleißig zu sorgen. Das Vogteyrecht, welches der Herzog selbst lange besessen hatte, überließ er hierbey völlig dem Kloster. (Urk. 5.)

Derselbe Herzog verzichtete 1164 auf sein Recht, dem Kloster einen Abt zu setzen, und gestattete den Mönchen die freye Wahl der Aebte, und da das Kloster bisher in weltlichen Dingen ihm und seinen Vorfahren unterworfen gewesen, so befreyte er dasselbe auch von dieser Abhängigkeit (Urk. 6.).

*) Episcopus citicensis, d. i. Bischof von Naumburg. Zeitz war der ursprüngliche Sitz des Bisthums Naumburg.

Im J. 1179 bestätigte er dem Abte die freye Verwaltung und Verfügung über das Klostergut und behielt sich und seinen Erben nur das Patronatrecht vor. (Urk. 7.) Gleichzeitig vermehrte er mittelst zweyer Urkunden (No. 8 u. 9) die Güter des Klosters durch neue, bedeutende Schenkungen solcher Grundstücke in Thüringen, die bisher sein Eigenthum gewesen, wiederholte die Befreyung des Klosters von jeder Vogtey und wies die Ansprüche der Grafen von Honstein auf diese Vogtey zurück.

Die letzte Urkunde Heinrich des Löwen für das Kloster Homburg (Nr. 10.) ist vom J. 1180, also wahrscheinlich aus der Zeit, wo die Reichsacht gegen ihn schon ausgesprochen war, und kurz vor seinem völligen Sturze gegeben. Sie betrifft eine dem Kloster durch eine edle und reiche Frau, Adelheid in Bechstedt, gemachte Schenkung.

Der Zeit nach folgen dann 2 Urkunden der Landgrafen von Thüringen (Nr. 11 und 12). In der ersten (vom J. 1186) erklärt Landgraf Ludwig, daß vor ihm zwey seiner Ministerialen und der Abt Ludwig von Homburg in ihrer Streitsache wegen eines Waldes bey Thiemarsburg sich verglichen haben. In der zweyten (vom Jahre 1191) bestätigt Landgraf Hermann einen vom Kloster gemachten Kauf und verzichtet auf seine lehenherrlichen Rechte an dem Kaufobjecte.

Hierauf folgen die Urkunden der Söhne Heinrichs des Löwen, nämlich 8 (Nr. 13, dann 15 — 21) von dem Pfalzgrafen Heinrich und eine (Nr. 14) vom König (Kaiser) Otto IV. Sie beziehen sich auf neue Gütererwerbungen des Klosters und Bestätigungen der Rechte und Freyheiten desselben.

Die älteste päpstliche Urkunde für das Kloster Homburg (Nr. 23) ist eine zu Rom am 5. Nov. 1217 gegebene Bulle des Papstes Honorius III., worin dieser den Benedictinern dortselbst erlaubt, zur Zeit eines allgemeinen Interdictes stillen Gottesdienst zu halten. Derselbe Papst nahm durch eine weitere Bulle vom 18. März 1224 (Urk. 24) das Kloster in den besonderen Schutz des päpstlichen Stuhles. Am 23. März des darauffolgenden Jahres (Urk. 25) wiederholte er diese Zusicherung seines Schutzes und bestätigte die Uebertragung der Vogtey, auf welche der Herzog von Sachsen und die Grafen von Honstein, denen sie lehenweise übertragen war, verzichteten.

Am 3. Oct. des nämlichen Jahres (1225) bestätigte zu Erfurt der Cardinal Conrad, als päpstlicher Legat, dem Kloster die nun auch von dem Rheinpfalzgrafen Heinrich demselben überlassene Vogtey (Urk. 26).

Am 25. Nov. 1224 ertheilte Erzbischof Siegfried II. von Mainz dem Abte zu Homburg das Recht, eine Infel zu tragen (Urk. 27) und sicherte im folgenden Jahre (den 18. Juni 1225) demselben Kloster unter Bestätigung aller Rechte und Privilegien seinen Schutz als Erzbischof zu (Urk. 28).

Diese Urkunde vom J. 1225 ist die letzte, welche Prof. Förstemann vollständig hat abdrucken lassen.

Bezüglich der übrigen in dem Copialbuche des Klosters noch enthaltenen 143 Diplomen bemerkt derselbe, daß auffallender Weise aus den Jahren 1226 — 1271 keine Urkunden vorkommen; von 1271 an seyen aus dem XIII. Jahrhunderte noch ungefähr 18 Stücke darin enthalten; etwa 70 seyen aus dem XIV., über 40 aus dem XV. und 12 aus dem XVI. Jahrhunderte. Die letzte ist vom J. 1536. —

Man sieht aus dieser Inhaltsangabe, daß die Urkunden des Klosters Homburg auch die Geschichte der bayerischen Herzoge berühren, und daher von den bayerischen Geschichtsforschern nicht unbeachtet gelassen werden dürfen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.
Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2) Ueber die Urkunden des Benedictinerklosters zu Homburg bey Langensalza.

(Schluß.)

Den genealogischen Zusammenhang dieser Herzoge mit der Stifterin zeigt nachstehende Stammtafel:

Gertrud, Stifterin † 1116.
|
Richenza (Gemahlin Kaiser Lothars) † 1141.
|
Gertrud (Gemahlin Heinr. des Stolzen) † 1143.
|
Heinr. der Löwe

Heinrich, Rheinpfalzgr. † 1227. Otto, Kaiser † 1218. Wilhelm, Herzog † 1213.

Sonst liefern diese Urkunden einschlüßig derjenigen, von denen Förstemann nur Auszüge geben konnte, gute Beyträge zur Geschichte des thüringischen Adels (besonders der Herren von Salza) und der Stadt Thamsbrück, so wie zur Kenntniß der alten Territorial- und Lehen-Verhältnisse der dortigen Gegend.

Das Kloster Homburg selbst betreffend ergibt sich aus diesen Urkunden und aus Olearii syntagma rerum thuringicarum (Frankf. 1704. 4. Vol. II. p. 85 — 88) nachstehende, wohl noch sehr mangelhafte und ungenaue Reihenfolge der Aebte *):

1. Rudolph, erster Abt v. 1136 bis . .
2. Heinrich I.
3. Gebeno.
4. Berthold I.
5. Dietrich. (Diese bezeichnet Olearius als die ersten fünf Aebte; sie sind aber nicht urkundlich nachgewiesen.)
6. Thiemo I. (auch Theodorich und Dietrich genannt, wahrscheinlich eine Person mit dem fünften Abte) 1143 . . .
7. Conrad I. . . . 1160 . . .
8. Ludwig I. . . . 1186 . . .
9. Heinrich II. . . . 1196 . . 1202 . .
10. Berthous . . . . 1211 . . .
11. Thiemo II. . . 1284 . . 1303.
12. Heinrich III. . . 1304 . . .
13. Giseler 1314 . . .
14. Heinrich IV. 1326 . . .
15. Berthold II. . . . 1333 . . .

*) Weder die Gallia christiana, welche des Klosters Homburg bey der Geschichte der Erzbischöfe von Mainz (Vol. V. p. 588. 589) nur kurz erwähnt, noch Falckensteins thüringische Chronik, in welcher den Klöstern viel Raum gewidmet ist, geben eine Reihenfolge der Aebte. Förstemann liefert sie S. 43, läßt jedoch die in den Urkunden vorkommenden Aebte Ludw. I. (Nr. 8) u. Heinr. II. (Nr. 9) weg.

16. Hermann (aus dem Geschlechte von Weberstedt) . . 1340 . . .
17. Friedrich . . 1362 . . .
18 Arnold, nach 1362.
19. Conrad II. . . 1401 . . .
20. Hermann II. (von Höngeda) 1412 . . . 1428.
21. Heinrich V. . . 1450. 1452 . .
22. Johann I. . . 1463 . . .
23. Albrecht . . . 1473 . . .
24. Johann II. (von Würzburg) . . 1480 . . .
25. Hermann III. . . 1494. 1499.
26. Johann III. (Herden) . . . 1506 . . .
27. Liborius (Vogt) 1511 — 1530. Er wurde am 9. Aug. 1530 als Abt in das St. Peterskloster zu Erfurt postulirt.
28. Ludwig II. (Listemann) 1530 bis . .
29. Nikolaus (Höpfner aus Thamsbrück), Abt bis 1539.

Dieser letzte Abt starb 1581 als Bürgermeister in Langensalza. Das Kloster Homburg war nämlich im Jahre 1525 während des Bauernkrieges verwüstet und seinem gänzlichen Untergange nahe gebracht worden. Dem im Jahre 1530 nach Erfurt abgegangenen Abte Liborius waren zwar noch die Aebte Ludwig und Nikolaus gefolgt; allein letzterer bekannte sich um das Jahr 1539 zu Luthers Lehre; das Kloster wurde säcularisirt und im Jahre 1544 an die Stadt Langensalza verkauft. Nach Melchingers Lexikon von Sachsen und der Lausitz (Bd. V. S. 739) soll die Stadt Langensalza die beträchtlichen Güter dieses Klosters um 30,000 fl. erworben haben. Falckenstein behauptet in seiner thüringischen Chronik (Bd. II. S. 1326 u. 1327), übereinstimmend mit Olearius (Syntagma II. 88), Abt Höpfner habe bey der Säcularisation des Klosters nebst seinem Lebensunterhalte jährlich 50 fl., jeder der noch vorhandenen (wenigen) Mönche 15 fl. erhalten; er habe sich im Jahre 1545 verheirathet und noch 36 Jahre im Ehestande gelebt. Der Magistrat von Langensalza habe die Klostergüter von Homburg sammt jenen des Augustinerklosters in Langensalza vom Herzoge Moriz zu Sachsen um 10,000 fl. gekauft. —

Der Herausgeber dieser Kloster Homburgischen Urkunden würde seinen Lesern einen gorßen Dienst erwiesen haben, wenn er, — wie E. Volger bey der Herausgabe der Urkunden des Bisthums Hildesheim gethan hat — den Urkunden nicht bloß kurze erläuternde Bemerkungen, sondern auch ein genaues Orts- und Personenregister beygefügt hätte, welches aber hier ganz mangelt.

Bey dieser Veranlassung sey es erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß wir leider kein gutes, mit Hinweisung auf Quellen und auf die vorhandene einschlägige (sehr reichhaltige) Literatur verfaßtes Klosterlexikon besitzen, obgleich ein solches für jeden Freund der Profan-, der Literär- und der Kirchengeschichte ein großes Bedürfniß wäre. Das von Frdr. Carl Gottlob Hirsching begonnene Werk (Historisch-geographisch-topographisches Stifts- und Klosterlexikon I. Bd. A — D. Leipzig 1792. 8.) ist nicht fortgesetzt worden. Des Schamelius Entwurf eines Klosterlexikons (Eisenach und Naumburg 1733. 4.) ist eine der Form und dem Inhalte nach ganz unbedeutende Arbeit. Möchte ein Mann, wie E. Fr. Moyer in Minden, welcher schon so oft seine genaue und umfassende Kenntniß der Klostergeschichte erprobt hat, sich entschließen, diesem Bedürfnisse abzuhelfen! Die jetzt überall bestehenden historischen Vereine würden ihn in der Ausführung eines solchen Unternehmens sowohl durch Mittheilung von Materialien, als durch Ermunterung ihrer Mitglieder zur Sicherung des Absatzes, dessen ein solches Werk bedarf, gewiß mit aller Bereitwilligkeit unterstützen.

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis in Company with the late reverend Daniell by Lieutenant Spratt and Professor Forbes. 2 Volum. Lond. 1847.

Es war in den ersten Tagen des Januars 1842, als mit dem Jahre zugleich die geographischen Untersuchungen ihren Anfang nahmen, mit deren Erfolgen sich das hier vor uns liegende, seinem Inhalt wie seiner äußeren Ausstattung nach eben so reiche als im hohen Grade anziehende Werk beschäftigt. Der Director der geographischen Vermessungen im Archipelagus, Capitän Thomas Graves, hatte von der brittischen Regierung den Auftrag erhalten, mit dem Schiffe Beacon nach der Küste von Lycien zu steuern, um die merkwürdigen Kunstüberreste aus alter klassischer Zeit nach England hinwegzuführen, welche ein neuerer englischer Reisender: Sir Charles Fellows, bey Xanthus entdeckt hatte. Als Gehülfen für die wissenschaftlichen Forschungen, zu denen die Sendung in eine der schönsten, antiquarisch wie naturwissenschaftlich reichsten Küstengegenden von Kleinasien so mannichfache Gelegenheit gab, waren dem ehrenwerthen Capitän Graves die beyden kenntnißreichen Männer: Lieutenant Spratt und Professor Forbes beygesellt worden; jener Forbes, von dessen schätzbaren Leistungen im Gebiet der Geologie und Naturgeschichte auch in unsern gel. Anz. Bd. XXIV. St. 11 schon Erwähnung geschah. Zu diesen beyden hatte sich noch der gelehrte Alterthumsforscher und Theolog Daniell, damals in Smyrna lebend, gesellt, angezogen durch das hohe Interesse, das für ihn die Neuheit des großen, antiquarischen Fundes hatte, dessen großentheils noch unter der Erde verborgenen Schätze jetzt gehoben werden sollten. Während der beyden ersten Monate des Jahres war die Mannschaft des Beacon zunächst mit den Ausgrabungen der Marmorwerke und mit den Vorbereitungen zu ihrem Transport beschäftigt, für welchen das Schiff unzureichend befunden ward, weßhalb der Kapitän im Monat März die Küste von Lycien verließ, um sich in Malta mit Provisionen und mit den nöthigen Mitteln zum Fortschaffen der an innerem Werthe wie an äußerer Masse gleich gewichtigen Kunstschätze zu versorgen. Während der, wie man voraussetzte, nicht sehr langen Dauer der Hin- und Herfahrt des Beacon beschlossen die drey eben erwähnten Männer an der Küste von Kleinasien zurückzubleiben und die Gelegenheit zur näheren Durchforschung dieses verhältnißmäßig noch so wenig bekannten, herrlichen Landstriches aufs möglichst Beste zu benutzen. Daniell machte sich den antiquarischen, Spratt den geographischen, Forbes den naturwissenschaftlichen Theil der Untersuchungen zur besonderen Aufgabe, und da sie alle drey in der Kunst des Zeichnens wohl geübt waren, konnten sie mit Leichtigkeit ihren schriftlichen auch jene bildlichen Darstellungen, Karten und Pläne beyfügen, durch welche ihre treffliche Arbeit für den Leser einen doppelt hohen Werth empfängt.

So bescheiden auch die ehrenwerthen Männer, die wir so eben als Verfasser des ausgezeichneten Werkes nannten, sich über die Erreichung und Nichterreichung des Zieles aussprechen, das sie für ihre Untersuchungen sich vorgesetzt hatten; so sehr wir mit ihnen es beklagen, daß ihr würdiger Reisegefährte Daniell die Vollendung der Arbeit nicht erlebte, sondern als Opfer des klimatischen Einflußes fiel, müssen wir dennoch unsererseits um so dankbarer die außerordentlichen Verdienste hervorheben, welche sie sich um die Kenntniß eines von dem wissenschaftlichen Forschen fast noch unbetretenen Paradieses der Natur und der Kunst erworben haben. Erwägen wir nur das Eine, daß unsre Reisenden von nicht weniger als 18 berühmten Städten des Alterthumes die genaue geographische Lage auffanden und den jetzigen Zustand derselben beschrieben. Für fünfzehn war der alte Name aus den Inschriften erwiesen, die man unter ihren Trümmern entdeckte. Von allen diesen, in dem Werk aufgeführten Städten waren bisher nur drey oder vier von andren Reisenden der neueren Zeit besucht und beschrieben, ihrem alten Namen nach aber unsicher und selbst falsch bestimmt worden, so daß die gewisse Ausmittelung von diesen ebenfalls als eine

neue Entdeckung zu betrachten war. Und in ähnlicher Weise als die geographischen Forschungen haben auch die antiquarischen und naturwissenschaftlichen, von denen jene begleitet waren, eine bisher sehr oft bemerkbar gewordene Lücke in der Kenntniß des alten so wie des neuen Kleinasiens ausgefüllt.

Wir gehen jetzt zu einem übersichtlichen Bericht über den Inhalt des Reisewerkes selbst über.

Makeri, das nahe bey der Stätte des alten Telmessus, an dem nördlichen Ausläufer des Kragusgebirges liegt, ist von mehreren neueren Reisenden, namentlich von Clarke und Beaufort besucht, und mit seiner für den Freund der Alterthumskunde höchst reichen Umgebung beschrieben worden. Auch an guten Abbildungen dieses historisch wichtigen Punktes fehlt es uns nicht, die man in Clarkes und Choiseul Gouffiers Werken finden kann. Von Makeri, in der Thalebene hinan, zwischen (Serpentin-) Hügeln, auf denen die Wallona-Eiche (Quercus Aegilops) kleine Waldungen bildet, führt der Weg vorherrschend über aufgeschwemmtes Land und über tertiären Süßwasser-Kalkstein. In Osten wird die weit in das Land hineintretende Ebene durch den Hochrücken des bis zu 10,000 Fuß ansteigenden Massicytus begränzt, im Norden erheben sich die bräunlichen vulkanischen Felsengebilde, welche, als dieselben, an so vielen Stellen der kleinasiatischen Küste gefunden werden.

Der Cragus, das Küstengebirge Lyciens erscheint, vom Meere aus gesehen, ganz so wie ihn schon Strabo (14) beschreibt, wie durch tiefe Klüfte zerspalten. Unter seinen sieben (Strabo zählt acht) Gipfeln erhebt sich der Baba Dagh bis zur Höhe von 6550 Fuß. Nach dem Meere hin (in Westen) ist sein Abfall steil und von tiefen Engthälern durchschnitten; nach Osten hin laufen von seinem Rücken mehrere Seitenarme aus, zwischen denen einzelne Bäche nach dem Xanthus abfließen, dessen Gebiet hier beginnt. Sobald man dieses, abwärts nach dem Flußthale steigend, betritt, zeigt sich der Boden in vorzüglichem Maaße fruchtbar und dem Anbau, wo dieser statt findet, günstig.

Am meisten fällt dieses bey Minara, der ansehnlichsten Ortschaft des jetzigen Xanthusthales ins Auge. Ueber eine weite Strecke verbreiten sich dort, gegen den Fluß hin die regelmäßig angelegten, von scharf stechenden Paliurusdornen umzäunten Felder; die nach türkischer Bauart stattlichen und geräumigen Wohnhäuser sind von einem Dickich der Storaxbäume, des Daphnegesträuches und der Coluteen umgeben. Man kann es gleich auf den ersten Blick bemerken, daß hier ein wohlhabendes, durch die Erzeugnisse des Landbaues reichlich versorgtes Volk lebt, das nicht mehr als unumgänglich nöthig zu arbeiten gewohnt ist, denn die Männer des Ortes pflegen sich Jahr aus Jahr ein mit der Jagd zu belustigen, während die Knechte, meist aus andrem Volksstamm als dem hier herrschenden türkischen, für künftige Ernte sorgen.

Es mag in früheren Zeiten mancher an dieser Küstenstrecke vorüberkommende europäische Reisende, der, während sein Schiff in der Nähe vor Anker lag, im Xanthusthale aufwärts einen Spazierritt machte und hierbey auf dem bequem gebauten Wege am rechten Ufer des Flußes blieb, in Minara gewesen seyn, ohne, wenn er auch Sinn dafür hatte, zu ahnen, welche Lust der Augen der benachbarte Eichenwald, der die Felsenkluft beschattet, in seinem Inneren hegt. Denn der Tabak rauchende Türke, der für ihn im Kaffeehause des Ortes den Kaffee bereitete, konnte es nicht errathen, daß ein aus fernem Lande herkommender Franke an dem alten Gemäuer und den umgestürzten Säulen, um die sich selbst der in der Nähe wohnende Moslem nicht bekümmert, ein Interesse nehmen könne. Die Völker der älteren und ältesten Zeiten hat ein tief in der menschlichen Natur liegender Zug öfters zu solchen Wohnsitzen hingeführt, in deren Umgebung eine majestätisch schöne Natur die Erhebung des Geistes zu Gedanken des Ernstes hervorruft, darin der innere Sinn sich einheimisch fühlt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis.

(Fortsetzung.)

Wie bey den alten Aegyptern, so waren bey vielen ihnen gleichzeitigen so wie späteren Völkern aus der gleichen geistigen wie geographischen Zone die Wohnhäuser der Lebenden nur ein flüchtiger Anbau an die Gräber der Verstorbenen; an die Tempel der Heroen. Welcher moderne Gewerbsmann, welcher Tourist, der auf den Straßen des täglichen Verkehres von einer Stadt, von einem Land des Orients zum andern zieht, sollte es vermuthen können, daß irgend ein gebildetes Volk des Alterthumes das Nest seiner berühmtesten Städte, gleich den Thurm- oder Uferschwalben, in Löchern des Gebirges oder in der Einöde einer Felsenwüste angelegt haben könne, dahin nicht einmal der Karren eines Krämers den Zugang zu finden vermöchte. Deßhalb sind die meisten und bedeutendsten zertrümmerten Städte, namentlich des kleinasiatischen Alterthumes, eben so wie die Ruinen von Xanthus von Charles Fellows nur durch einen sogenannten Zufall entdeckt worden. Namentlich auch Pinara, durch H. Hoskyn, den Begleiter des H. Fellows, und viele andre, nachher zu erwähnende.

Nur eine Viertelstunde weit von den äußersten, westlichsten Häusern von Minara zieht sich eine enge Bergschlucht in die überhängenden Felsen des Cragus hinein, deren Wände nach unten mit Wald bewachsen sind. Aus der Mitte des Gebirgs-Amphitheaters erhebt sich ein riesenhafter Felsenpfeiler, der sich an die hintere Wand der Bucht anlehnt, und an dessen Seiten Tausende von Gräbern eingehauen sind, während auf seinem jetzt schwer zu ersteigenden Gipfel die Reste einer alten Akropolis stehen. Hier war der älteste Anbau der großen lycischen Stadt Pinara, deren Name nach Steph. B. auf den rundlichen Umriß deutend, wahrscheinlich zunächst auf die Gestalt des thurmähnlichen Felsenpfeilers, der die Akropolis trug, sich bezog. Zu den Gräbern, die an den Wänden des großen Rundfelsens gleich den Löchern, welche der buntfarbige Bienenvogel (Merops Apiaster) für sein Nest gräbt, eines neben und über dem andren sich öffnen, führte kein Felsensteig; kein Vorsprung der Bergwand gab da einen Punkt zum Feststehen; die Arbeiter, welche die Höhle gruben, wie der Leichnam, der darin beygesetzt werden sollte, mußten ohnfehlbar an Seilen von oben herabgelassen werden. Keine Thür scheint den Zutritt der Luft und des Lichtes gehemmt zu haben.

Minder vor dem Zutritt eines menschlichen Fußes oder einer frevelnden Hand geschützt, welche die lange Ruhe der einsamen Wohnung des Todten stören konnten, und wahrscheinlich aus einer späteren Zeit des höher gesteigerten Wohlstandes der alten lycischen Stadt, lag unten gegen den Fuß des Burgberges hin eine Gruppe von Sarkophagen, deren einer, den höheren (königlichen) Rang seines Todten andeutend, majestätisch groß über seine Nachbarn sich erhob. Unten auf der Sohle des Bergkessels fand sich die eigentliche Stadt, nach der andern Seite von ihr eine niedrigere Akropolis mit Gemäuern, zum Theil von cyklopischer Bauart, daneben ein riesenhaft hohes Portal, dessen festes Gefüge

das Erdbeben zwar an einzelnen Stellen zerklüftet, nicht aber zu zertrümmern vermocht hat. Die Stadt selber, wie der Umfang ihrer Ruinen noch jetzt bezeugt, eine der größten des alten Lyciens, mit ihren Tempeln, ihrem Odeon und ihrem Theater, ist der Zerstörung durch die Hand der Barbaren wie der Zeit unterlegen; die Gräber der Todten, zum Theil mit wohl erhaltenen lycischen Inschriften, sind noch so wie sie gewesen, nur dienen einige von ihnen schon längst nicht mehr zum Bergungsort der zerstäubten Menschengebeine, sondern, wo ihre Lage unten im Thale es möglich machte, zur Winter-Wohnung der wandernden Jurucken und ihrer Ziegenheerden. Auch in christlicher Zeit muß diese alte Stadt des Königes Pandarus noch ihre Bewohner gehabt haben; dieß bezeugen die Reste einer christlichen Kirche, in der Nähe der unteren Akropolis. Anjetzt sind alle diese prachtvollen Ruinen eine Wohnstätte der Eulen und Fledermäuse, deren Ruhe nur selten durch einen Hirten und seine hier an der Weide gehende Ziegen oder durch den Fußtritt eines Jägers gestört wird.

Wäre ein früherer Reisender desselben Weges wie Spratt und Forbes gekommen, von Minara über die thonerdigen Hügel, vorüber an manchem kleinen, von reichen Feldern umgebenen Ort, dann über den letzten Vorsprung der Höhen, der wie eine Halbinsel in die Thalfläche heraustritt, dann würde Hrn. Fellows Recht der ersten Besitznahme des großen, für Kunst und Wissenschaft gleich wichtigen Fundes, den er unten im Flußthale machte, ein sehr ungewisses und bestreitbares geworden seyn. Denn von jenem äußersten Höhenpunkt überblickt man den unteren Verlauf des Flußthales bis zum Meere hin und hat die Ruinen der altberühmten lycischen Hauptstadt Xanthus so deutlich vor Augen liegen, daß keiner der wesentlichen Theile des großen Ganzen der Aufmerksamkeit entgehen kann. Dieser leichte Gesammtüberblick wird freylich nur dadurch möglich, daß die Ruinen von Xanthus nicht wie die von Pinara und vielen andren kleinasiatischen Städten in Felsenschluchten versteckt, sondern großentheils frey, im Flußthal ausgebreitet liegen, in einer Gegend, welche zwar jene Reize besitzt, die ein fruchtbarer Boden und die Fernaussicht auf Meere und Gebirg verleihen können, der aber hierbey jene großartig erhabenen Naturschönheiten abgehen, durch welche die Lage von Pinara, Myra, Patara und vieler andren alten Städte sich auszeichnet. Der ziemlich reißende, ansehnliche Fluß, an welchem die lycische Hauptstadt lag, führt seinen alten Namen Xanthus, „der gelbliche“ mit Recht, denn an wenig andern Flüssen wird die gelbe Färbung des Wassers in so starkem Maaße bemerkt, als an ihm. Der Grund hiervon mag wohl der seyn, daß sein unterer Lauf eine bedeutende Strecke weit durch die tertiären Süßwasserbildungen des Thalkessels hindurchgeht, deren lehmig-mergelige Bestandtheile das Wasser mit sich nimmt und daraus an der Küste hin jene Absätze bildet, durch welche die Lage der alten Stadt, die sonst näher am Meere war, ziemlich weit in das Land hineingetreten ist, ein Ereigniß, welches, abgesehen von dem nachtheiligen Einfluß, den in alter Zeit der Krieg mit den Persern, dann während der Zeit der Bürgerkriege die feindselige Heimsuchung durch ein Römerheer unter Brutus, später aber die alles verheerenden Räuberhorden der Türken und Mongolen auf den Zustand der Stadt hatten, für sich allein schon den vormals blühenden Handelsverkehr derselben sehr beschränkt haben würde. Wie schwierig in jetziger Zeit die Fahrten an der Mündung des Xanthus seyen, das mochte vielleicht auch der Unglücksfall bezeugen, welcher gerade um die Zeit, als Daniell, Forbes und Spratt in Hoskyns Begleitung von Pinara zu den Ruinen von Xanthus kamen, die Schiffsmannschaft des Beacon betroffen hatte, indem bey dem Transport von Provisionen, von der Küste her, zwey Matrosen ertrunken waren.

Die Stadt Xanthus war großentheils auf eine felsige Höhe gebaut, die sich nach der einen Seite hin mit gähen Wänden aus der Sohle des Alluvialbodens erhebt. Hier fanden sich die meisten jener Kunstschätze, welche nun im britischen Museum verwahrt sind, namentlich das viereckige Säulengrabmal, dessen schöne Basreliefs die Geschichte der Töchter des Pandarus darstellen, dann das Monument mit der längsten bisher bekannt gewordenen lycischen Inschrift. Hier waren die Reste des Theaters, mancher Tempel und andrer Hauptgebäude der Stadt;

ein höher ansteigender Theil des Felsenbodens trug, wie die Trümmer von beyden bezeugen, in älterer Zeit die Akropolis der Stadt, in späterer ein christliches Kloster. Von Xanthus etwa 3 Stunden westwärts nach der Küste hin, zwischen dieser und dem südlichsten Ausläufer des Cragus finden sich die von Hoskyn entdeckten Ruinen, in denen unsre Reisenden die von Cydna oder Pydnä und vom berühmten Tempel der Latona zu erkennen glaubten. Nicht fern von den Resten des alten Pidnä, darunter die eines Theaters die augenfälligsten waren, finden sich an dem Ufer des Uzlan, der wie die meisten fließenden Wasser in Lycien gleich an seinem Quellpunkt am Fuße des Kalkgebirges als starker Fluß hervorbricht, Gemäuer von Befestigungswerke, davon einige bis in die Zeiten der cyklopischen Bauart hinanreichen, andre aus dem Mittelalter sind.

Von Pydnä nordwärts auf den waldigen Höhen des Cragus gelegen, finden sich die Ruinen von Sidyma, deren Bauart auf eine spätere Zeit des Entstehens dieser Bergstadt schließen läßt, als die der meisten lycischen Städte war. Hier in der Nähe hatte H. Fellows ein Jahr vorher das Gerücht vernommen, daß es noch Löwen in dieser Gebirgsgegend gebe. Alle Erkundigungen jedoch, welche die Reisenden bey ihrem dießmaligen Aufenthalt in der Gegend darüber einzogen, dienten mehr zur Widerlegung als zur Bestätigung der Sage, so sehr auch für diese die Berichte des Alterthumes über die lycischen Löwen und die Löwengestalt der unter den dortigen Kunstwerken oft dargestellten Chimära günstig schienen. Der alte, mehr als achtzigjährige Türke, in dessen Wohnung die Reisegesellschaft gastfreundliche Aufnahme fand, und ein andrer hinzukommender Türke, welcher früher bey seinem Aufenthalt in Aegypten zu Alexandria lebende Löwen gesehen, versicherten beyde, obgleich sie als gute Jäger alle Theile des Gebirges durchstreift hatten, daß nirgends mehr eine Spur von Löwen zu finden sey und dieselbe Versicherung gaben auch andre Bewohner der Gegend, die doch 18 Arten der Säugthiere nannten und beschrieben, welche auf dem Cragus leben.

Im weiteren Verlauf der Reise über den Rücken des Gebirges, bey dem Dorfe Kapak glaubten die fleißigen Forscher ein Werk der alten Feueranbeter gefunden zu haben. Kaum möchte es auch anderswo auf Erden eine Gegend geben, welche durch die Majestät ihrer Natur mächtiger als die des Cragus bey Farellas, einem Dorfe, das nördlich von Kapak an der oberen Mündung einer bis ans Meer hinunter reichenden Felsenschlucht liegt, Gedanken an ein mitten im Sichtbaren waltendes, unsichtbares Göttliches wecken könnten.

Eine andre Tour von Xanthus aus führte die Reisenden in nordöstlicher Richtung zu den gegen 9 Stunden weit entfernten Ruinen von Tlos, welche an der linken Seite des Xanthusthales auf einem hohen Vorsprung des Gebirges liegen. Man hat auf dieser Höhe eine weite Aussicht in das fruchtbare Thal und über den Lauf des Flußes bis zum Meere hin; zugleich aber auch fast in der Weise, wie auf dem Rigiberge in der Schweiz, genießt man den Ueberblick über die Alpenkette des Taurus mit ihren schneebedeckten Gipfeln und über die nachbarlich sich erhebenden Gebirgshäupter des Massicytus, auf deren höchstem Scheitel ein beständiger Winter wohnt. Auch auf dieser herrlichen Gebirgswarte ziehet der Cragus mit seinen sieben in die Wolken hinanragenden Gipfeln den Blick des Reisenden in einem vorzüglichen Grade an sich. Aber das Auge hat dort noch eine andre, nähere Weide, auf der es sein Ergötzen finden kann. Fast einzig in seiner Art erscheint, der gegebenen Beschreibung nach, das prachtvolle einem Tempel gleichende Grabmal, an welchem das Säulenwerk des Thürgiebels ungleich näher noch dem ägyptischen als dem jonischen Baustyle stehet. Die bildlichen Darstellungen des Pegasus, im Kampf mit dem Leoparden, das Blumenwerk und die Figuren der Hunde erinnern ebenfalls mehr an den Einfluß eines älteren (persischen) als des griechischen Kunstgeschmackes. Das Theater von Tlos ist im griechischen Style erbaut, viele der vormaligen Paläste, wie dieß ihre Ruinen bezeugen, waren es im römischen. So bietet das alte Tlos eben so über den Lauf des Xanthus von seinen Quellen in der Region der beschneiten Hochgebirge bis zur Mündung ins Meer, als über den Verlauf der Entwicklung der Bau- und Bildhauerkunst des Alterthumes einen weiten Ueberblick dar.

Von Tlos wendeten sich die Reisenden nordwestwärts wieder nach dem Xanthus herüber, dessen tiefes, wasserreiches Bette sie auf einer alten Brücke überschritten und so an das rechte Ufer des Flusses kamen. Es ist dieß die einzige Brücke, welche auf dem ganzen ziemlich langen Laufe desselben über den reißenden Strom führt und den Verkehr der Bewohner der einen Seite mit denen der andren vermittelt. Die vorherrschende Gebirgsart des rechten Ufers ist der Grünsandstein und dieser bleibt es auch bis zum Fuße der Tauruskette. Nahe bey dem Dorfe Oren sind die Ruinen einer alten Ortschaft, welche die aufgefundenen Inschriften Anara benannten.

Die eben erwähnten Wanderungen fielen noch in die beyden ersten Monate des Jahres und sie hatten zunächst nur an die bereits von Hoskyn und Fellows entdeckten und beschriebenen Ruinen geführt. Ein höheres Interesse noch als jene hatten durch den Reiz der neuen Entdeckungen die Forschungsreisen, welche H. Daniell und seine Freunde nach der Abfahrt des Beacon in den ersten Tagen des März begannen. Es war um diese Zeit noch zu früh zum Besteigen der höher gelegenen Thäler, aus denen der Winter mit seinen thauenden Schneemassen so eben erst zu weichen anfieng, man beschloß deßhalb, zuerst nur nach den tiefer gelegenen Küstengegenden sich zu wenden. Sechs gute türkische Pferde für die Reiter, vier für das Gepäck erleichterten und beschleunigten die Reise durch die einförmige, sumpfige Ebene, die sich vom Xanthus nach den Bergen von Patara hinzieht. Ein steinerner Dammweg, der jene Ebene durchsetzt und wegsam macht, so wie die Ruinen des alten Aquäducts auf den Bergen, der die Bewohner von Patara mit gutem Trinkwasser versorgte, sprechen deutlich von einem ganz andern Zustand des Landes und seines Verkehres, als der jetzige ist; denn die türkischen Bewohner des Dorfes „Bazar-jen," die sich in ihrem moslemischen Gleichmuth wenigstens eben so viel zu seyn dünken als die vormaligen Bürger von Patara, trinken das ganze Jahr hindurch nur das Regenwasser, das sich während der Winterszeit in einer großen gemeinsamen Cisterne sammelt, und an einen Bau von Straßen würde keiner von ihnen denken. Diese Leute wissen aber auch in andrer Beziehung nur wenig von den Bedürfnissen wie von den Bequemlichkeiten eines ruhig an seinem Ort verweilenden Städters. Als sie am Abend mit ihren langen Pfeifen um die Reisenden sich versammelten, und von dem nun bald herannahenden Fortzug aus dem Winteraufenthalt des kleinen Dorfes in ihre Jaila oder Sommerfrische sprachen, da leuchteten ihnen die Augen vor Sehnsucht und Vergnügen. Denn während der wärmeren Zeit des Jahres würde ein Reisender in diese Gegenden in manchen der kleinen Dörfer vergeblich nach einem Menschen suchen, der ihm einen Trunk Wasser oder Milch reichen oder Bericht über seinen Weg ertheilen könnte. Die Bewohner sind dann alle, mit Weib und Kind sammt den Heerden ihres Viehes auf die grünenden Triften der Alpen gezogen, wo sie, in ihren Zelthütten oder im Schatten des Waldes, am Quell des frischen Wassers ein vergnügliches Leben der Freyheit führen.

Hier in der Nähe des alten Hafens von Phormicus hatten unsre Forscher allen Grund, die Reste der vormaligen Stadt Phellus zu suchen, denn Livius bezeichnet jenen Hafen als den der Stadt Phellus. Sie fragten deßhalb die Türken, ob es in ihrer Nachbarschaft keine alten Gemäuer und zertrümmerte steinerne Häuser gebe. Die Antwort war bejahend und zugleich erboten sich einige Männer aus dem Dorfe, die Reisenden nach den Ruinen zu begleiten, weil sie ihr Weg nach der Jaila, zu der sie voraus eilten, um dort Vorbereitung für die Sommer-Aussaat zu treffen, dort vorbeyführte. Aber die Ruinen auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße das Dorf liegt, erwiesen sich gleich auf den ersten Blick als Werke des christlichen Mittelalters, sie bestanden aus den Resten einer Art von Bergveste und zweyer Kirchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis.

(Fortsetzung.)

Ein Stück Landes von der Länge einer ganzen, von der Breite einer halben Stunde, nach seinem fruchtbaren Boden zu schließen zum Feldbau sehr geschickt, schien in alter Zeit durch den Fleiß der Menschenhand seine gleichmäßig ebene Form erhalten zu haben; es war in diesem Augenblick noch durch das Wasser des schmelzenden Gebirgsschnees und des Winterregens mehrere Zoll hoch bedeckt.

Auch in dem rinnenförmig eingetieften Engthal von Serat, dessen Quellwasser als Bäche nach den beyden Enden des Thales in verschiedener Richtung abfließen, fanden sie nicht, wie Fellows, der im vorhergehenden Jahre hier war, gemeint hatte, die Stätte von Phellus, sondern sie mußten die dort befindlichen Ruinen, an denen nirgends eine Inschrift ihnen nähere Auskunft gab, eher für die von Pyrrha halten. Das Dorf Serat wird nur im Sommer bewohnt; die Reisenden, als sie jetzt von langem Herumziehen auf einem Irrwege dahin kamen, fanden im ganzen Dorf noch keinen Menschen. Ehe man sich an das weitere Forschen nach der Stätte von Phellus begab, schien es vorerst sicherer, einen bereits durch Beaufort und durch Fellows genauer erkannten Punkt: die Ruinen von Antiphellus aufzusuchen. Hier gewährt selbst noch der Name des kleinen, nur aus 18 Häusern bestehenden Ortes, der am vormaligen Hafen von Antiphellus liegt, einen guten Anhaltspunkt, denn jener Ort heißt „Andiphilo.“ Er dient noch jetzt dem Küstenverkehr, denn die Fahrzeuge von der Insel Castelorizo, so wie von andren Gegenden her, finden mit den Fischerbooten der Bewohner von Andiphilo an dem noch zum Theil wohl erhaltenen alten Molo einen sicheren und bequemen Landungsplatz. Die Ruinen der Stadt selber, unter denen die eines Theaters mit 26 Sitzreihen und die zahlreichen Sarkophagen, darunter nur einer mit lycischer Inschrift, die interessantesten sind, liegen auf der Anhöhe des Küstengebirges, das sich, an seinem Fuß mit dichtem Wald bewachsen, über Andiphilo erhebt. Hier, so wie in der ganzen Nachbarschaft trägt die Natur den Charakter einer Erhabenheit, dessen Reiz durch den anbrechenden Frühling in dieser Zeit noch vermehrt, dessen Genuß durch kein fremdartiges menschliches Treiben gestört wird. Denn dort sieht sich der Forscher überall unter den Denkmalen der Todten, unter den Trümmern einer Herrlichkeit, an welcher einst das Auge der Lebenden seine Lust fand, einsam und allein.

Bald aber belebte sich die Gegend, als die Reisenden auf ihrem Weiterwege jene Heerstraße betraten, welche dem Verkehr der jetzt lebenden Bewohner des Landes mit der Küste diente. Hier begegneten ihnen ganze Züge von Maulthieren, die mit Brettern beladen waren, welche die Turkomanen, die in der Nähe der waldigen Ebenen wohnen, nach der Küste führten, um sie den Unterhändlern abzuliefern, die das Holzwerk dieser Gegend nach Kastelorizo und von da nach Alexandria verschiffen. Ostwärts von Antiphellus fanden sie denn endlich sichere Spuren von der Stätte der eigentlichen Stadt Phellus und selbst die Ruinen derselben auf,

an deren Gemäuer cyklopische wie hellenische Bauart sich zeigt, deren Grabmähler ganz aus dem Felsen des Berges ausgehauen sind. Die alte Stadt lag zwey Stunden von Antiphellus entfernt auf einem schmalen Bergrücken, von welchem sich die Aussicht in ein überaus schönes Thal eröffnet. Der Name Phellus, der sich auf der Inschrift eines nicht fern von da in einem Kornfeld versteckten Sarkophagen findet, so wie der ähnlich lautende Name „Avelah," den eines der benachbarten Dörfer führt, bestärkte die Wahrscheinlichkeit der Vermuthung, daß sie hier an der wahren Stätte des von ihnen gesuchten Phellus seyen.

Von diesem Punkte aus zog sich der weitere Weg, den die Reisenden einschlugen, aus dem Apenninenkalk-Gebirge hinab in ein Thalbecken, das mit tertiärem Kalkgebilde ausgefüllt ist. Nach wenig Stunden ward die Hauptstadt des Districtes, Kassabar erreicht, welche ihre Bedeutung für die Umgegend nicht sowohl ihrer Größe oder der Zahl ihrer Einwohner, als dem Umstande verdankt, daß sie der Wohnsitz eines Aga und eines Kadi ist. Denn sie zählt nicht über 100 bewohnte Häuser, hat aber eine nicht unansehnliche, mit vielen Thürmchen verzierte Moschee. Sie liegt in einer zwar dem Anbau sehr günstigen, nur wenig aber für denselben benutzten Gegend, am Ufer eines mächtigen Gießbaches, der an dem östlichen Ausläufer des Massicytusgebirges entspringt und sich nicht fern von dem Orte in einen Bergstrom ergießt. So klein auch das Städtchen ist, bietet es dennoch den Reisenden Bequemlichkeiten dar, die in einem solchen Lande von besonderem Werth erscheinen. Auch ließen es die Herren der Regierung nicht an allerhand Erweisen von Höflichkeit fehlen, denn der Kadi machte den Reisenden seinen Besuch, sie dem Aga den ihrigen. Dennoch verweigerte dieser, seiner Pflicht getreu, den eifrigen Forschern die Erlaubniß, von Kassabar aus die vermuthlichen Ruinen von Arnä zu besuchen, weil diese bey einem Orte Namens Irnesi liegen, wo damals die Pest herrschen sollte, und weil die Reisenden die Bedingung, bey ihrer Rückkehr sich der Quarantäne zu unterwerfen, nicht eingehen wollten.

Jene beyden Bergströme, welche das Thalbecken von Kassabar mit seinen Tertiärgebilden von dem Apenninenkalk abgränzen, so daß ihr Bette genau auf der Linie der Auflagerung von jenem auf diesen seinen Verlauf nimmt, kommen der eine von Südwest, der andre von Nordost her fast in der Mitte des Thalkessels zusammen. Da wo sie sich begegnen, erhebt sich ein gegen 1000 Fuß hoher Felsenberg, an welchem sich die Strömung beyder Flüsse bricht und von der bisherigen Richtung zu der gemeinsamen nach S.W. in das Thal von Dembra oder Myra umbeugt. Gleich jenseits des Felsenkegels vereinen sich die beyden Wildwasser, welche um die Zeit, als die Reisenden hieher kamen, durch den thauenden Schnee sehr angeschwollen waren. Hier an diesem Punkte, nicht da, wo jetzt Kassabar liegt, muß in den Zeiten des christlich-byzantinischen Mittelalters der Hauptort jenes Landstriches gelegen seyn; dieß scheinen die zum großen Theil noch sehr gut erhaltenen ansehnlichen Reste einer Cathedrale im ältesten byzantinischen Baustyl zu bezeugen, welche unten in der Stadt an der N.O. Seite des Felsenkegels liegen, der als Halbinsel zwischen die beyden Bergströme sich hinauszieht. Auch auf der Höhe dieses Berges stehen Bauwerke aus jener mittelalterlichen Zeit: die Reste einer Burg, deren achteckige Thürme sich vollkommen unverletzt erhalten haben. Einige Felsengräber in der Nähe, so wie ein Theil der Mauern der Bergveste scheinen hellenischen Ursprunges und deuten darauf hin, daß die spätere christliche Stadt an der Stelle einer älteren sich begründet habe.

Auf den gemeinsamen alten Namen Cyaneä scheinen drey nicht weit von einander abgelegene Gehäufe von Ruinen Anspruch machen zu können, denn mehr als einmal kam auf ihren Trümmern so wie an den Grabmählern ihrer vormaligen Bürger jener Name vor. Am bedeutendsten sind unter diesen Ruinen die, welche in der Nähe des jetzigen Dorfes Jau gefunden werden, dessen Bewohner durch fleißigen Anbau ihrer Felder sich auszuzeichnen scheinen. Als eine der herrlichsten Städte an der südlichen Küste von Kleinasien, durch seine Lage und selbst noch jetzt in der malerisch schönen, großartigen Zusammenfügung seiner in Trümmern daliegenden Theile zeigt sich Myra, dessen Akropolis schon aus

bedeutender Ferne ins Auge fällt. Wie einladend sind diese tief in das Land hineinschneidenden Buchten mit dem Gebüsch der Myrten, der Erdbeerbäume, des roth blühenden Oleanders und der Coluteen an ihrem Küstensaume mit den weithin schattenden Platanen und Lorbeerbäumen, und mit den waldbedeckten Abhängen der Hügel für einen längern Aufenthalt. Das Dorf Dembra, das nahe bey der Stätte des alten Myra steht, wäre zu der Anlegung eines Landsitzes geeignet, von welchem jeder Herrscher von Europa sagen würde: er ist schöner als jeder, den ich in meinem Reich besitze. Dieses tiefe Blau des Himmels, die milde Luft, deren Lebensodem bald vom Gebirg, bald über die Wogen des Meeres, das in diesen waldumsäumten Buchten von all seinen Stürmen ausruhet, hereinhauchet; die Naturfülle der Felder, der Gärten und des Gewässers, die an dieser reich begabten Stätte der Erde zusammenströmt, die Stille umher, von dem Geschwätz keiner Versammlung unserer Zeitungen lesenden Kaffeehausgäste gestört — wer möchte sich nicht, wenigstens auf etliche Tage, aus dem jetzigen Gedränge von Europa hinaus in die Eichen- und Cypressenwälder von Myra versetzt wünschen!

In seltsamer Weise zeigt sich unter andrem in Myra das mächtig große und noch in seiner jetzigen Gestalt prächtige Theater mit den Felsengräbern nachbarlich zusammengesellt, welche unsre Reisenden für die schönsten in ganz Lycien halten und ihrem Kunstwerthe nach noch höher stellen, als die von Petra. Diese Meisterwerke der bauenden und bildenden Kunst sind fast durchaus in und aus dem Felsen gehauen und haben mit ihm zugleich dem zerstörenden Einfluß der Zeit widerstanden. Noch stehen die Giebelfelder mit ihren Basreliefs, die zierlich gefelderten Vorderseiten und flach hervortretenden, Dachsparren ähnlichen Leisten, die quadratischen Fensterkreuze, die häufigen lycischen und griechischen Inschriften so wohl erhalten da, als wären sie vor nicht langer Zeit aus der Bearbeitung des Meißels entlassen worden. An der Wand der Vorkammer eines dieser Felsengräber läßt sich noch jetzt in der niemals verstummenden Sprache der Schrift die Stimme eines Sehenden vernehmen, der in der Nachbarschaft der schlummernden Gebeine nicht an den Tod, sondern an das Leben dachte. „Moschus," so lautet die noch jetzt frisch leserliche Inschrift, „liebt die Philiste, die Tochter des Demetrius."

Wie die alten Aegypter ihre Todten im Sarg der Mumien zu den Gastmählern einluden, so haben, wie bereits erwähnt, die alten Bewohner von Myra die stillen Wohnsitze der Todten nahe an der Stätte angelegt, an welcher die Lebenden die höchste Lust der Augen und der Ohren genossen. Gleich als sollten die Töne der Freude wie des Ernstes zu den Seelen der Abgeschiedenen in das Schweigen der Gräber hinabdringen, haben sie das prachtvollste Theater, das vielleicht in ganz Kleinasien zu finden war, zu den Grabstätten hingestellt. Die polirten Granitsäulen mit Capitälern von weißem Marmor an den Flügeln des 360 Fuß im Durchmesser haltenden Gebäudes, der prachtvolle Bogen, der sich über den untern Eingang wölbt und die Sitzreihen stützt, das Labyrinth der Thüren, der Gänge und der steinernen Treppen, welche zum Diazoma führen, die noch zum Theil wohl erhaltenen Zierrathen lassen es ahnen, was dieser kunstvoll gebaute Wohnsitz der sprechenden Künste in seinem ursprünglichen Zustand gewesen sey. Anjetzt ist das Marmorpflaster der Arena von einem Kornfeld bedeckt; aus den Reihen der Sitze drängt sich das Gebüsch der Daphnen und die gelbblühende Phlomis hervor, die Grabmähler sind hinter dem Gesträuch des Lorbeer-Tinnus und des Arbutus versteckt.

Der Reiz der Gegend von Myra, der den Europäer, wenn ihm dieser Ausruhepunkt näher läge, so häufig anlocken würde, wirkt auch auf die Orientalen der benachbarten Inseln und Küstengegenden in anziehender Weise. In dem Kloster des heiligen Nicolas, in welchem unsre Reisenden bey dem griechischen Popen und seiner Frau freundliche Aufnahme und Bewirthung fanden, hielt sich damals ein griechischer Kaufmann mit seiner Familie auf, zunächst um sich und den Seinen das ungestörte Vergnügen des Landlebens zu gewähren, nebenbey auch sich zu erbauen und ein kleines Handelsgeschäft mit den Türken zu machen. Selbst der Pope treibt hier einen ansehnlichen Kornhandel, und seine außerhalb dem Kloster liegenden Speicher und Magazine sind

immer gefüllt. Auch tragen ihm die Opfergaben, welche die griechischen Schiffer und Pilgrime der Begräbnißstätte des ersten Bischofs von Myra, des h. Nicolas (dessen Gebeine in neuerer Zeit nach St. Petersburg übergeführt und durch andere Reliquien von dort aus ersetzt wurden) darbringen, nicht wenig ein. Der viel geschäftige Mann lebt übrigens mit seinen Nachbarn, den Türken, im besten, friedlichsten Benehmen, und viele von ihnen kommen täglich an sein Kloster, um mit ihm eine Pfeife zu rauchen.

Der Freund des Alterthums und seiner Kunstwerke würde wohl an des Popes Ort und Stelle kaum in so friedlichem Verhältniß mit jenen türkischen Nachbarn sich erhalten können als dieser, wenn er die fortwährenden Zerstörungen ansehen müßte, welche die moslemischen Maurer und Steinhauer gegen die herrlichen althellenischen und lycischen Denkmale sich zu Schulden kommen lassen. Sein Herz würde ihm aufbrausen in Unmuth, wenn er über den großen türkischen Begräbnißplatz von Dembra hingienge und sähe da die zerstümmelten Marmorsäulen, deren Capitäler und Sockel man dadurch in Grabsteine umwandelte, daß man ihre Spitzen in die Form eines Turbans ausgehauen oder die Flächen und Seiten in allerhand Weise zugestutzt hat, um Verse des Korans in sie einzugraben.

Der Weg nach Phineka, derselbe, den Fellows von Myra aus über das Gebirge eingeschlagen, mag wohl auch für unsre Alterthums- und Naturforscher einer der beschwerlichsten auf ihrer ganzen Reise durch Lycien gewesen seyn. Er zieht sich 11 Stunden lang über einen Paß des Apenninkalk-Gebirges, der zwar nur bis zur Höhe von 4000 Fuß ansteigt, dabey aber durch das abwechselnd steile Auf- und Niedersteigen über rolliges Gestein oder glatte Felsenwände höchst ermüdend und selbst gefährlich ist. Im Winter kann man ihn nicht machen ohne die Pferde zu wechseln, im Sommer ist er für Menschen und Lastthiere durch seinen gänzlichen Wassermangel fast aufreibend. Für unsre Reisenden war noch ein andrer Unfall eingetreten, der ihnen auf diesem Wege so wie auch weiterhin sehr lästig fiel: ihre noch einzige Uhr hatte einen Schaden gelitten, für welchen weder in Myra noch in seiner Umgegend eine hülfreiche Hand zu finden war. Dennoch ließen sie, nachdem sie mit Mühe einen Führer nach Phineka gefunden, sich nicht von ihrem Unternehmen abschrecken, sondern begannen die Reise bald zu Pferde, bald, wo dieß gefährlich war, zu Fuß am 25. März. Noch waren die Höhen des pamphylischen und cilicischen Taurus weit herab mit Schnee bedeckt; die Aussicht auf diese war von ungeheurer Ausdehnung, indem einige dieser Alpengipfel gewiß gegen 100 englische Meilen von dem Standort der Beobachter ablagen. Phineka selbst liegt nahe an der Mündung eines Bergstromes; es ist ein Dorf, das aus 4 steinernen Häusern und aus Zeltenhütten der turkomanischen Holzhauer besteht; sein Hafen ist so geräumig, daß vormals hier ganze türkische Flotten vor Anker lagen.

Vor allem war es der Besuch der Ruinen von Limyra, den die Reisenden von Phineka aus unternahmen, welcher für die Mühseligkeit der Reise einen lohnenden Ersatz gab. Die Verwüstungen der Türken haben hier noch nicht so um sich gegriffen wie in Myra, die zahlreichen Felsengräber tragen noch häufig und unversehrt ihre lycischen und griechischen Inschriften; der erste Sarkophag, der unsern Wanderern in die Augen fiel, war derselbe, dessen von Cockerell copirte Inschrift seit 1814 die europäischen Gelehrten ihre erste Kenntniß der lycischen Schriftzeichen und Sprache verdanken. Auch die Ruinen von Corydalla und Gagä, dann die hoch im Gebirg, wo noch der Schnee lag, thronenden Baureste von Edebessus besuchten die unermüdeten Forscher von Phineka aus. Namentlich in der Umgegend von Lymira wohnen viele Zigeuner, deren Männer und noch mehr die wahrhaft graziösen, wohlgebildeten Mädchen und Frauen sich sehr vortheilhaft in ihrem Aeußern von den Türken und Turkomanen unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis.

(Fortsetzung.)

Herr Daniell wurde bereits um diese Zeit (in den ersten Tagen des April) von einem Uebelseyn befallen, das dem Anschein nach sehr bedenkliche Folgen haben konnte und das wohl auch schon ein Vorbote von der schwereren Erkrankung war, an welcher er wenige Monate nachher starb. Für jenesmal erholte er sich zwar nach wenig Tagen wieder so sehr, daß er mit seinen Freunden weiter zu reisen vermochte, bis dahin aber blieb Forbes zur Pflege des Kranken zurück, während Spratt von der Ausruhestation bey Kardítsch aus die Untersuchungen der Umgegend allein fortsetzte. Der Zielpunkt seiner Untersuchungsreise, auf der ihn ein griechischer Bedienter Namens Nicolo begleitete, welcher des Türkischen ziemlich kundig war, sollten zunächst die Ruinen bey Kosetschek seyn. Jenseits des Dorfes Derekoi, in welchem Holzhauer wohnen, nahm das steile Berganſteigen seinen Anfang; es war schon dunkle Nacht, da kam der Reisende zu drey Zelten der Turkomanen, von denen er erfuhr, daß Kosetschek noch zwey volle Stunden Weges entfernt liege. Nicolo mußte seine Beredsamkeit aufbieten, mußte an die Pflichten der Gastfreundschaft gegen Reisende erinnern, welche so spät in der Nacht doch nicht mehr weiter gehen könnten, um einen der Männer dazu zu bewegen, daß er den fremden Gästen ein Obdach einräumte, das nur wenig Schritte von seinem Familienzelt entfernt war und aus einem bretternen Vorbau vor einer Eintiefung in den Felsen bestand. Eigentlich war dieser Bretterverschlag ein Stall, in welchem zwey Esel ihre Nachtherberge hatten, welche für heute den neuen Ankömmlingen ihren Platz einräumen mußten. Abgesehen von dieser etwas ungewohnten Art der Herberge hatten übrigens die beyden Wanderer alle Ursache, mit der Bewirthung zufrieden zu seyn, denn die gute Frau, deren Mannes Gäste sie waren, sendete ihnen nicht nur eine aus Ziegenhaar gewebte Decke, darauf es sich in der Nähe des angezündeten Feuers recht gut ruhen ließ, sondern auch eine Fülle von Eyern, Schmalz und Kuchenbrod.

Zu dem Wirthe, der neben seinen beyden Gästen Platz genommen hatte, gesellten sich bald auch die Hausväter der beyden andern Zeltenhütten, um zu erfahren, was die Veranlassung zu einem so seltenen Besuch oben in ihrer einsamen Gebirgswildniß gewesen sey. Aufmerksam horchten sie alle auf die Berichte, die ihnen Nicolo über die fremden Reisenden und über ihre Beschäftigung mit dem Aufsuchen und Abzeichnen von Felsengräbern und zertrümmertem Gemäuer gab, als sie jedoch derselbe befragte: ob wohl auch hier oben auf ihrem Gebirge solche Sachen zu finden seyen? wollten sie nicht mit der Sprache heraus, vielmehr fragten sie den Nicolo, wie viel Geld wohl schon die Fremden unter den von ihnen durchforschten Ruinen gefunden hätten? Als man ihnen sagte, daß gar keines sey gefunden worden, und daß überhaupt diese Fremden nicht aufs Geldsuchen ausgiengen, schüttelten sie ungläubig den Kopf, und da die beyden andern Turkomanen, nachdem sie fünf bis sechs Pfeifen Tabak mit und von ihrem Gast geraucht hatten, sich entfernten, blieb der Wirth noch einige Augenblicke allein zurück.

Er gab zu verstehen, daß er allerdings Ruinen oben auf dem Berge wisse und wenn der Fremde ihm verspreche, daß er ihm die Hälfte von dem Gelde geben wolle, das er dort fände, sey er bereit, ihn dahin zu führen. Das Versprechen wurde sehr gerne ertheilt und der gute Mann dünkte sich schon wunderreich in Hoffnung.

Der Gewinn, den die beyden, der führende Turkoman und Herr Spratt von der Wanderung des nächsten Tages hatten, war freylich sehr ungleich vertheilt, denn der Letztere fand in der Betrachtung der höchst ansehnlichen Ruinen der alten Bergstadt, in deren Mitte er eintrat, einen sehr hohen Genuß, keineswegs aber Geld, von welchem der Führer seinen Antheil zu erhalten hoffte. Wie die Stadt geheißen habe, das sagte nirgends eine Inschrift aus, daß sie aber viele Zeiten und Alter der Menschen hindurch in gutem Wohlstand sich erhalten haben müsse, dieß bezeugten die Gemäuer und Säulen in uralt lycischem, in hellenischem, römischem und byzantinischem Baustyl. Sonderlichen Kunstwerth scheinen freylich die bildlichen Darstellungen in halb erhabenen Figuren auf einigen der ältesten Grabmäler nicht gehabt zu haben, doch läßt sich nicht beurtheilen, welchen zersetzenden und umwandelnden Einfluß die christlich byzantinische Periode während ihrer Herrschaft in dieser Stadt auf die älteren Kunsterzeugnisse geäußert habe, denn daß jene ihrem Namen nach noch unbekannte Stadt im Mittelalter von ziemlicher Bedeutung gewesen seyn müsse, das wird aus den vielen Resten der christlichen Kirchen erkannt.

Der Turkomane hatte jede Bewegung seines Gastes beobachtet. Daß er kein Geld gefunden habe, war ihm gewiß, daß er aber die zauberhaften Inschriften copirte und überhaupt so Vieles schrieb und zeichnete, erregte in ihm ein unheimliches Gefühl und allerhand Gedanken des Mißtrauens. Noch mehr als ihr Mann fand sich die turkomanische Frau, in deren Eselsstall die beyden Fremden Herberge genommen hatten, durch ihre Anwesenheit beunruhigt. Nicolo war, während sein Herr die Ruinen besuchte, zurück geblieben; die arme Frau, aus Furcht von dem fremden Manne gesehen zu werden, hatte sich den ganzen Tag in ihrer dunklen Zeltenhütte versteckt gehalten und obgleich sie bey jeder Gelegenheit ihre gastfreundliche, dienstfertige Gesinnung durch die That kund gab, reichte sie dennoch die Milch wie die übrigen Nahrungsmittel niemals in die Hand des Fremden, sondern streckte nur ihren Arm durch den wenig geöffneten Vorhang der Zeltenhütte heraus; eines ihrer Kinder nahm das Gereichte in Empfang und händigte es dem in einiger Entfernung stehenden Gaste ein.

In Beziehung auf dieses Benehmen der Frauen scheidet sich das Gebirgs- und Landvolk dieser kleinasiatischen Gegenden in zwey sehr verschiedene Gruppen oder Stämme. Bey den Jurucken, obgleich sie sonst ganz den Turkomanen sich gleich stellen, gehen die Frauen eben so wie die Zigeunerinnen des Landes unverschleyert und sprechen ganz ungenirt mit den Männern, bey den eigentlichen Turkomanen dagegen verbergen sie sich durch Schleyer und Abschluß in ihren Hütten aufs ängstlichste vor dem Blicke jedes fremden Mannes. Hr. Spratt befreyte seine gute Wirthin sobald als möglich aus ihrer Gefangenschaft, indem er schon am nächsten Tage nach dem Besuche der Ruinen wieder abreiste.

Es war jetzt (am 7. April) auch für die höher gelegenen Gegenden die Zeit der Baumblüthe und der milden Frühlingslüfte gekommen, doch wird fast überall, wo man von der Küste und ihrem Verkehr landeinwärts sich entfernt, der anbauende Einfluß der Menschenhand vermißt; da, wo einst Hunderttausende der Bewohner in Städten und Dörfern ihr reichliches Brod fanden, tragen die mit Disteln und Dornen bewachsnen oder zur Sand- und Steinwüste gewordenen Landschaften kaum noch für Hunderte den nöthigen Unterhalt. Die Reisegefährten waren bald alle wieder beysammen; Hr. Spratt traf die Freunde bey den Ruinen von Rhodiopolis mit dem Copiren einer lycischen Grabesinschrift beschäftigt, welche lang und langweilig wie manche moderne Leichenpredigt alle Tugenden des dort Begrabenen aufzählte. Der gemeinsamen Bemühung der drey Reisegefährten gelang es erst nach zwey Tagen, etwa ein Drittel der Inschrift zu copiren, die übrigen zwey Drittel der uninteressanten Lobschrift überließ man dem Fleiße späterer Reisenden. Von den meisten andren Ruinen der alten Städte dieses Land-

striches zeigten sich die von Gagä einer aufmerksamen längeren Betrachtung und Durchforschung werth. Eine Zeichnung von Spratt und Forbes, welche eine Fernsicht auf Korydalia und Gagä von Rhodiopolis aus darstellt, bildet eine schätzbare Beygabe des Werkes.

Zu Atresan kauften die Reisenden ein Lamm, das 15 — 16 Pf. wog, um 6 Piaster (gegen 43 Kreuzer rhein.) und noch billiger war der Einkauf, den der griechische Bediente Nicolo machte, als er ein tüchtiges Pferd, das, wie seine Narben bezeugten, schon einmal den Kampf mit einem Leoparden bestanden, um 100 Piaster (12 Gulden) für seinen Herrn erwarb. Dafür meinte er sich auch berechtigt, seiner eignen Person etwas Gutes zukommen zu lassen, denn obgleich der arme Bursch, so wie sein Landsmann Giorgio, der andre Diener, noch mitten in der strengen griechischen Fasten lebte, die für beyde in diesen Gegenden, wo sie weder Fische noch Oliven haben konnten, bisher eine doppelt harte gewesen war, nahm er doch heute sehr gern und dankbar an der guten Fleischkost der englischen und mohamedanischen Reisegesellschaft Theil, und Giorgio, obgleich der Sohn eines griechischen Priesters, meinte ebenfalls, daß, was den Engländern gut dünke, auch für ihn nichts Schlechtes seyn könne; beyde erquickten sich an dem verbotenen Mahle nach Herzenslust.

Nicht fern von Deliktasch erreichten die Reisenden am 15. April jenen von Kapitän Beaufort zuerst wieder entdeckten Gebirgsabhang, aus dem das sogenannte ewige Feuer hervorbricht, das schon den Alten unter dem Namen der Chimära bekannt war. Das flammende und phosphorescirende Gas steigt theils aus den Spalten einer kraterähnlichen Einsenkung hervor, theils kommt die Flamme, und zwar hier am schönsten und augenfälligsten aus einem Winkel der alten Mauern, die wahrscheinlich zu einem Tempel des Vulkan gehörten. Die kraterartige Einsenkung ist 5—6 Fuß tief; auf ihrem Grunde findet sich ein schlammiger Pfuhl, dessen trübes, schwefliches Wasser von den Türken als ein Universalmittel gegen alle Arten der Hautkrankheiten betrachtet wird. Auch der schwarze Ruß, den die Flamme an dem Gestein und Mauerwerk absetzt, wird als Heilmittel gegen Entzündungen und Eiterabsonderungen der Augenlider und zugleich auch zur schwarzfärbenden Schminke der Augenbrauen benutzt. Zwey alte Türken hatten, als die Reisenden bey der Chimära ankamen, in Gesellschaft zweyer schwarzer Sklaven ihr Lager in der Nähe des Pfuhls aufgeschlagen, um eine Quantität des rußartigen Niederschlages zu sammeln. Diese Leute kochten ihren Kaffee, so wie ihr Essen an den Flammen der Chimära, jenem altberühmten Feuerherde des Vulkan.

Deliktasch, jetzt nur noch von 30 Familien bewohnt und dennoch das ansehnlichste Dorf der Umgegend, liegt selber auf einer fruchtbaren Alluvialebene und nahe am Eingang in ein wunderherrliches Thal, durch welches ein ansehnlicher Gebirgsstrom der „Ulubunar“ seinen Lauf nimmt. Ein prachtvoller Wasserfall wird an der einen Seite des Thales von einem ziemlich mächtigen Gebirgsbach gebildet, der in den Ulubunar abfließt. Noch jetzt zeigt sich an den Abhängen zur Rechten und zur Linken die Anlage vormaliger Terrassen, auf denen die Felder sich verbreiteten, deren Ertrag den Bewohnern gar vieler Dörfer und Ortschaften bey einer Wiederaufnahme des Anbaues reichlichen Unterhalt gewähren würde. Durch dieses Thal nahmen die Reisenden, obgleich ein kürzerer an der Küste hin vorhanden ist, ihren Weg nach Tekir-Ova, bey der Stätte des vormaligen Phaselis. Von dieser Stadt aus hatte die eine Abtheilung des Heeres Alexanders des Macedoniers, um die Engpässe der Leitern (Klimax) zu umgehen, durch welche die andre Abtheilung, Alexander an der Spitze zog, ihren Weg durch das Gebirge nach der pamphylischen Ebene genommen. Diesen Weg mit ihren Forschungen zu verfolgen hatten unsere Reisenden sich zur Aufgabe gemacht. Angeleitet durch die Aussage der Bewohner von Tekir-Ova über einen Gebirgsweg, der die entsprechende Richtung nahm, zogen sie von Phaselis aus zuerst über ein hochgelegenes Felsenplateau, dann jenseits der tiefer gelegenen Ebene von Kemer durch eine Bergschlucht, deren Felsenwände öfters eine Höhe von 2000 Fuß erreichten und zum Theil Vorsprünge bildeten, welche über das Thal herabhiengen. Ein starker Gebirgsbach fließt durch diese Thalschlucht, welche unten an ihrer Sohle so ver-

engt ist, daß man hin und wieder den Pfad in den Felsen gehauen hat, um neben dem wilden Wasser den nöthigen Raum für ihn zu gewinnen. Eine schwache Besatzung würde an diesen Stellen dem stärksten Heere der Feinde den Durchzug verwehren können. Aus diesem Engpaß, in welchem selbst während des Tages eine anhaltende Dämmerung herrscht, kamen die Reisenden in ein andres tiefes Thal, an dessen Seite sie durch einen dichten Tannenwald mehrere Stunden lang nach einer Anhöhe anstiegen, auf welcher die Ueberreste der künstlichen Terrassen von einem vormals hier bestandenen Anbau zeugten. In dem Walde hausen noch Bären und ihr Führer zeigte den Reisenden eine Stelle, an welcher er etliche Jahre vorher einen erlegt hatte, dessen Gewicht über 300 Pfund betrug. Oben auf dem Bergrücken, der sich jenseits des Waldes gewiß zu einer Höhe von 4500 Fuß über dem Meere erhebt, sind statt der Pflanzenformen der niedern Küstengegenden die hieländischen subalpinen eingetreten, man sieht hin und wieder Gebüsche von Quercus coccifera, von Berberis und gelbem Jasmin, dazwischen das Geranium tuberosum, die Androsace maxima, Scutellaria orientalis, Euphorbia rigida und mancherley alpinische Gattungen und Arten von Caryophylleen, Borragineen, Compositen und Cruciferen. Manche andre auch an der Küste vorkommende Bäume und Sträuche trugen hier nur erst Knospen, während sie unten in den tiefern Gegenden schon in voller Blüthe standen. Von jener Gebirgshöhe, deren Aussicht nach dem Meer und nach den Gebirgen eine unvergleichlich herrliche war, liefen drey Thäler hinab, von denen das eine, welches zwischen dem Klimax und Baraket-dagh sich hinunterzieht in die pamphylische Ebene nach Adalia, ohnfehlbar jenes war, durch welches die andre Abtheilung des macedonischen Heeres ihre Richtung nahm. In dem armseligen, nur von etwa 12 Familien bewohnten Dorfe Kosaraſi fanden die Reisenden ein Unterkommen in einer Art von Schuppen, der aus mehreren Brettern bestand, die mit dem einen Ende auf eine Mauer gelehnt waren, mit dem andren auf dem Boden ruhten. Die Kälte der Nacht war in dieser Höhe noch jetzt, in der zweyten Hälfte des April, sehr empfindlich; am 19. des Morgens war der Boden überall dick mit Reif belegt; ein Rudel von Wölfen hatte sich in der vorhergehenden Nacht dem Dorfe genaht und mehrere Schafe geraubt.

Desto behaglicher wurde es der kleinen durch die Gebirgsreise ermüdeten und ausgehungerten Reisegesellschaft, als sie am 21. April unten an der Küste, nachdem sie vorher noch die Mündungen dreyer aus dem Gebirge strömender ansehnlicher Flüsse theils über hölzerne Brücken, theils durchwatend passirt hatte, in einer der bessern Vorstädte von Adalia einen Khan aufgefunden und in ihm sich einquartiert hatte, dessen Einrichtung allen billigen Forderungen auch des europäischen Reisenden Genüge leisten kann. Die Gallerien des geräumigen Hofes waren schon ganz von andren Reisenden, meist Kaufleuten eingenommen, deren Waaren an den Balkonen zur Schau hiengen; unten im Erdgeschoß fand sich ein Kaffeehaus mit einem Springbrunnen, daneben ein kleiner Bazar. Seinen neuen englischen Gästen wies der wahrhaft freundlich besorgte Wirth eine eigne große Kammer an, die er mit Teppichen auslegte. Adalia, das alte durch Attalus Philadelphus begründete Attaleia, ist noch jetzt die ansehnlichste Seestadt an der ganzen Südküste von Kleinasien. Sie liegt auf einer flach sich hinbreitenden Anhöhe, gebildet aus dem Travertin, der einen großen Theil der pamphylischen Ebene ausfüllt. Sie zählt in ihren zum großen Theil wohlgebauten Häusern gegen 13000 Einwohner, von denen 3000 moslemitische Arnauten sind, die während der griechischen Revolution aus Morea hieher auswanderten und in einer der äußersten Vorstädte beysammen leben, deren kleine Hütten gegen die Häuser der innern Stadt einen großen Abstand bilden. Die reichsten Einwohner der Stadt sind Griechen, in deren Händen sich der bedeutende Handelsverkehr von Adalia fast ausschließend befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis.

(Fortsetzung.)

Man schätzt auch die Zahl der hiesigen Griechen auf 3000, die der Türken auf 7000. Zu der Zeit, als unsre Reisenden hier verweilten, war kein einziger europäischer Kaufmann und auch kein Resident irgend einer europäischen Macht in Adalia zu finden. Aber schon damals war die Rede davon, daß mit Nächstem ein englischer Resident dort eintreffen werde, was auch bald nachher geschah, indem sich Hr. Purdie als großbritannischer Consul daselbst niederließ.

Zehn prachtvolle Mosqueen und sieben griechische Kirchen zieren die verschiedenen Theile der Stadt, das Material, daraus diese so wie die größeren Häuser und selbst die Mauern und Thore gebaut sind, besteht häufig aus den werthvollsten Trümmern alter römischer Bauwerke: zerbrochenen Säulen und verstümmelten Denkmalen, darunter manche mit Inschriften, von denen freylich meist nur einzelne Buchstaben und Worte sich erhalten haben. Unseren Reisenden lag Alles daran, durch eine dieser Inschriften eine Bestätigung ihrer Ansicht zu erhalten, daß hier wirklich die Stätte des alten Attaleia gewesen sey. Sie hatten gehört, daß an der Mauer eines jetzt trocken liegenden Grabens, der sich um den Wall herumzieht, Inschriften zu finden seyen. Vergeblich hatten sie sich bemüht, von dem gegen die Europäer argwöhnisch gestimmten Pascha die Erlaubniß zur Untersuchung jener Mauern zu erhalten; schon waren sie zur Abreise fertig und hatten einen Theil ihres Gepäckes vor die Stadt hinausgeschickt, da beschlossen sie noch den letzten Versuch zu machen und mit Umgehung des Paschas sich von dem türkischen Offizier, der die Aufsicht über die Festungswerke führte, die erwünschte Erlaubniß zu erbitten. Sie wurden hingeführt an die Wohnung des Offiziers neben einer kleinen, nur aus vier Kanonen bestehenden Batterie gegen den Hafen hin, aber der Mann befand sich nicht zu Hause, er war beym Pascha. Schon wollten sich die Reisenden, verdrießlich über das Fehlschlagen ihrer Hoffnung entfernen, da hörten sie eine weibliche Stimme, welche aus einem der stark vergitterten Fenster des Harems den Soldaten, der die Reisenden begleitet hatte, anrief und ihn fragte, was das Begehr dieser Fremden sey? Der Soldat berichtete, was er wußte, und die Verborgene im Harem gab sogleich Befehl, daß man den Wunsch der Franken gewähren solle. Was diese durch ein zweytägiges oft wiederholtes Ansuchen bey dem Pascha nicht hatten erlangen können, das erreichten sie jetzt in einem Augenblick. Ihren Dank gegen die vermuthlich schöne, gewiß aber doch sehr freundlich gesinnte Commandantin suchten sie wenigstens dadurch auszudrücken, daß sie gegen das Gitterfenster hin mit allen ihnen zu Gebot stehenden Geberden der orientalischen Höflichkeit eine Begrüßungsformel aussprachen, welche die Verborgene schweigend aufnahm. Auch der Erfolg ihrer Forschungen an der Grabenmauer zeigte, daß die empfangene Vergünstigung allerdings eine höchst dankenswerthe sey, denn sie fanden dort nicht weniger als vierzehn, zum Theil noch wohl erhaltene Inschriften.

Das Paschalik von Adalia, oder wie es auf türkisch heißt: von Tekair Sandschak umfaßt den ganzen Theil von Lycien, welcher ostwärts vom Xanthus liegt und den westlichen Theil von Pamphylien. Es ist in neun Distrikte getheilt, darunter der von Adalia mit 65 Ortschaften der ansehnlichste ist; die Gesammtzahl der Bewohner des Paschaliks, dessen Districte einen so ausgedehnten, großentheils dem Anbau und der Viehzucht sehr günstigen Flächenraum einnehmen, wird statt der Millionen, die einst hier lebten, höchstens auf 100,000 geschätzt, darunter 6000 bis 8000 Jurucken sind. Der vorletzte Pascha, Nedschib, ein sehr verständiger und energischer Mann, hatte sich große Verdienste um das Land und den Verkehr seiner Bewohner erworben. Den letzteren hatte er sogar durch das Anlegen von Straßen zu begünstigen gesucht, die von der Küste aus bis ins Innerste des Landes sich erstrecken sollten. Er starb, noch ehe diese Werke vollendet waren, und sein Nachfolger, den unsre Reisenden als Pascha hier fanden, ließ in seiner schwelgerisch-türkischen Lahmheit und Dumpfheit alle Unternehmungen seines Vorgängers liegen.

Als die nächste Aufgabe ihrer Forschungen erschien den Reisenden die Auffuchung der Ruinen von Termessus major, jener vormals mächtigen Stadt, deren kriegerische Bewohner sich kühn dem Heereszuge Alexanders des Macedoniers entgegengesetzt hatten. Die Stätte derselben war ohnfehlbar am Eingang einer der Gebirgsengen zu suchen, welche sich in Nord gegen West von Adalia finden. Die Reisenden schlugen deßhalb die Richtung nach N.W. zu dem Gebirgspaß von Gülelik ein und kamen nach drey Stunden Weges über die Travertin-Ebene zu den Ruinen einer alten Stadt, zwischen denen der Anbau einer jüngeren Zeit, ein prachtvoller Chan, sehr stattlich ins Auge fiel. Dieß war der türkische Eski Chan (die alte Herberge), zur Aufnahme der Reisenden und ihrer Lastthiere bestimmt, welche diesen von der Natur gebahnten und schon zu den Zeiten Alexanders des Macedoniers viel besuchten Heerweg auch in neuerer Zeit noch zogen. Die Stadt aber, der die Trümmer, vorherrschend aus der römischen Zeit, angehörten, wie dieß die Inschrift an einer Wasserleitung bezeugte, war Lagos. Nordwärts von diesen Ruinen öffnet sich der Gülelik-Paß, welchen die Forscher mit Recht als den geeignetsten Weg zu ihrem Fund der Entdeckungen betrachtet hatten. Gleich am Eingang des Passes fanden sie zur Rechten die wohl erhaltenen Ruinen eines antiken Thurmes, zur Linken die Reste von Befestigungswerken, und aus beyden ließ sich auf die vormalige Wichtigkeit dieser Gebirgsstraße für den Verkehr des Landes schließen. Die Trümmer solcher Wachtthürme und Wachtposten zeigten sich immer häufiger in dem sich mehr und mehr verengenden Thal, bis dieses zuletzt durch eine hohe, mit Thürmen und Zinnen versehene Mauer. gleich unsren Tiroler Klausen geschlossen war, durch welche ein leicht zu vertheidigender Thorweg führt. Nicht aber hier, sondern erst eine halbe Stunde jenseits rauchten die in ihrer friedlichen Ruhe an keinen Krieg noch Ueberfall denkenden türkischen Wachtsoldaten ihre Pfeifen, bey dem Kaffeehaus in der Nähe eines Chans, der allerdings mehr Bequemlichkeiten darbot als das alte Gemäuer der Klause, so daß auch unsre Reisenden ihn am 26. April zur Nachtherberge erwählten.

Diese Soldaten waren mit der Angabe von Ruinen nicht so zurückhaltend als die Turkomanen, bey denen Spratt in einem Eselsstalle übernachtet hatte. Sie machten kein Geheimniß daraus, daß ziemlich nahe an ihrem Tabakrauchers- und Kaffeetrinkers-Posten auf dem Berge oben altes Gemäuer und wunderliches Bauwerk genug sey, um daraus mehr denn tausend Kaffeehäuser aufzubauen. Die erste Inschrift, welche am nächsten Morgen den 27. April den Reisenden mitten unter den Grabmählern des alten hoch gebauten Termessus ins Auge fiel, war die mit großen Buchstaben an einen Felsen geschriebene mit den Worten ΠΑΑΤΟΝΙΚΟΣ ΦΙΑΟΣΟΦΟΣ. Das Dickich des Waldes und der Gebüsche, unter dem die Grabstätten der kriegerischen und wie es scheint zugleich auch philosophirenden Bürger von Termessos versteckt liegen, lichtete sich jetzt und zwischen zwey unersteigbar steilen Felsenwänden lag die Stätte da, darauf vormals die mächtige, volkreiche Bergveste des Taurus lag. Ob-

gleich dieses Termessus major auch noch in christlich-byzantinischer Zeit der Sitz eines Bischofes war, scheint es dennoch damals schon im Vergleich mit seiner alten Herrlichkeit in heidnischer Zeit im tiefen Abnehmen gewesen zu seyn, denn von christlichen Gebäuden sind nur noch die Reste eines Klosters übrig geblieben, welche neben dem Gemäuer der öffentlichen Gebäude in der Nähe der alten Agora so wie des Theaters, neben den Befestigungswerken der vormaligen Akropolis so wie im Vergleich mit den Meisterwerken der Tempelbaukunst und der pisidischen Nekropolis wie ein zerstörtes Storchennest auf einem verödeten Fürstenpalast sich ausnehmen. Daß diese prachtvollen weit ausgedehnten Ruinen, an denen übrigens sehr verschiedene Perioden der antiken Baukunst zu erkennen waren, wirklich das seyen, dafür man sie gehalten, dieß bestätigte eine Inschrift, die man mit sehr leserlichen Buchstaben jenseits der dritten wallartigen Umgürtung der einst so stark befestigten Stadt fand. Ueberhaupt waren die meisten Inschriften von Termessus major noch in ihrem jetzigen Zustand sehr leserlich und wohl erhalten.

Von diesen Ruinen, bey deren Betrachtung die Forscher mit ganz besonderer Theilnahme verweilten, erhob sich die vormalige Straße, deren Richtung sie folgten, zu den Höhen von Schenab, wie Paul Lucas sie benennt, oder von Istenez. Zur Rechten wie zur Linken zeigten sich da die Ruinen aus alter und späterer Zeit, welche in Tagen eines höheren äußeren Wohlbefindens und Reichthums der Bewohner des Küstenlandes, vielleicht eben so Wohnungen für den Sommeraufenthalt seyn mochten, als in der jetzigen Zeit die türkischen Häuser des Dorfes Istenez für die reicheren Bewohner des heutigen Adalia. In der That eine so eigenthümlich gestaltete Sommerfrische als diese da, zwischen den solymischen Gebirgshöhen und denen des Massicytus gelegen, mag es kaum anderswo geben. Die zerklüfteten Felsennadeln mit steilen glatten Wänden von der Höhe der Thürme, welche auf den terrassenförmig über einander sich erhebenden Bergebenen stehen, erscheinen gleich einem unerreichbar erhabenen Vorbild jener Kunst, welche die bauende Menschenhand bey Errichtung ihrer Städte und Burgen geübt hat. Obgleich auf diesen Höhen (3500 Fuß über der Meeresfläche) der Boden, der in solchem Klima dem Anbau gewiß nicht ungünstig seyn würde, in jetziger Zeit nur kümmerlich bestellt und großentheils kahl ist, pflegen doch die Bewohner der Küstengegend, die hier ihre Besitzungen haben, acht Monate lang in dem weitläufig gebauten Istenez zu verweilen und nur während der vier Wintermonate, wo dann der Ort ganz verlassen steht, trennen sie sich von dem majestätisch schönen Gebirgsaufenthalt. Auch unsre Reisenden nahmen hier ihr Nachtlager.

Vier Stunden oberhalb Istenez findet sich der sumpfähnliche See Coralitis, dessen in dem Berichte von dem Heereszuge des Manlius Erwähnung geschieht. Wie bewohnt einst dieser ganze Landstrich von einem Volke gewesen seyn müsse, das durch die umgebende Natur und durch den Fleiß der Hände wohlhabend war, das bezeugten die häufig am Wege vorkommenden Reste alter prachtvoller Gebäude. Tenger, das schon jenseits der Höhe des Gebirgspasses liegt, ist eine Ortschaft von 200 Häusern, darin ein Aga residirt. Auf einer Felseninsel in dem kleinen See Gül-Hissar, die durch einen Damm mit dem Uferland in Verbindung steht, liegen die vermuthlichen Reste der von Livius erwähnten Stadt Alimene. Ungleich bedeutender als diese sind die des alten mächtigen Cibyra, in dessen einst so fruchtbarem, dicht bevölkertem Landstrich die Reisenden am 5. Mai eintraten. Auch die Ruinen des etliche Tagreisen von dort gegen S.O. gelegenen Balbura sind von ansehnlichem Umfang. Von Seidelie Jailassi aus war abermals ein Gebirgspaß, „Mundan“ genannt, zu übersteigen, der sich 7000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Es lag hier (am 14. Mai) hin und wieder in den Schluchten der Felsen noch Schnee. Eine Familie von Zigeunern schlug, weil ein Ungewitter sich nahte, im Schutze der Felsensteine Zelte zum Nachtlager auf, unsre Reisenden aber, dem Ungewitter und Sturm Trotz bietend, eilten noch hinab nach Eski Hissar, wo sie zum ersten Male wieder seit vielen Tagen einer mühseligen Gebirgsreise ein behagliches, mit

allen dem, was zur Sättigung und Erquickung eines nicht ungenügsamen Wandrers gehört, wohl versorgtes Obdach fanden. Obgleich das Thal, in welchem Eski Hissar liegt, noch eine Höhe von 4000 Fuß über dem Meere hat, genießt es dennoch eines ungleich milderen Klimas als die Gegenden von gleicher Meereshöhe, durch welche die Reisenden jenseits des Gebirges gekommen waren, welches den Landstrich von Cibyra von der Ebene von Almalü abgränzt. In Eski Hissar so wie in dem südöstlich von ihm gelegenen Almalü bleiben die Bewohner der meisten Ortschaften zu allen Zeiten des Jahres in ihren Wohnungen, während in andren Gegenden des lycischen Hochlandes die Orte von gleicher Höhe nur zum Sommeraufenthalt benutzt werden. Der Wein wird bey Eski Hissar und Almalü schon in großer Menge gebaut und stand jetzt, in der ersten Woche des Mai, bereits in der kräftigen Entwicklung seiner Blätter; der Boden ist mit allen Erzeugnissen und Pflanzungen bedeckt, welche in einem milden Klima gedeihen. Mit Recht schreiben die Bewohner dieser Landschaft die günstige Stimmung ihres Himmelsstriches dem Schutze zu, den ihnen das benachbarte Hochgebirge gegen die rauhen Winde, namentlich gegen den Nordostwind gewähre, weßhalb nach ihrer Beobachtung an solchen Stellen die Vegetation sich am frühesten entwickelt, welche, wenn auch höher über dem Meere, dabey zugleich näher an den natürlichen Schutzwänden des nördlichen Hochgebirges liegen.

Zwischen dem Thale von Eski Hissar und der Ebene von Almalü breitet sich ein Marschgrund über einen weiten Flächenraum aus. Dieser empfängt das Wasser, von welchem sein Boden durchdrungen ist, von einem breiten Flusse, der von Westen her durch die Ebene seinen Lauf nimmt und am östlichen Gebirgssaume in einer Höhle verschwindet. Nach der Meinung der Eingebornen soll er fern davon als Limyrasfluß wieder zum Vorschein kommen. Die Nachbarschaft des weit ausgedehnten Sumpflandes ist es auch, welche die großen Heerden von Störchen in diese Gegend gezogen hat, deren Nester man fast auf allen Häusern bemerkt. In einem dieser Nester zu Eski Hissar waren die Jungen fast schon vollkommen befiedert. Die Verfasser des Reisewerkes wiederholen bey dieser Gelegenheit die von vielen Reisenden gemachte Bemerkung, daß man in solchen türkischen Ortschaften, wo Griechen und Türken beysammen wohnen, die Störche fast ohne Ausnahme nur auf den Häusern der letzteren, nicht der Christen sehe. Die Türken hegen sowohl gegen die Schwalben als gegen die Störche eine solche zärtliche Zuneigung und gastfreundliche Beachtung, daß sie den Schwalben überall in ihrem Hause, wohin sie durch die im Sommer stets geöffneten Fensterlöcher Zugang finden, den Anbau eines Nestes verstatten. Durch ein unterhalb des Nestes befestigtes rund zugeschnittenes Brett sucht man es dann nur zu verhüten, daß die Divans und Fußteppiche durch solche Gäste nicht leiden. Und mit ähnlicher Rücksicht pflegt man auch die Störche zu behandeln.

Almalü, die Hauptstadt des Landes liegt in der Bucht eines hohen Felsengebirges, dessen tiefere Abhänge von dichten Waldungen bedeckt sind. Die Stadt zählt gegen 8000 Einwohner, welche mit Gerberey und Färberey, namentlich mit Fertigung eines ausgezeichnet schönen Maroquinleders, mit Kornbau und Handel sich beschäftigen. Almalü ist ein Hauptpunkt für den Transitoverkehr zwischen den landeinwärts gelegenen Ortschaften und den Küstenstädten; seine selbst erzeugten Ausfuhrartikel bestehen vorzugsweise aus Getreide und Blutigeln, welche in den benachbarten Sümpfen in ungeheurer Menge gefunden werden. Der Geldwucher ist auch hier, wie in vielen Gegenden des Morgenlandes, sehr zu Hause, und ohnfehlbar für das Landvolk sehr nachtheilig, wenn dieses von den Handelsleuten oder sonstigen Geldbesitzern der Stadt schon auf Rechnung des künftigen Ertrages der Ernte Summen entlehnt, für die es Interessen und Provisionen bezahlen muß, welche sich öfters aus dem Gewinn der Feldarbeit kaum erschwingen lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England. By John Lord Campbell, A. M. F. R. S. E. Second Series. London 1846.

Zweyter Artikel.

(Vgl. Nr. 103. I. J.)

Die Ausbildung der englischen Verfassung, weniger durch Satzungen als durch Vorgänge, ist vielleicht unter allem, was die Geschichte darbietet, das merkwürdigste und lehrreichste für die Gegenwart. Nicht daß daraus für diese etwas unmittelbar anwendbares zu schöpfen wäre; vor allem Nachahmen warnt genug das Mißrathen des in Frankreich unter Ludwig XVIII. damit angestellten Versuches; aber zur Uebung und Schärfung des Urtheils über Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit von Staatseinrichtungen kann wohl nichts dienlicher seyn als die Betrachtung jener beynahe regelmäßigen Entwicklung, der einzigen dieser Art in der neueren Zeit. Nur in dieser Rücksicht fährt Ref. fort, aus dem vorliegenden gehaltreichen Werke das Wichtigste, besonders von dem, was sich auf die Verfassung bezieht, auszuheben.

Somers's Nachfolger als Inhaber des großen Siegels, Sir Nathan Wright, war ein nicht vorzüglicher, doch unbescholtener Richter, zu Staatsgeschäften aber ungeschickt, ohne Selbständigkeit und Festigkeit. Ihm widerfuhr, daß in seiner Anwesenheit das Oberhaus ein Gesuch um seine Entlassung an die Königin zu richten beschloß, die zwar ungern darein willigte, doch bald darauf sich dazu bestimmen ließ.

Wilhelm Cowper war erst vierzig Jahre alt, da er Siegelbewahrer wurde. Nicht nur als Anwalt, sondern auch als Mitglied des Unterhauses hatte er sich so hervorgethan, daß ihn die allgemeine Stimme der jetzt überwiegenden Whig-Parthey als den würdigsten erkannte. Darauf folgte bald seine Erhebung in den Adelstand und seine Ernennung zum Kanzler. Lord Somers, der ihn in das öffentliche Leben eingeführt hatte, war das Vorbild dem er glücklich nacheiferte. Gleich diesem bewies er in dem Streite der Partheyen im Parlament eine Mäßigung, die ihn auch den Gegnern so werth machte, daß sie wünschten, er möchte Kanzler bleiben, als sie die Oberhand erlangten. Und doch hatte er in der Verhandlung, deren Folge dieser Umschwung war, auf das entschiedenste gegen ihre Ansicht gewirkt. Es war die auf Antrieb der Minister von dem Unterhause vor das Oberhaus gebrachte Anklage gegen einen Geistlichen, D. Sacheverell, wegen einer Predigt, in welcher der leidende Gehorsam ohne Ausnahme als Unterthanenpflicht vorgestellt, dem Andenken des Befreyer-Königs Wilhelm III. Hohn gesprochen, und erklärt war, unter der bestehenden Regierung sey die englische Kirche in Gefahr. Die Vertheidiger des Angeklagten suchten geltend zu machen, die Klage müsse als mangelhaft abgewiesen werden, weil darin die Stellen der Predigt, in welchen das Unterhaus verbrecherische Aeußerungen erkenne, nicht ausdrücklich angeführt seyen. Lord Cowper, einverstanden mit Lord Somers, bestimmte die Mehrheit des Oberhauses, ge-

gen das Gutachten der darum befragten Richter, zu der Entscheidung, daß es nach altem Herkommen dieser ausdrücklichen Anführungen aus einer Schmähschrift bey Anklagen vor dem Parlamente nicht bedürfe. Nach dem Schlusse der Verhandlung, welcher die dem Angeklagten gewogene Königin selbst beygewohnt hatte, sprach der Kanzler das Straferkenntniß aus, das auf dreyjährige Entfernung, nicht vom geistlichen Amte, nur von dem Predigtstuhle lautete. Der Angeklagte erhielt darauf sogleich eine einträgliche Pfarrey in Wales, und seine Reise dahin war ein Triumphzug, da er für einen Märtyrer der Kirche ausgegeben wurde. Bey der bald darauf folgenden Parlamentswahl fielen beynahe alle, die zu seiner Anklage mitgewirkt hatten, durch, und die Minister mußten abtreten. Das war die Folge ihres Unwillens über eine Predigt. Lord Cowper hatte mit Lord Somers vergeblich unter der Hand vor der Anklage gewarnt. Sowohl dieses war bekannt geworden, als daß er der Königin gerathen hatte, das Gesuch des Herzogs von Marlborough um Ernennung zum Oberfeldherrn auf Lebenszeit als verfassungswidrig zurückzuweisen, was denn auch mit Berufung auf diesen Rath geschehen war. Solche Beweise von Unpartheylichkeit machten es den neuen Ministern wünschenswerth, den Kanzler als Amtsgenossen zu behalten; auch die Königin stimmte in diesen Wunsch ein; Lord Cowper ließ sich aber nicht bewegen, sondern bestand auf seinem Abschiede.

Der folgende Siegelbewahrer, Simon Harcourt, war ein entschiedener Tory. Als Anwalt hatte er nicht nur die Vertheidigung des Predigers Sacheverell geführt, sondern auch die Krone in zwey Anklagen gegen Schriftsteller, von denen der eine de Foe, der Verfasser des Robinson Crusoe war, diensteifrig vertreten. de Foe war zu einer schweren Strafe verurtheilt, der andere zwar auch schuldig befunden, aber nicht bestraft worden, weil man in dem Verfahren einen Fehler entdeckt hatte. Dieser zweyte Proceß war aber dadurch merkwürdiger, weil dabey der Oberrichter Holt, ein als höchst freysinnig geehrter Mann, in seiner Anrede an die Geschwornen, übereinstimmend mit der Ausführung des Anklägers, geäußert hatte:

„daß die vorliegende Schrift, in welcher die Regierung angegriffen wird, keine Schmähschrift sey, ist eine seltsame Behauptung. Sollten Schriftsteller, die dem Volke eine üble Meynung von der Regierung beybringen, dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen, so könnte keine Regierung bestehen. Ihr habt nun zu erwägen, ob das, was ich euch vorgelesen habe, nicht darauf ausgehe, über die Amtsführung der Regierung eine üble Meynung zu verbreiten? Der Hauptinhalt der Schrift ist: die Angestellten verstehen nichts, und die etwas verstehen, werden nicht angestellt; es werden nicht Männer für die Aemter, sondern Aemter für die Männer, aus Rücksicht auf deren Vortheil, nicht auf ihre Geschicklichkeit, ausgemittelt."

Lord Campbell bemerkt hierüber (Anm. S. 507), diese Lehre sey damals für die richtige gehalten worden und dürfte wohl von Zeit zu Zeit wieder auftreten, bis einmal durch ein Gesetz die Grenzen der freyen Rede über öffentliche Angelegenheiten bestimmt seyn würden. Eine solche Bestimmung scheint er also für möglich zu halten.

Harcourt behielt das Siegel bis nach dem Tode der Königin Anna. Georg I. nahm es ihm sogleich nach seiner Ankunft in England und gab es wieder an Lord Cowper als Kanzler. Bald darauf (1715) bedrohte den Thron des ersten Königs aus dem Hause Braunschweig der in Schottland zu Gunsten des Prätendenten (Sohnes Jacob's II.) erregte Aufstand. Daß er schnell gedämpft wurde, bewirkten vornehmlich die von dem Kanzler angerathenen Maßregeln, darunter ein schärferes Auflauf-Gesetz, nach welchem es für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt wurde, wenn zwölf Personen eine Stunde lang beysammen blieben, nachdem sie von der Obrigkeit aufgefordert wären auseinander zu gehen. Lord Cowper war keineswegs ein harter Mann; er hielt aber entschlossene Strenge in gefährlichen Zeiten für das einzige Mittel, großes Unheil zu verhüten. Jenes Gesetz ist seitdem nicht aufgehoben, ist aber nie unmild angewandt worden. Lord Cowper war auch der beredteste Vertheidiger der 1718 zuerst eingebrachten Mutiny Bill, welche nicht nur die Beybehaltung eines stehenden Heeres von 16,000 Mann, sondern auch die Aufstellung von Kriegsgerichten zur Aburtheilung der Vergehungen wider die Kriegszucht festsetzte. Beyde Bestimmungen waren heftig angefochten worden; die erste

als gefährlich für die Verfassung, die andere als eine Schmälerung der ordentlichen Rechtspflege. Der Kanzler zeigte dagegen die viel größere Gefährlichkeit der Entbehrung eines stehenden Heeres, wo immer neue Aufstände der Anhänger des Prätendenten zu besorgen wären, und die Unmöglichkeit ein Heer in Ordnung zu halten, wenn Uebertretungen der Kriegs-Artikel zur Aburtheilung durch die ordentlichen Gerichte gebracht werden müßten.

Bald darauf legte Lord Cowper unaufgefordert sein Amt nieder; man vermuthete, wegen der Spannung zwischen dem Könige und dem Thronerben, welche den Kanzler in manche Verlegenheit setzte. Im Oberhause blieb er thätig und ein Wächter der Verfassung; wie er denn auf das entschiedenste den Vorschlag bekämpfte, das Recht der Krone auf Ernennung neuer Mitglieder dahin einzuschränken, daß über die damalige Zahl nur sechs ernannt werden könnten. Der Vorschlag wurde gleichwohl angenommen, aber von dem Unterhause mit großer Mehrheit verworfen; nach Lord Campbell's etwas boshafter Vermuthung, auf Antrieb der Frauen und Töchter von Unterhausgliedern. Dem Lord Cowper wird auch eine Neuerung zugeschrieben, die sich erhalten und fortgepflanzt hat; er war der erste, der an die Minister im Oberhause eine Frage richtete (Interpellation) und Antwort darauf erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis.

(Schluß.)

Der Bazar der Stadt ist von bedeutender Größe und mit Waaren aus der Nähe und Ferne reich besetzt. Man sieht da unter den Käufern und Verkäufern Leute der verschiedensten Nationen, namentlich Armenier, deren viele hier ansäßig sind, Griechen und selbst Blutigelsammler aus Italien. Zwey ansehnliche Moscheen, deren eine mit einem prachtvollen Minaret geziert ist, und zwey große Khans gehören zu den Hauptgebäuden der Stadt, deren enge Gassen von Kanälen mit fließendem Wasser durchzogen, deren hölzerne Häuser mit Gärten versehen sind, darin die bekannten Formen der Obstbäume und der Pappeln gehegt werden.

Am 18. Mai verließen die Reisenden das gastliche Almalü und kamen am 21. über Armadlü und Arsa wieder im Thal des Xanthus an. Sie waren aus dem Frühling, der noch im Hochland herrschte, hier bereits in den Sommer eingetreten; dort war das Korn noch grün, hier reifte es schon der nahen Ernte entgegen und die Bewohner des Thales flüchteten sich vor der drückenden Hitze hinauf in ihre Jailas. Statt des Beacon, auf dem sie vor fünf Monaten hieher gefahren waren, lagen zwey andre Schiffe: der Monarch und die Medea an der Mündung des Xanthus vor Anker, um die Ladung der aufgefundenen Marmorwerke aufzunehmen. Die Mannschaft hatte bereits sehr von dem schädlichen Einfluß der Sumpfluft gelitten, es erlagen dem bösartigen Fieber drey Offiziere und viele Matrosen.

Nach kurzem Aufenthalt verließen die Reisenden die Küste von Kleinasien, um nach Rhodos überzufahren. Spratt und Forbes wollten von dort nach Paros, wo sie den Beacon zu treffen hofften; H. Daniell hatte die Absicht, noch einmal an die Mündung des Xanthus zurückzukehren, um auf dem Monarch nach Athen zu reisen. Ein offnes türkisches Fahrzeug, das von seinem Besitzer, einem alten Türken, seinen beyden Knaben und einem Araber bedient war, hatte an den drey Reisenden und ihren beyden griechischen Bedienten so eben seine volle Ladung; dazu kam am zweyten Tag der langwierigen Fahrt ein furchtbarer Sturm, auf welchen Windstille eintrat. Auf einer unbewohnten Felsenklippe, die Ratteninsel genannt, wo die Reisenden in der zweyten Nacht gelandet und geschlafen hatten, wurden sie unvorhergesehener Weise die Retter einer im tiefsten Elende schmachtenden Familie vom langsamen Hungertode. Es war eine Gesellschaft von aussätzigen Griechen aus der Insel Symi. Von Bucht zu Bucht fuhren diese armen Leute in einem kleinen Boote, das ihnen zu eigen gehörte, umher, um sich Fische zu fangen und Almosen (in Eßwaaren) zu betteln. Es waren fünf ältere Leute und ein junger hübscher Mann, so wie ein wohlgestaltetes, fast schönes Mädchen; die ältesten schon der Auflösung nahe, die beyden jungen nur erst an einzelnen Stel-

len des Körpers von dem unheilbaren Uebel ergriffen. Das kleine Boot, darin diese Aussätzigen fuhren, hatte der gestrige Sturm gegen die Felsenklippen geschleudert und unbrauchbar gemacht; die Kranken konnten sich kein Feuer anmachen und hatten nichts zu essen; man versorgte sie mit Licht und Feuerzeug, theilte ihnen reichlich die nöthigen Provisionen und, was sie zu besonderer Dankbarkeit bewegte, eine gute Portion Tabak mit; auch versprach man ihnen, in Rhodos die dort wohnenden Landsleute zu ihrer Hülfe aufzufordern.

Auf Rhodos fanden die Reisenden den Hrn. Purdie, der so eben auf den ihm übertragenen Posten eines Residenten in Adalia abfahren wollte. Es war sein Plan, zunächst nach Xanthus, dann zu Lande über Almalü nach Adalia zu gehen. H. Daniell begleitete ihn, und da er bey der Ankunft an der Küste erfuhr, daß das englische Schiff, mit dem er nach Athen fahren wollte, der Monarch, schon abgesegelt sey, entschloß er sich, mit H. Purdie noch einmal nach Adalia zurück zu gehen, um von dort aus die bisher in Gemeinschaft seiner beyden Freunde begonnenen Endeckungen noch zu vermehren und zu ergänzen. Allerdings gelang ihm diese Absicht in einer bewundernswürdigen Weise, es gelang ihm, die Stätte des alten Olbia mit Sicherheit zu bestimmen, die Ruinen von Selve, Sylbium, Marmara, Perge und Lyrbe aufzusuchen und zu beschreiben. Aber der unermüdete Forscher hatte die ungünstigste Jahreszeit zu diesen seinen Unternehmungen gewählt. Sein Verweilen in den morastigen Gegenden der pamphylischen Küste, namentlich das mehrmalige Uebernachten in der bösen Sumpfluft zog ihm gegen Ende des Juli ein Fieber zu, welches durch eine Unvorsichtigkeit tödtlich wurde, als er, da es ihm wieder besser zu gehen schien, auf dem offenen Dache schlief. Er starb im Hause seines edlen Landsmannes, des H. Purdie, der ihn während seiner letzten Krankheit aufs freundlichste gepflegt hatte; sein Grabmal bey der Granitsäule einer griechischen Kirche findet sich in der Mitte der Stadt.

Eine für viele Leser schätzbare Zugabe zu dem Werke, über dessen Inhalt wir so eben einen Bericht gaben, bilden die freylich sehr kurz zusammen gedrängten Berichte des H. Forbes über die Fauna und Flora von Lycien. Von den Säugthieren nennt er uns den Steinbock, welchen er mit dem der Schweizer Alpen für identisch hält, den Leoparden, Bären, Wölfe, Füchse, Schakals, von deren List, womit sie den stärkeren Hunden der Juruken einen Theil ihres Fraßes abnahmen, er einen Fall erzählt. Wildschweine giebt es in Menge, welche die Türken nur schießen, um ihre Hunde mit dem Fleische derselben zu füttern. Außer dem Hasen, den H. Forbes auch mit dem europäischen für eine Art hält, finden sich von Nagethieren das Stachelschwein, Murmelthier, der Biber, die Blindmaus (Aspalax), Eichhörnchen u. s. Die Vögel sind dieselben wie in den andren wärmern Küstenländern des Mittelmeeres. Die gemeine Testudo graeca findet sich auf dem Lande, Emys caspia im Wasser überall in Menge; das Chamäleon auf Bäumen und Gebüschen, der kleine Gecko (Hemidactylus verruculatus) in den Häusern. Gemeinsam mit andren warmen Küstengegenden des Mittelmeeres und seiner Seitenarme besitzt Lycien den Pseudopus und die Amphisbaena, von Blindschleichenarten Anguis punctatissimus; neu schien dem H. Forbes eine Art von Salamander, die er hin und wieder unter Steinen auffand. Von Fischen, Schnecken und Muscheln führt er nur solche Arten an, die sich auch in Griechenland finden, und eben so erkannte man in den von ihm gesammelten Insekten jene Arten wieder, welche Griechenland angehören. Mit sehr glücklichem Erfolg ist H. Forbes bemüht gewesen, viele jener Thierarten zu bestimmen und im Leben nachzuweisen, über welche man in Aristoteles Naturgeschichte noch in Ungewißheit war.

Auch die Flora der lycischen Küstengegenden ist ganz dieselbe, die man von Spanien und Südfrankreich an über die Nordküste von Afrika, über Griechenland und über die Ufergegenden des westlichsten Asiens verbreitet findet. In den Thälern und Ebenen des tertiären Kalksteines fanden sich sehr häufig Ophrys fusca und Speculum, auf den Hügeln Orchis longicornis, von deren Knollen vorzugsweise der Salep kommt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Fortsetzung.)

Der folgende Kanzler, Thomas Parker (nachher Graf Macclesfield), stand bey K. Georg I. in großer Gunst, die ihn aber gegen eine Anklage nicht schützte, in deren Folge er nicht nur das Amt niederlegen, sondern auch eine Geldstrafe von 30,000 Pf. St. erlegen mußte. Das Urtheil wurde von dem Oberhause auf die Klage des Unterhauses gesprochen, nachdem erwiesen war, daß der Kanzler von Gerichtsbeamten für ihre Anstellung nicht, gleich seinen Vorgängern, ein Geschenk, sondern einen Kaufpreis empfangen und ihnen grobe Mißbräuche in der Verwaltung der ihnen anvertrauten Gelder nachgesehen hatte.

Sein Nachfolger, Peter King (nachher Lord King), hatte zuvor das Amt eines Oberrichters bekleidet. Damals traf ihn, den Neffen und würdigen Zögling Locke's, die harte Nothwendigkeit, ein Todesurtheil wegen einer Druckschrift zu sprechen. Es war unter der Königin Anna für Hochverrath erklärt worden, wenn jemand absichtlich und böslich behauptete, der Prätendent habe ein Recht auf die Krone. Dieß geschah in einer Druckschrift mit dem Titel: vox populi vox Dei. Der Verfaßer blieb verborgen; der Buchdrucker, ein Mensch von neunzehn Jahren, wurde vor Gericht gestellt. Er lehnte die Beschuldigung, absichtlich und böslich gehandelt zu haben, ab, da die Schrift von ihm nicht verfaßt, nur, wie es sein Gewerbe mit sich bringe, gedruckt worden sey. Allein von dem Oberrichter belehrt, daß das Bösliche in der Handlung selbst liege und die Absichtlichkeit in der Handlung mit Bewußtseyn, sprachen die Geschwornen das Schuldig aus, worauf die Todesstrafe erkannt und vollzogen wurde.

Aus der kurzen Zeit der Amtsführung Lord King's als Kanzlers, und der noch kürzeren seines Nachfolgers, Lord Talbot, wird nichts besonders merkwürdiges angeführt, außer, daß der letztere im Oberhause einen Vorschlag der Regierung, deren Mitglied er war, nicht nur nicht unterstützt, sondern bestritten hat. In dem Entwurfe eines Gesetzes zur Verhütung des Schleichhandels war unter anderem verordnet, daß wenn drey Personen bewaffnet mit einander reisten und zwey Zeugen sagten aus, die Absicht derselben sey, zu heimlicher Landung oder Fortschaffung verbotener oder unverzollter Waaren mitzuwirken, diese Personen die Strafe der Verbannung treffen sollte. Lord Talbot erklärte diese Bestimmung für verfassungswidrig.

„Niemals, sagte er, kann eine böse Absicht durch Zeugen erwiesen werden. Gegenstand eines Beweises sind nur Thatsachen; aus diesen Thatsachen abzunehmen, was dabey die Absicht gewesen, steht dem Richter und den Geschwornen zu; nicht aber steht ihnen zu, anzunehmen, daß eine an sich unschuldige oder gleichgültige Handlung Folge einer bösen Absicht sey. Nach unseren Gesetzen darf Niemand in Haft gehalten werden, er sey denn eidlich eines schweren Vergehens angeschuldigt, nicht also wegen einer vermutheten Absicht. Jeder Unterthan der Krone ist befugt, sich mit Waffen zu seiner Vertheidigung zu versehen und in deren Gebrauch zu üben; wenn er sie

auf Reisen mit sich führt, wie sollte daraus die Vermuthung einer bösen Absicht zu schöpfen seyn?"

Diese Einwürfe wurden nicht widerlegt, gaben aber den Ausschlag nicht; das Gesetz wurde angenommen und besteht noch heute; zum Beweise, daß auch in einer freyen Verfassung Ausnahmen, selbst von den obersten Grundsätzen, zu machen und zu tragen sind, wenn der besonnene Theil des Volkes erkennt, daß gewisse Zwecke des gemeinen Wohles anders nicht erreicht werden können.

Die lange und glänzende Laufbahn des folgenden Kanzlers ging von der Schreibstube eines Sachwalters aus. Philipp Yorke hatte zuvor nur eine niedere Schule besucht, diese aber mit solchem Erfolge, daß der Vorsteher in dem Knaben den ausgezeichneten Mann voraussah. Auf der Schreibstube machte er sich nicht nur die Kenntnisse, die da zu erwerben waren, eigen, sondern las auch in den Nebenstunden Virgil und Cicero; doch blieb ihm sein Leben lang eine Scheu, Latein anzuführen, weil er in der Quantität nicht sicher war*). Der Sachwalter empfahl ihn dem Oberrichter (nachher Kanzler) Parker, der für seine Söhne einen Führer in ihren Rechtsstudien suchte. Yorke leistete darin solches Genüge, daß der Oberrichter ihm sehr gewogen und sein eifriger Beförderer wurde. Unter die Anwälte aufgenommen, nachdem er sich einige Jahre mit großem Fleiße auf das englische Recht gelegt hatte, bekam er in Kurzem eine ansehnliche Kundschaft. Erst 29 Jahre alt wurde er General-Procurator und bald darauf General-Advocat. In diesem Amte gewann er durch die Gründlichkeit seiner Geschäftsführung und die Würde seines Betragens die allgemeine Achtung. Diese stieg noch höher, da er als Oberrichter die tiefste Rechtskenntniß und die strengste Unparteylichkeit bewies.

*) Derselbe Mangel zog einst dem berühmten Burke eine Demüthigung zu. Er griff im Unterhause einen Minister als Verschwender an und rief: magnum vectīgal est parsimonia. Der Minister fiel ein: vectīgal und es entstand großes Gelächter. Burke wußte aber sich zu helfen; er danke, sagte er, für die Berichtigung, die er sich nun zu nutz mache, indem er wiederhole: magnum vectīgal est parsimonia.

In dem Oberhause, in welches er, geadelt mit dem Titel Lord Hardwicke, eingetreten war, erlangte er bald einen überwiegenden Einfluß, der sich oft in Abweisung von Angriffen auf die Regierung, nie in Vertretuug ungesetzlicher Ansprüche geltend machte. Der erste Gegner, auf den er traf, war ein bedeutender Mann, Graf Chesterfield. Dieser eiferte gegen die Beybehaltung eines stehenden Heeres in Friedenszeit und nannte sie verfassungswidrig, wofern sie nicht durch das Parlament genehmigt wäre. Einer solchen Genehmigung bedarf es nicht, erwiederte Lord Hardwicke; der König kann aus eigner Macht Soldaten werben lassen so viel er will; aber allerdings kann er nicht ohne Zustimmung des Parlaments Abgaben zu deren Unterhalt erheben noch Kriegsgerichte anordnen; diese Zustimmung haben wir theils schon gegeben, theils sind wir im Begriffe sie zu ertheilen; damit ist alles, was dabey dem Parlamente zusteht, erschöpft. Ein andermal bekämpfte er siegreich die Behauptung, es sey ungesetzlich, zur Erhaltung der innern Ruhe, welche damals vielfach gestört war, Soldaten zu verwenden.

„Mit Verwunderung, sprach er, hörte ich sagen, wir stehen jetzt unter einer militärischen Regierung; das soll daraus folgen, daß da und dort, bey außerordentlichen Anlässen, Leute aus dem königlichen Heere zur Unterstützung der bürgerlichen Obrigkeit aufgeboten werden. Ich hoffe, man gestehe zu, daß die Soldaten unsere Mitbürger seyen. Sie hören nicht auf das zu seyn, weil sie einen rothen Rock und eine Flinte tragen. Nun ist es bekannt, daß die Obrigkeit jeden Unterthan des Königs zu ihrer Unterstützung in Aufrechthaltung des Friedens und Vollziehung der Gesetze berufen kann. Der Unterthan, der einer solchen Berufung nicht folgt, kann vor Gericht gestellt und mit Geld- und Gefängnißstrafe belegt werden. Warum sollte nun die Obrigkeit zu ihrer Unterstützung nicht eben so gut Soldaten als andere Leute berufen? So lange des Königs Truppen unter dem Befehle der Obrigkeit thätig sind, stehen wir so gut unter einer bürgerlichen Regierung, als wenn in England kein Soldat wäre. Die Einberufung dieser bewaffneten Bürger schützt zuweilen gegen Vergießung von unschuldigem Blute und hält die Herrschaft des Gesetzes aufrecht."

Im Jahre 1731 wurde Lord Hardwicke Kanzler und blieb es bis zu Ende 1756, wo er

aus unbekannten Gründen freywillig abtrat. Seine Amtsführung in seinem Gerichtshofe wird noch jetzt als das goldene Zeitalter desselben gepriesen. Aber auch seine Wirksamkeit im Oberhause blieb so ehrenhaft als erfolgreich. Wie er die rechte Mitte zu treffen wußte, zeigt namentlich eine in den Hauptsätzen aufbehaltene Rede über die Preßfreyheit, veranlaßt durch Einsprache der Opposition gegen die Verhaftung eines Buchhändlers, der ein schlechtes Dichtwerk, in welchem mehrere Lords geschmäht waren, verlegt hatte.

„Die Preßfreyheit muß von jedem Engländer heilig gehalten werden; in diesem Hause wird sie es jederzeit seyn. Aber ich fürchte, nichts werde weniger begriffen als das Wesen dieser Freyheit. Gar viele verstehen darunter die Befugniß, auch die achtbarsten Personen im öffentlichen und Privatleben in Druckschriften schmähend anzugreifen, und diese Vorstellung ist so verbreitet, daß meines Wissens nie eine gerichtliche Verfolgung wegen einer Schmähschrift angestellt worden ist, ohne daß ein lauter Schrey über Unterdrückung erhoben wurde, gleich als wäre in dem Verfasser die Preßfreyheit selbst bedroht. Aber ist denn in die Gesetze Englands seit Erfindung der Buchdruckerkunst ein Recht aufgenommen worden, Schmähschriften in die Welt zu senden? Ehe jene Kunst erfunden war, hatten an den Bücher-Kenntnissen sehr wenige Theil. Das Abschreiben von Büchern war ein Geschäft, dem ein besonderer Stand sich unterzog und das in verschiedenen Ländern unter eigenen Ordnungen betrieben wurde. Nach Einführung der Druckerey mußten diese Ordnungen aufhören und eine Zeit lang konnte jedermann seine Gedanken über Alles und Jedes bekannt geben, bis die Aufsicht über das Drucken zur Staatssache wurde. Da kam der Ausdruck: Freyheit der Presse, auf. Allein in England hat die neue Art der Bekanntmachung keine Aenderung in dem, was in Ansehung von Schmähschriften Rechtens war, hervorgebracht. Ist jemand der entgegengesetzten Meynung, so muß er beweisen, daß die alten Gesetze aufgehoben oder daß neue zu Gunsten der Frechheit in Druckschriften gemacht worden seyen. Der persönliche Ruf bedarf des Schutzes nicht weniger als das Eigenthum; eine Verletzung des einen wie des andern muß Schadensersatz und Strafe nach sich ziehen. Allerdings ist unter schlimmen Regierungen viel Härte an Schriftstellern und Buchdruckern, deren Erzeugnisse harmlos oder selbst nützlich waren, geübt worden; das beweist aber nur, daß die Rechtspflege durch die Macht mißbraucht wurde. Noch weit mehr hat man damals das Gesetz über den Hochverrath mißbraucht, dennoch ist die Weisheit und Milde dieses Gesetzes anerkannt geblieben. Sehr gute Dienste hat die Presse zur Zeit der Revolution geleistet; aber die Schriftsteller, die damals für Freyheit stritten, behaupteten nur das, was der Verfassung gemäß war; sie schrieben unter dem Schutze des Gesetzes und hatten auf ihrer Seite die Nation. Ich muß beyfügen, daß diese mit Recht gepriesenen Schriftsteller ihre Meynung mit der größten Achtung für den persönlichen Ruf ihrer Gegner, ohne alle Beymischung von Bosheit und Verleumdung, kund gaben. Wenn jetzt Verfasser von Schmähschriften auf gesetzlichem Wege zur Verantwortung gezogen werden, so dürfen sie die jetzige Regierung mit der Herrschaft Carls II. oder Jacobs II. nicht vergleichen, bis sie beweisen, daß sie mit eben so viel Besonnenheit und Anstand schreiben, wie die Männer, welche sich damals der Preßfreyheit bedienten, um die Verfassung ihres Landes zu vertheidigen."

Die Empörung in Schottland 1745, durch den großen Anhang des Prätendenten erregt, hatte Thron und Verfassung in die furchtbarste Gefahr gesetzt. Nachdem sie mit viel Blutvergießen niedergeschlagen war, bedachte man die Mittel, solches Unheil für die Zukunft zu verhüten. Als das dringendste erschien, die Macht der großen Grundherren zu brechen, die durch eine fast unbeschränkte Gerichtsbarkeit über ihre zahlreichen Lehenleute in den Stand gesetzt waren, ansehnliche Mannschaften gegen die Regierung aufzubieten. Allein der Abstellung dieser Gerichtsbarkeit stand entgegen, daß die ungeschmälerte Fortdauer derselben in der Urkunde der Vereinigung Schottlands mit England unter der Königin Anna ausdrücklich zugesichert war. Lord Hardwicke ließ sich dadurch nicht abhalten, die Aufhebung in Vorschlag zu bringen.

„Die gesetzgebende Gewalt, sagte er, ist in allen Ländern, für allgemeine Zwecke, nothwendig unumschränkt. Sie war es in dem schottischen Parlament und ist es jetzt in dem Parlament des vereinigten Königreichs. Unter ihr steht auch jede Bestimmung der Vereinigungsurkunde. Findet sich darin eine, die als gemeinschädlich erkannt werden muß, so steht der gesetzgebenden Macht zu, dieselbe außer Kraft zu setzen. Dieser Art ist nun das Bestehen der grundherrlichen Gerichtsbarkeit in Schottland. Eine solche Zersplitterung der ursprünglich der Krone zugehörigen richterlichen Gewalt war eine fehlerhafte und gefährliche Einrichtung. Ich sehe die Rechtspflege als den wichtigsten und wesentlichsten

Theil aller Regierung an. Giebt der König eine Gerichtsbarkeit ab, so verzichtet er auf ein Regierungs-Recht. Er legt damit den Schutz seiner Unterthanen in andere Hände. Das Band des Wohlwollens und der Anhänglichkeit zwischen König und Volk wird gelöst, da der Unterthan weder in Wohlthaten noch in Strafen den König erblickt. Daraus entsteht eine gefährliche, verfassungswidrige Abhängigkeit. Das Volk betrachtet als seine Gebieter die, welche ihm wohlthun oder schaden können. Diese Abhängigkeit ist desto entschiedener, je entfernter der Bezirk von dem Sitze der Regierung ist und je zurückgebliebener in der Gesittung."

Die Aufhebung ging trotz heftigem Widerspruche durch, und von da an, sagt Lord Campbell, nicht schon von der Vereinigung mit England an, beginnt der Wohlstand Schottlands, „das zuvor das trägste, ärmste und unruhigste Land in Europa war und seitdem eines der betriebsamsten, aufstrebendsten und geordnetsten geworden ist."

Noch einmal mußte Lord Hardwicke zur Vertheidigung des Kriegsgesetzes (mutiny bill), das jetzt ohne Anstand alle Jahre erneuert wird, damals aber beständig angefochten wurde, das Wort nehmen.

„Als die jüngste Empörung ausbrach, sagte er, war es, glaube ich, fast allgemein anerkannt, daß die Verfassung in Kirche und Staat verloren wäre, wenn die Aufrührer obsiegten. Und dennoch wie gar schwach ist der Widerstand gewesen, den das Volk überall geleistet hat! so schwach, daß, hätten wir nicht glücklicherweise noch bald genug eine kleine Kriegsmacht aus der Fremde sammeln können, der Feind sich fast ohne Schwertstreich zum Herrn der Hauptstadt gemacht, und ganz in der Nähe derselben eine Schlacht über das Schicksal des Landes entschieden haben würde. Bleibt nun das Volk, wie damals, unkriegerisch und waffenlos, so müssen wir ein stehendes Heer auf den Beinen halten; und nie ist ein Heer lange ohne Kriegsgesetz und Kriegsgericht zusammenzuhalten gewesen. Aber die Offiziere nnd Soldaten sind immer unsere Mitbürger, von derselben Gesinnung wie wir selbst beseelt und bereit, nicht nur die innere Ruhe zu erhalten und Angriff von Außen abzuwehren, sondern auch mit uns die Verfassung aufrecht zu halten."

Referent übergeht die minder gehaltreichen Lebensbeschreibungen der drey Kanzler, Northington, Yorke und Bathurst. Ueber letzteren bemerkt der Vf., das erheblichste aus seinem Leben sey vielleicht, daß er das schöne Haus gebaut habe, das jetzt der Herzog von Wellington besitze. Zwischen den beyden ersteren bekleidete das Amt nur vier Jahre lang der treue Freund des großen Chatham, dessen Mitschüler er zu Eton gewesen war, Carl Pratt, nachher Lord Camden. Schon als Anwalt, dann als General-Advokat, zuletzt als Oberrichter, hatte er in Fragen der Verfassung eine Freysinnigkeit bewiesen, die ihm ein großes Zutrauen erwarb. In ersterer Eigenschaft siegte er, in der Vertheidigung eines Buchdruckers wegen einer Druckschrift, über die Meynung der Richter, welche den Geschwornen nur das Erkenntniß über die nackte That einräumen, das Urtheil aber, ob die Schrift eine Schmähschrift sey oder nicht, sich selbst vorbehalten wollten. Nur dazu, sprach er, wäret ihr Geschwornen berufen, daß ihr erklärtet, der Mann habe ein Paar Blätter bedrucktes Papier für ein Paar Pfennige verkauft? Das ist die ganze Thatfrage nicht, so wenig als bey einem Todschlage nur ob er geschehen sey, sondern auch, unter welchen Umständen, als Nothwehr, mit Besinnung u. dgl. Die Geschwornen erklärten den Buchdrucker für nichtschuldig, indem sie die Schrift nicht für eine Schmähschrift erkannten. Camden beharrte bey dieser Ansicht auch da er als General-Advokat eine Klage wegen einer Schmähschrift der giftigsten Art anzustellen hatte. Er ermahnte die Geschwornen, wohl zu prüfen, ob die Schrift, wie er glaube dargethan zu haben, auf den Umsturz der Regierung ausgehe, und nur, wenn sie dieß gefunden hätten, das Schuldig auszusprechen. Noch höher war sein Ruf gestiegen, da er als Oberrichter in mehreren Klagen über Verhaftsbefehle, die von dem Ministerium ausgegangen waren, die Willkür daran oder die ungesetzliche Form scharf gerügt und namhafte Entschädigungsforderungen der Verhafteten zugelassen hatte. Aber in dem kurzen Zeitraume, da er das Kanzleramt bekleidete, kam er in Gefahr, diesen Ruf erschüttert zu sehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache, dargestellt von Dr. Theodor Rumpel. Halle 1846.

Lateinische Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madvig, Prof. an der Univ. in Kopenhagen. Braunschweig 1844.

Wir betrachten es als die verspätete Abtragung einer Schuld, daß wir jetzt erst das vorstehend genannte Buch zur Anzeige in diesen Blättern bringen. Dasselbe bildet einen wichtigen Beytrag zur Lösung der Aufgabe, die Grammatik zur Sprachwissenschaft zu gestalten. Diesem Zwecke entspricht die ganze Anlage des Buches, welche in Uebereinstimmung mit der gegenwärtig herrschenden wissenschaftlichen Methode auf die Ueberzeugung begründet ist, daß jede Wissenschaft an der Einsicht in ihre geschichtliche Entwickelung zugleich ein wichtiges Beförderungsmittel der Erkenntniß und ein untrügliches Correctiv besitzt, woran sie sich gleich in ihrem Ausgangspunkte zu orientiren vermag. Von diesem Gesichtspunkte ist vor Allem die Einleitung zu beurtheilen, in welcher der Vf. die Geschichte der Grammatik von ihren Anfängen bey den Griechen und Römern bis zu ihrem dermaligen Bestande verfolgt, natürlich, was das Interesse der Schrift mit sich brachte, nicht in der Absicht, die Leistungen der einzelnen Grammatiker „in ihrer materiellen Ausdehnung und in ihrem Detail zu betrachten," als vielmehr vorzüglich „die Methode und den principiellen Fortschritt" ins Auge zu fassen. Hat es auch nicht an Vorarbeiten auf diesem Gebiete und Versuchen ähnlicher Art gefehlt, so ist doch anzuerkennen, daß die Untersuchung unter der Hand des Vf. sehr an Klarheit und Zusammenhang gewonnen hat. Die Kritik, welche er übt, ist eine strenge und rücksichtslose, ja, auf den ersten Anschein, harte und verletzende; wenigstens hat sich eine solche Wirkung bereits in mehrfachen Anzeichen kund gegeben. Kein Wunder, wenn dieser Umstand bey manchem Leser ein ungünstiges Vorurtheil gegen das Buch erweckt hat, und die wissenschaftliche Beurtheilung mitunter selbst von einer gewissen Parteyleidenschaft nicht unberührt geblieben ist. Denn auch dazu gibt die Kritik des Vf. mehrfache Veranlassung durch Anwendung solcher Kategorien, die auf anderen, minder unschuldigen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft leider nur zu oft einem sehr tadelnswerthen Mißbrauch unterliegen. Ref. gesteht selbst, aus diesem Grunde das Buch zuerst mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand genommen zu haben, das jedoch nach näherer Einsicht gänzlich geschwunden ist, und der Anerkennung Platz gemacht hat, daß der Vf. in der Würdigung fremder Leistungen eben so viel Scharfsinn und Selbständigkeit des Urtheils als Freymuth und Unparteylichkeit bewährt. Dieses Zugeständniß, glauben wir, wird ihm auch von denen nicht verweigert werden, die vorzugsweise der schonungslosen Polemik desselben anheimfallen, besonders wenn sie, wie z. B. Gottfried Hermann, der vielleicht am ehesten Grund haben möchte, sich über eine gewisse Härte des Tones zu beklagen, selbst als Freunde und Anhänger des freymüthigen Wortes bekannt sind. Solche hochgesinnte Selbstlosigkeit fordert die Wissen-

schaft von ihren Vertretern, während es die Aufgabe der geschichtlichen Würdigung ist, einerseits das Irrige und Verfehlte in seiner Unhaltbarkeit aufzudecken, anderseits aber auch nicht bloß das bleibend Richtige als solches anzuerkennen, sondern auch den Punkt aufzuzeigen, worin eine Ansicht ihre relative Wahrheit besitzt und fördernd auf die weitere Entwickelung der Wissenschaft eingewirkt hat. Auch diese Pflicht übt der Vf. mit Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn und zeigt dadurch, daß er nicht bloß die angreifende und vernichtende Polemik, sondern auch die läuternde und aufbauende Kritik zu handhaben versteht. Denn der Begriff der Kritik ist ja nicht der der Zerstörung, sondern der Scheidung, nämlich des Wahren von dem Falschen, wodurch ersteres vielmehr befreyt und gekräftigt und zur weiteren Entfaltung seiner selbst getrieben wird.

(Fortsetzung folgt.)

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Schluß.)

Es war einer drohenden Theuerung wegen die Ausfuhr von Getreide durch einen Geheimenraths-Beschluß verboten worden, während das Parlament vertagt war. Dieser Beschluß wurde in dem Oberhause als verfassungswidrig angegriffen. Lord Camden sagte zur Rechtfertigung seiner Amtsgenossen:

„Die Nothwendigkeit einer Maßregel gereicht derselben nicht nur zur Entschuldigung, sondern macht sie gesetzmäßig. Ein Richter darf, wenn die Nothwendigkeit erwiesen ist, eine Handlung für gesetzmäßig erklären, die entschieden ungesetzlich seyn würde, wenn jene Nothwendigkeit nicht vorläge. Der Krone allein steht die vollziehende Gewalt zu; ihr räumt also die Verfassung ein, daß sie auf sich nehme, was immer das Wohl des Staates fordert, so lange das Parlament nicht versammelt ist; was höchstens eine vierzig Tage dauernde Tyranney ist."

Schwere Vorwürfe ergingen, besonders des letzten Satzes wegen, über Lord Camden, und seine Behauptung wurde streng abgewiesen. Da indessen die Zweckmäßigkeit des Ausfuhrverbotes anerkannt wurde, so ertheilte das Parlament demselben nachträglich seine Genehmigung. Und dieß blieb seitdem Gebrauch.

Lord Camden schied in Folge einer Veränderung des Ministeriums von dem Kanzleramte, wurde aber Präsident des geheimen Rathes und blieb es bis an sein Ende. Fast achtzigjährig trat er in dem Oberhause zum letztenmale auf als siegreicher Vertheidiger eines Gesetzentwurfes, der die Entscheidung über die Strafbarkeit des Verfassers oder Verbreiters einer Druckschrift den Geschwornen zuwies.

„Ich habe mich lange bemüht, sagte er, den Begriff einer aufrührerischen Schrift zu bestimmen; es ist mir aber nicht gelungen, eine Definition zu finden, die mich selbst befriedigte und Andere befriedigen möchte. Von einigen Richtern ist der Satz aufgestellt worden, jeder Tadel der Regierung sey eine Schmähschrift auf sie. Andere sagen, nur grundlose Verleumdung der Regierung sey als eine Schmähschrift zu betrachten. Aber sollte dem Richter zukommen, als eine Rechtsfrage zu entscheiden, ob eine Anklage gegründet sey oder nicht? Ihr müßt die Presse unter die Richter oder unter die Geschwornen stellen, und die Wahl kann meines Erachtens nicht zweifelhaft seyn."

Das Gesetz ging, obgleich alle Richter sich dagegen erklärt hatten, im Jahre 1792 durch; es machte, sagt Lord Campbell, dem unschicklichen Streit ein Ende, der in Gerichtshandlungen über Schmähschriften ein Jahrhundert lang zwischen den Richtern und den Geschwornen gedauert hatte, und wir besitzen nun die beste Definition einer Schmähschrift als einer „Druckschrift, die nach dem Urtheile von zwölf ehrbaren, unabhängigen, verständigen Männern, ein strafbarer Unfug ist."

Kanzler war damals, und schon seit 1778, Lord Thurlow, der Sohn eines Landgeistlichen, der als Kronanwalt die besondere Gunst König Georgs III. gewonnen hatte. Bald nach seinem Eintreten in das Oberhaus erregte der herrische Ton, in welchem er zu sprechen pflegte, Aufsehen und Widerwillen. Ein Herzog hielt ihm seine Anmaßung vor und ließ einfließen, sie stehe ihm desto übler, weil er von niedriger Herkunft sey. Lord Thurlow erhob sich und sprach mit lauter Stimme:

„Der Angriff des edlen Herzogs auf mich setzt mich in Erstaunen; ja in Erstaunen. Der edle Herzog kann nicht vor sich, hinter sich oder auf beyde Seiten blicken ohne Mitglieder dieses Hauses zu sehen, die ihren Eintritt der Auszeichnung verdanken, welche sie selbst oder ihre Vorfahren als Rechtsgelehrte erlangt haben. Sieht er nicht ein, daß dieser Weg in das Oberhaus so ehrenvoll ist als der, welcher dahin den Zufall eines Zufalles führt? Gegen alle diese Lords ist, was der edle Herzog sagte, so anwendbar und so beleidigend als gegen mich. Aber auch allein gegen diesen Angriff zu stehen scheue ich mich nicht. Niemand hegt für die Pairswürde mehr Verehrung als ich; aber ich muß es sagen, die Pairswürde hat mich aufgesucht, nicht ich die Pairswürde. Noch mehr, ich kann sagen und will es sagen, daß als ein Pair des Königreichs, als Sprecher dieses Hauses, als Hüter des großen Siegels, als Bewahrer des Gewissens Sr. Majestät, als Großkanzler von England, ja selbst in der Eigenschaft allein, in welcher der edle Herzog betrachtet zu werden als Beleidigung aufnehmen würde, als Mensch, bin ich so ehrenwerth und, es sey mir erlaubt beyzufügen, so geehrt als der stolzeste Pair, auf den ich von diesem Platze sehe."

Die Rede that eine außerordentliche Wirkung; Thurlow erwarb dadurch nicht nur in dem Oberhause ein überwiegendes Ansehen, das nie mehr bestritten wurde, sondern auch die Achtung des Landes in so hohem Grade, daß seiner erprobten Selbständigkeit auch was er der öffentlichen Meynung zuwider that, zu gut gehalten wurde. So, als er sich gegen einen Antrag erklärte, der auf die Entlassung der Minister gerichtet war.

„Gesetzt alle Angaben des edlen Antragstellers wären so gegründet als sie grundlos sind, wäre es recht, ein Verdammungsurtheil zu fällen, ohne zu untersuchen und zu hören, was die Angeschuldigten zu ihrer Rechtfertigung oder zur Minderung ihrer Schuld anzuführen haben? Ich spreche nicht als Anwalt für den oder jenen; ich wahre nur die Ehre des Hauses. Haben die Minister Handlungen begangen, die für ungehörig und unzweckmäßig oder für schlecht und niederträchtig gehalten werden, so berechtigt sie schon diese ihnen ungünstige Vermuthung zu dem Begehren einer Untersuchung. Je schwerer die Anklage, je strenger die Strafe, desto mehr Vorsicht ist nöthig um auszumitteln, ob die Angeschuldigten schuldig seyen. Aber auf einem Seitenwege andringen, ohne Anmeldung, ohne Nachweisung, und sogleich verdammen, ist ein Verfahren, das ich nicht billigen kann; es ist wider die Redlichkeit, wider das Gesetz, wider die Wahrheit und jedes Erforderniß gründlicher Rechtspflege."

Der Antrag wurde von einer großen Mehrheit verworfen. Ebenso ein anderer, der dahin ging, daß das Parlament die im Jahre 1783 von der Krone einseitig verfügte Abtretung der beyden Florida mißbilligen sollte.

„Es ist, sagte Lord Thurlow, die Behauptung aufgestellt worden, es liege nicht in den Befugnissen der Krone, Ländereyen, die unter ihrer Hoheit standen, in einem Friedesvertrage abzutreten. Wäre das richtig, so müßte ich mich als seltsam unwissend in der Verfassung meines Landes bekennen. Aber bis auf diesen Tag der Zeichen und Wunder ist mir eine solche Lehre nie vorgekommen. Hätte man doch denken sollen, wenn ein großer, erfahrungsreicher und nach Verdienst hochgeachteter Rechtsgelehrter, mit einer eignen Meynung über einen höchst wichtigen Punct unserer Verfassung hervorträte, so würde er rathsam finden, Beweise dafür aus unseren geschichtlichen und staatsrechtlichen Urkunden beyzubringen, oder wenigstens darzuthun versuchen, daß die gemeine Meynung seiner Landsleute ihm zustimme. Statt dessen beruft sich der edle und gelehrte Lord auf die Geistesarbeiten und Einfälle auswärtiger Schriftsteller und weist Ew. Herrlichkeiten an schweizerische Rechtslehrer, um über die Befugnisse der brittischen Krone unterrichtet zu werden. Ich meines Orts gestehe keinem Fremden in solchen Dingen eine Stimme zu. Puffendorf und Vattel mögen mit vielem Scharfsinn über das Völkerrecht geschrieben haben, das auf einen festen, dauernden Fuß nicht zu stellen ist; ich leugne ihre Autorität, ich verwerfe ihr Zeugniß, wenn man sie anführt um mich zu belehren, was der Fürst, dem ich diene, thun dürfe oder nicht. Mein Urtheil gründet sich auf unsere Geschichte und auf die Verhandlungen des Parlaments; darnach ist die Abtretung der Florida auf keine Weise anzufechten."

Hiezu bemerkt der Vf., daß er selbst vor einigen Jahren die Frage: ob nicht die Zustimmung des Parlaments zu einer solchen Abtretung erforderlich sey, aus Anlaß des Vertrages mit Nordamerika, dem dadurch ein Stück von Canada überlassen wurde, wieder anzuregen versucht, aber keinen Eingang damit gefunden habe, indem entgegengehalten worden sey, das Recht der Krone sey durch Lord Thurlow festgestellt worden. Wenn er aber das Bedenken äußert, der damit angenommene Grund-

satz würde auch die Abtretung eines Stückes von Altengland rechtfertigen, so scheint er übersehen zu haben, daß, des Grundsatzes ungeachtet, eine solche Abtretung anzurathen, zu befördern und zu vollziehen niemand je wagen würde.

Lord Thurlow blieb, mit einer kurzen Unterbrechung, Kanzler bis 1792, wo der heftige Widerspruch, den er im Oberhause gegen Pitt's Schuldentilgungsplan einlegte, diesen Minister, dem er nie befreundet gewesen war, so aufbrachte, daß er alsbald erklärte, entweder müßte der Kanzler abtreten oder er. K. Georg III. entschied sich für Pitt. Nun ging Thurlow zur Opposition über, die in beyden Häusern des Parlaments auf eine sehr kleine Zahl Mitglieder herabgesunken war. Derselbe Mann, der einst im Amte den strengsten Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung das Wort geredet hatte, verwarf jetzt alle Anordnungen, welche von der Regierung und von der großen Mehrheit des Parlaments wider aufrührerische Schriften und Zusammenkünfte nöthig befunden wurden. Er sagte unter Anderem:

„Die Reden, welche man anführt, sind ungebührlich und unverschämt; aber sind sie so gefährlich, daß sie die vorgeschlagenen Anordnungen zum Bedürfniß machen? Es ist ein Vorzug der englischen Verfassung, daß sie das Volk keinem Zwange in der Ausübung des wichtigen Rechts unterwirft, sich zu versammeln, um über Beschwerden zu berathschlagen und das Parlament um deren Abstellung anzugehen. Dieses Recht steht ganz auf demselben Boden wie die Freyheit der Presse. Der Gebrauch desselben ist frey und ungehemmt; aber den Mißbrauch trifft Bestrafung. Dazu reichen die alten Gesetze mit einigen Verbesserungen, die ich wünsche, aus. Das neue aber, das uns vorgeschlagen wird, macht das Versammlungsrecht zunicht. Es ertheilt den Obrigkeiten die Befugniß, jedermann in Haft zu nehmen, „der mit irgend einer Aeußerung das Volk zu Haß und Verachtung gegen die Person des Königs oder gegen die Regierung und die Verfassung des Reiches, wie sie durch das Gesetz besteht, anreizte oder aufreqte.“ Läßt man das gelten, so muß alle Berathschlagung über eine Reform des Parlaments aufhören. In einer solchen Berathschlagung ist es kaum möglich, ohne Spott der großen Ungleichheiten zu gedenken, wie daß für die zwanzig Aecker ohne Haus, Alt-Sarum genannt, eben so viele Abgeordnete erscheinen als für die große Grafschaft York. Darin könnte leicht ein unwissender Gerichtspfleger Aufreizung des Volkes zu Haß und Verachtung der bestehenden Verfassung finden, und hiernach die Versammlung abstellen und alle Theilnehmer verhaften.“

Da solche Einreden wirkungslos blieben, indem das Parlament fast einstimmig die strengen Gesetze billigte, so wurde Lord Thurlow, gleich Anderen, der Sitzungen überdrüssig und fand sich selten mehr ein. Unter seinen spätesten Aeußerungen ist diejenige bemerkenswerth, durch welche er die gleiche Berechtigung aller Glieder des Oberhauses behauptete, ohne daß jemand widersprach. Auf eine den Sklavenhandel betreffende Rede des Herzogs von Clarence (nachher K. Wilhelm IV.) hatte Lord Greuville, der nicht damit einverstanden war, gesagt, mit Se. Kön. Hoheit könne er sich persönlich, der Ungleichheit des Standes wegen, nicht messen. Lord Thurlow erhob sich:

„Ich wünsche, das man sich deutlich mache, ob wir nach der Verfassung dieses Hauses in dem Rechte hier zu sprechen einander gleich seyen oder nicht. Ich bin auf einer der untersten Stellen. Ich spreche keinerley Vorzug vor irgend einem andern Mitgliede an. Aber das behaupte ich, nicht nur zwischen dem Prinzen, der eben gesprochen hat, sondern zwischen dem Thronfolger selbst, wenn er hier gegenwärtig ist und mir, ist, als zwischen Gliedern des Parlaments, vollkommene Gleichheit. Ich kenne keinen Unterschied zwischen Pairs des Parlaments in dieser Eigenschaft, und behaupte, daß der unterste dem Range nach, so lange wir hier berathschlagen, dem obersten gleich ist.“

Lord Thurlow starb 1806 bald nach Pitt und Fox. Die trüben Tage des hohen Alters hatte ihm die allezeit gepflegte Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume vielfach erheitert.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache dargestellt von Dr. Theodor Rumpel.

Lateinische Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madvig.

(Fortsetzung.)

Der geschichtlichen Enwicklung der Grammatik, welche mit der Darlegung ihres gegenwärtigen Standpunktes abschließt, folgt ein Abschnitt über „die falschen Richtungen der Syntax," mit besonderer Hervorhebung der „Casustheorie nach lokalen Beziehungen." Auf die Bekämpfung dieser Theorie wendet der Verf. eine um so größere Bemühung, als sie, wie nicht zu läugnen, durch den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit ihrer Vertreter und die umfassende Durchführung, welche ihr sowohl von dem Standpunkte der Sprachvergleichung als der Grammatik einzelner Sprachen, besonders der griechischen, zu Theil geworden ist, großes Ansehen und weite Verbreitung gefunden hat. Und allerdings scheinen manche Thatsachen, auf welche sich diese Theorie stützt, schwer zu widerlegen, wie z. B., daß in neueren Sprachen vielfältig Präpositionen, denen eine räumliche Grundbedeutung nicht abzusprechen ist, ganz die Stelle der Casusflexion, namentlich des Genitivs und Dativs, vertreten. Nichts desto weniger halten wir die Bestreitung des Vf. für durchaus gelungen und die Lokalitätstheorie dadurch sowohl im Princip als in den Consequenzen für vollkommen widerlegt. So einfach und natürlich auf den ersten Anblick der Gedanke zu seyn scheint, welcher dieser ganzen Auffassungsweise zu Grunde liegt, so unzulänglich und haltlos erweist er sich bey näherer Betrachtung. Denn wie sollte es die sinnliche Anschauung ohne Mitwirkung eines andern Factors zur Bildung der Sprache bringen? ein Vorgang, der offenbar aller Analogie der Lebensentstehung widersprechen würde. Dieß erkennen nun wohl auch die Vertreter der Lokalitätstheorie an, entziehen aber eben dadurch dieser selbst den Boden. Denn je unverkennbarer die sinnliche Anschauung sich in dem stofflichen Elemente der Sprache bethätigt, um so unzweifelhafter muß das formale Element auf die der sinnlichen Anschauung zuvorkommende, dem menschlichen Geiste ursprünglich inwohnende Bildungs- und Schöpfungskraft zurückgeführt werden.

Diese formbildende Kraft ist zugleich die einheitliche Kraft der Sprache, durch welche die Laute zu Worten werden, d. h. zu Gliedern eines organischen Ganzen, in der Rede oder dem Satze. Von dem Satze muß daher auch jede Erklärung der Casusbedeutungen ausgehen; denn ein Casus ist, nach der Definition des Vf., nichts anderes, „als die bestimmte Form, in welcher das Nomen im Satze, in der Rede erscheint." Ist diese Definition richtig — und es wird sich schwerlich etwas Gegründetes dagegen einwenden lassen — so ist die Bedeutung räumlicher Beziehungen, als eine von außen hereingetragene, von selbst ausgeschlossen. Die Casustheorie nach räumlichen Beziehungen wird daher mit Recht von dem Vf. zu den falschen Richtungen der Syntax gezählt, deren hervorstechendste Erscheinungen er unter vier Hauptpunkten zusammenfaßt und durch treffende Beyspiele näher charakterisirt. Es sind dieß

folgende, die Grammatik noch gegenwärtig mehr oder weniger beherrschende Fehler. Erstens werden häufig „fertige, der Logik oder Philosophie entnommene Kategorien“ unvermittelt auf die Sprache übertragen. Mit Recht nennt der Vf. dieses Verfahren nicht bloß ungrammatisch, sondern geradezu und hauptsächlich auch unphilosophisch, da die Philosophie nur solche Theorien anerkennen kann, die sich auf wirkliche, rein erkannte Thatsachen stützen. Ein zweyter, besonders weit greifender Fehler besteht darin, daß man „nach Maaßgabe der materiellen Bedeutung der Worte die grammatischen Verhältnisse bestimmen will“ und in Folge davon z. B. von einem Gen. originis, possessoris, quantitatis etc. oder einem leidenden Objecte u. dergl. spricht. Diese letztere Bezeichnung scheint der Vf. jedoch nicht auf ihren wahren Grund zurückzuführen, der nach unserer Meinung mehr in der entsprechenden passiven Ausdrucksweise als in der materiellen Bedeutung der Worte zu suchen ist. Deßwegen halten wir auch den Tadel für minder gerecht, da sich in der Bezeichnung des Leidens wirklich ein richtiges Gefühl von dem Wesen des Accusativus ausspricht, wie ja der Vf. selbst S. 198 diesem Casus im Vergleich mit dem Genitiv ein gewisses „passives Verhalten“ zuschreibt.

Einen dem vorigen verwandten Fehler sieht der Vf. darin, daß man „nach Maaßgabe der deutschen oder lateinischen Uebersetzung die grammatischen Gesetze der fremden Sprache bestimmt,“ wodurch jedem Casus alle möglichen Bedeutungen aufgebürdet werden können. So tadelnswerth dieses Verfahren in seiner verkehrten, d. h. oberflächlichen Anwendung ist, so werthvoll und fruchtbar erweist sich die richtig gehandhabte Vergleichung der syntaktischen Erscheinungen zweyer Sprachen. Namentlich kann die Schulgrammatik des in der Muttersprache gegebenen Maaßstabes nicht entbehren, natürlich nicht, um die Differenzen der Ausdrucksweise zu verwischen und zu vermengen, sondern um sie in ihrer Besonderheit klar zu erkennen und festzuhalten. Von diesem Standpunkte des nicht bloß wissenschaftlichen Begreifens sondern Spracherlernens ist sogar eine Bezugnahme auf die materielle Bedeutung der Worte, vorausgesetzt, daß keine falschen Consequenzen für die Bestimmung der Casusbedeutung daran geknüpft werden, nicht bloß zuläßig, sondern auch nothwendig, wozu ja selbst der Verf. S. 237 f. Veranlassung findet. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß Hr. R. S. 256 dem lateinischen Ablativ die Bezeichnung des Mittels zuschreibt und diesen Casus somit als Instrumentalis bestimmen zu wollen scheint, eine Ansicht, die jedoch durch die Bemerkung am Schlusse der Schrift im Sinne der hier aufgestellten Theorie modificirt wird.

Zuletzt wird noch das Gebahren mit Regeln und Ausnahmen besprochen und als ein Standpunkt beschränkter, kurzsichtiger Reflexion charakterisirt.

Zu den Schriften über die Casuslehre, welche der Verf. mit einer kurzen Beurtheilung begleitet, anführt, kommt neuerdings eine ausführliche Abhandlung von Jacobs: „Ueber die Bedeutung der Casus in besonderer Beziehung auf die lateinische Sprache,“ deren erster Artikel (in dem zweyten Hefte des ersten Bandes der Zeitschrift für Gymnasialwesen) außer der allgemeinen Einleitung die Erörterung des Ablativus umfaßt.

Das Resultat der bisherigen Entwickelung der Grammatik, wie es sich aus der Kritik des Verf. herausstellt, wird zusammengefaßt in dem Abschnitte über „Begriff, Methode, Princip der Grammatik,“ welches letztere der Vf. aus dem Begriff der Sprache selbst entnimmt. Denn Grammatik ist ihm in ihrem wahren Begriffe nicht eine Abstraction von der Sprache, sondern nichts Anderes als die „erkannte, gewußte, begriffene Sprache,“ das Wissen von der Sprache, zu welchem die Sprache durch sich selbst fortschreitet, indem sie die Grammatik als ihr alterum ego fordert und allmählig schafft. Das Princip der Grammatik ist somit das der Sprache selbst, „der Lebenskeim, dem die Sprache erwächst.“ Dieser ist der bewußte Geist, das Denken, dessen innere Correlation mit dem Sprechen jedoch keineswegs auf eine gleiche Correlation der Logik und Grammatik zu schließen erlaubt. Denn indem die Sprache die Darstellung der Gedanken ist, wodurch sich der Gedanke selbst erst vollendet und verwirklicht, kommt zu dem logischen Momente, worin das rein geistige Daseyn der Sprache enthalten ist, noch ein sinnliches in dem artikulirten Laut, welcher „die

absolute Form für den sinnlichen Ausdruck des Gedankens ist.“ Aus dem Zusammenwirken dieser beyden Elemente ist auch die Verschiedenheit der Sprachen zu erklären, welche alle „als Versuche zu einer Sprachvollendung zu betrachten sind,“ und „uns die Sprache in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen“ sehen lassen. Ebenso aber hat darin das Auseinandergehen der Logik und Grammatik ihren Grund. Was der Vf. noch weiter beyfügt über ihr gegenseitiges Verhältniß, scheint uns weniger klar und befriedigend. Dieß möchte an sich nicht zu verwundern seyn, wenn man die große Verschiedenheit der Ansichten bedenkt, die über Begriff und Aufgabe der Logik herrschen. Allein sieht man auch davon ab und hält man sich einfach an die hier vorgetragene Ansicht, die ja auch die gewöhnlichste und verbreitetste ist, so begreift man nicht, warum die Logik auf die Analyse des „in der Sprache bereits niedergelegten Gedankens“ beschränkt seyn, die Grammatik dagegen weiter zurückgehen, und „den Proceß des „in der Sprache sich darstellenden Gedankens“ zu ihrem Object machen soll. Denn wenn es als eine wesentliche Forderung hingestellt wird, daß man die Sprache nicht als ein Gewordenes, Daseyendes, sondern als eine stetige Lebensbewegung, eine ἐνέργεια, betrachtet, so muß diese Forderung mit ganz gleichem Rechte auch für die Logik gelten; auch sie darf und kann den Gedanken nicht als ein Fertiges betrachten, als ein ἔργον, sondern muß weiter zurückgehend den Gedanken als ἐνέργεια, als Lebensbewegung des denkenden Geistes, d. h. als Denken erfassen. Dieß thut die Logik auch wirklich überall, wo sie sich als Wissenschaft zu gestalten sucht, also in ihrem Bereich dieselbe Stellung einnimmt, welche der Verf. für die Grammatik in Anspruch nimmt.

Die sprachliche Verwirklichung des Gedankens ist der Satz, von dem die Grammatik daher auszugehen hat. Der Vf. bemerkt, daß dieser neuerdings wohl mehrfach ausgesprochene Gedanke doch immer noch nicht in der Anwendung zu seinem vollen Recht gelangt sey; vielmehr würden noch immer „die fundamentalen Strukturen und Redetheile entweder von allgemeinen Denkgesetzen oder vom Begriff der Sprache, also nicht von dem Satze,“ hergeleitet. Zu den aus der Logik in die Grammatik übertragenen Irrthümern rechnen wir auch die sehr verbreitete Ansicht von der Dreyseitigkeit des Satzes, welche der Vf. mit bestem Rechte verwirft, wie dieß bereits auch Madvig und Michelsen u. a. gethan. Der Satz entwickelt sich in Subject und Prädikat, nicht in Subj., Präd. und Copula. Allerdings muß im Prädikat und dem ihm entsprechenden Redetheil ein doppeltes Moment unterschieden werden, ein substantielles und ein motorisches, wie unser Vf. sich ausdrückt; allein daraus folgt noch nicht, daß es gleichgültig sey, wie man von einer Seite bemerkt hat, ob man sich so oder so ausdrücke, da ja beyde Erklärungen auf Eins und dasselbe hinausgingen. Dieß ist jedoch so wenig der Fall, daß es vielmehr davon abhängt, ob man sich einen richtigen oder falschen Begriff macht von dem, was Prädikat ist. Nach unserer Ansicht läßt sich das Prädikat gar nicht anders denken als in dem Gegensatz zum Subject und daher in nothwendiger Verbindung mit demselben. Die Copula oder das synthetische Element gehört demnach wesentlich zu dem Begriff des Prädikats und genau genommen auch des Subjects, da beyde unzertrennlich sind wie die Glieder eines Organismus. Die wahre Copula ist die Einheit des Gedankens, welche sich sprachlich in der Congruenz von Subject und Prädikat an beyden ausdrückt. Auf welche Abwege die entgegengesetzte Ansicht geräth, zeigt sich in der Behauptung, daß man in jedem Satze das Verbum auflösen müsse in das Particip und die Copula, da doch das Particip offenbar eine abgeleitete Form ist, welche ihren Beruf und ihre Bedeutung nur in einem abgeleiteten Verhältniß hat, das sich aus dem ursprünglichen Verhältniß von Subject und Prädikat erst entwickelt. Was nun das Verbum betrifft, auf das man gemeinhin den Namen Copula überträgt, weil es vorzugsweise der Träger derselben ist, so bleibt die Frage nach dem Wesen und der ursprünglichen Bedeutung desselben immerhin schwierig. Der Verf. nennt es das ursprüngliche Hülfsverbum, scheint es aber doch auch unter den Hülfsverben mitzubegreifen, deren ursprüngliche Bedeutung als wirklicher Intransitiva durch ein Verdünnen und Verflüchtigen

ihres substantiellen Gehaltes sich im Gebrauche mehr und mehr verloren und nur noch das rein verbale Element übrig gelassen habe; während Becker es von den Hülfsverben der Zeit und der Art unterscheidet und als bloßes Aussagewort den reinen Formwörtern beyzählt, die, wie das Pronomen, gleich ursprünglich keinen Begriff, sondern nur eine Beziehung ausdrücken und bloßes Flexionsorgan sind, weßwegen sie als aus ursprünglichen Flexionsendungen hervorgegangen, sich nicht in Stamm und Endung zerlegen lassen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht beruft sich Becker unter andern darauf, daß der Begriff der Existenz, worin man die Grundbedeutung dieses Verbums zu finden geglaubt habe, keine „sinnlich in Raum und Zeit angeschaute Thätigkeit" ausdrücke. Dieser Beweis steht und fällt natürlich mit der ganzen Ansicht, nach welcher die gesammte Entwicklung der Begriffe von der sinnlichen Anschauung ausgeht und namentlich als Urbegriff der Begriff der sinnlich anschaulichen Thätigkeit oder der Bewegung gesetzt wird. Ob diesem Grundsatze in seiner strengen Ausschließlichkeit eine Geltung zukommt, oder nicht vielmehr eine Vermengung der formalen und materialen Bedeutung des Verbums im Spiele ist, bleibt sehr die Frage. Wichtiger jedenfalls scheint der Grund, welcher von der eigenthümlichen Conjugation des Verbums „seyn" in allen Sprachen hergenommen ist, dessen ursprüngliche Formen eine solche Verwandtschaft mit den Flexionsendungen der Verba verrathen, daß es nahe liegt, diese aus jenen oder jene aus diesen hervorgegangen zu betrachten. Sieht man sie mit Becker als abgelöste Conjugationsendungen an, so bleibt nur die Schwierigkeit, wie man sich die Entstehung der starken, prägnanten Bedeutung zu erklären hat, welche zwar im Deutschen nur eine geringe, im Lateinischen und Griechischen dagegen verhältnißmäßig ausgedehnte Anwendung findet. Nun wird sich schwerlich eine Analogie dafür aufbringen lassen, daß reine, jedes begrifflichen Inhaltes baare Formwörter, wie z. B. das Pronomen, sich zu einem materiellen Gehalte gleichsam verdichten, während hinlängliche Analogien für den entgegengesetzten Fall vorhanden sind, daß die ursprüngliche Bedeutung eines Begriffswortes sich im Gebrauche gleichsam abschleift. Wie aber

auch die Entscheidung fallen möge, die Zweytheiligkeit des Satzes bleibt so wie so unangetastet in ihrer Richtigkeit bestehen. Denn in dem einem Falle erscheint die Copula nur als verbale Flexionsendung zu dem Prädikatsnomen, in dem andern Falle tritt das Prädikatsnomen ebenso als ergänzende oder modificirende Bestimmung zu dem verbum substantivum wie zu gewissen andern Verben, die unzweifelhaft auch für sich allein einen substantiellen Gehalt haben.

Den Unterschied des transitiven und intransitiven Verbums, welche abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche der Grammatik als die genera verbi bezeichnet werden, führt der Vf. auf das Verhältniß des substantiellen und verbalen Moments im Verbum zurück, so daß die Bedeutung des Intransitivs in dem Vorherrschen des substantiellen, die des Transitivs in der Uebermacht des verbalen Moments gefunden wird.

Diese Unterscheidung ist für die Erklärung der Casus, besonders des Accusativus und Genitivus, von großer Wichtigkeit. Die Grundsätze, von welchen die Theorie des Vfs. ausgeht, sind im Wesentlichen folgende: Die Casus sind als objective Formen, wahre Sprachkategorien anzusehen, deren Begriff Allgemeingültigkeit hat, wenn auch in der Art und Weise des Gebrauches der Unterschied der Volksindividualität sich ausspricht. Daraus folgt, daß diejenige Sprache nach dieser Seite hin die vollkommenste ist, in der die möglichen Verhältnisse, in welche ein Substantiv treten kann, wirklich ausgebildet sind. Bei Vergleichung zweier Sprachen hat die Verschiedenheit der Struktur ihren Grund in einer verschiedenen Auffassung und Formirung des Gedankens, nicht in einer verschiedenen Bedeutung der Casus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache, dargestellt von Dr. Theodor Rumpel.

Lateinische Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madvig.

(Fortsetzung.)

Die allein richtige Methode ist die genetische, d. h. diejenige, welche vom Begriffe des Satzes ausgeht. Daraus ist zunächst der Nominativ und der mit ihm nah verwandte Vokativ als Casus des Subjects gewonnen; ferner der Accusativus als Casus des Objects, d. h. desjenigen Substantivs, welches an Stelle des im transitiven Verbum geschwächten substantiellen Momentes ergänzend hinzutritt und dem gleichsam inhaltsbedürftigen Verbum seinen Halt verleiht. Das Objekt ist nicht als Gegensatz des Subjects zu betrachten, sondern als Bestandtheil des Prädikats, welches selbst den organischen Gegensatz des Subjectes bildet. Dabey ist nicht zu übersehen, daß der Unterschied des transitiven und intransitiven Verbums kein starrer, unwandelbar feststehender, sondern ein flüssiger und vielfach in einander übergehender ist, wie dieß auch in dem gegenwärtigen Gebrauche der deutschen Sprache, mehr aber noch im Lateinischen und ganz besonders im Griechischen wahrzunehmen ist, wo nicht nur der intransitive Gebrauch gewöhnlich transitiver Verba, sondern auch die Verbindung eines Objects mit sonst intransitiven Verben eine ziemlich ausgedehnte Anwendung findet. Offenbar ist die Intention des Sprechenden der eigentliche Grund der Hinzunahme oder Weglassung des Objects, welche letztere bei transitiven Verben da eintritt, wo die Absicht der Aussage schon in dem Begriff des Verbums sich erschöpft und befriedigt; dagegen, wo ein Object hinzutritt, dieses den Hauptbegriff des Prädicats ausmacht, dem Sprechenden als derjenige Gegenstand vorschwebt, in welchem die Aussage sich erfüllt. Es versteht sich, daß in dem Begriff der einzelnen Verba selbst der Grund gegeben ist, weßwegen sie in der Regel entweder ohne oder mit Objekt erscheinen und nach Maaßgabe des überwiegenden oder durchgängigen Gebrauches sich als transitiva oder intransitiva betrachten lassen, wie es auch in dem Gesetze der Sprachentwiklung begründet ist, daß die Fixirung des Gebrauches immer durchgreifender wird und die lebendig freie Bewegung beschränkt.

Die Besonderung der Aussage, welche sich in der Entfaltung des Prädikats als Transitiv und Object vollzieht, schreitet fort in der Besonderung des Substantivs, sey es in seiner Stellung als Subject oder Object, durch den Genitiv. Eine weitere Entwiklung des Satzes ist nach dieser Theorie nur noch durch einen Casus möglich, der sich weder an das Substantiv noch an das Verbum, weder an das Subject noch Prädikat allein, sondern an die als Einheit gedachte Verbindung beider, an die Satzsubstanz anschließt. Dieser Casus ist der Dativ.

Unverkennbar besitzt diese Theorie einen hohen Vorzug vor vielen andern in der consequenten Durchführung eines aus dem Begriffe des Satzes hervorgehenden Princips. Die Richtigkeit derselben muß sich bewähren durch die ungezwungene und zureichende Erklärung der in den Sprachdenkmälern vorhandenen

Erscheinungen. Daß sich hiebey ebenfalls Schwierigkeiten ergeben werden, die vielleicht nicht auf den ersten Anblick sich beseitigen lassen, ist nicht zu läugnen. Wir begnügen uns, eine zu erwähnen, die unmittelbar in die Augen fällt, nämlich die so vielfach vorkommende Verbindung des Genitivs mit dem Verbum. Der Vf. betrachtet nicht, wie jetzt die meisten Grammatiker, diese als die ursprüngliche, sondern geht in der Begriffsbestimmung des Genitivs von der Verbindung mit dem Substantiv aus, in welcher das regierende Substantiv durch den darauf bezogenen Genitiv aus der Allgemeinheit seines Begriffes herausgenommen und als ein Besonderes gesetzt wird, also eine qualitative Bestimmung empfängt. Wesentlich dabey ist die Verschiedenheit der beiden verbundenen Begriffe, durch welche sich die Genitivverbindung von dem Appositionsverhältniß unterscheidet, welches, aus dem prädikativen Verhältniß vorgehend, die beiden Begriffe als identische setzt. In der Apposition drückt jedes der beiden Substantiva dasselbe Ganze aus, „nur einmal in seiner Allgemeinheit, und dann in seiner besondern Existenz bezeichnet," während in der Genitivverbindung keines mehr das Ganze ist, sondern nur beyde zusammen ein Ganzes, eine neue Einheit bilden; in der Apposition findet „ein Nebeneinandersеyn des Allgemeinen und Besondern," in der Genitivverbindung „ein Ineinandergreifen, eine Vermittlung des Allgemeinen und Besondern" statt. Durch die Verbindung mit dem Verbum scheint sich der Genitiv in seiner Bedeutung dem Accusativ zu nähern. Eine Vergleichung beyder Casus kehrt in der Untersuchung des Vfs. an mehreren Stellen wieder und beleuchtet ihren Unterschied von möglichst vielen Gesichtspunkten. Als die wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale stellen sich heraus, daß der Accusativ die leichteste, unmittelbarste, logisch unbestimmteste Verbindung bezeichnet, während der Genitiv ein vermittelteres, beziehungsreicheres, innerlicheres Verhältniß ausdrückt. Der Genitiv steht dadurch gleichsam in der Mitte zwischen dem Accusativ und den Präpositionen, welche ein noch vermittelteres und logisch bestimmteres Verhältniß bezeichnen. Der Accusativ fügt zu dem in seinem substantiellen Gehalte abgeschwächten Verbum eine neue Substanz als ergänzenden Zuwachs hinzu, während der Genitiv seinem regens eine qualitative Bestimmung verleiht. Diese Bedeutung des Genitivs in Verbindung mit einem Substantiv muß auch für die Verbalverbindung zureichend seyn. Das Verbum erscheint in derselben als intransitivum (oder als mit seinem Object versehenes transitivum.) Daran knüpft der Vf. seinen Erklärungsversuch. Die intransitiva haben ihren substantiellen Gehalt voll und kräftig. Mit diesem schließt sich der Genitiv als eine energische, qualitative Bestimmung zu einer Einheit zusammen, ebenso wie wenn das regens ein Substantiv ist. Der Vf. verwirft also durchaus und in jedem Falle die Kategorie eines genitivus objectivus, sowohl in der Verbindung mit Substantiven als mit Verben, und findet in dieser Beziehung den ärgsten Widerspruch gegen das Wesen des Genitivs, in dem man mit Recht etwas Energisches, Subjectives wahrnehme. Ueberhaupt hält der Vf. mit consequenter Entschiedenheit den Grundsatz fest, daß jeder Casus nur eine Bedeutung haben könne, die sich in allen einzelnen Strukturen wiedererkennen lassen müsse. Von diesem Grundsatze aus werden mehrere der schwierigsten Genitivverbindungen, die sonst meistens mit Hülfe der materiellen Bedeutung des regens erklärt werden, wie der s. g. G. partitivus, comparationis oder die Verbindung des G. mit εἶναι u. s. w., beleuchtet und beurtheilt. Dasselbe gilt für den Accusativ, dessen Gebrauch bey Intransitiven oder in der Struktur des doppelten Accusativs bey Transitiven, der Theorie manche Schwierigkeiten bietet und zu sehr verschiedenen, oft seltsamen und ganz ungrammatischen Erklärungen, Veranlassung gegeben hat. Der Vf. wählt die Bezeichnung des parataktischen oder adverbialen Accusativs, letzteres, insofern der Accusativ mit dem Verbum zu einem Begriffe zusammenschmilzt (κακὰ ποιεῖν τινα = κακοποιεῖν τινα.) Man könnte diesen Accusativ auch einfach das intransitive Object nennen, als dasjenige, welches nicht den Uebergang in das passive Subject zuläßt, so daß man die Bezeichnung des transitiven und intransitiven Verbums überhaupt nicht auf das Uebergehen der im Verbalbegriff enthaltenen Thätigkeit auf einen Gegenstand, sondern auf die Fähigkeit des Uebergangs in die passive Construction, des Objects in das passive Subject, zu beziehen hätte. Eine Erscheinung, auf die der

Vf. unseres Erinnerns nirgends Bezug nimmt, scheint dieser Auffassung allerdings eine nicht zu läugnende Schwierigkeit entgegenzusetzen, nämlich der eigenthümliche Gebrauch im Griechischen, wornach nicht nur der Accusativ, sondern auch der Genitiv und Dativ fähig sind, in das Subject des passiven Verbums überzugehen. Diese Thatsache scheint eher für einen solchen Begriff des Objects zu sprechen, der auch den Genitiv und Dativ nicht von sich ausschließt, und jedenfalls noch eine genauere Erörterung des Verhältnisses der passiven Ausdrucksweise zu der aktiven zu erfordern. Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Dativs, wodurch er sich wesentlich von dem Accusativ und Genitiv unterscheidet, findet der Vf. darin, daß er sich nicht einem einzelnen Satzgliede, dem Subject oder Prädikat (Object), sondern der ganzen Satzsubstanz anschließt, wodurch der Gedanke über die unmittelbare Sphäre des Subjects hinaustritt und sich zu einer andern, außerhalb derselben liegenden Substanz in Beziehung setzt. In dem Dativ tritt dem Subject eine Macht gegenüber, die sich als diejenige zu erkennen gibt, der die Bewegung des Subjects gilt, in deren Interesse diese Bewegung vor sich geht. „Die Hegemonie," sagt Hr. R., „ist nun getheilt zwischen dem Subject, dem als grammatischen Einheits- und Mittelpunkt immer seine Bedeutung bleibt, und dem Dativ, welcher nun der logische Mittelpunkt wird, da er es ja ist, dem die Bewegung des Subjects, die Satzsubstanz gilt." Der Vf. nennt ihn deßwegen auch den logischen Ruhepunkt, in dem sich die Gedankenbewegung ihr Ziel setzt, die Aussage ihre Bestimmung erreicht. Aus dieser Bedeutung des Dativs erkläre es sich auch, daß derselbe, nach Grimms Bemerkung, in der Rede eine viel freiere Stellung als der Genitiv und Accusativ einnimmt. Diese Begriffsbestimmung versucht der Vf. sowohl durch eine Kritik der bisher vorgebrachten Ansichten, deren relative Wahrheit anerkannt und hervorgehoben wird, als auch durch Analyse zahlreicher Beyspiele zu rechtfertigen. Merkwürdig und für die Methode lehrreich ist die Beobachtung, wie in diesem Falle die historische Forschung der speculativen Theorie die Hand reicht, so daß die hier gewonnene Begriffsbestimmung in der That betrachtet werden kann als das von der Grammatik schon längst gesuchte aber noch nicht mit klarem Bewußtseyn erkannte und ausgesprochene Wort. Schon Michelsen weist in seiner Schrift: „Zur Philosophie der Grammatik. Berl. 1843." auf die in ähnlichem Sinne gemeinten Aeußerungen früherer Grammatiker, namentlich des Sanctius hin, dessen hohen, auch von unserem Vf. anerkannten, Werth er schon früher, in der 1837 erschienenen kleinen Schrift: „Historische Uebersicht des Studiums der lat. Grammatik," hervorgehoben hatte, und gibt selbst an mehreren Stellen eine solche Erklärung von der Bedeutung dieses Casus, welche mit der Definition unseres Vfs. im Wesen vollkommen übereinstimmt, z. B. S. 202. „Subject und Object stehen in direkter Beziehung zum Verb., sind also absolut nothwendige Theile der Aussage: Der Terminativ (Dativ) bezeichnet gleichfalls eine direkte Beziehung, aber zu der an sich schon vollendeten Aussage, mithin kommt ihm nur relative Nothwendigkeit zu" — und S. 208. Note 205. „Es ergiebt sich aus dem Vorigen, daß der Dativ nur uneigentlich als von einem einzelnen Satztheile abhängig dargestellt wird, indem er sich an den vollständigen Satz anschließt. Diese letztere Stelle könnte möglichere Weise die Vorstellung erwecken, daß Hr. R. überhaupt nur auf historischem Wege in den Besitz seiner Definition des Dativs gekommen sey, wenn dieselbe nicht mit innerer Nothwendigkeit aus dem zu Grunde gelegten Princip hervorginge und mit strenger Folgerichtigkeit hergeleitet wäre. Solche Uebereinstimmungen finden sich noch mehrere zwischen unserem Vf. und der genannten, höchst schätzbaren Schrift Michelsens, und erstrecken sich vielfach auf die Auffassung und Ausführung sehr wesentlicher Punkte, ohne daß die Selbständigkeit der Untersuchung in der Schrift des Herrn R. beeinträchtigt würde, deren hoher Werth in der durchgearbeiteten Klarheit des Gedankens und Ausdruckes, wir möchten sagen in der Reinlichkeit der dialektischen Durchführung besteht, wodurch das Buch verdient als Muster für die philosophische Behandlung der Grammatik aufgestellt zu werden. Diesen Namen verdient die eingeschlagene Methode um so mehr, als sie nicht darauf ausgeht, ein fertiges oder unfertiges philosophisches System in die Grammatik einzuführen, um dessen Wahrheit an der Sprache zu erweisen — ein Bestreben, das

selten die volle Unbefangenheit für die Betrachtung der Thatsachen übrig läßt und darum meistens zu verschrobenen Begriffen führt — sondern sich vielmehr überall eine durch sorgfältige Beobachtuug der Spracherscheinungen gebildete Anschauung, ein wirklicher grammatischer Verstand bewährt. Wir sehen darum mit Verlangen der hoffentlich zu erwartenden Weiterführung der Untersuchung entgegen, die gewiß auch auf die übrigen Theile der Syntax ein neues Licht werfen wird. Selbst die Schulgrammatik, glauben wir, wird, wenn die hier dargelegten Grundsätze erst allgemeinere Anerkennung werden gefunden haben, sich einer läuternden Umgestaltung nicht entziehen können. Denn wenn es ihr auch nicht zukommt, sich selbst in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden, so soll doch ihre Behandlung auch nicht in Widerspruch stehen mit wahren und wirklichen Resultaten der Wissenschaft, ebensowenig, als die wahre Wissenschaft sich spröde und widersprechend gegen die praktischen Bedürfnisse verhalten kann. Sehr dankenswerth wäre es, wenn der Vf., dem wir als praktischem Schulmanne außer der bereits erprobten wissenschaftlichen Befähigung auch die nöthige pädagogische Einsicht und Unbefangenheit zutrauen, sich bewogen fühlte, selbst Hand an's Werk zu legen und eine Schulgrammatik, am liebsten der lateinischen Sprache auszuarbeiten, da diese nach unsern pädagogischen Einrichtungen doch immer maaßgebend bleibt für den ganzen grammatischen Unterricht, den die Jugend auf unsern Schulen empfängt. Auch sind wir überzeugt, daß diese Arbeit nicht ohne wissenschaftlichen Ertrag für den Vf. bleiben würde, da die praktische Anwendbarkeit der Theorie gleichsam zur Probe dient und selbst berichtigend auf jene zurückwirkt. Der Vf. weist bey mehreren Gelegenheiten mit großer Auszeichnung auf die lateinische Sprachlehre von Madvig hin. Auch wird sich nicht leicht Jemand beykommen lassen, diesem Werke seinen hohen Werth abzusprechen, der ihm jedenfalls in der diplomatischen Kenntniß der lateinischen Sprache, worin der gelehrte Vf. wohl wenige seines gleichen haben wird, gesichert bleibt. Dagegen mag ein Zweifel erlaubt seyn, ob das genannte Werk auch wirklich den hohen Prätensionen entspricht, mit denen es bezüglich des grammatischen Verständnisses und der methodischen Anordnung auftritt. Wir glauben, daß in diesem Betracht der Fortschritt gegen die Leistungen der Vorgänger kein größerer ist, als er schon früher mehrfach da gewesen. Rücksichtlich der systematischen Anordnung ist dieß bereits gründlich und genügend von mehreren Beurtheilern nachgewiesen. Auch wird Hr. R. selbst nicht unbemerkt gelassen haben, daß die von ihm verworfenen Kategorien eines genitivus objectivus, possessivus, partitivus, generis, u. s. w. auch von M. beybehalten sind, und zwar nicht bloß in der lat. Sprachlehre, sondern auch in der später erschienenen Syntax der griechischen Sprache, bey der Hrn. R's. Schrift noch benutzt werden konnte. Es mag also die kritische Unbefangenheit unsers Vfs. anerkannt werden, der auch für das Gute und Tüchtige außerhalb seiner Richtung ein offenes Auge behält und nicht in den Fehler vieler Systematiker geräth, Alles nur nach ihrem Systeme zu messen und zu schätzen. Sehen wir demnach ganz ab von den grammatischen Principien und der systematischen Einrichtung, so glauben wir jedoch zu bemerken, daß derselbe gelehrte Sprachkenner nicht einmal in der Auffassung und Erklärung einzelner Spracherscheinungen überall glücklich ist. Es sey erlaubt, diese Behauptung durch ein paar Beyspiele zu rechtfertigen. Wir wählen zunächst die Regel von interest und refert. Die Thatsache an sich wird richtig angegeben, wie dieß freylich schon in den gewöhnlichsten Schulgrammatiken vor M. der Fall war. Dagegen zeigt die Wahl der Beyspiele, daß sich der Vf. der Bedeutung dieser beyden Verba nicht im mindesten bewußt war. Bey interest ist sie so klar und augenfällig, daß man sich über die vielfache Verkennung wundern muß, die nicht selten zu den unrichtigsten Folgerungen Veranlassung gegeben hat. Diese Bedeutung ist keine andere als welche z. B. in folgendem Ausdrucke vorliegt: Interest aliquid inter laborem et dolorem, d. h. es ist ein Unterschied, also nicht gleichgültig.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1) Arnobii oratoris adversus Nationes Libri septem. Recensuit, emendavit et adnotationibus illustravit Franciscus Oehler. Lipsiae sumtibus et typis Bernh. Tauchnitz jun. 1846. 8. S. XXXII. u. 354. oder Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta ad optimorum librorum fidem edita curante E. G. Gersdorf. Vol. XII.

2) M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni V. C. de errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. S. Meropii Pontii Paulini episcopi Nolani Poema adversus Paganos. Commodiani Instructionum per litteras versuum primas Libri duo. Recensuit, emendavit atque adnotavit Franciscus Oehler. Lipsiae sumtibus et typis Bernh. Tauchnitz jun. 1847. 8. S. X. u. 202. oder der genannten Bibliotheca Vol. XIII.

Während in unserer wirrenvollen Zeit die philologischen Studien immer mehr in Mißachtung zu kommen scheinen, und man vorzugsweise nur den Realien und der Journallitteratur seine Aufmerksamkeit zuwendet, ist es höchst erfreulich zu sehen, wie Männer von gediegener Gelehrsamkeit mit dem rühmlichsten Eifer, an der Grundlage wahrer Bildung festhaltend, einen seit vielen Jahren nicht berücksichtigten Zweig antiker Litteratur zu bearbeiten sorgfältig bemüht sind, nämlich die Schriftsteller der sogenannten Afrikanischen Schule, Apuleius, Tertullianus, Arnobius und Andere. „Die beyden ersten," sagt einer der größten Kenner des klassischen Alterthums *), „sind Leute von bedeutendem Geist. Apuleius ist unbedenklich unter die ersten Genies seiner Zeit zu setzen; er hat eine merkwürdige Lebendigkeit. Apuleius ist geistreich, wo er Stoff hat; ebenso Tertullianus. Letzterer sollte vielmehr von den Philologen gelesen werden, so wie die Kirchenväter überhaupt, und das Beyspiel der großen Männer, Scaliger, Hemsterhuys, Valckenaer u. A. sollte uns darin vorleuchten; wir können die Geschichte dieser Zeiten nicht gründlich lernen, wenn wir nicht die Schriften eines Justinus Martyr, Clemens von Alexandria, Athenagoras beachten." — „Arnobius," heißt es **), „ist lehrreich und nützlich, seine Gelehrsamkeit ist von großem Werth für uns, wenn er auch nichts Eigenthümliches hat."

Schon im Jahre 1836 drückte der gelehrte Joh. Casp. Orelli in seiner Vorrede zu Muralts Ausgabe des Minucius Felix S. VII. den Wunsch aus, daß eine neue, fleißige und sorgfältige Textrecension des Arnobius, den er weit über Minucius hinaufsetzt, mit zu Rathe ziehung des Pariser und des Brüsseler Codex veranstaltet werden möchte.

Das große Verdienst, zuerst (1844) mit Benützung der Pariser Handschrift einen gereinigtern Text dieses für das Studium der Mythologie

*) Niebuhr in seinen Vorträgen über römische Geschichte Bd. III. S. 233. u. 234.

**) Ebendas. S. 291.

des Alterthums höchst wichtigen Schriftstellers geliefert zu haben, gebührt dem Herrn G. F. Hildebrand, einem Zögling der Bernhardyschen Schule, welcher sich zu einem solchen Unternehmen schon durch seine doppelte Bearbeitung des Apuleius legitimirt hatte *).

Gleichzeitig mit ihm, im Jahre 1842, hatte Hr. Oehler den Entschluß gefaßt, eine neue Ausgabe des Arnobius zu veranstalten und schon Vieles vorgearbeitet, als er vernahm, daß Hildebrand mit dem nämlichen Schriftsteller Behufs einer auf eine neue Vergleichung der Pariser Handschrift gegründeten Ausgabe desselben sich beschäftige und sie schon mit der nächsten Messe erscheinen zu lassen gesonnen sey. Dieser Umstand bewog ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und er hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, daß er seine Bearbeitung je dem gelehrten Publicum werde mittheilen können. Kaum aber war Hildebrands Ausgabe erschienen, so überzeugte er sich nach sorgfältiger und wiederholter Prüfung derselben bald, daß noch gar Vieles an diesem Schriftsteller zu thun übrig sey.

Unterdessen war er so glücklich, den einst von Magnus Cruse zum Arnobius gesammelten Apparat zur Einsicht zu erhalten und darin Vieles zu treffen, was Beachtung verdiente. Er wandte sonach seine ganze Aufmerksamkeit seinen früheren Studien zu und trug sich mit dem Gedanken, eine neue Ausgabe zu besorgen; zugleich sah er sich um einen Verleger um, der sich auch bald fand und zur Uebernahme des angebotenen Werkes bereitwillig zeigte, aber zuletzt nicht Wort hielt. Ganz überdrüßig wegen des Fehlschlagens seiner Hoffnungen, hörte er nun, daß Bernhard Tauchnitz der Jüngere für die in seinem Verlage erscheinende Bibliotheca Patrum eccl. Lat. selecta einen Bearbeiter des Arnobius suche. Demnach wandte er sich sogleich an Hrn. Gersdorf, unter dessen Leitung die genannte Bibliothek herauskommt und erhielt von ihm die Zusage, daß man geneigt sey, in seinen Antrag einzugehen, wenn er sich darauf beschränken wolle, nur die nöthigsten Anmerkungen dem Texte beyzufügen. So ging endlich sein lang gehegter Wunsch in Erfüllung.

Unter den von Hrn. Oehler benutzten Hülfsmitteln steht der in der Bibliothek des Klosters St. Michael in Lüneburg aufbewahrte Cruesche Apparat oben an. Er enthält zuvörderst eine sehr genaue Vergleichung des Pariser Codex, dessen Varianten Magnus Cruse, dänischer Gesandtschaftsprediger, im Jahre 1725 am Rande eines Exemplars der Baseler Ausgabe (1546. 8.) bemerkte; ferner zwey Collationen des Brüsseler Codex, von welchen die eine von Livineius, die andere von Ancherſen, einem Freunde des M. Cruse, gemacht wurde, nebst Excerpten aus dem nämlichen Codex von der Hand des Theodor Canter und des M. Cruse; Excerpte aus einer Handschrift (?), welche H. Ernst, Professor zu Sorau, von dem Genfer Arzt Jean Duchat erhielt und in einer besondern Schrift veröffentlichte; handschriftliche, zum Theil autographische Verbesserungen mehrerer Gelehrten, nämlich des P. Pithou, D. Huet, Rigault, Guyet, Livineius, Cl. Memmius, Theod. Canter, Cotelier, P. Junius, Fr. Juret, Is. Voß, Puteanus, Passerat, Dalechamps, Aug. Buchner. Doch konnte er nur von denen der ersten sechs einigen Gebrauch machen.

Aufs Neue verglich er die erste, von Faust. Sabaeus zu Rom besorgte, Ausgabe (1543.), die Baseler, (1546.), die Canterische (1582.), die Ursinische (1583.), welche vor ihm noch nie mit Genauigkeit benutzt wurde, die Elmenhorstische (1610.), die Leydner (1651.), die Oberthürische (1783.), die Orellische (1816.) und die Hildebrandische (1844.). Die Stewechische (1604.) konnte er nicht auftreiben; die Heraultische aber kam ihm zu spät zur Hand, als daß er sie noch hätte vergleichen können. Die Pariser (1666.) hingegen, die Gallandische (Venedig 1768.) und die Pariser (1715.), welche Hildebrand verglichen zu haben vorgibt, ließ er unbeachtet, weil er sah, daß die zwey erstern wörtlich und sogar in den Druckfehlern mit der Leydner vom Jahre 1651 übereinstimmen; die dritte aber, weil sie nicht existirt.

*) In einer größeren Ausgabe (Leipz. 1842. 8.) und in einer kleineren (ebendas. 1843. 8.). Dieser ist eine Variantenlese aus drey Pariser Handschriften der kleineren Werke des Apuleius beygefügt.

In den Prolegomenen (S. IX — XXXI.) handelt er über die Zeit, wann Arnobius gelebt und geschrieben habe. Nach seiner Ansicht fällt die Abfassung des Apologeticus in das Ende des Jahres 303, oder längstens in das Jahr 304 oder 305 n. Chr. Dann geht er auf die Quellen über, welche der Verfasser bey der Bearbeitung seines Werkes vor Augen gehabt und über die Kenntniß, welche er von den h. Schriften besessen. Da er sah, daß nach Le Nourry schon der Däne Pet. Krog. Meyer de ratione et argumento Apologetici Arnobiani. Hauniae 1815. 8. diesen Punct mit vielem Fleiße behandelt habe, und daß er sich hierüber nach den ihm vorgeschriebenen Gränzen kaum kürzer hätte fassen können, so glaubte er sich ganz an diesen halten zu müssen.

Hierauf gibt er eine genaue Charakteristik der Handschriften, zuerst der Pariser aus Muralts Vorbericht zu Minucius Felix P. I., weil sein Vorgänger, welcher in Bezug auf Arnobius dieselbe zuerst mit rühmlichem Fleiße verglichen hatte, sie zu beschreiben unterließ, obgleich schon Schönemann (Bibliothec. historico-litterar. Patrum Lat. T. I. p. 176) den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte irgend ein Gelehrter, dem der Zutritt zu dieser Handschrift offen steht, eine genaue Beschreibung derselben mittheilen. Dieser Cod. ist der Paris. Reg. Nr. 1661. auf dickem Pergament, in Quart, mit Minuskelcharakteren und wenigen Abkürzungen und mit gelblicher, fast goldfarbiger Dinte deutlich geschrieben. Er gehört dem IX. Jahrhundert an und enthält außer den sieben Büchern des Arnobius adversus Nationes den Octavius des Minucius Felix, welcher daselbst als achtes Buch des Arnobius erscheint. Beyde Schriftsteller nehmen 190 Blätter ein.

Die zweyte ist die Brüsseler oder Burgundische Nr. D. 585. auf Pergament, in Quartformat, aus 82 Blättern bestehend, deutlich, mit Minuskelcharakteren, bläßlicher Dinte und mit vielen Abkürzungen geschrieben und enthält gleich der Pariser sowohl den Arnobius, als den Minucius Felix. Sie ist eine Copie von der Pariser; aber sehr verdorben. Es fehlen in derselben nicht nur viele Worte, sondern oft ganze Zeilen. Daß sie aus der Pariser geflossen, erhellt deutlich aus VII. 46. z. A., wo es heißt: Sed si deus, inquit, non erat, cur e navi postquam extulit sese, Tiberinam ad insulam repsit, nusquam statim comparuit et viderier ut ante desiit? Possumus enim scire, utrumne aliquod obstaculum fuerit. Hier ist nach an des Adv. ante und vor culum des Wortes obstaculum in der Brüsseler eine ganze Zeile ausgefallen, indem der Abschreiber, weil in dem Pariser Cod. die Zeile mit an (–te) und die darauf folgende mit obsta (–culum) abbricht, die Zwischenzeile übersehend, das Unding anculum machte. Diese Handschrift dürfte in das XI. oder in das XII. Jahrh. zu setzen seyn. Man sehe von Muralt a. a. O. P. V. seqq. Mehrere Gelehrte, Theod. Canter, Elmenhorst, Ousel, Cellar und selbst v. Muralt zweifelten, ob der Cod. Paris. Reg. der nämliche sey, dessen sich Faust. Sabaeus bey der Besorgung seiner Ausgabe bediente; denn sie nahmen an, daß er eine Vaticanische vor Augen gehabt habe. Allein schon Rigault, Luc. Holstein, Lud. Carrio, Davies, Gronov u. A. behaupteten, der Ed. pr. liege der Cod. Paris. Reg. zu Grunde. Die Richtigkeit dieser Behauptung aber hat Hr. Oehler bis zur Evidenz dargethan. Genauen Nachforschungen zufolge, die er unlängst durch einen in Rom lebenden Freund machen ließ, befindet sich in der Vaticanischen Bibliothek keine Handschrift des Arnobius.

(Fortsetzung folgt.)

Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache dargestellt von Dr. Theodor Rumpel.

Lateinische Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madvig.

(Schluß.)

Daher man in der Grammatik die Verbindung mit einer Doppelfrage an erster Stelle setzen müßte,

wofür jedoch M. gar kein Beyspiel beybringt. Aus der bezeichneten Grundbedeutung geht die: „es liegt etwas daran," „es ist mein Interesse" unmittelbar hervor und damit auch die Construction mit ut oder dem Acc. c. Inf. (auch bloßem Inf.) in ähnlicher Weise wie z. B. bey velle, cupere u. a. Darnach sollte man auch nicht in Verlegenheit gerathen über die Erklärung des Genitivs resp. Abl. Sing. fem. der Pron. poss., worüber M. in einer besondern Anmerkung sich folgendermaßen äußert: „Der Ursprung dieser sonderbaren Construction ist unbekannt. Vielleicht hat das Pronomen eine Art adverbieller Bedeutung: in meiner Richtung (in Betreff meiner)." Nahe lag die Vergleichung mit andern ähnlichen Formationen, wie ea, qua etc., z. B. in dem Ausdrucke: Athenarum arx, qua ad meridiem vergit. Demnach möchte die ursprüngliche Bedeutung des Ausdruckes: mea interest vielleicht am richtigsten wiedergegeben werden: meinerseits macht es einen Unterschied, ist es nicht gleichgültig. Dabey steht es frey, eine Ellipse von parte anzunehmen, da M. diese Kategorie nicht völlig aus der Grammatik verbannt; wir glauben, mit Recht; denn nicht die Anerkennung dieser Sprachfigur ist verwerflich, sondern nur der Mißbrauch derselben, das sog. Ellipsenunwesen, welches lange Zeit als ein wahres Gespenst in der Grammatik umging. — Etwas schwieriger ist die Erklärung bey refert, dessen Begriff minder klar ist als der von interest. Hat es seine Richtigkeit, daß refert = rei fert ist, wie Döderlein in Uebereinstimmung mit dem Grammatiker Verrius annimmt, so findet die nämliche Auffassung der Construction keine Schwierigkeit.

Ein anderes Beyspiel von ungenügender Darstellung bietet die Construction der Ausdrücke mit dem Begriff der Furcht. Hr. M. nimmt ebenfalls, wie die meisten Grammatiker, den Begriff des Wünschens zu Hülfe, jedoch ohne die geringste Andeutung über die Berechtigung dieser Annahme. Dadurch kommt es aber heraus, als wäre der lateinische Sprachgebrauch etwas Abnormes, und minder richtig als der deutsche. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Die Verschiedenheit beruht nämlich auf einer ursprünglichen Doppelheit des Begriffes „Fürchten", welcher seiner Natur nach den Begriff des Glaubens und des Wünschens, beyde nach entgegengesetzter Richtung strebend, in sich schließt. Indem also die deutsche Sprache den Begriff des Fürchtens unter den des Glaubens, die lateinische unter den des Wünschens subsumirt, stellt jede nur eine Seite des Begriffes dar, da beyde in der Construction zu vereinigen absolut unmöglich ist. Dieses Verhältniß anzudeuten ist aber um so nöthiger, als sonst dem Schüler leicht die Vorstellung entsteht, als würde die lateinische Sprache mit der deutschen übereinstimmen, wenn sie da, wo sie ne gebraucht, ut setzte, und umgekehrt, während offenbar der deutschen Ausdrucksweise der Accusativ mit dem Infinitiv entspräche. Zu dieser Andeutung bot sich um so mehr Veranlassung, als der Vf. in einer Note dieselbe Construction als seltneren Gebrauch der lat. Sprache vindicirt. Außerdem hätte es nur geringer Aenderungen im Ausdruck und in der Stellung der Regel bedurft, um die erforderliche Klarheit zu erreichen.

Dieses Beyspiel dient zugleich, den Werth und die Nothwendigkeit der comparativen Methode in der Syntax zu zeigen, und zwar gerade für die Schulgrammatik, die die Stütze der Muttersprache um so weniger verschmähen darf, je geringer und unsicherer der Besitz ist, auf dem der Lernende in der fremden Sprache fußen kann.

Weiterer Nachweisungen zur Begründung unseres Urtheils über Madvig's lateinische Sprachlehre enthalten wir uns, da die gelegentlich angeknüpften Bemerkungen ohnedieß nur auf die Duldung eines πάρεργον Anspruch haben.

Dr. Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

E. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder hauptsächlich etruskischen Fundorts. Heft 35. Schluß des Werkes. Berlin 1847.

C. de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Livr. 12 — 13 avec Atlas. Par. 1847.

J. J. L. Bargès, Temple de Baal à Marseille. Par. 1847.

J. F. A. Perrot, Essai sur les momies, histoire sacrée de l'Égypte. Nimes 1846.

Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani, herausg. durch das Institut für archäologische Correspondenz. Rom 1845.

A. Jeulfrain, Essai d'interprétation des types de quelques médailles muettes émises par les Celtes-Gaulois. Tours 1846.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. Vol. 18. Par. 1847.

R. Garrucci, Monumenta reipublicae Ligurum Baebianorum in Baebiani ruinis aut locis vicinis reperta. Romae 1846.

P. Madoz, Diccionario geográfico-esta dístico-historico de España y sus posesiones de Ultramar. T. 1. 2. Mad. 1845.

Memorias zur Geschichte der ersten sieben Jahre aus der Regierung der Königin Isabella II. Uebers. aus dem Spanischen. Th. 1. 2. Leipzig 1847.

R. von Stutterheim, Kriegszüge in Spanien während der Jahre 1835—1838. Braunschweig 1847.

Archivio storico italiano. Disp. 26. Paralipomeni di storia Piemontesi dall' anno 1318 al 1617 per cura di Luciano Scarabelli. Firenze 1847. Di una cronaca anonima di Casale dal 1530 al 1582 e dell' assedio di Vercelli del 1617 di Ant. Berardo. Firenze 1847.

Venezia e le sue lagune. Vol. I. 1. 2. II. 1. 2. Venezia 1847.

Alex. de St. Priest, Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou, frère de Saint Louis. T. I. II. Par. 1847.

Pensieri sull' Italia di un anonimo Lombardo. Parigi 1846.

P. Martini, Pergamena di Arborea. Gagliari 1846.

C. Leoni, Opere storiche. Vol. 1. 2. Padova 1844.

Fr. Kölle, Italiens Zukunft. Stuttg. 1848.

Mich. Castelli, Saggi sull' opinione politica moderata in Italia. Italia 1847.

B. Rubin, De l'affaire d'Italie et de la papauté dans les circonstances actuelles. Par. 1847.

L. Grimaldi, Studi statistici sull' industria agricola e manifatturiera della Calabria ultra II. Napoli 1845.

E. de la Bedollierre, Histoire des moeurs et de la vie privée des Français. Vol. II. Par. 1847.

H. Martin, De la France, de son génie et des destinées. Par. 1847.

La Présidence du conseil de M. Guizot et de la majorité de 1847. Par. 1847.

E. de Bonnechose, Géographie physique, historique et politique de la France. Par. 1847.

Th. Benazet, Régne de Louis XI. Par. 1847.

Alph. Esquiros, Histoire des Montagnards. T. II. Schluß. Par. 1847.

L. Stein, Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. 2. umgearb. Aufl. Th. 1. 2. Leipz. 1848.

Général Montholon, Récits de la captivité de l'empereur Napoléon à Sainte-Hélène. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Ch. de Lacretelle, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 5. 6. Schluß des Werkes. Paris 1848.

M. Sarrazin, Histoire de la guerre d'Espagne et de Portugal de 1807 à 1814. Par. 1814.

K. A. Fr. v. Schmitz-Aurbach, Zwey deutsche Inschriften älter als 600 vor Christus aus dem Hetruriſchen in's Neudeutsche überſetzt. Heidelberg 1848.

F. Müller, Urſachen und Wirkungen der deutſchen Auswanderungen im 19. Jahrhundert. Rudolſtadt 1847.

X. Heuschling, Bibliographie historique de la statistique en Allemagne. Bruxelles 1845.

Dr. C. W. L. Gloger, Der Wallfiſchfang und ſeine Beförderung in Deutſchland, als vaterländiſche Zeitfrage. Berlin 1847.

A. Fr. Gfrörer, Geſchichte der oſt- und weſtfränkiſchen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840 — 918). Bd. 1. Freiburg 1848.

F. W. Barthold, Deutſchland und die Hugenotten. Geſchichte des Einflußes der Deutſchen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältniſſe von der Zeit des Schmalkadiſchen Bundes bis zum Geſetze von Nantes. 1531 — 1598. Bd. 1. Bremen 1848.

M. Matter, De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne. Vol. I. II. Par. 1847.

Dr. M. W. Heffter, Der Weltkampf der Deutſchen und Slaven ſeit dem Ende des 5. Jahrhunderts. Hamburg 1847.

Erinnerungen aus den deutſchen Befreyungskriegen von 1813 und 1814. Frankfurt 1847.

F. Boll, Geſchichte des Landes Stargard bis zum J. 1471. Th. 2. Neuſtrelitz 1847.

F. A. K. Specht, Das Königreich Weſtphalen und ſeine Armee im Jahre 1813. Caſſel 1848.

Dr. H. E. Scriba, Regeſten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeſchichte des Großherzogthums Heſſen. Abth. I. Die Regeſten der Provinz Starkenburg enthaltend. Darmſtadt 1847.

W. Lindenſchmit, Das Germaniſche Todtenlager bey Selzen in der Provinz Rheinheſſen. Mainz 1848.

A. Tebeldi, Die Geldangelegenheiten Oeſterreichs. Leipzig 1847.

Dr. G. N. Schnabel, Tafeln zur Charakteriſtik von Böhmen. Prag 1848.

J. Chowanetz, Die Geſchichte Ungarns von den älteſten Zeiten bis zum Tode Franz I. Hamburg 1847.

L'Austria et la Lombardia. Italia 1847.

L'Austria e l'Italia. Italia 1847.

Dr. A. Wiesner, Denkwürdigkeiten der öſterreichiſchen Cenſur vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Stuttg. 1847.

Ausführliche Geſchichte der Ukermark. Lief. 5. Schluß. Prenzlau 1847.

Dr. G. M. Kletke, Die Geldkriſis und der Pauperismus. Berlin 1847.

M. von Schmädel, Fluß- und Waſſerpolizey mit den Waſſer- und Mühlenrechten für das Königreich Bayern. Augsb. 1848.

Dr. G. Chr. Gack, Geſchichte des Herzogthums Sulzbach nach ſeinen Staats- und Religionsverhältniſſen. Leipzig 1847.

G. W. H. Bröck, Die evangeliſch-lutheriſche Kirche der ehemaligen Pfalzgrafſchaft Neuburg. Nördlingen 1847.

W. Hamm, Die Schweiz. Topographiſch, ethnographiſch und politiſch. Th. 1. Die Urkantone. Leipzig 1847.

Réorganisation du service santaire de l'armée Belge. Bruxelles 1847.

G. Höfken, Vlämiſch-Belgien. Bd. 1. 2. Bremen 1847.

Aug. von Baggeſen, Der däniſche Staat. Bd. 2. Schluß. Kopenhagen 1847.

Sart. von Waltershauſen, Phyſiſch-geographiſche Skizze von Island mit beſ. Rückſicht auf vulkaniſche Erſcheinungen. Göttingen 1847.

A. von Harthauſen, Studien über die inneren Zuſtände, das Volksleben und insbeſondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Th. 1. 2. Hannover 1847.

Debat entre la révolution et la contrerévolution en Pologne. Lips. 1848.

Dr. L. Ciampolini, Storia del risorgimento della Grecia. P. 1. 2. Firenze 1846.

G. Catlin, Die Indianer Nordamerika's. Nach der fünften engliſchen Originalausgabe deutſch herausgegeben von Dr. H. Berghaus. Lief. 2 — 22. Schluß. Brüſſel 1847.

Talvj, Geſchichte der Coloniſation von Neu-England von der erſten Niederlaſſung daſelbſt im J. 1607

bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachussets im J. 1692. Leipzig 1847.

Dr. H. Rink, Die Nikobarischen Inseln. Copenhagen 1847.

Ed. Michelis, Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben. Münster 1847.

L. Hermann, Histoire de la rivalité des Français et des Anglais dans l'Inde. Par. 1847.

H. Abeken, Amerikanische Negersklaverei und Emancipation. Berlin 1847.

L. Constant, Texas. Berlin 1847.

N. Danilewski, Der Kaukasus. Leipzig 1847.

L. Stein, Der Eid „more judaico" wie solcher bey den Gerichten der freyen Stadt Frankfurt noch in Uebung ist. Frankf. 1847.

L. Bodenheimer, Das Testament unter der Benennung einer Erbschaft. Heft 2. 3. Crefeld 1847.

E. W. Klee, Ueber die Emancipation der Juden. Magdeburg 1847.

Dr. S. Holdheim, Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Princip der jüdischen Ehe. Schwerin 1847.

L. A. Frankl, Zur Geschichte der Juden in Wien. I. Der alte Judenfreithof. Wien 1847.

Dr. Z. Frankel, Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung. 2. verm. Aufl. Dresden 1847.

P. Varin, La vérité sur les Arnauld, complétée à l'aide de leur correspondance inédite. Vol. 1. 2. Par. 1847.

H. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847.

J. M. Chopin, Histoire du roi de Rome (Duc de Reichstadt.) Livr. 1 — 6. Par. 1847.

Denkmal der Erinnerung an den General-Lieutenant von Sohr I. Berlin 1847.

Dr. O. Schlömilch, Analytische Studien. Abth. 1. Theorie und Tafel der Gammafunktionen. Leipzig 1848.

M. A. Stern, Zur Theorie der Eulerschen Integrale. Göttingen 1847.

Dr. H. G. Köhler, Logarithmisch - trigonometrisches Handbuch. Leipzig 1847.

Dr. G. Eisenstein, Mathematische Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der höheren Arithmetik und der elliptischen Funktionen. Berlin 1847.

L. Euler, Mechanik der analytischen Darstellung der Wissenschaft von der Bewegung herausg. von J. Ph. Wolfers. Th. 1. Greifswald 1847.

M. H. Bloxam, Die mittelalterliche Kirchen-Baukunst in England. Leipzig 1847.

C. Ch. Ad. Zestermann, De Basilicis libri tres. Bruxelles 1847.

J. M. Mauch, Neue systematische Darstellung der architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und neuern Baumeister. 3. Aufl. Potsdam 1845.

Servaas de Jong, Bijdrage tot de kennis der Gothische Bouwkunst of Spitsbogenstijl in Nederland. Aflevering I. Amsterd. 1847.

G. A. Jahn, Verzeichniß aller bis zum Jahre 1847 berechneten Kometenbahnen. Leipzig 1847.

Connaissance des temps pour l'an 1850. Par. 1847.

J. Nöggerath, Die Entstehung und Ausbildung der Erde. Stuttg. 1847.

L. Euler und Dr. J. Müller, Physikalische Briefe. Stuttg. 1848.

Dr. A. Escher von der Linth und Dr. O. Heer, Uebersicht der geologischen Verhältnisse der Schweiz und über die Harmonie der Schöpfung. Zürich 1847.

A. von Humboldt, Kosmos. Bd. 2. Stuttg. 1847.

H. Lecoq, Des glaciers et des Climats ou des causes atmosphériques en géologie. Strasb. 1847.

E. A. Platner, Ueber die Natur und den Nutzen der Galle. Heidelb. 1845.

Dr. F. Schubert, Handbuch der Forstchemie. Heft 1. Leipzig 1848.

J. Liebig, Chemische Untersuchung über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel. Heidelberg 1847.

J. Gastell, Kritische Uebersicht der herrschenden Theorien über die Constitution der organischen Verbindungen. Zürich 1847.

Buffon, Histoire naturelle des végétaux. Phanérogames. Vol. 14. Tables. Par. 1848.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 9. 10. Par. 1847.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 20. Avec Atlas. Par. 1847.

H. Straus-Durckheim, Anatomie descriptive et comparative du chat, type des mammifères en général et des carnivores en particulier. Vol. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1845.

H. G. L. Reichenbach, Synopsis mammalium. Vol. I. Cetacea, Pachydermata, Suilla. Dresd. 1846.

Dr. L. K. Schmarda, Kleine Beyträge zur Naturgeschichte der Infusorien. Wien 1846.

C. L. von Erlach, Versuche über die Perspiration einiger mit Lungen athmender Wirbelthiere. Berlin 1846.

Dr. A. B. Reichenbach, Die Land-, Süßwasser- und See-Conchilien. Leipzig 1842.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. P. XI. Par. 1847.

C. Fraas, Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, ein Beytrag zur Geschichte beyder. Landshut 1847.

W. H. Hooker, Notes on the Botany of the Antarctic voyage conducted by Capt. Sir J. C. Ross. Lond. 1843.

Dr. G. A. von Eisengrein, Die Pflanzenordnung der Gonatopteriden oder Hydropteriden. Frankf. 1848.

Dr. W. Duncker und H. von Meyer, Paläontographika. Beyträge zur Naturgeschichte der Vorwelt. Bd. 1. Lief. 3. Cassel 1847.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 4. Halle 1847.

Dr. H. Bronn, Lethaea geognostica oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen. Lief. 3. Stuttgart 1847.

Dr. F. Senft, Lehrbuch der Gebirgs- und Bodenkunde. Th. 1. 2. Jena 1847.

L. Pilla, Distinzione del terreno Etrurio tra' piani secondari del mezzogiorno di Europa. Pisa 1846.

— — Breve cenno sulla ricchezza minerale della Toscana. Pisa 1845.

H. von Meyer, Homoeosaurus Maximiliani und Rhamphorhynchus (Pterodactylus) Longicaudus. Frankf. 1847.

Er. Fr. Glocker, Generum et specierum mineralium secundum ordines naturales digestorum synopsis. Hal. Sax. 1847.

J. Fournet, Die Metamorphose der Gesteine nachgewiesen in den westlichen Alpen. Freib. 1847.

Dr. H. Burmeister, Bemerkungen über Zeuglodon cetoides Owen's, Basilosaurus Harlan's, Hydrarchos Koch's. Halle 1847.

J. F. L. Hausmann, Bemerkungen über Gyps und Karstenit. Göttingen 1847.

L. von Babo, Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweines nach den neueren Erfahrungen. Frankfurt 1847.

Dr. A. Ure, Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und commerzieller Hinsicht. Leipzig 1847.

Dr. F. Knapp, Lehrbuch der chemischen Technologie. Bd. 1. 2. Braunschweig 1847.

Dr. F. X. Schneider, Lehrbuch des Bergrechtes für die gesammten Länder der österreichischen Monarchie. Prag 1848.

T. Haupt, Della miniere e della loro industria in Toscana. Firenze 1847.

Das europäische Eisen-Hütten-Gewerbe. Leipzig 1848.

Biblioteca di comercio compilata per cura di Bursotti. Anno II. Vol. 3. 4. Neapel 1847.

B. V. Zambelli, Proposta analitica di un insegnamento sul diritto commerciale, sul diritto di credito e sul diritto marittimo privato, pubblico e internazionali degli stati. Vol. 1. 2. Milano 1845 — 46.

Dr. H. Thoel, Entwurf einer Wechselordnung für Meklenburg nebst Motiven. Rostock 1847.

De la liberté du commerce et de la protection de l'industrie. Par. 1847.

Dr. C. G. Carus, Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Pforzheim 1846.

K. Fr. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. 4. Rückblick auf mein Leben. Selbstbiographie. Leipzig 1848.

Hoëne Wronski, Adresse aux nations Slaves sur les destinées du Monde. Par. 1847.

F. Nève, De l'état présent des études sur le Boudhisme et de leur application. Gand 1846.

Dr. G. Kloß, Geschichte der Freymaurerey in England, Irland und Schottland aus ächten Urkunden dargestellt (1685 — 1784) nebst einer Abhandlung über die Ancient Masons. Leipzig 1847.

G. Friderich, Maurerische Tempelbilder. Leipz. 1847.

Dr. L. F. Calmeil, De la folie, considérée sous le point de vue pathologique, philosophique, historique et judiciaire depuis la renaissance des sciences en Europe jusqu'au dix-neuvième siècle. T. 1. 2. Par. 1845.

A. W. Grube, Das psychologische Studium des Volksschullehrers auf Grund und Boden seiner Praxis. Erfurt 1847.

Dr. J. F. J. Tafel, Die Fundamentalphilosophie in genetischer Entwickelung. Th. 1. Tübingen 1848.

Abhandlungen der Fris'schen Schule von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmid. Heft 1. Leipzig 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1848.

(Fortsetzung.)

Oxford University statutes. Translated by G. R. Ward. Vol. I. — Edinburgh Review 1848 July.

Heron (D. C.), The constitutional history of the University of Dublin. Dublin 1847. — Ebendaselbst.

Brown (C. P.), Notice regarding the names used in the Indian Zodiac. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Translation of the Kongu-desa-rajakal. By William Taylor. — Ebendas.

Prolégomènes des tables astronomiques d'Oloug-Beg, publiés avec notes et variantes etc. par Sédillot. Par. 1847. — Journ. des Sav. 1848 Juin.

Notice of an expedition into the interior of Southern Africa with a description of a supposed new species of Rhinoceros. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Hye (Isid.), Notice sur les voyages faits en Belgique par des étrangers, à différentes époques. (Voyage de François II., duc de Lorraine.) — Messag. des scienc. hist. etc. en Belg. 1848. Livr. 1.

Piracy in the oriental Archipelago. (1. Rodney Mundy, Narrative of events in Borneo and Celebes. 2. Ed. Belcher, Narrative of H. M. S. Samarang, employed surveying the islands of the eastern Archipelago. Lond. 1848.) — Edinb. Rev. 1848 July.

Bornéo. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. Livr. 5.

Baude (J. J.), Les côtes de Normandie. Les Falaises. — Rev. des deux Mond. 1848. T. II. Livr. 12.

Herckenrode (le baron Léon de), Généalogie de la noble et ancienne maison de Kintschot. — Annales de l'Académie d'archéologie de Belgique T. IV. Livr. 2.

— — Copie d'une piece authentique concernant la noble maison Le Roy (barons de Brouchem.). — Ebendas. Livr. 3.

— — Epitaphe de Pierre de Bourgogne, seigneur de Bredam, en l'église de Notre-Dame à St.-Trond, suivie d'une notice généalogique sur la maison de Bourgogne. — Ebendas.

Généalogie de la famille Werbrouck. — Ebendas.

Stroobant (Corn.), Notice historique et généalogique sur les seigneurs de Faucuwez, Ittre, Samme et Sart. — Ebendas. Livr. 4.

Herckenrode (Leon de), Généalogie de la maison Van den Steen de Jehay. — Ebendas. T. V. Livr. 1.

Köhne, Zur Geschichte der litthauischen Wappenbilder. — Mém. de la Soc. d'Archéol. de St. Pétersb. Vol. I. No. 3.

Deloye, Inscriptions grecques et latines des environs de Vaison. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1848 Mars — Avril.

Letronne, Sept inscriptions grecques trouvées à Cyrène, et deux autres de l'Arabie pétrée, trouvée à Constantine. — Journ. des Sav. 1848 Juin.

Muralt, Inscriptions inédites de la Sarmatie. — Mémoires de la Soc. d'Archéologie et de Numismatique de St. Pétersbourg. Vol. I. No. 3.

Köhne, Supplément à l'article: monumens inédits de Marcellus, neveu et gendre d'Auguste. — Ebendaſ.

Spasski, Description des monnaies de Pharéansès et d'Aréansès, rois du Bosphore cimmérien. — Ebendaſelbſt.

Gagarine (le Prince Th.), Sur la contrefaçon des monnaies russes. — Ebendaſ.

Reichel, Unedirte russische Münzen. — Ebendaſ.

Vossberg, Zur Münzgeschichte der Stadt Danzig. — Ebendaſ.

Neueste Denkmünzen (in Russland, Polen, Deutschland, Dänemark, Grossbritannien etc.) — Ebendaſelbſt.

Strauss (D. F.), Der Romantiker auf dem Throne der Caesaren, oder Julian der Abtrünnige. Manh. 1847. — Edinburgh Review 1848 July.

Nores (Pietro), Storia della guerra di Paolo IV. sommo pontefice contro gli Spagnuoli. — Archivio storico italiano. Tomo XII. (Disp. 27.)

Chronicon Venetum, vulgo Altinate, ex ms. codice reg. bibl. Dresdensis ed. (A. Rossi e T. P. Polidori.) — Ebendaſelbſt. Append. No. 19. (Disp. 28.)

Documenta aliquot quae ad Romani Pontificis notarios et curiales pertinent, ex libris mss. edidit Joh. Merkel. — Ebendaſ.

Reumont (Alfr.), Notizie bibliografiche dei lavori tedeschi sulla storia d'Italia. Supplemento I. — Ebendaſ.

Notizia di alcuni documenti dell' archivio Barcellonese spettanti a Giovanni da Procida e alla guerra del Vespro Siciliano. — Ebendaſ.

Azeglio (Mass. d'), I lutti di Lombardia. Fir. 1848 etc. — Edinburgh Review 1848 July.

Revolutions in Italy. — Quart. Review 1848 June.

Pardessus, De la jurisdiction exercée par la cour féodale du roi sur les grands vassaux de la couronne, pendant les XI, XII et XIII siècles. — Biblioth. de l'Ecole des chart. 1848 Mars — Avril.

On the state of religion in France. — Quart. Rev. 1848 June.

The french republic. — Edinburgh Review 1848 July.

Political prospects of France and England. — Quart. Rev. 1848 June.

The Germanic Empire. — Edinburgh Review 1848 July.

Delisle, Notice sur un traité inédit du XIII siècle, intitulé: Miracula ecclesiae Constantiensis. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1848 Mars — Avril.

Redig, Mémoire historique et archéologique sur l'église collégiale de Lierre. — Annales de l'Acad. d'archéologie de Belgique. T. IV. Livr. 1.

Schaepkens (Arn.), Le clergé du chapitre de Notre-Dame à Maestricht sous la jurisdiction du prince-évêque de Liége. — Ebendaſ. Livr. 3.

Perreau, Tongres et ses monuments. — Ebendaſ. Livr. 4.

Redig, Epitaphes et objets remarquables de l'église collégiale de Lierre. — Ebendaſ. T. V. Livr. 1.

Visschers (P.), Epitaphes de familles Anversoises à Rome. — Ebendaſ.

Château des Espagnols, à Gand; par A. V. — Messager des sciences historiques et Arch. des arts de Belgique 1848 Livr 1.

Pinchart (Alex., Notice historique sur le collége St. Michel, à Bruxelles. — Ebendaſ.

Henrici (Casim.), Histoire de la Belgique, suivie de notices biographiques sur ses grands hommes. — Ebendaſ.

Anvers en 1560. — Revue nationale de Belgique T. XVII. Livr. 5.

Le siége d'Ostende. 1601 — 1604. — Ebendaſ.

Doubleday (Thom.), A financial, monetary and statistical history of England. — Journ. des Economistes 1848 No. 10.

Desprez (H.), Les questions sociales dans la Turquie d'Europe. — Rev. des deux Mond. 1848 T. II. Livr. 11.

Warden (John), On the customs of Gosawees or Gosaeens. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Congreve (H.), The antiquities of the Neilgherry Hills, including an inquiry into the descent of the Thautawars or Todars. — Ebendaſ. No. 23.

Sharpe (Sam.), The history of Egypt from the earliest times till the conquest by the Arabs a. D. 640. Lond. 1846. — Edinburgh Review 1848 July.

Polidori (F.), Necrologia di Gaspero Bencini. — Archiv. stor. ital. App. No. 19.

Reumont (Alfr.), Necrologia di Jacopo Gräberg da Hemsö. — Ebendaſ.

Biographical memoir of the late William Griffith. — Madras Journal of lit. and science Vol. XIV. No. 32.

Van Duyse (Prudent), Le Dominicain Bernard de

Jonghe. — Messag. des scienc. hist. etc. en Belg. 1848. Livr. 1.

Simon Stevin, helléniste. — Ebendaſ.

Forster (John), The life and adventures of Oliver Goldsmith. Bradbury and Evans. — Edinburgh Review 1848. July.

Walpole (Hor.), Letters addressed to the countess of Ossory. 2 vols. Lond. 1848. — Quart. Review 1848 June.

Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, with selections from his correspondence. Edited by his son, Charles Buxton. Lond. 1848. — Ebendaſ.

André Bourlette. Episode de l'histoire de la reforme à Liége. — Rev. nation. de Belg. Tom. XVII. Livr. 5.

Lembrun (Louis), Dante Alighieri. — Revue de Bruxelles 1848 Janv. Févr.

Le comte Henri de Merode-Westerloo. — Rev. de Brux. 1848 Janv.

Lacordaire, Eloge funèbre de Daniel O'Connell. — Ebendaſ. Févr.

Troisfontaines (A.), Notice biographique sur Joseph Görres. — Ebendaſelbſt.

Portraits politiques et littéraires de l'Allemagne. Le roi Louis de Bavière, par Saint-René Taillandier. — Revue des deux Mondes 1848 T. II. Livr. 12.

Frapolli (L.), Notice sur une machine soufflante hydraulique à roue plongeante et aspirante, d'invention et de construction de Lüders. — Ann. des Mines 1847 Livr. 5.

Essai sur l'église Notre-Dame de Huy. — Annal. de l'Acad. d'archéol. de Belgique T. IV. Livr. 1.

Schaepkens (A.), Chapitaux symboliques. — Ebendaſelbſt T. V. Livr. 1.

Mertens (F. H.), Notice sur un ancien temple ou crypte dont la découverte à été fait sous le pavement de l'ancienne église de l'abbaye de St.-Michel à Anvers. — Ebendaſ. T. IV. Livr. 2.

Taylor (J. G.), Memoranda regarding a boring executed on the sea beach at Madras. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Herschel's survey of the southern heavens. — Edinburgh Review 1848 July.

Progrès récents et applications nouvelles de la physique, (Suite.) — Revue nation. de Belg. T. XVII. Livr. 5.

Franklin (J. J.), Notice of the storms experienced at Madras on the 20. Oct. and 25. Nov. 1846. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Figuier et Mialhe, Examen comparatif des principales eaux minérales salines d'Allemagne et de France. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Juin.

Bussy, Lettre sur les succédanés du quinquina. — Ebendaſ.

Fauré (J.), Examen analytique des bois de chêne employés dans la tonnellerie, et de leur action sur les vins et les alcools. — Ebendaſ.

Courtine (Edm. de), Extrait d'une thèse remarquable sur le Haschisch (Cannabis indica). — Ebendaſ.

Turner's and Graham's elements of chemistry. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1848. June.

Durocher (J.), Etudes sur les glaciers du nord et du centre de l'Europe. — Annales des Mines 1847 Livr. 4.

Delesse (Achilles), Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Ebendaſ. Livr. 4. 5.

Pilla, Sur la houille récemment trouvée dans les Maremmes de Toscane. — Ebendaſ. Livr. 5.

Descloizeaux, Mémoire sur la christianite, nouvelle espèce minérale. — Ebendaſ.

— — Détermination des formes cristallines de la gehlénite. — Ebendaſ.

Scacchi (A.), Notice sur le gisement et sur la cristallisation de la sodalite des environs de Naples. (Trad. par A. Damour.) — Ebendaſ.

Ebelmen, Recherches sur la décomposition des roches. — Ebendaſ. Livr. 6.

Meugy (A.), Historique des mines de Rive-de-Gier. — Ebendaſ. Livr. 4. 5. 6.

Pernollet, Des principes à suivre dans la poursuite des gîtes métallifères. — Ebendaſ. Livr. 5.

Ville (Lud.), Mémoire sur les fabriques d'acide sulfurique de Bohême. — Ebendaſ. Livr. 6.

Accidents arrivés dans les mines. Actes de courage et de dévouement. — Ebendaſ.

Account of the goldmines in the province of Malabar. From official papers communicated by Government. — Madras Journal of lit. and science. Vol. XIV. No. 32.

Allard, De la situation de l'instruction primaire

en France. — Journ. des Economistes. 1848 No. 9.

Liberté en tout, liberté pour tous, ou examen du projet de loi de M. Rogier, sur le jury d'enseignement, par Eleuthère. — Rev. de Brux. 1848 Févr.

D'un ouvrage inédit de Roger Bacon, récemment trouvé dans la bibliothèque de Douai. (4e et dernier art. de V. Cousin.) — Journ. des Sav. 1848 Juin.

Philosophie religieuse; lettres à Paul, par M. L. — Revue de Bruxelles 1848 Janv.

Provençal and scandinavian poetry. — Edinburgh Rev. 1848 July.

Ayzac (Felicie d'), Iconographie chrétienne. Le tetramorphe et les attributs des Evangelistes. (Suite et fin.) — Annal. archéol. 1848 Mai et Juin.

Reumont (Alfr.), Notizie bibliografiche dei lavori pubblicati in Germania trattanti delle belle arti in Italia. — Arch. stor. ital. Append. No. 19.

Head and Stirling on spanish art. — Quart. Rev. 1848 June.

Cherbuliez (A. E.), Le socialisme c'est la barbarie; examen des questions sociales qu'a soulevées la révolution du 24 Février 1848. — Bibl. univ. 1848 Mai.

Clément (A.), Le socialisme et la liberté. — Journ. des Economistes 1848 No. 9.

Bastiat (F.), Justice et fraternité. — Ebendaſelbſt No. 10.

L'Utopie de la liberté, lettre aux socialistes. — Ebendaſ.

Clément (A.), De la spoliation légale. — Ebendaſ. No. 11.

Garnier (Jos.), Quelques mots d'explication et d'histoire au sujet des principales formules socialistes. — Ebendaſ. No. 11.

Du Puynode (Gust.), De la centralisation. — Ebendaſ. No. 12.

Bastiat (Fréd.), Propriété et loi. — Ebendaſ. No. 8.

Colmont, Lettre à M. Dumas sur le droit de propriété. — Ebendaſ. No. 12.

Sur le communisme. (Extrait du livre de Parisis.) — Rev. de Brux. 1848 Janv.

Bonald, Quelques réflexions sur la complicité des gens de bien dans la ruine de la société. — Ebendaſ.

Beaufort, Du pouvoir et de la liberté. — Ebendaſ. Avril.

Protestation de la Société d'économie politique contre la suppression de l'enseignement de l'économie politique. — Journal des Economistes 1848 No. 7.

Cherbuliez (A. E.), Essai sur la théorie de l'impôt. — Ebendaſ. No. 11. 12.

Say (Hor.), Quelques mots sur les finances. — Ebendaſ. No. 11.

Jobard, Organisation rationelle du travail. — Ebendaſ. No. 7.

Colmont, De l'amélioration de la position sociale des ouvriers. — Ebendaſ. No. 8. 9.

Passy (Hipp.), De la liberté en matière de travail et de propriété. — Ebendaſ. No. 10.

Cabet, Voyage en Icarie. Par. 1848. (Organisation du travail. Par L. Blanc. Organisation du credit. Par Proudhon.) — Quart. Rev. 1848 June.

Faucher (Léon), L'organisation du travail et l'impôt, partie 1. 2. — Revue des deux Mond. 1848 Livr. 7. 8.

Baude (J. J.), Les ouvriers. — Ebendaſ. Livr. 9.

Valon (A. de), Les prisons de la France sous le gouvernement républicain. — Ebendaſelbſt T. II. Livr. 11.

Des travailleurs dans nos grandes villes, par M. le maréchal B***. — Ebendaſ.

Lavergne (L. de), Du libéralisme socialiste. Les écrits de M. Proudhon. — Ebendaſ. Livr. 12.

Raepsaet (Henry), Essai sur la loi salique. — Messag. des scienc. hist. etc. en Belgique 1848 Livr. 1.

M'Culloch (J. R.), A treatise on the succession to property vacant by death etc. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848. June.

Crétineau (J.), Clement XIV. et les Jesuites. Paris 1847. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1) Arnobii oratoris adversus Nationes Libri septem.

2) M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni V. C. de errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. S. Meropii Pontii Paulini episcopi Nolani Poema adversus Paganos. Commodiani Instructionum per litteras versuum primas Libri duo.

(Fortsetzung.)

Hätte Fulv. Ursini dort eine Handschrift gefunden, so würde er sich ihrer gewiß bey seiner Ausgabe bedient haben. Wenn er auch in seiner Dedication an Papst Gregor XIII. sagt, ex Cod. Vaticanae Bibliothecae a Sabaeo editum fuisse Arnobium, so zeigt sich bey ihm doch keine Spur, daß er selbst irgend eine Handschrift benutzt habe. Offenbar verstand von Muralt Ursini's Randbemerkung S. 242: Hostanes. Sed non placet, primum quia vetus liber habet Sosthenes: deinde quia seqq., unrichtig; denn der vetus liber ist nichts anders, als die Ed. pr. Sonach gewinnt, sagt der Herausgeber, die Vermuthung derjenigen, welche annahmen, Faust. Sabaeus, der seine Ausgabe des Arnobius dem Könige der Franzosen, Franz von Valois, gewidmet, habe auch jenen jetzt zu Paris aufbewahrten Cod. zugleich mit dem Dedicationsschreiben demselben überschickt, sehr an Wahrscheinlichkeit. Daß nicht die Vaticanische Bibliothek, sondern Sabaeus selbst im Besitze jener Handschrift gewesen, geht deutlich aus den Worten des Sabaeus in seiner Dedication an Franz von Valois hervor, wo er sagt: qualem (Codicem) enim docti viri e manibus meis vix extorsere, sponte et lubens maiestati tuae, quam multis epigrammatum lusibus decantavi et excolui (s. Faust. Sabaei Epigrammatum Libr. V. Rom. 1556.) dedico et dono. Jure enim belli meus est Arnobius, quem e media barbarie non sine dispendio et discrimine eripuerim.

Ferner ist, wie Hr. Oehler erinnert, die Verschiedenheit des Pariser Cod., wenn man ihn mit der Ausgabe des Sabaeus vergleicht, welche nach der Behauptung der Herausgeber mit der größten Gewissenhaftigkeit nach der Sabaeischen Handschrift abgedruckt wurde, nicht so bedeutend, daß man mit Sicherheit vermuthen könnte, es seyen verschiedene Handschriften anzunehmen.

Sehr interessant sind auch die Aufschlüsse, welche er S. XXII. über die Schicksale des jetzt in Brüssel aufbewahrten Cod. gibt.

Dieser, einst Eigenthum des Klosters St. Michael in Lüneburg, kam von da in die Hände des Flacius Illyricus und ging nach dessen Tod mit der ganzen Bibliothek dieses merkwürdigen Mannes in den Besitz des Petreus, welcher des Flacius Wittwe geheirathet hatte, über. Petreus überließ ihn auf einige Zeit dem Franz Modius, der ihn für Stewech, welcher damals eine neue Ausgabe des Arnobius veranstaltete, verglich und zu dem nämlichen Gebrauche dem Lud. Carrio gab, nach dessen Tode er gemäß dem Willen des Erblassers dem Joh. Livineius, damals Canonicus und Cantor an der Ka-

thedrale zu Antwerpen, mitgetheilt wurde, mit der Bedingniß, ihn nach der Benutzung dem Fr. Modius, welcher ihn dem Carrio verschafft hatte, zurückzustellen. Carrio starb 1595, vier Jahre darauf Livineius und auch Modius. Durch Zufall kam nun die Handschrift in die Jesuitenbibliothek zu Antwerpen, wie die Aufschrift zeugt: Collegii S. J. Antverpiensis 1599 (s. Muralt z. Minuc. Felix P. V. n. 11.), wo sie noch 1725 Cruse benützte, bis sie von da auf kurze Zeit nach Paris wanderte und zuletzt der Burgundischen oder Brüsseler Bibliothek einverleibt wurde.

Nach Phil. Labbe's Angabe (Biblioth. nov. MSS. librorum p. 371.) wurden zwey Handschriften des Arnobius, welche mit andern Manuscripten aus England nach Paris gebracht worden, daselbst im Jahre 1652 (nicht 1612) an einen deutschen Edelmann verkauft. Demnach wäre es für die Textkritik des Arnobius allerdings sehr wünschenswerth, daß Gelehrte vom Fache Nachforschungen anstellen möchten, wo diese Handschriften sich jetzt befinden, da nicht wohl zu glauben ist, daß sie zu Verluste gegangen.

Die Sage von einem Petersburger Cod. des Arnobius hat sich als unrichtig erwiesen.

An diese litterarischen Notizen knüpft der Herausgeber eine beurtheilende Anzeige der verschiedenen Editionen und der Uebersetzungen des Arnobius, wie auch der kritischen Schriften über diesen Auctor, und zählt zugleich mehrere Gelehrte auf, welche sich mit ihm beschäftigt hatten, aber die Früchte ihrer Studien nicht zu Tage fördern konnten. So starben Theod. Canter und Claud. Saumaise über der Bearbeitung ihrer ausführlichen Commentare. Auch Fr. Pithou hatte Hoffnung zu einer Ausgabe gemacht und die Commentare eines Jos. Scaliger, P. Scriver, Cardill, Herib. Rosweyde und Joh. Jos. Pontanus, so wie die Bemühungen eines Geß, Waker, Wasse, M. Cruse und Sam. Luth. Geret wurden durch deren frühzeitigen Tod vereitelt. Einen vortrefflichen Apparat zu Arnobius, sowohl verschiedene Vergleichungen der Handschriften und Ausgaben, als auch Vorarbeiten und Anmerkungen der berühmtesten holländischen Philologen enthaltend, hatte der gelehrte Utrechter Professor Te Water zum Behufe einer neuen Ausgabe gesammelt. Wohin aber dieser Schatz gekommen, ist unbekannt. Vermuthlich dürfte er in einer britischen Bibliothek verborgen liegen, um vielleicht nie dem Verschlosse zu entrinnen.

In Bezug auf Textkritik hatte es Hr. Oehler sich zur Aufgabe gemacht, gewissenhaft der Pariser Handschrift zu folgen, nie stillschweigend, wie sein Vorgänger, davon abzugehen,*) und soviel, als es ihm durch die Crusesche Collation möglich war, die adlitterirten und nicht adlitterirten Sylben sorgfältig zu berücksichtigen. Ebenso beobachtete er fleißig die Orthographie der Handschrift; denn auch in diesem Punkte hatte es sein Vorgänger nichts weniger, als genau genommen.

I. 2. S. 3., wo Hildebrand und die vorhergehenden Herausgeber animalia terris sueta atque in aquis degentia non esuriunt, nec concipiunt haben, stellte Hr. Oehler die Lesart der Pariser und der Brüssler Handschrift non concipiunt her.

I. 3. S. 4. gab er etiam imbres saxeos totas saepe comminuisse regiones st. communisse reg. nach der Verbesserung der zweiten Hand im Pariser Cod. und c. 4. z. A. aquarum diluvis nach der Handschrift für aq. diluviis.

I. 5. S. 5. ille immanis Xerxes. Auffallend ist es, daß hier die Lesart der Pariser Handschrift Xerses, welche in die erste Ausgabe überging, nicht erwähnt ist, obgleich Pet. Burmann (Anthолog. vett. Latt. Epigrammatt. T. I. p. 191.) dadurch veranlaßt wurde, dafür Perses (d. i. rex Persarum) lesen zu wollen.

I. 9. S. 8. hat die Handschrift fehlerhaft rationem consimili. Dafür schrieb unser Herausgeber ratione in consimili, was Ref. nicht billigen kann, da in den Handschriften e und ē (em) häufig verwechselt sind, weßhalb er für das bisherige ratione consimili stimmt.

*) Doch schrieb er I. 3. S. 4. Z. 2. v. u. stillschweigend, aber vermuthlich nach der Handschrift und kräftiger ab locustis, während man bei Hildebrand a locustis liest.

I. 11. a. E. gab er maledicam scilicet (wofür die Handschriften si bieten) nach der Baseler Ausgabe, nach Ursini's Randverbesserung und nach Canter und Orelli, wofür sich auch Hand und Bernhardy entschieden hatten; doch hätte nach addiderunt ein Fragezeichen statt des Punctes gesetzt werden sollen.

I. 13., wo der Pariser Cod. von der zweyten Hand mala omnia dii ferunt hat, was mehrere Herausgeber billigten, schrieb er sehr passend inferunt. Im Folgenden nahm er die active Form calumniare aus der Ed. pr. auf, sich auf das Zeugniß des Priscian. VIII. 4, 15. stützend.

I. 14.: Quemadmodum enim res ageret usque ad hoc tempus genusque hic duraret mortalium? So unser Herausgeber, der Vermuthung folgend, während im Pariser Cod. agi et — — — genus quis duraret? steht. Ref. zieht jedoch die Ursinische Randverbesserung: agi et — gen. quiret durare, welcher mehrere Gelehrte Beyfall schenkten, vor.

I. 17. S. 11.: in alterius doloris cruces efferati pectoris alienatione bacchari. So Hr. Oehler mit Orelli und Hildebrand, durch leichte Aenderung die Lesart der Handschrift crucis in cruces verwandelnd. Daß i und e in den Handschriften häufig verwechselt worden, ist bekannt.

I. 23.: et ab summis culminibus decidisse vestigio. Die Handschrift richtig fastigio. Demnach lese man et ab summi culminis decid. fastigio. Denn Arnobius hatte offenbar das Virgilische (Aen. II. 458.): Evado ad summi fastigia culminis vor Augen. So schon die Ausgaben vor der Hildebrandischen, in welcher diese Lesart zwar beybehalten, aber vor fastigio die Partikel et eingeflickt wurde. Im Folgenden coniicirte Hr. Oehler sehr scharfsinnig et certa res est (der Cod. hat et errores, so daß vor dem letzteren Worte ein Buchstabe ausradirt ist) non nosse (nämlich daemones) caelestia.

I. 27. z. A.: Nondum est locus, ut explicemus, omnes isti qui damnant qui sint vel unde sint, quantum possint vel noverint, cur ad Christi paveant mentionem, discipulos cur eius inimicos habent et invisos. Habent nahm zuerst Hildebrand aus der Handschrift auf. Ihm folgte unser Herausgeber, die Note beyfügend: habeant Edd. praeter Hildebr. Ref. hätte jedoch vor diesen Worten: „Sic Cod. oder Codd." erwartet und eine kurze Bemerkung über den Gebrauch des Indicativs, auch in Verbindung mit dem Conjunctiv, bei indirecten Fragen mit Hinweisung auf I. 38. und II. 59.; vgl. III. 6. Unterhalb würde Ref. unbedenklich die Lesart der Handschrift prosternimus st. prosternimur in den Text gesetzt haben, da auch II. 35. substernimus von den Handschriften geboten wird.

I. 28. S. 17. sollte im Texte Accas, Aios (st. deos) Locutios stehen, wie die Note ausweist.

I. 30. z. A.: Nonne cogitatio vos subit considerare, disquirere, in cuia possessione versemini. Disquirere ähnelt einem Glosseme; demnach schloß es Hildebrand mit Recht in Klammern. Hr. Oehler aber fertigt dieses Verfahren sowohl hier, als I. 31. mit einem trokenen sine causa ab, was um so mehr auffällt, als Hildebrand (Praef. VI. ff.) evident dargethan hatte, daß Did. Herault und seine Nachfolger, auch Orelli nicht ausgenommen, die Nebeneinanderstellung zweyer synonymer Ausdrücke ohne Bindepartikel irrig für eine Eigenheit des Arnobischen Styles erklärten. Warum thut aber der neueste Herausgeber II. 45. Not. 4. u. II. 50. Not. 7. gerade das Gegentheil? Man vergl. hier unten d. Bemerk. z. II. 39. S. 88. f.

I. 38. S. 25.: qui nativitatis eius exprompsit genus et nullius aliquando cognitione praesumptam materiam illius. Statt cognatione, was die Handschrift hat, dünkt dem Ref. cogitatione (so der Rand bey Ursini und so Guyet) natürlicher, indem it leicht in n übergehen konnte. In der darauffolgenden intricaten Stelle, wo die Handschriften, die erste Ausgabe und Ursini: unde ignibus solis genitalis fervor adscitur, cur luna semper in motu, idemne quis creditur animalibus causis lucem semper atque obscuritatem resumens lesen, coniicirte ein Ungenannter am Rande eines Exemplars der Ursinischen Ausgabe *): cur

*) Die Bemerkungen dieses Ungenannten, auf welche

luna semper in motu, idem, neque idem orbis creditur etc. und der neueste Herausgeber schrieb vermuthungsweise: indemnem quis graditur. Weiter unten stellte er in den Worten: quis ipsum finxerit hominem, quis informaverit, vel ex materiae quo genere constructionem ipsam confirmaverit corporum mit Recht die Lesart der Handschriften her, während sein Vorgänger, diese verschweigend, conformaverit, was sich zuerst bei Ursini a. R. findet und von einigen der folgenden Bearbeiter des Arnobius gebilligt ward, aufnahm.

I. 39.: et eos ipsos divos — adficiebam contumeliis gravibus. Da II. 74. die Lesart des Cod. infacta in den Text gesetzt und gut gerechtfertigt wurde, so hätten wir erwartet, daß in der fraglichen Stelle die von den Handschriften gebotene seltnere Form adfaciebam der Consequenz wegen vorgezogen worden wäre. Man vergleiche unten die Anmerkungen zu Minuc. Fol. C. 30.

I. 50.: et facere sui nominis cum adlectione. Rf. möchte mit Herault und Rigault lieber adiectione lesen. Adfatione vermuthet Dr. A. Hoffmann in seinen Coniectan. in Arnob. in den neuen Jahrb. für Philologie und Pädagogik von Jahn und Klotz Supplementb. XIII. Heft I. S. 151.

I. 53.: exutus a corpore. At corpore, wie schon mehrere verbesserten, scheint uns nicht verwerflich zu seyn, da, wie Hildebrand zu Anfang dieses Capitels zeigt, Arnobius auch sed nachzusetzen pflegt. Vor exutus aber dürfte passender ein Punct statt des Semicolons stehen.

I. 54: hätte in der Anmerk. 6. zu commodarent nach „Sic Cod.“ commodaret Orell. hinzugefügt werden sollen.

I. 56. a. E.: Sed numquam fuerit his bene, ut Christus qui fuerit litterarum testimoniis colligatur, cuius in id solum dimissa est causa, ut, si esse constiterit ea vera quae dicimus, confessione omnium deus fuisse monstretur. Hr. Oehler schrieb demissa statt dimissa; und ungeachtet er den Sinn dieser höchst dunklen Stelle, an welcher sein Vorgänger ganz verzweifelte, durch diese Bemerkung zu erläutern suchte: Negat Arnobius daemonum istam sive hominum consimilium malevolentiam, qua corruptis litteris sacris Christi nomen evertere studuerint, umquam quicquam profecturam esse, siquidem vel ea, quae per famam accepta de illo ferantur, modo haec vera esse constiterint, tantum momenti habeant, ut confessione omnium deus fuisse monstretur, so müssen wir doch unumwunden gestehen, daß das Verständniß derselben dadurch keineswegs gefördert worden ist. Trefflich erklärte sie A. Hoffmann in seinen Coniectan. in Arnobium in d. angef. Zeitschr. S. 152.

I. 59.: Quid enim officit, o quaeso, aut quam praestat intellectui tarditatem, utrumne quid gnare, an hirsuta cum asperitate promatur? Gnare, wofür in der Handschrift grave steht, scheint hieher nicht wohl zu passen. Ref. zieht daher die Conjectur des Hug. Grotius glabre, welcher Orelli und Hildebrand Beyfall schenkten, unbedenklich vor, da es sich hier um einen entsprechenden Gegensatz handelt.

(Fortsetzung folgt.)

---

wir unten zurückkommen werden, wurden aus einem Exemplare der Römer Ausgabe vom J. 1583 von einem holländischen Gelehrten in ein Exemplar der Leydner übertragen, welches jetzt in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Vorn findet sich diese handschriftliche Notiz: Collatum est exemplar hoc cum Romano Romae 1583. 4. edito a Fulvio Ursino et Gregorio XIII. dedicato, et notis seu variantibus Lectionibus Mss. manu viri docti emendato ac correcto. Crederim (sic) variantes Lectiones ex Codicibus Bibliothecae Vaticanae fuisse depromptas. Institui hanc collationem d. 2. April. A.O.R. MDCCXIII. Hagae in Batavis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1818.

1) Arnobii oratoris adversus Nationes Libri septem.

2) M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni V. C. de errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. S. Meropii Pontii Paulini episcopi Nolani Poema adversus Paganos. Commodiani Instructionum per litteras versuum primas Libri duo.

(Fortsetzung.)

II. 26.: nec potest aliquid suaderi perdere id quod non potest tactum rei oppositae sustinere. So die Handschriften und Ausgaben. Hr. Oehler aber änderte suaderi in sua de vi, was er ohne alle Rechtfertigung sogleich in den Text nahm. Wenigstens hätte man erwarten sollen, daß er eine kurze Bemerkung über den Gebrauch der Präposition de für den Genitiv beygefügt hätte. Man sehe hierüber Apul. Metamorph. IX. 4. S. 754. ed. Hildebr. und die hier unten angeführte Stelle aus Cyprianus de habitu virg. p. 179. ed Baluz.; vgl. Niebuhrs Vorträge über römische Geschichte Bd. III. S. 233.

II. 28.: Ac ne tamen instructi non plenius obeamus, en audiamus a vobis. Ne videamus die Codd.; ne videamur die erste Ausgabe und Ursini; neu videamur (nämlich instructi non plenius esse ceteris) Hildebrand. Ein Ungenannter bei Rigault erudiamur oder exaudiamus. Andere anders. Statt en, wie Hr. Oehler schrieb, möchte Ref. lieber nunc lesen; denn nunc, welches in den Handschriften in nc oder ne abgekürzt ist, konnte leicht mit ne, um so mehr, als dieses kurz vorhergeht, verwechselt werden.

II. 39.: Nisi forte rex mundi, quem temeritatis est maximae humano ex ore depromere, idcirco ex se genitas huc animas misit, ut quae fuerant apud se deae, corporei tactus et temporariae circumscriptionis expertes, humana immergerentur in semina u. s. w. Verderbt bieten die Handschriften mundus quem. Ursini verbesserte am Rande richtig mundi quod mit Zustimmung der neueren Herausgeber. Unten lesen die Handschriften temerariae circumscriptionis, was offenbar keinen passenden Sinn gibt. Doch ist auch temporariae nicht zu billigen, da es weder dem Geiste, noch der Sprache des Arnobius angemessen ist, wenn auch der Herausgeber sagt: Sic emendavi. Wer dieses ganze Capitel mit Aufmerksamkeit durchliest, wird die ihm eigene Platonische Farbe nicht verkennen. Daher stimmt Ref. unbedenklich für terrenae oder terrariae, welches Letztere Orelli und Hildebrand, weil es der Lesart der Handschriften näher kommt, vorziehen. Terrena oder terraria circumscriptio ist nichts anders, als das Neuplatonische γήϊνον κέλυφος, ὑστρεώδες περίβλημα oder ὕλης σκύβαλον (s. Synes. üb. d. Träume S. 140. D. 137. A. u. 140. C. Vergl. Boissonads z. Marin. Leben d. Prokl. S. 67. u. 100. u. z. Theophylakt. S. 234. f.). Auch sagt Arnobius oben II. 28. von den Seelen ausdrücklich: cum terrenis fuerint corporibus involutae.

Ebendaſ. S. 88. f.: mente aliud volvere, aliud in facie polliceri, inlaqueare, decipere dolis atque insidiis nescios, per innumeras artes malitiarum venena conquirere. Decipere iſt hier offenbar aus einer Erklärung des Verbums inlaqueare gefloſſen; ebenſo unten II. 61.: aboleri conveniat an reservari, exuri, dissolvi, an repetita integritate renovari, das V. dissolvi als Gloſſe zu exuri zu betrachten, weßhalb Hildebrand decipere und dissolvi mit Recht einklammerte; denn es iſt unmöglich anzunehmen, daß der Rhetor Arnobius ſolche arge Verſtöſſe gegen die Symmetrie, welche durch jene abgeſchmackten Zuſätze augenſcheinlich verletzt wird, gemacht haben ſoll.

II. 41.: conspiciendis quaererent corporibus fucos, innecterent his colla. Der Herausgeber meint, daß, wenn his die ächte Lesart iſt, fucos hier allgemeiner zu faſſen ſeyn dürfte de quovis ornamento, quae (ſollte wohl heißen quod) simul et omnia illa complectatur, quae collis innecti solebant. Dieſer Erklärung aber können wir keineswegs beypflichten. Wir halten dieſe Stelle für verdorben. Unter den mancherlei Verbeſſerungsvorſchlägen, welche von verſchiedenen Gelehrten gemacht wurden, ſcheint uns der des Fulv. Urſini, welcher (ſtatt his) catenis coniicirte, was auch Rigault billigte, noch der paſſendſte. Aehnlich ſagt Cyprianus de habitu virg. p. 179. ed. Baluz.: Non inferantur auribus vulnera, nec brachia includat aut colla de armillis et monilibus catena pretiosa.

II. 42. a. E.: nihil pati renuentes, ad oris sacri comparatae patrationem. An der Stelle des Wortes patrationem, welches eine Coniectur des neueſten Herausgebers iſt, haben die Handſchriften comparatione. Letzteres ließ Sabaeus weg. Daher ſchrieb Gelenius, welchem Canter und A. folgten, an sacri Anſtoß nehmend, ad oris stuprum paratae. Mit Sabaeus ſtimmt im Texte auch Urſini; am Rande mit Gelenius. Jener Ungenannte verfiel auf ad oris sacrilegium comparatae. Saumaiſe coniicirte ad oris sacri comparatae stuprationem (paſſender wäre vielleicht constuprationem, weil es der Lesart der Handſchriften näher käme). Anſtatt der Hildebrandiſchen Vermuthung: ad oris lubricam paratae conspurcationem ſchlug Obbarius der Jüngere in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik von Jahn und Klotz. Jahrg. XV. Bd. 44. S. 302. ad oris sacri tetram paratae conspurcationem zu leſen vor. Dieſer Coniectur gedenkt, was uns wundert, unſer Herausgeber gar nicht.

II. 50.: qui — patrimonia et divitias fugiunt et causas sibi auferunt lapsus. So die Codd.; und dafür ſtimmte ſchon Obbarius a. a. O., was doch hätte erwähnt werden ſollen.

II. 59. S. 107.: Quae est causa, quae ratio, ut maria salsa sint, aut terrarum aquae dulces, calidae sint, amarae vel frigidae? Die Handſchriften und die früheren Ausgaben bieten: aut terrarum hae dulces, aliae sint amarae etc. Trefflich corrigirte der geſchmackvolle engliſche Kritiker Wakefield in ſeiner Silva critica P. III. p. 132. dieſe Stelle ſo: aut terrae aquarum hae dulces, aliae sint amarae etc. Auf dieſen Verbeſſerungsverſuch glaubt Ref. um ſo mehr aufmerkſam machen zu müſſen, als ihn keiner der neueſten Herausgeber kannte. Am Ende dieſes Capitels, wo es heißt: Amara sunt elementa vel dulcia, odoris sunt alicuius vel coloris, ut, findet ſich das zweite vel in den Handſchriften nicht. Zuerſt erſcheint es in der Leydner Ausgabe. Coloris hat der Pariſer Cod. von der erſten Hand; von der zweiten hingegen oloris. Ebenſo der Brüſſeler und die erſte Ausgabe. Vel oloris lieſt unter Andern Orelli, olorisve Hildebrand. Ref. würde jedoch mit Urſini colorisve vorziehen in Rückſicht auf das Vorhergehende: Fuerit necessitas aliqua, ut non alios sapores, alios odores, alios colores, quam quos habent singulae res, habere debuerint, und weil ve von dem folgenden ut leicht abſorbirt werden konnte.

II. 62. S. 110. Servare animas alius nisi deus omnipotens non potest, nec praeterea quisquam, qui longaevas facere perpetuitatis possit et spiritum subrogare etc. Trefflich jener Ungenannte am Rande der 2. Römer Ausg. perpetuitare.

II. 74.: S. 122. — et amittat res fidem, quae generibus virtutum tantis et potestatibus

protestata indubitabilis esse monstrata est. Die Handschriften haben potestatibus potestatum; ebenso die erste Ausgabe. Die Nachfolger des Sabaeus aber tilgten potestatibus mit Recht; denn es ist ganz klar, daß der Schreiber das Wort doppelt schrieb und das erste Mal, durch das vorausgehende generibus tantis verleitet, im Ablativ setzte; aber, nachdem er das richtige potestatum hinzugefügt hatte, potestatibus mit Punkten zu bezeichnen vergaß. Auffallend aber ist es, wie der neueste Herausgeber potestatum für verdorben ansehen und in das ungereimte protestata verwandeln konnte. Schon das Widrige und Schleppende, welches der Satz jetzt hat, hätte ihn von dieser Aenderung abhalten sollen, die wir unmöglich für eine Verbesserung des Textes, wie er sie nennt, erklären können.

II. 77.: Ut si aliquis brutus ac stolidus in carcerem hominem datum inegressum quaestionum numquam adficere sese gravibus atque immanibus existimet poenis. Inegressum erklärt unser Herausgeber durch inegressibilem d. i. perpetuum und verbindet es mit carcerem. Ursini hatte am Rande ingressum verbessert und jener Ungenannte quaestiones geschrieben, so daß beyde Lesarten vereint einen ganz passenden Sinn geben.

III. 39.: Cornificius labare convincitur. So Hr. Oehler mit Elmenhorst und Orelli; die Handschrift hingegen und die übrigen Ausgaben richtiger balare, wofür jener Ungenannte palare schrieb.

IV. 5. hat Letzterer: Dii laevi a laeva et. Ebendas. S. 165.: ut alia dextra in nobis, alia dicantur esse laeva. — C. 11. S. 170. Laretano — atque Mutuno. — C. 12. S. 172. quin (st. cum) — — — credamus. — C. 13. S. 173. iudicio acres viri st. iudicii acris v., was nicht zu verwerfen ist, da acer von bewährten Schriftstellern auch mit dem Genitiv construirt wird. S. Ramshorns Lat. Grammat. 2. Aufl. Bd. II. S. 323. u. Kritz z. Vell. Pat. I. 3. — C. 16. S. 177. setzt jene unbekannte Hand si ex Diis vor ex capite. — C. 18. S. 179. wo die Handschriften, die erste und die Ursinische Ausgabe statt intimasse, was der neueste Herausgeber, wie sein Vorgänger, der Vermuthung des Herault folgend, aufnahm, nullum esse lesen, bietet sie locutum esse. — C. 23. S. 183. adulteram vobis immortalium constitueretis Dearum st. adulter a vobis (Ursini adultera v.) — constitueretur D. — V. 7. S. 209. adorant Deam Phryges. S. 210. suffodit et sepelit Deum. S. 211. agitetur et moveatur. C. 8. S. 213. cum stet. Unten perpetua in conditione. — C. 9. S. 213. desipuit, non sapuit praesidii. A. E. voluptate fudit. — C. 11. S. 216. Z. 6. peniculantem decurtantemque cantherios. — C. 15. S. 221. Z. 3. in actis st. in rebus. — C. 18. S. 223. Z. 8. tradita sunt f. traditis. — C. 21. S. 226. Z. 2. v. u. exsecat hos ipse Deus Diespiter indigne. S. 227, Z. 14 — 15. fortissimi ad Venerem. Unten tritum st. rei : tum. — C. 23. S. 229. Z. 5. suffragine tenus st. suffragines, tales. — C. 24. S. 230. Z. 15 — 16. Pannychia Graja. — C. 25. S. 232. Z. 17. Istriculi st. striculi. — C. 26. S. 234. Z. 2. suspectio, wie der neueste Herausgeber. — C. 29. S. 237. Z. 12. aut aliquo. — S. 238. Z. 1. ad concubitum. — C. 30. Z. 23 — 24. condidicissetis. Unten stimmt sie für subditivis.

So weit jener Unbekannte. — Ref. hält zwar diese Bemerkungen keineswegs für Varianten, die aus einer Vaticanischen oder aus irgend einer andern Handschrift geflossen, sondern vielmehr für Vermuthungen eines Gelehrten. Dessenungeachtet aber glaubte er davon nicht Umgang nehmen zu dürfen, da er der Ansicht ist, daß auch der geringste Beytrag für die Textberichtigung eines solchen Schriftstellers, bey dem es sich nun besonders um Conjecturalkritik handelt, nicht zu verschmähen seyn dürfte.

Sehr schätzbar sind übrigens des Herausgebers erklärende Anmerkungen oder eigentlich Hinweisungen auf die einschlägigen Stellen der klassischen Auctoren, oder auf die trefflichsten Werke der Neuern, da er sich nach den Anforderungen des Verlegers so viel als möglich der größten Kürze befleißen mußte; denn sie zeugen eben so sehr von seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, als von seinem rühmlichen Fleiße.

Ein Index auctorum qui apud Arnobium laudantur und ein Index rerum bilden den Schluß des Ganzen.

Druck und Papier sind gefällig. Nur findet man hie und da einige sinnstörende Fehler. In den Prolegg. S. XX. Not. 28. Z. 3. v. u. steht Codicem — nullam (st. nullum). S. XXI. Not. 29. Z. 7. vetus (st. veterem) librum. In den Anmerkungen S. 6. Not. 4. ist erasa (st. eraso) littera zu lesen. S. 92. Z. 3. v. u. vertere st. verteret. S. 122. Not. 1. priore oder prius (f. prior) voc. compunct. S. 155. Not. 4. Z. 11. v. u. Baluzius f. Baluzzio.

Nr. 2. Der geistreiche Dialog des Minucius Felix fand von jeher mehrere treffliche Bearbeiter, unter denen sich Ed. v. Muralt durch seine zu Zürich bey Orelli, Füßlin und Comp. im J. 1836 erschienene musterhafte Ausgabe, welcher eine höchst sorgfältige Vergleichung der Pariser und der Brüsseler Handschrift zu Grunde liegt, ein besonderes Verdienst erwarb.

Die Hülfsmittel, welcher sich Hr. Oehler bediente, waren außer den besten kritischen Ausgaben zwey Vergleichungen des Pariser Codex, nämlich die vor wenigen Jahren von Hildebrand besorgte und am Ende seines Arnobius befindliche, und die Crusesche, nach einem gegenwärtig in der Lüneburger Bibliothek aufbewahrten Exemplar der ersten Baseler Ausgabe gemachte. Die letztere stimmt meistens mit der Muraltschen überein, weicht aber hie und da von der Hildebrandschen ab. Von den in verschiedenen Schriften zerstreuten Verbesserungen der Gelehrten, welche Muralt mit dem rühmlichsten Fleiße gesammelt, führte Hr. Oehler nur das an, was ihm zweckdienlich schien.

In der Kritik des Textes ging er sehr behutsam zu Werke, sorgfältig dem Ansehen der Handschriften folgend und seine eigenen Verbesserungen nur an solchen Stellen aufnehmend, wo die Lesart des Pariser Codex offenbar verdorben ist und durch die Verbesserungsversuche Anderer nicht berichtigt ward.

C. 1. nahm, was unserm Herausgeber entging, schon Wakefield in der Silv. crit. P. IV. p. 106. die von den Handschriften gebotene Lesart discedens, wofür Davies decedens lesen wollte, in Schutz. In den bald darauf folgenden Worten: crederes unam mentem in duobus fuisse divisam. Sic solus in amoribus conscius ipse, socius in erroribus, schreibt Wakefield a. a. O. diversatam. Hic sol. nach conscius ein Semikolon setzend und ipse mit dem Folgenden verbindend. C. 16. z. A., wo es heißt: Dicam equidem, ut potero, pro viribus, et adnitendum tibi mecum est, ut conviciorum amarissimam labem, verborum veracium in lumine diluamus, schlägt der nämliche Kritiker in ebendemselben Werke P. V. p. 155. tabem und flumine st. in lumine vor. In der von Cyprianus de idolorum vanitate S. 225. aus Minucius C. 21. geborgten Stelle: Castores alternis moriuntur ut vivant; Aesculapius ut in deum surgat, fulminatur; Hercules ut hominem exuat, Oetaeis ignibus concrematur, lassen die Münchner Handschriften, welche diese Abhandlung des Bischofs von Karthago enthalten, Oetaeis weg; ebenso der Bamberger B. IV. 5. Aehnlich sagt übrigens Arnobius IV. 25. a. E.: — Hieronymus, Plutarchus nostrarum esse partium comprobatur, qui in Oetaeis verticibus Herculem post morborum comitialium ruinas dissolutum in cinerem prodidit? Daß der Herausgeber zur fraglichen Stelle des Minucius über das Sächliche nicht die geringste Bemerkung beyfügte, obgleich er bey Arnobius über diesen Gegenstand Mehreres angeführt hatte, wunderte den Ref. sehr. Ebenso auffallend ist es, daß er in dem folgenden Capitel S. 31. über die Worte: Itaque latebram suam, quod tuto latuisset, vocari maluit Latium, stillschweigend hinwegging, ungeachtet er nur auf Arnobius IV. 24. und seine trefflichen Andeutungen daselbst hätte hinweisen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1) Arnobii oratoris adversus Nationes Libri septem.

2) M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni V. C. de errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. S. Meropii Pontii Paulini episcopi Nolani Poema adversus Paganos. Commodiani Instructionum per litteras versuum primas Libri duo.

(Fortsetzung.)

Solcher Versäumnisse könnten bey Minucius noch mehrere namhaft gemacht werden, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. — C. 28. S. 40., wo es heißt: nisi quod vos et totos asinos in stabulis cum vestra vel Epona consecratis, ist höchst wahrscheinlich vor vel, welches hier unmöglich emphatisch genommen werden kann, ein Eigenname ausgefallen. Daher schlug Boissonade (Anecdott. Gr. Vol. V. pag. 64.) sehr passend cum vestra Hippona vel Epona zu lesen vor.

Wir gehen nun auf Firmicus Maternus über.

Dieser für die Kenntniß der heidnischen Religionen des Alterthums sehr wichtige Schriftsteller, von dessen Lebensumständen man nirgends etwas aufgezeichnet findet, dürfte um das Jahr 347 oder 348 geschrieben haben. Die erste, sehr seltene Ausgabe desselben erschien, von Flacius Illyricus besorgt, zu Straßburg 1562. Siebenunddreyßig Jahre später nahm Hier. Commelin den Firmicus in seine Mythologici Latini auf. Im Jahre 1603 edirte ihn Joh. Wouwer oder v. Wowe-ren zu Hamburg, und mit Minuc. Fel. Jac. Tusel zu Leyden 1672 8. und Jac. Gronov ebendas. 1709 8. und zu Rotterdam 1743 8. Die wichtigste unter diesen Ausgaben ist unstreitig die Straßburger, welcher die seit hundert und dreyßig Jahren, wie unser Herausgeber durch Immanuel, Rector am Gymnasium zu Minden, und durch Mooyer erfuhr, vermißte Mindner Handschrift zu Grunde liegt. Ob die Heidelberger, welche Herr Oehler nicht kannte, ein bloßer Abdruck der Straßburger sey oder hie und da Verbesserungen erhalten habe, kann Ref., da er sie nirgends auftreiben konnte, nicht bestimmen. In Ermangelung handschriftlicher Hülfsmittel ging nun des neuesten Herausgebers angelegentlichste Sorge dahin, den Text nach der Ed. pr. zu verbessern und zu begründen; denn durch die Vergleichung derselben mit den übrigen, welche insgesammt auf Wouwers Textrecension sich stützen, gewann er die Ueberzeugung, daß sehr viele Stellen, welche entweder in der ersten Ausgabe verdorben sind oder von Wouwer interpolirt wurden, vermittelst jener geheilt und die meisten im gewöhnlichen Texte vorkommenden Lücken mit leichter Mühe ausgefüllt werden können. Der verewigte Bischof Münter, welcher den Firmicus zu Kopenhagen 1826 zuletzt herausgab, hatte zwar auch die Ed. pr. zu Handen; doch benützte er sie nicht so, daß man, wenn man den kritischen Theil seiner Bearbeitung näher ins Auge faßt, annehmen könnte, es sey für die Textverbeßerung des Schriftstellers etwas Erhebliches geschehen.

Das Verdienſt, uns durch ſorgfältige Benützung der Ausgabe des Flacius zuerſt einen gründlich verbeſſerten Text gegeben zu haben, kann Hrn. Oehler nicht ſtreitig gemacht werden. An mehr als dreyßig Stellen ſuchte er, der Vermuthung folgend, nachzuhelfen. Ganz richtig, wie uns dünkt, verbeſſerte er S. 58. Z. 3. v. u. spe fluxa (ſt. fluxae) felicitatis. S. 61. Z. 3. nihil (f. nisi) quod iterum aut quaeras aut lugeas. S. 64. Z. 2. et (ſt. ut) — praedicunt. Scharfſinnig conjicirte er S. 64. Z. 4 — 5.: Negant se viros esse et non sunt mulieres: mulieres se volunt credi, wo die Ed. pr. et non sunt, mulieres se etc. hat, die übrigen Ausgaben hingegen et sunt; mulieres se bieten. Ferner S. 65. — — — *ἀνικήτοιο Μύσται βουκλοπίην συναείδετε πατρὸς ἀγαυοῦ* ſt. *Μικτάβω μυστάκυ ὁ κλοπίης σύνδετε πατρὸς ἀγαύου.* S. 80. Z. 1. v. u.: Illic (in scenis) amores deorum vilis turba decantet, illic casus mortesque saltent saltatores, illis deorum in templis ab impiis et facinorosis magistris melius mens perdita et muliebris docetur facinus ſt. mortesque saltatores. Illic. Dahin rechnen wir auch folgende Stelle S. 88. Z. 6. ff. v. u.: Frugum substantiam volunt Proserpinam dicere, quia fruges hominibus, cum seri coeperint, prosunt, wo er proserpunt f. prosunt zu leſen vorſchlägt. Durch leichte Aenderung gab er S. 64. Z. 9. pollucta ſt. polluta und ſogleich darauf: Erubescite (,) o miseri (,) insanitatem ſt. summitatem. S. 66. Z. 6. ritu sacrificari Magorum, ritu Persico, wo die erſte Ausgabe rite sacr. mag. ritu P. hat. Sodann: Scio, hoc Romano nomine dignum putatis, ut Persarum sacris, ut Persarum legibus obsequatur f. ac Persar. sacr. At — sequatur, und S. 90. Z. 4 — 6. pestiferum veneni virus hausisti et nefario furoris instinctu lethale poculum lambis; cibum etc. vermuthet er lambisti, da ti von der erſten Sylbe des darauf folgenden Wortes leicht abſorbirt werden konnte.

Gelegentlich will Ref. den Hrn. Herausgeber auf einige ſehr ſinnreiche Verbeſſerungen des gelehrten Joh. Fried. Gronov und des engliſchen Kritikers Wakefield aufmerkſam machen und hie und da ſeine eigenen Bemerkungen beyfügen.

C. 2. S. 59. Z. 1 — 4.: Fuerant sane hi (nämlich Osiris et Typhon) apud Aegyptum reges pariter ac tyranni, sed Osiris iustus, praeter illud quod cum sorore commisit, Typhon furiosus, impotens ac superbus; ideo ille colitur, iste vitatur. Haec est Isiaci sacri summa. Im Gegenſatz zu colitur klingt hier vitatur zu matt; daher ſchlug Gronov Observatt. in Scriptoribus ecclesiast. monobibl. C. IX. p. 599. ed. Frotsch. eiuratur, d. i. non colitur, non agnoscitur inter patrios deos et pro salutari numine, sed pro malo genio habetur, zu leſen vor und ſuchte dieſe Verbeſſerung durch mehrere Stellen des Plutarchos über Iſis und Oſiris [T. II. p. 362. E. ed. Frcf.; c. 30. p. 335. ed. Wyttenb. Oxon. — P. 363. DE.; c. 32. p. 338. — P. 376. CD.; c. 63. p. 371.] zu begründen. Was die Verwechſelung der beyden verba betrifft, ſo verweiſt er treffend auf Ovid. ex Ponto I. 5, 37., wo früher: Saucius evitat pugnam gladiator geleſen wurde, ehe man eiurat verbeſſerte. S. die Ausleger zu dieſer Stelle in Burmanns Ausgabe.

— S. 60. Z. 7.: Hanc volunt esse mortem Osiridis, cum fruges recidunt. Die erſte Ausgabe bietet reddunt, was auch die folgenden beybehielten. Wouwer conjecturirte redduntur; der neueſte Herausgeber früher metunt oder redeunt, dann recidunt. Der Sache angemeſſener Gronov a. a. O. S. 600. condunt. Etenim mortem Osiridis, ſagt er, interpretantur frugum sationem, ſich auf die oben erwähnte Schrift des Plutarchos [p. 377. B.; c. 64. p. 373. und p. 378. F.; c. 70. p. 378.] berufend. Ferner auf Firmicus C. 3. S. 62. Z. 1—3.: mortem ipsius dicunt, quod semina collecta conduntur, vitam rursus, quod iacta semina annuis vicibus reconduntur. C. 6. S. 69. Z. 3 — 1. v. u.: ne fugiens et ab aliis receptus ludibriosa scelerum suorum etiam in alia regione conderet semina, und auf Valerius Cato in Diris [v. 15.]: Effoetas Cereris sulci condatis avenas.

Im Folgenden verbesserte schon der nämliche Gelehrte ebendas. genitalis terrae fomento.

C. 6. S. 68. Z. 17. particulatim membra conscissa satellitum sibi dividit turba. Trefflich Wakefield Silv. crit. P. IV. p. 249. articulatim auf Firmicus C. 2. S. 58. Z. 7 — 6. v. u. verweisend, wo er ähnlich artuatimque laceravit gebraucht.

— S. 70. Z. 21 — 23.: Nam sicut in libris Annalibus invenimus, Bacchanaliorum scelera Aebutio quodam adolescente deferente detecta sunt. Der Verfasser hatte hier offenbar den Livius XXXIX. 11. vor Augen; daher ist es höchst wahrscheinlich, daß er Livii st. libris, wie Gronov a. a. O. vermuthet, geschrieben habe. Ueber den Ausdruck Annales sehe man des genannten Kritikers gelehrte Anmerkung daselbst.

C. 7. S. 71. Z. 6. v. u.: Nec Plutonem mulieres fefellit adventus, sed ut retorsit ad civitatem oculos et infinitos cuneos respexit venire cum matre, funestum cepit ex desperatione consilium, quadrigam, quae vehiculum trahebat, per medium lacum dirigit; is erat profundis voraginibus immersus. Illic cum amata submersus virgine miserandae matri de morte filiae funestum spectaculum praebuit. Unstreitig ist für immersus, welches hier durchaus keinen passenden Sinn gibt, mit Gronov a. a. O. S. 601. immensus zu lesen. Dazu berechtigt schon das bald darauffolgende submersus.

C. 7. S. 72. Z. 7. v. u.: Locus ex patria et ex adventu mulieris nomen accepit; nam Eleusin dictus est, quod illuc Ceres relicta Henna venerat. Eleusin, welches Hr. Oehler st. des von Wouwer aufgenommenen Eleusis aus der Ed. pr. zurückführte, schrieb vermuthungsweise schon Gronov a. a. O. und fand es nachher durch die Commelinische Ausgabe bestätigt. Zu der zunächst folgenden intricaten Stelle: Sicque tum ipsa, dispensatio quod attulerat frumenta, tum quod colligendarum frugum tradiderat disciplinam, post mortem ob beneficium, quod ex frugum copia nascebatur et sepulta in eo loco est pariter et consecrata etc., bemerkt Hr. Oehler: Emendandum arbitror: ipsa dispensatione vel potius: ob ipsam dispensationem; et in seqq. fortasse corrigendum frumenti. Gronov hingegen schlägt a. a. O. dispensatrix, ferner dispensata in Bezug auf frumenta, und zuletzt dispensato — frumento in der Bedeutung: ob dispensatum, quod advexerat, frumentum, zu lesen vor. Unter diesen fünf Verbesserungsversuchen gibt Ref. den zweyten Gronovischen den Vorzug.

C. 12. S. 80. Z. 7. ff.: Saturnus regno timens devorat filios. Hic ex Creta fugiens in Italia a Spartanis absconditur. Wenn unser Herausgeber hiezu bemerkt, daß Einige Jano patre st. Spartanis coniicirten, so ließ er sich offenbar durch Lobeck's Note im Aglaoph. Bd. II. S. 1147. irre führen. Gronov rieth nämlich a. a. O. S. 602. patre Jano zu lesen, mit Zustimmung Pet. Burmanns in der Antholog. vett. Latin. Epigrammatt. et Poematt. T. I. p. 14., nicht Jano patre.

C. 13. S. 81. Z. 10. f.: Joseph est, Jacobi filius, qui etc. Ref. würde die Worte: Jacobi filius unbedenklich, da der Vf. im Vorhergehenden ausdrücklich sagt: Jacobi religiosi patriarchae semine procreatus iuvenis Joseph, als Glossem eingeklammert haben. — S. 82. Z. 13. f. wird Porphyrius defensor Stoicorum, hostis Dei veritatis genannt. Allein Stoicorum dürfte schwerlich ächt seyn; denn wie sollte Porphyrius zu dem Prädicate defensor Stoicorum kommen? Gronov a. a. O. S. 602. stimmt deßhalb, wie es scheint, nicht mit Unrecht für def. idolorum.

C. 18. S. 91. Z. 5. v. u.: Illum quem despicis pauperem, largus et dives est. So alle Ausgaben. Hr. Oehler aber fügt die Bemerkung bey: Emandaverit aliquis: Ille imo (so, während er sonst immo schreibt) quem. Mit nichten! Man sehe Gronov in der angef. Schrift C. XIV. S. 628., wo er bei Cyprianus de orat. Dominic. [S. 209. ed. Baluz. Z. 3. v. u.] in der Johanneischen Stelle 6, 51.: Panem (f. panis)

autem quem ego dedero caro mea est pro saeculi vita, nach einer von ihm eingesehenen Handschrift verbessert, mit Hinweisung auf das Virgilische (Aen. I. 573.): Urbem quam statuo vestra est, und auf die vorliegende Stelle des Firmicus Maternus. Gronovs Verbesserung bestätigen auch drei Münchner Handschriften. Mit Recht rügt der nämliche Gelehrte ebendaselbst, daß Manutius und Morell im dritten Briefe des Cyprianus [S. 8. f. ed Baluz.], wo es heißt: Hoc igitur ut scire possimus, et scripturam et subscriptionem an vestra sit recognoscite, gegen das Ansehen aller Handschriften (auch der Münchner Nr. 208.) und der frühern Ausgaben et scriptura et subscriptio aufnahmen. Gelegentlich müssen wir eine andere Stelle in der Cyprianischen Schrift de orat. Dominic. S. 215. berichtigen, wo man jetzt: Lapis quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput anguli, liest. Ganz entsprechend dem Griechischen Texte (Psalm. 117. V. 22.): *Λίθον ὃν ἀπεδοκίμασαν οἱ οἰκοδομοῦντες οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας*, bietet der obengenannte Münchner Cod. Nr. 208.: Lapidem quem reprob. etc. Ebenso liest in d. Testim. adversus Judaeos L. II. c. 16. p. 291. die Tegernseer Handschrift Nr. 203. und die Bamberger IV. 5.

C. 19. S. 94. Z. 1.: in Apocalypsi, id est in revelatione. Hier hätte der glossematische Zusatz: id est in revel., wenn nicht getilgt, doch eingeklammert werden sollen.

C. 20. S. 96. f.: cui aut restitit, vel cui par sit iste lapis? Statt aut muß hier offenbar autem stehen.

C. 25. S. 107. Z. 11 — 12.: Hic contemptis mandatis Dei humanum genus mortalitatis laqueis afflixit. Wakefield Silv. crit. L. V. p. 141. schlug affixit vor, die bescheidene Bemerkung beysetzend: Sed nollem confidenter nimis pronunciare.

C. 27. S. 110. Z. 19.: Lignum dulcem saporem amarae myrrhae fontibus reddidit. Der englische Kritiker vermuthet (ebendas. S. 155.) amaris Marae font. reddit, indem er bemerkt: Dubitationem non patitur haec emendatio. Amaris verdient allen Beyfall. Daß aber Merrhae, nicht Marae geschrieben werden müsse, erhellt aus Exod. XV. 23. So liest man auch bei Cyprian. de zelo et livore p. 261.: Si de sacramento crucis et cibum sumis et potum, lignum quod apud merrham (vielmehr Merrham) profecit in imagine ad saporis dulcedinem tibi in veritate proficiat ad mulcendi pectoris lenitatem etc. Ob jedoch Wakefield reddit absichtlich gab, oder aus Versehen, ist zweifelhaft. Doch ist das Präsens hier nicht unpassend, weil es Firmicus auch in den folgenden Sätzen statt des Perfects gebraucht und im Vorhergehenden liberavit — imponit — protexit schrieb.

Dieß über Firmicus.

Zu dem Gedichte des Paulinus, Bischofs von Nola, welches Muratori in seinem Anecdott. T. I. p. 86. sqq. zuerst aus einem Ambrosianischen Codex dem gelehrten Publicum mitgetheilt hatte, standen Hrn. Oehler keine andern Hülfsmittel, als die erwähnte Ausgabe des Muratori, von welcher sich die in den zu Verona 1726. in Fol. erschienenen Werken des Paulinus nicht unterscheidet, zu Gebote. Außerdem benutzte er hie und da Voncks Curae critt. in dessen Specim. crit. in varr. auctores. Traj. ad Rhen. 1744. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847. Theil 2 — 4.

Ueber die Herausgabe dieses interessanten Buchs, dessen erster Theil sich in den Novemberblättern unsrer Zeitschrift angezeigt findet, entnehmen wir der mit dem vierten Theil verbundenen Vorrede der Verleger einige erläuternde Bemerkungen. Nach dem Tode des Dichters ließ sich Körner seine Briefe von der Schillerschen Familie zurückgeben und bewahrte den Briefwechsel als ein theures Denkmal seines einundzwanzigjährigen Verkehrs mit dem Freunde. Er mochte sich nicht entschließen können, „das zu veröffentlichen, was ihm als der beste Theil seines geistigen Lebens an das Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeschiedenen.“ Dagegen erkannte sein Adoptivsohn und Erbe, Herr Ulrich in Steinbeck bey Freienwalde, was er als Besitzer eines solchen Schatzes der Nation schuldig sey, und gestattete den Abdruck der Briefe. Bey weitem der größte Theil derselben konnte gedruckt werden. Nur völlig Bedeutungsloses, Grüße, Aufträge, Besorgungen, wurden entfernt. Doch wurde die Auswahl auch nicht auf das eigentlich Bedeutende beschränkt, da hiedurch der Charakter des Ursprünglichen und Gelegenheitlichen, was einem wirklichen Briefwechsel eigenthümlich angehört, verwischt worden wäre. Unbedeutende, sonst wenig gekannte Persönlichkeiten, die mit dem Dichter in flüchtige Berührung und dadurch in Gefahr gekommen sind, in einer für sie eben nicht günstigen Weise unsterblich zu werden, sind durch Weglassung der sie betreffenden Aeußerungen in Ruhe gelassen; Urtheile über öffentliche Charaktere dagegen sind fast ohne Ausnahme mit abgedruckt worden. Weniger Rücksicht als dem Dichter glaubten die Verleger Körner schuldig zu seyn. Persönliche Beziehungen desselben zu seinen Freunden und Verwandten, namentlich auch unfruchtbare speculative Erörterungen von seiner Hand konnten dem Leser ohne Schaden vorenthalten werden.

Gewiß kann man den Herausgebern in diesen Grundsätzen über die Sichtung des Stoffes nur Recht geben. Haben sie manches Unbedeutende mit abgedruckt, was füglich ungedruckt geblieben wäre, so läßt sich gerade hieraus erkennen, welch sorgsamen Händen die Herausgabe des Schatzes anvertraut gewesen ist.

Daß wir nun in der That in diesem Briefwechsel eine äußerst erwünschte Zugabe zu den Werken Schillers begrüßen dürfen, wird aus folgenden Andeutungen über seinen mit dem vierten Bande nun vollständig vorliegenden Inhalt deutlich werden.

Es ist ein bedeutendes Wort: „den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke.“ Die Welt hat es freylich oft gesehen, daß Meister in Wort und Schrift als Menschen dem Ruhm ihrer Erzeugnisse, um das Mindeste zu sagen, nicht gleich gekommen sind. Schiller, dem wir dieses Wort verdanken, war ohne Unterlaß bemüht, das Ziel, das darin angedeutet ist, zu erreichen. Das Verhältniß, in welchem bey ihm Leben und Werke zu einander stehen, läßt sich dahin bestimmen, daß sie in einem Grade, wie selten

bey Menschen, harmoniren: seine Werke sind in seiner letzten vollendeten Epoche nicht ein Ausfluß seines Lebens bloß, wie bey jedem Trefflichen, sondern der vollständige Erguß desselben: er lebte in seinen Arbeiten. Nicht eine Vorbereitung ist es, was Göthe von dem „hohen Manne“ sagt, sondern die volle Wahrheit, daß er an das „Bild des Lebens,“ zu dessen Hervorbringung er berufen war, das Leben selbst gewendet. Von diesem ununterbrochenen begeisterten Streben nach dem Höchsten, welches Schiller beseelte, von seiner Sinnesweise, die im häuslichen und gesellschaftlichen Verkehr keine andre war, als im litterarischen Wirken, giebt der Briefwechsel die sprechendsten Zeugnisse.

Zunächst ist er das schriftliche Denkmal einer Freundschaft, die ganz auf der Gemeinsamkeit dieses Strebens beruhte. Was Schiller schon dem Beginn derselben verdankt, wie das freundliche Entgegenkommen der Körnerschen Familie in einer Zeit innerer und äußerer Bedrängniß, die ihn fast zur Verzweiflung an seinem Dichterberufe brachte, ihm zur Beruhigung und Wiederaufrichtung gedient hat, zeigt schon der erste Band des Briefwechsels; die drey folgenden erweisen die Bedeutung dieser Freundschaft für Schillers weiteres Leben. Es wäre vom Uebel, wenn es nicht viele Freundschaften gäbe, die ihr an Innigkeit und Dauer gleichen; ob aber auch an Treue der lebendigen Aeußerung, das ist eine Frage; und namentlich mögen Beyspiele einer ähnlichen Lebendigkeit des freundschaftlichen Verkehres bey großen Schriftstellern selten seyn. Keine Aussicht, die sich ihm eröffnet, keinen Plan, den er faßt, kein einigermaßen bedeutendes Verhältniß, das er eingeht, verbirgt Schiller seinem Freunde. Die Manuscripte sämmtlicher größeren Werke, der kleineren nicht zu gedenken, schickt er ihm zu und bittet ihn um Kritiken. Diese werden denn auch vielfach ertheilt.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Arnobii oratoris adversus Nationes Libri septem.

2) M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni V. C. de errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. S. Meropii Pontii Paulini episcopi Nolani Poema adversus Paganos. Commodiani Instructionum per litteras versuum primas Libri duo.

(Schluß.)

In dem Ambrosianischen Codex entbehrt das Gedicht der Aufschrift. Muratori nennt es poema ultimum; vermuthlich deßhalb, weil es in der Handschrift die letzte Stelle unter den Paulinischen Gedichten einnimmt. Für die Aechtheit bürgen, außer der Schreibart des Verfassers in seinen übrigen Werken, das Ansehen des aus dem IX. Jahrh. stammenden Ambrosianischen Cod. und das Zeugniß des heil. Augustinus, welcher im 31. Briefe §. 8. der Maur. Ausg. Bd. II. S. 58. A. an seinen geliebten Paulinus sich so ausdrückt: Adversus Paganos te scribere didici ex fratribus. Si quid de tuo pectore meremur, indifferenter mitte, ut legamus. Nam pectus tuum tale Domini oraculum est, ut ex eo nobis tam placita et adversus loquacissimas quaestiones explicatissima dari responsa praesumamus. Man vergleiche auch den 42. Brief des Augustinus. Den Beysatz: adversus Pagnos fügte der neueste Herausgeber aus der zuerst angeführten Stelle des Augustinus bey.

Da er den Commodianus, nach des Ref. Dafürhalten mit Recht, für einen Zeitgenossen des heil. Cyprianus, welcher am 14. Sept. 258. den Märtyrertod starb, erklärt, so würde er gut gethan haben, wenn er ihm vor Paulinus seinen Platz angewiesen hätte.

Obgleich die Vorschriften jenes Dichters von Seite der Sprache, welche ein ganz eisernes Gepräge hat und von Barbarismen wimmelt, und von

Seite des Spielenden, welches seine den Herametern ähnlichen acrostichischen Verse verrathen, sich keineswegs empfehlen, so enthalten sie doch in Bezug auf Mythologie und Cultus des heidnischen Alterthums, so wie auf Kenntniß des Afrischen Idioms; ja selbst in Bezug auf streng christliche Moral manches nicht Uninteressante.

Die erste Edition desselben hatte Rigault nach der Abschrift von einem alten Codex, welche ihm von Jak. Sirmond mitgetheilt wurde, zu Toul 1650. 4. besorgt. Woher aber jener Codex gewesen, wußte er vielleicht selbst nicht; wenigstens machte er davon keine Meldung. Erst Baluze berichtet in den Anmerkungen zum Cyprianus S. 567, 568 und 571. und zu dem Buche des Lactantius de mortibus persecutorum c. 11. u. 16, daß er der Bibliothek von St. Albin zu Anjou gehört habe, wo er ihn oft eingesehen. Wiederholt wurde Rigaults Ausgabe am Ende des Cyprianus von Priorius Paris 1666. Fol., in der Biblioth. Patrum. Lugd. T. XXVII. p. 12. seqq. und in einem besondern Abdruck von H. L. Schurzfleisch zu Witemb. 1705. 4. Letzterer that für die Textkritik gar nichts; in den 1709. erschienenen Supplementen aber lieferte er Rigaults Nachträge, welche in einem ehemals in der Bibliothek des Ezech. Spanheim, jetzt in der königlichen zu Berlin aufbewahrten Exemplare der ersten Ausgabe handschriftlich sich befinden, zugleich mit einigen Verbesserungen des k. Bibliothekars Lacroze's und mit seinen eigenen. Bald darauf kamen die Instructiones unseres Dichters vereint mit Minucius Felix, durch Davies besorgt, zu Cambridge 1712. 8. heraus. Allen diesen Ausgaben aber liegt Rigaults Text zu Grunde, ohne daß irgend eine Handschrift zur Verbesserung dieses so sehr verdorbenen Schriftstellers benutzt worden. Davies berichtigte zwar einige Fehler; den weit größeren Theil derselben aber ließ er unberührt.

Wo sich jetzt Sirmonds Apographum, dessen sich Rigault bedient hatte, befinde, konnte unser Herausgeber nicht erfahren. In Paris ist, nach Dübners Angabe, allerdings ein sehr nett geschriebenes, ein zweytes in Leyden*); doch läßt sich nicht entscheiden, welches von beyden dasjenige seyn möchte, welches Rigault benutzte. Wegen der St. Albiner Handschrift zu Anjou wandte sich Hr. Oehler an den Generalinspector der französischen Provincialbibliotheken Matter mit der Bitte, nachzuforschen, ob sie noch vorhanden sey und in diesem Falle ihm eine genaue Vergleichung derselben besorgen zu lassen. Matter unterzog sich diesem Gesuche mit aller Bereitwilligkeit und setzte ihn bald davon in Kenntniß, daß sich in der Bibliothek zu Anjou keine Handschrift des Commodianus vorfinde. Sonach ging sie entweder zu Verlust oder sie wurde einer andern Bibliothek einverleibt. Eine zweyte, welche einst Eigenthum der Jesuiten zu Clermont war **) und zugleich mit der ganzen kostbaren Handschriftensammlung des dasigen Collegiums in den Besitz des gelehrten Johann Freiherrn v. Meermann kam***) befindet sich gegenwärtig in der an Handschriften ungemein reichen Bibliothek des Baron Phillips in Middlehill. Sie ist auf Pergament geschrieben, in Großoctav, aus 107 Blättern bestehend und wird in das XI. Jahrhundert gerechnet. Sie enthält

*) Dieß ist vermuthlich der Cod. Isaaci Vossii chartac. 8. Man sehe den Catalog. Bibliothecae publ. Universitatis Lugduno — Bat. p. 388. Nr. 49., Catalog. librorum MSS. Angliae et Hiberniae T. II. P. I. p. 67. Nr. 2554. 229. u. Montfauc. Biblioth. bibliothecarum. T. I. p. 680. A. Nr. 2554.

**) S. Catalog. Manuscriptorum Codicum Collegii Claromontani. Paris 1764. 8. Nr. CDLXXXII. p. 160. sq.

***) S. Geels Index Codicum z. Dionis Chrysostomi 'Ολυμπικὸς P. XX. — „Divitiis valuit," sagt H. C. Cras in seinem Elog. Ioh. Meermanni p. 115. sq., „quas non ad vanitatem, vitae pompam magnificentiamque retulit, sed partim ad itinera in exteras regiones suscipienda, partim ad doctrinarum fructum, amplitudinem et decus impendit, partim ad bibliothecam libris rarioribus atque ignoratis manuque scriptis etiam codicibus, peregre emtis, locupletandam.

Sedulii Collectanea in Evangelium Matthaei und Commodiani Instructiones per litteras versuum primas, seu versibus qui dicuntur acrostichides, cum quibusdam aenigmatibus etc. Vornherein und am Ende ist sie mank. *)

Hr. Oehler hätte gar sehr eine Vergleichung dieser Handschrift gewünscht; er kannte aber Niemand, dem der Zutritt zu dem Bücherschatze des Besitzers derselben offen stand. Demnach war er ganz auf die bekannten Hülfsmittel zu diesem Dichter beschränkt; doch schätzte er sich glücklich, daß er sie so beschaffen fand, daß er den Schriftsteller von dem alten Wuste reinigen und in besserer Gestalt geben konnte.

Rigault theilte den Text des Commodianus nicht in Bücher ab. Da aber der neueste Herausgeber aus Baluze's Anmerkungen zum Lactantius ersah, daß der Cod. von St. Albin zwey Bücher hatte, so richtete er sich nach diesem. Hätte er Baluze's Anmerkungen zum Cyprianus näher untersucht, so würde er noch das Eine oder Andere, was ihm für die Kritik des Textes seines Auctors gewiß nicht unwillkommen gewesen wäre, dort gefunden haben.

I. 10, 6. gab Rigault Maius, Hr. Oehler Magnus. Baluze hingegen bemerkt zu Cypr. S. 449. aus der Handschrift moechus und Cap. 11. v. 2. statt des Rigaultischen Maia (Hr. Oehler schrieb Magna) moechia (vermuthlich moecha, da sogleich darauf folgt: Sic etiam reponendum in instructione 12. (v. 6)., ubi Rigaltius posuit Maria pro moecha). I. 30, 15. liest Baluze S. 586.: Estote communes minimis (st. comes m.) und II. 21, 11.: In tuis divitiis communem (f. comem) te redde pusillis. Vgl. Cornel. Nep. im Leben d. Attic. 3, 1. u. Cyprian. über d. gut. Werke und Almos. S. 246. — II. 21, 1., wo Rigault, welchem unser Herausgeber folgte, belligerare quaeris aufnahm, hat die Handschrift belligerare cupis, wie Baluze S. 374. erinnert. — II. 34, 14. schrieb Hr. Oehler mit Rigault: Sursum corda, während Baluze zu Cypr. S. 559. und Bünemann z. Lactant. de mortibus persecut. c. 19., die erwähnten Worte aus Commodianus anführend, susum corda lesen. In der Stelle des Lactantius gaben Cellarius und Bünemann sursum, weil susum dem Style des Lactantius, wie Cellarius bemerkt, nicht zu entsprechen scheint. Bey Commodianus aber sieht man keinen Grund, von der Schreibung susum, wie Hr. Oehler gethan, abzugehen. Wenigstens hätte er in den Anmerkungen derselben erwähnen sollen. Susum hat auch bey Cyprianus de orat. Dominic. S. 213. der Münchner Cod. 208. (von der ersten Hand), und ebenso lesen in den Testim. adversus Judaeos II. 28., die zwey ältesten Codd., der Beneventer und der Veroneser, und der oben genannte Münchner. Uebrigens s. über diese Lesart Bünemanns gelehrte Anmerkung z. Lactant. a. a. O.

An Commodianus schließt sich noch ein Index rerum von fünf Blättern. Als Druckversehen bemerken wir in der Dedicationsepistel S. V. Z. 6. v. u. improbatos, wofür improbatas zu lesen ist. In den Anmerkungen z. Minuc. Fel. verbessere man S. 23. Not. 3. Wowerii st. Wowesii und im Texte des Firmic. S. 59. Z. 7. casum für easum.

K.

*) In der Bibliotheca Meermanniana T. IV. wird der systematischen Eintheilung halber Sedulius unter Nr. 544. p. 93., Commodianus hingegen unter Nr. 708. p. 122. aufgeführt. — Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß auch unter den Handschriften, welche Laurent. Pignorius in Padua besaß, von Montfaucon in dem eben genannten Werke Bd. I. S. 487. A. ein Cod. des Commodianus namhaft gemacht wird, jedoch ohne irgend eine nähere Angabe.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Schillers Briefwechsel mit Körner.

(Fortsetzung.)

Sie sind für ihn eine Quelle wahrer Freude und nicht selten Veranlassung zu Abänderungen. Monate lang, ehe die Werke im Druck erschienen sind, werden sie hier auf eine offene, männliche und liebenswürdige Weise besprochen. Körner hat den dichterischen Beruf Schillers aus seinen ersten Erzeugnissen glücklich ins Auge gefaßt, und arbeitet nach Herz und Geist gewissermaßen an seiner Ausübung mit. Wo er den Dichter auf Wegen sieht, die ihn abzuleiten scheinen, läßt er's an Hindeutungen auf die richtige Spur nicht fehlen. Führen diese Wege zu etwas in seiner Art Vortrefflichem, das Andre in Erstaunen setzt, so giebt wohl auch Körner seine Freude daran zu erkennen, aber, man sieht, keine ganz vollkommene. Erst dann ist er recht glücklich, wenn er ihn bey einer Arbeit sieht, die für ihn paßt, die für ihn da ist, auf dem Wege nach dem Ziele, das er ihm gleich in seinem zweyten Briefe mit den Worten vorgehalten hat: was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes darbietet und Shakspeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel, und ist gleichsam bestellte Arbeit. Unter Schillers Zeitgenossen haben vor Allen zwey auf ihn eingewirkt: durch die Hoheit seiner sittlichen Forderungen Kant, durch die Kraft seines poetischen Genius Göthe, dann vermöge seiner geistvollen, von sehr bestimmten ästhetischen Grundsätzen getragenen Empfänglichkeit für Schillers Werke ist ihnen Körner in dieser Hinsicht an die Seite zu stellen. Welchen Einfluß Schiller auf seinen Freund gehabt hat, wovon die Briefe gleichfalls zeugen, mag dem größern Publikum wenig Interesse bieten. Mehr die Fortsetzung dieses Einflußes, die sich in der dichterischen Bildung Theodor Körners zu Tage giebt. Theodor war bey Schillers Tode noch nicht volle vierzehn Jahre alt, und eine persönliche Einwirkung des Dichters auf ihn kann nicht mit Gewißheit behauptet werden, wiewohl im Briefwechsel vorkommt, daß der Knabe an Schiller geschrieben habe. Aber es ist kein Zweifel, daß die innige Verbindung des Vaters mit Schiller und das dadurch erweckte oder beförderte künstlerische Leben, welches in der Körnerschen Familie herrschte, auf das poetische Talent des Sohnes entzündend gewirkt hat; und in dieser Rücksicht ist es eine interessante Notiz, die der Briefwechsel giebt, daß die Leyer, auf welcher Theodor Körner spielen gelernt und die ihn bis zu seinem Tode begleitet hat, durch Schillers Vermittlung in Jena besorgt worden ist.

Das Gefühl der Bedeutung des gegenseitigen Einflußes auf einander war es, was die beyden Männer bey dem treuen Austausch ihrer Gedanken erhielt. Es ist tröstlich zu sehen, bis zu welcher Höhe ihr edler Verkehr stieg. Ich will mich gern von dir trennen lassen, wie ich bin, sagt Schiller (II, 53); und im Hinblick auf ihre räumliche Entfernung von einander: vielleicht finden wir uns in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verlust zu ersetzen, und unsre frühe Harmonie war nur die Anpflanzung des Baumes, unter dessen Schatten wir einmal ruhen sollen. Du wirst mit keinem

Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich eben so wenig. Also haben werden wir einander immer (166). Ich wollte, daß du dir ein Geschäft daraus machtest, mich (in Bezug auf den Dichterberuf) zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sey so streng gegen mich, wie gegen deinen Feind, wie gegen dich selbst, wenn du die Feder in die Hand nimmst. Ich will dir buchstäblich folgen (III, 193). Wenn man nun darauf Antworten liest, die mit Hochachtung und Liebe gegen den Freund die vollste Offenheit in Bezug auf vorhandene Mängel verbinden, so gewinnt man unwillkürlich eine hohe Achtung vor beyden.

Auch als Gatten lernt man Schiller aus dem Briefwechsel auf eine schöne Weise kennen. Ich fühle mich glücklich, schreibt er nach seiner Hochzeit, und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Er fühlt einen glücklichen Einfluß seines Ehestandes auf sein Gemüth. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt, ruft er aus. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt (II, 172). Als er sich Vaterhoffnungen hingeben darf, kann ers dem Freunde nicht genug sagen, wie wohl es ihm jetzt ums Herz ist. Es ist mir, schreibt er, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal (III, 126). Bey einer Krankheit seiner Gattin widmet er ihr alle seine Zeit und durchwacht Nächte an ihrem Bett, so daß ihn Körner ernstlich zur Schonung seiner schwankenden Gesundheit ermahnen muß (IV, 155). Besonders schön ist, daß er sich durch seine Ehe nicht nur in der Heiterkeit seiner Stimmung, sondern auch in der Fähigkeit, viel zu arbeiten, gefördert fühlt. Als er an der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges schreibt und, vom Buchhändler gedrängt, vor dem Arbeiten kaum zu Athem kommen kann, schreibt er: Ich wundere mich selbst über den Muth, den ich bey diesen drückenden Arbeiten beybehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch gehts so leidlich, wie noch nie (II, 191).

Diese Bemerkung über die Größe seiner täglichen Arbeitszeit mag billig in Erstaunen setzen; und Alles Uebrige, was in den Briefen von der Art seines Studiums vorkommt, stimmt damit überein. Selten mag es einen fleißigern Schriftsteller gegeben haben, als Schiller war. Er ist ganz „Beschäftigung, die nie ermattet," und zwar von Anfang an, und je älter er wird, desto mehr; die Briefe sind in dieser Hinsicht voller Anregung für jedermann. Die Hoheit der Ziele, die er sich steckt, und die er aufs bestimmteste ins Auge faßt, ists, was ihn fortwährend anregt. Kaum hat er ein großes Werk vollendet, so denkt er schon wieder an ein neues. Mir ist, schreibt er nach Vollendung der Jungfrau von Orleans, nun wieder ganz unbehaglich; ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht (IV, 211). Die Hauptsache ist, sagte er ein ander Mal, der Fleiß; denn dieser giebt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er giebt ihm auch seinen alleinigen Werth (300).

Je feuriger nun dieser Lauf, desto tragischer die häufige von den Briefen bezeugte Unterbrechung desselben durch Krankheit. Nie sehr fest, wurde Schiller im Januar 1791 von einer Brustkrankheit ergriffen, die seine Gesundheit für sein ganzes Leben zerrüttete. Namentlich bis zum Jahr 1794 hin, während einer für seine geistige Entwickelung sehr bedeutenden Epoche, fühlt er sich sehr geschlagen. Im Januar 1793 schreibt er: ich muß den Winter eben so sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine saubere Alternative gesetzt und jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das Beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch so lange zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht. Doch fügt er tröstend hinzu: Meine Beschäftigungen halten mich

gottlob noch aufrecht (III, 5). Immer hat dieses letztere freylich nicht der Fall seyn können. Meine Existenz, klagt er später, wird durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich nicht recht fortfahren kann (93). Er verliert wohl von drey Tagen zwey, und eilt dann in den guten Intervallen, nur das Nothwendige an seinen Geschäften zu betreiben (105). Wohl wehrt er sich gegen das Niederdrückende seines Zustandes „mit seiner ganzen Abstractionsgabe und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft;“ aber immer, sagt er, kann ich doch nicht das Feld behalten (152). Ohne Zweifel hat er dabey den mächtigen Lockungen seines Geistes oft auf Kosten des Leibes zu viel nachgegeben, und indem er seine Genesung nicht abwartete, den Grund zu seinem frühen Tode gelegt. Trotz dem, daß er noch nicht hergestellt ist, finden wir ihn bey einem Aufenthalt in Erfurt, wo er Egerbrunnen trinket, des Tags vier, auch fünf Stunden Manuscript dictirend und so binnen 14 Tagen fünf gedruckte Bogen zu Stande bringend (II, 263); bald darauf wendete er, obwohl sein Athem noch nicht frey ist und noch immer Krämpfe im Unterleib ihn beruhigen, des Vormittags vier Stunden und eben so viel des Nachmittags auf seine Aeneis. Zwar geht ihm diese Arbeit, nachdem er einmal in Feuer gesetzt ist, aufs leichteste von Statten, und er schreibt: denn nicht, daß ich mich überarbeite, im Gegentheil wirket diese Arbeit sehr glücklich auf meine Gesundheit, und ihr danke ich manche frohe Stunde. Aber die Folgen dieser Art, seine schwachen Organe durch den Reiz geistiger Anstrengung zu erhöhter Thätigkeit zu steigern, sind, wenn sie sich auch nicht sogleich zeigten, im Ganzen nicht ausgeblieben.

Mit Theilnahme liest man, was sich über die Geschichte seines akademischen Lehramts im Briefwechsel findet. Wie hoch er das akademische Studium angesehen, ist in seiner berühmten Antrittsrede vom Mai 1789 ausgesprochen. Hier in den Briefen finden sich mitten in einer sehr anschaulichen Beschreibung seines ersten glänzenden Auftretens in Jena, die er dem Freunde giebt, doch zugleich Geständnisse der Unzufriedenheit mit der neuen Stellung. Ich kann, schreibt er, wenn ich aufrichtig seyn soll, dem Vorlesungen halten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereiteten Fähigkeit bey den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen (II, 102). Die Vorlesungen kosten ihm erstaunlich viel Arbeit, jeden Tag muß er eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben; also jeden Tag fast zwey gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht. Ueberdieß ist im zweyten Halbjahr ein Privatcollegium, auf dessen Erfolg er gerechnet hat, durch Unvorsichtigkeit in Bestimmung der Stunde nicht nach Wunsch gerathen; er muß Erfahrungen von kleinlichem Brodneid machen; und so ist ihm bald das Universitätsleben verleidet: aufs Aeußerste bereut er, nicht seine Unabhängigkeit behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freyheit zu verfolgen (141). Er hat sich schon ausgedacht, seine Stelle niederzulegen und in Rudolstadt zu leben. Bey mir, sagt er, ist dieses von einem entschiedenen Gewicht, daß ich vier bis fünf Jahre in einer glücklichen Lage meines Geistes und Herzens privatisiren und meinem Geiste diejenige Stärke und Reife geben kann, die mir allein bey einem zweyten öffentlichen Auftritt die nöthige Sicherheit verschaffen kann; und dann ist doch die schriftstellerische Ausbildung das Höchste, wonach ich zu streben habe. Wie kann ich aber als Schulmeister auf einer Universität dahin gelangen? (150) Später wird ihm das Collegienwesen leichter. Er hat das Ausarbeiten der Vorlesungen aufgegeben und spricht frey und aus dem Stegreife. Dadurch werden ihm jeden Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufschreiben ihn sonst gekostet hat, und die Facta prägen sich ihm besser ein, wenn er sich mehr auf sein Gedächtniß verlassen muß (168). Ja anderthalb Jahr nach seinem Auftreten hat er sich ganz in den Dienst gefunden; meine Vorlesungen, schreibt

er im Nov. 1790, machen mir jetzt mehr Vergnügen; ich erwerbe mir neue Begriffe, mache neue Combinationen, und lege immer etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude zur Seite; sieh, so wird einem der Dienst lieb. Da macht jene heftige Brustkrankheit im Januar 1791, die sich im Mai wiederholt, seinem Lehrerthum ein Ende. Erst wird er auf einige Zeit davon dispensirt; und später, nach einer Veränderung seiner Verhältnisse, ist nicht mehr davon die Rede. Dabey hegt er eine Vorliebe für die Universität Jena bis zu seinem Tode. Als ihr im Anfang dieses Jahrhunderts mehrere bedeutende Lehrer entzogen werden, tritt ihm der, freylich sogleich als unausführbar erkannte Gedanke nahe, von Weimar wieder nach Jena zu ziehen, um durch seine Mitwirkung der Universität wieder aufhelfen zu können.

Einen wirklich peinlichen Eindruck bey der Betrachtung von Schillers Leben macht die durch seine schönsten Jahre sich hinziehende ökonomische Bedrängniß. In so fern sie von wesentlichen Folgen für ihn gewesen ist, muß in der That auf sie hingewiesen werden; der Briefwechsel, der nicht nur dem ersten, sondern auch den drey letzten Theilen nach von Erwähnungen derselben voll ist, fordert es geradezu. Die Arbeiten während seines ersten Aufenthalts in Weimar haben den Erfolg nicht gehabt, ihn von den drückenden Verbindlichkeiten, in denen er sich vom Beginn seiner dichterischen Laufbahn an befindet, zu befreyen; so enthält denn gleich der erste Brief des zweyten Bandes merkwürdige Klagen in dieser Beziehung, die zugleich über seine Annahme der Jenaer Professur, gegen welche Körner Einwendungen erhoben hat, Aufschluß geben. Ueber mein Professorwerden, schreibt er, sollst du schon noch mit mir einig werden . . . es liegt mir Alles daran, binnen zwey Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Diese letzten verbittern mir das Leben, und bey dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freyheit, und nur der jetzige Schritt könnte mich dazu führen. Ganz natürlich, daß bey seinen litterarischen Unternehmungen der Geldpunkt eine Hauptrolle spielt. Auf die Herausgabe der Memoires würde er ohne diese Rücksicht schwerlich Zeit und Mühe verwendet haben. Die Sache, sagt er davon im Nov. 1788, ist bloß ein langsameres Lesen, das einem bezahlt wird; und Neujahr 1789: dieses Unternehmen sichert mir meine Existenz hinlänglich und ohne mir viel Zeit wegzunehmen. Mit drey Stunden des Tags habe ich Alles abgethan, wovon ich lebe. Zugleich ist diese Uebersetzung der Memoires nicht von meinem Plane entlegen und ich lebe eo ipso um so mehr in der Geschichte. Um einen gewissen Posten zu tilgen, fällt er auf das Mittel, alle seine kleinen prosaischen Aufsätze gesammelt herauszugeben (II, 76). Wie viel er für seine neuen Schriften von den Buchhändlern Honorar zu erwarten hat, ist ein Gedanke, der ihm kommt, noch ehe er sie schreibt; wie viel ihm seine Collegien eintragen (möchte Solches bey den gegenwärtigen öffentlichen Besprechungen über die Statthaftigkeit derselben berücksichtigt werden!), sieht er sich genöthigt, wiederholt in Rechnung zu nehmen (145, 153). Diese Art, sich ein selbständiges Daseyn zu erarbeiten, ist für gesunde Tage berechnet; eintretende Krankheiten müssen ihn sogleich aus dem Gleichgewicht bringen. Einige Monate nach dem erwähnten Anfall schreibt er: Es ist mir jetzt durchaus unmöglich, wie bisher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen . . . ich habe dieß dem Herzog geschrieben und förmlich um eine Besoldung angesucht, die hinreichend ist, mich im äußersten Nothfall außer Verlegenheit zu setzen. Kann er mir sie nicht bewilligen, so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Aristotelis Metaphysica recognovit et enarravit Hermanus Bonitz phil. D. Gymn. Stettin. Prof. pars prior. Bonnae Ad. Marcus MDCCCXLVIII. XX. 278.

Alexandri Aphrodisiensis commentarius in libros Metaphysicos Aristotelis recensuit Hermannus Bonitz Dr. phil. Gymn. Stettinensis Professor. Berolini. G. Reimer. MDCCCXLVII. XXVIII. 820.

Von den Verdiensten des Hrn. Bonitz um die aristotelische Metaphysik durch seine Observationes criticae hatten diese Blätter (1843. No. 242—3) Bericht erstattet; die bald darauf erschienenen Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur magna Moralia et Ethica Eudemia geben eine rühmliche Fortsetzung und liefern zugleich den deutlichsten Beweis, was für Aristoteles noch Alles zu leisten ist, ehe ein gründliches Verständniß seiner Schriften möglich wird. Da Brandis nur die ersten vier Bücher des Commentars von Alexander Aphrodisiensis, dem wichtigsten zur Metaphysik, vollständig gegeben hatte, von den andern aber nur theilweise Auszüge, so schrieb sich H. Bonitz, ohne noch mit dem Gedanken einer besondern Ausgabe umzugehen, die übrigen Bücher aus unserm Münchner Codex 81 *) zu eigenem Gebrauche ab; vielfach aber aufgefordert, eine genügende Bearbeitung dieses Werkes zu geben, unterzog er sich diesem Unternehmen, und vollendete, was die Ausgabe der Berliner Akademie in dieser Beziehung versäumt hatte. Es darf nicht geläugnet werden, daß die Auszüge der Scholien, wie sie der vierte Band liefert, dem, welcher sich näher mit den Schriften des griechischen Philosophen beschäftigt, keineswegs genügen, oft fehlt gerade das bedeutendste; von der Exegese des Simplicius zu den Categorien und der Physik durfte nichts umgangen werden, was dem einen werthlos erscheint, kann für den andern von Wichtigkeit seyn, auch sind diese Bücher gewöhnlich nur einmal im Drucke erschienen und deßwegen selten zugänglich; anderes, was zum erstenmale nur theilweise benutzt worden ist, hätte vollständig, so weit es uns erhalten ist, bekannt gemacht zu werden verdient, wie Dexippus zu den genannten Categorien; erst aus dem Ganzen lernt man, wie man damals (aber gewiß hat die peripatetische Schule schon von jeher auf ähnliche Art die Autorität ihres Meisters mißbraucht) in so einer Schrift Alles suchen und finden zu müssen glaubte, und wie man dem starren dogmatischen Glauben allen gesunden Sinn opferte. Um

*) Die Handschrift war einst im Besitze des gelehrten Griechen des XVI. Jahrhunderts, Michael Sophianos, bekannt durch seine schönen Emendationen zu Aeschylos, und ist von ihm verbessert und mit einem andern Codex verglichen; in einem griechisch geschriebenen Briefe an Victorius klagt er, wie viel er sich mit den Commentatoren des Aristoteles beschäftigt; und scherzt, daß er sich damit zum Ignoranten studirt habe.

so mehr aber hätten wir die sämmtliche Aufnahme der griechischen Commentatoren in die Berliner Ausgabe gewünscht, als nicht zu erwarten ist, daß eine gleich günstige Gelegenheit so bald wieder möglich wird; es muß jedoch rühmend anerkannt werden, daß gerade die k. preußische Akademie es ist, welche Hrn. Bonitz in der Herausgabe von Alexanders Commentaren zur Metaphysik unterstützte und dadurch das Versäumte wenigstens bey diesem Werke des Aristoteles nachzuholen strebte; auch konnte die Arbeit nicht eifrigern und fähigern Kräften übertragen werden.

Der Herausgeber benutzte außer dem genannten Münchner Codex die sehr gute Pariser Handschrift 1876, und mit großem Erfolge die lateinische Uebersetzung des Spaniers Sepulveda, der, wie er selbst in der Vorrede sagt, vier Handschriften gebrauchte, welche die bis jetzt bekannten an Vollständigkeit weit übertreffen, nicht bloß an einzelnen Stellen, an welchen H. B. die lateinischen Worte des Uebersetzers gegeben, um daraus zu erkennen, was er in seinem Originale vorgefunden habe, sondern p. 276 — 7 hat Sepulveda fast ein volles Blatt mehr als unsere griechischen Codices liefern. Auch die spätern, nur handschriftlich vorhandenen Erklärer, Asclepius, Syrianus, Philoponus wurden benutzt; sie stützen sich gewöhnlich auf Alexander und liefern auf diese Art zu dessen Berichtigung manchen beachtungswerthen Beytrag. Durch diese Hülfsmittel, verbunden mit einer gediegenen Kenntniß des Gegenstandes und der Sprache ist es Hrn. B. gelungen, eine Bearbeitung des Commentars Alexanders zu liefern, wie wir sie auch von den übrigen Commentatoren, zunächst aber und zumeist dem Simplicius zur Physik wünschen. Wer eine Erläuterung der aristotelischen Metaphysik sucht — und welcher Leser sucht diese nicht gerne bey dem bedeutendsten Erklärer des Alterthums — wird in Zukunft nur diese Ausgabe des Hrn. B. zu Rath ziehen. Die Frage, ob die zweyte größere Hälfte dem Alexander oder einem spätern Autor zugeschrieben werden müsse, beantwortet die Vorrede XIV — XXVII mit sorgfältiger Erwägung aller Gründe dafür und dagegen gegen Sepulvedas Ausspruch, wie wir überzeugt sind, mit vollem Rechte dahin, daß dieser letztere Theil in zu vielen und mitunter wesentlichen Dingen von der Art und Weise des Alexander abweiche, wir daher in diesem nicht den ursprünglichen, sondern durch eine bedeutende Redaction eines Spätern umgewandelten Autor erkennen müssen.

Wie vielfacher Verbesserung der Text der Metaphysik noch fähig, ja bedürftig sey, hat H. Bonitz in seinen Observationes überzeugend bewiesen, die Bearbeitung von Alexanders Commentare hat ihm dieses noch mehr dargethan, und so entstand der Gedanke einer besondern Ausgabe, welche, wenn auch auf die Grundlage gestützt, welche ihr Brandis und Bekker gegeben haben, dennoch Abweichungen von beyden genug bildet. Es ist der gesammte Apparat Bekkers übergetragen ohne neue handschriftliche Mittel, als der steten Berücksichtigung auf die alten Exegeten, namentlich Alexander. Das meiste hat eigenes eindringendes Studium in den Gedanken und die Ausdrucksweise des Aristoteles, wodurch H. Bonitz Allen überlegen ist, geleistet; der Handschrift A^b ist ein geringerer Werth, als ihn Referent anschlägt, beygelegt. Die Begründung dieses Textes, so wie die Erklärung, welche die Metaphysik mehr als eine andere Schrift unseres Philosophen bedarf, wird im zweyten Theile folgen, und wir würden unsere Anzeige gerne bis zum Erscheinen dieses erwünschten Commentares zurückgehalten haben, wenn nicht die eingetretenen Zeitumstände eine längere Verzögerung desselben befürchten ließen. Dort wird der Herausgeber auch die wenigen Angaben aus spätern Autoren zu sammeln nicht versäumen; denn nur selten finden wir eine Beziehung auf dieses Werk, wie bey Sext. Empir. p. 392, 28 Bkk. ὁ δὲ Ἀριστοτέλης καὶ Ἑρμοτίμωνά φησι τὸν Κλαζομένιον καὶ Παρμενίδην τὸν Ἐλεάτην καὶ πολὺ πρότερον τὸν Ἡσίοδον ταῦτα φρονεῖν Metaphys. I, 3 gemeint ist; die Schreibart des Zeizercodex ἑρμοτίμονα tritt dem wahren Ἑρμότιμον ganz nahe.

Schillers Briefwechsel mit Körner.

(Schluß.)

Man kann es unter diesen Verhältnissen nur mit innigem Mitgefühl lesen, wenn er unter dem 13. Dec. 1791 schreibt: Ich muß dir unverzüglich meine Freude mittheilen. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs Feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt . . . heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drey Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freyheit zu bleiben, wo ich bin und mich von meiner Krankheit völlig zu erholen . . . Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten (II, 282). Fast mehr als das Geschenk selbst rührt ihn die edle Art, in der es ihm dargebracht wird. Welche Bedeutung aber dasselbe für ihn und das, was er der Litteratur geworden ist, in der Wirklichkeit gehabt hat, läßt sich daraus abnehmen, daß trotz dieser wesentlichen Erleichterung von außen, die zwey bis drey folgenden Jahre in Folge seiner Krankheit zu den schwersten seines Lebens gehört haben. Namentlich sind die Briefe vom Jahre 1793 voller Klagen, und es läßt sich zweifeln, ob er die Gefahr, Hypochonder zu werden, ohne die Hülfe jener edlen That überwunden haben würde.

Mit dem Jahr 1794 tritt er in eine Epoche der frischesten Kraftentwicklung. Aeußerlich war diese durch sein besseres Befinden, innerlich durch die philosophischen und ästhetischen Fortschritte, die er in den letzten Jahren gemacht hatte, bedingt; aufs Schönste befördert wurde sie durch sein nahes Verhältniß zu Göthe. Hierüber giebt unsre Quelle viel Bedeutendes.

Briefe des ersten Bandes zeigen, wie wenig sich das jugendlich warme Gemüth Schillers bey seiner ersten Zusammenkunft im Jahre 1787 von der künstlerischen Abgeschlossenheit Göthes angezogen fühlte; und nicht kurze Zeit dauerte dieses Verhältniß. Oefters um Göthe zu seyn, schreibt er im Februar 1789, würde mich unglücklich machen; und die Worte, mit denen er diesen starken Ausdruck begründet, geben eine so merkwürdige Charakteristik sowohl Göthe's als auch mittelbar Schillers selbst, daß sie zu den interessantesten Stücken des Briefwechsels gehören. Er hat, sagt er, auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl alsgroße Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frey zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selber zu geben. Dieß scheint Schillern eine auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirte Handlungsart und ein Wesen zu seyn, das die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen dürften; so groß er ihm durch seinen Geist erscheint, so sehr ist er ihm durch dieses Wesen verhaßt. Seine Empfindungen gegen ihn, meint er, seyen wohl denjenigen nicht unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte, bricht er aus, seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Auf seine Urtheile über ihn giebt er außerordentlich viel; von ihm werde er die Wahrheit hören; da er ihn nie selbst befragen werde, so wolle er ihn mit Lauschern umgeben (II, 22).

Ueber Göthes Egoismus ist viel gestritten worden und dieses Wort eines solchen Zeugen kann und wird nicht unbenutzt bleiben; nur möge man es nicht ungerechter Weise ohne Rücksicht auf Schillers damaligen gemüthlichen und geistigen Zustand hinnehmen. Wenn man das entschieden mißbilligende Urtheil kennt, welches Schiller in der Epoche seiner höchsten künstlerischen Thätigkeit über seine früheren poetischen Werke gefällt hat, wenn man dieses wie billig für jene Zeit in Göthe voraussetzt und er-

wägt, welchen Einfluß dasselbe auf seine Haltung gegen den strebenden seiner Kraft nicht unbewußten Dichterjüngling nothwendig ausüben mußte, so erklärt sich, wie diesem in seiner feurigen, für lebendigen Austausch der Gedanken und Empfindungen begeisterten Sinnesweise die ruhige Würde Göthes als Selbsucht erscheinen mußte.

Auf den Contrast beyder Geister, der, einseitig festgehalten, sie leicht auf immer trennen konnte, macht noch ein späterer Brief, vom Nov. 1790, aufmerksam; es ist die Art ihrer philosophischen Anschauung, was sie scheidet. Es fehlt Göthe, schreibt Schiller, ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne (II, 208).

Endlich wird ein Gespräch über das, was ihr innerstes Wesen angeht, über Kunst und Kunsttheorie, für sie entscheidend. Sie haben sich ihre Hauptideen darüber mitgetheilt und finden darin eine unerwartete Uebereinstimmung. Ein jeder, berichtet Schiller darüber, konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen . . . er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen (Sept. 1794). Bald darauf ist Schiller in Weimar und wohnt bey Göthe. Jeden Augenblick, schreibt er über diesen Besuch, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Göthe zugebracht; und es war meine Absicht die Zeit so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen. Ich bin sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden und vermuthe, daß er viel auf mich gewirkt hat (203) — eine Vermuthung, die durch die spätere Zeit als richtig erwiesen worden ist, und von deren Verwirklichung der Briefwechsel manche erfreuliche Andeutung enthält. Die Freundschaft mit Göthe und der Wunsch, dem, was derselbe in Weimar gewirkt hatte, unmittelbar nahe zu seyn, waren es, was Schillern im Jahr 1799 eben dahin zog; die Briefe zeigen, wie er den für die Entwickelung seines dramatischen Talentes unendlich wichtigen Zeitraum, in den er damit eintrat, glücklich im Schooß seiner Familie, hochgeachtet von Göthe und begünstigt von dem kunstsinnigen herzoglichen Hofe bis zu seinem leider so frühen Tode durchlebt hat. Bey Durchlesung des letzten Briefs fühlt man lebhaft den Schmerz, den seine Freunde und das Vaterland bey der Kunde durchdrungen haben muß, daß diesem Genius ein längeres Wirken versagt war.

Ref. hat hiemit einige Hauptpunkte aus Schillers Leben in das Licht, welches der Briefwechsel darreicht, zu stellen versucht; man kann ermessen, wie viel andere Verhältnisse darin ausserdem zur Sprache kommen. Von besonderm Belang für die Litteratur sind die darin enthaltenen Urtheile über zahlreiche poetische Werke alter und neuer Zeit, und Charakteristiken von den Bedeutenderen unter Schillers Zeitgenossen. Ueber Wieland, Kant, Herder, und die eben auftretenden Schlegels und Humboldts, über Tieck, Novalis, Fichte und Schelling finden sich manche, leicht hingeworfene, zum Theil wahre, zum Theil von der Zeit gerichtete Bemerkungen; nur in denen über Herder glaubt man Schiller nicht wieder zu erkennen; und wirklich haben in Beybehaltung einer Stelle die Herausgeber nicht gewußt, was sie thaten, oder wenn sie es wußten, sich an Schiller förmlich versündigt (II, 123). Für Schillers einzelne Werke enthält der Briefwechsel eine große Reihe lehrreicher Scholien. Am bedeutendsten aber wird er für den seyn, der sichs zum Geschäft macht, das historische, philosophische und dichterische Talent des großen Mannes in seiner durch innere und äußere Vorgänge bedingten Entwicklung zu belauschen.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Juli 1848.

Hr. Prof. Dr. Pettenkofer trug vor:

Ueber den amorphen und krystallinischen Zustand eines Kupferamalgams.

Einige Zahnärzte in Paris bedienen sich mit großem Vortheile eines Kupferamalgams, um die Höhlungen cariöser Zähne auszufüllen. Dieses Amalgam hat gewöhnlich die Form kleiner Brode, die die zwischen 4 und 5 Grammen wiegen; ein solches Stückchen wird mit 2 Franken bezahlt. Die Oberfläche ist graulich angelaufen; die Härte sehr bedeutend, der Zusammenhang der kleinsten Theile innig — (man darf ziemlich starke Hammerschläge anwenden, um ein Stückchen zu zertrümmern); das Gefüge ist feinkörnig krystallinisch; eine von mir untersuchte Probe bestand aus 30 Theilen Kupfer und 70 Theilen Quecksilber. Dieses Amalgam hat die Eigenthümlichkeit, daß es nahe bis zum Siedpunkte des Quecksilbers erhitzt etwas aufschwillt, indem Quecksilbertropfen auf die Oberfläche treten. Wird es nun in einem Mörser zerrieben, so wird es nach dem Erkalten und nach längerem Reiben so weich, daß man es zwischen den Fingern kneten und walzen kann wie ein Stückchen Thon, besonders wenn man das mit den Fingern zusammengeknetete hie und da abwechselnd mit dem Pistille kräftig drückt. In diesem Zustande kann das Amalgam in die kleinsten Höhlungen gedrückt werden, um diese auszufüllen. Nach etwa 8 — 10 Stunden nimmt es wieder die anfängliche bedeutende Härte an, so daß man mit einem kantigen Stücke in Zinn graviren und Bein schneiden kann. Erwärmt man ein solches Stückchen von Neuem und unterwirft es den bezeichneten Manipulationen, so wird es wieder plastisch und erhärtet abermals nach mehreren Stunden. Im Zustande der Weichheit lassen sich sogar durch kräftiges Pressen zwischen den Fingern Tropfen kupferhaltigen Quecksilbers, eines leichtflüßigen Amalgames ausdrücken. Das specifische Gewicht des Metalles im weichen und harten Zustande scheint sehr wenig zu differiren.

Wir sehen ein sehr interessantes Beyspiel von den Wirkungen des Krystallismus und Amorphismus auf die Eigenschaften der Körper vor uns. Im weichen Zustande zeigt dieses Amalgam keine Spur einer Krystallisation, es kann auf einem Amboß mit dem Messer oder Hammer wie Pflaster ausgestrichen werden; nachdem es aber erhärtet ist, ist es sehr spröde, — dünne Schichten brechen wie Glas, und der Bruch zeigt sich körnig krystallinisch. Für die eigentlichen Metalle ist dieses Kupferamalgam das erste aufgeführte Beyspiel der beyden Zustände der Körper bey gleicher Temperatur, und eben so lehrreich, als es der elastische amorphe Schwefel, und der knirschende spröde Stangenschwefel für die Nichtmetalle ist. Daß das spec. Gewicht des Amalgams beym Uebergange aus dem amorphen in

den krystallinischen Zustand sich nur unmerklich ändert, ist für die Zwecke der Zahnärzte eine sehr schätzbare Eigenschaft, da ihnen daran gelegen seyn muß, daß die Masse nach dem Erhärten ganz genau den nämlichen Raum erfülle, wie im weichen Zustande. Ich habe in Glasröhren das plastische Amalgam gepropft, und es darin erhärten lassen. Der Propf bildete auch nach dem Erhärten einen ganz luftdichten Verschluß. Das Mengen-Verhältniß zwischen Kupfer und Queckſilber anlangend, habe ich ziemlich weiten Spielraum gefunden. Ich habe Amalgame dargestellt, welche zwischen 25 und 33 Proc. Kupfergehalt sich bewegten. Alle diese erstarrten nach dem Erwärmen zu einer festen krystallinischen Masse; die kupferreicheren erstarrten viel schneller und wurden viel fester als die kupferärmeren. — Die Legirung von 25 Theilen Kupfer mit 75 Theilen Queckſilber bedurfte 3 Tage zum völligen Uebergange in den krystallinischen Zustand. Ein stöchiometrisches Verhältniß findet zwischen diesen Krystallen aus Kupfer und Queckſilber eben so wenig statt, als zwischen den Bestandtheilen anderer Metall-Legirungen. Wollte man sich eine Verbindung von 1 Aequivalent Kupfer mit 1 Aequivalent Queckſilber denken, so würde dieses auf 100 Theile 23,8 Kupfer und 76,2 Queckſilber erfordern. Ich ziehe deßhalb den Schluß, daß die Amalgame keine chemischen Verbindungen, sondern Metall-Legirungen nach Art aller übrigen sind, mithin nicht als mineralogische Species betrachtet werden dürfen. Die Analysen der in der Natur vorkommenden krystallisirten Silber-Amalgame beweisen es, deren Silbergehalt zwischen 25 und 86 Proc. schwankt.

	Silber.	Queckſilber.	Name der Analytiker.
1.	25,00	73,30	Heyer
2.	27,50	72,50	Cordier
3.	36,00	64,00	Klapproth
4.	86,49	13,51	Domeyko

Nimmt man das Aequivalent H = 1 des Silbers zu 108,3 und das des Queckſilbers zu 101,4, und berechnet die gefundene procentische Zusammensetzung auf Aequivalente, das Silber als unveränderliche Größe annehmend, so erhält man

	Silber.	Queckſilber.
1.	108,3	317,5
2.	108,3	285,5
3.	108,3	192,5
4.	108,3	17,0

Das scharfsichtigste Auge kann hier keine stöchiometrische Proportion entdecken. Es ist noch kein Beweis einer chemischen Verbindung zwischen zwey Körpern, wenn sie zusammen krystallisiren; denn dieses hängt bloß davon ab, ob sie sich während der Krystallisation in einem Medium befinden, gegen welches sie ziemlich gleiches Verhalten haben, und ob ihre Krystallgestalt dem gleichen Systeme angehört, ob sie isomorph sind. Dieses trifft bey Kupfer, Silber, Gold und Queckſilber vollkommen zusammen. Die Modificirung der Eigenschaften der Constituanten ist lediglich durch die physikalische Adhäsion und Cohäsion, welche zwischen verschiedenen Körpern so verschieden ist, zu erklären.

Interessant ist das mehrfach besprochene Kupferamalgam auch noch als Beyspiel der Uebertragung des Aggregatzustandes von einem Körper auf einen andren. Das Queckſilber, flüssig bey gewöhnlicher Temperatur, geht mit dem Kupfer in Berührung bey gewöhnlicher Temperatur in den festen und krystallinischen Zustand über, den es für sich allein erst bey sehr hohen Kältegraden anzunehmen vermag; ähnlich wie durch Berührung mit Wasser viele Salze aus dem festen in den tropfbar flüssigen Zustand übergehen, oder die atmosphärische Luft aus dem gasförmigen in den tropfbar flüssigen, oder der Sauerstoff der Atmosphäre mit Platinmohr sogar in den festen. — Jede Uebertragung von Zuständen scheint mir vorzüglich von der physikalischen Adhäsion abhängig zu seyn.

Was die Darstellung dieses Amalgams anlangt, so gelingt sie nicht nach jeder möglichen Methode. Ich mußte mehrere Wege versuchen, bis es mir gelang, es dem Pariser Muster gleich zu erhalten. Der beste Weg ist folgender: Man löst eine gewogene Quantität Queckſilber in kochendem Schwefelsäurehydrat, und reibt den erhaltenen Krystallbrey

von schwefelsaurem Queckſilberoxyd und -Oxydul mit einer nach der Queckſilbermenge zu berechnenden Quantität von fein zertheiltem reguliniſchen Kupfer in einem Mörſer mit Waſſer von 60 — 70° C. längere Zeit zuſammen. Es muß ſo viel reguliniſches Kupfer vorhanden ſeyn, daß erſtens alles Queckſilber reducirt wird, und zweytens, daß noch ſo viel Kupfer mit dem ausgeſchiedenen Queckſilber ſich amalgamiren könne, als die Legirung verlangt. Am beſten eignet ſich dasjenige Kupfer, welches man durch Reduction von Kupferoxyd im Waſſerſtoffgasſtrome erhält; jedoch iſt auch das aus Kupfervitriol durch Eiſen gefällte anwendbar. Das gut gewaſchene plaſtiſche Amalgam bringt man in einen Beutel von ſämiſchem Leder, und preßt noch ſo viel Queckſilber als möglich aus. Hierauf wird es in kleine Brode geformt. Nach mehreren Stunden (je nach dem Gehalte an Queckſilber) erhärtet es zu einer Maſſe, welche auf dem Bruche den ſpröden Legirungen aus Gold und Bley nicht unähnlich ſieht. Das erſte Erhärten erfordert viel mehr Zeit als das zweyte, wenn man es z. B. Behufs zahnärztlicher Anwendung wieder weich macht, wo das Erſtere viel ſchneller von Statten geht.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 12. Auguſt kam in Vortrag folgender Aufſatz des Hrn. Archivars Dr. Höfler:

Ueber die deutſchen Reichstagsacten.

Selbſt unter denjenigen, welche ſich durch eine gründliche Kenntniß der deutſchen Geſchichte auszeichnen, wird es nicht ſehr viele geben, die ſich durch eigene Anſchauung eine klare Vorſtellung von der außerordentlichen Reichhaltigkeit ſowohl, als von der hiſtoriſchen und politiſchen Wichtigkeit der deutſchen Reichstagsverhandlungen verſchafft haben. Daß viele Andere in Bezug auf ſie der gewöhnlichen Anſicht huldigend, darunter nur höchſt breite, langweilige und nichtsſagende Verhandlungen, endloſe Propoſitionen, Entgegnungen und Beſchwerden ohne Zahl begreifen, kann um ſo weniger befremden, als wirklich dieſe Art von Dingen in überreichem Maße vorkömmt. Fügt man hiezu noch die große Maſſe des Stoffes, welcher ſich, von Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Untergange des Kaiſerreiches auf etwa 500 ſtarke Bände Verhandlungen, auf eine ungefähr gleiche Anzahl dazu gehöriger Relationen, Comitialberichte, Correſpondenzen ꝛc., belaufen mag, ſo erhellt ſchon daraus, daß gegenwärtig vielleicht Niemand lebt, der das Ganze und das Einzelne zu durchdringen im Stande war. Wer aber auch nur einiger Maſſen eine tiefere Kunde von dieſen Verhandlungen erlangte, wird gerne zugeben, daß es ſich auf den Reichstagen eines Volkes, welches lange genug das Andenken an die Größe ſeiner Altvordern und das unter den chriſtlichen Völkern behauptete Principat bewahrte, auch um etwas Anderes handelte, als um Vorſitz und Vortritt, um Landfrieden und Kammergericht, und daß die geheimſten Schäden und Wunden der Nation, ihre wichtigſten Intereſſen, wie der Grund ihrer tiefſten Zerwürfniſſe, ſich gerade hier am ſtärkſten enthüllen mußten. Hatte doch, als bey der Unmöglichkeit, das alte Anſehen gegen Außen zu behaupten, die Erinnerung an die früheren Anſprüche auf Weltherrſchaft ſich längſt verloren, die eigenthümliche Verfaſſung des Reichs noch immer dafür geſorgt, daß die innere Entwicklung nicht eher ſtille ſtand, als bis ſich bey allen Ständen ohne Ausnahme das Gefühl der Pflicht und ihrer Aufgabe auf das Traurigſte verloren! So iſt denn keine Frage, mag auf den Fürſtentagen mehr das ſpecielle Intereſſe der Dynaſtien, der Territorialhoheit und der Kampf derſelben mit dem Kaiſerthum hervortreten, in den Verhandlungen der Reichstage der Geſamtnation wird doch jedweder, der ſie aufmerkſam verfolgt, den genuinen Abdruck des geſamten nationalen Lebens nach Außen wie nach Innen nicht verkennen können. Es verengt ſich zwar das politiſche Leben, je mehr die Nation in die Dynaſtien aufgeht, und eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Familien ſomit als die Vertreter des Ganzen erſcheint; allein auch in dieſen, in ihren Sympathien und Antipathien, drückt ſich nur aus, was Alle bewegt. Das verſchiedenartigſte Stamm- und Localintereſſe wirkt

noch immer durch, und da dieses von bleibender Dauer ist, an Grund und Boden, an Fleisch und Blut der Nation haftet, so haben die Verhandlungen hierüber auch in einer schon welken Zeit ein nicht blos vorübergehendes Interesse. Solange es einen Kaiser und ein Kaiserreich gab, gab es auch ein gemeinsames Forum, wo die Einzeln-Interessen sich ebenso wie die Allgemeinen geltend machen konnten, und nur darauf kam es an, daß das richtige Verhältniß zwischen beyden hergestellt und festgehalten wurde. Erst wenn die letztern die erstern ganz beseitigten, oder jene auf Kosten von diesen sich überwiegend geltend machten, entstand jene Lauigkeit, Indolenz und Passivität, die für den einzelnen Gegenstand, wie für das Ganze, von äußerstem Nachtheile werden mußten. Man darf sich daher nicht verbergen, so wichtig die Reichstagsverhandlungen über die Kriege mit Italien zur Wahrung kaiserlicher und des Reichs Hoheit gegen die Franzosen waren, die Kaiserthum und Papstthum an sich reissen wollten, so einflußreich die über den Kampf mit dem Erbfeinde im Osten, den Türken, über die Bewahrung der deutschen Ostseeländer gegen Moskowiten, Dänen, Schweden und Polen, über die freye Schifffahrt auf der Ostsee, über die Theilnahme an dem Welthandel, über die Behauptung der Schweizer Eidgenossen, sowie des Burgundischen Kreises, Belgiens, der Niederlande bei dem Reichsverbande, überhaupt über möglichste Beybehaltung oder Wiedererlangung jener großartigen Stellung in Mittel-Europa, durch die der slavische Osten vom romanischen Westen getrennt und der politische Schwerpunkt des Erdtheiles in der germanischen Mitte bewahrt wurde, so bildet doch alles dieses nur den einen Inhalt der Reichstagsverhandlungen. Und schon in diesem gewinnt man Nation und Kaiserthum lieb trotz der scheinbaren äußeren Unthätigkeit; man begreift die eigenthümliche Schwerfälligkeit des Volkes, das ebenso gesinnungstüchtig ist, als andere thatkräftig. Weigerten sich die deutschen Stände am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das uralte Anrecht auf Italien, ohne dessen Besitz Deutschland nie mehr war als ein anderes Land, eher zu vertheidigen, als bis der Rechtslosigkeit im Innern gesteuert worden; gaben 6 Jahrzehnte später die Fürsten die 3 westlichen Gränzfestungen, die Schlüssel zum Rhein, dem welschen Erbfeinde Preis; führte der Bund oberdeutscher Städte und Fürsten mit den Niederländern (1613) diese in das Herz von Deutschland ein; hintertrieben die Hanseaten aus confessioneller Beschränktheit den Bund mit Spanien, der ihnen Theilnahme an dem indischen Handel gewähren und das deutsche Meer von dem scandinavischen Monopole schützen konnte, so übernahm noch immer der Kaiser die Rolle des freylich oft lästigen Mahners und Treibers, des treuen Eccard's, der nicht müde ward, die Gefahr des Reiches allen Betheiligten zu Gemüthe zu führen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate Juli 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Band XVI. Heft IV. April 1848. Landau 1848. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen 1 — 4. Jahrg. Bonn 1844 — 1847. 8.

Beyträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges von Dr. Goldfuß. Bonn 1847. 4.

Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation von Dr. Jos. Müller. Bonn 1847. 4.

Beyträge zur Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Rüsselkäfer aus der Familie der Attelabiden von Dr. Deben. Bonn 1846. 4.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. April 1848. Berlin 1848. 8.

Von Hrn. Theob. Böhm in München:

Ueber den Flötenbau und die neuesten Verbesserungen desselben, von Theob. Böhm. Mainz 1847. 8.

Von Hrn. Obermedicinalrath Jäger in Stuttgart:

Ueber den Ursprung und die Verbreitung der Hauskatze.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die deutschen Reichstagsacten.

(Schluß.)

Festhaltend an der Aufgabe der früheren großen Kaiser, das vom Reiche Abgerissene nach Kräften wieder zurückzubringen, forderte er unablässig das Reich zur Türkenhülfe wie zum Franzosenkriege auf, schützte er den deutschen Handel gegen „die englischen Aventuriers“ wie gegen Dänen und Schweden, machte er Ansprüche auf italische Länder geltend, und war im gesammten Reiche die Erinnerung verloren, er wußte, „daß deutsche Colonien in Ungarn seit 800 Jahren bestanden und die deutsche Nation an diese Kornkammer des Reiches ein gleiches Anrecht habe wie die ungarische.“ Ja er ruhte in diesem Bemühen nicht eher, als bis die deutschen Fürsten selbst, angeblich um die Universalherrschaft ihres Kaiserhauses zu zerstören, Franzosen, Niederländer, Dänen, Schweden, Siebenbürger, Italiener, Türken und Tataren zum Einfall in das Reich aufboten und die erste Theilung Deutschlands (1648) angebahnt wurde. Dann freylich überwog die Pflicht der Selbsterhaltung jede andere Rücksicht, und war der Versuch, die Zügel der Gewalt aufs Aeußerste anzuziehen, ein nichts weniger als unnatürlicher. So führen denn die auswärtigen Verhandlungen von selbst auf die Entwicklung des inneren politischen Lebens zurück, und was in dieser Beziehung die Reichstagsacten enthüllen, ist noch viel wichtiger, als die nur die Oberfläche bewegenden Beschlüsse und Maßnahmen. Während die Nation in confessionellen Hader versunken, auf jede genetische Entwiklung des politischen Lebens verzichtet zu haben schien, ging diese, wenn auch in mehr gewaltsamer Weise, in der Art vor sich, daß der Bauernkrieg, der schmalkaldische, die Grumbachischen Händel, wie die Kämpfe der Unionen, nur als die äußere Gestaltung derselben angesehen werden dürfen, denen der allgemeine confessionelle Hader auch das allgemeine Gepräge der Zeit verlieh. Wie früher alle politischen Kämpfe in den Streit der Welfen und Ghibellinen aufgingen, so alle Bewegungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts in den confessionellen Hader. Es ist jedoch Zeit, daß wir uns von der Hülle weg und dem Kerne zuwenden, und dann zeigt sich, daß die politische Entwicklung auch unter den confessionellen Kämpfen nicht stille stand, sondern vielmehr einen neuen Aufschwung erhielt. Unter dem Deckmantel der Religion erwachte im Innern der Territorien der Kampf der Landstände gegen den Territorialfürsten aufs Neue, nnd handelte es sich jetzt nicht mehr um Auseinandersetzung der Rechte, die jedem zukamen, sondern um Seyn oder Nichtseyn. Entweder gingen die Landstände in dem Landesherren unter, oder dieser in jene auf. So lange man sich nun auf den blos confessionellen Standpunkt stellt oder es für würdige Lebensaufgabe hielt, stammverwandte Völker, die die dynastische Politik früh geschieden, durch unaufhörliches Aufreissen kaum vernarbter Wunden zu neuem Hasse zu entflammen, konnte man vor dem Gewaltsamen der siegenden Partei die Präten-

sionen der geschlagenen übersehen, welche, wenn sie siegte, zweifelsohne von dem Siege auch keinen mildern Gebrauch gemacht haben würde. Es ist jedoch eine Frucht die Bewegung der Gegenwart, die, was lange schlummerte, plötzlich weckt und den Schlüssel zum Verständnisse vieler sonst unerklärlicher Erscheinungen in der deutschen Geschichte giebt, daß man nun, am Abschlusse eines vierhundertjährigen Processes stehend, das Einzelne umsichtiger, und, weil es mehr in seinem natürlichen Zusammenhange ergriffen wird, gerechter würdigen kann als bisher. Wenn daher die Geschichte der Landtage zeigt, wie die religiöse Bewegung des XVI. Jahrhunderts den schon früher bestandenen Kampf der Landstände mit den Fürsten zum Vernichtungskriege anfachte, so zeigt die Geschichte der Reichstage, wie sie dem Kampfe der Territorialfürsten mit dem Kaiser ein ähnliches Gepräge gab. Entweder mußten die Fürsten untergehen oder der Kaiser, sollte das Reich noch zu einem Gedeihen, zu einem Aufschwunge kommen. Blieben sie aber neben einander, so mußte das Reich jenes politische Unding werden, welches es auch von dem westphälischen Frieden an geworden ist. Kein Stand blieb längst mehr innerhalb seiner Gränzen. Die Fürsten wollten dem Kaiser gegenüber möglichste Ungebundenheit, Erweiterung ihrer ohnehin schon mit dem Bestande des Ganzen unverträglichen Prärogativen nach Oben wie nach Unten. Wie sie, wollten die Reichsritter den Sturz der geistlichen Fürsten, aber zu eigenen Gunsten auch noch die Beschränkung der weltlichen, in deren Rathe sie zugleich häufig saßen, vor allem aber Abhängigkeit der Reichsstädte, ihrer gewöhnlichen Creditoren. Die Städte aber, welche schon auf dem Reichstage von 1582 Deutschland eine Republik nannten, trachteten unverholen nach Einführung einer Universaldemokratie. Standen die Fürsten fast regelmäßig im Bunde mit Frankreich, ja nur zu oft in dessen Solde, so suchten die Ritter, nachdem das Project Wilhelms von Grumbach, das ganze Reich an sich und den Kaiser zu bringen, mißlungen, den Schutz Schwedens. Gustav Adolf galt als der Retter des deutschen Adels, und während die Fürsten noch zwischen ihm und dem Kaiser schwankten, nahmen mehr als 300 Cavaliere Dienst am Hofe und im Heere des Schwedenkönigs. Die Städte aber stützten sich auf die Niederlande, als diese das Joch des spanischen Monarchen gebrochen hatten, und dieser Bund ward bald den Fürsten so gefährlich, daß sie den, erst auf 15, dann auf 10 Jahre geschlossenen Vertrag gerne ungeschehen gemacht hätten. Wie natürlich sah sich auch der Kaiser um Hülfe um, und da die Ritter diese nicht ausreichend gewährten, die geistlichen Staaten aber theils in den Bereich der Fürsten, theils in die Abhängigkeit von den Reichsrittern gekommen waren, lag der Anschluß an die stammverwandte Krone von Spanien nahe genug, ward aber damit auch die Kaiserkrone unentwirrbar in den Streit mit hineingezogen, den das bourbonische Königshaus wider das halsburgische theils offen, theils in Geheim durch Erweckung immer neuer Gegner im Stammlande selbst führte.

Wohl wäre in diesem Streite der Parteyen das Reich längst zu Grunde gegangen, hätte nicht die Weisheit der Altvordern eine Einrichtung geschaffen, durch welche zu den zwey dominirenden Parteyen eine dritte, wahrhafte Reichspartey hinzugefügt, diese dadurch auseinander gehalten, beyden das wahre Ziel des Reiches vorgesteckt, der Kaiser gegen die Fürsten und Stände, diese wider jenen beschützt wurden. Diese höchst ehrenvolle Aufgabe hatte der Churerzkanzler des deutschen Reiches schon seit den Tagen Heinrichs V. und des calixtinischen Friedens bethätigt; und während wir uns diesen meist nur als Kanzleidirector des Kaisers vorstellen, bekleidete er eine Würde, welche der glorreichen Stellung des aragonischen Justitia gleich kam; ja da es sich hier nicht um die Interessen eines kleinen und sterilen Ländchens, sondern um die wichtigsten des Abendlandes handelte, übertraf er diesen noch bey Weitem. Die Geschichte der Churerzkanzler und ihrer großen Verdienste um Erhaltung und Förderung des Reiches ist noch nicht geschrieben, und es erwartet dieser wichtige Punkt der deutschen Reichsgeschichte seine Beleuchtung erst von der Herausgabe der deutschen Reichstagsacten, die ungeachtet aller ihrer Schwerfälligkeit doch erst dem Deutschen seine politische Geschichte geben werden. Was in entscheidender Zeit, gegen Ende des XV. Jahrhunderts Berthold Erz-

bischof u. Churfürst von Mainz für Vorschläge zur politischen Reformation des Reiches gethan und welch große Verdienste er sich dadurch erworben, hat Ranke und nach ihm Gfrörer hervorgehoben. Allein weniger bekannt ist, wie K. Maximilian gegen den verdienstvollen Mann, kaum daß er das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, 23 Klagepunkte wegen Beeinträchtigung des kaiserlichen Ansehens erhob und die schwärzesten Beschuldigungen wider ihn aussprach.*) Geht man nun um ein Jahrhundert weiter zu Johann Schweykard, welchen wir uns nach der Darstellung ehrenwerther aber dem Localpatriotismus zu sehr ergebener Schriftsteller als dem östreichischen Interesse verfallen vorstellen, so sieht man wie dieser Fürst sich in Mitte der Union und der Liga bey täglich mehr verfallendem Ansehen des Kaisers eine Stellung schafft, durch die er den protestantischen wie den katholischen Ständen des Reiches zugleich imponirt, beyde an der Erhaltung des Reichsfriedens gleichsehr zu betheiligen sucht. In den mit dem Auslande verbundenen sollte das Gefühl der Reichspflicht wieder erweckt, den gehässigen Controversen ein Ziel gesetzt, und dafür gesorgt werden, daß dem confessionellen Geist nicht des Vaterlands Wohl, Größe und Freyheit aufgeopfert würden. Trat er den einen als Erzbischof, als Nachfolger des heiligen Bonifacius gegenüber, so übte er gegen die andern das Amt des Vermittlers als Churfürst und Reichserzkanzler, der zwischen Calvinisten, Lutheranern und Katholiken ebenso als Schlußstein des großen Reichsgebäudes in der Mitte weilte, wie zwischen Kaiser, Fürsten und niederen Ständen. Er hat den 30jährigen Krieg so lange als nur immer möglich aufgehalten. Aber nicht bloß für die erwähnte doppelte Entwicklung des deutschen Reiches und um auf die Pulsschläge der Nation zu lauschen, sind die Reichstagsverhandlungen von der größten Wichtigkeit und würdig, daß die Kenntniß ihrer Resultate Gemeingut der jetzt lebenden Generation werde. Sie enthalten auch über die bedeutendsten Fragen der Gegenwart die interessantesten Aufschlüsse und lehren dadurch gerechter gegen sich selbst, zurückhaltender in Lob oder Tadel anderer Nationen zu seyn. Die immer wiederkehrenden Versuche mit Beybehaltung der Verschiedenheit der Stämme und Territorien im äußeren Leben, in Maß und Gewicht, in Münze, Zoll, Handel und Armenwesen den Grundsätzen der Einheit die Herrschaft zu verschaffen, sind für die Gegenwart nicht minder lehrreich als die Genesis der noch jetzt in Kraft bestehenden Parteyen.

Muß man auch oftmals den Aufwand an Zeit und Kraft bedauern, der zur Aufrichtung eines allgemeinen Gerichtes verwendet und weil der Gegenstoß der Parteyen es zu keiner Execution des Rechtes kommen ließ, nur zu häufig fruchtlos vergeudet wurde, so zeigt auch das Unvollkommene dieser Bemühungen immer das Maaß dessen, was erstrebt werden konnte, was zu erreichen möglich war. Mag man es für Weisheit erachten, vergilbte Pergamente mit Füßen zu treten, die Geschichte zu verachten und den Rechtsboden nach Wohlgefallen zu durch-

*) Zu wissen das Ertzbischove Berthold zu Meintz seliger der königlichen Mayestet und des heiligen Reychs Cantzler gewesn ist u. solich Ordnung und Regiment durch die Federn dannen gericht hat sunder verstant der königlichen Mayestet oder des Reychs steende unnd darinnen subtilitet geprauchte der meinung, die koniglich Mayestet vor iner koniglichen ere, macht u. regierung zu stellen wie dan seine Mayestet Euch solches in einer Zettel hiemit vbergibt, dardurch ir vermerkent, das sein Mayestet nit pillich sein knecht gewesen were, dann sein Mayestet hat vernumen zu Augspurg wiewol es sein mayestet hat nit glawben wollen, biß zu ende diser Sachen, das derselbig Bischoff zu Meintz sein mayestet, heymlich verlogen unnd verunglimpfft hat mit zwey u. zweintzig artikeln, die sein mayestet alles in schriefft hat vnnd auch mit der Zeit dem Regiment vbergeben wil, damit die in geheym bleiben, die weil er von diser welt geschiden ist, wor er aber noch in leben were, wolt koniglich Mayestet Jme die selbs vnter augen fürtragen und ander drei unnd zweintzig artikel in solchem form wider Jme eingelegt haben, die er wider der königlichen mayestet person und des heylign Reichs wolfart gehandelt hat. Aus dem Cölner Reichstagsabsch. a. 1505.

löchern; man wird freylich in den Acten der Reichstage nicht die Sprache des Tacitus finden, allein Lehren genug, welche weder im Zeitalter römischer Imperatoren noch in dem entzügelter Massen ungestraft verkannt werden dürfen. Und wüßten wir auch keine andere anzuführen, so wäre die eine wichtig und bedeutsam genug, wie es geschehen, daß die nicht genug zu rühmenden Anstrengungen wohlgesinnter, thatkräftiger, intelligenter deutscher Patrioten wie im XV. Jahrhunderte doch nicht zum Ziele führten, und trotz des vorausgegangenen großen Aufschwungs der Literatur, trotz der Blüthe der Kunst, ungeachtet eines seltenen Vereines hervorragender Persönlichkeiten die Klage über den unaufhaltsamen Verfall des Reiches eine stehende wird, die Gefahr des Einbruches der Anarchie und Barbarey nie stärker war als damals, endlich nachdem die Nation 300 Jahre lang die Todtenklage auf ihren Reichstagen wiederholt, das Reich sang- und klanglos unterging?! Auch davon, welches die Ursachen waren, warum die Nation sich nicht wieder erholte und ihr Leben aus einem Wechsel von Lethargie und träumerischem Emporraffen bestand, geben dieselben Acten hinlängliche und auch für jetzt beherzenswerthe Kunde. Ebendeßhalb ist es aber auch eine des Wiedererwachens der deutschen Nation würdige Aufgabe anzuknüpfen an ähnliche Versuche, das wahre Endziel zu erreichen, wie diese in frühern Perioden statt gefunden haben. Jedes Jahrhundert der deutschen Geschichte hat seine Ehre, hat seine Schmach; durch alle aber zieht sich wie ein goldener Faden, was die Nation nicht sowohl Edles erreichte, als was sie erstrebte, was sie durch die Verwicklung äußerer oder innerer Verhältnisse der Zukunft zu realisiren überantworten mußte. Dieser Faden ist so unschätzbar, daß jedermann, welcher an der Gestaltung deutscher Verhältnisse Antheil nehmen will, ihn als nicht zu veräußerndes Gut betrachten muß. Was bey einer Nation Gestaltung gewinnen soll, darf ja nicht im Widerspruch zu Natur und Geschichte, muß in harmonischem Einklange zu diesen beyden Factoren alles Lebens stehen. Nur wer sich ihrer bemächtigt und in dem Maße als dieses geschieht, wird eine klare Anschauung nicht bloß von dem, was Noth thut, sondern auch was erreicht werden kann, was eben deßhalb erzielt, erstrebt werden soll, erlangen. Es ist in den Völkern ein Instinkt, der durch alle Abwege hindurch sie unbewußt zu dem hindrängt, was Natur und Geschichte von ihnen verlangen; so lange es aber nur Instinkt ist, vermag derselbe mißleitet, zeitweise unterdrückt, beseitigt zu werden. Erst durch jene klare Erkenntniß, die die Wissenschaft allein gewährt, wird derselbe zum Bewußtseyn, zum unwiderstehlichen Lenker und Treiber der Nation. Je mehr daher Geschichtsquellen eröffnet, je mehr sie fruchtbar gemacht und benützt werden, eine desto klarere Erkenntniß der wahren Bedürfnisse der Nation wird dann auch möglich seyn, desto fester vermag man das Ziel derselben in's Auge zu fassen, vermag sich die gewonnene Wissenschaft im Leben zu bethätigen. Ist es eben deßhalb von Wichtigkeit, die Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters der Vergessenheit zu entreißen, so liegt uns die Kenntniß der drey letzten Jahrhunderte jedenfalls noch näher und wird die Herausgabe der Reichstagsacten mit den wichtigsten Relationen und Correspondenzen nicht bloß eine Sache der Ehre und Würde der Nation, sondern auch des wissenschaftlichen Bedürfnisses. Was über äußere und innere Verhältnisse berathen und beschlossen worden, welchen Rathschlägen und Grundsätzen, wie welchen Männern wir Glück und Unglück des Vaterlandes verdanken, was fruchtlos versucht, wie was mit Geschick oder Mißgeschick ausgeführt wurde, das zu wissen hat die Nation ein Recht wie eine Pflicht, und da sich darüber die angesehensten Gelehrten bereits im vorigen Jahre zu Frankfurt verständigt, die Regierungen selbst gewonnen sind, ist eben deßhalb zu wünschen, daß ungesäumt zur That geschritten werde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Chemische Untersuchung über das Fleisch, und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel. Von Justus Liebig. Heidelberg. Akad. Verlag von C. F. Winter. 1847.

Unter diesem Titel bietet Liebig der Chemie, der Physiologie und der Medizin so herrliche und unerwartete Resultate, daß diese seine Arbeit in der Thierchemie die vorzüglichste genannt werden muß, welche seit langer Zeit auf diesem Gebiete erschienen ist. Sie beschäftigt sich vorzüglich mit den Produkten der Umsetzung der Muskelsubstanz im lebenden Thiere. Da die leitende Idee der ganzen Arbeit mit der wichtigen Frage über die Zusammensetzung der stickstoff- und schwefelhaltigen Substanzen des Thierkörpers, bisher Proteinstoffe genannt, innig zusammenhängt, und der Zustand der Proteinfrage gegenwärtig von verschiedenen Seiten so verschieden dargestellt wird, so glaube ich den Lesern dieser Blätter nicht lästig zu fallen, wenn ich einige Erläuterungen hierüber meinem kurzen Berichte über die positiven Resultate des Verf. voranschicke.

Jede glückliche, unerwartete Entdeckung in den Naturwissenschaften, welche allgemeine Verhältnisse berührt, lenkt immer für eine Zeit lang die Richtung der meisten Forscher von ihrem wissenschaftlichen Meridiane ab, und es erfordert oft geraume Zeit und bittere Erfahrungen, bis man sich überzeugen läßt, man steuere in einer falschen Richtung. Eine solche glückliche, und immerhin sehr verdienstvolle Entdeckung war es auch, welche vor etwa 12 Jahren die Proteintheorie ins Leben rief, die von dem gesammten naturhistorischen Publicum mit seltenem Enthusiasmus begrüßt wurde. Mulder zeigte damals, daß durch Auflösen von Fibrin, Albumin, Casein, von Kleber, Legumin und Pflanzeneyweiß, wesentlichen Bestandtheilen sowohl unserer Nahrung, als unseres Fleisches und Blutes, in verdünnter Kalilauge bey Digestionswärme, und nachheriges Fällen mit Essigsäure — aus allen angeführten Substanzen stets ein Niederschlag erhalten werde, welcher bey der Verbrennungs-Analyse Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff in stets gleichem, oder doch nahe gleichem Verhältnisse gab. Mulder glaubte, der Vorgang beruhe einfach auf einer Trennung der Elemente des Schwefels und Phosphors von einer organischen Gruppe durch die Einwirkung des Kalis, welche Gruppe durch Essigsäure gefällt werde. Kurz vor jener Zeit (etwa zwey Jahre früher) hatten Liebig und Wöhler bey Gelegenheit ihrer Untersuchungen über das Bittermandelöl den Begriff der zusammengesetzten organischen Radikale geschaffen. Wie sehr der geniale Gedanke an organische Radikale die Chemiker ergriffen, möge daraus abgenommen werden, daß Berzelius den Vorschlag machte, man sollte das Benzoyl, das zuerst entdeckte organische Radikal, Orthrin (von ὄρθρος, Morgendämmerung) nennen, zum Zeichen, daß von ihm an ein neuer Tag für die organische Chemie angebrochen sey. Was war natürlicher, als ein gemeinschaftliches Radikal zu vermuthen in organischen Körpern, die so viele chemische Charaktere mit einander gemein haben, wie Albumin, Fibrin, Casein ꝛc., welche in ihrem relativen Gehalte an Stickstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff nahezu gleich sind; und was war menschlicher, als nach einigen Anstrengungen zu

glauben, das heiß erwünschte Ziel sey erreicht! Mulder führte dieses vermeintliche Radikal in die Welt ein unter dem Namen Protein (von πρωτεύειν, der Erste seyn — nach den neuesten Erfahrungen hierüber möchte man übrigens als Stammwort Proteus, den Gott von tausend Gestalten, bezeichnender finden).

Dem Pflanzenleim, Eyweiß, Käse, Faserstoff u. s. w. lag nach Mulder ein Radikal aus

40	Aequivalenten	Kohlenstoff
30	„	Wasserstoff
5	„	Stickstoff
12	„	Sauerstoff

1 Aequivalent Protein

zu Grunde, und die Verschiedenheit in den Eigenschaften war nach ihm bedingt durch Hinzutreten von etwas Schwefel, oder Schwefel und Phosphor zu dieser organischen Gruppe.

So war der Pflanzenleim oder Kleber eine Verbindung

	von	10	Aequiv.	Protein	mit	2	Aequiv.	Schwefel		
das Casein		10	„	„	„	1	„	„		
Albumin aus Eyern		10	„	„	„	1	„	„	und 1 Aequiv.	Phosphor
Fibrin		10	„	„	„	1	„	„	1 „	„
Albumin des Blutes		10	„	„	„	2	„	„	1 „	„

Wie Liebig und Wöhler ein Benzoylsulfid gefunden hatten, so glaubte Mulder Proteinsulfide und Proteinphosphosulfide und Sulfüre annehmen zu können, und deren Existenz als Casein, Fibrin u. s. w. behaupten zu dürfen. Da man schon länger die Wichtigkeit dieser Körper für das Bestehen und die Ernährung der thierischen Organismen, ihre allgemeine Verbreitung erkannt, und ein gemeinschaftliches Band zwischen ihnen geahnt hatte, so wurde die Proteintheorie mit rauschendem Beyfalle von allen Seiten aufgenommen; sie schien den Prozeß der Ernährung und Blutbildung durch so verschiedene Speisen, wie Fleisch und Brod, so einfach zu erklären! Der Kleber des Brodes und das Fibrin des Fleisches: beyde enthalten das nämliche organische Radikal-Protein, und sind ihrer Constitution nach nur verschieden durch einen sehr geringen Schwefel und Phosphorgehalt. — In Chemie und Physiologie suchte man nun das Formelle des organischen Stoffwandels ganz und gar auf Mulder's Proteinformeln zurückzuführen. Wer hätte jene Zeit des kindischen Zahlenspieles vergessen, und wie viele sind es, die nicht mitgespielt haben?

Die Vortheile für die Auffassung der wesentlichen stickstoff- und schwefelhaltigen Bestandtheile unserer Nahrung und unseres Blutes schienen so groß, daß man Inconsequenzen und beyspiellose chemische Anomalien (z. B. die Verbindungen 1 Aequiv. Schwefel mit nahe 900 Aequivalenten von C. H. N und O) willig übersah. Die Meisten hatten sich gewöhnt, das Protein als eine sichere Errungenschaft für ewige Zeiten zu betrachten. Wie mußten daher Viele erstaunt und Manche entrüstet seyn, als Liebig vor etwas mehr als einem Jahre (wie man sagt, nur im Vorbeygehen) die Proteintheorie von Grund aus zu entwurzeln anfing, indem er zeigte, ein Protein in Mulders Sinne existire gar nicht, es könne gar keine organische Gruppe von C. H. N und O aus den Proteinstoffen nach Mulders Angabe dargestellt werden, welche keinen Schwefel enthielte (Annalen für Chemie und Pharmacie Bd. 57. S. 133). Wie mußte man erstaunt seyn, als von verschiedenen anderen Chemikern auf Liebigs Veranlassung hin der Schwefelgehalt der Blutbestandtheile drey-, ja in Fällen viermal so groß gefunden wurde, als ihn Mulder angegeben!

Mulder suchte seine Theorie anfangs dadurch zu retten, daß er behauptete, Liebig habe das durch Kalilösung entschwefelte Protein nicht lange genug mit der atmosphärischen Luft vor der Fällung durch Essigsäure in Berührung gelassen, nämlich nicht so lange, bis alles unterschwefligsaure Kali, erzeugt durch Auflösung des Schwefels des Proteins in Kali, in schwefelsaures Salz übergegangen wäre; bey der

Ueberſäuerung mit Eſſigſäure ſey die unterſchweflige Säure in Schwefel und ſchweflige Säure zerfallen, mithin ein Theil des Schwefels des Albumin, Fibrins ꝛc. mechaniſch gemengt mit dem Protein niedergefallen. Mulder (Liebigs Frage von Mulder. Frankfurt a/M. 1846. S. 66) verwundert ſich in hohem Grade, daß Liebig dieſes allbekannte Verhalten der unterſchwefligſauren Salze nicht bedacht habe. Aber noch mehr iſt zu verwundern, daß Mulder eine Thatſache als Zeugniß aufrufen konnte, welche unter den vorliegenden Umſtänden ſich wohl nie ereignet hat. Man kann unterſchwefligſaures Natron oder Kali, welches mit der Hälfte ſeines Gewichtes kohlenſaurem oder ätzendem Alkali vermiſcht iſt, mit Eſſigſäure überſättigen, und dieſe von Eſſigſäure ſtark ſauren Löſungen ſogar zum Kochen erhitzen, ohne eine merkliche Ausſcheidung von Schwefel, oder Entwicklung ſchwefliger Säure zu beobachten. Liebig ließ übrigens, um den Einwurf Mulders zu unterſuchen, die kaliſche Proteinlöſung ſo lange mit der atmoſphäriſchen Luft in Berührung, bis die Oxydation des unterſchwefligſauren Salzes gewiß vollſtändig war; aber auch dieſes Protein war nichts weniger als ſchwefelfrey. Selbſt Mulder hat darnach dieſe für ihn bittere Wahrheit eingeſtanden. (Unterſuchungen über die Galle, und ein Wort über Protein von Mulder. Frankfurt a/M. 1847. S. X.)

Hiedurch genöthiget hat Mulder über die Zuſammenſetzung der proteinhaltigen Körper eine von ſeiner früheren höchſt abweichende Anſchauungsweiſe bekannt gegeben (Chemiſche Unterſuchungen von Mulder. Zweytes Heft. Frankfurt a/M. 1847.). Eyweiß, Fibrin ꝛc. betrachtet er nun nicht mehr als einfache Verbindungen ſeines früheren Proteins mit Schwefel und Phosphor, ſondern als Verbindungen eines neuen Proteins mit Sulfamid und Phosphamid. Die Formel für das Protein hat nun Mulder aus $C_{40}\ H_{30}\ N_5\ O_{12}$ umgeändert in $C_{36}\ H_{25}\ N_4\ O_{10}$. Angenommen, daß die neue Mulder'ſche Theorie richtig wäre, ſo hätte Liebig jedenfalls das Verdienſt, durch ſeine Aufdeckung des Schwefelgehaltes des Proteins die Berichtigung möglich und nothwendig gemacht zu haben. — Aber die Spaltung der eyweißartigen Körper in Protein und Sulfamid und Phosphamid iſt ſo problematiſch, ſo wenig durch direkte Verſuche beſtimmt und beſtimmbar, das beſtändige Vorhandenſeyn des Kalkes in allen proteinhaltigen Körpern dadurch ſogar nicht motivirt und erklärt, daß man ohne beſondere Gabe der Prophezeyung vorausſagen kann, daß Mulder ſelbſt in einiger Zeit wieder davon abgehen wird.

Liebig hat zur Ermittlung des wahren chemiſchen Ausdruckes für die ſogenannten Proteinkörper bereits einen neuen Weg eingeſchlagen. Dieſe wichtigen Beſtandtheile aller Organismen bilden ſich in der Pflanze aus den einfachſten chemiſchen Verbindungen unter Ausſcheidung von Sauerſtoff, und ſie zerfallen im Thiere unter Aufnahme von Sauerſtoff (durch einen Oxydationsproceß) wieder in einfachere chemiſche Körper. Liebig hat mehrere ſeiner Schüler zu Arbeiten veranlaßt, welche das Studium der Produkte eines künſtlichen Oxydationsprozeſſes von Fibrin, Albumin ꝛc. zum Ziele haben, und durch welche uns bereits einige ſehr unerwartete und wichtige Entdeckungen zugegangen ſind. — Liebig ſelbſt hat die Metamorphoſe der Muskelſubſtanz, des Fibrins, wie ſie unter Theilnahme von Sauerſtoff und Waſſer im lebenden Thier vor ſich geht, zum Gegenſtande der vorliegenden Forſchung über die Beſtandtheile der Flüſſigkeiten des Fleiſches gemacht, und Reſultate erlangt, welche gleich wichtig für Chemie und Phyſiologie, wie für jenen Theil der praktiſchen Medicin ſind, welche man Diätetik nennt, indem der thieriſche Muskel, das Fleiſch, eines der gewöhnlichſten Nahrungsmittel des Menſchen ausmacht. Mit vollem Rechte äußert Liebig zu Ende der Einleitung, welche er ſeiner Unterſuchung vorausgeſchickt, und welche er vorzüglich Betrachtungen über die bisherigen Unterſuchungsmethoden in der Thierchemie gewidmet hat: „die Unterſuchung, die ich jetzt beſchreiben will, dürfte wohl dazu beytragen, die Hoffnungen der Chemiker und Phyſiologen zu beleben, und ſie zu ermuthigen, ihre Thätigkeit mehr, als dieß bisher geſchehen, dieſem Gebiete zuzuwenden.“

Kreatin.

Die Kryſtalle dieſes Körpers wurden bekanntlich zuerſt von Chevreul in der Suppe der hol-

ländischen Compagnie entdeckt; es widerfuhr diesem Stoffe aber das merkwürdige Schicksal, daß er trotz Chevreul's genauen Angaben über dessen Bereitungsmethode von mehreren, und selbst ausgezeichneten Chemikern wie Berzelius, ohne Erfolg in der Fleischbrühe aufgesucht wurde, während wieder andere (Wöhler, Schloßberger ꝛc.) glücklicher waren, indem sie ihn, wenn auch in sehr geringer Menge, auffanden; nie aber scheint er in der für eine Elementar-Analyse nöthigen Quantität erhalten worden zu seyn. Es stellte sich deßhalb die Ansicht fest, das Kreatin sey nur ein zufälliger, kein constanter Bestandtheil der Muskelflüssigkeit. Liebig belehrt uns aber nun, daß Kreatin ein nie fehlender Bestandtheil des thierischen Muskels ist (er hat es wenigstens für die Muskeln aller Wirbelthiere nachgewiesen); und daß nur der amorphe Zustand, den es unter Einwirkung der freyen Säure des Muskels sehr gerne annimmt, die Krystallisation desselben sehr erschwert, oder in der Mehrzahl der Fälle sogar verhindert, ähnlich, wie freye Säuren auch dem Zucker seine Krystallisirbarkeit benehmen. Wird die saure Reaktion der Fleischflüssigkeit hinweggenommen, und besonders die Phosphorsäure durch Baryt aus derselben entfernt, so erhält man jederzeit Krystallisationen von Kreatin. Liebig macht ferner darauf aufmerksam, daß der Gehalt des thierischen Muskels an Kreatin in innigster Beziehung zur größeren oder geringeren Thätigkeit desselben stehe. Das Fleisch eines Fuchses, der auf der Anatomie in Gießen 200 Tage lang im Stalle gehalten und mit Fleisch gefüttert worden war, lieferte noch nicht den zehnten Theil derjenigen Menge Kreatin, welche von einem gleichen Gewichte Fleisch von auf der Jagd erlegten Füchsen erhalten wurde. Bezüglich der Ergiebigkeit der Kreatin-Ausbeute gibt Liebig folgende Stufenleiter für verschiedene von ihm untersuchte Fleischsorten: am meisten liefert das Fleisch der Hühner und des Marders, dann das des Pferdes, Fuchses, Rehes, Hirsches und Hasen, des Ochsen, Schafes, Schweins, Kalbes, und am wenigsten das Fischfleisch (Hecht). Um hervorzuheben, welch großer Aufwand an Arbeit, Material und Kosten von Seiten Liebigs gemacht worden ist, sey erwähnt, daß er 100 ℔ hess. Pferdefleisch, 116 Hühner (das taugliche Fleisch eines Huhns wird im Durchschnitte auf 13 hess. Loth angegeben) und 86 ℔ Ochsenfleisch verarbeitete, und aus ersterem 36, aus dem zweyten 72, und aus dem dritten 30 Gramme Kreatin erhielt. Hienach enthält in 1000 Theilen

das Pferdefleisch 0,7 Kreatin
das Hühnerfleisch 3,0 Kreatin
das Ochsenfleisch 0,6 Kreatin.

Demnach scheint das Urtheil unsers Geschmackes über die Stärke der Suppen mit dem Kreatingehalte der Fleischsorte Hand in Hand zu gehen.

In der Substanz des Gehirnes, der Leber und der Nieren hat Liebig das Kreatin als abwesend gefunden.

Die Krystalle des Kreatins sind farblos, vollkommen durchsichtig und von dem stärksten Glanze, sie gehören ihrer Form nach dem klinorhombischen Systeme an. Bey 100° C. werden sie matt und undurchsichtig unter Wasserverlust. Sie lösen sich in 74 Theilen Wasser und 9410 Theilen Alkohol bey gewöhnlicher Temperatur. Die Zusammensetzung des krystallisirten Kreatins ist $C_8\ N_3\ H_9\ O_4 + 2$ aq. Es besitzt weder saure noch basische Eigenschaften.

Kreatinin.

Behandelt man Kreatin mit kochender concentrirter Salzsäure, oder mit salzsaurem Gas bey 100° C., so treten zwey Aequivalente Wasser aus, und man erhält einen Körper von entschieden basischen Eigenschaften, ein wirkliches Alkaloid, welches von Liebig Kreatinin genannt worden ist. Es krystallisirt im monoklinometrischen Systeme, ist löslich in $11\frac{1}{2}$ Theil Wasser und in 100 Theilen Alkohol bey gewöhnlicher Temperatur. Seine Zusammensetzung ist $C_8\ N_3\ H_7\ O_2$. Es kommt auch bereits fertig gebildet im Muskel vor, wie Liebig sehr ausführlich darthut (S. 65).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz, serenissimo Borussiae regi a consil. regim. int. bibliothecae regiae praefectus. Tomus VII—IX. (Scriptorum Tomus V—VII.) Hannoverae, impensis bibliopolii aulici Hahniani. MDCCCXLIIII—MDCCCXLVI. fol.

„Erst mit der Stiftung des Vereines für ältere deutsche Geschichtskunde durch den edlen Freyherrn von Stein ist für die Erforschung des deutschen Mittelalters, — für die kritische Bearbeitung und Herausgabe der Quellenschriften, — der nothwendigen Grundlage jeder Geschichtsschreibung und Forschung, — ein neuer Tag angebrochen und ein gutes Schicksal vertraute die Herausgabe der Quellen der Sorgfalt eines Mannes an, welcher, wenn je Einer, mit allen Eigenschaften ausgerüstet ist, die diese schwierige und schöne Arbeit erheischt. Die Monumenta Germaniae historica stehen in der gediegenen Behandlung weit über ähnlichen Unternehmungen anderer Länder, würdig des Volkes, von dem ihr Inhalt redet."

Diesem Ausdrucke der Anerkennung, welche ein sehr achtungswürdiger Kenner und Forscher deutscher Geschichte (1) dem Verdienste der Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und dem rühmlichst bekannten Herausgeber ihrer Zeitschrift und des Hauptwerkes ihrer Thätigkeit angedeihen läßt, stimmt gewiß jeder Unbefangene bey, dem der Zustand der Quellensammlungen unserer vaterländischen Geschichte und der literarischen Nachrichten über dieselben vor der Constituirung der genannten Gesellschaft bekannt ist. (2) Ueber den Werth wie über

(1) M. Th. Contzen, die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Regensburg, bey Friedrich Pustet. 1837. 8. Vorwort S. X.

(2) Ref. kann es sich nicht versagen, unter anderm auf das begeisterte Lob hinzuweisen, mit welchem einer unserer geistreichsten und competentesten Geschichtschreiber, Stenzel, das Unternehmen der Frankfurter Gesellschaft begrüßte: „Nur durch vereinte Thätigkeit Vieler wird endlich der allgemeine Geschichtschreiber des Vaterlandes seinen Zweck erreichen; erstens, durch die kritische Herausgabe der Quellen; zweytens, durch Bearbeitungen einzelner Abschnitte der ganzen Geschichte. Was die Ausgabe der Quellen betrifft, so ist damit ein sehr rühmlicher Anfang durch die Monumenta historica Germaniae gemacht worden. Ehre den Männern, die sich an die Spitze des Vereins für ältere Deutsche Geschichtskunde stellten, keine Mühe noch Kosten scheuten, um das Ziel zu erreichen: den Nachkommen würdig zu überliefern, was die Vorfahren uns hinterließen. Ich nenne euch nicht, aber manches hochschlagende Herz, was im einsamen Zimmer still für dasselbe Vaterland denkt, forscht und schreibt, für das es mit jugendlicher Hand stritt und sein wärmstes Blut gern verspritzte, wird Eurer dankbar gedenken, wenn Ihr lange nicht mehr seyn werdet" ꝛc. „Unsere Quellen-Ausgabe der deutschen Geschichte kann sich

die Unentbehrlichkeit des von ihr bisher Geleisteten, über die Ersehntheit jeder neuen Fortsetzung insbesondere der Monumenta herrscht nur eine Stimme, und wenn sich den deßfallsigen Freude- und Beyfallsäußerungen immer lebhafter und häufiger der Wunsch beigesellt, daß die einzelnen Bestandtheile des Gesammt-Unternehmens in rascherer Folge erscheinen möchten, so beruht dieser Wunsch, (in gleicher Weise, wie die häufig vorkommende Anfrage, ob diese oder jene Quellenschrift der deutschen Geschichte, die dem Plane des Ganzen zufolge noch gar nicht an die Reihe kommen kann, in den vorhandenen Bänden der Monumenta enthalten sey oder nicht,) theils auf Unkenntniß der zahllosen Schwierigkeiten und Hemmnisse, mit welchen ein Unternehmen der Art zu kämpfen hat, theils auf dem Mangel einer deßfallsigen allgemein zugänglichen Verständigung über die festgesetzte Anlage des Gesammt-Werkes und über dessen gegenwärtigen Bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Chemische Untersuchung über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel.

(Schluß.)

Vor vier Jahren hat M. Pettenkofer im Harne einen Körper entdeckt, der viele Eigenschaften mit dem Kreatin und Kreatinin gemein hat, und auch ähnliche Zusammensetzung zeigt. Pettenkofers Analysen hatten ihn zu der Formel $C_8\ N_3\ H_8\ O_3$ geführt, welche ein Aequiv. Wasser mehr als das Kreatinin, und ein Aequiv. Wasser weniger als das bei 100°C getrocknete Kreatin anzeigt. Da sich hieraus ergibt, daß die von Pettenkofer im Harne entdeckte Substanz mit dem Kreatin und Kreatinin in einiger Beziehung stehen müsse, so hat Liebig diesem Verhältnisse näher nachgeforscht, und durch die genauesten Analysen gefunden, daß die Substanz, wie sie nach Pettenkofers Methode aus dem Harne abgeschieden wird, eine Mischung von Kreatin und Kreatinin zu gleichen Aequivalenten ist.

1 Aequiv. Kreatin $C_8\ N_3\ H_9\ O_4$
1 Aequiv. Kreatinin $C_8\ N_3\ H_7\ O_2$
$= 2\ (C_8\ N_3\ H_8\ O_3)$.

Kreatin und Kreatinin sind als normale Bestandtheile des Harnes in so ferne von großem Interesse, da es die ersten constanten organischen Bestandtheile dieses Exkretes sind, welche auch in andern Theilen des Organismus angetroffen werden: denn Harnstoff und Harnsäure, fast die zwey einzigen, chemisch genau definirten organischen Harnbestandtheile, werden im gesunden Zustande nirgends im Organismus außer im Harne selbst angetroffen.

Sarkosin. (Zersetzungsprodukt des Kreatins.)

Kocht man Kreatin mit seinem zehnfachen Gewichte Barythydrate, so entwickelt sich Ammoniak, kohlensaurer Baryt scheidet sich ab, — und in Auflösung bleibt eine organische Basis, Sarkosin von Liebig genannt, von welcher das überschüssige Barythydrat einfach durch Kohlensäure geschieden werden kann. Die Formel des Sarkosins ist $C_6\ N\ H_7\ O_4$.

---

nicht nur stolz an die anderer Völker reihen, sondern übertrifft sie in vieler Hinsicht. Dies ist zunächst das Verdienst von Pertz. Wir erfahren nun erst was wir haben, wir erhalten, was vorhanden ist, in seiner, so weit es möglich war, echten Gestalt, lernen dadurch die Beschaffenheit einer Menge von Schriften erst gründlich kennen und ihre Glaubwürdigkeit sicher beurtheilen. Dies ist die allgemein nöthige Grundlage für jede wahre Geschichte" ꝛc. (Geschichte Deutschlands unter den Fränk. Kaisern Bd. II. S. 5. 6.)

1 Aequiv. kryſtalliſ. Kreatin		$C_8\ N_3\ H_{11}\ O_6$, hievon ab
1 Aequiv.	Sarkoſin	$C_6\ N\ H_7\ O_4$
Bleibt Harnſtoff		$C_2\ N_2\ H_4\ O_2$.

Dieſer Harnſtoff, zu Anfang der Ammoniakentwicklung auch wirklich als ſolcher nachweisbar, liefert unter Mitwirkung des Waſſers beym Kochen mit Aetzbaryt Kohlenſäure und Ammoniak.

Inoſinſäure.

Wenn die neutraliſirte und durch Baryt von ihrer Phosphorſäure befreyte Fleiſchflüſſigkeit nach dem Auskryſtalliſiren des Kreatins noch weiter abgedampft wird, ſo zeigt ſich eine Kryſtalliſation eines Kali- oder Barytſalzes, welches eine organiſche ſtickſtoffhaltige Säure enthält, die den Namen Inoſinſäure erhielt. Sie reagirt ſtark ſauer, und beſitzt im verdünnten Zuſtande einen angenehmen, fleiſchbrühartigen Geſchmack; abgedampft hinterläßt ſie einen Syrup, der ſelbſt nach Wochen keine Spur einer Kryſtalliſation zeigt. Wird derſelbe mit Alkohol übergoſſen, ſo verwandelt ſich die dicke Flüſſigkeit in eine pulverige feſte harte Maſſe, von der ſich nur Spuren in Alkohol löſen; aus einer concentrirten wäſſerigen Löſung wird die Säure durch Alkohol in weißen nicht kryſtalliniſchen Flocken niedergeſchlagen; ſie iſt nicht in Aether löslich. Die Salze der Inoſinſäure mit alkaliſchen Baſen werden beym Erhitzen auf Platinblech zerſetzt, und verbreiten einen ſtarken und angenehmen Geruch nach gebratenem Fleiſch. Die Formel der Inoſinſäure iſt $C_{10}\ N_2\ H_7\ O_{11}$, in welcher 1 Aequiv. HO durch Baſen vertretbar iſt. Liebig ſpricht die Vermuthung aus, daß ſie zu den gepaarten Säuren gehören dürfte: ſie enthält die Elemente der waſſerfreyen Eſſigſäure, der Oxalſäure und des Harnſtoffes und kann vielleicht möglicher Weiſe auch ſo geſpalten werden.

1 Aeq. Eſſigſäure	C_4		H_3	O_3
2 Aeq. Oxalſäure	C_4			O_6
1 Aeq. Harnſtoff	C_2	N_2	H_4	O_2
1 Aeq. Inoſinſäurehydrat	C_{10}	N_2	H_7	O_{11}

Der Gehalt der Muskeln an Inoſinſäure iſt ſehr gering.

Milchſäure.

Aus dem alkohol. Auszuge der Fleiſchflüſſigkeit werden durch Schwefelſäure oder Oxalſäure alle anorganiſchen Baſen gefällt, die Milchſäure in Aether aufgenommen, und die milchſauern Salze daraus dargeſtellt. Alle Fleiſcharten enthalten namhafte Quantitäten Milchſäure, und die ſaure Reaktion derſelben rührt neben Phosphorſäure vorzüglich von dieſer Säure her. Um abſolute Sicherheit über das Daſeyn oder die Abweſenheit der Milchſäure zu erlangen, iſt es unumgänglich nöthig, die erhaltenen Kalk- oder Zinkſalze der Säure der Elementar-Analyſe zu unterwerfen, weil wir, wie aus der jüngſt erſchienenen Arbeit von Engelhard und Maddrell hervorgeht, für Milchſäure kein einziges vollkommen entſcheidendes Reagens beſitzen.

Somit wäre jener Kampf, welchen Liebig und auf deſſen Veranlaſſung Enderlin (Annal. f. Chemie und Pharmacie Bd. 66. S. 164 ꝛc.) vor einigen Jahren dadurch hervorriefen, daß ſie behaupteten, weder im Harne, noch im Blute ſey Milchſäure oder deren Salze vorhanden, ja die Exiſtenz der Milchſäure im geſunden thieriſchen Organismus ſey überhaupt nach dieſen Erfahrungen ſehr problematiſch (gegen welche Anſicht hauptſächlich Berzelius, welcher bereits vor 30 Jahren die Milchſäure als Beſtandtheil der Muskelflüſſigkeit, auf allerdings nicht unumſtößliche Beweiſe hin, angenommen hatte) endlich für beyde Partheyen vortheilhaft beygelegt. Berzelius hatte triftige Gründe dafür, die ſaure Reaktion des Fleiſches von Milchſäure abzuleiten; er und ſeine Schüler haben aber auch durch das Schlußverfahren per analogiam die ſaure Reaktion des Harnes von Milchſäure abhängig gemacht. Aus den Muskeln zu den Nieren führt nur ein Weg — die Blutgefäße: was war der phyſiologiſch-chemiſchen Schule von Berzelius mithin natürlicher, als auch im Blute Milchſäure an Alkalien gebunden zu behaupten? Liebig fing zuerſt damit an, nach der Milchſäure im Harne und Blute zu ſuchen und ſuchen zu laſſen (an beyden Orten ſind ſie von Berzelius behauptet worden); — aber es haben ſich entſcheidend negative Reſultate herausgeſtellt. Wer kann es Liebig verargen, wenn er noch vor eini-

gen Jahren das Vorkommen der Milchsäure im lebenden Organismus überhaupt in Zweifel zog? Wer wird ihm nicht Dank sagen, daß er jetzt auch noch das Seyn oder Nichtseyn dieser Säure in der Muskelsubstanz, in welcher sie zuerst behauptet worden war, einer entscheidenden Prüfung, der Feuerprobe der Elementar-Analyse unterworfen hat, welcher weder Berzelius noch seine Anhänger die Salze jener von ihnen für Milchsäure erklärten Substanz je unterzogen hatten. Das Wichtigste, was für die Existenz der Milchsäure im gesunden Organismus in neuester Zeit gethan worden, verdanken wir Lehmann, welcher zuerst aus dem Magensafte von Hunden das Bittererdesalz einer stickstofffreyen Säure darstellte, das im Gehalte an Bittererde und Krystallwasser ganz genau mit der Formel der milchsauren Bittererde stimmte. Aber trotz dem hätte die Säure noch eine andere seyn können; nur die vollständige Elementar-Analyse konnte in dieser für die Thierchemie hochwichtigen Frage als voller Beweis betrachtet werden. Und Liebig hat ihn für die Säure des Muskels vollständig geführt. Wiederholt aber hat er sich von der gänzlichen Abwesenheit der Milchsäure und ihrer Salze im Harne gesunder Individuen überzeugt. —

Warum die Milchsäure nun nicht ins alkalische Blut und von da in den Harn übergeht, erklärt sich einfach dadurch, daß alle Salze organischer Säuren, welche ins Blut gelangen, verbrannt werden und als Kohlensäure und Wasser den Organismus verlassen, welche hochwichtige Thatsache Wöhler bereits vor vielen Jahren entdeckt hat. Daß sich in krankhaft verändertem Blute und Harne übrigens Milchsäure befinden kann, scheint außer Zweifel zu seyn, und Scherer hat (in seinen pathologisch-chemischen Untersuchungen, Heidelberg b. Winter) viele Beweise hiefür beygebracht. Der Unterzeichnete hat bereits im Jahre 1843 in Scherer's Laboratorium eine größere Menge milchsaures Zinkoxyd gesehen, das aus dem Blute an Metrophlebitis Verstorbenen dargestellt worden war.

Die unorganischen Bestandtheile der Fleischflüssigkeit.

In dieser Abtheilung entwickelt Liebig wichtige, und durch ihre Einfachheit frappirende Betrachtungen. Einer der wesentlichsten Punkte scheint mir der die Alkalien anlangende, nämlich daß in der Substanz des Muskels überwiegend nur Kaliverbindungen (vorzüglich phosphorsaures Kali und Chlorkalium) angetroffen werden, im evidentesten Gegensatze zum Blute, in welchem wir überwiegend nur phosphorsaures Natron und Chlornatrium antreffen. Ein zweyter scharfer Gegensatz zu dem der sauren Reaktion des Muskels und der alkalischen des Blutes. Die Bedeutung des Kochsalzes als Zusatz zu unserer Nahrung aus Fleisch, Brod und Gemüsen — wie einfach klärt sie sich auf! Das Fleisch sowohl als unsere Gemüse, und besonders unser Brod, enthalten sehr vorwaltend nur Kaliverbindungen. Um die nöthige Quantität Natron zur Erhaltung der gesunden Mischung unseres Blutes zu empfangen, führen wir Natrium in der Form von Chlornatrium oder Kochsalz dem Organismus zu. Kochsalz und phosphorsaures Kali (wie es unsere Getreide enthalten) setzen sich um zu phosphorsaurem Natron und Chlorkalium. Der Ackerbau, die Ernährung durch die Früchte der Cerealien, wird einem Volke erst dann möglich, wenn es auch Kochsalz sich verschaffen kann. Sobald der Mensch aufhört, Kannibale zu seyn, mit dem Fleische der Thiere auch ihr Blut zu trinken, bedarf er Salz — und die Vorzeit hat in tiefer Ahnung das Salz mit Recht als etwas tief Bedeutsames für die civilisirte Menschheit, als etwas Heiliges bezeichnet.

Ich schließe hiemit mein Referat über Liebigs chemische Untersuchung des Fleisches, welche übrigens der Verfasser selbst durchaus nicht als geschlossen, sondern nur zur Aufmunterung Anderer vorläufig begonnen erklärt. Es war weder meine Absicht, in diesem gedrängten Berichte alle von Liebig erhaltenen Resultate, noch alle möglichen Schlußfolgerungen aufzuführen, die theils von Liebig selbst gezogen worden sind, theils daraus gezogen werden könnten; meine Absicht war lediglich, so viel an mir liegt beyzutragen, daß dieser Meisterarbeit die gebührende Aufmerksamkeit von allen Seiten sollte zugewendet werden.

Dr. Max Pettenkofer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung.)

Um dem in letzterer Beziehung angedeuteten Bedürfnisse einigermassen zu begegnen, wird es vielleicht vielen unserer Leser nicht unerwünscht seyn, wenn wir hier der Anzeige der neuesten drey Bände der fraglichen Sammlung einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf den der Ausgabe der Monumenta zu Grunde liegenden Plan, sowie auf den Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände der Monumenta im Allgemeinen vorausschicken, zuletzt aber ein kurzgefaßtes vollständiges Verzeichniß sämmtlicher in den bis jetzt erschienenen sieben Bänden der Scriptores enthaltenen Quellenschriften damit verbinden.

Nach der ersten Intention des verdienstvollen Stifters der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, (Frhn. vom Stein) sollte die von der Gesellschaft zu veranstaltende Sammlung der „Quellenschriften deutscher Geschichte des mittlern Zeitalters“ nur bis zum Untergange der Hohenstaufen und auf etwa zwölf Bände im Drucke sich erstrecken. Dieser Planentwurf ward infolge der deßfalls angestellten Berathungen bald erweitert, so daß der Umfang der Sammlung der Zeit nach auch auf die drei nächstfolgenden Jahrhunderte ausgedehnt und im Drucke auf geringstens zwanzig und einige Großquartbände berechnet wurde. Als jedoch infolge der beträchtlichen Geldzuschüsse, welche sowohl durch den patriotischen Enthusiasmus des Freyherrn v. Stein und seiner Freunde, (Graf v. Spiegel, Frh. v. Landsberg-Velen, Frh. v. Mirbach ꝛc.) als auch durch die edelmüthige Liberalität mehrerer deutscher Fürsten dem Gesellschaftszwecke zugewendet worden, dem ganzen Unternehmen nicht nur eine breitere sondern auch eine in jeder Hinsicht gesicherte Grundlage gegeben werden konnte, und als bey genauerer Untersuchung der in den Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs und Italiens — größtentheils bisher noch unbenutzt gebliebenen handschriftlichen Schätze die Ueberzeugung gewonnen wurde, wie unendlich viel aus diesen überreichen Mitteln zur Berichtigung und Vervollständigung der bisherigen Quellensammlungen für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte gethan werden kann, wurden sofort auch die in den früheren Planentwürfen ausgeschlossenen Gesetze und Urkunden mit in den Kreis des Gesammtunternehmens gezogen, und unter dem 8. Februar 1824 von Seite der Centraldirection der Gesellschaft hinsichtlich des Umfanges, der Eintheilung und Bearbeitung der Sammlung dem Wesentlichen nach folgende Bestimmungen getroffen: (3) Zweck der Sammlung ist: vollständige und berichtigte Herausgabe aller geschriebenen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters. Dazu ist nicht nur Alles, was als Geschichte geschrieben ward, zu rechnen, sondern auch die uns erhaltenen Denkmäler sollen aufgenommen werden, von diesen jedoch nur diejenigen, welche entweder von unmittelbarer Beziehung auf die Geschichte sind, oder bey dem jetzigen Zustande der Literatur eine vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

(3) Archiv der Gesellsch. f. ä. d. G. Bd. V. S. 788—806.

Das Gesammtwerk soll daher fünf von einander unabhängige Abtheilungen in sich begreifen, für welche fortwährend zugleich gesammelt und gearbeitet wird. Diese Abtheilungen sind:

I. Was als Geschichte geschrieben ward: Geschichten, Chroniken, Annalen, Lebensbeschreibungen: (Scriptores.)

II. Die weltlichen und, soweit sie wesentlich zu verbessern sind, die geistlichen allgemeinen und besondern Gesetze. (Leges.)

III. Die Urkunden. (Diplomata.)

IV. Die Briefe. (Epistolae.)

V. Gemischte Beiträge: Inschriften, Todtenbücher, Bemerkungen, Güter-Einkünfte- und andere Verzeichnisse, Gedichte, einzelne Sprachdenkmäler (Antiquitates.)

Die Zeitgränzen der Sammlung sind das Aufhören der classischen Literatur und der allgemeine Gebrauch der Buchdruckerkunst, (nach der Hand auf das Jahrtausend von 500 bis 1500 ausgedehnt.) Ein Verzeichniß der Stellen der Classiker über die ältern deutschen Völker soll einem Bande der fünften Abtheilung eingeschaltet werden.

Die geographischen Gränzen des Unternehmens bildet der Umfang der deutschen Sprache, also der deutschen Völker und der des deutschen Reichs, unter der, bezüglich der ausgewanderten Stämme und der auswärtigen Herrschaft der deutschen Kaiser nöthigen Beschränkung und Ausdehnung.

Der Hauptzweck für die Bearbeitung jeder einzelnen Schrift ist diplomatisch-treue Herstellung des Werkes nach dessen vorzüglichsten Handschriften.

Die bey den äußern Verhältnissen des Unternehmens unausführbare streng chronologische Ordnung der Schriften in jeder Abtheilung wird durch ein Inhaltsverzeichniß vor jedem Bande, und über jede ganz erschienene Abtheilung ersetzt.

Die Ausdehnung des Gesammtwerkes im Drucke wurde auf beyläufig vierzig Folianten veranschlagt. Da die Geschichtschreiber der Merowingischen Zeit (Gregor von Tours, Fredegar, Paulus Diaconus), sowie auch Jordanis in sorgfältig bearbeiteten Editionen bereits vorhanden, andererseits aber die Vorarbeiten zu der von der Gesellschaft f. ä. d. G. herzustellenden neuen Ausgabe noch unvollendet waren, so wurde mit Zurücksetzung derselben für einen nachträglich zu liefernden Tomus prodromus mit der Herausgabe der ältesten eigentlich deutschen Geschichtsquellen der karolingischen Zeit (VIII. und IX. Jahrh.) der Anfang gemacht, und zwey Jahre nach oben erwähnter Bekanntgebung des für das Unternehmen festgesetzten Planes, — sieben Jahre nach Constituirung der Gesellschaft f. ä. d. G. — erschien der erste Band der „Monumenta Germaniae historica.“ Ihm folgten nach Abfluß von weitern drey Jahren (1829) der zweyte Band; im J. 1835 und 1837 die beyden ersten Bände der leges (der Gesammtreihe dritter und vierter Band) und sofort in den Jahren 1839, 1841, 1844 und 1846 der fünfte bis neunte Band (oder dritte bis sechste der Scriptores). Der zehnte Band, gleichfalls wieder der Abtheilung der Scriptores angehörend, ist dem Vernehmen nach bereits unter der Presse.

Erwägt man einerseits die ungeheuern Vorarbeiten, durch welche die Herstellung eines ähnlichen Werkes in Beziehung auf Reinheit und Treue des Textes, in Beziehung auf Sichtung und Bearbeitung des (größtentheils aus weiter Ferne herbeygeschafften) critischen Apparates, der erläuternden Anmerkungen ꝛc. bedingt ist, dann die beträchtliche Dauer, welche das mechanische Geschäft des Druckes von Bänden zu durchschnittlich 200 Druckbogen, andererseits aber die musterhafte Sorgfalt und Bündigkeit wie die umfassende, historische und paleographische Gelehrsamkeit, mit welcher die Herausgabe der Monumenta laut allgemeiner Anerkennung ausgeführt wird, so wird man die Zeiträume, binnen welchen die einzelnen Bände bis jetzt erschienen und auch fortan erscheinen werden, keineswegs als zu lang betrachten und mit billigen Gründen eine größere Beschleunigung im Interesse der Sache zwar wünschen, aber nicht verlangen können.

Was nun den Inhalt der bis jetzt erschienenen neun Bände der Monumenta im Allgemeinen anbelangt, so enthalten die beyden ersten Bände der Scriptores die karolingischen Geschichtschreiber des VIII. und IX. Jahrhunderts, und zwar der erste Band zuerst die kleinen Annalen (annales

Germanorum antiquissimi), und sodann die größern Annalisten der bezeichneten Periode, unter letzteren also namentlich dit Annalen Eginhards und des Poeta Saxo, das Chronicon Moissiacense, die Annales Mettenses, Fuldenses, Bertiniani mit ihren verschiedenen Continuatoren, und den Regino.

Der zweyte Band zerfällt in zwey Abtheilungen, deren kleinere die St. Gallischen Geschichtschreiber, herausgegeben von dem verdienstvollen letzten Conventualen des Stifts, Ildephons von Arx, enthält, und sich bis ins XIII. Jahrhundert erstreckt, (eine Ueberschreitung der dem fraglichen Bande im Allgemeinen gesetzten Zeitgränze, die in der Rücksicht auf den dadurch bewahrten Zusammenhang der betreffenden Geschichtsquellen, wie auch in andern ähnlichen Fällen, volle Rechtfertigung findet.) Die zweyte Abtheilung des Bandes umfaßt die übrigen Geschichtschreiber des VIII. vorzugsweise aber des IX. Jahrhunderts, und zwar zuvörderst eine Nachlese der im ersten Bande gegebenen kleineren Annalen, dann die größern Chroniken und Lebensbeschreibungen des genannten Zeitraums, insbesondere Willibalds Leben des heil. Bonifacius, Eginhards vita Karoli M., Thegan's Leben Ludwigs des Frommen, Ermoldi Nigelli carmina, Nithard, Leben des hl. Anskar ꝛc.

Der dritte und vierte Band (der Scriptores) enthalten zunächst die Quellenschriften der sächsischen Kaiserzeit (919—1024) und zwar der dritte vorzugsweise die kleinern und größern Annalen, Chroniken und Geschichtschreiber im engern Sinne (Liudprand, Flodoard, Widukind, Richer, Thietmar ꝛc.) ([3a]); der vierte Band aber die übrigen Schriftsteller des bezeichneten Zeitraumes, namentlich die Biographen und Hagiographen.

Den Inhalt des vorliegenden fünften, sechsten und siebenten Bandes der Scriptores, sowie auch des zunächst erscheinenden achten Bandes (der Gesammtreihe Bd. VII — X.) ist im Allgemeinen der Periode der fränkischen Kaiser (1024 — 1137) gewidmet, und zwar in der Art, daß der V. u. VI. Bd. (der Abth. Script.) die Universal-Chroniken des salischen Zeitraums, der bis jetzt erschienene jüngste (VII. resp. IX.) Bd. aber außer einigen Nachträgen zur sächsischen Kaiserzeit die Special-Chroniken der Länder, Bisthümer, Klöster, Städte, Päpste ꝛc. vom XI: und XII. Jahrhundert bis zum Zeitraum der Hohenstaufen in sich begreifen. Von den bisher erschienenen zwey Bänden der Gesetze (Bd. III. und IV. der Gesammt-Reihe) enthält der erste die Kapitularien der fränkischen Könige (der Merowinger und der deutschen, italienischen und französischen Karolinger) in chronologischer Folge und in durchgreifend neuer Bearbeitung; der zweyte Band liefert die Reichsgesetze, Friedensschlüsse und Reichstags-Verhandlungen bis zum Jahre 1313. ([3b])

Der größtentheils bereits druckreif vorliegende dritte Band dieser — im Allgemeinen auf fünf bis sechs Bände berechneten Abtheilung der Leges soll die Volksgesetze und Formeln, der vierte die Reichsgesetze von 1313 bis an das Ende des XV. Jahrhunderts enthalten, die folgenden Bände werden den Sachsen- und Schwabenspiegel, die Gesetze und Statuten der Reichsstädte liefern.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über den bisherigen und nächstkünftigen Bestand dieses deutschen Nationalwerkes gehen wir denn auf eine detailirtere Anzeige des Inhalts der vor uns liegenden letzten drey Bände der Scriptores über.

Der erstere von ihnen (Mon. T. VII. SS. T. V.) zerfällt 1) in Annales minores (Num. I—XI.), 2) in Chronica minora (Num. XII.), 3) in Annales maiores, Chronica generalia (Num. XIII — XIX.), sämmtlich, wie bereits oben im Allgemeinen erwähnt worden, ihren wesentlichen Bestandtheilen nach, aus der Regierungsperiode der fränkischen Kaiser.

Die erste Abtheilung der Annales minores bilden:

I. (p. 1 — 9.) Annales Ottenburani. 727 — 1113. bisher ungedruckt, und hier zum ersten-

(3a) Vgl. Münch. Gel. Anz. 1840. Bd. Nr. 149. ff.

(3b) Vgl. Münch. Gel. Anz. 1836. Bd. II. Nr. 129. ff. 1838. Bd. VI. Nr. 1. ff.

male nach zwey Handschriften mitgetheilt, wovon eine sich ehemals im Kloster Ottobeuern befand, jetzt aber verkommen und nur in einer von Bernhard Pez gefertigten im Koster Mölk befindlichen Abschrift erhalten ist, die andere aber von H. Pertz im J. 1827 zu Oxford aufgefunden wurde. Der ältere Bestandtheil dieser Annalen bis z. J. 1039 incl. weist auf eine Abstammung aus den Hersfelder Annalen hin, und bildet sohin neben den Hildesheimer, Quedlinburger und Weissenburger Annalen und des bis zu dem ebengenannten Jahre (1039) reichenden ersten Theiles der unter dem Namen des Lambertus Aschaffnaburgensis bekannten Annalen das fünfte Exemplar jenes in der Urschrift noch immer nicht aufgefundenen Annalen-Werkes. (Vgl. Archiv der Ges. f. äd. G. Bd. VI. S. 663 — 688.) Der genuine und selbstständige Theil der vorliegenden Annalen beginnt mit dem J. 1040; die Texte beyder — im Ganzen nur sehr wenig voneinander abweichenden Codices sind vom J. 1004 an in zwey Columnen neben einander gedruckt. Ihr Inhalt bringt mehrere namentlich localgeschichtliche neue Notizen, und erwünschte Bestätigungen bereits bekannter.

II. (p. 9. 10.) Annales S. Michaelis Babenbergensis. A. 1066 — 1160. Nur fünfzehn in einem Cyklencodex des genanten Klosters vorkommende von Bibliothekar Molter zu Karlsruhe mitgetheilte historische Angaben.

III. (p. 388.) Annales Scafhusenses. a. 1009 — 1064.

IV. (p. 389. 390.) Annales Gengenbacenses. a. 1027 — 1096. Erstere aus nur drey in dem hiesigen, aus Schaffhausen stammenden Codex des Bernoldus Constantiensis vorkommenden Notizen bestehend, letztere aus dem Gengenbacher, jetzt in der Universitätsbibliothek zu Würzburg befindlichen Codex desselben Chronisten entnommen.

V. (p. 10.) Annales S. Eucharii Trevirenses a. 1015 — 1092 mit einigen Berichtigungen des Drucks bey Martene IV. 505.

VI. (p. 10 — 20.) Annales Elnonenses, maiores a. 542—1224, minores a. 533—1061, beyde von Dr. Bethmann aus einer Ostercyklen-Handschrift des ehemaligen Klosters St. Amand (des alten Elnon) zu Valenciennes, wohin die Bibliothek-Ueberreste jenes in der Revolution zerstörten Klosters gelangten, auf seiner 1839 bis 1841 im Auftrage der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ausgeführten Reise durch die Niederlande, Belgien und Frankreich entnommen. (Vergl. Archiv der Gesellsch. VIII. 95.)

VII. (p. 20—34.) Annales Blandinienses a. 1 — 1292 ed. D. Lud. Bethmann. Aus einem Salbuche von St. Peter zu Gent im Besitze des Abbé Vandeputte zu Brügge.

VIII. (p. 34 — 36.) Annales Formoselenses a 1 — 1136 ed. D. Lud. Bethmann, aus einem jetzt zu Brüssel befindlichen Codex des ehemaligen Klosters Vormezeele, beyde von Dr. Bethmann hier zum erstenmal herausgegeben. (Vgl. Archiv der Gesellsch. VIII. 100 und VIII 42.)

IX. (p. 37 — 50.) Annales S. Benigni Divionensis a. 564 — 1285. ed. D. G. Waitz. Von dem Hrn. Herausgeber auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich im J. 1837 aus zwey Cyklenhandschriften des XII. und XIII. Jahrhunderts entnommen, welche beyde aus dem Kloster des hl. Benignus zu Dijon stammen, von denen aber die eine sich jetzt in der Universitätsbibliothek daselbst, die andere in der Universitätsbibliothek zu Montpellier befindet. Die in ersterem Codex eingezeichneten Annalen sind großentheils bereits bey Labbé (Bibl. mss. I. 293) und bey Bouquet (XI. 345. XII. 310. XVII. 741.) gedruckt, die des Cod. Montispessul. noch unedirt. Die vorliegenden Annalen weisen sich übrigens als Quelle der Annales Besuenses (Mon. II. 248) aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 16. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung.)

X. (p. 51 — 56.) Annales Barenses a. 605 — 1043. XI. (p. 52 — 63.) Lupi Protospatarii annales a. 855 — 1102. Die Annalen, d. h. die geschichtlichen Anmerkungen, welche einer Cyklen-Handschrift der Cathedralkirche zu Bari (Königreich Neapel) beygefügt sind, hat zuerst Muratori (Ant. Ital. T. I.) unter dem Titel „Chronicon Barense" herausgegeben. Eine wahrscheinlich schon im XI. Jahrhunderte gefertigte Ueberarbeitung dieser Annalen ist das seit dem XVI. Jahrh. bekannt gewordene Chronicon Lupi Barensis protospatae, welches zuerst von A. Caraccioli (1626), dann von Muratori u. a. herausgegeben worden. In der vorliegenden Ausgabe von Pertz sind beyde Erzeugnisse nebeneinander gedruckt. Zur kritischen Berichtigung des Textes wurden verwendet: die vaticanische, der oben erwähnten Muratorischen Ausgabe der Annalen zu Grunde liegende Handschrift, welche Dr. Heyse für die Zwecke der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde collationirte; die von dem sel. Knust gefertigte Abschrift einer altitalienischen Uebersetzung der Chronik des Lupus Protospata, welche sich in einem Codex der Nationalbibliothek zu Madrid befindet; die von Dr. Bethmann verglichene Pariser Handschrift und ein von dem Hrn. Herausgeber selbst schon auf seiner ersten italienischen Reise (Arch. V. 157) benutzter Codex im Museo Borbonico zu Neapel. Von den gedruckten Ausgaben bot nur das mehrere Bestandtheile der annales Barenses mit sich führende Chronicon ignoti Barensis einiges Brauchbares.

XII. (p. 63 — 66.). Regum et imperatorum catalogi. 1) Catalogus regum Langobardorum et imperatorum aus dem Rhediger'schen Codex der Leges Langobardorum zu Breslau; 2) Chronica Guidonis (Langobardi) aus einer Brüsseler Handschrift; kurze annalistische Notizen von 756 bis 1108. 3) Lamberti Audomarensis chronica a. 1 — 1120, aus einer Handschrift der Universitätsbibliothek zu Gent.

XIII. (p. 67 — 133.) Herimanni Augiensis chronicon a. 1 — 1054. Der Chorführer unter den bedeutenderen Chronisten des XI. Jahrhunderts [4]), Hermann Graf von Veringen, in der Literatur unter der von seiner Leibesbeschaffenheit hergenommenen Benennung: Hermannus Contractus bekannt, in der vorliegenden neuesten Ausgabe seines Geschichtswerkes aber von dem Kloster Reichenau (Augia, Augia dives) zubenannt, in welchem er als von seinen Zeitgenossen hochgepriesener Lehrer lebte und starb, erscheint hier von der Hand des Hrn. Herausgebers auf eine Weise ausgestattet, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Es standen aber auch zu diesem Behufe die trefflichsten Hülfsmittel zu Gebote sowohl an Handschriften, als insbesondere auch durch der früheren Herausgeber, namentlich Ussermanns ge-

4) „Die allgemeinste Grundlage der Chroniken am Ende des XII. und im XIII. Jahrh. für die Geschichte des elften" nennt ihn Stenzel a. a. O. S. 33.

diegene Vorarbeiten. Der neuen Textesrecension zu Grunde gelegt ist der von Ussermann edirte ehemalige, jetzt zu Karlsruhe befindliche Reichenauer Codex aus dem XI. Jahrhundert, (welcher jedoch nach des Hrn. Herausg. Nachweisung weder Hermanns Autographum, noch überhaupt im Kloster Reichenau geschrieben ist, sondern aus dem Kloster Einsidlen stammt, und im XIV. Jahrh. nach Pfeffers und erst von da nach Reichenau gelangte.) Die ersprießlichsten Dienste leisteten aber dem Hrn. Herausg. vor allen andern die Münchner Handschriften: Cod. Emeram. F. CXVI., Hermanns und Cassiodors Chroniken enthaltend, auf welchen schon der sel. Docen 1821 im Gesellschaftsarchive (III. 1.) aufmerksam gemacht hatte, der aber nach des Hrn. Herausg. kritischen Ermittelungen sich als wahrscheinliche Copie von Hermanns Urschrift herausstellt, und dann der schon von unserm Oefele benutzte Cod. lat. 432, das autographe Chronikenwerk von Bernold, dem zweyten Continuator Hermanns, enthaltend, welcher bey Anfertigung des allgemeinen, excerpirenden Theils seiner Chronik offenbar das vollständige Originalmanuscript Hermanns vor sich hatte, wie weiter unten bey Erörterung der Bernold'schen Chronik selbst näher angegeben werden wird. Das vorzüglichste Augenmerk bey dieser neuen Ausgabe mußte natürlich auf Herstellung des Textes in seiner ursprünglichen Reinheit gerichtet seyn; aus diesem Grunde konnten denn auch alle jene Handschriften, die unter der Bezeichnung von Hermanns Chronik vorkommen, aber mit unzähligen späteren Interpolationen vermischt sind, wie dieß namentlich bey Eckehards von Aurach Bearbeitung resp. Excerpirung des Hermann'schen Werkes und den aus ihr geflossenen Chroniken der Fall ist, keine andere als die ihnen gebührende Beachtung finden.

XIV. (p. 134 — 263.) Lamberti Hersfeldensis annales a. 1040 — 1077. ed. Lud. Frid. Hesse. Einer ebenso musterhaften Ausstattung, wie der vorausgehende Quellenschriftsteller, erfreut sich der bedeutendste Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts und wohl des ganzen deutschen Mittelalters, der bescheidene Hersfelder Mönch Lambert, dem man früher ohne alle Begründung Aschaffenburg zur Heimat anwies, und daraufhin, zugleich aber unter wahrer Versündigung an diesem Ortsnamen, den Beynamen Schaffnaburgensis zutheilte [5]).

Lamberts Geschichtswerk besteht bekanntlich aus zwey ihrem Gehalte nach wesentlich verschiedenen Theilen; in deren früherem erscheint Lambert als Annalist im gewöhnlichen Style der damaligen Zeit, indem er die in seinem Kloster ihm zugänglichen Geschichtsquellen, ohne besondere Mühe auf deren Prüfung und Sichtung zu verwenden, compendiarisch zusammenstellte, hiebey aber offenbar eine ältere aus dem Kloster Hersfeld selbst eigenthümlich hervorgegangene (bis jetzt im Original noch unaufgefundene) Annalen-Aufzeichnung [„Annales Hersfeldenses" im engern Sinne] [6]) seiner Arbeit zum Grunde legte.

Dieser frühere Theil von Lamberts Geschichtswerk, die Jahre 1 — 1039 umfassend, erschien bereits im V. Bande der Monumenta (Script. T. III.) gemeinsam mit den Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses und Weissenburgenses, die ihrerseits gleichfalls zunächst aus jenen ältern Hersfelder Annalen entnommen worden; in der spätern Abtheilung hingegen (J. 1040 — 1077) erhebt sich Lambert auf die Linie des selbstständigen und eigentlichen Historiographen, und ist, in so ferne er die ihn umgebenden Zeitverhältnisse mit eben so scharfer Beobachtungsgabe als Unpartheylichkeit darstellt, eine der vorzüglichsten Quellen des erwähnten, inhaltsvollen Zeitraums der deutschen Geschichte. Für die Texteskritik dieses so wichtigen Autors war bisher nur äußerst Weniges geschehen [7]), zunächst wohl wegen des völligen Man-

5) Dem Hrn. Hg. Pertz gebührt das Verdienst, in dem Archive der Frankfurter Gesellschaft, nachdem er dessen Redaction übernommen, (Bd. V. 1824.) diese Namensverstümmelung ausgemerzt zu haben.

6) Eine gründliche Untersuchung derselben lieferte Hr. Prof. Waitz Arch. VI. 663 — 699.

7) Dieß beweist unter anderm der Umstand, daß die sinnlose Lesart der editio princeps zum J. 1058 „Ego N. (Lambert nemlich) ordinatus sum a Scafnaburg in ieunio autumnali a Liupoldo archiepiscopo (st. Ascafnaburg etc.) nebst der

gels einer guten und gleichzeitigen oder überhaupt nur alten Handschrift des Werkes. Selbst den vielfachen Bemühungen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gelang es nicht eine solche aufzufinden; um so mehr ließ es sich aber der Hr. Herausgeber des vorliegenden spätern Theils von Lamberts Annalen, Hr. Prof. und Bibliothekar Hesse in Rudolstadt angelegen seyn, alle gedruckten und handschriftlichen Hülfsmittel zu obigem Zwecke sorgfältigst zu Rathe zu halten. Den von ihm dem Texte beygegebenen kritischen und sachlichen Erläuterungen fügte Hr. Prof. Waitz mehrere höchst schätzbare Zusätze bey [8]).

XV. (p. 264 — 326.) Bertholdi annales a. 1054 — 1080. Die beyden Continuatoren von Hermann's (vulgo des Contracten) Chronik: Berthold, Hermann's Schüler und Nachfolger als Lehrer in der Klosterschule zu Reichenau (daher wohl aus gleichem Grunde wie jener durch den Beynamen Augiensis bleibend zu kennzeichnen?) und Bernold, Mönch von Sanct Blasien und in den letzten Jahren seines Lebens zu Sanct Salvator in Schaffhausen, der Epitomator und Fortsetzer Hermanns waren bisher in den Handschriften und Ausgaben der Hermann'schen Chronik und ihrer Fortsetzungen zum Theil schon wegen des ihnen beyden gemeinsam bisher gegebenen Beynamens „Constantiensis" ein Gegenstand fortgesetzter Verwechslung, bis endlich Docen, durch das hiesige Autographum von Bernolds Chronik dazu in Stand gesetzt, dieser Verwirrung ein Ziel setzte, indem er vorläufig andeutete, was, in den übrigen Handschriften und den nach ihnen veranstalteten Ausgaben mit Hermanns und Bernolds Chroniken vermischt vorkommend, als Berthold's Werk, d. h. als seine Fortsetzung zu Hermann und als die aus seiner Feder geflossene Lebensbeschreibung des letzteren sich herausstellt [9]). Die wirkliche Ausscheidung des ächten und des bloß vermeintlichen Berthold'schen Textes ist denn zum erstenmal in der vorliegenden neuesten Ausgabe durchgeführt — unter Zugrundelegung der Sanct Galler Handschrift für die Jahre 1054 — 1066 und 1080, und des Coder von Muri hinsichtlich der Jahre 1067 — 1079 und der an die Spitze der Berthold'schen Annalen gestellten vita Herimanni.

XVI. (p. 327 — 384.) Brunonis liber de bello saxonico. Die einzige (jetzt zu Leipzig befindliche) bis jetzo bekannt gewordene Handschrift der Geschichte des sächsischen Aufstandes gegen Heinrich IV., (1073 — 1082) aus der, von patriotischem Ingrimm gegen den kaiserlichen Zwingherrn überfließenden [10]) Feder des Magdeburger Clerikers Bruno, ist für die vorliegende Ausgabe sorgfältiger benützt, als es von den beyden frühern Herausgebern des Werkes (Freher 1600, Struve 1717) geschehen, und ausserdem sowohl das Chronicon

---

von dem Herausgeber der dritten Auflage (1533) daraus abgeleiteten, oben bemerkten Verstümmelung von Lambert's bisherigem Beynamen von allen folgenden Ausgaben, bis auf die Struve'sche v. J. 1726 u. 1731, unverändert beybehalten wurde, obgleich Serarius schon im J. 1604 die Unrichtigkeit derselben öffentlich gerügt hatte.

8) Bezüglich mehrerer jetzt verschollener Codices von Lamberts Annalen macht Hr. Prof. Waitz (pag. 148. n. 64.) auf eine Notiz in Leutner's hist. monast. Wessofont. aufmerksam, zufolge welcher der Wessobrunner Mönch Stephan Leopolder (1502 — 1532) ein „Compendium chronici Hersfeldensis ex Lamberto Schaffnaburgensi excerptum" geschrieben. Dieses Compendium ist in zwey eigenhändigen Manuscripten des genannten Steph. Leopolder in der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier vorhanden. Ref., der von der Existenz dieser Mss. erst nach dem Erscheinen der vorliegenden Ausgabe Kunde erhielt, wird vielleicht das Ergebniß einer deßfalls von ihm angestellten Vergleichung, welches übrigens für den Text der Lambert'schen Annalen von keinem großen Belange ist, bey einer andern Gelegenheit mittheilen.

9) Archiv III. 12. ff.

10) Stenzel a. a. O. II. 55 — 67.

Magdeburgense und eine Pariser Handschrift des Annalista Saxo (S. XII) mit vielfachem Gewinn für die Vereinigung des Textes beygezogen.

XVII. (p. 358 — 467.) Bernoldi chronicon a. 1 — 1100. Es war wohl nur die Wichtigkeit der oben (num. XIII u. XV) bereits erwähnten eigenhändigen Handschrift Bernolds, welche unsern verdienten Oefele vermögen konnte, die aus diesem werthvollen Codex entnommenen Stücke: I. Variae lectiones et emendationes in Hermanni Contracti chronicum. II. Lectiones variantes ex autographo chronici Bernoldi Constantiensis. III. Catalogus Sanctorum Romanorum Pontificum. IV. Necrologium Bernoldi Constantiense — dem ersten Bande seiner Rerum boicarum Scriptores (pag. 642 — 653) einzuverleiben; denn auf bayerische Geschichte haben dieselben keinen speciellen Bezug. Die Oefele'sche Variantenlese ward nach der Hand (1796) durch Bibliothekar Hardt für die Ussermann'sche Ausgabe (Germaniae sacrae prodromus) ergänzt; eine erschöpfende und einem so höchst interessanten Denkmale gebührende Würdigung und Benutzung wurde aber der fraglichen Handschrift erst durch den Hrn. Hg. der Monum. Germ. in vorliegender, durch Mitgabe trefflich gearbeiteter Schriftmuster ausgezeichneten Edition zu Theil.

XVIII. (p. 468 — 480.) Annales Romani a. 1044 — 1187.

Schon während seines Aufenthaltes zu Rom in den Jahren 1821 — 1823 hatte der Hr. Hg. die Abschrift aller ungedruckten Bestandtheile jenes wichtigen Codex der Vaticana veranstaltet, in welchem auch obige römischen Annalen vorkommen, und über die Beschaffenheit und Entstehung dieser Handschrift „aus allmähligen Eintragungen mehrerer nach einander lebenden Beobachter in Rom selbst, vom elften bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts" in seiner „italienischen Reise" [11]) ausführliche Nachricht erstattet. Die auf die Krönung Heinrichs V. (1111) Bezug habenden Stellen dieser Annalen wurden, unter Einreihung der aus andern Geschichtsquellen (Udalr. Babenb., Sigebert. Gembl., Dodechinus etc.) zu erholenden Actenstücke, von dem Hrn. Hg. bereits im vierten Bande der Monumenta (Tom. II. der Leges) pag. 65 — 73 vorläufig mitgetheilt, in dem vorliegenden siebenten Bande aber erscheinen die erwähnten Annalen in ihrem vollständigen chronologischen Zusammenhange. Der größere Theil derselben ist zwar inzwischen auch im sechsten Bande des von A. Mai zum Drucke beförderten Spicilegium Romanum veröffentlicht worden, ohne daß dem Hrn. Hg. der Monumenta, wohl nur infolge des unglaublich mangelhaften buchhändlerischen und literarischen Verkehrs zwischen Süd-Italien und Deutschland, vor dem Erscheinen des vorliegenden Monumenten-Bandes, (dessen Druck laut des Datums zur Vorrede schon im Monate October 1843 beendigt war,) davon Kunde zugekommen [12]); durch die Mai'sche Ausgabe der fraglichen Annalen ist aber die Pertz'sche auf keine Weise überflüssig gemacht worden.

(Fortsetzung folgt.)

11) Archiv der Gesellsch. ꝛc. Bd. V. Heft 1 — 4. Hannov. 1824. S. 80 — 86.

12) Auch bey der hiesigen k. Hof- und Staatsbibliothek trafen die ersten acht Bände des Spicileg. Rom., obschon bereits in den Jahren 1839 — 1842 erschienen, erst im October 1844 ein, nachdem die erneuerte Bestellung dieses Werkes zunächst durch die im Januar 1844 in den Münchner Gelehrten Anzeigen (Bd. 18. Nro. 14 — 16.) von Herrn Prof. Höfler mitgetheilte Nachricht über den Inhalt eben dieser ersten acht Bände desselben veranlaßt worden war.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 19. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung.)

Ersterer liegt nemlich, wie sich aus einer Vergleichung der beyden Texte unter sich ergiebt, eine sehr fehlerhafte, eigenmächtig behandelte und namentlich durch Einschaltungen aus Pandulfus Pisanus interpolirte Abschrift zum Grunde, welche von einem früheren Präfecten der vaticanischen Bibliothek, L. Zaccagni, veranstaltet worden, während die Monumenta einen diplomatisch treuen Abdruck des Originals liefern [13]), der im Interesse unbefangener Geschichtforschung um so willkommener seyn muß, als die frühern Bestandtheile der fraglichen Annalen Partheymänner, nemlich erklärte Gegner Gregors VII. zu Verfassern haben, und gerade bey Veröffentlichung von Partheyschriften jeder eignen Zuthat oder Hinweglassung sich zu entäußern zu den ersten Pflichten eines gewissenhaften Herausgebers gehört [14]).

XIX. (p. 481 — 568.) Mariani Scotti chronicon a. 1 — 1082. ed. D. G. Waitz.

Daß vielleicht kein Schriftsteller des Mittelalters unter den Händen der Copisten, spätern Ueberarbeiter und Herausgeber in ärgerer Weise entstellt auf uns gekommen, als die Chronik des Schottländers Marianus († 1082 oder 1083 als Inclusus im Kloster St. Martin zu Mainz), hat bereits Stenzel [15]) angedeutet. Dieß hat sich denn nun auch durch die vorliegende Ausgabe dieses Werkes vollständigst bethätigt. Hatte einerseits die Schweikhart'sche Vergleichung der Frankfurter Handschrift des Marianus, aus welcher die bisherigen Ausgaben flossen, dargethan, daß der erste Herausgeber (Herold, 1559), welchem Pistorius und Struve blindlings nachtraten, den Text der Handschriften willkürlich abkürzte und aus andern Geschichtswerken interpolirte, so stellte sich andererseits durch die von Heyse und Giesebrecht in Rom angestellten genauen Untersuchungen des ehemaligen Heidelberger Codex in der Vaticana heraus, daß letzterer — wenigstens theilweise das Autograph des Verfassers sey, hingegen weder die erwähnte Frankfurter, noch die berühmt gewordene Cottonianische Handschrift den genuinen Text des Werkes enthalte. Die ächte Chronik des Marianus kann daher mit allem Rechte als ein Ineditum betrachtet werden. Sie wird dieses zum Theile auch jetzt noch bleiben. Da nemlich die eigentliche und nächste Absicht des Verfassers bey Ausarbeitung dieser Chronik nicht so sehr Geschichtschreibung, als vielmehr Chronographie im engern Sinne, d. h. Richtigstellung der Zeitrechnung der gesammten Universalgeschichte war [16]),

13) Ueber die Mangelhaftigkeit des Abdrucks im Spicil. Rom. vergleiche man insbesondere auch Dr. Giesebrecht's schätzbare Nachrichten über die „neueren Erscheinungen der historischen Literatur in Italien" im IV. Bde. der Schmidt'schen Zeitschr. f. Geschichtsw. S. 31.

14) Hienach ist zu beurtheilen, was in diesen Blättern (1845. XX. 33.) über die vorliegende Ausgabe der Ann. Rom. vorgebracht worden.

15) Archiv der Gesellsch. f. ä. d. G. V. 768 — 779. Geschichte Deutschlands unter den Fränk. Kais. I. 136. II. 112.

16) Auf den Grund seiner deßfallsigen Forschungen er-

so eignete sich nur das dritte Buch, die Aufzählung der wichtigsten Ereignisse seit Christus enthaltend, zur Aufnahme in vorliegende Ausgabe, vom ersten und zweyten Buche aber, welche die chronologischen Untersuchungen und die Geschichtserzählung von Erschaffung der Welt bis Christi Geburt umfassen, wurden nur die Capitel-Rubriken mitgetheilt, der Text selbst aber, als dem Zwecke der Monumenta Germaniae fremd, blieb ausgeschlossen. Dem Abdrucke des dritten Buches sind die im vaticanischen Codex und in der Londner Handschrift vorfindlichen spätern Fortsetzungen der Chronik von 1105 — 1155 resp. 1160 beygefügt [17]).

klärte Marianus die Dionysische Computation für unrichtig, rückte demzufolge das Jahr der Geburt Christi um 22 Jahre weiter herab u. dgl.

17) Zum Belege der großen Text-Verschiedenheit, welche zwischen den bisherigen Ausgaben des Marianus und der gegenwärtigen in den Monum. obwaltet, theilen wir hier den Vortrag des Jahres 1078 aus Struve (Rer. German. SS. Ratisb. 1731 T. I. p. 655) und dann nach dem vorliegenden Abdruck aus der vaticanischen Handschrift mit:

Gregorius igitur, praesul venerabilis, haereticorum insaniam, catholicorum quoque astipulante veritate, cognoscens, Constantiam Rodolpho regi, missis literis, apostolicam mandavit benedictionem: in quibus etiam omnibus Christi fidelibus beato Petro, ac sibi vicario ejus obedientiam profitentibus, universaliter insinuavit, Henrico propter superbiam, inobedientiam ac falsitatem, regni dignitatem ablatam, Rodolpho vero regi pro sua humilitate, obedientia et veritate, authoritate sancti Petri collatam.

Henricus rex Nativitatem Domini apud Spiram celebravit. Et inde in Longobardiam pergens, papa sibi obviam veniente, rex a papa solutionem banni obtinuit. Papa vero sedem apostolicam a rege accepit. Et poenitentiam, quam sibi papa constituit, minime servavit: unde et postea eum iterum anathematizavit. Bellum juxta Strovi commissum est 7 idus Augusti: ubi Vizelo, Magdeburgensis archiepiscopus, frater beati Annonis, Coloniensis archiepiscopi, cum aliis multis occubuit. Rodolphus rex victoriam tamen obtinuit.

Pertz, Mon. VII. 561.

Heinricus ergo rex et Illibrandus papa convenientes mense Martio *) in Langobardia, rex a papa solutionem banni, papa vero sedem apostolicam a rege accepit. Convenientes autem Suavi et Saxones et Walp dux Boariorum, episcopi septem de Saxonibus et alii sex, Pataviensis, Salsabogiensis, Wirziburgiensis, Vurmatiensis et Mogontiensis episcopi, iuxta Bamberc (in marg. Forkem) dominica tertia quadragesimae, Rodulfum ducem Suaevorum super se constituunt, et dominica mediae quadragesimae Mogontia ungunt in regem, viasque Alpi montis contra Heinricum muniunt. Haec cum cognovit Heinricus, per Aquileiam Radisbonam post pascha pervenit, et ad Rodulphum in Suaviam contra se certaret, temptantem festinavit. Cum vero Rodulfus fugit, Heinricus Suaviam predavit. Convenientes quoque circa Renum inter Mogontiam et Wormatiam mense Ag. pugnare prohibiti. Conventione quoque in eodem loco facta in Kal. Nov., Rodulfus Heinrico oviam non venit. Heinricus Suaviam predavit et castella per hiemem fregit.

*) Januar. a. 1077.

Der achte Band der Monumenta (Script. T. VI.) ist den Zeitgränzen nach jenen Quellenschriften gewidmet, welche die allgemeine Geschichte Deutschlands vom elften Jahrhundert in das zwölfte und zwar bis zur Regierungszeit Konrad's III. fortführen. Er enthält deren nur vier, von welchen jedoch drey zu den umfangreichsten Geschichtswerken gehören, welche wir überhaupt besitzen. Als ein den hier vorliegenden neuen Ausgaben derselben gemeinschaftlich zukommender Vorzug kann der erfreuliche Umstand bezeichnet werden, daß infolge eines merkwürdig günstigen Zufalls von jeder der mitgetheilten vier Quellenschriften die autographen Manuscripte (Handexemplare) der Verfasser aufgefunden wurden und dem neuen Drucke zu Grunde gelegt werden konnten.

I. (p. 1 — 267.) Ekkehardi Uraugiensis chronica edente G. Waitz.

Durch die vorliegende erste vollständige Ausgabe der Universalchronik Eckehard's, ersten Abts

von Aurach [18]), wird endlich diesem Geschichtschreiber jene Genugthuung geleistet, welche ihm die literarische Welt Jahrhunderte lang schuldig geblieben. Dieses umfassende Geschichtswerk erscheint nemlich hier zum erstenmal unter seines Verfassers Namen. Bekanntlich galt dasselbe als der ältere (bis zum J. 1125 reichende) Bestandtheil des vielfach benutzten Chronicon Urspergense, dessen Verfasser resp. Compilator Burchard von Biberach (nicht Conrad von Lichtenau, wie er irrthümlich gewöhnlich genannt wird) des Eckehardischen Werkes in plagiatorischer Weise sich bemächtigte, d. h. fast von Wort zu Wort abschrieb, ohne seine Quelle zu nennen, bis zuerst Bose, dann Baluze [19]) und Martene auf diesen Umstand im Allgemeinen aufmerksam machten. Der wahre Sachverhalt gelangte jedoch erst durch die gründlichen Untersuchungen der verschiedenen Handschriften beyder Werke, welche im Interesse der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, namentlich durch den Hrn. Herausgeber der Monumenta angestellt, und im Gesellschaftsorgane zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurden [20]). Nachdem auf diese Art die vorliegende neue Ausgabe der ächten Eckehard'schen Chronik angebahnt und insbesondere das gegenseitige Verhältniß der von dem Verfasser selbst vorgenommenen theils gänzlichen theils partiellen Umarbeitungen und Fortsetzungen unter sich festgestellt war, übernahm Hr. Professor Waitz, [der seinerseits kurz zuvor mit kritischer Würdigung eben dieses Geschichtschreibers seine literarische Laufbahn rühmlichst eröffnet hatte,] [21]) die redactionelle Ausführung der Herausgabe.

Daß unser aus so langer Vergessenheit endlich hervorgezogene fränkische Landsmann das anerkennende Lob vollkommen verdiene, welches schon Melanchthon dem vermeintlich Auersbergischen, dann Schuhmacher und Stenzel dem bereits näher ermittelten wahren Verfasser des vorliegenden Geschichtswerkes zollten, und welchem dessen neuester Herausgeber mit vollster Ueberzeugung beypflichtet, wird erst durch die treffliche Ausstattung recht klar veranschaulicht, in welcher dasselbe gegenwärtig erscheint, und insbesondere durch die ad marginem durchgängig beygefügte Angabe der Quellen, aus welchen der Verfasser schöpfte, dessen reiche Belesenheit und umsichtigen Sammlerfleiß beurkundet.

Zu den von Eckehard benutzten Quellen gehört vorzugsweise auch eine compendiarische Universalchronik, welche von dem Herausgeber, weil sie die Reihenfolge der Bischöfe von Würzburg mit besonderer Genauigkeit aufführt, Chronicon Wirziburgense benannt und an der Spitze der Eckehard'schen Chronik mitgetheilt wurde, weil es sich auch in dem Karlsruher (vormals Michelsberger) Codex an dieser Stelle befindet. Die bey dem Drucke des Textes dieses Chronicons von Hrn. Prof. Waitz gehegte Meinung, daß dasselbe ein Werk Eckehard's selbst sey, wurde von ihm in dem später verfaßten einleitenden Vorworte als unbegründet wieder zurückgenommen.

II. (p. 268 — 474 resp. 535.) Sigeberti Gemblacensis chronica cum continuationibus ed. L. C. Bethmann.

Ein vergleichender Blick auf die handschriftlichen Hülfsmittel, welche für die frühern Ausgaben dieses wichtigen Chronisten benutzt wurden und welche der vorliegenden zu Gebot stunden, zeigt allein schon den hohen Werth dieser letzteren. Während nemlich von den 63 Handschriften der Sigebertischen Chronik und ihrer Continuationen, von deren ehemaligen Existenz wir Kunde haben, von welchen jedoch inzwischen 21 verloren gingen, nur 12 für die vorausgegangenen 9 Ausgaben beygezogen wurden, hat der gegenwärtige Herausgeber nicht weniger als 33 Codices aufs sorgfältigste benutzt. Ausserdem enthielt von allen früheren Editionen nur jene des Miräus (Antverp. 1608.) den ächten und vollständigen Grundtext des Sigebertischen Werkes; alle übrigen waren bloße Abdrücke der von Ant. Rufus (Paris. 1513) nach dem allerschlechtesten

18) „Aura" an der fränkischen Saale. Ussermann, Episcopat. Wirceburg. pag. 416 — 418. No. VI. Jäck, Zweytes Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. 2. Aufl. Bamb. 1844. S. 33.

19) Schelhorn, Amoenit. lit. VIII. 634. Dünge, Archiv I. 399. 441.

20) Archiv VII. 469 — 509.

21) Diss. inaug. de chronici Ursperg. prima parte, eius auctore, fontibus et apud posteros auctoritate, Berol. 1836. 4.

Codex [22]) besorgten princeps. Dieß gilt auch von der bis jetzt jüngsten Ausgabe Sigeberts im ersten Bande von Struve's S. rer. Germ., die sich von der ersten und zweyten Ausgabe des Pistorius nur dadurch unterscheidet, daß die Lücken der princeps durch einfaches Einschieben des Miräus'schen Textes an den betreffenden Stellen ergänzt wurden.

Die Aufgabe der vorliegenden neuen Ausgabe konnte keine andere seyn, als den Text so herzustellen, wie ihn der Verfasser selbst beabsichtigte. Dazu bot denn auch hier wieder der günstige Zufall volle Gelegenheit, indem es Hrn. Bethmann gelungen, schon im Jahre 1840 den (bereits von Miräus benutzten) aus dem Kloster St. Peter zu Gembloux stammenden Original-Codex von Sigeberts Chronik, im eigentlichsten Sinne das mit successiven Abänderungen und Berichtigungen versehene Handexemplar des Verfassers selbst, — auf seiner Reise durch Belgien [23]) auszukundschaften und zu obigem Zwecke auszubeuten, jetzt aber für den vorliegenden Druck in den Mon. selbst diese höchst interessante Handschrift aus der burgundischen Bibliothek zu Brüssel, wohin dieselbe in der Zwischenzeit gelangt war, zur erschöpfendsten Benutzung geliehen erhalten hatte. Die zahlreichen in den verschiedenen Manuscripten dieses Werkes vorfindlichen fremden (nicht von Sigebert selbst, sondern von seinen Fortsetzern herrührenden) Zusätze wurden daher, um den Text in unvermischter Reinheit zu geben, nicht, wie zum Theil in der Struve'schen Ausgabe geschehen, bey jenen Stellen, an welchen sie in die Sigebert'sche Chronik eingeschoben sind, sondern von letzterer völlig getrennt und nach ihrem Ursprunge bezeichnet an der Spitze der einschlägigen, d. h. mit jenen fremden Einschiebseln aus gleicher Quelle stammenden Fortsetzungen der Sigebert'schen Chronik mitgetheilt. Infolge dieses gewiß sehr zweckmäßigen Verfahrens bildeten sich folgende Anhänge zu Sigeberts Chronik: Anselmi Geblacensis continuatio a. 1112 — 1135, Continuatio Gemblacensis a. 1136 — 1148. Auctarium Gemblacense a. 465 — 1148. Auctarum Aquicinense a. 651 — 1167. Auctarium Affligemense a. 597. 1005 — 1163. Continuatio Aquicinctina a. 1149 — 1237. Continuatio Bergensis a. 1201 — 1237. Auctarium Hasnoniense a. 610. 1069 — 1149. Auctarium Sithiense a. 640 — 820. Auctarium S. Judoci a. 795. 840. Continuatio Atrebatensis a. 1114 — 1127. Continuatio Tornacensis a. 1114 — 1127. 1132 — 1172. 1332 — 1334. Auctarium Laudunense a. 028. 1052 — 1145. Auctarium Corbeiense a. 479 — 885. Continuatio Praemonstratensis a. 1113—1164. Continuatio Valcellensis a. 1114—1163. Auctarium Bellovacense a. 649 — 1163. Auctarium Mortui Maris a. 1054 — 1234. Auctarium Ursicampinum a. 382 — 1154. Auctarium Nicolai Ambianensis a. 424 — 1203. Roberti de Monte auctarium a. 385 — 1100. Chronica a. 1100 — 1186.

Ein ausgezeichnetes Verdienst um die kritische Herstellung dieses bedeutenden Geschichtswerkes erwarb sich Hr. Bethmann, abgesehen von dessen trefflicher Gesammtredaction überhaupt, insbesondere durch die höchst brauchbaren und von des Herausgebers unsäglicher Mühewaltung zeugenden Marginal-Allegate der Quellen, aus welchen die einzelnen Jahresvorträge der Sigebertischen Chronik entnommen worden, so wie ferner durch die dem Texte beygegebenen sehr zahlreichen, erläuternden und belehrenden Anmerkungen.

(Fortsetzung folgt.)

22) Ehemals zu Beauvais, dann in der Loiselianischen Bibliothek, jetzt zu Paris Notre Dame 94, von den willkürlichsten Textveränderungen, Auslassungen und fremden Zusätzen strotzend.

23) Archiv VIII. 43. Die Handschrift fand sich damals noch im Besitze des Advocaten Baude in Brüssel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung.)

III. (p. 536 — 541.) Annales Erphesfurdenses a. 1125 — 1137.

Im St. Peterskloster zu Erfurt verfaßte, bisher ungedruckt gebliebene Annalen, von Herrn Pertz aus einer Gothaer Handschrift des Ekkehardus Uraugiensis mitgetheilt und erläutert, für die Geschichtsquellen der Regierungsperiode Lothars des Sachsen ein schätzbarer Zugewinn.

IV. (p. 542 — 777.) Annalista Saxo edente G. Waitz.

Der bey weitem größte Theil dieses umfassenden in neuerer Zeit vielfach benutzten Geschichtswerkes, dessen Verfasser unausgemittelt blieb [24]), ist bloße Compilation. Stenzel [25]) berechnete, daß von den 524 (550) Spaltseiten, welche das Werk in der Eccard'schen (bisher einzigen) Ausgabe desselben einnimmt, nur etwa 54 als des Compilators eigene Nachrichten sich herausstellen, und gründete darauf den Antrag, daß nur diese in der Ausgabe der Monumenta Germaniae abgedruckt werden sollten, indem alles Uebrige als Abschrift älterer Quellen ganz überflüssig sey. Auf diese Ansicht konnte jedoch, schon nach den von der Redaction der Mon. überhaupt angenommenen Grundsätzen, nicht eingegangen werden, da bey einem solchen Verfahren wohl nur ein zusammenhangloses Aggregat von Bruchstücken zurück geblieben wäre. Durch den am Rande durchgängig beygefügten Quellen-Nachweis und durch die zweckmäßige Oekonomie des Druckes, so daß nur die von dem Verfasser selbst oder aus jetzt nicht mehr vorhandenen Quellen herrührenden Nachrichten mit gewöhnlicher Textschrift, alles aus jetzt noch vorhandenen Quellen Entnommene aber mit Petit gedruckt wurde, gewährt die vorliegende neue Ausgabe des vollständigen Werkes den Vortheil, daß Eignes und Abgeschriebenes mit einem Blick überschaut und von dem Leser überall die ächte Quelle angegangen werden kann.

Der Abdruck geschah nach der einzigen bis jetzt bekannt gewordenen Handschrift dieses Werkes, dem Cod. Sangermanensis 440 in der k. Bibliothek zu Paris, welcher aber zufolge der vielen Marginalcorrecturen und Zusätze und Palimpsest-Blätter, welche in ihrer Unterlage frühere, vom Verfasser umgearbeitete Bestandtheile der Annalen enthalten, ohne allen Zweifel das Autographum des Verfassers ist, sohin jedes andere handschriftliche Hülfsmittel entbehrlich machte. Die Eccard'sche Ausgabe wurde bekanntlich nur nach einer jetzt zu Hannover befindlichen Abschrift eben dieses Originalcoder besorgt, welche Leibnitz unter der Bedingung, sie nicht abdrucken zu lassen, weil Martene die Herausgabe des Werkes in seiner Collectio veterum script. bereits vorbereitet hatte, von den Benedictinern geliehen erhielt. Aus der sorgfältigen Beschreibung des fraglichen Coder, namentlich der in ihm vorkommen-

24) Die Vermuthung des Hrn. Waitz, daß der Annalist ein Geistlicher aus Halberstadt gewesen, hat alle Wahrscheinlichkeitsgründe für sich.

25) Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern. II. 111.

den nicht zu dem Annalenwerk gehörenden Einzeichnungen, welche der Hr. Hg. im Vorworte mittheilt, geht hervor, daß sich derselbe früher und zwar wahrscheinlich schon im XII. Jahrhundert, zu Würzburg befand.

Nachdem in den so eben erörterten zwey Bänden die Universal-Chroniken des salischen Zeitalters mitgetheilt worden, wird mit dem neunten Bande (Script. T. VII.) zu den Special-Chroniken einzelner Provinzen, Bisthümer, Städte, Klöster ꝛc. desselben Zeitraumes (1024 — 1137 resp. 1139) übergegangen, zuerst jedoch ein noch in die Periode der sächsischen Kaiser zurückgreifendes Quellenwerk, dessen Originalcoder dem Herrn Herausgeber Pertz erst nach dem Drucke des V. und VI. Bandes der Monumenta zur Hand kam, nachholungsweise vorangeschickt. Es ist dieß:

I. (p. 1 — 47.) Johannis Diaconi chronicon Venetum et Gradense.

Das Chronicon Venetum, die älteste Chronik Venedigs, verfaßt in den Jahren 980 — 1008, für die Geschichte Deutschlands von vielfachem Interesse, ward früherhin und zum Theil noch in neuester Zeit, [26]) obschon ohne alle vernünftige Begründung, für ein Werk des venetianischen Waffenschmieds Joh. Sagornino ausgegeben; der erste Herausgeber desselben, H. Fr. Zanetti, vermuthete zwar bereits, daß wahrscheinlich ein Geistlicher der Verfasser gewesen. [27]) Pertz lieferte aber den Nachweis, daß der Autor dieser Chronik wohl Niemand anderer gewesen seyn könne als der Diacon Johannes, welcher von dem Dogen Pietro Orseolo mehrmals an Kaiser Otto III. abgesandt worden, und der den Kaiser, wie aus der Chronik selbst erhellt, heimlich nach Venedig geführt hatte. Das Chronicon von Grado, (d. h. Neu-Aquileia) dem Patriarchatssitze auf der gleichnamigen venetianischen Insel, war bisher nur bruchstückweise bekannt und ist hier gleich dem Chronicon Venetum nach der in der vaticanischen Bibliothek befindlichen autographen aber unvollständigen Handschrift (Cod. Urbin. 440) mit aus jüngern Abschriften derselben entnommenen Ergänzungen abgedruckt.

II. (p. 48 — 72.) Ex Rodulfi Glabri historiarum libris V. Edente G. Waitz.

Unter den wenigen und durchweg unbedeutenden Geschichtschreibern, welche Frankreich während des XI. Jahrhunderts hervorbrachte, ist der unter der Benennung Glaber Rodulphus (d. h. der kahle Rudolph) [28]) bekannte Benedictiner Mönch von Clugny derjenige, welcher trotz seiner crassen Ungenauigkeit, Unwissenheit und Mirakelkrämerey die meisten für deutsche und italienische Geschichte brauchbaren, anderwärts nirgends aufgezeichneten Nachrichten liefert. Seine Chronik, von ihren früheren Herausgebern (Pithou, Du Chesne u. Bouquet) historia Francorum genannt, umfaßt die Jahre 900 bis 1044. Ganz in die Monumenta Germaniae aufgenommen zu werden, hatte sie begreiflicherweise keinen Anspruch. Es wurde daher nur der Deutschland betreffende Theil zu diesem Behufe ausgehoben, und demzufolge das erste Buch ganz, die vier letzten Bücher aber im Auszuge mitgetheilt. Für die Textcritik sind zwey Pariser-Handschriften, zuvörderst ein aus der Bibliothek der Herzogin von Berry stammender des XI. Jahrhunderts, benützt.

III. (p. 73 — 133.) Chronicon Novaliciense. Edente Lud. Conr. Bethmann.

Zu den schätzenswerthesten Geschichtsdenkmälern des k. Archivs zu Turin gehört der leider nicht mehr vollständig erhaltene Pergamentrotulus, welcher diese bis zum J. 1048 reichende Chronik des piemontesischen Klosters Novalese enthält. Ihr vorzüglicher Werth besteht, wie der verdienstvolle Hr. Herausgeber gegen Muratori's Urtheil mit Recht hervorhebt, besonders darin, daß sich ihr unbekannter

26) Z. B. in dem erst nach dem vorliegenden Bande der Mon. auf officielle Veranlassung (zu Ehren der letzten (9) Gelehrten-Versammlung in Venedig) erschienenen, splendid ausgestatteten Werke: Venezia e sue Lagune. Venez. 1847. T. I. p. 23. 27. ꝛc.

27) Praefat. p. VI. num. VIII.

28) Der Vortrag dieses Autors unter Glaber in Hambergers Directorium und andern alphabetischen Schriftstellerverzeichnissen ist daher unrichtig.

Verfasser, — wie es scheint ein Mönch des benachbarten Klosters Breme (Bremetum), die ausführliche Mittheilung von Volkssagen angelegen seyn ließ und dadurch der Retter des ältesten Sagencyclus und der Anfänge der epischen Dichtkunst in Italien wurde, wie wir ihm denn auch eine sehr erwünschte auszügliche Bearbeitung des aus deutschen (rheinländischen) Elementen hervorgegangenen lateinischen Heldengedichts Waltharius [29]) verdanken. Ausser den Editionen dieser Chronik von Duchesne (1636), dem die erwähnte einzige Originalhandschrift in noch vollständigerer Gestalt obwohl auch damals schon der ersten sechs Capitel entbehrend vorlag, von Muratori (1726, 1740) und Combetto (Taurini 1843.) standen für die gegenwärtige neueste Ausgabe die von Pingoni, Baldessano und Rocher bey noch vollständigerem Bestande der Rolle gefertigten Excerpte aus derselben theils unmittelbar, theils aus den von Terraneo und Eugen v. Lewis, welche beyde eine neue Ausgabe der Chronik vorbereitet hatten, hinterlassenen Materialien zu Gebote standen. In den Anmerkungen suchte Hr. Bethmann zunächst nur die chronologischen Daten und Versehen des Chronisten zu berichtigen; die zur Herstellung der Reihenfolge der Aebte vorzüglich aus zwey von Gazzera ihm mitgetheilten Necrologien, dann aus den im Turiner Archiv liegenden Novaleser Urkunden gewonnenen Notizen theilte er zusammengestellt, sowie auch die vorhandenen Bruchstücke einer von dem Novaleser Chronographen verfaßten metrischen Lebensbeschreibung des hl. Elradus am Schlusse der Chronik als selbstständige Anhänge mit.

IV. p. 134—234. Herigeri et Anselmi gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium. Edente Rudolfo Köpke.

Die Geschichte der Bischöfe von Lüttich, deren Sitz ursprünglich zu Tongern, dann zu Mastricht (Trajectum ad Mosam) gewesen, bot schon in den frühmittelalterlichen Jahrhunderten des aufzeichnungswürdigen Stoffes genug, da nur wenige Kirchen jener Zeit einer so namhaften fast ununterbrochenen Reihe durch Charakter und Bildung hervorragender Männer sich rühmen können; sie fand aber auch schon frühe an Heriger, Scholastiker und dann Abt des im Stifte Lüttich gelegenen Klosters Lobbe (Laubium) († 1007), und an Anselm, Canoniker zu St. Lambert in Lüttich, zuletzt Erzbischof von Cöln († c. 1056), ebenso würdige, als ihrer Aufgabe völlig gewachsene Bearbeiter. Schade nur daß ersterer, seinen innern Beruf hiezu verläugnend, den Faden der Erzählung nicht bis zu seinen Tagen fortführte, sondern dieses Geschäft seinem nicht auf gleicher wissenschaftlicher Stufe mit ihm stehenden Fortsetzer überließ. Die vorliegende Ausgabe dieses Geschichtswerkes, nach der Chapeaville'schen (1612 u. 1618) und Martene'schen die dritte, wurde von Hrn. Köpke durch eine sehr verdienstvolle, weitläufige Vorrede (vielmehr eine literarhistorische Abhandlung über die beyden Verfasser, namentlich über Herigers und Bischof Notger's Schriften) eingeleitet und übrigens nach den besten handschriftlichen Hülfsmitteln, unter Zugrundelegung des Wolfenbüttler Codex aus dem XI. Jahrhundert, besorgt.

V. (p. 235 — 238.) Ex chronico S. Benigni Divionensis a. 1041 — 1052 edente G. Waitz.

Der größte Theil der von D'Achery (jedoch nach einer sehr fehlerhaften Abschrift) herausgegebenen Chronik des Klosters St. Benignus zu Dijon ist localgeschichtlicher Natur; für die Monumenta Germ. wurde daher nur ein Stück aus dem Schlußtheil derselben ausgehoben, die Verhandlungen enthaltend, welche Halinard, zuerst Abt zu Dijon, dann Erzbischof zu Lyon am Hofe Kaiser Heinrichs III. und beym päbstlichen Stuhle gepflogen hat. Hr. Prof. Waitz hatte zu diesem Behufe bereits im J. 1837 auf seiner für die Gesellschaft unternommenen Reise durch Südfrankreich den zu Dijon liegenden Originalcodex der fraglichen Chronik verglichen. [30])

VI. (p. 239—253.) Gundechari liber pontificalis Eichstetensis edente L. C. Bethmann.

29) J. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des X. u. XI. Jh. S. 56.

30) Archiv VII. 443.

VII. (p. 253—266.) Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus edente L. C. Bethmann.

Von den literarischen und urkundlichen Schätzen des Bisthums Eichstätt kam (aus hier nicht zu erörternden Gründen) bei Gelegenheit der Säcularisation nur äußerst Weniges in das k. Reichsarchiv und in die k. Hof- und Staatsbibliothek nach München; und von dem in der Dombibliothek zu Eichstätt centralisirten Ueberresten derselben ward leider das Werthvollste, namentlich die ältesten Handschriften aus Rebdorf, als französische Kriegsbeute abgeführt und nicht mehr restituirt. [31]) Unter den in Eichstätt zurückgebliebenen Manuscripten (noch immer gegen 500 an der Zahl) befinden sich denn auch die beyden Codices, aus welchen die vorliegenden zwey Mittheilungen der Monumenta stammen, nemlich das von dem Eichstätter Bischof Gundechar II. (dem nachmals selig gesprochenen Kapellan der Kaiserin Agnes, Mutter Heinrichs IV.) zum Chorgebrauche in der St. Wilibaldskirche um d. J. 1072 veranstaltete Pontificale, und eine Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts aus dem Kloster Rebdorf (im Privatbesitz des Herrn Domprobsts Popp zu Eichstätt), nach einer vita S. Wunibaldi und der von dem Abte Adelbert zu Heidenheim verfaßten Chronik seines Klosters, das Werk des Anonymus Haserensis enthaltend.

Was das Pontificale anbelangt, so wurde natürlich nicht sein eigentlicher (liturgischer) Inhalt, sondern nur dessen historischer Beyschmuck aufgenommen, nemlich die zum Theil eigenhändigen Einzeichnungen Gundechar's über die (nicht ganz stichhaltige) Reihenfolge seiner Vorgänger auf dem Eichstätter Bischofssitze, und über die von ihm geweihten Kirchen und Altäre, dann die Ueberschriften zu den von ihm eingeleiteten und von seinen Nachfolgern fortgesetzten Abbildungen der Eichstätter Bischöfe, necrologische Excerpte aus der Lebens- und Regierungszeit Gundechars († 1075.) und seiner Nachfolger bis zum J. 1544. Anderweitige und weitläufigere Einträge wurden einem spätern, den Geschichtschreibern des XIV. Jahrhunderts gewidmeten Bande der Monum. vorbehalten. Die kurzgefaßte Geschichte der Bischöfe von Eichstätt aus der Feder eines ungenannten, (aus Herrieden in der Diöcese Eichstätt gebürtigen und daher Haserensis, Haseriethanus auch Hasenriedanus beygenannten) Geschichtschreibers, der ein Zeitgenosse und Vertrauter des vorerwähnten Bischofs Gundechar gewesen, und ein umfassenderes, aber verloren gegangenes Geschichtswerk geschrieben zu haben scheint, umfaßt die Jahre 741—1058, und wurde zwar bereits bezüglich des Catalogs der Bischöfe von Eichstätt von Gretscher benützt [32]), ist aber ihrem Wortlaute nach bisher ein Ineditum geblieben. Sehr schätzenswerthe Beyträge zur critischen Richtigstellung der ältesten Eichstätter Bischöfe wurden dem Herrn Herausgeber, als er auf seiner in den Jahren 1844 — 1846 für die Gesellschaft unternommenen wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Italien Eichstätt berührte und die dortigen Handschriften untersuchte, [33]) von dem Herrn Domprobst und Generalvicar Popp daselbst überlassen, und von ihm pag. 244. Anm. 15. neben seinen eigenen Bemerkungen über diesen Gegenstand im Auszuge mitgetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

31) Archiv IX. 516—519. Leider wanderte Manches von diesem altbayerischen Erbe auch auf anderem Wege ins — Ausland. So erst in den jüngstverflossenen Jahren die (in der k. Hof- u. Staatsbibliothek zu München nicht vorhandene) älteste datirte Incunabel, der Faust-Schöfferische Psalter vom Jahre 1457, und zwar im Tausche gegen ein Exemplar der Acta Sanctorum, also gegen ein Werk, das nach der Klöster-Aufhebung in mehreren Exemplaren und unter zehnfach billigerem Preis-Ansatz aus den Doubletten der k. Hof- und Staatsbibliothek abgegeben wurde. — Vgl. Serapeum. 1844. Nro. 9—12.

32) Philippi Eystettensis de eiusdem ecclesiae divis tutelaribus commentarius . . cum catalogo episcoporum ed. J. Gretser. Ingolstad. 1617. 4.

33) Archiv IX. 516—519. 551—574.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung.)

VIII. (p. 267 — 389.) Mag. Adami gesta Hammenburgensis ecclesiae pontificum edente Jo. M. Lappenberg.

„Es sind nicht viele Geschichtschreiber, welche durch anziehenden Stoff, Klarheit der Darstellung, Kenntniß geschriebener Quellen, unbefangene Auffassung mündlicher Berichte sich so sehr auszeichnen und durch Mangel anderer und gleichzeitiger Geschichtsschreiber der behandelten Länder der Nachwelt so sehr wichtig geworden sind, als Adam von Bremen. Was wäre unsere ohnehin so dürftige Kenntniß des Nordens, wenn seine Werke nicht theils in der Urschrift, theils in zahlreichen Auszügen und Benutzungen als Licht und Leitstern zur Erläuterung der poetisch-historischen Ueberlieferungen des Nordens, auf unsere Zeiten gekommen wären? In dem Erzbisthume Hamburg, dessen Geschichte er bis zum Tode des Erzbischofes Adalbert (1072) schrieb, umfaßte er Scandinavien, Dänemark und das nordwestliche Deutschland, doch berühren seine Mittheilungen häufig andere Gegenden und Verhältnisse des römischen Reichs, so wie auch Britannien. Wenige Schriftsteller verdienen daher auch eine so sorgfältige Behandlung des Textes und Nachforschung ihrer Quellen.“ Mit diesen Worten eröffnete Lappenberg im J. 1838 seine treffliche Abhandlung „Von den Quellen, Handschriften und Bearbeitungen des Adam von Bremen“ [34]), durch die er allein schon seinen vollgültigen Beruf zur Herausgabe dieses wichtigen Geschichtschreibers seiner Heimat zur Genüge dargethan hätte, wenn es bey dem Verfasser der Schrift: „Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen (Bremen 1841) der Geschichte Englands, dem Herausgeber des Hamburgischen Urkundenbuchs, der Hamburgischen Rechtsalterthümer ꝛc. eines solchen Ausweises bedürfte. Die vorliegende Ausgabe läßt denn auch in keiner Beziehung, sowohl was die vorangeschickte Einleitung, als die critische Behandlung und geschichtliche Commentation des Textes anbelangt, den geringsten Wunsch übrig, und die bedeutenden Schwierigkeiten, welche dem Editor dieses Geschichtswerkes schon durch das Vorhandenseyn mehrerer unläugbar von Adam v. Bremen selbst herrührender aber unter sich sehr abweichender Recensionen des Textes erwuchsen, sehen wir hier in zweckmäßigster Weise bewältigt.

IX. (p. 389 — 392.) Chronicon breve Bremense. Edente Jo. M. Lappenberg. Nur die Series episcoporum Bremensium, Hammaburgensium et Sleswicensium bis 1072 von einem unbekannten aber gleichzeitigen Verfasser.

X. (p. 393 — 525.) Gesta pontificum Cameracensium edente Lud. C. Bethmann.

Die erste Ausgabe dieser Geschichte der Bischöfe von Cambrai erschien unter dem Titel: Chronicon Cameracense et Atrebatense . . conscripta a Balderico Noviomensi et Tornacensi episcopo. Ed. per G. Colvenerium. Duaci, 1615. 8. Unter dieser Verfasser-Angabe ging dieselbe auch (theilweise) in Bouquet's SS. rer. gall. über. P. Bosch und Le Glay wiesen nach, daß der Autor

34) Archiv Bd. VI. Heft 5. 6. S. 766—892.

dieses Geschichtswerkes nach den Nachrichten, die er selbst über seine Person mittheilt, ohne sich jedoch zu nennen, unmöglich der Bischof Baldericus von Noyon und Tournai gewesen seyn könne. Auf keineswegs verlässigere Quellen gestützt schrieb Le Glay die Autorschaft einem andern Baldericus zu, und gab das Werk im J. 1834 zu Paris nach mehreren Handschriften berichtigt und vervollständigt neu heraus, unter dem Titel: Chronique d'Arras et de Cambrai par Balderic, chantre de Térouane. Hr. Bethmann nahm von der ganzen muthmaßlichen Namengebung des Verfassers Umgang, sich mit dem Nachweise begnügend, daß letzterer ein Canonicus der Marienkirche zu Cambrai und Vertrauter des dortigen Bischofs Gerard I. gewesen, und die ersten drey Bücher vorliegender Chronik in den Jahren 1041 — 1044 auf Gerards Befehl geschrieben habe. Die „Gesta Lietberti episcopi (1051 — 1076)", des Nachfolgers von Gerard I., welche von den früheren Editoren als fortzählender Bestandtheil des dritten Buchs des Hauptwerks betrachtet worden, sind in vorliegender Ausgabe hievon getrennt, worauf sodann als selbstständige, von spätern Verfassern herührende Ergänzungs-Anhänge folgen; p. 497 — 500. Gesta Gerardi II. episcopi (1076 — 1092); p. 500 — 504. Gesta Manassis et Walcheri (1092 — 94.); excerpta per monachum S. Gaugerici; p. 504 — 510. Gesta pontificum (Cameracensium) abbreviata per canonicum Cameracensem (a. 1012 — 1191); p. 510 — 525. eine altfranzösische Uebersetzung der Gesta, die Jahre 1092 — 1135 umfassend, wozu am Schlusse des Bandes p. 938 ein kleines Supplement mitgetheilt wird; endlich p. 525 eine kurze, die Jahre 1051 — 1179 berührende Fortsetzung der Gesta aus einer jetzt zu Paris befindlichen, aber in dem Kloster des hl. Andreas zu Château-Cambresis angefertigten Handschrift, und deßhalb von dem Herrn Herausgeber Continuatio Andreana betitelt.

XI. (p. 526 — 550.) Chronicon S. Andreae Castri Cameracesii edente Lud. Bethmann.

Die ersten zwey Bücher dieser von einem unbekannten Mönche des so eben erwähnten Andreas-Klosters zu Château-Cambresis um 1133 verfaßten Chronik enthalten zwar zum größten Theile aus den Gestis des Cambraier Bischofes Lietbert, aus Rodulfs Lebensbeschreibung eben dieses Bischofs und aus — anderwärts nicht bekannten Annalen erborgte Nachrichten (vom Anfang des XI. Jahrhunderts bis 1075); was aber des Verfassers eigene Zuthat ist, ferner der ganze Inhalt des dritten Buches, wo er fast durchweg als Augenzeuge auftritt, liefert sehr viel Brauchbares für die Geschichte Deutschlands. Das Werk blieb völlig unbekannt, bis Dom Bevenot, ehemaliger Conventual des St. Andreas-Klosters Bruchstücke aus der im J. 1787 im Archive zu Maroilles aufgefundenen, inzwischen aber wieder verkommenen Originalhandschrift desselben im fünften Bande der Acta SS. Belgii mittheilte. Das dritte Buch der Chronik gelangte hierauf nach einer von Bevenot besorgten Abschrift in der vorerwähnten Le Glay'schen Ausgabe der Gesta epp. Cameracensium (Paris 1834), das Gesammtwerk aber erst jetzt zum vollständigen Abdruck, nachdem Le Glay die Bevenot'sche Abschrift für die Zwecke der Monum. Germ. bereit gestellt hatte.

XII. (p. 551 — 844.) Leonis Marsicani et Petri diaconi chronica monasterii Casinensis edente W. Wattenbach.

Das für die Geschichte Deutschlands wie Italiens gleichwichtige Quellenwerk der beyden Bibliothekare von Monte-Cassino, Leo, (von Marsi, und zwar vermuthlich aus dem gleichnamigen Grafengeschlechte gebürtig, in der Literatur aber bisher gewöhnlich von seinem nachmaligen Bischofssitze mit dem Beynamen Ostiensis vorkommend) und Petrus (aus dem Geschlechte der „Comites Tusculanenses") erscheint hier unter sorgfältigster Benutzung der erwünschtesten handschriftlichen und gedruckten Hülfsmittel trefflichst ausgestattet. Zur Entwirrung und Richtigstellung des Textes, welchen Leo seinerseits einer dreymaligen Umarbeitung unterworfen hatte, und Petrus Diaconus nicht bloß fortsetzte (1075 — 1139) sondern an mehreren Stellen auf eigene Faust änderte, kamen dem Herrn Herausgeber vor allem die beyden Münchner, aus Benedictbeuern stammenden Handschriften von Leo's Chronik zu statten, deren eine offenbar das ursprüngliche

Handexemplar des Verfassers gewesen ist, und eine Reinschrift des ersten Conceptes der Chronik mit Leo's eigenhändigen am Rande angebrachten Verbesserungen und Zusätzen der ersten Ueberarbeitung enthält. Der zweyte Benedictbeurer Codex ist zwar nur eine im XIII. Jahrhunderte zu Benedictbeuern selbst gefertigte Abschrift dieses Autographums, leistete aber dadurch erwünschte Dienste, daß sie zu einer Zeit gefertigt wurde, wo die Marginal-Zusätze des letzteren durch den nach der Hand vorgenommenen neuen Einband und Schnitt des Codex noch nicht so verstümmelt waren, wie dieses jetzt leider der Fall ist. Für jede der nachfolgenden Umarbeitungen des Textes von Seite des Verfassers standen dem Hrn. Herausgeber in zwey Casiner Handschriften und dem (von „Andreas Ysengrin" aus Landsberg in Oberbayern geschriebenen) Stuttgarter Codex unzweifelhafte Repräsentanten zu Gebot. Die der Ausgabe vorangehende Einleitung bietet ein äußerst schätzenswerthes Detail von biographischen und literarhistorischen Notizen über die beyden Verfasser, wobey denn in gerechter Würdigung ihrer beyderseitigen Glaubwürdigkeit des Petrus Diaconus absichtliche Fälschungen und Reticenzen verdientermassen gerügt werden.

XIII. p. 845—873. Chronicon episcoporum Hildesheimensium. (Chronicon Hildesheimense.)

Diese für die sächsische Geschichte belangreiche Chronik war nebst den übrigen in demselben (jetzt zu Wolfenbüttel befindlichen) Codex vorkommenden Aufzeichnungen bisher nur von Leibnitz herausgegeben [35]) und erscheint hier unter Zugrundelegung der nemlichen Handschrift in bereinigtem, namentlich mit schätzbaren geographischen Erläuterungen versehenem Abdrucke, jedoch mit Hinweglassung des (für die Abtheilung der Antiquitates reservirten) Necrologiums. Der älteste, wohl aus einem Pontificale des Domstifts stammende (bereits von dem Annalista Saxo benutzte) Bestandtheil der eigentlichen Chronik, von der Gründung des Bisthums bis z. J. 1079 reichend, wurde auch bereits zu Ende des XI. Jahrh. niedergeschrieben; die Geschichte der nachfolgenden Bischöfe bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde sodann von verschiedenen sämmtlich ungenannten Verfassern (Hildesheimer Domherrn) successiv beygefügt.

Mit diesem Denkmale endet die Reihe der in dem vorliegenden neunten Bande mitgetheilten Quellenschriften. Es folgt sodann noch ein wie zum VII. Bande von Dr. Köpke und zum VIII. Bde. von Dr. Wattenbach, so hier von Dr. R. Wilmans verfaßter „Index rerum" d. h. ein erschöpfend reichhaltiges Personal- Local- und Sachenregister, und unter der Bezeichnung „Glossarium" ein Register über ungebräuchliche, namentlich mittellateinische und fremdländische Worte und Ausdrücke.

Eine höchst werthvolle Beygabe bilden auch in den vorliegenden neuesten drey Bänden wie in den früheren die Schriftmuster, deren der VII. Bd. vier, der VIII. Bd. gleichfalls vier, der IX. Bd. aber sechs Tafeln enthält. Dieselben sind größtentheils von den Mitarbeitern und Herausgebern der betreffenden Denkmäler selbst gefertigt, und zeichnen sich durch Verlässigkeit und täuschend ähnliche Nachbildung der Originalien aus. Es ist dieß unter andern namentlich mit dem von Dr. Wattenbach gelieferten Facsimile aus dem hiesigen (Benedictbeurer) Codex des Leo Ostiensis der Fall (Tab. III. und IV.), wo die verschiedenen, von dem Verfasser eigenhändig vorgenommenen Correcturen, Marginal- und Interlinearzusätze, selbst unter Wiedergabe der verschiedenartigen Färbung der Dinte trefflichst veranschaulicht sind. Es kann daher auch das Unternehmen des Herrn Herausgebers der Monumenta, die durch die einzelnen Bände der letzteren zerstreuten Schriftmustertafeln in Separat-Abdrücken zu sammeln, und zum Behufe von Vorträgen über Handschriftenkunde heftweise herauszugeben, gewiß nur als ein sehr zweckmäßiges und dankenswerthes begrüßt werden. [36])

35) Scriptt. Brunsvic. I. 742—772.

36) Es sind bis jetzt unter dem Titel: Schrifttafeln zum Gebrauch bey diplomatischen Vorlesungen hg. v. G. H. Pertz. Hannover 1844—1845. vier Hefte erschienen, wovon die drey ersten die Tafeln der sechs ersten Scriptoren-Bände, das vierte

Um den Lesern und Besitzern dieser Blätter darüber, ob irgend ein in Frage kommendes Geschichtsquellenwerk in den Monumentis bereits aufgenommen und in welchem Bande es sich befinde, augenblicklichen Bescheid an die Hand zu geben, folgt nun hiemit die Eingangs versprochene

Alphabetische Uebersicht

des Inhalts der bis jetzt erschienenen sieben Scriptoren-Bände d. h. der Bände 1. 2. 5 bis 9 des Gesammtwerkes. [37])

Abbo, de bellis Paris. urb. 2, 776. Adamus Brem., Gesta Hamburg. eccl. 9, 267. Ademarus, hist. 6, 106. Ado, chron. 2, 315. Alpertus, opera 6, 696. Excerpta Altahensia 6, 35. Andreas, (presb. Bergom.), chronicon. 5, 232. Angilbertus, carmen de Carolo M. 2, 391. Annales: Alamannici 1, 22. S. Albini 5, 168. Alcuini 6, 2. S. Amandi 1, 6. 2, 184. Augienses 1, 67. cf. 2, 238. 5, 136. Augustani 5, 123. Auscienses 5, 171. Barenses 7, 51. S. Bavonis 2, 185. Benevent. 5, 173. S. Benigni Div. 7, 37. Bertiniani 1, 419. 2, 193. Besuenses 2. 247. Blandinienses 7, 20. S. Bonifacii Fuld. 5, 117. breves ann. 721—741. 5, 123. Brunwilarenses 1, 99. 2, 216. Cantuarenses 6, 2. Casinates 5, 171. Cavenses 5, 185. Colon. 1, 96. S. Columbae Senon. 1, 102. Corbeienses 5, 1. Einsidl. 5, 137. S. Emmeram. Ratisb. 1, 92. Elnon. 7, 10. Engolismens 6, 5. Erphesfurd. 8, 536. S. Eucharii Trev. 7, 10. Flaviniac. 5, 149. Floriac. 2, 254. Formoselenses 7, 34. Fossenses 6, 30. Fuldenses 1, 95. 1, 337. 2, 237. 5, 116. * Gengenbac. 7, 389. S. Germani Par. 5, 166. 6, 3. Guelferbyt. 1, 23. Heremi (i. e. Einsidl.) 5, 138. Hersfeld. 5, 18. Hildesheim. 1. 22. 5, 18. Juvav. 1, 86. 5, 121. Laubac. 1, 7—55. Laubienses 6, 9. Lauresham. 1, 22. Laurissenses 1, 112—218. 1, 630. Lauson. 5, 152. Lemovic. 2, 251. Leod. 6, 9. Lindisfarn. 6, 2. Lobienses 2, 192. Lugdun. 1, 110. Masciac. 5, 160. S. Maximi Trev. 2, 212. 6, 5. S. Meginhardi 5, 138. Mettenses 1, 314. 5, 155. S. Michaelis Babenberg. 7, 9. Monasterienses 5, 152. Mosomag. 5, 160. Nazariani 1, 23. Ottenburani 7, 1. Petaviani 1, 7—18. 5, 170. Poetae Saxonis 1, 225. Pragenses 5, 119. Quedlinburg. 5, 22. Romani 7, 468. Salisburg. 1, 89. Sangallenses 1, 61. Scafhus. 7, 388. Tiliani 1, 6. 1, 219. Vedastini 1, 516. 2, 196. S. Vincentii Mett. 5, 155. Virdun. 6, 7. Weingart. 1, 64. Weissenburg. 1, 111. 5, 33. Wirziburg. 2, 238. Xantenses 2, 217. Annalista Saxo 8, 542. Anselmus, Gesta epp. Tungr. Traject. et Leod. 9, 189. Chronica S. Benedicti 5, 197. Benedictus (monach. S. Andr.), chronicon. 5, 695. Berengarii panegyricus 6, 189. Bernoldus (mon. S. Blasii), Chron. 7, 385. Bertarius, gesta ep. Vird. 6, 38. Bertholdus (Constant. Mon. Augiens.) annales 7, 385. Bruno, de bello Sax. 7, 327. Burchardus, carmen de gestis Witigowonis 6, 621. Casus S. Galli. 2, 59. Catalogi: abbatum monast. Augiensis 2, 37. abbat. S. Galli 2, 34. episcop. Constant. 2, 39. episc. Mettensium 2, 268. principum Capuae 5, 210. princ. Salerni ibid. regum et imp. 5, 213. regum Italiae et imp. 5, 215. 5, 872. regum Langobard. et imp. 7, 64. Chronica de sex aetat. mundi. 2, 256. S. Benedicti 5, 197. regum Francorum 5, 214.

(Schluß folgt.)

Heft aber jene der zwey ersten Gesetz-Bände der Monumenta enthalten.

37) Bezüglich der Abfassung dieser Uebersicht diene zur Notiz: 1) die vor dem Beystrich stehende Zahl bezeichnet den Band der Gesammt-Reihe der Monumenta (nicht die besondere Bändezählung der Scriptores). 2) Der Raumersparniß wegen hat man die anonymen Geschichtswerke unter ihren gemeinsamen Benennungen und dann erst nach ihren speciellen Betreffen unter sich alphabetisch geordnet, die Quellenschriften genannter Verfasser aber (mit Ausnahme unter „vita“ zusammengestellten Lebensbeschreibungen) nur unter den Autoren-Namen vorgetragen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Varietà nei Volumi Ercolanesi pel Cavaliere Lorenzo Blanco socio corrispondente dell' Academia degli Euteleti in Samminiato, di quella de' Risorgenti in osimo e di altre. Davus sum non Oedipus. Terent. Andr. 1, 2. 23. Vol. I. par. I. Napoli, dall a Stamperia di Grisculo. 1840. XXXIV. 666. par. II. 292.

Epitome dei Volumi Ercolanesi del Cav. Lorenzo Blanco Alunno interpetre nella Reale ufficina de Papiri. VI. 220.

Saggio della Semiografia dei Volumi Ercolanesi pel Cav. Lorenzo Blanco Alunno interpetre nella Reale Officina de' papiri. Napoli 1842. VI. 61.

Risoluzione di taluni quesiti archeologici. Napoli 1842. 21.

Die gelehrten Anzeigen haben über die Herculanischen Rollen schon öftere Mittheilungen gegeben und deren Gehalt näher gewürdigt. Seit dem Jahre 1793, in welchem der erste Band erschienen ist, haben die Kriegszeiten die Arbeit vielfach unterbrochen, die Friedensjahre aber nicht viel gefördert, und obschon eine eigene Academia Ercolanese errichtet ist, von deren Vorhandenseyn sich jeder durch den Besuch des Museum überzeugen kann, so wird man doch unwillkürlich an Penelopes Gewebe erinnert; nach am Orte eingezogenen Erkundigungen könnte füglich jeder Tag eine Columne öffnen, dieses auf die vielen Jahre seit Errichtung der Akademie angewendet, würde eine solche Zahl von entzifferten Rollen geben, daß ihre Masse, die man jetzt in den Schränken aufeinander gelegt anstaunt, ohne deren Bedeutung und Gehalt zu kennen, großentheils erledigt wäre und der Rest, um an das Tageslicht zu kommen, nicht gar zu lange mehr warten dürfte, während die bis jetzt erschienenen sechs Foliobände dem Texte nach mit Umgehung des Unnützen und Unrichtigen kaum einen mässigen Octavband zu füllen vermögen.

Die Akademie würde zumeist förderlich handeln, wenn sie die entwickelten Rollen jeder einzelnen Schrift in genauer lithographischer Zeichnung ohne weitere Erklärung verbreitete; dadurch würde Allen die Möglichkeit einer Erklärung eröffnet, und sie könnte durch Einholen der verschiedenen Ansichten in später nachgelieferten Commentaren das Richtige wählen; da sie aber außer dem Ruhm der Verbreitung auch ganz allein den der Erklärung und der Gelehrsamkeit ansprechen will, so werden die einzelnen Stücke zur Bearbeitung unter die Mitglieder vertheilt, welche in jahrelangem Zögern doch nur höchst Ungenügendes und bey der Verschiedenheit der Kenntnisse höchst Ungleiches zu Stande bringen. Zumeist zu rühmen ist, daß der Text auf Kupfertafeln gestochen ein anschauliches Bild des Zustandes jeder Columne, ihrer Lücken und der einzelnen Buchstaben gewährt, was eine bloße Beschreibung in vielen Worten nicht in diesem Grade vermöchte, dadurch ist das eigne Urtheil über den einzelnen Satz und Gedanken erleichtert und jeder kann sich durch eigene Anschauung überzeugen, ob die gemachten Er-

gänzungen richtig sind, oder mangelhaft und unsicher bleiben; doch konnten dieselben Vortheile auf weit billigere Art durch lithographische Kunst erreicht werden, wie die zwey in Oxford erschienenen Bände der Volumina Herculanensia beweisen. Auch die Wahl der Schriften ist keine glückliche zu nennen; statt möglichst unversehrte zu wählen, welche am wenigsten gelitten haben und beschädigt sind, werden solche genommen, von welchen die Hälfte vernichtet ist, — wobey es unmöglich ist, das Fehlende selbst nur dem Gedanken nach zu ergänzen, und die Herausgeber allen Scharfsinn aufbieten, uns zu belehren, was das Verlorne enthalten habe, während sie oft unvermögend sind, auch nur das Vorhandene richtig zu erklären. Von einem durch englischen Einfluß entrollten und in Oxford bekannt gemachten Buche des Philodemus über die Rhetorik — jedoch in sehr fehlerhafter Abschrift, das zumeist Zusammenhängendes liefert und auch dem Inhalte nach das Uebrige übertrifft, ist eben deßwegen in Frankreich und in Deutschland eine Bearbeitung erschienen, und erst von dieser letztern Seite aufgefordert, unternahm es die Akademie, durch eine genaue Revision dieses Papyros die manigfachen Bedenken, die durch jene ganz unsichere Abschrift entstanden waren, zu heben; ein Jahr konnte allen Ansprüchen genügen, da die Columnen bereits vollständig entrollt waren und nur eine sorgfältige Vergleichung gefordert wurde; auch war man 1843 allen Ernstes damit beschäftigt, doch haben wir bis jetzt von dem Erfolge nicht das mindeste mehr vernommen.

Auch das Lateinische in diesen Rollen zu kennen, wäre nicht ohne Werth; bis jetzt ist nur das Bruchstück eines Epos, wie es scheint, über die Schlacht bey Actium bekannt gemacht worden, welches Kreyssig 1815 in Deutschland verbreitet hat; es besteht aus acht Columnen mit 57 Versen, von welchen der letzte:

Consiliis nox apta ducum, lux aptior armis.

In dem Auszuge eines Catalogs, dem einizen uns bekannten, welchen die Vorrede zu den Vol. Hercul. Oxoniensia gibt, und dessen letztes Numero mit 1676 bezeichnet ist, woraus man auf die vorhandene Anzahl der Rollen schließen mag, finden sich außer dem genannten Gedichte noch folgende Papyri als lateinisch angegeben:

78. una pagina, Latine.
153. paginae tres, Latine.
215. 275. paginae tres, Latine, incerti autoris.
394. paginae 3. Latine.
395. pagina una. Latine.
1057. paginae 11. Latine.
1463. paginae 7. Latine.

Die Schwierigkeit der Erklärung liegt nicht in den Schriften selbst, sondern allein in der Verstümmelung der Columnen, wodurch bey manchen selten ein Gedanke vollständig überliefert ist und die Ergänzung dem Urtheile und der Kenntniß des Herausgebers oder Lesers überlassen bleibt; vollständig erhaltene Blätter geben kein Bedenken, sie zeigen nur, welcher Abart die griechische Sprache selbst schon im gewöhnlichen Leben zur Zeit des Philodemus unterworfen war.

Herr Ritter Blanco ist von vorzüglicher Liebe und Begeisterung für diese Ueberreste des Alterthumes, die bey ihm durch ihre tägliche Betrachtung noch genährt wird, beseelt; die drey zuletzt genannten Abhandlungen sind sämmtlich vom Jahre 1842; ob diesen aus früherer Zeit einige vorausgehen, oder später andere gefolgt sind, ist bey dem mangelhaften litterarischen Verkehr mit Italien nicht zu unserer Kenntniß gekommen. Die Epitome gibt einen übersichtlichen Inhalt aller der Schriften, welche die Academie von 1793—1839 in den sechs Foliobänden bekannt gemacht hat, nach der Bearbeitung der Herausgeber zunächst für jene, welchen das Original selbst nicht zugänglich ist. Die Semigrafia spricht von den in diesen Papyri üblichen Unterscheidungszeichen; da alles in großen Buchstaben ohne Absätze zusammenhängend geschrieben ist, so sind zur Erleichterung des Verständnisses für den Leser eigene Charaktere am Rande angebracht, um den Schluß eines Satzes oder einer Periode anzudeuten. Mehrere sind von den bekannten nicht abweichend, doch findet sich manches Eigene, und eine sorgfältige Zusammenstellung aus diesen Rollen wäre nicht umsonst; der Verfasser gesteht jedoch in der zuletzt oben angeführten Abhandlung p. 20 selbst, vieles übergan-

gen zu haben und hofft in einer neuen Bearbeitung seiner Semiografia das Versäumte nachzuholen; wir bemerken, daß ihm die Volumina Hercul. Oxoniensia ganz unbekannt geblieben sind. Was er Allgemeines von diesen Zeichen der Alten sagt, ist längst Bekanntes, und selbst dieses konnte durch die einzige Benutzung des Venetianischen Homers und Villoisons Vorrede vielfach berichtigt werden; die eigenen Erklärungen aber der besondern Zeichen können alle als verfehlt gelten, da ihre Deutung schon von sprachlicher Seite als eine Unmöglichkeit zurückgewiesen werden muß. Es ist unglaublich, welche Willkühr der Verfasser in diesen Dingen sich erlaubt; ein Beyspiel mag dieses darthun und uns der Mühe entheben, darüber noch mehreres zu sagen. Er bemerkt p. 19, daß bey dem Buche des Philodemus über die Musik außer zwey Blättern, welche nur den Namen des Autors und des Werkes führen, noch zwey andere sich finden, das eine ganz leer, das andere aber mit dem Buchstaben *K*, in der Mitte durchstrichen, so daß man es für eine Aenderung in *Δ* halten könne, dann folgen unter einander gesetzt die ersten sechs Buchstaben des griechischen Alphabets. Dafür gibt uns H. Blanco zwey Erklärungen, entweder heiße dieses: *Καλῶς. Αὐτῶν βίβλων γραμμαὶ Δ Ε Ζ.* Recte, Istorum librorum versus 4012. Philodemus habe die Zeilen seines Werkes am Ende zusammengezählt und diese hätten im Ganzen 4012 betragen; oder, meint der Verfasser, man könnte jene Buchstaben auch so verstehen: *Καλαὶ αὐτῆς βίβλου γραμμαὶ Δ Ε Ζ.* Boni istius libri versus 16. So lächerlich nun dieses alles ist und man zunächst — um von andern zu schweigen — fragen möchte, wo denn der Erklärer auch nur griechisch zählen gelernt habe, um jene Summen herauszuziffern, so sind wir ihm doch durch obige Mittheilung zu großem Danke verpflichtet, da er sie zuerst bekannt gemacht und Rosini, der Herausgeber des Werkes von Philodemus, diese Angabe, wahrscheinlich als unnütz und unbrauchbar, übergangen hat. Es scheint uns nemlich nicht zweifelhaft, daß damit der Titel des ganzen Werkes und die Bücherzahl überliefert ist. Es bestand dieses demnach aus sechs Büchern; diese Zählung aber der Bücher ist aus Diogenes Laertius, wo er die Schriften der Philosophen anführt, bekannt; z. B. *Ἀναλυτικῶν ὑστέρων α΄ β΄ γ΄ δ΄ ε΄ στ΄ ζ΄.* Wenn hier *στ΄* fehlt, so ist zu beachten, daß dieser Buchstabe nicht anfangs gerechnet wurde und man von *ε΄* sogleich auf *ζ΄* überging; die Eintheilung der Platonischen Schriften, Politik und Leges, hat allerdings dieses Zahlzeichen, die der Aristotelischen aber kennt es so wenig, als es hier von Philodemus berücksichtigt ist. Doch was soll man von der letzten Abhandlung, der Risoluzione di taluni quesiti archeologici sagen, in welcher der Verfasser die seltsame Entdeckung macht, das genannte Buch *περὶ μουσικῆς* sey, weil Philodemus Gedichte verfaßt hat, in Versen geschrieben, und sich alle Mühe gibt, in diesem polemischen, ganz gewöhnlichen, ja gemeinen prosaischen Aufsatze lyrische Schemen zu finden; in vollem Ernste sucht er in jeder Zeile des Philodemus ähnliche Rhythmen aus Anakreon und Horatius beyzuschleppen, was auch nicht schwer fällt, da prosaische wie poetische Rede bekanntlich aus Längen und Kürzen besteht. Ihm ist Philodemus, aus Gadara in Syrien, ein Attiker und attisch schreibender Autor p. 16: come mai può supporsi che Filodemo, attico per nascita, non avesse poi usato del dialetto attico? wo wir auch seltsam klingende Beyspiele des Attischen Dialektes aufgeführt finden.

(Fortsetzung folgt.)

Monumenta Germaniae historica.

(Schluß.)

Chronicon S. Andreae Castri Cameracesii 9, 526. Aquitanicum 2, 252. S. Benigni Divion. 9, 285. Bremense 9, 389. Brixiense 5, 238. Casinense 5, 222. comitum Capuae 5, 207. ducum Beneventi, Salerni, Capuae et Neapolis 5, 211. Fontanellense. 2, 301. Gladbac. 6, 74. Gradense 9, 1. Hildesheim. 9, 845. Luxov. 5, 219. S. Martini Col. 2, 214. S. Mich. in pago Virdun. 6, 78. Moissiac. 1, 280. 2, 257. Nemausense 5, 219. Normannorum 1, 532. Novaliciense 9, 73. Salernit. 5, 467. Wirziburg. 8, 17. Dudo, hist. Normann. 6,

93. Eginhardus, Annales 1, 135. vita Caroli M. 2, 426. Ekkehardus (Uraug.), chronica 8, 1. Enhardus (Fuld.) annales 1, 343. Erchanbertus, breviar. regum Franc. 2, 327. Erchempertus, hist. Langobard. 5, 240. Excerpta Altahensia 6, 35. Flodoardus, Annales 5, 363. Folcuinus, gesta abbatum Lobiensium 6, 52. Francorum regum historia 2, 324. Genealogiae regum Francorum 2, 304. Chronica regum Francorum 5, 214. Casus S. Galli 2, 59. Gerbertus, acta concilii Remensis, Mosomensis, Causeiensis 5, 658—693. Gesta abb. Fontanell. 2, 270. — episcoporum Cameracensium 9, 393. epp. Virdun. 6, 36. Gregorius V, litt. de syn. Pap. 5, 694. Guido, Chronica 7, 64. Gundecharus, liber pontif. Eichstet. 9, 250. Haserensis Anonym. de epp. Eichstet. 9, 253. Herigerus, gesta epp. Tungr. Traject. et Leod. 9. 134. Hermannus (Aug. v. Contract.), chronicon. 7, 67. Hierosolimita 8, 265. Hincmarus, annales 1, 455. Johannes Diac., chron. Venetum et Grad. 9, 1. Lambertus (Audomar.), chronica 7, 65. Lambertus (Hersfeld. vulgo Aschaffnaburg.), annales P. I. 5, 22. P. II. 7, 134. Leo (abb. S. Bonif.), ad Hug. et Rob. reges epist. 5, 686. Leo Marsican., chron. mon. Casin. 9, 551. Libellus de imp. potest. in urbe Roma. 5, 719. Liutprandus, opera. 5, 264. Lupus (Protospat.), annales 7, 52. Marianus Scottus, chronicon 7, 481. Liber de successoribus S. Hildulfi in Mediano monasterio 6, 86. Monachus Sangall. de gestis Caroli M. 2, 726. Nigellus, carmina 2, 464. Nithardus, historiarum libri IV. 2, 649. Panegyricus Berengarii 6, 189. Petrus bibliothecarius, hist. Franc. 1, 416. Petrus diac., chron. mon. Casin. contin. 9, 561. Poeta Saxo, annales de gestis Caroli M. 1, 225. Prudentius, annales 1, 429. Ratpertus, casus S. Galli. 2. 59. Regino, chronicon 1, 537. Richerus, annales 5, 667. historiarum libri IV. 5, 561. Robertus de Monte, chronica (contin. Sigeberti Gembl.) 8, 475. Rodulfus Glaber, histor. 9, 48. Roswitha, carmina 6, 303. Rudolphus (Fuld.), annales 1, 361. Sigebertus (Gemblac.), chronicon 8. 268. Theganus, vita Ludovici Pii 2, 585. Thietmarus (Merseburg.), chronicon 5, 723. Translatio sanguinis Domini 6, 445. Vita (miracula, passio, translatio etc.): S. Adalberonis 6, 658. Adalberti 6, 574. Adalhardi 2, 524. Adalheidae 6, 633. Alexandri 2, 673. Alexii 6, 619. Anskarii 2, 683. Balderici 6, 724. Bernwardi 6, 754. Bonifacii 2, 331. Brunonis 6, 252. Burchardi ep. Worm. 6, 829. Cholomanni 6, 674. Conradi ep. Constant. 6, 429. Cunegundis 6, 787. Deoderici ep. Mett. 6, 461. Elradi 9, 128. Emmerammi 6, 543. Epiphanii 6, 248. Evergisli 6, 279. Galli 2, 1. Gerardi 6, 484. Glodesindis et Gorgonii 6, 236. Hathumodae 6, 165. Heinrici II., 6, 679. Heriberti 6, 739. Herlucae 6, 427. Idae 2, 569. Johannis abbatis Gorz. 6, 335. Kaddroae 6, 483. Hucbaldi 2, 360. Liborii 6, 149. Liudgeri 2, 403. Liutbirgae 6, 158. Magni 6, 425. Maioli 6, 649. Mathildis reginae 6, 282. Marci 6, 449. Maximini 6, 228. Nili 6. 616. Otmari 2, 41. Patrocli 6, 280. Pusinnae 2, 681. Rimberti 2, 764. Romualdi 6, 846. Sturmi 2, 365. Udalrici 6, 377. Viti 2, 576. Verenae 6, 457. Walae 2, 533. Wenceslavi 6, 211. Wiboradae 6, 452. Wigberti 6, 224. Willehadi 2, 378. Willelmi 6, 655. Wolfgangi 6, 521. Warnefridus (Paul.), liber de episcopis Mettensibus 2, 260. Widuchindus, res gestae Saxoniae 5, 408.

Föringer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Varietà nei Volumi Ercolanesi pel Cavaliere Lorenzo Blanco.

Epitome dei Volumi Ercolanesi del Cav. Lorenzo Blanco.

Saggio della Semiografia del Volumi Ercolanesi pel. Cav. Lorenzo Blanco.

Risosuzione di taluni queriti archeologici.

(Fortsetzung.)

Es schien nöthig, aus den frühern uns bekannten Schriften des Verfassers die Stufe der Kenntnisse, auf welcher H. Blanco steht, anzudeuten, ehe wir das eigentliche Werk, die zwey Bände der Varietà nei Volumi Ercolanesi, welche Seiner Majestät, unserm regierenden König gewidmet sind, betrachteten. Er bemerkt in der Dedication, daß ungeachtet der Sorgfalt der frühern Herausgeber auswärtige Gelehrte, welchen die Ansicht des Originals nicht zu Gebote stehe, in vielen Fällen nicht sicher urtheilen konnten, und so habe er über alles Zweifelhafte durch wiederholte Anschauung dieser Rollen genaue Auskunft gegeben und dabey seine eigenen Vermuthungen ausgesprochen: ho creduto rendermi accetto a questi eruditi qualora describendo minutamente gli originali de' papiri pubblicati avessi paragonati supplementi col testo medesimo, esprimendo bene spesso talune mie idee tendenti a maggiormente dilucidare que' portentosi rotoli dell' antichità. Dieses Vorhaben ist aller Anerkennung werth; verdienen die in Kupfer gestochenen schriftlichen Abbildungen der großen Neapolitanischen Ausgabe auch alle Achtung, so entsteht doch oft ein Bedenken, zu dessen Lösung man sich jetzt vergebens nach Aufschluß umsieht. Diese verkohlten Papyri gehen beym Abwickeln leicht in viele Stücke, und so muß jedes einzelne abgerissene wieder an seinen Ort angesetzt werden; es ist aber einigemale geschehen, daß solche, einzelne Buchstaben oder Buchstabenfragmente enthaltende Bruchstücke nicht an ihre, sondern eine fremde Stelle einige Zeilen auf- oder abwärts geklebt wurden und damit jeder Erklärungsversuch vereitelt wird; so wird es z. B. Niemanden gelingen, in der Schrift des Philodemus περὶ κακιῶν Col. XVIII, 20 (vergl. gel. Anz. 1838. 256. p. 1015) jenes . ΦΟΥΕΡΕΙ verständlich machen, weil nicht hieher gehörige Buchstaben aus den vorhergehenden Zeilen eingeschoben sind. Auch treten die Buchstaben nicht überall gleich sichtbar hervor und es wird ein scharfes Auge erfordert, das Richtige zu erkennen; mehr noch als das Gesicht muß die Sprache und der Gedanke zu Hülfe kommen, aber die Verwechslung ist oft leicht und verwirrend; in der genannten Schrift Col. XVI, 18 hat man ταξει τουτων gelesen, aber der Zusammenhang fordert (wie wir dort p. 1013 gezeigt haben) τὰ Ξέρξου τῶν, und eigene Einsicht des Originals hat uns überzeugt, daß dasselbe noch sichtbar erhalten ist. Eine theilweise Nachlese also, wenn auch eine sehr kleine, aber für die diplomatische Feststellung und Sicherheit des Textes sehr wichtige, wird zu der großen Neapolitaner Ausgabe und den Facsimiles der Columnen immer noch möglich seyn, nur ist zu wünschen, daß diese aus einem richtigen Verständniß des Gegenstandes hervorgehe und eine

ungeschickte Behandlung nicht die möglichen Vortheile wieder vernichte.

Die beyden Bände des Hrn. Blanco enthalten des Philodemus Schrift περὶ μουσικῆς, in 38 Columnen, welche 1793 zuerst bekannt gemacht wurde und die erregte Aufmerksamkeit der gelehrten Welt für diese Herkul. Rolle wenig befriedigte; sie ist polemischen Inhalts gegen den Stoiker Diogenes, welcher den großen moralischen Einfluß der Musik behauptet hatte; diese Ansicht zu widerlegen ist die Aufgabe des Epikureers. Wäre die Schrift ganz erhalten, so könnte sie vielleicht einigermassen genügen; nun ist das vierte von wir wissen nicht wie vielen Büchern (nach obiger Vermuthung, wahrscheinlich sechs) in einem zertrümmerten Zustande, der nur wenige Sätze verständlich macht, das meiste muß errathen und durch philologische Critik aufgefunden werden. Die Behandlung des Gegenstandes ist nur äußerlich, nicht tief eindringend, und daß der Verfasser die Musik im platonischen Sinne aufgefaßt und gewürdigt habe, davon zeigen wenigstens die vorhandenen Fragmente nicht die geringste Spur, vielmehr scheint Persönlichkeit die Widerlegung seines Gegners Diogenes die nächste Veranlassung und der Zweck des Werkes gewesen zu seyn, wie Epikureer und Stoiker, obschon die entschiedenen Gegensätze des Lebens, dennoch gerne an einander stossen. Die philologische Bearbeitung dieses ersten Bandes war von Rosini, welcher Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeigte und seine spätern Nachfolger alle an beyden weit hinter sich gelassen hat.

Neues zu geben mag Herrn Blanco seine Stellung nicht gegönnt haben, aber wenn er nicht beabsichtigt, alles bis jetzt bekannte nach seiner Weise zu verbreiten, so konnte er durch die Wahl einer mehr geeigneten Schrift, wie zum Beyspiel des Buches περὶ κακιῶν, welches schöne Charakterdarstellungen ganz in der Art wie die dem Theophrastus zugeschriebenen enthält, weit größeres Interesse erregen; es ist jedoch das formlose äußere und innere Verfahren unseres Herausgebers, welches auch die mäßigsten Anforderungen wenig zufrieden stellen würde. Der Text ist mit den Ergänzungen Rosinis ganz nach dessen Ausgabe abgedruckt, so daß diese durch große Buchstaben kennbar gemacht sind; darunter folgt eine italienische Uebersetzung nach der lateinischen Rosinis, daneben eine Uebersicht des Inhaltes; die weitläufigen Noten geben theils Anmerkungen aus Rosinis Commentar, theils, und dieses vorzüglich, bestehen sie in Berichtigungen und den eigenen Vorschlägen des Herausgebers. Der zweyte Theil, welcher ausser dem italienischen Index p. 265—92 lateinisch ist, gibt zuerst Rosinis Einleitung 1 — 75, dann dessen lateinische Uebersetzung 76 — 136, ferner dessen Abhandlungen 137 — 221, den Schluß bildet Blancos translatio de variis lectionibus educta 223 — 62. So sind diese 38 Columnen oder Seiten durch dreyfache Uebersetzung, Paraphrase, Erläuterungen zu vollen zwey Bänden gehoben; wären damit die vielen Zweifel erledigt, wäre das Verständniß allerseits eröffnet, so würde auch diese Ausdehnung noch erträglich; wir sind aber jenem nicht näher gerückt. Die Herausgeber dieser Herkulanischen Rollen leisten zu viel und zu wenig; zu viel, indem sie das Unmögliche wollen, und wo nur ein oder das andere Wort erhalten ist, leichthin die ganze Seite ausfüllen zu können glauben; hier muß unsere Beschränktheit anerkannt werden, indem es nur selten möglich ist, Gedanken und Zusammenhang, und damit auch die Worte des Autors wieder zu finden. Zu wenig aber leisten sie, indem sie, was an dem Vorhandenen sicher festgestellt werden kann und muß, eben so leichthin übergehen und ungenügend behandeln. Hier muß sich vermöge einer genauen Kenntniß der Sprache besonders grammatische Kritik, welche ihnen fast gänzlich fehlt, wirksam zeigen. Ist dieses die Seite, in welcher Rosini am wenigsten genügte und zumeist der Berichtigung bedurfte, so steht H. Blanco noch weit unter seinem Vorgänger, meistert diesen ohne alle Noth und kennt die eigentlichen Mängel nicht. Das erste ist die sprachliche Feststellung des Textes, ohne welche jeder weitere Versuch der Erklärung scheitern muß; es genügt nicht, beliebig griechische Wörter einzusetzen und damit die Lücken zu füllen, sie müssen durch Sprache, Zusammenhang und Gedanken nothwendig geboten seyn; ist Philodemus auch kein Autor, der ein vor-

treffliches Griechisch schreibt, so schreibt er doch ein verständliches; wie aber die Herausgeber ihn durch ihre Ergänzungen reden lassen, ist gegen alle Sprache und kann Niemand verstehen, obschon H. Blanco ihn für einen Attiker von Geburt hält (!), der attisch geschrieben, aber allerley Dialectisches nach Belieben beygemengt habe. Dieser Mangel an grammatischen Kenntnissen macht sich bey Hrn. Blanco auf höchst unangenehme Art geltend, wozu noch kommt, daß er die von ihm beliebig gemachten Ergänzungen eben so beliebig und willkürlich erklärt, z. B. p. 25 [οἰδ'] ὀχληρῶς ἢ ἐπιτερπῶς [δον] εἰ, διαφωνοῦσιν, ἀλλὰ τὴν αὐτὴν ποιοῦνται κρίσιν. Hier fehlt aller Zusammenhang, welchen Rosini richtig durch εἰ δ' herstellt, das Verbum δονεῖ ist nur dichterisch (auch Rosinis ἠχεῖ trifft nicht das rechte); jene Ergänzung nun soll heißen: alii autem iucunde aut iniucunde commoveat contendunt, sed ipsam (dispositionem) constituunt iudicium, oder wie II, 226 steht alii autem an iucunde aut iniucunde commoveat disserunt, atque ipsam tonorum dispositionem iudicem constituunt! Wenn die ersten Elemente der Sprache in dieser Weise fehlen, kann bey einem solch schwierigen Unternehmen der Erfolg nur ein völlig mißlungener seyn. Es ist ein nicht geringes Verdienst Rosinis (und wir haben schon bemerkt, daß keiner der nachfolgenden Herausgeber der Volumina Herculanensia in Neapel in dieser Beziehung ihm gleich gekommen ist), daß er an vielen Stellen scharfsinnig wie die Gedanken, so die Worte des Autors erkannte; wäre er der Sprache in ihrer grammmatischen und syntaktischen Form mächtiger gewesen, er hätte zahllose Fehler und falsche Ergänzungen vermieden; aber wir haben keine Stelle gefunden, in welcher in dieser Beziehung der neueste Herausgeber seinen Vorgänger wirklich berichtigt und das Wahre gefunden hätte; dafür hat er willkürliche Vermuthungen, welche eine mäßige Kenntniß der Sprache sogleich im Entstehen unterdrückt hätte, in Menge gegeben. Räthsel sind hier nicht zu lösen und auch ein Davus muß die Sprache, welche er redet, wenigstens vernünftig und verständlich sprechen.

Wir geben einige Beyspiele aus dieser Abhandlung des Philodemus über die Musik, weniger um das Verfahren des Herrn Blanco, das aus dem Angegebenen wohl schon hinreichend geschildert ist, zu zeigen, als um die Art und Weise des Autors selbst, wie er seinen Gegenstand behandelt, darzuthun, und zu dieser weder in Deutschland noch sonst wo beachteten Schrift einige Beyträge zu liefern; was von Rosini als sicher hergestellt zu betrachten ist, ist ohne Bemerkung aufgenommen; das Zweifelhafte dagegen durch Klammern angedeutet. Columne II, nach den oben angeführten Worten des Philodemus bemerkt dieser, daß jedes Gehör sich dem äußern Einfluß ganz gleich darbiete, folglich die Wirkung gleicher Musik zu verschiedenen Zeiten auch gleich seyn werde; die Ursache, daß es doch nicht so scheint, liege nicht in dem Gehör, ἀκοή, sondern in der voraus eingenommenen besondern Stimmung des Menschen, προδιάθεσις, wodurch die Empfänglichkeit ungleich wird.

καὶ ἐπὶ μέν γε τούτων παρά τινας προδιαθέσεις ἐνδέχεται παραλλαττούσας συμβαίνειν ἐπακοήσεις, ἐπὶ δὲ τῶν ἀκοῶν οὐδ' ἐστιν ὅλως διαφορά τις, ἀλλὰ πᾶσαι τὰς ὁμοίας τῶν ὁμοίων μελῶν ἀντι[λήψ]εις ποιοῦνται, καὶ τὰς ἡδονὰς παραπλησίους ἀπολαμβάνουσιν, ὥστε καὶ τῆς ἐναρμονίου καὶ τῆς χρωματικῆς διαφέρονται, οὐ κατὰ τὴν ἄλογον ἐπακόησιν, ἀλλὰ κατὰ τὰς δόξας, οἱ μὲν ὥσπερ οἱ τούτῳ παραπλήσιοι τὴν μὲν φάσκοντες εἶναι

20) οἱ τούτῳ παραπλήσιοι sind die, welche so urtheilen, wie der Gegner des Philodemus, welcher von ihm gewöhnlich mit οὗτος bezeichnet wird, nemlich Diogenes der Babylonier, wie Rosini in seiner Einleitung bewiesen hat; Herr Blanco spricht immer von Cinico, als hätte der

σεμνὴν καὶ γενναίαν καὶ
ἁπλῆν καὶ καθαράν, τὴν
δ' ἀνανδρον καὶ φορτικὴν
καὶ ἀνελεύθερον· οἱ δὲ τὴν
μὲν αὐστηρὰν καὶ δεσποτι-
κήν, τὴν δὲ ἥμερον καὶ πιθα-
νὴν προσονομάζοντες, ἀμ-
φότεροι δὲ ἃ μηδετέρα πρός-
εστιν ἐπιφέροντες· οἱ δὲ φυσι-
κω[τατο]ί γ[ε] πρὸς ἀκοὴν ἐξ ἑ-
κατέρας δρέπεσθαι κελεύον-
τες οὐδὲν ἀ[γ]αθῶν συναπτο-
μένων οὐδετέρα προσεῖ-
ναι κατὰ [τ]αύτην φύσιν αὐ-
τῆς νομίζοντες· τὰ δ' ἂν δ[έ
δ]ο[κται] καὶ ἐπὶ τῶν ῥυθμῶν
καὶ μελοποιῶν.

Der Gedanke dieser langen Periode ist verständlich, nicht zu verstehen ist οὐδὲν ἀγαθῶν, auch steht letzteres Wort nicht im Facsimile, sondern *Α. ΑΤΩΝ*, was weder Rosini noch Blanco beachtet hat, obschon der Sinn das unrichtige lehren konnte, und auch grammatisch die beyden Participia κελεύοντες u. νομίζοντες ohne alle Verbindung neben einander gestellt sind. Das richtige liegt auch nicht weit davon ab: sie sagen, was einem erst anverbunden wird, kann nicht ursprünglich ihm zukommen; der fehlende Buchstabe ist nicht *Γ*, sondern *Ρ*, nemlich: οὐδὲν ἄ[ρ]α τῶν συναπτομένων. Eben so sprachwidrig ist κατὰ [τ]αύτην φύσιν, das richtige steht in der Urkunde, nicht *Τ*, sondern *Γ*, also κατά γ' αὐτὴν φύσιν. Nicht erträglich ist φυσικω[τατο]ι γ[ε], der letzte Buchstabe ist C, aber gebrochen; die Ansicht dieser wird als die natürlichere hervorgehoben, das geschieht, wenn wir ergänzen οἱ δὲ φυσικώ[τερο]ι τὸ πρὸς ἀκοήν, wie III., 9 τὰ πρὸς ἀκοήν. Ganz barbarisch aber ist τὰ δ' ἂν δέδοκται καὶ ἐπὶ τῶν ῥυθμῶν an sich und in der Bedeutung: dasselbe gilt auch bey den Rhythmen; eines von den vielen Beyspielen, wie man den Philodemus sprechen läßt; so leicht es nun ist mit einiger Kenntniß der Sprache dergleichen als unmöglich nachzuweisen, so schwer hält es oft positiv das richtige anzugeben; die Reste der Buchstaben sind *ΤΑΔΑΝΑ. ΟΙ ΚΑΙ*, vielleicht τὰ δ' ἀνάλογα καὶ, analog verhält es sich bey andern, wobey weniger die Form ἀνάλογα, (die Alten sagen unverändert ἀνάλογον in allen Casus) als der Pluralis überhaupt zu beachten wäre.

Wir wählen noch die sechste und siebente Columne, in welcher der Verfasser seinen Gegner widerlegt, daß Musik auf Verbesserung des Menschen wirke. Daß Aristoteles im siebenten Bande seiner Politik dieses behauptet und daraus eine κάθαρσις τῶν παθημάτων abgeleitet habe, hat er wahrscheinlich gar nicht gewußt; aber auch Göthe steht auf gleichem Standpunkte mit Philodemus. Manches bleibt dunkel, weil der Zusammenhang fehlt; das Ende jeder Seite ist gewöhnlich so verdorben, daß man auf jede Ergänzung verzichten muß; dadurch wird der Anfang der siebenten Columne, wenn nicht vielleicht eine ganze Columne ausgefallen ist, weniger verständlich.

(Fortsetzung folgt.)

Cyniker Diogenes ein Buch über die Musik und ihren Einfluß auf Moral geschrieben! παραπλησιον ist in Rosinis Abdruck nur ein Druckversehen.

25) ἀνελεύθερον hat, wie zu erwarten ist, das Facsimile, nicht ἀνελευθέραν, wie Rosini schreibt und Blanco ohne Bemerkung wiedergibt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Varietà nei Volumi Ercolanesi pel Cavaliere Lorenzo Blanco.

Epitome dei Volumi Ercolanesi del Cav. Lorenzo Blanco.

Saggio della Semiografia dei Volumi Ercolanesi pel Cav. Lorenzo Blanco.

Risoluzione di taluni quesiti archeologici.

(Fortsetzung.)

ται δὲ καὶ ὑπὸ τούτου ταραχῶδες ὑπάρχειν, οὐδ' ἃ γίνεσθαί φησι διὰ μουσικῆς συντελεῖτ', ἀλλ' ὑπὸ τῶν ποιημάτων οὔτε βοηθεῖται διὰ μουσικῆς καὶ ποιητικῆς ἔρως, ἀλλ' ὑπὸ τῶν πλείστων καὶ τοῖς πλείστοις ἐκκάεται, καὶ τὰ γίνεσθαι δ' ἐν τοῖς ἐρωτικοῖς ὑπὸ τούτου λεγόμενα παρίστησιν ἑκάτερον, ἐφισταμένου δὲ δ[ὴ θε]ο[ῦ κ]αὶ παντάπασι . καὶ τοὺς θρήνους μέντοι ποιήματ' εἶναι συμβέβηκε καὶ τοῖς ὅλοις οὐδὲν ἰατρεύειν τὴν λύπην, ἀλλ' ἐνίοτε καὶ ἐπισχεῖν, τὰ πολλὰ δὲ ἐπιτείνειν, καὶ δὴ πρὸς τοῦτο τῶν γραφόντων ἀμιλλωμένων · εὐταξίαν δὲ καὶ εὐσχημοσύνην ἐκ τούτων μὴ παρακολουθεῖν, ἀ[λλ]ὰ τ[οὐ]να[ντίον εἰς ὑπερ [πάθεια]ν ἐκκαλουμένων, μουσικῆς δὲ οὐδ' ἐπιδεχομένης. Ἀλλὰ μὴν ἱκανά [καὶ] περὶ τῆς πρὸς τοὺς πολέμους συνεργίας προγέγραπται, [τάχα] δὲ καὶ λαληθήσεται πρὸς ἄλλους φιλοσόφους . τὸ

---

1) ται δὲ, die Neapalitaner geben κ]αὶ δ[ή, aber die Urkunde hat deutlich .*AIΔE*, die ersten Buchstaben enthalten die Spuren eines Verbums, noch sieht man am Ende der vorhergehenden Columne *PH*, so daß die Ergänzung εἰ]ρη[τ]αι wohl nichts zu wünschen übrig läßt. Diogenes selbst gesteht, daß das von ihm vorgebrachte nicht so fest und ohne alles Bedenken stehe.

11) Was unter ἑκάτερον zu verstehen sey, ist nicht klar, schwerlich μουσικὴ καὶ ποιητική, die Ergänzung δὴ θεοῦ καὶ ist ganz sinnlos, wahrscheinlich liegt ein Verbum darin mit dem Begriffe von augetur.

24) Schon die grammatische Construction fügt sich nicht, und die Urkunde weist nicht auf ἀλλὰ τοὐναντίον hin, dort steht *A..AT...NAITION*, vielleicht ἅμα τὸν ἀναίτιον. Der Infinitiv ist noch von συμβέβηκε abhängig; das folgende ὑπερπάθειαν ist dem Gedanken nicht unangemessen, aber unsere griechische Litteratur kennt dieses von Rossini gemachte, doch der Analogie nicht widerstrebende Verbum keineswegs.

27) καὶ nicht passend, weit wahrscheinlicher ist ἤδη.

34) ἐπα[ναιρεῖτ]αι ein Wort, das für die Lücke zu groß und dem Sinne nicht angemessen ist; das richtige ist ἐπαινεῖται.

δὲ τῶν ἀθλημάτων γέ-
νος οὔθ' ὑπὸ πάντων ἐπα-
ναιρεῖτ]αι, κοινὴν δ' ἡμεῖς
ἐπιζητοῦμεν εὐχρηστίαν,
οὐ] καθ' ἕκαστον, οὔτ' ἀγα-
θὸν ἔχει τι τοῖς ὅλοις οὔ-
τε] συνεργεῖται πρὸς τοὺς ἄλ-
λους . . . . . .
. . . . .

Columna VII.

κἂν τοῖς περὶ τῶν ἀθλημά-
των, κἂν ἡμᾶς ὑπ' αὐτῆς ὁ-
μολογῶ τέρπεσθαι, καὶ διό-
τι περιερρηγμένης ὀρχήσεως
ἐκ τῶν δραμάτων οὐδὲν ἔχο-
μεν ἔλαττον, ἐπειδή περ οὐ-
δὲν ἦν ἐν οὐδεμιᾷ πρὸς τὸ κα-
λὸν καὶ γενναῖον συνέργημα.
ταῖς δὲ θηλείαις, εἰ καὶ τὰ πο-
ήματα κατὰ τὸ συνέχον ἐπο-
ήθη, τοσοῦτον ἀπέχω τοῦ
χρήσιμόν τι νομίζειν περι-
γίνεσθαι διὰ μουσικῆς πρὸς
γενναιότητα καὶ σωφροσύ-
νην καὶ εὐταξίαν, ὥστε καὶ
λείαν ἐπισφαλὲς πείθομαι,
καὶ ὕποπτον τὸ δίδαγμα,
μή ποτε πολλὴν ἀφορ-
μὴν διδῷ πρὸς ἀκολασίαν
καὶ ἀταξίαν βακχεύουσαν,
ὧν ὑπομνήσω που προβαί-
νων. Νῦν δὲ μεταβὰς λέγω
διο[νυσίων σ]υνηγμένων ὑ-
πὸ Δι[ονύσο]υ τὸ ἄνωθεν

ἐκ]εῖ[νο] μέλος ἔχειν τι κινη-
τι[κὸν καὶ] παραστατικὸν
πρὸς τὰς πράξεις, εἰ μὲν ὑ-
πὸ τῆς [ἐπιπν]οίας εἰσῆχθαί
φησι, τούτου χάριν οὐκέτι
καμοῦμεν ἐξετάζειν . εἰ
δ' ὡς τὸ πῦρ φύσει καυστι-
κὸν τῷ φύσιν ἔχειν καυ-
στικὴν προσαγορεύομεν,
οὕτω καὶ τὸ μέλος ἀξιο[ῦ]τα[ι
μ[ὰ τὸν] Δία [μέγα] ψεύδεται.

Das Hereinziehen von Dionysien in diesen Satz muß als völlig verunglückt gelten, vielmehr ist dieses eine von den wenigen Stellen, an welchen Grammatik und Zusammenhang entschieden das richtige an die Hand gibt. Vers 25 ist vor den Resten des einen Buchstaben nicht ein anderer gewesen, wodurch ἐκεῖνο möglich wäre; dieses lehrt die Ansicht des Facsimile und auch H. Blanco hat es bemerkt, welcher daher κεῖνο als attische Form schreibt. Das richtige braucht sich hier nur sehen zu lassen, um anerkannt zu werden:

Νῦν δὲ μεταβὰς λέγω,
διό[τι, εἰ τῶν σ]υνηγμένων ὑ-
πὸ Διο[γένο]υ[ς] τἄνωθεν
κεῖ[ται] μέλος ἔχειν τι κινη-
τι[κὸν φύσει καὶ] παραστατικὸν
πρὸς τὰς πράξεις.

hier erscheint der Name des Gegners Διογένης mit seiner Grundansicht, daß das Lied von Natur etwas den Menschen rührendes und zum Handeln anfeuerndes habe; darum kann v. 25 φύσει nicht fehlen, auch wird die Lücke ohne dieses Wort nicht gedeckt. Unsicher aber ist der Schluß, v. 34 ΑΞΙΟΠΑ muß das Verbum den Gegner bezeichnen und ἀξιοῖ τα ergibt sich von selbst, dieses hat H. Blanco auch in der Urkunde noch deutlich gefunden. In letzter Zeile gibt das Facsimile:

Μ . . ΔΙΑΜ . . ΤΑΨΕΤΔΕΤΑ.

und es wird wohl andern so wenig, als uns gelingen aus diesen etwas erträgliches aufzufinden. μὰ τὸν Δία ist nur negativ und fällt schon an sich, da aus der vorhergehenden Zeile τα übrig ist. Hier können wir das Verdienst des Herrn Blanco nicht

---

36) οὐ] Die Urkunde hat . . ι, das Wort ist καὶ.

1) κἂν ist ganz sicher aus Κ . Ν

4) περιερρηγμένης hat Rosini aus ΠΕ . . ΕΙΡΗΜC . . HC falsch gebildet, noch verkehrter ist Blanco's πεπειρημένης was hier gar nichts heißt. ΕΙ ist nichts als Η und das Wort ist περιῤῥημένης.

9) θηλείαις ist Herrn Blanco p. 167. ein Atticismus für θαλείαις convivium laetum!

genug rühmen, er hat die fehlenden Buchstaben in der Urschrift noch ziemlich deutlich erkannt, nach ihm ist dort sichtbar:

ΜΙΙΔΕ ΔΙΑΝΟΙΞΑ ΨΕΥΔΕΤΑΙ

seine Phantasie und Philosophie über dieses διανοιξα überlassen wir ihm, wie billig, nur dessen lateinische Uebersetzung des Satzes mag Wunders halber, als ein Beyspiel seine gänzliche Unkunde in diesen Dingen darzuthun, hier angeführt seyn: sin autem ut ignem naturaliter vim comburendi habentem aliquem urere dicimus, has diductiones fallit; er meint nemlich unter andern Eigenheiten μηδὲ sey pleonastisch gesetzt. Sicher täuscht er sich an den Buchstaben ΙΞ statt ΗΤ, Philodemus hat geschrieben ἀξιοῖ τὰ μηδὲ διανοητά, ψεύδεται.

Wir haben an diesem Beyspiele Gelegenheit gehabt, die gute Seite des Herrn Blanco hervorzuheben und kennen zu lernen. Dadurch daß er das Original näher betrachtete und den unsichern Buchstaben oder deren Spuren, welche sein Vorgänger Rosini oft gar nicht beachtet hatte, schärfer nachging, ist es ihm gelungen, die Möglichkeit der Erklärung zu befördern, und andern vorzuarbeiten, die Arbeit selbst zu vollenden, gestattete ihm bey allem Eifer und Anstrengung seine geringe Kenntniß die Sprache nicht; wäre er dieser nur im mässigen Grade mächtig gewesen, er würde noch an sehr vielen Stellen die Originale näher betrachtet und sicher das richtige gefunden haben, an welchen er jetzt schweigt und nicht ahnt, daß das gegebene dem Idiome der griechischen Sprache ganz entgegen ist. Col. III.

ἐπειδήπερ
οὐδὲν μέλος καθὸ μέλος,
ἄλογον ὑπάρχον, ψυχὴν
οὔτ' ἐξ ἀκινήτου καὶ ἡσυχαζούσης ἐγείρει καὶ ἄγει πρὸς
τὴν κατὰ φύσιν ἐν ἤθει διάθεσιν, οὔτ' ἐξ ἀ[π]τούσης καὶ φερομένης π[ρόσετ]ι δή ποτε
πραΰνει καὶ εἰς ἠρεμίαν καθίστησιν οὐδ' ἀπ' ἄλλης ὁρ-
μῆς ἐπ' ἄλλην ἀποστρέφειν
οἷόν τ' ἐστιν, οὐδὲ τὴν ὑπάρχουσαν διάθεσιν εἰς αὔξησιν φέρειν καὶ ἐλάττωσιν.

nicht ἀπτούσης kann v. 16 stehen, welches keine Bedeutung hat, wo ein exaltirter, heftig gereizter Sinn bezeichnet werden soll, das wahre ist ἀττούσης, ohne Jota von ἀΐσσειν. Eben so wenig ist in der folgenden Zeile πρόσετι das richtige, Philodemus schrieb φερομένης προσοτιδήποτε. Ebendaselbst ist v. 27 ὁ [ποιῶτ]ητας ἠθῶν eine ganz falsche Ergänzung, auch die im Facsimile ausgedrückten Züge zeigen ein ganz anderes Wort, welches Blanco erkannte, aber unrichtig μουσικῆς τὰς vermuthete, der Zusammenhang lehrt, daß ὁ μουσικῆ βοηθῶν gestanden hat.

Col. XV.

καὶ μὴν οὐδὲ
παραμυθεῖσθαι δύναται
μουσικὴ τὰς ἐν ἔρωτι δυσπραξίας . λόγου γὰρ μόνου
τοῦ τοιοῦτον, ἀλλ' ἂν ἐπιβλητους ποιεῖ περισπῶσα, καθάπερ ἀφροδείσια καὶ μέθη . ποήματα δ' εἰ προαιρεῖται, διδόσθω[8] καὶ Φιλόξενον, εἰ τοῦτ' ἠνίττετο, μὴ τελέως ψεύδεσθαι, καθάπερ οὐδὲ Μένανδρον πονηρ[οῖς] ὑπεκκαυμα τῷ διδόναι τινας ἀφορμάς . ἢ μέντοι γ' Ἐρατώ, ζητῶ πῶς τὸ συμβαλέσθαι τὴν ἰδίως καλουμένην μουσικὴν πρὸς τὴν ἐρωτικὴν ἀρετὴν εἰρήθη, δῆλο[ν] μᾶλλον ἢ τὴν ποητικὴν ἢ βέλτιον ἔ[τι τὴν] σοφίαν· ἅπαντα γὰρ δὴ ταῖς Μούσαις ἀνατέθηται, καὶ

8) Das Original hat διδόσθωι, wie Herr Blanco meint: Attice legitur. Oben v. 5 ist natürlich zu verbinden ἀνεπιβλήτους, denen man sich nicht nähern darf, unzugänglich, ein sonst nicht bekanntes Wort.

τ[όδε οὐκ] ἂν ὑποβάλλειν
ἀ[λλ'] ὑ[π]ο διαμάχεσθαι
πρὸς τ]ὸ πάθος· σιωπῶ γὰρ
τ]οι [νυ]ν ([ἆ]ρ' [ὑ]μ[ᾶς] ἐλάνθα-
νε [τοῦ]τ[ι]) πᾶσαν ὁρμὴν καὶ
ἐπιθυμίαν ὑπὸ τῶν πα-
λαιῶν ἔρωτα καλεῖσθαι.

Menanders Vers ist aus Stobäus überliefert

πολλοῖς ὑπέκκαυμ' ἐστ' ἔρωτος μουσική.

aber so wenig verbreitet sind die Volumina Herculanensia, daß selbst Meineke diese Stelle des Philodemus in seinen Ausgaben der Fragmente (p. 81 u. 138) unbekannt geblieben ist; bei dem Dichter folgte wohl eine nähere Erklärung und dazu gehört zunächst πονηρόν, denn so, nicht πονηροῖς ist zu ergänzen. Den Zeilen 15—22 fehlt aller grammatischer Zusammenhang, dieses kann man wenigstens, da v. 15 vor *H* ein leerer Raum, nach ερατω aber ein *I* erscheint, durch τῇ μέντοιγε Ἐρατοῖ ζητῶ πῶς herstellen; Diogenes muß dieses behauptet und den Namen Erato vorgebracht haben. Auch δῆλον v. 19 kann nicht richtig seyn. Ob v. 21 ἐπ[ὶ τὴν] σοφίαν oder ἐπ[ὶ φι]λοσοφίαν zu schreiben sey, lernt man aus dem Facsimile und der verworrnen Angabe bey Blanco p. 402 nicht, müßte aber eine genaue Betrachtung des Originals wohl entscheiden. ἀνατέθηται v. 23 ist falsche Schreibung des η für ει, XX, 6 steht ἀνατεθεῖσθαι. 24—6 sind ganz sinnlos ausgefüllt, auch Blanco gibt keinen Anhaltspunkt; der Gedanke ist vielleicht, wir schreiben den Musen alles zu, auch die entgegengesetzten Wirkungen und Einflüsse auf den Menschen, daß man einem πάθος sich ganz hingebe, oder es auch bekämpfe und Widerstand leiste. αν scheint der Accusativus eines Substantivum. Die Ergänzung von 27—8 ist so sinnlos, daß man fast darauf angegangen zu seyn scheint, die Lücken und verwischten Spuren beliebig mit griechischen Buchstaben und Wörtern zu füllen, ohne auf den Gedanken zu achten; was soll die Anrufung von ὑμᾶς? Doch ist hier noch so viel erhalten, um das wahre sicher herauszufinden; Zeile 27 ist nach dem Facsimile

OI..ΝΑΡΕΙΜΤΙΙΕΛΑΝΘΑ

Blanco p. 412 gibt α. ναρειμυριελανθα, und erklärt die Worte σιωπῶ γὰρ τοίνυν αρει μυρι ελανθανε τουτο taceo enim quod revera (Marte) multa neglexit hoc est. Philodemus macht eine sprachliche Bemerkung über das Wort ἔρως, deren Richtigkeit wir jedoch keineswegs verbürgen wollen:

σιωπῶ γὰρ
ὅ[τι τὸ]ν δρειμὺν ἐλάνθα-
νε [καὶ] τὸ πᾶσαν ὁρμὴν κἀ-
πιθυμίαν ὑπὸ τῶν πα-
λαιῶν ἔρωτα καλεῖσθαι.

ironisch nennt er seinen Gegner den scharfsinnigen, der das nicht gesehen habe und wisse. Die Schreibart δρειμύς statt δριμύς ist wie III, 13 ἀκεινήτου. VIII, 15 κεινεῖ. I, 36 κρείνεται. III, 37 μεῖξιν und anderes Aehnliches in spätern Zeiten.

Diese wenigen Proben mögen darthun, was hier der Kritik und Exegese noch alles zu thun übrig bleibt; häufig lehrt die Grammatik nicht bloß, was falsch eingesetzt worden, sondern auch, was gefordert wird, z. B. XVI, 27 statt τοῦτον [αὐλῆ]σ[αι], τὸν δὲ καθαρίσαι, da von dem erstern Verbum nach dem Facsimile enthalten ist *ΛCΛ*, (nach Blanco aber p. 436 deutlich ασαι,) ergibt sich aus dem Zusammenhange von selbst τοῦ τὸν [μὲν] ἆσαι, τὸν δὲ κιθαρίσαι. Auch Besonderheiten finden aus dem Zusammenhange und der Sprache ihre Erläuterung; unverständlich ist jetzt V, 36: εἰ δὴ καὶ γάμος ἁπλῶς ἀγαθὸν ἂν λέγοιτο, νῦν δὲ δὴ κ τ λ. wo der erste Satz unvollkommen bleibt und die grammatische Construction εἰ . . ἂν λέγοιτο nicht minder auffallend ist, aber das Orignal hat

N
ΑΓΑΘΟC, was keine Variante, sondern eine Abkürzung desselben wiederholten Wortes mit anderm Ausgange ist, und der Satz ist jetzt vollständig, so wie die Grammatik gerechtfertigt: εἰ δὴ καὶ γάμος ἁπλῶς ἀγαθός, ἀγαθὸν ἂν λέγοιτο.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Dr. Ludwig Häusser, Privatdocenten dann außerord. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Erster Band, Heidelberg, 1845. Zweyter Band, ebendaselbst, 1846. gr. 8. Beyde Bände enthalten mit den Vorreden 1682 Seiten.

In demselben Jahre, in welchem von Frankreich und Preußen das Aufhören der Rheinpfalz als eines selbständigen Staates beschlossen wurde (23. Mai und 5. September 1802), nicht gar ein volles Jahr vor Veröffentlichung des diese politische Vernichtung bestätigenden Reichsdeputations-Hauptschlußes (27. April 1803) ließ der pfälzische Gelehrte Fridrich Peter Wundt, so zu sagen in der Todesstunde des rheinpfälzischen Staates, seinen „Entwurf einer allgemeinen Landesgeschichte der Rheinpfalz," in zweyter unveränderter Auflage zu Mannheim 1802, 8. erscheinen. Seit dieser Zeit bis auf unsere Tage hat kein Eingeborner des schönen Landes wieder die Feder ergriffen, um dessen höchst anziehende und lehrreiche Schicksale dem deutschen Volke zu schildern. Die Pfalz westlich des Rheines war seit 1793 eine Beute der Neufranken geworden und ist im Besitze Frankreichs bis zum Jahre 1814 geblieben, wodurch bey den neuen, meist im Gegensatze zu den früher bestandenen Einrichtungen im großen Frankreich, — als wozu auch dieser Theil der vormaligen Rheinpfalz zählte, — die Gemüther des Volkes und der Gelehrten von der Vergangenheit ab, und auf die große, gewaltige Gegenwart gerichtet wurden und blieben. Auch der beträchtlichere Theil der Pfalz rechts des Rheines erhielt, da Kurfürst Maximilian von Pfalz-Bayern anderweitig hierfür entschädigt wurde, einen neuen Herrscher an dem Markgrafen von Baden und damit eine die Vergangenheit gleichfalls in den Hintergrund drängende Gegenwart. In Bayern dagegen, in den neu erworbenen Ländern so gut, wie in jenen des alten Besitzes, war seit dem Jahre 1803 kaum eine höhere Lehranstalt zu treffen, an welcher zum Behuf des Vortrags der bayerischen Geschichte nicht auch die Geschichte der vormaligen Rheinpfalz wäre behandelt worden; freylich geschah es meistens im Hinblick auf die Regenten des pfälzischen Staates, von denen der neue Gebieter Maximilian, — erst Kurfürst von Pfalzbayern, dann König von Bayern — abstammte; aber man schloß diese Geschichte doch in den Hauptvortrag mit ein, indem man sie entweder neben der Hauptgeschichte in ihren verschiedenen Perioden hergehen ließ, oder dieselbe am Schlusse des Ganzen mittheilte *). Diese Aufnahme der pfälzi-

---

*) Diese erstere Weise hielt Feßmaier 1804 ein; die letztere beobachtete von Hellersberg 1817, und auch noch Mannert, Geschichte Bayerns, Leipzig 1826, 2 Bde. 8. gibt im IV. Buche p. 375 — 434 zwischen Max III. und Karl Theodors Regierungsantritt als Episode eine Uebersicht der pfälzischen Geschichte. Von früheren Historikern sey hier S. Stumpfs Geschichte des hohen Kurhauses Pfalzbayern ꝛc. Wirzburg 1804. 8. erwähnt.

schen Geschichte in die bayerische wurde aber alsdann unumgänglich nothwendig, als der westliche Theil der Rheinpfalz nebst andern Theilen des vormaligen französischen Kaiserreiches durch den Vertrag vom 14. April 1816 (publicirt den 30. April desselben Jahres) an die Krone Bayern überwiesen wurde und deßhalb haben die Vorträge an den höheren Lehranstalten nicht nur, sondern auch die Werke über bayerische Geschichte die pfälzische stets mitbehandelt. Man konnte dieß füglich thun, gestützt auf die trefflichen Arbeiten der Mannheimer Akademiker aus der Zeit Karl Theodors, so wie auf jene der Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Erst in neuerer Zeit haben einzelne Pfälzer begonnen, ihre heimische Geschichte monographisch zu bearbeiten, wie Heintz, Lehmann, Frey u. a. Mit der Rückkehr zum alten Herrscherhaus, mit der Wiederkehr deutscher Bildung erwachte auch die Liebe zur alten Landesgeschichte wieder. Während nun in allen Theilen des deutschen Gesammtvaterlandes die Geschichte der einzelnen Stämme ꝛc. neu durchforscht wurde, wollte sich doch an die Geschichte des pfälzischen Staates und Volkes kein Eingeborner wagen; bis erst vor Kurzem endlich ein solcher auftrat: Hr. Häusser, in seinen zwey Bänden unter oben angegebenem Titel.

Referent hat sich mehrjährig in diesem schönen Lande unter seinen kräftigen, offenen, jovialen Bewohnern aufgehalten und zwar in einer Zeit, wo die Umkehr von der Fremdherrschaft zum deutschen Wesen so zu sagen vor seinen Augen geschah. Er fand unter der älteren Generation überall die alte Anhänglichkeit an das angestammte Pfälzerhaus. Das aus der Fremdherrschaft Herzugebrachte, unzweifelhaft erprobte Gute wurde bewahrt und gepflegt, und dieß gewann der bayerischen Regierung Aller Herzen. Die Bemühungen Bayerns, das reich begabte Volk der Pfälzer deutscher Kultur wieder zuzuführen, wurden mit dem glänzendsten Erfolg belohnt.

Gefesselt durch diese Wahrnehmungen an Land und Volk nahm Ref. die vorliegende Geschichte mit großen Erwartungen zur Hand, zumal sich schon die Ankündigung (1. Februar 1845) vernehmen ließ: „man wundere sich, daß dieß Land noch keinen Geschichtschreiber gefunden," und wie in diesen Büchern „die kurpfälzische Geschichte in ihren äußeren und inneren Verhältnissen zum erstenmale vollständig erzählt" sey, mit Hinzeigen auf die Benutzung nicht nur gedruckter Quellen in möglichster Vollständigkeit, sondern auch jener der Bibliotheken und Archive von Heidelberg, Speyer, Karlsruhe und München; so daß eine Menge von Einzelheiten dadurch vervollständigt und berichtigt, und ganze Abschnitte aus dem umfassenden Schatze urkundlicher Quellen geschöpft werden konnten."

Nicht minder entschieden ist in dieser Beziehung des Hrn. H's. Aeußerung in seiner Vorrede zum ersten Bande: „trotz der regen Thätigkeit historischer Forscher habe man diese (pfälzische) Landesgeschichte so ganz ignorirt und nicht einmal einzelne Theile von ihr bearbeitet (S. VII); und S. IX und X heißt es: „die Pfalz hatte keinen Geschichtschreiber, nicht einmal einen Chronisten gefunden; das ungeheure Gebiet war nur in ganz kleinen Stücken monographisch angebannt worden." Ja! Am Ende der Vorrede (S. XV und XVI) spricht Hr. H. von „neuem, wir dürfen sagen fremdem Stoffe," der hier den Lesern geboten werde. — „Gern erwähnt er auch," so sagt Hr. H. S. XII, „der pfälzischen Gelehrten, die wenigstens in verdienstvollen Monographien ihre Vorarbeiten lieferten, eines Kremer, Lamey und der trefflichen drey Brüder Wundt, unter denen namentlich Daniel Ludwig in Allem, was er hinterlassen hat, den gründlichen Forscher eben so sehr kund giebt, als den gewandten Darsteller und den wahrhaft aufgeklärten Theologen." —

Abgesehen davon, daß die früheren, oben angeführten Aeußerungen des Hrn. H. im Widerspruch mit dem eben citirten Ausspruche stehen, hätte, wenn dem wirklich so wäre, wie Hr. H. versichert, denn doch dieser Gelehrte wenige „verdienstvolle Monographien" als Vorarbeiten geliefert erhalten.

Weßhalb wird aber vom Hrn. H., als Verfasser der pfälzischen Geschichte, nur obiger fünf Männer gedacht, denen er S. X noch zwey andere: Büttinghausen und Mieg zufügt? Warum geschieht der jedenfalls auch verdienstlichen Arbeiten eines Trithem, Freher, Wittekind, Tolmi-

das, Mühlhäuser, Pareus, Tolner, eines Menso Alting, Struve, Fladt, Crollius, Widder, Würdtwein ꝛc. keine Erwähnung, warum werden Männer wie Mannert, Heintz, Lehmann, neuerer Leistungen auf dem Gebiete der pfälzischen Geschichte nicht zu gedenken, mit Stillschweigen übergangen, gleich als hätten sie ganz und gar nichts über pfälzische Geschichte geschrieben und veröffentlicht? — Ueberhaupt, warum stellt sich Hr. H., als habe er einen fremden Stoff zu bearbeiten, einen Weg anzubahnen gehabt, der vor ihm von Niemanden betreten worden sey?

Ebenso befremdend klingt dem Geschichtskenner was Hr. H. über das Aufsuchen der Quellen zur pfälzischen Geschichte S. IX und X vorträgt. Er mag sich in dieser Beziehung mit jedwederm andern Historiographen der Neuzeit trösten; denn keinem ist es so gut geworden, am Orte seines Aufenthaltes das ganze, gedruckte und ungedruckte Materiale zur Hand zu haben. So war es zu Tolner's *) und Kremers Zeit; so ist es heutigen Tages noch, und wer sich vorstellt, er brauche, um z. B. eine bayerische Geschichte zu schreiben, nur in München zu forschen, der würde bald finden, daß er, trotz des großen Reichthums der Materialien daselbst, auch noch anderweitig Forschungen anzustellen habe. Fürsten und Völker stehen nicht abgeschlossen, sondern im lebhaften Wechselverkehr zu einander und oftmals erfolgen Aufschlüsse über bayerische, badische, pfälzische ꝛc. Ereignisse und Zustände von ziemlich weiter Ferne her.

Einen Vortheil rühmt Hr. H. an seinem Stoffe: der ehemalige pfälzische Staat ist aufgelöst. Alle Rücksichten und Betrachtungen, die ein dazu aufgeforderter und bestellter Bearbeiter unwillkürlich auferlegt erhält, sollen, nach Hrn. H's. Ansicht, einen solchen Historiker verhindern, beym besten Willen sich aus der „wohlwollenden Salbung emporzuringen, womit der Provinzialhistoriker sich scheut, das Schwarze schwarz, das Weiße weiß zu nennen.“ — Den Mannheimer Akademikern kann man das in ihrer Stellung mitunter vorwerfen: allein es hat in der Pfalz von jeher gesunden, tüchtigen Sinn für rücksichtslose Wahrheit gegeben. Wir verweisen, um nur Ein Beyspiel anzuführen, auf Hermann Wittekind. —

Sagt Hr. H. S. XIII und XIV: „Auf dem Boden, wo der Kampf zwischen katholischer, lutherischer und reformirter Kirchlichkeit in den verschiedenen Zeiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts mit wilder Erbitterung geführt worden ist, da kennt man jetzt schon die Namen nicht mehr, und ein Jahrzehnt noch kann es währen, so hat die neue Generation ganz vergessen, ob ihre Aeltern und Voräeltern zu dem lutherischen oder zu dem heidelberger Katechismus geschworen hatten;“ so hat er, was das Erstere betrifft, in den seit einigen Jahren im Badnischen sich kund gebenden Ereignissen das Widerspiel selbst erlebt; das Letztere scheint uns eine unklare Fassung des Satzes. Die Leiden, welche die Pfälzer der Religionsstreitigkeiten wegen zu erdulden hatten, mögen die neue Generation belehren, daß wechselseitige Achtung der Confessionen in ihren Rechten das Gerathenste sey. Allein wie es Hr. H. uns bietet, hieße dieß nahezu eben so viel als: die neue Generation solle nur immerhin ihre Geschichte vergessen, und nur tüchtig und unbekümmert um alle Vergangenheit der Gegenwart leben. — Hr. H. ist ein Mann, der nach eigenem Geständnisse (S. XV) in das Lager der Ghibellinen gehört. Er erklärt es für einen Theil seines Berufes, bey jeder Gelegenheit „den falschen Ghibellinismus, der unter der jetzt populären Maske ganz andere Intentionen und Gelüste birgt, auf Thatsachen gestützt, des heuchlerischen Scheines zu entkleiden.“ — Hrn. H's. politische Meinung kann uns so ziemlich gleichgültig seyn, vorausgesetzt, daß er die Facta nicht darnach formt und also entstellt. Nur drängt sich uns die Frage auf, was zwingt den Historiker,

*) Tolners Reisen nach Hessen, Nassau, Bayern, Oesterreich, Holland. In seiner praefatio sagt er: Caeterum plusquam Herculeos labores exantlasse mihi videor, si sudores, si lucubrationes, si legendi scrutandique assiduitatem animo metior etc. — Die Manuheimer Akademiker machten ihre Reisen zum Behuf der Aufklärung pfälzischer Geschichten. Siehe AA. Theodoro-Palatina III, 18 seqq.

dessen erstes Gesetz unparteyische Wahrheit ist, hier sein politisches Credo zu singen, wie das unsre Nachbarn, die Franzosen zu halten pflegen, weil dort das Publikum es also begehrt? — Er hätte sich vielmehr jede Partey-Ansicht vom Leibe halten sollen, eine solche und nur eine solche Erklärung ziemt sich für einen deutschen Historiographen! —

Der Stoff der gesammten pfälzischen Geschichte ist in vier Bücher abgetheilt, denen die älteste Geschichte übersichtlich und als Einleitung vorangestellt ist. Dieser Einleitung folgt im ersten Buche der Zeitabschnitt von des Hohenstaufen Conrad's Erhebung bis zur Rupertinischen Theilung, von 1155 — 1410 in 3 Abschnitten: 1) von 1155 — 1214, der Wittelsbacher Gelangen zur Pfalz. 2) von 1214 — 1329, Vertrag von Pavia. 3) von 1329 — 1410 Ruperts Theilung (vergl. P. Fr. Wundt's Entwurf pag. 36. 43. 59. 76.)

II. Buch. Von Ruperts Theilung bis zum Aussterben der älteren Kurlinie mit Ott-Heinrich, von 1410 — 1559 (cf. Wundt. l. cit. p. 77). In 7 Abschnitten, von denen jeder einen der sieben Kurfürsten schildert, gerade wie bey Wundt a. a. O. auch! — Mit diesem zweyten Buche schließt der erste Band.

(Fortsetzung folgt.)

Varietà nei Volumi Ercolanesi pel Cavaliere Lorenzo Blanco.

Epitome dei Volumi Ercolanesi del Cav. Lorenzo Blanco.

Saggio della Semiografia del Volumi Ercolanesi pel. Cav. Lorenzo Blanco.

Risosuzione di taluni queriti archeologici.

(Schluß.)

Referent hat vor mehr als einem Decennium diesen wenig beachteten, aber immer achtungswerthen

Resten des Alterthums, die sich uns auf unerwartete Weise aufgeschlossen haben, so weit auch sie zum Verständniß der Vorzeit einen nicht unwichtigen Beytrag liefern, seine Aufmerksamkeit zugewendet; er hat bey der Schwierigkeit dieser philologischen Arbeit, angezogen durch den eigenthümlichen Zustand dieser Rollen und die Hoffnung großentheils das Richtige zu finden, vielleicht mehr Zeit als ein anderer geopfert, und das hier Gegebene ist nur ein Theil dessen, was er damals versuchte und gewonnen zu haben glaubte. Blancos Arbeit, welche in zwey Bänden nur die Fragmente des Philodemus περὶ μουσικῆς umfaßt, hat ihm seine frühern Studien wieder lebhaft ins Gedächtniß gerufen und den deutlichsten Beweis geliefert, daß nur der, welcher mit einer gründlichen Kenntniß der Sprache ausgerüstet ist, an die Erklärung und Ergänzung dieser Schriften gehen dürfe, daß aber selbst für diesen die eigene Durchsicht des Originals in Neapel unerläßlich würde. Ob der innere Werth solchem Opfer entspreche, ist eine andere Frage; wären es wichtige unbekannte Schriften von Philosophen oder Historikern, eines Platon, Aristoteles, Cicero, Polybius, Sallustius, Tacitus, er dürfte keiner Zeit und Mühe scheuen, sich einem solchen Unternehmen zu unterziehen; das bis jetzt Gegebene aus der Epikureischen Schule hat wenig befriedigt, und wird noch weniger aufmuntern; um so mehr wäre zu wünschen, daß Gediegeneres mit dem Bekanntwerden nicht zu lange auf sich warten ließe; haben aber die langen friedlichen Zustände nichts gebracht, so ist für die Gegenwart und die nächste Zukunft um so weniger zu erwarten. Herr Blanco aber hat, obschon von seinen Erklärungen bey der unglaublich geringen Kenntniß der griechischen Sprache völlig Umgang zu nehmen ist, doch dadurch, daß er die Züge des Originals häufig richtiger als sein Vorgänger Rosini bestimmte, die Sache befördert und einem Nachfolger zu manchen Stellen einen nicht zu verschmähenden Beytrag geleistet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der rheinischen Pfalz.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Band beginnt das dritte Buch, von Ott-Heinrichs Tode bis zum Aussterben der simmerischen Linie mit Kurfürst Karl, von 1559 — 1685 (Wundt pag. 106). VII Abschnitte (bey Wundt dagegen IX) führen uns 1) des Kurfürsten Friedrich III. Regierung, von 1559 — 1576, 2) jene Ludwigs VI. von 1576 — 1583, 3) die vormundschaftliche Regierung Johann Casimirs von 1583 — 1592, 4) Kurfürst Friedrich IV. von 1592 — 1610, 5) Friedrich V. von 1610 — 1632. Karl Ludwig, von 1632 — 1680 und Karl von 1680 — 1685 vor *).

IV. Buch. Vom Tode des Kurfürsten Karl bis zur Auflösung des pfälzischen Kurfürstenthumes, von 1685 — 1802, in 4 Abschnitten, nämlich: 1) Philipp Wilhelm von 1685 — 1690. 2) Johann Wilhelm von 1690 — 1716. 3) Karl Philipp von 1716 — 1742. 4) Karl Theodor von 1742 — 1799 (Wundt schließt mit Karl Theodors 50jähriger Regierung, also 1792, ab). —

An die Spitze der geschichtlichen Darstellung hat Herr H. einen kurzen Bericht: „Ueber die Quellen und Hülfsmittel“ gestellt. Hier, wie schon in der Vorrede wird der Battischen Bibliothek ehrend gedacht, in welcher mit der größten Sachkunde Alles gesammelt ist, was vom 16. Jahrhundert an die pfälzische Geschichte in den mannichfachsten Beziehungen angeht, so zwar, daß über die Regierung jedes einzelnen Kurfürsten eine ansehnliche Reihe von Schriften sich vorfindet. Alles, versteht sich, gedruckt! —

Von ungedruckten Quellen, meldet Hr. H. (S. XXII), daß bey dem eigenen Verhängnisse, welches die pfälzischen Archive von jeher verfolgt, die urkundlichen Aufschlüsse nicht sehr weit zurückgreifen, aber doch vom 16. und 17. Jahrhundert an über alle Theile der pfälzischen Geschichte Originalien genug vorhanden seyen, und erwähnt summarisch, was in Heidelberg, Karlsruhe, München (Hof- und Staatsbibliothek, Reichsarchiv, in letzterem eine Reihe alter pfälzischer Urkunden über Belehnungen und fürstliche Privilegien), Speyer für seinen Gegenstand sich vorgefunden.

Zum Rein-geschichtlichen der von den ältesten Zeiten bis in die Mitte des XII. Jahrhunderts (1055) reichenden Einleitung lassen wir nun einige Bemerkungen folgen. Nicht auf dem Fuße will Ref. dem Hrn. H. nachgehen, sondern er gedenkt nur aus der älteren Geschichte Einiges zu berühren und herauszuheben, was ihm, dem Ref., nach seiner Quellenkenntniß in einem etwas anderem Lichte erscheint, als dem Hrn. H.

Um mit der Einleitung (bis 1155) zu beginnen, so bezeichnen des Hrn. Verf. Absicht und Ansicht über die früheste Geschichte folgende Stellen: „die

*) Bey Wundt sind die Regierungen der Administratoren Johanns II. von Zweybrücken von 1610 — 1614 (p. 139), und des Pfalzgrafen Ludwig Philipp von 1632 — 1636 consequent als eigene Abschnitte behandelt (p. 151). Deßhalb zählt er in dieser Periode von 1559 — 1685 9 statt 7 Abschnitte.

Anfänge mußte er (der Verf.) in raschen Umrissen vorüberführen, bis zur Bildung eines pfälzischen Kurlandes; erst mit dem 14. und 15. Jahrhundert gewann der Stoff ein eigenthümliches Gepräge, erst mit dem 16. und 17. ein reiches und vielgestaltiges Leben." Und S. 2: „Es genügt" — — „eine kurze und gedrängte Uebersicht zu geben von den Veränderungen, welche die später pfälzischen Rheinlande bis zu dem Augenblick erfahren haben, wo ein rheinpfälzisches Gebiet sich abschließt und einen stetigen und gesonderten Gang der Entwicklung annimmt." — Weiter S. 6 Not. 18 heißt es: „Da wir in dieser einleitenden Uebersicht die Geschichte einer Zeit, wo die nachherige Pfalz mit den gesammten Rheinlanden noch eins ist, nur kurz berühren dürfen u. s. w." —

Ref. will nicht wiederholen, was er anderswo über diese ungeschichtliche Verkürzung der sogenannten Urgeschichten gesagt hat. Jedenfalls hält er es nach dem früher Gesagten für Unrecht, Institute, die noch tief in das Mittelalter und in die neuere Zeit ihre Wirkungen äußern, entweder gar nicht, oder höchst dürftig, bloß mit wenigen Strichen anzugeben; so, daß es mit zu den Unbegreiflichkeiten gehört, wie sie nur entstanden sind und wie sie sich entwickelt haben. Kurz, sie sind, wenn der helle, geschichtliche Tag herangebrochen ist, nun einmal da, und zeigen ihre Einwirkung; was kümmert es Jene, die dem Zeitgeschmacke huldigen, wo sie quellen und wie sie sich an das Licht arbeiten?

Gleich anfänglich vermissen wir eine kurze gedrängte Schilderung des Landes, dessen Geschichte uns Hr. H. vorführt. Weßhalb wird in den frühesten Zeiten der Rhein-Stagnation nicht gedacht, welche das ganze breite Rheinthal von den Vogesen und der Haardt bis zum Schwarzwald und der Bergstraße, von Basel bis unterhalb Mainz ausfüllte? „Kurz vor der christlichen Zeitrechnung (siehe S. 2) hatten Deutschlands ältere Bewohner keltischen Stammes ihren Einfluß bereits verloren und das neue germanische Volkselement — — — drängte immer gewaltiger nach den erstrebten Wohnsitzen des Südens zu. Das deutsche Land war zum größten Theil Besitz der Germanen; nur am Rhein war der Kampf zwischen Keltenthum und Germanenthum noch nicht beendigt (Tacit. Germ. 28). Der Strom selbst bespülte noch keltisches Gebiet und keltische Anklänge sind am linken und rechten Rheinufer nicht allzuselten. Indessen nahte ihre Herrschaft auch am Rhein ihrem Ende," durch Ariovists Zug, welchen Führer der germanischen Stämme J. Cäsar 58 vor Chr. besiegte, und damit dem Eindringen der Germanen ein Ziel setzte.

Hier scheint uns im großen Kampfe zwischen Germanen und Kelten das Chronologische etwas verwirrt vorgetragen. Beziehe ich nämlich die Thatsache: der Kampf zwischen beyden Völkern, den Germanen und Kelten, sey am Rhein noch nicht beendigt gewesen, auf die Zeit kurz vor der christlichen Aera; so muß dieß geradezu geläugnet, die Berufung auf Tacitus Germ. 28 aber als an diesem Orte unstatthaft zurückgewiesen werden; Letzteres aus dem Grunde, weil Ariovist geraume Zeit (72 vor Chr.) vor dem Zusammentreffen mit Cäsar schon rechts und links des Oberrheines den Meister gespielt und von einem Kampfe zwischen ihm und den Kelten an den Ufern des Ober- und Mittelrheines in dieser Zeit (kurz vor der christlichen Aera) bey keinem einzigen Quellenschriftsteller die Rede ist. Nur an jenen Strichen des Rheines, wo dieser Strom, aus dem Bodensee hervorkommend, sich westlich bis Basel wendet, da war zur Zeit Cäsars beständiger Kampf zwischen Germanen und Helvetiern (Caes. B. G. cap. 1. 2. 27. 28. 31). Tacitus schrieb 98 Jahre nach Chr., und es muß sohin sein Bericht über die vormalige (tenuere) Herrschaft gallischer Stämme zwischen Hercynien, Rhein und Mayn allerdings für eine sehr entfernte Vergangenheit gelten; wenn anders feststeht, was ich nicht bezweifle, daß Ariovist erst nach dem Verdrängen der Kelten rechts des Mittel- und Oberrheines diesen Strom überschritten und im eigentlichen Gallien sich festgesetzt hat. Sohin spricht Tacitus von einer Zeit, die über 170 Jahre hinter ihm lag. Damit fällt auch die erstere Angabe vom nicht beendigten Kampfe zwischen Germanen und Kelten dahin.

Die Romanisirung des Landes geschah durch August 27 und 16 und Drusus. Als Römerorte nennt Hr. H. S. 3, not 6 für das pfälzische Land

unter andern „Bellicampus“ (Billikheim). Mir ist aus der Geographie des römischen Reiches in diesen Gegenden kein solcher bekannt, wohl aber habe ich aus dem Munde des Volkes diese Herleitung des heutigen Städtchens Billigheim erfahren. Widder II, 451 ist im Irrthum, wenn er diesen Ort erst im J. 1235 urkundlich vorkommen läßt, in welchem Jahre Abt und Convent von Wizenburc die Kirche zu Bullinkeim dem Speyerer Domkapitel verliehen haben. Schon die AA. Theodoro Palatina und der Codex Lauresham. setzen Bölincheime zum 12. und 29. Juni 774 und 27. Juli 776 post Chr. Ja, die Traditiones Wizenburg. führen es bereits am 1. Mai 693, mithin einige 80 Jahre früher auf, als die eben angegebenen Urkundenstellen. Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Billigheim bis in die Römerzeit hinaufreiche, allein Bellicampus war ganz gewiß sein Name nicht. (Siehe gel. Anz. 1843, S. 276, 277.)

Mit dem Herüberholen der Gallier in jene Landstriche, die später als agri decumates bekannt werden, können wir uns aus Gründen, die wir anderswo angegeben, nicht einverstanden erachten. Wie wenn Tacitus in der bekannten Stelle: levissimus quisque Gallorum etc. die gallische Einwanderung in Hinblick auf Cap. 28., d. h. auf Caesars (B. G. VI. 24.) Nachricht von den früher kriegsmächtigeren Galliern berichtet hätte?

Das wichtige Ereigniß von den Anfängen des Christenthums ist, S. 4, in 2 Zeilen zusammengedrängt. Seit Constantin dem Großen war Magontiacum nicht nur der Sitz des weltlichen Vorstandes der Provinz Germania Ima.; sondern auch der Sitz der geistlichen Oberbehörde, und Worms und Speyer dem Maynzer Bischof untergeben. Sollte die Wirksamkeit des Letztern auf seine Suffraganeen gänzlich gelähmt gewesen seyn? — Bey Rando's Ueberfall von Mainz waren die Bewohner dieser Stadt größtentheils Christen, denn die Ueberrumpelung geschah während die Einwohner der Stadt bey einer kirchlichen Feyerlichkeit sich befanden.

Auch die Bisthums- und Klöster-Gründungen der merowingischen Zeit, und unter den Hausmeyern ist mit allzu großer Kürze abgethan, was wir aus dem Grunde tadeln müssen, weil an diese Institute die Boden- und Geistes-Kultur sich unmittelbar angeschlossen hat. Nur noch ein paarmal, S. 20, 21, wird von der „Ausbreitung der Kirche und ihrer mildernden Einflüsse“ geredet, als welche durch königliches Privatgut (auf Kosten der grundbesitzenden Freyen, meint H. H.) gefördert worden seyen, während die politische Freyheit und das Gewicht des Einzelnen dadurch verlor.“ —

S. 21 erwähnt Hr. H. der Stiftung des Klosters Lorsch, 763, 12. Juli durch den Grafen Cancor, welches Kloster durch seine Geschichte mit der Pfalz in vielfacher Berührung steht und dessen Schenkungsurkunden wir die reichsten Aufschlüsse für unsere älteste Gauverfassung verdanken. (Hr. H. hätte das Gleiche von der Abtey Weißenburg sagen sollen. Siehe gel. Anz. 1843, S. 276, 277). „An religiösen Schöpfungen,“ fährt Hr. H. fort, „ist die Zeit überhaupt sehr fruchtbar, unsere ältesten Kirchen und Klöster fallen mit ihrer Gründung oder reicheren Dotirung meist in diese Epoche (karolingische Herrschaft) zurück und durch Erziehung, Cultus und Verfassung wird dem neuen (?) Kirchengebäude auch mehr Bestand gegeben, als es bisher besessen.“ — Gewiß ist es eine mißliche Sache, mit wenigen Federstrichen ganze Zeitalter, wie hier das merowingische und karolingische, dem Leser vorzuführen und am Ende die kühle Versicherung (S. 24) beyzufügen, die stürmische Regierung Ludwigs des Frommen und die Kriege mit seinen Söhnen könnten wohl übergangen werden, „da sie, kirchliche Stiftungen abgerechnet, nichts enthalten, was unsere Rheinlande insbesondere beträfe.“ — Allerdings giebt es Momente, welche die nachmalige Rheinpfalz nur allzu sehr betreffen. Hier nur einige: der Tod Rudgangs 6. März 766, und Cancor's 771; die Theilung des fränkischen Reiches unter Pippins Söhne (768), der zu Worms beschlossene Krieg (772) gegen die Sachsen, welcher wegen der Heerfolge für die rheinischen Edlen und Freyen gewiß von Bedeutung war. Ebenso der Langobardenzug 773; die Einweihung von Lorsch im Beyseyn des Königs und seiner Familie 774. 14. August. Die Verwü-

stungen, welche die Sachsen bis an den Rhein hin während Karls Abwesenheit 778 trugen. Vorher noch die Schenkung Oppenheims an Kl. Lorsch durch Karl d. Gr. 774. 2. Sept. Die in den Jahren 779, 780, 781, 783, 786, 787, 790, 791 zu Worms abgehaltenen Tage Karls und seiner Vornehmen. Die Reichstheilung vom J. 806. Die durch alle Theile Deutschlands herrschende Hungersnoth und Sterblichkeit im J. 807, die Unruhen unter Ludwig dem Frommen und nach seinem Tode unter seinen Söhnen. Sie gehen die nachherige Pfalz nur allzusehr an; die Heere bewegten sich ja durch dieselbe hin und her (z. B. Nithard, bey Pertz II. 666.); die Plünderung Weißenburgs durch Pagani 846., die Hungersnoth vom J. 868 und 896., die Unruhen im benachbarten Lothringen 900, der Krieg zwischen den rheinischen Großen und Adalbert, der aus Altaripa gebürtige Regino u. v. a. m.

Doch, kehren wir zu S. 5 zurück! Das viel bestrittene Solicinium, welches Häffelin bey Schwetzingen, Wilhelm bey Sinsheim, Hanselmann und Creuzer bey Sulzbach zwischen Ladenburg und Weinheim, Leichtlen bey Sülchen, Jaumann bey Rottenburg am Necker ansetzen, sucht Hr. H. S. 6, not. 18 aus dem Grunde am letztern Orte (Rottenburg), „weil dieser sich am besten mit den Zeugnissen des Ammianus und Ausonius, namentlich mit der Art, wie Ersterer den Marsch der Römer bezeichnet, vereinigen lasse.“ —

Allein gerade aus dem Zuge der Römer nach Ammians Beschreibung geht unwiderleglich hervor, daß Sülchen und Rottenburg das Solicinium, bey welchem Valentinian im J. 368 die Alamannen geschlagen, unmöglich seyn könne. Schon Leichtlen (pag. 66) hat 15 Jahre früher als Jaumann vorgeschlagen: „wenn es übrigens mit bloßer Namensähnlichkeit gethan wäre, so dürfte Sülchen bey Rotenburg der Stadt Sulz wohl den Rang ablaufen.“ Dagegen läßt sich fragen, ist denn hier der Name allein das Bestimmende? Zumal es bekannt genug ist, daß gleiche Ortsnamen in verschiedenen Gegenden sich vorfinden? — Nach den Regeln der historischen Kritik muß zuvörderst erwogen werden, welche Umstände der Quellenschriftsteller über diesen Zug angiebt. Diese sind entscheidend. Unsres Wissens ist es bis jetzt Niemanden in den Sinn gekommen, die von Ammian mitgetheilte Schilderung in Zweifel zu ziehen. Rando hatte Valentinians und seiner Truppen Abwesenheit zu einem schon lange ausgedachten Ueberfall auf Mainz benutzt (siehe oben). Mit großer Beute zog er sich auf das rechte Rheinufer zurück. Kurze Zeit nachher war Vithicab durch Verrath ermordet worden und nach seinem Tode unterblieben einigermaßen die Einfälle der Alamannen. Unter so günstigen Umständen bereitete der Kaiser einen wirksameren, größeren Zug gegen die Alamannen vor. Die Sicherheit des römischen Gebietes (destinatius id publica tutela poscente) erforderte die Besetzung des von Rando ausgeplünderten Mainz. Ohne hier erst Vorsorge getroffen zu haben, durfte er nicht auf Feindesgebiet d. i. auf das rechte Rheinufer übersetzen, oder gar einen Zug nach dem Oberrhein gegen Vithicab's Alamannen wagen. Vithicab's alamannische Stämme saßen, wie gesagt, ruhig; an Rando aber mußte für den Ueberfall von Mainz Rache genommen werden. Die ihm ergebenen Stämme saßen zwischen dem Main und zu beyden Seiten des untern Laufes des Neckars. War hier Alles nach Wunsch vollbracht, alsdann konnte man tiefer in das Alamannenland vordringen. Von Trier her, — er kehrte dahin wieder zurück, — zog der Kaiser auf der Römerstraße, die heute noch die Hochstraße heißt, an den Rhein und traf dort die nöthigen Anstalten für die festen Plätze von Vicus Julius bis Borbetomagus. Am 3. Julius war Er, nach dem Codex Theodos. zu Worms. Wo er den Rhein überschritten, sagt Ammian nicht. Jedenfalls kann der Kaiser ohne eine Heeresabtheilung um seine Person nicht gedacht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Duc de Caraman, Histoire des révolutions de la philosophie en France pendant le moyen age jusqu'au seizième siècle. T. III. Par. 1848.

Fr. Fischer, Die Metaphysik vom empirischen Standpunkt aus dargestellt. Basel 1847.

Dr. C. L. Menzzer, Die Naturphilosophie und der Hegelianismus. Halberstadt 1847.

Dr. H. G. Redslob, Von der religiösen Ueberzeugung. Carlsruhe 1847.

W. Zimmermann, Geschichte der Poesie aller Völker. Stuttg. 1847.

Dr. C. B. Schlüter, M. A. Flaminius und seine Freunde. Mainz 1847.

F. D. Guerrazzi, Scritti. Firenze 1847.

Fr. Trucchi, Poesie italiane inedite di duzento autori. Vol. 4. Schluß. Prato 1847.

Marc. Giov. Ponta, Nuovo esperimento sulla principale allegoria della divina commedia di Dante Allighieri. Roma 1845.

Fr. Santos, Dia y noche de Madrid. Par. 1847.

Lopez de Ubeda, La Picara Justina. Par. 1847.

Diego Hurtado de Mendoza, La vida de Lazarillo de Tormes. Par. 1847.

Vida y hechos de Estebanillo Gonzalez. Par. 1847.

Poésies basques de Bernard Dechepare traduites en français par G. Brunet. Bordeaux 1847.

Coleccion de novelas escogidas. Par. 1847.

Al. Cast. Solorzano, La Garduña de Sevilla. Par. 1847.

Dr. Ger. de Alcala, El Donado Hablador, vida y aventuras de Alonso, mozo de muchos amos. Par. 1847.

H. F. Maßmann, Partonopeus und Melior. Altfranzös. Gedicht des 13. Jahrhunderts. Berlin 1847.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Th. 3. vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. Leipzig 1847.

O. von Wolkenstein, Gedichte. Mit Einleitung, Wörterbuch und Varianten herausg. von Beda Weber. Innsbruck 1847.

E. Geibel, Juniuslieder. Stuttg. 1847.

J. v. Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.

F. W. E. Umbreit, Neue Poesie aus dem alten Testament. Hamburg 1847.

H. König, Die Clubisten in Mainz. Th. 1 — 3. Leipzig 1847.

Sal. Cramer, Zur klassischen Walpurgisnacht im zweyten Theil des Götheschen Faust. Leipzig 1847.

Bar. de Bonstetten, Romans et épopées chevaleresques de l'Allemagne au moyen age. Paris 1847.

G. Klemm, Freundschaftliche Briefe. Leipzig 1847.

W. von Humboldt, Briefe an eine Freundin. Th. 1. 2. Leipzig 1847.

Briefe an F. Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie von J. E. Hitzig. Berlin 1848.

The illuminated books of the middle ages, by H. Noel Humphreys. Part 3 — 5. Lond. 1847.

Bern. de Dominici, Vite dei pittori scultori ed architetti Napoletani. Vol. 1 — 4. Napoli 1840 — 1846.

Sav. Cavallari, Zur historischen Entwicklung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs. Göttingen 1847.

Dr. Schilling, Allgemeine Generalbaßlehre. 2. Aufl. Darmstadt 1844.

J. Krüger, Beyträge für Leben und Wissenschaft der Tonkunst. Leipzig 1847.

B. Petri, Agronomie und Agrikultur in Bezug auf staatswirthschaftliche Interessen und Zeitfragen. Wien 1847.

Aug. Cieszkowski, Du crédit et de la circulation. 2. édit. Par. 1847.

Dr. J. Zennari, Memoria sulla beneficenza pubblica. Venezia 1845.

J. Hasemann, Die Armuthsfrage. Halle 1847.

C. N. D. Hansen, Gedanken in Bezug auf einige Fragen des Armenwesens. Kiel 1847.

Dr. F. Engelken, Das Pennsylvanische Strafsystem von psychisch-ärztl. Standpunkte betrachtet. Bremen 1847.

L. v. Mierolawski, Kritische Darstellung des Feldzuges vom Jahre 1831. Bd. 1. 2. Berl. 1847.

Stehendes Heer und Volkswehr, ein Beytrag zu der Bewaffnungsfrage der Gegenwart. Mannheim 1848.

G. A. Erdmannsdorf, Der Feldzug von 1796 in Italien. Magdeburg 1847.

Militärische Mosaik von einem activen Offiziere. Dresden 1847.

Louis Bonaparte Napoléon, Etudes sur le Passé et l'avenir de l'artillerie. Vol. I. Paris 1846.

Maur. Bufalini, Opere. Vol. 1. 2. Firenze 1845 — 1847.

D. J. Forbes, Homöopathie, Allopathie und die neue Schule. Bearbeitet von Dr. A. Bauer. Wien 1846.

The cyclopaedia of anatomy and physiology. Ed. by Rob. B. Todd. Part. 29. Lond. 1847.

v. Siebold und Stannius, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Abth. 1. 2. Berlin 1847.

C. Matteucci, Lezioni sui fenomeni fisico-chimici dei corpi viventi. Pisae 1846.

R. Leuckart, De monstris eorumque causis et ortu. Gotting. 1846.

M. Langenbeck, Untersuchungen über die Atlantois. Göttingen 1847.

Dr. Gl. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 13. 14. Jena 1847.

Dr. G. Ch. Reich, Lehrversuch der Lebenskunde. Berlin 1847.

Dr. A. Schnitzer, Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Ch. Londe, Nouveaux éléments d'Hygiène. T. I. II. Par. 1847.

Dr. Frz. Hartmann, Specielle Therapie acuter und chronischer Krankheiten. 3. umgearb. Aufl. Bd. I. 1. 2. Lpz. 1847.

J. G. Rademacher, Rechtfertigung der von den Gelehrten mißkannten, verstandesrechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte. Th. 1. 2. Berlin 1847.

Dr. A. K. Hesselbach, Handbuch der gesammten Chirurgie. Th. 3. Lief. 2 — 12. Schluß. Jena 1847.

L. A. Desmarres, Traité théorique et pratique des maladies des yeux. Par. 1847.

Dr. Civiale, Traité pratique de la lithotritie. Paris 1847.

Dr. B. Boyer, Traité des maladies chirurgicales. T. 1 — 5. Paris 1844 — 46.

J. J. von Tschudi, Die Kokkelskörner und das Pikrotoxin. St. Gallen 1847.

C. G. Neumann, Heilmittellehre. Abth. 1. Erlangen 1848.

Dr. M. W. Plagge, Handbuch der Pharmakodynamik. Braunschweig 1847.

Dr. Fr. von Ney, Die gerichtliche Arzneykunde in ihrem Verhältniß zur Rechtspflege mit bes. Berücksichtigung der österreichischen Gesetzgebung. Bd. 1. 2. Wien 1847.

Dr. K. Hohnbaum, Psychische Gesundheit und Irrseyn in ihren Uebergängen. Berlin 1845.

Dr. J. C. A. Heinroth, Gerichtsärztliche und Privat-Gutachten im Betreff zweifelhafter Seelenzustände. Herausgeg. von Dr. H. Th. Schletter. Leipzig 1846.

Dr. A. Chr. J. Schmid, Handbuch des gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts. Bd. 1. Leipz. 1847.

Dr. E. Chambon, Die Negotiorum gestia. Eine civilistische Abhandlung. Leipzig 1848.

Sammlung der neueren deutschen Gemeindegesetze, von J. Weiske. Leipzig 1848.

Fr. Wilh. Unger, Der gerichtliche Zweykampf bey den germanischen Völkern. Göttingen 1847.

C. v. Reiche, Die Landwirthschaftsgesetze des Herzogthums Gotha. Gotha 1847.

F. Blume, Die Westgothische Antiqua oder das Gesetzbuch Reccared des Ersten. Halle 1847.

Dr. G. M. Kletke, Das Expropriationsrecht im preußischen Staate. Berlin 1847.

E. Th. Gaupp, Ueber die Zukunft des deutschen Rechts. Breslau 1847.

Dr. E. F. Rößler, Ueber die Bedeutung und Behandlung der Geschichte des Rechts in Oesterreich. Prag 1847.

Marc. Ferro, Dizionario del diritto commune e Veneto. 2. Ediz. Vol. 1. 2. Venezia 1845 — 1847.

Gius. Gilardoni, Diritto pubblico ed amministrativo del regno delle due Sicilie con ampli commenti. Napoli 1846.

L. Galeotti, Delle leggi e dell' amministrazione della Toscana. Della consulta di stato. Firenze 1847.

Dr. A. Feuerbach, Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts. Mit Anmerkungen von Dr. J. A. Mittermaier. 14. Ausg. Lief. 3 — 9. Schluß. Gießen 1847.

Dr. C. F. W. J. Häberlin, Grundsätze des Criminalrechts nach den neuen deutschen Strafgesetzbüchern. Bd. 3. Von den einzelnen Verbrechen und deren Bestrafung. Leipzig 1848.

Dr. A. L. J. Michelsen, Ueber die Genesis der Jury. Leipzig 1847.

J. Gundermann, Geschichte der Entstehung der Jury in England und deren leitender Gedanke. München 1847.

Th. Ortolan, Règles internationales et diplomatie de la mer. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Dr. A. W. Heffter, Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart. 2. verm. Aufl. Berl. 1848.

Dr. G. Emminghaus, Corpus juris Germanici tam publici quam privati academicum. Vol. I. II. 1. Jenae 1847.

Dr. A. Schulze, De jurisdictione principum Germanicorum imperatorum exercita. Jenae 1847.

K. Biedermann, Geschichte des ersten preußischen Reichstages. Leipzig 1847.

Dr. E. Wippermann, Steht die Grafschaft zu Waldeck unter Hessischer Lehensherrlichkeit. Halle 1847.

L. Wippermann, Das dänische Königsgesetz oder das in Dänemark geltende Grundgesetz. Hamburg 1847.

H. Simon, Das Provinzialgesetzbuch der Schlesischen Verfassung und Verwaltung. Heft 1 — 9. Breslau 1847.

Ueber die Domainenfrage im Herzogthum Sachsen-Meiningen. Darmstädt 1847.

Juristische Abhandlungen und Rechtsfälle. Bd. 1. Jena 1847.

C. Welcker, Der reichsgräflich Bentinckische Erbfolgestreit. Heidelb. 1847.

Dr. K. A. Tabor, Die Geschichte des Gräflich Oldenburg-Bentinckschen Erbfolgestreites. Mainz 1847.

Bish. Jeremy Taylor, The whole works, with life of the author and a critical examination of his writings. By R. Heber. Vol. 2. 3. (Vol. I. ist noch nicht erschienen.) Lond. 1847.

Tefsîr mathali' libni' dhdhâlli. Malta 1831.

Kitabu'zzâri' an emthâlu rabbinâ Yesû. Malta 1840.

Evangelium S. Matthaei et S. Johannis. The gospels according to St. Matthew and St. John, in English and Bengalee. Calcutta 1819.

The Gospels of St. Matthew and St. John, in the Accra language, translated from the original greek by A. W. Hanson. Lond. 1843.

Die Nywe Testament van ons heer Jesus Christus ka set over in die Creols tael. Copenh. 1818.

The new testament, translated into the language of the Ojibwa Indians. New-York 1844.

Tuksiautit erinaglit Testamentitokame agleksimarsut. Budiss. 1842.

The book of Psalms translated into the Esquimaux language. Lond. 1830.

Uj testamentom, az-az: A'mi urunk Jézus Krisztusnak új szövetsége. Köszegen 1838.

Codex novi testamenti deutero canonicus sive patres apostolici. Rec. de Muralto. P. I. Barnabae et Clementis Romani epistolae. Turici 1847.

Clementis Romani quae feruntur homiliae ed. A. Schwegler. Stuttg. 1847.

Rhabanus Maurus, De laudibus Sanctae crucis. Ed. Ad. Henze. Lips. 1847.

J. G. Reiche, Codicum Mss. N. T. in bibliotheca regia Parisiensi asservat. nova descriptio et cum textu vulgo recepto collatio. Gotting. 1847.

G. M. Redslob, Die alttestamentlichen Namen der Bevölkerung des wirklichen und idealen Israelitenstaats etymologisch betrachtet. Hamb. 1846.

K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Th. 2. Von Johannes Damascenus bis auf unsere Zeit. Leipzig 1847.

A. Schumann, Die Unsterblichkeitslehre des Alten und Neuen Testaments. Berlin 1847.

H. de Valroger, Etudes critiques sur le rationalisme contemporain. Par. 1846.

J. P. Romang, Die Bedeutung des Communismus. Bern 1847.

R. Dulon, Die Geltung der Bekenntnißschriften in der reformirten Kirche. Magdeburg 1847.

J. Jac. Blatteau, Statuta synodalia, ordinationes et mandata Archidioecesis Trevirensis. T. VI. Ab anno 18 usque ad finem regiminis archiepiscopi Clementis Wenceslai. Aug. Trev. 1847.

Artaud de Montor, Histoire des souverains pontifes Romains. T. 2 — 4. Par. 1847.

C. F. Zepernick, Die Münzen und Medaillen der ehemaligen Capitel und Sedisvacanzen der deutschen Erz-, Hoch- und unmittelbaren Reichsstifter. Halle 1848.

Dr. H. Wimmer, Die griechische Kirche in Rußland. Leipzig 1848.

Vita di fra Lorenzo Ganganelli, Papa Clemente XIV. Roma 1847.

J. B. Dufau, La Belgique chrétienne ou histoire de la religion en Belgique, depuis l'introduction du christianisme jusqu'à nos jours. T. I. Liège 1847.

J. Crétineau-Joly, Défense de Clément XVI. et réponse à l'abbé Gioberti. Par. 1847.

F. Z. Collombet, Histoire de la sainte église de Vienne depuis les premiers temps du christianisme jusqu'à la suppression du siège en 1801. Vol. 1 — 3. Par. 1847.

Urkunden zur Geschichte des reorganisirten Bisthums Basel. Argau 1847.

K. Graul, Die christlichen Missionsplätze auf der ganzen Erde. Leipzig 1847.

F. Bender, Die Waldenser geschichtlich dargestellt. Lief 1. Darmstadt 1847.

Dr. E. Fr. Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis. Lief. 2. Cassel 1847.

C. Gaillardin, Les Trappistes ou l'ordre de citeaux au XIX. siècle. Histoire de la Trappe depuis sa fondation jusqu'à nos jours — 1140 1844. — Vol. 1. 2. Par. 1844.

Chronicon Novaliciense ex rec. Bethmanni ed. G. H. Pertz. Hannov. 1847.

S. Sugenheim, Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. (1540 — 1773). Bd. 1. 2. Frankf. 1847.

V. Gioberti, Il Gesuita moderno. Vol 1 — 7. Losanna 1847.

J. Lukaszewicz, Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen. Bd. 1. Leipzig 1848.

H. Heppe, Geschichte der Hessischen Generalsynoden von 1568 — 1582. Bd. 1. Cassel 1847.

K. G. von Rudloff, Geschichte der Reformation in Schottland. Bd. 1. Berl. 1847.

Dr. E. G. A. Böckel, Die Bekenntnißschriften der evangelisch-reformirten Kirche. Leipzig 1847.

Dr. A. L. Richter, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts. 3. verb. Aufl. Leipz. 1848.

Dr. J. Mast, Dogmat. historische Abhandlung über die rechtliche Stellung der Erzbischöfe in der katholischen Kirche. Freiburg 1847.

Vito Capialbi, Sugli archivi delle due Calabrie ulteriori rapido cenno. Neapel 1846.

Dr. Mager, Die Encyklopädie oder die Philosophie der Wissenschaften. Lief. 1. 2. Zürich 1847.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1846. Rouen 1846.

The annual register or a view of the history and politics of the year 1846. Lond. 1847.

Schriften der Akademie von Ham. Bd. 2. Abth. 1. Chr. C. J. Bunsen, Die 3 ächten und die 4 unächten Briefe des Ignatius von Antiochien. Hamburg 1847. Abth. 2. Ch. C. J. Bunsen, Ignatius von Antiochien und seine Zeit. Sieben Sendschreiben an Dr. A. Neander. Hamburg 1847.

Mittheilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. Bd. 4. Zürich 1847.

H. C. Oersted, Oversigt over det kgl. danske videnskabernes Selskabs forhandlinger og dets Medlemmers arbeider i aaret 1846. Kjobenh. 1847.

Memorias da Academia R. das sciencias de Lisboa. T. I. p. 2. Lisboa 1844.

Memoirs of the American Academy of arts and sciences. Vol. II. Boston 1846.

T. Robertson, Théorie de l'enseignement des langues et plan d'organisation basée sur l'association du capital du travail et du talent. Par. 1848.

F. Bopp, Die kaukasischen Glieder des Indoeuropäischen Sprachstammes. Berlin 1847.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1848.

(Schluß.)

Curtis (G. Ticknor), A treatise on the law of copyright with some notices of the history of literary property. Boston 1847. — North American Rev. 1848 July.

Literature of the United States. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1848 July.

English University education. — Ebendaſ.

Rondot, Note sur l'ormek. — Journ. asiat. 1848 Juin.

Gäbler (B.), The english language considered as a practical basis for the study of other indo-european languages. — Class. Mus. 1848 July.

Henry (J.), Commentaries on the Eneis of Virgil. P. II. From I. 364 to 754. — Ebend.

Tchorapantchâçat, publié, traduit et commenté par Ariel. — Journ. asiat. 1848 Juin.

Les quarante-deux points d'enseignement proférés par Bouddha, traduits du mongol par Gabet et Huc. — Ebendaſ.

Notice sur une traduction italienne des voyages de Marco-Polo par Vinc. Lazari. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Janv.

Mauruc (Armand), Notes sur les îles de l'Archipel Dangereux. — Ebendaſ. Févr.

Abbadie (Ant. d'), Lettre sur la source du Nil. — Ebendaſ.

Note sur les nouvelles découvertes du docteur Rae. — Ebendaſ.

Ruxton, Adventures in Mexico and the rocky mountains. — Correspod. T. XXII. Bull. 7. 10.

Laplace, Campagne de circumnavigation de la frégate l'Artémise. 4 vols. Par. 1840 — 1848. — Ebendaſ. Livr. 12 et 13.

The eastern Archipelago and the Rajah of Sarawak. Dublin Rev. 1848 July.

Mas-Latrie, Lettre à M. Beugnot sur les sceaux de l'ordré du Temple et sur le temple de Jérusalem. — Bibl. de l'Ecole des chartes. 1848. Mai. Juin.

Bawtree (E. W.), A brief description of some sepulchral pits, of Indian origin, lately discovered near Penetanqueshene. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Jal, Archéologie navale (3 art.) — Journ. des Sav. 1848 Juillet.

Thomson (J.), On the mummy cloth of Egypt. P. I. — Class. Mus. 1848 July.

On the monuments of Nineveh, now transferred to the banks of the Seine and the Thames, and the cuneiform characters. — Dublin Rev. 1848 July.

Neve (F.), Les historiens chrétiens en occident au 5e siècle. — Univ. cathol. 1848 Janv. — Mars.

Newman (F. W.), On the Comitia curiata. — Class. Mus. 1848 July.

Crommelin, Lettres écrites de Rome. (1748.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Juillet.

Amari, La guerra del Vespro Siciliano. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848 Juillet.

Pius the Ninth. — Dublin Rev. 1848 July.

Guérard, Institutions et géographie de la France. — Bibl. de l'Ecole des chartes. 1848 Mai. Juin.

Inventaire des vieilles armes conservées au châ-

teau d'Amboise, du temps de Louis XII (1499) publié par Le Roux de Lincy. — Ebendaſ.

Thiers, Hist. du Consulat et de l'empire. T. 5 — 7. — Westm. and foreign quart. Rev. 1848 July.

Les sociétés secrètes de l'Allemagne et de la Suisse. (3 art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Juillet.

Ozanam (A. F.), Recherches sur les origines, les traditions etc. des peuples germaniques etc. Par. 1847. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 28. 30.

Willis (R.), Description of the ancient plan of the monastery of St. Gall, in the ninth century. — Archaeol. Journ. 1848 June.

Tenure of land in Ireland. — Dublin Rev. 1848 July.

Rapport sur le tableau des établissements français en Algérie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Janv.

Benjamin Constant pendant la révolution (d'aprés de nouvelles lettres inédites). 2 art. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1848 Juillet.

Champagny (Fr. de), Henri d'Harcourt. Notice biographique. — Correspond. T. XXII. Bull. 8.

Lenormant (Ch.), M. de Chateaubriand. — Ebendaſ. Livr. 14.

Boucheporn, Biography of M. D'Aubisson de Voisins. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Etudes sur le seizième siècle. II. Guy du Faur de Pibrac. — Journ. gén. de l'instruction publ. No. 15. 16.

Notice sur Bentley. — Ebendaſ. No. 37. 39.

Gibbon and his biographers. — Dublin Rev. 1848 July.

Willmott (Rob. Aris), Bishop Jeremy Taylor, his predecessors, contemporaries and successors. Lond. 1847. — English Rev. 1848 June.

The life of Lord Chancellor Hardwicke. (By G. Harris. 3 vols. Lond. 1847.) — Westm. and foreign quart. Rev. 1848 July.

Hartshorne (C. H.), The hall of Oakham. — Archaeol. Journ. 1848 June.

Wartmann (El.), Sixième et septième mémoire sur l'induction. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Juillet.

On the depth and saltness of the Ocean. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Fyfe (Andr.), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination etc. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

General view of the mode of formation of Iceland. — Ebendaſ.

Edmonds (R.), On the cause of the recent oscillation of the waters in the lake Ontario etc. — Ebendaſ.

The volcanoes of central France not in a state of activity in the age of Julius Caesar. — Ebendaſelbſt.

Sartorius v. Waltershausen (W.), On the glaciers and climate of Iceland. — Ebendaſ.

Brown (R. E.), Of the source of motions upon the earth, and of the means by which they are sustained. — Ebendaſ.

Crowe (Cath.), The night side of nature; or ghosts and ghost seers. — Dublin Rev. 1848 July.

Davy (John), On carbonic acid as a solvent in the process of vegetation. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Rogers (W. B. and R. E.), On the decomposition an partial solution of minerals, rocks etc. by pure water etc. — Ebendaſ.

Lefort (J.), Sur la nature et la composition des sulfates mixtes du commerce. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Juillet.

Bastick (W.), De l'action de l'hypochlorite de chaux sur les matières organiques. — Ebendaſ.

Huraut, Note sur le baume tranquille. — Ebendaſelbſt.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. — Rev. zool. 1848 Mars.

Courty (A.), Mémoire sur la structure et sur les fonctions des appendices vitellins de la vésicule ombilicale du Poulet. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Janv.

Quatrefages (A. de), Note sur le développement de l'oeuf et de l'embryon chez les Tarets. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. (1 mém.) — Ebendaſ. Févr.

Van Beneden, Recherches sur l'organisation et le développement des Linguatules. (Pentastoma Rud.) — Ebendaſ.

Dufour (L.), Recherches anatomiques sur la larve à branchies extérieures du Sialis lutarius. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Note sur la classification naturelle des Mollusques gastéropodes. — Ebendaſelbſt.

Guillot (Nat.), Mémoire sur la structure du foie des animaux vertébrés. — Ebendaſ. Mars.

Blanchard (Em.), Recherches sur l'organisation des Mollusques gastéropodes de l'ordre des Opisthobranches de M. Milnes Edwards. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards, Note sur un nouveau genre de Crustacés décapodes. — Ebendaſ.

Coquerel (Ch.), Note sur une espèce nouvelle de Musaraigne trouvée à Madagascar. — Ebendaſelbſt Avril.

Dufour (Léon), Histoire des métamorphoses du Brachyopa bicolor. — Ebendaſ.

—, —, Histoire de métamorphoses du Cheilosia aerea. — Ebendaſ.

Blanchard (Em.), Note sur un genre d'insectes coléoptères de la famille des Prionides (le genre Macrodontia.) — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. II mémoire: Monographie des Furbinolides. — Ebendaſ.

Davy (John), Some additional observations on the urinary excrement of insects. — Edinb. new phil. Journ. 1848 July.

Lesson (R. P.), Sur un Phoque de l'Amerique du Nord. — Revue zool. 1848. Janv.

Lafresnaye (F. de), Description de quelques oiseaux nouveaux de Caracas (province de Venezuela) et de Bogota. — Revue zool. 1848 Janv.

Selys Longchamps (Edm. de), Liste des Libellules d'Europe. — Ebendaſ.

Coquerel (Ch.), Note sur les habitudes des Tanrecs et de l'Ericule. — Ebendaſ. Févr.

Des Murs (O.), Complément de la notice sur la spécification distincte du Spizaetus braccatus etc. — Ebendaſ.

Lafresnaye (F. de), Sur les genres Attila, Lesson, et Dasycephata, Swainson. — Ebendaſ.

Waga, Note sur l'immense multiplication du Clorops laeta. — Ebendaſ.

Observations sur l'introduction et l'acclimatation de divers mammifères et oiseaux de la Tasmanie et de l'Australie. — Ebendaſelbſt Mars.

Berthoud (H.), Expériences sur les effets de la morsure des reptiles de l'Algérie. — Ebendaſ.

Des Murs (O.), Notice sur la distinction spécifique du Caffre de Le Vaillant, Aquila vulturina et de l'Aigle Verreaux. — Rev. zool. 1848 Avril.

Hartlaub (G.), Description de cinq nouvelles espèces d'oiseaux de l'Afrique occidentale. — Ebendaſ.

Verreaux (Jul.), Observations sur l'Ornithorhynque. — Ebendaſ. Mai.

Lafresnaye, Sur le Spizaëtus tyrannus, Tem. — Ebendaſ.

Delacoux, Notice sur les moeurs et les habitudes et quelques espèces de formiciens des climats chauds. — Ebendaſ.

Lesson, Etudes sur les mammifères primates. — — Ebendaſ. Juin.

Lafresnaye, Sur le genre Psittacula et sur quelques nouvelles espèces d'oiseaux de Colombie et du Mexique. — Ebendaſ.

Candolle (Alph. de), Sur les causes qui limitent les espèces végétales du coté du nord en Europe et dans les régions analogues. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Janv.

Saint-Hilaire (Aug. de), Observations sur les bourgeons adventifs et le Cardamine latifolia. — Ebendaſ.

Griffith, Sur l'imprégnation du Dischidia. — Ebendaſelbſt

Mohl (Hugo), Sur le développement de l'embryon dans l'Orchis Morio. — Ebendaſ.

Müller (Ch.), Recherches sur le développement de l'embryon végétal. Trad. de l'allemand par J. Riedel. — Ebendaſ.

Thwaites (G. H. K.), Deuxième note sur la conjugaison des Diatomées. — Ebendaſ.

Webb (P. B.), De nova specie generis Sarothamni. — Ebendaſ.

Hofmeister (W.), Recherches sur la manière selon laquelle s'opère la fécondation chez les Oenothérées. — Ebendaſ. Févr.

Planchon (J. E.), Sur l'ovule et la graine des Acanthes.) — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Sur la famille des Droséracées. — Ebendaſ. Févr. Mars.

Naegeli (Charl.), Sur la propagation de Rhizocarpées. — Ebendaſ. Févr.

Mettenius (G.), Observations sur les Azolla. — — Ebendaſ.

Léveillé (J. H.), Fragments mycologiques. — Ebendaſelbſt Mars.

Cosson (E.), Note sur un nouveau genre de la famille des Orobanchées. — Ebendaſ.

Gay (J.), Eryngiorum novorum vel minus cognitorum heptas etc. — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Sur la famille des Droséracées. (Suite.) — Ebendaſ. Avril.

Gasparrini (Guill.), Observations morphologiques et physiologiques sur quelques espèces de Courges cultivées. — Ebendaſ.

—, —, . Proposition d'un nouveau genre dans la famille des Cucurbitacées. — Ebendaſ.

Marius Barnéoud (F.), Mémoire sur l'anatomie et l'organogénie du Trapa natans. — Ebendaſ.

Léveillé (J. H.), Fragments mycologiques. (Suite.) — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notes of a botanical excursion to the mountains of Braemar, Glenisla and Clova etc. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Guibourt, Observations sur la classification carpologique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Juillet.

Gray's manual of botany and flora of North America. — North American Rev. 1848 July.

Guyot (M. A.), On the erratic basin of the Rhine. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Thomson (James), On the parallel roads of Lochaber. — Ebendaſ.

Favre (Alph.), Geological researches in the neighbourhood of Chamounix, in Savoy. — Ebendaſ.

Hopkins (W.), On the internal pressure to which rock masses may be subjected and its possible influence in the production of the laminated structure. — Ebendaſ.

Account of the Proceedings of the Geological Society of France for 1847. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Procédé mécanique pour déterminer la composition chimique des roches. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Juillet.

Stevenson (Th.), Description of a portable cofferdam etc. — Edinb. new philos. Journ. 1848 July.

Wal (Jo. de), Mythologiae septentrionalis monumenta epigraphica latina. Traj. ad Rhen. 1847. T. I. — Class. Mus. 1848 July.

Leibnitz. Leçon tirée d'un cours inédit de philosophie morale. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Juillet.

Lahaye (De), Cours de philosophie; du droit politique etc. — Univ. cathol. 1848 Janv. — Mars. Mai.

La Fons-Mélicoq (de), Dramas du XVI siècle. — Annal archéol. 1848 Juillet et Août.

Texier, Orfévrerie du moyen âge, écoles ou ateliers de Montpellier et de Limoges. — Ebendaſelbſt.

Bloxam (M. H.), On a monumental effigy in Conington church, Huntingdonshire. — Archaeol. Journ. 1848 June.

Coussemaker (E. de), Essai sur les instruments de musique au moyen âge. (Rubèbes, monocordes et chifonies.) — Ebendaſ. Juill. et Août.

Courson (A. de), Lettres sur le socialisme moderne. — Correspond. T. XXII. Livr. 11—15.

Cousin (Vict.), Du droit de propriété. Des devoirs sociaux. — Revue de législation etc. 1848 Juillet.

Cenac-Moncaut, La royauté et l'inquisition. — Univ. cath. 1848 Avril.

Mill (John Stuart), Principles of political economy. Lond. 1848. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1848 July.

Hennequin (A.), De la proposition de M. de Montreuil concernant les colonies agricoles. — Correspond. T. XXII. Livr. 11.

Supplique d'un chevalier contre un déni de justice. Pièces inédites du XIII siècle. — Bibl. de l'Ecole des chartes. 1848 Mai — Juin.

Chambellan (C. A.), Etudes sur l'histoire du droit français. I Part. Par. 1848. — Revue de droit franç. et étrang. T. V. Livr. 7.

Neale (John Mason), A history of the holy eastern church. The patriarchate of Alexandria. Lond. 1847. — Dublin Rev. 1848 July.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 3 October

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Geschichte der rheinischen Pfalz.

(Fortsetzung.)

Von Mainz, wohin er schon der nöthigen Vorkehrungen wegen gehen mußte, mochte ein Theil des großen Heeres auf das rechte Rheinufer übersetzen; der Kaiser mit seinem Sohne und seiner Umgebung wahrscheinlich entweder bey Worms oder auch bey Mainz, ohne daß Widerstand geleistet worden wäre. Der Feldzug wurde noch den letzten Tag des Julius oder gleich in den ersten Tagen des Augusts eröffnet. Sobald nach dem Rheinübergange die Abtheilungen des großen Heeres, — auch der Comes Sebastian mit seinen Schaaren war am linken Rheinufer beym Kaiser eingetroffen, — sich vereinigt, zogen sie indivisis agminibus quadratis, den Kaiser und seinen Sohn in der Mitte, die Flanken durch Jovinus und Severus gedeckt, ne repentino invaderentur insultu, langsam weiter (Sensim gradiens miles) durch regiones longo itu porrectas, (d. i. dem Sinne nach durch offenes, ebenes Land, in welchem man den zu machenden Weg auf bedeutende Strecken vor sich liegen sieht, oder: durch Gegenden, die man in langer Ausdehnung vor sich sieht, — (cf. Haefelin III. 206.) einige Tage lang — aliquot diebus emensis, — ohne Feinde anzutreffen.) Häuser wurden niedergebrannt, das Getreide zum etwaigen eigenen Bedarf eingesammelt. Langsamen Schrittes rückte der Kaiser vor (leniore gressu princeps ulterius tendens). In die Nähe des Ortes Solicinium gekommen, meldeten die procursantes: sie hätten die Feinde, welche einen hohen Berg besetzt hielten, von Weitem gesehen. Der Kaiser machte nun seinen verunglückten Recognoscirungs-Ritt (auf welchem er mit genauer Noth entrann, sein Diener mit dem kostbaren Helm des Kaisers den Alamannen wahrscheinlich in die Hände fiel); den Kriegern wird einige Erholung gegönnt, alsdann aber das Zeichen zum Angriff gegeben und der Sieg erfochten.

Der ganze Zug vom Rheinübergange bis man an den Feind kam, dauerte bloß einige Tage. Das Heer war nach seiner Vereinigung auf Feindes Boden quadratis agminibus fortgerückt. Wer weiß, wie der Römer quadrato agmine zog, begreift, daß hier von keinem Eilmarsche die Rede seyn kann. Nur in der Ebene konnte eine solche Marschordnung Platz greifen; derartige Colonnen bewegen sich sehr langsam vorwärts und nicht umsonst ist dieser Langsamkeit des Vorrückens vom Ammian 2mal gedacht. An Schwierigkeiten des Bodens, wie das Ueberschreiten von Gebirgen, der Durchzug durch Engpässe es sind, zu denken, verbietet der oben schon erklärte Ausdruck legiones longo itu porrectas. Was den Zug noch mehr aufhielt, war das Niederbrennen der Wohnungen und Saatfelder, das Einsammeln des reifen Getreides. Ein römisches Heer machte in der Regel seinen Marsch von 7 Stunden Wegs in 8 Stunden, erreichte, da es gewöhnlich um 3 Uhr Morgens aufbrach, den Lagerplatz um 11 Uhr, und hatte sohin noch Zeit, die Verschanzungen aufzuwerfen, die Zelten aufzuschlagen ꝛc., kurz, alles zum Lagern Nöthige zu bereiten und zu vollführen. Im vorliegenden

Falle werden wir aber dem Heere Valentinians, das so langsam ziehen mußte, nicht viel mehr als 4 Stunden Marschzeit auf den Tag geben können. Rechnet man nun von Mainz bis Worms gegenüber 11—12 Stunden, von Heppenheim an der Bergstrasse bis nach Schwetzingen, und weiter östlich gegen die Berge 7—8 Stunden; so erhält man eine Entfernung von 18—20 Stunden, wozu nach der oben angegebenen Ordnung des Zuges $4\frac{1}{2}$ oder 5 Tage nöthig waren. Damit wäre Ammians Ausdruck: „aliquot diebus emensis" mit Bezug auf das in der Nähe des heutigen Schwetzingens belegene Solicinium gerechtfertigt. Wollte ich annehmen, daß das kaiserliche Heer auf seinem Zuge den Neckar überschreiten mußte, wovon aber die Quelle nichts sagt; so wäre dieser Flußübergang eine weitere Verzögerung des Zuges. Uebrigens bot der Fluß, wäre er auch gerade so geflossen wie heutzutage, einem mit allem zum Kriegführen Nöthigen (armis et subsidiis rei cibariae diligenter instructa [mole]) wohlversehenen Römerheere kein besonderes Hinderniß dar. Diese Gründe bestimmten mich, lange vor dem Erscheinen von Jaumann's Schrift zu sagen: „diese Schlacht muß in den untern Neckar-Gegenden, höchst wahrscheinlich zwischen Ladenburg und Schwetzingen nur in mehr östlicher Richtung gegen die Berge hin stattgefunden haben."

Lassen wir dagegen mit Jaumann den Kaiser von Mainz am linken Ufer der Oberrheins aufwärts bis nach Strasburg und an diesem Punkte über den Rhein ziehen — eine Entfernung von mehr als 100 Römer-Meilen = 20 deutschen Meilen, was eine Marschlänge von mindestens 6 Tagen giebt; — so erreichte er, auf feindlichen Boden in der Richtung von Westen gegen Osten ziehend, schon am ersten, längstens am zweyten Tage das vom Feinde besetzte Gebirg; denn die Ebene vom rechten Rheinufer Strasburg gegenüber bis an die Westhänge des Schwarzwaldes wird nicht viel über 4 Wegstunden betragen. Am Gebirge, nicht im Gebirge kam es aber zur Schlacht. Der Ausdruck: aliquot dies paßt also auf diese Zugesdauer nicht wohl. Das in die Ebene hereinragende Gebirge selbst ist nach Ammian das Ziel des Zuges. Im ebenen Lande zog das Heer agminibus quadratis. Lassen wir nun dasselbe durch die Schluchten des Schwarzwaldes bis in die Umgegend von Rottenburg ziehen, was in gerader Linie, die in so gebirgigem Terrain gar nicht eingehalten werden kann, eine Entfernung von 22 Stunden giebt; so ist erstlich der Zug agminibus quadratis bei solcher Bodenbeschaffenheit unmöglich. Zweytens, Getreide fand der Römer in jenen Pässen des Kniebisses so wenig vor, als heutzutage. Drittens, nicht im Innern das Schwarzwaldes und in so bedeutender Entfernung vom Rheine ward gekämpft, sondern an den westlichen Ausläufen der Sylva Marciana, jedenfalls im Rheinthale. — Der Vers:

„Et fontem Latiis ignotum annalibus Istri"

ist meines Bedünkens schon von Häffelin (AA. Theodoro Palat. III. 210 seqq.) richtig erklärt worden. Er deutet es auf ein Zurückwerfen der Alamannen in die Sylva Marciana, wo die den Römern damals unbekannte Quelle des Isters sich befand; und dann darf der in seiner Beschreibung genaue Historiker Ammian den unbestimmten Ausdrücken des Dichters in keiner Weise nachgesetzt werden. Wir werden mithin diese Schlacht bei Solicinium für die Geschichte des nachmals pfälzischen Landes mit vollem Recht in Anspruch nehmen können; zumal der Zug dem Rando und seinen Stämmen gegolten, und auch ein Rückzug des angeblich über die Schluchten des Schwarzwaldes an den Ober-Neckar vorgedrungenen Kaisers einem so rüstigen und unternehmenden Volke gegenüber, wie die Alamannen waren, mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden gewesen wäre. Schließlich glauben wir, daß die Verlegung der Schlacht bey Solicinium nach Rottenburg am Neckar schon aus dem Grunde nicht angehen kann, weil seit Julians Zug und nach ihm kein Römerheer so tief und beträchtlich in das Innere des von den Alamannen besetzten Landes mehr eingedrungen ist. Selbst Gratians Zug 378/79 gegen die Lentier ist nur wenige Meilen vom römischen Gebiete vor sich gegangen. So weit in das Innere des Alamannen Landes wagte sich kein Römer mehr vor! —

Hätte denn nicht auch, wenn gleich nur mit ein Paar Worten von dem freylich nur kurzem Aufenthalt der Burgunder in den Jahren 413—435 post Chr., — sie saßen südlich von Mainz über Worms hinauf, — Erwähnung geschehen können? Schon 370 drangen sie 80,000 Mann stark bis an die Ufer des Rheines vor und kehrten getäuscht und unwillig in ihr Geburtsland zurück.

Die Gründung der Abtey Weißenburg (S. 11 mit Note 38) betreffend, beruft sich Hr. H. auf die vom Hrn. Prof. Dr. Zeuß herausgegebenen Traditiones Wizenburgensis, „ein Buch, wodurch dieser Theil der Geschichte ganz neue Beleuchtungen erhalten hat," und kommt zu dem Ergebniß: „daß weder Dagobert I., noch Dagobert II. als Stifter nachzuweisen sind." — Referent hat anderswo (gel. Anz. 1843, August. S. 241 seqq.) dem historischen Vereine der Pfalz seinen ungeheuchelten Dank für die so herrliche und reiche Gabe ausgesprochen; aber er ist in seiner Forschung über dieselbe zu einem von Hrn. Z. abweichenden Ergebnisse gelangt, wie Hr. H. aus der Durchsicht der eben citirten Gel. Anz. ersehen kann. Das Neue für die Gründungsgeschichte Weißenburgs ist: Dragobod als Erbauer; aber Dagobert II. hat die Abtey dotirt, wie ich aus der Urkunde Nr. 38 bewiesen zu haben vermeine (Gel. Anz. S. 287, 288); auch geschieht Dagoberts, als des Gründers von W. bereits in einer Urkunde vom 25. Octob. 967 Erwähnung (Gel. Anz. S. 245. Note) sondern das Jahr der Gründung des Klosters durch Dagobert II. war entweder 676 oder 678 (Gel. Anz. S. 288). Indem Hr. H. die Gründung W's in die Zeiten Sigeberts II. (III.) und Childerichs II. verlegt, mag er zusehen, wie er mit dem vom Hrn. Z. gewonnenen Ergebnisse sich zu Recht findet! —

Auch wir waren bemüht, den Ungrund der Beweise darzulegen, auf welche gestützt die pfälzischen Gelehrten eine bis zur Schneeschmelze des Spessharts reichende Francia Rhenensis in die mittelalterliche Geographie einzuführen sich bemühten (Siehe meine älteste Geschichte S. 447, mit Noten, und Gel. Anz. 18. August 1838). —

Für eine Gaubeschreibung der pfälzischen Lande sind durch Kremer und Lamey so treffliche und wirklich musterhafte Arbeiten vorhanden, und bieten der Codex Lauresh., die Traditt. Fuldenses und Wizenburg. so viel urkundliches Materiale, daß eine genaue Beschreibung derselben eben nicht unter die schwierigen Arbeiten gehören dürfte. Hr. H. wendet an diese Gaubeschreibung wider Erwarten 2 volle Blätter, mit dem Kreichgau beginnend. Für die Regel giebt Er die äußersten Punkte eines Gaues nach den 4 Weltgegenden an, theilt aber nur die neueren Ortsbenennungen, nicht die urkundlichen mit. Daß der Kreichgau westlich an den Rhein stieß, wird nur dann wahr seyn, wenn der kleine Anglachgau, der zwischen Kreichgau und dem Rheine sich befand, als Suppagus desselben angenommen wird. (Siehe Widder I, 181.)

Schwerlich wird aus Urkunden dargethan werden, daß der Ort Elsenz im Gardachgau gelegen war, er scheint uns in den nach dem Fluße Elisenza benannten Elsenz oder Alsenzgau zu gehören (Widder II. 161). Neckargau und Elsenzgau sind in ihren Gränzen nicht richtig angegeben. Neckargemünd, die Gränze des Elsenzgaues; nicht doch! es lag im Elsenzgau. Naiv ist die Bestimmung des Letzteren: „gegen Osten, wo der Neckargau anfing, hörte er auf"; allein wo fing denn der Neckargau an? — Dieß näher zu bestimmen, hat Hr. H. unterlassen. Ebenso beym Sobdengau: „gegen die Elsenz hin." Ueber die Note 57 mitgetheilte Lage der Orte Oppau und Edigheim hegen wir Zweifel. Bis zum 9. Jahrhundert und in diesem Jahrhundert noch seyen sie zum Sobdengau, später zum Wormazfeld gehörig; und doch lagen sie damals (im 9. Jahrhundert?) auf dem rechten Rheinufer! Des Wormazfeldes Ostergränze war aber, wie Hr. H. S. 18 selbst richtig sagt, der Rhein.

Das immer tiefer herab (soll heißen, höher hinauf) Dringen des ripuarischen Stammes und damit des ripuarischen Rechtes am Main, an die Kocher und Jart sollte doch näher nachgewiesen seyn.

„Zu Tribur", heißt es S. 24, „nahe bey dem Mittelpunkte von Karls höchstem Herrscherglanz,

wurde 3 Menschenalter später seinem Urenkel die Krone schimpflich abgenommen." Hier passen jedoch 3 Menschenalter nicht. Die Berechnung nach Menschenaltern (der Generationen-Cyclus) setzt eine Generation blos zu $33\frac{1}{3}$ Jahre an; so, daß 3 Generationen = 100 Jahren sind. Karls höchster Herrscherglanz ist wohl in das Jahr 800 zu setzen und Karls des Dicken Entsetzung fällt blos 87 Jahre später.

Daß schon im J. 831 Ludwig dem Deutschen und seinem Bruder Pippin ihre Reiche, versprochenermaßen, vergrößert worden wären, und nach welcher Richtung hin, kann ich nicht finden, und zweifle, ob jetzt schon (831) die Rheinlande Ludwig dem Deutschen förmlich zugesprochen worden seyen. Nicht 839 geschah es, daß die Gaue auf dem linken Ufer an Ludwig den Deutschen gelangten, wie Hr H. mit Berufung auf Nithard I. 6 (wo nichts davon steht) sagt; sondern durch die Theilung von Verdun erst wurden ihm, 843, diese Gaue zugewiesen. (Siehe Pertz I. 440: Prudentii Trecensis Annal. cf. Regino bey Pertz I. p. 568).

Mit der Entwicklungsgeschichte der Pfalzgrafenwürde zur Zeit unsrer sächsischen Kaiser (S. 39 — 41) kann man im Ganzen einverstanden seyn. Neben dem in den Provinzen wiederauflebenden Herzog erscheinen zu dessen Controlle, ihm coordinirt, die Pfalzgrafen. Wo indessen kein Herzogthum war, wie im Lande der nachmaligen Rheinpfalz, ist auch kein Pfalzgraf gedenkbar. Das vorerwähnte Land stand zur Zeit der salisch-fränkischen Herrscher unmittelbar unter dem Könige und seinen Beamten, in soferne es nicht in geistlicher oder dynastischer Hand sich befunden hat.

Die Frage: „Wie ist die Aachen'sche Pfalzgrafenwürde der rheinischen seit 1155 verwandt, und kann man die Pfalzgrafen von Hermann I. und Ezzo bis auf Hermann III. von Stalecke *) als die wirklichen Vorgänger der Comites Palatini Rheni aus Hohenstaufschem, Welfschem und Wittelsbachschem Hause betrachten?" Beantwortet das letztere betreffend Hr. H. unbedenklich, wie seine Vorgänger Crollius und F. P. Wundt, mit Ja! — Uns scheint die Durchführung dieser Behauptung des Hrn. H's. S. 48 — 53 gleichwohl noch manchem Bedenken zu unterliegen, welches wir bey einer andern Gelegenheit kund geben werden.

Wir müssen uns in gegenwärtiger Anzeige, die wir nicht über die Gebühr verlängern wollen, nur noch auf einige allgemeine Bemerkungen über des Hrn. H's. Werk beschränken.

Die Einleitung, oder richtiger: die älteste Geschichte der nachmals pfälzischen Lande bis 1155 scheint uns unter allen Theilen von des Hrn. Verfassers Geschichtswerk weitaus die schwächste Parthie desselben zu seyn. Kaum kann man sagen, daß der Verfasser hier auf eigenen Füßen stehe. Wahrscheinlich geschah dieß von ihm mit Absicht? Ob er aber hieran Recht gethan, haben wir oben schon bezweifelt. Dagegen tritt er in den folgenden Büchern um Vieles selbständiger auf; namentlich sind es die Zeiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, in denen sich diese Selbständigkeit der Forschung und Darstellung deutlich gewahren läßt. Indessen ist gerade in diesen Zeiträumen Vieles zu treffen, gegen welches wir mit unseren Einwendungen aufzutreten im Stande wären, mit Einwendungen, welche sich auf ein sorgfältiges Durchforschen der Quellen für jene Zeiten gründen. —

(Schluß folgt.)

*) Nicht der 20. September ist sein Todestag, wie Fr. P. Wundt Entwurf ꝛc. p. 35 angiebt, sondern der 2. October. Siehe Bamberger Necrologien vom Hrn. Pf. Schweitzer p. 262. Hermannus de Hohstet, palatinus (So das Michelsberger Calendar!)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

M. Tullii Ciceronis de republica librorum fragmenta recensuit et adnotatione critica instruxit Fridericus Osannus. Gottingae prostat in libraria Dieterichiana, MDCCCXLVII. XXXVI. u. 512 S. gr. 8.

Seit der berühmte Entdecker der Vaticanischen Fragmente des Ciceronischen Werkes über den Staat dieselben (i. J. 1828) zum zweyten Male herausgegeben hat, ist, so Viele sich auch in den nächstvorhergehenden Jahren mit der Kritik derselben beschäftigt hatten, keine neue Bearbeitung derselben erschienen, gleich als ob mit jener alles Mögliche geschehen wäre. Daß dem nicht so sey, und daß vielmehr nach den Andeutungen der Handschrift, wie nach der Ausdrucksweise Cicero's, Manches anders zu gestalten sey, erkannte Herr Professor Osann bey seinen Vorträgen über diese Fragmente, wie über andere Werke Cicero's, und faßte daher den Entschluß, eine neue Ausgabe der sämmtlichen Ueberreste jenes Werkes zu veranstalten. Sein Plan war ursprünglich nur auf die Kritik gerichtet, indem er namentlich darauf ausging, den Lesarten der Vaticanischen Handschrift, gegenüber den vielen dieselben fast zu verschütten drohenden Conjecturen, die gehörige Geltung zu verschaffen; er sah sich aber hier und da doch auch veranlaßt, in die Erklärung überzugreifen. Er ging dabey natürlich von der zweyten Mai'schen Ausgabe aus, fügte das Wichtige von dem in der Moser'schen Ausgabe Gesammelten hinzu, und bemühte sich namentlich alles seitdem an verschiedenen Orten über diese Fragmente Aufgezeichnete zusammen zu stellen. Außerdem wollte er auch die aus dem Alterthume überlieferten Commentare zu dem dem sechsten Buche dieses Werkes angehörigen Traume des Scipio von Macrobius und von Favonius Eulogius beygeben; als er aber hörte, daß Ref. eben mit einer Ausgabe des ersteren beschäftigt, und schon ein Theil derselben gedruckt sey, gab er dieses auf, und überschickte dem Ref. auf eine äußerst zuvorkommende Weise seinen Apparat zum Commentar des Macrobius, nämlich eine ihm eigene Handschrift und sehr genaue Excerpte aus zwey andern, einer Darmstädter und einer Gothaner, und aus einem sehr alten in der Wiener Bibliothek aufbewahrte Bruchstücke, wogegen ihm Ref. die einzelnen Bogen seines Macrobius, so wie sie die Presse verließen, überschicken ließ, so das H. O. daß vorgedruckte Somnium Scipionis noch erhielt, ehe seine Ausgabe bis zu demselben vorgerückt war, aber in seinem bereits fertigen Commentar doch nur noch Einzelnes aufnehmen und die Bedeutung der einzelnen Lesarten nicht ihrem wahren Werthe nach erwägen konnte, da die Prolegomena, welche die Handschriftenbeschreibung enthalten, noch nicht gedruckt waren. Auf das Verhältniß der beyden Texte zu einander werden wir unten zu sprechen kommen. Außerdem theilte Hrn. O. Herr Dr. Otto in Gießen noch werthvolle handschriftliche Bemerkungen mit, die sich namentlich über den Sprachgebrauch des Cicero verbreiten; die Correctur und den Index besorgte Hr. Dr. Lion in Göttingen.

Die Vorrede enthält außer den allgemeinen Bemerkungen über die Entstehung dieser Ausgabe noch

vier Abschnitte: I. De orthographia Tulliana, II. De codicibus Mss. librorum de re publica, (worin die Vaticanische Handschrift nach der Schrift und Orthographie dem IV. Jahrhundert zugewiesen, und übrigens von den von Hrn. O. und Andern benützten Handschriften und Ausgaben die Rede ist) III. De opere Tulliano de re publica, (wo zuerst über die Zeit der Abfassung gesprochen, und die Vollendung in das Jahr der Stadt 700, die Herausgabe aber in das Jahr 703 gesetzt wird; die Frage, ob das Werk dem Atticus oder dem Quintus Cicero gewidmet gewesen sey, dahin gestellt bleibt, der Plan des Werkes aber nur ganz kurz berührt wird.) IV. Conspectus litterarius Ciceronis librorum de re publica. Am Schlusse bemerkt H. O., er habe so eben durch freundschaftliche Mittheilung vernommen, daß A. Maio eine dritte Ausgabe des Werkes veranstaltet habe, oder veranstalten wolle, wovon übrigens Ref. zur Zeit noch nichts gehört hat.

Daß H. O. ein ganz besonderes Gewicht auf die Orthographie gelegt hat, zeigt sich schon darin, daß er diese in der Vorrede zuerst besprochen hat. Außerdem hat er derselben aber auch den größten Theil der beygegebenen 22 Excurse gewidmet, nämlich I. De nota praenominis Gaius, II. De scriptura nominis Duelius, III. De scriptura nominis Karthago, IV. De vocali u in superlativis pro i posita, similibusque eius generis formis, V. De scriptura geminatae litterae v, VI. De formis coniunctionis quom, quum et cum, VII. De genitivo declinat II in i pro ii desinenti, VIII. De litterae f pro ph positae usu, VIIII. De pronominum is et hic discrimine, X. De usu particularum nec et neque, ac et atque, XI. De nominibus originis Graecae in ius et eus desinentibus, XII. De accusativi duo forma, et de cacophonia male suspecta; XIII. De forma genitivorum in i desinentium heteroclita, XIV. De usu litterae c pro qu positae, XV. De terminatione genitivi plur. substantivorum in as desinentium, XVI. De geminatione consonantium in verbis cum re compositis, XVII. De forma muta verbi est, XX. De perfecti activi terminatione in ere, XXI. De littera s muta in fine verborum. Hr. O. begnügt sich nämlich nicht damit, die Orthographie der Handschrift, consequent nach dem am häufigsten Vorkommenden geordnet, aufzunehmen, sondern er sucht die Schreibweise Cicero's nach Inschriften u. dergl. ausfindig zu machen, wobey namentlich auffallend ist, daß er für das lange i durchaus ei schreibt (s. Vorr. S. VI, und zu I, 1 S. 5), und für x durchaus xs, wo es vor einem Vocale oder am Ende eines Wortes steht (vgl. S. 5), so daß z. B. III, 9. zu lesen ist: Quam multei, ut Taurei in Axsino, ut rexs Aegyptei Busiris, ut Gallei, ut Poenei, homines immolare et pium et deis immortalibus gratissumum esse duxserunt, eine Schreibweise, die jedenfalls für das Auge höchst auffallend ist. Ob dieselbe wirklich die Ciceronische ist, wagt Ref. nicht zu entscheiden; Hr. O. beruft sich auf einige Inschriften und auf seine Abhandlung; Comm. de pronomine Latino tertiae personae, p. 65. Im Uebrigen sind mehrere orthographische Punkte, namentlich in den erwähnten Excursen, hier gründlicher als sonst irgendwo erwogen, so daß die darauf verwendete Sorgfalt eine dankende Anerkennung verdient.

Der Text ist auf eine so besonnene und umsichtige Weise geordnet, daß Ref. nur an wenigen Stellen über seine Zustimmung zweifelhaft geblieben ist. Dahin gehört die Stelle (I, 14), in welcher von den zwey verschiedenen Himmelskugeln des Archimedes die Rede ist, und von der einen, festen gesagt wird, es könnte an dieser der Lauf der Gestirne nicht dargestellt werden, mit folgenden Worten: Hoc autem sphaerae genus, in quo solis et lunae motus inessent, et earum quinque stellarum, quae errantes et quasei vagae nominantur, in illa sphaera solida non potuisse finiri, wo das Schlußverbum in folgender Weise erklärt ist: „Mihi vero finiri idem esse videtur quod signari, constitui, de ipsa globi descriptione intelligendum, quippe in quo ob solidam eius materiam stellarum illarum motus non potuissent exhiberi.“ Ref. kann sich nämlich nicht überzeugen, daß finiri eine Bedeutung, wie sie hier erfordert wird, habe oder haben könne; noch niemand hat wenigstens eine Beweisstelle angeführt,

die mit der unsrigen nur einiger Maßen zu vergleichen wäre. Deßhalb ist er der Ansicht, daß wohl nur durch Conjectur geholfen werden könne, und schlägt vor, statt finiri zu schreiben fingi, indem er damit vergleicht: de Nat. Deor. I, 26, 71. si id in ceris (al. cereis) fingeretur, aut fictilibus figuris.

Wir schließen eine andere Stelle I, 16, 25) an: Erat enim tunc haec nova et ignota ratio, solem lunae oppositu solere deficere; quod Thaletem Milesium primum vidisse dicunt. Id autem postea ne nostrum quidem Ennium fugit, quei, ut scribit anno quinquagensumo et CCC. fere post Romam conditam Non. Junieis, „solei luna obstitit et nox.“ So schreibt Hr. D., wobey zweyerley zu bemerken ist. Zuerst ist der freylich in der Vaticanischen Handschrift stehende Partikel ut zu beanstanden, welchen H. D. in folgender Weise vertheidigt: „Ego vero nihil sanius nostro loco existimo, si post qui incidamus et ut sequentibus adiungamus, ita ut qui verbo suo quidem careat, sed mente facile ait suppleatur, quod Cicero, quum interponeret ut scribit, consulto omisisse putandus est pro breviandi suo, quod in citandis poetarum exemplis admodum sectatur, studio, quo illud ipsum ait saepenumero supprimitur, ut de N. D. I. 6: ut ille in Synephebis; II, 2: ut idem Ennius; II, 25: Euripides autem . . . sic hoc breviter. Sed nolo plura, quum praesertim horum exemplorum ratio non plane eadem, sed simillima tantum sit.“ Allerdings sind die angeführten Beyspiele anderer Art, und keineswegs sehr ähnlich. Dort ist entschieden eine Ellipse, hier wäre Ellipse und Pleonasmus verbunden; denn ergänzt man ait, so ergibt sich ein offenbarer Pleonasmus: qui ait, ut scribit. Jene Stellen würden demnach nur ähnlich seyn, wenn ut scribit nicht da stände, was, wenn ait ergänzt wird, nicht nur überflüssig, sondern geradezu unerträglich ist. Sollen wir also mit Andern ut ohne Weiteres streichen? Dieß hieße wohl sich an der Autorität der uralten Handschrift versündigen. Vielmehr scheint in VT. ein anderes Wort verborgen zu seyn, etwa VL., was nach der Explicatio literarum et notarum frequentius in antiquis Romanorum monimentis occurrentium, Florentiae 1822., für videlicet stehen würde. Diese Partikel erscheint mit dem Relativum gerade so verbunden I, 17, 29. quae videlicet ille . . . interpretabatur, und im Somn. Scip. VI, 10. quale de Homero scribit Ennius, de quo videlicet saepissume vigilans solebat cogitare et loqui, und mit dem Participium I, 38, 60. iracundiam videlicet dissidentem a ratione; und sie ist im Sinne von δῆ, bekanntlich, hier ganz an ihrer Stelle. Ferner fragt es sich, ob die Worte Non. Junius mit Recht als Worte des Cicero, nicht des Ennius, betrachtet werden? Hr. D. vertheidigt seine Ansicht folgerdermaßen: „Quae vero a Cicerone temporis gratia accurate designandi subiunguntur, ut scribit . . . Nonis Junis, ab ipso quidem profecta puta, sed hausta ex ipso Enniano opere, cuius intra ipsos carminis versus quidem locum habere non poterant, sed a poeta in margine paginae, quo legerentur loco illi versus, quibus defectus solis exponeretur, adscripta erant. In hanc enim formam Ennii opus conscriptum fuisse videtur, ut temporum, quorum res gestae exponerentur, notae ab ipso contextu verborum excluderentur, sed, quoniam in carmine historico ad seriem annorum composito sine detrimento ipsius rei omitti non poterant, quoque loco, ubi opus videretur, breviter adscriberentur, sive in ora paginae, sive sic ut temporis cuiusque, praesertim anni notatio enarrationi eius praescriberentur.“ Dieser Beweisführung sich anzuschließen, wäre Ref. nicht abgeneigt, wenn nur nicht so in demselben Satze das unbestimmte fere und die bestimmte Zeitangabe Non. Juniis zusammen käme. Dieser Umstand scheint aber dafür zu sprechen, daß Non. Juniis zu den Worten des Ennius gehöre, was hier, wo von einer Himmelserscheinung die Rede ist, weniger als in jedem andern Falle auffallen kann.

An einer andern Stelle I, 43, 66.: Quom enim inquit, inexplebiles populei fauces exarserunt libertatis sitei etc., hat Hr. D. die Lesart der Handschrift verlassen. Den positiven Theil

des Beweises, daß hier exarserunt ganz an seiner Stelle wäre, muß Ref. als sehr einleuchtend bezeichnen, so daß er kaum Anstand nehmen würde, beyzustimmen, wenn es sich um die Bevorzugung einer Lesart vor einer andern gleichbeglaubigten handelte; der negative Theil aber, nämlich daß exaruerunt, was die Handschrift bietet, unzulässig sey, findet er nicht gleich begründet, und glaubt daher zunächst doch bey diesem stehen bleiben zu müssen. In der Stelle Plato's, die Cicero wiedergibt, (de rep. VIII, p. 562. Steph.) heißt es nämlich nur ganz allgemein: πόλις ἀλευθερίας διψήσασα, was wir etwa ausdrücken würden: „ein Staat, der nach Freyheit lechzt," und dieses führt uns mehr auf den Begriff einer trocknen Kehle, als auf den eines brennenden Durstes hin, da ja lechzen ursprünglich von der Erde gesagt wird, welche vor Trockenheit Risse bekommt. Warum sollte also nicht auch der Lateiner sagen können fauces exaruerunt libertatis siti, da ja Tibull I, 4, 42, wie Hr. O. anführt, sagt: et Canis arenti torreat arva siti. Betrachten wir das von Cicero noch hinzugesetzte Beywort inexplebiles, so möchte dieß auch eher auf exaruerunt als auf exarserunt führen, da jenes bedeutet, er muß viel trinken, um seinen Durst zu löschen, dieses, er möchte schnell etwas zu trinken haben. Hätte ja Cicero exarserunt mit inexplebilis verbunden, so hätte er wohl statt inexplebiles fauces lieber inexplebili siti gesagt.

II, 5, 10. hat Hr. O. nach einer Conjectur des Ref. (vergl. Zschr. f. d. Alterth. Wiss. 1845 Nr. 100.) geschrieben: quo posset urps et accipere ex marei, quo egeret, et reddere, quo redundaret: eodemque ut flumine res ad victum cultumque maxsume necessarias non solum mare apsorberet, sed etiam invectas acciperet ex terra. Ref. kann sich dessen nur freuen, daß seine Vermuthung Aufnahme gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der rheinischen Pfalz.

(Schluß.)

Die Anordnung des historischen Stoffes ist eine einfache und, ich möchte sagen, dieselbe, welche von seinen Vorgängern eingehalten worden ist; nur in größerer Ausführlichkeit und in geeigneter Berücksichtigung der innern Zustände besteht des Hrn. H's. Vorzug, welcher uns aber dadurch in Etwas geschmälert erscheint, daß Hr. H. bey seiner Darstellung allzusehr nach Phrasen und Wendungen hascht, wie sie eben zur Zeit, als er sein Werk geschrieben, Mode gewesen sind. Wir glauben, ja, wir sind überzeugt, daß Hr. H. nach Ablauf einiger Jahre manche Stellen in seinem Werke selbst mißbilligen und bey gewonnener größerer Geistesruhe und Unpartheilichkeit umändern werde. Auch der Umstand ist gerade nicht als eine Lichtseite von des Hrn. Verf. Geschichte zu betrachten, daß er sich hie und da von der Unsitte seines Lehrers hat fortreißen lassen, den derben Ton, der sich rücksichtslos in Vorlesungen für junge Männer der Hochschulen manifestirt (Cathederton!), in die Geschichtschreibung einzuführen, wodurch die der Historie entsprechende würdevolle Haltung im Style gänzlich verloren geht. Wir hoffen indessen, daß eine 2. Ausgabe seiner pfälzischen Geschichte diesen, so wie andere Fehler, die ihr noch ankleben, im Interesse der historischen Wahrheit sicher abstellen werde.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

M. Tullii Ciceronis de re publica librorum fragmenta recensuit et adnotatione critica instruxit Fridericus Osannus.

(Fortsetzung.)

Daß Hr. O. die vom Ref. außerdem vorgeschlagene Weglassung des in der Handschrift nur darüber geschriebenen ut für unnöthig hält, hat um so weniger Bedeutung, als er in der nächstvorhergehenden Note selbst sagt: „Si abesset, ego non desiderarem.“ Wenn er aber fortfährt: „Sed ita non persanatus, me iudice, locus est, nisi negatio addatur, quae in hac constructionis forma non solum — sed etiam, ubi in quoque membro subiectum cum verbo suo inest, abesse nequit. V. ad c. 14. Quare tametsi mihi persuasum est Ciceronem scripsisse non solum mari non absorberet, nolui tamen negatione de meo addita audacius, agere, quum fortasse sint, qui demonstrare posse sibi videantur, omitti negationem licuisse,“ so hat Ref., abgesehen davon, daß mari nach dem Vorhergehenden zu schließen nur ein Druckfehler ist statt mare, darauf zu erwidern, daß nach seiner Ansicht die Negation zwar, wenn sie her gehörte, hier nicht weggelassen werden könnte, aber an sich unzulässig oder mindestens unnöthig wäre. Denken wir, Cicero habe geschrieben: non solum mare non absorberet, so müßte der Sinn seyn: „daß die Produkte des Landes nicht nur das Meer nicht ganz verschlänge, sondern daß dieselben auch die Stadt eingefahren erhielte,“ wodurch der ganze Gedanke verrückt werden würde. Es ist übrigens hier gar nicht an die gewöhnliche Partikelverbindung non solum — sed etiam zu denken (obgleich Ref. gestehen muß, sie selbst an dem Schlusse der oben erwähnten Bemerkung berührt zu haben); vielmehr ist non solum mare, wenn wir auch übersetzten: „nicht nur das Meer,“ hier so zu verstehen, daß solum als Adjectivum gefaßt wird: „nicht das Meer allein,“ im Gegensatze zu dem Antheile, den die Stadt daran erhält. Von einem Weglassen der Negation, wenn sie in den Sinn gehörte, könnte aber, wie gesagt, gar keine Rede seyn, da ja weder sed ne — quidem noch sed vix, sondern sed etiam folgt. Das Citat V. ad c. 14. ist wohl abzuändern in V. ad c. 15., wenigstens gehört zu diesem Kapitel der Excurs XVIII. De formulis non modo vel non solum — sed ne — quidem, in dessen Ueberschrift unrichtig Ad II, 18 steht. In diesem Excurs wird von der gewöhnlichen Regel ausgegangen, daß vor sed ne quidem die Negation von non modo non und non solum non wegbliebe, wenn beyde Sätze ein Verbum hätten. Dann wird hinzugefügt, daß dieß auch bey sed vix der Fall sey; aber nicht in den Fällen, wo das Verbum in dem ersten Satzgliede stehe oder ganz weggelassen sey, oder jedes Satzglied sein eigenes Verbum habe. Was die Fälle betrifft, in welchen nullus oder nemo sich mit non modo verbindet, bey denen Zumpt §. 724. b. und Madvig §. 471. b. das Festhalten der in nemo und nullus gelegenen Negation als die Regel hinstellen, Krüger Not. zu §. 542., auch quisquam oder ullus für zulässig

erklärt, verlangt Hr. O. das Letztere, wo von modo vorausgeht, beanstandet aber nicht nemo und nullus vor non modo. Außerdem zieht er aber auch Stellen wie die, von welcher wir ausgegangen sind, bey, an welchen sed etiam oder sed et folgt, wo er ebenfalls die Negation weggelassen haben will, wenn ein gemeinsames Verbum nachfolgt, was nicht angeht, weil hier in dem zweyten Gliede keine Negation sich findet, welche auf das erste herüber wirken könnte.

Wir gehen zu den Fragmenten des sechsten Buches über, bey welchen Ref. mehrfach veranlaßt seyn wird, die in seinem Macrobius gewählten Lesarten den hier sich findenden gegenüber zu stellen. Im Allgemeinen ist dabey zu bemerken, daß Ref. an mehreren Stellen die von Hrn. O. aufgenommenen Lesarten nur billigen kann, daß er aber demungeachtet nicht bereut, die an sich weniger billigenswerthe Lesart festgehalten zu haben, da es ihm nicht sowohl darauf ankam, die Fragmente so herzustellen, wie sie aus Cicero's Hand hervorgingen, als vielmehr, wie Macrobius dieselben vorgefunden zu haben scheint; in einigen andern Fällen ist aber auch nicht in Abrede zu stellen, daß sich Hr. O. dem Ref. angeschlossen haben würde, wenn er dessen Textesrecension zeitiger kennen gelernt und das Verhältniß der einzelnen Handschriften zu einander genauer gekannt hätte, da die ihm zu Gebote stehenden, welchen er natürlich vorzugsweise gefolgt ist, im Allgemeinen sich mehr den geringern als den bessern anschließen, wenn schon nicht zu läugnen ist, daß sie manches Eigenthümliche haben.

In den einzelnen von Macrobius erhaltenen Fragmenten steht VI. 7., der Note nach zu schließen, im Texte nur aus Versehen supplodatur statt supplodetur; und das. in der Note ist: Paulo ante Janus incusant, in accusant abzuändern.

Zu Anfang des Somnium Scipionis gibt Ref. Hrn. O. gerne zu, daß M.' Manilio consuli (oder, wie er schreibt, consulei) ad quartam legionem tribunus das Richtige sey; die Handschriften des Macrobius verlangen aber bey diesem consule; eben so verhält es sich im Folgenden mit vobisque reliquis, caelites, neben vobisque, reliqui caelites, wo Hr. O. gar nicht angeführt hat, daß Ref. jenes aufgenommen hat. Auch auf die Bemerkung: Janus optumi, sed mox invictissimi, unam scribendi normam in talibus non secutus, ist zu entgegnen, daß die Handschriften des Macrobius, so weit Ref. die Orthographie aus demselben angemerkt hat, fast alle optumus, die übrigen Superlative aber mit der Endung issimus haben. — Das. x, (cap. 1.) schreibt Hr. O.: Deinde, ut cubitum discessimus, me et de via fessum, et quei ad multam noctem vigilassem, artior quam solebat somnus complexus est. Hier ist gegen die handschriftliche Autorität das Wort fessum aufgenommen, weil de via allein die hier nöthige Bedeutung nicht haben könne, und das folgende et quei nothwendig ein derartiges Wort verlange. Ferner hat H. O. zwar artior im Texte stehen lassen, spricht sich aber in der Note für altior aus, was er in seiner und einer Dresdener Handschrift gefunden hat, und durch die Uebersetzung des Planudes: βαθυτέρῳ τοῦ εἰωθότος ἐλήφθην ὕπνῳ, so wie durch den lateinischen Sprachgebrauch für hinlänglich empfohlen hält, indem kein Grund da sey, warum Cicero von dem Gewöhnlichen, altior, hätte abweichen sollen. Allein ein Empfehlungsgrund für artior liegt schon in dem Verbum complexus est, wozu wohl artior, aber nicht altior paßt, vgl. de Div. I, 46, 104: Tum ille artius puellam complexus; ferner widerstrebt artior keineswegs dem Sprachgebrauche Cicero's, der de Inv. I, 4, 58. ganz ähnlich, als an unsrer Stelle, sagte postquam illos artius ex lassitudine dormire sensit, und de Divin. I, 28, 58.: quum . . magnam partem noctis vigilasses, ad lucem denique arte et graviter dormitare coepisse. Die beyden Stellen entsprechen den zwey Gliedern der unsrigen, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß de via ohne weiteren Zusatz den Worten ex lassitudine entsprechen kann. Ueber die Präposition ist zu vergleichen Hand Tunsell. Bd. II. S. 217; über via, in der Bedeutung „Reise": ad Alt. 18, 4, 5. Si se inter viam obtulerit, de Senect. 2, 6. tanquam logam aliquam viam confeceris, und be-

sonders Phil. I, 5, 12. quumque e via languerem, wo Orelli, wie in unserer Stelle, de via hat. — Daß Ref. mit der von H. D. wegen einiger Handschrift beantragten Weglassung von videlicet nicht einverstanden ist, läßt sich aus dem oben zu I, 16, 25. Bemerkten abnehmen.

An der vielbesprochenen Stelle (V, 12; cap. 2.) hat H. D.: Heic quom exclamasset Laelius, ingenuissentque ceterei vehementius: leniter arridens Scipio, Quaeso, inquit, ne me ex somo excitetis; parumper audite cetera. Die beßten Handschriften des Macrobius, mit denen auch die meisten bey H. D. übereinstimmen, haben: et quaeso . . . , et parum rebus audite cetera, woraus Ref. gemacht hat: St! quaeso . . . , et parumper eius audite cetera. Ueber die Conjectur st! spricht sich Hr. D. mit folgenden Worten aus: „et quaeso . . . non invitis libris Jani, qui ex coniectura st scripsit, scilicet corruptum in et, ingeniose quidem, sed non vere, ut opinor. Ciceronem enim hoc sermonis vulgaris voce usum esse non ante mihi persuadebo, quam exemplum eius usus sincerius loco Ep. ad fam. XVI, 24, quam excitavit Janus, afferri videro. Praeter hoc autem exemplum, cuius lectio correctioni deberi videtur, aliud adhuc ostendi non potuit, nisi apud Comicos, apud quos solos eam vocem reperisse se insuper testatur Velius Longus p. 2213. Praeterea mirum fuerit, eam vocem, quam toties in dialogis et epistolis usurpandi Tullio occasio oblata fuit, indubio loco adhuc non repertam esse. Adde quod in epistolico genere licitum putare potuerit, id in sublimiore, quale est Somnium, aspernari debuerit.“ Allein Ref. glaubt zur Zeit noch seine Vermuthung festhalten zu können. Der Hauptbeweisgrund des Hrn. D. ist: „St! gehört nur der Sprache der Komiker an, Cicero konnte sich also dieses Ausrufes, noch dazu in einer so ernsten und erhabenen Rede, wie wir sie im Traume des Scipio haben, nicht bedienen.“ Dagegen muß aber Ref. geltend machen, daß diese Worte gar nicht eigentlich zur Sache, sondern nur zur Scenerie gehören, wo die Sprache des gemeinen Lebens gewiß an der Stelle ist, zumal da der seinen Traum erzählende Scipio scherzend sagt: „Ich bitte mir aus, daß ihr keinen Lärm macht, damit ich nicht aus dem Schlafe erweckt werde,“ indem er gleichsam droht, wenn sie nicht stille wären, so hätte seine Erzählung augenblicklich ein Ende. Was ferner die vielen Gelegenheiten betrifft, wo Cicero diese Interjection hätte eben so gut anbringen können als hier und in jener Stelle der Briefe, die nach Wielands Uebersetzung lautet: „Ich kann mich kaum halten, daß ich nicht herbey gelaufen komme. Aber St! ich warte auf Briefe von Dir,“ so möchte es Hrn. D. wohl schwer fallen, seine Behauptung durch Stellen zu belegen. Endlich soll jene Stelle der Briefe verdorben seyn. Dieß ist richtig; man liest dort si und sc. (scilicet) statt st! Ist aber wohl eine dieser Lesarten besser? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß der bey Cicero so selten vorkommende Ausruf dort wie hier aus Unkunde der Abschreiber mit geläufigeren Worten vertauscht worden sey? Bemerkenswerth ist es, daß bey Plautus Mostell. II, 2, 74. statt St! st! aus Handschriften Sed et angeführt wird. Ferner ist eben das. v. 58. die Zusammenstellung der Worte: St! tace, ausculta modo, und Pseud. I, 1, 127. St! tace, obsecro hercle! zu bemerken. Ist nach dem allen wohl gerathener, das in den Handschriften befindliche et ohne Weiteres wegzulassen, als es in st! zu verwandeln? Und Hr. D. sieht sich noch dazu durch seine Anordnung der Stelle genöthigt, auch das zweyte et vor parumper auszuwerfen, während dasselbe haltbar erscheint, wenn man nach Aufnahme des St! übersetzt: „Nur sachte! ich bitte, damit ihr mich nicht aus dem Schlafe erwecket, und hört nur noch ein wenig auf seine übrige Rede.“ Oder sollte etwa das zweyte et aus einem wiederholten st! entstanden seyn? Ref. hat übersetzt: „seine übrige Rede,“ weil nach seiner Ansicht in parum rebus versteckt liegt parumper eius. Hr. D. nennt dieß duriuscule dictum; doch vergleiche man ad Att. X, 17, 1. Vellem cetera eius, und in dem eben erwähnten Briefe (ad fam. XVI, 24.) die Verwechslung von eius und rebus in de domesticis eius, wo rebus das Richtige zu seyn scheint, und auch in einigen Ausgaben steht! Zum Schlusse

sey noch bemerkt, daß, wenn st! das Richtige ist, auch die sonderbare Lesart par sit statt parumper ihre Erklärung findet, indem sie dann als Glosse für st!, die am unrechten Orte eingesetzt wurde, zu betrachten ist.

Es ist schon oben gesagt worden, daß Hr. O., obgleich er sich die Kritik zur Hauptaufgabe machte, doch manchfach auch die Erklärung, namentlich die sprachliche, beyzog, wobey ihm die von Hrn. Otto ihm mitgetheilten Bemerkungen unterstützten, unter andern S. 252 f. (zu III, 4, 7. Italiae Latium) die über die partitiven Genitive der Ländernamen, und S. 38. (zu I, 9, 14. abuti tecum hoc otio) über die Bedeutung der Verba abuti und contingere. Wegen der letzteren haben sich die „ludi magistellali" bey dem Herrn Dr. Otto für die Achtung zu bedanken, in der sie bey ihm stehen; ein Mann aber wie Döderlein, wird sich schwerlich über die Ehre freuen, die ihm in folgendem Satze bezeigt wird: „Nam quum non indocti tantum ludorum magistri, sed doctissimi quoque viri, in quorum numero est Doederleinius, non desinant docere contingere dici in rebus secundis tantum" etc. Will Hr. Otto etwa Madvig nachahmen, den er unmittelbar vorher genannt hat, oder will er die von ihm erfahrene Behandlung (Vgl. Gel. Anzeig. 1842 S. 419.) weiter geben? — Eine eigene Bemerkung des Hrn. Osann ist u. a. S. 53 (zu I, 14, 22. a Thalete Milesio) die über die Declination des Namens Thales, woran sich die Bemerkung reiht, daß hier Thales statt Anaximander gesetzt sey, wie denn überhaupt die literarhistorischen Beziehungen hier mehr als anderswo beachtet sind. Vgl. S. 74. (zu I, 18, 30. Zethum illum Pacuvei) die Bemerkung, daß hier, wie de or. II, 37., der Name Zethus auf die Antiope des Pacuvius zu beziehen sey. Auch die Etymologie ist nicht ganz unberücksichtigt geblieben. Vgl. die Bemerkung zu catus S. 70.

Den Inhalt der meisten Excurse haben wir oben schon im Allgemeinen angegeben; denselben in Einzelnen durchzugehen würde zu weit führen; wir wollen daher nur Einiges Wenige berühren, was uns bey Durchlesung derselben aufgefallen ist.

Für's Erste muß es auffallen, daß die Excurse VI. und XIV, von welchen jener von den Formen der Conjunction quom, quum und cum handelt, dieser von dem Gebrauche des Buchstaben c statt qu, nicht in einen zusammen gezogen worden sind, da sich Hr. O. für quom und aequom entscheidet, und cum wie aecum für der spätern Zeit angehörige Formen hält, die Schreibart qum aber für eine Abkürzung erklärt, welche ihren Ursprung in quum hätte, was er auch der späteren Zeit zuschreibt, wobey freylich noch in Frage steht, ob nicht qum auf cum, wie pequnia auf pecunia, zurückzuführen ist, so daß die Abschreiber oder Steinmetzen statt c vor u ein q setzten. Ist dieß der Fall, so zählen alle Stellen, an welchen q vor einem einzigen u vorkommt, für die Schreibart cum, welche Ref. nicht eben so, wie quum für unciceronisch halten möchte. Wie will wohl Hr. O. das Perfectum von sequor geschrieben wissen? Gibt er zu, dieses secutus zu schreiben, so wird er auch secuntur und cum nicht für eine Abnormität der spätern Zeit ausgeben können, und zugeben müssen, daß Cicero auch aecum schreiben konnte, wie die Vaticanische Handschrift I, 21. wirklich hat. Als Beweis dagegen führt Hr. O. an, daß dieselbe Handschrift I, 31. zweymal aequa habe, und fährt fort: „Ac num quis serio aecitas, aecabilitas, reliciae scripturus esset, quod qui aecus et relicus probat, non poterit non item probare? Vel quidni eundem ad modum ecus pro equus?, wobey er ganz aus dem Auge verloren hat, daß die Umwandlung des qu in c nur bey einem darauf folgenden zweyten u Statt zu finden pflegt, und außerdem nur in einigen wenigen Fällen in Anspruch genommen wird, die auf dem Gebrauche der Umgangssprache zu beruhen scheinen, wie cotidie, oder auf der unmittelbaren Ableitung, wie secius, wo es kaum nöthig seyn möchte mit Stürenburg in der ersten Ausgabe von Cicero de officiis p. 160. sequius zu schreiben, da ja das qu in secus einmal vorloren gegangen ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Gothisches Glossar von Ernst Schulze. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Magdeburg(.) Verlag von Emil Baensch. (1848). 454 und XXII. S. gr. 4.

—

Dieses vollständige Wörterbuch der gothischen Sprache folgt nach fünf Jahren dem durch Gabelentz und Löbe ihrer Ausgabe des Ulfila beygegebenen, nicht minder ausführlichen Glossarium linguae gothicae (Leipzig, Brockhaus, 1843. gr. 4.), welches Unterzeichneter in den seitdem eingegangenen berlinischen Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gleich nach seinem Erscheinen (1843. n. 101 — 105) beurtheilend anzeigte. Es liegt um so mehr nahe, zwischen jenem Altenburger und diesem magdeburgischen Glossare den Vergleich zu ziehen oder eine genauere Abwägung vorzunehmen, als J. Grimm in seiner geistreichen Vorrede zu dem neuen (Schulzeschen) solche selber angeregt hat, wobey uns die weiter dort hinzugezogene Vergleichung mit dem dritten, in den letzteren Jahren (1846 u. 1847) erschienenen vergleichenden Wörterbuche der gothischen Sprache von Lorenz Diefenbach, so sehr es sonst zu fesseln vermag, hier, wo es nicht so sehr die vergleichende Wortforschung als die sichre, klare Grundlage des gothischen Sprachschatzes gilt, zunächst außer Betracht bleiben muß, wie aus andren Gründen das zu der leidigen Nachdruckausgabe des altenburgischen Ulfilatextes von Ign. Gaugengigl (Passau, Pustet, 1848. gr. 8.) beygegebene gedrängte gothische Wörterbuch.

Jakob Grimm läßt im würdigenden Eingange seiner Vorrede dem Altenburger Glossare volle Gerechtigkeit widerfahren. Wenn dabey aber zum Vortheile oder Vorzuge des Ernst Schulzeschen schon der äußere Umstand hervorgehoben wird, daß letzteres über die doppelte Blattzahl des Altenburger oder Leipziger hinausreiche, so darf man doch nicht übersehen, daß das neue Werk ziemlich hell und gerade nicht sehr raumersparend, der Gabelentz Löbesche dagegen weit enger und doch auch auf zweyen Spalten gedruckt erscheint. Ferner kann große Raumersparniß eigentlich doch da wohl nicht geltend gemacht werden, wo oft drey- und viermal volles Ausschreiben von Wörtern wie „Mannsnamen," „Eigennamen" oder „Namen einer Landschaft" auf Einer und derselben Seite dem Auge begegnet. Zwar wird dieß wieder gut gemacht durch die „wenig sinnliche" Bezeichnung und Unterscheidung der Bücher des Neuen Bundes vermöge der Abkürzungen K und k, Th und th, T und t, wobey übrigens C bald Colosser, bald Castiglione (vgl. S. 61 zu gadáuka), so wie M bald Matthäus bald Unterzeichneten (z. B. 222^{b} Z. 1. v. unten) vertreten muß und nur Ph. und Phil. einigermaßen anschaulich sich unterscheiden. Beyläufig thut dem Auge und dem Gefühle dabey auch die Sprachmischung wenig wohl, welche in Bezeichnungen wie „Lb ad K" d. i. Löbe zu 1 Korinther oder „Mssm. ad Sk." oder gar „c. dopp. Accs." einherschreitet. Warum hier nicht reine Durchführung mit zu Handen liegendem Mittel? etwa wie wir S. 120^{a} einmal, nach Mark. 5, 23. haban hva bi hvana, ganz gleichlautend der angewendeten griechischen Weise τινά τινος etc., lesen. — „Raumersparnisse endlich, wie S. 256^{b} áins (áina) usnimada Luk. 17, 34. 35." (soll heißen áins in V. 34, áina in V. 35.)

ist unthunlich, Kürzungen wie S. 410* „andvairthi is (für is)“ fast unverständlich und bey alhs, baúrgs, bróthar, Môsês, Jôhannês, Hêrodês u. s. w. hätte nothwendig die Casussonderung anschaulicher gemacht werden müssen. Dasselbe trifft die genauere Nachweisung des Zahlenverhältnisses für die Vorkommnisse von timrjan und timbrjan; lêkeis und leikeis, gagrêfts und gagreifts; Bêthania und Bithania; hvêláuths, hvêleiks, hvileiks, svikunths und svêkunths, svignjan und svêgnjan u. s. w. Doch dieses Alles ist geringfügig; der unterscheidende Werth der Schulze'schen Arbeit ist tiefer zu suchen. Zwar fehlen demselben auch die bey v. der Gabelentz und Löbe mit Recht gerügten großen und todten Zahlenmassen nicht, kommen vielmehr gleichfalls in Menge vor: man vergleiche nur einmal Artikel wie áiththáu, aththan, ak, untê, jabái; fram, thaírh, mith, us; ïk, thu, hvas, ïs, thata; sai, nu, ni, niu oder atta, fráuja, bróthar, himins, leik; ubils; viljan, visan, vitan, niman, qviman, galeithan oder Jêsus, Christus u. s. w. Nur jah und guth sind verschont worden und bey ïmma, ïm, ïns liest man zum Ersatze „sehr häufig.“ Aber schon bey solchen, fast unvermeidlichen, Zahlenmassen erkennt man die sichtende und lichtende Hand des neuen Be- oder Verarbeiters sehr wohl, der den überaus reichen Stoff und Schatz geschickt zu handhaben und zurecht zu legen versteht. Hier gerade, in Riesenartikeln wie sie uns in dieser gothischen Monographie begegnen (thata auf S. 324 — 379, ïn auf S. 159 — 170, visan auf S. 434 — 447, vaírthan auf S. 405 — 411, qvithan auf S. 268 — 275 oder qviman, gaggan, haban, magan, saíhvan, man(na), managS, alls, meins, seins, ïs, ïth, nu, ni, and, ana, an, af, du u. s. w.) ist ein großer Fortschritt geschehen: es sind in den wilden Urwald Wege und Schneisen gehauen, daß jener wirklich zur S. I. gerühmten „Baumschule“ geworden, wo in reinlich und ruhig abgesteckten Anlagen“ nunmehr „Reis an Reis dichtgedrängt“ und doch wohl zugänglich dasteht. —

Der Verfasser des Wörterbuches hat sich die nüchternste Beschränkung auf Sammlung und Sichtung des wirklich vorhandenen gothischen Sprachschatzes oder Wörterreichthumes nach allen Beziehungen zum Ziele gesteckt, darum auch nicht einmal die reichlich zugänglichen gothischen Eigennamen aus den römischen und griechischen Geschichtsschreibern entlehnt, und kein Abschweifen, keinen Seitenblick auf andre Sprachgebiete, nicht einmal auf die Mundarten der eigenen Muttersprache sich gestattet, die einige Male, um manchen gothischen Einsiedler (ἅπαξ λεγόμενον) nur zu erkennen oder anerkennen zu können, fast unvermeidlich scheinen. Dennoch hat Schulze (wie Löbe) die etymologische Anordnung nach Wurzeln und Stämmen zu Grunde gelegt und die alphabetische Folge der Wörter nur innerhalb dieses Namens gelten lassen. Grimm tadelt S. IV. diese Anordnung und es ist gewiß, daß Grundbedingung jedes guten Wörterbuches die rascheste Auffindbarkeit bleibt, wofür die rohe alphabetische Aufführung der Wörter und Formen natürlich das „bequemste“ Mittel ist. Mit Recht ist daher Ernst Schulze auch von der nicht Jedem geläufigen Buchstabenfolge des gothischen ABC in dem Altenburger Glossare, die zugleich in die innere Anordnung jedes Buchstabengebietes ꝛc. tief und störend eingriff, zu der gewöhnlichen unsers jetzigen oder lateinischen ABC zurückgekehrt, wobey zugleich die natürliche Schreibung des hv (gleich hl, hn, hr) statt des unschönen und unrichtigen löbischen w nur zu loben ist; aus demselben Grunde aber auch statt des q (wenn qv oder qu nicht mehr beliebt wurde) kv hätte geschrieben und darnach angeordnet oder (wie hv) eingereiht werden sollen. — Es ist ferner nicht zu leugnen, daß die schlichteste alphabetische Aufstellung vieles natürlich Zusammengehörige anschaulicher wieder zusammenbringt, wenigstens die von Grimm vorzugsweise geltend gemachte Ablautung, wenn nämlich, was eben bey Schulze gar nicht geschehen ist, jedes ablautende Verbum „zwey- bis dreymal“ im Wörterbuche erscheint: nicht nur biugan, sondern auch báug und bugum (dann freylich auch buguth etc.? wenigstens sijeith und sijuth u. s. w.), so daß nach báug sich alsdann báugjan dem Auge sogleich oder näher darböte.

Damit wäre aber, so wichtig und tief greifend unser Ablautsgesetz auch ist, dennoch das ganze innere Leben, die Seele des Sprachleibes oder der rothe Faden noch gar nicht vollständig genug zur

Anschauung gebracht, welcher nothwendig ein gesundes Wörterbuch nach allen Seiten durchweben muß. Dieß kann aber außer der allseitigsten Nachweisung von Verwendung der einzelnen Laute und Bildungssilben zu allen Bedarfen des Sprachbaues, namentlich zur Wortbildung (darauf aber hat sich Schulze wiederum gar nicht eingelassen), meines Erachtens allein durch Anordnung nach Wurzeln und Stämmen erreicht werden. Beyden hier besprochenen Anforderungen aber, der alphabetischen und der etymologischen Anordnung, kann meines Erachtens gleichzeitig sehr wohl entsprochen werden. Ich habe diese Doppelaufgabe, die dann freylich mehr als drey- oder viermalige Aufführnng mancher Formen, so wie ihre Beziehung und Verweisung auf die Wurzel oder den Stamm, verlangt, in meinem Index zu Graffs Sprachschatze (so weit es dort möglich und thunlich war) zu lösen mich bemüht, so daß der S. IV. von Grimm bey dieser Gelegenheit auch gegen jene Arbeit gerichtete Vorwurf nicht mich, sondern nur die Allzubequemen treffen dürfte. Freylich hat Schulze jene Doppelpflicht fast gänzlich übersehen oder nur nach Einer Seite gelöst. Zusammensetzungen aus zweyen gleichgewichtigen Wörtern sind zwar (mit wenigen Versehen) doppelt eingetragen, obgleich auch hier unangenehm berührt, daß man z. B. unter alêv nicht erfährt, was alêvabagms heißt, sondern erst unbequem auf bagms verwiesen wird, vergebens aber sucht man sonst die selbständigsten Wörter und gangbarsten Gebilde an ihrer alphabetisch-bedingten Stelle. Lagjan fehlt hinter laggs und steht nur unter ligan, satjan nur unter sitan, nasjan nur unter nisan, gáisjan fehlt zwischen gairu und gáiteins (S. 108[a]), kausjan fehlt 182[b], láusjan fehlt hinter láun und steht nur unter liusan; dasselbe trifft dráusjan, dráibjan, dragkjan, sôthjan, stôjan, skavjan, stráujan, vraggjan, sauljan, sláuthjan, dáupjan, káurjan u. s. w. *). Hôban steht nur unter haban (nicht vor hôha), talzjan nur unter tilan, wo es nicht Jeder gleich sucht. Eben so láuths nur unter liudan (und hvê-!), nicht für sich, saúhts nur unter siuks, und es ist wirklich viel, daß sa, saei, sah, die unter thata abgehandelt sind, S. 286[a] noch aufgeführt werden; eben so S. 399[a] unsar, aber nicht uns, die mit meins unter ik abgethan werden. Vergebens sucht man S. 138. hindana, hindar, die unter his, selbst vor hidrê, hiri, hêr, stehen. Auch diese sucht man S. 137. 138. vergebens. Eben so fehlt dê (in thandê) an seiner Stelle. Vergebens eben so ga-usLáubjan vor láubs (folium): sie stehen unter liubs. Huhrus erscheint nur unter huggrjan; skula mußte vor skulan stehen, auk vor áukan; iddja ist S. 154[b] aufgeführt, taucht aber dafür S. 102[a] für das Auge völlig unter; eben so S. 180[a] juhiza unter juggs und erscheint weder vor juk, noch junda zwischen juk und Justus. Nicht minder die besonderer Betrachtung werthen this, thamma u. s. w. Bairhts mußte nicht unter bairgan zu suchen seyn. Formen wie qviss, stass, viss, gil'str, blô'str, bei'st, bei'sns, bu'sns, auch nur navistr (wie hulistr) sucht man vergebens in Reihe und Glied. S. 125 fehlt ferner Haileias, das nur untur Hêleias mit aufgeführt ist und unter dem S. 152 vereinsamten Yrênáius fehlt das S. 152 aufgeführte Hymáináius, woran sich die Bemerkung knüpfe, daß die I und J in den Eigennamen gemischt auftreten.

Unter den oben angeführten Zusammensetzungen und Doppelaufführungen an rechter Stelle vermissen wir S. 130 vor dem erst hergestellten hals-agga nach dem schönen, durch alle Schwestersprachen gehenden freiHals das gleichmäßig gebildete, unter slahan S. 317[a] natürlich aufgeführte slaHals (πλήκτης), das gerade so gebildet ist wie Schreihals, Waghals und veinNas (πάροινος), das wir S. 244[a] gern für nas (nasus), obschon mit Unsicherheit, in Anspruch genommen gefunden haben. Erfreut haben uns unter den Zusammensetzungen ferner gistradags und afarsabbatus; wir würden nicht böse gewesen seyn, für Joh. 17, 3. statt des S. 329[a] vermutheten áinana sunjana guth (ἀληθινόν θεόν) einen sunjaguth angesetzt zu finden, obschon wir die Zusammensetzung Sunjá ifrithas (wie seinái gairns?) nicht außer Augen und Acht ge-

*) Vgl. Jahrbb. f. wissensch. Kritik. 1843, Nr. 104. Sp. 829 — 830.

lassen haben. Eher hätten die ursprünglich offenbar genitivischen Verwachsungen baúrgsVaddjus (viermal vergewissert!) und thrutsFill) zehnmal vorkommend, und sogar auch adjectivisch!) auseinander gehalten werden dürfen, die noch mehr an guths andbahts, guths garáideins, hanins hruk, dagis vig (sieh Gramm. II, 598) streifen, während guthblôstreis, gud-hus, brûth-faths, man-leika, veindrugkja, vein-nas (vergl. Ermun-duri, irmin-got u. s. w.) die engste Verwachsung (Gramm. II, 413) kund geben. Auffallend bleiben neben einander midjasveipáins und midjungards.

(Fortsetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis de republica librorum fragmenta recensuit et adnotatione critica instruxit Fridericus Osannus.

(Schluß.)

Daß auch ecus nicht so ganz unerhört war, läßt sich aus der, wie es scheint, ziemlich allgemeinen Schreibweise des Wortes eculeus abnehmen, wenn nicht etwa erst mit der Verlängerung des Wortes diese Abkürzung eingetreten ist, wie in annus anulus, villa vilicus. Im Excurs XIV. wird für quotidie ohne Widerspruch die mit Isidorus (Orig. I, 26, 22.) übereinstimmende Bemerkung des Cornutus bey Cassiodorus de orthogr. T. II. p. 576. Garet. angeführt: „Quotidie sunt qui per co cotidie scribant, quibus peccare licet; desinerent, si scirent quotidie tractum esse a quot diebus, hoc est omnibus diebus.“ Auch Freund setzt zu quotidie in Klammern quot dies. Indessen vergleicht man bey Gellius N. A. X, 24. und Macrobius Sat. I, 4. die alterthümlichen Formen die crástini, die quinti, die noni, so ist kein Zweifel, daß quotidie, dem pridie und hodie entsprechend, so viel ist als quoto oder quotocumque die. Doch dieß nur im Vorübergehen.

In dem Excurs XVII. ist es etwas auffallend, daß sich Hr. O. in Betreff der Aphäresis des e in est genau an die Handschriften halten zu müssen glaubt, während er im Uebrigen bey der Orthographie die Autorität derselben wenigstens nicht als alleinige Norm gelten lassen will; doch scheint dieß nach dem Folgenden seine Ansicht vorläufig nur deßhalb zu seyn, weil es noch an gehöriger Prüfung der Fälle fehlt, in denen diese Aphäresis zulässig ist. Zu beachten ist dabey die Bemerkung Madvig's zu Cicero de fin. III, 17., wo er solche Stellen bespricht, in denen st in sit verdorben zu seyn scheint. Uebrigens schreibt Madvig getrennt actum st, während Hr. O. die beyden Consonanten ohne Vocal an das vorhergehende Wort anschließen zu müssen glaubt, wogegen sich kaum etwas einwenden läßt.

Von den beyden Excursen, die im Vorhergehenden noch nicht erwähnt worden sind, enthält der eine (XIX.) eine Besprechung der schwierigen Stelle (II, 22.) über die Centurien, wobey Hr. O. sich der Ansicht R. v. Raumer's anschließt; der andere (XXII.) enthält die Bemerkungen der zweyten Ausgabe Maio's, welche an den einzelnen Stellen keine Berücksichtigung gefunden haben.

Auf die Excurse folgt ein, wie gesagt, von Hrn. Dr. Lion verfertigter Index grammaticus et rerum, in adnotationes, praefationem, commentarios et excursus ad Ciceronis libros de re publica, und dann eine Seite Addenda und Corrigenda, in welchen aber nach dem Obigen nicht alles zu Erwähnende enthalten ist.

Sollen wir zum Schlusse noch ein Gesammturtheil über diese Ausgabe aussprechen, so ist anzuerkennen, daß die Kritik der Fragmente der Ciceronischen Bücher de re publica durch dieselbe bedeutend an Sicherheit gewonnen hat, und daß sie außerdem, namentlich in orthographischer Hinsicht, manche Untersuchungen enthält, welche durch die umfassende Gelehrsamkeit und die besonnene Forschung des Hrn. Verfassers einen nicht unbedeutenden Werth erhalten.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 7. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Gothisches Glossar von Ernst Schulze.

(Fortsetzung.)

Ungern vermißt man als Zusammensetzung plata fana für Matth. 9, 16., da diese, verbunden mit ganz andrer Deutung oder Beziehung des vorausgehenden du, die schwierige Stelle allein heilen kann, wobey an thar(i)his nicht gerüttelt oder gekünstelt zu werden braucht. Die Stelle lautet bekanntlich Aththan ni hvashun lagjith du plata fanan thar[i]his ana snagan fairnjana d. i. *Οὐδεὶς δὲ ἐπιβάλλει ἐπίβλημα ῥάκους ἀγνάφου ἐπὶ ἱματίῳ παλαιῷ.* Vergleichen wir die entsprechenden Stellen: a) die im Griechischen verwandtern Mrk. 2, 21: Ni manna plat fanins niujis siujith ana snagan fairnjana (*Οὐδεὶς ἐπίβλημα ῥάκους ἀγνάφου ἐπιῤῥάπτει ἐπὶ ἱματίῳ παλαιῷ*); b) Luk. 5, 36: Ainshun plat snagins niujis ni lagjith ana snagan fairnjana (*Οὐδεὶς ἐπίβλημα ἱματίου καινοῦ ἐπίβαλλει ἐπὶ ἱμάτιον παλαιὸν*). In allen drey Stellen ist *ἱμάτιον* durch das gleiche snaga wiedergegeben, in allen ferner *ἐπίβλημα* durch plat, dagegen offenbar im Markus das daneben stehende, in Lukas fehlende *ῥάκος ἄγναφος* durch fana niuja und in letztrem offenbar nur der Sinn (gleich dem snaga niuja *ἱμάτιον καινὸν* bey Lukas) wiedergegeben, während dafür (für *ῥάκους ἀγνάφου*) im Matthäus der räthselhafte Genitivus thar[i]his eintritt, in welchem das Substantiv für *ῥάκος*, zugleich aber auch der Begriff *ἄγναφος* liegen muß, so daß alle Aenderung in thar(i)hana, als zu fanan bezogen, oder wie sonst auch zugegeben ist, die Heilung nun weiter zurück gerade an jenem Accusativus fanan (d. i. *ἐπίβλημα*) versucht und demgemäß nothwendig du plata getrennt, letztres aber mit fanan verbunden (plata fanan), jenes endlich (du) zu lagjith geschlagen werden muß, so zwar daß, wie Luk. 8, 44. *προσελθοῦσα* getrennt wird in atgaggandei du *) und ohne Zweifel Mrk. 10, 13. *προσφέρουσιν* in bairandam du (wonach der nächste Vers vom ungehörigen duGasaihvands für das einfache *ἰδὼν* befreyt wird), auch in jener Stelle lagjith du das griechische *ἐπι-βάλλει* vertritt. Also: Ni hvashun lagjith du (*ἐπιβάλλει*) plata-fanan (*ἐπίβλημα*) thar[i]his (*ῥάκους ἀγνάφου*) ana snagan fairjana. Es bliebe somit nur tharh(s) oder tharih(s) nachzuweisen.

Was nun, um nach dieser scheinbaren Abschweifung zu unsrer Aufgabe zurückzukehren, das Wesen oder das Wagniß der Schulzeschen Wortforschung oder Wurzelaufstellung betrifft, so bewegt sich dieselbe eigentlich streng genommen nur innerhalb des von Grimm Geleisteten und Aufgestellten, daher wir auch hier, wie bey den grammatischen Ansätzen und Bemerkungen, überall fast nur den getreuesten Nachweisen oder Bezügen auf des Meisters Werke (Gr. d. i. Grammatik, Grr. d. i. Rechtsalterthümer, Grm d. i. Mythologie) begegnen; daneben nur manchen Vermuthungen Löbe's (als Lb. z. B. bey glaggvô, aiginôn), so daß wir, hier um einmal mit Gaugengigl (Vorrede seines Ulfila) zu reden, „die zwey auf germanischem Sprachgebiete größten Männer unsrer Zeit, Grimm und Löbe" auf jeder Seite vielfältigst vereint finden. Uebrigens

*) Vgl. iddja fram (Luk. 19, 28) freylich *ἔμπροσθεν*.

stören jene Citate fortwährend das Auge. man kommt vor ihnen kaum zum nächsten Ziele. Nur ein Beyspiel! Bey Fram heißt es von vorne herein: „Fram bedeutet Grf. 3, 638. Praepos. 241. Gr. 2, 55. I als Adverb. ἔμπροσθεν, weiter“ etc. — Wo wir aber hinblicken, erkennen wir Grimm's Ansätze ungetrübt: báuan, barusnjan, drauhsna, aihvatundi und so fort. Eben so in den Bemerkungen zur Syntax: z. B. in Betreff des Weglassens oder Setzens des Artikels bey airtha, himins, thiudans; manasêths, fairhvus u. s. w. auch bey háuhista, bey welchem letzteren aber bemerkt werden mußte, daß zweymal auch im Griechischen der Artikel fehlt, und nur zwey Mal dabey steht: Luk. 8, 28. und Mrk. 8, 7., in welcher letzteren Stelle er dann aber auch im Gothischen (this háuhistin) erscheint. Bey unVêniggô wäre die Ergänzung oder Berichtigung von Grimm. 3, 238. ganz am Orte gewesen, bey mahts und skulds hätte Holzmann genannt werden sollen. Bey Ufitahari mußte die Aufführung des ersten i, jetzt noch, verwundern. Falsch angesetzt aber sind aus keinan und infeinan die Formen keijan und feijan, da doch uskijanata (Lk. 8, 6.) vorkommt und fijan vor Augen liegt. Darnach würde auch wohl für skeinan (man denke an skei-ma, skei'rs) skijan anzusetzen kommen.

Ueber die Grimm'schen Ansätze wird zu eigenen Wagnissen wenig oder gar nicht vorgeschritten. Vergebens sucht man Aufschlüsse für thrut oder für arhvazna, wo (wie aihvs) doch wohl arhv(u)s (entsprechend dem lateinischen arcus?) angenommen werden muß, da arhv-azna wie hláiv-asna, fair-zna, filu-sna, drau(h)-sna, garêh-sns, rôh-sns, anabu'-sns, usbei'-sns, barusns, und auch wohl andavlei'zn sich bildet, nicht minder andavi'zns, vailavi'zns (statt vis-sns), wovon weiter ableitet vizôn. Der Ausfall des s, t, d wiederholt sich in vei's (statt veits' vgl. vis'); nicht minder in mith-Vissei, dem für th sich samaQviss, gaViss; dis-Viss, usViss; usStass u. s. w. anreihen. Doch diese Bildungsgesetze (die, wie oben gesagt, im Glossare nirgends zur Anschauung, zur Durchsichtigkeit kommen,) bey Seite gelassen, so mangelt auf dem Gebiete der Etymologie durchgängig der rechte Muth oder, besser gesagt, die auf Klarheit beruhende Gleichmäßigkeit. Bald ist jene zu kühn, bald zu verzagt geübt. Silba S. 303[b], als siLiba (von sis und leiban) gedeutet, begeht, gegenüber àinLif und tvaLif (selbst sil-ubr), einen Anachronismus von vielleicht Jahrtausenden *). Wer aber batan, dagan (zu dags), fadan ansetzt, hätte auch für fêljan, drôbjan, drunjan, dáuns, dôms, vaúrk, fêra, svêrs, sêls, unlêds, faúrhts, draúhts, daúhts, náuths, blôth u. s. w. Rath schaffen müssen. Dags und dôgs, vakan und vôkan hätten unter haban Aufstellung von hôban verlangt. Rôdjan gehörte zu rathjan, rathjô wie frôths zu frathjan, vrôhs und vrakjan zu vrikan; gaRêhsns zu rikan, hvass (mit hvôtjan) zu hvatan, eher als stass und gar gastôthans zu standan, vielmehr muß zu jenem zunächst stathan angesetzt werden, wie staths zeigt. Sinteins gehört (durch sintvluot neben sinvluot, sinwâc, sinwêll) zum unmittelbar vorausgehenden sins, sinista; veis zu veitan, vitan; hun'sl zu hinthan, sáuths zu siudan und zwischen samjan und sama ließe sich wohl die Beziehung finden, eben so zwischen fêra und fêrja. Aber sêths findet man nicht einmal unter sáian, hváiteis nicht unter hveits, obschon es S. 146[a] durch frumentum albescens erklärt wird. Sniumjan, sniums, sniumunds sucht man vergeblich unter snivan, als dessen erste Bedeutung doch eilen angegeben wird. Lithus steht nicht unter leithan, obgleich dabey (nach Grimm) membrum von meare verglichen wird. Eben so sucht man magus samt mêgs, magaths und mavi vergebens unter magan, baugjan und bugjan unter biugan; Mêrula und mêrs sind getrennt gehalten; eben so fôdr und fôdjan; nicht einmal flâutan und flâutjan werden zusammen gestellt und sind unter flintan nicht zu finden. Zwischen fram und frum —, fair und faúr —, and und und, af und uf, ana und in, ath- und ith, u. s. w. ist gar keine Ablautsbezeichnung (auch nur durch Hinweise) ausgesprochen; nur

*) Sollte beyläufig sis sich in si abkürzen? Dürfte man da nicht eben so gut an si-hôra, si-pôneis denken! Ob richtig, namentlich bey sip-ôneis (wie laúhm-ôni, und ahd. nordr-ôni etc.), ist eine andre Frage.

bey aftuma, iſtuma iſt Gr. 3, 628. I, 45 citirt worden. Dagegen ſind die noch nicht genügend erwogenen faihan und fullaFahjan, fahêths, faginôn, und gar filuFaihus πολυ-ποίκιλος) mit faihu (pecus) zuſammengeſtellt worden. Lieber hätten wir guma unter gáumjan geſehen, entſprechend der Beziehung von man(na) zu munan, minan. Dagegen iſt wieder ziemlich kühn veitVôds aus einem angenommenen vadan als „Gänger" gedeutet worden. —

Glücklicher iſt der Verfaſſer in der Sonderung und Feſtſtellung der Bedeutungen ſo wie grammatiſchen Verhältniſſe geweſen. Zwar würden wir bey than S. 375[a] die relative Bedeutung nicht zuerſt aufgeſtellt oder zu andHruskan, das als Gloſſe zu andSitan 1 Cor. 10, 25 (für ἀνακρίνειν!) auftritt, die Bedeutung prüfen angeſetzt, vielmehr, mit Hinblick auf andsitan, das ahd. hruscôn, agſ. hryscian zum Vergleiche gebracht haben. Hier hat das Griechiſche verleitet, wie (nach Löbe's Vorgange) bey usFrathvjan (2 Tim. 3, 15), wo usFratojan (agſ. frätvian, ſächſ. fratahôn: ornare, parare, instruere von ſächſ. fratah, ornamentum) das allein richtige iſt. Bey máithms iſt zuerſt die Bedeutung Pferd, dann Geſchenk aufgeſtellt worden; es frägt ſich aber, ob máithms (von meithan, mîdan) nicht erſt das bedeutete, was man dahingiebt, abtritt, meidet; dafür ſpricht das nordiſche meidm, agſ. mâdm, ſächſ. mêdom d. i. donum, opes. Schwerlich würde Ulfilas Mrk. 7, 11. δῶρον durch Pferd wiedergegeben haben. — Bey skêvjan (Mrk. 2, 23) ſteht ohne nähere Begründung „ὁδὸν ποιεῖν, abſchaben d. i. reiſen." — Zu arman (misereri) iſt meminisse pauperum geſetzt worden. —

Was Vereinigung von Form und Bedeutung betrifft, ſo iſt tarnjan (1 Tim. 6, 5), abermals durch Löbe's Vorgang verleitet, mit darnjan verwechſelt worden; bey hnutô entſteht, wenn man das ruſſiſche knut bedenkt, die Frage, ob nicht die Nebenlesart hnuthô (2 Cor. 12, 7) richtiger ſey. Das S. 11. für gaAinanan (1 Th. 2, 17) vermuthete oder verlangte gaáinan iſt wohl ſo wenig richtig als Löbe's gastôthan ſtatt gastôthanan (Röm. 14, 14: ἱστάναι). Jenes, für ἀπορφανίζειν, deserere, kommt vom Accuſativus ainana, solum; fairAinan dagegen iſt participem esse! Ungern haben wir hier abermals (nach Gr. I, 56 noch) snôrjô zwar ſchon als „Flechtwerk," aber doch auch noch durch „Schnur" erklärt gefunden, während doch die Bildungen mit j das aus Etwas Gefertigte oder den damit umgehenden Arbeiter bezeichnen. So bedeutet vaúrkja, timrja, aúrtja, skattja, skilja, kasja den beſchäftigten Mann, gánja den Bewohner des Gaus (gavi), baúrgja den Bewohner der Stadt. Hieher gehört wohl auch kalkjô. Snôrjô aber iſt der aus Schnüren (snôrim, was wohl Joh. 2, 15. geſtanden haben würde) oder aus Seilen geflochtene Korb (wie Luther a. a. O. σαργάνη überſetzt), gleich wie táinjô den aus Gerten oder Zweigen (tainim) geflochtenen Korb (κόφινος) bezeichnet. Aehnlich wird aus Laub (láubs) die Laube (láubjô) d. i. die mit Laub geſchmückte, von Laub durchwachſene Halle, Hütte gebildet: in sacro palatio . . . . in laubiam majorem in judicio resedit heißt es in der Vita Petri Senioris archiep. Ravennat. bey Muratori (Antiqq. Ital. med. aevi II, 933).

Gut geſchieden und beſtimmt erſcheinen bey Schulze Conjugation, Deklination und Geſchlecht: hahan, háiHah und hahan, haháida, eben ſo vitan, vitáida und vitan, vissa; sinap S. 305. wird jeder billigen und tva thusundja (Esdr. 12, 15) als Neutrum muß man gelten laſſen, während ſonſt thusundi (gleich hulundi und auch wohl aihvatundi) Femininum iſt, ähnlich valdufni, vundufni, vitubni, fráistubni, hvôftuli, dagegen háimôthli, faúramathli etc. Neutra. Bey dem hieher fallenden atAthni muß wohl athns, nicht athni, zu Grunde gelegt werden, was genau dem lateiniſchen annus entſpricht, das urſprünglich atnus hieß (vgl. Boldetti Osservaz. 423, Fabretti S. 420. 11. 382) und ſo zu ἔτος ſtimmt. Vergl. penna aus petna, stella aus sterula, puella aus puerula. — Aus dem allein vorkommenden Dativus jundái hat Schulze S. 180[b] junda angeſetzt; es könnte eben ſo gut junds heißen und nach dem ahd. jugud, ſächſ. juguth, agſ. geogud

vielleicht sogar wahrscheinlicher. Gáunôtha aber S. 109[a] hätte ich, obschon es steht, getilgt. Soll es Femininum seyn, so darf áinana nicht dabey stehen bleiben; besser also wir nehmen gáunôtha das a und machen daraus ein Masculinum, wie mênôths. Aehnliche überflüßige a mußten ja Luk. 20, 13. 2 Cor. 9, 5. auch getilgt werden. — Der Vf. frägt unter aúhsus, von welcher Form die Pluralformen aúhsnê, aúhsnam herstammen? Doch wohl nur von aúhsa (entsprechend dem ahd. ohso, dem sanskr. auhsan), das neben auhsus angesetzt werden muß. Die Zusammenziehung wie vatnam etc, aus vatô. — Bey áinis hvarjôh fêrô (*ἑνός ἑκάστου μέρος*: (Eph. 4, 16) schwankt der Vf. sowohl wegen des deklinirten ainis als wegen hvarjôh, das er S. 150 mit jenem in áinhvarjizáizôh verwandelt wissen will, nicht bedenkend, daß damit fêrô nicht geändert und jenes áinis nicht erklärt ist, welches wohl, nach dem Vorgange von all etc. und wie hvis ahmanê (*οἵου πνεύματος*) als Neutrum mit nachfolgendem Genitivus Pluralis gedacht werden muß, nur daß freylich dann wieder hvarjáizôh erwartet werden müßte. Bifaihô (2 Cor. 9, 5) auf S. 81[b] muß doch wohl der Verbalform bifaihôns weichen, dagegen das S. 4. angesetzte unA'geins (Luk. 1, 74) dem adjectivischen unagei. Statt faihu-gairôni aber wird wohl, da sei folgt (Col. 3, 5) wie 1 Tim. 6, 10 thizôzei, besser faihugeirô, wie dort, angenommen. — Thô gamáitanô (S. 222[a]) ist aber so wenig Substantiv wie thata anafulhanô (S. 88); sonst müßte auch thata gamêlidô für *ἡ γραφὴ* (Mtth. 12, 12. 15, 28) dafür gelten. — Das nach agis, sigis, hatis, rimis, riqvis bisher angenommene Neutrum skathis wird S. 313[b] zum Genitivus gemacht (*τὴν ἀδικίαν ταύτην*, thata skathis als hoc injuriae!). Das formverwandte Adjectivum valis läßt zugleich fortgebildete Verba auf -isôn vermuthen, weßhalb daher valvisôn Mrk. 9, 20. von Löbe nicht in valvnôn verändert zu werden brauchte. Das ahd. heilisôn (nord. heilsa, agf. hâlsjan) und viele ähnliche (Gramm. 2, VII) sprechen dafür, eben so das von hatis fortgebildete gothische hatizôn (*χολᾶν*, irasci) vgl. aqv-izi, svart-izl. Verwandt ist die Bildungssilbe -it in stiviti (stivitjan, stützen?) und -at in laúh-atjan, ahmatjan, káupatjan und ahd. heilazan, krimazan, anazan u. s. w. (Gr. 2, 217. 996. —

Vaggareis, für pulvinar (Wangenkissen), als Masculinum (gleich láisareis, bôkareis, sôkareis, liuthareis, vullareis; dáimônareis) widerstrebt dem Gefühle; der allein vorkommende Dativus erlaubt auch ein Neutrum vaggari anzusetzen und vielleicht stimmt dazu die Inschrift des von Münter besessenen und beschriebenen vandalischen Messinggegewichtes RAGINARI und vielleicht gehört zu diesen Neutris auch das seltsame, ja verdächtige unbiari. — Manche Ansätze von Fremdwörtern auf -us scheinen mir nicht vollständig gerechtfertigt. Von Galatus etc. abzusehen, so dürfte byssus doch byssáun weichen müssen. Zwar scheint Luk. 16, 19. wegen paurpurái auch byssáun der Dativus seyn zu müssen, doch früge sich, ob hier nicht der griechische Accusativus *βύσσον* (freilich heißt der Nominativus *βύσσος*) eingewirkt habe. Wenigstens entspricht byssáun dem alabalstráun (Lk. 7, 37.) und práitôriáun (Mh. 15, 16. Joh. 18, 28.), das im Pluralis eben so griechisch práitaúria hat (Joh. 18, 28. 33. 19, 9.); wonach aus dem Dativus gazáufylakiô (Joh. 8, 20.) S. 109.[a] ganz richtig gazáufylakiáun angesetzt worden ist. Gewiß aber ist darum S. 182[a] auch kaúrbanus falsch angesetzt worden, da der Accusativus kaurbanáun, aus *τὸν κορβανᾶν* (Mtth. 27, 6.), den gleichen Nominativus voraussetzt. Das griechische Geschlecht ist bey diesen Wörtern gleichgültig; man denke an áivaggêljô (daneben áivaggêli als Neutrum!) und sigljô; drakma, thymiama und unkja als Masculina, hyssôpô, skaúrpjô, psalmô als Feminina. — Jene angeführten Wörter auf -us leiten zu den Adjectiven auf -us, wo Schulze filufaihu handugei (Eph. 3, 10) in filufaihus verwandelt wissen will, wie es Lk. 6, 6. handus thaúrsus heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Gothisches Glossar von Ernst Schulze.

(Fortsetzung.)

Dáuns vôthi (2 Kor. 2, 15) zeigt aber ein ähnliches Femininum. — Luk. 3, 1. kommt Hêrôdei als gothischer Dativus vor, entsprechend dem griechischen Genitivus *Ἡρῴδου*. Darnach ist S. 137[a] der Genitivus Hêrôdeis angesetzt worden. Jener Dativus steht wohl statt Hêrôdê (wie Jôhannê etc.), wofür sonst Hêrôda (Mk. 6, 18. 22) vorkommt. Uebrigens erscheint auch der Accusativus Jôhannêin (Lk. 3, 15) und zwar Jôhannê (Mth. 11, 18. Mk. 1, 19) und wieder der Dativus Jôhannên, ja selbst Jôhannáu (Lk. 9, 9). — Der Esdr. 2, 41. vorkommende Genitivus Asabis verlangt für *Ἀσάφ* wohl den Ansatz Asaf, nicht Asab. Freilich schreibt der Vf. auch láubs (folium), gadôbs (doch S. 100[b] gadôfs), gôds, frôds (doch 1 Tim. 3, 2 frôths) neben saths (und doch sads Ph. 4, 12. sad Lk. 15, 16) und staths (und doch auch stads Lk. 14, 22.) u. s. w.

S. 108[a] begegnet uns erneut hier wieder das unglückliche gaitsa, das Nehem. 5, 18. ohne alle Frage in gáits. a. aufgelöst werden muß, entsprechend dem daselbst gleichfalls auftretenden stiurs. a. Die Stelle heißt jah vas fraqvuman dagis hvizuh stiur. a., lamba gavalida. q., jah gáits a. gamanvida vas mis jah bi . i. dagans gaf vein allái thizái filusnái. Die abweichenden Lesarten der Septuaginta und Vulgata (vgl. Luther) berechtigen zu jener Annahme, die ungothische Form gaitsa nöthigt dazu. Nur von gáit — s kann gáitein (Lk. 15, 29) kommen.

Aber auch hváiteis S. 146[a] (wie andeis?) dürfte vielleicht zum Neutrum werden, wie das nordische hveiti, (während agf. hvaete, ald. hveizi, mhd. weize männlich sind). Kaúrnô hváiteis (*ὁ κόκκος τοῦ σίτου*: Joh. 12, 24) erlaubt auch hváiti anzusetzen, denn bekanntlich kommen auch die Genitive gavairtheis, andbahteis, faúramathleis, valdufneis, tráusteis vor. Ja Grimm nimmt dieses Lautgesetz selbst für das Adjectivum in Anspruch, indem er Gramm. 4, 526. statt this vilthei s alêvabagmis (Röm. 11, 24) lesen will vilthein s (statt vilthjins) und Schulze nimmt diese Aenderung S. 431[b] an und auf. Vielleicht könnte man sich retten durch die Annahme, daß vilthein s der Genitivus von vilthei (Wildniß) sey. Gabelentz und Löbe erklären in ihrer Grammatik S. 60. hváiti für bedenklich, aber ist tráusteis länger? Entscheiden kann hier aber durchaus nicht das Vorausgehen doppelter Konsonanz S. 75, sondern diese nur in sofern sie durch Position Länge veranlaßt, wie auch S. 58. eigentlich zugegeben wird. — Umgekehrt von vorliegendem Falle ist der Ansatz mêki, n. S. 231[b] nach dem Nordischen, Sächsischen und Angelsächsischen wohl in das Masculinum mêkeis zu verwandeln.

Wichtiger aber noch scheint mir des ganz undenkbaren Feminini hvairnei fortan loszuwerden, wofür in allen Schwestersprachen nur das Neutrum gilt: nord. hiarni, ahd. hirni, mhd. hirne, nhd. Hirn; denen gemäß ich hvairni ansetze. Hvairnei würde ein Adjectivum hvairns (wie gairns) voraussetzen. Sehen wir die Stelle, welche zu jener Annahme verleitet hat (Mrk. 15, 22: hvairneins

staths für κρανίου τόπος) näher an, so ist zu verwundern, daß hier nicht schon längst mit Freuden das frühe Vorkommen eines im Althochdeutschen ausgedehnten Gebrauches vom Adjectivum bey Ortsnamen gemacht worden ist. Lk. 5, 27. übersetzt Ulfila τελώνιον durch mótastaths, 1 Kor. 8, 10. εἰδωλεῖον genitivisch mit galiugê staths, und Mtth. 27, 7. gleichfalls ὁ ἀγρὸς τοῦ κεραμέως durch akrs kasjins — ganz richtig, denn es ist nur von Einem die Rede (ager figuli, ahd. havanâres lant), daher auch Luther „sie kauften einen Töpfers-Acker" übersetzt. Wo dagegen κρανίου τόπος bedeutet die Schädelstätte d. h. die Stätte vieler Schädel (vgl. Gramm. II. 600)., übersetzt Ulfila nach dem wohlbegründeten Brauche der Muttersprache hirnîniu stat. Denn so sagte das Althochdeutsche bey Ortsbezeichnungen: zi dëro haganînûn hulîn, in den wîdînon, rôrînen lintînon leô, in den steinînon furt, zi dëro steinînûn, poumînûn chirchûn, thaz steinîna houg, der eichîno berg; das Altsächsische bietet silofrin scat, guldîne scattos, êrîne scattos; ferner ahd. mit der geizînûn milche, in demo bucchînen bluote oder mittelhochd. diu fröuwîne schar, mit fröuwînen henden (vgl. Gramm. 4, 258 — 259.) In der Kaiserchronik aber heißt es v. 1150. von Herzog Adelger von Bayern der herzoge stackete sînen scaft zuo dem heselînen brunnen. (von hasalîn, colurnus). Der Adjectiva auf -eins zeigt das Gothische eine genügende Menge: thaúrneins (durnîn), airtheins (irdîn) u. s. w. Bekanntlich werden die Neutra fadrein, gumein, qvinein, eben so gáitein (Lk. 15, 29 für ἔριφος) substantivisch gebraucht, ohne Zweifel daher auch svein (statt sueins).

Das Mittelhochdeutsche gäbe uns noch manche Beyspiele an die Hand; ich erinnere mich eines scherzhaften ze der heberînen liten. Aber wie, wenn sich die Form auch vor dem Gothischen noch nachweisen ließe? Sollte sie nicht im Namen der vom Ammianus 29, 4. genannten, in der Notitia dignit. orient. nochmals aufgeführten Bucinobantes liegen, denen sich der Wortform nach die Tubantes anreihen? Bant (im ahd. panz) drückt den pagus oder Gau aus (so der Banzgau in Franken mit dem Stifte Banz): elibenzo ist ahd. fremd, alienigena, advena und Teisterbant (Testrabant), Brabant (ahd. Brâchbant, ahd. Brâcbant) gilt noch heute, jene Tubantes aber leben in Twente (ahd. Tuvanti) fort. An der Ems lag der Gau Bursibant. Demnach wären Bucinobantes zu rasch lateinisch gebildet aus thata bôkeinô Bant, das buchene Banz, eine Mainz gegenüber gelegene Buchonia, eine andre Bacenis. Den Römern war durch den Ausgang in -ant die unmittelbare Anbahnung in -antes zu nahe gelegt, als daß sie dieselben hätten verschmähen sollen.

Aber noch zwey andere Ansätze des Geschlechtes wie der Wortform in den gothischen Wörterbüchern (auch bey Schulze) möcht' ich bey dieser Gelegenheit berichtigen oder beleuchten: es sind die S. 236.[b] unmittelbar sich folgenden miluks und mimz, jenes als Femininum, dieses als Neutrum. Das Geschlecht von ersterem Worte (nord. miölk, agf. meolc. engl. milk, nnl. melk, schwed. miölk, dän. melk, nhd. milch, ahd. miluh: überall weiblich) lassen wir stehen, wenn wir im Gothischen nicht etwa gleich dem slavischen mleko, dem lat. lac und griech. γάλα(κ) ein Neutrum ansetzen wollen, wozu die 1 Kor. 9, 7. vorkommende Form (miluks this avêthjis ni matjái) wohl auch berechtigen könnte; denn wenn der weibliche Nominativ miluks angesetzt wird, so kann jenes miluks doch nur der Genitivus seyn, (gebildet wie baúrgs, alhs), weil das beym Verbum matjan stehende ni nur einen solchen verträgt, miluks als Accusativus gedacht aber ein wunderliches Neutrum seyn müßte. Aber auch die andere Stelle, worin mimz vorkommt (1 Kor. 8, 13: ni matja mimz áiv) zeigt beym selben Verbum ni und verlangt somit gleichfalls den Genitivus, während z. B. Mark. 1, 6, weil jenes fehlt, wie das Griechische den Accusativus darbietet (matida thramsteins, jah milith háithivisk). Mimz ist gleichfalls ein Genitivus, das somit einen Nominativus mims als fem, oder mim als neutr. verlangt, wodurch freylich dem Worte die bisher versuchte oder beliebte Vergleichung mit dem sanskritischen mânsa, slavisch mêso, mjaso, litth. mjesa zu Verluste geht, vielleicht aber dann gerade eine Annäherung zu dem gleichfalls vereinsamten mammô (σάρξ: Kol. 1,

22) gewonnen würde. Das z am Schluße von mimz statt des genitivischen s darf nicht irren; steht doch Lk. 3, 1. auch Filippáuzuh; jenes áiv dürfte sich gerade so enklitisch annähern (obenein geht ni vorher) wie -u und -uh an ainzuh, uzuh, juzuh, hvazuh. Man vgl. talzjan, minznan, airzjan, marzjan, fairzna, arhvazna (neben hláivasna), andavleizn, aqvizi, ubizva u. s. w. — Freilich scheint jener Annahme halis-aiv, sunsaiv, thanaseiths-áiv (Mk. 11, 14 und gerade letztre Stelle zugleich der genitivischen Wirkung von ni in der Verbindung mit áiv zu widersprechen, indem jene den Akkusativus bey matjan gewährt (ni thanasaiths áiv manna akran matjái), aber ni gehört hier näher zu manna (*εἰς τὸν αἰῶνα μηδεὶς παρπὸν φάγοι*). — Beide obenangeführte Stellen aber (1 Kor. 9, 7. und 8, 13) würden auf S. 246.[a] unter Ni, 4. haben aufgestellt werden müssen. —

In den beygebrachten Beleg- oder Textesstellen sind vom Herausgeber, theils nach Grimm's Grammatik u. s. w. theils nach Löbe's Vermuthungen, manche beachtenswerthe Textverbesserungen eingetragen worden: z. B. uslutô statt uslustô (Eph. 5, 6,) thairhgaleikôda statt -ônda (1 Kor. 4, 6) u. s. w. Dem Eph. 1, 18 vermutheten hvileika sollte hvileik'u nicht so schnell geopfert worden seyn; es gleicht sich letzteres imm'uh, that' uh (wie that' ei, that' ist), iddj'uh, viss'uh u. s. w. Die Verbesserung usluka nans 215.[b] bleibe dahingestellt; warum kein uslukns (wie analáugns, ibns, svigns, svikns, airkns) annehmen, das sich dem Passivum usluknan gut anschlöße. Aenderungen wie du vigana S. 422 und tharihana S. 83 (und auch 354) hätten streng die Angabe der eigentlichen handschriftlichen Lesart verlangt, die wenigstens beym ersteren vermißt wird (vigāna). Mehrere der offenbar falschen Lesarten in den pauliniſchen Briefen konnten übrigens um so leichter verlassen werden, als wenigstens die Eine der beyden Handschriften das Richtigere bewahrt hat. So 2 Kor. 8, 22, wo nur cod. A. bivandjandans (statt -am) liest; eben so Gal. 1, 4., wo nur B. anavairthin (st. and-) bietet. Baúrei in A. zu Gal. 6, 5. konnte S. 40[b] füglich bloß unter Baúrthei (ahd. burdî) aus B. aufgeführt, nicht besonders aufgestellt werden. Auch fragan in B. zu 2 Kor. 13, 5. macht wegen des kurzen Wurzellautes Bedenken, obschon das ahd. auch kafrēgin, mhd. vrēgen kennt.

Das oben angeführte Beyspiel der Buchstabenverwechselung in ana- und andvairths läßt auf Vermischung der graphisch ähnlichen ⅄ und ⅄ schließen. Aehnlich erklärt sich vielleicht alab⅄⅄stráun (Luk. 7, 37). Was hier zu viel hinzugekommen, blieb aus gleichem Grunde wohl 2 Tim. 3, 11 in usthu⅄(⅄)ida weg. Schon längst, seit Erscheinen meiner Skeireins, habe ich selbst mehrfach ausgesprochen, daß der dort aufgestellte Gen. Plur. a⅄⅄-mannê wohl in a⅄⅄-mannê zu verwandeln seyn dürfte. Jener ist Gramm. 4, 261 dennoch eingedrungen und darum auch bey Schulze S. 222.[b] festgehalten worden. *)

Aehnliche Buchstabenverwechselungen müssen wir nothwendig bey den oft vorkommenden gegenseitigen Vertauschungen von than und thâu annehmen, die S. 382 zahlreich aufgeführt sind. Dieselbe Verwechselung von N und Π wirkte vielleicht auch Mrk. 5, 13., wo statt unhráinjai nunmehr unhráinjaNs gelesen wird; es folgt nämlich Πs-galithun, welches us dann wegzufallen hat (ähnlich dem oben Sp. 570 angeführten du). 1 Kor. 9, 9. folgt dem statt auhsum zu gewärtigenden auhsuNs ein Πs (sowie dem daselbst statt thriskaidai nothwendigen, 1 Tim. 5, 18. auch zu ergänzenden thriskandIN ein NI folgt). Verwechselung von Γ und S ist anzunehmen Neh. 6, 16., wo áusóna statt áugôna steht; S und Ϛ oder Ϛ und Ε oder S und Ε in 1 Tim. 1, 14., wo usaraseith steht. Das hier leicht fehlende S könnte auch in disvinthjan verschwunden seyn (disSvinthjan, wie disSkreitan);

*) Bey dieser Gelegenheit bemerke ich in Betreff späterer, nach der Herausgabe der Skeireins, von mir selber, sowie von Löbe, von Castiglione ꝛc. geltend gemachten Verbesserungen des dortigen Textes, daß ich bey der Herausgabe desselben absichtlich keinen anderen Text aufstellen wollte, als wie ich ihn in Mailand nach rechtschaffenster Augenanstrengung wirklich sah; ich wollte Jedem gewissermaßen ein Facsimile mitbringen, worauf auch wohl der Druck genügsam hindeutet. Damals las ich wirklich alamannê; aber wie leicht erlischt gerade der feine Querstrich des ⅄!

doch ist durch vinthi-skaûrô das Verbum vinthjan wohl gesichert, ohne zu vinds zu gehören. — Röm. 10, 19. steht für das griechische ἐπ' οὐκ ἔθνει gothisch ïuuh thiudôm: Schulze vermuthet S. 171 und 384. ïn ni thiudôm nach τόν οὐ λαὸν thô ni managein (Röm. 9, 25); graphisch aber läge aus ïnnh näher ïn nnthiudôm, um somehr als unmittelbar darauf ἐπ' ἔθνει ἀσυνέτῳ, ïn thiuda unfrathjandein folgt. Uebrigens krankt diese Stelle auch noch in thiuda oder thiudôm, indem entweder dort thiudái oder hier thiudôs gelesen werden muß. Freilich kommt un- in dieser Weise gebraucht im Ulfila nicht vor; doch vgl. Röm. 12, 14 thiuthjáith jah ni unthiuthjáith und 12, 21: ni gajiukáizáu af unthiutha, ak gajiukáis af thiutha unthiuth. — Verwechselung zwischen N und h ließe statt des S. 403 angesetzten váinags (aus váinans Röm. 7, 24) auf váinahs schließen; eine weitere Verwechselung des h mit L, wie sie uns früher ein balsagga aufbürdete, könnte uns auch das schwierige bnáuan zugeführt haben, oder letztres müßte für biNáuan stehen, wie (freilich vor einem Selbstlaute) b'Arman, **) neben dem aber auch biAbrjan, biArbáidjan, biAukan erscheint, dagegen kein bNiuhsjan, während bRinnan selbständig in Form und Bedeutung neben biRinnan hingeht obschon bRunna zu vermitteln scheint. — Die sonst öfter vorkommende Verwechselung von M und N könnte in amsa (Luk. 15, 5) statt ansa (von ans?) spielen, wenn man nicht mit Löbe ahsa vorzieht. — Plahja S. 261[b] (Mth. 6, 5) hätte doch schon lange dem dem griechischen πλατεῖα entsprechenderen plaTHja weichen sollen. — Verwechselung von R und K könnte man in der Schreibung des Namens ArtaRKsairsus (Neh. 5, 14) vermuthen, wenn hier nicht Versetzung stattgefunden hat. Anders ist es mit der zweymal vorkommenden Schreibung Bethsfagei (S. 45) statt Βηθφαγῆ, wo die wiederholte Zusammenstellung des th und s an die in meinem Facsimile der neapolitanischen Urkunde ersichtliche Schreibung des Namens Viljarith (Platte 2, Z. 2 v. unten) erinnert, indem hier th augenscheinlich aus s gemacht worden ist, die gothische Aussprache des th also wohl der griechischen Schreibung Οὐιλγαρις nahe gekommen seyn muß. —

Ich habe das Schulzesche Wörterbuch bishieher mit einer Anzahl Bemerkungen, Bedenken und Ausstellungen begleitet. Welches Wörterbuch sollte für solche nicht Anlaß und Anknüpfung geben? Möge die Sorgsamkeit, mit der ich dem Vf. gefolgt zu seyn glaube, demselben das Anerkenntniß abgewinnen, daß sein Werk von mir aufmerksam durchlesen worden ist. Auch das Folgende wird dieses noch belegen können. Zuerst einige Zahlennachträge, wie sie dem Auge gerade aufgestoßen sind. S. 171, Z. 2. v. unten (unter Iohannês) fehlt zu Luk. 3, 2. noch v. 20; S. 147[a] fehlt (unter hvas) zu an hvas καί τις noch Luk. 10, 29; unter Môsês (S. 240[b]) fehlt Mtth. 8, 4; unter Israêl (S. 174[b] unten) fehlt Gal. 6, 16 als Dativus (Israêla), während die Stelle unter dem Genitivus Israêlis steht, wo dazu Eph. 3, 5. (irrthümlich durch das nachfolgende Ph. 3, 5. entstanden) wegzustreichen ist. An Wortformen vermisse ich noch Eisaeïus Luk. 4, 7. unter Esaeias; bey bisvaran, af- und atvalvjan, faurvaipjan das Regimen. Unter Ei (S. 78[b] sind die nothwendig dahin gehörigen vaitEi und vainEi nicht aufgeführt worden, denen wir erst S. 403 und 426 begegnen und zwar váitei richtig als zu Veitan, vitan gehörig und mit ei verbunden erkannt, während váinei verwaist geblieben ist. Unter den S. 48[a] aufgeführten Zusammensetzungen mit Bi vermißt man neben biHvê das S. 379[b] behandelte biThê, und unter Ana (S. 24[b]) fehlt anaVammjan, das S. 413[b] natürlich nicht mangelt. Bey matjan und drigkan hätte doch des Epigrammes der Anthologia latina erwähnt werden sollen; wenn wir auch nicht die Busbekischen Gothica im Glossar gewärtigt haben, auf welche Löbe und Diefenbach Rücksicht genommen haben.

(Schluß folgt.)

**) Schwerlich aber Gaugengigl's and b'Ahts.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ ΒΙΟΙ. Plutarchi Vitae. Secundum Codices Parisinos recognovit Theod. Doehner. Graece et Latine. Volumen primum. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Regii Franciae Typographo, 1846. Volumen secundum, 1847. S. II und S. IV und beyde Bände zusammen S. 1281 im bekannten Format.

Wie ich in diesen Gel. Anz. neulich einen Verläumder des Josephus abwehren mußte, so bin ich jetzt zu derselben Abwehr beym Plutarch veranlaßt. Doch zuvor will ich in einem Gleichniß den Eindruck auszusprechen suchen, den ein neues Studium dieses Autors auf mich gemacht hat [1]). Da möchte ich denn sagen, Plutarch sey die Herbstsonne des griechischen Himmels. Warm aber mild strahlt sie noch am südwestlichen Horizont, in lieblich wohlthätigem Scheine die Erde erleuchtend, deren Früchte, von ihr zur Reife gebracht, sie aus ihrem Füllhorn zur Nahrung und Erquickung Aller verschwenderisch ausstreuet, jedoch untermischt mit vielen geretteten Blumen des griechischen Frühlings, dessen ganzen Flor im Epos, in der Lyrik und im Drama der Sturm der Zeiten unbarmherzig verheeret hat.

Wie würdigt nun aber der oben bezeichnete Kritiker unsern Plutarch als Biographen, denn hier soll von ihm nur als solchem die Rede seyn —? Diese mit H. S. unterzeichnete Kritik [2]) verräth

---

1) Wobey ich Alles übergehe, was neuerlich unter Andern J. C. Held, Prolegomena in vitam Timoleontis I. Baruthi 1832; K. Friedr. Hermann, im Ind. Lection. aestivarum, Marburgi 1836, und so eben K. F. Bähr in Pauly's, Walz und Teuffels Real-Encyclopädie V. 2. S. 1772—1780 von Urtheilen der Alten und Neuern über Plutarchus zusammengestellt; so wie was ich selbst in der histor. Kunst der Griechen S. 323, S. 252 zweyter Ausg. und zur Archäologie I. S. 54 f. über die Denk- und Schreibart dieses Philosophen und Biographen zu sagen veranlaßt war. Hier muß ich nachträglich nur noch einer Behauptung Wyttenbachs widersprechen. Er sagt (Select. principp. Historicc. p. XX. sq.), dem Plutarchus gebe ab orationis cum elegantiâ perspicuitas, und fährt fort: „Sed perspicuitatis absentia, seu obscuritas, cum ex iis sit rebus, quae non per se sunt, sed ad alias referuntur, neque tam in scribente insit, quam ab ignorantiâ legentis adferatur" etc. — Als ob es keine positive Dunkelheit und Schwerfälligkeit gäbe; — und eben diese drücken den plutarchischen Styl. Sein Vortrag ist geistreich und einnehmend, aber überladen, im Periodenbau verwickelt, und ermangelt überhaupt der ächt-antiken Einfalt.

2) On the character of Plutarch as an Historian, in the Classical Journal Vol. XVI. pag. 278 sqq. — Ganz anders Villemain in der Biographie Universelle XXXV. p. 104 — 111 und in seinen Melanges Tom. III. p. 206 sqq. und jetzt auch Niebuhr in den Vorlesungen über Röm. Gesch. IV. 97. und V. 315., der neben scharfem Tadel mancher kritischen Verstöße Plutarchs „ausgezeichneten und liebenswürdigen Charakter als allgemein anerkannt" bezeichnet.

einen Verfasser, der gar keinen Sinn für das hat, wodurch Plutarchus achtungs- und liebenswürdig ist. Sein Standpunkt ist überhaupt auf modernen Boden beschränkt, und wenn dieser Brite die alten Historiker insgesammt unter ihren Werth herabsetzt, so entkleidet er den Plutarchus fast aller seiner Würde. In kaltem Skepticismus der Neuzeit befangen und den Meinungen Bayles und Bolingbrokes huldigend, hebt er hauptsächlich nur die Schwächen dieses Biographen hervor, seinen manchmal auffallenden Mangel an Kritik, seine zum Aberglauben sich hinneigende Religiosität, seine Verstöße in der Chronologie, seine an epische Unordnung hie und da gränzende Anordnung. Es seyen diese *βίοι* keine Lebensbeschreibungen, sondern Charakterzeichnungen, entworfen über einen populär-moralischen Rahmen, um die vier Cardinaltugenden an dem ausgewählten Helden anschaulich zu machen [3]). Man müsse diese Biographien daher nicht streng-geschichtlich, sondern so nehmen wie Xenophon's Cyropädie, worin das Muster eines Feldherrn und Königs im Cyrus personificirt worden. Es fehle dem Plutarch an psychologischem Forschergeist, um die innersten Motive der Handlungen seiner Helden und die Tiefen der Charaktere zu erspüren. Es sey deßwegen wunderbar, daß Montaigne, der so begabt mit Eigenschaften war, woran es dem Plutarch fehle, auf dessen Biographien so viel gehalten, und es lasse sich dieß nur aus der Macht der Jugend-Eindrücke und aus dem Einfluß der väterlichen Erziehung erklären. —

Dieß ist das Wesentliche der Urtheile eines Engländers, von dem wir Deutsche kühnlich sagen dürfen, es gebreche ihm gänzlich an den Eigenschaften, um einem — Plutarchus Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können. Er hat keinen Sinn für die treffende Charakterschilderung von Plutarch, die ein britischer Dichter geliefert [4]), der unsern Biographen anredend unter Anderm sagt:

„Tho' oft thy pen, eccentrically wild,
Ramble, in Learnings various maze beguil'd;
Tho' in thy style no brillant graces shine,
Nor the clear conduct of correct design,
Thy every page is uniformly bright
With mild philanthropy's diviner light" etc.

Den rein menschlichen und ächt-sittlichen Zweck, den Plutarchus sich bey Abfassung dieser Biographien vorgesetzt, ersieht man besonders aus dem Vorwort zum Leben des Timoleon, wo es von Sintenis (I. p. 468 sq.) mit Recht eingereihet worden, da es in den frühern Ausgaben irriger Weise dem Leben des Aemilius Paulus vorgesetzt war. — Und hiemit kehre ich zu der neuesten Pariser Ausgabe zurück.

Vor dem ersten Bande besagt ein Monitum ohne Unterschrift Folgendes: Die Vorsteher der Literatur und des öffentlichen Unterrichts von Frankreich beauftragten den Griechen *Κόνδος* mit liberaler Unterstützung, alle plutarcheischen Handschriften der königl. Bibliothek mit der Reiske'schen Ausgabe zu vergleichen. Während nun Herr Dübner diese Varianten zur Verbesserung der Moralia benützte, benachrichtigte Herr J. M. Schultz den Herrn Didot, daß er eine Ausgabe der Vitae fast druckfertig gemacht; worauf ihm die Pariser Varianten dazu ebenfalls mitgetheilt wurden, ohne daß er jedoch diesen Plan ausgeführt hätte. Nach zweyjährigem Warten übertrug der Verleger diese Arbeit dem Hrn. Döhner, mit der Aufgabe diese Pariser Lesarten zu benützen, und an die Stelle der in alle Ausgaben aufgenommenen lateinischen Uebersetzung des Cruserius die vortreffliche Arbeit des Xylander zu setzen. Da indessen die zwey ersten Vitae (Theseus und Romulus) bereits nach Schultzen's Recension mit der Cruseriussischen Version abgedruckt waren, als Döhner in die Fortsetzung der Arbeit eintrat, so läßt dieser hier (p. I. et II.) eine Reihe von Stellen folgen, die er als der Veränderung bedürftig bezeichnet, und die also der Leser in seinem Exemplar zu verbessern in den Stand gesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

3) Sollte man nicht meinen, es sey von des Marinus vita Procli die Rede, in welcher Biographie die Handlungen und Begebenheiten dieses vergötterten Philosophen nach diesen Kategorien angeordnet sind? —

4) William Hayley, an Essay on History ld. 2. Lond. 1781, drey poetische Briefe an Ed. Gibbon, Epistle I. vs. 363 sqq.

Gothisches Glossar von Ernst Schulze.

(Schluß.)

Das Altenburger und das Magdeburgische Glossar haben beyde genaue Wiedergabe der griechischen Wörter mit Recht für ihre Pflicht gehalten. Schulze sondert auch hier mehrfach schärfer und fügt die entsprechenden Regimina sorgsam hinzu. Löbe hat dagegen, sehr dankenswerth, auf 26, in dreyen Spalten, enggedruckten Seiten ein griechisch-gotthisches Wörterbuch beygegeben, welches zugleich die gothischen Synonyma darbietet. Zwar sind auch hier Irrthümer eingedrungen, die schon vorn im gothischen Glossare sich vorfinden. So liest man z. B. S. 233[b], weil S. 39[b], προυργίζειν zu gramjan (Kol. 3, 21) statt ἐρεθίζειν, wie Schulze richtiger aufführt, oder S. 228[b], weil S. 167.[b] κηρύσσειν zu usspillôn (Luk. 8, 39), wo die nahe stehenden κηρύσσειν und διηγεῖσθαι (welches letztre auch Luk. 9, 10. durch usspillôn wiedergegeben wird) verwechselt wurden; oder auch S. 237[c], weil 139[b] zu συμπέμπειν gesetzt mithinsandjan zu 2 Kor. 8, 22. wo insandida mith im steht. —

Bey Schulze aber finden wir mehrfach das betreffende griechische Wort ausgelassen. Wir wollen in diesem Sinne nicht geltend machen, daß bey háifsts aus 2 Kor. 12, 10. vielleicht eigentlich ψιθυρισμὸς anzusetzen gewesen wäre oder daß unter bisaih πλεονεξία fehlt, weil dieses (2 Kor. 12, 20) auch dem griechischen Texte abgeht. Auch legen wir nicht Gewicht darauf, daß bey Stellen aus Nehemia das griechische Wort wegblieb, wie 5, 14. 18. zu faúramathli — ἡγεμονία, 6, 18. zu mêgs — γαμβρὸς; 5, 15 zu skalks — παιδάριον; oder bey Orts- und Eigennamen, wie Gabaa, Gabair, Rama, Tobeias etc. Wohl aber hätten wir aus Num. 19, 9. zu ufarRanneins (Sk. 41, 16) ῥαντισμὸς erwartet; oder zu hatands Luk. 6, 27 ἐχθρὸς, wo μισοῦντας durch fijandans wiedergegeben wird, während Luk. 1, 71. umgekehrt μισοῦντες durch hatandans, ἐχθρὸς durch fijands; was doch immer bemerkenswerth ist. Hier eine Anzahl Stellen und Wörter, wo das bezeichnende griechische Wort ganz fehlt: zu aglô (2 Kor. 11, 27) μόχθος, zu ans (Lk. 6, 41) δοκὸς (und zu 42 ist κάρφος angegeben), zu áusô (Mk. 14, 47. Joh. 18, 26) ὠτίον, zu barms (Joh. 13, 25) στῆθος, zu bleithei (Gal. 5, 22) ἀγαθωσύνη, zu dáuns (1 Kor. 12, 17) ὄσφρησις, zu daúhtar (Mrk. 5, 23. 7, 25) θυγατήριον, zu dvalitha (1 Kor. 1, 25) τὸ μωρὸν (nur μωρία zu 1 Kor. 1, 18. 21. 23. ist angegeben), zu fisks (Joh. 6, 9. 12) ὀψάριον, zu samaqviss (2 Kor. 6, 16) συγκατάθεσις, zu slêps (Joh. 11, 23) κοίμησις τοῦ ὕπνου, zu gastaldan (1 Kor. 9, 19) κερδαίνειν, zu sviknei (2 Kor. 11, 3) ἁπλότης, wofür Röm. 12, 8. allsvêrei steht.

Ich schließe hier an einige Druckfehler. Nicht herabgesunkene Punkte (S. 241[b], 232[b], 329[a], 345[a]) oder Buchstaben (S. 2[b] Z. 15 v. u., 426[b] Z. 1. v. u.), nicht verkehrte v (S. 112[a] Z. 2) oder u (in nsvêna S. 428[a]), auch nicht ein deutsches u (in dáubitha S. 60[b]) oder Buchstabenverwechselungen wie ludaius (S. 426[a] Z. 7 v. u.) oder Jamandem S. 214[a] Z. 1. v. u.) oder Fehler der die Zahlen scheidenden Kommata (S. 320[b] Z. 1. v. u., S. 380[a] Z. 9. v. u., wofür S. 296[a] Z. 11. falsches Punktum steht) oder ein überflüßiges Komma (S. 221[a] Z. 1. v. u. sa maista, gudja) oder gar Irrthümer des Setzers in den Seitenüberschriften (wie S. 92. framaiths statt framathis, oder S. 405 bloß pa statt usvaurpa). Auch nicht griechische Accentverstöße (wie ἐγγύς S. 245[a] oder μή S. 252[b] Z. 18); eher Versehen wie τῇ ποιεῖν (statt μὴ S. 289. Z. 11. v. u.) oder Θεώφιλε (S. 352[b]), ῥαββονί (S. 276[a]). Nur im Gothischen sollen hier einige stehen gebliebene und im Anhange hinten nicht bemerkte Versehen nachgewiesen werden. So S. 345[b] Z. 20. taga statt tôja (Joh. 8, 41); S. 397[b] Z. 8. v. u. unkaureina; S. 140[b] (unter hleiban) Israél (statt Israêla: Lk. 1, 84). An Zahlenansätzen sind mir zu verbessern vor das Auge getreten S. 43[a] (unter Barnabas) ändre Koloss. 3, 10 in 4, 10; S. 90[b]

(unter fraihnan) lies J. 13, 24. statt L 13, 24. und S. 145[b] (unter thrijata) lies T statt t. —

Unmöglich aber können wir diese Besprechung des vorliegenden Werkes schließen, ohne noch einmal auf die Vorrede des Meisters zurückzublicken, dessen Namen der farbengedruckte, gold- und silberverzierte Steindrucktitel in silbernem Strahlenkranze zeigt: sie ist die Seele des Buches zu nennen. Nachdem J. Grimm hierin von dem Werthe wie von den Mängeln der gothischen Glossare gesprochen und namentlich geltend gemacht hat, daß etymologische Forschungen noch lange nicht zu Abschluß und Stillstand gediehen wären (S. III.), wendet er sich mit S. V. selber zu einer Anzahl noch schwieriger und wenig erörterter Ausdrücke und zwar: inilô und iusila, hrôt und rôhsns, garêhsns, rimis, frasts, bnáuan, halks, (un) manariggvs, manauli, kukjan, peikabagms, aviliud, nôta, intrisgan, hrugga, stiviti, lôs, deis, gatass, têvjan, lêvjan, skêvjan, tarnjan, tarmjan, fitan, gariuds, riurs, unlêds, lasivs, háifsts, usdáuds, kêlikn, kalkjô, gansjan, urrugks, hvapjan, manvus, liugan. Wie reich sind die daran geknüpften Erörterungen, wie nach allen Seiten Strahlen werfend! Bey inilô wird darauf aufmerksam gemacht, daß es unmittelbar von der Präposition in geleitet werden müsse, ebenso iusila von us. Dazu hätten ufar-assus, ufjô und wohl auch ub-izva (στοα: Joh. 10, 23) eben von uf (vgl. ab'u Joh. 18, 34. von af) gehalten werden sollen. — Rimis wird S. VI. in dem Ortsnamen Rimeslô (Ruhhain) nachgewiesen, sowie in den Mannsnamen Rimigôz, Rimistein, Rimidëo. Klarer erscheint es in dem suevischen Königsnamen Rëmismund, dem Nachfolger des Maldra im Chronic. Idatii. — Bey un-manariggvs ist schwerlich an das sächs. ags. rinc (vir, minister, discipulus, miles: heririnc, ladrinc) zu denken? Eher an ein dem riggvs (riuwe) entsprechendes raggvs d. i. rauh. — Wenn (S. XI) háifsts für ein ausgefallenes t (das auch us-hai'sta fehlt) ein f aufgenommen hat, warum sich dann bey dráuhsna gar so sehr gegen die Herleitung von driusan sträuben, auf welche drau(h)sna driusandei (Lk. 16, 21) doch hindeutet.

An jene Rotte schwieriger Ausdrücke reiht J. Grimm S. XIII. eine sinnige Unterscheidung der beyden für ἔχειν im Gothischen vorhandenen und verwendeten Ausdrücke aigan und haban. Daran schließt er, um gewissermaßen das von Schulze streng unterlassene Hinüberblicken und Umherschweifen auf fremde Gebiete ihm selber zu vergüten, von S. XIV —XVII. einen Ueberblick aller Berührungen des Gothischen mit den wichtigsten verwandten Sprachen, dem Lateinischen, Griechischen, Slavischen, Litthauischen, Finnischen, Sanskritischen. Aeußerst geschickt aber leitet er durch allgemein daran geknüpfte Betrachtungen über den hohen geistigen Werth der gothischen Sprache (S. XVII—XVIII), die man in ihrer Gelungenheit selbst nachlesen muß, durch mehrere in den gothischen Buchstaben uns gewährte Thiernamen, für die der Alte Bund eine reichere Ausbeute geben würde, auf die einstigen Ursitze der Gothen, somit auf die jüngst von ihm angeregte und aufregende Frage über die Stellung der Gothen zu Thraken und Geten zurück und zieht hier höchst geistreich einige getische Schlangennamen bey Dioskorides herzu (S. XX), von welchem auch die K. Bibliothek zu München eine sehr gute und sehr alte Handschrift aufbewahrt (Cim. 15). vergleiche die Schriftprobe hinter meiner Ausgabe der Germania des Tacitus (Quedlinburg, 1847. 8).

Nachtrag. Zu den Sp. 566 angeführten Beyspielen gehört noch das Wort Fulhsni. Hätte der Verf. die oben von ihm geforderte doppelte Rücksicht im Auge behalten, so würde wenigstens an Einer Stelle im Wörterbuch das Wort Fulhsni (n. κρύπτον, secretum, latibulum, nord. Fylskn, f.) erschienen seyn, während es jetzt, räthselhaft, selbst unter Filhan (S. 88) vergeblich gesucht wird.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ ΒΙΟΙ. Plutarchi Vitae.

(Fortsetzung.)

Zum zweyten Band hat Döhner selbst die Vorrede geschrieben. Er sagt darin zuvörderst: Da er die Ausgabe der Vitae übernommen habe, während Hr. Dübner sich zur Besorgung der Moralia anheischig gemacht, so sey er bald inne geworden, daß er nach des sorgfältigen Sintenis [5]) Ausgabe etwas ganz Neues nicht unternehmen könne. Dazu gehöre bey einem so sachreichen Autor, wie Plutarch sey, neben einer langen wohlverwendeten Muße eine Fülle von mannigfaltigen Gaben und allseitigen Kenntnissen, um nämlich etwas Vollendetes zu liefern.

Doch habe er nicht allzuwenig leisten zu können geglaubt, einmal durch fleißige Benützung Alles dessen, was zu unsrer Zeit von vielen Gelehrten theils planmäßig, theils gelegentlich für die Verbesserung der Werke Plutarchs geschehen sey, sodann durch Anwendung der Hülfsmittel, welche ihm die Pariser Bibliothek dargeboten. Da Sintenis alle übrigen Herausgeber der Vitae bey weitem übertreffe, so sey es natürlich, daß er diesem Führer möglichst gefolgt sey. Wo er sich von ihm abzuweichen erlaubt, sey es selten durch Aufnahme eigener oder fremder Conjecturen geschehen; sonst habe er die Vulgata den Vermuthungen oder auch den nicht ganz verläßigen Lesarten einiger Codd. vorgezogen. Manchmal habe er das ihm wahrscheinlich Dünkende bloß in der lateinischen Uebersetzung angedeutet; doch nicht selten die bisher nur auf der Autorität weniger Handschriften beruhenden, aber unzweifelhaften Lesarten, wenn sie durch die Pariser Codd. bestätigt worden, in den Text aufgenommen, und zwar in diesem zweyten Bande öfter als im ersten, weil er bey diesem den trefflichen Codex Paris. nr. 1676. (den, bemerke ich, Sintenis I. XXVII. auch nicht nennt) noch nicht habe benützen können; welchem Ausfall jedoch durch Nachträge am Ende abgeholfen werden solle.

Auch habe er das neulich von Benseler entdeckte kritische Hülfsmittel, die Lehre von den Gränzen des Hiatus bey den alten Schriftstellern, welches auch Sintenis [6]) auf diese Vitae mit besonderer Sorgfalt angewendet, benützt, doch mit der Zurückhaltung, daß er diese neue aber noch nicht allseitig gesicherte Entdeckung nur in solchen Stellen praktisch gemacht, wo sie sich durch ihre Leichtigkeit empfohlen oder als fast nothwendig sich dargestellt, und wo sie von dem Cod. 676. und von dem mit ihm aus Einem Urtext geflossenen Cod. 677. bestätigt worden. Es folgt auf anderthalb Seiten eine Reihe von Stellen als Belege zu diesen Sätzen.

Endlich bemerkt Döhner, daß er seinem griechischen Texte die lateinische Uebersetzung des Xy-

5) Plutarchi Vitae Parallelae. Ex recensione Caroli Sintenis; 4 Bände gr. 8. Lips. 1839 ff. Ich werde, neben einigen andern Ausgaben, im Verfolg dieser Anzeige natürlich diese vorzüglich berücksichtigen.

6) Vergl. dessen Epistola ad Hermannum Sauppium Vol. IV. p. 323 — 358.

lander zur Seite gegeben, jedoch nicht ohne Aenderungen. Denn obgleich dieser Gelehrte den damaligen Text in seiner Uebersetzung oft verbessert, oft deutlicher und zierlicher dargestellt habe als das Original, so sey er doch auch manchmal zu breit, und mache mehr den Ausleger als den Uebersetzer; sodann habe wegen verbesserter Textes-Lesarten eine neue Uebersetzung manchmal an die Stelle gesetzt werden müssen; welches besonders bey vielen Versen der Fall gewesen, welche Xylander ziemlich ungeschickt ausgedrückt habe [7]).

Ein von Döhner verfaßter Index der Sachen sowohl als der theils genannten theils ungenannten aber von ihm ausgemittelten Schriftsteller werden dem fünften, die Pseudoplutarchea und die Fragmente enthaltenden Bande beygefügt werden. Diese Vorrede ist unterzeichnet: Schneeberg im Juli 1847. — Möchte diese und andere Leistungen der Didot'schen Officin durch die neuesten Staatsereignisse nicht unterbrochen werden! —

Da Plutarch zu den Schriftstellern gehört, die in ihren Berichten fast durchaus von älteren Gewährsmännern abhängig sind, so waren Heeren's Untersuchungen über die Quellen von den Biographien [8]) dankenswerth, aber keineswegs erschöpfend, und erst die neuesten Bearbeiter einzelner Vitae haben durch genauere Ermittelnng der alten Autoritäten, worauf die einzelnen Parthien jeder Lebensbeschreibung beruhen, diese Lücken auszufüllen mit Erfolg den Anfang gemacht.

Dagegen konnte eine andere gleichzeitige Untersuchung über die Jahresfolge, in welcher der Geschichtschreiber diese Biographien nach und nach abgefaßt habe, wegen der äußerst wenigen Andeutungen, zu keinem so gedeihlichen Ergebniß führen. Er selbst hatte sie in zwölf Bücher geordnet, und unsere jetzige Anordnung rührt wahrscheinlich von den lateinischen Grammatikern her, welche für den Schulgebrauch die chronologische Folge nach den Lebzeiten der beschriebenen Personen für die zweckmäßigste hielten. Eine Spur dieser Abweichungen zeigt die treffliche Handschrift von St. Germain (jetzt Codex Parisinus nr. 1671.), welche fast alle Biographien, aber in einer andern Ordnung enthält [9]).

Ueber die Pariser Handschriften überhaupt habe ich bereits oben aus Döhner's Vorrede Nachweisung gegeben; über die sämmtlichen, in den verschiedenen europäischen Bibliotheken, hatte Sintenis in den Vorreden zu seinen vier Bänden der Vitae parallelae ausführlich gehandelt; wobey denn auch die Verdienste der Vorgänger in der kritischen Bearbeitung der Werke Plutarch's gehörig gewürdigt werden [10]). — Derselbe, so wie seine Vorgänger Bähr, Flügel, Held u. A., überhebt mich auch der Pflicht, deren Erfüllung mir sonst obläge, über unsere Heidelberger Handschriften zu sprechen, die Sintenis (I. p. XXI. sq.) aus eigner Einsicht charakterisirt, und fleißig gebraucht hat. — Nur das Eine

7) Somit hat Döhner bey den Vitae dasselbe gethan, was Wyttenbach bey den Moralia, der übrigens auf diesen, in Augsburg gebürtigen, dahier in Heidelberg aber als Professor angestellten Wilhelm Xylander (Holzmann) sehr viel hielt und sehr erfreut über meine Mittheilung von dessen Leben aus dem Wundt'schen Magazin für Kirchengeschichte war. — Soll ich meine Meinung über jene Uebersetzung der Vitae sagen, so will es mir, nach frischem Studium des Textes, doch scheinen, daß eine innigere Verschmelzung mit der Cruserischen Uebersetzung manchmal von Nutzen, ja von Nöthen gewesen wäre.

8) A. H. L. Heeren, de fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi Gotting. 1820. Schoell hat in seiner Histoire de la Littérature grécque IV. p. 123 — 155 dem größeren Publicum einen Auszug davon gegeben. — Daß für die römischen Begebenheiten Dionysius von Halik. und Livius Führer des Plutarch waren, bemerkt Niebuhr, R. G. IV. S. 97.

9) Westermann ad G. J. Voss. de Historicis graecc. pag. 252. not. 2. vergl. Sintenis Praefat. I. p. XV. sq.

10) Die Verdächtigung des Henr. Stephanus, daß er ohne Handschriften sich willkührliche Aenderungen erlaubt habe, Vol. I. Praefat. p. IX. sq., hat derselbe neulich in Schneidewins Philologus I. 1. selbst zurückgenommen, vgl. dessen Praefatio zum Vol. IV; womit man jetzt vergleichen muß: Breidenbach, zur Frage über die Codices des H. Stephanus, in der Casseler Zeitschrift für Alterth. Wiss. 1847. Nr. 123. S. 979 ff.

will ich nachträglich bemerken, daß außer den drey werthvollen Codd. Palatt., worunter nr. 283 ausgezeichnet wird, nicht weniger als drey andere im Vatican zurückgeblieben sind, und daß alle sechs beysammen bey weitem die größte Anzahl der sämmtlichen Biographien enthielten [11]). Ob einer oder der andere dieser letzteren zu den von Sintenis (I. pag. XXVI. sq.) bezeichneten gehört, vermag ich nicht zu sagen.

Indem ich nun zur Uebersicht des Einzelnen übergehe, bemerke ich im Voraus, daß die mir hier gesteckten Gränzen nicht erlauben, alle vier und vierzig Biographien zu berühren, und daß ich aus mehreren derselben nur Proben geben kann.

Mit dem Leben des Theseus macht Plutarch den Uebergang von den wirklich historischen Biographien zu den mythologisch-historischen, und bezeichnet diesen Unterschied auf eine eben so wahre als geistreiche Weise in einer Einleitung, deren erste Worte jedoch durch einen bis jetzt ungetilgten Fehler entstellt sind: (Vit. Thesei Prooem. sive Cap. I.) *Ὥσπερ ἐν ταῖς γεωγραφίαις οἱ ἱστορικοὶ τὰ διαφεύγοντα τὴν γνῶσιν αὐτῶν τοῖς ἐσχάτοις μέρεσι τῶν πινάκων πιέζοῦντες ἐνίοις παραγράφουσιν ὅτι „τὰ δ' ἐπέκεινα, θῖνες ἄνυδροι καὶ θηριώδεις“ κ. τ. λ.*; wo Vulcobius und ein cod. Paris. *αἰτίας* geben, welches Amyot, Leopold, Koraes und Schäfer aufgenommen haben, und wonach Klaiber übersetzt: „Die Erdbeschreiber pflegen Länder, wohin ihre Kunde nicht reicht, am äußersten Rande der Charten zusammenzudrängen und als Ursache beyzusetzen: was darüber hinaus liegt, sind“ u. s. w. — wogegen, Reiske, Sintenis u. Döhner *ἐνίοις* beybehalten. Beyde Lesarten führen auf die richtige. Man schreibe nämlich *ταινίας, ὅτι τὰδ' ἐπέκεινα κ. τ. λ.* „So wie in den Erdbeschreibungen die Forscher, was ihren Kenntnissen entgeht, an den Enden ihrer Tafeln (Charten) zusammendrängen, und dünenartige Streifen dazuzeichnen, weil, was hier jenseits (erscheint), wasserlose Seegestade und Wildnisse u. s. w. seyen.“ — Die Gründe dieser Aenderung habe ich zur Archäologie III. S. 454. angegeben; wo ich auch von der Bedeutung und öfteren Corruption des geographischen Kunstworts *ταινία* gehandelt habe. — Jetzt will ich dieß aus Plutarchs Werken selbst noch etwas fester begründen: Alex. 26. p. 63 Reisk. p. 810 Döhn., wo die Insel Pharos mit der Umgegend beschrieben wird: *ταινία γάρ ἐστι κ, τ. λ.* Man s. daselbst Xylander, der auf Cäsar de B. Civ. 112 verweist. Im Phocion cap. 13 fin. braucht Plutarch dafür *διάζωμα* von einem schmalen Strich Landes: *ᾗ μάλιστα συνελαύνεται τὸ πλάτος εἰς βραχὺ διάζωμα, τῆς νήσου σφιγγομένης ἑκατέρωθεν ταῖς θαλάσσαις.* — Sintenis hat selbst in den Corrigendd. Vol. IV. p. II. noch keine Ahnung von jener Verbesserung. — Göthe, in dem Fall auf einem andern wissenschaftlichen Gebiet einen ähnlichen Gedanken auszusprechen, erklärt sich durch dasselbe Bild, wie Plutarch in unsrer Stelle (Werke B. L. S. 174): Womit jener Grund dünenartig zugedeckt wurde, so daß Niemand mehr unterscheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrak darunter begraben liege.“

In demselben ersten Capitel p. 1. l. 7., sagt Döhner, sey *συγγραφὴν* in *γραφὴν* zu ändern, und so hat, bemerke ich, auch Sintenis gegeben, mit Verweisung auf Aemil. 1., Cimon. 2., Demetr. 1., Dio. 1. — Ebendaselbst lin. 20: *εἴη μὲν οὖν ἡμῖν*, und so haben auch, füge ich bey, Reiske, Leopold und Sintenis drucken lassen.

Zu den eigentlich historischen Biographien, wenigstens zu mehreren, geben jetzt die von Angelo Mai zu Tage geförderten Excerpta historicorum graecorum aus den Handschriften des Vatican, so wie die von Feder eben jetzt in Druck gegebenen aus dem Codex des Escurial, beyde nach der Constantinischen Sammlung, eine gute Ausbeute an Vergleichungen mit diesen plutarcheischen Vitae und an Erläuterungen derselben. Wir werden im Verfolge einige Proben daraus mittheilen.

Cato maior cap. 5. *πλὴν τὸ τοῖς οἰκέταις ὡς ὑποζυγίοις ἀποχρησάμενον ἐπὶ γήρως ἐλαύνειν καὶ πιπράσκειν ἀτενοῦς ἄγαν ἤθους ἐγὼ τίθεμαι κ. τ. λ.* Hierzu bemerkt Sintenis: „*ἀγενοῦς* Stephanus (antea legebatur *ἀτενοῦς*“ und

11) S. Frid. Sylburg. Catalog. Mss. graecc. biblioth. Palat. p. 50. 86 sq. unter Nr. 166. 167 und 286.

letzteres hat er und Döhner wieder aufgenommen. Diese einzig richtige Lesart hatte schon J. M. Gesner zu Plin. Epist. VIII. 16. vorgeschlagen; die Bedeutung erläutert Timäus im Lex. Platon., wo man die trefflichen Erörterungen des Ruhnkenius p. 52 — 54. nachlesen muß. Klaiber übersetzt: „Nur daß er die Sklaven, wenn er sie wie Zugthiere gebraucht hatte, im Alter aus dem Hause trieb und verkaufte, ist meiner Meinung nach unbillige (?) Härte (zeigt einen starren Charakter) u. s. w. Cato's Worte selbst lesen wir de re rust. II. p. 11. Schneid.: „Vendat boves vetulos, — ferramenta vetera, servum senem, servum morbosum vendat. Patrem familias vendacem non emacem — esse oportet." Die Betrachtungen über altes Römerrecht und Römersitte, die sich daraus ergeben, habe ich angedeutet in meinem Abriß der röm. Antiqq. §. 44. S. 64 zweyte Ausgabe.

Philopoemen. cap. 8., in einer Betrachtung, die eben jetzt ganz gelesen zu werden verdient: — *πρῶτον συστάντες οἱ Ἀχαιοὶ καὶ τῶν κύκλῳ πολέων τὰς μὲν ἐκ τοῦ βοηθεῖν καὶ συνελευθεροῦν ἀπὸ τῶν τυραννικῶν ὑπολαμβάνοντες κ. τ. λ.* — Sintenis: „*τυραννίδων* Bryanus, *τυράννων* Schaeferus." Döhner hat jetzt Bryan's Lesart wiederhergestellt.

Flaminius cap. I. init. *Τίτος κ. τ. λ.* So Bähr, Sintenis und Döhner; Andere: *Τῖτος*, wie im Josephus, vergl. meine Bemerkung in diesen Gel. Anz. 1848. Nr. 118. S. 947, wo ich auf Sintenis zu dieser Stelle des Plutarch verwiesen habe, und ebendenselben Kritiker über *Φλαμίνιος* und *Φλαμινῖνος*.

Pyrrhus. cap. 2. *Ἤδη δὲ τοῦ ἡλίου καταδεδυκότος ἐγγὺς γενόμενοι τῆς ἐλπίδος ἐξαίφνης ἀπεκόπησαν.* Sintenis und Bähr. Ersterer sagt: *ἀνεκόπησαν* Schaeferus; Letzterer: in editione Weigeliana legitur: *ἀνεκόπησαν*, nescio unde. Klaiber: „als ihnen die ganz nahe Hoffnung wieder weiter hinausgerückt wurde" mit der Bemerkung: „Ich lese mit Schäfer *ἀνεκόπησαν*, statt *ἀπεκόπησαν*. Letzteres wäre zu übersetzen: „als ihnen die Hoffnung wieder verschwand." Dieses letztere hat indessen Döhner wieder aufgenommen.

— Cap. 4. *Τῆς δὲ μεγάλης μάχης, ἣν ἐν Ἰψῷ πάντες οἱ βασιλεῖς ἠγωνίσαντο, παρὼν ὁ Πύρρος κ. τ. λ.* Den übertreibenden Zusatz eines Glossators *πάντες οἱ βασιλεῖς τῆς γῆς*, obschon von unserer Heidelb. Handschrift bestätigt, haben mit Recht Bähr, Klaiber, Sintenis und Döhner weggeworfen. Plutarch bezeichnet die Nachfolger Alexanders zum Oftern durch *οἱ βασιλεῖς*, und mehrere Codd. geben den Text ohne diesen Zusatz, so wie auch *π. οἱ βασιλεῖς τῆς διαδοχῆς* ein schlechter Nothbehelf wäre.

— Cap. 8. *Καὶ ὅλως τοῦτο μελετῶν καὶ φιλοσοφῶν ἀεὶ διατελεῖν ὁ Πύρρος.* So geben Koraes, Schäfer und jetzt Sintenis und Döhner nach der Handschrift von Saint Germain, dagegen Bähr und Klaiber nach den älteren Ausgaben: *φιλολογῶν*, worüber sich streiten läßt; Döhner wird wohl in mehreren codd. Paris. seine Lesart gefunden haben, und das *μελετῶν* ist auch synonymischer mit *φιλολογῶν* als mit *φιλοσοφῶν*.

— Cap. 17. *ὄνομα Δέξιος.* So Bähr, Koraes nnd jetzt wieder Döhner, wogegen Hase: *Δέκιος*. Sintenis jedoch *Δεξόος*, wie unsere Heidelb. Handschr. Nr. 283. hat. Vgl. die Anmerkk. zu dieser Stelle.

— Cap. 21. fin. *ἀλλὰ καὶ ῥώμην καὶ φιλονεικίαν ὑπ' ὀργῆς ἐπὶ τὸν πόλεμον προσλαμβάνοντες.* So mehrere Pariser Handschriften; *φιλοτιμίαν* Bähr u. A., wogegen Sintenis und Döhner mit Recht die erstere Lesart zurückgeführt haben, und auch Klaiber übersetzt: „und weit entfernt, daß die Niederlagen ihren Muth lähmten, vielmehr ihre Kraft und Kampfbegier durch die Erbitterung sich erhöhen" mit der beygefügten Anmerkung: Ich lese nach Handschriften *φιλονεικίαν*, statt *φιλοτιμίαν*; die Erbitterung ist ja nicht die Mutter des Ehrgeizes, sondern der Kampf- und Rachbegier."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ ΒΙΟΙ. Plutarchi Vitae.

(Fortsetzung.)

— Cap. 25. post init. ἔστι δ' ὅτε καὶ μαντείων αὐτὸν σίωνοῖς καὶ ἱεροῖς ἀποτρεπόντων ἡσύχαζε. Klaiber übersetzt: „zum Theil aber auch" mit der Bemerkung, man müsse ἔστιν ὅτι lesen, welches „einigermaßen" bedeute, da ἔστιν ὅτε „bisweilen" heiße, mit Verweisung auf Poppo ad Thucyd. II. 94. Bähr, Sintenis und Döhner haben die Vulgata beybehalten.

— Cap. 26. post init. δι' ἔρωτα τῶν ἀπόντων οὐδὲν εἰς ὃ δεῖ θέσθαι τῶν ὑπαρχόντων σώσας. Bähr und Döhner; Sintenis hat Pflug's Conjectur φθάσας drucken lassen; Klaiber übersetzt: — „aber was er durch seine Thaten gewinne, das, sagte man, verliere er durch seine Hoffnungen, da er über der Begierde nach dem Entfernten nichts Erworbenes erhalten habe." Er läßt nämlich nach Schäfers kühner Aenderung die Worte εἰς ὃ δεῖ θέσθαι weg.

Pyrrhus. Cap. 26. post med. Γυναῖκα δὲ καλὴν καὶ γένους βασιλικοῦ, Χιλωνίδα τὴν Λεωτυχίδου Döhner und Sintenis, nach den meisten und besten Codd. Andere variiren Χελιδονίδα, siehe über diese weibliche Namensformen Toup ad Scholiast. Theocriti IV. 62. vergl. Parthen. narrat. 23 mit Westermann und was ich selbst zu Ciceron. Verrin. II. 2. 8. p. 133 f. bemerkt habe. — Ibid. sub fin. ὄνομα Μανδροκλείδας Döhner und Sintenis mit des letzteren Note. Bryan: Ἀνδροκλίδας, dem sich Klaiber anschließt, nur daß er mit Schäfer Ἀνδροκλείδας schreibt.

— Cap. 28. fin. Οἶχε Ἀκρότατε, καὶ οἶφε τὰν Χιλωνίδα. Döhner, Οἴχεε Sintenis. Andere ὄχευε, ὄχεε. Vgl. Bähr's, Schäfers, Klaibers und Sintenis Noten. Statt οἶφε hat eine Handschrift οἴφει. Ueber dieses letztere Zeitwort vergl. Sturz de dialecto Alex. p. 79.

— Cap. 29. post init. — καὶ ἀσοφίαν ἔχοντα πολλήν. Döhner und Sintenis wie Bähr und Klaiber nach den Handschriften; ἀσάφειαν Bryan. Gut bemerkt Sintenis, wenn etwas zu ändern sey, so könne man ἀτοπίαν schreiben.

— Cap. 30. med. — εἰς τὸ πεδίον ἐμβαλόντες Döhner nach des Emperius und Schäfers Vorschlag, Koraes: συνεμβαλόντες von Sintenis ebenfalls empfohlen, der jedoch συμβαλόντες im Text beybehalten hat.

— Cap. 33. post med. ἀπορρύεντα τὸν ἐπιστάτην Döhner und Sintenis, der gegen die andere Lesart ἐπιβάτην Mehreres nachgewiesen.

— Cap. 34. med. Αὐτὸς δὲ κατενεχθεὶς παρὰ τὸν τοῦ Λικυμνίου σηκὸν ἔπεσεν ὑπὸ τῶν πολλῶν ἀγνοούμενος, vom Tode des Pyrrhus, vergl. Pausan. II. 22. 8. Ich habe über diese Oertlichkeiten mit Bezug auf einige irrige Angaben Will. Gell's und K. O. Müllers ausführlich gehandelt in der Praefatio ad J. H. Chr. Schubart Quaestiones genealogicae et historicae pag. X — XIV.

Marius. Cap. 4. init. Κεκιλίου Μετέλλου Döhner und Sintenis, s. dessen Anmerk. Ibid.

— *τὴν περὶ τὰς κρίσεις ἰσχύν.* Döhner und Sintenis; so auch Davies ad Cic. de Legg. 3. 17, wo ich p. 454 ed. Moser die Lesart Clavier's und Koraes *αἱρέσεις* angenommen hatte; welche jetzt Sintenis für übereilt erklärt. — Ibid. fin. — *δεινὸς δὲ κατὰ τῆς βουλῆς ἀνίστασθαι χάριτι τῶν πολλῶν.* S. Dionys. Hal. de admir. vi Demosth. cap. 17. *πρὸς ἡδονὴν τῷ πλήθει δημαγωγοῦντας.* Mehreres bringt Wyttenbach bey in der schönen Erörterung über *δημαγωγεῖν* und verwandte Ausdrücke, ad Moral. I. pag. 251 — 253. ed. Oxon. minor.

— Cap. 6. fin. *οὐκέτι παρέσχε φήσας ὁρᾷν τὸ ἐπανόρθωμα τῆς ἀλγηδόνος οὐκ ἄξιον.* Sintenis mit der Note: *ὁρᾶν* Sg. Photius. „*ὁρῶ*“ wo aber Leopold nicht berücksichtigt ist, Döhner hat die letztere Lesart aufgenommen.

— Cap. 17. med. *Βατάκης* Döhner und Sintenis, der die Varianten *καταβάνης* und *Βαταβάκης* anführt, und auch Wesseling. ad Diodor. Excerpt. anführt. Man vergleiche jetzt Leopold und Pape, Eigennamen unter diesem Artikel.

— Cap. 28. sub fin. *Ὡς δὲ Ῥουτίλιος ἱστορεῖ, — φησὶν, ὡς* Sintenis vermuthet: *ὥς γε Ῥουτίλιος*, und bemerkt, daß Reiske *φησὶν ὡς* gestrichen; dieß hat auch Döhner gethan.

— Cap. 32. init. — *τοῦ μὴ πλείονας ἄλλων ἐπὶ θύρας αὐτοῦ φοιτᾷν* Döhner und Sintenis, der aus einem Cod. *ἄλλους* anführt, aber beyfügt: sed videndum ne praestet *τοῦ πλείονας ἄλλων ἐπὶ θύρας αὐτοῦ φοιτᾶν.* Leopold ist auch hier nicht erwähnt.

— Cap. 36. fin. — *ἐν δ' ἀλυβάζει* Döhner und Sintenis, der die von Leopold aufgenommene Lesart *ἀλεγίζει* verwirft.

— Cap. 45. post med. *Γάϊος δέ τις Πείσων ἱστορικὸς ἱστορεῖ.* Döhner und Sintenis, der den Ausdruck *ἱστορικὸς* gegen Schäfer vertheidigt, welcher die Lesart *τιμητικὸς* vorgezogen. Ob Niebuhr, der den L. Calpurnius Piso (R. G. I. 261 ff.) Altcensor nennt, ebenso gelesen, lasse ich dahin gestellt seyn. Leopold nahm mit Recht an unserer Stelle Anstoß. Jetzt muß man nachlesen, was Friedr. Lachmann de fontib. Historiarum T. Livii p. 32 f. darüber erörtert, der mit Berührung unserer Stelle so schließt: „Itaque noster (Lucius Piso) et ab hoc (Caio P.), qui fortasse idem est cum Caio Pisone ap. Cic. Brut. cap. 68 (ubi cf. Corradus) et ab alio L. Calpurnio Pisone (Sisenna ap. Non. v. senatuis) distinguendus. Sed etiam olim quemdam de L. Pisone Censorio apud Plutarchum cogitasse, demonstrat varia lectio Vulcobii *τιμητικὸς* pro *ἱστορικὸς*.“

Lysander. cap. 12. med. *Δαίμαχος* Döhner und Sintenis. s. dessen Note; vor Koraes las man nach Codd. *Δάμαχος*, vergl. Westermann zum Vossius de historicc. graecc. p. 112.

— cap. 14. med. „*Ἀρκέει τό γα ἀλώκειν*“ und zunächst *τὰν πολίων* Döhner. *Ἀρκεῖ τό γε ἑαλώκειν*, und *τῶν πόλεων* Sintenis.

— Cap. 15. fin. *τὸν Καλλίβιον* Sintenis, Reiske löschte diese Worte, Döhner hat sie eingeklammert.

— Cap. 18. init. *Ἀναξανδρίδης* Döhner und Sintenis; s. dessen Note, vergl. Voss. de historicc. grr. p. 382 u. 384 ed. Westerm. In den nächstfolgenden Versen hat Döhner *ὑμνήσομεν*, Sintenis *ὑμνήσωμεν.*

Sylla. Cap. 2. post med. *Μητροβίου δὲ κ. τ. λ.* In dieser schwierigen Stelle hat sich Döhner in seinem Text an Gottfr. Hermann angeschlossen, worüber man die Anmerkung von Sintenis Vol. II. p. 359 nachlesen muß. — Nicht minder schwierig ist der Schluß von

— Cap. 7. — *φωνήεντα γὰρ τοῦτον εἶναι καθάπερ τέττιγα, τοὺς δὲ χωρίτας καὶ ἀρούραίους*, wobey man Leopolds und Sintenis Anmerkk. nachsehen muß. Ich enthalte mich eigene Einfälle anzuführen, und verweise zur Charakteristik der Cicaden auf den Brief des Theophylactus Simocatta, den ich zum Plotin. I. p. CXXXVIII aus Handschriften verbessert mitgetheilt habe.

— Cap. 17. fin. — *τὸ ῥεῦμα τοῦ Μόλου*, statt *Μωρίου*, hat nach dem Vorschlag von Sintenis Döhner in seinem Text aufgenommen; so auch giebt er mit Hutten u. A.

— Cap. 19. fin. *Οἰδιπόδιον* statt *Οἰδιπόδειον.* — Zum Anfang von

— Cap. 26. vgl. auſſer Sintenis die Note von Leopold, der ἐπιδιασκευάσασθαι giebt; jener giebt ἐνσκευάσασθαι, und ſo auch Döhner.

Cimon. Cap. 2. post init. Λουκούλλου Döhner, Λευκούλλου Sintenis.

— Cap. 6. sub fin. — ἀνῆγε [πρὸς] τὰς μεγίστας ἐν τῇ πόλει τιμὰς κ. τ. λ. Sintenis. Die Klammer hat Döhner weggenommen.

— Cap. 8. fin. ἀπὸ φυλῆς μιᾶς ἕκαστον Döhner und Sintenis; vergl. deſſen Anmerkung.

— Cap. 18. init. Εὐθὺς μὲν οὖν ὁ Κίμων κατελθὼν ἔλυσε τὸν πόλεμον καὶ διήλλαξε τὰς πόλεις. S. Marx ad Ephori fragg. p. 224 und meine Praefatio dazu p. XXVIII sqq.

— Cap. 19. fin. Τοιοῦτος μὲν ὁ Ἑλληνικὸς ἠγεμών. Döhner, — ἀγών Sintenis; ſ. deſſen Note.

Lucullus. Cap. 4. ἐφ' οἷς περὶ Μάνιον Döhner, ſtatt Μάριον ſ. Leopold und Sintenis.

Nicias. Cap. 18. ante fin. οὐδὲ φυλακὴν ἐποιήσατο καθαρὰν. Sintenis im Text, der aber in der Note die Verbeſſerung καθ' ὥραν anführt, und dieſe hat Döhner aufgenommen, und überſetzt derſelben gemäß: „quam tempus postulabat.

— Cap. 23. post init. καὶ πρὸς συμφορῶν Sintenis, mit der Anmerk. „πρὸ συμφορῶν editores cum Bryano, non recte, opinor.“ Letzteres hat jedoch Döhner in den Text zurückgeführt.

— Cap. 28. ante fin. καὶ δι' ἑνὸς τῶν φυλάκων παρέντων Sintenis, und in der Note: „μηδενὸς τῶν φυλάκων παρόντος Emperius“ aber mit einer Einrede dagegen, welche Döhnern jedoch nicht abgehalten hat, dieſe Emendation in den Text aufzunehmen, und vielleicht fand er ſie in Pariſer Handſchriften beſtätigt.

Crassus. Cap. 3. fin. [φεῦ — ἡγούμενος.] Sintenis, mit der Note: „spuria esse primus intellexit Solanus.“ Man vergleiche deſſen Anmerkung um ſich zu wundern, daß Döhner in ſeinem Text die Klammern hat wegnehmen können.

— Cap. 7. init. ὁπηλίκος Schäfer und Döhner, ὡς πηλίκος Sintenis.

— Cap. 12. ante fin. καὶ ἰδιώτης, Ὀνάτιος Αὐρήλιος Sintenis, der aber in der Note vorſchlägt; ἰδιώτης ὢν Γάϊος Αὐρ. welches Döhner mit Recht aufgenommen hat, und ſo auch im folgenden.

— Cap. 13. med. Desſelben Verbeſſerung: ἐπιστολὴν κομίζοντα τὰ περὶ τοῦ Κατιλίνα ἐξηγουμένην, ſtatt ἐπ. κομ. περὶ τοῦ Κατιλ. καὶ ζητουμένην.

— Cap. 15. fin. τὸ οἴκημα Sintenis, der des Emperius Aenderung τὸ βῆμα belobt, und dieſe hat Döhner in den Text aufgenommen.

— Cap. 24. ante med. ἐπὶ τὸ φοβερὸν τῷ ἀνασίλλῳ κομώντων Schäfer und Döhner, welcher letztere alſo den Vorſchlag des Sintenis: ε. τ. φοβερὸν τῶν ἐναντίων τῷ ἀνασίλλῳ κ. nicht beſtätigt gefunden.

Sertorius. Cap. 5. fin. οὐκ ἀνασχετὰ ποιούμενος ὁ Σερτώριος. Dieſe Redensart hat der ſonſt ſo fleißige Leopold mit Stillſchweigen übergangen. Man ſ. alſo Wyttenbachs Index Plutarch. p. 126.

— Cap. 9. med. Τίγεννιν Sintenis, der aber in der Anmerk. ſagt: „verior forma Τίγγις videtur.“ und Döhner hat Τίγγιν in ſeinen Text aufgenommen.

Zum Eumenes muß zuvörderſt bemerkt werden, daß hier Duris und Hieronymus von Kardia hauptſächlich Führer des Plutarch ſind; ſ. Heeren p. 69 — 72. vergl. Voſſius und Weſtermann daſelbſt p. 100; ingleichen: De Geer Specimen historic. de Eumene Cardiano Ultraj. 1838 und die hiſtor. Kunſt der Griechen S. 396. zweyte Ausgabe.

— Cap. 7. init. φοινιξ ὁ Τενέδιος Sintenis, φοίνιξ Döhner.

— Cap. 8. med. „τὸ λεγόμενον, Ὀλέθρου δὲ οὐθεὶς λόγος.“ Man vergl. den Xylander, und über ein anderes Sprichwort: „Ὀλέθρου πείρατ' ἐφῆπται“ aus Odyss. χ. 33 gefloſſen, Euſtath. und Diogenian. VI. 96. mit Leutſch und Schneidewin p. 286.

— Cap. 11. init. Εὐμένης δὲ πολιορκούμενος ἐγκρατῶς κ. τ. λ. Döhner nach dem Vorſchlag des Sintenis, den man vergleiche. Ibid. —

καὶ παρήγειρε. Mos. du Soul wollte: παρηώρει, aber Reiske vertheidigte die Vulgata die er überſetzte: „clam, sensim sublevavit“ und Döhner hat ſie beybehalten.

— Cap. 16. med. Οὐδὲν δὲ κυρώσας τῶν φίλων παρόντων Sintenis, mit der Note: „malim λιπαρούντων cum Emperio“ und dieſer Emendation hat Döhner einen Platz in ſeinem Text gegeben.

— Cap. 18. med. „ὡς ἐλέφαντα ἢ ὡς λέοντα“ Sintenis, der in der Anmerk. beyfügt: „ἤ addidit Stephanus. ἢ λέοντα malebat Haitinger. Act. phil. Monac. 3. 2. p. 173.“ Döhner hat ἤ weggeworfen, und ſo iſt der Spruch kräftiger.

Agesilaus. Cap. 1. Ἀρχίδαμος — κατέλιπεν υἱὸν ἐκ γυναικὸς εὐδοκίμου Λαμπιδοῦς Ἄγιν. Sint. und Döhn. So auch Plato Alcib. pr. p. 123. E. vergl. Colomesii opera p. 818. ed. Fabric. und Olympiodor. p. 169. ed. Francof. Beym Herodot VI. 71 wird ſie Λαμπιτὼ geſchrieben, vergl. daſelbſt den Weſſeling. Ἄγιν nicht Ἄγιν, wie noch Reiske hat, geben jene neuſten Herausgeber durchweg. Vergl. auch Pape, Eigennamen S. 29, der an das joniſche Ἤγις erinnert (ſ. Herodot. VII. 204.); weswegen das Ἄγιος in der andern Stelle VI. 65 allein ſchon zu verwerfen war (Vergl. auch Siebelis ad Pausan. III. 2. 1).

— Cap. 19. — καὶ ὁ Δικαίαρχος ἐπηγανάκτησεν, ὡς μήτε τὴν Ἀγησιλάου θυγατέρα μήτε τὴν Ἐπαμινώνδου μητέρα [ἔτι Döhner] γιγνωσκόντων ἡμῶν. Fuhr zu Dicaearchi Messen. p. 109: „ἔτι γιγνωσκόντων: ita Coraius eumque secutus Naekius, pro lectione vulgata ἐπιγιγνωσκόντων. Ich habe ſchon bemerkt, daß Döhner das ἔτι eingeklammert hat. Im Folgenden hat Fuhr Ἀπωλίαν, ſtatt Εὐπωλίαν. Wenn aber derſelbe im Vorhergehenden zwiſchen τὰς θύρας und ἀφῆκεν die Negation οὐκ einſchalten will, ſo mag er ſelbſt zuſehen.

Pompeius. Cap. 10. Σθένις Döhner. Da hier von der Stadt Thermae Himerenses die Rede iſt, und Morall. p. 203, d. Σθέννιος geſchrieben ſteht, auch ein anderer Thermitaner bey Cicero (Verr. II. 2. 34., vergl. Cr. u. Moser daſelbſt p. 262.) Sthenius heißt, ſo wundere ich mich, daß Döhner nicht in ſeinen Text aufgenommen hat Σθέννιος oder Σθένιος. Die erſtere Form verwirft jedoch L. Dindorf im Thesaur. didot. Vol. VII. p. 206.

Phocion. Cap. 5. Ὁμοίως δέ πως τοῦ Φωκίωνος καὶ ὁ λόγος ἦν ἐπὶ χρηστοῖς εὐτυχήμασι καὶ διανοήμασι σωτήριος. An dieſer Stelle ſind ſehr viele Verſuche gemacht worden, die mein Schüler und Freund Joſ. K. Flügel, Observv. crit. in Plutarchi vit. Phocionis Heidelb. 1830. p. 24—26 zuſammengeſtellt hat. Dazu kommen noch G. Hermann in Soc. graec. I. 2. p. 53 und Lindau in der Darmſtädter Alterth.-Zeitung 1839. p. 1107. Ich vermuthete damals: εὐστοχήμασι, in dem Sinne: „Phokions Rede war in beyden Fällen heilſam, ſowohl wenn er ſittlich gute Einfälle aus dem Stegreif (εὐστοχήματα), als wenn er zuſammenhängende Gedanken (διανοήματα) vorbrachte.“ Meine Belege findet man bey Flügel ausführlich angegeben; welcher gelehrte Freund mir beygetreten iſt; und noch halte ich an meiner Aenderung feſt, zumal Plutarch im Verfolg, cap. 17. von demſelben Phocion ſagt: καὶ πολλὰ καὶ πρὸς τὴν Ἀλεξάνδρου φύσιν καὶ βούλησιν εὐστόχως εἰπὼν οὕτω μετέβαλε καὶ κατεπράϋνεν αὐτόν. Den zwey neueſten Herausgebern ſcheint Flügels Schrift unbekannt geblieben zu ſeyn.

Cato minor. Cap. 3. Döhner behält des Cruſerius und des Xylander Ueberſetzung von ἀσεβῶν χῶρον durch carnificina bey. Man vergleiche jedoch Wyttenbach ad Moralia p. 165 E. Animadvv. p. 1003. der unſere Stelle nicht überſehen hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Euripides' Trojerinnen. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und prüfenden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1848.

De quibusdam locis Euripidis Troadum dissertatio scripta XXXIV Doct. philos. et AA. LL. mag. Cal. Maiis a. MDCCXLVII a Godofredo Hermanno Th. Jur. U. Philos. D. Philol. Prof. P. O. etc. Lipsiae, literis Staritzii, typogr. Universit.

Die Uebersetzung der Euripideischen Troaden bildet den zweyten Theil des von Hartung unternommenen Werkes, welches den ganzen Euripides in verständlicher und anziehender Form der deutschen Lesewelt vorführen soll. Hartung hat sich, wie bekannt, des Tragikers mit besonderer Vorliebe angenommen, er weiß die Verdienste desselben ins rechte Licht zu setzen und ungerechten Tadel gebührend abzufertigen; man wird also geneigt seyn, von ihm etwas Gelungenes zu erwarten. Die Uebersetzung ist auch im Ganzen sehr lesbar, und wird dem größten Theil nach ihren Zweck bey denen nicht verfehlen, welche des Griechischen unkundig doch gern sich eine klare Vorstellung von dem bald gepriesenen bald geschmähten Dichter verschaffen möchten. Steigt sie bisweilen zu sehr von der Höhe des Kothurns herab, so muß man billig seyn und die große Schwierigkeit bedenken, welcher eine Uebertragung des Euripides unterliegt, dessen Styl eben so fließend und gewandt, als fein und gewählt ist: die Nachbildung fällt im Bestreben, den Schein jener vollkommenen Ungezwungenheit zu erreichen, leicht ins Triviale und Gewöhnliche; wie z. B., wenn Helena zum Menelaus sagt vs. 872: „Nun freylich, daß ich dir verhaßt bin, weiß ich wohl. Doch will ich gleichwohl fragen, was der Griechen, was dein eigner Plan hinsichtlich meines Lebens ist?" und jener darauf antwortete: „man hat sich nicht den Kopf zerbrochen; alles Volk hat für das Unrecht deinen Tod mir eingeräumt."

Recht dankenswerth ist auch die Einleitung, worin der Inhalt der beyden ersten Tragödien von der Troaden-Trilogie angegeben und dann die Tendenz dieses Schlußstückes aufgezeigt wird: der Verfasser erklärt sehr befriedigend, warum die Troaden scheinbar so wenig Handlung haben und so viele lyrische Parthieen; wie Eur. es dennoch möglich machte, daß jener Mangel an dramatischer Bewegung nicht lästig wurde. Die Beziehungen auf die verhängnißvolle Zeit, in welcher die Tragödie geschrieben ist, verlieh ihr allerdings bey den damaligen Zuhörern noch eine ganz andere Wirkung als sie beym Lesen haben kann, aber man wird sich dem ersten Eindruck wenigstens nähern, wenn man sich so genau und lebhaft als nur möglich vergegenwärtigt, was dem Zug gegen Sicilien zunächst vorausging oder ihn begleitete; nach Schölls tiefgehender und umfassender Zergliederung (vgl. Beyträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen p. 89—120) ist das eine sehr angenehme Arbeit. Hartung scheint

die Abhandlung nicht gekannt zu haben, da er nirgends ihrer Erwähnung thut.

Hinsichtlich dieser trefflichen Analyse möchten wir keineswegs unterschreiben, was in der kurzen Vorrede behauptet wird, daß „den Trojerinnen lange Zeit nichts zu Liebe geschehen sey.“ Wenn etwas dazu beytragen kann, daß das Vorurtheil, welches über den Werth dieser wahrhaft großartigen Dichtung verbreitet worden ist, verschwinde und dieselbe nun vollständig gewürdigt werde, so hat gewiß Schöll bereits dafür das Wesentlichste geleistet; was die vorliegende Einleitung Gutes enthält, wiederholt meistentheils nur die dort gemachten Bemerkungen, und was hier Neues vorkömmt, dürfte sich nicht durchaus bewähren, z. B. wenn Alcibiades zugleich in der Person des Paris und Odysseus dargestellt seyn soll, oder in der Weissagung der Kassandra die mit erheuchelter Tollkühnheit begangene Handlung des Astrologen Meton entdeckt wird, der sein Haus in Brand steckte, um damit den Athenern symbolisch anzudeuten, was er von ihrem Unternehmen erwarte.

Obiges Urtheil muß aber auch in kritischer Hinsicht, namentlich in Bezug auf G. Hermanns Programm für ungegründet gelten. So trefflich auch Seidler den Text der Troaden bearbeitet hat, ist doch seinen Nachfolgern Hermann und Dindorf noch Manches zu thun übrig geblieben. Es zeugt von einer kaum begreiflichen Verstocktheit, wenn man in Abrede stellen will, daß die Genannten wichtige Beyträge zur Verbesserung des arg verderbten Stückes geliefert haben. Dabey ist die von Hartung selbst beliebte Behandlung des Textes keineswegs so vorsichtig und sicher, daß man sich von ihm ein geringschätziges Urtheil über jene Männer gern gefallen lassen möchte. Viele seiner Aenderungen beruhen auf einem aus eigenthümlichen Prämissen aufgebauten metrischen System, wodurch ein strenger Takt in die Verse der Chöre und Monodien gebracht werden soll, in der That aber die anmuthige Beweglichkeit der Euripideischen Rhythmen häufig in einen steifen Mechanismus verwandelt wird, und woraus mitunter sehr barokke und fremdartige Compositionen hervorgehen. Wer sich über Hartungs Ideen, die Metrik des Euripides betreffend, unterrichten will, schlage den Abschnitt „Zur Belehrung über die Metra“ p. 112 — 118 auf, mit der sichern Aussicht, viel Neues und vordem Unbekanntes daselbst zu finden.

Von Hermanns Programm hat Hartung, wie man sich denken kann, wenig Vortheil gezogen; er gesteht aufrichtig genug, ausser einer Emendation nichts darin zu finden, was er billigen könne. Bey so großer Verschiedenheit der Ansichten über die meisten Punkte darf man sich darob nicht wundern; seine Kritik schlägt gar seltsame Wege ein, worauf er nicht leicht Andern begegnet; um eine vorgefaßte Meinung durchzusetzen, ist es ihm ein Leichtes, Sprache und Vers beliebig zu modeln. Hiemit verbindet sich, fast im Widerspruch mit der sonst geübten Willkühr, ein blinder Autoritätsglaube an den Scholiasten, der doch bereits einen ziemlich corrupten Text vor sich hatte und diesen ohne alles Arg auch da zu erklären suchte, wo das Verderbniß auf der Hand liegt. So las er vss. 200, 201 sicherlich nichts Anderes, als was in den Handschriften noch steht

νέα τοι τέκεων σώματα λεύσσω
νέα τοι μόχθους ἔξω κρείσσους

ersteren mit der Variante *ἡμῶν*. Dadurch wird im zweyten Vers der anapästische Rhythmus aufgehoben; statt nun bey Seidlers vorzüglicher Emendation *νέατον τ. σ. λ. νέατον. μόχθους δ' ἔξω κ.* sich zu beruhigen, zieht Hartung vor, die Tradition des Scholiasten zu retten, indem er dem Dichter die im Drama unerhörte Form *νεῖος* aufbürdet und zugleich ein lästiges Asyndeton einführt: *νεῖα τοι ἁμῶν σ. λ. νεία μόχθους ἑ κ.* Die unmittelbar vorhergehenden Verse sind von Hermann berichtigt und in klaren Zusammenhang mit 200 sq. gebracht worden, in einen Zusammenhang, den der Dichter offenbar beabsichtigt hat: der Chor muß seine Theilnahme am Schicksal der greisen Königin aussprechen, ohne sein eigenes Unglück zu vergessen, nach Hermanns Verbesserung lauten die Verse daher so:

αἰαῖ, ποίοις δ' οἴκτοις τὰν σὰν
καὶ ἐμὰν λύμαν ἐξαιάζουσ'
οὐκ Ἰδαίοις ἱστοῖς κερκίδα
δινεύουσ' ἐξαλλάξω.

Auf diese Weise verbindet sich der erste Satz ungezwungen mit dem folgenden, worin die Trojanerin-

nen von ihren Kindern, welche sie nie wieder sehen sollen, von ihrer Entehrung durch hellenische Gebieter und dem traurigen Sklavendienst sprechen, dem sie entgegen gehen. Wie schwach hängen aber bey Hartung, dessen deutschen Text wir mittheilen wollen, die Sätze zusammen, wenn er den Chor so reden läßt:

Ach, ach! wo find' ich die Worte, den Ton,
Meine Entwürdigung recht zu bejammern?
Nicht mehr schnell ich die Spul am heimischen
Webstuhl von Hand zu Hand: Seht,
Jugendlich blüht noch leider der Leib uns!
Schlimmere Noth droht unserer Jugend,
Als Kebsfraun griechischen Männern vereint
u. s. w.

Bleibt 197 *καὶ ἐμὰν* weg, so ist der Comparativ *κρείσσους* 201 gar nicht verständlich. Wir werden noch mehrere Beyspiele berühren, wo sich die Vernachläßigung von Hermanns Vorschlägen durch Verstöße der Kritik und Mißlingen der Uebersetzung gerächt hat; jetzt wollen wir zunächst untersuchen, was in den lyrischen Theilen dieser Tragödie von Hartung geleistet worden.

(Fortsetzung folgt.)

ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ ΒΙΟΙ. Plutarchi Vitae.

(Schluß.)

Gracchi. In diesem Namen folgen Sintenis und Döhner beständig der Schreibung *Γράγχος* (s. Sinten. ad Agid. 2. und ad Tib. Gracch. 1.) — Dagegen geben jetzt die Escurial-Excerpte des Diodor immer *Γράκχος* (s. Feder daselbst p. 29.) — Eben daraus bemerke ich sachlich zum Caius Gracchus Cap. 13: Von dessen Tod und von der ganzen Katastrophe, wie sie hier Plutarchus giebt, weicht Diodorus sowohl in den Vaticanischen Excerpten (p. 107. sq. ed. Rom.) als in denen des Escurial auf das Auffallendste ab. In den letztern sind des Cajus Gesinnungen und Handlungen aufs gehässigste dargestellt, oder vielmehr entstellt, und Herr Feder äußert die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, Diodor habe aus Buhlerei um die Gunst des Augustus die Helden der römischen Volksfreyheit im nachtheilichsten Lichte dargestellt, wenigstens absichtlich solche Quellen gebraucht, worin sie im ungünstigsten Lichte dargestellt wären (S. Feder ad Diodori Excerpta nr. 27; der auch die verschiedenen Auffassungen jener Begebenheiten beym Appian, Florus und Vellejus ebendaselbst hervorhebt.)

Die Biographien des Demosthenes und Cicero sind des Schulgebrauchs wegen öfter herausgegeben worden, zuerst vom Engländer Barton Oxf. 1744, zwar ohne handschriftliche Hilfsmittel, aber tüchtig, und schon in einer lesenswerthen Recension der Acta Eruditorr. 1752. p. 531. sqq. und von Wyttenbach in den Select. Historicc. grr. vor den Anmerkungen zu diesen beiden Vitae p. 421. belobt; desto schlechter aber behandelt von einem deutschen Lohnarbeiter Lips. 1827; dessen Sünden Herr C. H. Frotscher im gehaltreichen Prooemium zu seiner netten sorgfältigen Ausgabe Lips. ap. Kuehn, 1829 aufgedeckt und gut gemacht hat. —

Demosthenes. Cap. 7. Hier fehlt ed. Döhner p. 1013. lin. 41. sq. in den Worten; „altera capitis parte“ offenbar vasa (*ξυρουμένου*), und dieser Ausfall gehört zu den Druckfehlern, die in dieser Ausgabe zwar sehr selten, aber doch nicht ohne Beyspiel sind.

— Cap. 22. *καὶ τὰ οἰκεῖα πάθη καὶ πράγματα τοῖς δημοσίοις ἐπανέχοντα τηρεῖν τὸ ἀξίωμα* wird postponere übersetzt, mit einem Zweifel Schneiders im Wörterbuch, L. Dindorf (Thesaur. Didot. III. p. 1418) drückt es durch sustinere aus. — Bald darauf (p. 1022. lin. 5. sqq. Döhn.) folgt der Satz: *πόθεν ἂν τις ἐπαγάγοιτο βελτίω παρηγορίαν ἢ πατρίδος εὐτυχούσης ἐκ τῶν κοινῶν παθῶν ἐπὶ τὰ οἰκεῖα σύγκρασιν ποριζόμενος τοῖς βελτίοσιν ἀφανίζουσαν τὰ χείρω;* so haben Frotscher, Sintenis und Döhner, ohne Wyttenbachs Aenderung (Select. p. 427.) anzuführen: — *πατρίδος εὐτυχούσης ἐκ τῶν κοινῶν ἀγαθῶν ἐπὶ τὰ οἰκεῖα πάθη σύγκρασιν ποριζόμενος.* — Es wird hier Demosthenes wegen seiner Freudensbezeigung über Philipp's Tod, unmittelbar nach dem Tode seiner eig-

nen Tochter, gegen Aeschines in Schutz genommen. — Vielleicht hat jedoch Plutarch hier blos: ἐκ τῶν κοινῶν ἐπὶ τὰ οἰκεῖα geschrieben, und nachdem das παθῶν eingeschoben war, ist die Variante: ἀτυχούσης entstanden; denn das πάθη ist hier so wenig nöthig als das ἀγαθά, da ja am Schluße des Satzes die βελτίονα und τὰ χείρω ausdrücklich einander entgegengesetzt werden.

Cicero. Cap. 16. Daß die Art, wie Cicero zur Kenntniß der Catilinarischen Verschwörung gekommen, und wie sie ausgeführt werden sollte, von Diodor ganz anders erzählt wird als von allen übrigen Schriftstellern hat neulich zu der Parallel-Stelle in den Escurial-Fragmenten Feder p. 36 sq. bemerkt.

— Cap. 28. p. 1043 lin. 52 u. p. 1044 l. 1 ed. Döhner bey der Erzählung von des Clodius Einschleichen in Cäsars Haus (vergl. Cäsar bey Döhner cap. 10.) muß aus den übrigen Ausgaben eine durch Schuld des Setzers bey Döhner entstandene Lücke ergänzt werden. — Gleich zunächst hat Döhner mit Sintenis: καὶ ** ἀσεβείας ἀπεγράψατο τῷ Κλωδίῳ, weil nach Vit. Caesaris cap. 10. einer der Tribunen die Anklage stellte, so daß also εἷς τῶν δημάρχων ausgefallen wäre (s. Xylander, du Soul, Wyttenbach und Sintenis.)

— Cap. 31. Ἀθηνᾶ Ῥώμης φύλακι. „Custodem urbis" nennt Cicero selbst diese πολιοῦχος, wo er diesen Hergang erzählt, de Legg. II. 17 (s. Davies u. Wyttenb. p. 287. ed. Cr. et Moser.)

Ich übergehe die ausführliche und gehaltreiche Praefatio, die Sintenis dem 4ten Bande seiner Ausgabe vorgesetzt, worin er sehr Vieles nachgetragen, und von seinen neuen Hilfsmitteln genaue Rechenschaft gegeben hat. Einiges ist ohnehin von mir schon oben bemerkt worden; und von Anderm wird die zu erwartende Erscheinung des 5. Bandes der Didotschen Ausgabe der Werke des Plutarch zu reden Gelegenheit geben.

Brutus Cap. 1. Aus den Excerpt. Escurial. p. 48 ed. Feder, wo Dionysius von Halik. die aufrührerischen Bewegungen und den Tod des Spurius Maelius (Μαίλιος Feder und Döhner. Μάλλιος Sintenis) erzählt, ersehen wir jetzt, daß Plutarch in dem Bericht über diese Katastrophe den römischen Annalisten Cincius Alimentus und Calpurnius Piso (vergl. oben) gefolgt war.

Cap. 23. von einem Gemälde zu Elea (Velia), welches die Porcia zu traurigen Ahnungen stimmte: Ἦν γὰρ ἐκ τῶν Ἑλληνικῶν διάθεσις Ἕκτωρ ὑπὸ Ἀνδρομάχης κομιζομένης παρ' αὐτοῦ τὸ παιδίον. Wenn Mos. du Soul in den Worten ἐκ τῶν Ἑλληνικῶν einen Künstlernamen verborgen glaubte, so haben die Handschriften diese Vermuthung nicht bestätigt. Es ist damit der Inhalt griechischer Gedichte, zunächst der Iliade, vielleicht auch griechischer Gemälde, bezeichnet. Ueber beide habe ich mich in Betreff jenes Heroenpaars ausführlich im dritten Bande „Zur Archäologie" S. 193 ff., und namentlich über diese Scene S. 205 ff., erklärt. Auch ist die Lesart Einer Handschrift ὑπόθεσις verwerflich. S. Demetr. 22. p. 1072 Döhn. wo vom Maler Protogenes gesagt wird: γράφων τὴν περὶ τὸν Ἰάλυσον διάθεσιν (das Sujet, Geschichte, Inhalt.) vergl. Wyttenbach ad Moral. p. 17. B. Animadvv. p. 192. und Preller ad Polemonis Fragg. p. 100.

Der Natur dieser Didot'schen Ausgaben gemäß mußte ich mich meistens auf die Textes-Kritik beschränken; einige andere Bemerkungen in dieser Anzeige werden jedoch zum Beweise dienen können, wie Vieles für die Sacherklärung in diesen Biographien noch zu leisten wäre.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Euripides Trojerinnen.

(Fortsetzung.)

Daß in der Monodie der Hekuba von vs. 122 an die Anapäste sich antistrophisch entsprechen, ist längst erkannt, es gilt nur noch, einzelne widerstrebende Glieder durch Aendern, durch Ab- und Zuthun mit dem Ganzen in Harmonie zu bringen. Geht man mit Entschlossenheit an das Werk, dann wird bald etwas zu Stand kommen, was klappt, gleiche Zahl der Monometer und Dimeter. Ob aber ein solches Resultat die Forderungen einer ästhetischen Kritik befriedigt, das ist eine andere Frage. Rec. bekennt, daß ihm weder das einzelstehende αἳ vor αἰάζωμεν 144, noch die Elision ὄρνισ' ἐξάρξω zusagt, und die Tilgung von αἰαῖ 130, die Versetzung ἐν Τροίας κόλποις ibid, das Hyperbaton ἐμὲ τὰν μελέαν δ', 135 nicht vom Geist des Euripides eingegeben zu seyn scheint. In letzter Stelle verlangte zwar schon Lenting die Beseitigung der Namen Πριάμου — Ἑκάβην, aber solche Appositionen scheut der Dichter nicht, der Fehler oder besser der Ueberfluß wird also anderswo liegen, da selbst der Vers dafür zu sprechen scheint, jene Namen beyzubehalten. Weiterhin behauptet Hartung zu vs. 160: „die Gegenkehr" (Antistrophe) „zeigt, daß die hiesigen Verse durch Einschiebsel verdorben sind." Kann aber diese Gegenkehr selbst nicht eben so gut lückenhaft seyn? Das anzunehmen, scheint sicherer zu seyn, als τί θέλουσ' einzuschließen, und τάλαιναν, was wenigstens H. hat, zu streichen. Als ein „Uebelstand" wird 221 betrachtet, daß κηρύττεσθαι mit dem Dativ στεφάνοις ἀρετᾶς verbunden ist, auch soll das „seltsame" Verbum ἀγχιστεύω in einer sonst unerhörten Bedeutung angewandt seyn, deßhalb steht jetzt hier geschrieben:

στεφάνοιστ' ἀρετᾶς
τὰν ἄγχι κλείουσιν γᾶν
Ἰονίῳ ναῦται Πόντῳ.

Also ist es kein Uebelstand, daß so von Sicilien kein rühmliches Prädikat, nur die geographische Bestimmung übrig bleibt und die Erwähnung des Aetna? Auch an der so gezwungenen und schwerfälligen Construktion muß man Anstoß nehmen, wo noch dazu der Dativ Ἰονίῳ πόντῳ ganz in der Luft schwebt. Gleich darin liegt aber Hartungs Fehler, daß er meint, στεφάνοις τ' ἀρετᾶς hätten die Handschriften, und die Partikel sey erst von den Herausgebern getilgt worden. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt, genauere Untersuchung würde ihn davon überzeugt haben, daß der Vers keine Interpunktion zuläßt, mithin auch die Strafpredigt über „das Bedenkliche solcher Aenderungen mit denen weiter nichts erzielt wird, als daß man die Spuren der echten Schreibung vollends bey Seite schafft," hier gar nicht anwendbar ist. Das vage ἄγχι κλείουσιν wird schwerlich bey irgend einem Leser des Tragikers Beyfall finden, Hartung mochte aber lieber eine Unebenheit an die andere reihen, als eine so ansprechende Emendation aufnehmen, wie die Dindorfs ναίουν, welche mit einem Schlag jede Schwierigkeit beseitigt.

Den hierauf folgenden Dialog der Hekuba mit Talthybius, welcher von Seiten der Königin lyrisch gehalten ist, während der Herold nur einzelne Senare spricht, bringt Hartung in sechs Strophenpaa-

ren mit Vor- und Nachgesang, er verfährt aber dabey so gewaltsam, daß mit Ausnahme der zweyten Strophe (einem dochmischen Trimeter, wie ihn Euripides unzähligemale hat) jede anders geworden ist, und dabey dem Dichter Formen aufgenöthigt sind, die er gar nicht gebraucht haben kann — z. B. dem Dijambus *αἰαῖ, τίν' ἤ* (240) soll ein Dispondeus *ἦ τὰν Φοίβου* (250) entsprechen — oder die wenigstens andere untadelhafte und ihm geläufige Compositionen verdrängen, wie wenn mehrmal hier Dochmien an die Stelle von Daktylen treten sollen, siehe 241, 253 *). So streng Hartung fremde Conjekturen beurtheilt, so nachsichtig ist er gegen eigene: aus einer daktylischen Penthemimeris *ῥῖπτε, τέκνον, ζαθέους* macht er flugs zwey Dochmien *ῥῖπτε τέκνον, τέκνον, τοὺς ζαθέους θεοῦ* und bemerkt dann: „in dieser Weise schienen uns die fehlenden Sylben am leichtesten ergänzt: denn betrachtet man die äußere Erscheinung dieser Sylben, so erkennt man wohl, wie ihre Aehnlichkeit den Ausfall verursachen konnte." Ihm sollte doch bekannt seyn, daß Euripides gern Daktylen mit Dochmien verbindet. Er zerstört aber diese Eigenthümlichkeit in der erstern Stelle, vs. 241 in der festen Ueberzeugung, daß *πόλιν ἤ* dem Sinn so sehr wie dem Vers zuwider sey und stößt *ἤ* aus dem Vers? Freylich mit der ungegründeten Hypothese, daß er die Strophe zu 251 sey. Dem Sinn aber kann diese Unterscheidung von Thessalien und Phthia nicht widerstreben, vielmehr ist *Φθιάδος* Adjektiv zu *Χθονός*, also nicht daran zu denken, daß *Θεσσαλίας* ebenfalls Adjektiv zu *Φθιάδος* seyn dürfe. Die letzte Antistrophe lautet hier zu Anfang *ἐγὼ τῷ πρόσπολος κτέ.* (268). War es möglich, die Continuativpartikel wegzulassen, die in keiner Handschrift fehlt? „Das ist freylich bald geschehen," aber was soll man von einer Bearbeitung halten, die metrischen Grillen zu lieb den Gang der Rede selbst entstellt? Freylich mußte um jeden Preis der daktylische Rhythmus abermals beseitigt, darum auch Seidlers ansprechende Verbesserung der Strophe *τίν' ἀδὲ τοῦ* ohne ihrer nur mit einem Wort zu gedenken, übergangen werden. Dafür erhalten wir folgendes Schema

⏑ – –, – ⏑⏑, ⏑⏑ – ⏑ –, ⏑⏑

mit der interessanten Belehrung p. 113, „wir bemerken an dem verzeichneten Schema, daß dem Dochmios besonders gern ein Choreos (⏑⏑), der wie ein Daktylos aussieht (sic), vorangeht; ganz natürlich, da ja der ganze Umlauf aus solchen Füssen besteht!" Wie unempfänglich Hartung für die besten Vorschläge Anderer ist, zeigt seine dritte Strophe und Gegenstrophe. In letzterer, welche in den Handschriften lautet *ταύταν τῷ πάλος ἔζευξεν*, hat W. Dindorf erkannt, daß der überflüssige Spondeus durch Interpolation eines Lesers entstanden sey, dem entging, wie die Frage der Hekuba *τί δ' ὃ νεοχμὸν ἀπ' ἐμέθεν ἐλάβετε τέκος, τῷ πάλος ἔζευξεν* durch die des Talthybius unterbrochen werde; derselbe habe auch aus gleichem Mißverständniß nach *τέκος* sein *ποῦ μοι* eingeschoben. Diese Bemerkung brauchte nur einfach ausgesprochen zu werden, um jeden vorurtheilsfreyen Leser zu überzeugen; doch bey den neuesten Herausgebern der Troaden hat sie keine Gnade gefunden. Hartung, um nur seine dritte „Kehr und Gegenkehr" anzubringen, fügt lieber zu der Interpolation *ταύταν* noch seine eigene hinzu (*λέγε*), streicht dagegen 248 die gesunden Worte *δούλαν; ἰὼ μοί μοι*, und macht dann die Note: „Wir haben *λέγε* *) eingesetzt, um das Entsprechen dieses Verses mit dem 247. herzustellen; denn, da sonst alle übrigen Verse ihr Gegenbild haben, so würden sonst diese beyden allein als Waisen übrig bleiben." Wie mitleidig! Mit andern Worten: es wäre Schade gewesen, wenn ich nicht auch sie auf meine Tortur gespannt hätte. — In dem sogenannten Schlußgesang wird unvermerkt eine starke Anakoluthie eingeschwärzt (275 sqq.) *φωτὶ — πολεμίῳ — ὁ πάντα τἀκεῖθεν*

*) Die Daktylen werden 254 = 261 wo nicht durch Abänderung des Textes, doch durch das metrische Schema p. 112 entfernt. Eine Vergleichung mit Herc. f. 1029, 1032 und Or. 1256, wo vor den abschließenden Dochmius ein einzelner Daktylus diametrisch tritt, erweist hinlänglich, daß die angeführten Verse mit einem daktylischen Trimeter beginnen.

*) Der Vers ist so ein anap. dim. und heißt *ταύταν λέγε τῷ πάλος ἔζευξεν*.

ἐνθάδ' ἀντίπαλα αὖθις ἐκεῖσε διπτύχῳ γλώσσᾳ φίλα τὰ πρότερ' ἄφιλα τιθέμενος πάντων. Auch in der Erklärung dieser allerdings schwierigen Stelle scheint Hartung nicht glücklich zu seyn, er meint, „dem Odysseus wird also Schuld gegeben, daß er erstlich die Griechen gegen die Trojer aufgehetzt und so die Friedensstiftung verhindert habe (das bezieht sich auf die Geschichte des Palamedes), sodann wieder Einverständnisse einzelner Trojaner mit den Griechen, die sich früher grimmig gehaßt hatten, gestiftet und somit den Fall Trojas durch Verrath bewerkstelligt habe." Wozu aber die Griechen noch gegen die Trojaner aufhetzen? Auch kann Euripides, wenn er πάντων hinzufügt, damit nicht Einverständnisse einzelner Trojaner mit Griechen bezeichnen wollen. Die Worte charakterisiren den Odysseus im Allgemeinen als zweyzüngigen Menschen, der die Einen bey den Andern verläumde und dadurch alle Bande früherer Liebe und Freundschaft zerreiße; die Handschriften haben nämlich ἄφιλα τὰ πρότερα φίλα, woraus nicht umgekehrt φίλα τὰ πρότερ' ἄφιλα gemacht werden dürfte; πάρος an die Stelle von πρότερα gesetzt gibt unbeschadet des Verses den Gedanken der Hekuba wieder. Uebrigens zweifelt Rec. nicht daran, daß ein Vers, der das Verbum finitum zu ὅς enthielt, ausgefallen seyn müsse.

Der Hochzeitgesang, welchen Kassandra vorträgt, kann im vierten Vers nicht den Zuruf Ὑμήν, ὦ Ὑμέναι ἄναξ enthalten, da er in der Gegenstrophe an der entsprechenden Stelle fehlt, Hermann hat daher neuerdings diese Ergänzung aufgegeben und die Lücke auf eine andere Weise ausgefüllt, womit man sich eher befreunden dürfte, nämlich

4. μακάριος μὲν ὁ γαμέτας
5. μακάριος ὅδε.

Hartung ist bey der frühern Ergänzung in 4 stehen geblieben, in 5 schreibt er μάκαρ ὁ γαμέτας μακαρία δ' ἐγώ. Hier ist die Auflösung der letzten Arsis des Dochmius vor der iambischen Dipodie eine Härte, die sonst nicht vorkömmt, übel nimmt sich aber auch die Variation mit μάκαρ und μακαρία aus. In vs. 312 ist die Aenderung ἐγὼ δὲ τοῖσδ' ἐπὶ γάμοις ἐμοῖς sehr prosaisch. Am Schluß der Strophe wird man die freylich auf die Handschriften sich stützende Ἑκάτα wohl aufgeben und dem Gedanken Musgraves folgen müssen, welcher δίδου δ' ὦ Ἑκάβα emendirte; Kassandra hat zwar die Hochzeitfackel schon selbst angezündet, reicht sie aber jetzt der Mutter, die sie nach Herkommen und Sitte zu tragen habe *). Doch dieser ist der Auftritt zu entsetzlich, sie wendet sich von dem Schreckensbild ab und vermag nicht, selbst nur zum Schein in das wahnsinnige Spiel der Prophetin einzugehen. In vs. 316 corrigirt Hartung ᾇ τε für ᾇ aus cod. Fl. und bemerkt dazu: „diesem Vers haben wir seinen Rhythmus wiedergegeben durch Aufnahme der Partikel τε, denn die gewöhnliche Schreibung enthält weder Takt noch Maß; in der Gegenkehr lag es sehr nahe εὐναῖον für εὐνᾷ zu schreiben." Daß der Vers überhaupt gewinne, ist leere Einbildung, noch weniger liegt die Aenderung εὐναῖον nahe, wodurch der Ausdruck überaus schleppend, ja fehlerhaft wird; kann dem antistrophischen Vers nicht besser geholfen werden, so thuen wir wohl, bey der herkömmlichen Lesart stehen zu bleiben.

Im folgenden Chor 506 — 558 erfährt man die interessante Neuigkeit, daß πεύκα ἐν (527) zweysilbig ist, auch thut sich Hartung etwas darauf zu gut, daß er aus dem πεύκα οὐρεία (ibid.), die dem Metrum entgegen, eine πεύκα οὐρανία gemacht hat, so wie aus dem Roß des Epeus, einem ἵππος οὐράνια βρέμων (514), einen ἵππος οὐράνια πρέπων in der Bedeutung von himmelragend, „da ein hölzernes Pferd nicht wiehern kann und die in seinem Bauch befindlichen Helden nicht lärmen durften." Er dachte nicht an das mächtige Dröhnen der mit Kriegern angefüllten Maschine, wie sie zur Burg von Troja hinangezogen wird. Die Antistrophe schließt mit diesen Worten in der Uebersetzung:

Des Feuers heller Glanz verglimmt
am Herd in düstren Gluthen
und bescheint die Schläfer.

Auf das ἀναδέδωκεν ὕπνῳ im letzten Vers soll die Paraphrase des Scholiasten leiten. Der sagt allerdings etwas Aehnliches und citirt dabey die Lesart δέδωκε τῷ ὕπνῳ. Er ist also einer Corrup-

*) Das heißt eben διδόναι φῶς, vergl. die ähnliche Stelle Eur. Ph. 344.

tion gefolgt, die dem Zusammenhang der Erzählung, wie dem Rhythmus des strophischen Verses widerstreitet; das Perfektum ist in Verbindung mit lauter Imperfekten vor und nachher ganz unmöglich, sodann können die Leute nicht eingeschlafen seyn, da der Chor mit den Worten fortfährt:

„Ich sang die Bergeskönigin
Jungfrau und Tochter Zeus, bey ihrem Tempel noch,
und tanzt' ihr schöne Reigen"

sondern das Gegentheil davon mußte der Dichter sagen: daß der helle Schein des Lichts den dunkeln Glanz des Schlafs, d. h. der im Schlaf über den Augen liegt, verscheucht habe; siehe Soph. Phil. 830 ὄμμασι δ' ἀντίσχοις τάνδ' αἴγλαν, ἃ τέταται τανῦν. Das will, wenn wir nicht sehr irren, Hermann mit seiner Emendation ἀπεδίωκεν ὕπνῳ. Deutlicher wäre ὕπνου. In dem Zwiegesang der Hekuba ist von Hermann sehr treffend auch λαμπρὰ für οἰκτρὰ gesetzt, oder darf dem Verlust des Reichthums und Adels der der οἰκτρὰ zugezählt werden? Daß 587 in den sogenannten anapästischen (?) Daktylen σχέτλια einen Anapästen bilde, wird allerdings in der Note dazu versichert, ist aber dennoch zu bezweifeln. Die ganze Stelle ist noch in einem sehr bedenklichen Zustand, und gegen Ende vielleicht lückenhaft. Statt der Ergänzungen, die Hartung in den Text selbst aufgenommen hat:

οἷος ἰάλεμος (οἷος ὀδυρμός Ϝ') οἷά τε πένθη
δάκρυά τ' ἐκ δακρύων καταλείβεται ἀμετέροισιν
ἀμετέροισι δόμοις κτέ.

würde man es gewiß vorziehen, wenn Lückezeichen gesetzt wären, denn einem Euripides restitutus sieht dergleichen nicht ähnlich.

Reich an seltsamen Neuerungen ist auch der Chor 790 — 833 ausgefallen. Darunter zählen wir den Spondeus vor der Katalexis einer daktylischen Reihe, wie in den Versen

ἔβας ἔβας τοξοφόρῳ συναριστεύων
Ἀλκμήνας γόνῳ Ἴλιον Ἴλιον ἐκπέρσων.

Der Kritiker weiß nämlich, daß die Zusammenziehung zweyer Kürzen im Enoplios gestattet ist; Pindar wußte von einer solchen Licenz noch nichts, nach Pindars dorischen Strophen ist aber die erste Strophe und ein Theil der zweyten in vorliegendem Chorgesang formirt. Ueberraschend ist ferner die Zerdehnung von πνοιᾷ zum trisyllabum im Vers 803, welchen Hartung so umgeformt hat:

πυρὸς δαφοινῷ καθελὼν πνοϊᾷ Τροίας:

Er griff nach diesem verzweifelten Mittel, um die Zusammenziehungen nicht zu stark zu häufen, und des genauern Entsprechens der Sylben wegen. „Die hiesige Verderbung," sagt er, „war erst durch die Abschreiber entstanden, dann aber durch die Metriker, von deren Bemühungen in dieser Tragödie überall Spuren vorhanden sind, vollendet worden." Indeß hat kein Metriker der Strophe so arg zugesetzt, als dieser neueste, indem er durch eine verkehrte Aenderung immer wieder zu einer andern hingedrängt wird. So trieb ihn die Vorliebe zu dem häßlichen spondeischen Ausgang, πόλιν (797) und περὶ (805) dem folgenden Vers zuzutheilen. In der zweyten Strophe entfernt er sich mit Unrecht von Seidlers Emendation ἰαχοῦσ' οἷον δ' ὑπὲρ, welche mit der Antistrophe, eine leichte Umstellung ausgenommen, ganz übereinstimmt; bey näherer Betrachtung erkennt man die Unentbehrlichkeit des Präsens. Selbst die Interpunktion ἠϊόνες δ' ἅλιαι ἴαχον, οἰωνὸς οἷον τ' ὑπὲρ τεκέων βοᾷ, αἱ μὲν εὐνάτορας κτέ. kann nicht gebilligt werden. Man sehe nur die Uebersetzung:

„Da das Gestade der See
Dem Vogel gleich weint und schreit, der der Jungen Verlust beklagt,
Dieß' um Ehgatten, um Kinder diese,
Dieß' um hochbejahrte Mütter."

Aber das Gestade weint ja nicht und schreit gleich dem seiner Jungen beraubten Vogel, sondern die von Männern, Söhnen, Müttern losgerissenen Trojanerinnen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Euripides Trojerinnen.

(Schluß.)

Für εὐνάτορας setzte Seidler εὐνὰς, treffender noch Hermann im Programm pag. 14 ἄορας, wozu ihn zunächst der Tribrachys in der Gegenstrophe bestimmte. Hartung hält an εὐνάτορας fest. Charakteristisch ist, was er in der Note zum antistrophischen Vers 827. mit Benutzung der Paraphrase des Scholiasten (πῶς περιείδε τὸν ὁλοὸν τοῦτον ὄλεθρον τὸν κατὰ ταύτην τὴν γῆν ἐπηρμένον καὶ τῶν περγάμων κτέ) sagt: „Hievon ist erstlich περιείδε unbedingt anzunehmen, denn es hebt die Lücke des Verses in der zweckmäßigsten Weise und bewahrt vor der Versuchung in der Kehr εὐνάτορας in εὐνὰς zu verwandeln, auch sieht man wohl, wie leicht die Abschreiber veranlaßt seyn konnten, hier εἶδε zu schreiben, weil sogleich wiederum εἶδε folgt.“ Auf diese Art wird Alles umgekehrt, die offenbar ächte Wiederholung des Verbums verschulden die Abschreiber, dagegen muß der Dichter die prosaische Glosse des Scholiasten in sich aufnehmen, damit ja der Rhythmus recht unharmonisch sich gestalte und der leichte Fluß der Rede getrübt werde. Nicht geschmackvoller ist die Behandlung von vs. 826, τὸ τᾶς δὲ λευκοπτέρου γ' ἁμέρας φίλιον βροτοῖς, wozu die Note bemerkt: „hinter λευκοπτέρου haben wir des Verses wegen die Partikel γ' hinzugefügt, welche der Sinn fast zu fordern scheint.“ Es ist doch gut, daß er „fast“ geschrieben, denn übler konnte γε, dieser Lückenbüsser, nicht angebracht werden, als hier.

Im dritten Chor (1034 — 1083) finden wir besonders an einer Stelle Veranlassung, auf die Kritik des Herausgebers näher einzugehen, nämlich zu Anfang der zweyten Strophe, welche jetzt so lautet:

ὦ φίλος ὦ πόσι μοι, σὺ μὲν
φθίμενος ἀλαίνεις ἄϊστος
ἄθαπτος ἄνυδρος· ἐμὲ δὲ πόντιον σκάφος
πτεροῖσι πορεύσει
ἱππόβοτον Ἄργος.

Mit gewohnter Zuversicht erklärt sich hierüber Hartung, wie folgt: „es ist ganz handgreiflich zu erkennen, daß sowohl hier das Wort ἄϊστος, als auch in der Gegenkehr das Wort Αἴγαιον von dem Ende dieser Zeile an das Ende der darauffolgenden hinabgeschoben waren. Für die Verschiebung in der Gegenkehr, um sogleich von dieser zu reden, haben wir das Zeugniß des Scholiasten“ — „diese ganz genaue, Wort für Wort wiedergebende Paraphrase beweist augenscheinlich, daß der Scholiast das Wort Αἴγαιον oder Αἰγαίου an derjenigen Stelle gelesen hat, an die wir es hingesetzt haben“ (nämlich nach den Worten μέσον πέλαγος ἰούσας). „An der hiesigen Stelle aber gibt die in zwey guten Handschriften überlieferte Schreibung ἄϊστον von der ursprünglichen Beschaffenheit der Worte Zeugniß; ἄϊστον ist ἄϊστος gewesen, und dieses Wort konnte seiner Natur nach nirgends als hinter φθίμενος ἀλαίνεις stehen, nachdem es von dort weg an den unpassenden Platz hinabgethan war, wurde es in ἄϊσσον verwandelt, doch haben noch ein Paar Handschriften die Spur der echten Schreibung gerettet.“ Hier ruht wieder alles Gewicht des Beweises auf der Umschreibung des Scholiasten. Seine Worte thun indeß nur so

viel dar, daß in seiner Handschrift die Lesart *Αἰγαιον* sich schon vorfand, aber an der Stelle, wo sie scheinbar besser hinpaßte.

Der nach dieser Annahme gebildete Vers *πέλαγος ἰούσας Αἴγαιον* stimmt jedoch weder mit dem strophischen genau überein, noch ist für seine Composition aus Euripides und den andern Tragikern eine Parallele beyzubringen möglich. Wir vermuthen, daß der Dichter ein Epithet, wie *αἰανὲς* vor *κ. πῦρ* angebracht habe, wofern nicht der Ausdruck *Αἴγαιον πῦρ* von dem Gewitter auf Aegeischem Meer, zugleich mit Anspielung auf die Aegis der zürnenden Athene schicklicher beybehalten wird. Ist dem so, dann ergibt sich zugleich, daß mit *ἄϊστος* im zweyten Vers der Strophe nichts zu machen ist. Was sollte es auch da bedeuten? Die Männer der Trojanerinnen sind ja nicht verloren gegangen, nicht verschollen, wie bey Homer Odysseus, sie liegen auf heimischem Boden hingestreckt, aber ihren Frauen läßt man nur nicht Zeit, sie zu begraben. Dagegen ist ohne das beygefügte *ἄϊσσον* die Phrase *πτεροῖσι πορεύσει* unvollständig und beynahe abentheuerlich.

Die oben beleuchtete Kunst Hartungs, Antistrophen herzustellen, thut sich nochmals am Schluß des Stückes auf 1254 — 1267. Da wird die in Dochmien übliche Interjektion *ὀτοτοτοτοτοῖ* zu einer iambischen Tripodie verlängert, um dem Vers 1261 *λέλαμπεν Ἴλιος* zu entsprechen; dem zweyten in der Strophe, der auf einen complet aufgelösten Dochmius ausgeht, steht der antistrophische gegenüber, in welchem nur eine Arsis aufgelöst ist von den fünfen des strophischen! Totale Auflösungen werden aber bey Euripides nicht anders angetroffen, als so, daß die Responsionen durchaus übeinstimmen, vgl. Phoen. 1288, 1295, Or. 150, 151, 176, 1364; Bacch. 985, 1170. Der dritte Vers ist in der Antistrophe gewaltsam hergerichtet, und der vierte nebst dem fünften dadurch hervorgebracht, daß der sinnvolle Ausdruck des Chors *πτέρυγι δὲ καπνὸς ὡς τις οὐρανία πεσοῦσα δορὶ καταφθίνει γᾶ* in die Trivialität verwandelt wird *πτέρυγι δὲ καπνὸς οὐράνια ποτᾶται. Χο. καταφθίνει γᾶ*, wie man sieht, zugleich mit verkehrter Vertheilung der Personen. In der folgenden Strophe wollte Hartung lieber einen übellautenden Siebenfüßler auf eigene Gefahr fabriciren, *γεραιά γ' εἰς πέδον τιθεῖσα μέλεα καὶ χερσὶν*, als Seidlers Verbesserung annehmen: *μέλε' ἐμά*, und mit demselben *καὶ χ.* dem nächsten Vers zuweisen. Auf Verbindungen wie Soph. Aj. 400 dürfte er sich nicht berufen. Von vs. 1278 an wird Seidlers Anordnung der Personen stillschweigend benutzt. Stark gelitten haben durch diese neueste Recension die Worte der Hekuba *Πρίαμε Πρίαμε, σὺ μὲν ὀλόμενος ἄταφος ἄφιλος ἄτας ἐμᾶς ἄϊστος εἶ*, indem der erste Vokativ eingeklammert, und ferner geschrieben ist *ὦ φίλος, ἀγνὼς ἄτας ἐμᾶς, ἄϊστος εἶ*. Die Note gibt dazu den Aufschluß: „Hekabe beklagt, daß der Fürst und Gatte todt und unbeerdigt ist, daß er selbst nichts von ihrem Jammer erfährt, und daß auch sie nicht weiß, wo seine Leiche hingekommen sey." Der Kritiker nahm besonders an dem aktiven Gebrauch von *ἄϊστος* Anstoß und bezweifelt die Richtigkeit von *ἄφιλος*. Dieß ist aber ganz unbedenklich; Priamus Leichnam findet keinen Freund, der ihn bestatten könnte; was aber *ἄϊστος* betrifft, so kann dieses Verbale mit gleichem Recht den Objektsgenitiv bey sich haben als bey Homer *ἄπυστος* (vgl. Od. δ, 675). Welche Zerfahrenheit und Verworrenheit tritt dagegen an die Stelle dieser angeblichen Corruptelen, wenn *ὦ φίλος* von *Πρίαμε* abgerissen wird, und *ἄϊστος* von *ἄταφος*! Wer könnte von einer solchen „Besserung" behaupten, daß sie sich von selbst verstehe, als ihr Urheber? Ihn vermochte von der Einbildung, daß *ἄϊστος* bloß passiv gebraucht werde, auch die Wiederholung des Wortes 1288, wo es abermals in activem Sinn steht, nicht abzubringen, sogar muß letztere Stelle „noch mehr verdorben" seyn als die eben behandelte. Indem er dafür *ἀΐσσουσ'* schreibt, zerstört er den Gedanken der Hekuba, daß ihr bald eine Rauchsäule die Stätte ihres Palastes verbergen werde. Sonderbar ist Hartungs Argumentation: „der Sinn selbst ist nichts werth, denn was kann es die in die Fremde fortgeführten Frauen kümmern, an welchem Platz das Haus einer jeden gestanden hat? oder werden sie etwa gar sagen wollen, daß sie fortan nicht mehr wissen werden, wo ihre Heimath gewesen sey?" als wenn hier die Frauen sprä-

chen und nicht Hekuba allein, deren Blick zum letztenmal auf die königliche Burg gerichtet ist! Mit der Veränderung ἀΐσσουσ' wird es nöthig, auch an με θήσει zu rütteln; μεθεῖται soll jenes ersetzen, aber das ist dann im Widerspruch mit dem vorhergehenden πεσεῖσθε, und also aufzugeben. Dasselbe gilt von dem nothgedrungenen Zusatz 1297 ἐπὶ τάλαιναν δούλειον ἀμέραν βίου, der nicht einmal in den Noten als solcher bezeichnet ist; ihn rief nur das eben so unnütze ἀγνῶς (1281) hervor.

Als Verbesserungen in den lyrischen Parthieen des Dramas wissen wir nur 158 ὦ τέκνον (statt ὦ τέκν') und 209 τὰς ἐχθίστας (statt des Accusativus) anzuführen. Denn die aus Handschriften und Conjekturen früherer Bearbeiter entlehnten Berichtigungen kommen hiebey nicht in Betracht.

Etwas glücklicher zeigt sich Hartungs Kritik in der Behandlung des Dialogs. Gewiß richtig ist 95 ἐκπορθῶν geschrieben für ἐκπορθεῖ, man muß sich wundern, daß noch Niemand darauf verfallen ist; eben so einleuchtend ist 945 οὐ παιδιαῖσι statt αἳ παιδιαῖσι, 380 ὑμνήσαι für ὑμνήσει, und 728 wird die Emendation ταῖς τύχαις κεχρημένη gewiß die Vulgata τὰς τύχας κεκτημένη verdrängen. Besonders gelungen darf die Verbesserung 355 καί μ' ἦν τάμά σοι πρόθυμ' ἀπῆ heißen, vgl. Med. 178, welche Stelle die Heilung der vorliegenden erleichtert haben mag. Gute Emendationen sind ferner 965 σὺ δ' εἰσιδοῦσα, für ὃν δ' ἐ. 983 ἔποι' ἂν αὐτῇ für ἐ. ἄμ' ἀ. und die Beseitigung eines dreyfachen ἂν in 1210 dadurch, daß ἀνυμηθημεν gesetzt ist. Gern würde man sich auch ἄνευ δίκης 935 statt ἂν ἐνδίκως gefallen lassen, wäre nicht, wie Hermann erinnert, ἐνδίκως im allgemeineren Sinne, = omnino gebraucht. Weniger Beyfall wird δῶ νιν, 288 für das δῶμεν der Handschriften finden als die Lesart der Aldina δοὺς νιν, ganz willkührlich aber 345 σοφὴν ἔθηκαν statt σέσωφρόνηκασ'. Weil jenes in einem Fragment des Kresphontes vorkömmt, muß es auch hier am Platz seyn? Merope ist doch keine Kassandra, und die schonende Andeutung des Wahnsinns viel angemessener hier im Munde der trauernden Mutter. Vergeblich hat den Kritiker darauf Hermann im Programm p. 8 aufmerksam gemacht; einen andern Wink desselben verschmähte er 430, wo vor den Worten οὔ δὴ etwas ausgefallen seyn muß, aber im neuesten Text fehlt die Bezeichnung dieser offenbaren Lücke. Desto mehr gibt Hartung auf jede, wenn auch trügerische Spur der Scholien, wie wir bereits mehrmal gesehen haben; aus ihrer Paraphrase wird z. B. 451. οὖρον statt αὔραν aufgenommen und das doppelte ἂν gestrichen. In 466 las man bisher ὅταν τις ἡμῶν δυστυχὴ λάβῃ τύχην. Hartung schließt aus derselben Quelle, daß der Dichter nicht ἡμῶν geschrieben, sondern βροτῶν, welches mit jenem leicht verwechselt werden könne. Der Gedanke verlangt indeß nicht sowohl den allgemeinen Begriff des Sterblichen, als den des Glücklichen und Hochstehenden zum Gegensatz zu δυστυχὴ τύχην. Wir schlagen deßhalb vor zu schreiben ἢν τἀπίσημα δ. λ. τ., was auch den Schriftzügen nach näher liegt, vgl. Belleroph. fr. 5. ed. Ddl. εἰς τἀπίσημα δ' ὁ φθόνος πηδᾶν φιλεῖ. Am Schluß der Rede wird man überrascht durch den sonderbaren Einfall, wornach Hekuba sagen soll 503 sq.: ὡς πεσοῦσ' ἀποφθαρῶ ἄκραις καταξανθεῖσα. Daran ist die einseitige Auffassung von καταξανθεῖσα Schuld, so gut aber Hekuba 751 sagen kann κατεξάνθην πόνοις, darf sie hier den Wunsch, von Thränen verzehrt auf niedere Spreu oder ein Felsenlager hinzusinken und zu sterben, mit demselben Wort ausdrücken; an einen Sturz die Felswand herab denkt sie nicht, wie die Erwähnung der „Spreu am Boden" beweist, welche sonst sehr übel angebracht wäre. Mit Recht wird 625 der Vers ὦ μῆτερ etc. nach dem Urtheil früherer Herausgeber eingeklammert, doch war das nicht genug, da 626 eben so unpassend dasteht; die folgenden Worte der Andromache können ja die Mutter nur beruhigen, gewiß aber nicht ergötzen. Allerdings fängt, wenn man beyde Verse streicht, der dritte zu abgerissen an, wir müssen darum vermuthen, daß der ächte Eingang frühe ausfiel und dann durch dieses Einschiebsel ersetzt wurde, welches bereits der Scholiast kennt. 631 ist ἐκ τῆς vielleicht eine richtige, d. h. den ursprünglichen Text herstellende Correktur, doch ist, wie die von Matthiae angeführten

Beyspiele zeigen, die herkömmliche Lesart nicht geradezu verwerflich. So schlagend auch Hermann l. c. die Uebelstände der Verse 693—696 καὶ παῖδα τόνδε παιδὸς aufgedeckt hat, an Hr. ist die ganze Demonstration nutzlos vorbeygegangen, er behält παιδὸς bey, ἐκ σοῦ bey, was nichts heißen kann: als: Astyanax werde nur dann Troja wieder aufzurichten vermögen, wenn Andromache noch andere Kinder bekäme, und läßt auch ὕστερον stehen, indem er ὠφέλημ' ἄν εἴ ποτε corrigirt, womit die andern Uebelstände nicht beseitigt sind; endlich beruhigt er sich bey der Umschreibung: „Du könntest deinen Sohn groß ziehen und dieses könnte Troja noch zum größten Nutzen gereichen, wenn Nachkommen von ihm (oder von dir) Troja wieder aufbauten.“ Unnöthig ist gleich darauf τ' ἀγγέλματα in τε λήματα verwandelt (702), aber richtig 724 οὔτ' ἐπίφθονον gesetzt statt οὐδ' ἐπίφθονον. Ueber die hier gebilligte Conjektur von Fix 742 τέξουσα δὴ erklärte sich Rec. schon anderswo; und zweifelt noch eben so wenig an der Richtigkeit von Hermanns τέξουσά σε, was voraussetzt, daß οὐχ ὡς σφαγεῖον vorhergehe. In dem Dialog des Menelaus mit Helena, gleich zu Anfang, soll ersterer nicht sagen dürfen ὁ γὰρ δὴ πολλὰ μοχθήσας ἐγὼ Μενέλαος εἰμί, denn „so etwas kann allenfalls der Menelaos in Aegypten sagen, aber nicht der in Troja, der nicht mehr, ja nicht einmal so viel wie die meisten andern, gearbeitet und geduldet hat.“ Mit solchen Argumenten kann man alles verdächtigen. Dindorf hat mehrere Beyspiele beygebracht, worin auf ähnliche Weise, wie hier der Zusatz καὶ στράτευμ' Ἀχαϊκὸν nur zu μοχθήσας bezogen werden kann, obgleich es der Construktion nach zu εἰμὶ gehört, eine einseitige Beziehung statt findet. So gefaßt fällt die Abgeschmacktheit weg, die Hartung im Text entdeckt. Gerade diese Prahlerey beym Auftreten stimmt sehr gut zum Charakter des Menelaus. Ein anderes Mißverständniß, was zu unnützen Aenderungen geführt hat, ist es, wenn Hartung 892 behauptet, Menelaus habe noch kein Wort gesprochen, also könne auch Helena seinen Reden die ihrigen nicht gegenüber stellen wollen. Aber Helena will sich gegen die Vorwürfe, welche ihr Gemahl etwa vorbringen werde, im Voraus rechtfertigen, wobey sowohl was ihr, als was ihm vorgeworfen wird, zur Sprache kömmt. Das einzige αἴτιαμα, was Helena gegen Menelaus geltend macht, besteht darin, daß er seine Frau nicht besser gehütet habe, sondern gerade während der Anwesenheit des Paris nach Kreta abgereist sey. Darum muß τοῖς σοῖσι bleiben, und man darf sich nicht daran stossen, daß ἀντιθεῖσα von τἀμὰ durch ein Hyperbaton getrennt ist, was Hartung freylich für eine Ungeschicklichkeit hält, welche er durch λόγοισι zu beseitigen sucht, mit der Empfehlung: „die Aenderung, die wir vorgenommen haben, ist schlechterdings nothwendig.“ Mit ähnlicher Selbstbefriedigung urtheilt er über seine Conjektur συνοῖσθ' (statt οὐκ οἶσθ') 1139. Das würde weder der Zeitfolge nach richtig seyn, noch dem folgenden ἐχήσω dem Gedanken nach gehörig entsprechen. Rec. möchte etwa ἦσθης an die Stelle setzen: Astyanax hatte sich des väterlichen Reichthums schon im Herzen erfreut, aber zum selbständigen Gebrauch desselben war er noch nicht gelangt. Eine glückliche Verbesserung ist noch (1155 κόμποι τ' ἐκεῖνοι (wo sonst das unerklärliche ὕπνοι stand) getroffen mit Beziehung auf vs. 1147 ὦ πολλὰ κόμπους ἐκβαλὸν φίλον στόμα.

Die Ausstattung des Buches ist sehr anständig, der Druck aber nicht correkt genug.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Betrachtungen über den Mönchsstand, eine Stimme des zwölften Jahrhunderts. Aus dem Griechischen des Eustathius von Thessalonich von G. L. F. Tafel. Berlin. Verlag von Hermann Schultze 1847.

Wenn das oströmische Kaiserthum seinen westlichen Bruderstaat fast tausend Jahre überlebt hat, so hat man neben der eigenthümlich zähen, starren und alles Fremde abstoßenden Natur des Byzantinischen Wesens, neben der listigen und gewaltthätigen Politik der Cäsaren von Konstantinopel und neben dem Glücke, daß zeitweise eine kräftige Soldatenhand dem durch innere Zuckungen wankenden Throne neue Stützen schuf oder die gleich gefährlichen Angriffe kriegslustiger Nachbarn siegreich zurückwarf, einen stark nachhaltenden Lebensquell wohl darin zu suchen, daß im ganzen Körper noch immer eine sattsame Mischung althellenischen Blutes oder vielmehr althellenischen Geistes rollte und lebte, daß Byzanz nicht bloß unter den Komnenen, sondern auch unter den Paläologen und in den letzten Jahrhunderten des Kaiserthums eine Stätte ernster Wissenschaft war, aus der gar mancher gesunde Saft belebend in die Provinzen drang, daß an den erhabenen Denkmälern der Vorzeit sich hie und da ein Charakter herausbildete, der im Strome der Zeit das Steuer zu führen fähig war. „Griechenland mit seinen Schulen und Büchersammlungen durfte nicht überwältigt werden, bevor das westliche Europa aus der Fluth der Barbarey emporgestiegen war.“ So der fast vergeßne treffliche Breyer.

Die Betrachtung solcher Männer, die beym Sinken eines Gemeinwesens in edler Gesinnung und würdiger Handlungsweise dastehen, hat einen besondern Reitz: ihre Tugend hat höheren Werth. Ein solcher ist der Erzbischof Eustathius von Thessalonich, ein sowohl wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, als seiner Charakterstärke und humanen Denkart hochzupreisender Mann; jeder kennt ihn in seinen Scholien zu Homer, Pindar, Dionysius und vielleicht zu Aristophanes, als Grammatiker und Philologen; seine theologische und historische Bedeutung hat uns zuerst Prof. Tafel durch Herausgabe der Opuscula Eustathii metropolitae Thessalonicensis a. 1832, erforschbar gemacht; als Theolog ist er von Möhler, namentlich aber von Neander öfter beurtheilt worden. Weniger ist er bisher zur Kenntniß der Sittengeschichte und des geistigen Lebens und Zustandes jener merkwürdig bewegten Zeit benützt worden, wo die Blüthe der abendländischen Ritterschaft im fanatischen Kampfe mit den Sarazenen sich ein schnelles Grab des Ruhmes schuf, während das orthodoxe Byzanz die Rolle des listigen Zwischenhändlers nicht zum Nachtheil spielte. Freylich gehört Eustathius nicht zur Zahl leichter Schriftsteller, er verlangt genaue Bekanntschaft der ganzen griechischen Litteratur, besonders muß man die Sprache von Hellas in verschiedenen Zeitaltern sich dienstbar gemacht haben, wenn man seiner Schreibweise fertigen Schrittes folgen will, die nicht selten zur Anmuth und Schönheit des besseren Atticismus sich erhebt, aber dennoch überreich, gesucht und durch langgezogene Perioden schwer verständlich ist. Hindernisse der Art überwindet nicht ein Jeder gerne noch mag er es thun: deshalb ist jeder Versuch, solche

Quellen auch für weitere Kreise zu öffnen verdienstlich. Prof. Tafel selbst hat für Eustathius mit Verdeutschung oben angeführter Schrift desselben „de emendanda vita monachica“ einen glücklichen Anfang gemacht*); den Werth der Uebersetzung vermehrt eine höchst lehrreiche Vorrede über das byzantinische Klosterwesen und das besondere Verhältniß des Eustathius zu demselben, wie überhaupt das ganze Buch durch die bekannte Gelehrsamkeit des Vf. trefflich ausgestattet ist. Wir lernen aus dieser Vorrede namentlich das große Mißverhältniß kennen, in dem im Reiche von Byzanz Staat und Kirche standen; letztere verschlang den besten Theil des Grundbesitzes, die Klöster hatten den ganzen agrarischen Reichthum, gleichsam die Latifundien, in Händen; daher auch die Verderbtheit und der Abfall vom eigentlichen Beruf, den Eustathius in dieser Schrift so bitter als glaubenseifrig rügt. Diese Bereicherung und Verweltlichung der christlichen Institute hatte schon zur Zeit der Bilderstürmenden Kaiser begonnen; „schon damals war das morgenländische Reich nahe daran den Namen eines einzigen unermeßlichen Klosters zu verdienen“ vgl. S. 6. „In diesen ältesten Wohnungen christlicher Wissenschaft, Enthaltsamkeit und Wohlthätigkeit, längst aber Herbergen und Schlupfwinkeln der Trägheit und Unwissenheit, zugleich der niedrigsten Erwerbsucht, strömte nicht bloß der beste und kräftigste, sondern auch der schlechteste Theil der ganzen Bevölkerung zusammen.“ Aehnlich den reformatorischen Bestrebungen innerhalb der abendländischen Kirche im Ausgang des Mittelalters, suchte auch der begeisterte Metropolit von Thessalonich von innen dem Siechthum der Mönchsorden nach allen Kräften zu wehren; er trat mit dem Klerus und den Anachoreten in offenen Kampf und dieser war, wie wir aus vielen Stellen dieser Schrift entnehmen, für ihn eine Quelle vieler Anfeindungen und Verfolgungen. Eustathius versuchte eine Reform, eine Neugestaltung aus dem alten Zustand; aber im verknöcherten Bau der griechischen Kirche war dieß ein fruchtloses Unternehmen. „Beleben wollte der edle Oberhirt die zahllose Klasse seiner Standesgenossen. Was aber sollte belebt werden? Ein Leib ohne Haupt, ein Baum ohne Früchte, ein Strom ohne Wasser.“ „An eine dauernde Besserung des griechischen Mönchslebens war längst nicht mehr zu denken — wenige Jahrhunderte und die tausende der Klöster fielen dem Türkischen Feuer und Schwert anheim.“ Vgl. S. 15 u. 16. Durchgreifender Umschwung ist, wie die Geschichte zeigt, oft nur dann möglich, wenn sich die ihrer Natur nach abstoßenden Elemente förmlich ausscheiden und für sich eine eigene Bildung beginnen. Solche Entwicklungen aber, scheint es, sind im Oriente unmöglich und gerade hierin liegt eine Grundverschiedenheit abend- und morgenländischer Geschichte. Ganz wahr sagt Tafel S. 7: „Das Volk Konstantins des Großen hatte, däucht uns, die Bestimmung, nicht, wie das Abendland, Männer des thätigen und heitern Christenglaubens, des rührigen Bürgerthums, der freyen Wissenschaft, der allseitigen Kunst, des ehrsamen Kriegerstandes hervorzubringen: als Mönchsstaat hat es in seinen Klöstern gelebt und ist mit denselben zu Grabe gegangen.“

Was Eustathius an den Mönchen bitter tadelt, ja man kann sagen unbarmherzig straft und geißelt — es sind die Erbsünden der Menschen, die nur hier greller erscheinen, weil sie von solchen schamlos begangen worden, welche sich selbst auf einer höheren Stufe der Vollendung und des Heiles dünkten, welche durch ihre Lebensweise mit dem eigenen Gewissen und der eingebildeten oder geforderten Achtung der Welt in geraden Widerstreit geriethen.

Vor allen trifft der fromme Oberhirt mit einschneidenden Schlägen die Habsucht der Klosterbrüder und die aus diesem Grundübel hervorgehenden Laster, Mißgunst und Härte auf der einen, Wollust und irdische Genußsucht auf der andern Seite; schonungslos ent-

*) Durch freundschaftl. Umgang mit dem Hrn. Verf. weiß ich und kann ich der gelehrten Welt im voraus anzeigen, daß bereits ein größeres Werk desselben „Beyträge zur Geschichte der Komnenen u. Normannen“ in zwey Abtheilungen unter der Presse ist, theils Abhandlungen, theils Uebersetzungen und Urkunden enthaltend. Diesem Werke wird derselbe „Analecta literaria, geographiam Byzantinam spectantia“ und noch mehreres aus seinen Byzantinischen Studien folgen lassen.

hüllt er ihre Heucheley, ihre Tücke, ihre Pflichtvergessenheit, ihre Scheinheiligkeit; mit Spott und Hohn straft er ihre Trägheit, ihre Unwissenheit, ihre Scheu vor christlicher und heidnischer Wissenschaft. Hinwieder stellt eben derselbe in dem wahren Mönche — dessen Stand er einen göttlichen, ein heiliges Heer, ein Lager Gottes nennt, ein allen Edlen anstrebbares Ideal der Tugend auf; es ist nicht wortreiche Moral, die er predigt, es ist praktisches Christenthum, das er verlangt, die schönsten Sprüche lassen sich aus seiner geistlichen Beredsamkeit entnehmen.

Indem wir diese anziehende Schrift in ihrem neuen Gewand den Freunden der historischen Wissenschaft empfehlen, mag es gestattet seyn, noch einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen anzureihen. Gleich im ersten Capitel finde ich eine Schwierigkeit, welche auch in der Uebersetzung durchbricht. Nach einer emphatischen Anrede an die ächten Mönche sagt Eustathius, er wolle sein Wort vor aller Welt ausrufen, um entweder einige zu bessern oder wenigstens seine Pflicht zu erfüllen, sie zu rügen und ohne Vorwurf zu ermahnen — denn ihnen Vorwürfe zu machen sey nicht am Ort —: *ὡς οὐδὲ τοῖς πλημμελῶς πεπληγόσιν εἰς βάθος ἐπισπάσαι ῥίζας πικρὰς ἢ δριμέα προσπλάσαι φάρμακα*: „da ich, wenn ich sie auch nur schwach träfe, bittere Wurzeln in ihrer Tiefe keimen machte und herbe Mittel anwenden müßte.“ So Tafel. Wollte aber Eust. mit seiner Mahnung bey diesen Verstockten nicht gerade einen Stachel im Innern zurücklassen? Gewiß; dann aber gehört *οὐδὲ* nicht zu den Infinitiven, sondern eng zum Participium und es wäre etwa so zu übersetzen: um auch denen, die nicht umsonst getroffen sind, bittere Wurzeln in der Tiefe keimen zu lassen und herbe Heilmittel aufzulegen. Zweifeln könnte man auch, ob *εἰς βάθος* nicht zu *πεπληγόσιν* gehört. Cap. 5. am Ende halte ich *οἷς αὐτοὺς* nicht für richtig; ich lese *οὓς αὐτούς*. Cap. 13. Der gewöhnliche Mensch ist ein *ἀδιατύπωτος*, ungeformt, ohne feste Gestalt, daran ist das Bunte des Lebens schuld, das *μυριόστροφον κἀντεῦθεν οὐκ εὐδιατύπωτον*. Dieß möchte ich des Gegensatzes halber schärfer übersetzen, nicht das „somit leicht umzuformende“, sondern „das somit schwer Gestaltbare“, was nicht leicht ein festes Gepräge annimmt. Ebenda ist der Text also abzutheilen: *οἴδαμεν καὶ ἅρπαγας ἀνθρώπους, οἳ μετεγράφησαν πρὸς μετάδοσιν, καὶ ἱλαροὺς ἐξηγριωμένους ἐν ὑστέρῳ χρόνῳ*: wir wissen, Räuber wurden die Mittheilsamkeit selbst und Sanfte verwilderten in der Folge. Ferner ist im nächsten *ἄφρονας* der Gegensatz zu *ἐνάρετον*, wie dem *ὑψηλοὺς* das *μεταπεσόντας* entgegensteht, und der Sinn: Narren in der Höhe stürzten und kamen zur Besonnenheit, zur Tugend.

Den Anfang des 14. Cap. verstehe ich so: Das Leben beweist durch seine Vielförmigkeit, Unbestimmtheit, Unstätigkeit, daß der Mensch allein keine Gestalt hat. Freylich will sich jene *ἀοριστία* hinter den Vorwand des Mangels, der Mangelhaftigkeit flüchten (*ἐθέλει γάρ πως ἡ ἀοριστία ὑποκρίνεσθαι στέρησιν* „gefällt sich doch die Unbestimmtheit in der Nachahmung der Verneinung“ Tafel), allein wer sich den Spiegel des Gewissens vorhält, den Blick des Geistes in denselben wirft, der wird sinnen, wie er Gestalt gewinnen könne, wird die Erde fliehen und zum Stätigen und Sichern, zum Ueberirdischen sich flüchten. Wahrhaft satyrisch wird Eustathius im 27. Cap., wo er den Mönchen „hoher Ordnung“ vorwirft, daß sie statt sich ihrer Füße zum Gehen zu bedienen, ihre schwere Last auf Maulesel laden müssen; er setzt sich, sagt er, wie eine Last und das eine nichtswürdige, auf Zugthiere und fährt selbst wie ein Gespann unvernünftiger Thiere, das unsichtbare und das sichtbare, einher; *τοῦ τε κρυπτομένου καὶ ὃ προφαίνεται*; besser, von denen das eine verhüllt, das andere sichtbar ist. Ebenda ist *ὁ λαμπρὸς οὗτος ἀναβάτης ἀββᾶς* „dieser glänzende (pinguis et nitidus vgl. Horaz Brief. 4, 15) berittene Mönch.“

Cap. 55. am Ende: *ὁ γὰρ τὰ ἐντὸς ἄκοσμος ὢν σχολῇ γ' ἂν ἐν τοῖς ἔξω τὸ κόσμιον ἐπιδείξηται*. Hier hat *σχολὴ* nicht die Bedeutung „Muße“, sondern es steht *σχολῇ γε* adverbiell, vix, *βραδέως*. Vgl. den Scholiasten und die Ausleger zu Sophocl. Antig. 386 (ed. Herm.). „wer zu Hause nichts auf Ordnung hält, der wird die Ordnung noch viel weniger im Aeußern beobachten.“

Cap. 61. *οὐ κατὰ σάρκα διὰ τρυφῆς* (so richtig der Wiener Cod.) *ἀλλ' εἰς χρήματα δι'*

ἐπικτήσεως. — Die Ueberſetzung hebt die Gegenſätze nicht genug hervor: der Mönch wird dick und breit „und zwar nicht an Fleiſch durch Ueppigkeit, ſondern an Reichthümern durch Erwerb.“ Cap. 63. περιττότης κενὴ καὶ ἡδονὴ δὲ ματαία, καὶ δόξα ὁμοία, wenn dieß richtig iſt, ſo kann δόξα ὁμοία nichts anderes bedeuten, als Ruhm von gleicher Art, d. i. eitler Ruhm, leere Einbildung, δόξα ματαία, κενή; vielleicht aber wäre zu ſchreiben, δόξα, ὅμοια οἷς καὶ αὐτοῖς ὁ κυρίως μοναχὸς ἀπετάξατο „Einbildung, lauter ſolche Dinge, denen gerade der wahrhafte Mönch abgeſagt hat.“ Cap. 84. πρὸς κουρῶν μέχρι καὶ εἰς τὰς Εὐξείνου προβολὰς, der Wiener Codex προσκυρῶν, Tafel vermuthet προσουρῶν. Ich würde aus der Wiener Lesart eher προσκρούων herausſuchen, wenn ſie nicht ſelbſt zu billigen iſt.

Cap. 95. In dieſem und den damit zuſammenhängenden Artikeln gibt Euſtathius eine ziemlich breite ſymboliſche Deutung der ſchwarzen Mönchstracht. Dieſe könne verglichen werden mit der Nacht, wie aber dieſe ihre Lichter habe, ſo ſolle auch der Mann des ſchwarzen Gewandes ſtets ein göttliches Licht durchſcheinen laſſen, ſo daß man den Spruch auf ihn anwende: ein Tag ſagt es dem andern und eine Nacht thut es kund der andern (Pſalm 19, 3). Statt der gewöhnlichen Lesart: ἵνα τις ἔχῃ λέγειν ..... τὸ · ἡμέρα τῇ ἡμέρᾳ ἐρεύγηται ῥῆμα θεωρητικῶς, καθὰ ζῴῳ λογικῷ πρέπει — gibt der Wiener Codex folgende Erweiterung: ἡμέρα ἐρεύγεται ῥῆμα · ὅπερ ἁρμόσοι ἂν ἅπασιν, ἐν οἷς ὁ ἱερὸς βίος λόγῳ συμφωνίας ἐμμελῶς ἔχει ἐς διηνεκὲς, ἵνα ἡμέρα ἑκάστη τῇ ἐφεξῆς ημέρᾳ ******* κῶς ***** ῷ πρέπει. Dieß ſcheint ſo zu ergänzen: τὸ · ἡμέρα τῇ ἡμέρᾳ ἐρεύγεται · ῥῆμα ὅπερ ἁρμόσοι ἂν ἅπασιν, ἐν οἷς ὁ ἱερὸς βίος λόγῳ συμφωνίας ἐμμελῶς ἔχει ἐς διηνεκὲς, ἵνα ἡμέρα ἑκάστη τῇ ἐφεξῆς ἡμέρᾳ ἐρεύγηται, θεωρητικῶς καθὰ ζῴῳ λογικῷ πρέπει„ auf einen ſolchen Mann ..... läßt ſich anwenden: ein Tag verkündet es dem andern; ein Spruch, der auf alle paßt, bey denen das heilige Leben nach der Weiſe des Einklangs fortwährend zuſammenſtimmt, damit jeder Tag es dem folgenden verkündet, in geiſtiger Weiſe, wie es einem vernunftbegabten Weſen ziemt.

Cap. 112. heißt es ſehr ſchön vom Mönche: Die Tugend hat dich zu zeigen: du ſelbſt zeige dich nicht von freyen Stücken. Sonſt unterſcheideſt du dich nicht von Leuten, die auf dem Markte ihre Waaren ausrufen: ἄλλος γὰρ προαγόμενος οὐδέν τι διαφέρεις κ. τ. λ. hier möchte ich ἄλλως ſetzen, wie es in der Uebertragung geſchehen iſt.

Cap. 114. ἄλλως κεκύρωτο „das hatte eine andere Bedeutung“ ich nehme es „das ward von andersher, von einem andern beſtätigt“ nämlich das Taufgelübde, hingegen das Mönchsgelübde iſt eine ſelbſteigene bewußte Handlung, ἐξ αὐτῶν ἐκείνων εὖ εἰδότων. Cap. 124. Damit die Mönche bloß geiſtlichen Dingen obliegen könnten, ſtellten die Kaiſer, namentlich Manuel, für die großen Klöſter weltliche Beamte auf „ὡς οἷα τινὲς πρόβολοι κατὰ κυμάτων βιωτικῶν ἀνιστάμενοι“ — hier bin ich geneigt ἀνθιστάμενοι zu ſetzen; jene Beamten ſollten als Schutzmauer nicht ſowohl aufſtehen, als entgegenſtehn. ἀνθίστασθαι κατά τινος, wie ἱστάναι τι κατά τινος. Soph. Antig. 145: ὦ πατρὸς ἐνὸς μητρός τε μιᾶς φύντε καθ' αὑτοῖν δικρατεῖς λόγχας στήσαντ' ἔχετον. Wenn es Cap. 130 am Anfang heißt: μοναχός ἐστι πολίτης οὐρανοῦ .... αἰθέριος τὴν πολιτείαν ἄνθρωπος, ἀεροβάμων, οἷς τὰ κατὰ γῆν ὑπερπέτεται: kömmt uns dabey ſofort jene feine Stelle der Wolken des Ariſtophanes in den Sinn, wo Sokrates von ſich ſagt: ἀεροβατῶ καὶ περιφρονῶ τὴν ἥλιον. (V. 225.) Cap. 137. μὴ λάκτιζε πρὸς κέντρα „ſchlage nicht wider den Stachel“ in dieſem Sprichwort wollen wir doch das gute alte, ſonſt ohnehin begrabene Zeitwort „löken“ der Nachwelt retten. Cap. 138 iſt ἐπ' ἀληθείας unüberſetzt geblieben; Cap. 139. ἀποίμαντε μόναρχε kurzweg mit „ungehüteter Monarch“ zu geben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel, Dr. phil., Privatdocenten an der Universität zu Leipzig. Nebst einem Anhange: Daniel Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik. Legimus aliqua ne legantur. Leipzig, Dyk. 1848.

Der Mann, mit dessen Leben und Werken sich die vorliegende Schrift beschäftigt, ist dem jetzt lebenden Geschlecht fast nur als das Musterbild der Geistlosigkeit und Geschmacklosigkeit bekannt, und die Meisten werden das obige Buch mit dem Vorurtheil in die Hand nehmen, daß hier ganz unnöthiger Weise glücklich vergessene Langeweile ins Leben zurückgerufen werde. Allein bey näherer Ansicht wird man bald ein günstigeres Urtheil über das Buch gewinnen. Es ist nämlich Hrn. Danzel gelungen, einem an sich trocknen Gegenstand durch geschickte Hervorhebung seiner geschichtlich wichtigen Seiten, so wie durch Mittheilung einer Menge bisher ungedruckter Briefe ein neues Interesse zu verleihen. Können wir nun auch, wie sich weiter unten zeigen wird, dem Urtheil des Hrn. Vf. nicht überall beypflichten, so stehen wir doch nicht an, seine Arbeit als einen sehr wichtigen Beytrag zur deutschen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen, den kein Literarhistoriker unberücksichtigt lassen darf und den auch der bloße Liebhaber solcher Studien in so ansprechender Behandlung mit Vergnügen lesen wird. Was zuerst das Material betrifft, das Hrn. Danzel zu Gebote stand, so war es außer den gedruckten Werken vorzüglich der umfangreiche Briefwechsel Gottscheds und seiner gelehrten Frau, aus dem er schöpfte. Dieser Briefwechsel wird handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt und umfaßt nicht weniger als 4700 Nummern in 22 Foliobänden. Wer das Ungeschick kennt, mit dem solche handschriftliche Sammlungen in neuerer Zeit bisweilen dem Publikum sind vorgeschüttet worden, der wird gewiß mit uns die zweckmäßige Auswahl des Verf. loben. Seine Mittheilungen enthalten nur sehr Weniges, das wir als völlig unbedeutend weggewünscht hätten. Bey weitem das Meiste trägt zur wirklichen Aufklärung der damaligen Verhältnisse bey.

Der Hr. Vf. nimmt seinen Ausgang davon, daß Gottsched zu den Männern gehöre, deren auf die Nachwelt gekommenes Bild lediglich aus dem Urtheil ihrer Gegner entstanden sey. Bekanntlich hat sich Gottsched in seinen späteren Jahren gerade den Männern auf das feindseligste entgegengestemmt, die zuerst wieder Werke von unvergänglichem Werth in deutscher Sprache geschaffen haben. Klopstock und Lessing waren seine Hauptgegner. Sie und ihre Freunde haben den Kampf ausgefochten, dessen Ausgang die gänzliche Vernichtung Gottscheds war. So ist es gekommen, daß wir Gottsched immer nur aus dem Gesichtspunkt betrachten, aus dem ihn jene von uns verehrten Männer ansahen. Da nun Gottsched diesen Männern gegenüber offenbar Unrecht hatte, so ist es um so weniger zu verwundern, wenn nur die Schattenseite seines Wesens in das allgemeine Urtheil aufgenommen worden ist. Jedermann erblickt in ihm

nur den geistlosen und pedantischen Gegner Klopstocks und Lessings; beynahe Niemand aber wirft sich die Frage auf: Was war denn Gottsched abgesehen von jener unglücklichen Gegnerschaft? Was war er in seinen besseren Jahren, bevor er sich mit diesen neuen Mächten in Kampf einließ? Daß der unbefangene Historiker sich diese Fragen zu stellen habe, unterliegt keinem Zweifel. Es ist nicht bloß eine Forderung der Billigkeit, sondern es ist auch der einzige Weg, um zu erklären, wie Gottsched zu dem fast unumschränkten Ansehen in Deutschland und zu einer beynahe europäischen Berühmtheit hat gelangen können. Denn daß er diese wirklich besaß, dafür werde ich später einige unwidersprechliche Belege anführen. Der Hr. Verf. stellt sich die Aufgabe, eine solche Charakteristik Gottscheds und seiner Wirksamkeit zu entwerfen, die sich von aller vorgefaßten Meinung frey hält und eben dadurch dem geschilderten Manne seine wahre Stelle in der Entwicklung unsrer Literatur anweist. Hiebey ist nun Hr. Danzel nach unsrer Ueberzeugung in einen Fehler verfallen, der schon sehr oft in der Geschichtschreibung vorgekommen ist. Indem er nämlich mit Recht seinen Helden von dem Vorwurf der gänzlichen Nichtigkeit und des völlig grundlos angemaßten Ruhmes zu befreyen sucht, geräth er in die offenbarste Ueberschätzung desselben. Nicht als wenn Hr. Danzel die Fehler und Gebrechen Gottscheds läugnete. In ihrer unumwundenen Anerkennung zeigt er vielmehr eine rühmenswerthe Unbefangenheit. Aber die Bedeutung, die er Gottsched für die Entwicklung der deutschen Literatur beylegt, ist sehr übertrieben. Als das Princip, dessen Verfechtung Gottsched zu seiner Lebensaufgabe machte, bezeichnet der Hr. Vf. die Correctheit (S. 7). Daraus folgert er nun: „Er hat dadurch, daß er den Gesichtspunkt der formellen Bildung ausschließlich festhielt — eine feste nationale Grundlage des deutschen Schriftthums gefunden, auf der wir heute noch fortbauen. Wir verdanken Gottscheden die ausdrückliche, nicht bloß gewohnheitsmäßige Feststellung der deutschen Schriftsprache“ (S. 7). „Gottsched hat etwas Großes zu Wege gebracht, das darum, weil es uns hinterher als etwas erscheint, das sich ganz von selbst versteht, nur um so größer ist“ (S. 8). „Gottsched ist der erste, welchem die Idee der deutschen Gesammtlitteratur in ihrer Gliederung aufgegangen ist; er hat damit der Geschichte derselben im 18. Jahrhundert, dessen Aufgabe die Hervorrufung einer neuen Phase dieser Litteratur war, ihren Weg vorgezeichnet; es handelt sich bey Klopstock, Lessing, Wieland und wie sie heißen mögen, die Männer, welche diese Aufgabe gelöst, nur um das Wie dieser Lösung; die Aufgabe selbst überkamen sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu seyn, von dem verachteten Vorgänger — nur daß freylich ihre Lösung dann auf einer tieferen Auffassung der Aufgabe selbst beruhte, als sie bey diesem möglich gewesen war“ (S. 77). Hier scheint mir nun Hr. Danzel in einer so handgreiflichen Uebertreibung befangen, daß er bey dem gesunden Urtheil, das er sonst fast überall zeigt, sicherlich selbst von seiner Meinung zurückkommen wird, wenn erst die Arbeit, in die er sich gegenwärtig mit offenbarer Liebe hineingelebt hat, um einige Jahre hinter ihm liegt. Aber bey der Art, wie solche Monographien jetzt bisweilen ausgebeutet worden, würde sich Ref. nicht wundern, wenn ihm in einiger Zeit irgend ein neues Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte zu Gesicht käme, worin Gottsched als der eigentliche Schöpfer der neueren deutschen Literatur dargestellt würde, in dessen ausgetretene Fußstapfen dann Lessing, Klopstock und wie diese kleineren Geister alle heißen mögen, getreten wären. Nur um diesem Unfug vorzubeugen, will Ref. Einiges gegen Hrn. Danzels Ansicht bemerken. Es ist immer ein mißliches Ding, die Wirkungen einer historischen Erscheinung genau abzuwägen. Denn im Grunde genommen kann dieß doch nur dadurch geschehen, daß man die mannigfaltigen Ursachen, aus denen die Folgezeit hervorgeht, streng sondert und dann die Kraft jeder einzelnen prüft. So schwierig aber dieß Geschäft ist, so unumgänglich nothwendig ist es für alle Geschichtschreibung. Denn nur durch diese bewußte oder unbewußte Operation wird die Sonderung des Wichtigen und Unwichtigen möglich, auf welcher alle wahre Geschichtschreibung beruht. Wenden wir nun diese Sätze auf unsern Fall an, so lautet die Frage: Ist die neuere deutsche Literatur wirklich aus den Forderungen hervorgegangen, die Gottsched an sie gestellt hatte? Hat wirklich Gottsched unsern Lessing, Göthe, Schiller die Bahn vorgezeichnet? Ich

gestehe, es ist mir kaum begreiflich, wie Hr. Danzel diese Fragen in der oben angeführten Stelle mit Ja beantworten kann. Denn eben aus seinem Buch springt dem unbefangenen Leser das gerade Gegentheil in die Augen.

Das Hauptgewicht legt Hr. Danzel überall darauf, daß Gottsched zuerst der Begriff einer deutschen Gesammtliteratur aufgegangen sey. Er habe nicht wie Opitz bloß die Poesie, sondern auch die Prosa ins Auge gefaßt. Dieser Gedanke einer deutschen Gesammtliteratur wäre nach Hrn. Danzel Gottscheds großer Fund, den dann Lessing und Andere nur weiter ausgebeutet haben. Sehen wir nicht bloß den alten Gottsched, sondern die ganze Entwicklung der neueren deutschen Litteratur mit unbefangenen Augen an, so finden wir, daß sich die Sache vielmehr so verhält: Der Gedanke einer Gesammtlitteratur überhaupt mußte den neuern Völkern schon durch das Wiedererwachen der antiken Litteratur nahe treten. Denn wenn auch die tiefer gehenden Bearbeitungen der griechischen und römischen Litteraturgeschichte noch lange auf sich warten lassen, so mußte doch schon das zehnte Buch des viel gelesenen Quintilian (cap. I, 46 sq.) den Begriff einer nach Gattungen gegliederten Gesammtlitteratur den europäischen Gelehrten vor Augen rücken. Es kam nun freylich darauf an, auch die Schriftwerke einer neueren Sprache, seyen sie in Versen oder in Prosa abgefaßt, als Ein Ganzes zu betrachten. Dieß haben mit den Schriftwerken ihrer Nation die italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts gethan, wie dieß aus der Anlage und den Vorarbeiten des Vocabolario degli accademici della crusca hervorgeht. Daß dann weiter die Franzosen des siècle de Louis XIV. recht wohl wußten, daß ihre Litteratur aus Dichtern und Prosaikern bestehe, das beweisen neben vielem Andern Boileaus kritische Schriften an mehr als einer Stelle. Es würde also für Gottsched nur das Verdienst übrig bleiben, den Gedanken einer solchen aus Dichtern und Prosaikern bestehenden Gesammtlitteratur zuerst für das Deutsche geltend gemacht zu haben. Aber auch dieß Verdienst ist ihm von einem Mann ganz anderen Schlages vorweggenommen worden. Leibnitz in seinen „Unvorgreifflichen Gedancken betreffend die

Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ behandelt es nicht nur überall als etwas, das sich von selbst versteht, daß die deutschen Dichter und Prosaiker zusammen die deutsche Litteratur bilden, sondern er stellt auch schon ziemlich klar den Begriff dessen auf, was man jetzt als eigentliche Nationallitteratur aus dem ganzen Bücherwesen eines Volkes aussondert. „Dann gleichwie, sagt er (595; VI, 2, 44 Dutens), in einem sonst schönen Teutschen Gedichte, ein Frantzösisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck seyn würde, also solte ich gantzlich dafür halten, daß in den Schreib-Arten, so der Poesie am nächsten, als Romanen, Lobschriften und öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien, und auch bey Uebersetzungen aller solcher Wercke aus fremden Sprachen, und summa, wo man nicht weniger auff Annehmlichkeit als Nothdurfft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte, so viel immer möglich enthalten solle.“

Man sieht aus dieser Stelle, daß der Gedanke einer deutschen Gesammtlitteratur, ja sogar der speciellere einer schönen deutschen Gesammtlitteratur längst vor Gottsched in Deutschland vorhanden war. Dieser Gedanke hat dann das ganze 18. Jahrhundert beherrscht. Er wurde auf die verschiedenartigste Weise aufgefaßt und alle deutschen Schriftsteller haben zu seiner Verwirklichung beygetragen. Das aber, wodurch sich Gottsched von den wirklich großen Geistern des Jahrhunderts unterscheidet, ist eben, daß er den Gedanken einer deutschen Gesammtlitteratur falsch aufgefaßt hat. Er wollte sie auf die Correktheit gründen, glaubte, die Hauptsache sey die Richtigkeit der Regeln und deren skrupulöse Einhaltung. Deßwegen hielt er sich vor Allem an die Franzosen, weil ihm diese am correktesten schienen, und wo er, wie auch unser Hr. Vf. mehrfach berührt, die Franzosen tadelt, da glaubt er sie durch noch größere Correktheit übertreffen zu können. Daß das Alles sehr verkehrt war, brauche ich meinen Lesern nicht erst auseinander zu setzen.

(Schluß folgt.)

Betrachtungen über den Mönchsstand.

(Schluß.)

Für die Grammatik bemerkenswerth ist folgende Stelle des 175. Cap.: *μήποτε δὲ ἡ ἐν αὐτῷ μοχθηρία οὐδέποτε ἀφήσει αὐτὸν ἀνανῆψαι τοῦ πολλοῦ κάρου κ. τ. λ.* Es liegt in dieser eigenthümlichen Redeweise wohl das, was der Lateiner mit „nescio an nunquam ille ad sobrietatem redeat“ ausdrückt. Vgl. die Note Hermann. ad Viger. p. 797.

Cap. 176. *ὅτε τις πρώτην ἀράξας βαλβίδα τοῦ κατὰ θεὸν σταδίου* ist wörtlicher zu nehmen „wenn einer die erste Schranke auf der Laufbahn zu Gott durchbrochen hat.“ *ἀράσσειν βαλβίδα* wie *ἀράσσειν θύρας, πύλας.* Cap. 178. *ἑαυτὸν γὰρ ἀηδεῖται διαρρήδην παρεισκυκλῆσαι τῷ λόγῳ* — den vom Theater entlehnten Ausdruck *παρεισκυκλῆσαι* möchte ich in der Uebersetzung gewahrt wissen: „ungern nämlich bringt er geradezu seine eigene Person dabey mit ins Spiel.“ Cap. 183. *εὐθὺς μὲν γὰρ εἰς ἐμβρίθειαν ἑαυτὸν συνάξας βρυχᾶται.* „augenblicklich nimmt er sich zornig zusammen“; eher „augenblicklich geräth er in Zorn, in dumpfe Heftigkeit,“ brüllt, tobt u. s. w. Die Redensart ist der Natur der Zornigen nachgemalt, welche, wenn sie ihrer Leidenschaft nicht gleich Luft machen können, dieselbe in sich hineinziehen, und so sich gleichsam zusammenziehen, was sich auch in den Geberden kund gibt, die Eustathius so wahr, so stark im Folgenden abzeichnet.

Als Probe des Styls und der Uebersetzung mag noch folgende Stelle des aufgeklärten Kirchenvorstandes dienen.

„Ich wollte, sagt Eustathius Cap. 143, jene Menschen beschäftigten sich auch mit der Sammlung heidnischer Geschichten, Gedanken und Sinnsprüche, aus denen die heiligen Väter der Vorzeit ihren Honig sammelten, um daraus wie Bienen jene feinen Bücher zu verfertigen, in welche sie ihre Sprüche, süßer denn Honigwaben niederlegten und so auf eine Gott wohlgefällige Weise thätig waren. Ich möchte wünschen, daß die, so bey uns sich als Mönche zeigen, es ebenso machten. Daß sie jedoch außer den heidnischen Schriften auch die unsrigen geringschätzen, welche noch tiefer in das Wesen Gottes und die göttlichen Dinge eindringen, will ich ihnen jetzt zu Gemüthe führen, damit sie endlich einmal ihrem Geifern ein Ziel setzen.

Himmel und Erde, welche Rede hatte ich einmal von einem solchen Manne zu vernehmen! Ich hörte, es sey irgendwo ein geistl. Buch vorhanden; sein Verfasser sey Gregorius, der auch der Theolog heißt, jener Mann, welcher einst Feuer athmete und durch seine Beredsamkeit hervorleuchtete. Das Buch galt als etwas Ausgezeichnetes, sein Ruhm war überall verbreitet und es zog viele Leute herbey, die es als ein Wunder betrachteten. In der That konnte man es — so groß waren seine innern und äußern Vorzüge — nicht ohne Vergnügen ansehn: es war eine Lust für die Seele und eine wahre Augenweide. So kam es, daß auch ich den Wunsch bekam, die Bekanntschaft dieses vortrefflichen Gregorius zu machen; war aber dabey nicht sehr glücklich. Das Buch, dachte ich, ist vielleicht verlegt worden. Die Sache war mir natürlich unangenehm, und ich fragte den Abt, einen rechtschaffenen, wissenschaftlich gebildeten Mann, wo das schöne Buch sey? Dieser bewegte seinen rechten Zeigfinger, als ob er einen Kreis beschreiben wollte, gab aber keine Antwort. Als ich in ihn drang, und noch einmal freundlich mich darnach erkundigte, sagte er, das Buch sey verkauft. Denn wozu, war sein Ausdruck, war es uns nütze? Als das meinen Unwillen erregte, den ich auch gar nicht verhehlte, rückte der ehrwürdige Mönch deutlicher mit der Ursache heraus: Wozu brauchen denn wir solche Bücher? Bey diesen Worten gieng mein Unmuth in ein helles Gelächter über. Ich machte ihm Vorwürfe und fügte zuletzt bey: Was werdet ihr ehrenwerthen Mönche noch brauchen, wenn ihr solche Bücher für nichts achtet? Der Mensch kehrte mir den Rücken, um sich zu entfernen, und sich sein ganzes Leben lang nicht mehr vor mir sehen zu lassen, vermuthlich weil er an meiner großen Bücherliebhaberei Anstoß genommen hatte.“

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Regesta imperii. Die Regesten des Kaiserreichs von 1198 — 1254. Neu bearbeitet von F. F. Böhmer. Erste Abtheilung. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1847.

Welch großen Werth für den Geschichtschreiber sorgfältig ausgearbeitete Regesten haben, weiß unstreitig derjenige am besten zu beurtheilen, welcher eine Periode der Geschichte ohne diesen wichtigen Behelf auszuarbeiten unternommen hat. Die großen chronologischen Schwierigkeiten, welche ihm bey jedem Schritte aufstoßen, der Mangel an klarer und das Gefühl der Sicherheit verleihenden Uebersicht des urkundlichen Stoffes, die Unmöglichkeit, die widerspruchvollen und lückenhaften Angaben der Schriftsteller zu vereinigen oder zu widerlegen, sind so hervorragend, zeitraubend und verwirrend, daß über die Wohlthat wie über das unabweisbare Bedürfniß von Regesten längst nur Eine Stimme ist. Allein auch darüber ist nur Eine Stimme, daß die Art und Weise, wie diesem Bedürfnisse in Betreff der deutschen Geschichte durch Hrn. Böhmer abgeholfen wurde, der Fleiß der Zusammenstellung und der richtige Tact, mit welchem aus den Urkunden das Wichtigste hervorgehoben wurde, die kritische Schärfe und ruhige Beurtheilung der Zeiten, das umsichtige Quellenstudium, die Beleuchtung, welche die Urkunden durch Schriftsteller, diese durch Urkunden wechselseitig erlangen und ertheilen, für musterhaft anzusehen sind. Mußte bisher die Geschichtschreibung, wenn sie der Wahrheit getreu bleiben wollte, offen gestehen, daß sie in Bezug auf die letzten Hohenstaufen (von Heinrich VI. ab) mehr die Lösung gewisser Probleme sich zur Aufgabe machen könne, als eine vollständige Biographie; mußte sie auch zu diesem bescheidenen Endzwecke nach neuem Material zu greifen suchen, so erweiterte sich mit dem Erscheinen des vorliegenden Regestenbandes zugleich Stoff und Behandlungsweise der Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts. Obwohl nämlich schon das erste Erscheinen der Böhmer'schen Kaiserregesten (1831) Vieles zugänglich machte, was früher in seiner Zerstreutheit und bey dem Mangel an Sichtung so viel wie nicht vorhanden war, so ist in dem vorliegenden Bande für die 56 Jahre, welche er umfaßt, der Stoff in der Art ausgedehnt und gesichtet worden, daß an die Stelle von 961 damals verzeichneten Urkunden jetzt 1998 getreten sind, die 55 Druckseiten der gleichen Periode in der ersten Bearbeitung sich auf 274 erweiterten und nun auch die Regesten der Nachkommen Friedrichs II. bearbeitet wurden, welche, wie Enzius, Friedrich von Antiochia, Manfred und Conradin den deutschen Thron nicht bestiegen haben. Den einzelnen Urkunden sind ferner die Zeugen beygegeben, und da die Urkunden für die nachfolgenden hundert Jahre mit gleicher Sorgsamkeit behandelt schon vor uns liegen, ist somit ein Blick in den Wendepunkt der Geschichte des Mittelalters gestattet, wie kein anderes Werk, keine andere Literatur einen gleichen gestattet.

Gehen wir nun an der Hand der Regesten in die Mitte der Geschichte, welche uns diese aufschließen, so ist es besonders eine Thatsache, welche uns wenn auch nicht als durchaus neu, doch als beson-

ders auffallend entgegen tritt. Nicht nur scheint der Glanzpunkt des hohenstaufischen Hauses mit dem schnellen Tode Heinrichs VI., welcher den deutschen Namen furchtbarer machte als er je gewesen war, mit dem raschen Untergange der übrigen Söhne des majestätischen Friedrichs I. bey dem Anbruche des dreyzehnten Jahrhunderts schon vorüber zu seyn, sondern das Kaisergeschlecht tritt wider sich selbst auf, und wie später Conrad IV. gegen seinen Halbbruder, Manfred gegen Conrad und Conradin, zeigen uns die Regesten Philipp von Schwaben gegen Friedrich II., bald diesen selbst gegen den eignen Sohn (Heinrich VII.) in theils geheimen, theils offenen Unternehmungen befindlich. Und es ist, da die Regesten mit Philipp beginnen, dann auf Otto IV. und von diesem auf Friedrich II. und die hohenstaufischen Epigonen übergehen, nothwendig, diese merkwürdige Bereicherung der deutschen Geschichte nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gottsched und seine Zeit.

(Schluß.)

Und eben wegen dieser Verkehrtheit ist der ganze Gottschedische Plunder beym Auftreten der wahren Kritik und der ächten Poesie wie Spreu verflogen. Die Verachtung aber, in die der Mann versunken ist, hat er allerdings theilweise verdient, weil er sich eines Werkes anmaßte, zu dem er nicht berufen war. Hier werden alle Ehrenrettungen nichts helfen und Uebertreibungen wie die unsers Hrn. Vf. werden seine Stellung nur noch schlimmer machen. Wollen wir uns daher die vergebliche Mühe sparen, das Urtheil, welches die großen Geister unsrer Litteratur in Bezug auf Gottscheds Befähigung und Bedeutung festgestellt haben, im Wesentlichen zu ändern! Geben wir ihn in dieser höchsten Beziehung preis, so können wir jetzt, der Leidenschaft des Kampfes entrückt, um so unbefangener seine Verdienste auf untergeordneteren Gebieten anerkennen. Diese Verdienste haben nämlich besonders in zwey Dingen bestanden. Erstens hat Gottsched durch eine rastlose Thätigkeit, durch Schriften, Vorlesungen, Vereine und einen zahllosen Briefwechsel das Interesse für deutsche Sprache und Litteratur in weiten Kreisen verbreitet. Und zweytens hat er sich durch seine Sammlungen und Zusammenstellungen wirkliche Verdienste um die deutsche Litteraturgeschichte erworben. In allen diesen Rücksichten giebt Hrn. Danzels Buch anziehende Aufschlüsse. Nimmt man es zusammen mit den Darstellungen, die unsre Litteraturgeschichten in einem weniger freundlichen Sinn von Gottsched liefern, so wird man ein ziemlich vollständiges Bild von dieser allerdings merkwürdigen Persönlichkeit und den literarischen Zuständen jener Zeit erhalten.

Von dem Ansehen, zu dem sich Gottsched in seiner Zeit aufgeschwungen hatte, können wir uns jetzt kaum mehr einen Begriff machen. Von seinen Anhängern wurde er in einer Weise verehrt, wie kaum die größten Geister aller Zeiten. So schreibt der freylich noch sehr junge Friedrich Melchior Grimm unter dem 19. April 1741 an ihn; „Ich halte denienigen für einen albern und niederträchtigen Menschen, welcher nicht erkennet, daß Deutschland den Wachsthum ihrer Sprache, ihrer Poesie und ihrer Beredsamkeit ganz allein Ew. Magnificenz zu danken hat: Und ich hoffe, noch dieienigen Zeiten zu erleben, worinnen Deutschland in allen diesen schönen Künsten denen Ausländern es bevor thun wird. Dieses alles aber wird es dem Grossen Gottsched zu danken haben. — — Frankreich hat es weit gebracht. Wir können aber gegen einen Boileau, Rollin, Fontenelle, Voltaire, und kurz gegen alle große Lichter dieses Reiches unsern Gottsched setzen“ (S. 345). Schönaich, der unglückliche Poet, mit dessen Heldengedicht „Hermann“ Gottsched Klopstocks Messias aus dem Felde schlagen wollte, ruft seinem hohen Gönner und Beschützer unter dem 27 Aerntem. 1744 zu: „Aber glauben Sie mir es nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn 1000 Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten“ (S. 384). Und nicht bloß Deutschland füllte Gottscheds Ruhm. Auch bey den Häuptern der damaligen französischen Litteratur stand er in großem Ansehen. Der reifer gewordene und nun ganz in Paris eingebürgerte Grimm schreibt ihm 1751: „Dero

Name ist seit einiger Zeit in Paris in solchen Ehren, daß dieses wohl einige Gegenfreundschaft verdient" (S. 349). Unsre Sammlung enthält zum Beleg hiefür zwey Briefe von Fontenelle an Gottsched, unter denen der S. 88 mitgetheilte die Gründe untersucht, wodurch sich das Französische sein Uebergewicht in Europa verschafft habe. Eine Reihe kleiner sehr verbindlicher Billete von Voltaire, die an verschiedenen Stellen mitgetheilt werden, liefert wenigstens den Beweis, daß der schlaue Franzose Gottsched für den Mann hielt, der seinem Ruhm und seinen Absichten in Deutschland Dienste leisten könne. Unter diesen Billeten findet sich das „rare Curiosum," ein lateinischer Brief von Voltaire an Gottsched (S. 64), und S. 339 ein Versuch von zwey deutschen Zeilen.

Unter den neuern Briefen, die Hr. D. veröffentlicht, nehmen sich die von Mosheim sehr vortheilhaft aus, sowohl was die Form, als was den Inhalt betrifft. Die Milde des gereiften Urtheils sticht gegen die damals übliche literarische Parteywuth schön ab. „Hr. Haller, schreibt er 1737 an Gottsched, verdient eine Stelle in der Gesellschaft. Die Fehler, die diesem Manne ankleben, sind klein in Ansehen seiner Tugenden. Wer weiß, was er an uns und Andern für Mängel nach seinen Ansichten wahrnimmt?" S. 96.

Sehr interessant sind die Mittheilungen über die geistigen Zustände Berlins unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., die sich in den Briefen von Gottscheds dortigen Correspondenten finden. Vor allen ist es ein Graf Manteuffel in Berlin, mit welchem Gottsched in eifrigem Briefwechsel steht. Was man freylich auch sonst schon wußte, zeigt sich in diesem Briefwechsel recht klar, daß nämlich der Uebergang von der alten streng orthodoxen Zeit unter Friedrich Wilhelm I. zu der Freydenkerey Friedrichs II. und seines Hofes doch nicht ganz so schroff war, wie man bisweilen glaubt. Man vgl. z. B. das Rescript Friedrich Wilhelms I. vom J. 1739, dessen Bestimmungen über das Predigen schon ganz auf die Seite der Wolffianer treten. Aber freylich, als nun Friedrich II. und seine Franzosen noch einen ganz andern Ton anstimmten, fanden sich die Wolffianer bitter getäuscht. Höchst charakteristisch für die Regierungsweise Friedrich Wilhelms I. ist ein Brief Manteuffels an Frau Gottsched, den ich allen denen empfehle, die in der Verzweiflung über unsre jetzigen Zustände sich nach den Zeiten der unumschränkten Despotie zurücksehnen. Nimmt man damit zusammen, was 1735 Steinwehr über den Geschmack Friedrich Wilhelms I. an Gottsched schreibt (S. 161), so bekommt man ein Bild von diesem Herrscher, das sich von mancher neueren Schilderung beträchtlich unterscheidet.

Sehr seltsam nehmen sich die Briefe des alten Brucker aus, wo sie an die Bewegungen in der schönen Litteratur hinstreifen. „So lange man mir, schreibt er 1743 an Gottsched, Virgilium mit Lucano nicht entleiden wird, so lange werde ich meinen Pietsch tausend Miltons vorziehen und wenn man dieses seine Hölle auch so schön als das Paradies malete" (S. 243). In Bezug auf Klopstocks Messias spürt der alte Herr den Quellen nach, aus denen Herr Klopstock seine wunderlichen kabbalistischen Vorstellungen wohl geschöpft haben könnte, bey manchen „seltsamen theologischen Einfällen" desselben gesteht er selbst nicht zu wissen, wo er sie her hat. S. 364.

Durch seine deutsche Gesellschaft und seine ausgebreiteten Verbindungen hat Gottsched überall die Theilnahme an deutscher Sprache und deutscher Litteratur zu wecken gesucht. Das war allerdings kein geringes Verdienst in einer Zeit, in der die Mächtigen und Vornehmen fast ohne Ausnahme in französischer Sprache und Bildung dem Deutschen abgestorben waren. Von dieser Seite scheint mir auch der apologetische Zweck von Herrn Danzels Buch am meisten erreicht. Weil Gottsched in Folge einer verkehrten Ansicht, die er von der Poesie hatte, die Franzosen für die vortrefflichsten Dichter hielt und sie deßhalb den Deutschen zur Nacheiferung hinstellte, so gilt er bisweilen für einen jener unpatriotischen Halbfranzosen, die unsre Litteratur verunzieren. Das war aber Gottsched in der That nicht. Ueberall lag ihm vielmehr der Ruhm der deutschen Litteratur am

Herzen und nebenbey freylich auch gar sehr sein eigener. Daher sammelt er mit großem Eifer deutsche Bühnenstücke, obschon sie meist seinen eigenen kritischen Principien widersprechen. Ja er wendet seinen Blick rückwärts in das Alterthum unsrer Poesie, um auch dafür Gründe für den Ruhm der deutschen Sprache zu entnehmen. So wenig wissenschaftlichen Werth natürlicherweise seine dahin einschlagenden Arbeiten für unsre Zeit noch haben können, so bin ich doch überzeugt, daß unter denen, die Gottsched nur von Hörensagen kennen, nur wenige unter seinen Schriften eine „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie zu Kaiser Friedrichs des ersten Zeiten" erwarten werden. Sie steht in seinen gesammelten Reden (Leipzig 1749) S. 39 fg. und ist 1746 gelesen, gehört also zu den ersten Anregungen zum Studium der mittelhochdeutschen Poesie. Ebenso findet man in seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften (Leipzig 1760), das sonst eine wahre Fundgrube verkehrten Ansichten ist, eine ganze Anzahl mittelhochdeutscher Dichter aufgeführt.

Um nun aber schließlich auch Gottscheds eigene Poesien nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, kann ich nicht umhin, einen Zug zur Charakteristik der damaligen Poesie auszuheben, den der Hr. Vf. nicht hätte mittheilen sollen, wenn er will, daß man beym Namen Gottsched in Zukunft nicht mehr lacht. Freylich trägt Gottscheds Name hier die Schuld der ganzen Zeit, aber er hat sich selbst zum Diktator dieser Zeit aufgeworfen und deßhalb darf er sich nicht beschweren, wenn sein Name die Lächerlichkeiten jener ganzen Zeit repräsentirt. Die bestellte und bezahlte Gelegenheitsdichtung war bekanntlich ein Haupttheil aller deutschen Poesie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auch Gottsched hat diese Quelle des Einkommens und der Ehre eifrig ausgebeutet, wie ein Blick in seine gesammelten Gedichte zeigt. Zur Entstehungsgeschichte solcher Produkte liefert nun Hr. D. S. 72. 73 ein paar köstliche Beyträge. Der erste ist ein Schreiben von einem gewissen M. G. L. Wachsmuth in Sondershausen an Gottsched und lautet: „Den 6. künftigen Monats wird das hohe Geburths-Fest des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christians Hochfürstlicher Frau Gemahlin einfallen, weßhalben Dero Bediente bemüht sind, Ihrer Durchlauchtigkeit sowohl wegen glücklicher Niederkunft und bey allem hohen Wohlsein gehaltenen sechs Wochen, als auch anderen genossenen Hochfürstlichen Vergnügen unterthänigst zu gratuliren und ihre empfundene Freude zu bezeugen. Wann denn auch mein Schwager als dero Leibmedicus, welcher sich Ew. Hoch Edl dienstl. empfiehlt, solches als ein Stück seiner unterthänigsten Schuldigkeit ansiehet und da nun deroselben neulichst verfertigtes Gedicht bey allen sein verdientes Lob erhalten, ersuchet er mich aufs Neue, dießfalls an dieselben zu berichten, wie er nicht nur für das Vorige schuldigst danke, sondern auch bey gegenwärtiger Gelegenheit Verlangen trage, durch Dero Geschicklichkeit Sr. Durchlaucht seine Unterthänigkeit zu entdecken. Und ich versichere, daß sofern Ew. HochEdlen in diesem Stücke meinem Schwager zu willfahren belieben, er nicht nur das Schuldige sobald nach dem Empfang werde einsenden" u. s. w. Und dazu nun das zweyte Beyspiel. Bey einer spätern Bestellung der Art für den Herzog von Weißenfels, im Jahre 1733, sagt der Schreibende: „Zuvörderst wollte zu einiger Nachricht melden, daß Serenissimus nicht gerne das Wort Wonne und die Reime, so sich auf Sachsen, wachsen, Achsen endigen, haben mögen, obgleich die beyden, nämlich Sachsen und wachsen, außer damit zu reimen, mit einfließen können."

Daß ein Mann, der sich auf solche Unwürdigkeiten ganz ruhig einließ, nicht geeignet war, die große weltgeschichtliche Stelle in der Entwicklung der deutschen Literatur einzunehmen, die ihm Hr. D. beylegt, scheint mir durch sich selbst klar. Uebrigens bemerke ich noch einmal, daß Hrn. Danzels Buch nicht nur durch die mitgetheilten Documente, sondern auch durch die vielen eindringenden Untersuchungen des Hrn. Verf. selbst seinen Werth und sein Interesse behält, auch wenn man dem Gesammturtheil über Gottsched nicht beystimmen kann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Regesta imperii.

(Fortsetzung.)

Als K. Heinrich VI. am 23. September 1197 gestorben, wurde bekanntlich die schon 1196 erfolgte Königswahl des unmündigen Friedrichs II. schon Anfang 1198 von den deutschen Fürsten umgestossen und der Oheim des Knaben, von seinem Bruder beauftragt, das königliche Kind nach Deutschland abzuholen, empfieng selbst die seinem Neffen gebührende Krone. Wohl sagt nun einer der von H. Böhmer angeführten Chronisten, Philipp habe auf alle Weise die frühere Wahl aufrecht zu halten gesucht, und die Regesten führen an, daß er „die Königswahl nur ungerne angenommen, nachdem er die Unmöglichkeit einsah, seinem Neffen das Reich zu erhalten.“ Allein derselbe Schriftsteller, welcher von Philipps Gegenbemühungen erzählt, berichtet auch, daß bey der am 6. März statt gehabten Fürstenberathung — von welcher Philipp später an P. Innocenz III. schrieb, er habe hiebey die Zustimmung zu seiner Königswahl ertheilt — Philipp nur zum defensor imperii bis zur Ankunft Friedrichs II. in Deutschland erwählt worden sey. Nun kam die Wahl Bertholds von Zähringen zum deutschen Könige so wenig zu Stande, als die H. Bernhards von Sachsen; die des Welfen Otto IV. erfolgte erst Mitte Mai und dennoch schrieb sich Philipp bereits Ende März König der Deutschen. Er „gestattete und willigte ein,“ an Friedrichs Stelle erwählt zu werden, weil er das deutsche Reich für ihn verloren hielt — Sicilien erhielt diesem nicht ein Verwandter seines Hauses, sondern der Papst — und nun dasselbe für sein Haus erhalten wollte (R. I. S. 3). In gleicher Art machte später Manfred als Grund seiner Usurpation geltend, Sicilien sey für den unmündigen Conradin ohnehin verloren (R. I. S. 280). Den wahren Aufschluß über Philipps Gesinnungen giebt jedoch ein bey Rainald angeführter Brief Honorius III., der den Beweis enthält, daß er selbst nach der Krone Siciliens getrachtet, die seinem Neffen allein noch übrig war. Zweifelsohne wird die zweyte Abtheilung der Reg. Imp. darüber nähere Mittheilung enthalten.

In welche Verwirrung die strittige Königswahl das Reich stürzte, weisen die Regesten höchst anschaulich nach. Von drey Seiten aus wurde auf die Besetzung des deutschen Thrones hingewirkt, von dem päpstlichen Legaten Guido von Palästina, welcher Philipp excommunicirte, von dem K. Richard von England, welcher die Wähler Otto's bestach, von dem K. Philipp August von Frankreich, der für das hohenstaufische Haus Partey nahm. (R. I. S. 28.) Um sich zu erhalten, veräußerte Philipp Reichsabteyen und Herrschaften an Herzöge und Erzbischöfe (R. I. nr. 18. 51. 53), verlor Holstein, Hamburg, Lübeck an Dänemark; Otto aber machte dem römischen Stuhle Versprechungen auf Versprechungen (R. I. nr. 6. 14. 59) und bat den Papst, den deutschen Fürsten zu gebieten, ihn zum Könige zu wählen. Wenig fruchtete es Philipp, die Krone um solchen Preis auf sein Haupt gebracht zu haben. Endigte er gewaltsam und selbst unglücklicher als Manfred, der doch den Soldatentod fand, so brachte dem Welfen die so errungene Krone auch kein Heil. Noch war keine Woche nach der Krö-

nung zu Rom und dem Krönungseide verflossen, und schon hatte das Zerwürfniß mit seinem treuesten Bundesgenossen, dem Papste, begonnen (R. I. n. 78), brach Otto so bald und so schnöde seine Eide (R. I. n. 77). Das Zerwürfniß war unentwirrbar, als auch Otto sich in den Besitz Siciliens setzen wollte. „Nun erst, da der Kaiser den Schützling der Kirche angreift (R. I. S. 55) — Friedrich II. fünfmalige Beschickung des Kaisers durch den päpstlichen Unterhändler ihn davon nicht abbringen konnte, gegen den geleisteten Eid (contra juramentum An. Cass.) die Eroberung Unteritaliens zu beginnen, erfolgte rasch die Excommunication Otto's IV., die Erhebung Friedrichs II. auf den deutschen Thron mit französischer Hülfe, Otto's Niederlage bey Bouvines durch die Franzosen (27. Juli 1214), endlich sein ruhmloses Ende. Nachdem er in mehr als einer Beziehung Vorläufer Friedrichs II., erst Schützling der Kirche gewesen, dann mit so großem Trotze die geleisteten Eide gebrochen, starb er 19. Mai 1218 „mit tiefer Reue über sein Leben, indem er den herbeygerufenen Geistlichen bekannte, gegen den Papst und die römische Kirche schwer gesündigt zu haben“ *).

Will man nun nicht blos den Verlauf der Regierung Friedrichs II. — des Pfaffenkönigs, wie ihn Otto IV. genannt hatte — sondern auch den Grad von Schuld oder Nichtschuld kennen, welcher bey Friedrichs tragischer Katastrophe statt fand, so geben die Regesten, sobald man die einzelnen Streitpunkte besonders hervorhebt, höchst reichhaltige Aufschlüsse und der Leser wird, wenn er den Verfasser wiederholt Friedrichs Eidbruch (R. I. S. 157. ꝛc.) rügen sieht, nach den verliegenden Beweisen diesem von andrer Seite schon früher geschehenen Ausspruche die Verpflichtung nicht länger versagen. Heben wir zuerst die Frage über Sicilien hervor, welche selbst eine dreyfache war, da sie das Lehnsverhältniß Friedrichs zum römischen Stuhle, die Freygebung der bischöflichen Wahlen und das Versprechen betraf, Sicilien nicht mit Deutschland unter einem Scepter vereinigen zu wollen. Schon 1211 hatte Friedrich dem Papst, welcher ihn nicht blos gegen den deutschen König, sondern auch gegen Heinrich's VI. treulose Anhänger, die Herzoge von Ravenna und Spoleto, die Grafen und Markgrafen von Ancona und Ancerra, vertheidigt (R. I. S. 66), urkundlich bekannt, Sicilien, Apulien, Capua von der römischen Kirche zu Lehen zu tragen, hatte er deshalb dem päpstlichen Gesandten den Huldigungseid wirklich geleistet und versprochen, denselben persönlich vor dem Papste zu wiederholen. Nicht blos bey dieser Gelegenheit (R. I. N. 30), sondern auch durch eigene Urkunde R. I. N. 31) verhieß Friedrich, wie zur Beseitigung jedes Streites zwischen der Kirche und seinem Königreiche die Bischofswahlen mit Beachtung einerseits der canonischen Freyheiten andererseits der königlichen Würde vorgenommen werden sollen. Die Capitel sollen nämlich „canonisch wählen und die Wahl publiciren, der neugewählte wird aber nicht inthronisirt vor Einholung der königlichen Beystimmung und darf nicht administriren als nach der päpstlichen Bestätigung.“

Diese 2 Urkunden waren aber selbst nur, was die Regesten nicht weiter anführen, der Wiederhall eines zwischen Constanzen, Friedrichs Mutter und Innocenz III. abgeschlossenen Uebereinkunft (Sieh Innocent. III. epist. 410—412. Hurter I. S. 134—136 und die von Muratori Antiqq. VI. 104 erwähnte Urkunde des päpstlichen Archives continens qualiter. Constantia — praestitit juramentum fidelitatis Domino Innocentio.) Somit ist denn klar, wie wir bereits an einem andern Orte bemerkt, *) daß Friedrich, als König von Sicilen, von seinem ersten Auftreten an als ein durch besondere Gesetze und Verpflichtungen beschränkter Fürst angesehen werden muß. Er war Vasall, er kennt sich als solchen an und mußte sich dem Lehensrechte fügen. That er dieses nicht, so gab er seinem Lehensherrn das volle Recht wider ihn einzuschreiten, nach dem Grade der Felonie im äußersten Falle selbst die Absetzung zu verhängen, und

*) In ähnlicher Art hieß es 32 Jahre später von Friedrichs II. Tode: contritus se Deo commendans et ordini Cisterciensium ante mortem (ejus habitum) humiliter ac devote suscepit.

*) Ergänzungsblätter, Augustheft 1846, S. 400. 401.

das Lehen ihm abzusprechen, ohne daß man darin irgend wie hierarchischen Uebermuth und dergleichen zu gewahren braucht. Da es aber gegen alle Natur der Dinge war, daß der Lehensmann des römischen Stuhles zugleich Kaiser und weltlicher Vorstand des christlichen Erdkreises sey, wurde von dem römischen Stuhle darauf gedrungen, daß das Unvereinbare nicht vereinigt werde, abgesehen von der Gefahr, welche der Freiheit der Völker von einer Herrschaft drohte, die von der Ost- und Nordsee bis zu den Gestaden Afrika's reichte. —

Uebrigens war bey dem Regierungsantritte Friedrichs als Königs der Deutschen das Unrechtmäßige der Handlungsweise seines Gegners noch so frisch und lag dieses so offen da, daß Friedrich in der Urkunde zu Gunsten seines Freundes Sigfried von Mainz unverholen aussprach, er wolle die Fehler Otto's vermeiden, „welcher wegen seiner Nichtberücksichtigung der geistlichen Fürsten den Menschen widerwärtig und von Gott verlassen worden sey." (R. I. n. 45) 1212. Schon im nächstfolgenden Jahre erließ er sodann eine zweyte Urkunde an Innocenz III., worin er nicht nur bekennt, daß er durch die Wohlthat des Papstes, *) seine Mühe und seinen vormundschaftlichen Schutz, ernährt, beschützt und befördert worden sey, sondern auch ihm und seinen Nachfolgern Gehorsam, Achtung und Ehrfurcht, den Capiteln freye und canonische Wahl, freye Appellation an den römischen Stuhl zusagte, der Kirche Hülfe zur Ausrottung der Ketzerey wie zum Wiedererwerb ihrer Besitzungen und freyen Besitz des Erworbenen versprach (R. I. n. 65). Ja in einer andern Urkunde vom selben Datum schwor er dem P. Innocenz die Besitzungen, Ehren und Rechte der römischen Kirche wahren zu wollen. Auch dieser zweyte Eid genügte dem neuen Könige der Deutschen nicht. Im J. 1215 erklärte er dem Bruder P. Innocenz III., er sehe sich außer Stande dem Papste so zu lohnen, wie er es um ihn verdient habe (R. I. n. 154); in dem nächstfolgenden Jahre aber 1216 folgte mit goldener Bulle ein neues drittes Versprechen, „daß wenn er die kaiserliche Krone erlangt haben werde, er alsbald seinen bereits zum König (Siciliens) gekrönten Sohn Heinrich aus der väterlichen Gewalt entlassen und ihm das Reich Sicilien gänzlich überlassen wolle, um es von der römischen Kirche (als Lehen) zu tragen, dergestalt, daß er selbst von da an weder König von Sicilien sey, noch sich nenne, sondern nach dem Wohlgefallen des Papstes dieses Reich bis zur Volljährigkeit seines Sohnes durch eine geeignete Person verwalten lasse, die dann auch die Vasallenpflicht gegen die römische Kirche erfüllen werde, und somit jede Vereinigung dieses Königsreiches mit dem Kaiserreiche vermieden sey, welche sowohl dem apostolischen Stuhle als auch seinen Erben Nachtheil bringen könnte. (R. I. n. 176). Somit war, abgesehen von dem im J. 1215 freywillig und feyerlich auf sich genommenen Kreuzgelübde, das dritte Versprechen gegeben worden, hatte Friedrich durch die dritte Zusage Verpflichtungen auf sich genommen, welche, wenn sie gehalten wurden, seine Regierung von allem Streite mit der Kirche ferne halten mußten und ihr, er mochte sich nun der Anordnung nach Innen, oder, da er die dornige Laufbahn eines Kreuzfahrers vorziehen zu wollen schien, nach Außen wenden, einen ungemeinen Glanz verhieß. „Daß doch Friedrich, setzt H. Böhmer zu n. 176 hinzu, dieses sein feyerliches Versprechen, welches er am 10. Februar 1220 wiederholte (n. 323), gehalten hätte." Aber neunzehn Tage später starb P. Innocenz und im April 1220 „enthüllte sich, was Friedrich damit beabsichtigt hatte, daß er seinen kleinen Sohn Heinrich noch in diesem laufenden Jahre (1216) nach Deutschland kommen ließ." Bereits war derselbe nach dem Willen des Papstes im J. 1212 vor der Abreise seines Vaters nach Deutschland zum Könige Siciliens gekrönt worden. Im J. 1217, dem ersten Jahre von Heinrichs Aufenthalt in Deutschland, erscheint er noch in der Urkunde seines Vaters als König von Sicilien; seit dem zweyten Jahre, 1218, nur mehr als Herzog von Schwaben und Rector von Burgund. Wer mochte damals schon dieses Verschweigen seines kö-

*) Wer denkt hieben nicht an den Streit Friedrichs I. mit P. Adrian wegen des Ausdruckes, die Kaiserkrone sey eine Wohlthat des römischen Stuhles!

niglichen Titels als einen Bruch des mit goldener Bulle ausgerüsteten Versprechens Friedrichs II. ansehen? Und dennoch war es nichts Anderes. Zwar erklärte noch im J. 1218 der deutsche König, als Otto IV. gestorben war und er nun die volle königliche Macht auf dem Hoftage zu Fulda entfaltete, er besitze das Imperium und die Rechte desselben durch Gottes und der römischen Kirche Gnade. Hier war es dann auch, daß ein Reichstag nach Magdeburg beschlossen wurde, auf welchem über den Antritt des Kreuzzuges und die Person seines Regierungsnachfolgers beschlossen werden sollte. Selbst aber schien er so ganz mit Erfüllung des Kreuzgelübdes beschäftigt zu seyn, daß er den Papst bat, alle Fürsten und Herren, und andere Kreuzfahrer (also auch ihn), welche bis auf nächsten St. Johannistage nicht ausgezogen seyn würden, mit der Excommunication zu belegen. Die Möglichkeit, daß sein Sohn Heinrich deutscher König werden könnte, schien damals noch so fern zu liegen, daß er von Honorius III. nichts Geringeres verlangte, als, er solle keinem der Kreuzfahrer das Zurückbleiben gestatten, außer demjenigen, welcher nach seinem und der Fürsten Willen im Reiche seine Stelle vertreten werde. „Mit diesem Briefe", setzt H. Böhmer hinzu, beginnt die Reihe der mehr oder weniger absichtlichen Täuschungen, welche sich Friedrich gegen den römischen Stuhl erlaubte, und welche dann auf der andern Seite Mißtrauen und Erbitterung erzeugten." Es sind das die Anfänge und Anlässe zu der Hervorkehrung der wahren Gesinnungen des Kaisers, welche zuletzt zum offenen Kampfe nicht mit einem Papste, sondern der Kirche selbst und zu jenen verwüstenden Zügen in den Kirchenstaat führten, die dem Verfasser S. 194 die Frage auspressen, wie sich ein solches Benehmen nicht etwa rechtfertigen, sondern auch nur entschuldigen lasse, wo ihre Größe der Gesinnung sey?

So sehr Friedrich seine Pläne, die dreyfach geleisteten Eide zu umgehen, zu verschleyern suchte, so waren sie in Rom doch durchschaut worden. Man klagte daselbst, daß er durch sein Bemühen, seinen Sohn Heinrich zum deutschen König zu erheben, sein Versprechen in Betreff Siciliens verletze; daß er wider das andere Versprechen, die Besitzungen der Kirche nicht zu mindern, gleichfalls sich vergangen und auch das dritte, die Freyheit der Wahlen betreffend, durch seine Einmischungen beeinträchtigt habe. N. 275 u. 279 enthalten Friedrichs Antwort, in Betreff deren Ehrlichkeit der Verf. auf Rainaldis Anmerkungen verweist, in welchen dieser aufmerksam macht, daß es Friedrichs erneuten Versicherungen gänzlich gelang, den Papst wegen etwaiger Eingriffe Friedrichs in den Kirchenstaat zu beruhigen, und ihn glauben zu machen, dem deutschen König liege nichts so sehr am Herzen, als sich so schnell als möglich an die Spitze des Kreuzheeres in den Orient zu begeben. Während er aber die fraglichen Verfügungen über das Herzogthum Spoleto geradezu abläugnet (N. 275. N. 279. u. Rain. 1219, 8) und die Schuld der Verzögerung des Kreuzzuges erst auf den Papst (N. 245) dann (279) auf die deutschen Fürsten und Herrn wälzte, verschob er nun selbst, trotz der oben angeführten Aufforderungen an den Papst, den Antritt des Kreuzzuges vom 24. Juni auf den 29. September, also auf den Einbruch derjenigen Jahreszeit, wo von dem Beginne des Heereszuges vernünftiger Weise ohnehin keine Rede mehr seyn konnte. Unterdessen hatte aber der von dem lateranischen Concil beschlossene Kreuzzug bereits begonnen. Schon wurde um Damiette gekämpft; aber während die Deutschen bereits im Oriente waren, war von den Vorbereitungen Friedrichs zur See nichts zu sehen. (Epist. Honorii 7. bey Rain. 1219, 9.) Der 29. September kam; allein statt jetzt aufzubrechen, verschob Friedrich den Antritt des Zuges aufs Neue auf den 21. März des nächst folgenden Jahres. Auch diese neue Frist bewilligte Honorius, nicht ohne dem jugendlichen Könige das Beyspiel seines Anherren Friedrichs I. vor Augen zu halten und ihm die Gefahr, welche eine neue Verzögerung dem Kreuzheere bringen mußte, gebührend vorzustellen

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 25 October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Regesta imperii.

(Fortsetzung.)

In der Antwort auf das Beschwerdeschreiben des Papstes gesteht aber Friedrich selbst zu, was er früher N. 275. und 279 geläugnet hatte, daß er wider sein Versprechen Güter der römischen Kirche an andere verliehen habe. *) Zwar wurden diese Verleihungen jetzt von ihm für nichtig erklärt, allein es blieb die Thatsache ihrer Seits unerschüttert, daß ein offener Bruch der eidlichen Versprechungen statt gefunden habe. Dieser aber war in seiner Art so stark, als nur irgend einer der späteren, und Urk. N. 297, wo Friedrich befiehlt, die gegen den Papst aufrührerischen Spoletaner und Narnier zu Paaren zu treiben, beweist nur, daß Friedrich das gewöhnliche Talent despotischer Fürsten, sich auf Kosten derer aus Verlegenheiten zu befreyen, welche man zu seinen Werkzeugen auszuwählen für gut fand, schon damals in hinreichendem Maße hervorgekehrt hatte.

Als der erste Anschlag, die Versprechungen zu nichte zu machen, den gewonnenen Aufschub des Kreuzzuges ausgenommen, so weit mißglückt war, folgten neue Versprechungen, des Gehorsams gegen die Kirche, der Erhaltung Siciliens und des Kirchenstaates, (und zwar „sine fraude“ Rain. 1274, n. 7,) ganz in derselben Form an P. Honorius III., wie sie P. Innocenz ausgestellt worden waren. Ebenso wurde das Innocenz III. ausgestellte Versprechen, Heinrich als König von Sicilien zu emancipiren, wiederholt (R. I. n. 323), aber zu gleicher Zeit wegen der Wahl Heinrichs zum deutschen Könige ins Geheim mit den deutschen Fürsten unterhandelt, und er selbst nicht mehr als König Siciliens angeführt, von dem Papste aber verlangt, erstlich (n. 323), er möge Friedrich die Nachfolge in Sicilien gestatten, wenn Heinrich ohne Sohn oder Bruder stürbe; zweytens (n. 324) er solle ihm (Friedrich) Sicilien auf Lebenszeit überlassen. Ihn dafür zu gewinnen wurde erklärt, Friedrich sey bereit den Kreuzzug anzutreten, und habe die Fürsten schwören lassen, ihm zu folgen; er habe jedoch den Plan gefaßt, sie vorausgehen zu lassen, und selbst nachzukommen, wodurch denn freylich die Unternehmung um einige Tage über den gesetzten Termin (21. März) dürfte verzögert werden. Diese „einige Tage“ verstrichen aber damit, daß Friedrich nun geradezu die Fürsten bat, seinen Sohn Heinrich zum deutschen Könige zu wählen (rogavit universos principes. Hist. Imp. Fridericus commendato filio suo etc. Godefr. Col. — Heinricus — patre volente — eligitur. Alb. Stad.). Diesen Zeugnissen der glaubwürdigsten Schriftsteller gegenüber schrieb Friedrich an P. Honorius 13. Nov. 1220, die Fürsten hätten plötzlich und unerwartet in seiner Abwesenheit seinen Sohn zum Könige erwählt. „Das ist gewiß nicht wahr,“ setzt der gelehrte Verf. der Regesten

*) Der Ausdruck der Regesten „möchte getroffen haben,“ scheint uns der bestimmten Zurücknahme der wirklich ausgestellten königlichen Verleihungen nicht ganz angemessen. Omnes concessiones et dona quae alicui fecimus tam de ducatu Spoleti, terrae comitissae Mathildis quam de aliis quae S. Petri patrimonio pertinere noscuntur, duximus irritanda.

S. 106 hinzu. Am 26. April 1220, also ein Monat und 5 Tage nach Ablauf jenes Termins für Antritt des Kreuzzuges, erscheint in den Regesten — zwar nicht Friedrichs Abfahrt nach dem Oriente, — sondern Heinrich aufs Neue in den Ausschreibungen als König — als König von Deutschland. Der Kreuzzug aber wurde nichts desto weniger von Friedrich nicht angetreten. — Er hatte ja erreicht was er wollte, warum denn noch die vier und fünffachen Eide halten? Aus diesem Ergebnisse der einfachen Aneinanderreihung der Regesten geht aber klar hervor, daß der Forscher und Beurtheiler der Geschichte Friedrichs II. nach solchen Vorgängen nicht den Maßstab anlegen darf, welcher für einen Mann gilt, dem Recht und Versprechen heilig sind. Man hat es bey Friedrich II. nicht mit einer deutschen Natur zu thun; sondern Neapolitaner, der er war, und der erste nicht in Deutschland geborne Kaiser, besaß er die Doppelzüngigkeit, das Hinterlistige und auf Betrug Erpichte, welches sich nur zu oft in den südlichen Charakteren findet.

Jetzt wurde den geistlichen Fürsten Deutschlands das große Privilegium d. J. 1220 gegeben, durch welches, wie Löher bemerkt, ihre Wahlstimmen erkauft worden waren. In Bezug auf den Kreuzzug mußten unbedeutende Streitigkeiten mit dem Grafen von Urach als neuer Vorwand eines neuen Aufschubes dienen. Dem Papste wurde wieder die Versicherung gegeben, wie sehr es Friedrich'n am Herzen liege, Sicilien und das Kaiserreich nach dem Wunsche des päpstlichen Stuhles getrennt zu halten, und die Betheurung hinzugefügt, die Wahl Heinrichs (ex insperato nobis insciis et absentibus) zum Könige sey ohne Friedrichs Wissen und Zuthun geschehen (n. 359). „An diesen wichtigen Brief, sagt der Verf., ist nun zur Beurtheilung Friedrichs der Maßstab der Ehre, Treue und Redlichkeit zu legen." Honorius war in die Wünsche Friedrichs, seinem Sohne im Falle frühen Todes in der Regierung Siciliens nachzufolgen, eingegangen, hatte, da der König Gott zum Zeugen aufgerufen, daß er ohne Trug verfahre (teste Deo, — non in fraudem), auch noch die vierte Frist (1. Mai 1220) für den Kreuzzug bewilligt, ohne auch nur von Friedrichs Abgesandten die Herausgabe der mathildischen Güter den Versprechungen gemäß erlangen zu können. R. 1220, n. 17. — In Bezug auf den weiteren Verlauf der Täuschungen muß man wissen, daß nach dem Schreiben des Bischofs von Metz, königlichen Gesandten zum römischen Stuhle, Friedrich lange vor der stattgehabten Wahl Heinrichs den römischen Stuhl sondiren ließ, Honorius aber auf die Sache nicht einging. Hierauf habe man sich königlicher Seits an einen vertrauten Cardinal gewendet, um die Meinung des Papstes zu erfahren, dieser jedoch auf seine uns nicht näher bekannte Anfrage keinen anderen Bescheid erhalten, als die Wahl des (deutschen) römischen Königes gehe den römischen Stuhl nichts an. Die Wahrheit dieser Angabe wird jedoch von Rainaldi in Zweifel gezogen. So viel ist gewiß, die Betheuerungen der Ergebenheit, ewiger Dankbarkeit und dergleichen, nehmen zu, je näher der Zeitpunkt der Kaiserkrönung heranrückt und je mehr Friedrich empfand, daß er durch den Aufschub des Kreuzzuges in diejenigen kirchlichen Censuren verfallen sey, die er selbst (n. 249) über die Zögernden herabgerufen. Jetzt heißt es selbst: n. 368. „Nie werde es die Kirche zu bereuen haben mit ihrer eigenen Milch einen solchen Sohn genährt zu haben" 382! Und als er nun wirklich mit seiner Gemahlin die Kaiserkrönung von Honorius erhielt, erließ er nicht nur an dem feyerlichen Tage eine Reihe von Gesetzen, großentheils zu Gunsten geistlicher Freyheit, sondern gelobte auch einen glänzenden Zug nach dem Oriente (März 1221) abgehen zu lassen und im August desselben Jahres sich persönlich dabey zu betheiligen. Nachdem er darauf einen körperlichen Eid geleistet (praestito ex intimo cordis fervore corporaliter juramento), erhielt er in Betreff Siciliens was er wollte. Schon deutscher Kaiser ward er jetzt aufs Neue sicilischer König, Heinrich aber deutscher König. Die Begierde des Papstes dem hl. Lande zu helfen und die wenigstens scheinbare Aechtheit der Versprechungen Friedrichs ließen jenen alle weiteren Erwägungen der Politik vor dem gemeinsamen Ziele aller abendländischen Völker, der Befreyung des hl. Grabes hintansetzen. Wie schien es auch nach R. I. n. 429 dem Kaiser mit der Erfüllung seiner Versprechungen so ernst zu seyn! Alle Reichsgetreuen wurden aufgefordert, „so wahr sie Gott lieben und

ihnen seine Huld werth ist, sich ohne Verzug zur Hülfe dem hl. Lande zu waffnen." Er zweifelte nicht, daß das schwierige Geschäft jetzt zu dem erwünschten Ziele würde geführt werden n. 430. Er forderte die Lombarden und Toscaner auf, so lieb ihnen seine Huld sey, daran Antheil zu nehmen, n. 431, und ist so äußerst löblich bemüht, für das Gewissen Anderer zu sorgen, damit dieses nicht durch Unterlassung des Kreuzgelübdes beschwert werde. Allein was ihn selbst betraf, so verstrich der Hochsommer ohne daß man gewahrte, daß er auch seine eigene Verpflichtung zu erfüllen gedenke. Die nach Damiette geschickte Hülfe kam gerade recht zum Verluste der eroberten Stadt. Laut klagten die orientalischen Christen den Kaiser an, daß er die Ursache des Ruines so vieler Tausende sey, den Papst, daß er den Kaiser nicht gezwungen habe, nach dem Oriente zu ziehen und Damiette zu retten. Die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu zeigen leistete der Kaiser zu Veroli (April 1222) einen neuen Eid, innerhalb einer auf dem großen Reichstage zu Verona oder von dem Papste näher zu bezeichnenden Frist den Kreuzzug anzutreten; er ließ, da man die von ihm wegen Spoleto ertheilten Zusicherungen in Rom für falsch hielt, durch einen Abgesandten eidlich versichern, daß der Verdacht, als habe er dieselben heimlich widerrufen, ungegründet sey, n. 487; er versprach dem Papste seine Vorgänger in Treue gegen die Kirche noch zu übertreffen; beschwor 1223 zu Ferentino aufs Neue einen Kreuzzug und verpflichtete sich selbst zum beständigen Dienste des hl. Landes. Hatte er früher die Mailänder versichert, er denke Tag und Nacht nur an den Kreuzzug, so wurden jetzt von ihm die Kreuzprediger zur Entfaltung größeren Eifers aufgefordert und eine Versöhnung zwischen Engländern und Franzosen zu diesem Endzwecke angebahnt. Aber kaum war dem Papste über die geschehenen Rüstungen geschrieben worden, so verlangte der Kaiser auch schon neue Frist und wurden die sicilischen Prälaten als Geiseln zurückbehalten bis ihm die verlangte Frist (zu San Germano) bewilligt wurde, wogegen Friedrich einen neuen Eid leistete (bis August 1227) den Kreuzzug anzutreten; würde er aber die Bedingungen des Vertrages nicht treu erfüllen, so sey er — wie es im J. 1227 geschah — von selbst dem Banne verfallen. Es war dieses, wenn wir in den Regesten recht gezählt haben, der neunte Eid, den Friedrich leistete, ohne ihn zu halten. Statt die gehörigen Vorbereitungen zu treffen, zog er wider die Lombarden, bot er trotz der über Spoleto ausgestellten Verheissungen, die Spoletaner zum Kriegszuge auf, veranlaßte aber nur die Erneuerung des lombardischen Bundes und sah sich zuletzt gezwungen, R. I. n. 613. 618, den Papst als Schiedsrichter aufzurufen und die von ihm getroffenen Verfügungen (R. I. n. 625) zurückzunehmen. Aller Eide ungeachtet, läßt der Kaiser den August verstreichen ohne abzusegeln; es kommt der September. Da endlich fährt er ab, landet unter dem Vorwande von Krankheit nach dreytägiger Fahrt, geht während das Kreuzheer theils von der Seuche decimirt wird, theils im Oriente vergeblich auf ihn wartet, in das Bad und bleibt als die Badecur vorüber, ruhig in Europa, unbekümmert um das Schicksal der Kreuzfahrer, die sich nun nach allen Seiten zerstreuten. Da erklärte ihn, wie der Verf. sagt, „in Gemäßheit der Strafclausel des Vertrages vom Juli 1225 der Papst Gregor IX. — die Regesten haben S. 137 Hadrian — dem Banne verfallen."

Ist es schon bis dahin zur Auseinandersetzung der Streitpunkte von der größten Wichtigkeit den Regesten folgen zu können, so wird das Regestenwerk vollends unentbehrlich von diesem, in der Geschichte Friedrichs entscheidenden Momente an, wo bey den hartnäckigen Thesen und Antithesen der Parteyen die chronologische Sichtung der Urkunden nicht mehr ausreicht, sondern der auch noch so umsichtige Forscher durch das kecke Auftreten der Unwahrheit leicht irre geführt werden kann. Es ist deshalb, um die tiefe wissenschaftliche Bedeutung des vorliegenden Werkes hervorzuheben, nothwendig, die auf diesen Wendepunkt einschlägigen Urkunden näher zu bezeichnen und deren Werth selbst durch Vergleichung mit anderwärtigen Angaben zu prüfen.

Drey Thatsachen waren es, auf welchen der Bann fußte; daß er den Zug nicht zur beschworenen Zeit antrat, nicht zum Kreuzzuge die verheißene Summe Geldes noch die dazu versprochenen 1000

Ritter stellte. Diesen einfachen Thatsachen stellte der Kaiser n. 633 den Tadel über das Benehmen der römischen Kirche während seiner Minderjährigkeit entgegen, nicht bemerkend, daß derselbe durch die vielfältigen Ergiessungen des Dankes selbst zerstört werde, von denen die Regesten wiederholte Kunde geben. Hieran reihen sich aber zwey andere Untersuchungen, nämlich erstens, über den moralischen Antheil Friedrichs an dem Einfalle des königlichen Statthalters in den Kaiserstaat, dessen Integrität der Kaiser so oft beschworen hatte, und zweytens, über Friedrichs angebliche Bemühungen Jerusalem, das er auf dem Wege des Vertrages erhalten, zu Befestigungen und dadurch als wirkliches Königreich den Occidentalen zu sichern. In Bezug auf den ersten Punkt macht der Verf. später R. I. S. 140 aufmerksam, wie der Kaiser nach neun Jahren im Gegensatze zu der von ihm aufgestellten Behauptung, der Papst habe Unteritalien angegriffen, erklärte, sein Statthalter habe selbst den Kirchenstaat angreifen wollen, es sey dieß jedoch ohne sein Wissen und Willen geschehen. Die Sache selbst wird aber durch die genügende Stelle bey dem vorsichtigen und gut unterrichteten Richard von S. Germano S. 1006 abgethan, wo der Einfall des königlichen Statthalters mit den dürrsten Worten berichtet wird, weshalb Ref. der Ueberzeugung ist, Rainald von Spoleto sey nicht blos „im Begriffe gestanden in das Land der Kirche einzurücken“ wie die Regesten S. 140 sagen. Vergl. damit auch Matth. Par. p. 240.

Was die andere Controverse über die Anstalten, welche nach R. I. S. 140 der Kaiser gemacht haben soll, Jerusalem zu befestigen, so würde die Erörterung dieses Punktes zu einer ganzen Abhandlung führen. Es genügt nach den in der Biblioth. des croisades angeführten arabischen Quellen aufmerksam zu machen, daß Friedrich seinen ohne Geld und ohne Soldaten angestellten Zug nach Jerusalem gar nicht für einen Kreuzzug ansah, nicht um die Saracenen zu bekämpfen und somit seine Versprechungen zu erfüllen, nach dem Oriente segelte, der von ihm geschlossene Waffenstillstand für eine falsa pace galt, er selbst aber so wenig Anstalten zur Befestigung von Jerusalem traf, als er bey der Selbstkrönung den Papst entschuldigte, wie es denn ausdrücklich nach den Rainaldischen Manuscripten R. I. S. 146 nicht excusavit, sondern accusavit heißt. Mit dem Frieden von San Germano, in welchem der Kaiser ad mandatum ecclesiae zurückkehrte, tritt in den Streitigkeiten des Kaisers eine Pause ein, welche derselbe zur Aufrichtung seiner fiscalischen Büreaukratie und zur Durchführung von Maßregeln benützte, durch welche er im Interesse der Krone, seine Länder am besten zu administriren hoffte. Muß man, um seine Gesetzgebung zu würdigen, der einschlägigen Thatsachen bey Carcani gedenken, welche als Wirkungen derselben den Commentar dazu bieten, so darf man zur Würdigung des Ganzen nicht vergessen, daß auf den Despotismus Friedrichs und seiner Söhne die republicanische Schilderhebung Siciliens auf dem Fuße nachfolgte und es von dem Lieblingssohne Friedrichs, Conrad IV., der am meisten in die Pläne und Ansichten seines Vaters einging, hieß: nunquam propter odium et imprecationes populi potuit Conradus in operibus suis prosperari. Der Verf. macht in dieser Uebergangsepoche besonders auf n. 715 aufmerksam, als „für das Finanzwesen Friedrichs II. und die dermaligen Handelsverhältnisse sehr wichtig.“ — Mit Recht. Es ist dieß die Urkunde des Handelsvertrags Friedrichs mit den Venetianern, über welchen Marin, der Geschichtschreiber des venetianischen Handels, folgendes interessante Urtheil fällt: „indem die Venetianer das ebenso glänzende als nützliche Privilegium erlangten, nach Sicilien Waaren und Producte aus allen Ländern — ohne Reciprocität für die Sicilianer — ohne alle Einschränkung bringen zu dürfen, lasse sich daraus folgern, daß der Kaiser und König entweder eine große Rücksicht auf die Republik nahm, um sich dieselbe freundlich zu stimmen, oder daß die Sicilianer wenige Handelsschiffe hatten, oder daß Friedrich nur eine geringe Kenntniß (poca idea) von Handelsverhältnissen besaß.“ Storia civile e politica del commercio di Veneziani di Carl. Ant. Marin. IV. p. 628.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Regesta imperii.

(Fortsetzung.)

Welch drückende Knechtschaft unter gewissen freyen Formen Friedrichs Gesetzgebung überhaupt herbeyführte, zeigen besonders diejenigen Urkunden, in welchen Friedrichs Verhältniß zu den deutschen Ketzerverfolgern aus einander gesetzt wird. Enthalten des Verfassers Zusätze auch mehr Winke und Andeutungen als directe Behauptungen, so genügt es, diese mit der von Ref. herausgegebenen Urkunde über die Einführung eines kaiserlichen Glaubensgerichts in Italien und Deutschland, und von da aus ähnlicher Tribunale über ganz Europa, zu vergleichen, um den richtigen Commentar zu den Angaben der furchtbaren Verbrennung von Schaaren von Männern (Godefr. Colon. bey Böhm. font. II. p. 365) und der Anklage des Papstes gegen den Kaiser zu erhalten, es habe dieser die ihm politisch verdächtigen und unbequemen als Ketzer verbrennen lassen. — Verbindet man mit diesen Urkunden aus einer Periode, wo der Streit zwischen dem Kaiser und dem Papste ruhte, die höchst bemerkenswerthen urkundlichen Angaben bey Carcani *) über Friedrichs Verwaltung von Sicilien, — Angaben welche freylich als Sicilien, und nicht das deutsche Reich betreffend in den Regesten nicht weiter besprochen werden konnten, die aber den Zustand der furchtbarsten Verarmung seines Lieblingsreiches schlagend beweisen, so kann man bereits den Satz aufstellen, daß, um ein vollgültiges Urtheil über Friedrich II. zu gewinnen, es nicht absolut nothwendig ist, auf den kirchlichen Streit einzugehen, jedoch sowohl die Erörterung desselben, als die quellenmäßige Untersuchung seiner übrigen Zwistigkeiten zu einem und demselben Resultate führen. Da jedoch um dieses zu erörtern eine ausführliche Hinweisung auf Carcani's sicilianische Regesten nothwendig wäre, was nicht in der Absicht des Hrn. Böhmer liegen konnte, sey es uns vergönnt die Resultate hervorzuheben, welche die Regesten in Bezug auf jene gewähren.

Der Verf. macht bey den Regesten Heinrichs VII. bemerkbar, mit welcher Feinheit, um nicht zu sagen, mit welcher Arglist Friedrich seinen ältesten Sohn, den König Siciliens, nach Deutschland kommen läßt, wie dessen königliche Titulatur einige Zeit verschwindet, bis alle Anstalten soweit gediehen, ihn wider das ausdrückliche Versprechen an den römischen Stuhl und wider die Versicherung der Theilnahmslosigkeit an der ganzen Sache zum deutschen Könige wählen zu lassen — eine That ebenso unredlich als nachtheilig, da sie zu den größten Zerwürfnissen im Innern der kaiserlichen Familie und des Reiches führte. Eine nicht minder große Mischung von Arglist und Gewaltthätigkeit enthüllen aber die Regesten, wo sie auf die zweyte Excommunication Friedrichs durch Gregor den IX. zu sprechen kommen. Der Verf. fühlte selbst, wie es bey der Keckheit unwahrer Behauptungen nicht mehr genüge, sie zu registriren, sondern auch es nothwendig sey, sie zu commentiren. R. I. n. 973, 976, 989 liefern auch einen fortwährenden Commentar zu den

*) z. B. S. 358. 365. 370. 377. 357. 372.

einzelnen Punkten der Bannurkunde. Da der Kaiser zuerst eine Synode zur Entscheidung zwischen ihm und dem Papste verlangt, und, nachdem sie von diesem berufen worden, als verdächtig ausgegeben hatte, weil auch seine Feinde dazu berufen worden, er aber mit der römischen Kirche, die er ihrer Besitzungen beraubte, keinen Streit zu haben vorgab und schließlich erklärte, daß er von dem Papste, als einem offenbaren Reichsfeinde, kein Concil berufen lasse, so bemerkt Hr. Böhmer n. 994, es sey dieses mindestens ein arger Widerspruch gegen sich selbst; der gewaltsame Angriff gegen die zum Concil reisenden Prälaten wird selbst S. 189 als „eine offenbare Feindseligkeit nicht sowohl gegen den Papst, sondern noch mehr gegen die Kirche überhaupt bezeichnet.“ Er bemerkt ferner, wie der Kaiser zum Kampfe angeblich gegen den Papst sich die Kostbarkeiten der unteritalischen Kirchen ausliefern ließ, als in Mitte des bereits auflodernden Streites der Einfall der Tataren (Tartaren S. 190) erfolgte. Die darauf bezüglichen Urkunden Friedrichs wurden bekanntlich von Kortüm als durchaus wahr und zuverlässig angenommen. Anders aber gestaltet sich die Sache nach der Darstellung der Regesten. Damals versicherte der Kaiser, wie gerne er den Tataren entgegengehen würde, wenn er nicht besorgen müßte, daß der treulose Papst wie damals, als er in Palästina war, ihm im Rücken in sein Land fallen möchte. Er meldete jedoch weiter, daß er auf die von dem Bischof von Ermeland seitens des Königs von Ungarn (der sein Reich, wenn er es schützen wolle, ihm unterwerfen solle) ihm gebrachten Nachrichten sogleich nach — Rom sich gewendet habe. Das Warum enthält ein Brief bey Carcani S. 331, 332 ausführlich und unverholen (procedere in manu forti etc.) Wenn er dort die gebührende väterliche Aufnahme und guten Rath finde, werde er nicht säumen, dem Feinde persönlich entgegenzugehen. n. 1011. Dieser Brief war an Friedrichs gute Schwaben gerichtet und Niemand wird läugnen können, daß nicht auf die Treuherzigkeit dieses edlen Volksstammes stark gesündigt worden sey. In den italienischen Händeln nach Jahre langen harten Mühen nahe am Ziele stehend, könne er nicht durch ein sofortiges Weggehen alles Gewonnene wieder auf's Spiel setzen, daß er jedoch seinen Marsch dermalen nach Rom richte und sich dort um Frieden bemühe, (was wieder durch den angeführten Brief bey Carcani als offene Lüge erhärtet wird, will man nicht unter Friede unbedingte Unterwerfung verstehen,) worauf er mit dem Segen der Kirche versehen, die Tataren zu besiegen gedenke. n. 1012. Bey dem dritten Briefe über diese Angelegenheit macht der Verf. die interessante Bemerkung, daß der Kaiser „unverkennbar durch das umschreibende Datum dem Empfänger die Thatsache zu verbergen suchte, daß er in den Kirchenstaat eingefallen war“ n. 1013. Darauf folgt dann der Brief Peters de Vinea an einen Vertrauten, daß offenbare Gewalt den Streit mit dem Papst entscheiden soll. „Wenn nun dennoch, sagt der Verfasser, auch in der äußersten Noth die Kirche sich nicht beugte, wie kann dann geläugnet werden, daß deren Träger durch andere und heiligere Beweggründe aufrecht gehalten würden, als welche in der Selbstsucht wurzeln, die man ihnen unterschieben möchte? Welcher Unbefangene könnte zweifeln, auf welcher Seite er mit seiner Theilnahme, ja mit seiner Bewunderung sich zu stellen habe?“ S. 190. — Vergeblich suchte Friedrichs Schwager Richard zwischen ihm und dem Papst zu vermitteln. Friedrich, welcher den Papst während der heißen Jahreszeit in Rom eingeschlossen, den Aufruhr der Römer gegen ihn veranlaßte und endlich den Tod Gregor's herbeyführte, erklärte jetzt den christlichen Königen, daß, während sein siegreiches Heer innerhalb der römischen Gränzen lagere, d. h. Tivoli erobert, die Umgebung von Narni verheerte, die von Grotta Ferrata verwüstet, und das ganze Erbland der Kirche besetzt hatte,“ — er diese „nur aus Sehnsucht nach dem Frieden“ überschritten habe, — P. Gregor aber im gegenwärtigen Monat August gestorben sey. n. 1016. — Galt wirklich der Kampf nur dem Papste, so war durch den Tod desselben der Streit beendigt. Allein nun erfolgten erst, um Friedrichs Friedensliebe über allen Zweifel zu erheben, die verwüstenden Heerfahrten in die Umgegend von Rom, Juli 1242, Mai 1243, während die Verbindung mit dem Könige von Tunis erneut (Carcani p. 329. 345) und der Stadt Ptolemais, dem wichtigsten Bollwerke der Christen im Oriente, auf Friedrichs Befehl die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten ward. Richard v.

Sangermano erzählt, Friedrich habe damals verwüstet, soviel er konnte, faciens quam potuit vastitatem, und der Kaiser selbst schrieb an den Herzog von Bayern, daß er auch die Saaten verbrannt, die Ländereyen mit Feuer und Schwert verwüstet habe (cum pulvere labentium turrium segetes quoque et predia ferro flammaque vastata) n. 1043. „Womit, ruft hiebey der Verfasser aus, womit in aller Welt wären diese wiederholten Verwüstungszüge des Kaisers in den Kirchenstaat zu einer Zeit zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen, da nicht einmal ein Papst vorhanden war, dem er etwas hätte abtrotzen können, geschweige denn einer, der ihn beleidigt hätte! War etwa Einschüchterung der Cardinäle bey der Papstwahl der Zweck, so erregt es, von allem Rechte abgesehen, doch das niedrigste Gefühl, den Kaiser vorzugsweise über die Wehrlosen herfallen zu sehen, während er die Wehrhaften (die Lombarden nämlich) — wie früher die Tataren — unangegriffen ließ. Wo ist hier Größe der Gesinnung?“ Zur eigentlichen Beurtheilung des rechtlichen Verhältnisses gehört aber noch folgende Stelle aus Friedrichs Schwur v. J. 1218: In nomine sanctae et individuae trinitatis Amen. Ego Fridericus Dei gratia Romanorum Rex et semper Augustus et Rex Siciliae tibi Domino meo sanctissimo et patri carissimo Honorio III. tuisque succesoribus et ecclesiae Romanae spondeo, polliceor et promitto et juro quod omnes possessiones, honores et jura Romanae ecclesiae pro posse meo bona fide protegam et servabo. Possessiones autem, quas ecclesia Romana recuperaverit, liberas et quietas sibi dimittam et ipsam ad eas retinendas bona fide juvabo quaecunque ad manus meas devenerint, sine difficultate restituere procurabo. Ad has pertinet tota terra, quae est a Radicofano usque Ceperanum, exarchatus Ravennae, Pentapolis, marchia Anconitana, ducatus Spoletanus etc. has omnes pro posse meo restituam et quiete dimittam cum omni jurisdictione, districtu et honore suo etc. Hagenau 1218. Wie hätte wohl dieser Schwur lauten müssen, damit Friedrich nicht eines Meineides bezüchtigt werden könnte.?! Wenn er aber fortwährend sich des letztern schuldig machte, mit welchem Rechte fährt man fort, einen Fürsten als Ideal von Geiste und Weisheit, als Zierde und Stolz Deutschlands zu erheben, während er Würde und Pflicht eines Fürsten gleich rücksichtslos mit Füßen trat?

Zu diesem Meineide gesellte sich schnell ein zweyter, als Friedrich öffentlich die angesehensten Männer dem neugewählten Papste Innocenz IV. in anima sua Unterwerfung unter Papst und Kirche schwören ließ, der Kirche in allen fraglichen Punkten Gehorsam leisten zu wollen — (stare mandatis papae et ecclesiae super omnibus articulis.) „Allein wenige Tage später sprang der Kaiser eidbrüchig hievon wieder ab, indem er in der Angelegenheit mit den Lombarden Seitens des Papstes eine ihm ungünstige Entscheidung fürchtete. Der Kaiser wollte nur in Bezug auf diesen Punkt die Verhandlungen weiter fortsetzen, während der an dessen Treulosigkeit nun nicht mehr zweifelnde — und muß man wohl hinzusetzen mit Recht für seine eigene Freiheit besorgte — Papst auf heimliche Flucht sann.“ R. I. S. 197. Als diese wirklich statt fand, nannte sie Friedrich n. 1068 „einen unglaublichen Uebergang zu des Reichs Rebellen, während er ihm seit seinem Regierungsantritt sein Land vorenthielt und die Prälaten in Friedrichs Gefängnissen schmachteten.“ Der Vrf. führt die Zeugnisse der Schriftsteller an, wie Friedrich sich stellte, als wolle er zu dem Concil von Lyon ziehen, fingens se velle ad concilium properare —; simulans se simul cum Conrado filio suo velle ad concilium properare. S. 201. Dann folgen die bekannten Klagschriften Friedrichs über seine Verurtheilung durch das Concil zu Lyon, dessen Autorität er selbst durch seine Gesandschaft anerkannt und dessen Berufung er schon unter P. Gregor veranlaßt hatte. In Hinsicht auf die darauf bezüglichen Urkunden n. 1101 und 1107 wäre es vielleicht von Wichtigkeit gewesen, zu der ersten, bey der Behauptung des Kaisers, kein deutscher Fürst habe durch Rath oder Gegenwart die Grundsätze und Beschlüsse des Concils zu Lyon gebilligt, das Unwahre dieser Behauptung anzuführen. (Sieh Friedrich II. S. 166 u. annal. Wormat. p.

183.) In der zweyten n. 1107 versprach Friedrich dem Könige Ludwig von Frankreich, daß er, „nach wiedererlangtem Frieden und nach Unterwerfung der Lombarden — was er ebensowenig konnte, als er jenes ernstlich wollte, — an dem Kreuzzug selbst oder in der Person seines Sohnes K. Conrad's kräftigsten Antheil nehmen, aber auch unter allen Verhältnissen den König und seine Kreuzfahrer mit Schiffen und Lebensmitteln nach Möglichkeit unterstützen wolle.“ — Auch hier wäre vielleicht ein Wink über diese an Hinterpförtchen reichen Versprechungen gleichfalls am rechten Orte gewesen. Nachdem nämlich K. Ludwig beschlossen, durch eine große Heerfahrt nach Aegypten die Schmach des durch Friedrichs Schuld verunglückten Kreuzzuges wieder gut zu machen und sich nun an die Genuesen um Schiffe zur Ueberfahrt wandte, bewog Friedrich die Gibellinen in der Nachbarschaft dieser Republik dieselbe anzugreifen, um dadurch die Expedition zu hindern. (Fannuccii II. S. 273.) Friedrich war es ferner, welcher nach dem Berichte des Emir Makrizi dem Sultan von Aegypten die erste Nachricht von der ihn aus Frankreich bedrohenden Gefahr gab und dessen Rüstungen veranlaßte. Der Emir, welcher am meisten beytrug, den gesunkenen Muth des von K. Ludwig geschlagenen ägyptischen Heeres wieder aufzurichten, trug auf seiner Rüstung das Wappen Friedrichs II. und war von diesem selbst zum Ritter erhoben worden (Michaud IV. p. 159). Als dann der Kreuzzug mit der Gefangennahme K. Ludwigs und dem Untergange des französischen Heeres endigte, feyerten Friedrichs Anhänger zu Florenz Freudenfeste (Villani VI. 36.); im französischen Lager aber glaubte man, daß die kaiserlichen Gesandten, welche angeblich Ludwigs Befreyung betreiben sollten, den Auftrag hätten, die Verlängerung seiner Haft zu bewirken.

Wenn bey Erwähnung des Aufstandes von Parma, welcher zuletzt Friedrichs Macht für immer brach, der gelehrte Verf. den Ausruf macht: „Aber wie unbesonnen war diese Rückkehr (Friedrichs von seinen Zuge nach Lyon)! Eine Stadt mehr oder weniger brachte doch wahrlich in der Hauptsache keine Entscheidung!“ S. 205., so war unsers unmaßgeblichen Ermessens die Unbesonnenheit nur scheinbar. Auch ohne den Aufstand Parma's war der Kaiser noch lange nicht in Lyon; K. Ludwig hatte dem Papste wider eine neue gewaltsame Entscheidung von Seite Friedrichs seine Hülfe zugesagt, ein Kampf mit Frankreich aber war nicht, was der Kaiser wünschen konnte. Zu gleicher Zeit hatte der Aufstand des kleinen und selbst offenen Parmas den entschiedensten Guelfen Anlaß gegeben, sich hier zu sammeln, und von ihrer Verwegenheit war, wie der Erfolg zeigte, alles für Friedrich II. zu fürchten. Dazu kam, daß nur Furcht, Schrecken, deutsche und saracenische Söldlinge die Partey des Kaisers in Oberitalien aufrecht hielten; das Beyspiel des Abfalles der einen Stadt konnte eine für ihn unheilvolle Wendung in der ganzen Lombardey herbeyführen. — Die Krone der unwahren Behauptungen Friedrichs ist nun sein Bericht über die vor Parma erlittene Niederlage. Er hatte Lager, Krone, Schatz, Siegel, Papiere, Heer, alles eingebüßt. Dessen ungeachtet schreibt er: zur Beseitigung falscher Gerüchte, daß die belagerten Parmesaner in ihrer Verzweiflung und durch Verräther(?) geleitet einen Ueberfall gewagt, die Stadt Vittoria verbrannt, einige Sachen und Gelder hinweggenommen, auch einige unbedeutende Personen, die nicht entfliehen konnten, gefangen und getödet haben, daß er jedoch mit vielen seiner Getreuen glücklich davon gekommen sey.“ n. 1136. Unter den sogenannten unbedeutenden Personen befand sich nun auch Thaddeus von Suessa, Friedrichs Gesandter zu dem Concil von Lyon und einer von denjenigen, — welche für Friedrich 1244 den von ihm gebrochenen Frieden beschworen hatten, nebst Petrus de Vinea, die angesehenste Person am kaiserlichen Hofe. Liegt also hierin eine nicht unbedeutende Unwahrheit, so widerlegt Urk. n. 1136, während sie eine noch größere Lüge ausspricht, die vorausgehende von selbst. In dieser sagt nämlich der Kaiser, er sey mit seinem ganzen Heere, cum tota gente nostra, nach Cremona gekommen, von wo aus der Brief n. 1136 datirt ist. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1) R. Wagner: Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven. Leipzig bey L. Voß. 1847. in kl. Fol. (ohne Pagination), mit 1 Kupfrtfl.

2) F. W. Bidder: Zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern. Neue Beyträge; nebst einem Anhange von A. W. Volkmann. Leipzig bey Breitkopf und Härtel. 1847. 4. 72 S. mit 2 Kupfertafeln.

So überraschend schön die Anfänge der Nervenphysik waren, so bald drohte diese Lehre sich in's Weite zu verlieren. Der experimentale Weg allein konnte hier nicht zum Ziele führen; denn im thierischen Organismus, wo alle Erscheinungen so vielfach zusammengesetzt sind, gelingt es gar selten, einfache Wirkungen zu sehen, und noch seltener, diese mit einfachen Ursachen in Zusammenhang zu bringen. Was Wunder also, wenn selbst der Bell'sche Lehrsatz in denjenigen physiologischen Schulen, in welchen man nur experimentirt, bis auf den heutigen Tag noch nicht als unbestritten dasteht.

Deutschem Fleiße war es vorbehalten, der neuen Lehre einen sichern Boden zu gewinnen, durch ein gründliches Studium der anatomischen Elemente, welche die Träger der Nervenwirkungen sind. Nachdem schon ältere Beobachter den isolirten Verlauf der Nervenfasern außer Zweifel gesetzt, ward durch Ehrenberg (1833) der Anstoß gegeben zu einer Reihe von Arbeiten, welche uns die wahren und wesentlichen Merkmale dieser Fasern erkennen ließen. Jedermann kennt den Antheil, welchen Forscher wie Purkinje, Treviranus, Krause, E. Burdach, J. Müller, Emmert, Valentin, Remak, Henle u. a. m. an der Lösung dieser wichtigen Frage genommen. Zu gleicher Zeit (1836) wurden durch Valentin und Purkinje die Ganglienkugeln als zweytes anatomisches Element des Nervensystems entdeckt, und bald erschloß man, daß sich diese zu den Fasern vielleicht wie die Erreger zu den Conductoren verhalten.

Fast ebenso wichtig ist der durch Bidder und Volkmann (1841) gegebene Nachweis der sympathischen Fasern, d. i. der anatomischen Merkmale, welche uns überall die trophischen Fasern von den cerebro-spinalen unterscheiden lassen.

Zwey andere Fragen hatten eine nur vorläufige Erledigung gefunden. Die eine ist die nach der Ursprungs- und Endigungs-Weise der Fasern; die andere nach dem Verhältniß, in welchem die Ganglienkugeln zu den Fasern stehen; ja, über den Ursprung der Fasern hatte man sogar nur Hypothesen.

Was zunächst die Ganglienkugeln betrifft, so giengen namentlich die Bemühungen Valentin's dahin, als allgemeine Thatsache festzustellen, daß sie überall nur in Contiguität und nicht in Continuität mit den Fasern seyen. Diese letztern bilden nach dem Berner Physiologen einfach Geflechte und Schlingen in den Centralorganen des Nervensystems, und die Ganglienkugeln (graue Substanz) sind nur

als Belegungsmasse in die Maschen dieser Geflechte und um die Schlingen eingelagert. Diese Ansicht, obgleich von vielen Seiten bekräftigt, konnte weder an sich, noch in ihrer Anwendung genügen. Wer immer sich mit mikroskopischen Untersuchungen dieser Gebilde beschäftigte, stieß auf Objekte, die an einen eigentlichen Zusammenhang derselben mit den Fasern glauben ließen. Nur der Schwierigkeit der Untersuchung ist es zuzuschreiben, wenn derley Beobachtungen immer wie taube Blüthen abfielen, ohne Frucht zu bringen. Es wäre hier nicht am Orte, wenn auch nur übersichtlich die wissenschaftlichen Fehden anzuführen, zu welchen diese Ansicht Gelegenheit gegeben. Es genüge zu erinnern, daß es ein allgemein gefühltes Bedürfniß war, die Frage bald zum Abschluß zu bringen. Die Frucht war durch die Zeit gereift, es handelte sich darum sie da zu suchen, wo sie war und sie vom Baume zu schütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta imperii.

(Schluß.)

Ueber den Tod des Kaisers folgt der Vf. S. 210 den nüchternen und genauen Angaben des Matteo di Giovennazzo. — Ueber Friedrichs letzte Momente und in wie ferne sie denen Otto's IV. ähnlich sahen, berichtet er jedoch nichts Weiteres. Daß das Testament Friedrichs Vieles von dem zurücknahm, was er während seines Lebens mit der größten Heftigkeit festgehalten hatte und somit den Widerspruch desselben vollendete, zeigt n. 1173. Dieser Umstand könnte beweisen, daß wenn Friedrich auf seinem Todbette die Erlangung der Kaiserkrone zur Krone Siciliens für sein größtes Unglück gehalten, dieses nicht bloß eine Sage war, es war dieselbe die Quelle aller seiner Zerwürfnisse, seiner Streitigkeiten, seines Untergangs und nur zu bedauern, daß Friedrich den Grund des Uebels nicht zu heben im Stande war. Um so unbegreiflicher scheint es, daß er Conrad zum Erben im Kaiserthum und in dem Königreiche Sicilien einsetzte und damit den tödtlichen Kampf auf den Sohn vererbte! Allein es war auch in dieser Beziehung die Sache so weit gekommen, daß Friedrich, wie er einst zur Gräfin von Caserta, seiner Tochter gesagt, nicht mehr zurückkonnte. Die Kaiserkrone ließ sich nicht mehr ohne den Besitz Siciliens behaupten, das allein Geld für kriegerische Unternehmungen, für Aufrechthaltung der kaiserlichen Würde verschaffte, seit diese im Kampfe mit der Kirche und der Volksfreyheit und nicht in deren Erhaltung und Förderung erblickt wurde. Die Folgen des ersten falschen Schrittes mußten sich erfüllen, das selbstbestimmte Geschick sich vollenden. — —

Es ist bey einem so ausgedehnten und inhaltreichen Buche, wie die Regesten, schwer, auch nur das Bedeutendste hervorzuheben, geschweige die Wichtigkeit des Einzelnen zu berühren. Von wahrem Verdienste sind nun auch noch die Regesten der hohenstaufischen Epigonen, nicht nur Heinrich's VII., Conrad's IV. und Conradin's, sondern auch der unächten Söhne Friedrichs, Entius, Friedrich, Manfred. Hier sey es gestattet, über das eheliche Verhältniß Friedrichs einige Bemerkungen voranzuschicken, durch welche etwaige Differenzen mit der Darstellung des Verfassers begründet werden dürften.

Friedrichs erste Gemahlin war bekanntlich Costanza, Tochter des Königs Alfons von Aragonien, und in erster Ehe vermählt mit Emerich, König von Ungarn. Nach dem Tode ihres Gemahls und ihres Sohnes vermählte sich die zweifelsohne ältere Frau mit dem fünfzehnjährigen Friedrich. Seine eigene Mutter Constanze hatte diese Heirath gewünscht und nach dem Wunsche der Mutter hatte P. Innocenz III. als Vormund die, August 1209 vollzogene Vermählung betrieben (R. J. p. S. 68), die dem aragonesischen Geleite und dem Bruder der Braut selbst durch die in Palermo herrschende Seuche tödtlich wurde. Im J. 1212 wurde K. Heinrich, Friedrichs ältester Sohn, geboren, und von seiner Mutter 1216 nach Deutschland gebracht; seit dem sah er Unteritalien nur wieder als Gefangener seines Vaters, dessen Spielball er geworden war, während dieser selbst gerade durch das Spiel, welches er mit seinem

Sohne trieb, die christliche Welt verwirrte und die Abneigung, ja den Aufstand Heinrichs hervorrief. Ferne von ihrem Sohne starb, wohl in der Blüthe der Jahre, Constanze, zwey Jahre nach ihrer Kaiserkrönung und nachdem sie ihren Gemahl mit zwey andern Knaben, die wahrscheinlich früh gestorben sind, Conrad und Jordanus, beschenkt, 23. Juni 1222 zu Catania. (Richi Pirri genealog. p. 46). Schon im nächstfolgenden Jahre betrieb P. Honorius III. die Verlobung Friedrichs mit der Erbin von Jerusalem, Jolanthe, Tochter K. Johanns von Brienne, um ihn so durch sein eigenes Interesse an der Sache des hl. Landes zu betheiligen. R. I. S. 124. Ehe der Kaiser die damals 11—12 Jahre zählende Jolanthe heirathete, ward ihm 1224 Enzio geboren, (v. Raumer 3. Beylage zum 4: Bd. der Hohenstaufen,) über dessen Mutter die Controverse in der Art herrscht, daß sie nach der einen eine Frau von niederer Herkunft und schlechten Sitten, nach andern eine Cremoneserin, nach dritten eine Deutsche von Adel, oder was das unwahrscheinlichste ist, die Mutter Manfreds, die wunderschöne Bianca Lancia war.

Erst 1225 erfolgte die Vermählung Friedrichs mit Jolanthen, im Jahre 1228 nach einer, wie man anzunehmen berechtigt ist, unglücklichen Ehe ihr Tod an den Folgen des Wochenbettes mit K. Conrad IV. *)

*) Bey der Erwähnung des Todes K. Heinrichs (VII.) bemerkt der Vers., daß ein in „Friedrich II. S. 428" mitgetheilten Brief Friedrichs an die Messanesen über den Todesfall seines Sohnes, in welchem der 10. Febr. als Todestag genannt ist, unmöglich ächt, sondern wohl nur eine alte Stylübung sey. Der Brief ist jedoch einer Sammlung der Briefe Petrus de Vinea entnommen, welche zwar die Schriftzüge des XV. saec. an sich trägt, jedoch wie die unten folgenden Summarien aus dem registrum quartae partis darthun, dieselbe Reihenfolge enthält, wie die Iselinische Ausgabe der Briefe Petrus de Vinea.

c. 1. Fridericus universis praelatis et clericis regni Siciliae de morte regis Heinrici filii sui. R. I. n. 1021.
c. 2. de morte imperatricis.
c. 3. cuidam nobili.
c. 4. cuidam fideli.
c. 5. literae consolacionis.
c. 6. comiti Acerrarum.
c. 7. Literae consolacionis.
c. 8. Eisdem.
c. 9. Eisdem.
c. 10. Mater significat,
c. 11. Responsiva etc.
c. 12. consolatur etc.
c. 13. Magister Petrus consolatur etc.
c. 14. consolationis literae.
c. 15. Literae doloris de morte Regis Joannis.
c. 16. Literae consol.

Während aber mit dem letzten Briefe der 4. Theil in der Iselinischen Ausgabe aufhört, folgen in unserem Codex noch zwey Briefe.

De eodem (literae consolatoriae ad quendam de morte filii sui) und dann der Brief Friedrichs an das Volk von Messina, mit dem Datum des 10. Febr. als des Todestages des K. Heinrich. Ich füge noch hinzu, daß zu S. 54. b. des Manuscripts bemerkt ist, wie bis dahin, also weit über das registrum quartae partis hinaus, auch ein älteres Manuscript reiche, welches nur in den Exordien von dem später geschriebenen etwas differire. Die irrige Angabe des Datums — ein Irrthum, welchen die R. J. so oft auch bey den als unstreitig ächt angeführten Urkunden rügen, dürfte somit kein hinreichender Grund seyn, den Brief für unächt zu erklären. —

Im J. 1232 schritt der jugendliche Wittwer zu einer neuen Ehe mit Bianca Lancia, der wunderschönen Tochter des Castellan von Agliano, der durch sein Wappen Abkunft von dem Geschlecht der Herzoge von Bayern (welcher?) beurkundet haben soll. Man hat sich daran gewöhnt, die Frucht dieser Verbindung, den nachherigen König Manfred, als illegitimen Sohn Friedrichs zu betrachten, und der Verf. der Regesten, wie ich selbst in Friedrich II.

behandelten ihn als solchen. Selbst die griechische Chronik von Morea (*χρονικὰ τῶν ἐν Ῥωμανίᾳ καὶ μάλιστα ἐν τῷ Μορέα πολέμων τῶν φράγκων* bey Buchon chroniques étrangères relatives aux expéditions françaises pendant le XII. siècle. Paris 1840 bezeichnet ihn als Bastard:

Ὁ φρεδέριγος βασιλεὺς εἶχεν υἱὸν βαστάρδον
Μαρφόης ἦτον τὸ ὄνομα.

Allein dennoch war Manfred Friedrichs rechtmäßiger Sohn. Denn nicht nur wurde die Ehe mit Bianca öffentlich durch den Erzbischof von Palermo eingesegnet, sondern es rechneten selbst Friedrichs Gegner Bianca zu seinen 4 rechtmäßigen Frauen. (Sieh die Beweise bey Huillard Bréholles, traduction de Mathieu Paris. Bd. VIII. Anhang). Die Schwierigkeit, welche sich darbietet, die Ehe für rechtmäßig anzusehen, besteht nur darin, daß nach einer von Raumer angeführten, kritisch aber nicht untersuchten Chronik, Bianca den Kaiser überlebt und Friedrich ihr auf dem Todbette für ihre Pflege versprochen haben soll, sie, die den Rang als Kaiserin nicht bekleidete, dazu zu erheben. Da aber die feyerliche Einsegnung feststeht, Friedrich sich 1235 mit Isabella von England vermählte und nach deren frühem Tode sich mit einer deutschen Fürstentochter verlobte, so mußte, wenn die Chronik Recht hätte, und Bianca 1250 noch lebte, Friedrich in Bigamie mit Isabella gelebt haben, ein Vorwurf, den noch Niemand erhob. Die Widersprüche in den Angaben der Schriftsteller lassen sich aber heben; Bianca, als unebenbürtig, war wohl rechtmäßige Gemahlin, aber ward nicht Kaiserin, weshalb auch ihr Sohn Manfred in dem Testamente seines Vaters Conrad, dem Sohne Jolanthens, und Heinrich, dem Sohne Isabellens, in der Succession des Reiches und Siciliens nachgeht (R. J. n. 1173), aber doch genannt und bedacht wird, während die anderen, illegitimen Söhne Friedrichs im Testamente gar nicht genannt sind, auch ein Beweis, daß Manfred nicht zu ihnen gehörte. Seine Mutter aber scheint, gleich Jolanthen und Isabellen, nachdem sie noch ihren Gemahl mit Manfred und einer oder zwey Töchter beschenkt hatte, an den Folgen des Wochenbettes bereits um 1234 gestorben zu seyn. Dadurch ist man auch allein im Stande sich jene räthselhaften Gerüchte bey Albert dem Böhmen über die Ursachen des schnellen Todes von Friedrichs Frauen (mors per coquum procurata) zu erklären. Wenn aber der Bruder des Papstes dem Könige Enzio seine Tochter abschlug, so ist es mehr als unwahrscheinlich, daß der König Peter von Aragonien eine Schwester Manfred's zu seiner Gattin genommen hätte, wäre an ihr und ihrem Geschlechte ein solcher Flecken der Geburt gewesen. So aber war Manfred, in morganatischer Ehe erzeugt, rechtmäßiger Sohn Friedrichs, wie auch seine drey Söhne von Carl von Anjou und selbst von Peter von Aragonien als rechtmäßige Erben des hohenstaufischen Geschlechts angesehen wurden. Klug dem Interesse Don Pedro's dienend, verlangte daher auch Ruggimo Loria nach dem großen Seesiege über Carl's I. Flotte nur die Freylassung ihrer Schwester Beatrice, aber nicht ihrer selbst, deren Rechte sonst die Constanza's und ihres Gemahles geschmälert hätten. Sie waren die letzten Hohenstaufen. Sie gingen unter, wie das ganze Geschlecht durch Schuld ihrer Ahnherren, ihrer Erzeuger. „Die Usurpation des Thrones seines Neffen, sagt der Verfasser S. 278, nachdem Manfred dessen Vollmacht angenommen hatte, ist ein Flecken in dem Leben ihres Vaters. Doch würde man dafür leichter mildernde Entschuldigungen auffinden können, als für das Erlöschen aller neben ihm blühenden Zweige des staufischen Hauses (des Sohnes der K. Isabella, der Söhne K. Heinrichs ꝛc.) wenn der Verdacht, der deshalb schon frühe gehegt wurde, gegründet ist."

Dr. Höfler.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. W. Wackernagel, Vocabularius optimus. Basel 1847.

Sinib. de Mas, Sistema musical de la lengua castellana. Par. 1847.

A. Männel, Die angelsächsische Sprache, das Fundament der englischen. Leipzig 1848.

J. Brady, A descriptive vocabulary of the native language of W. Australia. Roma 1845.

Ben Rabbi Yapheth, Heli Bossorensis Karaitae in librum psalmorum commentarii Arabici ... ed. L. Bargès. Lut. Par. 1846.

J. G. L. Kosegarten, Pantschatantrum sive quinque partitum de moribus exponens. P. I. Bonn. 1848.

Sri Dandi, The Dasa Kumára Charita or adventures of ten princes. Ed. by H. H. Wilson. Lond. 1846.

Les séances de Haidari, récits historiques et élegiaques sur la vie et la mort des principaux martyrs musulmans, ouvrage traduit de l'Indoustani par M. l'abbé Bertrand. Versailles 1845.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité, commandée par M. Vaillant.

Botanique par M. Gaudichaud. T. I. Cryptogames cellulaires. Par. 1847.

Tit. Omboni, Viaggi nell' Africa Occidentale. Disp. 9 — 13. Schluß des Werkes. Milano 1847.

G. Ruxton, Adventures in Mexico and the rocky mountains. Lond. 1847.

L. Vivien de Saint Martin, Histoire des découvertes géographiques des nations européennes dans les diverses parties du monde. T. II. Asie. III. Asie mineure. Par. 1847.

Dr. J. Hamel, Trandescant der Aeltere 1618 in Rußland. Der Handelsverkehr zwischen England und Rußland in seiner Entstehung. Leipzig 1847.

J. Duncan, Travels in Western Africa in 1845 and 1846. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. A. Tyroff, Wappenpuch der österreichischen Monarchie. Bd. 16. Nürnb. 1847.

J. L. Ussing, Inscriptiones graecae ineditae. Havniae 1847.

Dr. L. F. Janssen, De Romeinsche Beelden en Gedenksteenen van Zeeland. Middelburg 1845.

Ren. Chalon, Recherches sur les monnaies de Wallincourt en Cambrésis. Bruxelles 1847.

Dr. A. Henne, Das Daseyn alteuropäischer eigenthümlicher Bevölkerung und Kultur, eigener Geschichte, Mythen und Chronologie und ihr Verhältniß zur ägyptischen, assyrischen und persischen. Schaffhausen 1847.

T. von Wolanski, Briefe über Slawische Alterthümer. II. Sammlung. Gnesen 1847.

Ang. Pezzana, Storia della città di Parma. Tom. III. 1449 — 1476. Parma 1847.

P. S. J. Leopardi, I Borboni di Napoli. Losanna 1847.

G. J. Pr. Ferrazzi, Di Bassano e dei Bassanesi illustri. Bassano 1847.

E. de Bonnechose, Histoire de France depuis l'invasion des Francs sous Clovis jusqu'à l'avé-

nement de Louis-Philippe I. Vol. 1. 2. Par. 1848.

J. B. Monfalcon, Histoire de la ville de Lyon depuis son origine jusqu'en 1846. Livr. 6—7. Par. 1847.

J. D. Magalon, Histoire du Languedoc depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. T. II. Par. 1847.

Ch. J. Houël, Annales des Cauchois depuis les temps celtiques jusqu'à 1830. T. 1 — 3. Par. 1847.

Benj. Fillon, Recherches historiques et archéologiques sur Fontenay. Vol. I. Fontenay 1847.

H. de Mauduit, Les derniers jours de la grande armée ou souvenirs, documens et correspondance inédite de Napoleon en 1814 et 1815. T. II. Par. 1848.

T. Neumann, Ein Formelbuch Kaiser Karl's IV. Beschreibung der Görlitzer Handschrift und Mittheilung der wichtigsten ungedruckten Briefe. Görlitz 1846.

H. Hattemer, Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes: Teutsch. Schaffhausen 1847.

Württembergische Zustände. I. Drey Tage unter Geistlichen. Heidelb. 1847.

L. Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte. Bd. 2. Berlin 1848.

O. Wolff, Geschichte der Stadt Grünberg in Niederschlesien von ihrer Entstehung bis zur Einführung der Reformation. Lief. 1 — 4. Grünberg 1847.

Dr. A. Henne, Der Sonderbund und dessen Auflösung durch die Tagsatzung im November 1847. Abth. 1. Schaffhausen 1848.

H. v. Pechmann, Beyträge für die Baukunst mit vorzüglicher Hinsicht auf Bayern. Th. 1. München 1847.

L. Fries, Würzburger Chronik. Heft 1. Würzburg 1847.

B. Huber, Otto von Freysing, sein Charakter, seine Weltanschauung, sein Verhältniß zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen als ihr Geschichtschreiber. München 1847.

Dr. Troxler, Die Verfassung der vereinigten Staaten Nordamerikas als Musterbild der schweizerischen Bundesreform. Schaffhausen 1848.

M. Marchal, Fastes historiques, généalogiques et chronologiques de la Belgique et des autres provinces des pays-bas depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours (488 — 1847). Livr. 2. 3. Bruxelles 1847.

A. J. van der Aa, Aardrijkskundig Wordenboek der Nederlanden. Deel XI. Gorinchem 1847.

M. Meunier, Histoire de Belgique depuis les temps les plus reculés jusqu'à la mort de Marie de Bourgogne. Bruxelles 1847.

B. Sarrans, jeune, De la décadence de l'Angleterre et des intérêts fédératifs de la France. Par. 1840.

J. A. Giles, History of the ancient Britons from the earliest period to the invasion of the Saxons. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. Lelewel, Polska odradzajaca sie czyli dzieje polskie od roku 1795. Bruxelles 1843.

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'ile de Cuba. Livr. 40—54.

X. Marmier, Lettres sur l'Algérie. Par. 1847.

Khlesel's des Cardinals, Direktor des geh. Cabinets Kaisers Mathias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Bd. 2. Wien 1847.

W. Vischer, Kimon. Basel 1847.

O'Connell, Life and Times of Daniel O'Connell. By Will. Fagan. Vol. I. Lond. 1847.

Frédéric Soulié. Sa vie et ses ouvrages par M. Maurice Champion. Par. 1847.

E. W. G. Bagge, Pestalozzi. Frankf. 1847.

Dr. E. Romershausen, Das Reductionsniveau. Halle 1847.

J. C. Buckler and C. A. Buckler, A history of the architecture of the abbey church of St. Alban, with especial reference to the norman structure. Lond. 1847.

H. Stucklé, Voies de communication aux états-unis. Etude technique et administrative. Par. 1847.

Deutschlands vorzüglichste Sternwarten. Wien 1848.

C. L. Ed. v. Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 29. Neue Folge Bd. 9. Piazzi's Beobachtungen in den Jahren 1803—1804. Wien 1847.

Observations météorologiques faites à Nijné-Taguilsk et à Vicimo-Outkinsk, (monts ural) gouvernement de Perrin. Année 1845. Par. 1846.

K. Kreil, Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. VII. Vom 1. Jan. — 31. December 1846. Prag 1847.

Dr. Tanchou, Enquête sur l'anthenticité des phénomènes electriques d'Angelique Cottin. Par. 1846.

W. Dove und L. Moser, Repertorium der Physik. Bd. 1—7. Berlin 1837—1847.

Ueber Höhenrauch und ähnliche meteorologische Erscheinungen. Erlangen 1847.

A. Nougaréde de Fayet, Nouvelles bases d'une théorie physique et chimique. Paris 1848.

Dr. de Haldat, Histoire du magnétisme dont les phénomènes sont rendus sensibles par le mouvement. Nancy 1845.

H. G. L. Reichenbach, Anatomia Mammalium. P. I. Cetacea et Pachydermata. Lips. 1847.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Animalia vertebrata elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Aves. Fasc. 4. 5. Lugd. Bat. 1847.

J. W. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae. T. VI. Lundae 1847.

Dr. L. Pfeiffer, Monographia heliceorum viventium. Fasc. III. Lips. 1848.

Alcide d'Orbigny, Mollusques vivants et fossiles. Livr. 6. 7. Paris 1847.

Dr. H. Löw, Dipterologische Beyträge. Th. 2. Posen 1847.

Dr. Alph. Corti, De systemate vasorum Psammosauri Grisei. Vindob. 1847.

Rob. de Visiani, Flora Dalmatica. Vol. II. Lips. 1848.

K. B. Presl, Die Gefäßbündel im Stipes der Farren. Heft 1. Prag 1847.

H. von Meyer, Zur Fauna der Vorwelt. 2. Abth. Die Saurier des Muschelkalkes mit Rücksicht auf die Saurier aus buntem Sandstein und Keuper. Lief. 2. Frankf. 1847.

M. J. Ackner, Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen. Lief. 1. Hermannstadt 1847.

Dr. H. W. v. Pabst, Lehrbuch der Landwirthschaft. Bd. I. Pflanzenproductionslehre. Abth. 1. Allgemeiner Pflanzenbau. Darmstadt 1847.

J. L. Trochu, Création de la ferme et des bois de Bruté sur un terrain de Landes à Belle-Isle-en-Mer (Morhiban). Par. 1847.

Dr. K. W. Ideler, Der religiöse Wahnsinn erläutert durch Krankengeschichten. Halle 1847.

Der Freymaurerbund in seiner gegenwärtigen Bedeutung dargestellt. Leipzig 1848.

Dr. F. Vorländer, Wissenschaft der Erkenntniß. Marburg 1847.

Dr. E. Th. Peipers, Die Anthropologie oder die Wissenschaft der Erfahrung. Der positiven Dialektik zweyter Theil. Düsseldorf 1847.

Dr. St. Matthies, Ueber die Platonische und die Aristotelische Staatsidee. Greifswald 1848.

Juan de Castellanos, Primera parte de las elegias de varones illustres de Indias. Madrid 1589.

Rondeaux et Ballades inédites d'Alain Chartier. Caen 1847.

R. W. Griswold, The prose writers of America. Lond. 1847.

A. Koberstein, Zu und über Göthe's Gedicht, Hans Sachsens poet. Sendung. Naumburg 1847.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 25. Maere von Sente Annen, Erzebiscove ci Kolne bi Bîni. Von neuem herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. Leipzig 1848.

Dr. H. F. Maßmann, Die Baseler Todtentänze. Mit Atlas. Stuttg. 1847.

J. R. Mac-Culloch, The principles of political economy. Lond. 1843.

T. Twiss, View of the Progress of Political Economy in Europe since the sixteenth century. Lond. 1847.

Arch. Alison, The military life of John Duke of Marlborough. Lond. 1848.

F. Otto, Ueber die Umdrehung der Artillerie-Geschoße. Berlin 1843.

W. von Brockhusen, Die Gleichungen der Flugbahn rotirender Geschoße. Berlin 1847.

Sammlung gekrönter Preisschriften des Auslandes. III. Th. S. Lee, von den Geschwülsten der Gebärmutter und der übrigen weiblichen Geschlechtstheile. Abth. 1. Berlin 1847.

Dr. W. Vrolik, Tabulae ad illustrandam embryogenesin hominis et mammalium tam naturalem quam abnormem. Fasc. 15. 16. Amsterd. 1847.

Aimé-Aug.-Jos. Robert, Recherches anatomiques sur le cou. Strasb. 1840.

A. v. Perger, Anatomische Studien des menschlichen Körpers für bildende Künstler. Wien 1848.

Dr. C. A. Wunderlich, Handbuch der Pathologie und Therapie. Bd. III. 1—3. Stuttg. 1847.

Dr. J. Weiß, Handbuch der Wasserheilkunde für Aerzte und Laien. 2. verb. Aufl. Leipzig 1847.

B. Jori, Sulla vera essenza naturale dei materiali immediati attivi della china gialla filosa e specie affini. Opusculo 2. Reggio 1845.

Dr. H. F. Kilian, Die Geburtslehre von Seiten der Wissenschaft und Kunst dargestellt. Bd. 1. Frankf. 1847.

F. Wöhler und E. v. Siebold, Das forensisch-che-

miche Verfahren bey einer Arsenik-Vergiftung. Berlin 1847.

Dr. W. Th. J. Spinola, Mittheilungen über die Rinderpest. Berlin 1846.

E. F. Gurlt und C. H. Hertwig, Chirurgische Anatomie und Operationslehre für Thierärzte. Berlin 1847.

G. F. Puchta, Pandekten. 4. verm. Aufl. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von Dr. A. Rudorff. Leipzig 1848.

Dr. A. Renaud, Beyträge zur Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Cantone. Heft 1. Pforzheim 1847.

Dr. J. H. Hillebrand, Lehrbuch des deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels- und Lehenrechts. Abth. 1. Leipzig 1848.

Dr. G. Beseler, System des gemeinen deutschen Privatrechts. Bd. 1. Leipzig 1847.

K. W. Hahn, Das preußische Jagdrecht. Abth. 1. Jagd-Civilrecht. Breslau 1848.

Provinzial-Gesetzgebung von Tyrol und Vorarlberg. Bd. 30. 31. Verordnungen vom J. 1843 und 1844. Innsbruck 1846 — 47.

L. A. Warnkönig und L. Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 2. Geschichte der Rechtsquellen und des Privatrechts. Basel 1848.

Las Cortes de Toledo deste presente año de mil y quincientos y XXV años. Burgos 1525.

Dr. J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Samling af gamle danske Love udgivne med Indledninger og Anmaerkninger tildeels med Overs aettelse. Deel IV. Danske Recesses og Ordinanster af Kongerne af den Oldenborgske Stamme. Kopenh. 1846.

Dr. H. Th. Schletter, der öffentlich-mündliche Strafprozeß in Deutschland. Th. 1. Altenb. 1847.

J. K. J. Maucher, Systematisches Handbuch des österreichischen Strafgesetzes über Verbrechen. Bd. 2. 3. Wien 1844.

Der preußische Strafgesetz-Entwurf. Leipzig 1848.

J. W. Neumann, Ueber die Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe. Berlin 1848.

M. G. Massé, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. Vol. VI. Schluß. Par. 1847.

Dr. C. F. Koch, Das preußische Civil-Prozeß-Recht. Th. I. Lief. 3. 3. Berlin 1848.

H. Rau, Geschichte des alten und neuen Bundes nach den Urkunden der heiligen Schrift. Th. 2. Heidelb. 1848.

Corpus apologetarum christianorrm saeculi secundi. Ed. J. C. Th. Otto. T. I. p. 1. Justinus Martyr. opera. Editio altera. Jenae 1847.

Theodori Mopsvesteni in novum test. commentariorum quae reperiri potuerunt. Emend. O. F. Fritzsche. Zürich 1847.

Dr. G. B. Winer, Biblisches Realwörterbuch. 3. verb. Aufl. Bd. 2. Leipz. 1848.

Fr. A. Philippi, Commentar über den Brief Pauli an die Römer. Abth. 1. Erlangen 1848.

Fr. Feuerbach, Die Kirche der Zukunft. Bern 1847.

S. R. Maitland, The voluntary system. London 1847.

Dr. M. A. Nickel, Die evangelischen Perikopen. Th. 1—4. Frankfurt 1847.

Dr. H. Alt, Der christliche Cultus. 2. verm. Aufl. Abth. I. 1—3. Berlin 1847.

Abbé Rohrbacher, Histoire universelle de l'église catholique. Vol. 22. 23. Liège 1847.

Abbé A. Cousin de Saint-Denoeux, Essai sur l'histoire de la théologie scolastique, du droit canon et de la liturgie . . Vol. II. Par. 1847.

Dr. J. Wiggers, Die kirchliche Bewegung in Deutschland. Rostock 1848.

J. M. Prat, Histoire de l'église Gallicane, continuée. T. 19 (de l'an 1559 — 1563). Par. 1847.

J. Mason Neale, A history of the holy eastern church. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. Longini, Chronicon episcoporum Vratislaviensium. Cur. J. Lipf. Breslau 1847.

H. de Boni, La congiura di Roma e Pio IX. Losanna 1847.

Dr. H. Heppe, Die 15 Marburger Artikel vom 3. Okt. 1629 nach den wieder aufgefundenen Autographen der Reformatoren als Facsimile veröffentlicht. Kassel 1847.

H. W. Erbkam, Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation. Hamburg 1848.

J. H. Bernau, Missionary labours in British Guiana. Lond. 1847.

Philaret, Bischof von Riga, Cyrillus und Methodius die Apostel der Slawen. Mitau 1847.

A. F. Gfrörer, Untersuchung über Alter, Ursprung, Zweck der Dekretalen des falschen Isidorus. Freiburg 1847.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 31. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1848.

Laborde (L. de), Des différents genres d'impression connus des anciens. — Rev. archéol. An. V. Livr. 2.

Savélieff (P.), Notice sur une inscription cunéiforme trouvée à Nimroud. — Mém. de la Soc. d'archéol. de St. Pétersb. 1848. No. I. II.

Oppert (J.), Observations sur la langue dans laquelle sont conçues les inscriptions cunéiformes du premier système. — Rev. archéol. An. V, Livr. 1. 2.

Saulcy (J.), Notice sur un fragment d'écriture démotique, faisant partie du cabinet de feu Champollion le jeune. — Ebendaſ.

Holmboe (C. A.), Det oldnorske verbum, oplyst med sammenligning met sanskrit og andre sprog af samme aet. Christiania 1848. 4. — Journ. asiat. 1848 Juillet.

Douet d'Arcq (L.), Chartes à vignettes. — Rev. archéol. An. IV. Livr. 11.

Du Caurroy, Législation musulmane sunnite, rite Hanéfi. — Journ. asiat. 1848 Juillet.

Catafago, Lettre à M. J. Mohl (sur un manuscrit du pays des Ansariés: Manuel des chaiks etc.) — Ebendaſ.

Beke (Ch. T.), Mémoire justificatif en réhabilitation des PP. Paez et Lobo, missionnaires en Abyssinie, en ce qui concerne leurs visites à la source de l'Abaï (le Nil) et à la cataracte d'Alata. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Mars.

Albert-Montémont, Analyse du journal de voyage de M. Dyke, aux missions établies dans l'Afrique australe, notamment dans les pays des Koranas, des Batlapis, de Kuruman etc. — Ebendaſ.

Bleeker, Visit to the Tankoeban Prahoe in Java after the eruption of the 27th of May, 1846. — Journ. of the Indian Archipel. 1848 May.

Rey (Arist.), Lettres sur l'Egypte, écrites pendant un voyage de France à Singapore. — Journ. asiat. 1848. Juillet.

Kaffirland (Harriet Ward, G. Nicholson, Lieut. Barnard. Lond. 1848.) — Blackw. Mag. 1848 Aug.

Martineau (H.), Eastern life, present and past. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848 July.

Vattier de Bourville, Lettre sur les premiers résultats de son voyage à Cyrène. — Rev. archéol. An. V. Livr. 3.

Pellissier, Lettre à M. Hase, sur ses excursions dans la régence de Tunis. — Ebendaſ. Livr. 5.

Castelnau (F. de), L'Araguaïl, scènes de voyage dans l'Amérique du Sud. — Rev. des deux Mondes 1848 Livr. 14.

Wallon (H.), Histoire de l'esclavage dans l'antiquité. Par. 1847. 3 vol. 8. — Journ. des Sav. 1848 Août.

Henocque (G.), Sur les vaisseaux des anciens. — Rev. archéol. An. IV. Livr. 10.

Letronne, Sur l'usage grec de consacrer la statue d'un dieu à une autre divinité. — Ebendaſ. An. V. Livr. 4.

Luynes (Le duc de), Lettre à M. de Saulcy, sur une inscription bilingue trouvée en Afrique. — Ebendaſ. An. IV. Livr. 10.

Leemans (C.), Lettre à M. J. de Witte, sur quelques monuments égyptiens du Musée britannique et du Musée de Leyde. — Ebendaſelbſt Livr. 11.

Letronne, Sur la découverte d'un papyrus grec, à Thebes, et d'une capse à contenir des livres, à Alexandrie. — Ebendaſ.

Birch (S.), Lettre sur le cartouche égyptien trouvé par M. Layard dans les ruines de Nimroud. — Ebendaſ.

Letronne, Sur une inscription de deux artistes grecs, auteurs d'une statue de cheval. — Ebendaſelbſt Livr. 12.

Mathieu, Sur quelques fragments de poteries gauloises trouvées près de Vitry-le-Français. — — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Sur une statuette gauloise en fer. — Ebendaſ.

Vinet (E.), La reconnaissance d'Oreste et d'Electre, peinture de vase grec. — Ebendaſ. An. V. Livr. 2.

Letronne, Lettre sur l'inscription d'une borne milliaire trouvée à Lalla Magrenia près de la frontière du Maroc. — Ebendaſ. Livr. 4.

Lenormant (Ch.), Note sur un vase panathenaïque, récemment découvert à Bengazi etc. — Ebendaſ.

Rougé (E. de), Inscription hiéroglyphique des rochers de Semné. — Ebendaſ. Livr. 5.

Letronne, Deux inscriptions grecques de l'Arabie pétrée, trouvées à Constantine. — Ebendaſ.

Sabatier, Lettre à M. de Saulcy sur les phases de l'art monétaire à Rome et à Byzance. — Mém. de la Soc. d'archéol. et de numismat. de St. Pétersb. 1848 No. I. II.

Köhne (B. v.), Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesos in Taurien. — Ebendaſelbſt.

Chaudruc de Crazannes, Sur la monnaie attribuée aux Sotiates. — Rev. archéol. An. IV. Livr. 11.

Rondot (Nat.), Monnaies ou moyens d'échange en usage dans l'archipel de Soulon, Malaisie. — Journ. asiat. 1848 Juillet.

Recherches sur la numismatique Arsacide. — Mém. de la Soc. d'archéol. etc. de St. Pétersb. 1848 No. I. II.

Dannenberg (H.), Der Münzfund von Stolpe. — Ebendaſ.

Vossberg (A.), Danziger Münzen aus der Zeit des Königs Johann Casimir von Polen, von 1648 bis 1668. — Ebendaſ.

Reichel (J. v.), Serbiens alte Münzen. — Ebendaſelbſt.

Longpérier (A. de), Notice sur un mouton d'or inédit, frappé en Normandie pour Henri V., roi d'Angleterre. — Rev. archéol. An. V. Livr. 5.

Longpérier (A. de), Crosse double du XIII. siècle. — Ebendaſ. An. IV. Livr. 12.

Prevost (F.), Note sur la determination de la date de l'ère provinciale d'Afrique. — Ebendaſ.

Grote (G.), History of Greece. Vol. 3. 4. Lond. 1847. — Rev. des deux Mond. 1848 Livr. 15.

Statuts de la Société d'archéologie nationale fondée à Paris en Janvier 1848. — Annal. archéol. 1848 Juillet et Août.

Guilhermy (Ferd. de), Les monuments français à Rome. (Charlemagne). — Ebendaſ.

Le ménagier de Paris. Traité de morale et d'économie domestique composé vers 1393 par un bourgeois Parisien. Par. 1847. 2 vol. 8. — Bull. de Bibliophile 1848 Janv. — Mars.

Prévost (F.), Notice sur Orléansville. — Revue archéol. Année IV. Livr. 10.

Troche, Notice historique et archéologique sur l'église paroissiale de Saint-Laurent, de la ville de Paris etc. — Ebendaſ.

Pinard (T.), Le château de Couzières (Indre et Loire.) — Ebendaſ. Livr. 12.

Vergnaud-Romagnesi, Mémoire sur la Queue en Brie. — Ebendaſ. An. V. Livr. 1.

Troche, Notice historique sur l'ancien hôtel de la Trimouille. — Ebendaſ. Livr. 2.

Courtet (J.), Statistique monumentale de Vaucluse. — Ebendaſ.

Pinard (T.), La rue des deux Ermites, à Paris. — Ebendaſ. Livr. 3.

Chaudruc de Crazannes, Lettre sur l'origine du nom des Andelys. — Ebendaſ.

Douet-d'Arcq (L.), Inventaire des relicques de la Sainte Chapelle de Paris, document de 1573. — Ebendaſ. Livr. 3. 4.

Courtet (J.), Notice sur les arcs de triomphe de Vaucluse. — Ebendaſ. Livr. 4.

Lamartine, History of the Girondists. Translated by N. T. Ryde. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848 July.

Kelly (W. K.), Narrative of the french revolution of 1848. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Balestier (J.), View of the state of agriculture in the british possessions in the straits of Ma-

lacca. — Journ. of the Indian Archipelago 1848 March.

Recent scientific researches on the islands of Bali and Lombok. — Ebendaſ.

Westerhout (J. B.), Notes on Malacca. — Ebendaſelbſt.

Crawfurd (J.), On the Malayan and Polynesian languages and races. — Ebend. April.

Customs common to the hill tribes bordering on Assam and those of the Indian Archipelago. — Ebendaſ.

Favre, An account of the wild tribes inhabiting the Malayan penninsula, Sumatra and few neighbouring islands. — Ebendaſ. May.

Sia U Chin, The Chinese in Singapore. No. II. — Ebendaſ.

Texier (C.), Exploration de la province de Constantine et des Zibans. — Rev. archéol. An. V. Livr. 3.

Chateaubriand et ses mémoires. — Rev. des deux Mondes 1848 Livr. 14.

Young, On some forms of quadratic moduli. — Philos. Mag. 1848 July.

Beverley (W.), On the magic square of the knight's march. — Ebendaſ. Aug.

Hennessy (H.), On the attraction of spheroids. — — Ebendaſelbſt July.

Lubbock (J. W.), On the determination of the numerical values of the coefficients in any series consisting of sines and cosines of multiples of a variable angle. — Ebendaſ. Aug.

Merimée (P.), Restauration de la cathédrale de Laon. — Rev. archéol. An. V. Livr. 1.

Balthasar (C. G.), Notice historique et descriptive sur la cathédrale de Toul. — Ebendaſ. Livr. 1. 3. 5.

Pinard (T.), Monographie de l'église de Ceffonds. — Ebendaſ. Livr. 4.

Quicherat (J.), La porte de l'hôtel Clisson. (Paris.) — Ebendaſelbſt Livr. 11.

Biot, Sur trois observations d'Hipparque. — Journ. des Savants. 1848 Août. Sept.

Loomis, Note respecting Halley's comet. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Gould (B. A.), On the orbits of the Asteroids. — Ebendaſ. July.

Senarmont (H. de), Expériences sur les modifications que les agents mécaniques impriment à la conductibilité des corps homogènes pour la chaleur. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Juillet.

Woetzyn (A. C.), Note sur les chaleurs spécifiques. — Ebendaſ.

Wertheim (G.), Mémoire sur les sons produits par les courant électriqne. — Ebendaſ.

Whelpley (Jam. D.), Second letter on philosophical analogy. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Hare (Rob.), Objections to the theories severally of Franklin, Dufay and Ampère, with an effort to explain electrical phenomena by statical or undulatory polarization. — Ebendaſ. May. July.

Blake (Eli W.), A determination of the general law according to which pulses differing in intensity are propagated in elastic media etc. — Ebendaſelbſt May.

Mather (Wm. W.), Notes and remarks connected with meteorology on Lake Superior, and on the variations in its level by barometric causes and variations in the season. — Ebendaſelbſt July.

Du Bois-Reymond (E.) and W. Beetz, On the theory of Nobili's coloured rings. — Philos. Mag. 1848 July.

Plucker, On diamagnetism. — Ebendaſ.

Callan (Nich.), On the construction and power of a new form of galvanic battery. — Ebendaſ.

Challis (J.), Additional analytical considerations respecting the velocity of sound. — Ebendaſ. Aug.

Schunck, On the colouring matters of the madder. — Ebendaſ.

Pasteur (L.), Recherches sur le dimorphisme. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Juillet.

Cahours (Aug.), Recherches relatives à l'action du perchlorure de phosphore sur les matières organiques. — Ebendaſ.

Melsens, De l'absence du cuivre et du plomb dans le sang. — Ebendaſ.

Hofmann (W.), Action de l'acide nitrique sur l'huile de pommes de terre. — Ebendaſ.

Rogers (W. B. and R. E.), On the absorption of carbonic acid gas by liquids. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 July.

— — — Oxydation of the diamond in the liquid way. — Ebendaſ.

Stenhouse (John), On Alpha- and Beta-Orcine. Philos. Mag. 1848 July.

Swan (W.), On certain phaenomena of capillary attraction exhibited by chloroform, the fixed oils, and other liquids. — Ebendaſ.

Stenhouse (John), On chloropicrine. — Ebendaſ.

Tilley (Th. G.), On oenanthal, its compounds and the products of its decomposition. — Ebendaſelbſt Aug.

Berzelius, On the existence of lactic acid in living bodies. — Ebendaſ.

Schomburgk (Rob. H.), A description of some new species of fishes from the sea surrounding the island of Barbados. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 July.

Walker (Franc.), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſelbſt July. Aug.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. — Ebendaſ. Aug.

Matteucci's lectures on living beings. Translated by Jon. Pereira. Philadelphia. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Lesson (R. P.), Etudes sur les mammifères primates. (Suite.) — Rev. zoolog. 1848 Juillet.

Lafresnaye (F. de), Sur une nouvelle espèce d'oiseau du genre Aviceda. — Ebendaſ.

Greville (R. K.), Notice of a new species of Antrophyum. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 July.

Babington (Ch. C.), A supplement to a synopsis of the british Rubi. No. II. — Ebendaſ.

Asa Gray, Review of a manual of the botany of the Northern United States. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Bailey (J. W.), Continuation of the list of localities of Algae in the United States etc. — Ebendaſelbſt July.

Kunze, Notes on some Ferns of the United States. (Communicated by G. Engelmann.) — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new fossil fish of the carboniferous period. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 July. Aug.

Dickie (G.), Notice of a deposit of fossil Diatomaceae in Aberdeenshire. — Ebendaſ.

Hall (Jam.), Remarks on the observations of S. S. Haldemann on the supposed identity of Atops trilineatus with Triarthrus Beckii. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Smith (J. Lawrence), Two new minerals, Medjidite, Liebigite. — Ebendaſ.

Rogers (R. E. and W. B.), New method of determining the carbon in native and artificial graphites. — Ebendaſ.

Parallelism of the palaeozoic formations of North America with those of Europe. — Ebendaſ.

Roemer (Ferd.), Contributions to the geology of Texas. — Ebendaſ. July.

Haldeman (S. S.), On the construction of blast-furnaces for the smelting of iron with Anthracite. — Ebendaſ.

Rondot (Nat.), Mesures de longueur en usage en Cochinchine. — Journ. asiat. 1848 Juillet.

Zollinger, Of the religion of Sassak. — Journ. of the Indian Archipelago 1848 March.

Rivage, Analyse de l'histoire de l'électisme Alexandrin dans sa lutte avec le christianisme de M. Prat. — Univ. cath. 1848 Juillet.

Tyler (Sam.), On philosophical induction. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 May.

Cousin, Description d'un manuscrit inédit de Roger Bacon. — Journ. des Savants 1848 Août.

Lord Verulam's Novum Organum. — Christ. Remembr. 1848 July.

Maury (A.), Du personage de la mort, et de ses représentations dans l'antiquité et au moyen âge. — Rev. archéol. An. IV. Livr. 10. 11. 12. An. V. Livr. 5.

Letronne, De l'invention de Varron. Les anciens ont-ils connu la gravure en taille-douce et l'art d'imprimer des dessins en couleur? Ebendaſ. An. V. Livr. 1.

Bastiat (Fréd.), Harmonies économiques. — Journ. des Economistes 1848 Sept.

Bugeaud, Les socialistes et le travail en commun. — Rev. des deux Mondes 1848 Livr. 14.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1) R. Wagner: Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven.
2) F. W. Bidder: Zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern.

(Fortsetzung.)

Dieß sey übrigens nicht gesagt, um nur im Geringsten das Verdienst der ausgezeichneten Forscher zu verringern, deren Namen an der Spitze dieser Anzeige stehen, sondern um zu erklären, wie dieselbe Entdeckung fast zu gleicher Zeit an drey verschiedenen Orten in Pisa, Paris und Dorpat gemacht worden, so daß es unbillig und vielleicht unmöglich wäre, hier irgend ein Prioritätsrecht anzuerkennen. *)

Wenn wir daher manche bedeutende Vorarbeit stillschweigend übergehen, und in dem Folgenden die Abhandlung von Bidder vorwaltend gelten lassen, so hat das seinen Grund nur darin, daß diese bis jetzt uns das reichste Material bietet und historisch-critische Erörterungen dieser Anzeige einen zu großen Umfang geben würden. Bidder hat übrigens seine Untersuchungen gemeinschaftlich mit Reichert angestellt, zuerst am Trigeminus und am Vagus vom Hecht, und zwar an Stellen, wo mit bloßen Augen kein Ganglion zu bemerken. Später wurden

---

*) Für diejenigen Leser, welche sich besonders für die Geschichte dieser Entdeckungen interessiren, vervollständigen wir hier die Litteratur:

P. Savi, Etudes anatomiques sur le système nerveux et sur l'organe électrique de la torpille. Paris, 1844. (Nervenendigungen).

Bidder u. Reichert in Müller's Archiv. 1845. Jahresb. S. 166. (Ganglienkörper).

R. Wagner in Canstatt u. Eisenmann Jahresb. für 1846. I. S. 81.

Derselbe, in den Nachrichten von der G. A. Universität u. der K. Gesellsch. d. Wissenschaften. 1847. Febr. 15.

Derselbe, in Annal. des Sciences natur. 1847. Mars. p. 181. pl. 5. f. 9—14.

Derselbe, Ueber den feinern Bau des elektrischen Organs im Zitterrochen, in Abhandl. d. K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. III.

Derselbe, Art. Sympathischer Nerv, Ganglienstruktur u. Nervenendigungen, im Handwörterbuch der Physiologie. Bd. III. Abth. 1. 1847. S. 360. und Art. Sympathische Ganglien des Herzens; ebendas. S. 452.

Ch. Robin, Sur un appareil électrique chez les poissons du genre des Raies. Ann. des Sc. nat. 1847. Avril. p. 222. Mai. p. 266. sqq. pl. 3. f. 5, pl. 4. f. 2.

Le même, Sur la structure des ganglions nerveux des Raies. Bulletin de la Société philomatique de Paris. Séances du 13. Fevrier et du 15. Mai 1847. — L'Institut 1847. Nr. 687 et 699.

Möglich wäre es allerdings, daß die Arbeiten Robin's mit denen R. Wagner's durch versteckte Fäden zusammenhängen. Wir verweisen deßfalls auf R. Wagner's Handwörterbuch a. a. O. S. 361. Anm., wo der ehrenhafte Verf. das Schicksal erzählt, welches sein erster Bericht an das französische Institut, die Nachricht seiner Entdeckung enthaltend, erfahren hat.

sie ausgedehnt auf andere Fische, als: Perca fluviatilis, Gadus Lota, Salmo Jas Asm. und Torpedo Galvanii, auf den Frosch (Spinalganglien), die Krähe und das Haushuhn (Ganglion Gasseri), den Hund, das Kalb und die Katze (Wurzelbündel des Vagus und Glossopharyngeus). R. Wagner hat dieselbe Entdeckung gemacht in den Spinal-Ganglien, im Trigeminus und Vagus von Torpedo, Squalus und Raja, und bestätigt beym Frosch; Robin in allen Ganglien verschiedener Rochen.

Durch alle diese Arbeiten ist erwiesen: „daß die Ganglienkörper, weit entfernt mit den Nervenfasern einfach in Berührung zu seyn, in diese letztern selbst, d. i. in bauchartige Erweiterungen derselben eingebettet sind.“ Man würde sich aber täuschen, wenn man nach dem Beyspiele einiger Vorgänger annehmen wollte, daß die Substanz der Ganglienkörper mit der der Fasern verschmolzen, daß die erstern nur eine Art Anschwellung der letztern in ihrem Verlaufe oder am Central-Ende, oder endlich, daß die Fasern nur aus dem Nucleus der Ganglienkörper entspringen. Kein Theil der Ganglienkugel hängt continuirlich mit der Nervenfaser zusammen, und kein Theil der letztern läßt sich von der Ganglienkugel herleiten. Nach den Abbildungen fig. VI und VII der Wagner'schen Schrift wäre das Verhältniß allerdings anders; die Substanz der Ganglienkörper würde sich in die Fasern fortsetzen, ja in einem Falle (fig VI. g) hätte sogar das Mark der Faser in die Ganglienzelle sich hinein erstreckt. In dem Handwörterbuch der Physiologie (III. 1. S. 366, Anm.) erklärt aber der gewissenhafte Beobachter, daß ihm dieser Fall seither nicht mehr vorgekommen, und daß er sich daher früher wahrscheinlich getäuscht und etwas Abnormes dafür angesehen.

Was aber die Scheide betrifft, diese erfährt keine Unterbrechung, sondern setzt sich unmittelbar als Ueberzug der Ganglienkugel fort. Sie ist, nach Bidder, nicht in unmittelbarer Berührung mit der Kugel, sondern davon getrennt durch eine dünne Schicht Flüssigkeit. Diese letztere, welche also den Ganglienkörper umspült, ist zähe und zieht sich, wenn die Scheide verletzt, in Fäden aus. Das seyen die Fortsätze, die Anhänge, die Schwänze der Ganglienkugeln, wovon die Physiologen bisher gesprochen und welche oft als Ursprünge der Fasern gegolten.

Da die breiten oder animalen Fasern zweyer Arten sind, so begegnen wir der Frage, ob nur die sensiblen Fasern, oder die motorischen auch Ganglienkörper enthalten? Thatsächlich ist, daß in jedem Ganglion nur die Minderzahl der Fasern Kugeln einschließt. Ob aber diese Minderzahl nur von sensiblen Fasern gebildet und dieß daher ein Merkmal abgeben könne, sie von den motorischen zu unterscheiden, darüber wagt Bidder nicht, sich bestimmt auszusprechen. Er weicht der Entscheidung aus durch folgende Formel: „wo in Cerebro-Spinal-Nerven Ganglien enthalten sind, gehen sicherlich centripetale Fasern durch, und möglicherweise auch centrifugale“ (S. 32). Ob eine Faser auf ihrem Gange vom Centrum zur Peripherie nur Eine Kugel aufnehme, oder mehre hintereinander, das wird ebenfalls nicht entschieden.

Was aber die dünnen oder sogenannten sympathischen Fasern betrifft, so mußten sie, der Schwierigkeit wegen, welche die Ganglien des eigentlichen Sympathicus darbieten, in den Knoten des Vagus und Trigeminus untersucht werden. Es stellte sich heraus, daß sie ebenfalls Ganglienkugeln eingebettet haben. Die Kugeln sind aber durchweg kleiner (S. 35). Nach eigenen, oft wiederholten Messungen findet auch Ref. einen konstanten Unterschied zwischen den Ganglienkörpern im Gränzstrang des Sympathicus und deren der Spinalganglien. Erstere messen bey Knorpelfischen im Durchschnitt 0. 05 Millimeter, während die letztern 0. 10 und darüber haben. Beziehen wir uns dabey auf das, was Robin *) herausgestellt hat, so dürfte es erlaubt seyn als Lehrsatz anzunehmen, daß den zwey Arten von Fasern, den dünnen und den dicken, auch zwey Arten von Ganglienkörpern, kleine und große, entsprechen, d. i. daß die Größenverhältnisse etwas konstantes und gesetzmäßiges sind. Verschweigen dürfen wir aber hiebey nicht, daß R.

*) L'Institut. 1847. n. 687.

Wagner diesen Unterschied nicht als konstant und wesentlich ansieht, sondern Mittelformen und Uebergänge annimmt.

Sehr wichtig, aber leider noch nicht über allen Zweifel erhoben, ist, was Bidder über die Insertionsstellen der Faserschenkel sagt (S. 36). Diese gehen entweder von den beyden Polen der Ausbuchtung d. i. des Ganglienkörpers aus, oder sie münden nahe an einander an dem seitlichen Umfange der Höhle in diese ein. Im ersten Falle gehe der eine Faserschenkel zu Rückenmark und Hirn fort, der andere gegen die Peripherie, so daß auf diese Weise die Unterordnung des sympathischen Systems unter das cerebro-spinale zu erklären wäre. Bidder glaubt sogar ein Paarmal gesehen zu haben, daß die beyden mit der Ausbuchtung zusammenhängenden Fasern in der Breite auffallend verschieden waren, so daß die eine als sympathische, die andere als animale gedeutet werden konnte (S. 37). In diesen Fällen wären also die Ganglienkörper zugleich Endpunkte für das cerebro-spinale Nervensystem, und Ursprungsstellen für das sympathische gewesen.

Wenn aber beyde Fasern seitlich nebeneinander in die Ausbuchtung einmünden, so gehen sie in Einer Richtung fort, d. i. wie nicht zu bezweifeln, nach der Peripherie. Die Ganglienkörper wären dann doch Ursprungsstellen, sie wären gleichsam in den centralen Faserschlingen gelegen. R. Wagner und Robin*) haben sich bekanntlich entschieden gegen den Lehrsatz ausgesprochen, daß Fasern von den Ganglien entspringen; aber alles erwogen, was bis jetzt hierüber beobachtet und erschlossen ist, wird es uns nicht schwer uns auf die Seite von Bidder und Volkmann zu stellen. Der letztere von beyden Physiologen scheint durch die Bedeutung dieser Frage zunächst veranlaßt worden zu seyn, der Schrift seines ehemaligen Collegen einige Seiten als Anhang beyzufügen. Er hat ebenfalls, und zwar am Frosche, einen Fall gesehen, in welchem beyde Fasern einer Kugel peripherisch verliefen. Möglich sey es auch, daß, wo die Fasern in zwey verschiedene Nerven austreten, sie dessenohngeachtet beyde zur Peripherie gehen. Ferner betrachtet er als Ergebniß der Untersuchungen von Hannover, Will, Kölliker und Harleß, daß Kugeln mit einseitigem Faserschenkel wahrscheinlich auch vorkommen. Endlich müsse die Möglichkeit zugegeben werden, daß Erweiterungen auch am Ende (Anfang?) der Faser vorkommen können. Fälle gibt es, wo die Faser nur am Einen Ende der Kugel erkenntlich, und Volkmann glaubt, daß dieß natürliche Bildung und daher ein Beweis für den Ursprung aus dem Ganglienkörper sey. Wir fügen hinzu, daß nach seinem größern Artikel im Handwörterbuch der Physiologie, R. Wagner selbst die Insertion der Kugeln am Endpunkte der Fasern, im Gehirn, anzunehmen scheint. Berücksichtigen wir nun noch, daß durch die frühern sorgfältigen Zählungen von Bidder und Volkmann, und seitdem von einigen andern Histologen es ausgemacht ist, daß die Fasern in den Ganglien sich wirklich vermehren, so wird es den Physiologen vor der Hand noch immer erlaubt seyn, solche anzunehmen, welche ausschließlich dem Sympathicus angehören und sich nicht bis in Hirn und Rückenmark erstrecken.

Nichts berechtigt uns, wenigstens für die peripherischen Ganglien, zu glauben, daß je einmal mehr als zwey Fasern aus Einer Kugel entspringen. Weder Robin, noch Wagner, noch Bidder haben Solches gesehen, und dennoch ist aus physiologischen Gründen wahrscheinlich, daß dieß wenigstens im Hirn und Rückenmark der Fall seyn könne. Sehen wir ja, daß R. Wagner selbst, freylich nur bey Gelegenheit einer Hypothese über Reflex- und Mitbewegungen *), dieß voraussetzt. Jedenfalls wird bey künftigen Untersuchungen darauf ein besonderes Gewicht gelegt werden müssen.

Im Hirn und Rückenmark gibt es bekanntlich zwey Arten von Kugeln: die einen sind kaum größer als die Blutkörperchen von Säugethieren. Ob daraus die dünnen Nervenfasern der Central-Theile (die psychischen Fasern nach Henle) entspringen, wie Hannover abgebildet hat, das ist

*) L'Institut. 1847. n. 699.

*) Handwörterbuch der Physiologie. III. Bd. 1. Abtheil. S. 398.

Bidder'n zweifelhaft geblieben, aber wahrscheinlich. Die andern, bis zu $\frac{1}{15}'''$ großen, scheinen sich wie die in den Ganglien zu verhalten. Die Ausläufer, welche Purkinje und Hannover abgebildet, sind nach Bidder durch Zerrung entstanden. Harleß Arbeit über die elektrischen Hirnlappen von Torpedo Galvanii habe die Frage an sich nicht gefördert, aber dieser Hirntheil bey genanntem Thiere möchte immerhin der geeignete Ort sein, wo solche Untersuchungen anzustellen *).

Wenden wir nun den Blick auf's Ganze, so werden, unseres Erachtens, hinführo folgende Sätze das ganz Allgemeine und physiologisch Bedeutsamste, die feinere Struktur des Nervensystems betreffend, ausdrücken:

Das Nervensystem besteht wesentlich aus Fasern, welche von den verschiedenen Centraltheilen, als Hirn, Rückenmark und Ganglien, sich in die Theile des Körpers, z. B. Muskeln, Haut, Sinnesorgane u. s. w. erstrecken. Diese Fasern sind eigentlich Kanäle oder Röhren, bestehend aus einer feinen, durchsichtigen Wandung (Scheide) und einem dickflüssigen Inhalt aus Fett und Eyweiß gemischt.

Nach den anatomischen Merkmalen sind vier Arten von Nerven-Kanälen oder Fasern zu unterscheiden:

1. die Hirnfasern (psychische Fasern nach Henle), sehr dünn, nur im Gehirn vorkommend, und wahrscheinlich mit den kleinen Hirnkugeln in Verbindung stehend. Ihre Scheide oder Wandung ist so dünn, daß sie nur erschlossen und nicht gesehen werden kann;

2. die motorischen Cerebro-Spinal-Fasern, dicker und mit deutlicher Scheide versehen, im Rückenmark und seiner cerebralen Ausbreitung entspringend. An ihrer Ursprungsstelle haben sie zweifelsohne eine Ganglienkugel eingebettet; sie begeben sich dann auf kürzerm oder längerm Wege in die willkührlichen Muskeln und kontraktilen Gewebe, ohne in ihrem Verlauf auf's Neue Ganglienkugeln aufzunehmen;

3. die sensiblen Cerebro-Spinal-Fasern, dicker und mit deutlicher Scheide versehen, im Rückenmark und Hirn entspringend. Außer ihrer Ursprungsstelle bilden sie auf dem Wege zur Peripherie eine oder zwey bauchige Erweiterungen, in deren jede ein Ganglienkörper frey eingebettet ist. Diese Erweiterungen finden sich in der Regel in den Ganglien, kommen aber ausnahmsweise auch außer denselben vor;

4. die sympathischen Fasern, dünner, graulich, mit einfachen Rändern, in den Ganglien entspringend, und zwar entweder:

   a. absolut, je zwey aus einem Ganglienkörper, oder:

   b. durch Vermittlung eines Ganglienkörpers, als Fortsetzung von cerebro-spinalen Fasern.

In ihrem weitern Verlauf können sie ebenfalls ein-, zwey- oder mehrmal Ganglienkörper aufnehmen; diese letztern sind aber durchweg kleiner als die der cerebro-spinalen Fasern.

Wie sehr all dieses die bisher beliebten physiologischen Ansichten über die Innervation verändern muß, läßt sich leicht absehen; so viel scheint aber ausgemacht zu bleiben, daß die Ganglienkörper die Excitatoren der Nervenströme sind, daß es im normalen Zustande ihrer Vermittelung bedarf, um die Ströme von einer Faser auf andere überzutragen, und daß außerdem die Fasern isolirt leiten.

(Schluß folgt.)

*) Diese Lappen sind auch von Valentin, Savi und neuerlich von R. Wagner mikroskopisch untersucht worden. Die gewonnenen Resultate, welche den Ausgangspunkt für die künftige Histologie der Gehirntheile bilden werden, hat der letztere in seinem Handwörterbuch. III. Bd. 1. Abtheil. S. 575 ff. fig. 42—46 verzeichnet. Wir citiren als hieher gehörig Todd and Bowmann, the Physiological Anatomy etc. London 1845. Vol. I. p. 214. fig. 56.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Von v. Siebold und Stannius. Erster Theil: wirbellose Thiere von C. Th. v. Siebold. Berlin 1848. 679 S. 8. Zweyter Theil: Wirbelthiere von H. Stannius. 1846. 482 S. 8.

Im Laufe dieses Jahrzehends sind in Deutschland zwey Lehrbücher der Zootomie erschienen, die ihres wissenschaftlichen Gehaltes und des Reichthumes an neuen Thatsachen wegen für den Meister in diesem Fache von nicht geringerem Werthe sind als für den Schüler, der mit ihrer Hülfe sich erst in dasselbe hineinarbeiten will.

Das eine ist das in den Jahren 1843 und 1844 publicirte Lehrbuch der Zootomie von Rudolf Wagner, in welchem dieser selbst die Wirbelthiere, H. Frey und Leuckart gemeinschaftlich die wirbellosen Thiere bearbeitet haben. Dasselbe ist eine zweyte, völlig umgearbeitete Auflage seines im Jahre 1834 erschienenen „Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie," und ist seiner gedrängten, klaren, übersichtlichen Darstellung wegen am geeignetsten als Leitfaden für den Schüler bey Vorlesungen zu dienen.

Von größerem Umfange, und daher mehr als Handbuch für den Lehrer anzusehen, ist das von C. Th. von Siebold und H. Stannius bearbeitete Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, von welchem eben die letzte Lieferung erschienen ist. Der erstere hat dabey, und zwar nach einem sehr ausgedehnten Maaßstabe, die wirbellosen Thiere, der letztere die Wirbelthiere abgehandelt. Die Aufgabe ist zu ausgedehnt, der Reichthum an Thatsachen zu groß, als daß eines Einzigen Kraft ausreichend wäre, alle Theile der Zootomie mit gleicher Genauigkeit zu bearbeiten. Theilung der Arbeit ist daher auch auf diesem Gebiete der Naturwissenschaft rathsam und von gutem Erfolge.

Die Verfasser haben nicht, wie es früher gewöhnlich war, zur Basis der wissenschaftlichen Anordnung ihres Stoffes die Organe, sondern die Klassen des Thierreichs gewählt, und die Mehrzahl der Leser wird damit vollkommen einverstanden seyn. Schon R. Wagner hat in seiner zweyten Auflage diesen Weg betreten, denn während er in der ersten seine Eintheilung auf die Organe begründete, hat er in der zweyten dafür die Thierklassen genommen und daher den frühern Titel: „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie" passender in „Lehrbuch der Zootomie" umgeändert. Für die Zoologen ist diese Art der Behandlung des Stoffes jedenfalls die bequemste und übersichtlichste.

Der schwierigste Theil der Bearbeitung ist offenbar v. Siebold zugefallen, da in der Abtheilung der wirbellosen Thiere die Mannigfaltigkeit der Bildungen und die Schwierigkeit ihrer Deutung ungleich größer als in der Abtheilung der Wirbelthiere ist. Zum Glück hat sie an v. Siebold einen Bearbeiter gefunden, der seiner großen Aufgabe vollkommen gewachsen war. Seit geraumer Zeit hat er sich hauptsächlich mit dem Studium der wirbellosen Thiere beschäftigt; sein längerer Aufenthalt an der Ostsee

und ein späterer am adriatischen Meere hat ihn mit einer Menge von Seethieren bekannt gemacht und ihm Gelegenheit gegeben, sie im frischen Zustande untersuchen zu können. So ist ihm denn eine reiche Autopsie zu Gebote gestanden, und daß er diese wohl benützt hat, dieß haben schon seine vielen frühern, mit musterhafter Gründlichkeit und Schärfe durchgeführten Arbeiten bewährt, und das vorliegende Lehrbuch giebt ein neues Zeugniß davon. Zu dieser reichen eignen Anschauung kommt nun noch die umfassendste Kenntniß der Literatur und eine umsichtige scharfe Kritik der von ihr gebotenen Thatsachen, so daß das ganze ungeheure Material, was bezüglich der Anatomie der wirbellosen Thiere aufgehäuft ist, hier in diesem Lehrbuche in einer klaren, wohl geordneten und kritisch gesichteten Zusammenstellung vorgelegt wird. Es ist nicht nöthig, weiter auf den Inhalt dieser ersten Abtheilung einzugehen, da das Gesagte zu ihrer Charakteristik ausreicht; nur die Klasseneintheilung, welche v. Siebold ihr zu Grunde gelegt hat, soll hier noch hervorgehoben werden.

Siebold vertheilt die wirbellosen Thiere in 15 Klassen, die er in 5 Hauptgruppen in folgender Weise zusammen faßt.

I. Hauptgruppe. Protozoa. Thiere, in welchen die verschiedenen Systeme der Organe nicht scharf ausgeschieden sind, und deren unregelmäßige Form und einfache Organisation sich auf eine Zelle reduciren lassen.

1. Klasse. Infusoria.
2. Klasse. Rhizopoda.

II. Hauptgruppe. Zoophyta. Thiere von regelmäßiger Form, in welchen die Organe um einen Mittelpunkt oder um eine Längs-Achse strahlenförmig gelagert sind. Die Centralmasse des Nervensystems bildet einen den Schlund umfassenden Ring.

3. Klasse. Polypi.
4. Klasse. Acalephae.
5. Klasse. Echinodermata.

III. Hauptgruppe. Vermes. Thiere mit gestrecktem symmetrischen Leibe, gegen dessen Längs-Achse die Organe so gelagert sind, daß eine rechte und linke Seite, eine Bauch- und Rückenfläche unterschieden werden kann. Die Centralmasse des Nervensystems besteht aus einem Nacken-Ganglion mit oder ohne Bauch-Ganglienkette.

6. Klasse. Helminthes.
7. Klasse. Turbellarii.
8. Klasse. Rotatorii.
9. Klasse. Annulati.

IV. Hauptgruppe. Mollusca. Thiere von mannigfaltiger Form, deren Leib durch einen fleischigen Mantel eingehüllt ist. Die Centralmasse des Nervensystems besteht aus Ganglien, welche theils den Schlund ringförmig umgeben, theils im Körper zerstreut liegen und durch Nervenfäden unter einander verbunden sind.

10. Klasse. Acephala.
11. Klasse. Cephalophora.
12. Klasse. Cephalopoda.

V. Hauptgruppe. Arthropoda. Thiere mit vollkommen symmetrischer Form und gegliederten Bewegungsorganen. Centralmasse des Nervensystems besteht aus einem den Schlund umfassenden Ganglienring und einer von diesem ausgehenden Bauch-Ganglienkette.

13. Klasse. Crustacea.
14. Klasse. Arachnida.
15. Klasse. Insecta.

Für die Paläontologen mag noch eine Bemerkung Siebolds (S. 371) über die Deutung der räthselhaften Aptychus hier eine Stelle finden. Bekanntlich sind diese Ueberreste bald als Deckel eines Ammoniten oder andern Weichthieres, bald als Muschelschalen, bald als innere Schalen von Kopffüßern angesehen worden. Für letztere Ansicht spricht sich Siebold aus, indem er die Aptychen für innere Kopffüßer-Schalen hält, an welchen, bey Verkümmerung des Schaftes, die beyden Seitenflügel außerordentlich entwickelt sind. Mit A. Braun meint er, daß vielleicht die zu Aptychus gehörigen Thiere die männlichen Individuen gewisser Ammoniten gewesen seyn könnten, die aber verkümmert und deßhalb genöthigt waren, einen parasitischen Aufenthalt in der Mantelhöhle ihrer Weibchen zu suchen. So paradox diese Meinung auch anfänglich klingen mag, so hat sie doch an der Erfahrung einen guten Anhalt, indem es unter den

lebenden Kopffüßern wirklich Arten (Argonauta und Tremoctopus) giebt, deren verkümmerte und ganz anders gestaltete Männchen ihren Aufenthalt in der Mantelhöhle ihrer Weibchen nehmen. Hätte es mit Aptychus dieselbe Bewandtniß, so würde sich daraus auch das häufige Vorkommen dieser Schalen in der vordern Kammer der Ammoniten erklären.

Mit gleicher Meisterhaftigkeit, wie Siebold die wirbellosen Thiere, so hat Stannius die Wirbelthiere bearbeitet, und eine Menge eigner Beobachtungen sind seiner Darstellung beygefügt.

1) R. Wagner: Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven.
2) F. W. Bidder: Zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern.

(Schluß.)

Ob es außer den in Fasern eingeschlossenen Ganglienkörpern noch andere gebe, welche frey und ohne alle Fortsätze, das läßt sich vor der Hand nicht bestimmt bejahen. Vergessen wir aber nicht, daß es sich eben so wenig verneinen läßt, und setzen wir nicht die in so wichtigen und feinen Fragen vorzüglich nöthige Vorsicht außer Acht. Die häufigen Fälle, welche bey den höhern Wirbelthieren das Vorkommen freyer Ganglienkugeln zu beweisen scheinen, sind unseres Erachtens nicht genügend erklärt durch die bloße Annahme, daß hier die Fasern abgerissen.

Sehr schätzenswerth sind noch die Untersuchungen, welche Bidder und Reichert über die Entwickelung der Formelemente des Nervensystems angestellt, und an welche sie interessante Ergebnisse über die Entwickelung der Capillargefässe und der Muskelfasern geknüpft haben. Es geht daraus hervor, daß die Entwickelung der Nervenelemente beginnt mit der Bildung einer anfangs gleichmäßigen, mit gewissen Formen des Bindegewebes übereinstimmenden Grundmasse; — in ihr entstehen Röhren oder Kanäle durch einfache Aushöhlung und allmählig sammelt sich in diesen ein öliger Inhalt. Das Neurilemma besteht also vor der Nervenfaser, wird aber später mehr oder weniger umgewandelt. Die Primitivscheide ist Bindegewebe. Der früher schon von Oesterlen aufgestellten und von Bidder adoptirten Hypothese, daß das fetthaltige Nervencontentum von den Ganglienkugeln ausgehe und vielleicht als ein Absonderungs-Product derselben zu betrachten sey, kann Ref. um so weniger beypflichten, als bis jetzt die Entwickelungsweise der Ganglienkörper selbst noch unbekannt ist und eine scharfe Abgränzung zwischen dem Inhalt der letztern und dem Mark der entsprechenden Fasern besteht.

Die Valentin'sche Ansicht über die Endigungsweise der Nerven hatte schon durch die Entdeckung der Pacini'schen Körperchen einen Stoß erlitten. Ganz unhaltbar, wenigstens in ihrer Allgemeinheit, wird sie seit den Arbeiten über das elektrische Organ der Knorpelfische. Savi *) war der erste, der beobachtete, daß in diesem Organ die Nervenfasern sich theilen und in immer feinern Verästelungen sich verlieren. Robin **) und R. Wagner (in der angezeigten Schrift) haben dieß vollkommen bestätigt, und der letztere hat durch seine trefflichen Untersuchungen nicht nur das ergänzt, was bey seinen Vorgängern noch lückenhaft und unbestimmt gewesen, sondern auch nachgewiesen, daß dieselbe Endigungsweise in den Muskeln vielleicht aller Wirbelthiere Gesetz sey. Er drückt sich also aus: in dem elektrischen Organ entspringen von dem Ende einer Nervenfaser zwölf bis fünfzehn Aeste büschelförmig, welche sofort zwischen die Scheidewände der Säulchen eindringen, sich auf den Querblättchen zum Theil strahlenförmig verbreiten, gabelförmig theilen und mit darüber oder darunter liegenden Aesten anderer Fibrillen (scheinbar) sich zu einem weiten Maschennetz verbinden. Jeder Ast gibt wieder andere dichotomisch ab. Die letzten Zweige, sehr dünn ge-

*) Etudes anatomiques sur la Torpille. Paris 1844.

**) Ann. des Sc. nat. 1847. Mai. p. 266. pl. 3. f. 5 et pl. 4. f. 2.

worden ($\frac{1}{800} - \frac{1}{1000}$''') und bloß aus Mark bestehend, umspinnen die Elementartheile und verschmelzen mit diesen. Savi und Robin hatten angegeben, daß die Aeste der Nervenfasern im elektrischen Organ unter sich anastomosiren und so ein Maschen- oder Schlingen-Netz bilden. Nach Wagner ist dieß nur scheinbar und kömmt von der Superposition der Fasern her. Eine Primitivfaser kann bis auf 25 Aeste haben.

In dem Anhang zu besagter Schrift theilt der Verf. zum erstenmal die Entdeckung mit, daß auch in den Muskeln, beym Frosch untersucht, nirgends eine Schlingenbildung Statt habe. Die Nervenfasern verlaufen zwischen den Muskelprimitivbündeln, von feinen Scheiden umgeben. Sie verästeln sich gabelförmig und sehr gespreizt in drey, auch vier feinere Zweige, und lösen sich zuletzt büschelförmig in 4, 5, ja 8 Aestchen auf, so daß das Verhältniß dann jenem im elektrischen Organ des Zitterrochens einigermassen ähnlich wird. Sobald die letzten Aestchen an dem entsprechenden Muskelprimitivbündel angelangt sind, scheint es als durchbohrten sie die äußere durchsichtige Hülle des Bündels, und verzweigten sich dann außerordentlich fein ($\frac{1}{800} - \frac{1}{1000}$''') zwischen den Muskelfibrillen. Das eigentliche mit dunkeln Conturen versehene Mark hört schon etwas früher auf. Nie scheinen die Aeste zweyer verschiedener Nervenprimitivfasern zu anastomosiren.

J. Müller und Brücke *) hatten schon früher in den Augenmuskeln des Hechtes die peripherische Theilung der Nervenfasern gesehen und als charakteristisch für die Muskeln im Allgemeinen angegeben. Sie hatten aber noch nicht das ganze Verhältniß erfaßt und Wagners Verdienst bleibt jedenfalls zuerst die im Parenchym verschwindende Feinheit der Theilungen nachgewiesen zu haben. Volkmann in seinem Nachtrag zu der Bidder'schen Schrift bestätigt vollkommen die Entdeckung Wagners, von deren Richtigkeit sich Ref. an den geraden Augenmuskeln des Hechtes ebenfalls versichern konnte. Nachträglich zu seinem Artikel: „Sympathische Ganglien des Herzens“ *), theilt Wagner noch mit, daß er die Theilung der Fibrillen auch in der Nickhaut des Frosches deutlich gesehen und daß sie Ecker in Basel auch in organischen Muskeln, nämlich im Magen des Frosches und des Kaninchens, entdeckt.

So unbestreitbar nun diese wissenschaftliche Errungenschaft, so unvorsichtig wäre es, das, was bisher nur für die motorischen Nervenfasern nachgewiesen, auch auf die sensiblen auszudehnen. Es gibt Stellen, und jeder Beobachter kennt sie, wo die Endschlingen deutlich sind. Zu entscheiden bleibt jedoch, ob diese nur besondere Formen oder der Ausdruck eines Gesetzes, das den sensiblen Fasern gemeinsam ist. In dem letzten Falle wäre ein neues wichtiges anatomisches Unterscheidungsmerkmal zwischen den beyden Arten von Hirnrückenmarksfasern gewonnen.

Es ist uns nicht gegönnt, hier die neuere Arbeit R. Wagners über denselben Gegenstand (Handwörterbuch Bd. III. Abth. 1. S. 360 u. 452 ff.) zu besprechen. Wir weisen aber darauf hin, als auf ein Denkmal, mit welchem eine neue Zeit für die Nervenphysiologie beginnt. Möge der treffliche Forscher, nun in die Heimath zurückgekehrt, der Genesung Glück finden und bewahren, das ist der Wunsch seiner zahlreichen Verehrer und aller Freunde der Wissenschaft.

A. Spring.

*) S. des erstern Physiologie. 4. Aufl. I. S. 524.

*) Handwörterb. Bd. III. Abth. 1. S. 462.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reise in Grusien, am kaspischen Meere und im Kaukasus von Professor Dr. Karl Koch. Weimar 1847. 518 S. 8.

Die beyden ersten Bände von „Kochs Wanderungen im Oriente," an welche sich die hier vor uns liegende Reisebeschreibung als ein dritter Band anschließt, haben wir bereits im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (Bd. XXV. Nr. 203 u. f.) ausführlicher angezeigt. Dieselben Vorzüge, durch welche die ersten Bände unsre Theilnahme ansprechen: ein reicher wissenschaftlicher Gehalt und eine seltne Gabe der jugendlich muntren Darstellung, sind auch an diesem dritten Theil lobend anzuerkennen.

Wir hatten am Schlusse der oben erwähnten Anzeige unsren Reisenden und seinen gelehrten Gesellschafter, den Doktor Rosen bis zum Austritt aus dem türkischen Armenien und zum Eintritt in das russische Georgien begleitet. Es mag ein sehr gemischtes Gefühl gewesen seyn, mit welchem unsre beyden Landsleute am 8. November (1843) über die bereits mit winterlichem Schnee bedeckte Ebene zwischen der türkischen Gränzfestung Kars und der ersten russischen Station: Alexandrapolis *) dahinritten. Noch nie hatten sie sich auf dieser ganzen Reise der Ruhe und der leiblichen Pflege so bedürftig gefühlt als jetzt; der Winter, so streng als er in dieser Jahreszeit in unsrem Vaterland nur selten auf einzelne Tage eintritt, war ihnen hier in dem gepriesenen, freylich hoch gelegenen Landstrich von Georgien (unter ohngefähr gleicher Breite mit Neapel) gekommen, ohne daß sie durch wärmere Kleidung gegen ihn geschützt waren, denn sie hatten alle ihre Effekten, Geld und Papiere in Erserun zurückgelassen, um dieselben durch eine Karavane in sichren Empfang zu nehmen, weil die Strasse über Musch und längs dem Murad beständigen Räubereyen bloß gestellt war. Hier, unter den Fittichen des russischen Adlers, unter deren Schutz sie jetzt eintraten, hatten sie zwar die Räuberhorden des armenischen Gebirgslandes nicht mehr zu fürchten; sie wußten es, daß sie jetzt nach wenig Stunden nicht nur unter europäisch-gesitteten Christen, sondern selbst unter deutschen Landsleuten sich finden würden, doch kamen sie zu diesen als persönlich unbekannte Fremde, fast ganz entblößt von den gewöhnlichen Mitteln der Reise. Ein Aufenthalt in der russischen Quarantäne erwartete sie; bey all dem Abschreckenden, das der Gedanke an eine solche Gefangenschaft in sich trägt, war ihm dennoch die Hoffnung auf ein wohnliches, durch einen russischen Ofen geheiztes Zimmer und auf ein erträglich gutes Bett, so wie auf manche andre europäische Bequemlichkeiten beygesellt, die ihnen gerade hier mehr denn jemals Bedürfniß waren.

Aber wie ganz anders fanden sie das alles bey ihrem Eintritt in das Quarantänehaus von Alexandrapolis. Jene Summen, welche das Petersburger Kabinet und namentlich in dem hier vorliegenden Falle die oberste Sanitätsbehörde mit freygebiger

*) So genannt nach der russischen Kaiserin Alexandra.

Hand für öffentliche Anstalten in den Provinzen des großen Reiches spendet, pflegen, je mehr sich ihr Erguß den entfernteren Gränzen, besonders den asiatischen nahet, nicht zwar, wie manche Ströme des heißeren Erdstriches von dem Sand der Küstenebenen, wohl aber von der Habgier der unteren Behörden aufgesogen zu werden, durch deren Reihen sie von Hand in Hand gehen. Man würde bey uns für das Geld, das man in St. Petersburg für den Bau eines Quarantänehauses der Gränze anweist, ein Fürstenschloß, für die Hälfte desselben ein zu seinem Zwecke trefflich geeignetes, geräumiges Gebäude aufführen und ausstatten können; statt dessen hat man Erdlöcher und stallähnliche Hallen zur Aufnahme der Reisenden eingerichtet, darin wir nur ungern unsre Jagdhunde und Pferde für etliche Tage unterbringen würden. Und die harte Gefangenschaft sollte nicht etliche Tage, sondern mehrere Wochen dauern.

Zum besondren Glück für unsre Reisenden befand sich, als sie da ankamen, der Oberbefehlshaber der kaukasischen Provinzen, General Neidhardt in Alexandrapolis, der sich der beyden jungen, gelehrten Landsleute mit solcher Wärme annahm, daß man ihnen verstattete, sich das beste, bequemste Zimmer des Quarantänehauses auszuwählen. Dieses war aber ein längliches, von dicken Mauern umschlossenes Viereck, mit nur einem Fenster und einer Thür, welche beyde so schlecht schloßen, daß die kalte Winterluft überall Zutritt fand, ohne Tische und Stühle, statt der Bettstelle ein erhöhtes Gerüst von Brettern, darauf weder Matratze noch Decke, statt des Ofens eine Art von Kamin, über welchem eine so große Oeffnung ins Freye angebracht war, daß durch dieselbe die Wärme mit dem Rauch zugleich entwich, so daß selbst das stärkste Feuer, dessen Nähe kaum zu ertragen war, die Temperatur in der Mitte des Zimmers nicht über 8° zu steigern vermochte. Eine Thierwelt, welche den Menschen nur Plagen bereitet, hatte von diesen unheimlichen Räumen in so ungeheurer Menge Besitz genommen, daß man am Tage von Ratten und Mäusen, bey Nacht aber von den eckelhaftesten Insekten beunruhigt war, welche durch ihren nagenden Biß selbst dann noch den Schlaf verscheuchten, als dieser durch die Betten, die sich die Fremden durch freundliche Vermittlung verschafft hatten, möglich geworden wäre. Und in diesen qualvollen Verhältnissen mußten unsre wackren Landsleute vier volle Wochen aushalten!

Und dennoch ist die überläßtige Strenge, mit welcher dort die Absperrung der Quarantäne geübt wird, eine durchaus nutzlose und unzureichende, denn außerdem daß Reisende von hohem Stand und Vermögen schon nach etlichen Tagen, ja selbst nach wenigen Stunden der Haft entlassen werden, die der minder Bemittelte wochenlang ertragen muß, setzt sich das gemeine Volk der Stadt durch Umschleichung oder Bestechung des niedern Aufseher-Personals ohne Aufhören der Berührung mit den Abgesperrten aus. Schon am 2. Tage ihrer Gefangenschaft trat zu unsren Landsleuten ein Stadtbarbier herein, der ihnen seine Dienste anbot, und eben so nahte sich ihnen, sobald der Aufseher den Rücken gewendet hatte, ein Armenier, der mit Lebensmitteln Handel trieb.

Eine nothwendige Folge der schon vor ihrer Ankunft in Alexandrapolis ausgestandenen Mühseligkeiten und schlaflosen Nächte und der neu hinzukommenden ungünstigen Einflüsse ihres Absperrortes war es, daß beyde Reisende zuerst von einem Wechselfieber, Professor Koch nach einiger Zeit von einem anhaltenden typhösen Fieber befallen wurden. Der Quarantänearzt, ein Deutscher, Namens Dr. Fränkel, wurde ein Retter des Kranken so wie seines Begleiters; er nahm, als endlich nach vier Wochen ihm dieses erlaubt war, beyde in seine Wohnung und treue Pflege, bis sie zuletzt am 2. Februar ihre Weiterreise antreten konnten, unterstützt durch die Aushülfe der freundlichen Landsleute, denn erst gegen Ende des Aprils erhielten sie ihre Sachen aus Erserun nachgesendet.

Alexandrapol hat sich unter den Vortheilen, welche die russische Herrschaft und seine Lage an der Gränze ihm gewährt, in wenig Jahren zu einer wohlhabenden, gewerbtreibenden Stadt von 1800 Häusern und 10,000 Einwohnern erhoben. Ueberhaupt ist das Verhältniß, in welchem die Bewohner der gan-

zen Provinz zu ihrer jetzigen Regierung sich befinden, im Allgemeinen ein ungleich weniger drückendes, als das zu ihren früheren Herrschern war. Die Abgaben, welche sie an Rußland zu entrichten haben, stehen in gar keinem Vergleich mit jenen, welche die persische und türkische Regierung von ihnen erzwang, eben so die willkührlichen Erpressungen, die sich hin und wieder schlechte russische Beamte erlauben, mit jenen der früheren mohamedanischen Behörden; das Leben, der Besitz, der Handelsverkehr sind durch feststehende Ordnung gesichert. Und dennoch hörte H. Koch häufig über die, im Verhältniß mit den vormaligen Abgaben immerhin unbedeutende „Poststeuer" (zur theilweisen Unterhaltung der Postpferde) bitterlich klagen, weil sie eine neue, unerhörte für das Volk war.

Wohlthuend war für den wiedergenesenden Kranken in hohem Grade die milde, balsamische Luft der tiefer gelegenen Gegenden, zu denen sich sein Reiseweg nach Tiflis bald hinabsenkte, vor allem aber das längere Verweilen in dieser von ihm schon auf einer früheren Reise besuchten Hauptstadt von Grusien. Seinen Schilderungen der Naturbeschaffenheit des Landes entnehmen wir hier nur einige Züge, da dieser Gegenstand bereits in den Anzeigen andrer Reisebeschreibungen in jene Länderstriche abgehandelt worden ist.

Die Umgebung von Tiflis ist im Sommer und Herbst ein überreicher Fruchtgarten, im Frühling ein Blumengarten, der seines Gleichen nur wenige haben kann auf Erden. Schon im December entfaltet an vielen Stellen die schöne Merendera ihre anfangs rosenrothen, später weißlichen Blüthen, von denen im Januar und Februar alle Höhen bedeckt sind; zu ihr gesellt sich der azurblaue, zweyblüthige Crocus, mehrere Arten der Gageen und der prachtvollsten Schwertlilien (z. B. Iris iberica, aequiloba, paradoxa), die sibirische Scilla und die Puschkinia, so wie die mannichfachen Formen der Hyazinthen, Fritillarien und Cyclaminen, mit deren Duft sich der von wohlriechenden Veilchen vermischt, davon mehrere Arten, unter welchen jedoch unsre Viola odorata zunächst um Tiflis nicht gefunden wird, die Gebüsche erfüllen. Als eine Eigenthümlichkeit dieses Landstriches erscheint es, daß im Allgemeinen die Gräser viel seltner sind als bey uns; da wo sich Rasen findet, wird derselbe vorzugsweise von Colpodium bulbosum gebildet. Waizen und Roggen sind die in Grusien am häufigsten in Anbau stehenden Getreidearten.

Eine ganz besonders interessante Parthie der dießmaligen Reise und ihrer Beschreibung ist die Schilderung der deutschen Kolonie von Helenendorf, an welche der Verfasser eine Geschichte der deutschen Auswanderungen in die südöstlichen Länder des russischen Reiches anschließt, welche ein merkwürdiges Gegenstück bildet zu der Geschichte der Auswanderungen der Puritaner nach Neuengland. Der Weg dorthin folget südostwärts von Tiflis dem Laufe des Kur, durch eine der Bewässerung fähige und hierdurch dem Landbau in hohem Grade günstige Gegend. Da wo der Gendscha durch das gleichnamige Thal dem Hauptfluße zuströmt, wird die Landschaft am reichsten und trägt noch allenthalben die Spuren einer uralten Bedeutung und Wohlhabenheit dieser Provinz an sich, welche vor der russischen Eroberung ein kleines, selbständiges Fürstenthum oder Chanat war. Anziehend für das Auge des Reisenden und schon aus weiter Ferne sichtbar, steht mitten unter verödetem Gemäuer aus älterer und jüngerer Zeit der gegen 200 Fuß hohe Thurm von Schemkürr da. Er ist der einzige Rest der Stadt Schemkürr oder Schamhorr im Lande Arran, deren Albufeda (im 13. Jahrhundert) erwähnt. Anderthalb Stunden von da liegt als eine kleine, grünende Oase, mitten in der zur unfruchtbaren Steppe gewordenen Ebene das deutsche Dörfchen Annenfeld. Der Reisende aber wendete sich von Schemkürr zunächst wieder dem Gendschathale zu, nach der vormaligen und jetzigen Hauptstadt des Landes hin, deren alter Name Gendscha seit der russischen Besitznahme in Elisabethapol umgewandelt worden ist. Die Umwandlung, welche der Einfluß der neuen Herrschaft herbeyführte, erstreckte sich jedoch noch tiefer als auf die bloße Veränderung des Namens. Zwar noch jetzt erscheint die Stadt wie ein großer Garten, jedes Haus, von einstöckiger Bauart, oben von einer ge-

räumigen Kuppel überwölbt, hat seinen eigenen Garten und zwischen seinen Nebengebäuden einen zum Theil von majestätisch hohen Platanen und von Wallnußbäumen beschatteten Hofraum, so daß die Stadt einen Umfang von vier Stunden einnimmt; aber eine große Zahl der Häuser und Gärten ist anjetzt verlassen und verödet, obgleich die Zahl der Einwohner noch immer auf 16,000 geschätzt wird. Die zahlreichen und sehr bedeutenden Fabriken in Seiden- und Eisenwaaren, welche vor der russischen Besitznahme in Gendscha blühten, waren in den Händen der fleißigen Schiiten; den weit verbreiteten Handel mit ihren Waaren betrieben, wie fast überall in diesen Ländern, die Armenier; die Zahl jener Arbeiter hat sich in späterer Zeit so vermindert, daß ihre Erzeugnisse kaum zur Befriedigung der Bedürfnisse der Stadtbewohner ausreichen, die Zahl aber der Armenier, welche das Geschäft des Handelns der Arbeit vorziehen, hat zugenommen. Wie viele brodlose oder verarmte Arbeiter unsrer deutschen Fabriken könnten dort in der herrlichen Gartenstadt am Gendschafluſſe und in ihrer Umgegend für sich und die Ihrigen Versorgung finden! Schon jetzt leben da einzelne Deutsche, doch in zu geringer Zahl, um durch ihren Fleiß die meist eingegangenen Fabriken wieder in Aufnahme zu bringen.

Zwey Stunden von Elisabethapol entfernt, am Gendschafluß aufwärts, liegt Helenendorf, eine blühende Kolonie der Deutschen, deren Zahl im J. 1843 über 600 betrug. Professor Koch brachte dort die Zeit des Pfingstfestes und mehrere der darauf folgenden Tage zu, er giebt uns von dem Zustand der dortigen kleinen Gemeinde unsrer Landsleute eine sehr lebendige und anziehende Schilderung. Der größte Theil der Bewohner von Helenendorf sind Schwaben, welche mit der Sprache und äußren Sitte ihres Heimathlandes zugleich vor allem den ernsten religiösen Sinn, die Treuherzigkeit, Thätigkeit und Ordnungsliebe sich erhalten haben, welche ein Gemeingut aller ihrer besseren Landsleute sind. Unsrem Reisenden ward es zu Muthe, als sey er in dem ihm werthen Würtemberg, etwa auf der

schwäbischen Alp, als er da die Männer von kurzer, gedrungener Gestalt in ihrer blauen Jacke und weißleinwandenen Beinkleidern, die Frauen und Mädchen mit ihrem kurzen, aber faltenreichen Rocke, den nach vorn eine blaue oder weiße Schürze bedeckte, und ihrem die Gestalt keineswegs verschönernden Mieder erblickte, als er den deutschen Gruß zum guten Abend oder guten Morgen aus ihrem Munde vernahm. Auch der Bau und die innere Einrichtung der Häuser erinnert ganz an die Sitten der Heimath, aus der die Kolonisten herkamen. Die Häuser, deren 118 sind, stehen mit dem Giebel nach der Straße zu gekehrt, sind einstöckig, in dem Wohnzimmer sieht man, wie in den schwäbischen Dörfern, den plumpen irdenen Ofen, den großen, stets blank gescheuerten Familientisch, der jedoch, wie die an den Wänden fest gemachten Bänke und die große zweyschläfrige Bettstelle nicht aus einer bey uns gemeinen Holzart, sondern aus Platanenholz gefertigt ist. Die Fenster sind, wie daheim, mit Schiebern versehen; zum Aufbewahren der selbst gesponnenen Leinwand, der weiß gebleichten Wäsche und der werthest gehaltenen Dinge, welche die Familie besitzt, dient die große, bunt gemalte Lade. In russischer Weise sind die niedren Häuser in eine verhältnißmäßig zu breite Haupt- und mehrere Querstraßen angeordnet, die Alleen und Gruppen von Maulbeerbäumen geben dem Ganzen ein freundliches Aussehen. Jedes Haus hat seinen eigenen großen Garten, darin vorzüglich Wein und Gemüse gezogen werden; jede Familie betreibt einen mehr oder minder bedeutenden Feldbau.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reise in Grusien, am kaspischen Meere und im Kaukasus von Professor Dr. Karl Koch.

(Fortsetzung.)

Nach dem, was H. Koch uns von den Helenendorfern erzählt, erkennt man, daß hier vor allem ein Geist der Gottesfurcht und der Zucht herrsche, der dem Fleiß dieses guten Volkes seine Ausdauer und dem Werk der Hände sein Gedeihen giebt. Früher war der auch als Naturforscher unter uns wohlbekannte, würdige Hofacker Seelsorger der Gemeinde, jetzt war der eben so würdige Pfarrer Roth an seine Stelle getreten; ein einziger, in seinem Beruf eben so treuer Lehrer hatte den Unterricht in der Schule zu versehen, die von ohngefähr 200 Kindern besucht war. Unser Landsmann, dessen Wohnung dicht an dem Schulzimmer lag, bewunderte die Stille und gute Ordnung, welche während des Unterrichts bey jener großen Zahl der Kinder herrschte; nur beym Anfang und am Ende der Schulstunden hörte man den lauten Gesang religiöser Lieder. Still und ruhig sah man die Mädchen und Knaben mit ihren Religionsbüchern unter dem Arm in die Schule und aus dieser nach Hause gehen; was sie da sehen und finden im Hause der Aeltern steht mit dem in harmonischem Einklang, was in der Schule ihnen gelehrt wurde; beten und arbeiten, arbeiten und beten das scheint die tägliche Loosung, wenigstens der meisten Familien zu seyn; die Frauen sind von früh bis zum späten Abend im Haus und Garten mit dem beschäftigt, was zum Weben und Bereiten der Kleider und zur Nahrung und Nothdurft der Ihrigen gehört; die Männer betreiben das schwerere Geschäft des Feldbaues und für das Haus die nöthigen Handwerke. Mag auch manchem europäischen Reisenden ein solches Leben einförmig und „freudenlos" erscheinen (denn es giebt da weder Tanz noch Spiel noch Wirthshausgelage); für die Helenendorfer ist dasselbe keineswegs ein freudenloses.

Außer Helenendorf bestehen noch 7 deutsche Kolonien in Grusien, deren Einwohnerzahl im Jahre 1843 für Neutiflis 257, Alexandersdorf 174, Elisabetthal 561, Katharinenfeld 478, Marienfeld sammt Petersdorf 301 (Helenendorf 609), Annenfeld 183, zusammen mithin 2563 betrug. Ohngeachtet des starken Abganges, den diese Zahl anfangs durch bösartige klimatische Fieber und andre ungünstige Einflüsse erlitten, hatte sie dennoch in 12 Jahren sich um ein Viertel vermehrt, und steht jetzt, seitdem die unbeschreiblich schwere Zeit der ersten Begründung der Kolonien überwunden scheint, in schnellem Wachsthum.

Im Ganzen gehören die in Grusien vorhandenen zu den jüngsten deutschen Niederlassungen in den entfernteren Provinzen des russischen Reiches. Schon unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. waren Deutsche, vornämlich Würtemberger dahin ausgewandert und hatten in der Gegend von Odessa eine Kolonie: Großliebenthal genannt, begründet. Als hierauf in Folge der französischen Occupation und der lang anhaltenden Kriege eine Zeit der großen Noth und des allgemeinen Elendes am meisten über die Gränzländer des südwestlichen Deutschlands, namentlich Baden und Würtemberg kam, als zu

gleicher Zeit eine tief gehende religiöse Aufregung das hart geängstigte Volk ergriff, da bildete sich unter der Leitung des Friedrich Fuchs zu Schweigheim im würtembergischen Amte Waiblingen ein Auswanderungsverein, und mit Erlaubniß ihrer Regierungen, von Rußland begünstigt, zog im September 1816 die erste nicht sehr zahlreiche Gesellschaft von Familien zuerst nach Großliebenthal bey Odessa und von da im darauf folgenden Jahre in die Gegend von Tiflis. Ihnen folgte im Jahre 1817 von Würtemberg aus eine schon ungleich stärkere, aus 1400 Familien bestehende Schaar von Auswanderern, davon jedoch kaum die Hälfte in Odessa ankam, weil die guten Leute den vernünftigen Rath, den man ihnen in Wien gegeben, die Reise nicht in der ungesunden Jahreszeit auf armseligen Fahrzeugen zu Wasser, sondern auf kürzerem Weg zu Lande zu machen, nicht befolgt und deßhalb den ungesunden klimatischen Einflüssen der sumpfigen Donauniederungen sich ausgesetzt hatten. Insbesondere war während der Zeit der Quarantäne, die man ihnen auf der Insel Ismail angewiesen, bey dem Mangel an gehöriger Nahrung und Kleidung ein so bösartiges Fieber unter ihnen ausgebrochen, daß in Zeit von 24 Tagen 1200 daran starben. Dreyhundert an Zahl ihrer Mitglieder sehr verkleinerte Familien blieben in der Gegend von Odessa, die andren, denen sich viele Familien der alten, dort schon ansäßigen Kolonisten anschloßen, bestunden auf der Fortsetzung ihres Zuges nach Grusien, wozu ihnen endlich die russische Regierung, welche sie allerdings lieber bey Odessa behalten hätte, in sehr freygebiger Weise und mit wahrhaft väterlicher Vorsorge die nöthigen Mittel gewährte. Mit bewundernswürdiger Ausdauer blieben die Auswanderer, die man in mehrere Colonnen getheilt hatte, ihrem Vorsatz treu, als eine Lawine, die vom Kasbek herabgestürzt war und das ganze Terekthal verschüttet hatte, ihrem Weiterzuge fast unüberwindliche Schwierigkeiten und große Gefahren entgegensetzte; sie kamen erst spät im Herbst in Tiflis an. Die russische Regierung versäumte nichts, was dazu dienen konnte, den Ansiedlern ihren Eintritt in die neue Heimath zu erleichtern. Sie hatten noch keine Häuser; man lieh ihnen auf ein ganzes Jahr lang Tatarenzelte; ihre Baarschaft war großentheils durch die lange Reise erschöpft, man gab jeder Familie einen Vorschuß von 100 Silberrubeln (gegen 190 fl.) und auf drey Jahre lang erhielt jede Person ein tägliches Nahrungsgeld von 10 Silberkopeken (gegen 14 Kreuzer). Ueberdieß erließ man ihnen auf 15 Jahre hinaus alle Abgaben, und auch dann sollten diese nur 15 Silberkopeken für die Dräßetine Landes (770 Qu.Ruth. rheinl.) betragen.

Die 500 Familien, welche so glücklich waren, das Ziel der Reise zu erreichen, vertheilten sich in 7 verschiedene Ansiedlungen, welche wir bereits oben außer Marienfeld alle genannt haben. Jede dieser sieben Gemeinden stand unter einem eignen Schulzen, der zugleich dem öffentlichen Gottesdienst vorstund, bis im Jahre 1821 die Basler Missionsstation in Schuscha errichtet wurde und einer der Missionäre, Namens Saltet, das Amt eines ordentlichen Predigers und Seelsorgers übernahm. Bald aber kamen mancherley innere wie äußere Unfälle über diese kleinen, deutschen Ansiedlungen. Die Lage von Annenfeld erwies sich so ungesund, daß von den 80 Familien, die sich dort niederließen, die meisten Mitglieder hinwegstarben; der kleine übrig gebliebene Rest zog nach Helenendorf und erst seit 1842 haben mehrere Familien es wieder gewagt, sich, nachdem man vorher mancherley Vorkehrungen getroffen, an jenem allerdings dem Landbau günstigen Orte niederzulassen. Dazu kam der unversehens ausbrechende persisch russische Krieg, in welchem durch einen plötzlichen Ueberfall ein großer Theil der deutschen Kolonisten mit Weib und Kind, Hab und Gut in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurden, aus welcher viele niemals zurückkamen. Und auch die noch Zurückgebliebenen traf ein neues Unglück; die Cholera, die aus Indien kam, raffte eine große Zahl von ihnen hinweg.

Man hätte meinen sollen, daß solch schwere Sichtungen, die von außen kamen, jedes Unkraut der Zerwürfnisse und Spaltungen im Inneren der deutschen Gemeinden hätten ersticken müssen, doch dem war nicht so, zu der äußeren Noth trat auch noch die innere. Der separatistische, der kirchlichen Ordnung widerstrebende Geist, der zum großen

Theil zu der Auswanderung der Würtemberger aus ihrer Heimath die erste Veranlassung gegeben hatte, regte sich noch einmal mit großer Macht; eine 64-jährige halb wahnsinnige Schwärmerin, die Frau Spohn, welche sich beständiger Gesichte und himmlischer Offenbarungen rühmte, verschaffte sich zuerst in Marienfeld und Petersfeld, dann auch in einigen andren Gemeinden viele Anhänger, die mit ihr nach Jerusalem ziehen wollten; vergebens versuchte es die Regierung, der Schwärmerey auf gütlichem Wege Einhalt zu thun; endlich half ein ganz einfaches Mittel; die Spohn, welche die Ihrigen einer wunderbaren Beyhülfe der himmlischen Heerschaaren versichert hatte, wurde mit zwey ihr zunächst verbundenen Anhängern von den Kosaken aus der Mitte ihres Heerzuges herausgegriffen und in sicheren Gewahrsam gebracht, und die Selbsttäuschung der Schwärmer hatte ein Ende. Nur die Bewohner von Helenendorf unter der väterlichen Leitung ihres treuen, verständigen Seelsorgers hatten sich nicht von der kirchlichen Ordnung losgerissen und waren deßhalb auch von der wahnsinnigen Verirrung verschont geblieben; auch in Neutiflis und Elisabeththal hatte die Schwärmerey wenig um sich gegriffen, und mit der äußeren kirchlichen Zucht und Ordnung zugleich ward der innere Frieden allmählich wieder hergestellt.

Außer den schwäbischen Kolonien finden sich in allen größeren Städten von Grusien und Schirwan eine Menge Deutsche wohnhaft, oder im russischen Dienste auf mehr oder minder lange Zeit da stationirt. Die Wohlthat eines solchen Zusammentreffens mit gefälligen Landsleuten lernte H. Koch in ganz besonderem Maaße in Schamachi, der Hauptstadt von Schirwan, schätzen, wo sich der dasige russische Posthalter für ein unter aller Erwartung schlechtes, elendes Zimmer, in welches man bey uns zu Lande keinen Fuhrknecht hineinlegen würde, täglich einen Silberrubel (fast 2 Gulden) und in demselben unmäßigen Verhältniß auch sein schlechtes Essen bezahlen ließ.

Im hohen Grade lebendig und anziehend ist die Beschreibung, welche unser Landsmann von der Umgegend von Baku und seinen sogenannt ewigen Feuern gibt, die sich durch die Phosphorescenz und das allmälige Verbrennen des ölbildenden Gases (Kohlenorydgas) erzeugen, welches ebenso durch einen künstlichen als bey Baku durch einen natürlichen Destillationsprozeß aus der Naphtha gewonnen wird. Die Quellen der Erdnaphtha mögen schon in sehr alter Zeit den Anwohnern bekannt gewesen seyn; der so auffallenden Erscheinung aber eines aus der Tiefe hervorbrechenden Feuers erwähnt, wie dieß Prof. Koch mit Recht bemerkt, keiner der griechischen und römischen Geographen, obgleich Strabo, an der Gränze des kaukasischen Isthmus geboren, in jeder anderen Beziehung sich als einen guten Kenner des Länderstriches zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere erweiset. Erst der arabische Schriftsteller Maßudi, in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, gedenkt jener durch gewaltsamen Ausbruch aus der Tiefe erzeugten Feuerströme.

Ueber Kuba und Derbend näherte sich unser Landsmann, überall thätig für das Werk der Forschung im Gebiet der Länder- und Völkerkunde, dem Kaukasus und in ihm zugleich dem Schauplatz des damaligen russischen Krieges. Aus seinen vielfachen, lehrreichen Mittheilungen von dem, was er auf diesem Theil seiner Reise gesehen und erfahren, heben wir hier nur noch einige jener Züge hervor, in denen er uns den Volksstamm der ächten Tschetschen des Kaukasus beschreibt. Durch die scharfen kräftigen Züge seines Gesichtes, durch die gebogene Adlernase, die meist kurze, gedrungene Gestalt erinnert der Tschetsche an die Gestaltung der alten Römer und anderer edler Volksstämme von Europa. Der Christenglaube war einst unter diesem Volk der vorherrschende. Der Islam verdrängte denselben, konnte sich jedoch niemals zur herrschenden Religion erheben. Die Tschetschen sind, ohne Muhamedaner zu werden, Anbeter eines einigen Gottes geblieben, dem sie, in der Weise der alten Israeliten, Opfer bringen; wie viel oder wie wenig sich bey ihnen Spuren und Reste der vormaligen christlichen Erkenntniß erhalten haben, das läßt sich aus dem Wenigen, das man davon weiß, nicht errathen. Gleich vielen andern Völkern des Orients hält der Tschetsche an einer unerbittlich strengen Ausübung der Blutrache fest, und wie sich auch hierbey die ungeheure Kraft und

Beharrlichkeit seines Charakters kund gebe, das mag der eine Fall bezeugen, den wir hier, aus H. Kochs Reisebeschreibung als Beyspiel hervorheben.

In einer Schlacht mit den Russen waren zwey junge Männer, die Söhne eines alten, streitbaren Tschetschen gefallen. Der Alte, als man ihm die Todesnachricht bringt, erhebt sich, ohne ein Wort der Klage, ohne eine Miene des Schmerzens, von seiner Matte, ergreift seine schon längst nicht mehr gebrauchten Waffen und macht sich auf zum Lager der Feinde, das damals jenseits der Ssunscha am Argun war. Auf dem Bauche kriechend naht er sich unbemerkt bey Nacht einem Vorposten, der um das Feuer sitzt, versteckt sich dort in eine hohle Linde und schießt, aus seinem Verstecke sicher zielend, zuerst einen Lieutenant, dann nach längeren Zwischenräumen noch zwey Soldaten nieder. Klüglich hatte der alte Bluträcher sich einen solchen alten Baum zu seinem Bergungsort erwählt, dessen Aushöhlung von oben her, unter den niederhängenden Zweigen verborgen, nach unten gieng, tiefer aber am Stamm kaum bemerkbar war, es dauerte deshalb viele Stunden lang, bis man ihn entdeckte. Als man ihn endlich aus seinem Schlupfwinkel hervorgezogen hatte, da mißhandelten ihn die Soldaten aufs Gräulichste, banden ihm die Füße zusammen, die Hände auf den Rücken und ließen ihn so bis zum Morgen des zweyten Tages am Boden liegen. Der Tag war heiß an dem man den Hartgebundenen über die schattenlose Steppe schleppte. Seine Wächter labten sich an einer Quelle, der alte Tschetsche bat um einen Trunk, statt ihm seine Bitte zu gewähren, verhöhnten ihn die Soldaten und spieen ihm ins Gesicht. Da gerieth der Alte in solche Wuth, daß der Schaum ihm vor den Mund trat. Am Abend kam man an einen russischen Posten, bey dem sich ein hölzernes Haus befand, darin mehrere im Kriege gefangene Tschetschen verwahrt wurden, zu diesen seinen Landsleuten brachte man den Alten hinein. Allen hatte man die Hände auf den Rücken gebunden und überdieß stunden drey Soldaten außen auf der Gallerie Schildwache. Es war spät in der Nacht, ein helles Feuer brannte unten vor dem Hause, ein Piket Soldaten saß um das Feuer und vergnügte sich an seiner Brandweinflasche; nicht weit von ihnen waren die Flinten in gewöhnlicher Weise aufgestellt. Was konnte man von den hart gebundenen Gefangenen zu befürchten haben? ein Mann Wache schien da überflüssig genug, darum setzten sich zwey der Wächter hinab zu den fröhlichen Kameraden und nur einer blieb und gieng mit gemessenem Schritt auf der Gallerie hin und her. Von Zeit zu Zeit pflegt sich in solchen Fällen die Schildwache der offenen Thüre des Behältnisses, darin die Gefangenen liegen, zu nahen und hinein zu horchen, ob alles stille sey. Auch der wachthabende Soldat mochte dieses schon mehrere Male gethan haben, ohne das Mindeste von dem zu bemerken, was darinnen geschah. Der alte Tschetsche nämlich hatte die hanfenen Stricke, mit denen seine Arme auf den Rücken gebunden waren, an der rauhen Wand zerrieben, obgleich hierzu ein ganz ungeheuerer, mehrere Stunden ausdauernder Kraftaufwand gehörte, hatte sich hierauf inwendig neben der Thüröffnung lauernd hingestellt und als der Soldat wieder den Kopf hineinstreckte ihn mit beyden Händen am Halse gepackt und erwürgt. Die Russen, deren Lustigkeit durch den Genuß des Brandweins sehr laut und tobend geworden war, hatten von diesem allen Nichts bemerkt; der alte Bluträcher hatte sich der Waffen des Gemordeten bemächtigt, mit dem Dolch oder Schwert die Stricke zerschnitten, mit denen seine mitgefangenen Landsleute gefesselt waren, und diese, ohne einen Augenblick zu verziehen, machten sich leise hinauskriechend davon, er selber aber der Alte dachte an keine Flucht, sondern nur an Rache. Wahrscheinlich auch nach der Kriegssitte seines Volkes auf dem Bauche kriechend, hatte er eines der aufgestellten, geladenen Gewehre nach dem andern hinweggeholt und hinein in das Gefängniß gebracht, das keine andere Oeffnung nach außen hatte als die Thüre, darauf schleppte er auch die Feldstühle und allerhand anderes Geräthe zusammen und verschanzte damit den Eingang, dann schoß er eine, dann eine andere Flinte auf die Soldaten ab.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes, nach seiner Entstehung und Bedeutung; dargestellt von Dr. Carl Pfaff in Halle. Halle bey Eduard Anton 1847.

Ist das nicht auch eine von den vielen antiquirten Materien aus der Verlassenschaft das ab intestato abgeschiedenen hl. römischen Reichs teutscher Nation, — hören wir uns von mancher Seite entgegen rufen? Vielleicht. Daß in Teutschland auch die Pfalzgrafenwürde untergegangen, ist bald ein halbes Jahrhundert, — und doch stand der Pfalzgraf am Rhein, erst vor wenigen Jahren, wenigstens dem Titel nach, wieder auf; und auch die Zukunft möchte so manche Analogie der Art in ihrem Schoos bergen: denn, was in einem wohlorganisirten Staatskörper nie fehlen darf: die Stellvertretung des Regenten, und die prompte Ausübung der obersten und unmittelbaren Rechtspflege, das war einst und zunächst die Aufgabe des teutschen Pfalzgrafen in jeder Reichsprovinz.

Von jeher hatten darum die Geschichtschreiber, sowohl der allgemeinen teutschen, als der Specialgeschichte, und die Staatsrechtslehrer, auch den Pfalzgrafen ein vorzügliches Augenmerk gewidmet; und die Erörterungen und einzelnen Abhandlungen in diesem Fache sind, z. B. seit Mascov, Spener und Bessel; seit Freher und Conring, bis Eichhorn; seit Otto, Dubuat und Crollius — bis zum R. von Lang, zu einer ansehnlichen Literatur erwachsen. Nichts desto weniger verdient die vorliegende Schrift, die kaum 100 S. in gr. 8. befaßt, als eine dankeswerthe Zugabe, wozu das ältere Materiale, Crollius insbesondere, wohl benützt worden, auch nicht übersehen zu werden. Ihrer Natur nach ist die Institution zu ihrer Zeit eine der ersten Bürgschaften im Staats- und Volksleben gewesen, und diesen Stand- und Ausgangspunkt hat der Verfasser folgerecht festgehalten; eine von demselben bereits im J. 1828 bekannt gemachte Dissertation liegt hier zum Grunde.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste: das Wesen des Pfalzgrafen-Amtes; und das zweyte: die geschichtliche Entwicklung desselben begreift. In den 14 §§. des ersten Buches bespricht der Verf. die Pfalzgrafenwürde als öffentliches Staatsamt; er bespricht die höchste Gewalt in der antiken und modernen Welt, zur Zeit der römischen Imperatoren, dann der Gothen und Longobarden; die Etymologie von palatium und Pfalz; die Bestimmung der Pfalzen für das Gerichtswesen und öffentliche Versammlungen; Roland als den ersten Pfalzgrafen am Hofe Carls des Gr.; den Major-Domus; die Missi; das Wesen der Grafengewalt; die Markgrafen, Salzgrafen, Holzgrafen ꝛc.; das Herzogsamt, die reichsunmittelbare Gerichtsbarkeit als nächster Beruf des Pfalzgrafen. Die Selbstthätigkeit des Regenten zeigt der Verf. im Vorbilde Carls des Gr. sofort die nähere Bestimmung der Amtsthätigkeit der Pfalzgrafen; auch im Gegensatz zu der kirchlichen Amtsgewalt, des Archicapellans, er weiset das Richteramt der Pfalzgrafen, ihrer Schöffen und Beysitzer auch in Streitsachen gegen die Kaiser als Beklagte, nach; — und schließt mit der

Ansicht, daß jeweilen nicht einer (nach Eichhorn) sondern mehrere Pfalzgrafen gewesen seyen. In den 14 §§. des zweyten Buchs entwickelt der Verf. das System der National-Pfalzgrafen; führt uns durch Sachsen, Bayern, Schwaben und (Rhein-) Franken; durch England und Frankreich, bis zu den Pfalzgrafen vom Lateran; erklärt die Umwandlung des Amtes durch Einsetzung des Hofgerichts unter K. Friedrich II. und der Parlamente (in Frankreich und England); deutet auf die Einwirkung der Ordalien und der Freystühle und Vehmgerichte hin; geht zur Errichtung des Reichskammergerichts und des Reichshofraths unter K. Max I. über; erinnert an die einzelnen später noch bestandenen kaiserlichen Hof- und Landgerichte; an die Schultheißenämter der Reichsstädte, und an die Reichsvogteyen; geht in die Bedeutung der Pfalzgrafenwürde der rheinischen und sächsischen Churfürsten, und sofort auch in die Eigenschaft dieser beyden als Reichsvicare näher ein; bezeichnet die Amtsbefugnisse und Privilegien der Pfalzgrafenwürde in der neuern Zeit und schließt, im Rückblicke auf die vorgeführten Thatsachen, mit Betrachtungen, in welchen der Verf. „das rastlose Streben der menschlichen Gattung;" (der civilisirten Nationen?) „ihre öffentlichen Angelegenheiten immer vollkommener zu ordnen, und die Behandlung und Ausübung der Regierungsgewalt und Gesetzgebung den höchsten Zwecken der Gesellschaft immer angemessener einzurichten und zu gestalten, aufs lebendigste hervortreten sieht." Ja wohl! Ob auf dem Wege der Revolution oder der Reform, das scheint jetzt nicht mehr die Frage zu seyn? Einige Bemerkungen erlauben wir uns hier beyzufügen. Indem der Verf. selbst das Pfalzgrafenamt, wie es im teutschen Mittelalter bestand, als aus dem germanischen Staatsleben hervorgegangen betrachtet (während aber in diesem germanischen Element das dynastische Princip vorzüglich und unläugbar einwirkte); so erkennt er dennoch alle Fürsten- und Regierungsgewalt und sohin auch das Pfalzgrafenamt nur als eine Vollmacht „des Nationalbewußtseyns, im Dienst und im Namen der Vernünftigkeit (des praktischen Verstandes?) der menschlichen Gattung:" — also lediglich als ein Attribut des Vernunftstaates, wie die „Errungenschaften" der jüngsten Märztage allerdings gedeutet werden wollen. Die Analyse der Institution führt jedoch zu einem andern Resultat. Einige Gelehrte leiten alle in Teutschland bestandenen Pfalzgrafschaften von der rheinischen oder ripuarischen, die dort, zu Aachen, im Palast Carls des Gr. waltete, ab, und sprechen so von einer Erz- oder Centralpfalzgrafschaft, im Gegensatz zu den National- oder Provincialgrafschaften. Auch Eichhorn, in seinem teutschen Staatsrecht, will nur von einer Pfalzgrafschaft wissen, wogegen unser Autor (S. 49) sehr eifert. Das Mißverständniß dürfte sich heben, wenn zwischen der Idee, dem Princip und zwischen dem praktischen Verlauf der Sache unterschieden wird. Denn kaum mochte der Kaiser, der sich dort zu Aachen Behufs seiner Stellvertretung, zur Ausübung der höhern und unmittelbaren Gerichtsbarkeit, zur Wahrung der Domänen und Regalien u. s. w., einen Pfalzgrafen beygesellt hatte, den Palast verlassen und im Reiche sich umgesehen haben; als er sich auch da und dort in den Provinzen, zu ähnlichen Bestellungen in den Landpfalzen, bemüßigt fühlte; und eben hier ist es, wo ihm bey der Wahl der Großbeamten das dynastische Element und die Nationalität der Stammvölker „mit ihren nothwendigen Bürgschaften und Eigenthümlichkeiten" entgegen kamen *). Jeder königliche Palast in den teutschen Landschaften war mit Land und hörigen Leuten hinlänglich dotirt. Behufs der Etymologie von Palatium und Pfalz, bis zu Evander und den Palanten zurückzugehen, scheint uns nicht nothwendig; die teutsche, lateinische und slavische Bedeutung von Pfahl, Pfahlwerk (palus) und Palanz, spricht für sich **). Die Definition von Salzgrafen und Holzgrafen (S. 29. 30) ist all zu beschränkt; jene sollten nur dort,

*) Als „Stammvorurtheile," wie jüngst Hr. v. Gagern, möchten wir also diese Eigenthümlichkeiten nicht bezeichnen.

**) Wie z. B. die Dynasten von Playen und Peilstein, auch de Plianz und Pilanz hießen. Auch in der Burgruine Pfalzen bey Bruneken im Pusterthal wollten einige ein königliches palatium erkennen. Der Name kömmt aber von falx, Sichel es ist die uralte falciburgum, Sichelburg.

wo Salz gewonnen wird, ihre Gewalt üben; diese die Streitigkeiten bey Erzeugung und im Verkehr des Holzes zu entscheiden haben. Die Gewalt der Hallgrafen reichte, zu Land- und Wasser, weit hin, bis zu den fernsten Gränzen des Verkehrs ihrer Genossenschaft *) und die Holz- oder Waldgrafen, woher auch die Rauhgrafen, waren über die weitläufigen Bannwälder und königlichen Forstgebiete bestellt. Als später die Herzoge — nun nicht mehr blos Volksherzoge — sondern des Reiches unmittelbare Landesfürsten, wieder an die Stelle der Grafen traten, vereinigten sie in ihrer Person auch die des Königs und der Grafen Prärogativen, und so sahen wir an ihrer Seite auch die zum Theil aus ihren Häusern selbst stammenden Pfalzgrafen. Die unserm Autor weniger bekannte Geschichte von Bayern ist in dieser Beziehung besonders lehrreich. Ausser den Dynasten von Scheyern und des Chiemgau's, (die diesseits der Alpen und in denselben geboten,) lassen sich in Bayern noch mehrere erlauchte Geschlechter nachweisen, an welche im Erbgang, oder in Kraft besonderer Verleihungen die Pfalzgrafenwürde gediehen war. Neben Aventin und Dübüat mögen hier noch Lory, Scholliner, Buchner und v. Lang nachgelesen werden**). Wenn unser Autor auch von Pfalzgrafen in Kärnthen nichts wissen will; so müssen wir ihn gleichwohl an das, seit Carlmann und Arnulf, von Bojoarien gesondert hervortretende regnum carentanum, an die Pfalzen Moosburg und St. Veit, an die als principes carentani et palatini comites bezeichneten Aribone's, Hartwiche und Botho (zugleich diesseits auf dem Weilhart am Inn mächtig,) erinnern; während die Pfalzgrafenwürde der Dynasten von Ortenburg, der Erben der Grafen von Lavant und Friesach, unstreitig aus Kärnthen stammt; und noch im 14. Jahrhundert die Grafen von Görz und Tyrol (des Stammes von Tauer und Lurn,) als Pfalzgrafen von Kärnthen, den Rest der dießfälligen Dotation um Lienz im Pusterthal besessen haben. Diese Pfalzgrafen mußten auch der slavischen Sprache kundig seyn. Die bayerischen Vicedomämter waren gleichfalls ein Ueberrest von der einstmaligen Pfalzgrafencompetenz.

Wie nun die ursprünglich trefflichsten Institutionen der teutschen Verfassung nach und nach verkamen und herabgewürdigt worden sind, davon zeugen eben die großen und kleinen Comitive der modernen mit dem teutschen Reich erloschenen (Titular-) Pfalzgrafen, welche Adelige des ersten und zweyten Grades, Doctoren der Rechte, Notarien, creirten, filios et filias naturales legitimirten u. s. w. Bald, nachdem das Reichskammergericht von Speyer nach Wetzlar übergesiedelt hatte und der Reichskammerrichter mit fürstlichen Prärogativen und die Präsidenten und Assessoren mit reichlichen Emolumenten ausgestattet worden waren, begann die Amtsthätigkeit dieses Instituts, obgleich es aus allen Provinzen des hl. römischen Reichs von Hohen und Niedern in Anspruch genommen war, mehr und mehr zu erlahmen; zum Theil aus Ursachen, die nicht an den Würdeträgern und Functionären selbst, sondern im Verfall und Mißbrauch der Gesetzgebung ꝛc. ꝛc. überhaupt lagen. Wenn man in unsern Tagen, kurz vor Auflösung des Reichskammergerichts zu Wetzlar, in jenes stille von der Lahn durchströmte Thalgelände hinab blickte; wer konnte sich da einer gewissen Wehmuth erwehren! Dort, in einem langen casernartigen Neubau waren viele tausend unerledigte Prozesse aufgespeichert: es war der Friedhof der teutschen Rechtspflege; das Grab all der Hoffnungen in den zahllosen Recursen und Appellationen von Familien, Gemeinden, und Corporationen, von Bürgern und erlauchten Geschlechtern; gegen rabulistische, fiscalische und habsüchtige Bewältigung. Thä-

*) Den Ursprung und die Amtsgewalt der drey teutschen Hallgrafschaften, jener zu Reichenhall an der bayerischen, jener zu Halle an der sächsischen Saale und der zu Lüneburg an der Elbe, haben wir in der Geschichte der teutschen Salzwerke und des Salzregals ꝛc. München 1836 umständlich entwickelt.

**) Lory's ꝛc. älteste Geschichte von Bayern ꝛc. A. Buchner, Geschichte von Bayern ꝛc. II. 190. III. 268. C. H. v. Lang: „Die Vereinigung des bayerischen Staats aus seinen einzelnen Bestandtheilen ꝛc. akad. Abh. 1813 S. 66: das Pfalzgrafenland ꝛc.

tiger, und darum auch im bessern Credit hatte an der Seite des Reichsoberhauptes der Reichshofrath zu Wien sein Daseyn gefristet und fristen können.

(Schluß folgt.)

Reise in Grusien, am kaspischen Meere und im Kaukasus von Professor Dr. Karl Koch.

(Schluß.)

Laut schreiend liefen diese nach ihren Gewehren und fanden keines mehr; ihr Geschrey rief mehrere in der Nähe gelagerte Pikets herbey, Jeder aber, der sich der Thüre nahte, stürzte alsbald von einer Kugel getroffen zu Boden, denn der Alte, vom Scheine des Feuers begünstigt, sah recht gut, wohin er zielte und keiner seiner Schüsse fehlte, während keine der Kugeln des Feindes, der auf geradewohl ins Finstere hineinschoß, ihn verletzte. Endlich hatte der Tschetsche alle seine Flinten abgeschossen, da brach er aus seinen Barrikaden hervor und in jeder Hand eine Pistole, zwischen den Zähnen einen Säbel haltend, stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde hinein, weil da, im Gedränge, nicht so leicht ein Schütze auf ihn zielen kann und mit dem Schwerte in der Faust, im Handgemenge, der Kaukasier ein Muster des Kampfes ist. Zwey Russen auf einmal sanken, von den Pistolen getroffen nieder, mit fast übermenschlicher Kraft hieb darauf der Alte auf die bestürzten Feinde ein und war schon hindurchgebrochen, da warf sich ihm ein im Dienste der Russen ergrauter Armenier entgegen. Es begann jetzt zwischen den beyden Kaukasiern ein Kampf, in welchem der Tschetsche bald todt niedergestreckt, aber auch der Armenier so schwer getroffen wurde, daß er am dritten Tag darauf an seinen Wunden starb.

Dieses eine Beyspiel, unter vielen ähnlichen, kann sattsam es lehren, mit welchen Kräften einer feindlichen Macht die Russen am Kaukasus es zu thun haben. Wie in den ersten Zeiten der Verbreitung des Muhamedismus ist es die ungeheuere Aufregung eines religiösen Fanatismus, welche mit der Liebe zur Freyheit und mit der Wuth der Blutrache die Thaten hervorruft, die uns in der Geschichte des russischen Krieges an den Kaukasiern in Erstaunen setzen. Was namentlich der kriegerische Sinn und die Tapferkeit der Tschetschen vermöge, das zeigt sich uns vor allem an dem Helden aus ihrem Volksstamme, an Schamil, von welchem unser Reisender, indem er zugleich eine ausführliche Beschreibung der damaligen russischen Feldzüge im Kaukasus giebt, einen Tagesbefehl mittheilt, den wir seinem Werke hier, zum Schlusse unserer Anzeige wörtlich entheben wollen:

„An Muhamed, Kadi der Akuschen."

„Ich habe mit dem kasikumükschen Muhamed Effendi Truppen nach Kaitach und Tabasseran abgefertigt. Dir befehle ich, ohne den mindesten Aufschub mit deinem Sohne Abubekr 1000 Mann ebenfalls dahin abzusenden und diesem die nöthigen Verhaltungsbefehle zu geben."

„Gott beschütze alle die, welche an Ihn glauben und Ihn fürchten. Ich selbst werde bald mit dem Heere vorwärts rücken. Du aber hältst dich fertig! Fürchte nichts und verlaß dich darauf, daß das Ende unserer Unternehmungen gelingen wird, und daß wir die Ungläubigen und Halsstarrigen vernichten werden."

„Möge Gott mir und dir helfen, die Wahrheit wieder herzustellen und die Lüge zu vertilgen. Möge er uns vereinigen mit allen Rechtgläubigen. Auch flehe ich Ihn an, dir Kraft und Sieg zu geben."

„Schamil, Imam des Kaukasus."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ausgewählte Reden des Lysias. Erklärt von Dr. R. Rauchenstein. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1848. 8. IV, 142.

Bey der Auswahl der Classiker zur Schullektüre wird gar oft das miscuit utile dulci außer Acht gelassen, so viel auch darauf ankömmt, um die Jugend für dieß Studium zu begeistern. Ohne dankbaren Stoff arbeitet selbst der geschickteste Lehrer vergebens. Verwickelte politische Verhältnisse, schwer zu fassende Beschreibungen, weit ausgesponnene politische Diatriben sind nicht geeignet, das jugendliche Gemüth zu fesseln, und die großen Namen Thucydides, Plato, Demosthenes vermögen auch nicht, dem Ueberdruß zu begegnen, der sich bald einstellt, wenn der Autor die Fassungskraft des Schülers übersteigt. Aber anschauliche Schilderungen des Privatlebens, in welchen die Charaktere der handelnden Personen wahr und treffend gezeichnet sind und das Ganze dramatisch gehalten ist, werden gewiß das Interesse der jungen Leute rege machen und frisch erhalten, ohne daß es von Seiten des Lehrers großer Mühe bedürfte, um ihre Aufmerksamkeit zu fixiren; es genügt dann, wenn er durch zweckmäßige Andeutungen sprachliche oder sachliche Schwierigkeiten hebt. Einen solchen Stoff bieten die bisher so wenig benutzten Reden des Lysias: in ihnen vereinigen sich alle Vorzüge, die ein Schulautor haben kann; sie sind im Einzelnen verständlich, im Ganzen überschaulich, dabey anziehend durch concrete, klar vergegenwärtigende lebenvolle Darstellung, empfehlenswerth ferner durch eine von aller rhetorischen Affectation weit entfernte Wahrheit der Empfindung, so wie durch sittliche Würde. Selbst die in vielen Stücken nicht mehr stark gehäuften Verderbnisse des Textes dürfen jetzt, statt von der Lektüre des Redners abzuschrecken, nur als Veranlassung gelten, auf die Nothwendigkeit eines genauen Studiums hinzuweisen, welches den innern Zusammenhang des Ganzen und den sprachlichen Ausdruck zugleich mit beharrlicher Achtsamkeit verfolgt. Der mäßige Umfang sämmtlicher Reden gewährt übrigens dem Schüler das Vergnügen, ein Ganzes in kurzer Zeit aufzufassen und zu überschauen; die Leichtigkeit, mit der er sich einarbeitet, muß ihn zu weitern Fortschritten einladen; auf diese Weise bereitet Lysias zu den schwierigen Schriftstellern vor, welche nach ihm schon minder dunkel und abstrus erscheinen werden, da seine populäre Darstellung mit Vielem bekannt macht, was dort wiederkehrt.

Wie viel der Text neuerdings durch die vortrefflichen Observationes von Emperius (vergleiche A. Emperii Opuscula philologica et historica. Gottingae impensis librariae Dieterichianae MDCCCXLVII, p. 50—101), ferner durch Sauppes reichhaltige Epistola critica ad G. Hermannum, Lipsiae impens. Weidmannorum 1841, und seine Ausgabe der Oratores Attici gewonnen hat, brauchen wir den Kennern dieser Literatur nicht anzugeben, außerdem ist durch Scheibe's und Vischers Forschungen die Geschichte der Zeit, worauf sich die meisten Reden des Lysias beziehen, vielfältig aufgehellt worden, eben so verdankt man der umsichtigen Bearbeitung der Alterthümer, wie sie von Boeckh ausgegangen ist, das Verständniß zahlreicher Stellen, welche den großen Kritikern Markland und Reiske

noch dunkel geblieben waren. Mit Benutzung dieser Hülfsmittel hat nun Rauchenstein neun Reden, nämlich 7, 12, 16, 19, 23, 24, 25, 30 sehr zweckmäßig zum Schulgebrauch bearbeitet und damit zugleich das ganze Unternehmen der Herren H. Sauppe und M. Haupt, eine „Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen“ herauszugeben, bestens empfohlen, indem das vorgedruckte Programm, welches die Unentbehrlichkeit eines Commentars anerkennt, aber zugleich gedrängte Kürze und Verbannung von jedem hors d'oeuvre, deßgleichen von Citaten (selbst aus der Grammatik) verlangt, durchaus befolgt ist. Jeder Rede geht eine Einleitung vorher, die nicht sowohl den Inhalt in einem Auszug mittheilt, als durch genaue und lebendige Darlegung des Thatbestandes und der obwaltenden Verhältnisse, und Schilderung der dabey betroffenen Personen in den Prozeß selbst einführt und vollkommen in den Stand setzt, dem Gang der Rede und ihrer kunstgerechten Anlage zu folgen. Die Anmerkungen aber behandeln das Sprachliche nur so weit, als die Grammatik nicht unmittelbar Aufschluß gibt, und lassen sich bloß auf solche Wendungen der Construktion ausführlicher ein, die zugleich den rednerischen Ausdruck beleben, vergl. zu XII, 36, 38, 53, XXV, 11, XXX, 30, XIX, 33, 38 ꝛc.

Zahlreicher, weil nöthiger, sind die das Sachliche und Geschichtliche betreffenden; auch Leser, die nicht mehr zu den Anfängern gehören, werden dafür dem Verf. dankbar seyn, sie sind aus einem sehr eindringlichen Studium des Lysias und der Geschichte seiner Zeit hervorgegangen und machen den Wunsch rege, daß die Verlagshandlung bald veranlaßt werden möchte, die Besorgung eines zweyten Bändchens von Lysias dem trefflichen Exegeten zu übertragen.

Natürlich ist Kritik bey einer Ausgabe, die zunächst auf den Schulgebrauch berechnet ist, Nebensache; indeß konnte sie hier nicht ganz umgangen werden. Rauchenstein hat sich auch hiedurch um den Redner verdient gemacht, und an einigen Stellen erst das Verständniß durch treffende Conjekturen ermöglicht; so XIX, 25 von der Phiale, die Pyrilampos dem Aristophanes als Unterpfand überlassen will; er ändert daselbst die sinnlosen Worte der Vulgata φιάλην χρυσῆν, ὡς Ἀριστοφάνην λαβεῖν um in φ. χρυσῆν, χρήσειν δ' Ἀριστοφάνει λαβὼν (sc. ἑκκαίδεκα μνᾶς ἐπ' αὐτῇ). Die Beweisführung wird in XII, 27 durch ἔπειτα τῷ verdunkelt; man sollte glauben, es werde ein zweyter Grund folgen, während doch nur dem schon ausgesprochenen eine nähere Erklärung sich anschließt. Diesen Fehler kann Lysias nicht gemacht haben, er schrieb gewiß, was ihm R. jetzt zurückgibt, ἐπεὶ τῷ. In XXX, 32 ergänzt er die Lücke nach ζητήσουσιν mit πείθειν, wie vor ihm Franz und Cobet, deren Arbeiten ihm nicht bekannt geworden zu seyn scheinen. Die Construktion berichtigen die in den Noten vorgetragenen Emendationen τὴν κρίσιν in XXV, 10; ἐφ' οὓς in XXII, 21. Häufiger wird conservative Kritik geübt und zurückgewiesen, was Andere ohne Noth vermuthet hatten, bisweilen mit Nennung von Namen, öfters noch und mit einer in einem Schulbuch sehr lobenswerthen Discretion so, daß bloß die Richtigkeit der überlieferten Worte dargethan wird. So XII, 2, wo συμφορὰς Scheibe angezweifelt und dafür διαφορὰς vorgetragen hatte, XII, 20, wo Hamaker τοιούτων ἠξίωσαν streichen wollte, worin ihm Scheibe (Vindiciae Lysiacae, XIV) beypflichtet. Der Zusatz scheint zwar den kräftigen Fluß der Rede, die sich hier in mehreren effektvollen Homoioteleuta bewegt, zu hemmen, und auch zur Deutlichkeit nicht erforderlich zu seyn, da die Periode zwar lang, aber doch klar ist; demungeachtet glauben wir, daß er von Lysias selbst herrührt, und seine Bestimmung ist, den Schlußsatz οὐχ ὁμοίως μετοικοῦντας, ὥσπερ αὐτοὶ ἐπολιτεύοντο vom Vorhergehenden zu trennen und dadurch mehr hervorzuheben, zugleich auch ihn der folgenden Ausführung näher anzuschließen. In XII, 44 sichert die Note φυλακὰς vor der unnützen Aenderung φυλὰς, welche nach Markland und Reiske noch Hamaker neulich vorschlug, vergl. hier auch Scheibe l. c. p. 47. Die Conjektur des Letztern ib. §. 53 πρὸς ἀλλήλους σπείσεσθαι (statt π. ἀ. ἔσεσθαι) wird stillschweigend durch die Uebersetzung beseitigt: „wir würden beyderseits so gegeneinander seyn (so versöhnlich), wie beyde Theile glaubten.“ Gegen ἔσεσθαι wird wohl nichts einzuwenden seyn, eher gegen ἔδοξαν, wofür Geel

(bey Hamaker Quaest. de nonnullis orationibus Lysiae p. 33) mit vieler Wahrscheinlichkeit ἐδείξαμεν verlangte. Der Casuswechsel XII, 87 διὰ μὲν τοῦ ὑμετέρου πλήθους — διὰ δὲ Ἐρατοσθένην, welchen Dobree, Emperius und Hamaker mit der leichten Emendation τὸ ὑμέτερον πλῆθος entfernten, welchen Scheibe aber l. c. p. 59 zu rechtfertigen sucht, ist auch hier vertheidigt durch die Note: διά mit dem Genitiv gibt die unmittelbare, mit dem Acc. die mittelbare Ursache an." Indeß der Einfluß, den die dreyßig ausübten, war eben so unmittelbar, wie der des Demos in der Heliaea, und der vorgeschlagene Accusativ findet seine Bestätigung in einer Stelle, welche Scheibe übersehen zu haben scheint, nämlich im §. 58 dieser Rede, wo es von Phidon heißt: τοὺς μὲν κρείττους αὐτῶν δι' ὑμᾶς κακῶς ποιεῖν ἕτοιμος ἦν. Zu weit ist das conservative Princip wohl auch XXV, 11 verfolgt, wo εὐθύνας δεδωκότες in der Bedeutung, „weil sie in der Rechenschaft schlecht bestanden," beybehalten wird. Emperius hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Atimie nicht bloß die Wirkung einer ungenügenden Rechenschaftsablegung gewesen sey; noch weniger konnte sie als Folge von Vermögenseinbusse betrachtet werden, wozu doch hier die Construktion veranlaßt. Daher muß man jedenfalls ἢ vor εὐθύνας setzen, mit Emperius (Opusc. p. 93), und wenn dessen Vorschlag εὐθύνας ἁλωκότες nicht befriedigen sollte, mit Markland εὐθ. μὴ δεδωκότες schreiben oder auch noch X, 27 εὐθ. ὠφληκότες; diese wie jene hatten Grund genug, einen Umsturz der Verfassung zu wünschen. In demselben §. verdiente die Lesart cod. C. τὰ κατὰ τούτων διαβολάς Berücksichtigung. In den übrigen Handschriften fehlt die Präposition; mit Recht erklärt sich R. für die objektive Auffassung des Genitivs, da dieser aber immerhin durch seine Zweydeutigkeit einem Mißverständniß ausgesetzt war, ist es wahrscheinlich, daß der auf Klarheit eifrig bedachte Redner nicht den bloßen Casus gesetzt habe, zumal da die subjektive Auffassung so häufig vorkömmt. Gern wird man dem Herausgeber beypflichten in XVIII, 5, wo Reiske von dem Gedanken des Lysias sich weit entfernte durch den Vorschlag nach τοὺς συγκαταλύσαντας τὸν δῆμον ein Verbum wie ἐτίμων einzuschieben, ein Einfall, welchen selbst J. Bekker erwähnen zu müssen glaubte. Es soll aber gerade der politische Fanatismus der Dreyßig geschildert werden, welche auch die eigenen Partheygänger mordeten, wenn sie mit ihnen nicht ganz und gar übereinstimmten. In XXX, 22 durfte die nach Sluiter (auch Meyer de bonis damnatorum p. 174) vorgeschlagene Ergänzung des mangelhaften Ausdrucks ἡ βουλὴ ἡ βουλεύουσα durch ἀεὶ eben so gut Aufnahme im Text finden, als XXV, 12 Scheibes Emendation τετριηράρχηκα für ἐτριηράρχησα, Sauppes προσέχουσι δὲ XXX, 23, wo sonst die Partikel fehlte; desselben τὸ χρυσίον XIX, 26 und Aehnliches; oder soll das Wegbleiben so evidenter Berichtigungen absichtlich seyn, um die Aufmerksamkeit jugendlicher Leser zu erproben und üben? Es ist freylich schwer zu bestimmen, wie weit man dabey gehen dürfe, ohne in Planlosigkeit und Inconsequenz zu verfallen. Die Conjektur Scheibes VII 35 ἐχθρῶν τῶν ἐμῶν widerlegt Rauchenstein durch die einfache Bemerkung, daß Lysias die Folter für den stärksten ἔλεγχος halte, um beydes, das Wahre und Falsche herauszubringen, die Genitive aber τῶν λόγων und τῶν ἔργων nicht vom Comparativ ἰσχυρότερον, sondern nur von ἔλεγχον abhängen. Darum, daß dieser Beweis eigentlich nur darthut, was der Angeklagte nicht verübt habe, darf man noch nicht an der Richtigkeit von ἔργων zweifeln. Kurz vorher §. 24 wird die Form ἦμην mit Recht verworfen, aber der Grund dafür εἶην zu setzen, weil der Sprecher die Sache von des Gegners Willen abhängen lasse, scheint nicht triftig, da die Bereitwilligkeit des Angeklagten ja nicht durch das Verlangen des Klägers bestimmt wird. Es dürfte vielmehr das schon von Scheibe berührte εἰμὶ noch das Geeignetste seyn, denn das Verbum ganz auszulassen, wofür dieser Gelehrte sich in den Vindiciae p. 28 entscheidet, müßte in diesem Zusammenhang, wo der Plural εἰσὶν vorhergeht, große Härte erzeugen. Die Vertheidigung des überflüßigen Artikels in dem Satz XII, 12 ὁ δ' ἔφασκεν εἰς τὰ τοῦ ἀδελφοῦ τοῦ ἐμοῦ ἵνα καὶ τὰ ἐν ἐκείνῃ τῇ οἰκίᾳ σκέψηται wäre annehmlich, wenn nicht sogleich derselbe wiederholt würde; in der Note wird natürlich bemerkt: „nicht nur in

sein Haus, sonst wäre τὰ zu streichen, sondern in die dortigen Gebäulichkeiten, Fabrik und überhaupt Eigenthum." Ist das aber nicht mit den Worten τὰ ἐν ἐκείνῃ τῇ οἰκίᾳ hinreichend ausgedrückt? Man lese daher mit Scheibe εἰς τοῦ ἀδελφοῦ τοῦ ἐμοῦ.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes, nach seiner Entstehung und Bedeutung, dargestellt von Dr. Carl Pfaff.

(Schluß.)

Doch — nur die Formen unterliegen dem Wechsel der Zeit, während das Wesen, der wahre Bedarf im Volks- und Staatsleben und so auch der in der Rechtspflege vor allem, durch alle Jahrhunderte ihre Grundrechte behaupten werden. Wohlfeile und prompte Justizpflege ist das erste und dringendste Bedürfniß in jedem gut verwalteten und nur so gesichertem Staate; aber sie ist, in erster Instanz, nur möglich, durch Einzelrichter in klimatisch und historisch längst begründeten und ermässigten Gerichtssprengeln *). Erst in der zweyten Instanz, und für schwerere Civil- und peinliche Rechtsfälle sieht sich das Volk um ein collegialisch gebildetes Obergericht, innerhalb des Gaues, um; endlich ist es der oberste Justizhof des Landes, dem im Civil- wie im Criminalwesen das letzte Urtheil zu schöpfen anheimfällt. Noch sind aber zwischen den verbündeten Staaten, zwischen Fürsten und Fürsten, und zwischen den Staatsgenossen, der Streitigkeiten viele und der Rechtshändel manche zu schlichten und auszutragen, wozu und zur Ueberwachung der einzelnen Gebiete nur die Centralgewalt des Reichs, oder vielmehr einer ihrer Großbeamten, etwa ein Reichsoberrichter mit seinem Stabe, berufen seyn kann.

Wie gesagt; das Wesen erfordert jederzeit sein Recht; und der Analogien und Reminiscenzen drängen sich auch bey Ansicht der vorliegenden Schrift gar manche auf. Vor allem möge es aber dem teutschen Reichsoberhaupte möglich, ja zur Pflicht gemacht werden, persönlich oder durch bevollmächtigte Stellvertreter periodisch die Reichsländer zu bereisen, um da, wo Hülfe und Nachhülfe nothwendig ist, ohne Verzug einzuschreiten.

v. Koch Sternfeld.

*) In Folge der Säcularisation, der Mediatisirung und der Territorialveränderungen ist durch die rasche Aufhebung der bisherigen Amtsitze, und durch das Zusammenwerfen heterogener Gebietstheile in manchem Reichslande dem Volke sehr wehe geschehen, während sich die Bestellung der weitläufigen Untergerichte mit collegialischen Formen als ganz illusorisch herausstellte. Tausende von Prozessen mehr entspannen und fristeten sich unter diesen Umständen, und erwuchsen so zur II. und III. Instanz, was dort, seit 30 Jahren, die Vermehrung des Rathspersonale um ein Drittheil, ja um die Hälfte! unbedingt nothwendig machte; und wodurch, und durch Novellen, man dennoch des Uebelstandes noch lange nicht Meister werden wird. Man erwäge nur einerseits die Mehrkosten von jährlich Hunderttausenden; während anderseits diese hohen Justizcollegien trostlosen Zwangs- und Fabrikanstalten gleichen, worin sich die edlen, die guten Talente vor der Zeit auftreiben, und wo die unreifen und mittelmässigen noch weniger zum Heil führen. Wie viel durch Entfernung wohlbegründeter Amtssitze, (einst die wahren Pflegämter) bisher, zur Zeit des waltenden und schaltenden Polizeystaats; dem gemäß das Volk der Beamten, und nicht die Beamten des Volkes wegen da sind; — und durch die Ueberwucht von an Leib und Leben zehrenden Prozessen und geheimen Inquirirens ꝛc. an häuslichem und gemeindlichen Wohlstand, an Familienglück, an Autorität und im Vertrauen nach oben — eingebüßt worden ist; wären das nicht auch imponderabilia in der höhern Statistik der Staatsverwaltung? Dieses Rechnungsexempel ist lehrreicher, als irgend eine blos finanzielle Rücksicht, als so manche Ideologie der Gegenwart: freylich die Büreaukratie ruhte dabey auf ihren Lorbern; und die Advokaten, und die Stempel- und Taxämter verdienten, wie billig! auch das ihrige. Die Einbusse des Volks, und des Staats, beträgt aber Millionen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ausgewählte Reden des Lysias.

(Schluß.)

Weiterhin §. 26 scheint Dobrees τί ἄν ποτε ἐποίησας für τί ἄν ποτε ποιήσαις eine treffende Verbesserung zu seyn, denn das συνειπών muß sich doch auf eben jenen concreten Fall beziehen, wo es sich davon handelte, was mit den Metoeken geschehen solle; die allgemeine Auffassung, die R. passend findet, möchte dem Gedankengang hier weniger entsprechen. In demselben §. soll ἀποψηφίσασθε geschrieben und doch ἐτύχετε beybehalten werden. Eher rathen wir ἐτυγχάνετε und ἀπεψηφίζεσθε zu corrigiren, oder verlangt der Redner, daß man sich in eine frühere Zeit versetze, wo über den Eratosthenes hätte abgeurtheilt werden können? Schwerlich, sondern der Schreibfehler ἐτύχετε wird den andern Aorist nachgezogen haben. Es reicht nicht aus, wenn man, wie hier geschieht, erklären will: „wenn wir einen Augenblick annähmen, ihr wäret seine Brüder oder auch seine Kinder;“ da Lysias die Richter auffordert, den Eratosthenes zu verurtheilen, selbst wenn sie seine nächsten Verwandten wären. Daß XXX, 20 οὐχ ἱκανὰ εἶναι mit οὐχ ἱκανὰ ἦν vertauscht werden müsse, bleiben auch wir so lange überzeugt, als durch Beyspiele nicht belegt ist, daß jenes in der Weise von ἐκὼν εἶναι sonst im Gebrauch war. An unserer Stelle liegt der Schreibfehler zu nahe, als daß man sich darauf ohne Weiteres verlassen könnte; daher hat Marklands Conjektur den Beyfall von Reiske und Bekker erhalten.

Die conservative Richtung wünschten wir dagegen in VII, 12 vom verehrten Herausgeber verfolgt zu sehen, wo man die Worte liest: „νῦν δὲ πάντας ἂν ὑμᾶς βουλοίμην περὶ ἐμοῦ ταύτην τὴν γνώμην ἔχειν, ἵνα ἡγῆσθέ με σκοπεῖν, εἴπερ τοιούτοις ἔργοις ἐπεχείρουν καὶ ὅ τι κέρδος ἐγίνετο τῷ ἀφανίσαντι κτέ. Er glaubt auf ταύτην τ. γ. könne sich die Vulgata ἵνα ἡγῆσθε nicht beziehen, weil die Inhaltserklärung von ταύτην nicht durch einen Absichtssatz, sondern durch ὥστ' ἡγεῖσθαι gegeben werden müßte, und das Folgende doch die Erklärung dieses τ. π. γ. nothwendig enthalte. Er liest deshalb nicht in der Note nur, sondern selbst im Text νὴ Δί' ἡγεῖσθαί με σκοπεῖν. Aber die Schwurformel vereinigt sich schwerlich mit der Bitte an die Richter, zu bedenken, was die Angeklagten das ihm vorgeworfene Vergehen nützen konnte, ist auch so in den mittlen Satz geschoben nicht recht an ihrem Platze. Um ἵνα in vorliegender Bedeutung zu rechtfertigen, verweisen wir auf Philostr. V. Ap. 159, 23; 161, 33. Einer wirklichen Corruption begegnen wir in XXV, 33. Um sie zu beurtheilen, wird es nöthig seyn, den ganzen §. abzuschreiben. Lysias spricht von den Sykophanten, welche in der Demokratie nach dem Sturz der Dreißig ihr Wesen trieben: δέδοικα δ' ἂν μικρὰν εἶναι τὴν πόλιν μᾶλλον ἢ δι' ἄλλους μεγάλην καὶ ἐλευθέραν ἡγούμενοι νῦν μὲν διὰ τοὺς τῶν ἐκ Πειραιῶς κινδύνους αὐτοῖς ἐξεῖναι ποιεῖν ὅ τι ἂν βούλωνται, ἐὰν δ' ὕστερον ὑμῖν δι' ἑτέρους σωτηρία γένηται, τούτους μὲν ἐπιλύσεσθαι, ἐκείνους δὲ μεῖζον δυνήσεσθαι· ὥστε τὸ αὐτὸ πάντες ἐμποδὼν εἰσιν, ἐάν τι δι' ἄλλων ἀγαθὸν ὑμῖν φαίνηται. Mit starken Aenderungen versucht R. in diese Stelle Licht zu bringen, er

schreibt αὐτοὶ μὲν ὑποδύσεσθαι, δι' ἐκείνους δὲ und räth dann in der Note ἀεὶ vor πάντες einzuschieben, was heißen soll: „so daß es mit ihnen Allen immer das Gleiche ist, nämlich sie sind im Wege." Hier ist wohl nur ὑποδύσεσθαι, wie bereits Sauppe emendirte, richtig; αὐτοὶ führt eine verfehlte Antitheſe herbey, da die Sykophanten ſo ſich ſelbſt gegenübergeſtellt werden. Betrachten wir aber den Zuſammenhang genauer: dieſe Menſchen glauben bey dem jetzigen Stand der Demokratie ſich Alles erlaubt und wollen darum eine Befeſtigung des Staates und Regelung der Verhältniſſe nicht aufkommen laſſen, ἐμποδών εἰσιν, ἐάν τι δι' ἄλλων ἀγαθὸν ὑμῖν φαίνηται. Sie hoffen alſo nicht, wie R. annimmt, auf noch ergiebigere Zeiten, ſondern fürchten vielmehr daß die noch beſtehende ihnen ſo vortheilhafte Verwirrung aufhören könne, ſobald die Demokraten des Piraeus zurückgedrängt und ein kräftigeres Regiment an die Spitze des Staates gelangen werde. Mithin muß der Gegenſatz τούτους μὲν ὑποδύσεσθαι, ἐκείνους δὲ μεῖζον δυνήσεσθαι im Text feſtgehalten werden, darnach aber kann der Redner kaum etwas Anderes geſagt haben, als ὥστε τοῦτο δείσαντες ἐμποδών εἰσιν, vgl. XII, 98 αὐτοὶ μὲν ἂν δείσαντες ἐφεύγετε μὴ πάθητε τοιαῦτα οἷα καὶ πρότερον, auch Aristoph. Vesp. 109, wegen der Verbindung des Particips δείσας mit dem Präſens des Verbi finiti. Eine nicht durchgeführte Verbeſſerung iſt es, wenn R. VII, 17 τοῖς δ' εἰργασμένοις in der Anmerkung vorſchlägt. Außerdem müßte nämlich nach κινδύνῳ ein Fragezeichen geſetzt und im nächſten Satz προσῆκεν geſchrieben werden, ſo daß die eigene Schuld des Beſitzers von der der Pächter geſchieden wäre; der frühere Pächter konnte ſich, wenn auf Verletzung des σηκὸς geklagt würde, immer auf den ſpätern berufen, dem er denſelben unverſehrt übergeben habe; wenn ſie aber Alle bezeugten, daß ein ſolcher in dem gepachteten Grundſtück gar nicht exiſtirte, vgl. §. 11, ſo war auch der darob verklagte Beſitzer für ſchuldlos erklärt. Dieſer Darſtellung zufolge hat man nicht, wie Emperius verlangte, den Satz ἵν' εἴ τις ἠτιᾶτο — παρέδοσαν auszuwerfen, er iſt vielmehr ſehr nothwendig, um das Vorhergehende zu motiviren.

Selten ſind die Fälle, wo man mit der Erklärung nicht einverſtanden ſeyn kann, wie wenn zu VII, 17 νῦν δὲ καὶ ἐμὲ ἀπολύσαντες φαίνονται καὶ σφᾶς αὐτούς, εἴπερ ψεύδονται, μετόχους τῆς αἰτίας καθιστάντες bemerkt wird: „Vom angenommenen unwirklichen Falle kehrt er zurück zur Wirklichkeit und greift übrigens zur Abrundung ſeines Arguments voraus, was erſt ſpäter einläßlich beſprochen wird, daß das Benehmen ſeiner Sklaven für ihn zeuge." Aber Lyſias ſpricht hier noch gar nicht von den Sklaven, er handelt, wie wir eben ſahen, von den Pächtern, die bereits bezeugt haben, daß kein Olivenſtumpf ſich in dem Grundſtück des Angeklagten befand, wodurch ſie entweder die Schuldloſigkeit desſelben ausſprachen oder ſich ſelbſt verdächtig machten. Da ſomit der eine Fall den andern ausſchließt, ſollte man erwarten, daß Jemand an der Verbindung durch καὶ—καὶ Anſtoß genommen hätte, weil hier nur die disjunktive Faſſung mit ἢ—ἢ die richtige iſt. In XII, 50 möchten wir nicht behaupten, daß es gleichviel ſey, ob ein affirmativer oder negativer Satz der Formel εἰ δὲ μὴ vorausging; es war einfach aus dem Anfang des §. ἐδεδοίκει zu ſuppliren. Der Sinn iſt: wenn er ſich nicht fürchtete, ſo ſchadete ihm ſeine Gegenrede nichts und er konnte kräftig gegen den Terrorismus ſeiner Collegen auftreten; that er das nicht, ſo erhellt daraus, daß er mit ihnen einverſtanden war. XII, 63 wird man ſchwerlich in οὐ γάρ μοι δοκοῦσιν ἴσου ἄξιοι γεγενῆσθαι (Themiſtokles und Theramenes) ausgedrückt finden: „freylich ſind ſie etwas unähnlich." Die fortgeſetzte Ironie verlangt, daß καὶ γὰρ an die Stelle von οὐ γὰρ trete: beyde Männer verſtunden es ihr Publikum zu täuſchen und was es nicht wollte, dennoch zu Stand zu bringen, Themiſtokles führte den Lacedämoniern zu Trotz die langen Mauern auf, Theramenes riß ſie gegen den Willen der Athener nieder. Nimmt man dieß nicht an, ſo ſteht der Satz οὐ γὰρ κτέ in keiner faßlichen Beziehung zu dem, was vorhergeht; ſonſt aber iſt klar, wie die Rede aus dem ironiſchen Ton ſchnell in den Ausdruck bitterſter Wahrheit überſpringt mit den Worten περιέστηκεν οὖν κτέ. Zu buchſtäblich iſt XII, 21 πολλῶν δὲ θυγατέρας μελλούσας ἐκδίδοσθαι ἐκώλυσαν von direkter Verhinderung des Heirathens verſtanden, wenn bemerkt wird, dieß ſey der φιλανθρωπία gutdenkender Bürger zuwider und Demosth. de cor. §. 268

als Beleg dienen soll; die Heirath mußte durch Atimie des Vaters oder Verarmung der Familie von selbst unterbleiben. Die Sünden, welche sämmtliche Dreyßig begangen hatten, meint Lysias, waren so mannichfach, daß gar keine entsprechende Bestrafung erdacht werden könne; die Richter dürften also kein Bedenken tragen, irgend welche zu beschliessen. Diese Verbrechen, für deren Anhäufung auf ein Haupt die Gesetze kein Strafmaß bestimmten, sollen einen ἀγὼν ἀτίμητος, wie es die Note zu XII 84 ausdrückt, zur Folge haben. Das würde jedoch bekanntlich gerade das Gegentheil bezeichnen, einen Prozeß, in welchem die Gesetze durch Angabe der Buße die richterliche Entscheidung ausschließen. Wider eine zu VII, 35 gegebene Erklärung müssen wir ebenfalls eine ganz entgegengesetzte Ansicht aussprechen. Die Worte lauten dort so: ἐμοὶ δὲ δοκεῖ εἶναι (sc. πιστὸν), εἰ περὶ αὐτῶν μὲν οἱ βασανιζόμενοι κατηγοροῦσιν εὖ εἰδότες, ὅτι ἀποθανοῦνται, περὶ δὲ τῶν δεσποτῶν, οἷς πεφύκασι κακονούστατοι, μᾶλλον ἂν εἵλοντο ἀνέχεσθαι βασανιζόμενοι ἢ κατειπόντες ἀπηλλάχθαι τῶν παρόντων κακῶν; R. legt dem Sprecher den Sinn unter, den Sklaven sey zu trauen, wo sie gegen sich selbst ausreden, also in eigener Sache wider sich zeugen, in der Sache ihrer Herrn aber seyen sie geneigt, gegen die Herrn zu zeugen; wenn er dennoch sein Gesinde anbot, so beweise er damit, wie fest er auf seine Sache vertraue. Wem aber der Herr seine Sklaven anböte in der gewissen Voraussicht, daß sie gegen ihn zeugen werden, so ginge er weiter, als ein verständiger Mann zu verantworten vermag. Der Sinn ist vielmehr folgender: Der Kläger hatte die Folterung abgelehnt, weil den Sklaven nicht zu trauen sey. Darauf mußte der Beklagte erwidern: wenn sie über sich selbst eine Angabe machen sollen, ist ihnen natürlich nicht zu trauen, denn sie müssen das eingestandene Vergehen mit dem Tod büssen, in der Sache ihres Herrn aber werden sie lieber die Wahrheit sagen, da sie ihm ohnehin gram sind, als die Qualen der Folter länger ertragen. Also durfte Nikomachus diese Entscheidung annehmen. Daß es nicht anderst gemeint war, lehren die nächsten §§. Deutlicher wäre die Argumentation freylich, wenn Lysias geschrieben hätte ἐμοὶ δ' οὐδὲν δοκεῖ εἶναι, oder auch nur ἐμοὶ δ' οὐ δοκεῖ εἶναι, da οὐδὲν πιστὸν zu ergänzen fast zu viel verlangt ist, und vielleicht hat er auch so geschrieben!

Schließlich wollen wir noch einige Bemerkungen nachtragen, zu denen sich oben keine passende Stelle fand. Sollte XII, 81 nicht zu lesen seyn οὗτος μὲν γὰρ κατήγορος καὶ δικαστὴς αὐτὸς ἦν τῶν γινομένων für αὐτὸς? Die Stellung des Pronomens ist freylich etwas nachläßig und man sähe es lieber vor den beyden Substantiven eingerückt. Ib. 86 fährt die Rede gegen die Advokaten des Eratosthenes fort mit den Worten ἀλλὰ καὶ τῶν ξυνερούντων αὐτοῖς ἄξιον θαυμάζειν, κτέ. als würden sie jetzt zuerst erwähnt. Der Anstoß wäre gehoben, wenn es hieße ἀλλὰ καὶ τοῦτο κτέ. Der Optativ ὡς δυνατὸς εἴην in XXIV, 12 ist auffallend, um so mehr, da in demselben §. steht ὡς εἰμὶ τῶν δυναμένων und weiterhin §. 14, 18 ὡς εἰμὶ τοιοῦτος. Der Indicativ wird also auch in der erstern Stelle den Vorzug verdienen. Mantitheos will XVI, 19 nicht nach dem äußern Schein beurtheilt seyn, ἀπ' ὄψεως, sondern nach seinen Leistungen im Dienste des Vaterlandes: πολλοὶ μὲν γὰρ μικρὸν διαλεγόμενοι καὶ κοσμίως ἀπερχόμενοι μεγάλων κακῶν αἴτιοι γεγόνασιν. Aus ἀπερχόμενοι hat Dobree mit Zustimmung der neuesten Herausgeber und auch Rauchensteins ἀμπεχόμενοι gemacht. Doch ist der Anzug nicht so sehr bezeichnend für den Charakter eines Individuums als sein Auftreten. Erinnern wir uns an die Schilderung, welche von Phormis bey Demosthenes adv. Steph. Apollodorus gibt, p. 1122, wie dieser mit finsterem Ernst βαδίζει παρὰ τοὺς τοίχους, und was Ap. dann von sich selbst zugesteht τῆς μὲν ὄψεως τῇ φύσει καὶ τῷ ταχέως βαδίζειν καὶ λαλεῖν μέγα οὐ τῶν εὐτυχῶς πεφυκότων ἐμαυτὸν κρίνω, so werden wir lieber für die Conjektur stimmen, die Emperius vortrug in den Observationes in Lysiam (jetzt Opusc. p. 88) κοσμίως περιερχόμενοι. Daß in den Adversaria desselben p. 314 einfach ἐρχόμενοι steht, scheint auf einem Versehen zu beruhen; um das Compositum zu belegen, ist p. 88 Dio Chrysostomus II, p. 6. ed. R. citirt, siehe jetzt in der Ausgabe von Em-

perius selbst Or. XXXIII, §. 13. Von den Verbesserungen, die wir ihm verdanken, sind einige hier ganz unberücksichtigt geblieben, die kaum einem Zweifel unterliegen, so VII, 4 fin. ὠνοῦμαι für das unpassende Imperfekt, und ib. 34 ὅτι μοι πάντες περίεισιν οἱ θεράποντες statt εἰσιν, wo durchaus die Bestimmung, daß er die damals anwesenden Sklaven sämmtlich noch habe, ausgedrückt werden mußte. XXV, 13 behält R. ἀλλὰ καὶ ἐκ τῶν ἔργων bey, obwohl καὶ in den Satz nicht paßt, der die Reden der Verläumder durch die Thaten der unschuldig Verklagten ausschließt. Man soll im Vorhergehenden μὴ ἁπλῶς zu πιστεύειν suppliren, um eine unlogische Sprechweise zu erhalten; und übersieht, wie leicht καὶ aus dem dabeystehenden ἐκ durch einen Schreibfehler entstand. Einer solchen Dittographie verdankt wohl auch XVI, 7 διότι nach γνῶναι für ὅτι sein Daseyn. Ein unverständlicher Satz, den schon Markland berichtigt hat, ist XXIV, 14 noch in seiner traditionellen Verderbniß aufbewahrt, wir meinen ἀλλὰ γὰρ οὔτε ὑμεῖς τούτῳ τὴν αὐτὴν ἔχετε γνώμην, οὔθ' οὗτος εὖ ποιῶν. Dazu sagt die Note: „Diese Formel: und er thut recht daran — paßt nicht, weil der Kläger gerade keinen Widerspruch mit sich selbst verräth. Er würde ihn aber bemerken, wenn er an Sinnen gehörig beschlagen wäre. Markland wollte also εὖ φρονῶν, Sauppe den Schriftzügen näher εὖ νοῶν.“ Daß aber εὖ φρονῶν doch vorzuziehen ist, wird aus der Anwendung derselben Phrase in diesem §. zu beweisen seyn, indeß ist es nicht die Hauptsache, da der bemerkte Widerspruch nicht durch die Verbesserung des Participiums, sondern aus der des Pronomens gehoben wird; an die Stelle von οὗτος muß ὅστις treten. Wenn nach Baiters Vorschlag XII, 100 καταψηφιεῖσθαι in κατεψηφίσθαι verändert ist, weil die Richter mit der Lossprechung des Eratosthenes schon das Urtheil gegen jene Todten gesprochen haben, kann Rec. die Richtigkeit dieses Grundes nicht einsehen, da der Erfolg der Abstimmung nicht vorherzusehen ist; der Fall, daß sämmtliche Heliasten den E. verurtheilten, konnte ja eintreten; läßt man sich aber durch das folgende πεποιημένους bestimmen, das Perfekt vorzuziehen, so machen wir auf Reiskes sehr wahrscheinliche Conjektur, daß φανήσεσθαι ausgefallen sey, aufmerksam. Durch Ausfüllung einer Lücke wird man wohl auch VII, 23 der unerträglichen Härte in dem Uebergang von der ersten zur dritten Person: δεινότατα οὖν πάσχω, ὃς — ἠξίου κτέ. am besten begegnen, in dem man ὑπὸ τούτου nicht blos hinzudenkt, sondern wörtlich im Text selbst supplirt.

Cobets Beyträge zur Kritik des Lysias sind, wie oben bemerkt wurde, dem Hrn. Herausgeber wahrscheinlich nicht zu Gesicht gekommen, er würde sonst die vorzügliche Verbesserung XII, 52 ἐπιδείξασθαι τὴν αὐτοῦ εὔνοιαν für συνουσίαν gewiß benützt haben. Auch XII, 74 ist kaum zu zweifeln, daß Lysias nach den Worten ὅτι οὐ — ἔσται nicht wieder in den Optativ zurückfiel, sondern, wie Cobet annimmt, im Futurum fortfuhr: εἰ μὴ ποιήσεθ' ἃ Θηραμένης κελεύει. Eine gute Beobachtung holen wir aus den Gelehrten Anzeigen 1839, July p. 87 nach: wenn der Sprecher in XIX, 9 behauptet, sein Vater habe für den Staat noch zweymal so viel verwendet, als die Familie jetzt besitze; jene Summe der Staatsleistungen dann auf neun Talente und zweytausend Drachmen berechnet (§. 56—59), zuletzt aber angibt, das jetzt vorhandene Vermögen werde, wenn man es einziehen wolle, keine zwey Talente betragen, so macht er einen starken Rechnungsfehler, indem der Vater demnach nicht das Doppelte, sondern das Vierfache des bedrohten Vermögens aufgeopfert hätte; es müßte also §. 9 τετραπλάσια geschrieben werden, wie l. c. erwiesen ist; das διπλάσια konnte aus der Abkürzung δ' πλάσια entstehen.

Druckfehler haben wir in dem wohlausgestatteten Büchlein wenige bemerkt, außer den bereits am Schluß angegebnen nach p. 41 §. 92 δια τούτων, wo sonst in den codd. und allen Ausgaben δια τοῦτον steht, und p. 120 §. 1 τατηγορεῖν; Accente sind häufig abgesprungen.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Γ. ΠΑΧΥΜΕΡΗΣ ΙΕΡΟΚΛΗΣ ΚΑΙ ΦΙΛΑΓΡΙΟΣ. G. Pachymeris Declamationes XIII. quarum XII. ineditae Hieroclis et Philagrii Grammaticorum *ΦΙΛΟΓΕΛΩΣ* longe maximam partem ineditus curante Joanne Fr. Boissonade sumptus in editionem erogante *N. TEMENIZ* (Byzantio) Negotiatore Lugdunensi. Parisiis Dumont a l'Institut Leleux rue Pierre - Sarrazin, 9. MDCCCXLVIII. 8. maj. P. V. u. 343.

Wenn auch die spätesten Erzeugnisse der helleniſchen Litteratur ſich nicht mehr durch die Friſche und Lebenskräftigkeit, welche den frühern eigen iſt, auszeichnen, ſo muß dem Forſcher der Bildungs- und Litteraturgeſchichte des geiſtreichſten Volkes des Alterthums eben ſo ſehr daran gelegen ſeyn, auch jene kennen zu lernen, wenn er den Zuſtand der Kunſt und Wiſſenſchaft desſelben, wie in ihrem Entſtehen, in ihrer Zunahme und auf ihrem Höhepunkte, eben ſo in ihrer allmähligen Abnahme uud in ihrem Verfalle gehörig würdigen will. Daher ſind wir dem hochverdienten Herausgeber zu beſonderem Danke verpflichtet, daß er, obgleich ein Fünfundſiebziger, noch mit jugendlicher Rüſtigkeit fortfährt, die Werke der griechiſchen Spätlinge aus den Schätzen der reichen Pariſer Nationalbibliothek zu Tage zu fördern; denn Keiner der jetzt lebenden Philologen iſt ſo, wie Er, mit dem Geiſte und der Sprache dieſer Klaſſe von Schriftſtellern vertraut; Keiner weiß ſo, wie Er, durch Vergleichung des Nachbildes mit dem Vorbilde die Lücken und Fehler, welche ſich in dieſe Schriftwerke durch die Unwiſſenheit der Abſchreiber oder durch die Länge der Zeit eingeſchlichen haben, auszufüllen oder zu verbeſſern, um die Lectüre derſelben möglichſt zu erleichtern.

Der Verfaſſer der hier zum erſten Male erſcheinenden *Μελέται*, Georgios Pachymeres, wurde zu Nikäa, wo ſein Vater nach der Eroberung Conſtantinopels durch die fränkiſchen Kreuzfahrer als Verbannter lebte, um das Jahr 1242. geboren und erzogen. Als neunzehnjähriger Jüngling kam er nach der Wiedereinnahme von Byzanz durch Michael Palaeologos im Jahre 1261. nach der Hauptſtadt und erhielt dort eine vielſeitige gelehrte Bildung. Byzanz hatte damals einige namhafte Gelehrte. Berühmt wegen des ſchönen Rhythmos in ſeinen Schriften und wegen des Attikismos ſeiner Sprache, den er aus langer Vergeſſenheit wieder an das Licht gezogen und gleichſam ins Leben gerufen, war der Patriarch Gregorios der Kyprier. An Umfang der Kenntniſſe übertraf alle ſeine Zeitgenoſſen der Philoſoph Nikephoros Blemmydas, aus deſſen Schule der Geſchichtſchreiber Georgios Akropolites hervorging. Als gelehrter Theolog und gewandter Dialektiker galt der Archivar Joh. Becus. Pachymeres glänzte als Geſchichtſchreiber, Redner, Philoſoph, Mathematiker und Theolog, und bahnte ſich durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe den Weg zu den angeſehenſten Kirchen- und Staatsämtern, bey deren Beſetzung man ganz beſonders auf gelehrte Bildung Rückſicht nahm. Anfangs war er Hieromnemon (Ceremoniar des Patriarchen), dann Protekdikos (Oberrichter in

geistlichen Angelegenheiten), später Dikaeophylax (Kronanwalt). Er schrieb eine Geschichte von Byzanz in 13 Büchern, welche die Regierung des Michael Palaeologos und des Andronikos Palaeologos des Aeltern vom Jahre 1258. bis 1308. umfaßt und an die Geschichte des Georgios Akropolites sich anschließt; eine Paraphrase der Werke des Dionysios des Areopagiten auf Antrieb des Patriarchen Athanasios zu Alexandria; eine Schrift über das Ausgehen des heiligen Geistes, welche durch die wieder erweckten Streitigkeiten über die Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche hervorgerufen wurde, und eine Paraphrase der ganzen Philosophie des Aristoteles in 12 Büchern, 47 Titeln und 238 Kapiteln, wovon jedoch nur drey Abtheilungen gedruckt erschienen, nämlich die Epitome der Logik des Aristoteles, die Schrift über die untheilbaren Linien und der Auszug der Aristotelischen Philosophie. Wie es scheint, starb er bald nach 1310.

Als Probe und Vorgeschmack der erwähnten Redeübungen gab Hr. Prof. Boissonade bereits vor fünfzehn Jahren aus der Pariser Handschrift 2982., ehemals 963. und 3119., in dem fünften Bande seiner Anecdota Graeca p. 351 — 372. die Declamatio Periclea. „Quae quidem", sagt er hier Praefat. p. I., „nemini movit salivam, ut earum editio a me postularetur. Neque id frigoris demiror. In nomine enim auctoris ac lemmate *Μελέται* non multum esse confiteor illecebrarum et lenocinii." — „Illas tamen", setzt er dann mit der ihm eigenen Bescheidenheit hinzu, „in publico propono, qui dudum paucis sum contentus lectoribus, ac me semper ea sum consolatus opinione meorum studiorum indefessaeque perseverantiae fautores fore omnes, quicumque nullum perire volunt Graecarum litterarum monumentum, noveruntque quantum vel ex infimorum temporum scriptiunculis eisque tenuissimis ad meliorem meliorum auctorum intelligentiam proficiatur, amplioremque linguae per diversas aetates cognitionem."

Die vorliegende Ausgabe hat vor der ersten den Vorzug, daß ihr rhetorische Scholien beygefügt sind, welche bey der ersten fehlen. Diese Declamationen sind eigentlich als Fortsetzung und Schluß zu der von Walz in den Rhetorr. Graecc. Vol. I. p. 549. seqq. edirten Schrift der rhetorica Progymnasmata des Pachymeres zu betrachten. Dem Verfasser war es hauptsächlich um lebendige Kunstdarstellung zu thun.

Im Ganzen erhalten wir hier dreyzehn Declamationen, welche nach Boissonade's kürzern Titelangaben so überschrieben sind:

I. *Περικλῆς κρίνεται τυραννίδος ἐπιθέσεως.* II. *Φιλόσοφος τὸ τῶν τυραννοκτόνων γέρας αἰτεῖ.* III. *Ζωγράφος ναυάγια γράψας κρίνεται δήμοσίων ἀδικημάτων.* IV. *Στρατηγός, πυρπολήσας τὰς ναῦς, κρίνεται δημοσίων ἀδικημάτων.* V. *Δημοσθένης, Ἐλάτειαν κατασχόντος Φιλίππου, συμβουλεύει αὐθήμερον μάχεσθαι.* VI. *Ἀρισεύσας τις ἠτησεν εἰς τὸ γέρας πολίτου φόνον · κρίνεται φόνου.* VII. *Πολιορκίας οὔσης, ξένος τις, νόμου μὴ ἐῶντος, ἀνῆλθεν ἐπὶ τὸ τεῖχος καὶ ἠρίστευσεν · ὑπάγεται τῷ νόμῳ.* VIII. *Ἀποκήρυκτον νηὸς πατρῴας κληρονόμον εἶναι ὁ νόμος συγχωρεῖ.* IX. *Ὁ ἐκ πόρνης γεγονὼς μὴ λεγέτω ἐπὶ τοῦ βήματος · ἀλλ' ὁ ἐκ πόρνου μὴ κωλυτέος.* X. *Ἑταίρα, χρυσία εἰ φοροίη, δημοσία ἔσω, ἢ δημόσια.* XI. *Ἀρισεὺς πορνεύοντα τὸν υἱὸν ἀποκτείνει · φόνου φεύγει.* XII. *Τριακοσίων στρατιωτῶν, οἷς νύκτωρ ὑπὸ τῶν πολεμίων καταδιωκομένοις ὁ στρατηγὸς τὰς πύλας οὐκ ἤνοιξεν, νόμου κωλύοντος, κατακτεινομένων, αὐτὸς κρίνεται δημοσίων ἀδικημάτων.* XIII. *Στρατηγὸς ἁλοὺς, καὶ ἀπηνέστατα βασανιζόμενος, τὰ τῆς πόλεως ἀπόῤῥητα ἐξεῖπεν. Μετὰ τὴν αἰχμαλωσίαν ἐπανελθών, κρίνεται δημοσίων ἀδικημάτων.*

Obgleich sie in einem sehr trockenen Style abgefaßt sind, so dürfte sie, nach dem Urtheile des Herrn Herausgebers, wenigstens ihre Kürze sogar Denen empfehlen, welche an solchen Schulübungen kein Behagen finden. Auch ihm, sagt er, gefallen sie nicht.

Der unter dem Texte angebrachte Commentar ist meist kritischer Art. Gelegentlich werden öfter verdorbene Stellen sowohl älterer, als späterer griechischer und lateinischer Auctoren theils aus Pariser Handschriften, theils ex ingenio berichtigt. Uns

sind diese Verbesserungen, wie Alles, was von diesem ausgezeichneten Helleniſten kommt, ein höchſt willkommenes Geſchenk.

An die Declamationen ſchließt ſich die ſchon bey Leon Allatios in d. Diatribe de Georgiis hinter der Geſchichte des Georg. Akropolit. S. 373., bey Fabricius in d. Biblioth. Gr. T. X. p. 718. (ed. a. 1721.) und bey Wernsdorf Man. Philae Carm. Gr. p. 314. abgedruckte Grabſchrift des Manuel Philes auf Pachymeres, ſeinen gefeyerten Lehrer, nach zwey Pariſer Handſchriften 1779 und 1931. verbeſſert.

Die von dem neueſten Herausgeber im Texte vorgenommen Aenderungen werden von dem Münchner Cod. 281., welchen Ref. eingeſehen, meiſtens vortrefflich beſtätigt. Die Aufſchrift lautet in demſelben ſo: *Ἐπιτύμβιοι τῷ δικαιοφύλακι ἐκείνῳ καὶ πρωτεκδίκῳ, τῷ παχυμέρῃ.*

Uebereinſtimmend mit Hrn. Boiſſonade's Text ſchreibt er V. 3. *σορῷ*. V. 5. *πνοῆς*. V. 6. *δὲ σοῦ*. V. 12. *ἔχοι*. V. 15. *ἄγοις*. V. 16. *σὴν τελευτῶντας*. V. 17. *πόλεις*. V. 18. *παρ' ἡμῖν εὐσεβής*. V. 20. *μή*. V. 28. *τῆς γραφῆς*. V. 32. *ἔμπνουν*. V. 33. *ἆρα*. V. 35. *κλείσαντα*. V. 38. *πατράσι*. V. 43. *συνθέντας*. V. 46. *σοφῶν κόπτεσθέ μοι*. V. 56. *τῇ πτερώσει*. V. 63. *εἰς μετάρσεις*. V. 66. *κύβος*. V. 74. *δράμῃ*. V. 76. *πνοῆς*. V. 81. *ἀναπόδεικτον*. V. 82. *σὺ δ' ἀλλά μοι θ*. V. 85. *ξένε*. V. 94. *ἀποδημίαν*. V. 96. *ἐγὼ δὲ νῦν, μάλιστα νῦν* und V. 98. *γραφή*.

Abweichend lieſt er V. 10., wie der Pariſer A., *πλὴν ὡς*. V. 21. *ἔγκεντρον ἐκδίδωσι* (ſt. *ἐνδ.*). V. 29. beſtätigt er des Herausgebers Vermuthung *γέρον*. V. 31. bietet er *τέχνης κρότος* (f. *κράτος*). V. 41. mit den vorhergehenden Ausgaben *ἔχοις*. V. 47. *καθ' ἡμᾶς*. V. 50. *φυλακή*. Dann *βραβεύοις*. V. 59. *γραφῶν θεῖον σόμα*, wie die vorigen Ausgaben. V. 70. *κτίσιν ἐνδίκως λόγῳ*. V. 72. *σιγᾷ*, wie Allat. und Fabric. V. 75. *κάτεισιν οἷαπερ κόνις*, mit den vorhergehenden Ausgaben übereinſtimmend. V. 86. *ἦγε*. V. 88. richtig *εὖ γέ* (getrennt, wie in d. Anmerk. 4.) *σοι*. V. 91. *δεικνύοις*.

Ref. erlaubt ſich zu V. 64. die Bemerkung, daß Philes den bildlichen Ausdruck *πομφόλυξ* zur Bezeichnung der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens vermuthlich aus Gregor. von Nyſſa de anima et resurrect. T. III. p. 185. B.; p. 10. ed. Lips. a. 1837., wo in d. Anmerk. S. 178 f. u. 368. noch mehrere Beyſpiele aus dem Nyſſener angeführt ſind, geborgt habe, wie ſich denn kaum irgend ein anderer Schriftſteller ſo oft dieſes Bildes bedient haben dürfte.

Wir gehen nun auf Hierokles und Philagrios über.

Daß nicht der ganze *Φιλόγελως* dieſer beyden Grammatiker auf uns gekommen, erhellt aus der Aufſchrift des Münchner Cod.: *ἐκ τοῦ φιλογέλους* (sic), und aus der des Pariſers, wo vor den Hiſtörchen über die Geizigen *ἐκ τοῦ φιλογέλου*, wofür vielmehr *φιλόγελω* ſtehen ſoll, geſchrieben iſt. Durch den Zuſatz *γραμματικῶν* des Pariſer Codex (der Münchner hat *γραμματικοῦ*) wird die bisherige, ganz falſche Annahme, als ſey der Philoſoph Hierokles der Verfaſſer der *Ἀσεῖα*, trefflich widerlegt.

Hr. Prof. Boiſſonade geſellte, wie er ſagt, zur Vervollſtändigung des Bandes ſeinem Pachymeres den Lachfreund bey und gab ihn um Vieles vermehrt; denn während dieſe Facetiae in den bisherigen Ausgaben nur auf 28. oder 29. Numern ſich belaufen, umfaßt die vorliegende 263. aus Hierokles und Philagrios. Weiter läßt ſich der ehrwürdige Greis in der Vorrede S. II. hierüber ſo vernehmen: „Melissus grammaticus Spoletanus, Maecenatis amicus, annum agens sexagesimum, jocorum id genus syllogen componere instituit; Corayus, vir severus, alter fere Socrates, sexaginta quatuor annos natus, Hieroclem edidit et comparatione similium narratiuncularum illustravit; ego jam gravis annis septuaginta quinque *Φιλόγελων* edo, ad codices et criticorum diatribas exigo, commentario adorno et onero quoque, istis ac talibus aliis (nam et Taciti illius Facetiae memorantur) me defensurus exemplis, sed etiam vel absque exemplis secure perrecturus, de tristibus ac morosis parum sollicitus cen-

soribus, qui, Martialis abutentes dicto, stultum esse laborem ineptiarum clamabunt; sum etenim et ipse in loco φιλόγελως."

Die Grundlage der neuen Textrecension war das Apographum, welches Minoides Minas auf der im Jahre 1840. auf Befehl des Unterrichtsministers Villemain durch Griechenland und Asien unternommenen Reise aus einer Handschrift, die er aufgefunden, gemacht hatte. Hr. Boissonade bedauert nur, daß Minas mit keiner Sylbe bemerkte, wo jener Codex sich befinde, wie beschaffen und wie alt er sey, oder welche Merkmale des Alters er an sich trage. Nach der Sprache zu schließen, scheint er ihm sehr jung zu seyn.

Früher war Hr. E. Miller, Adjunkt an der Pariser Nationalbibliothek, welcher durch mehrere geschätzte Schriften dem gelehrten Publikum bereits sehr vortheilhaft bekannt ist, gesonnen, den Φιλόγελως herauszugeben. Durch anderweitige wissenschaftliche Beschäftigungen aber an seinem Vorhaben gehindert, überließ er diese Arbeit dem Hrn. Prof. Boissonade, der sich ihr gerne unterzog.

Außer dem Pariser Cod. benutzte er eine ihm aus München mitgetheilte Abschrift des ehemaligen Augsburger, jetzt Münchener Cod., auf den er durch Fabricius (Biblioth. Gr. Vol. I. p. 802. ed. Harl.) aufmerksam gemacht wurde, wo er meldet, daß ehedem Jac. Pontanus am Ende seiner Progymnasmata Latinitatis, sive Dialogorum. Vol. I. *), die Facetiae des Hierokles aus der Augsburger Handschrift übersetzt und vermehrt habe. Diese Uebersetzung enthält 109 Numern, obgleich der Cod. 125. zählt. Pontanus mochte die übrigen weggelassen haben, weil er sie verdorben und sonach zu dunkel fand, oder weil sie ihm weniger zusagten. Ferner wurden Jac. van Rhoers Observationes philologicae disceptationis causa ab anno 1768. Groningae promulgatae, welche weder in Paris, noch in Leipzig, noch in holländischen Buchhandlungen aufzutreiben waren und auf van Lenneps Verwendung von dem ungemein gefälligen Bibliothekar Geel in Leyden ihm zugesendet worden, zu Rathe gezogen. Rhoer gab 66. Numern nach einer Abschrift des Vossischen Cod. Eine andere Leydner Abschrift des nämlichen Cod., welche von der von Rhoer benutzten verschieden zu seyn scheint, überschickte ihm gleichfalls Herr Geel durch van Amstel.

Auf diese Hülfsmittel gestützt, gab Hr. Prof. Boissonade den Hierokles vermehrt und trefflich verbessert, und zum ersten Male den Philagrios, beyde mit grammatisch-kritischen und erklärenden Anmerkungen begleitet, in welchen öfter Parallelen aus neugriechischen, französischen und englischen Schriftstellern angeführt werden. Daran reihen sich Zusätze und Verbesserungen, das Inhaltsverzeichniß und ein Index Annotationis. Druck und Papier empfehlen sich durch ächt französische Eleganz. Doch haben sich einige Druckversehen eingeschlichen. In der Praefat. S. II. Z. 16. ist Maecenatis st. Mecaenatis zu verbessern; S. 253. Not. 1. Z. 6. Graecae st. Grecae; S. 257. V. 56. ὦ st. ὡς; S. 258. V. 61. ἔγωγε, φησὶ st. ἔγωγε φησί.

Ref. schließt mit dem herzlichsten Wunsche, daß es dem verdienstvollen Herausgeber, welcher über ein halbes Jahrhundert mit rastlosem Eifer auf dem Gebiete antiker und moderner Litteratur ruhmvoll gearbeitet *), noch lange vergönnt seyn möge, das litterarische Publicum mit den Früchten seines gelehrten Fleißes zu erfreuen.

J. G. K.

*) In den erstern Auflagen dieses für Jesuiten-Gymnasien bestimmten Buches kommen die Schnurren aus Hierokles und Philagrios noch nicht vor. Fabricius a. a. O. citirt sie nach einer Frankfurter vom J. 1603.; Ref. fand sie in der 17. Dilingen. 1656., in der 18. München. 1688 und Dilingen. 1719., in der 19. Dilingen. 1726. und in der Augsburger. 1758.

*) Ein ausführliches Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieses ausgezeichneten Gelehrten enthält die Litterature Française contemporaine par Charl. Louandre et Fél. Bourquelot. Tom. II. p. 133—140.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The Miscellaneous Works of the right honourable Sir James Mackintosh. London 1846. 3 Bde. 8.

Sir James Mackintosh — geb. zu Inverneß am 24. Okt. 1764, gest. zu London am 24. Mai 1832 — nimmt unter den vielen ausgezeichneten Schotten, welche im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts alle Zweige des menschlichen Wissens bearbeiteten und zum Theil bereicherten, eine bedeutende Stelle ein. Seinem umfassenden und der wissenschaftlichen Zerstreuung geneigten Geiste genügte oder behagte es nicht, einer einzigen Wissenschaft, einer einzigen Idee alle Mußestunden seines Geschäftslebens zu widmen. M. hatte ursprünglich Medicin studirt, er wendete sich dann zur Rechtswissenschaft und wurde einer der hervorragendsten Staatsmänner und Redner seiner Zeit. Der Schotte schrieb über alle Zweige der Philosophie, der Staatengeschichte und Literaturhistorie. Diese mannigfachen zerstreuten Arbeiten sind Schuld daran, daß seine beyden größern Werke: die Geschichte Englands und die Geschichte der Revolution seines Vaterlands unvollendet blieben und seine meisten andern Aufsätze einen fragmentarischen Charakter haben. Dieß ist auch der Grund, weßhalb, wie seine Landsleute sagen, der Styl M. nicht frey ist von Ungenauigkeiten im Ausdruck, von häufig wiederkehrenden ähnlichen Redensarten und selbst von Wiederholungen. Der viel begabte vortreffliche Mann wurde es bald müde, sich mit einem und demselben Stoffe zu beschäftigen. Mitten in der größern Arbeit griff er bald nach dieser, bald nach jener neuen literarischen Erscheinung und seine Gedanken bekamen schnell eine andere Richtung. Ein Artikel in der Edinburger Viertelsjahrschrift war gewöhnlich die Folge hievon und die selbstständige literarische Beschäftigung blieb häufig lange Zeit, wenn nicht für immer vergessen. Das Edinburgh Review, sagt der Sohn in den Denkwürdigkeiten seines Vaters, Memoirs of the life of Sir James Makintosh. London 1835. 2 Bde. 8. (ausführlich angezeigt in diesen Blättern 1836, Nro. 13 und 60), schwebte wie ein böser Geist über seinem Haupte, der ihm alle tüchtigen Gedanken entführte und die Errichtung vollständiger, vollkommener Gebäude verhinderte. Die verhältnißmäßig vollendeteren Aufsätze aus dieser berühmten literarischen und kritischen Zeitschrift füllen auch neben andern kleinern Schriften, einen großen Raum der vorliegenden, von demselben Sohne Makintosh's gesammelten und herausgegebenen vermischten Werke, deren Inhalt wir, so weit dieß in der Kürze möglich ist, in den nachfolgenden Blättern darlegen werden.

Der Herausgeber suchte die dem Stoffe nach verwandten Gegenstände an einander zu reihen, so daß der erste Band die philosophischen, der zweyte die literarischen und der dritte die geschichtlichen Abhandlungen und Werke enthält. Die englische Geschichte, welche eine Abtheilung von Landners Kabinet-Encyklopädie bildet, blieb von der Sammlung der vermischten Werke ausgeschlossen. M. konnte sie bloß bis zum Jahre

1572 herabführen (The History of England. London 1830 Bd. III. S. 212). Die Fortsetzung von einem Ungenannten ist ohne Werth.

Die Reihe der philosophischen Aufsätze eröffnet eine Abhandlung über den Fortschritt der Moralpilosophie. Dugald Stewart versprach für die Nachträge zu den wiederholten Ausgaben der britischen Encyklopädie eine Abhandlung über die Geschichte der metaphysischen, ethischen und politischen Philosophie zu liefern. Der Tod ereilte ihn, bevor er das Unternehmen ausführen konnte. Als nun im Jahre 1828 eine neue Auflage der britischen Encyklopädie beabsichtigt war, wandte man sich an seinen Freund James Mackintosh. Es wurde gewünscht, daß er den Plan Stewarts aufnehmen und ausführen möchte. M. hatte eben damals beschlossen, die Geschichte seines Vaterlands zu schreiben. Aber die Liebe zur Philosophie, die er von Jugend auf bewährte und die Freundschaft zum Herausgeber bewogen ihn, vor der Hand seinen Plan aufzugeben und das Anerbieten anzunehmen. Häufige Krankheiten und die Wichtigkeit der politischen Ereignisse ließen ihn die Arbeit nicht vollenden. Man ließ die ursprüngliche Absicht, auch die Geschichte der politischen Philosophie zu schreiben, fallen; es war ihm nicht einmal vergönnt, das ganze Gebiet der Moralphilosophie im 17. und 18. Jahrhundert zu betrachten. Aus den vom Sohne in der Biographie mitgetheilten Briefen ersieht man, welche Liebe er zum Gegenstande hatte, und wie tief es ihn schmerzte, daß er die Philosophie des Continents und namentlich Deutschlands, die ihm des Neuen so viel geboten hätte, fast ganz umgehen mußte. Er beschränkte sich auf England und vollendete das Werk, wie es jetzt vor uns liegt, im Frühjahr 1830.

M. genügt es nicht, die Grundsätze der einzelnen Philosophen in eine gewisse Ordnung zu bringen, er setzt nebenbey immer das Ziel fest, auf welches die Forschung lossteuern, die Grundlage, auf welcher sie beruhen muß. Dieß zeigt sich im ganzen Gang seiner Abhandlung. Nach einer kurzen Einleitung, worin er über die Schwierigkeit der Begriffs- und Wortbestimmung in der philosophischen Disciplin spricht, gibt er eine allgemeine Eintheilung der Wissenschaften, die nach ihm in physische und ethische zerfallen. Er zeigt den Unterschied zwischen der Lehre vom Fühlen und der Lehre vom Handeln; die erste müsse über die Natur der Gefühle für Recht und Unrecht, die zweyte über die Natur der Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht handeln. Es lebe eine moralische Kraft im Menschen, die nicht der Geist selber sey, aber eben so wesentlich zu unserer Natur gehöre. Diese Kraft in ihrer Entwicklung ist ihm das Gewissen.

Nach dieser Grundlage führt M. in sechs größern Abschnitten die Geschichte der ethischen Philosophie an uns vorüber. Die griechische und scholastische Philosophie, welche den zweyten und dritten Abschnitt bilden, sind als historische Einleitungen zu dem eigentlichen Werke zu betrachten. Wenige Worte werden den Brahmanen gewidmet, die natürlich jetzt, nachdem die Abhandlungen Colebrooke's erschienen, nicht mehr ausreichen; dann schildert der Verfasser in kurzen scharfen Zügen die Sittenlehre der Griechen und Römer bis zur Schließung der Schule zu Athen durch Justinian im Osten und dem Tode des Boethius im Westen. Plato, die Epicuräer und Stoiker nehmen den größten Raum ein. Die Werke Platos seyen die Vorrathskammern, woraus die Sittenlehrer jeder Zeit die Mittel holten, um ihre Lehre faßlicher und einnehmender zu machen; mit Epicur und Zeno beginne der Wettkampf der ethischen Philosophie. Hier schon zeigt der Verfasser seine Abneigung gegen den Skepticismus, den er bey Hume so geistvoll schildert. Die Skeptiker könnten bloß verwirren, widerlegen und zerstören. Ihr Geschäft wäre zu Ende, sobald sie Sieger wären. Sie hätten nichts an die Stelle dessen zu setzen, was sie umstürzen. Sie machten ihre eigene Kunst unnütz. Sie wären nichts, als giftige Thiere, die durch ihren Stich tödteten, aber selbst ihren letzten Hauch in die Wunden ihrer Opfer ausbliesen.

Wenn auch die Zeit der Scholastik eine finstere sey, so hält M. doch die Erforschung derselben für nothwendig, da so manches Große durch sie geschaf-

fen worden, da in ihr der Keim der neuen Zeit liegt. Er bemüht sich, in aller Kürze die Systeme zu schildern, besonders in den Noten. Thomas von Aquino ist der Brennpunkt der scholastischen Philosophie; er beherrschte drey Jahrhunderte hindurch die Welt des Geistes. „Trotz einer nur ganz unvollkommenen Kenntniß der peripatetischen Schriften erreichte er fast den großen Meister Aristoteles. Aber im Ganzen waren die Scholastiker abgeschnitten von den Gegenständen, mit welchen sich der Geist einzig und allein beschäftigen muß; sie waren für immer verurtheilt, sich in Vertheidigung dessen abzumühen, was sie nie hätten untersuchen sollen. Die Wenigen, bey welchen Phantasie und Gefühl nicht erloschen, zogen sich vom nutzlosen Kampfe zurück und lebten mystischer Anschauung. Das Cölibat, aus begeistertem Sinn für Reinheit entsprungen, ward zur moralischen Weisheit, die dem Lehrer der Religion in den Augen seiner Schüler Achtung verschaffen und seinen ganzen Sinn auf die Pflichten des Berufes richten sollte. Der Stuhl in Rom ermuthigte die Priester zu diesem Leben; er hätte sie gerne von allen Banden gelöst, außer denen, die sie an Rom fesselten. So verschlossen sich bey ihnen alle Wege, auf welchen die Vorsehung Neigung für die Gesellschaft und tugendhaftes Gefühl in des Menschen Brust leitet. Das Cölibat war die Hauptquelle des Unglücks dieser abgeschlossenen Philosophen. Es schloß sie von der Schule aus, wo das Herz erst menschlich wird, und das Erlöschen dieser moralischen Gefühle entzog dem Wissen des Philosophen einen Schatz belehrender Thatsachen, wie der Verlust des Auges oder Tastsinnes sie dem Naturforscher entziehen würde."

In den Abschnitten über die alte und scholastische Philosophie wird nur die Philosophie selbst betrachtet; die Persönlichkeit, das äußerliche Leben der Denker bleibt dort unberücksichtigt. Nicht so in der Geschichte der modernen Philosophie. Hier tritt auch der Schriftsteller selbst in den Vordergrund; es werden sein Leben und der Styl seiner Werke besprochen.

Zwey Principien sind es, in welche nach M. die ganze neuere Moralphilosophie sich spaltet; das eine ist das Princip der Selbstliebe und des Eigennutzes, das andere das der Uneigennützigkeit und Aufopferung. Mit Hobbes beginnt die geistige Bewegung. Das erstere Princip, dem dieser Philosoph huldigt, bringt ihn zu den vielen Wunderlichkeiten, wovon seine Schriften voll sind. Von seiner Zeit bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts war dasselbe, mehr oder minder geläutert, allein herrschend. Wohl kömmt Shaftesbury und Leibnitz (der einzige deutsche Philosoph, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet ist) dem zweyten nahe, aber es wird von ihnen bloß geahnt, nicht erkannt. Erst Joseph Butler eröffnet die Reihe der Philosophen, welche den Grund der moralischen Handlungen in voller Uneigennützigkeit suchen. In seinen Reden lehrte er Wahrheiten, die sich vor allen Lehren seiner Vorgeher auszeichnen und daher eher den Namen Entdeckungen verdienen als irgend andere, etwa die ersten Stufen zur griechischen Moralphilosophie ausgenommen. Dasselbe Princip verfolgten die schottischen Philosophen. Hutcheson war der Vater der schottischen Philosophie. Es ermattete nämlich nach den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts in England der Geist kräftiger Speculation und scheint von der Zeit an nach Schottland gewandert zu seyn. Dort entstand jene nüchterne, bescheidene Philosophie, die man im Allgemeinen unter dem Namen der schottischen kennt. Alle jene Philosophen: Hume, Smith, Reid, Campbell und Stewart nehmen uneigennütziges Handeln als Princip der Moral an. „Ein solches System vollkommenen Zweifels, sagt M. bey der Darstellung Humes, ist nichts als eine geistige Unterhaltung, eine Uebung des Scharfsinnes, deren einziger Nutzen ist, daß sie den Dogmatismus erschüttert, den sie übrigens noch öfter erzeugt. Da die Lehren der Erfahrung, welche uns in unsern Handlungen leiten, nothwendig geglaubt werden müssen, so ist jeder Angriff, der im Allgemeinen mit den Gründen der Vernunft gegen sie gemacht wird, fruchtlos. Dasjenige, was jedes Princip des Glaubens angreift, kann gar keines zerstören. So lange die Grundlagen der Erkenntniß auf einer Stufe mit denen des Lebens stehen, muß das ganze System menschlicher Ueberzeugung ungestört bleiben. Vollkommener Skepticismus enthält einen Widerspruch

schon in der Bezeichnung: Man glaubt, man kann nichts glauben. Es ist dieß ein Versuch des Geistes, ohne seine eigne Beschaffenheit zu handeln und nach andern Gesetzen, als die sind, denen seine Handlungen von Natur unterworfen sind. Urtheilen, ohne die Principien zuzugeben, auf welche das Urtheilen sich gründet, gleicht der Bemühung ohne Nerven zu fühlen, ohne Muskeln sich zu bewegen. Es ist in der That ein kindisches Spiel, Principien durch Beweise darthun oder widerlegen zu wollen, die der Beweis jeden Augenblick voraussetzt. Der einzige Unterschied zwischen beyden Fällen ist, daß der, welcher diese Principien beweist, dieses bloß thun kann, indem er sie schon im Voraus einräumt, der, welcher sie bekämpft, gleich in einen Widerspruch verfällt, aus dem er nie sich herauswickeln kann."

Die Geschichte der Moralphilosophie wird bis in die eigne Zeit M. herabgeführt. In diesen letzten Abschnitten, wo er von seinen Zeitgenossen, von Bentham, Stewart und Brown handelt, zeigt der Verfasser, wie in den zahlreichen Gegenständen, die er darstellt, eine große unpartheyische Wahrheitsliebe. Er tadelt die Ansichten des Lehrers und Freundes, wo sie ihm tadelnswerth erscheinen, zollt ihnen aber dagegen nicht minder rücksichtslos Lob.

Ein Blick auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts bildet den Schluß dieser Abhandlung. Es wurde schon bemerkt, daß M. seinen frühern Plan, auch die Moralphilosophie des Festlandes mit in das Gebiet seiner Betrachtungen zu ziehen, aufgeben mußte. Nur darum widmete er der deutschen Philosophie einige Blätter, um zu zeigen, welche Irrthümer damals auf dem Gebiete des Geistes in ganz Europa herrschend waren.

Dieselbe praktisch-philosophische Anschauung wie in der ersten zeigt sich auch in der zweyten Abhandlung über den philosophischen Geist Bacon's und Locke's. „Nicht wohl wurde jemals, sagt M., ein großer Mann mit mehr Unwissenheit getadelt und gelobt wie Bacon. Die Metaphysiker nennen ihn einen oberflächlichen Empiriker; die Freunde der Mathematik und Physik sprechen ihm Kenntnisse ab; andrerseits erhebt man ihn mit stehenden Redensarten bis in den Himmel. Bacon war ein jugendlich frischer Geist, voll glühender Phantasie. Vertraut mit dem Leben, befreundet mit der Welt, ward er vor den Spitzfindigkeiten der Schule bewahrt. Nicht von Abstractionen leitet er die Wissenschaften her, sein Geist umfaßt und ordnet die große Masse des Stoffes und diese ist ihm die Quelle der Wissenschaft. Deßhalb kämpft die Schule gegen ihn. In den Einzelwissenschaften hat er aber keine neue Bahn gebrochen; als Mathematiker und Physiker stand er nicht über seiner Zeit. Es war ihm auch gar nicht darum zu thun, neue Principien zu entdecken, sondern einen neuen Geist hervorzurufen und Beobachtung und Untersuchung zu den herrschenden Merkmalen der Philosophie zu machen. Deßhalb konnte Bacon nicht der Urheber eines neuen Systems oder der Gründer einer neuen Schule seyn. Nicht neue Ansichten gab er, er lehrte bloß neue Wege zum Philosophiren. „Die Induction, welche schon Aristoteles kannte, sollte eingeführt werden. Die Thatsachen sollten das Gesetz geben." Nur einen Umstand tadelt M. an Bacon: „Er habe den Zusammenhang zwischen dem Wahren und Guten bloß geahnt und nicht deutlich gefühlt, wodurch einer der größten Vorzüge seinen Werken entgeht; er versäumt es, den Fortschritt der Wissenschaften als das wirksamste Mittel darzustellen, die Hoffnungen des Menschengeschlechtes zu verwirklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 14. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The Miscellaneous Works of the right honourable Sir James Mackintosh.

(Fortsetzung.)

Hat Bacon den neuen Weg gezeigt, so ist Locke auf ihm fortgegangen. Vor ihm haben wir kein Beyspiel in der Philosophie des Geistes, daß Jemand eine große Masse von Thatsachen bloß darum aufzählte und ordnete, um zu einem allgemein gültigen Gesetze zu gelangen. „Er ist zufrieden, die Gesetze des Denkens aus der Beobachtung allein zu nehmen, wie er auch physische Gegenstände bloß durch Beobachtung kennen lernen will. Er plagt sich selten mit physiologischen Hypothesen, noch verschwendet er seine Kraft an jenen unlösbaren Problemen, die man damals Metaphysik nannte. Wenige Bücher, fährt M. fort, haben mehr dazu beygetragen, Vorurtheile zu berichtigen, eingewurzelte Irrthümer auszuroden, eine richtige Denkweise zu verbreiten, den Geist für muthige Forschung zu erwecken und ihn dennoch in den von der Natur gegebenen, dem menschlichen Verstande vorgeschriebenen Gränzen zu halten, als die Versuche Locke's. Die Verbesserung der Methode ist ja, wie man weiß, in den meisten Zweigen der Wissenschaft von fast eben so großer Bedeutung als das Auffinden neuer Wahrheiten. Seine Schriften verbreiteten durch die ganze civilisirte Welt die Liebe zur bürgerlichen Freyheit und den Geist religiöser Duldung. Durch sie veranlaßt suchte man das Dunkle, Phantastische und Hypothetische in der Forschung zu vermeiden, Wortstreitigkeiten auf ihren wahren Werth zurückzuführen, unlösbare Probleme zu verlassen, dem keinen Glauben zu schenken, was nicht klar ausgesprochen werden kann und jene Studien vorzuziehen, welche am meisten zur menschlichen Glückseligkeit beytragen. Hat Bacon zuerst die Gesetze entdeckt, durch welche die Erkenntniß verbessert wird, so hat Locke zur Beobachtung derselben am meisten beygetragen."

Die dritte Schrift dieses Bandes bildet die Einleitungsrede zu den, im Frühling des Jahres 1799 gehaltenen, Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht. Naturrecht war damals noch kein Gegenstand des Studiums für englische Juristen. M. sah, welche Vortheile dieser Zweig des Wissens dem Rechtsgelehrten brächte, wie dadurch der Gesichtskreis sich erweitern würde und beschloß, diese Lücke auszufüllen. Das Unternehmen bot sehr viele Schwierigkeiten dar, die theils in der Größe des Gegenstandes, theils in der Zeit lagen. Neuerungssucht ward damals mehr als je den Rechtsgelehrten vorgeworfen und es war gewagt, mit einem ganz neuen Zweig der Wissenschaft hervorzutreten. Um nicht ähnliche Vorwürfe auf sich zu laden, beschloß M., zuerst einen einleitenden Vortrag zu halten. Sechs Pairs des Reiches und viele Abgeordnete des Unterhauses befanden sich unter seinen zahlreichen Zuhörern. In dieser Einleitungsrede setzt der Verfasser den Plan der Vorträge auseinander; er entwickelt die Grundsätze, auf welche der Bau aufgeführt und die Theile, in welche er geschieden werden soll. Jedes Blatt ist voll scharfer Anschauungen und tiefer Wahrheiten. „Freyheit, heißt es hier unter andern, ist der Grund aller Regierung. Freyer ist der Mensch auch unter der unvollkommensten Regierung als ohne alle Regierung. Er ist vor Un-

recht mehr gesichert, weniger gestört in der Ausübung seiner Kräfte und deßhalb freyer, im gewöhnlichsten Sinn des Worts, als wenn er schutzlos wäre gegen jedes Unrecht. Selten ist eine Gesellschaft so gesunken, daß ihr nicht irgend ein schwaches Mittel bliebe gegen die Ungerechtigkeit ihrer Herrscher. Religiöse Einrichtungen, Vorurtheile, nationale Gewohnheiten haben in verschiedenen Ländern mit größerer oder geringerer Kraft die oberste Macht beschränkt und gemildert.“ Die größte Sicherheit, welche der menschliche Geist ersinnen kann, scheint ihm darin zu bestehen, daß er die politische Macht unter verschiedenen Individuen und Körperschaften vertheilt, die verschiedene Interessen haben und verschiedene Stellungen einnehmen. In dieser Weise wird den mannichfaltigen Klassen der Gesellschaft Genüge geleistet. Der Vortrag wurde mit rauschendem Beyfall gekrönt. Pitt, Parr und Campbell sprachen mit großem Lobe davon.

Während der Geschichtschreiber die Ereignisse schildern muß, sagt M. in der Einleitung zur Lebensbeschreibung Thomas More's, ohne auf die Charakteristik der Personen genau einzugehen, werden dem Biographen die geschichtlichen Thatsachen nur als Erläuterung dienen. Doch ist bey Thomas More die Sichtung zwischen den Lebens- und Zeitereignissen sehr schwierig; denn dieser Mann, geboren 1480 zu London, wo sein Vater Sir John eine Richterstelle an der Kings Bench inne hatte, ist mit den wissenschaftlichen, religiösen und politischen Bewegungen seiner Zeit aufs innigste verwoben. Die Gestalt des ausgezeichneten Mannes gewinnt unter den Händen Mackintosh's wahres Leben; die Briefe der Freunde und Verwandten sind die vorzüglichsten Quellen; More wird nicht selten redend eingeführt. „Thomas More liebte es mehr in dem Kreis der Seinen zu weilen als sich in das öffentliche Leben zu stürzen; er zog es vor, die Bewegungen der Zeit in seinem Geiste abspiegeln zu lassen als sie selbst zu leiten. Daher seine Liebe zur Dichtkunst, daher sein schriftstellerisches Leben. Als ob es die Bestimmung More's gewesen wäre, alle Wege durch die Wildniß der englischen Sprache zu öffnen, muß er auch neben seinen andern großen Eigenschaften und Leistungen als der erste Schriftsteller Englands in Prosa betrachtet werden, der erste, welcher die Geschichte des Vaterlandes in würdiger Weise in seiner Muttersprache schrieb. Die Geschichte Richard III. ist leicht und gerundet wie vor ihm kein anderes Werk in englischer Prosa.“ In seiner Schrift „Utopia“ — ein Name, welcher aus *Οὐτοπος*, Nirgendwo gebildet ist, aus welcher M. mehrere Auszüge gibt, geißelt er die falschen Richtungen seiner Zeit, wir möchten sagen aller Zeiten, mit den Waffen des feinsten Humors.

Der Band schließt mit zwey Abhandlungen, mit einer Untersuchung über die Unächtheit des *Εικὼν Βασιλικὴ* und mit einer Denkschrift über die Angelegenheiten Hollands vom Jahre 1667—1686. Nach dem Tode Karls I. fand man nämlich unter seinen Papieren ein Werk unter diesem Titel *Εικὼν Βασιλικὴ*, welches seine Handlungsweise in schönem Lichte zeigte. Niemand zweifelte damals, daß diese Schrift von ihm sey. Nach der Wiedereinsetzung Karls II. machte ein Geistlicher, Namens Gauden, Ansprüche auf eine bessere Stelle. Er schreibt zu wiederholten Malen an den Kanzler Clarendon und stützt seine Ansprüche auf die besondern Verdienste, die er dadurch um das Königshaus sich erworben habe, weil er das Königsbild verfaßt, die Handschrift Karls I. nachgeahmt und seinem König geschenkt hätte. Woodsworth und Andere glaubten, Gauden habe gelogen, um sein Einkommen zu verbessern. Aber M. weist hier aus äußern und innern Gründen unwiderleglich nach, daß Gauden wirklich der Verfasser gewesen ist. Gauden berief sich auf solche Männer als Mitwissende, die noch am Leben waren. Er wurde auch am Hofe Karls II. als Verfasser begrüßt und erhielt zur Belohnung das Bisthum Worcester. Clarendon erwähnt wohl deßhalb in seiner Geschichte Karls I. dieses Werk gar nicht, das übrigens auch von den Privatverhältnissen und Plänen des Königs nichts enthält, als was jeder wissen konnte.

Die Denkschrift über die holländischen Angelegenheiten umfaßt die Zeit, wo das kleine Holland gegen die großen Mächte Europa's den Kampf für die Unabhängigkeit siegreich bestanden hat. M. beginnt mit einem Ueberblick der Geschichte des Landes von seiner Befreyung bis zum Sturz der re-

publikanischen Partey durch die Ermordung der De Witt. Wilhelm III. steht jetzt an der Spitze des Staates. Ludwig XIV. und Karl II. sind verbunden Holland zu theilen und die Freyheit zu vernichten, und der Kaiser war hiemit einverstanden. Der Verfasser schildert in seiner kräftigen klaren Weise das Getriebe in Frankreich und England, Ludwigs Vergrößerungssucht und die Bestechlichkeit Karls II., der um eine Pension den eignen Verwandten verkaufte. Der Prinz von Oranien, ein kränklicher Jüngling von 22 Jahren, ohne Ruhm, ohne Erfahrung hatte gegen solche Feinde an der Spitze einer neuen Regierung, eines getheilten Volkes, einer Armee von nur 22000 Mann, theils Rekruten, theils Söldlinge, zu kämpfen. Durch die blos aufs Seewesen gerichtete Politik seiner Vorfahren mangelten ihm überdieß tüchtige Offiziere. Die Bewohner Hollands begannen den heldenmüthigen Entschluß zu fassen, das unterjochte Land zu verlassen und nach ihren Besitzungen in Indien überzusiedeln. Aber das Recht siegte. „Die Befreyung Hollands im Jahre 1672 ist der glänzendste Triumph eines freyen Volkes über mächtige Eroberer seit der Niederlage des Xerres.“ Als die Aufstände im Innern von neuem ausbrachen, kräftigte sich Wilhelm durch die Verbindung mit Jakob II. von England. Aber nicht etwa auf Kosten der Freyheit seines Volkes. Diese schwebte ihm bey allen Verhandlungen vor; Achtung galt ihm mehr als Gunst. M. sucht den Schatten zu entfernen, den die Ermordung der beyden De Witt auf Wilhelm werfen könnte. „Der Prinz von Oranien wußte nichts von diesem Verbrechen und sprach seinen Abscheu darüber aus. Sie wurde mehr als einen Monat, nachdem er die höchste Würde erreicht hatte, ausgeführt, und konnte seiner Partey nur Haß bringen. Bloß seine gefährliche Lage verhinderte ihn, die Freveltat seiner Anhänger zu bestrafen, bis es zu spät war und die Zeit stillschweigende Amnestie ertheilt hatte.“ Die Unterhandlungen zwischen Wilhelm III. und Jakob II., mit welchen die Denkschrift endet, bilden gleichsam den Uebergang zur:

Darstellung der Gründe der Revolution von 1688, welche mehr als die Hälfte des zweyten Bandes einnimmt. Das Werk erschien bereits 1834 unter der zu viel versprechenden Aufschrift: Geschichte der englischen Revolution von 1688; denn die Erzählung schließt bereits, im achten Abschnitt, mit der Geburt des Prinzen von Wales (10. Juni 1688), des nachmaligen Prätendenten. Der neunte und letzte Abschnitt enthält bloß Bemerkungen über die Lehre des Gehorsams, über das Recht des Widerstandes, über den Unterschied zwischen den auswärtigen und Bürgerkriegen, und ob man in letzterm Falle fremde Hülfe in Anspruch nehmen dürfe. Es bilden diese Bemerkungen gleichsam die Einleitung zu den folgenden Begebenheiten, an deren Darstellung M. durch den Tod verhindert wurde. Die Ergänzung, welche die Buchhändler Longman diesem berühmten Torso hinzufügen ließen, hat ihnen und ihrem gemietheten Arbeiter nur Schande bereitet. (Life of Mackintosch II. 461.) Wir erhalten hier dieses berühmte Bruchstück der englischen Geschichte zum ersten Mal ohne fremde Zusätze. In Betreff der Beurtheilung des Werkes, wie es sich zu den Darstellungen Humes, Fox und Andern verhält, verweisen wir auf die Anzeige in diesen Blättern 1836 No. 104 und auf einen meisterhaften Aufsatz von Macaulay im Edinburgh Review 1835, welcher sich auch unter den vermischten Schriften dieses nicht minder berühmten Schotten vorfindet. Von Macaulay selbst befindet sich eine Geschichte Englands seit dem Tode der Elisabeth im Drucke.

Die übrigen Arbeiten des zweyten Bandes bestehen zum großen Theile aus Abhandlungen, die zum ersten Mal in der berühmten Edinburger Vierteljahrschrift erschienen sind. M. schrieb auch die Vorrede zu dem 1816 veranstalteten zweyten Drucke der zwey ersten Lieferungen dieses Journals, welche viele interessante literarische Nachrichten enthält. Diese Hefte erschienen im Jahre 1755 und die tüchtigsten Gelehrten und Schriftsteller Schottlands haben sich alsbald bey der Zeitschrift betheiligt. Robertson lieferte acht Abhandlungen, wovon sechs historischen Inhalts, und Adam Smith ließ darin seine Erstlingsarbeiten erscheinen. Die hier mitgetheilten Arbeiten Mackintoshs aus dem neuen Edinburgh Review sind folgende:

1. Bericht über die Theilung Polens (Ed. Rev. Vol. 37. S. 463), 2. Fragmentarische Darstellung der Verwaltung und

des Sturzes von Struensee (Vol. 44. S. 366); 3. Darstellung der Ansprüche der Donna Maria da Gloria auf den Thron Portugals, (Vol. 45. S. 202); 4. Ueber die Schriften Machiavellis (Vol. 27. S. 207); 5. Godwins Leben der beyden Neffen Miltons Edward und John Philips *) (Vol. 25 S. 485); 6. Eine Beurtheilung der Gedichte Rogers und 7. eine beurtheilende Darlegung des Inhalts des bekannten Werkes der Madame de Stael über Deutschland (Vol. 22. S. 198). Von dem übrigen Inhalt des zweyten Bandes verdient die Rede, gehalten am 26. Nov. 1804 bey der Eröffnung der literarischen Gesellschaft zu Bombay, deren Gründung M. noch vor seiner Reise nach Indien beabsichtigte, eine vorzügliche Beachtung. M. stellt hier die Pflichten dar, welche Großbritannien der zahlreichen indischen Bevölkerung gegenüber obliegen. Hier werden die Verdienste der Herren Halhead, Gladwin, Wilkins und namentlich Sir William Jones, des Gründers der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, in beredter Sprache gewürdigt. M. empfiehlt besonders staatswirthschaftliche Untersuchungen; sie dienen zur Wohlfahrt der indischen Bevölkerung wie zur Sicherheit der anglo-indischen Regierung.

Der 3. Band enthält die historisch-politischen Schriften und mehrere Reden M., welche ebenfalls hieher gehören. Die bekannte „Vertheidigung der französischen Revolution (Vindiciae Gallicae)“ eröffnet die Reihe dieser Schriften. (Vgl. Gel. Anz. 1836 No. 13).

Die zweyte Schrift dieser Abtheilung „Gründe gegen den Krieg mit Frankreich im Jahre 1793“ ist zuerst im Monthly Review erschienen. England beschwerte sich im Anfange des Krieges gegen Frankreich wegen der Oeffnung der Schelde, wegen des Dekrets der Brüderlichkeit und wegen der Unterstützung, die unzufriedene Engländer dort gefunden. Aber England weigerte sich mit dem französischen Gesandten, Chauvelin, öffentlich und amtlich zu unterhandeln, und wollte nur im Geheimen die Abgeordneten Frankreichs empfangen. So entstand der Kampf. Es war vorzüglich Burke, der auf Krieg drang und M. trat ihm auch hier mit aller Kraft seines Geistes entgegen. Seine Politik ist eine Friedenspolitik. „Krieg ist nur dann gerecht, wenn er unvermeidlich ist; jede Entscheidung mit Waffen ist ungerecht, so lange eine Nation noch ein anderes Mittel hat, ihre Sicherheit und Ehre zu bewahren. Eine Beleidigung ist an und für sich noch kein gesetzlicher Grund für eine Nation, zum Krieg ihre Zuflucht zu nehmen, da Krieg hier nicht nothwendig ist. Nur wenn Genugthuung versagt wird, ist ein Recht vorhanden die Waffen zu ergreifen. Daher ist der Staat, welcher bey einem schwebenden Streite den Kanal der Unterhandlungen verschließt, Urheber des Krieges. Da in dem Verkehr zwischen Nationen völlige Gleichheit herrscht, so ist kein Staat gezwungen, sich zu geheimen Verhandlungen herabzulassen.“

In Beziehung auf den französischen Krieg vom Jahre 1793 wirft M. die drey Hauptfragen auf: 1. war er gerecht; 2. war das durch denselben angestrebte Ziel erreichbar und 3. konnten die Folgen des Krieges heilbringend sein? Alle diese Fragen beantwortet er mit Nein. Der Krieg war ungerecht, weil er nicht das einzige Mittel war, England vor Gefahr zu sichern und weil er jenes Prinzip der Nationalunabhängigkeit erschütterte, unter deren Schutz Europa so lange blühte. „Daß im Kriege gegen Frankreich das erwünschte Ziel nicht erreicht werden konnte, zeigt die Erfahrung, und jeder Denkende konnte schon vom Anfange an ein solches Ende voraussehen. Denn die Natur der angewandten Mittel reichte hin ihre Unzulänglichkeit zu beweisen. Um ein gutes Ende herbeyzuführen mußte der Bund ehrgeiziger Fürsten weise, mäßig, uneigennützig seyn, frühere Feindschaft und gegenseitige Eifersucht mußten vergessen, Ehrgeiz und Vergrößerungssucht dem großen Ziele geopfert werden, Europa durch Wiederherstellung des französischen Königthums sicher zu stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Edward Philips hat 20 Jahre nach dem Tode Miltons das Leben des großen Dichters beschrieben, welches Werk die Hauptquelle aller folgenden Lebensbeschreibungen ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The Miscellaneous Works of the right honourable Sir James Mackintosh.

(Fortsetzung.)

M. stellt hier den Unterschied dar zwischen dem damaligen Bündniß und dem gegen Ludwig XIV. „Dieser Krieg soll die Gefahren der französischen Revolution enden und die Allirten müssen sogar jeden Schein vermeiden, ihr Gebiet auf Kosten Frankreichs vergrößern zu wollen. Das erste Bündniß war dazu bestimmt, die verschlingende Macht Ludwigs XIV. zu beschränken, und dieses Ziel ward am besten durch Verminderung seiner übergroßen Besitzungen erreicht. Der jetzige Krieg aber sollte ein Krieg gegen die Revolution, nicht gegen Frankreich seyn, während der Ehrgeiz der Allirten ihn zu einem Kriege gegen Frankreich, nicht gegen die Revolution gemacht hat. Ob nun Frankreich oder die Verbündeten siegten, das Ende konnte in jedem Falle nur nachtheilig seyn, da entweder die Macht der Regierungen oder die Unabhängigkeit der Völker erschüttert würde."

Die Abhandlung „Ueber den Zustand Frankreichs im Jahre 1815" schrieb M. während der 100 Tage, nachdem er den Winter zuvor theilweise in Paris zugebracht hatte. Mit meisterhaften Zügen zeigt der Verfasser darin die Wirkung, welche die französische Revolution auf alle Stände Frankreichs gemacht hatte. Seit dem Jahre 1790 war die Zahl der Landbebauer um ein Fünftel gewachsen und die Vertheilung der eingezogenen Güter befreundete diese Klasse aufs innigste mit der Revolution. Der ganze Stand fühlte sich dadurch gehoben, daß Viele aus seiner Mitte Landeigenthümer wurden. Die Pächter sahen in der Befreyung von den Feudallasten nicht nur eine Befreyung vom Druck, sondern auch einen Triumph über ihre frühern Vorgesetzten. Es war eine Emancipation ihres Standes. Interesse, Stolz, Rache und Furcht bewirkten, daß die Landbewohner Frankreichs aus jenen Errungenschaften einen Ehrenpunkt machten und sie mit der größten Eifersucht bewachten. Auch sie suchten nun in einer aus der Revolution hervorgegangenen Regierung Schutz. Kauf und Handelsleute waren durch den Krieg reich geworden. Die mittleren Klassen in den Städten, die früher durch die Vorrechte des Adels erniedrigt und gekränkt waren, sahen in der Revolution einen Triumph über die, von denen sie sonst verachtet gewesen. Die Ehrliebe dieser zahlreichen, einsichtsvollen, thätigen Menschenklassen war erniedrigt unter der Monarchie, siegreich unter der Revolution. Sie hatten die Herrschaft. Der neue Adel war größtentheils militärischen Ursprungs und natürlich der Revolution zugethan. Die Verwaltungsbeamten, welche Frankreich nach Italien, Deutschland, Polen, Holland und nach den Niederlanden geschickt hatte, kamen mit dem Frieden zurück. Ihr Glück war an das Glück Napoleons gebunden. Viele Millionen hatten sich direkt oder indirekt beym Kauf und Verkauf der Güterloose betheiligt. Kleine Theile wurden meistens von Landleuten angekauft; größere von Städtern. Aber trotz dieser mächtigen Ursachen, wodurch sie sämmtlich der Revolution verbunden waren, sahen doch die meisten von ihnen nur in der Wiedereinsetzung der Bourbone das Mittel Ruhe und Sicherheit zu genießen. Sie waren der Revolution müde und fürchteten Verwirrung;

aber sie waren thatlos und furchtsam, und eben so wenig geeignet einen Thron zu beschützen, als ihn umzustürzen.“ Es folgt nun eine vortreffliche Schilderung des französischen Charakters. Nur wenige Züge daraus mögen hier Platz finden. „Sobald der Pariser Pöbel, von einer strengen Regierung niedergehalten, die demokratischen Orgien aufgeben mußte, wurde er stolz auf seine Eroberungen, stolz auf den Glanz des Despotismus. Ein General und ein Tyrann fand denselben Beyfall wie Robespierre und Marat. Man jubelte selbst Beyfall bey dem siegreichen Einzug eines fremden Heeres, — es war ein Schauspiel.“

Die Protestanten, welche unter Ludwig XIV. so zurückgesetzt, welche ausgeschlossen waren von jedem öffentlichen Dienste, wurden durch die Revolution gleichberechtigt mit den Katholiken und waren ihr darum befreundet. Ebenso die andern Religionen und Sekten. Vor Allem aber waren die Mörder des Königs, waren die Führer der Nationalversammlung der Revolution zugethan und konnten nur die höchste Gefahr in der Wiedereinsetzung der Bourbone finden. Es hatten die vielen Kriege den Krieg zu einer Lieblingsbeschäftigung der Franzosen gemacht; im Heere fanden arme Aeltern Versorgung für ihre Söhne, und der geringste sah in seinem Sohn den künftigen Marschall. Und so kam es, daß auch bey der Restauration die Bourbone weniger Popularität durch Aufhebung der Conscription gewannen, als sie durch Abtretung der Eroberungen verloren. Diese geistvolle und lehrreiche Abhandlung schließt mit einer Betrachtung über die verderblichen Folgen eines häufigen Regierungswechsels.

Die vierte Schrift in diesem Bande handelt „von dem Wahlrecht.“ M. spricht zuerst über den Grund der Volksrepräsentation, über die Art der Zusammensetzung und den Einfluß derselben, und zuletzt über die Wahlfähigkeit und die Weise zu wählen. Der Grund der Repräsentation ist, das Volk vor Unrecht zu schützen. Es müssen darum alle Interessen vertreten seyn; für jeden Zweig des Staatslebens müssen unter den Abgeordneten besondere Vertreter seyn. Der Repräsentantenkörper soll zahlreich, die Versammlungen öffentlich seyn, damit der Gesammtheit ein Urtheil über sie zustehe. Dabey muß aber Ordnung und Unabhängigkeit gewahrt werden. Um gute Gesetze machen zu können, muß eine Versammlung kenntnißreiche Männer besitzen. Doch ist es gut, wenn ein großer Theil etwas neutral ist, damit man nicht zu sehr sich in besondere Richtungen verliere. Die Landeigenthümer sollen das Uebergewicht haben. Damit aber auch die niedern Volksklassen vertreten werden mögen, sollen auch sie wählen dürfen. Dadurch, daß das Volk einen Theil des gesetzgebenden Körpers wählt, ist die freye Regierung gesichert; denn jeder hat ein Interesse daran, das Gesetz zu beobachten. Die Einrichtung, seine Abgeordneten wählen zu dürfen, ist auf alle Stände vom besten Einfluß. Der Adel, dem sonst Alles zu Gebote steht, strebt nach dem einzigen was ihm fehlt, politisch einflußreich zu werden. Während in despotischen Ländern der Adel nach dem Hofe sieht, wo seine ganze Hoffnung ist, muß er in England, wo sein Einfluß vom Volke abhängt, sich die Achtung und Liebe desselben zu erwerben suchen. Die niedern Klassen lernen durch die Wahlfähigkeit sich erst als Menschen kennen. Sie lernen nach und nach über dasjenige nachzudenken, worüber große und weise Männer nachdenken; ihr Gefühl erhebt sich über den engen Kreis ihrer Beschäftigung und sie streben zum Besten des Vaterlands zu wirken. Auf die niedersten Klassen, wo bey den Wahlen die größten Unordnungen vorkommen, sind diese von dem größten moralischen Einfluß. Als Individuen fühlen diese Leute keine Bedeutung in sich, erst als Körperschaft, als Massen fühlen sie ihre Kraft.

Was die Wahlart betrifft, so ist M. für die englische Einrichtung, obwohl er in ihr auch Mängel findet. Es soll nicht nach der Zahl gewählt werden, denn in jedem Lande ist die arbeitende Klasse am zahlreichsten und sie allein würde herrschen. Das Ziel der Repräsentation ist nicht ein Mittelding zwischen Besitz und Zahl, sondern die Verbindung des Einflußes beyder. Er erhebt sich besonders gegen geheime Abstimmung. Geheime Abstimmung sey wohl dem Scheine nach, kaum aber in Wirklichkeit möglich. Die Wahlfreyheit wird jeden Reizes entbehren und viele der wohlthätigsten Wirkungen würden beseitigt. M. schildert sodann die Vorzüge öffent-

licher Wahlen und gibt am Schlusse seine Ansichten über die Wahlart in Nordamerika.

Es folgen nun neun Reden. Alle sind voll Liebe und Begeisterung für England und die Sache der Freyheit. M. versetzt uns stets in die Mitte der Ereignisse und fesselt trotz häufiger Abschweifungen die Aufmerksamkeit dadurch, daß er immer vom Kleinern zum Größern aufsteigt und stets unerwartete überraschende Gründe bereit hat. „Die Vertheidigung Jean Peltier's" eröffnet den Reigen. Nach dem Frieden zu Amiens trat eine freundschaftlichere Beziehung zwischen dem ersten Consul und England ein. Buonaparte benützte diese Gelegenheit um diejenigen zur Rechenschaft fordern zu lassen, welche in englischen Zeitschriften gegen ihn auftraten. Jean Peltier, ein Anhänger des alten Königshauses mußte im Februar 1792 sein Vaterland verlassen und floh nach England. Dort schrieb er mehrere Werke im Interesse der Bourbone. Drey Schriften waren es, wegen deren ihm der Prozeß gemacht wurde: eine Ode, die Rede eines holländischen Patrioten und eine Parodie auf die Rede des Lepidus in den Fragmenten des Sallustius. Er wurde angeklagt in diesen Schriften zum Mord des ersten Consuls gereizt zu haben und das englische Libelgesetz, welches verbietet befreundete Regierungen zu schmähen, gegen ihn angerufen. Alles war gespannt auf den Ausgang dieses denkwürdigen Prozesses. M. übernahm (2. Febr. 1803) die Vertheidigung vor dem königlichen Gerichtshof. Er suchte nicht ohne Sophistik nachzuweisen, wie diese Schriften gar nicht als ein Pasquill auf den Consul betrachtet werden können. Das Gedicht sey blos eine Satyre auf das Parteywesen in Frankreich, besonders die Jakobiner, die Rede eines holländischen Patrioten eine Satyre auf die Holländer und die Parodie der Rede des Lepidus eine Satyre auf Fouché. Bey dieser Gelegenheit führt M. einige Briefe Fouchés an, welche diesen Mann in seiner ganzen Blutdürstigkeit zeigen. In dem Prozeß sieht er den ersten Versuch, die Freyheit unter imperatorische Fremdherrschaft zu bringen. Mit hinreißender Glut spricht er über den Werth der Freyheit der Presse und ermahnt die Geschwornen, sich ja dieses Gut nicht rauben zu lassen. Diese Rede enthält eine kurze Geschichte der englischen Presse von Elisabeth, unter deren Regierung ihre Freyheit begann, bis auf seine Zeit (283—295). Tief und schlagend sind die hier geäußerten Ansichten über die französische Revolution, bedeutungsvoll für unsere Zeit die über die Verhältnisse Europa's. „Nach langem Nachdenken bin ich der Ueberzeugung geworden, daß diejenigen sich in großem Irrthum befinden, welche glauben, daß in irgend einem alten monarchischen Staate eine republikanische Verfassung hergestellt werden könne, welche glauben, daß die gewählte oberste Macht in solchen Ländern etwas anderes als strenge Tyranney und blutige Bürgerkriege bringen werde. Eine solche Ansicht wird durch die Erfahrung Lügen gestraft und beweist die größte Unkenntniß der Principien, auf welcher solch eine Gesellschaft beruht." — Jean Peltier wurde zwar verurtheilt, aber da die Feindseligkeiten mit Frankreich von neuem losbrachen, entging er der Strafe.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

1) Neunter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereines zu Bamberg ꝛc. Bamberg, 1846. 8.
2) Zehnter Bericht ꝛc. Bamberg, 1847. 8.
3) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, herausgegeben von E. C. von Hagen, III. Band, 2. Heft. Bayreuth, 1846. 3. Heft. Bayreuth, 1847. 8.

Vorstehende vier Schriften haben größtentheils geschichtliche Notizen und Erörterungen zum Gegenstand, welche den Kreis Oberfranken betreffen. Gleich die Nummern 1 und 2 beschäftigen sich als Organe des historischen Vereines zu Bamberg vorzugsweise mit den dahin einschlägigen Materien. Jedem dieser zwey Hefte des Bamberger Vereins, d. i. dem 9. und 10. Berichte ist die Rechenschaftsablage des Hrn. Curatus Thiem über den Stand des Vereins vorangedruckt, worauf alsdann

die Beylagen folgen. Um sofort mit dem 9. Hefte zu beginnen, so ist die

erste Beylage die in den früheren Heften begonnene Fortsetzung des Verzeichnisses von bambergischen Portraits in Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie u. s. w. mit historisch-artistisch-literarischen Notizen von Hrn. Joseph Heller. Eine, wie wir gern zugestehen, sehr mühsame und fleißige Arbeit, von der nur zu wünschen, daß sie nicht allzusehr durch Druckfehler entstellt worden wäre; wie z. B. S. 22, Lucas Cranachs Tod zum 16. Oct. 1653 statt 1553. S. 24. Lautersack für Lautensack. S. 25 wird Luc. Cranach mit dem gerade nicht immer ehrenden Epitheton: Pictor „celerimus" statt celeberrimus aufgeführt. S. 45 heißt Carl Gottfried Graf von Giech Dynta statt Dynasta und Procurator et Advocatus Fissi (Fisci). S. 55. Hahn corsiliarius für consiliarius. — Zu Georg Hartmann aus Eggolsheim (p. 56) wäre zu bemerken: daß derselbe nicht nur die östliche Abweichung der Magnetnadel (declinatio), sondern auch die Neigung dieser unter dem Horizont (inclinatio) entdeckt habe, und zwar letztere lang vor dem mathematischen Instrumentenmacher Robert Norman zu London, der diese Entdeckung erst im Jahre 1576 gemacht haben soll und dem sie gewöhnlich auch — mit Uebergehung unseres deutschen Landsmannes — zugeschrieben wird; während Hartmann sie bereits 1544, oder nach Hrn. H. gar schon 1538 entdeckt hatte.

Die zweyte Beylage enthält eine Abhandlung über die heidnischen Grabhügel des Lautergrundes im k. Landgerichte Lichtenfels von Oberfranken vom Hrn. Pfarrer Lucas Hermann, mit 1 Steindrucktafel. Der Herr Verf. rühmlichst bekannt durch seine früheren Forschungen auf diesem Gebiete, namentlich durch seine Schrift: „die heidnischen Grabhügel Oberfrankens" im 5. Bericht des Bamberger Vereins, Bamberg, 1842, 8., auf welche er sich auch hier bezieht; spricht im ersten Abschnitte von „Oeffnung der Grabhügel" in den Flurbezirken von Frauendorf, Stublang resp. Dornig und Schwabthal. Im zweyten Abschnitte vom innern Bau der Grabhügel, von Beleuchtung des Fundes; im dritten und letzten Abschnitt wird die Frage aufgeworfen: „Welchem Volke gehören unsere Grabhügel an?" Hr. H. stellt zuerst die slawischen, dann die germanischen Flurbenennungen zusammen; hierauf entscheidet er sich für den germanischen Ursprung dieser Gräber und ist geneigt, selbe dem Volke der Hermunduren beyzumessen.

In der dritten Beylage, betitelt: „Grundzüge zur Geschichte der zum Erzbisthume Bamberg gehörigen Pfarrey Rodheim, im k. Landgerichte Uffenheim und im Decanate Iphofen, verfaßt vom Hrn. Pfarrer Joh. Bapt. Barnickel daselbst," haben wir eine Pfarrgeschichte eigenthümlicher Art vor uns. Ueber Entstehung und Alter der Pfarrey und deren Schicksal bis auf die Reformation erfahren wir nur Weniges und obendrein nichts Neues; es müßte denn das Gründungsjahr der Pfarrey Rodheim seyn, als welches Hr. B. das Jahr 760 beyläufig angiebt; allein diese Zahl 760 so wenig, als jene Eisenmanns 740 werden sich jemals erweisen lassen. Gewiß ist, daß Rodheim nicht unter den bey Gründung des Bisthums Wirzburg im October 741 befindlichen Kirchen zu treffen ist, während Gollahaoba (Gollhofen) im Gollachgaue und Iphofen im Iphigau urkundlich aufgeführt werden und zur selben Zeit (der Bisthumsgründung) bereits bestanden haben. Schon deßhalb möchte zu bezweifeln seyn, ob Rodheim als Pfarrey „schon bald nach den segenreichen Predigten des h. Kilian und seiner Gefährten ꝛc." zu Stande gekommen. (Pippins Thronbesteigungsjahr ist irrig angesetzt. Aufgefallen ist uns das Epitheton des letzten merowingischen Königs Childerich († 754, deposit. 752) „des Dummen"). Das erste urkundliche Vorkommen Rodheims ist 1018, 5. Februar; Kaiser Heinrich II. gibt dem Abte Arnold von Hersfeld für die 4 von ihm erworbenen Güter Rodeheim (nicht Rothaimb, was eine Schreibweise des 16. und 17. Jahrhunderts ist), Wellibehusen, Vueritha und Vufordi die 3 Orte Vunifredum, Lutfrideshusen und Globoco. Mon. Boic. 28. 1. p. 466. Dann im selben Jahre am 8. Mai: der erste Bischof von Bamberg, Eberhard, und der erste Abt des Klosters Michelsberg, Radó, bitten den Kaiser Heinrich II. um seine kaiserliche Bestätigung jener dem Kloster Michelsberg geschenkten, in verschiedenen Gauen gelegenen Güter (siehe Diplom vom 5. Febr. 1018), darunter Rodeheim, welches der Kaiser ab Heresueldensi (abbacia) legitimo et sufficienti concambio erworben und sodann dem Kloster Michelsberg geschenkt hatte. M. B. 28. 1. 473.

Im Fluge werden wir alsdann, nachdem einige Worte über die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gesagt sind, zur Reformation hinab getragen. Rodheim, wie die ganze Umgegend fiel vom alten Glauben ab, und Hr. B. hält den im J. 1565 in geistlichen Akten bey Georgi vorkommenden Balthasar Rücker für den letzten katholischen Pfarrer Rodheims, denn von ihm bis auf den Magister Daniel Düring, 1625, erscheint urkundlich kein katholischer Pfarrer mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The Miscellaneous Works of the right honourable Sir James Mackintosh.

(Fortsetzung.)

In der Rede an den hohen Gerichtshof in Bombay, gehalten am 20. Juli 1811, spricht M. seine Ansicht aus über einige Punkte der indischen Verwaltung. Wenn ein Kaufmann nicht mehr zahlen konnte, so ward nach der damaligen Einrichtung im angloindischen Reiche das übrige Vermögen nicht etwa in verhältnißmäßig gleichen Theilen unter die Gläubiger vertheilt, sondern diejenigen, welche die Zahlungsunfähigkeit zuerst erfuhren, eilten herbey und machten sich bezahlt, so daß den Uebrigen gar nichts übrig blieb. Es gab keine Banquerottgesetze in Indien. M. hatte gleich nach seiner Ankunft in Bombay den englischen Kaufleuten einen Plan vorgelegt, nach welchem das Vermögen des Zahlungsunfähigen unter den Gläubigern auf gleiche Weise vertheilt würde. Ein Zufall hatte damals dessen Annahme verhindert. Vor seiner Rückreise nach Europa wiederholte er den Vorschlag. Es sollen Vertrauensmänner ernannt werden, die der Kaufmann, sobald er seinen Sturz herankommen sieht, in seine Verhältnisse einweiht und in deren Hände er sein Vermögen niederlegt. Auf diese Weise könne größerm Uebel vorgebeugt werden. Die zweyte Bemerkung gilt den indischen Strafgesetzen. M. weist statistisch nach, wie trotz der Vermehrung der Bevölkerung, bey Umgehung der Todesstrafe, die schweren Verbrechen in Indien immer mehr abgenommen haben.

Die nächste Rede ist gegen die Einverleibung Genuas in das Königreich Sardinien gerichtet und wurde am 27. April 1815 im Unterhaus gehalten. Nach den Unfällen, welche die französischen Truppen im Frühjahr 1814 in Italien erlitten und nach ihrem Rückzug aus diesem Lande, erhielt Lord William Bentinck vom Lord Castlereagh den Auftrag die Republik Genua zu besetzen, ohne jedoch den letzten Beschlüssen des englischen Hofes und seiner Verbündeten vorzugreifen. Am 14. März 1814 erließ der Lord einen Aufruf an die Italiener, worin er sie aufforderte, sich kräftig an England anzuschließen, England werde ihre Freyheit und Unabhängigkeit beschützen. Eine zweyte Proclamation erfolgte am 26. April. Nichts wurde von Seiten Englands gegen diese offenen Ansprachen eingewendet. Der Wiener Congreß, an welchem Lord Castlereagh für England theilnahm, machte aber das Versprechen Lord Bentinck's zu nichte; die Republik Genua, die nur in der Wiederherstellung ihrer alten Verfassung Heil suchte, wurde dem Königreich Sardinien einverleibt, der Macht, welche Genua von allen am meisten haßte. Nach seiner Rückkehr trat Castlereagh im Parlament mit Heftigkeit gegen die auf, welche seine Handlungsweise nicht gut hießen. M. trat ihm in einer Rede entgegen, die wohl die beste der ganzen Sammlung ist. Er griff ihn an, „weil er ohne Vereinbarung mit dem Parlament gehandelt, weil das verpfändete Wort Englands gebrochen, die Gesetze der Gerechtigkeit verletzt, die Grundprincipien der europäischen Politik erschüttert und die gehässigen Ansprüche der Eroberungslust zu einer Höhe gebracht wurden, wie nie in den guten Zeiten Europa's." Die Wiener Congreßbeschlüsse werden an verschiedenen Stellen einer scharfen Kritik unterworfen. „Die Theilnehmer am Wiener Congreß

maßten sich die Macht an über alle Länder zu verfügen, die von Frankreich und seinen Verbündeten besetzt waren, von Flandern bis zur Elbe, vom baltischen Busen bis zum Po und den Alpen. Unter dem Vorwand, sie von der Gewalt des Eroberers zu befreyen, nahmen sie selbst die ausgebreitetsten Rechte der Eroberer in Anspruch über die schönsten Länder der Welt, bewohnt von 12 Millionen Seelen. Wohl gab man manches Land dem frühern Besitzer zurück, aber dieser wurde durch einen neuen Titel oder auf andere Weise daran erinnert, daß er seine Wiedereinsetzung dem Edelmuth oder besser der Klugheit des Congresses verdankte, keineswegs aber von dessen Gerechtigkeit sie zu fordern hatte. Sie waren Lehnsfürsten der in Wien versammelten Könige, welche in der That ihre verbündete Macht über Europa erstreckten, die dem Scheine nach aus acht bis zehn Fürsten bestand, aber in der Wirklichkeit nur aus drey Militärmächten, welche Polen getheilt hatten. England unterstützte sie; Frankreich allein kämpfte gegen sie, wie wohl nur schwach." „Der Congreß zu Wien scheint das französische System in allen seinen Theilen angenommen zu haben, bloß daß er die Dictatur über Europa statt einem Individuum einem Triumvirat übergeben. Einer der größten Irrthümer der französischen Revolution war der verhängnißvolle Gedanke, daß es dem Menschen möglich sey, willkührlich eine Regierung zu machen. In diesem Irrthum war damals ganz Europa befangen. Wir sind durch Erfahrung davon zurückgekommen; wir haben gesehen, daß eine Regierung nicht wie eine Maschine oder ein Gebäude das Werk von Menschen ist; sie ist das Werk der Natur, man kann sie bessern und zerstören, nicht machen. Das Bündniß der Könige wollte aber Nationen machen." „Die Politik des Eroberers ist zu zerstören, auf neuen Grundlagen aufzubauen; die Politik des Wiederherstellers ist zu befestigen, vorsichtig zu verbessern und das anzuerkennen, was nothwendig neu gemacht werden muß. Aber in unsrer Zeit haben die angeblichen Wiederhersteller die Politik des Eroberers angenommen."

Castlereagh hatte das Bestehen der kleinen Staaten als eine Thorheit erklärt; um das Gleichgewicht herzustellen müssen sie größern Staaten einverleibt werden. M. greift diese Politik an. Das Gleichgewicht großer Mächte sey nur das Mittel, wodurch kleinere Staaten sicher bestehen können; die gewaltsame Einverleibung kleiner Staaten in größere hieße durch das Mittel den Zweck vernichten. Abgesehen aber davon, daß Bentinck Englands Wort verpfändet, daß er nur mit Hülfe der Genuesen die Franzosen besiegen konnte, hätte schon der Umstand England gegen die Einverleibung Genua's bestimmen müssen, daß dieses Land vor der französischen Revolution unabhängig war und Frankreichs Herrschaft über Italien nie von England anerkannt worden. Den Schluß der Rede bildet eine ergreifende Schilderung der Lage Italiens, das durch Abhängigkeit und fremdes Joch so erniedrigt worden: „Italien allein scheint seine Unabhängigkeit erwartet zu haben aus den Wirren, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten vernichtet; die Wiederherstellung Europa's vernichtete seine Hoffnungen. Genua, dessen Größe auf seine Seemacht gegründet war, das in der frühesten Zeit das fast einzige Beyspiel eines handeltreibenden Volkes gab; Genua, der einzige Rest italienischer Unabhängigkeit, hatte besondere Ansprüche, um nicht mehr zu sagen, auf die Großmuth der englischen Nation. Dadurch, daß dieses Land, welches in Italien allein der Gerechtigkeit zur Verfügung gestellt war, in seiner Selbstständigkeit aufgehoben worden, sind die Thore der Hoffnung für Italien auf immer verschlossen. Kein englischer Feldherr kann je mehr die Italiener täuschen."

Die nächste Rede ist die Begründung eines Antrags einen Ausschuß niederzusetzen, welcher den Zustand der Kriminalgesetze untersuchen solle. Diese Rede ist darum merkwürdig, weil M. mit einer Mehrheit von 19 Stimmen unter 175 den Sieg über Castlereagh und die Regierung davon trug.

Es folgt nun die Rede zur Unterstützung des Antrags von Brougham, an die Krone eine Ansprache zu erlassen in Bezug auf die Untersuchung und Verurtheilung des Missionärs John Smith von Demerara. Die Rede wurde im Unterhaus am 1. Juni 1824 gehalten. John Smith war im Jahr 1816 von der Missionsgesellschaft zu London

nach Demerara geschickt worden. Sechs Jahre hatte er mit so angestrengtem Eifer unter den schwierigsten Verhältnissen in den östlichen Theilen dieser Kolonie gewirkt, daß seine Gesundheit unterlag und er auf ärztlichen Rath in ein anderes Klima ziehen wollte. Da brach im August 1823 der Aufstand eines Theils der dortigen Neger aus. Es war dieser durchaus nicht organisirt. John Smith wurde beschuldigt, bey der Verschwörung betheiligt zu seyn und ins Gefängniß geworfen. Zwey Monate war er im Kerker, bevor er zum Verhör kam. Nach einer sechsmonatlichen Untersuchung, voll von Ungerechtigkeiten, wurde Smith vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, jedoch der Gnade der Krone empfohlen. Allein er starb im Gefängnisse. M. hatte schon früher im Namen der Ehre und der Wittwe Smith's einen Aufruf der Londoner Missionsgesellschaft eingereicht.

Die folgende Rede spricht für die Anerkennung der südamerikanischen Staaten, welche sich von Spanien losgemacht hatten und wurde am 15. Juni 1824 im Unterhaus gehalten. Es hatten 117 Kaufleute Londons eine Petition abgefaßt, worin sie die Vortheile einer Anerkennung für den englisch-amerikanischen Handel darlegten; M. sollte sie im Parlamente überreichen und vertreten. Der Ausspruch Macaulays, Mackintosh spräche Abhandlungen voller Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die nur zu gut wären für die meisten Mitglieder des Hauses, bewährt sich hier in hohem Grade. M. beweist durch die Geschichte, namentlich des Abfalles der vereinigten Niederlande von Spanien, wie es ja häufig geschehen sey, daß Länder, welche sich unabhängig gemacht hatten, trotzdem daß diese Unabhängigkeit von den Gebietern selbst noch nicht anerkannt ist, als selbstständige Reiche von andern Staaten betrachtet wurden. Man denke nur an die Niederlande, an Portugal und Nordamerika. Der Redner führt dann an, wie weit England bereits in der Anerkennung der Unabhängigkeit der südamerikanischen Staaten vorgeschritten sey. Abgesehen davon, daß Schiffe, die in jenen Ländern gebaut wurden, Waaren nach England führen durften, abgesehen davon, daß englische Consuln dort wären, ginge aus vielen Documenten hervor, daß England Amerika für unabhängig betrachte, da es jede fremde Einmischung für einen Casus belli erkläre. Man hält nämlich Spanien für zu schwach, um allein die abgefallenen Provinzen wieder zu erobern. M. untersucht dann, ob im Fall eines Kampfes nur die Möglichkeit eines Sieges auf Seite Spaniens wäre; er legt die Zustände Südamerikas dar und der Vergleich zeigt, welche Uebermacht Südamerika besitzt. Die Vortheile der Anerkennung werden durch eine Uebersicht des Handels mit Südamerika nachgewiesen; dieser Handel werde im Laufe der Zeit noch wichtiger werden, als der mit Nordamerika.

Die Rede über die bürgerliche Verwaltung in den Canadas wurde durch eine Bittschrift von 87,000 Bewohnern Niedercanadas veranlaßt, die um Aufrechthaltung ihrer Rechte nachsuchten, und am 2. Mai 1828 im Unterhaus gehalten. M. unterstützte den Antrag auf Ueberweisung an einen Ausschuß und legte zu gleicher Zeit in Kürze seine Ansicht über die wahre Sachlage dar. Seine Grundsätze der Kolonialpolitik sind folgende: Voller kräftiger Schutz vor fremdem Einfluß; die Kolonien dürfen ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten; sie müssen die Ausgaben ihrer Verwaltung selbst bestreiten und haben das Recht hierüber Rechenschaft zu fordern; Handel und Industrie des Volkes dürfen keiner Beschränkung irgend einer Art unterworfen werden. Diese Grundsätze seyen vorzüglich auf Canada anzuwenden, wo Land und Bevölkerung alle Vorzüge, die solch eine Verwaltung möglich machen, in sich vereinen.

(Schluß folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Versuche zur Wiedergewinnung der Rodheimer Bauern wurden, wie es scheint, nicht mit sonderlichem Erfolge gemacht (siehe des Bischofs Julius Bescheid d. d. 28. December 1604, p. 228). Auch ein protestantischer Pfarrer tritt wiewohl nur auf kurze Zeit auf, bis 1605, der wohl der letzte ständige Prediger der Augsburger Confession daselbst gewesen seyn dürfte, bis auf den schwedischen Einfall 1631, wo von den Siegern wiederum ein solcher den Rodheimern aufgedrungen wurde (Anhang II. p. 266, des Pfarrers Schramm Vermächtniß eines Gartens d. d. 22. Januar 1639), der aber bald wieder seinen Posten verlassen hat. Die Rekatholisirung Rodheims, welches etwa 30 — 36 Jahre lutherisch gewesen, ging unter Bischof Julius in den Jahren 1585 oder 1595 und folgende vor sich. Auch scheinen nicht alle Rodheimer abgefallen zu seyn, sondern die Mehrzahl; denn noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts besuchten einzelne Rodheimer während der Religionsunruhen in ihrer Heimath die damals noch katholische Kirche zu Gollhofen.

Aus der „neueren und neuesten Geschichte Rodheims" ist nur hier kurz anzuführen, wie das Kloster Michelsberg plötzlich 1798 sein uraltes Besitzthum an eine Gesellschaft von Juden, — an deren Spitze der Negotiant Jakob Hirsch stand, — verkaufte; das Patronatsrecht jedoch traten die Michelsberger nicht, wie zu erwarten stand, dem Wirzburger Bischof, sondern dem Könige von Preußen, als Markgrafen von Ansbach, ab, und so wurde Rodheim am 28. October 1798, das seither immediat wirzburgische Dorf der preußischen Landeshoheit untergeben und dem Amte Uffenheim einverleibt. Wie die widerspenstigen Rodheimer, — sie weigerten sich, ihrem neuen Herrn zu huldigen, — durch preußische Husaren eingefangen, nach Uffenheim gebracht und dort zum Huldigungseid gezwungen wurden, welche Maßregeln die Wirzburger Regierung dagegen ergriff — ein Protestations-Decret wurde an die Kirchthüre angeschlagen, aber am selben Tage noch von 4 preußischen Husaren abgerissen, — und wie am 17. November 1798 4 preußische Beamte den preußischen Adler an das Gemeindehaus und an die 2 Thore anschlugen, dieß Alles charakterisirt den damaligen Zustand der Dinge unter den Gliedern des h. römischen Reichs deutscher Nation. Mediatpreußisch wurde Rodheim erst durch förmliche Abtretung von Seite des Kurfürsten Maximilian IV. von Pfalzbayern im J. 1803. Es kam jedoch sammt der ganzen ansbachischen Provinz 1806 an die Krone Bayern.

Die folgenden §§. von 3 — 9 beschäftigen sich mit dem Präsentationsrecht, mit der Reihenfolge der Pfarrer und Schullehrer, setzen die Einkünfte, Besitzungen und Gerechtsame der Pfarrer, deren Lasten und Obliegenheiten, namentlich die Baulast auseinander, und das Ganze der Darstellung schließt mit einer Schilderung des Charakters und der Lebensweise der Rodheimer. 13 Beylagen sind angefügt. Alle diese hier von §. 3—9 kurz angegebenen Materien sind im Grunde genommen von keiner Erheblichkeit für die Geschichte. Man könnte überhaupt diese Schilderung als ein Noth- und Hilfsbüchlein für einen jeweiligen Pfarrer von Rodheim in den Kämpfen mit seinen Parochianen betrachten, welche, wenn wir den von Hrn. B. sorgfältig zusammen gestellten Aussagen der Herren Pastores loci Treu und Glauben schenken, ein boshaftes, rohes, streit- und gewinnsüchtiges Völklein, eine „verrufene, rauhe und verwöhnte Gemeinde" (p. 150) seyn muß. Diese Klagen der Seelenhirten über den störrischen Sinn ihrer Untergebenen ziehen sich durch alle Theile der Darstellung des Hrn. B. bis auf unsere Tage hin. —

Diesem neunten Berichte hat ohne Wissen und Erlaubniß der Vorstände und Mitglieder des historischen Vereines zu Bamberg der damalige Sekretär, Hr. J. H. Jäck, einen „Aufruf an die Geschichtsfreunde des ehemaligen Fürstbisthums Bamberg heimlich beybinden lassen, welcher gegen des Unterzeichneten Kritik der Jäckischen Regesten in den früheren Vereinsberichten (s. gel. Anz. 1846) gerichtet ist. Wo es noch möglich war, ist diesem Aufrufe gleich unsere „Antwort" beygegeben worden.

2) Zehnter Bericht ꝛc., Bamberg, 1848. 8.

Erste Beylage. Schluß des Verzeichnisses von bambergischen Porträts ꝛc. vom Hrn. Jos. Heller. Was wir im neunten Berichte lobend über diese Arbeit gesagt, gilt auch vom Schluße derselben. Zu K. Philipps Ermordung berichtigen wir das Datum 21. Junius, am St. Albanstage in palatio episcopi, also nicht auf der Altenburg, wenn schon v. Raumer (Hohenstaufen) ihn dortselbst ermordet werden läßt Die Gemahlin Berengars II., Königs von Italien, hieß nicht Gisela, sondern nach dem Continuator Reginonis bey Pertz I, p. 626, 628 ad annos 964, 966, Willa.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

De idea justi qualis fuerit apud Homerum et Hesiodum ac quomodo a Doriensibus veteribus et a Pythagora exculta sit. Dissertatio inauguralis quam ad docendi facultatem rite impetrandam publice defendet Fridr. Henr. Theod. Allihn Phil. Dr. AA. LL. Mag. Halis 1847.

G. G. Nitzschii praefatio brevis de Platone suae aetatis doctore et castigatore. Kiliae. 1847.

Untersuchungen über die ethischen Lehren Platons veranlaßten Herrn Allihn zu der Frage, ob und in wie fern Platon Grund hatte, die unter den Hellenen gültigen Begriffe von dem Wesen der Gerechtigkeit zu verwerfen und sich an ihrer Stelle so ganz neue und absonderliche zu bilden, wie er es in der That gethan habe. Zu diesem Behufe unternimmt es der Verf., die ältesten Denkmäler des hellenischen Geistes und Lebens zu durchforschen und die darin enthaltenen Vorstellungen über das Gerechte darzulegen. Das aus dieser Untersuchung gewonnene Ergebniß ist die Ueberzeugung, daß Platon den Begriff der Gerechtigkeit weder richtig noch erschöpfend gefaßt und der natürlichen Bedeutung des Wortes Gewalt angethan habe. Dieß in Kurzem der Grundgedanke der Schrift. Sehen wir, wie derselbe durch die Ausführung gerechtfertigt wird.

Der erste Abschnitt: De idea iusti apud Homerum, wird mit einer allgemeinen sprachlichen Erörterung über die Bedeutung der Wörter δίκη und δίκαιος bey Homer eröffnet. Wichtiger und näher zum Ziele führend ist die Betrachtung einzelner Stellen, in welchen das Wesen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in ihrer Wirkung dargestellt und durch Verbindung mit anderen Begriffen bestimmter erkannt wird. Hier kommen vor Allem in Betracht jene mehrfach wiederkehrenden Verse, in welchen die völkerrechtliche Seite in dem Leben der Menschen hervorgehoben wird durch die Unterscheidung civilisirter und uncivilisirter Völker: jene sind gottesfürchtig und wohlwollend gegen Fremde, diese wild und grausam und ohne Antheil an der Gerechtigkeit. Zu letzteren gehören die Cyklopen und gewiß auch die Lästrygonen. Ganz besonders zeichnet sich das wilde, jeder bürgerlichen Ordnung abholde Leben des Polyphemus aus, der nichts weiß von menschlichem und göttlichem Recht, vielmehr nur das Recht des Stärkeren anerkennt, auf welches vertrauend er thut, wozu ihn sein Gelüste treibt.

Aus diesem Bilde eines völlig rechts- und gesetzlosen Lebens entnimmt der Vf. per contrarium die Züge zu dem Bilde der Gerechtigkeit. Er zeigt, daß diese auf zwey Bedingungen gegründet ist, auf Einsicht und guten Willen. Wie wichtig die erstere ist zum Bestande der Gerechtigkeit, wird durch Vergleichung mehrerer anderer Stellen dargethan, in denen diese Beziehung noch deutlicher ausgesprochen ist. „Sed," fährt der Vf. fort, „quum nondum sufficiat scire, quid sit τὸ δίκαιον, si adhuc desit juste agendi voluntas, altera conditio accedere debet, ut pronum quisque ad perficiendum id, quod justum et decorum esse intellexerit, habeat animum nec patiatur, ut cupidi-

tates adversae majorem vim quam juste agendi studium in mentem exerceant.“ Fragen wir, was wir aus dieser Erklärung des Verf. heraushören, wenn wir es kurz und mit einem Worte bezeichnen wollen. Ist es nicht die κοσμιότης und σωφροσύνη, als diejenige Beschaffenheit der Seele und des Willens, in welcher der Vernunft die Herrschaft über die Begierden und Leidenschaften gesichert ist? und das Gegentheil davon, welches sich ganz besonders an dem Bilde der Freyer in der Odyssee darstellt, was ist es anders als die ὕβρις und ἀκολασία, oder auch ἀναίδεια und ἀσωτία? Brauchen wir uns hier noch erst nach Platon umzusehen und zu fragen, was es für eine Bewandtniß hat mit dem ihm gemachten Vorwurfe, daß er sich von den überlieferten Begriffen losgesagt und dem Worte δίκαιος und δικαιοσύνη eine ganz unerhörte Bedeutung aufgenöthigt habe? oder versetzen uns nicht vielmehr die von dem Vf. selbst aus den homerischen Gedichten entnommenen Begriffe und Bezeichnungen mitten in den Gorgias und den Staat, eben jene platonischen Gespräche, auf die der Verf. seine Anklage vorzugsweise gründet? Wird nicht in beyden Wissen und Einsicht als nothwendige Bedingung der Gerechtigkeit erkannt, und kommen nicht gerade die Ausdrücke, die wir aus der Analyse homerischer Stellen gewonnen haben, ganz ebenso bey Platon als charakteristische Bezeichnungen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit vor? Ja noch mehr! enthalten die Lehren und Ansichten, welche der platonische Gorgias mit kunstreicher Steigerung den Polus und Kallikles darlegen läßt, nicht die Theorie zu der Praxis, welche die Freyer der Penelope mit so genialer Virtuosität befolgen? sind die Grundsätze, zu welchen sich Kallikles und Thrasymachus mit nobler Unverschämtheit bekennen, nicht eben jene, mit welchen sich Rede und Brauch des Polyphemus trefflich vertragen: τὸ τοῦ κρείττονος ξυμφέρον, und πληροῦν τὰς ἐπιθυμίας? Was also sollen wir zu dem Tadel sagen, daß Platon den Begriff der δικαιοσύνη nicht genugsam von dem der σωφροσύνη geschieden habe? Ist nicht diese innige Vereinigung beyder gerade von dem Standpunkte der hellenischen Ueberlieferung, auf den sich Hr. A. stellt, mehr als gerechtfertigt? Freylich die letzte und bedenklichste Gestalt der Begriffsbestimmung des Gerechten, welche wir in dem platonischen Staate antreffen, haben wir noch nicht aus den homerischen Gedichten abgeleitet. Doch folgen wir vertrauensvoll dem Faden, welchen uns die Untersuchung des Vf. an die Hand gibt.

Um das Wesen und die Wirkung der Gerechtigkeit noch deutlicher zu erkennen, nimmt der Vf. den Begriff der Pflicht oder Schuldigkeit, als in dem der δίκη mitbegriffen, zu Hülfe. Dieß führt auf ein Verhältniß zweyer Personen, von denen die eine die fordernde, die andere die leistende ist, und zwar nicht bloß nach der Norm des positiven Rechtes, sondern auch der Billigkeit. Zur Veranschaulichung dieser allgemeinen Erörterung dient der Grundgedanke der Ilias, wie er sich in dem Streite des Agamemnon und Achilles in seinen einzelnen Momenten entwickelt. Vielseitig gestaltet erscheint hier das Unrecht, das so traurige Folgen gebiert. Zuerst ist es die ungemäßigte Herrsch- und Habsucht des Agamemnon, der im Gefühle seiner Machtvollkommenheit nicht hört auf die Stimme der Vernunft, die ihm aus dem Munde des weisen Nestor entgegen tönt. Dann als Agamemnon, durch Unglück zur Besinnung gebracht, bereit ist, Genugthuung zu leisten, ist es wieder die ungebändigte Rachsucht des Peliden, die, taub gegen alle Bitten und Vorstellungen der Freunde, nicht eher der Versöhnung Raum gibt, als bis bitteres Leid den trotzigen und vermessenen Starrsinn des Herzens bewältigt. Offenbar liegen dem Verfahren des Agamemnon wie des Achilleus dieselben psychologischen Motive zu Grunde, die sich in dem ungerechten Gebahren der Freyer und des Polyphemus bewährten. Bey Agamemnon insbesondere erscheint die Leidenschaft, die sich auf die Herrschermacht stützt — ἐπεὶ πλεόνεσσιν ἀνάσσει — unter dem Charakter der πλεονεξία, die auch der platonische Sokrates als wesentlichen Bestandtheil der Ungerechtigkeit namentlich bekämpft, indem er ihr die wahre ἰσότης entgegensetzt, die nach einem alten Worte die Freundschaft hervorbringt und über jeglicher Gemeinschaft walten muß, damit sie nicht in Zwiespalt und Streit und Aufruhr ausarte. Fragen wir nun, wie Agamemnon, dessen Verfahren von dem Gefühle eines jeden als ein ungerechtes verurtheilt wird, diesem Vorwurf

entginge, so ist die natürliche Antwort: wenn er der selbstsüchtigen Begierde seines Herzens, die ihn zur Gewaltthätigkeit treibt — beyde Momente liegen in dem Begriffe der πλεονεξία — nicht nachgegeben, sondern Vernunft und ruhige Ueberlegung die Oberhand gehabt hätte. Und wie würde Achilleus von dem Vorwurfe ungerechter Selbstsucht frey geblieben seyn? Antwort: wenn er den Groll über das erlittene Unrecht nicht zum allein herrschenden Gefühle in seiner Seele hätte heranwachsen lassen, wenn er noch fähig gewesen wäre, die Forderungen der Freundschaft und Stammesgenossenschaft und des allgemeinen Wohles in seinem Herzen zu vernehmen: also in beyden Fällen, wenn, nach platonischer Psychologie gesprochen: von den drey Theilen der Seele jeder die ihm gebührende Stelle behauptet hätte, die Vernunft die herrschende, die Begierde, das vielgestaltige Thier, die dienende, und der schwer zu verdeutschende θυμός die eines treuen Bundesgenossen der Vernunft. Und das ist eben jene bedenkliche Fassung des Begriffes, welcher wir im vierten Buche des Staates begegnen, daß nämlich die Gerechtigkeit in nichts anderm bestehe als darin, daß jeder Theil das ihm Zukommende ganz und ausschließlich verrichte, eine Auffassung, die nach unserer Ansicht bedenklicher ist für die Gestaltung des Staates und öffentlichen Lebens als für die sittliche Beschaffenheit der einzelnen Seele. Denn der Nachtheil ist wohl leicht zu verschmerzen, daß eine fest abgegränzte Unterscheidung der δικαιοσύνη und σωφροσύνη auf diesem Wege nicht möglich ist. Warum sollten wir uns auch ihre wesentliche Gleichheit, die immer noch eine Unterscheidung ihrer Aeußerungsweise zuläßt, nicht gefallen lassen, da es ja nicht die Vierheit der Tugenden ist, worauf es ankommt, sondern vielmehr die Erkenntniß ihrer wesentlichen Einheit und nothwendigen Verbundenheit das Bedeutungsvolle der sokratisch-platonischen Weisheit ist.

(Schluß folgt.)

The Miscellaneous Works of the right honourable Sir James Mackintosh.

(Schluß.)

Der Antrag, die Regierung möge die Papiere, welche sich auf die Angelegenheiten Portugals beziehen, auf den Tisch des Hauses niederlegen, wurde durch die Usurpation Don Miguels hervorgerufen und am 1. Juni 1829 durch eine Rede im Unterhaus begründet. Der Unterzeichnete hörte bey dieser Gelegenheit den berühmten Redner; sein Vortrag machte einen großen Eindruck auf das Haus. Durch die Revolution im Jahre 1820 ward in Portugal eine demokratische Monarchie eingerichtet. Unter Vermittlung Englands und Oesterreichs wurde (1825) zu Rio Janeiro ein Vertrag geschlossen, wodurch Brasilien vom Mutterlande getrennt wurde. Im darauf folgenden Jahre starb Johann VI., nachdem er vermittelst der Ratification des Vertrags Don Pedro als Erben anerkannt hatte. Noch waren die Verhältnisse beyder Staaten nicht geordnet und Don Pedro verwaltete, bis Portugal als selbstständiges Reich geordnet werden konnte, die beyden Kronen. Er wurde auch von allen Seiten anerkannt. Bald hierauf setzte er seine Tochter Donna Maria als Königin von Portugal ein. Don Miguel machte, auf alte Gesetze sich stützend, Ansprüche auf den Thron. Um blutige Streitigkeiten zu vermeiden, beschloß Don Pedro auf Anrathen vieler Großen, seine Tochter mit dem Prätendenten zu verbinden. Im Oktober 1826 beschwor Don Miguel in Wien die Constitution; er wurde vom päpstlichen Nuntius im Beyseyn der kaiserlichen Minister mit Donna Maria verlobt und erkannte sie feyerlich als Königin von Portugal. Im Herbste 1827 fanden mehrere Conferenzen zu Wien statt in Betreff der portugiesischen Angelegenheiten. Am 3. Juli hatte Don Pedro in Brasilien ein Edikt erlassen, wodurch Don Miguel zum Statthalter von Portugal ernannt wurde. Dieses Edikt ging an Don Miguel mit der Aufforderung, getreu nach der Constitution zu regieren. Don Pedro sandte zu gleicher Zeit eine Schrift an die verbündeten Mächte, worin ihnen die Ausführung

seines Beschlusses angekündigt und sie gebeten werden, die rechten Mittel zu ergreifen, daß die Constitution aufrecht erhalten werde. Fürst Metternich forderte Don Miguel auf, zu gehorchen, und zum Beweis seiner Hinneigung zur Constitution nicht über Spanien, sondern über England nach Portugal zu reisen. D. Miguel versicherte wiederholt, daß er die Verfassung aufrecht erhalten werde; da er aber auf den zweyten Punkt nicht eingehen wollte, wurde er noch in Wien zurückgehalten. Im Oktober 1827 schrieb er an Don Pedro, an den König von England und die Königin von Portugal. Er erneute in diesen Briefen seinen Eid und reiste endlich über England in die Heimath. Am 18. Februar 1828 landete er in Begleitung eines englischen Gesandten in Lissabon. Als die Cortes ihn auf die Verfassung beeidigten, da schleuderte er die Worte so schnell heraus, daß Niemand ihn verstehen konnte. Bald zeigte sich sein Charakter; er kämpfte mit aller Macht gegen die von ihm beschworene Verfassung; die Geistlichkeit und Absolutisten standen ihm zur Seite. Die Legitimisten unterlagen bey Oporto und die rechtmäßige Königin mußte auf Terceira, einer Azoreninsel, ihre Zuflucht suchen. Es wurden nun alle diejenigen mit großer Grausamkeit behandelt, welche für ihr Herrscherhaus gestritten hatten und Don Miguel setzte sich auf den Thron Portugals. Donna Maria betrachtete sich nichts desto weniger als Königin des Landes und erließ von Terceira aus ihre Befehle. Die befreundeten Regierungen riefen ihre Gesandten von Lissabon zurück. Palmella, Gesandter Donna Maria's, forderte jetzt England auf, eingedenk zu seyn der vierhundertjährigen Freundschaft und des Congresses von Wien. Dasselbe erstrebt M. in seiner Rede. Das befreundete constitutionelle Portugal soll gegen den Unterdrücker, die junge rechtmäßige Königin gegen den Usurpator Don Miguel in Schutz genommen werden.

Die letzte Rede der Sammlung hielt M. bey der zweyten Lesung der Bill zur Verbesserung der Wahl in England und Wales (4. Juli 1831). Zur Zeit der Stuart war es Sitte, daß auf dem Lande benachbarte Edelleute ins Parlament gewählt wurden, die jeder kannte und die darum nur höchst selten zur Bestechung ihre Zuflucht nahmen. Nach der Revolution war dieß anders geworden. Reiche Leute aus den Städten reisten umher; sie scheuten kein Mittel, ihre Wahl zu bewirken; Betrug und Bestechung war an der Tagesordnung. So mußte die Achtung vor dem gesetzgebenden Körper schwinden und Reform war dringend nothwendig. M. will, daß kleinen Dörfern und den sogenannten verrotteten Flecken das Wahlrecht entzogen werde, daß größere, gar nicht repräsentirte Orte dafür eintreten, und andere mehr Abgeordnete schicken dürfen. Er weist aus der Geschichte nach, daß häufig ähnliche Veränderungen vorgenommen wurden, daß manche Orte im Laufe der Zeit das Wahlrecht verloren, manche es erhalten haben. Dem Einwand, als ob dieses Recht ein unveräußerliches Eigenthum wäre, begegnet er durch eine scharfe Unterscheidung zwischen Eigenthum und anvertrautem Recht. „Das Eigenthum bestehe bloß für das Wohl des Besitzers; politische Macht zum Wohl des Staates. Der Eigenthümer ist unverantwortlich für den Mißbrauch seines Eigenthumes, wenn er nur die Rechte Anderer nicht verletzt; der mit einer Macht Betraute ist gesetzlich für den Mißbrauch verantwortlich. Da jede Regierung nur ein anvertrautes Gut ist, so ist auch der Theil, welchen der Wähler durch die Ernennung von Gesetzgebern daran hat, ein solches.“ Ein Anhang enthält lehrreiche Beyspiele von Wahlreformen aus der Parlamentsgeschichte.

Man hat sich im Vorhergehenden bemüht, die Hauptansichten Mackintosh's über die menschliche Gesellschaft, über Staatsverfassungen, Verwaltung und Recht, so wie das ganze geistige Leben des berühmten Mannes, so weit dieß nämlich in Kürze möglich war, darzustellen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Werke und Reden Mackintosh's können als ein Leitstern dienen in allen großen, wichtigen Angelegenheiten der Menschheit und des Staates. Ein sehr vollständiger Index, jetzt eine seltene Erscheinung bey einem englischen Buche, schließt die Sammlung der vermischten Werke, welche ein bleibendes Monument ist, das der wackere Sohn seinem Vater setzte.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 18. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

De idea justi qualis fuerit apud Homerum et Hesiodum ac quomodo a Doriensibus veteribus et a Pythagora exculta sit.

G. G. Nitzschii praefatio brevis de Platone suae aetatis doctore et castigatore.

(Schluß.)

Daß diese noch nicht alle wissenschaftlichen und sittlichen Bedürfnisse des Geistes befriedigt, dieß verkennen wir so wenig als Herr Allihn, halten aber eine Aeußerung, wie die in der Note S. 35, für ein klägliches Geständniß in dem Munde eines Philosophen, als welchen sich der Vf. ausdrücklich gibt. Bey Gelegenheit einer Erörterung über den Begriff der homerischen *Μοῖρα* im Unterschiede von dem Sinne, den dieses Wort bey den Orphikern und einigen der älteren Philosophen angenommen, sieht sich der Vf. schlüßlich zu folgender Bemerkung gedrungen: „Meminisse tantum sufficiat, quomodo primi philosophi ab Homerica ac vulgari Graecorum sapientia recesserint. Quantum vero damnum principiis ethicis recte constituendis inde exortum sit, ita ut altior quae sibi videbatur sapientia de dignitate honesti et decori absoluta maxime dubitaret, ac veram justi naturam in *τῷ τοῦ κρείττονος ξυμφέροντι* poneret, singularem disquisitionem efflagitat.“ Vorläufig, bis uns dieser besondere Nachweis zu Theil wird, möge uns der Vf. erlauben, in vorgedachter Behauptung eine Art hypochondrischer Grille zu erblicken, um sie nicht als einen sehr extremen Ausdruck von antiphilosophischem Fanatismus zu erklären, von dem sie in der That alle Merkmale an sich trägt. Dahin gehört vor Allem das Unterfangen, der Philosophie eine Lehre zuzuschieben, welche von ihr als eine nicht bloß unphilosophische, sondern wesentlich antiphilosophische auf Tod und Leben bekämpft wird. Ist es ja doch noch sehr die Frage, ob dieselbe nur der Sophistik als wirkliches Eigenthum zugesprochen werden darf. Kallikles im Gorgias figurirt offenbar nicht als Sophist, sondern als Politiker, und auch Thrasymachus aus Chalcedon, der zwar mehrfach ein Sophist genannt wird, führt richtiger den Namen eines Rhetors und Logographen. Außerdem sprechen auch andere Zeugnisse dafür, daß der erwähnte Satz wirklich auf dem Boden des praktischen Lebens aufgeschossen ist, wenn gleich nicht zu läugnen, daß er im engsten Zusammenhange mit gewissen sophistischen Lehren steht, als deren praktischer Ausdruck er zu betrachten ist. Der Philosophie ihn aufzubürden, entbehrt ebenso der inneren Berechtigung wie der äußeren Beglaubigung. Und dann, welch' abentheuerliche Vorstellung, die Griechen hätten bey der homerischen Weisheit und Sittlichkeit stehen bleiben sollen! also gerade des herrlichsten Vorzuges, der den hellenischen Geist auszeichnet, sich freywillig begeben sollen! den Keim ersticken, aus dem der wunderbare Baum der griechischen Poesie und Philosophie entsprossen ist! Denn offenbar wäre durch die Verwirklichung jenes frommen Wunsches nicht nur die griechische Philosophie beseitigt, an deren Stelle uns vielleicht so

Gott will ein von Sophisten zugerichtetes System der homerischen Moral beglücken würde, sondern auch die ganze Entwicklung der Poesie nach Homer aufgehoben, welche schon von Hesiodus an, und mehr noch in den gnomischen und lyrischen Dichtern, besonders Pindar, einen Zug zu philosophischer Erkenntniß und selbstbewußter Sittlichkeit in sich trägt. Wahrlich, der Wunsch des Verf's. ist nichts anderes als der Sonne Stillstand gebieten wollen, damit sie uns nicht anstatt des lieblichen Morgens die Hitze des Mittags bringe, eine Hitze, ohne die uns keine Früchte reifen, keine Trauben sich mit edlem Safte füllen würden; ohne die wir nicht einmal die ganze Herrlichkeit der Sonne in ihrer Alles erleuchtenden, Alles erwärmenden Kraft, in der Fülle des allbelebenden Tages erkennen würden. Freylich, eine solche Vorstellung von der griechischen Philosophie dürfen wir dem Verf. überhaupt nicht zumuthen, daß er in ihr den Höhepunkt des geistigen Lebens der Griechen erkennen sollte. Vielmehr scheint er sie als eine, wir wissen nicht ob natürliche oder künstliche, Verdunkelung der hellenischen Geistessonne zu betrachten. Schade, daß sich der Verf. nicht darüber ausgesprochen hat, ob er zu dieser von der Philosophie herbeygeführten Verfinsterung des sittlichen Bewußtseyns der Hellenen auch solche Lehren rechnet wie folgende im Gorgias und im Staate zur Anerkennung gebrachten. Daß es gerecht ist, auch dem Feinde nicht Böses sondern Gutes zu thun; daß es besser ist, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun; daß der Ungerechte, auch wenn er unbestraft bleibt, ja sogar sein ganzes Leben hindurch den Schein der Gerechtigkeit sich zu bewahren weiß, dennoch unglücklich ist; daß die Strafe für ihn vielmehr die größte Wohlthat ist, insofern sie ihn von der Last der Ungerechtigkeit befreyt; daß der Gerechte, wenn er auch mit dem ganzen Schein der Ungerechtigkeit sein Leben lang behaftet bleibt, dennoch glücklich ist, ohne auch nur die Belohnungen der Götter dabey in Rechnung zu bringen. Um dieser und solcher Lehren willen hat man Platon vielfach gepriesen als einen vorahnenden Mitgenossen christlicher Weisheit. Ein solches Zugeständniß sind wir nach dem Bemerkten weit entfernt dem Verf. zuzumuthen, wohl aber, daß er die hohe Bedeutung erkannt und gewürdigt hätte, die diese Lehren dem herrschenden Zeitbewußtseyn und der damaligen — vielleicht auch noch jetzigen — politischen Praxis gegenüber anzusprechen haben.

Gerade in dieser Beziehung war es uns willkommen, mit der Abhandlung des Herrn Allihn die in der Ueberschrift angezeigte kurze Erörterung von Nitzsch zusammenzustellen. Sie betrifft einen Gegenstand, in dem es vielleicht am schwersten ist, nicht in einen ungerechten Eifer gegen Platon zu gerathen, nämlich das bekannte Urtheil des Philosophen über die Dichter und namentlich Homer. Von unserm Standpunkt aus können wir nicht anders als dasselbe unbedingt verwerfen. Allein der wahren Kritik geziemt es, jede Sache von dem ihr gebührenden Standpunkte aus zu beurtheilen. Dieses thut der genannte ausgezeichnete Kenner und Erklärer der homerischen Gedichte, dem wir doch gewiß am wenigsten eine Mißgunst gegen Homer zutrauen dürfen. Er zeigt, wie die Polemik Platons wohlberechtigt war von dem pädagogischen Standpunkte aus, auf den sich der Philosoph dabey stellt. „Neque omnino," sagt Hr. N., „poetas ipsumque Homerum adeo notaturus fuisse videtur, nisi apud populares et tum maxime ab interpretibus sophistis in locum fastigiumque evecti fuissent, cui tuendo eos impares esse ratio sanior et adulta vincebat. Denique de ipsa vi et indole poetica aliter statuisset, et forsitan ne imitationis quidem operam, certe quae oratione fiebat, tam ad referendum verum inertem habuisset, nisi pro poesis natura poetas et eos existimasset, quos ultra dignitatem a popularibus tanquam auctores et sequestres sapientiae divinae humanaeque omnis celebrari videret." Diesen Homeromanen, deren Platon selbst im zehnten Buche des Staates und öfter gedenkt, gesellt sich durch einen schwer zu begreifenden wissenschaftlichen Anachronismus Hr. Allihn bey. Er verletzt in einer Untersuchung über die Gerechtigkeit vielfach das Maaß der Gerechtigkeit, und während er Platon die Vermischung derselben mit der σωφροσύνη schuld gibt, rächt sich an ihm die Tren-

nung beyder. Denn sonst wäre es ihm nicht begegnet, daß seine Abhandlung gerade das Gegentheil von dem bewiese, was sie zu beweisen vorgibt, indem sie nur einen neuen Beleg bietet zu der von andern Forschern ausgesprochenen Ansicht, welche gerade darin Platons eigenthümliche Stellung in der Geschichte der griechischen Philosophie erkennt, daß er alle Strahlen des geistigen Lebens der Hellenen zu einer Einheit des Bewußtseyns zusammengefaßt und die sittlich-intellectuellen Fähigkeiten seines Volkes zu dem höchsten und geläutertsten Ausdrucke ihrer Verwirklichung gebracht habe. Die folgenden Abschnitte: „De idea justi apud Hesiodum" nebst der „Retractatio succincta sententiarum in carminibus Homericis et Hesiodeis de notione justi propositarum," ferner: „Qua ratione Dorienses ideam justi sibi informaverint" und enlich „De notione justi apud Pythagoram" bedürfen nach dem vorausgehend Bemerkten keiner besonderen Erörterung. Sie enthalten manche schätzbare Nachweisungen und Zusammenstellungen, tragen aber ihrerseits ebenfalls zu dem oben bezeichneten, der Absicht des Verf's. widersprechenden Ergebniß bey.

Der Verf. stellt am Schluße der Vorrede eine Fortsetzung in Aussicht, welche die Untersuchung bis auf die Zeit Platons weiter führen soll. Wünschenswerth wäre es, daß sie auch noch die Kritik der platonischen Lehre selbst mit umfaßte, deren Resultat in gegenwärtiger Schrift als ein ausgemachtes und unzweifelhaftes vorangestellt wird. Die Methode der Beweisführung bezeichnet der Verf. selbst in folgender am Schlusse angehängter Thesis: „Platonis de vera scientia doctrina in causa fuit, cur a principiis ethicis recte constituendis aberraverit." Die Durchführung dieses Satzes würde zugleich nachträglich der Untersuchung den Charakter einer philosophischen sichern, worauf der Verf. S. 47. ausdrücklich Anspruch macht, besser als die abstract-juristischen Erklärungen, auf welche in der Retractatio succincta die homerischen und hesiodischen Begriffe zurückgeführt werden. Denn trotz dieser und der bestimmten Versicherung, mit welcher der Verf. den Namen eines historiarum scriptor — mit Recht im Sinne eines (politischen) Geschichtschreibers — ablehnt, ist die bisherige Behandlung der Frage eine durchaus historische. Denn historisch nennen wir eine Untersuchung, in der gefragt wird: Welche Vorstellungen hatten Homer, Hesiod, Pythagoras und andere von der Gerechtigkeit? Eine solche historische Untersuchnng kann zwar in der direktesten Verbindung mit einer philosophischen Abzweckung stehen; sie kann auf dem Wege einer Phänomenologie des Gegenstandes oder einer historisch-philosophischen Kritik zu der wirklichen Erkenntniß der Sache fortschreiten. Diesen Theil der Untersuchung aber hat uns, wie gesagt, der Verf. bis jetzt vorenthalten und wir erwarten sie demgemäß erst von der versprochenen Fortsetzung. Möge uns Hr. A. bald mit derselben erfreuen und — der Gerechtigkeit gegen Platon dabey nicht vergessen, unbeschadet, versteht sich, des Wahlspruches: Amicus Plato, sed amicior Veritas! Sonst wäre es ja auch nicht Gerechtigkeit!

Cron.

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Beylage bildet: „Das Copialbuch des St. Katharinen-Spitals zu Bamberg in vollständigen Auszügen der Urkunden von 1265 — 1502, mitgetheilt vom Hrn. Curatus C. A. Schweitzer. — Ein kurzes Vorwort zeigt auf die hohe Bedeutung der Copialbücher der Stifte des Mittelalters überhaupt, und des Copialbuches des Katharinenspitals insbesondere hin, welches, da besagtes Spital eines der wichtigsten Stiftungen Bambergs gewesen, indem es sich durch Schenkungen aller Stände, durch treue und sorgsame Verwaltung bald zu großem Flor erhob, die Stadtgeschichte Bambergs mannichfach berührt und aufhellt. Schultheißen und Schöpfen des Stadtgerichts, Patrizier und Adelsfamilien, Gerichtsverfahren und die localen Verhältnisse der Stadt lernt man aus dieser Quelle, — sie enthält 247 Urkunden, — auf die ächteste Weise kennen. Hr. Sch. bestrebte sich, den Hauptinhalt der Urkunden möglichst mit deren eigenen Worten wiederzugeben; und wer Gelegenheit hatte, diese Auszüge mit dem Originale zu vergleichen, wird bekennen müssen, daß Hr. Sch. seine Aufgabe treu und

gewissenhaft gelöset hat *). Ueberhaupt wäre es Hauptaufgabe der historischen Vereine, möglichst viel urkundliches Materiale zu ediren, und ganz besonders des Bamberger-Vereins, die Copialbücher von St. Stephan (2 Bände, folio), St. Jacob, St. Gangolph und des Domstiftes vor allen andern Arbeiten vor die Hand zu nehmen und herauszugeben: damit geschähe der Geschichte des Bisthums und der Stadt Bamberg der allerwesentlichste Dienst, unserem Urtheile nach ein viel wesentlicherer als durch den Abdruck von schriftlichen Arbeiten der Mitglieder des Vereins über einzelne Theile und Gegenstände der Bamberger Geschichte. Zur Herausgabe des obigen so reichhaltigen Urkunden-Materials aber besitzt der Verein von Bamberg an Hrn. Curatus Schweitzer den rechten Mann, wie ihn ein so schwieriges Unternehmen erfordert.

Die dritte Beylage, überschrieben: „Miscellanea" enthält zwey kurze Aufsätze:

A) Das erste Vorkommen von Zu- und Geschlechtsnamen schöffenbarer Leute zu Bamberg, vom Hrn. Prof. Dr. Ad. Martinet.

Es war ein guter Gedanke des Hrn. M., diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Taufname ist es, an welchen bey Geistlichen und Layen, die als Zeugen in den Urkunden erscheinen, zuerst das Amt oder die Würde angehängt wurde: dann setzte man bey freyen Leuten zu ihrem Taufnamen den Namen ihres Sitzes oder Eigenthums (für die Regel geschah dieß erst im XII. Jahrh., doch giebt es auch hier Ausnamen z. B. 1069, 7. Juli, Heinrich de Ludo. Burkart de Eichesüelt). Ministeriale erhielten zum Taufnamen das Amt, welches sie bekleideten, z. B. Gundeloch dapifer; sie werden jedoch auch ohne ein solches, mit ihrem Taufnamen allein, aber in der Klasse der Ministeriales, die den Geistlichen und Freyen in der Rangordnung nachzufolgen pflegten, aufgeführt; die Milites, über den Ministerialen stehend, weil Lehendienst für vorzüglicher geachtet ward als Ministerialität, nehmen in den Urkunden den Platz vor den Dienstleuten ein. Mit dem Entstehen des Bürgerstandes im 12. Jahrh. in Deutschland, aus welchem die schöffenbaren Leute im Gerichte Zeugniß gaben, machte sich die Nothwendigkeit geltend, zur besseren Unterscheidung der gleichlautenden Namen und um jeder Verwechslung zu begegnen, dem Taufnamen noch einen besonderen Zunamen beyzufügen. Ein solcher Zuname war entweder ein durch Ministerialität gegebener, oder nach Belieben angenommener, oder von äußern Umständen und Zufälligkeiten entliehener Name, welcher der Familie für die Folgezeit verblieb. Nach Muratori war dieß schon im 8. und 9. Jahrh. in Italien vorgekommen. In Bamberg dagegen erscheinen solche Zunamen als Geschlechtsnamen schöffenbarer Bürger urkundlich erst kurz vor der Mitte des 12. Jahrhts. z. B. 30. Decemb. 1145 Eberhardus niger etc., — und von da an immer häufiger. Solche schöffenbare Leute verwandelten den Amtsnamen in den Familiennamen, z. B. die theleonarii (Zolner), monetarii, camerarii: oder sie nannten sich nach dem Orte ihrer ursprünglichen Herkunft z. B. Haßfurter, Potensteiner u. s. w., oder von den Geschäften z. B. Swertfeg, oder von ganz zufälligen Umständen z. B. Kunz Eichennagel, Fritz Hasenzagel ꝛc., oder endlich auch vom Taufnamen selbst z. B. Heinrich Reinhold. — Wenn wir dieß in seiner völligen Richtigkeit für die Stadt Bamberg anerkennen, so finden sich doch innerhalb des Bisthums Beyspiele in den Urkunden, wo der sogenannte Zuname bereits in der zweyten Hälfte des XI. Jahrhts. vorkommt, z. B. 7. Juli 1069 unter Zeugen: Kupraht niger, Kupraht cum barba, Heinricus calvus (Oesterr. Banz S. IX). Ja! ein Ritter des Würzburger Bischofs Bernward 994, welchen Hezilo von Schweinfurt zu Lindinlog (Wüstung bey Gerolzhofen) fing und blendete, führt den Namen Ewerker: Und ein Miles des Grafen Izzo, „Engilger" genannt, erhielt vom Könige Arnolf, 20. Februar 888 Güter in Bayern zwischen dem Gebirg und den italischen Alpen (für Ewerker, Thietmar bey Pertz V. 773. für Engilger, Mon. Boic. 28, I. p. 81).

B) Ueber den Familiennamen und den Geburtsort des Friedrich Grau, genannt Nausea, vom Hrn. Heller.

Dieser gelehrte Theolog war weder zu Weissenfeld im Würtembergischen, noch zu Pleichfeld bey Würzburg, sondern zu Weischenfeld in Oberfranken geboren, und der Sohn eines Wagners. Durch seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit schwang er sich zur Würde eines Hofpredigers des Kaisers Ferdinand I., zum Coadjutor und 1541 zum Bischof von Wien empor. An der Pfarrkirche seiner Vaterstadt ließ er 1550 den Chor in altdeutschem Styl erbauen und stiftete einen Jahrtag zu 40 fl., der noch abgehalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zur Urkunde vom 5. Novemb. 1271 p. 82 bemerken wir, daß das Wörtchen vero eine andere Stelle haben dürfte. Es heißt nämlich: nosque de ipsius voluntate post vero decessum proprietavimus etc., wo vielleicht stehen dürfte: nosque vero de ipsius voluntate p. decess. propr. p. 83 tertia media libra numinorum ist Fehler des Setzers für numorum.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. November 1848.

Das außerordentliche Mitglied Hr. Professor Dr. Buchner jun. las:

1) Neue Beobachtungen über die freywillige Zersetzung der Rindsgalle.

Ich habe vor ein Paar Jahren die k. Akademie durch zwey Mittheilungen von dem Resultat einer näheren, von Hrn. von Gorup auf meine Veranlassung unternommenen Untersuchung der Veränderungen, welche die Rindsgalle bey ihrer freywilligen Zersetzung oder Fäulniß erleidet, in Kenntniß gesetzt *). Es ging aus der damaligen Untersuchung hauptsächlich hervor, daß der von der Schleimhaut der Gallenblase der Galle beygemischte Schleim, indem er zunächst sich zu verändern beginnt, für die übrigen Gallenbestandtheile bald zu einer Art Ferment wird, wodurch dieselben auf eine ähnliche Art wie durch die Einwirkung stärkerer Säuren, z. B. der Salzsäure, zersetzt werden. Man mag die Constitution der Galle betrachten wie man will, gleichviel ob diese in ihrem Wesen eine Verbindung einer einzigen oder mehrerer stickstoff- und schwefelhaltiger Säuren mit Natron darstellt *), so viel ist gewiß, daß die Produkte ihrer derartigen Zersetzung anfangs nicht zahlreich sind, denn dieselbe besteht der Hauptsache nach nur in einem Zerfallen des wesentlichen Gallenbestandtheiles in:

1) Taurin, 2) Ammoniak } Produkte, in deren Mischung der ganze Schwefel- und Stickstoff-Gehalt der ursprünglichen Galle eingetreten ist;

3) endlich in eine harzartige, schwefel- und stickstofffreye Säure, welche sich theils mit dem Natron, theils mit dem gebildeten Ammoniak verbindet. Diese Säure ist, je nach der Dauer der Fäulniß, bald die amorphe Choloïdinsäure, bald aber die krystallisirbare Demarcay'sche Cholsäure. Beyde stehen übrigens zu einander in sehr einfacher Beziehung, indem sie sich in ihrer Zusammensetzung bloß dadurch unterscheiden, daß letztere 1 Aequivalent Wasser (oder vielmehr dessen Elemente) mehr enthält als erstere, so daß sich der Uebergang der einen in die andere hinsichtlich der

*) S. diese gelehrten Anzeigen XXI. (Jahrg. 1845, 2. Hälfte) S. 514 und XXIII. (Jahrg. 1846, 2. Hälfte) S. 326.

*) Aus der neuesten, von Strecker unternommenen schönen Untersuchung der Ochsengalle geht hervor, daß dieselbe zwey Säuren mit Natron verbunden enthält, eine schwefelfreye (die Gmelin'sche Cholsäure) und eine schwefelhaltige (die Choleinsäure), welche beyde sogenannte gepaarte Verbindungen nur einer einzigen stickstofffreyen Säure, der Demarcay'schen Cholsäure, von Strecker nun Cholalsäure genannt, darstellen. Die Gmelin'sche Cholsäure wäre Cholalsäure gepaart mit Glycocoll (Leimsüß), die Choleinsäure aber Cholalsäure gepaart mit Taurin.

dabey erfolgenden Mischungsveränderung sehr leicht erklären läßt.

Fortgesetzte Beobachtungen aber, die ich seitdem an diesem Gegenstand angestellt, haben mich überzeugt, daß die Gallenfäulniß nach erfolgter Bildung dieser Produkte noch nicht zu Ende ist, sondern daß, wenn die so eben erwähnte Zersetzungsweise stattgefunden, ein neues Stadium der Gährung beginnt, in welchem dann vorzugsweise die Wiederzersetzung des während der ersten Phase entstandenen Taurins bewirkt wird.

In der That braucht man nicht sehr lange zu warten, um in dem in Alkohol unlöslichen Theil der gefaulten Galle neben den Taurinkrystallen verwitternde Prismen von schwefelsaurem Natron entstehen zu sehen. Zwar könnte man glauben, daß dieses Salz in frischer Galle ebenfalls vorhanden wäre; denn in der Gallenasche wird immer eine nicht unbedeutende Menge schwefelsauren Alkalis gefunden, weßhalb man vermuthet hat, daß fragliche mineralische Substanz in der Galle schon präexistire.

Allein es ist nicht schwer sich zu überzeugen, daß frische Galle keine Spur irgend einer schwefelsauren Verbindung enthält. Wenn man aus der Galle den Schleim mittelst einiger Tropfen Essigsäure fällt und hierauf ein lösliches Barytsalz hinzufügt, so bemerkt man durchaus keine Trübung der Flüssigkeit und mithin auch keine Bildung von schwefelsaurem Baryt. Erst nach längerer Zeit setzen sich darin wenige gefärbte Flöckchen ab, die aber nichts anderes als eine Verbindung des Baryts mit einer organischen Substanz sind.

Diese Thatsache beweist wiederum, daß die sogenannten mineralischen Substanzen, die beym Verbrennen organischer Stoffe als Asche zurückbleiben, nicht immer in dem Zustande, in dem man sie in der Asche findet, auch im organischen Stoffe selbst vorkommen und daß man daher nur mit Vorsicht aus der Natur der Aschenbestandtheile einen Schluß auf jene der mineralischen Verbindungen in den organischen Körpern machen darf, indem während der Einäscherung Zersetzungen und Verbindungen stattfinden können, die eine wesentliche Veränderung der sogenannten unorganischen Bestandtheile zur Folge haben.

Ferner beweist dieser Umstand, daß bey der Bereitung und Ausscheidung der Galle die schwefelsauren Salze des Blutes keineswegs als solche in die Galle übergehen; da aber nach den Beobachtungen, welche Dr. Schmid unter meiner Aufsicht über das Pfortaderblut gemacht hat, dieses mehr schwefelsaure Salze als eine gleiche Menge Jugularvenenblutes enthält, so scheinen diese Salze zur Bildung des wesentlichen Bestandtheiles der Galle verwendet zu werden.

Weil es nun festgestellt ist, daß das schwefelsaure Natron, welches man in gefaulter Galle wahrnimmt, in der frischen Galle noch nicht vorhanden war, so bleibt kein Zweifel übrig, daß dasselbe nur in Folge einer Veränderung des zuerst gebildeten Taurins, des einzigen schwefelhaltigen Zersetzungsproduktes dieser Flüssigkeit entstehen kann. Dieß wird um so gewisser, als die Menge des Taurins in dem Maaße sich vermindert, in welchem diejenige des schwefelsauren Natrons zunimmt, bis endlich das erste ganz aus der gefaulten Flüssigkeit verschwindet. Während nämlich binnen 1 bis 2 monatlicher Fäulniß so viel Taurin sich bildet, daß wir das Faulenlassen der Galle für die bequemste Art zur Darstellung dieses schönen und interessanten Körpers halten, findet man später neben dem Taurin schon eine große Menge schwefelsauren Natrons; in einer 6 Monate lang gefaulten Galle aber sucht man gewöhnlich vergebens nach dem sonst so leicht erkennbaren Taurin, und statt seiner trifft man nur die bekannten Prismen des Glaubersalzes. Aber nicht bloß in gewöhnlicher Galle, sondern auch in der Auflösung einer eingedampften und mittelst starken Alkohols vom Schleim ꝛc. befreyten Galle, worin also schon wegen der Reinigungsmethode kein schwefelsaures Salz vorhanden seyn kann, weil dieses in starkem Alkohol unauflöslich ist, bemerkt man, obwohl nach viel längerer Zeit, die besagte Bildung von Glaubersalz.

Es fragt sich nun, welches der nähere Vorgang bey dieser Veränderung des Taurins ist?

Aus meinen bisherigen Beobachtungen geht hervor, daß die Bildung des schwefelsauren Natrons

nicht unmittelbar auf die Zersetzung des Taurins folgt, sondern daß diese an jene durch ein zuerst entstehendes Zwischenglied geknüpft ist.

Man wird durch die starke Entwicklung von schwefliger Säure überrascht, die man wahrnimmt, wenn man die nach der Krystallisation des schwefelsauren Natrons zurückgebliebene braune Mutterlauge mit einer stärkeren Säure behandelt. Ich kann gegenwärtig nicht mit Bestimmtheit sagen, ob diese Entwicklung von der Zersetzung eines gebildeten unterschwefligsauren Salzes allein oder zugleich von jener einer schwefligsauren Verbindung herrührt; gewiß ist es, daß dabey gleichzeitig etwas Schwefel ausgeschieden wird, — ein Beweis von der Gegenwart eines unterschwefligsauren Salzes, dessen Bildung sich durch die allmählige Oxydation von etwas Schwefelwasserstoff-Ammoniak erklärt, welches in faulender Galle ebenfalls beobachtet werden kann. Es ist möglich, daß das Schwefelwasserstoff-Ammoniak und das daraus entstehende Hyposulphit hier nur als sekundäre Produkte auftreten, während vielleicht die schweflige Säure das unmittelbare Zersetzungsprodukt des Taurins ist; jedenfalls aber darf man es als ausgemacht betrachten, daß der Bildung der Schwefelsäure diejenige einer niederen Oxydationsstufe des Schwefels aus dem sich zersetzenden Taurin vorhergeht, und daß diese dann erst durch Sauerstoffaufnahme ihrer salzigen Verbindung in schwefelsaures Salz verwandelt wird.

Die höchst wahrscheinliche Bildung von schwefliger Säure aus dem Taurin in einer faulenden Flüssigkeit erinnert an die Bildung derselben Säure und aus dem nämlichen Körper bey der in neuester Zeit von Redtenbacher näher studirten Einwirkung von Kali auf Taurin. Dieser hat nämlich gefunden, daß das mit dem fauren schwefligsauren Aldehyd-Ammoniak isomere Taurin unter Einfluß von Kalihydrat in schweflige Säure, Ammoniak und Aldehyd, welch' letztere aber sogleich zu Essigsäure oxydirt wird, zerfällt.

Hr. von Gorup hat schon die Gegenwart von Essigsäure in einer Auflösung von gereinigter Galle, die mehrere Monate lang der Luft ausgesetzt gewesen war, beobachtet; ich aber kann diesem hinzufügen, daß in gefaulter Galle nicht nur immer Essigsäure, sondern auch andere flüchtige, dieser analog constituirte Säuren und von diesen namentlich die Baldriansäure aufgefunden werden können. —

Es lag nicht in meinem Plane, jetzt schon den besprochenen Gegenstand möglichst genau zu erforschen, sondern ich wollte vorläufig nur darthun, daß das Taurin, welches man bisher für unveränderlicher gehalten hat, als es wirklich ist, als Fäulnißprodukt der Galle später selbst in den Kreis der bey dieser Art Gährung zu verändernden Körper hineingezogen und in andere Produkte verwandelt wird, daß wir daher neben der allgemeinen Gallengährung insbesondere eine Tauringährung, wobey das Taurin in einfachere Produkte zerfällt, und eine darauf folgende Verwesung im Liebig'schen Sinne, wo die Produkte der Tauringährung oxydirt werden, annehmen müssen. Die nähere Erforschung der hierbey entstehenden Produkte aber soll der Zweck einer späteren Untersuchung seyn.

---

2) Buttersäure in den Früchten des Seifenbaums (Sapindus saponaria) nebst einigen Bemerkungen über die flüchtigen Säuren der Tamarinden; von Dr. von Gorup-Besanez in Erlangen mitgetheilt.

Bereits vor längerer Zeit wurde ich von H. Dr. Theod. Martius zu einer näheren Untersuchung der Früchte von Sapindus saponaria, eines 20 — 30′ hohen Baumes Westindiens und Südamerika's aufgefordert. Die Samen dieser Früchte werden zerquetscht und in Wasser eingeweicht in Indien zum Waschen der Zeuge gebraucht.

Ein ganz auffallender Geruch nach Johannisbrod, welchen diese Früchte besaßen, so wie andere

Analogien mit Siliqua dulcis bewogen mich in Hinsicht auf Redtenbacher's Entdeckung ungefähr 2 ℔ der Früchte mit Wasser und Schwefelsäure der Destillation zu unterwerfen. Ich erhielt ein Destillat, welches an Natron gebunden und mit Schwefelsäure zerlegt reine Buttersäure lieferte. Zwey mit dem Silbersalz angestellte Verbrennungen ergaben im Mittel 59,34 Proc. Silberoxyd. Neben der Buttersäure war Ameisensäure zugegen. Tamarindenfrüchte auf gleiche Weise behandelt lieferten Ameisensäure und Essigsäure, zugleich besaß aber das Destillat einen unverkennbaren Geruch nach Buttersäure, ohne daß es mir gelungen wäre, letztere mit Bestimmtheit nachzuweisen. Noellner hat bekanntlich aus rohem Weinstein eine Säure erhalten, welche er Butteressigsäure nannte (Liebigs Ann. Bd. XXXVIII, 299); ferner enthält eine Lösung von krystallisirter Wein- oder Citronensäure nach einiger Zeit beträchtliche Mengen Essigsäure; endlich können, wie die Erfahrung lehrt, sowohl Ameisensäure als Buttersäure unter dem Einfluß oxydirender Agentien aus der Weinsäure sich bilden, und in der That enthalten sowohl die Früchte von Sapindus als auch jene von Tamarindus indica Weinsäure. Es hat sonach die Annahme nichts Unwahrscheinliches, daß in den obigen Fällen die Weinsäure es ist, welche durch Sauerstoffaufnahme theilweise in Ameisensäure, Essigsäure und Buttersäure zerfiel, so jedoch, daß in verschiedenen Perioden dieser Zersetzung verschiedene Produkte vorwiegend erscheinen. Eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes behalte ich mir vor.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Juni 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 1 Janvier. No. 2 Mars 1848. Paris 1848. 8.

Von dem thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 8. Bd. 2. Heft. Halle 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Bd. 5. Liefer. 2—5. Paris 1848. 8.

Von der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbinische Studien. — Neues Archiv. IV. Bds. II. Heft. Kiel 1847. 8.

Von Fr. v. Leber, Mitglied gelehrter Gesellschaften in Wien:

Rückblicke in die Vorzeit. Wiens kaiserliches Zeughaus. I. u. II. Thl. Leipzig 1846. 8.

Von Hrn. A. F. Ozanam, Professor in Paris:

Les Germains avant le Christianisme. Paris 1847. 8.

Von dem historischen Verein in Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. 9. Bd. 3. Heft. Würzburg 1848. 8.

Johann I. von Egloffstein, Bischof von Würzburg und Herzog zu Franken, Stifter der ersten Hochschule in Würzburg. Historische Monographie v. Prof. Dr. Reuß. Würzburg 1847. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 5. Bd. 3. Heft. Darmstadt 1848. 8.

Periodische Blätter. No. 7. 8. Oktober 1847. Januar 1848. 8.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in Ansbach:

Sechzehnter Jahresbericht. Ansbach 1847. 4.

Von dem Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher, herausgegeben von dem statistisch-topographischen Bureau. Jahrg. 1846 I. II. Heft. Stuttg. u. Tübingen 1848. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XII. 6. Jahrg. 2. Bonn 1848. 8.

Apollon, der Heilspender. Fest-Programm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. Dec. 1847. B. 1848. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3) Guanin ein wesentlicher Bestandtheil gewisser Secrete wirbelloser Thiere. Mitgetheilt von Dr. Friedrich Will und Dr. E. von Gorup-Besanez in Erlangen.

Im Verlaufe ausgedehnterer zootomischer und chemischer Untersuchungen über die Harnorgane wirbelloser Thiere beschäftigten wir uns auch mit den Excrementen der Kreuzspinne (Epeira diadema), in der Absicht, durch die Ermittlung der chemischen Natur derselben oder eines ihrer Bestandtheile weitere Anhaltspunkte für den Nachweis der Harnorgane zu erhalten.

Um die Excremente in einer zur Untersuchung genügenden Menge zu gewinnen, verfuhren wir in folgender Weise. In einen mit Gaze überspannten Käfig sperrten wir eine Anzahl Kreuzspinnen, und fütterten sie reichlich mit Fliegen. Am Boden des Käfigs war eine Glasplatte angebracht, die sich leicht wegnehmen ließ. Da nun bekanntlich die Spinnen ihre halbweichen Excremente auf dem Gespinnst sitzend entleeren, so gelang es uns, binnen 3 Wochen auf der Glastafel so viel davon aufzusammeln, daß damit die folgenden Versuche angestellt werden konnten.

Die Excremente sind weiß, weißlich gelb, zuweilen von beygemengten Hautüberresten von Insekten mehr oder minder bräunlich, getrocknet leicht zu pulvern. Sie lösen sich nicht in Wasser, nur sehr wenig in Alkohol, leicht jedoch in Salzsäure und Schwefelsäure; die salzsaure Lösung besitzt von fremdartigen Beymengungen eine bräunliche Farbe, jene in Schwefelsäure eine schmutzig gelbe. Wird die salzsaure Lösung mit Wasser verdünnt, so scheiden sich nach kurzer Zeit wohl ausgebildete farblose Krystalle mit allen Eigenschaften des salzsauren Guanins aus. Werden die Excremente auf dem Platinblech erhitzt, so bräunen sie sich, stoßen ammoniakalische Dämpfe aus, und hinterlassen eine schwer verbrennliche Kohle. Mit wenig Wasser zu einem Brey angerührt, und mit concentrirter Salzsäure versetzt, lösen sie sich vollständig auf, und aus der Auflösung scheiden sich sehr rasch Krystalle von der Form sechsseitiger Plättchen aus, die von überschüßiger Salpetersäure in der Kälte nicht aufgelöst werden. Diese Verbindung scheint dem von Unger *) beobachteten salpetersauren Guanin mit höchstem Säuregehalt zu entsprechen. Wendet man dagegen eine verdünntere Salpetersäure an, oder läßt man die Verbindung aus Wasser krystallisiren, so erhält man immer sehr feine, strahlig gruppirte verfilzte Nadeln, wohl das salpetersaure Salz Unger's mit niedrigstem Säuregehalt. Beyde Arten von Krystallen ziehen an der Luft sehr rasch Feuchtigkeit an, und lösen sich ungemein leicht in Wasser.

Sowohl die salpetersaure Verbindung als auch die ursprünglichen Excremente geben mit Salpeter-

*) Annalen der Chem. u. Pharm. Bd. LIX. S. 63.

säure vorsichtig abgedampft einen citronengelben Rückstand, der sich in Kali und Ammoniak mit tief gelbrother Farbe löst. In der alkalischen Lösung erzeugte Salmiak einen gelben, Kohlensäure einen weißen Niederschlag, unterchlorigsaures Natron entfärbte die Lösung, nachdem kurz vorher eine grünliche Färbung eingetreten war. Nach einiger Zeit entstand in der farblosen Lösung ein weißlicher Niederschlag. Diese Reactionen hat das Guanin mit dem Xanthicoxyd gemein.

Wird die salpetersaure Verbindung mit Salzsäure in der Wärme behandelt, so löst sie sich auf, und nach dem Verdünnen mit Wasser fällt salzsaures Guanin in Gestalt sehr feiner durchsichtiger, sternförmig gruppirter Prismen heraus. Wird endlich eine concentrirte salzsaure Lösung mit concentrirter Chlorplatinlösung heiß vermischt, und zur Hälfte abgedampft, so fällt eine hochgelbe Verbindung in deutlichen Krystallen nieder, die auf dem Platinblech verkohlen und nach dem Verglimmen der Kohle metallisches Platin zurücklassen.

Durch diese Versuche halten wir das Vorkommen des Guanins in den Spinnenexcrementen für hinreichend erwiesen und in Anbetracht der Menge des uns zu Gebote stehenden Materials wird uns wohl auch Niemand den Mangel quantitativ-analytischer Nachweise zum Vorwurf machen wollen. Ueberdieß hat eine Schritt für Schritt vergleichende Untersuchung einer Guanosorte genau dieselben Resultate geliefert. Noch glauben wir bemerken zu müssen, daß das Guanin in den Spinnenexcrementen den bey weitem vorwiegenden Bestandtheil auszumachen scheint, ja es wäre sogar möglich, daß die Excremente mit Ausnahme von Nahrungsüberresten ausschließlich daraus bestehen.

J. Davy *) hat angegeben, daß der Spinnenkoth einen Körper enthalte, welcher alle Eigenschaften des Xanthicoxyds zeige. Diese Angabe findet durch Obiges ihre Berichtigung. Von vorneherein läßt sich erwarten, daß das erwähnte Vorkommen von Guanin keine vereinzelte Erscheinung seyn werde; in der That haben wir im sogenannten grünen Organ des Flußkrebses (Astacus fluviatilis) und im Bojanus'schen Organ der Teichmuschel (Anodonta) einen Stoff aufgefunden, der Reaktionserscheinungen zeigte, die mit der größten Wahrscheinlichkeit auf Guanin hinweisen, doch gebrach es uns bisher an dem nöthigen Material, um entscheidende Versuche damit anzustellen.

*) Edinburgh new Phil. Journ. XL. 231. 335 u. Berzelius Jahresbericht. 27. Jahrg. 3. Heft.

Oeffentliche Sitzung.

Die k. Akademie der Wissenschaften hat am 28. November den 37. Geburtstag Sr. Majestät des Königs durch eine öffentliche Sitzung festlich begangen, welche durch den Vorstand der Akademie, Hofrath Thiersch, mit folgendem Vortrag eröffnet wurde.

Wir finden uns in diesen den Wissenschaften geweihten Räumen vereiniget, um zum erstenmale den Tag zu feyern, an welchem vor 37 Jahren unser König geboren ward, und wenden uns vor allem dankend an die Vorsehung, daß sie ihn mit mächtiger Hand beschützet, in seinen ernsten und umfassenden Vorbereitungen für seinen königlichen Beruf gekräftiget und ihn ausgerüstet hat, die Regierung mit Muth, Weisheit und Beharrlichkeit zu beginnen, dadurch aber wesentlich beyzutragen, daß Bayern unter den Stürmen und Auflösungen dieses Jahres im Innern beruhiget und stark geblieben ist, und mit Vertrauen unter seiner königlichen Obhut dem Ziele entgegen geht, an welchem wir die Freyheit auf Ordnung und Gesetz gegründet zu finden hoffen.

Mit gestärktem Vertrauen dürfen wir nach diesem Erfolge erwarten, daß unsere Heimath aus dem geregelten und sicheren Gange besserer Gestaltung nicht werde gedrängt, daß dem Könige Macht und Gelegenheit nie fehlen werden, seinem Volke die ganze Summe der öffentlichen Wohlfahrt und Bildung zu verwirklichen, die ihm zu gewähren sein höchster

Wunsch ist, und seinem Volke in der neuen Gestaltung des deutschen Reiches jene Geltung zu sichern, die ihm ebenso im Interesse des gemeinsamen großen Vaterlandes wie in seinem eigenen gebührt. Allerdings ist die Arbeit groß, die Gefahr von vielen Seiten drohend und sind die Schwierigkeiten, die Bedürfnisse der Lage fast unermeßlich; aber groß sind auch die Mittel der Herstellung, der Bewahrung und Förderung, die in dem Aufschwunge des öffentlichen Geistes, in der Gesinnung für das gemeine Wohl, in der regen Thätigkeit so vieler bewährter Kräfte und in den Schätzen von Volk und Land zur Verfügung stehen.

Doch unsere Stellung und unsere Bedürfnisse zunächst im Auge habend, lenken wir dem Gebrauche unserer öffentlichen Versammlungen folgend, die Erwägung von dem Gange und den Forderungen des Allgemeinen auf das, was der Akademie der Wissenschaften nöthig ist, auf daß auch sie mit Erfolg in den großen Umschwung der öffentlichen Wiedergeburt eingreifen und auch unter der neu begonnenen Regierung das Ihrige dazu beytragen könne, Bayern auf dem Gebiete der Intelligenz und der wissenschaftlichen Bildung mit jenem Ansehen und jener Bedeutung zu umgeben, durch die auch kleinere Reiche achtungswürdig erscheinen, und ohne welche selbst die größten mit Mißachtung belegt, und zuletzt mit Verwirrung, Rathlosigkeit und Schwäche geschlagen werden.

Die Akademie der Wissenschaften, — i. J. 1757 zu einer Zeit gestiftet, wo die Bildung in Bayern unter dem hieratischen Drucke eines mächtigen Ordens gebeugt war, hat damals, von großer Ehre und hoher Achtung der Edelsten des Volkes umgeben, in der ersten Periode ihrer Thätigkeit unter Churfürst Maximilian Joseph ihre Bestimmung würdig erfüllt, Bayern in den Besitz wenigstens eines Theiles der Wissenschaften zu bringen, hinter deren Pflege in andern Theilen von Deutschland es durch die Verkommniß seiner Lehranstalten in trauriger Unterordnung zurückgeblieben war. Die Akademie hat hierauf unter Churfürst Karl Theodor ungeachtet der Vermehrung ihrer Mittel durch den Mannheimer Fond die traurigen Schicksale getheilt, welche damals durch politische und kirchliche Störung und Reaction über Bayern kamen, und von ihren ruhmreichen Gründern sind mehrere, selbst Lorey in der Verbannung von München gestorben.

Ein neuer Stern gieng für sie unter der folgenden Regierung auf, als unsers Monarchen Großvater, dessen Andenken noch jetzt in Segen blüht, sein Volk und Land aus Ohnmacht und Versäumniß zu neuer und freyer Gestaltung erhob, und mitten unter den Stürmen und Bedrängnissen zerstörender Kriege Mittel und Wege fand, Pflege und Gedeihen der Wissenschaften mit dem Ruhme einer weisen Verwaltung und den kriegerischen Ehren zu verbinden.

Im Jahre 1807 wurde darum die Akademie erweitert und angewiesen, nicht nur die Wissenschaften durch Forschung zu fördern, sondern auch für die Ermöglichung derselben und des wissenschaftlichen Gedeihens jene glänzende Reihe von wissenschaftlichen Anstalten, Sammlungen und Kabineten zu gründen, die jetzo von ihr administrativ zwar abgelöst, aber doch unter der Form des General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates noch innerlich mit ihr verbunden sind.

Zu diesem Behufe ward ihr außer dem Aversum für den Kalender-Stempel von 6000 fl., der ihr bey ihrer Gründung gegen Obliegenheit der Kalender-Censur als Eigenthum überwiesen war, und außer dem Erträgnisse des Mannheimer Reservefonds von etwa 4000 fl. die jährliche Summe von 80,000 fl. aus öffentlichen Mitteln zuerkannt. Dabey blieb sie mit öffentlichen Ehren und Auszeichnungen umgeben, wurde dem Ministerium als die oberste wissenschaftliche Verwaltungsbehörde in gleicher Geltung wie die Kreisregierungen unterstellt, und hatte darum zur Leitung ihrer Angelegenheiten einen Präsidenten und General-Sekretär an ihrer Spitze, daneben vollkommen freye Wahl ihrer Mitglieder und unbedingte Freyheit wissenschaftlicher Forschung und des Druckes ihrer Arbeiten.

Wie viel die Akademie bey solcher Erweiterung ihrer Mittel und ihrer ehrenhaften und freyen Stellung durch die Leistungen von Männern, welche

großentheils die Zierden ihrer Wissenschaft waren und durch Anordnung, Vermehrung und Führung der ihr anvertrauten wissenschaftlichen Sammlungen gewirkt hat, ist im dankbaren Andenken der bayerischen Geschichte, und der Name dieser großen Anstalt behauptete sich ungeachtet einzelner Unbilden, die sie im Innern erfuhr, in voller Achtung neben den gleichen und ebenbürtigen gelehrten Genossenschaften von Berlin, Petersburg und Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat November 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVI. No. 14 — 25 incl. Avril — Juin 1848. Tom. XXVII. No. 1 — 9. Juillet — Août 1848. Paris 1848. 4.

Von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. 4. Deel. Haarlem 1848. 4.

Von der Société royale des sciences de l'agriculture et des arts de Lille:

Mémoires. Année 1845 u. 1846. Lille 1846. 47. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Mai, Juni, Juli, August 1848. Berlin 1848. 8.

Abhandlungen aus dem Jahre 1846. Berlin 1848. 4.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1846. II. Jahrg. Berlin 1848. 8.

Von der Société des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1844. Nancy 1845. 8.

Von Hrn. Dr. de Haldat:

Histoire du magnétisme dont les phénomènes sont rendus sensibles par le mouvement. Nancy 1845. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik ꝛc. in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft I. Mai, Juni, Juli 1848. Landau 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Karl Kreil:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. Achter Jahrgang. Vom 1. Januar bis 31. December 1847. Prag 1848. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. August, Septbr. 1848. München 1848. 8.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Venedig:

Cenni di alguni studi sperimentali. Firenze 1848. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique:

Bulletins. T. XIV. II. Partie 1847. T. XV. I. Partie 1848. Bruxelles. 8.

Mémoires. T. XXI. u. XXII. Bruxelles 1848. 4.

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. T. XXII. 1846 et 1847. Brux. 1848. 4.

Annuaire de l'académie. Quatuorzième année. Bruxelles 1848. 12.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles, publ. par A. Quetelet. T. VI. Bruxelles 1848. 4.

Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles par A. Quetelet. 1848. 15. année. Brux. 1847. 12.

Sur le Climat de la Belgique par A. Quetelet; deuxième partie. Bruxelles 1848. 4.

Von Hrn. Dr. Busch, Observator an der k. Sternwarte in Königsberg:

Astronomische Beobachtungen auf der k. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 22. u. 23. Abth. 1836. 1837. Königsberg 1846. 47. Fol.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung.

Hr. Hofrath Thiersch hielt folgenden Vortrag.

(Fortsetzung.)

Erst als nach der Periode des Kampfes und der Neugestaltung in einer Zeit administrativer und wissenschaftlicher Erschlaffung der große Staatsmann, dem Bayern seine Erhebung mehr denn irgend einem verdankt, aus den Geschäften gewiesen und die Verwaltung des Innern den Händen eines Beamteten vertraut wurde, der die Wissenschaften und wissenschaftliche Anstalten mit Gleichgültigkeit betrachtete, ward sie durch ihn und seine Diener dem unvernünftigen Geschrey, daß sie wenig leiste und praktisch unnütz sey, im Jahre 1823 wenigstens theilweise zum Opfer gebracht, ihrer socialen Geltung entkleidet, unter einen sogenannten „beständigen" Sekretär gestellt, angewiesen, wie es hieß, „durch glückliche Resultate nach allgemeinen oder besonderen Richtungen sich mit dem Leben zu verbinden," mit dem sie Dank den Arbeiten eines Reichenbach, Frauenhofer, Yelin, Schrank, Stark, Westenrieder u. a. längst verbunden war, und ihre Preisaufgaben selbst zu lösen, wenn sie nach zweymaliger Verkündigung keine Lösung gefunden hatten.

Als wenige Jahre nach diesem Attentat administrativer Unwissenheit gegen die erste wissenschaftliche Anstalt des Reichs die Regierung König Ludwigs begann, ward über die Akademie anders und gewiß mit löblicher Absicht, aber nicht zu ihrem Heile entschieden. Sämmtliche wissenschaftliche Anstalten, welche sie begründet, bereichert und geführt hatte, wurden von ihr getrennt, und diesen ihr Hauptetat in einer Ausdehnung zugewiesen, daß für die Akademie selbst nur die Summe von 13,418 fl. übrig blieb, von welcher der Druck und die Honorirung akademischer Denkschriften mit etwa 8000 fl. und die Regie bestritten, so wie jeder Classen-Sekretär mit 200 fl. und der Chef der Anstalt unter dem Namen eines „Vorstandes" mit 500 fl. remunerirt wurde.

Dieses Princip der Sparsamkeit tritt noch deutlicher hervor, wenn erwogen wird, daß der akademische Druck als Tauschmittel für die großentheils sehr kostbaren wissenschaftlichen Arbeiten von wenigstens 200 meist reicheren Akademien und Societäten der Wissenschaften, mit denen wir unter allen Zonen in Verbindung stehen, zu betrachten ist, und wir fortwährend fast überall in dem Fall uns befinden, weniger zu geben, als wir empfangen, oder nach dem Ausdrucke des Dichters wenigstens rücksichtlich des Umfanges und der Ausstattung unserer Gaben silberne Rüstungen mit goldenen zu vertauschen.

Diese Entkleidung von Mitteln und Ansehen sollte durch größere Freyheit wissenschaftlicher und administrativer Bewegung ausgeglichen werden. Die Akademie erhielt für die Ergänzung ihrer Klassen die unbedingte Wahlfreyheit in Aussicht gestellt, dazu ward den drey Klassen die Wahl ihrer Sekretäre und der Gesammt-Akademie die Wahl ihres Vorstandes je auf drey Jahre freygegeben, aber auch diese Freyheit ward uns im Jahre 1842 dadurch

verkümmert, daß die Ernennung des Vorstandes an die Krone zurückgenommen wurde und dieser vorbehalten blieb, in jede der drey Klassen sechs Mitglieder ihrer eigenen Wahl einzustellen, unter Verhältnissen, welche hier füglich ohne nähere Bezeichnung bleiben. Ebenso geschah es öfter, daß von der Akademie vollzogene Wahlen ohne höhere Bestätigung blieben und dadurch vereitelt wurden.

Doch ungeachtet dieser Beschränkung und der Mißachtung, in welche sie durch die Nothwendigkeit, Männer nicht ihrer Wahl als Mitglieder in sich aufzunehmen, oder die von ihr gewählten nicht bestätigt zu sehen, gegenüber anderen gelehrten Gesellschaften und der öffentlichen Meinung gerathen mußte, hat die Akademie gleichwohl gewußt, den regelmäßigen Gang ihrer Thätigkeit einzuhalten und durch ihre Leistungen sich einer rücksichtsvollern Behandlung würdig zu erweisen. Davon zeigen in einer langen Reihenfolge die in den Denkschriften und den gelehrten Anzeigen von ihren Mitgliedern niedergelegten Arbeiten über alte und deutsche Literatur, über Archäologie und Mythologie, über Mathematik und Naturwissenschaften, über allgemeine und bayerische Geschichte; zeigt die ununterbrochene Fortsetzung der monumenta boica und die Herstellung ihrer umfassenden Register, und ebenso die Bekanntmachungen, welche über Astronomie und Meteorologie von ihr ausgehen und die umfassenden Werke, durch welche die Mitglieder derselben ihre Wissenschaften bereichert und geschmückt haben.

Unmöglich wäre in solcher Beschränktheit der socialen Bahn und pecuniären Armuth diese Thätigkeit einzuhalten, zumal kein einziges Mitglied der Akademie als solches besoldet ist, wenn nicht eine größere Anzahl derselben als Conservatoren der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates oder als Professoren der höheren Lehranstalten dahier bethätiget und in dem Fall wären, die Früchte ihrer Thätigkeit der Akademie darzubringen.

Mit Entschiedenheit aber muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß gegenüber der Bestimmung der Akademie und der wissenschaftlichen Anstalten, die sie ausgestattet hat, der Bau des Ganzen auf schwachem Grunde ruht, und auch im Innern der Herstellung nnd Besserung bedürftig ist. Zur Wahrung ihrer Würde hat die Akademie dringend nöthig, in ihr unverkümmertes Wahlrecht wieder eingesetzt, daneben aber mit Mitteln ausgestattet zu werden, die sie in den Stand setzen, der öffentlichen Erwartung mehr zu entsprechen und Nutzen in dem von ihrer Aufgabe bedingten Umfang zu stiften, zumal auch die Subsidien verkümmert sind, welche sie bis dahin aus dem Mannheimer Fond gezogen hat. Denn nachdem dieser schon früher durch ein unverzinsliches Anlehen von 13,783 fl. an das Franziskaner-Kloster dahier war belastet worden, ward ihm noch im Laufe dieses Jahres eine Maler-Pension von jährlichen 1200 fl. voraussichtlich auf eine lange Zeit und ebenso die Obliegenheit aufgenöthigt, die Zahlung für eine Sammlung altdeutscher Kunst- und Architectur-Werke im Betrag von 10,000 fl. zu leisten, Zumuthungen, welche dem Stiftungszwecke fremd sind, und durch welche diese Hilfsquelle für wissenschaftliche Bedürfniße der Akademie, wenn nicht Abhilfe geleistet wird, auf eine lange Reihe von Jahren ganz vertrocknet ist.

Aber selbst wenn der Mannheimer Fond von den seiner Bestimmung fremden Leistungen wieder entlastet wird, reichen die aus ihm und der spärlichen Dotation fließenden Mittel für das Bedürfniß nicht aus. Auch dann noch wird es der ersten Klasse an der Möglichkeit fehlen, Werke der orientalischen und der altdeutschen Literatur, die keine Verleger finden, zum Drucke zu befördern und andere Unternehmungen ernster Wissenschaft zu erleichtern, die anderwärts, wie in Paris, Berlin und Petersburg, vorzüglich aber in Berlin an die reichern Hilfsmittel der Akademie gewiesen sind. Dieselbe Beschränkung besteht rücksichtlich wissenschaftlicher Unternehmungen und Werke auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Geschichte und bey der historischen Klasse noch besonders in Bezug auf Herstellung und Herausgabe eines so lang gewünschten und vielfach vorbereiteten topographisch historischen Lexicons von Bayern.

Was zu solchem Behufe und zu würdiger Ausstattung der Akademie nöthig ist, war im Laufe des letzten Sommers Gegenstand allgemeiner Berathung und einstimmiger Beschlußnahme, die unterm 26.

August 1848 an das Königliche Ministerium gelangt ist.

Auch die Bedürfnisse der im Generalconservatorium vereinigten zwölf wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten des Staates dürfen wir bey dieser Darlegung unsers Zustandes nicht übergehen, da aus ihnen zunächst die Akademie der Wissenschaften Nahrung und Gedeihen zieht und mit ihnen durch das General-Conservatorium auf das Innigste verknüpft ist.

Nachdem die Central-Bibliothek von den übrigen Anstalten zum großen Schaden des Ganzen getrennt, aber auf ihren Fond belassen war, ist der Etat dieser Bibliothek auf Kosten der übrigen Anstalten von 21,000 nahe an 34,000 fl. gesteigert worden, so daß für den Inbegriff aller andern allein die Summe von etwa 50,000 fl. übrig blieb, welche weder für die geziemende Besoldung des Personals ihrer Verwaltung, noch auch für ihre durch Zeit und Fortgang der Wissenschaft gebotene Vermehrung hinreicht, zumal durch außerordentliche Mittel oder durch zufällige Erweiteruug neue Sammlungen wie die paläontologische und geognostische hinzugekommen sind, ohne daß für ihren Etat neue Mittel angewiesen wurden, und eine weitere Vermehrung derselben durch Erweiterung der physikalischen und botanischen Anstalt, so wie der anatomischen durch Gründung eines physiologischen Institutes von den dringendsten Bedürfnißen der Wissenschaft und selbst des Unterrichts geboten wird.

Zu diesen innern Verlegenheiten und Hemmungen ist in den letzten Zeiten noch eine äußere Bedrängniß hinzugekommen, welche mit ernsten Folgen droht. Das Wilhelminische Gebäude war der Akademie und den wissenschaftlichen Sammlungen des Staates ohne Beschränkung in seinem vordern Theil übergeben worden und die Hoffnung bestand, daß nach Verlegung der Central-Bibliothek die leer gewordenen Räume für die geziemende Aufstellung der wissenschaftlichen Sammlungen könnten gewonnen werden. Auch war die Ueberweisung geschehen, die Vertheilungen schon angeordnet, als das Ministerium des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten sich in einen Theil desselben einzurichten und bald auch weiter auszudehnen begann. Neue Vertheilung der Lokalitäten wurde dadurch bedingt, aber noch ehe die einem jeden angewiesenen Räume zweckmäßig geordnet waren, erfuhren wir zufällig, daß ein Haupttheil derselben für die Aufnahme der Schwurgerichte in Beschlag genommen und für jenen Zweck eingerichtet werde.

Neue Verwirrung in den Localitäten und große Rathlosigkeit besonders für die zoologisch-zootomische und physikalische Sammlung war die Folge davon, und wäre der dadurch begründete Zustand, wo die wissenschaftlichen Anstalten sich jährlich erweitern und die ihnen bestimmten Räume mehr und mehr für andere Zwecke verwendet werden, nicht wie wir hoffen, ein bloß vorübergehender, würden vielmehr die Anforderungen an unsere Räumlichkeiten von außen her noch weiter gesteigert, so giengen wir auf diesem Gebiete der Nöthigung entgegen, die wissenschaftlichen Schätze des Staates aus ihren Sitzen in Winkel und Verstecke zu flüchten, die ihrer Bewahrung ebenso ungünstig, wie ihrer wissenschaftlichen Benutzung widerstrebend sind.

Wir haben nicht unterlassen auch auf diesen Puncten unsere Bedürfnisse und die von ihnen gebotenen Anträge auf Erhöhung der Etats und Ordnung der Localitäten an ein königliches Ministerium gelangen zu lassen. Akademie und General-Conservatorium haben durch Darlegung ihres Zustandes und der Mittel und Wege der Abhilfe eine Pflicht erfüllt, die als eine dringende, ja als eine heilige in dem Augenblicke sich darstellt, wo ein neuer Kreislauf der Geschicke von Bayern unter einem Monarchen begonnen hat, der auch den Wissenschaften und der Bildung Pfleger und Förderer zu werden fest entschlossen ist.

Zwar stehen uns die großen und dringenden öffentlichen Bedürfnisse der Verwaltung und des Heeres entgegen, und die Schwierigkeit der Hilfe steigt dadurch, daß auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes in den höheren, mittleren und niederen Anstalten lange Versäumnisse auszugleichen und neues Leben durch Förderung und weise Pflege sachkundiger Männer zu gründen ist.

Aber eine große Zeit wird gegenüber den großen Interessen nie ohne Mittel seyn und wir dürfen hier

die Worte beyfügen, mit welchen der unsere Bedürfnisse umfassende Antrag an Seine Majestät unterm 26. August geschlossen wurde:

„Allerdings sind die Summen, welche sofort in ehrerbietigsten Antrag kommen, nicht gering, aber nicht gering wird auch der Nutzen seyn, der daraus für Wissenschaft und Bildung in Bayern gewonnen wird, und nicht geringer der Ruhm für die Königliche Regierung, die mit großmüthigem Aufwand Anstalten und Zwecke fördert, welche die Interessen der Intelligenz und des materiellen Wohls in gleicher Weise anstreben oder vertreten."

„Bayern wird auch dadurch unter Maximilian II. die Periode erneuern, welche unter Maximilian I. auch in Zeiten großer öffentlicher Anforderungen und Bedrängnisse so Umfassendes für wissenschaftliche Anstalten und Bildung geleistet und dadurch angefangen hatte, den wahren Grund für Größe und Bedeutung des Reiches und Volkes zu legen."

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat November 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Gartenbau-Verein für Neuvorpommern und Rügen in Greifswald:

Dritter Jahresbericht und Mittheilungen. Greifswald 1848. 8.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Korrespondenz-Blatt. No. 1 — 9. Regensburg 1848. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert:

Archiv der Mathematik und Physik. XI. Th. 1. 2. 3. 4. Heft. Greifswald. 1848. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. I. Th. 1. Heft. Leipzig 1848. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Neueste Schriften. III. Bd. II. Heft. Danzig 1848. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin No. III. IV. 1847. No. I. II. 1848. Moscou 1847. 48. 8.

Von Hrn. Matthieu Bonafous:

Traité de l'éducation des vers à soie et de la culture du murier suivi de divers mémoires sur l'art sericicole. Paris 1840. 8.

Yo-San-Fi-Rok; l'art d'élever les vers à soie au Japon. Paris, Turin 1848. 4.

Von der Reale Accademia medico-chirurgica di Torino:

Atti. Volum. I. II. Torino 1844. 1846. 4.

Giornale, Fas. 5. 8. 9. 13. 14. 15. Torino 1848. 8.

Von dem Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Tijdschrift voor de Wis-en natuurkundige Wetenschappen. I. Th. 4. Abth. II. Th. 2. Abth. Amsterdam 1848. 8.

Verhandelingen der eerste Klasse. I. Th. 1. St. Amsterdam 1848. 4.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het genootschap natura artis magistra te Amsterdam. Eerste Aflevering. 1848. gr. 4.

Von der Société royale des sciences de Liége:

Mémoires. Tom V. Liége 1848. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. No. 14. Lond. 1848. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy und Molkenboer:

Nederlandsch Kruidkundig Archief. I. 4. u. 5. St. Leyden 1848. 8.

Durch Hrn. Geh. Rath Creuzer:

Ueber die Entstehung und Fortentwicklung der Rübenzucker-Fabrikation und insbesondere die Concurrenz zwischen Rohr- und Rübenzucker von C. Stölzel. Berlin 1848. 8.

Von Hrn. Grafen Suminski in Berlin:

Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter. Berlin 1848. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.
Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung.

Hr. Hofrath Thiersch hielt folgenden Vortrag.

(Schluß.)

Seit unserer letzten öffentlichen Sitzung hat die Akademie zwey ihrer berühmtesten Mitglieder die erste Klasse Hrn. Friedrich Immanuel von Niethammer, die dritte Hrn. Johann Baron v. Hormayer verloren. Niethammer, unter den Auspizien König Maximilians I. nach Würzburg und bald darauf zur Einrichtung und Führung der Mittel-Schulen nach München berufen, hat durch sein Ansehen und seine pädagogischen Erfahrungen nach den Grundsätzen, die er in seinem berühmten Werke über Humanismus und Philanthropinismus darlegte, die bayerischen Gelehrten-Schulen durch bessere Einrichtung und größere Sorgfalt für den Lehrstand gehoben, und durch ihre weise Führung das Gute, was sie zu leisten im Stande waren, ermöglichet und befördert, bis er, durch die Ungunst der Zeiten aus seiner Wirksamkeit gedrängt, Vieles wieder verfallen oder ermatten sah, was bey der frischen Kraft unserer Jugend zu einer reichen Blüthe sich zu entfalten im Begriffe stand.

Eine ausführliche Würdigung seines Verdienstes, auch seiner philosophischen und theologischen Leistungen bleibt späterer Gelegenheit vorbehalten.

In Hormayer ist der Geschichtskunde und Geschichtsschreibung einer der umfassendsten Kenner und thätigsten Schriftsteller des Faches zu Grabe gegangen. Sein österreichischer Plutarch, seine Geschichte der neuesten Zeit, seine mehr als 40 Jahre lang fortgesetzten historischen Taschenbücher, die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, die Anemonen sind unerschöpfliche Fundgruben für die tiefere Kunde der älteren, wie der neuen Geschichte, und ihm verdanken wir, daß auf vielen Punkten die Einsicht in das innere Getriebe der Leidenschaften, Verblendungen und Interessen, durch welche die allgemeinen Begebenheiten bedingt werden, geöffnet und dadurch erschöpfende Darstellung derselben ermöglichet ist.

Die Weise seiner Geschichtschreibung ist nicht selten tief aufgeregt, nicht frey von Zorn und Unwillen, oder verhaltenem Hohn, aber überall klingt uns aus dem Getöse und dem Getriebe der Parteyen, die er schildert, es wie der Spruch des Ixion entgegen:

Discite justitiam moniti et non temnere divos.

Die Akademie hat diese innern und ihre auswärtigen Verluste durch neue Wahlen zu ersetzen gesucht und begrüßt es als ein Zeichen gebührender Berücksichtigung dessen, was sie wünschet und bedarf, daß dieses Mal ihre sämmtlichen Wahlen mit der königlichen Genehmigung bekleidet worden sind und hiemit öffentlich können verkündigt werden.

I. Als ordentliche Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften für die philosophisch-philologische Klasse:

1) Dr. Johann Krabinger, erster Kustos der k. Hof- und Staatsbibliothek,

2) Dr. Daniel Haneberg, ordentlicher Universitäts-Professor;

II. als außerordentliche Mitglieder in München für die philosophisch-philologische Klasse:

1) Dr. Georg Thomas, Professor der Philologie und Geschichte im k. Cadeten-Corps,
2) Dr. Carl Prantl, außerordentlicher Professor der Philologie an der Universität München,
3) Dr. Friedrich Spiegel in München;

III. als außerordentliche auswärtige Mitglieder

A. der philosophisch-philologischen Klasse:

1) Franz Boissonade, Professor der griechischen Literatur und Mitglied des französischen Instituts in Paris,
2) Dr. Anselm Feuerbach, Universitäts-Professor zu Freiburg im Breisgau,
3) Dr. Heinr. Leberecht Fleischer, Universitäts-Professor zu Leipzig,
4) Thomas Gaisford, Professor der griechischen Literatur in Oxford,
5) Jacob Geel, Professor und Bibliothekar in Leyden,
6) Dr. Christ. Aug. Lobeck, Professor der alten Literatur in Königsberg;

B. der historischen Klasse:

1) Dr. Heinrich Wilh. Bensen, Studienlehrer zu Rothenburg an der Tauber,
2) Dr. Carl Ritter, Professor an der Universität Berlin,
3) Dr. Ludwig Häusser, Professor an der Universität Heidelberg,
4) Beda Weber, Benedictiner-Ordenspriester und Gymnasialprofessor zu Meran;

IV. als correspondirende Mitglieder:

A. der mathematisch-physikalischen Klasse:

1) Dr. Friedrich Walchner, Bergrath und Professor der Chemie und Mineralogie an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe,
2) Dr. Franz Heßler, Landgerichtsarzt zu Wemding,
3) Dr. Carl Theodor von Siebold, Professor der Zoologie an der Universität Freiburg,
4) François Louis Pictet, Professor der Zoologie an der Akademie zu Genf,
5) Dr. Ritter von Zipser, Professor zu Neusohl in Ungarn,
6) Dr. Johann Eduard Herberger, ordentlicher Professor der Universität Würzburg,
7) Elias Wartmann, Professor der Physik an der Akademie zu Genf;

B. der historischen Klasse:

Albert Jäger, Benedictiner-Ordenspriester des Klosters Marienberg.

Ferner wurden die bisherigen correspondirenden Mitglieder:

Dr. Thomas Rudhard, Universitäts-Professor der Geschichte, und

Dr. Friedrich Kunstmann, Universitäts-Professor des Kirchenrechts —

beyde nunmehr zu München, — in die Reihe der außerordentlichen anwesenden Mitglieder aufgenommen.

Möge diese k. Genehmhaltung uns eine Bürgschaft seyn, daß auch die übrigen von uns durch die oberste Behörde an Seine Majestät gelangten Anträge und Wünsche gleiche huldvolle Berücksichtigung finden. Möge die Wiederkehr des heute begangenen Festes uns in dem Falle treffen, als Gewährung und Unterpfand größeren Gedeihens verkündigen zu können, was diesesmal im Vertrauen auf das edle Gemüth des Monarchen und seine großherzige Absicht als Hoffnung ausgesprochen wird."

Hierauf hielt der Sekretär der zweyten Klasse, Hr. Hofrath v. Martius, eine Denkrede auf das ordentliche auswärtige Mitglied der Akademie, Baron Berzelius (vergl. S. 845 ff.); Hr. Hofrath v. Schubert sprach Worte der Erinnerung über das verstorbene außerordentliche Mitglied der Akademie, Prof. Erdl, und der geistl. Rath Hr. Prof. Buchner, ordentliches Mitglied der historischen Klasse, hielt eine Rede:

„Ueber das ethische Element im Rechtsprincip," welche bereits gedruckt ist.

Folgendes ist die in der öffentlichen Sitzung am 28. November 1848 von Hrn. Hofrath von Martius gehaltene Denkrede auf J. J. Berzelius.

Am 7. August d. J. verließ Berzelius diesen irdischen Schauplatz, und durch die ganze gebildete Welt tönte der Trauerruf: „die neuere Chemie hat ihren Führer verloren!“ — Wenn nun dieß, auch in unserer Akademie tief empfundene Ereigniß vor dieser hohen Versammlung einen Ausdruck der Sympathie finden soll, so muß der Redner vor Allem den Schein der Unbescheidenheit von sich abwenden, daß er es wagt, diesem Manne den herkömmlichen Tribut akademischer Pietät abzutragen. Weit entfernt von der Anmassung, zu reden würdig des Mannes, der ein Menschenalter hindurch mächtig umgestaltend auf die Chemie gewirkt und sie gewissermassen beherrscht hat, — folge ich vielmehr nur schüchtern der Verpflichtung des Amtes, in das mich das Vertrauen meiner Collegen berufen.

Eine besondere Ermuthigung aber gewährt mir der Gedanke, daß unsere akademischen Statuten wohl mit Absicht die Ehrenreden auf verstorbene Mitglieder nicht dem Manne des Fachs, sondern dem Beamten der Classe übertragen haben. Sollte nicht hiemit die Bedeutung und Grenze des Denkmales bezeichnet seyn, welches die Akademie setzen will? Das Leben eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft in seiner Pragmatik zu schildern, eines Mannes, der sich selbst seinen Platz in der Geschichte genommen, welche große, tiefe, weit verbreitete Aufgabe! — Jede Wissenschaft ist ein Abgrund, — alle sind in tief innerlichem Zusammenhange: Abyssus abyssum invocat. Die Wirksamkeit eines schöpferischen Genius greift vorwärts in die Zeit, die kommen soll, und rückwärts in jene Periode, die sie umgestaltete. So dehnt sich denn auch unermeßlich der Stoff aus vor dem Chemiker, der Berzelius' wissenschaftliches Leben zu schildern unternimmt. Er kennt die Lehren und Entdeckungen des Meisters in ihrem Ursprunge, ihrer ganzen Tragweite, ihrem Zusammenhange, ihrer künftigen Bedeutung, und solche Einsicht führt ihn über eng gesteckte Grenzen hinaus: die Größe des Gegenstandes treibt ihn, ein Kapitel aus der Geschichte seiner Wissenschaft zu schreiben.

Enger darf sich der Laie seine Aufgabe stellen. Er mag nicht sowohl eine objective Schilderung der Wissenschaft, wie sie der Verstorbene überkam, ausbildete und durch Erfindung, Schrift und Lehre verkörperte, — er darf vielmehr ein Bild von der Subjectivität des Mannes versuchen. Die Gegenwart hat ein Anrecht auf die Persönlichkeit der Zeitgenossen. Was der Denker als fertiges Werk der Wahrheit seiner Wissenschaft übergeben, treibt in diesem unaufhaltsam fluthenden Strome abwärts, immer mehr und mehr vertheilt und endlich jegliche Welle durchdringend und befruchtend. In demselben Verhältnisse aber als es Gemeingut wird, verliert es seinen persönlichen Charakter. Die Geschichte der Wissenschaft mag den Mann selbst in den Hintergrund treten lassen, der an der Wissenschaft gebaut. Wenn dagegen die akademische Ehrenrede zu schildern versucht, wie die Quelle beschaffen war, aus welcher jenes Gemeingut des Wissens geflossen, so darf sie der schönen Bewegung des menschlichen Herzens genügen, über der Gabe des Gebers nicht zu vergessen, und in dem, was der Menschheit erworben worden, den Preis des einzelnen Menschen zu verkünden.

Die Natur ruft memento mori in ihren räthselhaften Kataklismen der Vorwelt, in jeder Sturmfluth gegenwärtiger Umgestaltungen; — sie schreibt auf jedes Blatt ihrer Geschichte, daß sie der Gattung das Inviduum opfert; und ebenso erweist die Geschichte der Wissenschaften, in diesem dauernden Neugebähren und Umgestalten der Geister, des Einzelnen Hinfälligkeit und Vergänglichkeit. Darum, so scheint es mir, haben wissenschaftliche Vereine die Sitte angenommen, dem einzelnen Genius in seiner Persönlichkeit zu huldigen. Derselbe Trieb, welcher Männer zu einem Ganzen vereinigt, das den Einzelnen überdauert, findet eine rein menschliche Befriedigung im Preise persönlichen Werthes.

Wer das Glück gehabt hat, Berzelius selbst zu kennen, der wird einen unvergeßlichen Eindruck von der Persönlichkeit des kräftigen Ostgothländers bewahren. Eine kerngesunde, frische, fröhliche, sichere, selbst in den höhern Mannesjahren noch jugendliche

Erscheinung, die Zuversicht und Vertrauen wecken, und einen offenen treuen Verkehr einleiten mußte!

Diese muskelstarke imposante Gestalt, diese vollen, runden, wohlwollenden Züge, die blühende Röthe der breiten Wangen, die klaren hellblauen Augen, welche, verhältnißmäßig klein, aus beweglichen Lidern hervorschauten, der blonde Haarschmuck des großen Hauptes, Alles stimmte zusammen zu dem Bilde eines normalen Mannes, eines glücklichen Menschen, der seines Lebens und der menschlichen Gemeinschaft froh, froh des Tagwerkes und der wohl verdienten Abendruhe, mit heiterer ungetrübter Seele dem Ziele entgegengeht. Dieser allgemeine sittliche Ausdruck verrieth, so lang Berzelius ruhte und schwieg, kaum, wie groß der Geist, der diesen Körper bewohnt; man hätte in ihm dann auch wohl nur den stattlichen, behäbigen, ehrenwerthen Bürger begrüßen mögen. Aber diese ruhige Leiblichkeit verklärte sich, wenn sie der Geist durchbrach, wenn des Mannes klangreiche volle Bruststimme ertönte, ein erhöhtes Feuer aus den Augen blitzte, und dem sonst launig geschlossenen Mund ein reiches Wissen und mancherley eigenthümliche Gedanken entströmten. Dabey nahmen alle seine körperlichen Bewegungen und namentlich die der schön geformten ausgebreiteten Hand, die so große Meisterschaft im Experiment bewährte, einen anmuthig sichern Ausdruck an.

Diese wohlthuende Erscheinung weckt bey dem Redner die Erinnerung an einen andern edeln Sohn des Nordens, an Thorwaldsen, der dastand, eben so kräftig, aber wohl noch schöner, mit offenerm Gepräge des schaffenden Geistes. In solchen durchaus gesunden Persönlichkeiten mögen wir Deutsche gerne den ungebrochenen reinen Typus germanischer Natur begrüßen, und zu der Verehrung des Genius, ob er auf dem Felde der Wissenschaft, ob auf dem der Kunst schöpferisch walte, gesellt sich die stolze Freude an einer, wenn auch fernen Stammgenossenschaft. Ja, mit doppelter Innigkeit halten wir fest an dem Gedanken höherer Stammes-Einheit der teutonischen Völker in einer Gegenwart, wo das den Deutschen mißgünstige Princip in der Weltgeschichte — der Daemon antigermanicus — Völker zu spalten versucht, die in der Erbschaft Eines Blutes und Eines Geistes zur Brüderlichkeit zusammengehören!

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Juli 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

Mittheilungen. XII. Ueber Ursprung und Bedeutung der Wappen mit Bezug auf eine alte Wappenrolle der Zürcherischen Stadtbibliothek. Zürich 1847. 4.

Dritter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. Juli 1846 bis 1. Juli 1847. 4.

Von Hrn. Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Collection Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du Gouvernement (Académie royale des sciences etc. de Belgique). Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut, et de Luxembourgh.) Le Chevalier au Cygne et Godefroid de Bouillon. Tom. II.) Tom. V. Bruxelles 1848. gr. 4.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Zwölfter Jahresbericht (von Karl Wilhelmi). Sinsheim 1848. 8.

Vergleichende Darstellung der Resultate der bis jetzt geschehenen Eröffnungen der uralten, nicht römischen Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands. Von Decan und Stadtpfarrer Wilhelmi in Sinsheim. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1848. Paris 1848. 8.

Von Hrn. Bürgermeister C. v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. IV. Bd. 1. Heft. Bayreuth 1848. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf J. J. Berzelius.

(Fortsetzung.)

Dauersamkeit, treuer Fleiß, rüstige Arbeitsfreude: diese edeln Gaben des germanischen Geschlechtes, sie waren auch in Berzelius auf das Entschiedenste ausgeprägt, und haben wesentlichen Antheil an dem ausserordentlichen Einflusse, welchen er auf seine Wissenschaft ausgeübt. Denn nicht was ein hochbegabter Geist denkt und zu thun vermag, sondern was er wirklich thut und hervorbringt, darin liegt für Andere der Maaßstab seiner Größe. Der Genius kömmt von Oben; aber der Charakter, welcher jenen die Bahn einschlagen und verfolgen heißt, welcher die darauf liegenden Hindernisse niederwirft und siegreich nach der Palme ringt, — nicht bloß verliehen, sondern auch erworben, — er verdient und gewinnt freywillige Neigung und Verehrung, während uns der Genius, den sich der Einzelne nicht selbst gegeben, zur unfreywilligen Bewunderung zwingt. Dieß mögen vor allem Jene erwägen, denen kein Mann der Wissenschaft genug gethan, die an jeder Größe mäckeln, stets rüstige Kritiker der Einzelnheiten, aber ohnmächtig, aus eigener Kraft ein großes Werk nicht bloß zu entwerfen, sondern auch im Einzelnen durchzuführen.

Jene Ausdauer aber, jenen Muth um Schwierigkeiten zu überwinden, und das, was ideal in seinem Geiste lag, zu gegenständlicher Vollendung zu bringen, hat Berzelius erprobt, denn er mußte sein Geschick erzwingen und er selbst war seines Glückes Schmid. Er gehörte nicht zu Jenen, die man darum so oft die Glücklichen nennt, weil das Schicksal ihnen die Mittel zur Erreichung des Lebenszweckes in die Wiege gelegt. Er begann mit Kampf und äußerer Noth, wenn gleich im Bewußtseyn seines Werthes ohne Sorge, und was der arme Predigerssohn für das äußere Leben an freyer, behaglicher, ehrenreicher Stellung erworben, sein Werk ist es eben so, wie jener Bau der Wissenschaft, den er sich zum Ruhmesdenkmal hinterlassen hat.

Die äußern Schicksale und den innern Lebensgang dieses hervorragenden Mannes im Einzelnen zu schildern, wird zunächst die Aufgabe seiner Landsleute, seiner Freunde und Schüler seyn. Der Redner beschränkt sich billig und bescheiden auf die allgemeinern Angaben einer biographischen Skizze, welche, von einer schwedischen Zeitung veröffentlicht, ihm von unserm trefflichen Collegen, Professor Wöhler in Göttingen, auf seine Bitte, zugleich mit mehrern andern Andeutungen freundlich mitgetheilt worden ist. Als Schüler, vieljähriger Freund und fleißiger Correspondent des Verstorbenen, dessen Hauptwerk er dem deutschen Publikum durch eine gediegene Uebersetzung zugänglich gemacht hat, ist Wöhler vorzüglich in der Lage, das Bild des Mannes von vielen Seiten zu ergänzen, dem der Redner selbst nur in wenigen flüchtigen Stunden nahegekommen war.

Jöns Jacob Berzelius, Nobilis und Baron Berzelius, war der einzige Sohn des Pastors und nachmaligen Schullehrers an der Linköpinger Schule

Samuel Berzelius. Er wurde am 20. Aug. 1779 in dem Dorfe Wäfversunda in Ostgothland geboren. Nach der ersten Lehre im väterlichen Hause besuchte er das Gymnasium zu Linköping, wo er seine Zeit zwischen eigener und Anderer Unterrichtung theilte. Aus einem geistlichen Geschlechte hervorgegangen, hatte er selbst sich anfänglich auch jenem ehrwürdigen Berufe bestimmt; aber im Verlauf seiner Studien ward sein Sinn durch die Naturgeschichte so lebhaft gefesselt, daß er von dem frühern Entschluß abgieng und Medicin zu studiren beschloß. Indem er die naturwissenschaftlichen Studien für die wesentlichste Vorübung jenes Faches hielt, verwendete er auf sie nicht bloß alle freyen Stunden, sondern auch jene, die, nach der Schulordnung, den Andachtsübungen, der hebräischen Sprache und Logik bestimmt waren. Dieß erregte das Mißvergnügen der Lehrer in solchem Grade, daß er mit einer schimpflichen Strafe bedroht wurde, deren Ausführung jedoch der hellsehende Bischof Lindblom zuvorkam, indem er dem Jüngling unbeirrte Fortsetzung der Studien seiner Wahl auswirkte. Mit zweydeutigen Zeugnissen seiner Kenntnisse und Aufführung versehen, verließ er das Gymnasium, nachdem er die damals ungebräuchliche Erniedrigung erfahren hatte, unter jenen, welche zur Akademie entlassen werden sollten, von seinem Platz unter den Ersten der Ordnung nach der Letzte zu werden. Nicht gebeugt von diesen kleinen Widerwärtigkeiten, gieng er 1796 auf die Universität Upsala. Das geringe Erbe seiner Aeltern gestattete ihm nur ein Jahr lang zu bleiben. Er mußte dann seine Studien unterbrechen, und erst nachdem er im folgenden Jahre ein Stipendium Strandbergianum und einen Beytrag von den chirurgischen Stipendien im Collegium medicum erlangt, war er in den Stand gesetzt, seine Studien zu Upsala ununterbrochen fortzusetzen. Während der Vorbereitung zum medicinischen Examen wurde seine Aufmerksamkeit auf die Chemie gelenkt, die er in den freyen Stunden mit Vorliebe pflegte. Im Jahre 1800 vertheidigte er unter dem Präsidium des Chemiae Adjunctus Ekeberg eine Dissertatio pro exercitio: nova analysis aquarum Medeviensium. 1801 gieng er durch die Prüfungen als Medicinae Candidatus und Licentiatus, und 1802 vertheidigte er für den Doctorgrad eine Dissertation: de Electricitatis galvanico apparatu clar. Voltae excitae in corpore organico effectu, unter dem Präsidio des Prof. Afzelius. 1801 und 1802 war er Hülfsarzt am Gesundbrunnen von Medevi und 1803 beym Hofmedicus-Dienst zu Drottningholm. Das Collegium medicum zu Stockholm ermächtigte ihn 1802 zur Adjunctur bey dem damaligen Professor der Medicin und Pharmazie Sparrmann. Von 1803 bis 1807 stand er Werners Anstalt zur Bereitung künstlicher Mineralwasser vor, 1804 promovirte er als Medicinae Doctor, wobey er von der medicinischen Facultät beauftragt wurde, als Primus die Doctor-Frage zu beantworten, was er jedoch wegen vieler Geschäfte in Stockholm ablehnen mußte. Dann versah er $2\frac{1}{2}$ Jahr die Professur der Medicin und Pharmazie ohne Gehalt, mußte deßhalb eine Stelle als Armenarzt für seinen Unterhalt annehmen und sich viel mit Ausübung der Heilkunde beschäftigen. 1805 erhielt er Titel und Rang eines Assessors am Collegio medico; 1807, also in einem Alter von 28 Jahren, wurde er zum wirklichen Professor Medicinae und Pharmaciae ernannt, und drey Jahre später Beysitzer des Collegii medici mit Verpflichtung, Dienst zu thun, so oft seine übrigen Obliegenheiten es erlaubten, was ihm bey Stiftung des Gesundheits-Collegiums ebenfalls auferlegt wurde. Um diese Zeit gründete er, im Verein mit mehreren Collegen, die Gesellschaft schwedischer Aerzte. 1808 ernannte ihn die schwedische Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede, und setzte eine Summe zur Unterstützung seiner wissenschaftlichen Forschungen aus. 1812 unternahm er auf öffentliche Kosten eine wissenschaftliche Reise nach England. 1815 wurde er Ritter des Nordstern-Ordens und 1818 in den erblichen Adelstand versetzt, mit dem Beynamen Berzelius (in Schweden eine besondere Auszeichnung). 1818 erwählte ihn die schwedische Akademie einstimmig zu ihrem Secretär. In diesem und dem folgenden Jahre besuchte Berzelius Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Bereits war die Anerkennung des wissenschaftlichen Europas vor ihm hergegangen, und seine Schule ward von manchen der ausgezeichnetsten Chemiker nicht bloß Schwedens, sondern insbesondere auch Deutschlands, besucht. Correspondent unserer Akademie wurde er i. J. 1808, ordentliches auswärtiges Mitglied i. J. 1820. Die zahlreichen

Ehrenauszeichnungen, die ihm nun von Schwedens König und von vielen andern Monarchen zu Theil wurden, konnten nichts seinem Ruhme hinzufügen, und nur die Würdigung der Wissenschaft in ihrem Genius bezeugen. Berzelius verehelichte sich erst als ein Sechsundfünfziger, 1835 am 19. Dec. mit der Tochter des Staatsrathes Poppius. König Carl Johann feyerte diesen Ehrentag seines berühmten Gelehrten durch die Ernennung zum Baron. Gleichwie in früheren, sogar ärmlichen, Verhältnissen gehörte auch jetzt, und bis an sein Ende Berzelius mit rastlosem Eifer lediglich seiner Wissenschaft an, und die ununterbrochenen Arbeiten des Berufs als Lehrer, Forscher und Schriftsteller haben ohne Zweifel ein Leben verkürzt, das, nach angeborner Kraft und Rüstigkeit, auf längere Dauer angelegt schien. In der letzten Hälfte des Jahres 1847 ward er von einem heftigen Schmerz im Rücken, wahrscheinlich einer chronischen Entzündung des Rückenmarks — einer ähnlichen Krankheit als jene, welche Cuvier der Wissenschaft entrissen hat, — ergriffen. Eine Paraplegie der unteren Extremitäten hielt ihn dann acht Monate lang unter heftigen Qualen auf dem Lehnstuhl gefesselt, ohne seinen Gleichmuth, seine Liebe für die Wissenschaft und seine Theilnahme an den umgestaltenden großen politischen Ereignissen des gegenwärtigen Jahres zu brechen. Er starb am 7. Aug. 1848 Morgens 2 Uhr. Erst wenige Stunden vor seinem Tode scheint er mit der Sprache das Bewußtseyn verloren zu haben. Sein letztes Wort, das er aussprach, war: Dank!

Der vortreffliche Geschichtschreiber der Chemie*) läßt sich über Berzelius im Allgemeinen folgendermassen vernehmen: „Bey der Mannichfaltigkeit von Berzelius' Untersuchungen erscheint die Bestimmung schwierig, an welcher Stelle man eine Aufzählung seiner gesammten Leistungen versuchen soll, wenn man die Chemiker seines Zeitraumes, nach ihren eigenthümlichen Richtungen classificirt, schildern will. Gleich große, gleich wichtige Verdienste erwarb er sich um die Ausbildung der analytischen Chemie, um die Begründung der Lehre von den chemischen Proportionen und um ihre weitere Anwendung in anderen mit der Chemie zusammenhängenden Wissenschaften, um die Erkenntniß der elektrochemischen Verhältnisse, um die organische Chemie im Ganzen, deren Substanzen er mit einer den Untersuchungen über unorganische Körper gleichkommenden Genauigkeit erforschen lehrte, um die Entdeckung vieler und die genauere Bearbeitung fast aller Stoffe, welche zusammen den Gegenstand der Chemie ausmachen. Berzelius vereinigte in sich alle die verschiedenen Richtungen, welche seit dem Beginne des jetzigen Zeitalters zur Entwicklung unserer Wissenschaft hingewirkt haben."

Ein solches Zeugniß, von dem Geschichtschreiber ausgestellt, darf den Sprechenden höchstens ermuthigen, diese erleuchtete Versammlung an einige allgemeinere Beziehungen des großen Mannes zum Entwicklungsgange der Chemie zu erinnern.

Schwerlich giebt es eine Wissenschaft, deren Erfolge ihrem Betrachter mehr geistiges Vergnügen gewährten als die Chemie, zumal seit Lavoisiers Entdeckungen, und in der neuesten Periode, welcher Berzelius angehört. Ungeheuer, ja fast unübersehbar ist die Breite, worin sich der Strom ihrer Forschung und Resultate ergossen hat. Fortwährend werden Stoffe entdeckt, neue Verbindungen hergestellt. Für die Wissenschaft wie für das praktische Leben, dem die Chemie Gehülfin und Amme wird bis zu einem früher nicht geahneten Grade, zwingt man Tag für Tag die Materie durch tausendfältige Formen und Erscheinungsweisen hindurch. Aber durch alle unzählbaren Thatsachen, die die Männer des Faches auf den verschiedensten Wegen erworben, geht der rothe Faden einer, des allgemeinen Zieles bewußten, höheren Forschung hindurch, das Streben, dem Mysterium der Qualität des Stoffes und seines Wandels näher zu kommen. Darum hängen alle Untersuchungen und Entdeckungen in einer geistigen Nothwendigkeit zusammen. Jede einzelne Errungenschaft von allgemeiner Bedeutsamkeit ist einem Zuge zu vergleichen auf einem Schachbrette, an welchem der Genius der Wissenschaft einen trefflichen Spieler nach dem anderen niedersitzen heißt.

Am prägnantesten tritt diese innere Verkettung in jenen Lehren hervor, die der Chemie zuvörderst den

*) H. Kopp Geschichte der Chemie I. p. 390.

Namen der Scheidekunst verliehen haben, und seit Richter Stöchiometrie, „die Meßkunst chymischer Elemente“ genannt, Schloß und Schlüssel der gesammten Chemie geworden, durch den Scharfsinn, durch den organisirenden Blick, den rüstigen Fleiß und die experimentelle Fertigkeit unseres Berzelius bis zu einem in sich vollendeten Systeme abgeschlossen worden sind.

Wenzel lehrt, daß bey den Verbindungen von Base und Säure und von zwey neutralen Salzen die Neutralisation unter constanten Gewichtsmengen und in reciproken Verhältnissen eintritt. Einen zweyten, bedeutsameren Zug thut Richter. Er dehnt des Vorgängers Beobachtungen durch Berechnung auf andere sich in constanten Verhältnissen verbindende Materien aus, er symbolisirt das Gewichtsverhältniß unter dem die Neutralisation eintritt durch eine Zahl, und bildet aus den Gewichtsmengen der Basen, die einerley Säure-Gewicht neutralisiren und umgekehrt, numerische (die „Massen- oder Neutralitäts-“) Reihen. Nach diesen Anfängern der bedeutungsvollen Lehre tritt Dalton auf. Er zeigt, daß wenn sich zwey Körper in mehrfachen Verhältnissen vereinigen, sie dabey eine arithmetische Reihe herstellen, und daß neben den constanten und reciproken auch mehrfache (nach gesetzlichen Multiplis eintretende) Sättigungs-Verbindungen Statt haben. — Von dem Gewichtsmaß zu dem der Volumina der Gas-Arten fortgehend, thut Gay-Lussac einen neuen Schritt, und wir werden um die Theorie der Volume bereichert. — In die Fußstapfen seines Landsmannes Dalton tretend, erkennt Davy, daß jede chemische Zersetzung polarisch ist, daß also die chemischen Elemente bey Zersetzungen sich wie positive und negative Elektricität verhalten, und daß überhaupt der chemischen und der elektrischen Attraction ein und dieselbe Ursache zu Grunde liegt. Mit dem Zauberstabe der Volta'schen Säule berührt dieser ahnungsreiche Genius die Materien, und er zwingt, ein ächter Magus, die refractären Stoffe ihre Hüllen und Vermummungen abzuwerfen, und in der großen Gemeinschaft der Materienwelt, einer wahren Comedia divina — nach abgezogener Maske das Antlitz der eigenen Qualität erblicken zu lassen. So treten aus den Alkalien und Erden ihre Grundlagen hervor, wie der Schmetterling aus der Puppe. Das Chlor, das man unter der vermeintlichen Maske der oxydirten Salzsäure angeredet hatte, erweiset sich, umgekehrt, als ein einfacher, nicht verkappter Stoff, und man erkennt eine Reihe von Säuren ohne Sauerstoff, die Wasserstoffsäuren.

Noch ehe Oersted das Spiel der galvanischen Säule auf den Magnet entdeckt, noch ehe Faraday aus dem Magnet den elektrischen Lichtfunken hervorgelockt hatte, bevor also die wunderbare Complexität von Chemismus, Elektricität und Magnetismus auf dem Wege der Induction nachgewiesen worden, war auch die bedeutungsvolle Analogie zwischen den Zusammensetzungen der organischen und der unorganischen Materien von mehreren Seiten anerkannt worden, und immer lauter ergieng der Ruf an die Combinationskraft des Chemikers, jene Gesetzmäßigkeit in Verbindung und Scheidung, die für die unorganischen Stoffe bereits nachgewiesen war, auch im Zauberkreis des Organismus aufzufinden. So erscheint uns denn in dem allgemeinen Gang, den die chemische Wissenschaft gemacht, ein großartiger Climax, ein Fortschreiten der analytischen zur elektrochemischen und organischchemischen Behandlung der Aufgabe, und auf jeder Stufe dieser geistigen Leiter begegnen wir der rüstigen, athletisch vorwärts strebenden Gestalt unseres Berzelius. Jede jener Zeitforderungen hat er erkannt, für jede hat er gewirkt; denn während nun die erwähnten und andere, verwandte Erfindungen und Entdeckungen erweiternd, belebend und begeistigend auf die Chemie wirkten, trat er in diese Wissenschaft ein, und zwar mit so universeller Orientirung, daß er nach jeder Seite hin Kenntniß, experimentelle Erfahrung und die leitenden Gedanken eines combinatorischen Kopfes geltend zu machen vermochte. Diese Universalität, diese Beherrschung eines Gebiets von so ungeheurer Ausdehnung ist es, was ihn am wesentlichsten und rühmlichsten charakterisirt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.
Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf J. J. Berzelius.

(Fortsetzung.)

Sofern jeder, auch der begabteste Mann der Wissenschaft sich den allgemeinen Eindrücken nicht entziehen kann, welche von seiner Nation, als einer großen geistigen Gemeinschaft ausströmen, so müssen wir zunächst daran erinnern, daß Berzelius ein Schwede war. Die Affiliation der Geister knüpfte ihn zunächst an Linné, an Bergman und Scheele. Wenn man von irgend einem Naturforscher behaupten kann, daß er in Blut und Geist seines Volkes übergegangen, so ist es Linné. Die praktische Wirksamkeit seiner Lehre machte ihn populär, und seine Popularität ergoß besonders in Schweden die systematisirende Methode durch alle Zweige der Naturforschung. Niemand wird leugnen, daß Torbern Bergman unter dem Einfluß dieser Geistesrichtung gewirkt hat; unter diesem Einfluß hat er die Lehre der chemischen Affinität begründet, und der systematisirende Charakter seiner Arbeiten gewann ihm Theilnahme und kanonisches Ansehen. Wie in der Botanik nach Rajus und Tournefort das Bedürfniß eines strengeren Systems durch Linné befriedigt wurde, so suchte man in der Chemie, nachdem der Thron des Phlogiston umgestürzt und die Wissenschaft in einem Zustand von Fluctuation begriffen war, Beruhigung in der strenger abgeschlossenen Theorie von Linnés Zeitgenossen Bergman. Fast gleichzeitig aber war Scheele aufgetreten, dessen Entdeckung des Sauerstoffgases die pneumatische Chemie einleitete. In diesen beyden großen nationalen Vorgängern mochte Berzelius Vorbilder erblicken für den Beruf systematischer Universalität, wie für die Kunst des chemischen Experiments, selbst mit geringen Mitteln, und für die Feinheit und Treue von Analysen, welche nicht abschliessen mit der vermehrten Einsicht in Einzelheiten, sondern weite Umschau durch das Gesammtreich der Materie vermitteln und den Geist zu Schlüssen von allgemeiner Bedeutung führen.

Hören wir den neuesten Geschichtschreiber der Chemie über des Meisters Stellung zu seiner Wissenschaft im Allgemeinen! *) „Berzelius' Arbeiten zeichnen sich alle durch die scharfsinnige Wahl der Hülfsmittel, durch ungewöhnliche Ausdauer, durch treues Festhalten an den Ergebnissen der Erfahrung aus, von dem er sich nie zu gewagteren theoretischen Schlußfolgerungen, sobald diesen irgend eine Erfahrung nicht zu entsprechen schien, abwenden ließ. Die seltene Beharrlichkeit bey allen seinen Forschungen, die mühvolle Sorgfalt, womit er jeden Gegenstand bearbeitete und über Substanzen Aufschluß gab, deren Untersuchung hin und wieder zunächst keinen Anhaltspunkt für die Entscheidung der wichtigeren Fragen der Chemie zu geben schienen, konnten nur hervorgehen aus der richtigen, aber so oft hintangesetzten Erkenntniß, daß sich die Wissenschaft als Ganzes allein durch ein gleichmäßiges Fortbilden aller einzelnen, auch der kleinsten, ihrer Theile mit Sicher-

*) Kopp, Geschichte der Chemie I. S. 394. ff.

heit entwickeln kann; daß jede einzelne Thatsache in der Chemie, ist sie anders nur mit Zuverlässigkeit constatirt, auch für die Theorie von Wichtigkeit ist, und daß, wenn sich auch zunächst an sie keine theoretische Forschung anlehnt, sie ein solches Interesse noch gewinnen muß, weil keine Thatsache ausser dem mannichfachsten Verband mit theoretischen Fragen stehen kann; daß endlich die Auffindung und genaue Ermittelung der Thatsachen der Entwickelung jeder Theorie vorher gehen muß, und ein solches Vorarbeiten nützlicher ist als die Aufstellung theoretischer Ansichten über Gegenstände, welche eine verschiedenartige Deutung zulassen, ohne daß Eine Ansicht jetzt noch bestimmt als die wahrscheinlichere erkannt werden könnte. — Mit diesem unverbrüchlichen Festhalten an der Erfahrung suchte Berzelius stets noch geltend zu machen, daß einer theoretischen Ansicht, die einmal in die Wissenschaft aufgenommen ist, so lange getreu zu bleiben sey — wenn sich auch eine andere gleich wahrscheinliche dafür aufstellen ließ, — bis für diese letztere überwiegende Gründe geltend gemacht werden können. In der theoretischen Chemie Consequenz und Einheit der Ansichten als die nothwendigste Bedingung sicherer Fortbildung, des Verständnisses und der Verbreitung der Wissenschaft erkennend, widerstand Berzelius vielen Neuerungen, welche wenn auch von ihm als scharfsinnig anerkannt, ihm doch nicht mehr Wahrscheinlichkeit als die ältern Ansichten zu bieten und zudem diese letztern nicht ganz ersetzen zu können schienen, und für besser hielt er es alsdann, der ältern Ansicht ganz getreu zu bleiben als diese in einigen Fällen bey zu behalten, und in anderen, mit diesen als analog anerkannten, eine neue Vorstellungsweise anzunehmen; hieraus gieng für unsere Wissenschaft der Vortheil hervor, daß keine theoretische Meynung leichtsinnig in sie eingeführt würde ꝛc."

Der hier dargestellten Anschauungsweise gemäß, huldigt Berzelius den von Dalton angebahnten Principien der atomistischen Chemie. Allerdings ist ihm „die Vorstellung, daß die Verbindung der Grundstoffe aus unendlich kleinen untheilbaren Partikeln entstehen, die sich in einer gewissen bestimmten Ordnung an einander lagern, worin sie von der (durch keine mechanische Kraft zu überwindenden) Vereinigungskraft zusammen gehalten werden, — nichts anders, als eine Hypothese und wird es auch wahrscheinlich immer bleiben" (Chemie, 5. Aufl. I. S. 12); aber er konnte sich bey ihr beruhigen, „weil sie einerseits ungezwungen aus Thatsachen folgt, anderseits als Wirklichkeit angenommen, dieselbe Anleitung zu wichtigen Schlüssen, wie eine völlig bewiesene Theorie gewährt." Mit dem feinsten Scharfsinn, mit dem gründlichsten Fleiße hat Berzelius seine Untersuchungen über jede Art von Thatsachen ausgedehnt, welche im Bereiche der atomistischen Theorie lagen; und dadurch ist er zu ihrem vornehmsten Begründer und Ausbildner geworden. Wir glauben diese Seite an seiner gewaltigen Thätigkeit zunächst hervorheben zu müssen, weil es sich hier vor Allem um den Angelpunkt der Chemie als Wissenschaft handelt, weil die Grund-Kanones der Lehre für die neuere Chemie dasselbe sind, was Kepplers Gesetze für die Astronomie, weil lediglich auf diesem Wege die Chemie eine messende und rechnende Wissenschaft geworden, und nur dadurch jener erhabenen Schwester ebenbürtig werden kann. Daß damit auch ein ganz neues Verhältniß zur Physik eingetreten, ja daß die neuere Chemie ein Theil derselben geworden, weil sie, gleichsam über das reine Qualitätsverhältniß — den Gegenstand der früheren Scheidekunst — hinaus, die Verbindungen der Stoffe als das Resultat bewegender, durch Zahlen symbolisirter Kräfte auffaßt, — leuchtet ein.

Aber auch von dem Gesichtspunkte aus finde ich eine besonders hohe Bedeutung in der Entwickelung der atomistischen Lehre, daß mit ihrem Sieg über den Dynamismus die deutsche Naturphilosophie fallen mußte, eine Richtung der Geister, der wir vielleicht noch zu nahe leben, als daß ein gerechtes Urtheil über die Hemmnisse und über die Förderniss ausgesprochen werden könnte, die mit ihr die Naturforschung, besonders in Deutschland, überkam.

Nachdem der hervorragende Geist, welcher jene Philosophie zunächst einführte, in den Hallen unserer Akademie lange Zeit gewirkt, nachdem hier auch der geistreiche Ritter, leider nur wie ein vorübergehendes Meteor, im Sinne jener Schule gearbeitet hat, dürfte es vielleicht nicht ungeeignet seyn, Berzelius eigene Worte hierüber anzuführen*): „Die spe-

*) Chemie 3. Ausg. Bd. 3. S. 29.

culative Philosophie gewisser deutscher Schulen schuf, als sie sich auf die Theorien der Naturwissenschaften auszudehnen anfieng, nicht ohne ein gewisses Vorgefühl der Wahrheit, ein neues System, welches man das dynamische nannte, weil es als Grundsatz aufstellte, die Materie sey das Resultat zweyer, einander in gerader Richtung entgegenstrebender Kräfte, wovon die eine contractiv, und die andere expansiv sey, und wovon die erstere, wenn sie die andere gänzlich überwände, die Materie des Universums auf einen mathematischen Punkt reduciren würde. Diese Theorie nimmt an, daß sich die Elemente, im Augenblicke ihrer chemischen Vereinigung, gegenseitig durchdringen, und daß die Neutralisation ihrer chemischen Eigenschaften, welche meistens das Resultat dieser Vereinigung ist, in dieser gegenseitigen Durchdringung besteht. Gerade in Folge dieser Art, die chemische Verbindung zu betrachten, kamen die Erscheinungen der bestimmten Proportionen zu keiner Zeit unvorhergesehener für die Philosophie als damals, wie man anfieng sie zu bemerken und zu erweisen. Sie wären selbst für immer unbekannt geblieben unter der Herrschaft dieser Philosophie, und vorzüglich durch die Richtung, welche sie in der letzten Zeit nahm, aber je weniger man sie voraussah, um so mehr mußten sie nothwendig auf Erklärungsarten und Ansichten von den chemischen Thatsachen führen, die von denen, welche die dynamische Philosophie gab, sehr verschieden waren; und so geschah es auch wirklich."

In keinem Stadium seiner geistigen Entwickelung hat Berzelius der Speculation Raum gegeben, welche sich der erfahrungsmäßigen Grundlage begiebt; er war von der construirenden wie der deducirenden Methode abgewendet, weil er sich nur auf dem Wege der Induction beruhigte. Ohne daher über das Wesen der Materie zu speculiren, wollte er diesem Mysterium durch das Experiment näher kommen, worin er die Materie nicht blos mit der Materie, sondern auch mit den Imponderabilien in Conflict brachte. So unternahm er denn schon im Jahre 1803 mit Hisinger jene erfolgreichen Versuche über die Einwirkung der galvanischen Elektricität auf Salze und Basen, wodurch der elektrische Unterschied zwischen Säure und Base festgestellt wurde.

In Beziehung auf den Mann, welchen die Geschichte als Berzelius' Theilnehmer bey jenen merkwürdigen Untersuchungen nennt, schalte ich hier ein, daß Hisinger einen bedeutenden Einfluß auf das äußere Fortkommen und dadurch auf die wissenschaftliche Entwickelung unseres großen Collegen durch die ihm gewährte Unterstützung ausgeübt hat. Hisinger ist einer der reichsten Eisenhütten Besitzer (Bruckspatrone) in Schweden. Er lebt noch, hoch in den 80, in Stockholm, allgemein verehrt wegen seiner Verdienste als Mensch und als Freund der Wissenschaft, als Förderer der Mineralogie und Geognosie von Schweden, das er auf seine Kosten von jungen Naturforschern durchreisen ließ. So war er auch Berzelius' Mäcen, der viele Jahre lang bey ihm wohnte, sein Laboratorium und seine Apparate benützte, und auch chemische Arbeiten, wie z. B. jene über das neue Metall Cerium, in Gemeinschaft mit ihm ausführte.

Was aber die oben erwähnten elektrischen Versuche betrifft, so sind sie gleichsam als der Punkt zu betrachten, von dem aus Berzelius einen Abschluß zu vermitteln suchte. Hell lag es vor seinem Geiste, daß das Quale der Materie, in seiner Isolirung unnahbar und unerkennbar, nirgends eher aus seiner starren Ruhe zur Bewegung kommen, nirgends erfolgreicher aufgeschlossen werden könne, als in dem Lebensstrome der Imponderabilien, welche den Forschern zunächst unter der Form der galvanischen Elektricität tractables Werkzeug geworden waren. Nicht die ruhende Kraft, sondern die bewegliche That mußte Anfang wie Ende und Ausgangspunkt vom Wissen der Materie seyn. Darum verfolgte Berzelius diese Forschungen, bis er in einer elektrochemischen Theorie den befriedigenden Ausgangspunkt seines Systems gewonnen. „Diese*) Theorie war allen chemischen Erfahrungen so gut angepaßt, daß noch keine neuere Beobachtung sie widerlegt hat. Berzelius nahm eine elektrische Polarität der Atome aller Körper an, wobey die Menge der Elektricität in dem einen Pol oder in dem andern nicht gleich

*) Kopp, Gesch. d. Chemie II. 339.

zu seyn braucht, sondern sie überwiegen kann. So hat in dem Sauerstoff die negative, in dem Kalium die positive Elektricität das Uebergewicht. Von dem größeren oder geringeren Vorwalten der Elektricität des einen Pols gegen die des andern hängt die Stelle ab, die ein Körper in der elektrischen Reihe einnimmt. Berzelius berücksichtigte aber noch außerdem, daß die absolute Menge der in einem Pole vorhandenen Elektricität bey verschiedenen Körpern verschieden seyn könne, und diese Verschiedenheit bezeichnete er als „Intensität der Polarisation." Er sprach aus, daß die Affinität nur in der Intensität der elektrischen Polarisation besteht und daß die letztere von der Temperatur abhängig ist. Chemische Verbindung beruht hiernach auf dem Aneinanderlagern der entgegengesetzt elektrischen Pole der kleinsten Theilchen zweyer verschiedener Körper, wobey sich die entgegengesetzten Elektricitäten dieser Pole zu Wärme und Feuer verbinden und vollständige oder theilweise Neutralisation der entgegengesetzten Elektricitäten eintritt. Es stellte sich hienach die Erfahrung, daß die Verwandtschafts-Aeußerungen besonders dann eintreten, wenn beyde aufeinander wirkende Körper, oder doch wenigstens einer derselben, flüssig sind, einfach als Folge dieser elektrochemischen Theorie heraus, indem die chemische Vereinigung, das Aneinanderlagern der entgegengesetzt elektrischen Pole, der verschiedenen Körper nur dann vor sich gehe, wenn diese kleinsten Theilchen hinlängliche Bewegung haben. Berzelius kam zu dem Schluß, daß, was wir chemische Affinität oder Verwandtschaft nennen mit allen ihren Abänderungen, nichts anderes ist, als die Wirkung der elektrischen Polarität der kleinsten Körpertheilchen, daß also die Elektricität die erste Ursache aller chemischen Wirkungen ist."

In der Entwickelung dieser Ansichten konnte Berzelius zumal die großen und weit reichenden Erfolge von des genialen Davy elektrochemischen Untersuchungen aufnehmen und benützen. Für uns, denen einst Joh. Wilh. Ritter, ein Geist von prophetischer Fernsicht, angehörte, mag hier die merkwürdige Umkehr in der Auffassungsweise dieser mysteriösen Verhältnisse ein besonderes Interesse darbieten. Während nämlich Ritter, der Dynamiker, in dem Stoffwandel, dem chemischen Processe das Allgemeine — in dem elektrischen Processe dagegen nur ein Sonderheitliches erkennen will, findet Berzelius, der Atomistiker, in der Elektricität die Wurzel und Basis des chemischen Processes!

Insofern übrigens, wie die Stoffe in ihrem Gegenhalte und ihrer Wechselbeziehung, so auch die geistigen Naturen der Menschen besonders in und aus der Vergleichung mit einander erkannt werden, dürfte ich es vielleicht wagen, hier Berzelius und Davy in einigen Streiflichtern gegenseitig zu beleuchten. Wenn gleich auf denselben Bahnen und in verwandter Richtung wirkend, wie verschieden sind doch diese beyden Heroen der Wissenschaft!

Ohne Berzelius frühere elektrochemischen Arbeiten zu kennen, trat Davy 1806 in seiner ersten Baker'schen Vorlesung mit dem durch Induction gewonnenen Satze hervor: daß Compositionen und Decompositionen durch Elektricität nach dem Gesetze chemischer Attraction und Repulsion vor sich giengen, daß chemische und elektrische Attraction von einer und derselben Ursache hervorgebracht würden, die in dem einen Falle auf Theilchen, in dem andern auf Massen wirken, und daß eine und dieselbe Thätigkeit verschieden modificirt, die Ursachen sämmtlicher Erscheinungen seyen, welche die verschiedenen Zusammensetzungen des Volta'schen Apparats darstellen. Und Berzelius begrüßte diese Erfolge als eine der vortrefflichsten Leistungen, welche jemals die Theorie der Chemie berührt hätten.

So stehen von nun an beyde Männer auf einem gemeinsamen, in ähnlicher Weise von beyden errungenen Standpunkt. Beyde hatten das Bedürfniß, sich an der Hand der Erfahrung zu den erhabensten und allgemeinsten Ansichten zu erheben; aber verschiedenartige Begabung trieb sie in divergenten Bahnen auseinander. Davy, der leicht bewegliche, erfindungsreiche, phantasievolle, prächtige Britte, tritt mit prometheischer Zuversicht in die Wissenschaft herein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Erstes Quartal. April — Juni.

Th. Heinsius, Die Germanologie auf deutschen Lehrstühlen. Berlin 1848.

Phil. Chasles, Etudes sur le seizième siècle en France. Par. 1848.

Annales des universités de Belgique. Année 1845. Bruxelles 1846.

Dr. G. N. Schnabel, Geschichte der juridischen Fakultät an der k. k. Prager Universität. Bd. 1—3. Prag 1527.

Dr. C. Lurati, Dei lavori scientifici dell' VIII congresso italiano radunato in Genova nel Settembre del 1846. Vol. 1. 2. Lugano 1846.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar för år 1844. Stockh. 1846.

Het Instituut of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen van het k. nederl. instituut van wetenschappen etc. over den Jare 1846. N. 1 — 3. Amsterd. 1847.

Dr. K. A. Espe, Bericht vom Jahre 1847 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Leipzig 1847.

Novi commentarii academiae scientiarum instituti Bononiensis. T. 7. Bononiae 1847.

Annuaire de l'académie roy. des sciences et belles lettres de Bruxelles. 13. année. Bruxelles 1847.

Abhandlungen der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 4. von dem Jahre 1845 — 1846. Prag 1847.

Mémoires de la société éthnologique. T. I. II. Par. 1841.

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Deel II. Kjöbenhavn 1846.

La España. 1848. Madrid.

L. Feuerbach, Sämmtliche Werke. Bd. 5. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Leipzig 1848.

Guizot's historisch-publicistische Schriften. Th. 1. Leipz. 1848.

Dr. C. G. Carus, Mnemosyne. Pforzheim 1848.

A. Pfizmaier, Grammaire Turque. Vienne 1847.

Dr. N. Sparschuh, Keltische Studien. Bd. 1. Frankf. 1848.

Dictionnaire provençal-français ou dictionnaire de la langue d'oc par J. Honnorat. T. I. Digne 1846.

Dr. N. Macleod and Dr. D. Dewar, A dictionary of the Gaelic language. Lond. 1845.

P. M. Quack, Holländisch-deutsches und deutsch-holländisches Wörterbuch. Heft 1. 2. Stuttg. 1847.

J. O. Westwood, Palaeographia Sacra Pictoria. Lond. 1843 — 1845.

Bibliothecae Sanskritae specimen. Concinnavit J. Gildemeister. Bonnae 1847.

Ps. Ed. Foucaux, Rgya Tch'er rol pa ou développement des jeux, contenant l'histoire du Bouddha Cakya-Mouni. P. I. Texte Tibétain. Par. 1847.

Jaska's Nirukta sammt den Nighantavas, herausgegeben von R. Roth. Heft 1. Göttingen 1848.

Statistisches Jahrbuch für 1847. Herausg. von K. A. Müller. Leipzig 1848.

J. D. Forbes, Reisen in den Savoyer Alpen u. s. w. nebst Beobachtungen über die Gletscher. Bearb. von G. Leonhard. Lief. 3. Stuttg. 1847.

Campagne dans les mers de l'Inde et de la Chine à bord de la frégate l'Erigone commandée en 1841, 1842 et 1843 par Cécile et Roy. Météorologie par Delamarche et Dupré. T. II. Par. 1847.

J. Richardson, Travels in the great Desert of Sahara in the year of 1845 and 1846. Vol. I. II. Lond. 1848.

A. Th. v. Middendorf, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Lief. 1. St. Petersb. 1847.

I viaggi di Marco Polo Veneziano., pubblicata per cura di Lod. Pasini. Venezia 1847.

Ch. D. Klopsch, Geschichte des Geschlechtes von Schönaich. Heft 1. Die Geschichte der Stadt Beuthen und der dazu gehörigen Castellanei bis 1591. Glogau 1847.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Histoire généalogique et héraldique de quelques familles de Flandre. Livr. 1. Gand 1848.

L. von Ledebur, Die Grafen von Valkenstein am Harze und ihre Stammgenossen. Berlin 1847.

A. Jacob, Zur griechischen Mythologie. Berl. 1848.

M. A. Lanci, Lettre sur l'interprétation des hiéroglyphes égyptiens. Par. 1847.

F. Lajard, Observations sur l'origine et la signification du symbole appellé la croix ansée. Par. 1847.

J. H. Schröder, Numorum Anglosaxonicorum centuria selecta. Upsaliae 1847.

Dr. K. Hagen, Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleons bis auf unsere Tage. Lief. 1. 2. Braunschweig 1848.

Ph. Le Bas, Précis d'histoire du moyen age. Par. 1845.

Dr. G. Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts. Bd. 2. Leipzig 1848.

L. Galeotti, Della riforma municipale. Firenze 1847.

Carlo D'Arco, Nuovi studii intorno alla economia politica del municipio di Mantova à tempj del medio evo d'Italia. Mantova 1847.

J. F. Neigebaur, Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetziger Zustand. Leipzig 1848.

Fab. Mutinelli, Annali delle province Venete dall' a 1801 al 1840. Venezia 1843.

M. Letronne, Diplômes et chartes de l'époque Mérovingienne sur papyrus et vélin. Livr. 4. Par. 1845.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 295 — 334. Par. 1848.

A. Dumont, Des travaux publics dans leurs rapports avec l'agriculture. Par. 1847.

Al. Maret, Essai pour servir à l'histoire politique de Lyon depuis les temps historiques jusqu'à la domination des Franks. Lyon 1847.

Ch. de Forster, Quinze ans à Paris (1832—1848). T. I. Par. 1848.

M. Dancoisne, Recherches historiques sur Hénin-Liétard. Ouvrage couronné. Par. 1847.

C. Lebrun, Le Dauphiné. Par. 1848.

M. Poujoulat, Histoire de la révolution française. T. I. II. Tours 1848.

Th. Muret, Histoire des guerres de l'Ouest. T. I. — III. Par. 1848.

M. v. Geismar, Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Th. 3. 4. Leipz. 1847.

Dr. H. Berghaus, Die Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Abth. 1. Die Urzeit. Deutschland und die Deutschen vor 2000 Jahren. Potsdam 1848.

Dr. C. L. Grotefend, Leibnizens Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben. Hannover 1846.

E. v. Felsthal, des deutschen Volkes Sagenschatz. Schwäbisch-Hall 1846.

F. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Bd. I. Lief. 3. Karlsruhe 1848.

J. H. Duntze, Geschichte der freyen Stadt Bremen. Th. 2. Bremen 1847.

G. Landau, Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. Kassel 1842.

L. Kohli, Geschichte einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und der beyden Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld. Th. 1. 2. Bremen 1824 — 1825.

von Dürrich und Dr. W. Menzel, Die Heidengräber am Lupfen (bey Oberflacht). Stuttg. 1847.

Dr. C. L. Stieglitz, Ueber den ältesten Ursprung des durchlauchtigsten Hauses zu Sachsen. Dresden 1847.

W. Gebler, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg. Wien 1848.

Ungarns gegenwärtiger und zukünftiger Nationalreichthum. Ofen 1847.

L. Buhl, Geschichte des preußischen Staates und Volkes vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Schluß des ersten vereinigten Landtages. Lief. 1. Magdeburg 1848.

P. F. Stuhr, Die Phantasien des Herrn Gervinus und seine Freunde über die Geschichte und Verfassung Preußens. Berlin 1847.

Dr. A. Zimmermann, Ueber die neueste preußische Geschichtschreibung. Berlin 1848.

Dr. J. H. Schmidt, Die Reform der Medizinal-Verfassung Preußens. Berlin 1846.

Dr. S. Neumann, Die öffentliche Gesundheitspflege und das Eigenthum. Berlin 1847.

L. v. Jüngst, Die volksthümlichen Benennungen im Königreiche Preußen. Berlin 1848.

Dr. Heber, Geschichtliche Beschreibung der Burgen an der Saar. Trier 1847.

E. Fleck, Erläuterungen zu den Verordnungen über die Ehrengerichte im preußischen Heere. Berlin 1848.

J. B. Welsch, Ueber die Stetigung und Ablösung der bäuerlichen Grundlasten ꝛc. Landshut 1848.

Fr. Wagner, Nürnberger Bildhauerwerke des Mittelalters. Abth. 3. Nürnb. 1847.

R. Wolf, Conrad Gyger. Ein Beytrag zur Zürcherischen Culturgeschichte. Bern 1846.

A. Jahn, Die in der Bieler Brunnquell-Grotte im Jahre 1846 gefundenen römischen Kaisermünzen. Bern 1847.

C. O. Hoffmann, Die Schweiz. Die Eidgenossenschaft und der Sonderbund. Historische Skizzen aus den Jahren 1831 — 1847. Berlin 1847.

Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre. T. III. Epoque communale 1304 — 1383. Bruxelles 1847.

H. Somerhausen, Geschiedenis van Belgie van de vroegste tyden tot opden ozden. Deel 1. 2. Bruxelles 1847.

B. de Reiffenberg, Déduction et narration de l'éstat et conduicte de la ville de Malines durant les derniers troubles de ces pays. Bruxelles 1847.

— — Chronique inédite de Hollande et de Hainaut. Bruxelles 1847.

M. A. Quetelet, Sur les anciens recensements de la population Belge. Bruxelles 1847.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Documents historiques inédits concernant les troubles des Pays-Bas, 1577 — 1584. Livr. I. Gand 1847.

C. Henricij, Histoire de la Belgique depuis son origine jusqu'en 1847. Par. 1847.

H. Ellis, Original letters illustrative of English history. 3. Series. Vol. 3. 4. Lond. 1848. Schluß des Werkes.

S. Martin, Summary of Irish history from the reign of Henry II to the beginning of the present century. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. Campbell, Ireland, its history past and present. Lond. 1847.

B. de Roujoux, Histoire pittoresque de l'Angleterre et de ses possessions dans les Indes depuis les temps les plus reculés jusqu'à la réforme de 1832. Vol. 1 — 3. Par. 1835 — 36.

J. L. Ricardo, The anatomy of the navigation Laws. Lond. 1847.

Ed. Lodge, The Peerage of the British empire. 17. Edit. Lond. 1848.

Sartorius von Waltershausen, Physisch-geographische Skizze von Island mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. Göttingen 1847.

Gunnar Olof Hyltén Cavallius und G. Stephens, Schwedische Volkssagen. Deutsch von E. Oberleitner. Wien 1848.

American historical and literary curiosities consisting of fac-similes of original documents relating to the events of the revolution. Collected and edited by Smith and Watson. No. I. II. Philadelph. 1847.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1848. Lond. 1847.

J. Mallat, Les Philippines, histoire, géographie, moeurs, agriculture, industrie et commerce des colonies espagnoles dans l'Océanie. Vol. 1. 2. Par. 1846.

R. H. Schomburgk, The history of Barbados. Lond. 1848.

Fr. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus und ihre Freyheitskämpfe gegen die Russen. Frankf. 1848.

K. Jürgens, Luthers Leben. Abth. I. Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite 1483 — 1517. Bd. 3. Leipzig 1847.

Clary Darlem, Elisabeth d'Autriche, Reine de France. P. II. Schluß. Par. 1847.

Lord Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great seal of England from the earliest times till the reign of George IV. Third Series. Vol. 6. 7. Lond. 1847.

P. A. F. Gérard, Ferdinand Rapedius de Berg. Mémoires et documents pour servir à l'histoire de la révolution Brabançonne. T. 1. 2. Bruxelles 1842 — 1843.

Fel. Wouters, Les Bonaparte depuis 1815 jusqu'à ce jour. Bruxelles 1847.

Ph. Villani, Liber de civitatis Florentiae famosis civibus. Cura et studio G. C. Galletti. Florent. 1847.

Notice sur la vie et les travaux scientifiques de J. C. A. Peltier. Par. 1847.

G. Kombſt, Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1848.

G. Harris, The life of Lord Chancellor Hardwicke. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

Memoirs of R. R. Daniel Corrie, first Bishop of Madras. Lond. 1847.

Fr. Trucchi, Vita e gesta di Piero Strozzi Fiorentino Maresciallo di Francia. Firenze 1847.

Th. Medwin, The life of Percy Bysshe Shelley. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

W. A. Lampadius, Felix Mendelsſohn Bartholdy. Leipzig 1848.

J. J. Guillemenin, Le cardinal de Lorraine, son influence politique et religieuse au XVI siècle. Par. 1847.

J. Barrow, The life and correspondence of Admiral Sir W. Sidney Smith. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. 16. Publikation. Stuttg. 1847.

Dr. A. Müller, Die algebraiſche Auflöſung der Gleichungen des 5. und 6. Grades. Stuttg. 1848.

Anleitung zur Lehngeld-Ablöſung nebſt Rentenberechnung. Grimma 1848.

Dr. A. Tellkampf, Vorſchule der Mathematik. 4. Aufl. Berlin 1847.

Dr. H. Berghaus, Die Baudenkmäler aller Völker der Erde. Lief. 1. Brüſſel 1848.

Owen Jones, Plans, elevations, sections and details of the Alhambra. Vol. I. II. Lond. 1842 — 1845.

Dr. G. Hagen, Handbuch der Waſſerbaukunſt. Th. II. Die Ströme. Bd. 2. Königsb. 1847.

Dr. J. H. Mädler, Unterſuchungen über die Fixſtern-Syſteme. Th. 1. Die partiellen Syſteme. Wien 1847.

J. F. W. Herschel, Bart., Results of astronomical observations made during the years 1834 — 38 at the Cape of good hope. Lond. 1847.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1844. Vol. V. Oxford 1846.

Astronomical observations made at the Royal observatory Greenwich in the year 1844 under the direction of G. Biddell Airy. London 1846.

Astronomical observations made during the year 1845 at the national observatory Washington: under the direction of M. F. Maury. Vol. I. Washington 1846.

Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi, afgifven den 31 Mars 1846, af Jac. Berzelius. Stockh. 1846.

Dr. G. A. Marbach, Phyſikaliſches Lexikon. Bd. 1 — 4. Leipzig 1833 — 37.

Al. Fr. Zantedeschi, Ricerche fisico-chimico-fisiologiche sulla luce. Venezia 1846.

A. Quetelet, Sur le climat de la Belgique. Bruxelles 1846.

Dr. E. F. Auguſt, Pſychrometertafeln nach den neueſten Unterſuchungen berechnet. Berlin 1848.

H. W. Dove, Ueber den Zuſammenhang der Wärmeveränderungen der Atmoſphäre mit der Entwicklung der Pflanzen. Berlin 1846.

— — Temperaturtafeln nebſt Bemerkungen über die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. Berlin 1848.

R. F. Marchand, Chemiſche Tafeln zur Berechnung der Analyſen. Leipzig 1847.

Forhandlingar vid de Skandinaviske Naturforskarnes trejde möte i Stockholm den 13 — 19 Juli 1842. Stockholm 1843.

A. N. Herrmannsen, Indicis generum Malacozoorum Primordia. Fasc. 8. 9. Cassel 1848.

G. Rob. Gray, The genera of birds. Part 38—43. Lond. 1847.

J. Gould, The Birds of Australia and the adjacent islands. Part 30. Lond. 1848.

Dr. W. F. Erichſon, Naturgeſchichte der Inſekten Deutſchlands. Abth. I. Coleoptera. Bd. 3. Lief. 3 — 5. Berlin 1847.

J. F. Naumann, Taxidermie. Halle 1848.

Dr. H. Burmeiſter, Athlophorus Klugii, eine neue Gattung der Blattweſpen (Tenthredonidae). Halle 1847.

W. J. Broderip, Zoological Recreations. Lond. 1847.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1848.

(Fortsetzung.)

The University of Louvain. — Dublin Rev. 1848 Sept.

Helbig (H.), Notice sur Pierre Schoeffer le fils, imprimeur du XVI siècle. — Messager des scienc. hist. etc. de Belg. 1848. Livr. 2.

Mohl (J.), Rapport sur les travaux du Conseil d' administration de la Société asiatique pendant l'année 1847—1848. — Journ. asiat. 1848 Août.

Rougé, Lettre sur les éléments de l'écriture démotique des Egyptiens. — Revue archéolog. Année V. Livr. 6.

Henry (J.), Commentaries on, and illustrations of the Eneis of Virgil etc. — Class. Mus. 1848 Oct.

Chronicon Samaritanum, arabice conscriptum, cui titulus est Liber Josuae, ex unico codice Scaligeri nunc primum edidit Th. Guil. Joh. Juynboll. Lugd. Bat. 1848. 4. — Journ. des Savants. 1848 Sept.

Indian epic poetry. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848 Oct.

Fresnel (Fulg.), Notice sur les caravanes du Waday. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1848 Avril et Mai.

Laplace, Voyage de circumnavigation de la frégate l'Artémise. (Suite). — Correspond. T. XXII. Livr. 20.

Fortune (Rob.), Wanderings in China. Lond. 1847. — Edinb. Rev. 1848 Oct.

Rodney Mundy, Narrative of events in Borneo and Celebes etc. 2 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Sept.

Meyer (Maur.), Etudes sur le théâtre latin. Par. 1847. — Journ. des Sav. 1848 Sept.

Newman (F. W.), On the growth of the Tribune's power before the Decemvirate. — Class. Mus. 1848 Oct.

Letronne, Sur le tombeau des deux cavaliers athéniens Mélanopos et Macartatos, décrit par Pausanias, et sur la composition trinitaire de l'âme humaine, selon les idées de Platon. — Rev. archéol. Année V. Livr. 6.

Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte. Tome II. Par. 1848. 4. — Journ. des Savants 1848 Sept.

Piot (C.), Etudes sur les types. Imitation des sceaux des communes sur les monnaies des provinces méridionales des Pays-Bas et du pays de Liège. — Revue de la numismat. belge. T. IV. No. 1.

State of Europe. — Edinb. Rev. 1848 Oct.

Whiteside (Jam.), Italy in the nineteenth century, contrasted with its past condition. 3 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Sept.

Extraits du Trésor des Chartes. III. Procès pour outrage aux moeurs, en 1470. — Bibl. de l' Ecole des Chartes 1848 Juillet—Août.

The history of the Hugonots. — English Rev. 1848 Sept.

Bourbon (Isid.), L'hospice des Quinze-Vingts. Notice hist. et statistique. — Journ. des Econom. 1848. No. 16.

Germanic States. — Quart. Rev. 1848. Sept.

The austrian Revolution and its results. — Dublin Rev. 1848 Sept.

Joly (E), Antiquités celtogermaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix etc. (VI. art.) — Mess. des sc. hist. etc. de Belg. 1848 Livr. 2.

Hervey (John Lord), Memoirs of the reign of George the Second, from his accession to the death of Queen Caroline. Edited by J. W. Crocker. 2 vols. Lond. 1848. — Blackw. Mag. 1848. Sept. Edinb. Rev. 1848 Oct.

Outlines of the history of Ireland. Dublin 1847. — Quart Rev. 1848 Sept.

Jomard, De la pente du Nil Blanc depuis le 9 degré de latitude jusqu' au confluent de Khartoum et de là jusqu' à la mer. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Avril et Mai.

Blinière, Antiquités de la ville de Cherchel (Algérie.) — Rev. archéol. An. V. Livr. 6.

Squier (G.), Lettre sur les antiquités américaines et la montagne Serpent de Brush-Creek. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Avril et Mai.

Guessard (Fr.), Gauluet ou le sire de Gaules. (Pierre de Mornay le jeune.) 1380—1423. — Bibl. de l'école des Chartes 1848 Juillet-Août.

Final memorials of Charles Lamb. By Thomas Noon Talfourd. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848 Oct.

Life, letters and literary remains of John Keats. Edited by R. Monckton Milnes. 2 vols. Lond. 1848. — Dublin Rev. 1848. Sept.

Walpole (Hor.), Letters addressed to the Countess of Ossory, from the year 1769 to 1797. 2 vols. 1848. — Edinb. Rev. 1848 Oct.

Delacroix, Vie et mort de M. Auguste-Denis Affre, archevêque de Paris. — Rev. de Brux. 1848 Juin.

Mazade (Ch. de), Ecrivains critiques de la France. Philarète Chasles. — Rev. des deux Mond. 1848 T. III. Livr. 16.

Loménie (Louis de), Chateaubriand et ses mémoires. — Ebendaſ. Livr. 17.

Young (J. R.), On some properties derivable from the development of a binomial; with a simplified proof of a remarkable theorem of Abel. — Philos. Mag. 1848 Oct.

Cayley (Arth.), On the application of quaternions to the theory of rotation. — Ebendaſ. Sept.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. II. Ebendaſ.

Jomard, De l'observatoire de Washington et de la carte des vents et des courants, publiée par Maury. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Avril et Mai.

Herschel (John F. W.), Results of astronomical observations made during the years 1834—1838 at the Cape of Good Hope. (Fifth and concluding notice.) — Philos. Mag. 1848 Oct.

Somerville (Mary), Physical geography. 2 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Sept.

Sur les propriétés magnétiques des gaz et de la flamme. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Août.

Goodman (John), On a new and practical voltaïc battery of the highest powers, in which potassium forms the positive element. — Philos. Mag. 1848 Sept.

Lloyd (H.), An account of a method of determining the total intensity of the earth's magnetic force in absolute measure. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending June 30, 1848. — Ebendaſ.

Phillips (Reuben), An account of some experiments on Voltaelectric induction. — Ebendaſ. Oct.

Henwood (W. Jory), Notice of a colourless atmospheric arch seen in the interior of Brazil. — Ebendaſ.

Daubeny (Charl.), A description of active and extinct volcanos, of earthquakes and thermal springs etc. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848 Octob.

Schythe (J. C.), Hekla and its latest eruption on the 2nd of Sept. 1845. Copenh. 1847. — Dublin Rev. 1848 Sept.

Fremy (E), Mémoire sur la maturation des fruits. — Annales de Chim. et de Phys. 1848 Sept.

Fremy (E.), Réponse à quelques assertions qui ont été émises récemment sur les propriétés et la composition des corps gélatineux des végétaux. — Ebendaſ.

Lebourdais (de Nogent-le-Rotrou), Mémoires sur les principes immédiats des végétaux, leur nature et la manière de les obtenir. — Ebendaſ.

Hoffman (A. W.), Recherches sur les bases volatiles. — Ebendaſ.

Damour (A.), Notice et analyses sur un hydrosilicate de zircone cristallisé, trouvé dans le département de la Haute-Vienne. — Ebendaſ.

Gerhardt (Charl.), Recherches sur les huiles essentielles. VI Mém. — Ebendaſ.

Laurent (Aug.) et Ch. Gerhardt, Sur deux dérivés de la morphine et de la narcotine. — Ebendaſ.

Andral, Recherches sur l'état d'acidité ou d'alcalinité de quelques liquides dans l'état de santé et de maladie. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Sept.

Delesse (A.), Notice sur la terre verte de Vérone. — Bibl. univ. de Gen. (Sc. phys.) 1848 Juin.

Delesse (A.), Analyse d'un schiste à base de magnésie de Villa-Rota. — Ebendaſ.

Gay-Lussac, Extrait d'un mémoire sur l'eau régale. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Août.

Boutron-Charlard et O. Henry, Analyse chimique des eaux qui alimentent les fontaines publiques de Paris. — Ebendaſ. Sept.

Robiquet (E), Notes sur l'identité des acides picrique et chrysolépique. — Ebendaſ.

Cap et Gaultier de Claubry, Rapport sur l'histoire de la pharmacie de Q. Chiarlone et C. Mallaïna. — Ebendaſ.

Anderson (Th.), On the products of the destructive distillation of animal substances. P. I. — Philos. Mag. 1848 Sept.

Collins Brodie (Benj.), An investigation on the chemical nature of wax. — Ebendaſ.

Stenhouse (John), On the action of chlorine on anilic acid. — Ebendaſ.

Schunk (Edw.), Some remarks on the substances discovered by Mr. Stenhouse in the Roccella tinctoria and Evernia Prunastri. — Ebendaſelbſt. Oct.

Higgin (James), On the colouring matters of madder. — Ebendaſ.

Liebig (Just.), Researches on the chemistry of food. Edited by W. Gregory. Lond. 1847. — Dublin Rev. 1848.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Deuxième memoire: Monographie des Turbinolides. (Suite). — Annal. des Scienc. nat. (Zool.) 1848 Mai.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. 2 Mém. — Ebendaſ. Juin.

Dufour (Léon), Recherches sur l'anatomie et l'histoire de l'Osmylus maculatus. — Ebendaſ.

Milne-Edwards, Note sur un Crustacé amphipode remarquable par sa grande taille. — Ebendaſelbſt.

Blanchard (Em.), De la circulation dans les insectes. — Ebendaſ.

Milne-Edwards, Note sur un Crustacé nouveau du genre Macrophthalme. — Ebendaſ.

Brightwell (Th.), Some account of a dioecious Rotifer allied to the genus Notommata of Ehrenberg. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 Sept.

Benson (W. H.), Characters of seven new species of Helix, with amended descriptions of some species previously described etc. — Ebendaſ.

Walton (John), Notes on the genera of insects Erirhinus, Notaris and Procas; with descriptions of two new species. — Ebendaſ.

Dickie (G.), On the structure of the shell of the egg in birds, and the nature and seat of the colour. — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. (Contin.) — Ebendaſ.

Walker (Franc.), Descriptions of Aphides. (Contin.) — Ebendaſ.

Spratt, On the influence of temperature upon the distribution of the Fauna of the Aegean Sea. — Philos. Mag. 1848 Sept.

Catlow (M. E.), Popular British entomology. Lond. 1848. — Westm. and for. quart. Rev. 1848 Oct.

Ray (Jul.) et H. Drouet, Nouvelle espèce du genre Anodonte. — Rev. zool. 1848 Août.

Lesson (R. P.), Etudes sur les mammifères primates. (Suite). — Ebendaſelbſt.

Léveillé (J. H.), Fragments mycologiques. (Suite). — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Mai.

Duchartre (P.), Observations sur l'organogénie florale et sur l'embryogénie des Nyctaginées. — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Sur la famille des Droséracées. (Suite.) — Ebendaſ.

Plantarum species novae ex catalogis hortorum (Berolinensis, Dorpatensis, Havniensis, Heidelbergensis) excerptae. — Ebendaſ.

Cagnat (Louis), Des rapports qui existent entre la disposition des feuilles, la forme des axes végétaux et celle de la moelle. — Ebendaſelbſt Juin.

Tulasne (L. R.), Sur la phosphorescence spontanée de l'Agaricus olearius DC., du Rhizomorpha subterranea Pers., et des feuilles mortes du Chêne. — Ebendaſ.

Desmazières (J. B. H. J.), Quinzième notice sur les plantes cryptogames de France. — Ebendaſ.

Plantarum species novae ex catalogis hortorum (Genuensis et Monspeliensis, anni 1847) excerptae. — Ebendaſ.

Martius (Ch.), De la colonisation végétale des Iles Britanniques, des Shetland, des Féroë et de l'Islande. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Juin.

Leighton (W. A.), On the form of the capsule and seeds as affording a specific character in Primula vulgaris, P. veris, and P. elatior. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Sept.

Greville (R.), Algae orientales: Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. — Ebendaſ.

Guibourt, Observations sur la classification carpologique. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Août.

Clarke (W. B.), Remarks on the identity of the epoch of the coal-beds and palaeozoic rocks of New South Wales. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Sept.

Owen, Description of teeth and portions of jaws of two extinct anthracotherioid quadrupeds (Hyopotamus vectianus and Hyop. bovinus) discovered in the eocene deposits on the N. W. coast of the Isle of Wight etc. — Quart. Journ. of the geolog. Soc. Vol. IV. P. 1.

Jukes, Notes on the geology of the coasts of Australia. — Ebendaſ.

Gregory, Remarks to accompany a geological map of Western Australia. — Ebendaſ.

Moreau de Jonnès, De la statistique sur l'agriculture de la France. — Journal des Econom. 1848. No. 18.

Ethnology, or the science of races. — Edinb. Rev. 1848 Oct.

Lacroix (A. F.), Fêtes religieuses des Hindous, telles quelles sont observées dans le Bengale. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Juin.

Maury (A.), Notice sur l'identité des Fatuae, des Deae Matres ou Matronae et des Fées. — Rev. archéol. Année V. Livr. 6.

Cousin (V.), Du manuscrit de l'Emile, conservé à la bibliothèque de la Chambre des Représentants. — Journ. des Savants. 1848 Sept.

Chretien (Ch. P.), An essay on logical method. Oxford 1848. — Christ. Remembrancer 1848 Oct.

Prat, Histoire de l'eclectisme Alexandrin dans sa lutte avec le christianisme. — Univ. cath. 1848 Août.

De la Haye, Cours de théodicée. II. De la révolution et de la foi. — Univ. cathol. 1848 Août.

Vitalis, Le livre de Geta et de Birria, ou l'amphitryonéide, poème latin du XIII siècle; publ. par Anat. de Monttaiglon. — Bibl. de l'Ecole des Chart. 1848 Juill.—Août.

The works of Beaumont and Fletcher with notes and a biographical memoir by Alex. Dyce. 11 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Sept.

Russel (John), Essays etc. — Westminster and foreign quart. Review 1848 Oct.

Cornelissen (N.), Peinture historique. Ecole belge. — Mess. des scienc. hist. 1848 Livr. 2.

Lindsay (Lord), Sketches of the history of christian art. 3 vols. Lond. 1847. — Christ. Remembr. 1848 Oct.

Guenebault, Piscine de la Sainte Chapelle de Paris. — Rev. archéol. Anneé V. Livr. 6.

Revolution and reform. — Edinb. Rev. 1848 Oct.

Fonteyraud (Alc.), La vérité sur l'économie politique. — Journ des Econom. 1848. No. 13.

Cieszkowski (A.), Du credit et de la circulation. 2 éd. Par. 1847. — Ebendaſ.

Clement (A.), Le crédit, — Ebendaſelbſt.

Mill (J. S.), Principles of political economy, with some of their applications to social philosophy. 2 vols. Lond. 1848. — Blackwood's Mag. 1848 Oct. Christian Remembrancer 1848 Oct. Edinb. Rev. 1848 Oct.

Sanatory reform. — Dublin Rev. 1848 Sept.

Causes of poverty. — Westminst. and for. quart. Rev. 1848 Oct.

Du Puynode (Gust.), Lettres économiques sur le prolétariat. Par. 1848. — Revue de droit français et étranger. T. V. Livr. 8 et 9.

Saint-Marc Girardin, Histoire de l'idée du travail. — Rev. des deux Mond. 1848. T. III. Livr. 16.

On church union. — Engl. Rev. 1848 Sept.

The Church in Ceylon. — Dubl. Rev. 1848 Sept.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf J. J. Berzelius.

(Schluß.)

Erfinden, entdecken, neue Methoden anbahnen, umgestalten, das Licht der Chemie auch in andere Wissenschaften hinübertragen: das macht er sich zum Berufe, indem er mit genialer Genüßlichkeit die mannichfaltigsten Gebiete durchstreift. Er bringt den herrschenden Dogmatismus durch den Nachweis von der elementaren Natur des übersalzsauren Gas („Chlorine") in Verlegenheit, wogegen bekanntlich Berzelius die Lehre von der oxydirten Salzsäure standhaft bis zum Jahre 1822 vertheidigt hat; — oder er baut von seiner Entdeckung der Alkali-Metalle eine kühne Brücke zu einer neuen Theorie von der Entstehung der Vulcane; — oder er versetzt die rationellen Landwirthe durch seine Ansichten von der Ernährung der Pflanzen in Aufregung: — er zersetzt die bisherige Doctrin, stellt vieles an ihr in Frage.

Anders Berzelius, der ruhigere, sinnige, verständig klare, arbeits- und ordnungsfreudige Schwede. Er sieht seinen Beruf in einer mehr zusammengehaltenen Thätigkeit; er will vor Allem jene Wissenschaft, die er in aller Breite und Tiefe kennt, auch in einem gegliederten Systeme beherrschen. Er ist ein organisirender, conservativer Geist. Im besten Sinne jenes Prometheus gleichberechtigter, wenn schon viel verschiedener Bruder Epimetheus, will er die Chemie durchweg als eine methodische Wissenschaft.

Bey einer solchen Unähnlichkeit in Naturell und in der wissenschaftlichen Selbstbestimmung ist kaum zu erwarten, daß Davy und Berzelius sich in inniger Freundschaft gefunden haben würden, wenn sie auch nicht durch die Nordsee getrennt von einander gelebt hätten. Sie sahen sich zweymal. Im Jahre 1812 besuchte Berzelius London. Er traf dort seinen berühmten Mitforscher bereits in einer glänzenden äußern Lage, die auf den einfachen, anspruchlosen, an Entbehrungen lange Zeit gewöhnten Mann keinen behaglichen Eindruck scheint gemacht zu haben, während es ihm aber zu großer Genugthuung gereichte, in Davy's Laboratorium die Art von Unordnung anzutreffen, die er sich selbst vorwerfen mußte. Als 1824 Sir Humphry Davy nach Schweden kam, konnten es die schwedischen Männer der Wissenschaft nicht begreifen, wie sich der Präsident der k. großbrit. Gesellschaft der Wissenschaften Tage lang vergnügen mochte in den romantischen Seen des Nordlandes seine Angel auszuwerfen, bevor er Berzelius gesehen. Doch kamen beyde, Berzelius von Wöhler begleitet, in Helsingborg, unter großer gegenseitiger Anerkennung zusammen.

Was Berzelius als Classificator und Systematiker in der Chemie geleistet, ist in der That ein Riesenwerk. Es waren dazu vor Allem die gründlichen Analysen auf alle Elemente nothwendig, und Berzelius unterwarf sich dieser Arbeit mit einer Hingebung, Treue und einem Scharfsinn, der seines Gleichen sucht in der Geschichte der Wissenschaft. Um die Resultate dieser Forschungen auf einen einfachsten Ausdruck zu bringen, hat er eine neue Nomenclatur erdacht und die chemischen Symbole und Formeln

zur Bestimmung der Aequivalentgewichte und der Aequivalent-Zusammensetzungen der Körper in die Chemie und in die Mineralogie eingeführt. Er schuf mit einem Worte ein durchgreifendes neues System, und dieses ist das jetzt herrschende. So erschien er denn, seinen zahlreichen, dankbaren Schülern zumal in den letzten Zeiten, nachdem er aufgehört hatte, schaffend zu wirken, als der ordnende Geist in der Wissenschaft der Chemie, als der verständige Lenker eines großen, verwirrten Zuges, der, wenn vom rechten Wege ablenkend, durch ihn in die wahre Richtung zurückgeführt wurde.

Daß Berzelius bey einer so umsichtigen und weitgreifenden Behandlung der chemischen Analyse auf viele wichtige Entdeckungen kommen mußte, daß er mehrere Grundstoffe, das Cerium, das Thorium, das Selen entdeckt, daß seine geübte Hand zuerst das Silicium, das Zirconium und Tantal isolirt dargestellt hat, ist dankbar in die Fasten der Wissenschaft eingetragen. Von noch größerem theoretischem Einfluß war seine, jetzt allgemein als Wahrheit angenommene scharfsinnige Erklärung der basischen Eigenschaften des Ammoniaks und der wahren Constitution aller seiner Verbindungen, — mit einem Wort seine Theorie vom Ammonium, eine glückliche Conception, die ihn in neuerer Zeit, nachdem die in rascher Entwickelung begriffene organische Chemie ihm das factische Material vorbereitet hatte, auf die richtige Erkenntniß und Deutung der chemischen Natur der organischen Basen geführt hat, die, wie er nachweist, unzweifelhaft alle als Ammoniak-Verbindungen eigenthümlicher Art zu betrachten sind.

Aber von noch allgemeinerer Bedeutung für die organische Natur war seine schon 1815 aufgestellte Idee von den organischen oder zusammengesetzten Radicalen, worüber er sich schon damals in folgender, bestimmter Weise ausspricht*): „Wir finden, daß der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Körpern darin besteht, daß in der unorganischen Natur alle oxydirten Körper ein einfaches Radical haben, während die organischen Substanzen von Oxyden mit zusammengesetztem Radical ausgemacht werden.“ — Diese und andere bis auf die letzte Zeit von ihm vertheidigten Ansichten von der Constitution der organischen Verbindungen sind zwar von manchen Seiten als dem Geist der gegenwärtigen Zeit nicht mehr entsprechend angegriffen worden; doch halten viele der ausgezeichnetsten Fachmänner an ihnen fest, als die wahrscheinlichern, richtigern, das Ganze consequent und logisch umfassenden.

Berzelius geht hiebey in der organischen Chemie von dem Satze aus, „daß die Anwendung dessen, was über die Verbindungsweise der Grundstoffe in der unorganischen Natur bekannt ist und noch bekannt werden wird, zur Beurtheilung ihrer Verbindungen in der organischen Natur der Leitfaden ist, an welchem wir hoffen können, zu richtigen und mit einander übereinstimmenden Vorstellungen von den Zusammensetzungsarten derjenigen Körper zu gelangen, welche unter dem Einflusse des Lebensprocesses hervorgebracht werden, so wie auch derjenigen, welche durch die Verwandlung dieser Körper auf chemischem Wege entstehen.“ Das höchste Problem der organischen Chemie ist ihm die richtige Erkenntniß der „rationellen Zusammensetzung.“ So nennt er die Art und Weise, in welcher die nach ihrer Anzahl, relativen Quantität und nach ihrem Atomgewicht auf empirischem Wege aufgefundenen Grundstoffe mit einander verbunden gedacht werden müssen. Und für diese Forschung nimmt er die größte Vielseitigkeit des praktischen Nachweises, die größte Vorsicht in den Schlüssen und Gründlichkeit des Urtheils in Anspruch, damit die Wissenschaft möglichst frey gehalten werde von voreiligen, durch die Phantasie vermittelten Schlüssen, welchen hier ein weites Feld eröffnet ist, weil die Abstraction in dem concreten Falle mehrerlei Combinationen der Grundstoffe annehmen kann *).

Doch ich halte hier inne. — Des großen Meisters Einfluß auf die wissenschaftliche Fortbildung der Mineralogie zu schildern, — wobey ihm auch Mitglieder unserer Akademie rühmlich zur Seite standen, — seine günstigen Einwirkungen auf die mehrfachsten Zweige der Technik ausführlich anzuführen, darf nicht in unserer Absicht liegen. Nur den Gesichtspunkt möchte ich noch angeben, und zwar in Berzelius eigenen Worten,

*) Lehrbuch, 5. Aufl. Bd. 4. S. 34.

*) S. Berzelius Chemie 5. Aufl. IV. S. 31. ff.

von dem aus er die Chemie, diese so vielfach praktische Wissenschaft, gegenüber dem Leben und seinen Ansprüchen betrachtete. „Wenn die Wissenschaften, sagte er, aufhören würden ihrer selbst willen bearbeitet zu werden, sie nur in Rücksicht auf ihre Anwendung betrieben würden, so möchten sie bald in Stillstand gerathen und für die Anwendung wenig oder gar nichts neues mehr gewonnen werden. Der, welcher bey einer wissenschaftlichen Forschung frägt, wozu nützt sie? hat keinen Sinn für die Wissenschaft. Jede neue positive Kenntniß, wie unanwendbar sie im bürgerlichen Leben auch seyn mag, führt zu noch andern Kenntnissen, mit denen sie sich verknüpft, und während sie zur Entwickelung der Begriffe beyträgt, bringt sie Resultate hervor, deren Wichtigkeit an der Wiege der Forschung meistens nicht prophezeit werden konnte.“ Endlich erinnere ich noch an das Verdienst, das sich Berzelius durch die seit 1822 regelmäßig und mit großem Fleiße erstatteten Berichte von den Fortschritten der physischen Wissenschaften erworben hat. Sie enthalten eine Uebersicht aller größern Arbeiten auf jenen Gebieten, und meistens auch eine scharfe Kritik, wie sie nur derjenige liefern kann, welcher das Ganze seiner Wissenschaft beherrscht. So energisch ist die Reproduction, so reich und umfassend das Wissen, wovon diese Zeitschrift Zeugniß giebt, daß, wer nichts Anderes hinterlassen, hinlänglich dem Lebenswerk eines tüchtigen Arbeiters genügt haben würde.

Ein Mann so gutmüthig, fröhlich, offen, so hingebend und beredt wie Berzelius war zum Lehrer geschaffen und man könnte sagen, daß er eine Schule in ähnlichem Sinne gebildet, wie einst die Philosophen Griechenlands zu thun pflegten. Die Chemie begünstigt eine solche Behandlung, weil sie nicht bloß doctrinirt, sondern dem Schüler im Laboratorium eine gewisse Selbstständigkeit einräumt. So sind die Schweden Arfwedson, Nordenskiöld, Mosander und A., so die Deutschen Christ. Gmelin, Mitscherlich, Heinr. und Gustav Rose, Wöhler, Magnus u. A. Schüler des großen Mannes, und gleichwie die Freundschaft theilend gemehrt wird, haben sie, in Pietät und edlem Wetteifer, es mit der Wissenschaft gehalten. Diese Männer arbeiteten mit Berzelius nicht in dem öffentlichen, sondern in seinem Privatlaboratorium, das er mit reinster Uneigennützigkeit öffnete. Es befand sich in seiner Wohnung im Hause der Akademie, und bestand nur aus zwey kleinen Zimmern, aus dem eigentlichen Arbeitsraume mit seinen wenigen Tischen und Reagentien und dem Zimmer, worin die Wagen standen, und die andern sehr einfachen und wenigen Geräthschaften aufbewahrt wurden. Daneben befand sich noch eine ganz kleine mechanische Werkstatt, mit Drehbank u. s. w. Gleich seinem genialen Vormann Scheele leistete Berzelius mit geringen, ja anfänglich sehr beschränkten Mitteln das Außerordentliche. Aber gerade diese Beschränkung und die darum nöthige Selbsthülfe und Selbsterfindung mag wesentlichen Antheil gehabt haben an der Erfindung der vielen neuen und sinnreichen Methoden und Manipulationen, die ihm die Wissenschaft verdankt und die durch seine Schule nach allen Seiten hin verbreitet worden sind. Größere Operationen, wie Glühungen im Ofen u. dergl., wurden in seiner Küche vorgenommen, wo, so lange er unvermählt war, seine alte Schaffnerin Anna in homerischer Einfalt waltete, und oft des Mannes frugales Mahl bereitete, wenn er neben ihr einen Versuch von europäischer Tragweite meditirte und ausführte. Jene stillen Räume der Wissenschaft waren geweiht durch harmlose Selbstbeschränkung, behagliche Arbeitslust, durch frohen Muth und reine Sitten: kein Wunder, daß so Großes und Vieles aus ihnen hervorgehen konnte, und daß alle Schüler sich mit Begeisterung der Zeit erinnern, die sie in der Nähe des Meisters verlebten, mit dem sich so behaglich leben ließ. Denn Berzelius war keine lebhafte Natur. Er war ruhig, bequem, oft still, aber stets denkend und beobachtend. Er war ein scharfer und richtiger Beurtheiler von Personen und Charakteren, und verfolgte mit derselben Aufmerksamkeit auch die äußern Zustände des öffentlichen Lebens.

Die großen, folgenschweren Ereignisse in der europäischen Politik, welche sein Todesjahr bezeichnen, betrachtete er, schon auf den Stuhl körperlicher Leiden gebettet, mit der liebevollen Innigkeit eines Weltbürgers. Ein Mann der freyen und tiefen Forschung, versagte er dem Fortschritte geistiger Freyheit auf keinem Gebiete seine Huldigung. Er hatte sanfte Duldung und Achtung für die Meinung Anderer;

nichts aber achtete er höher als das Gesetz, denn ein Leben voll Hingebung an die Geheimnisse der Natur hatte ihn mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß, so groß und erhaben auch dem Geiste jene Naturgesetze erscheinen müssen, die die materielle Welt in ihren Fugen halten; — doch noch eine wärmere, allgemeinere Sympathie den Menschen für jenes Gesetz beleben müsse, das sich die Menschheit in der sittlichen Sphäre selbst gegeben, als Führer auf ihrem langen, an Windungen reichen Weg zu geistiger Ausbildung und Vollendung.

Schwach und ungenügend, — der Redner fühlt es — ist diese Schilderung eines Mannes, dem unsere Akademie aus jeglichem Munde Dank und Verehrung zollt. Er getröstet sich aber in dem Gedanken, daß jene hoch begabten Männer, die jetzt die Führung der herrlichen Wissenschaft der Chemie überkommen haben, dem hingegangenen Meister schon durch den Fortbau des begonnenen Werkes ein Denkmal setzen werden, seiner würdig, das, dauernder denn Erz, noch zu späten Geschlechtern redet.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat August bis November 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues lausitzisches Magazin. 23. Bd. 1 — 4. Heft. 24. Bd. 1. Heft. Görlitz 1846. 47. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 5. 6. Juin—Août 1848. Par. 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 6. 7. 8. 9. livraison. Juin — Septbr. 1848. Paris 1848. 8.

Von dem württembergischen Alterthumsverein in Stuttgart:

Dritter Rechenschaftsbericht von den Jahren 1846. 47. Stuttgart 1847. 4.

Viertes Jahresheft des Vereines. Stuttgart 1847. gr. Fol.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbingische Studien. Neues Archiv. 5. Bds. 1. Heft. Kiel 1848. 8.

Urkundensammlung. 2. Bds. 2. Abth. Kiel 1848. 4.

Von Hrn. Dr. Georg Bartal in Wien:

De Beleházа commentariorum ad historiam status jurisque publici Hungariae aevi medii libri XV. Tom. I — III. Posonii 1847. 8.

Von dem historischen Verein zu Bamberg:

Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins. Bamberg 1848. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz ꝛc.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des Vereins. V. Lieferung. Einsiedeln 1847. 8.

Von dem historischen Vereine für Niedersachsen in Hannover:

Archiv. Neue Folge. Jahrg. 1847. Hannover 1847. 8.

Zehnte und eilfte Nachricht über den Verein. Hannover 1846. 48. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen 1846. Berlin 1848. gr. 4.

Von dem Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1847. I. II. Heft. Stuttg. 1848. 8.

Von dem historischen Verein von Oberbayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 10. Bd. 1. Heft. München 1848. 8.

Zehnter Jahresbericht für das Jahr 1847. München 1848.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens in Münster:

Regesta historiae Westfaliae. Accedit codex diplomaticus. I. Bd. Herausgegeben von Dr. Heinrich Erhard, Archivrath. I. Bd. Münster 1847. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hierauf las Hr. Hofrath Dr. v. Schubert:

Denkrede auf Dr. Michael Pius Erdl, gewesenen ordentlichen Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie, Adjuncten der anatomischen Sammlung des Staates zu München.

Der Kreis der Mitglieder unsrer Akademie der Wissenschaften hat in dem jetzt nahe zu Ende gehenden Jahre große und schwere Verluste erlitten. Der freudige, geistig kräftige Kämpfer für deutsche Freyheit in den Zeiten der Befreyungskriege gegen Frankreich: Joseph von Görres, machte den Anfang des Ausscheidens für immer; ihm folgte eine Reihe von Männern, deren Wirken zur Erweiterung des wissenschaftlichen Erkennens und für geistige Bildung nicht nur in unsrem Kreise, sondern weit außer demselben eine wohl verdiente Anerkennung gefunden hat und noch ferner finden wird.

Der Hingeschiedene, zu dessen Lob ich heute einige Worte sagen will, war der jüngste von jenen allen; er hatte schon frühe die Hand an ein bedeutendes Tagwerk des Lebens gelegt; ein viel versprechender Anfang war von ihm gemacht, da wurde er abgerufen von dem so glücklich begonnenen Baue.

Warum gerade ich mich bewogen fühlte, hier vor diesem hohen Kreise das Andenken an Dr. Michael Pius Erdl, des viel thätigen Lehrers an der hiesigen Hochschule und außerordentlichen Mitgliedes unsrer Akademie zu erneuern, das wissen die, welche mein persönliches Verhältniß zu dem Hingeschiedenen kannten. — Neben der Verwandtschaft des Blutes hat noch eine andre ihre Rechte, welche in einer Zuneigung wurzelt, die mit dem Blute der Adern nicht zugleich erkaltet.

Ich kannte Erdl seit seinem Uebertritt an die hiesige Universität. Er war mir einer jener Zuhörer, durch deren lebendigere Theilnahme der Lehrer selber sich angeregt fühlt zur freudigeren Mittheilung dessen, was er zu geben hat. Er ward in Gesellschaft seines geistesverwandten Jugendfreundes, des Doctor Johannes Roth, mein treuer Begleiter auf der Reise nach dem Orient. Schon hier war es, wo der 22jährige Jüngling sich als glücklicher Beobachter einen Ruhm erwarb, welcher ihm in der Geschichte der bedeutendsten geographischen Entdeckungen unsres Zeitalters bleiben wird. Ich meine hier seine von Alexander von Humboldt, Berghaus, Russegger und andren Meistern der Erdkunde rühmlich erwähnten barometrischen Bestimmungen der Senkung des Jordanthales unter den Spiegel des Mittelmeeres*). Ich bin es der Ehre meines hingeschiedenen jungen Freundes schuldig und spreche es hier unbedenklich aus, Erdl war der erste, der diese höchst merkwürdige, unerwartete Thatsache zur öffentlichen Kunde brachte; der erste, der jene Senkung in ihrem ganzen Verlaufe, vom Tiberiassee bis zum

*) Weil diese Messungen in Schuberts Reise nach dem Morgenlande mitgetheilt sind, wird öfters der Name jenes Reisenden statt Erdls seinem genannt.

todten Meere, ja noch südwärts von diesem an einigen Punkten der Araba beobachtete. Durch ihn wurde Russeggers Aufmerksamkeit und bald auch die Theilnahme der Freunde der Länderkunde in ganz Europa auf eine Erscheinung hingelenkt, die in ihrer Art und in ihrer Ausdehnung vielleicht einzig ist auf Erden.

Meinem bescheidenen jungen Freunde kam es nicht in den Sinn, sich um das Prioritätsrecht der Entdeckung von der tieferen Lage, zunächst des todten Meeres, mit dem Engländer Beke zu streiten, dessen Bruder, damals Consul in Leipzig, bald nachdem Erdls barometrische Beobachtungen bekannt geworden waren, in einer Zeitung anzeigte, daß sein Bruder, der Marinelieutenant Beke ein oder zwey Tage früher als Erdl aus dem Siedpunkt des Wassers am Ufer des todten Meeres, die tiefe Senkung desselben gefunden habe. Immerhin bleibt es hierbey bemerkenswerth, daß der englische Beobachter mit seinem ungleich vollkommneren Apparat fast nur dasselbe Resultat fand, auf welches mein Reisegefährte durch die Unvollkommenheit seines Instrumentes, davon ich nachher noch reden will, beschränkt war und daß er nicht vielmehr der vollen, erst von Russegger unter den günstigsten Umständen der Beobachtung aufgefundenen Wahrheit näher kam als der Erdl'schen Angabe. Und welcher andre Beobachter als Erdl hatte vor Russegger die Senkung des Wasserspiegels des Tiberiassees entdeckt, die noch lange nachher bezweifelt worden war? welcher andre Reisende die Senkungen in der Araba? — Die große Thatsache ist es werth, daß wir einige Augenblicke bey ihrer Betrachtung verweilen.

Als vor einigen Jahrzehnden Engelhardt und Parrot ihre Beobachtungen über die Lage des kaspischen Meeres bekannt machten, aus denen es hervorgieng, daß der Wasserspiegel dieses Sees um einige hundert Fuß tiefer liege als der des Mittelmeeres, da wurde nicht nur das alte Vorurtheil, nach welchem eine unterirdische Verbindung dieser Meere statt finden sollte, tief erschüttert, sondern die Behauptung jener beyden Reisenden erschien mit allen bisherigen Ansichten in so kühnem Widerspruche, daß man Zweifel gegen dieselben erhob, auf welche die beyden genannten Beobachter selber eingiengen, indem sie nach einer neuen Prüfung derselben ihre Behauptung fast ganz zurücknahmen. Später hatte man in einigen Salzsteppen von Sibirien Senkungen der Erdoberfläche unter das Niveau des Meeres wahrgenommen, welche zum Theil bis gegen 300 Fuß zu betragen scheinen.

Den Reisenden in Palästina war es schon mehrfach aufgefallen, daß, wenn sie von der Gegend des Mittelmeeres über Nazareth den Weg nach dem Tiberiassee nahmen, das Aufwärtssteigen bis zu den Höhen, die den Kessel des Sees gegen Westen umgränzen, in keinem Verhältniß stehe mit der Tiefe, in welche sie bis zum Wasserspiegel desselben hinabsteigen mußten. Noch vielmehr drängt sich dem Reisenden diese Beobachtung auf, der von Osten oder Westen her nach den südlichen Jordansauen und zu den Ufern des todten Meeres hinabsteigt, ja schon das Augenmaaß bey der Aussicht nach diesem Meere von den Höhen des Oelberges oder der Umgegend von Bethlehem, noch mehr aber die unverhältnißmäßig hohe Temperatur der Jericho-Ebene mit ihrem Palmen-Klima mußte, so sollte man meinen, die tiefe Lage dieser Gegend errathen lassen. Dennoch, wer hätte es für möglich gehalten, daß ein ganzes Flußthal in einer Ausdehnung von 30 geographischen Meilen mit zwey Seen so sehr tief, und daß namentlich der Wasserspiegel des todten Meeres mehr denn 1300 Fuß tief unter dem Niveau des nachbarlichen Mittelmeeres liegen könnte? Diesen über alle Erwartung großen Unterschied der Niveaus hat Russegger, dem hiezu alle Mittel zu Gebote standen, in Uebereinstimmung mit Seymonds trigonometrischen Bestimmungen mit Sicherheit nachgewiesen, warum aber unser Erdl gerade hier in einem viel engeren Kreise der Angaben stehen blieb, dieß muß ich noch erörtern.

Man erzählt von einem berühmten Virtuosen auf der Violine, daß er in einem Gefängniß sitzend zuletzt, da die andern Saiten seines Instrumentes dahin waren, auf zweyen, ja auf einer Saite seine bewundernswerthe Kunst geübt habe. In einem ähnlichen Zustand der äußeren Beschränkung an den

nöthigen Mitteln befand sich Erdl bey seinen barometrischen Messungen im Jordansthale.

Wir hatten in München drey Barometer mit uns genommen, welche weniger zwar durch die Vortrefflichkeit als durch die Dauerhaftigkeit ihrer Construction sich empfahlen. Die Glasröhre derselben war in einem dicken, ausgehöhlten Holzcylinder so eingefügt, daß der oberste Theil der Röhre in der Holzkapsel verborgen blieb. Selbst die höchsten Barometerstände, welche in unsrer Hochebene vorkommen, konnten damit in hinlänglicher Genauigkeit beobachtet werden und auch zur Messung einer solchen Tiefe, die noch um ein oder etliche hundert Fuß unter das Meeresniveau hinabreichte, wären sie brauchbar gewesen. Sie erfüllten mithin ganz den Zweck, zu welchem sich ihrer unsre Feldmesser zu bedienen pflegen, nicht aber jenen, zu welchem uns die Barometer in einer Tiefe dienen sollten, welche mehr als 1000 Fuß unter dem Wasserspiegel des Meeres lag. Denn da, z. B. am todten Meere stieg die Quecksilbersäule weit über den noch sichtbaren Theil der Glasröhre hinauf in die Kapsel, so daß man ihre Höhe nur noch nach dem Gehör aus dem Anschlagen des Quecksilbers am Ende der Röhre taxiren konnte. Deßhalb und weil wir noch sonst manche Gebrechen und Ungleichheiten an unsren Barometern bemerkten, versorgten wir uns in Wien mit einem vollkommneren und kostbareren Werkzeug dieser Art. Aber dieses beste unter unsren Werkzeugen verunglückte uns, nebst noch einem andren bey einem mitten in der Nacht ausgebrochenen Sturme, der unser Schiff vor Rhodos traf und welcher alles Bewegliche in der Kajüte übereinander stürzte. Wir waren jetzt noch auf zwey unsrer Münchner Werkzeuge beschränkt, mit ihnen traten wir die Landreise zu Kamele von Kairo aus in die Wüste an. Wer die Unbequemlichkeiten einer solchen Reise und schon die des Auf- und Absteigens vom Kamelrücken kennt, wird es leicht begreiflich finden, daß auch nach wenig Tagen das eine von jenen beyden letzten Barometern ein zerstörender Unfall traf. Das einzige, welches alle seine Gefährten überlebt hatte, war das des Dr. Erdl. In der That eine Mutter kann ihr Kind nicht mit zärtlicherer Sorgfalt pflegen als dieser das ihm anvertraute gebrechliche Instrument. Er trug es den ganzen Tag hindurch auf seinem Rücken, nur am Abend, wenn das Zelt aufgeschlagen war, hing er es an einer Wand desselben auf. Aber auch hier drohten demselben Gefahren. Ein furchtbarer Windstoß warf in der Nacht vor dem 12. März unser Zelt am Ufer des Ailanitischen Meerbusens des rothen Meeres zu Boden und begrub uns, die wir in seinem Innern schliefen, unter seinen Wänden. Wir alle hielten jetzt das Barometer für verloren; es war ganz geblieben und diente kurze Zeit nachher meinem jungen Reisegefährten zu der Messung jener theilweisen Depressionen der Araba, welche in einem vermuthlichen vormaligen Flußbette oder Becken eines hier gewesenen kleinen Landsees von ihm bisher einzig beobachtet wurden. Vor Hebron, an den Abhängen des Gebirges Chalil, stürzte mein junger Freund mit seinem Barometer vom Kamel, aber sowohl er als sein Werkzeug blieben unversehrt. Es sollte ihm der Lohn seiner treuen Sorgsamkeit noch in reicherem Maaße werden. Denn obgleich sein Barometer aus den vorhin angeführten Gründen zur Messung des ganzen Betrages der Depression des todten Meeres nicht ausreichte, war doch durch sie so viel gewiß geworden, daß jene Depression wenigstens 600 Fuß betrage. Erst Russegger und Seymond setzten dann, wie bereits erwähnt, die große Thatsache in ihr vollkommenes Licht: daß hier durch den Einsturz eines Deckengewölbes über einer, dem alten Jordansbecken gleich laufenden Höhlung eine Eintiefung von mehr als 1300, ja, wenn man die gemessene Tiefe des todten Meeres hinzunimmt, von 3000 Fuß unter dem Meeresspiegel entstanden sey. Obgleich Erdl da, wo seine Mittel nicht ausreichten, weit hinter seinem glücklichen, trefflichen Nachfolger dieser barometrischen Beobachtungen zurück blieb, kam er ihm dagegen desto näher bey den Messungen der Depression des obern Jordanthales, denn unser junger Reisender allein hat vor Russegger dort die über 500 Fuß tiefe Lage des Tiberiassees unter dem Meeresniveau beobachtet, während selbst die trigonometrischen Messungen des Lieutenants Seymond, die am todten Meere so gut mit Russeggers Bestimmungen zusammen trafen, in einen Irrthum verfielen, welcher

weit über 400 Fuß beträgt. Meinem jungen Freunde bleibt in jedem Falle der Ruhm, daß er zuerst vor Allen die merkwürdige Erniedrigung des Landes nordwärts, so wie südwärts vom todten Meere in einer Ausdehnung beobachtet hat, in welcher weder vor ihm, noch auch bisher, was die südliche Erstreckung betrifft, nach ihm ein andrer Reisender sie erkannt hat.

Doch dieser Ehrenkranz, den sich unser Erdl durch seine barometrischen Messungen erworben, war von ihm, wie durch ein besonders Glück nur im Vorübergehen, an der Seite seines Weges erbeutet worden. Wir müssen ihn jetzt auch von jenen mehr zur allgemeinen Kunde gelangten Leistungen in den eigenthümlichen innren Haushalt seines wissenschaftlichen Wirkens begleiten: zu den Forschungen im Gebiet der Entwicklungsgeschichte des thierischen Lebens und seiner leiblichen Gestaltungen, vom ersten, für das bewaffnete Auge sichtbaren Keime an bis zu seiner Vollendung. Denn diese Forschungen waren es, zu denen Erdl sich von frühe an vorzugsweise hingeneigt und berufen fühlte; sie waren es, die er sich zum Tagwerk seines Lebens erwählt hatte. Was er in der kurzen Zeit, welche ihm dazu vergönnt war, an jenem Tagwerk gethan, das sind freylich zum Theil nur die im weitesten Umfang nach allen Seiten hin angelegten Fäden eines kunstreichen großartigen Gewebes, das der jugendliche Meister einer andren Hand zur Ausführung überlassen mußte; einzelne jedoch der Arbeiten, von denen die Anlage der Fäden ausgieng, sind mit solcher Gründlichkeit und Genauigkeit ausgearbeitet, daß sie dem Gebiete der Literatur, zu welchem sie gehören, für immer bleiben werden.

Das war an Erdl so ehren-, so bewundernswerth, daß er, ohne nach dem Effect zu haschen, den die Beschäftigung mit dem großartig Augenfälligen bey der Menge hervorbringt, mit gewissenhafter Treue und mühseligem Fleiße auch das scheinbar Unbedeutendste, Kleinste erfaßte und in gründliche Bearbeitung nahm. Ein Beyspiel dieser Art giebt uns seine mikroscopische Untersuchung über den innren Bau der Haare der verschiedensten Säugthiere, mit 95 Abbildungen *), ein andres seine treffliche Arbeit über den innren Bau der Zähne **), so wie jene über den Bau der Igelstacheln ***). Wer es versteht in diese Arbeiten tiefer einzugehen, der wird auch in ihnen es bestätigt finden, daß wir, um die Gesetze ihrer Gestaltungen zu begreifen, der Natur nachgehen müssen in jene verborgensten Anfänge ihrer Werke, die in dem scheinbar Kleinsten liegen. Eine Fülle von neuen, genaueren Wahrnehmungen und Entdeckungen in dem großentheils mikroscopisch Kleinen legte der fleißige Mann in seinen Abhandlungen über den Kreislauf der Infusorien, über die Organisation der Fangarme der Polypen †), über die Entwicklung des Hummereyes ††) und die Organe an der Außenfläche der Seeigel †††) nieder. Seine Untersuchungen über den innren Bau des thierischen Auges, namentlich der Fische hatte er schon in Aegypten begonnen und während unsrer langen Quarantäne in Livorno war er ohne Aufhören mit dieser Arbeit beschäftigt, welche durch die Leichtigkeit, mit welcher man dort sich Seefische verschaffen konnte, sehr begünstigt wurde. Es war dieß auch der Gegenstand, den er sich zu seiner Inauguraldissertation für Erlangung der medizinischen Doctorwürde erwählte, eine Arbeit, durch welche er sich die Achtung seines verehrten Lehrers, des berühmten Anatomen Döllinger in vorzüglichem Maaße erwarb. Mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung nahm sich seit jener Zeit Döllinger der wissenschaftlichen Leitung und weiteren Ausbildung seines jungen Freundes an, und dieser hat es bis an sein Ende dankbar erkannt, was er diesem Lehrer zu danken hatte.

(Schluß folgt.)

*) In den Abhandlungen der mathematisch physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München Bd. III S. 413.

**) Ebendaselbst S. 483.

***) Schrebers Säugthiere fortgesetzt von A. Wagner Suppl. II.

†) Beydes in J. Müllers Archiv Jahrg. 1841 und 1842.

††) München 1843.

†††) Wiegmanns Archiv 1841.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 52.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 5. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Dr. Michael Pius Erdl.

(Schluß.)

Erdls wissenschaftlicher Ruf im Gebiet der vergleichenden wie der menschlichen Anatomie war bereits begründet, sowohl durch die erwähnten Arbeiten, zu denen auch noch die Untersuchungen kamen über die Blutgefäße in Helix algira, und die reichen Beyträge zur Anatomie der Polypen in Rudolph Wagners trefflichem zootomischen Atlas, so wie durch mehrere andere in gelehrten Zeitschriften zerstreute, gehaltvolle Aufsätze. Da wurde ihm der ehrende Auftrag, die von dem berühmten Spix hinterlassenen Tafeln für Cephalogenesis als ein neues Werk zu bearbeiten, und daß sie unter Erdls Hand durch die vielen neu hinzugefügten Abbildungen so wie durch die wohlgelungene, zeitgemäße Umgestaltung des beygefügten Textes dieses wirklich geworden seyen, wird kein unbefangener Sachverständiger läugnen mögen. Dasselbe gilt von der von ihm besorgten neuen Ausgabe und Vollendung von Oesterreichers anatomischem Atlas. Eine höchst bedeutende Entdeckung fiel etwas später in seine glückliche Hand; es war die an einem Nilfisch, dem Gymnarchus niloticus gemachte, in welchem er außer einem elektrischen Organ von ganz besondrem Baue wirkliche Lungen auffand. Die bisher allgemein angenommene Abgränzung der beyden niedersten Klassen der Wirbelthiere, der Fische von den Amphibien, wurde hierdurch selbst bey den Knochenfischen schwankend gemacht; jener Fisch athmet, wie die Larven mancher Amphibien zugleich durch Kiemen und durch Lungen. Das Hauptwerk jedoch unsres hingeschiedenen Freundes und Collegen war seine Entwicklungsgeschichte des Menschen und des Hühnchens im Eye. Leider sind von diesem durch seine Abbildungen, so wie durch seinen erläuternden Text gleich schätzbarem Werke nur die beyden ersten Hefte öffentlich erschienen; sie fanden eine Anerkennung bey den Anatomen und Physiologen der verschiedensten Länder von Europa, welche für das jugendliche Streben ihres Verfassers in hohem Grade aufmunternd, für alle seine Freunde höchst wohlthuend war.

Wenn man die Reihe der literarischen Arbeiten und der zum Theil umfassenden Werke erwägt, welche Erdl bis zu seinem 32. Jahre, bis zu dem ihm so nahe gesteckten Zielpunkt seines vielthätigen Lebens veröffentlicht hat, wenn man dabey seiner Wirksamkeit als Lehrer, als Verfertiger einer überaus zahlreichen Menge von zootomischen Präparaten für die Sammlung, deren Adjunkt er war, in Anschlag bringt, dann begreift man kaum, wie seine fleißige Hand die Zeit und die Kraft zu all diesen Leistungen gewinnen konnte. Die Achtung jedoch vor der Geschicklichkeit dieser glücklichen Hand steigert sich noch, wenn man es weiß, daß Erdl nicht nur die saubern Abbildungen zu all diesen Arbeiten selbst gezeichnet, sondern selbst lithographirt und, was noch mehr ist, mühsam in Stahl gestochen habe; denn er war nicht nur ein trefflicher Künstler in Werken des Bley-

stifts, der Feder und des Pinsels, sondern auch des Grabstichels. Welcher Aufwand an Zeit, an mühseligem Fleiße hat nur allein zur Fertigung einer einzigen Tafel seiner Embryologie gehört!

Das Vaterland erkannte den Werth eines solchen Talentes; Erdl wurde bald nach seiner Rückkehr zum Adjuncten bey der anatomischen Sammlung des Staates, dann zum ordentlichen Professor in der medizinischen Facultät ernannt; wurde als außerordentliches Mitglied in die physikalisch-mathematische Klasse unsrer Akademie gewählt. Was er als Lehrer gewirkt das bezeugen die Schüler, die er gezogen; in ihnen hat er dem Vaterland eine vielversprechende Aussaat hinterlassen. Von seiner Thätigkeit als Adjunkt zeugen jene meisterhaften Präparate, zu denen er das Material zum Theil mit großen Opfern auf seinen Reisen in den Küstengegenden von Nizza, dann des adriatischen Meeres und später in Frankreich, England, Portugal und Spanien gesammlet hat.

Dieß Alles war und leistete Erdl als Gelehrter, als Lehrer, als Mitgenosse unsres akademischen Wirkens. Wir müssen an diesen Leistungen des jugendlichen Mannes nicht allein die seltnen Gaben, sondern auch das seltne Glück bewundern, das diesen Gaben auf dem Wege ihrer Entwicklung und Bethätigung überall entgegenkam. Wohin er nur seine Beobachtungen und Forschungen richtete, da war es ihm verliehen entweder etwas ganz unerwartet Neues zu finden, wie die Senkung des Jordanthales, wie das Daseyn der Lungen in einem Fische und mehreres Andre dieser Art, oder es gelang ihm irgend eine bis dahin noch dunkel gebliebene Seite seines Gegenstandes in ein neues, helleres Licht zu setzen. Was seine Hand angriff, das gelang ihm; er glich einem Bergmann, der bey jedem seiner Schurfversuche auf edle, bauwürdige Geschicke stößt.

Und welches Glück war ihm in seinem äußren Leben beschieden! Nur wenig Söhne dürfen solcher Eltern sich rühmen, als die seinen sind; an ihnen fand er ein Vorbild der Berufstreue, der bürgerlichen Einfachheit, Lauterkeit der Gesinnung und der Gottesfurcht; schon dieses Elternhaus war ihm eine Schule der innren Bekräftigung für das ganze Leben. Er fand Lehrer, welche ihm mit väterlicher Liebe die Hand reichten, fand frühe eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit zum öffentlichen Lehramt und bald nachher in seinem häuslichen Leben ein Glück der gegenseitigen Liebe, das keinen Wunsch unerfüllt ließ, als den einer längeren Dauer.

Doch, so weit dieses überhaupt von dem Menschen gesagt werden kann, darf man es aussprechen: Erdl war eines solchen Glückes werth. Es war in ihm ein Gemüth, das unter der Zucht der Demuth und des sittlichen Ernstes stand; er wußte sich überall, selbst unter den Türken und Arabern, unter den rohen Fischern von Dalmatien und Portugal Liebe und Achtung zu gewinnen, weil in ihm selber eine Fülle der Liebe, eine Achtung des Werthes der Menschennatur war.

Was soll in unsren Tagen eine Klage um die Todten seyn? Sollte sie nicht zu einem Triumphgesange werden für Die, welche aus der Unruhe der Zeit hinauskamen in die Ruhe, die von des Lebens Mühen und endlos unabsehbaren Kämpfen nicht mehr gestört wird?

Doch auch uns Ueberlebenden bleibt ja, mitten im Dunkel der Gegenwart, die Hoffnung auf eine aus schweren Kämpfen zur Geburt kommende, beßre Zukunft. Möge das Licht dieser Hoffnung mit all seinen Kräften und Segnungen und mit den Freuden ihrer Erfüllung im reichsten Maaße aufgehen über dem Haupte des hochtheuern, geliebten Königes, dessen Geburtsfest wir heute hier in unserm Kreise, zugleich mit allen Treuen des Landes feyern.

Reisen in brittisch Guiana, in den Jahren 1840 — 44, im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen ausgeführt von Richard Schomburgk. Leipzig 1847. Zwey Bände in gr. Oct. B. I. 469 S. II. 530 S.

Wenn wir auf unsren Karten von Amerika den Umfang der europäischen Besitzungen betrachten, pflegen wir uns öfters der Vorstellung hinzugeben, daß auch die geographische, ethnographische und naturgeschichtliche Erkenntniß der Länder einen nahe gleichkommenden Schritt mit der Besitznahme gehalten und mit den europäischen Feldmessern und Ansiedlern zugleich über das neu erworbene Gebiet sich ausgebreitet habe. Namentlich gewinnt diese Vorstellung dann an Wahrscheinlichkeit, wenn der Landstrich unter der Herrschaft solcher europäischen Nationen steht, welche, ohne deßhalb den andren ihre wissenschaftlichen Verdienste der gleichen Art absprechen zu wollen, nicht nur den größten Eifer für die Erweiterung der Länder- und Naturkunde, sondern auch die Bereitwilligkeit gezeigt haben, ihre Entdeckungen ohne kleinlich argwöhnischen Rückhalt öffentlich bekannt zu machen. Die Engländer wie die Franzosen, Dänen und Schweden dürfen allerdings auf dieses Lob Anspruch machen, und namentlich hat England mit dem Anwachs seiner Macht zu Land und in den Meeren nach allen Richtungen hin eine Bahn zu brechen gesucht durch die Regionen, welche bis dahin den wissenschaftlichen Forschungen noch unzugänglich gewesen waren. Aber neben den vielen britischen Besitzungen in andren Welttheilen, mit deren Naturbeschaffenheit und Bewohnern „man eine genauere Bekanntschaft gemacht hatte, war eine derselben für das wissenschaftliche Erkennen bis vor wenig Jahren fast noch ganz unaufgeschlossen geblieben," von welcher man dieses vielleicht am wenigsten erwartet hätte: das britische Guiana. Dieses reiche Land, das mit seinen Naturerzeugnissen seit einer Reihe von Jahren manches europäische Schiff befrachtet und die europäischen Märkte versehen hatte, war fast nur an seinen Küsten hin, noch niemals in seinem von Urwäldern bedeckten Inneren von wissenschaftlich gebildeten Europäern betreten worden, als die königliche geographische Gesellschaft zu London dem Bruder des oben genannten Reisenden, dem Sir Robert Schomburgk den Auftrag und die Mittel ertheilte, zu einer genaueren Durchforschung des Ländergebietes, das der Demerara und Essequebo mit ihren Nebenflüssen durchströmen, und es für einen künftigen Verkehr mit der Küste zugänglich zu machen. Sir Robert hatte seine wichtige Aufgabe in den Jahren 1835 bis 1839 in einer Weise gelöst, welche ihn des ehrenvollen Vertrauens seiner Gesellschaft im höchsten Grade würdig zeigte, er hatte nach allen Richtungen hin einen Grund gelegt für die genauere Naturbeschreibung des Landes und seiner Bewohner. Seine Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung und namentlich wurde ihm sehr bereitwillig der Wunsch gewährt, noch einmal zu dem Feld seines wissenschaftlichen Ruhmes zurückzukehren. Es war jetzt nicht mehr eine Privatgesellschaft, die ihn zu seinem Unternehmen ausrüstete und sendete, sondern dieses geschah auf Befehl und mit Unterstützung der königlichen Regierung von England.

Die Gebrüder Schomburgk sind Deutsche, aus dem preußischen Herzogthum Sachsen, in der wohl bekannten güldnen Au gebürtig. Der jüngere Schomburgk, der Verfasser des hier vor uns liegenden umfassenden Werkes hatte sich bey seinem Geschäft als Kunstgärtner schon frühe zu einem tüchtigen Botaniker gebildet, und auch in andern Gebieten der Naturgeschichte sich gründliche Vorkenntnisse erworben; durch Alexander von Humboldts Verwendung gelang es ihm, aus dem königlich preußischen Kabinet eine ausreichende Unterstützung zur Mitreise mit seinem Bruder nach Guiana zu erhalten und so das Material zu dem hier vor uns liegenden, durch Inhalt und Form gleich anziehenden Werke zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Nach der Sitte seiner Zeit latinisirte er seinen Namen Grau in Nausea und nannte sich öfters, nach seiner Vaterstadt Weischenfeld, Blancicampianus. Auf dem Concil zu Trient, welches er in der Eigenschaft als Bischof von Wien besuchte, ist er am 6. Februar 1552 daselbst gestorben und wurde in die Stephanskirche zu Wien begraben. Hr. H. hat das Verdienst, in wenigen Zeilen die Irrthümer neuerer Gelehrten, wie Jöcher, Rottermundt, Ogesser, Tschiska, Stumpf und Himmelstein gründlich berichtigt zu haben.

3) Archiv für die Geschichte ꝛc. III. Bd., zweytes Heft, Bayr. 1846. 8.

Vorstehendes Heft enthält 12 Aufsätze, die bayreuthische und bambergische Geschichte betreffend. Den Anfang macht:

I) Vortrag des Hrn. Bibl. Jäck zu Banz in der gemeinschaftlichen Versammlung der beyden historischen Vereine von Bayreuth und Bamberg, erstens über die Entstehung und den Untergang der Abtey Banz vom J. 1058—1803 zweytens über die wissenschaftlichen Verdienste der geistlichen und weltlichen Bewohner bis auf unsere Zeiten. —

Viel Neues ist aus diesem in geschichtlicher Beziehung oberflächlichen Vortrage des bekannten Polygraphen nicht zu entnehmen.

II. Nachrichten über die Schicksale des ehemaligen markgräflichen Brandenburgischen Archivs auf der Plassenburg, vom Hrn. Dr. T. Märker.

Hr. M., durch seine Reisen und Forschungen behufs der Monumenta Zollerana etc. dem gelehrten Publikum als tüchtiger Geschichtsforscher bekannt, zeigt in der Kürze den Nutzen der Archivsgeschichten im Allgemeinen, und geht dann zur Geschichte des Archivs auf der Plassenburg über, welche er aus dem reichhaltigen Nachlasse des hochverdienten Plassenburger Archivars, Ph. E. Spieß entnommen hat. Sie beginnt mit der Mitte des 14. Jahrhts., seit die Burggrafen von Nürnberg ihren stetigen Sitz auf der neuerworbenen Plassenburg aufschlugen, wohin sie ihren Urkunden-Vorrath in Verwahrung brachten. Nach einer Bestimmung des Markgrafen Albrecht Achilles blieb, ungeachtet das Haus in mehrere Linien sich spaltete, dieses Archiv als gemeinsames Familieneigenthum unverrückt an seinem Platze. Daß die archivalischen Schätze bey der Einnahme der Plassenburg durch die fränkischen Bundesstände, 22. Junius 1554, „bey Nacht auf offenen Leiterwägen aus der unmittelbar nach dem Einzug der Bündischen in Flammen aufgehenden Burg geflüchtet worden seyen," wie noch der Ritter von Lang erzählt, widerlegt Hr. M., und zeigt, daß laut Capitulation, das Archiv in der Eile verzeichnet, eingepackt und versiegelt wurde durch den mehrere Wochen zuvor schon von der ansbachischen Regierung ernannten Commissär Kaspar Ezel. Nach manchen Gefahren wurden die Archivalien laut Regensburger Reichsabschied von 1556 auf 9 Wagen nach Bayreuth geschafft, und obigem Commissär in demselben Zustande übergeben, in welchem sie von der Plassenburg abgeführt worden waren. Als Vorgänger des Archivars Spieß ist Will zu bemerken, unter dessen Leitung ein wissenschaftlicher Geist im Plassenburger Archive sich zu regen begann. Wenn Spießen von seinen Nachfolgern der Vorwurf gemacht worden ist, er habe ihnen das Archiv keineswegs in der von ihm anempfohlenen Ordnung hinterlassen; so vertheidigt ihn dagegen Hr. M. mit triftigen Gründen: „er konnte," sagt er, „theils wegen Mangels an den nöthigen Geldmitteln, theils wegen seiner 1783 erfolgten Versetzung nach Bayreuth, von wo aus er immer noch als „vorderster geheimer Archivar auf Plassenburg" „fungirte, seine trefflich angelegten Pläne bey Weitem nicht durchführen." — Gleich nach Abtretung der fränkischen Fürstenthümer an Friedrich Wilhelm II. 1792 verordnete Hardenberg im Februar desselben Jahres, daß alle jene Archivalien, deren jederzeit offen stehende Einsicht für die Verwaltung des Landes von keiner geschäftlichen Nothwendigkeit sey, namentlich allgemeine Staats- und Familiensachen, verzeichnet und ausgeschieden werden sollten, um dem kgl. preußischen Haus- und Staats-Archiv einverleibt zu werden. Das Verzeichniß wurde zwar angefertigt, aber die Absendung — mit Ausnahme eines kleinen Transportes Akten 1797 — unterblieb. Spieß war 1794 gestorben. Ihm folgte im Amte der Ritter von Lang nach, der bey seinem Eintritt in den bayerischen Staatsdienst 1805 das Archiv der Obhut des Secretairs Liebhard, — er hatte schon in den vorhergehenden Jahren dessen Verwaltung geführt — hinterließ. Seit 1806 beym Anrücken der Franzosen (unsres Wissens waren es Bayern unter General Isenburg) waren die Archivschränke und Kisten mit Heu und Stroh behufs des Transportes ausgestopft, bis das Archiv innerhalb der Jahre 1813—1818 durch Archivar Oesterreicher nach und nach dem Bamberger Filial-Archive einverleibt wurde, woselbst es sich, dasjenige ausgenommen, was in neuester Zeit (Unions-Akten) nach München abgefordert worden, noch befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in brittisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Die Seereise von der englischen Küste bis nach ihrem Zielpunkte: Georgetown, der Hauptstadt des britischen Guiana, war in jeder Hinsicht eine glückliche zu nennen; sie dauerte nur vom 19. Decbr. (1840) bis zum 22. Jan. (1841), geschah auf einem schnell segelnden, reichlich mit Proviant versehenen königlichen Schiffe, das den Namen der Kleopatra führte, und in der besten, heitersten, gut zusammenpassendsten Gesellschaft, die sich je auf solchem Wege zusammenfinden kann. Den Grundton zu der fröhlichen Stimmung gab der humoristische, auch von andern Reisenden hoch gerühmte Kapitän Rothwell an, von Geburt ein Schotte, der in der Schlacht von Waterloo unter Wellington wacker mitgekämpft hatte und bey einem gesellschaftlichen Trunke von steifem Grog oder starkem Wein, womit er seine Passagiere sehr freygebig zu bewirthen pflegte, gern und dabey auch sehr gut von seinen Abentheuern zu Wasser und zu Lande zu erzählen wußte. Dieser wackere Mann, der auf allen Reisen von seiner sorgfältigen Hausfrau begleitet wird, that Alles, was in seinen Kräften stand, um den Mitgliedern der Expedition, an deren Spitze der ältere Schomburgk war, ihren Aufenthalt auf seinem Schiffe so leicht und angenehm als möglich zu machen.

Für einen Neuling auf solchen Seefahrten, wie unser junger Reisender war, muß die rasch auf einander folgende Veränderung der Scenerie der Küstengegenden, so wie der Temperatur der Himmelsstriche, durch welche der Weg aus der europäischen Heimath nach dem Tropenland von Amerika führt, etwas überaus Anregendes haben. So weit die Seekrankheit ihn nicht für alle Eindrücke des Neuen unempfänglich machte, genoß auch der Reisende die dargebotene Gelegenheit, das rege Leben eines wärmeren Meeres in seinen mannichfachen Gestalten zu beschauen. Aber diese Unterhaltung auf einem unwohnlichen, fremden Element vermag dennoch den Zug der alten Gewohnheit an den lieben, festen Boden der Mutter Erde nur in unvollkommener Weise zum Schweigen zu bringen; mit unbeschreiblicher Freude eilte unser Reisender aus dem Schiffe hinaus an das Festland, das ihm eine ganz neue Welt der natürlichen Erscheinungen aufthat.

Die sehr lebendige Weise, in welcher unser Landsmann, der überhaupt in Naturschilderungen sehr glücklich ist, den ersten Eindruck beschreibt, den das Tropenland auf seine Sinnen machte, in welches er jetzt aus den winterlich beschneiten Gegenden der europäischen Heimath sich versetzt sah, mag gar leicht in jedem Leser das Sehnen wecken, selber einmal etwas Aehnliches zu erfahren. Ihn, der bey den Geschäften seines Berufes als Gärtner mit der Pflanzenwelt auch der heißen Zone in vertrautem Umgang gelebt hatte, unter ihr erwachsen und erzogen war, wandelte dennoch, wie er in seinem gut passenden Vergleiche sagt, ein Gefühl an, das jenem ähnlich seyn mochte, welches einen Bauernknaben ergreift, wenn er zum ersten Mal unter die Herrlichkeiten einer großen Weltstadt hineintritt. In der That ein armes Dorf der Champagne mit seinen Hütten kann kaum verschiedener seyn von Paris und

seinen Paläſten als der Schattenriß einer tropiſchen Flora, der ſich in unſern Treibhäuſern findet, von der unter ihrem naturgemäßen Himmelsſtrich lebenden, kräftig über die Höhe der menſchlichen Paläſte empor gewachsnen, mit Blüthen und Früchten prangenden Pflanzenwelt von Guiana. Wer nur in einem unſrer zoologiſchen Muſeen die Thiere einer fremden Zone ausgeſtopft geſehen hat, wird ſchon dann einen andern Eindruck von ihrer Naturbeſchaffenheit erhalten, wenn er dieſelben lebend in einer Menagerie beſchaut, und dennoch als welch ganz andres Thier erſcheint der Elephant, erſcheint der Löwe in ſeiner Heimath des afrikaniſchen Urwaldes, als in dem Gehege des Pariſer Pflanzengartens. Aber dem fremden Thiere bleibt doch wenigſtens in unſern Muſeen und Menagerien ſeine natürliche Größe, ſo wie großentheils auch die Farbe des Gefieders und des Haares; dieß gilt keineswegs von den verkümmerten Zwergen und Schwächlingen der tropiſchen Gewächſe unſrer Glashäuſer. Gleich wie berauſcht von dem unbeſchreiblichen Duft, den der Landwind aus den Wäldern und Gärten brachte, geblendet von dem hellen Glanz des Tages, den die Sonne über dieſen klaren Himmel ausgießt, betäubt von den Naturtönen, welche die gefiederten Bewohner der Bäume und Gebüſche vernehmen laſſen, wendete ſich das Auge unſres jungen Gärtners von einer der üppig grünenden Gruppen zur andren, in denen er erſt allmählig, gleich den Bildern eines Traumes, die beym Erwachen ſich verwirklichen, ſeine alten Bekannten wiederfand.

Die Luſt der Augen kann, ſobald man will, dort auf dem Markte von Georgetown auch zu einer Luſt des Gaumens werden. Wer vermag, wenn er nicht Monate, ja ein Jahr lang hier bleibt, die nähere Bekanntſchaft all der trefflichen aus dem Pflanzenreich ſtammenden Gerichte zu machen, mit denen, faſt jeden Tag ein andres, die Tafel ſich verſetzen läßt! So mannichfach als bey uns die Abarten der Aepfel oder Birnen, ſind hier die Varietäten der Orangen, deren kraftvoll gewürzige Süßigkeit den Wohlgeſchmack unſrer ſüdeuropäiſchen Orangen weit übertrifft. Daneben liegen, hier ſo gemein wie bey uns die Erdbeeren des Waldes, die Ananas, an denen zwar zuweilen weniger, dafür aber unvergleichbar beſſer ſchmeckende, ſaftvollere Beeren gefunden werden als bey den unſrigen. Das Heer der andren Früchte, das neben dieſen bekannten die Körbe der ſchwarzen, laut ſchreienden Verkäuferinnen füllt, iſt dem Europäer, wenigſtens in reifem Zuſtand, ein neuer Gegenſtand für Auge, Naſe und Gaumen. So die fauſtgroße, faſt birnförmige Frucht des Avogatobaumes (Persea gratissima) mit ihrem etwas nußartig ſchmeckenden, dabey aber butterweichen Fleiſch, die Mammeifrucht (Mammea americana), deren trefflich gewürzhaftes, ziemlich feſtes Fleiſch gallenbittere Kerne einſchließt; die melonenähnlich geſtaltete und gleich einer veredelten Melone ſchmeckende Frucht des ſchlanken Papayabaums (Carica Papaya), die Cuſtard-Aepfel (von Anona squamosa), deren Geſchmack dem eines fetten Milchrahmes mit Zimmet gleich iſt; der Sauertrunkapfel (Anona squamosa) mit zackig ſtachlicher Oberfläche, deſſen Saft ein lieblich kühlendes Limonade artiges Getränk giebt, die Früchte des amerikaniſchen Miſpelbaumes (Achras Sapota), des indiſchen Mangopfirſichbaumes (Mangifera indica), jene der Grias cauliflora, des Psidium pyriferum und pomiferum, des Chrysophyllum Cainito, des Myrtus Jambos, die Grenadillas, welche vornämlich von 3 Arten der Passiflora (P. edulis, quadrangularis und laurifolia) kommen, die Früchte der Melicocca bijuga und die für den Haushalt wichtigſten Früchte der Piſangs und Bananen (Musa paradisiaca und Sapientum), dann die Kokosnüſſe, nebſt einer Unzahl von andren vegetabiliſchen Leckerbiſſen dieſer Art, welche nur zu gewiſſen Zeiten des Jahres zu Markte kommen oder unſrem jungen Gärtner minder augenfällig waren. Und wer möchte den gemeineren Troß der eßbaren Vegetabilien, die in Georgetown feil ſind, nur nennen, geſchweige beſchreiben? Unſer Kartoffel, weil er in dem fetten heißen Boden von Guiana des Anſatzes der Vorrathskammern ſeiner Knollen, zur Erhaltung ſeiner Keime in kalter oder nahrloſer Zeit nicht bedarf, erwächst hier zu einer mannshohen Staude, an deren Wurzeln keine Knollen ſind; ſtatt ſeiner giebt es aber die nahrhaften, mächtig großen, rübenförmigen Wurzeln des Manioc (Janipha Manihot), welche durch Dörren und Röſten ihre giftige Eigenſchaft verlieren und ein Brodgebäck geben, das nie von

Würmern oder Insekten angegriffen wird und deßhalb sich ganz trefflich zum Mitnehmen auf Reisen in diesen Ländern eignet. Außer ihm die Yams (Dioscorea alata), Bataten (Convolvulus Batatas) u. a.

Mit der fast überschwenglichen Fülle der Pflanzenerzeugnisse steht die Fülle der Gaben aus dem Thierreiche in vollkommenem Gleichgewicht, nur wird der Genuß dieser letzteren dadurch mehr beschränkt, daß in dem feucht heißen Klima von Guiana das Fleisch der Fische schon in wenig Stunden, das der warmblütigen Thiere in einem halben Tage nach dem Abschlachten oder Erschießen des Thieres von der Fäulniß ergriffen und ungenießbar wird. Der Fremde pflegt deßhalb, wenn nicht etwa ein Interesse an den noch nie von ihm gesehenen buntfarbigen Fischen oder andern genießbaren Seethieren ihn dahin zog, gern den Fisch- und Fleischmarkt zu vermeiden und so wie unser Gärtner an die große Musterkarte der vegetabilischen Genüsse sich zu halten. Während der Reisende hier unter dem Getümmel der Käufer und Verkäufer sich herumtrieb, welche fast ausschließend aus Schwarzen und Farbigen von aller Art und gemischter Abstammung bestanden; während die allmählich sich zur Gluth steigernde Hitze des Tages ihm den Odem beklemmte und das Sehnen nach Schatten und einer Erfrischung in ihm erweckte, sah er eine Negerin an sich vorüber gehen, die einen Eimer voller großer Stücken eines klaren Krystalles trug. Wie? so mochte er denken, welche riesige Kraft eines Menschenleibes vermag eine solche Masse schweren Gesteins zu tragen? Er trat näher und fühlte, der Krystall war nichts andres als Eis. „Bey Gott reines Eis," sagte eine Stimme hinter ihm. Erstaunt wendete er sich um und sah einen kräftigen jungen Mann, dessen Sprache so wie die Mienen eines gutmüthigen Staunens über das unerwartet Neue den Deutschen verriethen. Die Bekanntschaft war bald gemacht, der junge Mann war ein Würtemberger, der mit einer aus Schwaben und Rheinländern bestehenden Schaar von Auswanderern, die gegen 100 Köpfe betrug, seit gestern hier angekommen war, um durch den Fleiß der Hände einen Broderwerb zu suchen.

Die armen, bedauernswürdigen Deutschen! so urtheilte bald nachher, belehrt durch die Erfahrungen eines kurzen Aufenthaltes, unser Reisender. Welcher unkundige Rathgeber oder welcher gewissenlose Unterhändler und Seelenverkäufer hatte sie auf den Gedanken gebracht, hieher nach Guiana zu gehen, dessen feucht heißem Klima jeder Europäer unterliegen muß, der nicht in Verhältnissen lebt, in denen er fast fortwährend der Ruhe pflegen und aller Gegenmittel gegen den Feuerbrand des Fiebers sich bedienen kann, sondern der wie unsre armen Auswanderer durch Arbeiten auf den Feldern der Plantagen sich ernähren muß. Freylich ist seit der Emancipation der Neger das Taglohn für tüchtige Arbeiter auf einen unverhältnißmäßig hohen Preis gestiegen, denn die Neger, bey ihren überaus geringen Bedürfnissen und Ansprüchen, ziehen es vor, ihren leicht zu habenden Lebensunterhalt durch allerhand Gewerbe zu verdienen, die keine Anstrengung erfordern, wie der Handel mit Früchten und andren Naturerzeugnissen des Landes, und lassen sich nur um unmäßigen Lohn und auf nicht lange Zeit (etwa 2 Tage in der Woche) zur schweren Arbeit auf den Plantagen bewegen. Die vorher sehr ansehnliche Ausfuhr der Baumwolle ist daher seit der Emancipation der Neger fast auf Nichts herabgesunken und auch der Gewinn durch Ausfuhr des Kaffees, Zuckers, sowie des Rum hat sich sehr vermindert.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

III. Ueber den Ursprung der Stadt Bayreuth, vom Hrn. Prof. Dr. Holle.

„Die Etymologie der Eigennamen," sagt Hr. H. Eingangs seiner Abhandlung, „ist in der neueren Zeit ziemlich in Verruf gekommen und das wohl nicht mit Unrecht; denn es bleibt immer eine unsichere und gewagte Sache, aus der jetzigen Form eines Eigennamens auf seine Abstammung schließen, und seine wahre Bedeutung

erforschen zu wollen." Ist dagegen die ursprüngliche Form eines Eigennamens urkundlich bekannt, so können Historiker und Sprachforscher in der Untersuchung, wie die gegenwärtige Namensform aus der früheren entstanden, getrost auf die letztere bauen. — Zugegeben z. B., daß man aus der urkundlichen Namensform Papinberc 973 die heutige Form Bamberg ableiten könne, so fragen wir, was ist in der Hauptsache damit für die Geschichte gewonnen? Läßt sich daraus entnehmen, woher das alte Papinberc oder Babenberg seinen Namen bekommen habe? Ich glaube nicht, daß bis auf diese Stunde die Frage: „Wer dem Orte seinen Namen gegeben?" genügend gelöset sey. Bayreuth anlangend, dessen urkundliches erstes Vorkommen zum J. 1194 gehört, ist Hr. H. der Ansicht: der Name Bayreuth bedeute soviel als eine Reut der Bayern, eine bayerische Kolonie. Dieß scheint mir aber gerade nicht nothwendiger Weise aus dem Worte Baierriute gefolgert werden zu können. Existirt doch das Wort Baier als Eigenname, und gerade aus solchen Eigennamen sind sehr viele unsrer Ortschaften entstanden; z. B. Onoldesbach, oder, um bey den vom Hrn. H. angeführten Beyspielen zu bleiben: Kunemundesreuth, Rappetenreuth; Arnoldsreuth, Heinersreuth, Wirintsreuth etc. etc. Von Peieresvorhahe 1062, 13. Juni möchte ich mit Bestimmtheit behaupten, daß es auf die von mir bezeichnete Weise entstanden sey. — Hr. H. argumentirt nun weiter: Verdankt Bayreuth den Bayern seinen Ursprung, so fragt es sich, ob in der Geschichte eine Spur vom Aufenthalt der Bayern im Bayreuther Oberland sich findet, und in welche Zeit die Gründung der Stadt zu setzen sey? In der nun folgenden Darstellung ist der Versuch gemacht, des Ortes Eigennamen durch die Geschichte zu rechtfertigen und es enthält dieselbe eine kurze Darstellung des ersten Auftretens der bayerischen Grafen von Andechs, des Wachsthumes ihrer Besitzungen in der Gegend von Bayreuth ꝛc. Schon 1126 erscheint Graf Berthold I. von Blassenberg, und es haben bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts diese Blassenbergischen Grafen Besitzungen um Bayreuth, ja! man kann nach den in der Note 8. beygebrachten Beweisen annehmen, daß im selben XII. Jahrhundert ein Blassenbergischer Allodial-Besitzstand in der Gegend von Bayreuth sich gebildet hatte, zu welchem Bayreuth gleichfalls gehört haben wird. In der citirten Note sind jene Dynasten mit ihren Besitzungen aufgeführt, welche besagtes Blassenbergisches Allode nach allen vier Weltgegenden begränzten. Wir dürfen vom Hrn. H. noch am ersten unter den fränkischen Geschichtsforschern die Lösung der Frage: Wie die Andechse zum Besitze von Blassenburg ꝛc. gelangten? erwarten; da hierzu schon in der Note 4. S. 41 die Andeutungen gegeben sind, worauf wir die für diesen Gegenstand sich interessirenden Leser der Kürze halber verwiesen müssen. So wußte Hr. H. in diese an sich schlichte Materie eine der Lebensfragen der fränkischen Geschichte einzuweben! Er schließt sodann seine gründliche Abhandlung mit einigen, die civitas (1231) Beierruth beleuchtenden Nachrichten.

IV. Beyträge zur Geschichte der Bayreuth'schen Ritterschaft, vom Hrn. J. G. Heinritz.

Das Verhältniß dieser edlen Kriegs- und Dienstmannen wird von den ältesten Zeiten der Burg- und Markgrafen bis auf das Ende des 18. Jahrhunderts in seinen verschiedenen Stufen klar aus einander gesetzt. Bemerkenswerth ist die Weise, wie die bayreuthsche Ritterschaft ihre persönlichen Kriegsdienste mit Geld ablöste, wiewohl noch 1688 diese persönliche Leistung beansprucht, aber auch die Annahme zwey geworbener montirter Mann anstatt jeden Pferds in Aussicht gestellt wurde.

V. Gedicht auf die Fehde zwischen dem Bamberger Fürstbischof Heinrich III., Groß von Trockau und Albert Stiebar d. j. und seinem Sohne Leopold 1492, vom Hrn. Heller.

Dieses aus 78 gereimten Versen bestehende Gedicht nennt Hr. H. ein fast gleichzeitiges, welches erst nach dem Erlöschen der Stiebarschen Familie 1762 in deren Registratur zu Buttenheim aufgefunden wurde. Auffallend ist es, sagt Hr. H. in seinen diesem Reimwerke beygefügten Noten, daß außer Biedermann kein einziger Schriftsteller von dieser Fehde und den Verträgen zur Schlichtung derselben Erwähnung macht. Leopold von Stieber, Albrecht des Jüngeren Sohn, welcher sich Eingriffe in des Bischofs Heinrich Rechte und Besitzungen erlaubte (wir würden vorschlagen, statt: „heten beed Albrecht der Jünger — zuspruch," zu lesen: theten ꝛc. zuspruch), kam darob in die Acht; die Bamberger Kriegsleute plünderten den Sitz der Stieber, das Schloß zu Buttenheim, aus, steckten das nahe Dreuschendorf in Brand und hieben viele Eichen aus den Stieberischen Waldungen, welche sie zum Bau der Sesbrücke verwandten. (Gegen eine allenfallsige Namens-Ableitung dieser alten, an der Stelle der heutigen Kettenbrücke bestandenen Sesbrücke vom Bischof Friedrich von Aufseß (1421—1431) verwahren wir uns aus dem Grund, weil bereits 1372, 25. Mai und 1390, 14. Februar diese Holzbrücke unter der Benennung Sesbrükken oder Sesprwken urkundlich vorkommt).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in britisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Aber welcher andre Volksstamm außer den Negern und den Indern, mit welchen letzteren man in neuester Zeit auch einige wohl gelungene Versuche gemacht hat, könnte dem Mißverhältniß zwischen den Anforderungen, die das Fortbestehen der Plantagen macht und den hiezu nöthigen Arbeiterkräften abhelfen! Das Klima von Guiana ist von dem der Heimath des Negers und Inders nur wenig verschieden, beyde leben täglich von einer Hand voll Reis oder einigen Bananen, wie viel aber muß der Europäer daran wenden, wenn er, namentlich in Georgetown, nur einigermaßen in gewohnter Weise sich nähren will? Das Pfund Rindfleisch kostet da 10, Hammelfleisch 18, Schweinfleisch 9, das Brod $4\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Selbst auf dem Lande ist für wenig bemittelte Leute an den Genuß frischer Butter oder Milch kaum zu denken, da das Vieh in diesem heißen Lande nur äußerst wenig Milch giebt. Obgleich deßhalb jene bedauernswürdigen 400 Deutschen, welche ein Emigrationscommissär Ries von 1839 bis 1841 hieher verlockt hatte, fast nur, weil man der guten, fleißigen Leute schonte, zu der Arbeit in den beschatteten Kaffeefeldern verwendet wurden, lebten dennoch im Juni 1844 von ihnen allen nur noch 20, und selbst von 10,000 eingewanderten Portugiesen waren im Verlauf einer noch kürzeren Zeit nur noch 3000 am Leben geblieben. Man muß deßhalb das besondere Interesse, das unser in jeder Hinsicht glücklicher zu preisender Reisender und sein bedauernswürdiger würtembergischer Landsmann an dem Kübel voller Eis nahmen, den eine Negerin bey ihnen vorüber trug, für eine aufwallende Regung des Instinctes halten, denn mehr als bey uns das Bier und der Wein frischet in Guiana der Genuß des Eises, das man mit Zuckerwasser und Rum vermischt, die gesunkenen Lebenskräfte auf. Mit fast größerer Begierde demnach als vormals die Bewohner der spanischen Seestädte der Ankunft der Silberflotten, sehen die europäischen Einwohner von Georgetown, welche freylich nur etwa den sechsten Theil der meist aus Negern und Farbigen bestehenden 23,000 Stadtleute bilden, der Ankunft jener Eisschiffe entgegen, die meist aus dem nördlichen Theil der vereinigten Staaten, namentlich aus Massachusets zu ihnen kommen. Denn in Boston allein bestehen 16 Compagnien, welche Eis nach Ost- und Westindien, so wie nach Neu-Orleans und andern südlichen Häfen des amerikanischen Continents verschiffen. Das Eis wird mittelst einer Maschine in quadratische Blöcke von wenigstens 12 Zoll Dicke zersägt, dann am Bord der Schiffe mit Stroh und Heu in dünne luftdichte Holzkisten verpackt. Solche Schiffe dienen dann zugleich zur Versendung der Butter, der Salz- und Stockfische und selbst des Salzfleisches aus dem nördlichen Amerika. Denn in Guiana kann man kein Fleisch, selbst in stärkster Salzlauge, länger als etliche Tage erhalten.

Doch lassen wir das heiße Georgetown mit seinen Bewohnern, die sich großentheils nur während der kühleren Stunden des Tages und bey Nacht in einem erträglich behaglichen Zustand befinden, wenn sie von 5 Uhr des Abends in den Alleen der

unvergleich schönen Kohlpalmen (Oreodoxa oleracea) spazieren gehen oder fahren, und folgen wir unserm Reisenden auf den Wanderungen in die freye Natur des Landes, wo er sich so recht in seinem Element befand. Er konnte diese erst nach einigen Monaten beginnen, nachdem auch er dem Klima des Landes durch eine todesgefährliche Krankheit sein Opfer gebracht hatte.

In der Plantage Zeelandia, auf der in der Mündung des Essequibo gelegnen Insel Wakenaam, unter der Pflege und im Umgange mit einer trefflichen englischen Familie, erholte sich J. Schomburgk wieder ganz von den Folgen seiner schweren Krankheit und stärkte sich zu den Mühseligkeiten der weiteren Reisen nach dem Orinoko und in das tiefere Innre des Landes. Jene höhere Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, welche ein Wiedergenesener, wenn er das Krankenlager, an das er lange gebannt war, wieder verlassen darf, mit sich hinausbringt in das Landleben, gab seinem Aufenthalt auf Wakenaam für ihn einen ganz besondren Reiz und sie theilt auch seinen Naturbeschreibungen ihre eigenthümlichen Kräfte mit. Wie gern folgte das Auge, das jetzt zum Leben wiedererwacht war, dort am Saume des dichten Urwaldes oder am Rande eines sanft vom Seewinde bewegten Zuckerrohrfeldes, dem schwebenden Fluge des Aernauta Leilus, Nestor, Aeneas, Panthous, Anchises, Phorbanta, Hector, Protesilaus und der andren prachtvollen Schmetterlinge dieses Himmelsstriches, die bis zu dem kleinen Chorineus herab sämmtlich zu den schönsten Zierden unsrer europäischen Sammlungen gehören! Mit der Farbenpracht dieser Thiere wetteifert die des Blumenteppiches, dessen Nectarsaft sie trinken, namentlich das feurige Roth der Securidaca volubilis, welche oft weite Strecken des Bodens bedeckt, während anderwärts die Crotalaria glabra, Ruellia tuberosa, Leonotis nepetaefolia, das Tiaridium indicum neben den Hecken sich hinziehen, aus deren Zweigen die Blüthen der Aeschynomene coccinea und grandiflora so wie der Ixora coccinea hervorschimmern. Dort auf der Insel Wakenaam sah unser Reisender auch die ersten vollwüchsigen Brodfruchtbäume (Artocarpus incisa und integrifolia), Abkömmlinge von jenen Stecklingen, welche die Engländer im Jahr 1793 durch Kapitän Blight von den Südseeinseln her nach ihren westindischen Besitzungen überführen und verpflanzen ließen. So sehr man sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß dieser Baum, dessen hohen künftigen Werth für ganze Völker Byron besang und viele Reisende nach der Südsee lobpreisend erhoben, für die Bewohner des wärmeren Amerikas von unvergleichbarem Nutzen seyn werde, ist dennoch der Vortheil, den man bisher aus der neugeschenkten Gabe gezogen, verhältnißmäßig nur ein geringer gewesen. Es mag diesem Brode, das der Mensch ohne Säen und Ernten, ohne die Arbeit der Drescher und Müller gewinnen kann, so ergangen seyn wie in unserm Vaterlande den Kartoffeln bey ihrer ersten Einführung. Selbst die Neger sind nun einmal so an den täglichen Genuß ihrer Pisange und Bananen gewöhnt, daß sie dem fremden Südseebrode keinen Geschmack abgewinnen können und nur im äußersten Nothfalle sich seiner als eines Nahrungsmittels bedienen.

Uebrigens könnte gar bald dieser Nothfall in einem Maaße sich einstellen, der dem Brodfruchtbaum die ganze Anerkennung verschaffte, die er verdient. Seit einigen Jahren hat sich, so wie bey uns an den Kartoffeln, an den Musapflanzungen von Guiana eine Krankheit eingestellt, welche von höchst bedenklichen Folgen seyn kann. Eine Zersetzung der Säfte bemächtigt sich der innersten Gefäßbündel eines Schaftes, welche davon eine bräunliche, mit vielen schwarzen Punkten untermischte Färbung annehmen. Mit einer Schnelle, welche mit der des Wachsthumes und des Entwicklungsganges der Musa in gleichem Verhältniß stehet, theilt sich die Zersetzung dem ganzen Schafte so wie seinen Blüthen und Früchten mit, welche letztere verkümmern und durch einen harzigen Ausfluß ungenießbar werden, ja das Uebel ist so ansteckend, daß es von einer einzelnen erkrankten Pflanze alsbald auf alle andren ihrer Art übergeht, man muß deßhalb sogleich die ganze Pflanzung niederhauen und sogar die jungen Stecklinge oder Wurzelsprossen vom Grunde ausrotten, um nach einiger Zeit eine ganz neue Anpflanzung mit gesunden Stecklingen zu versuchen. —

Eine sehr große Belustigung gewährten schon hier auf der Zeelandia-Plantage unserm jungen Na-

turfreunde die Vögel dieses Landstriches, die er bisher nur in den Museen und Abbildungen gesehen hatte. Unter ihnen lernte er in einer Art von Zaunkönig (Thryothorus) einen sehr lieblichen Sänger kennen, den man eben wegen dieser guten Eigenschaft sehr gern zu einem Mitbewohner der Landhäuser macht, die für ihn wahrscheinlich durch ihre Sicherheit so wie durch ihre Fliegen viel Anziehendes haben. Man hängt zu diesem Zwecke leere Flaschen unter den Dächern der Gallerien und Porticos auf, in denen der niedliche Sänger alsbald sein Nest anlegt.

In den dichten Zweigen eines mächtigen Wollenbaumes (Bombax globosum), nahe bey den Fenstern des Zimmers, das der Reisende bewohnte, hatte eine ganze Gemeinde des guianensischen Spottvogels oder Mocking-Bird (Cassicus persicus) ihre Hängenester angelegt. Was man von der Spottdrossel (Turdus polyglottus) aussagte, das gilt fast mehr noch von diesem Vogel, der mit den wunderlichsten Geberden die Stimmen aller Thiere, selbst das Blöken des Schafes nachahmt und dazwischen, wenn die fremden Stimmen schweigen, seinen eignen, nicht unangenehmen Gesang hören läßt. Mit diesem gemeinsam pflegt auf demselben Baume der Cassicus haemorrhous bis nach Vollendung der Brutzeit zu wohnen, dann aber nehmen die Flüge beyder Arten jeder seinen besondern Zug. Dem zuletzt erwähnten Trupial fehlt übrigens die Kunst des Gesanges, wie den meisten Arten des weitläufigen Geschlechtes, und auch der große gelbe Fliegenfänger (Tyrannus sulphuratus) kann außer den Tönen, von welchen er bey den Colonisten seinen Namen hat, und welche wie die Worte Q'uest-ce-que-dit lauten, nichts Anders von sich hören lassen.

Zwey Alligatoren, jeder von etwa 4 Fuß Länge, von der Art des Alligator punctulatus Spix., hatten sich in dem Abzugsgraben eingefunden, der sich nahe hinter dem Hühnerhofe seiner Gastfreunde herumzog; unser Landsmann hatte nach langen vergeblichen Bemühen das Glück beyde Räuber, die unter dem Geflügel des Hofes schon große Verheerungen angerichtet hatten, zu erschießen.

Nach einer kleinen Reise, welche die beyden Brüder Schomburgk gemeinsam einige Tagreisen im Essequebo aufwärts nach der Missionsstation Bartica-Grove machten, deren ehrwürdigem Vorstand, dem gewesnen Zöglinge der Basler Schule, Bernau und seiner Wirksamkeit, unser Reisender ein Lob ertheilt, das für den, welcher es ausspricht, eben so ehrend ist als für den, welcher es empfängt, kehrten die Unternehmer der Expedition noch einmal nach Georgetown zurück. Sir Robert hatte sich auf dieser Fahrt unter den farbigen Bewohnern der Landspitze Cartalopoint jene tüchtigen Männer wieder aufgesucht, die ihn schon auf seiner früheren Reise begleiteten, und noch andre ihres Gleichen zu ihnen angeworben; sein Bruder, unser Robert Schomburgk hatte das Glück in Georgetown seinen wackern Würtemberger Stöckle und einen Knaben aus Halle, Namens Florenz, zwey für seine Geschäfte taugliche und gelehrige Begleiter, zu finden, zu denen noch ein Neger Namens Hamlet, als Koch und einige andre dienende Gehülfen sich gesellten. Der landeskundige Herr King, welcher auf Anordnung des Gouverneurs den älteren Schomburgk begleitete, war auch auf einen Theil der jetzt beginnenden Forschungsreise für den jüngeren von großem Nutzen.

Die Mündung und der untere Lauf des Wainiflußes, der mit seinem nachbarlichen Laufe den Orinoko nach der Küste des atlantischen Meeres begleitet, sollte der erste Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung seyn. Während Sir Robert noch an einem andren Punkte mit seinen Messungen und Beobachtungen beschäftigt war, hatte sich sein Bruder, nach einem kurzen Verweilen bey einer Sandbank, an welcher er eine reiche Ausbeute von Wasservögeln machte, aus dem Wainistrome in mehrere seiner Nebenflüsse begeben, und an den Ufern des einen von diesen, an denen des Barima, die vollste Befriedigung seiner Wünsche gefunden. Zum erstenmale sah er sich hier in einem Indianerdorfe, in einer Niederlassung der Warraus. Freylich bestund das Dorf nur aus 12 Hütten oder vielmehr Dächern, deren tragende Säulen durch Querbalken verbunden waren, an denen die Hängematten befestigt werden können, auch waren alle Bewohner desselben im Walde zerstreut und selbst keiner ihrer armseligen Hunde war zurückgeblieben, um die Fremden anzubellen, als diese unter die leeren Obdächer eintraten,

in deren Räumen ein Schmutz und eine Unreinlichkeit herrschten, wie sie nach dem Sprüchwort, das man in Georgetown hat, vorzugsweise unter den Warraus zu Hause sind. Aber was thut nicht der Reiz der Neuheit! Mit einem wahrhaften Wohlbehagen schlug unser Reisender sein Nachtlager in einer der ansehnlichsten Hütten auf, wo er an einem der Querbalken seine Hängematte befestigte.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Die Stieber ließen es an Repressalien, welche sie an des Bischofs Leuten und Verbündeten nahmen, natürlich nicht fehlen, bis endlich der Markgraf Sigmund, der Kurfürst Philipp von der Pfalz und einige aus der Ritterschaft diese Fehde schlichteten.

VI. Miscellen, vom Hrn. Pfarrer Hühne zu Benk.

1. Rüge. Aus der 9. Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexicon dürfte die Fabel von der Gräfin Agnes von Orlamünde entweder entfernt oder doch dort widerrufen werden.

2. Hypothese über die Gründung und Stiftung der Pfarrei Hof. Hr. H., dem es scheint, als wenn „die ersten Arbeiter im Weinberge des Herrn nicht von Bamberg zur Bekehrung der Bewohner auf dem Walde vom Heidenthume zum Christenthume ausgegangen seyen," sondern daß sie dem Lauf der Saale aufwärts folgend, in diese Gegend von Hof geführt worden wären, stellt die Vermuthung hin: „Ob nicht Hof und seine Umgegend zur Zeit der ersten Bekehrung und Gründung von Kapellen und Kirchen dem Bisthume Zeiz (967), später (1029) wegen Andrang der Wenden nach Naumburg verlegt, zugehört habe?" — Nachmals können die Gränzen der beyden Bisthümer Bamberg und Naumburg bestimmter ausgeschieden worden seyn. So Hr. H.; sollte nicht der preußische Landrath Lepsius in seiner Beschreibung des Naumburger Bisthums hierüber nähere Aufschlüsse zu geben vermögen?

Daß ferner trotz allen Beschwerlichkeiten der Bamberger Clerus dennoch bis in ziemliche Nähe von Hof wirklich vorgedrungen sey, diese Thatsache beweisen uns Urkunden. Cronach war schon 1180 eine Pfarrey (Reg. I. 309), ebenso Tuschitze (Teuschnitz) 1187 mit Winthagin (Windheim) 1190, Steinbach 1190 u. a. m. Schlopp und Selbitz (Slopece, 8. März 1024, Silewize 1035, 6. Juny), Scoregast cum ecclesia 1109, 25. July finden sich, erstere zwey schon im Beginn des XI., letzteres zu Anfang des XII. Jahrhunderts urkundlich vor (Oesterreicher Denkwürdigkeiten I. p. XI.).

3. Nachtrag zu den historisch-topographischen Bemerkungen über die Tauschurkunde vom J. 1017 ꝛc.

Bemerkungen über die Worte des Diploms: indirectum in ahornbrunnen; Hr. H. hat aus Autopsie diesen Ahornbrunnen ermittelt.

VII. Zwey Urkunden über die Pfarrkirche zu Bayreuth vom J. 1523, vom Hrn. Curatus Schweitzer.

Die eine vom Altaristen zu Baireuth, Conrad Welsch, als ersten Besitzer der Pfründ „vff. S. Oswald's Altar zu Baireuth," ausgestellt in Pottenstein, von welchem Städtchen er sich einen Pfarrverweser nennt, am Tag Sixti 1523; — die andere ist von Bürgermeister und Rath der Stadt Bayreuth zu Baireuth am selben Tag ausgefertigt.

VIII. Abschrift aus der Emtmannsberger Pfarrregistratur im J. 1632, mitgetheilt vom Hrn. Prof. Dr. Holle.

Calamitäten-Schilderung aus dem, wie in alle Gegenden unsres Vaterlandes, so auch in diese, im J. 1632, 1634 ꝛc. eingedrungenen 30 jährigen Krieg, wie sie der damalige Pfarrer zu Emtmannsberg, Georg Becks, welcher die Drangsale erlitten, in ein Büchlein verzeichnete.

IX. Königlich schwedische Kriegsbeschreibung, so sich dahier zu Weismain begeben hat, für mich Reichard Fuchs, Amtsbürgermeister, mitgetheilt vom Hrn. Dr. Zenner zu Weismain.

Dieser Bericht über den schwedischen Einfall und die Besetzung des Städtchens in den Jahren 1632 und 1633 muß unter den Bürgern Weismains handschriftlich häufig anzutreffen seyn, namentlich unter den Gliedern der Fuchsischen Familie, denn obiger Richard Fuchs war noch in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts Amtsbürgermeister, und ich selbst besitze aus den Papieren seines Sohnes aus zweyter Ehe, des Hrn. Advocaten Carl Heinrich Fuchs, meines Oheims mütterlicher Seits, ein Exemplar dieses Berichtes. Wie derselbe hier abgedruckt erscheint, bietet er manche abweichende Lesearten, z. B. S. 87 heißt es: welchem Tags darauf zwey Compagnien unter Gerhard von Guttenberg ꝛc. gefolgt sind, während meine Handschrift: drey täg hernacher zwey Compagnien unter Wolf Gerhard von Guttenberg ꝛc. gefolgt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in brittisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Ein Häuptling der Warraus jener Gegend, mit Namen Williams, war bald nach dem Einrücken der fremden Gäste in das Dorf Cumaka zu ihrer Begrüßung herbeygekommen, dessen Würde nur an dem Stabe, den er in seiner Hand trug, nicht an dem zerrissenen, gestreiften Hemde, das ihn bekleidete, zu erkennen war. Seine erste Frage war nach Brantwein, und dieses europäische Halbgift ist in den Augen der meisten Eingebornen jenes Landstriches der begehrteste Tauschartikel, um dessen Genuß sie Alles was ein Erwerb ihrer Hände ist, dahin geben.

Die Besucher, nachdem sie die Fremden mit dem, was diese zu haben wünschten, vor allem mit Trinkwasser versorgt hatten, entfernten sich; der Reisende suchte und fand in seiner Hängematte, dort, in einem lang ersehnten Indianerdorfe einen Schlaf, so fest und so tief, als er ihn selten vorher genossen. Und allerdings reizend genug mögen die Morgenstunden gewesen seyn, welche dem Erwachen aus solchem erquickenden Schlafe folgten, reizend genug der Genuß, den die erfrischten Sinnen in dem Anblick der mit Blüthen überdeckten tropischen Bäume und der Schwärme der Colibris fanden, welche, gleich funkelnden Edelsteinen blitzesschnell erschienen und nach kurzem Stillhalten an den Blüthen wieder verschwanden, oder den der Duft dieser Blüthen gewährte, dann jener Reichthum der Natur, der sich, als er hinaustrat in die wahrhaft überreich begabte Gegend, den Händen des Sammlers an seltnen Insecten auf jedem Gesträuche darbot, und die Fülle der andern Naturgaben, womit in wenig Stunden der Haushalt für den ganzen Tag versorgt werden konnte. Aber dieser Aufschwung der Empfindungen, welcher öfters erst in der Erinnerung einen bleibenden Werth für das ganze spätere Leben bekommt, mag dennoch nur in sehr unvollkommner Weise die Beschwerden und widerwärtigen Eindrücke aufwiegen, welche, zu ihrem Glück, die jugendliche Natur des Menschen, bey ihrer größeren Verwandtschaft zum Fröhlichen als zum Traurigen, so leicht wieder abstreift. Wir dürfen neben der Lichtseite auch die Schattenseite des Bildes, das uns der Reisende entwirft, nicht übersehen.

Wie ein Ostindienfahrer, der zum ersten Male mit einem von reichem Gewinn beladenen Schiffe und mit dem Schatz der Erfahrungen im Gedächtniß, die zu tausend muntern Erzählungen den Stoff bieten, in dem Hafen seiner Vaterstadt einläuft, so, in fröhlichster Stimmung kehrte unser Sammler von der botanischen und entomologischen Wanderung des ersten Vormittags in Cumaka zurück, da fand er zu seinem Erstaunen sein einsam stilles Nachtlager in ein Feldlager verwandelt, das von einem ganzen Heerhaufen der Indianer, sammt Frauen und Kindern, aus der Nähe und Ferne gefüllt war. Mit den fremden Besuchen zugleich waren auch die eigentlichen Inhaber der Obdächer von Cumaka aus den Wäldern herbeygekommen und fast Alle, die Männer wie die bescheiden und mit sanftem Wesen im Hintergrund des Kreises stehenden Frauen, hatten allerhand Dinge, Früchte, zahme Affen, Papageyen, Hängematten und andre solche Werke der Hand, die

sie zum Tausch, meist gegen Brantwein, seltner gegen Messer, oder zum Verkauf um Geld, dessen Werth den Warraus nicht unbekannt ist, darboten. Der Reisende tauschte oder kaufte vor der Hand nur für sich und die Seinen einige Früchte, mußte sich jedoch das überlästige Gedränge der Männer, die ihn auf allen Schritten begleiteten, gefallen lassen. Endlich zog sich der Schwarm etwas zurück; die von andern Orten hergekommenen Indianer befestigten ihre Hängematten an den benachbarten Bäumen, zündeten Feuer an und trafen alle Anstalt, um sich für einige Zeit in einer Gegend häuslich nieder zu lassen, wo es Europäer gab, welche Brantwein und andre kostbare Sachen mit sich führten. Auch die Bewohner oder vielmehr die Bewohnerinnen von Cumaka, denn nur die Indianerin trägt die Last der häuslichen Arbeit, während der Mann der Ruhe pflegt, beeilten sich den lange verlassenen Hausstand wieder in die alte Ordnung zu bringen; sie schlugen die Hängematten auf, in welche alsbald die Männer sich legten, um behaglich ruhend den Arbeiten ihrer Frauen zuzusehen, trugen die Kassavawurzeln herbey, die sie zerrieben, dann durch mühsames Auspressen in einem aus Flechtwerk gebildeten Sack von ihrem giftigen Safte reinigten und hierauf den mehlreichen Rückstand auf heißen Steinplatten zu Brode ausbucken. Während in dieser Weise einige von ihnen das Haus mit Eßwaaren versahen, waren andre damit beschäftigt aus der feinen Thonerde, die sich in Menge um Cumaka her findet, Töpfe und andre Geschirre zu bereiten, um den Abgang dieser zerbrechlichen Gegenstände, den das Herumziehen im Walde zur Folge gehabt hatte, zu ersetzen.

Die hehre Stille, welche noch heute am Morgen nur von den vielstimmigen Naturlauten der Kolibris, der Papageyen und andrer Vögel war unterbrochen worden, war jetzt von dem nimmer rastenden Geräusch eines Marktplatzes verdrängt; unser Reisender konnte es bis zur Ankunft seines Bruders kaum mehr wagen in den Wald, dahin seine Wißbegier ihn zog, zu gehen, wenn er nicht sein Reisegeräthe der Gefahr, zwar nicht der Entwendung, wohl aber vielleicht der neugierigen und für manche Gegenstände gefährlichen Handhabung aussetzen wollte. Und der Rum, den die Reisenden bey sich führten, würde wohl auch nicht bloß der Gegenstand einer oberflächlichen Betrachtung gewesen seyn, sondern zu einer gründlichen Untersuchung durch den Geschmack gereitzt haben.

In der That, was Speisen und Getränke, ja selbst Haus und Hof betrifft, muß bey diesen gutmüthig harmlosen, schmutzigen Warrau-Indianern die Gewöhnung an ein gewißes communistisches Verhältniß nicht sehr schwer seyn. Fast ohne alle Pflege gedeihen auf dem überaus fruchtbaren Boden um die Dörfer her die Gewächse mit eßbaren Wurzeln und Früchten; wo man hinsieht, da wuchert als ein 6 Fuß hohes Gesträuch die Geberin des nahrhaften Cassavabrodes, die Manihotpflanze; die Pisange und Bananen, wie der Caricabaum mit seinen Melonenfrüchten bilden ganze Wälder; in dicht gedrängten Gebüschen stehen die Ananas mit ihren manneshohen Blüthenschopfen, dazwischen die Bataten, die Dioscoreen mit wohlschmeckenden Wurzelknollen (Dioscorea bulbifera und sativa). Und der Laubwald in der Nähe, mit seinen von Lianen umschlungenen Stämmen und Zweigen, so wie der Palmenwald bieten eine Fülle des Eßbaren oder Nutzbaren dar, sind voller Vögel, deren Fleisch und Eyer, mit den Fischen des vorbeyfließenden Cumaka zugleich den Herd der Indianer reichlich versorgen, während diesen Leuten alles das, was zum Flechtwerk ihrer Hängematten, zum Bau und zum Decken ihres Obdaches nöthig ist, von selbst in die Hände wächst. Daher sahen die Bewohner von Cumaka ruhig zu, wie die Ankömmlinge von allen Seiten her die Gaben ihrer Felder und Wälder mit ihnen theilten, und ließen es sogar geschehen, daß der hieherkommende, stolze Häuptling eines andern, benachbarten Indianerstammes mit seinem zahlreichen Gefolge, ohne sie nur um Erlaubniß zu fragen, ihre Hütten einnahm; denn in wenig Stunden hatten sie sich in dem Wald oder unter dem breiten Laubdach der Pisangs eine andre Wohnstätte bereitet.

Der dürftige Nordländer, welcher in die Gegend von Cumaka käme, würde bey dem Vollgenuß, der ihm da von allen Seiten zuströmte, wohl sagen oder denken: hier ist gut wohnen; aber die Qualen, an denen die dortige Natur fast eben so reich ist als an Freuden, könnten, bis er die Mittel gefunden

ihnen abwehrend zu begegnen, gar bald auch andre Gedanken in ihm erregen. Wir nennen hier nur einige dieser Qualen.

Gleich am ersten Tage seines Zusammenseyns mit den Warraus-Indianern war unserem Reisenden die Verunstaltung aufgefallen, die sich an den Füßen und am Gesäß mehrerer Kinder zeigten. Die ebengenannten Theile des Leibes waren mit Eiterbeulen bedeckt, durch welche namentlich die Füße wie Klumpfüße zu einer dicken Wulstmasse aufgelaufen waren. Bald erfuhr unser Landsmann an seinen eignen Füßen, was die Ursache jenes Leidens der armen Kinder sey. Ein anhaltendes Jucken und Brennen, das er schon seit mehreren Tagen des Nachts an den Zehen und Sohlen gefühlt hatte, das er jedoch bey den botanischen Excursionen, denen er sich seit der Ankunft seines Bruders wieder hingeben durfte, unbeachtet gelassen, steigerte sich eines Nachts zu einem so hohen Grade, daß er die Füße am Morgen einem Farbigen zeigte. Dieser erklärte sogleich, daß der Schmerz von einer Menge jener Madennester herrühre, welche sich aus den von den Sandflöhen (Pulex penetrans) unter die Nägel und Sohlenhaut der Füße gelegten Eyerbeuteln erzeugt hatten. Es waren 83 dergleichen Colonien des scheußlichen Gewürmes, welche der landeskundige Farbige dem armen Fremdling herausschneiden mußte. Weder Stiefeln noch doppelte, ja dreyfache Strümpfe halten jene häßlichen Thiere, die sich am häufigsten in den Indianerhütten einstellen, von dem Eindringen nach den Füßen ab. Die Erwachsnen, wenn solche Qual sie befällt, helfen sich selbst oder lassen Andre sich helfen durch das Herausgraben der Eyerbeutel; die Kleinern, welche ihr Leid nicht mit Worten klagen können, oder den Schmerz der Operation durch ungeberdiges Schreyen und Stampfen von sich abwehren, sind dann am meisten solchen Angriffen ausgesetzt, vor denen sie die reinigende, täglich sich erneuende Sorgfalt der Mutter leicht schützen könnte. Der arme Würtemberger Stöckle, der von jener kleinen, feindseligen Thierwelt keine Ahnung hatte, litt so heftig von ihr, daß seine Füße in bedenklicher Weise sich entzündeten und ihm das Gehen für einige Zeit ganz unmöglich machten.

Aber nicht nur in den Hütten, namentlich wenn diese auf trockenem Sandboden stehen, sondern auf jedem Grashalm lauern in dieser Gegend Verbündete des Sandflohes aus einer andren kleinen Thierfamilie auf den Menschen, um ihn durch Hineingraben in seine Haut zu peinigen. Namentlich gilt dieses von einer Art kleiner rother Milbenspinnen (Trombidium), welche unvermerkt auch unter den Kleidern nach den Weichen und andern Theilen des Unterleibes hinkriecht, hier mit ihrem Saugrüssel tief unter die Haut hineinbohrt und unerträglich brennende Schmerzen erregt. Das Waschen der verletzten Stellen mit Zitronensaft oder mit Weingeist zeigte sich übrigens als ein wohlthätiges Hülfsmittel gegen das Uebel; die Milbenspinnen schienen augenblicklich davon zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Die Hinweglassung der Titulaturen bey den Befehlshabern, Fürsten u. s. w. bringt mich auf den Gedanken, daß dieß vom Hrn. Z. willkührlich geschehen seyn dürfte, dahin rechne ich auch manchen Ausdruck, der zur Zeit als jener Bericht gefertigt wurde, zuverlässig nicht gebraucht worden ist, z. B.: „Da ist er von Bürgern mündlich bedeutet worden; in meiner Handschrift: „beantwortet.“ S. 89. „der Wache daselbst einen großen Schimpf zu erweisen,“ mein Mspt. hat „Despect“ S. 91 „ohne Widerstand eingenommen,“ für „einbekommen.“ Druckfehler scheint: Klaus Hastner für Hastver. Die schwedischen Reitercompagnien büßen beym ersten Gefecht vor den Städeln einen Lieutenant ein, der vom Kirchthurm aus vor dem Forst erschossen wurde. Meine Handschrift setzt bey: „mit einem Falconnet.“ S. 97 steht: zwey Städel und die Kastenmühle seyen hernach von den Schweden auch weggerissen und das Holzwerk zu Raketen gebraucht worden, wo es doch unverkennbar Staketen heißen muß.

Den Weismanner Bürgern bleibt der Ruhm, daß sie sich gegen die überlegenen Streitkräfte des Herzogs Bernhard von Weimar, — der selbst durch den Mantel geschossen wurde, heldenmüthig vertheidigt haben. Nach

eigenem Geständniße der Schweden hatten sie einen Verlust von 300 Todten und Verwundeten, während nur zwey Bürger getödtet und der Stadtschreiber beschädigt wurde. Nach den Drangsalen der feindlichen Occupation und nach deren im August 1634 erfolgtem Aufhören wüthete die Pest über drey Monate lang unter der Bevölkerung des Städtchens.

X. Des Königs Konrad III. Grabstätten im Dome zu Bamberg, von Dr. G. Th. Rudhart.

Man wußte über den Ort, wo der am 15. Februar 1152 zu Bamberg verstorbene König Konrad beygesetzt worden, nur gerade dasjenige, was Otto von Freisingen, Gest. Friderici I., c. 63 bey Murat. VI, 698 angiebt, nämlich: daß das Kapitel der Bamberger Kirche nicht zugegeben habe, des Königs Leiche nach Lorch abzuführen, sondern daß dasselbe Konrads sterbliche Hülle neben dem Grabe des Gründers (juxta tumbam Imperat. Heinrici, ejus loci fundatoris — regio cultu eum sepelivit) ihrer Kirche, Kaiser Heinrich II., mit königlichen Ehren beysetzen ließ. Also ruhete Konrad, da Heinrich II. in der Mitte des Doms begraben lag, auch dort bis zum J. 1649, 2. September. Wohin Konrads Gebeine nach der Versetzung des kaiserlichen Grabes auf die Stufen des Georgi-Chors gekommen, erfahren wir erst aus dem Mortuarium Custoriae Imperial. Cathedralis Bambergens. *). Konrad III. nämlich und seine fünf Grabesgenossen — es sind fünf Bamberger Bischöfe, — wurden unterhalb jener Säule beygesetzt, die sich aus röthlichem Marmor in schöner, schlanker Gestalt über der kleineren Crypta (Thietmar v. Merseb. bey Pertz VI. 814) dicht am östlichen Rande des Peters-Chores erhob. Nach kurzer Ruhe daselbst, erhielten sie den Platz unter dem Peters-Altare selbst und verblieben dort bis zur Wiederherstellung des Doms, während welcher sie in das benachbarte Domschatz-Locale gebracht und im Julius 1845 in zwey steinerne Särge gelegt wurden, von denen der eine die Gebeine der fünf Bischöfe, der andere jene Konrads III. aufnahm *). Des Letzteren Gebeine waren dem Beschauer dadurch leicht kenntlich, daß sie eigens zusammengebunden und mit einer Krone versehen waren, wie man sie verstorbenen Königen in die Gruft mitzugeben pflegte. Seinen Schenkelbeinen nach zuschließen, muß der König wenigstens 6′ bayerisch gemessen haben.

*) Die Schrift dieses Mortuars ist vom Ende des 17., höchstens vom Anfang des 18. Jahrhunderts: „Haec quinque Corpora Reverendissimorum Episcoporum Eberhardi, I, Egilberti IX, Thimonis, XIII, Wulflingi, XXI, Henrici a Sternberg, XXIII, Conradi III. Roman. Imperatoris. Juxta Tumbam SS. Henrici et Cunegundis olim Sepulta, regnante vero Melchiore Ottone (1642—1653) Voit a Salzburg novo ab eo erecto Altari etc. in medio ejusdem collocati SS. Fundatorum mausolaei, eorum Corpora e terris effossa 1656, primo retro altare Mauritii, modo St. Crucis dicti reposita, exinde sub altare hocce summum St. Petri translata sunt.“

XI. Die Zerstörung der beyden Burgen Neydeck und Streitberg im J. 1553, vom Hrn. Curatus Schweitzer.

Unsres Wissens hat Hr. Sch. auf dem Filial-Archive zu Bamberg die Documente, den markgräflichen Krieg betreffend, benutzt, und was hier geboten wird, ist zunächst eine der Früchte seiner Studien. Neideck wurde von der aus 37 Knechten bestehenden Besatzung unter dem Befehle des Hans Braun von Nürnberg, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben, auf die bloße Ansprache des markgräflichen Amtmanns Sigmund von Wiersberg und des Hauptmanns Sturm verrätherischer Weise diesen überantwortet und auf des Markgrafen Albrecht Befehl entweder den 16. Mai oder am darauffolgenden Tag angezündet, nachdem die Burg durch einige Hakenschützen „zum Brennen gespickt“ worden war. Am 18. Mai lag Neideck vollständig in Trümmern, indem alles noch aufrechtstehende durch hiezu aufgebotene markgräfliche Leute geschleift wurde.

Das gegenüberliegende Streitberg, ein für den Markgrafen zur Deckung des Passes vom Oberland in das Unterland wichtiger Waffenplatz und den Nachbarn in alle Weise lästig, hatte Markgraf Albrecht dem Hauptmann Wolf von Truppach anvertraut. Die Feinde Albrechts waren ausgezogen, an seinen Besitzungen das Vergeltungsrecht auszuüben. Der Markgraf stand fern gegen den Kurfürsten Moritz von Sachsen und dessen Genossen. Wolf von Truppach, auf die Kunde vom Anzuge der Nürnberger mit ihren Verbündeten, rüstete und verstärkte sich in seiner Feste und hatte noch obendrein die Zusage des Entsatzes durch den Markgrafen erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Beyde Särge befinden sich nun in der großen Crypta unter dem Georgenchor.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in britisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Wie die Füße und die Weichen, so waren auch Hände und Gesicht, vor allem in der Nähe der Flüsse und Sümpfe, den Angriffen der Mosquitos ausgesetzt, so wie am Tage und bey heißem, windstillem Wetter denen der Sandfliegen, und im Walde hausten die Schaaren der kriegerischen Ameisen, deren Bisse, wenn er sie einmal empfunden hat, auch den muthigsten Wandrer in die Flucht schlagen können. Vor allen andren ist eine lange, schwarze, mit einzelnen Haaren bedeckte Ameise (die Ponera clavata) ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens, für Alle, welche die feindselige Macht dieses Thieres kennen, das zum Glück nicht in ganzen Schaaren, sondern nur vereinzelt an Bäumen und Gesträuchen gefunden wird. Unser Landsmann ward von einer solchen am Daumen der rechten Hand gebissen und augenblicklich theilte sich der schneidende und brennende Schmerz von der Wunde aus dem ganzen Körper mit, am meisten der Brust und der Gegend ober und unterhalb der beyden Achseln. Nach einigen Minuten gesellte sich zu diesem Schmerz eine Lähmung aller Glieder; vergeblich suchte sich der geängstete Mann nach seiner Wohnung hinzuschleppen, er sank zu Boden, wo ihn ein Indianer besinnungslos liegen fand und ihn nach seiner Hängematte hinschleppte. Der Zufall endigte mit einem Wundfieber, welches den ganzen folgenden Tag anhielt. So sehr die Indianer dieses giftige Thier scheuen, benutzen sie es dennoch als ein Heilmittel gegen hartnäckige, durch kein anders Mittel zu beseitigende rheumatische Schmerzen. Sie suchen dann eine solche Ameise auf, fassen dieselbe zwischen zwey Hölzchen und lassen sie ein oder auch wohl etliche Male in die schmerzhafte Stelle beissen, wodurch, nach ihrer Versicherung, die Krankheit gründlich gehoben wird.

Jeder Schritt, jeder Griff der Hand muß in diesem Lande mit vorsichtiger Umschau gethan werden, denn die dortige Natur, im Kampfe ihrer gewaltigen Lebenskräfte, ist zum Theil bis an die Zähne von einer gefährlichen Waffenrüstung umpanzert. Dies erfuhr Stöckle, als er unten am Flußufer der Lust nicht widerstehen konnte an dem Vergnügen des reichen Fischfanges Theil zu nehmen, den die Indianer daselbst betrieben. Er hatte nicht darauf geachtet, daß diese eingebornen Fischer, so oft sie einen der großen Welse, von denen das Wasser voll ist, herauszogen ans Land, ehe sie ihn berührten, zuerst mit einem großen Prügel auf seine Rücken- und Bauchflossen schlugen. Es hat dies seinen guten Grund. Der erste Strahl jener beyden Flossen ist mit scharfen Widerhaken versehen und dient dem Thier zu einer Vertheidigungswaffe, mit welcher dasselbe einer unvorsichtig zugreifenden Hand sehr schmerzhafte Wunden versetzen kann, welche eine heftige Entzündung und starke Geschwulst zur Folge haben. Als der große Fisch dieser Art, den der wackre Würtemberger an seiner Angel ans Land zog, sich losgerissen hatte, und dem Wasser zueilte, wollte Stöckle sich denselben nicht entgehen lassen, erfaßte ihn mit beyden Händen, und empfieng so zu den Leiden an seinen Füßen auch ein sechs Tage anhaltendes an seiner Hand.

Mehr noch als diesen streitbaren Wels, ja mehr noch als die giftigen Schlangen, deren eine (der Trigonocephalus atrox), welche 4 Fuß lang war, die Indianergehülfen getödet hatten, fürchten die Eingebornen so wie die landeskundigen Neger den Zitteraal, dessen fettes Fleisch dennoch die letzteren sehr gern genießen. Sie halten die elektrischen Kräfte dieses Thieres für etwas zauberhaft Dämonisches. Dem ungeachtet brachten die Diener mit der getödeten Schlange zugleich zwey riesengroße (7 Fuß lange, $1\frac{1}{2}$ Fuß dicke) Zitteraale mit sich zur Abendmahlzeit. Sie hatten diese Fische in einem fast ausgetrockneten Sumpfe gefunden und die ermatteten Thiere unter den wunderlichsten, abergläubigen Vorsichtigkeitsmaßregeln getödet.

Unsre europäischen Reisenden überließen gerne dieses fetttriefende Gericht den Dienern; ihr Tisch war mit besseren Speisen in großer Fülle besetzt, selbst die Welse wurden bald nicht mehr geachtet als neben ihnen die ungleich trefflicheren Morocoto-Fische (vom Geschlecht Myletos) und die Querimani (vom Geschlecht des Mugil) in Menge sich einstellten. Außer den Fischen gab es Vögel im Ueberfluß, deren Fleisch, namentlich das von verschiednen Reiherarten, großen Beyfall bey den Europäern fand. Auch die schönen buntfarbigen Arten des nur von Früchten sich nährenden Pfefferfraßes wurden von den Flinten der Jäger nicht verschont, sondern als gute Beute zum Nutzen des Tisches betrachtet, und an einer oder der andern Art der Vögel aus der Familie der Wildhühner sammt ihren Eyern fehlte es nur selten. Nur zur Belustigung der Augen jedoch, nicht des Gaumens, dienten unter andern die Arten der schönfarbigen Eisvögel, welche in den selbstgegrabenen Oeffnungen nisten, von denen die Uferwände an manchen Stellen überall durchlöchert sind.

Mit derselben Leichtigkeit als der Europäer mit seiner Flinte, deren lauter Knall die hiesige größere Thierwelt bald so scheu macht, daß sie den gewohnten Standort auf längere Zeit verläßt oder nur mit großer Vorsicht besucht, erlegt der Warrau-Indianer die Beute seiner Jagd mit Bogen und Pfeil. Der Knabe von wenig Jahren lernt sich dieser Waffe schon zum Erschießen kleiner Eidechsen zu bedienen; der erwachsne Jäger wendet sie mit großer Sicherheit gegen die Thiere des Landes und des Gewässers an. Geräuschlos, unbemerkt von den in der Nähe weilenden Thieren erschleicht er mit seinem Geschoß das eine und andre, selbst der Riese unter den Süßwasserfischen von Guiana, der buntfarbige Arapaima im Rapununiflusse (Sudis gigas), welcher bey 8 Fuß Länge ein Gewicht von 200 Pfund erreicht, wird von ihm mit Pfeilen überwältigt. Jenes, wie es scheint gesetzliche Enthalten von dem Fleisch all der fremden Thiere, welche die Europäer in Amerika eingeführt haben, das bey den Indianerstämmen des Landes gefunden wird, kann denselben gerade nicht besonders schwer fallen.

Wir theilen mit unsren für solche Eindrücke sehr empfänglichen Landsmann bey dem Lesen seiner Reisebeschreibung vorzüglich gern jene Genüsse, die ihm das erstmalige Sehen der ausgezeichnetsten Formen des Thier- und Pflanzenreiches der Zone gewährte, in welcher er jetzt verweilte. Ein zuweilen schon erstorbener Baumstamm, der statt der eignen Blätter und Blüthen mit den großen, wunderherrlichen Blüthen der südamerikanischen Orchideen, mit verschiedenen Arten von Oncidium, Epidendron u. A. prangte; das Auffinden einer neuen Art von Coryanthes mit einer mächtig großen, gegen 6 Zoll im Durchmesser haltenden gelb und braungefleckten Blüthe, waren für den eifrigen Naturforscher von gleich hohem Werth als für den Alterthumsforscher der Anblick und das Auffinden eines berühmten Bauwerkes des klassischen Alterthumes. Ein großer Ameisenfresser (Myrmecophaga jubata) schwamm mit einer Schnelligkeit über den Fluß hinüber, welche an diesen etwas unbeholfen erscheinendem Thier in Erstaunen setzte; nur die Spitze der Schnautze, das lange Borstenhaar des Rückens und das Ende des Schwanzes ragten dabey aus dem Wasser hervor.

Scheint doch selbst das noch viel träger auf dem ebenen Boden hinschleichende Faulthier zu dergleichen Wasserparthieen nicht ungeeignet zu seyn. Dieß bezeugte unserm Reisenden das Vorkommen eines vereinsamten mütterlichen Thieres dieser Art, mit dem Jungen auf dem Rücken auf dem Baum einer kleinen Insel des Essequibo. Auch ein andres Mal, bey der Rückkehr von einer der Wasserfahrten, welche Hr. Sch. gemacht hatte, bemerkte einer seiner Indianer am Ufer des Flußes auf den hervortreten-

den Wurzeln der Rhizophora Mangle ein solches Thier, welches hier entweder seinen Durst gelöscht hatte, oder so eben über den Fluß geschwommen war und jetzt von der Anstrengung ausruhte. Ohne eine Bewegung zur Flucht zu machen, ohne sich zur Wehre zu stellen, ließ es sich zwar ergreifen, aber es kostete nicht wenig Mühe, die fest angeklammerten Klauen von den Wurzeläsien des Manglebaumes loszureißen. Erst nachdem ihm die beyden Vorderfüße gebunden waren, welche seine einzige, zugleich aber höchst gefährliche Vertheidigungswaffe sind, indem die Wunden, die es mit den langen scharfen Klauen schlägt, meist den bösartigsten Charakter annehmen, gelang es drey Indianern unter Anstrengung aller ihrer Kräfte das Thier von den Wurzeln loszumachen. Schomburgk behielt das gefangene Faulthier längere Zeit lebendig unter seiner Aufsicht und hatte deßhalb Gelegenheit genug seine Unbehülflichkeit, wenn es außer der natürlichen Umgebung ist und seine Gewandtheit, sobald es in dieser Umgebung sich findet, zu beobachten. Der Aufenthalt und Weideplatz, für den es durch seinen ganzen Bau geeignet und bestimmt ist, sind die Bäume und ihre Zweige; ohne Mühe und Anstrengung sieht man diese Thiere am Stamm hinan und von den untersten Aesten bis zum Gipfel sich fortbewegen, ja von einem Baume zum andern steigen, wenn namentlich ein starker Wind die Zweige des einen dem andern näher bringt. Denn sobald nur einmal der eine so weit als möglich sich ausstreckende Vorderfuß mit seinen langen, immer einwärts gebogenen scharfen Klauen den neuen Befestigungspunkt erfaßt hat, dann streckt sich auch der andre Vorderfuß ihm nach, schlägt wie jener seine Krallen tief in das Holz hinein und beyde ziehen sich nun auch die Hinterfüße nach. Dabey hält sich das Faulthier stets an die nach unten, nach dem Boden zugekehrte Seite der Aeste, und so in einer Stellung, welche der bey andren Thieren gewöhnlichen ganz entgegengesetzt ist, mit dem Rücken nach unten gerichtet erhält es sich während des Wachens und selbst im Schlafe, denn die tief eingeschlagenen Klauen befestigen den Körper wie angenagelt an seiner Stelle. So lebt es auf den dicht beysammen stehenden Bäumen der feuchten Urwälder, wird unter ihrem immer grünenden Laubdach geboren, nährt sich von demselben und stirbt in demselben ab. Anders aber freylich ergeht es diesem seltsamen Geschöpf, wenn es von seinem Element hinweg auf festen, ebenen Grund versetzt wird. So oft man das gefangene Thier auf den platten, fest getretenen Boden unter dem Zeltdach oder der Hütte legte, in welchem seine Klauen, denen schon die Bewegung von oben nach unten eine unnatürliche ist, nicht einschlagen konnten, dann mühte es sich mit der schwersten Anstrengung, unter tiefen Athemzügen, welche dem Seufzer eines geängstigten Menschen glichen, vergeblich ab und kam dabey öfters in mehreren Stunden nur wenige Fuß weit vom Flecke. Gab man ihm dagegen Gelegenheit, an einem hingelehnten Stock zu einem Querbalken der Hütte hinanzuklimmen, dann war es schnell oben, hieng sich an dem Balken fest und bewegte sich unter fortwährendem behaglichen Knurren vor- und rückwärts. Draußen im Freyen läßt es pfeifende Töne vernehmen.

Bey den Warrau-Indianern hatte unser Reisender Gelegenheit nicht nur den zierlichen abgemessenen Tänzen zuzusehen, bey denen Männer und Frauen zuerst jene wie diese in abgesonderten Kreisen, dann paarweise im Takt sich bewegen, sondern auch jene pantomimischen, welche von den Männern allein aufgeführt werden. Diese Tänze sind nach den Thieren benannt, deren Bewegungen oder Stimmen man dabey nachzuahmen sucht, und so giebt es einen Vogel- und einen Affentanz und bey beyden begreift man, wie z. B. die gravitätischen Bewegungen des schönen Agami-Reihers (Ardea Agami) oder die Gesticulationen des Affen zur Belustigung der Augen, in menschlicher Bewegung angewendet werden können. Wie aber der Faulthiertanz, den diese Indianer aufführen, beschaffen seyn und welche Gebärden dieser mit sich führen möge, das läßt sich schwer errathen.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Am 11. Juny begannen 12 Fähnlein Nürnberger Volkes mit schwerem Geschütz und verstärkt durch die Bamberger, sämmtliche Streitkräfte unter den Befehlen des Nürnberger Obersten Haug von Parsberg, die Belagerung und setzten der Feste dergestalt durch ihr grobes Geschütz zu, daß sie sich am 18. Juny ergab. Sie wurde in Brand gesteckt, aber noch nicht völlig zerstört. Erst nach der Zurückkunft des bey Sievershausen und Braunschweig geschlagenen Markgrafen und da die Kriegsräthe der vereinigten Stände den Bischof von Bamberg unterm 30. Juny ersuchten, die Burg ganz zu zerstören, „damit die alten Vögel nicht darin nisten könnten," wurde sie im Spätherbst durch 30 Zentner Pulver vollends zerstört. So erlagen beyde Burgen in Monatsfrist als Opfer eines unseligen Kriegs, der über beyde Fürstenthümer, Bayreuth und Bamberg, unendliches Unglück gebracht hatte.

XII. Den Schluß dieses Heftes bilden die in den früheren Heften bereits begonnenen, die Geschichte des Bayreuther Landes betreffenden Urkundenauszüge aus dem v. Freyberg'schen Regesten-Werk, von 1335 bis 1312. Ueber das Zweckdienliche dieser jedem Hefte beygegebenen Auszüge, besonders für solche Glieder des hist. Vereines, welche von Bibliotheken entfernt leben oder das Lang-Freybergsche Regesten-Werk nicht besitzen, haben wir uns bereits früher schon geäußert.

4. Archiv für die Geschichte ꝛc. Dritter Band drittes Heft, Bayreuth, 1847. 8. —

I. Die Gegend von Banz in der vorgeschichtlichen Zeit, vom Hrn. Kanzlenrath ꝛc. C. v. Theodori.

Ein Vortrag, den Hr. v. Th. in der General-Versammlung des historischen Vereins von Oberfranken am 7. Julius 1845 auf dem Schlosse Banz gehalten. Ueber ein so schwieriges Thema, wie vorstehendes, mit Klarheit, vollkommener Sachkenntniß und auf die anziehendste Weise sich zu verbreiten, war vielleicht kaum einem andern Manne möglich, als dem so vielseitig gebildeten Hrn. v. Th. Nach kurzer Auseinandersetzung der nöthigen Vorbegriffe in einer dem Layen durchaus fasslichen Sprache, geht Hr. v. Th. zur näheren Beschreibung der Gebirgsformationen von Banz und Umgegend über und schließt mit einer ausnehmend anschaulichen Vergleichung der Gegend von Banz in der Urzeit mit der Gegenwart, hinzeigend auf die Documente, auf welchen sein Gemälde der Urzeit ruht, d. i., auf die im Schlosse Banz befindliche, vollständige, ausschließlich locale Sammlung der bisher aufgefundenen versteinerten Ueberreste der Umgegend, eine Sammlung, die, wie bekannt, eines europäischen Rufes seit mehreren Decennien sich erfreut. Diesem „Archive der Vorwelt," wie es Hr. v. Th. mit Recht nennt, hat er seine Schilderung entnommen. Von großartiger Wirkung auf die sehr zahlreiche Versammlung muß vornehmlich das Gemälde gewesen seyn, welches jene Meer- und Süßwasser-Ungeheuer von 15—18', oder von 30—40' Länge den Blicken der Zuhörer gleichsam vergegenwärtigt. Referent gesteht, über einen solchen Gegenstand nie noch etwas Klareres und Anziehenderes als des Hrn. v. Th. Vortrag gelesen zu haben.

II. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Familienglieder des Bayreuthischen Fürstenhauses, vom Hrn. J. G. Heinritz.

Hr. H. wollte dem Mangel an Nachrichten über die Familienglieder der Regenten Bayreuths, (welche Letztere von den Hausschriftstellern ausschließend behandelt wurden) durch seine Abhandlung abhelfen. In der That, was ein in der Bayreuther Fürsten- und Landesgeschichte so durchaus erfahrener Mann, wie Hr. H., hier geliefert hat, ist ein höchst willkommener Beytrag zu diesem Zwecke! Die Reihe eröffnet:

I. Erdmann August, Erbprinz des Markgrafen Christian, geboren zu Bayreuth den 28. September 1615, gestorben zu Hof den 27. Januar 1651, im Alter von 35 Jahren.

Die Schilderung der Zustände im Hause des Markgrafen Christian, namentlich jener Bruderzwist, der den leidenschaftlicheren Georg Albrecht zum Pistolen-Duell mit seinem älteren Bruder zu Culmbach vor dem Crinesthor 1648 fortriß, lassen uns erkennen, welche Lücken die Hausschriftsteller, z. B. Groß S. 400, in diesem Theile der Bayreuther Geschichte gelassen und wie sachdienlich es ist, daß Hr. H. diese Lücken auszufüllen angefangen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in brittisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Wir begleiten jetzt unsern Landsmann auf einer spätern Reise nach einer andren, südlichern Gegend des Innern von Guiana, die er zum Theil mit seinem Bruder in Gesellschaft während einer Zeit machte, wo jener Theil des Landes der Schauplatz kriegerischer Auftritte durch einen Einfall der portugiesischen Truppen geworden war. Das dießmalige Ziel der Reise war die Heimath des edleren Indianerstammes der Macusis zwischen den Quellflüssen des Essequibo und des Rio Branco. Sechs Wochen lang hatte die Stromfahrt in den schweren Booten, welche öfters durch Stromschnellen und Untiefen sehr gehemmt war, gedauert, sie hatte sich, die Krümmungen mit eingerechnet, über eine Strecke von 300 (engl.) Meilen bewegt und war mit mannichfachen Beschwerden zuletzt noch an der Mündung des Rapunni durch die Qualen, welche die Sandfliege (eine Simulea) mit sich brachte, verbunden gewesen, aber freylich war auch der Besuch von Pirara, an einem kleinen Fluße gleichen Namens und ein längerer Aufenthalt in den Bergwäldern der Macusis all dieser Mühen werth. Welche Bedeutung hat dieses Dorf Pirara; hat der kleine See Amucu, an welchem es liegt, mit seinen von Binsen bedeckten Ufern schon in historischer Hinsicht durch die abentheuerlichen Sagen, welche darüber während der ersten Jahrhunderte nach der Entdeckung von Amerika verbreitet waren. Dieser kleine See ist nichts anders als das eingebildete Mar del Dorado mit goldreichen Ufern und mit der von Gold strahlenden Stadt Manoa, nach welcher die kühnsten Abentheurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem sechszehnten Jahrhundert ihre Irrfahrten hinrichteten; nach welcher der große und unglückliche Walther Raleigh von 1595 bis 1617 vier vergebliche Expeditionen unternahm. Bis zu dem Anfang unsers Jahrhunderts hatte sich, seitdem der alte Ruhm des Goldreichthums dahin geschwunden war, wenigstens noch eine geographische Dichtung über den kleinen See Amucu erhalten, nach welcher derselbe ein ausgedehntes Binnenmeer seyn sollte, aus welchem die großen Ströme Südamerikas: der Orinoco, der Essequibo und der Amazon ihren gemeinsamen Ursprung nähmen. Al. von Humboldt, ohne die Gegend selbst besucht zu haben, war der erste, der durch Analogien aus der Beschaffenheit der bekanntern Gegenden des Welttheiles geleitet, jener Dichtung widersprach, obwohl nicht zu läugnen ist, daß hier der Punkt wäre, an dem sich mit leichter Mühe eine Wasserstraße zur Verbindung der nördlichen Stromgebiete von Guiana mit dem Gebiet des Amazonenstromes in Ausführung bringen ließe. Daraus könnte man wenigstens das Entstehen jener geographischen Sage über den Amucusee begreiflicher finden; wie aber die Sage von seinem Goldreichthum entstanden seyn möge, läßt sich schwer errathen, da man bisher in ganz Guiana noch keine Spur von Gold entdeckt hat und auch die Goldbleche, mit denen die Indianer, als die ersten Europäer hieher kamen, reich geziert waren, längst aus den Hütten und von den Gliedern ihrer Nachkommen verschwunden sind. Doch bey alle dem war für unsern jungen Sammler und Forscher der

Natur das Land der Macusis ein wahres Eldorado; seine Schätze regten in ihm andre Freuden auf als vormals der Anblick der Goldbleche an den Nasen und Stirnen der Indianer in den goldgierigen Portugiesen.

Schon der erste botanische Ausflug in die Umgebungen von Pirara war so überreich belohnend, daß der Sammler „gar nicht wußte, wohin er zuerst die Augen, wohin er zuerst die Hände wenden sollte.“ Auch die Thierwelt war hier zum Theil wieder eine ganz andre geworden als die der früher besuchten Gegenden. Man hörte da nicht wie um Cumaka und an den waldigen Ufern des Barima das widerwärtige Geplärr und Geheul der Affen, das in die Ohren gellende Geschrey zahlloser Papageyen und der gesellschaftlich lebenden Falken (Falco nudicollis); auch das flötende Pio-Piapooco der Pfefferfräße und das klagende Wow-Wow des Curucui ließ sich nur selten vernehmen, dagegen zeigte sich an allen Blüthensträuchen ein Gewimmel der buntfarbigsten Kolibris und der herrlichsten Schmetterlinge, wie es der Reisende noch nirgends anderswo gesehen. Ueber den Indianerpfaden schwebte oder saß auf einem Termitenhügel der Caracara-Adler (Polyborus Caracara), während der Lachfalke (Falco cachinnans) von einem Baumzweig herab auf Eidechsen lauerte, und die niedlichen Erdtauben (Columba passerina und talpacoti) mit der Sturnella Ludoviciana und dem kleinen Haubenrebhuhn (Perdix cristata) das Futter am Boden theilten, und am benachbarten Sumpfe die große Mycteria americana in Gesellschaft mit der Ardea leuce ihren Unterhalt suchte. Doch wir begleiten sogleich unsren Landsmann an einen der schönsten Glanzpunkte seiner Reisen in Guiana, in das nicht fern von Pirara gelegene Canukugebirge.

Wo hier in diesem Landstrich der großen südamerikanischen Niederungen von Gebirgen die Rede ist, da darf man freylich nicht an solche Riesenmassen denken, dergleichen die Cordilleren sind, sondern nur an Bergzüge von mittlerer, einige tausend Fuß betragender Höhe. Die Savannen-Ebene um Pirara mag allerdings vormals der Boden eines großen Landsees gewesen seyn und jener Höhenzug, der sich schon in einem Abstand von wenig Stunden von dem genannten Dorfe erhebt und der zugleich die Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Mahi und des Rapununi bildet, mag der Damm des Landsees gewesen seyn, über dessen jetzigen Wasserspiegel im Amucu-See er kaum 120 Fuß hoch ansteigt. Weit im Süden sieht man jedoch schon von dort aus die beyden Granitfelsenmassen des Canukugebirges: den Nappi und Curassawaka mit senkrecht abgeschnittenen Wänden über den mächtigen Urwald sich erheben. Unser Reisender hatte seinen treuen Begleiter, den Würtemberger Stöckle, weil derselbe am Fieber erkrankt war, in Pirara zuücklassen müssen, an seiner Stelle hatte sich einstweilen ein neuer deutscher Landsmann: Tiedge, ein gewesener Tambour, zu ihm gesellt und einige mit Schießgewehren versehene Macusis-Indianer aus Pirara schloßen beyden sich an als Schützen und Begleiter durch die Wildniß der Wälder. Unten in der Ebene auf dem sengend heißen Boden der schattenlosen Savannen hatte eine Hitze von 128°, ja am andern Tag von 134° Fahrenh. (42° und 45° R.) geherrscht; unser Reisender beschreibt den Zustand, in welchen diese Sonnengluth ihn versetzte, wie den eines heftigen Fiebers; Feuerfunken und zuletzt ein Feuerregen schienen sich im Kreise wirbelnd vor seinen Augen zu bewegen, und nicht weniger als er war sein Landsmann von dem Gluthstrome bis zur Ohnmacht ermattet. Welche Erquickung gewährte da der dichte Schatten des Urwaldes, in dem die riesenhaften Stämme der Wollbäume (Bombaceen) gleich Thürmen (bis 160 Fuß hoch) auf dem Gerüste ihrer 10 bis 12 Fuß hohen, tafelförmig breiten Wurzelhälse emporstiegen. Wie wohl that hier dem vom Glanz der Sonne geblendeten Auge die Dämmerung, die unter dem Laubdach herrschte, durch dessen dicht verwebte Massen kein Strahl der Gestirne hereindringt. Bey einer herumstreifenden Gesellschaft der Macusis-Indianer, am Fluße Nappi, übernachteten die Reisenden. Jenes gute Volk theilte sogleich willig mit ihnen die Ausbeute ihres Fischfanges und erschien sich durch den Besuch solcher Gäste hoch geehrt und beglückt.

Bey der Weiterreise am nächsten Morgen ließ sich zur großen Verwunderung unsers Landsmannes

zwischen dem unmelodischen Geschrey der Papageyen von Zeit zu Zeit ganz deutlich das Blöcken eines Kalbes vernehmen. Ein Kalb in diesem dichten, nur auf dem durch Menschenhand angebahnten Pfade zugänglichen Urwald, wie hatte das arme Thier sich hieher verirrt? Aber bald ward es deutlich, daß jenes Blöcken nicht vom Boden her, sondern hoch herab von den Bäumen kam; es war die Stimme des kahlköpfigen sogenannten Kapuzinervogels (Coracina calva). Die Gesellschaft der Schreyer war verstummt oder hatte sich entfernt, da hörte man Töne wie von einer Glocke, rein und weithin schallend. Unserm Sammler klopfte das Herz, er griff leise nach seiner Flinte und machte sich zum Schusse fertig, er wußte, von welchem seltenen Vogel diese Glockentöne herkommen; der schneeweiße Chasmarhynchus, der durch die Schönheit seines Gefieders und durch den Klang seiner Stimme für einen besseren Namen berechtigt scheint als den des „Rachenvogels," ist ein Kleinod aller europäischen Sammlungen. Für dießmal jedoch ließ dieses Kleinod sich nicht gewinnen, ja nicht einmal zwischen dem dichten Zweiggeflechte sehen, sondern nur hören.

Die Indianerniederlassung Nappi, am Flusse des gleichen Namens, wurde noch früh am Tage erreicht. Die Frauen und Kinder, die so eben im Wasser ihr Morgenbad nahmen, flohen, als sie die Fremden sahen, mit dem lauten Angstruf „Paranaghieri," was bey diesen guten von Europäern so oft gemißhandelten Leuten nicht viel Anders sagen will als „der Feind kommt," in ihre Hütten. Die Männer traten den Ankömmlingen furchtlos entgegen; unter ihnen fanden sich mehrere, die vor wenig Tagen in Pirara beym Transport des Gepäckes unsers Reisenden geschäftig und dafür gut belohnt worden waren; sie hießen ihn, indem sie zuerst mit der flachen Hand einige Male vor seinem Gesichte hin- und herfuhren, dann seine Hand erfaßten, als Freund willkommen. Ein zartes Mägdlein brachte, wenig Minuten nach seiner Ankunft, dem geehrten Gast zum Zeichen der Freundschaft eine Schaale des nationalen Getränkes Paiwari, das sie jedoch, zitternd vor Verlegenheit und Furcht, ehe sie in seine Nähe kam, mehr denn halb verschüttete. Frisch bereitetes Cassavabrod mit der Brühe des über dem Feuer eingedickten Saftes der Manihocwurzel gewährte den Hungernden ein willkommenes Frühstückmahl. Unser Landsmann fand sich schon in der ersten Stunde hier wie zu Hause, und da es seine Absicht war, von Nappi aus die Wanderungen ins nahe Gebirge zu machen, richtete er sich in dem Fremdenhause des kleinen Dörfchens alsbald durch Aufstellen seiner Geräthschaften und Reisevorräthe so bequem als möglich zu einem längeren Verbleiben ein.

Es sind achtungswerthe Jäger, diese Macusis-Indianer! Mit dem Pfeil, den sie aus dem 12 bis 14 Fuß langen Blaserohr bis zu einer Höhe von 100 Fuß empor schnellen, treffen sie mit Sicherheit den zwischen den Zweigen sitzenden Vogel wie das schnell an ihnen vorüber hüpfende Aguti. Das Material zu diesem einfachen Schießgewehr, das nach dem Verhältniß seiner Größe schon der Knabe besitzt und im kleineren Maaßstabe gebrauchen lernt, haben die Macusis nicht einmal in ihrem Lande, sondern bekommen es von andren Indianerstämmen aus der Gegend des Quellengebietes des Orinoco und des oberen Laufes des Parima, in deren Gewässern das kostbare Rohr (die Arundinaria Schomburgkii) wächst, dessen Halm vom Wurzelstock aus, ohne Unterbrechung durch einen Knoten, einen vollkommenen Cylinder, öfters bis zu einer Höhe von 15 Fuß bildet, dann in weiteren Absätzen, die von einem Knoten zum andern 15—18 Zoll betragen, bis zur Gesammthöhe von 40 — 50 Fuß erwächst. Außer dem Blaserohr, das er in einem Futteral verwahrt, welches aus den beyden Hälften einer der Länge nach zerschnittenen jungen Palme gemacht ist, und außer den Pfeilen mit vergifteter Spitze trägt der Macusijäger auch noch einen Bogen sammt den zu ihm passenden stärkeren Pfeilen bey sich, und auch an diesen Pfeilen findet sich eine stark mit Gift überzogene Spitze.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Fortsetzung.)

Am Sterbebette des Erbprinzen erscheinen weder Vater noch Bruder, dennoch lesen wir bey Groß: er (Erdm. Aug.) verfiel in eine auszehrende hectische Krankheit, „an welcher er dann, zu unbeschreiblicher Affliction seines noch im Leben gewesenen Hrn. Vaters — zu Hof — sterben mußte.“ — War der Wunsch Erdmann August, Universitäten und fremde Länder zu besuchen, ein unerfüllter geblieben, so sollte sein Sohn Christian Ernst hierin glücklicher seyn, der wieder, nach des alten Großvaters Christian Tode 1655 zur Regierung gelangt, seinen Erbprinzen Georg Wilhelm, unbekümmert um die Mittel hiezu, fremde Länder bereisen ließ; der Jude Aaron Bär schoß die Kosten mit 60,941 fl. 30 kr. vor, wodurch die Landesschuld bedeutend erhöht wurde.

II. Friedrich Ernst, geb. 22. Januar 1717, durch seinen Schwager, den König Christian VI. von Dänemark zum Eintritt in dänische Dienste bewogen, woselbst ihm die Würde eines General-Feldmarschallieutenants übertragen wurde und er seine Residenz zu Gottorp hatte, trachtete stets nach Unabhängigkeit und nach dem Regentenstab, was ihm aber, ungeachtet aller klug getroffenen Veranstaltungen, zur Regierung über Bayreuth zu gelangen, vom Schicksale nicht beschieden war, denn er starb 23. Juny 1762 und seinem jüngeren Bruder Friedrich Christian wurde zu Theil, wonach Friedrich 9 Jahre lang vergeblich getrachtet.

Königinen aus dem bayreuthischen Fürstenstamm.

I. Sophia Magdalena, Königin von Dänemark, geb. 17. Juny 1700 (abweichend geben Groß p. 440 und Stillfrid Stammtafeln den 28. November 1700 als Geburtstag an). Sie beschenkte das von ihrem Bruder Georg Fridrich Karl errichtete Waisenhaus zu Bayreuth mit 3000 fl. und erzeigte sich ungemein thätig, ihre Brüder und selbst deren Kinder zu unterstützen; überhaupt ergriff sie jede Gelegenheit, um ihre Liebe für ihr Geburtsland an den Tag zu legen. Sie starb als Wittwe den 27. May 1770.

II. Christiane Eberhardine, Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen. Als Gemahlin des sächsischen Augusts VI., Königs von Polen, blieb sie der Religion ihrer Väter, ungeachtet mancher Versuchung bis an ihr Ende treu ergeben, zeigte ungemeine Zärtlichkeit für ihren Bruder, den Markgrafen Georg Wilhelm und legte 9 Monate nach dessen plötzlichen Tod (18. Decemb. 1726), am 5. September 1727 die Königskrone ab. Zu Pretsch bey Dresden fand sie nach ihrem am 25. September 1727 erfolgten Tode ihre Ruhestätte.

Georg Albrecht der Aeltere, Stifter der bayreuthischen Nebenlinie, vormundschaftlicher Regent, des regierenden Markgrafen Christian Sohn, geb. den 10. März 1619. — Warum hat Hr. H. diese biographischen Notizen nicht lieber gleich an die obigen seines Bruders, des Erbprinzen Erdmann August angeschlossen? Weßhalb wurden nicht oben bey den Kindern Christian Heinrichs und seiner Gemahlin Sophia Christiana, der Dänenkönigin Sophia Magdalena und ihres Bruders Fridrich Ernst diese Aufschlüsse im natürlichen Zusammenhang, von den Aeltern beginnend, dann zu den Kindern fortschreitend, mitgetheilt? In Angabe des Todestages Christian Heinrichs weicht Groß ab; er giebt p. 438 den 26. May 1708, während Stillfrids Stammtafeln den 27. März, und Hr. H. den 26. März besagten Jahres haben. — Eine Dame von nicht gemeiner Bildung muß seine Gemahlin Sophia Christiana, eine Gräfin von Wolfstein, gewesen seyn, wenn es wahr ist, daß sie italienisch und französisch gesprochen und die griechischen und lateinischen Schriftsteller in der Ursprache gelesen. Diese Ehe war eine sehr fruchtbare (14 Kinder) und Hr. H. meint, die Markgräfin, Christian Heinrichs Mutter sey gegen diese Verbindung gewesen, gleichsam als hätte sie den außerordentlichen Ehesegen vorausgesehen? — Wie im Vorübergehen bemerkt Hr. H. die seltsame Weise seines ältesten Sohnes Georg Friedrich Karl, (der seit 1726 in Bayreuth succedirte), die von seinem Vater — einem appanagirten Prinzen mit 14 Kindern!! — contrahirten Schulden abzuzahlen; indem er einen Rest dieser Schuldenlast im Betrage von 277,000 fl. durch Verkauf seiner Landeskinder als Soldaten nach Amerika getilgt hat! Dieß hindert gleichwohl Groß nicht, p. 442, 443 von einem solchen Regenten zu rühmen, er habe sich „die Regierungsgeschäfte nach allen Kräften angelegen seyn lassen, wie Sie (der Markgraf) sich denn jederzeit als einen rechten Vater des Vaterlandes erwiesen, der nicht allein vor des ganzen Landes zeitliche Wohlfarth, sondern auch vor aller Einwohner ewiges Heil und Seeligkeit treulichst gesorget ꝛc.“ — — — Die Wittwe Christian Heinrichs erhielt auf Verwenden ihrer Tochter, der Dänen-Königin, an deren Hof sie endlich gezogen und woselbst sie gleich einem Stern erster Größe glänzte, den Titel „Königliche Hoheit“ und starb 70jährig 23. August 1737.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 13. December.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in brittisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Eben dieses Gift, das für die ältere und neuere Geschichte jener Indianerstämme im Krieg wie im Frieden von so großer Bedeutung erscheint, war einer von den Gegenständen, auf deren nähere Erforschung der jüngere Schomburgk bey seiner dießmaligen Wanderung ausgieng. Sowohl die Pflanze, von welcher das Gift kommt, als die Bereitung von diesem wollte er selber sehen und mit ihren Blüthen, als mit einer großen botanischen Seltenheit, sein Herbarium bereichern. Ueberdieß giengen auch seiner zoologischen Sammlung noch mehrere Arten von Vögeln ab, die ihren Aufenthalt vorzugsweise nur im Gebirge haben.

Obgleich er mit den gutmüthigen Bewohnern von Nappi auf so vertrautem Fuße lebte, daß selbst die kleinen Kinder des Ortes seine Gesellschaft aufsuchten und dienstwillig Käfer für ihn sammelten, die er ihnen, wenn es brauchbare Stücke waren, jeden mit einer Stecknadel bezahlte, hielt es dennoch schwer, unter den Jägern des Dorfes einige zu finden, die zur Mitreise auf das Gebirge sich bequemten. Sie halten dieses für den Aufenthaltsort des schlimmsten unter den bösen Geistern, und haben von Jugend an niemals eine Veranlassung gehabt, auf diese Höhen hinanzusteigen, wo für die Jagd nur spärliche Beute zu gewinnen ist. Denn wenn der Macusisjäger am Morgen mit Blaserohr und Bogen bewaffnet ausgeht in den Wald, und hinab an die Ufer des Flußes, wenn all sein Herumschleichen unter den Bäumen, all seine Künste, womit er die Stimme der Vögel und kleineren Säugthiere nachahmt und sie dadurch zum Schuße herbeylockt, vergeblich waren und er am Abend ohne Beute heimkehren muß, dann schleicht er sich beym Dunkel der Nacht wie ein geächteter Verbrecher in seine Hütte, legt sich, ohne ein Wort zu den Seinigen zu sagen, in seine Hängematte. Kommt er dagegen, wie dieß ungleich öfter, ja meist der Fall ist, reich mit Beute beladen zurück, dann jauchzt ihm das Völklein seines Dorfes, davon ja Jeder, wenn ers bedarf, an dem Ueberfluß Theil nehmen kann, lauten Beyfall zu, seine Kinder und sein Weib laufen ihm fröhlich entgegen. Wie sollte es ihm deßhalb in den Sinn kommen, die tiefer gelegenen Gegenden, in der es eine Fülle von jagdbaren Thieren giebt, zu verlassen und durch die zerfleischenden Dornen sich mühsam einen Weg zu bahnen hinauf zum Gebirge, da für ihn wenig oder nichts zu holen ist? Dennoch ließen sich nach langem Zögern fünf der rüstigsten Männer des Dorfes durch allerhand Versprechungen bewegen, den Fremden aufs Gebirge zu geleiten. Schnell brach dieser eines Morgens mit seinen Führern zu der ersten Wanderung auf.

Schon in geringer Entfernung von Nappi verschwinden die gebahnten Pfade durch den Urwald, an ihrer Stelle muß man sich des Bettes der wasserleeren Gebirgsbäche bedienen und da, wo diese an dem steilen Abfturz der Felsenwand enden, sich mit dem Waldmesser einen Weg durch das dichte Buschwerk brechen. Aber weder Messer noch Beil konnten es verhindern, daß die scharfen Widerhacken der Stachelblattpalmen (Desmoneus polyacanthus

und macroacanthus, so wie die Acronomia sclerocarpa) und andre gewaffnete Gewächse solcher Art das Gewand wie die Haut der Wanderer unbarmherzig zerreissen, was die nackten Glieder der Indianer am härtesten traf. Dennoch waren diese noch rüstig, als unser Landsmann nach etwa einer Stunde des mühsamen Vorwärtsdringens seine Kräfte schwinden fühlte. Da regten auf einmal die wohlbekannten Glockentöne des Chasmarhynchus carunculatus alle seine Kräfte von neuem auf und es gelang ihm zuerst einen, bald nachher noch mehrere Exemplare dieses seltenen Vogels zu schießen. Derselbe ist nicht viel größer als eine Drossel, an der Wurzel des Oberschnabels hat er einen hohlen und musculösen Zipfel von schwärzlicher Farbe, welcher mit dem Gaumen in Verbindung steht und von diesem aus mit Luft gefüllt werden kann, wobey er sich wie ein Horn erhebt. Es geschieht dieses dann, wenn der Vogel seine metallisch reinen Töne in melodischen Strophen vernehmen läßt; der musculöse Ansatz muß deßhalb zu der Erzeugung der Glockentöne wesentlich mitwirken. Nur das Männchen ist, und zwar auch dieses erst im dritten Jahre, mit dem schneeweißen Gefieder bekleidet; das Weibchen ist von graugrüner Färbung. Die Indianer, deren Scharfblick nicht leicht das Nest eines Vogels entgeht, behaupteten, daß jener Vogel nicht in ihrer Gegend brüte, sondern zu gewissen Zeiten aus einer ferneren Gebirgslandschaft hieher komme.

Je höher die Wandrer stiegen, desto stummer wurde der Wald; die mannichfaltigen Vögel, welche in der tiefer gelegenen Gegend mit den Affen zugleich alle Bäume bewohnen, waren meist verschwunden und in einer Höhe von ohngefähr 1000 Fuß über dem Nappifluße hörte man nur noch den schrillenden Gesang der Cicaden. Noch etwas höher hinauf an den durch abgestürzte Felsblöcke mühsam zu ersteigenden Abhang des Granitberges, und eine andre unsrem Landsmann noch unbekannte Thierstimme ließ sich aus der immer tiefer werdenden Stille der Felsen vernehmen. Sie glich weniger der Stimme eines Vogels als dem feinen Geschrey einer jungen Katze. Und doch kam sie von dem Vogel, nach dessen Besitz der eifrige Sammler schon längst vergeblich getrachtet hatte: von dem prachtvoll schönen Felsenhahne (Rupicola aurantia). Auf seiner heutigen so wie auf einigen späteren Wanderungen in das Gebirge fand Schomburgk nicht nur Gelegenheit, eine gute Anzahl dieser Vögel (deren orangefarbiges Gefieder als Festtagsschmuck den Mantel des Kaisers von Brasiliens ziert) für seine Sammlung zu erbeuten, sondern auch über seine Naturgeschichte manche interessante Beobachtungen zu machen, welche wir hier, ohne ihre chronologische Aufeinanderfolge zu beachten, zusammenfassen wollen.

Die Rupicola vermeidet die lärmende Gesellschaft der andern Vögel; sie bewohnt nur die einsamsten, stillsten Gebirgswälder. Hier baut sie ihr Nest in die tiefen Spalten der Felsen, wo dasselbe gleich den Schwalbennestern an die Wände angeklebt und gegen den Einfluß der Witterung gut geschützt ist. Das Material zu diesem Nest sind zarte Wurzelfasern und andre Pflanzenfibern, welche durch ein ziemlich festes, leicht erhärtendes Harz zusammengefügt sind. Es scheint, als ob der Vogel dasselbe Nest öfter zu seinem Brüten benütze; dieß läßt sich aus den mehrfachen übereinander gefügten Schichten der Pflanzenfasern schließen, welche an manchen Nestern gefunden werden. Die äußere Seite von diesen ist ganz mit der harzigen Masse überzogen; auf einer Unterlage von zarten Flaumfedern liegen die 2 weißen, schwarz gesprenkelten Eyer, die etwas größer als Taubeneyer sind. Daß der Felsenhahn in seiner Abgeschiedenheit von der Genossenschaft andrer Vögel desto eifriger die Gesellschaft von seines Gleichen liebe, geht schon daraus hervor, daß gewöhnlich mehrere Nester nahe beysammen gefunden werden. Aber der seltsame Vogel zeigt seine Neigung zu geselligen Zusammenkünften und Vergnügungen noch auf eine andre Weise, von welcher unser Reisender selber Zeuge war. Es ist dieß der oft erwähnte und vielfach in Europa bezweifelte, den Indianern jedoch wohlbekannte Tanz des Felsenhahnes. Auf Händen und Füßen kriechend, dann neben seinen Begleitern auf den Boden hingelegt belauschte Schomburgk eine Gesellschaft jener Vögel, welche aus etwa 20 Stück, Männchen und Weibchen bestand, welche rings um einen Felsenblock auf den Zweigen der Gebüsche saßen, während ein einzelnes Männchen auf der glatten Fläche des Felsen-

stückes seine tanzenden Bewegungen machte. Das schöne Thier im freudigen Vollgefühl seiner Lebenskraft hüpfte mit ausgebreiteten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze, den es dabey auf- und niederbewegte, auf seinem Tanzplatz umher, kratzte bald mit den Zehen in den Boden, bald sprang es gerade in die Höhe und setzte diese Bewegungen so lange fort, bis es ermüdet zu seyn schien, wo es dann einen eigenthümlichen Ton ausstieß und zu den andern hinflog. Die Weibchen, welche dem Schauspiel zusahen, begrüßten den zurückkehrenden Tänzer mit Tönen des Frohlockens oder der Freude, und alsbald nahm ein andres Männchen seine Stelle ein, das den nämlichen Tanz begann. Wenn die Felsenhähne in diesem Geschäft begriffen sind, welches ohnfehlbar ebenso wie das Balzen des Auerhahnes und wie der laute Gesang andrer männlicher Vögel mit der Paarung in Beziehung steht, dann sehen und hören sie nicht; die Indianerjäger benutzen deßhalb diese Gelegenheit, um die schönsten Männchen, deren Federn sie sehr lieben, zu schießen. Auch bey dem Tanz, welchem unser Landsmann zuschaute, empfiengen mehrere der schönen Thiere statt eines Lohnes für das Vergnügen, das sie gewährt hatten, den Tod durch einen Schuß. In ihrem Magen fanden sich nur Früchte, namentlich die harten Beeren einer Palme von der Größe eines Maiskornes.

Die Felsart des Gebirges ist vorherrschend ein grobkörniger Granit, an welchem der Glimmer herrlich glänzende Parthieen bildet, so daß Schomburgk die Vermuthung ausspricht, daß die Sage von dem Reichthum dieses Eldorado an edlen Metallen auf einer Täuschung der Augen, mittelst dieser Glimmermassen, sich gründen könne. Schon sein Bruder hatte ihm gesagt, daß die Indianer nur äußerst schwer zum Tragen von Steinen zu bewegen seyen und daß sie dieselben, wenn man dennoch ihnen dergleichen aufbürdete, bald möglichst von sich werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsschriften für die Geschichte Oberfrankens.

(Schluß.)

III. Dr. Daniel von Superville, vom Hrn. J. G. Heinritz. Nachrichten über diesen um Gründung und Blüthe der Hochschule Erlangen so sehr verdienten Mann von umfassender Bildung, welcher der Sohn eines französischen Refugié war und zur Würde eines Ministers des Markgrafen emporstieg. Aus seiner Stelle als beständiger Kanzler der Universität ꝛc. verdrängte ihn 1748 die Cabale und er begab sich auf den ihm zusagenden Gesandtschaftsposten nach dem Haag, in welcher Stelle er, obgleich 68 Jahre alt, noch von Markgraf Friedrichs Nachfolger bestätigt wurde.

IV. Todestag der Gräfin Alberada, Gründerin des Klosters Banz und der beyden ersten Aebte, vom Hrn. Curatus Schweitzer. In dieser gediegenen Abhandlung führt Hr. Sch. auf die von ihm bearbeiteten und vom Bamberger histor. Vereine herausgegebenen Bamberger Necrologien gestützt, den Beweis, daß Gräfin Alberada, die Gemahlin des Markgrafen Hermann von Vohburg, die Stifterin des Klosters Banz, am 11. November gestorben und wahrscheinlich am 12. d. M. begraben worden sey. Bey dieser, wie bey der darauffolgenden Untersuchung über die beyden ersten Aebte von Banz zeigt sich wieder der ungemeine Nutzen der Necrologe für die Geschichte, besonders durch die Zusammenstellung der Necrologen und Calendarien der verschiedenen Stifte und Klöster. Was Ussermann, Sprenger, Oesterreicher u. a. nicht herauszubringen vermochten, das hat Hr. Sch. durch die kritische Benutzung des für verloren gehaltenen Michelsberger Calendar's — das Original bewahrt die Bamberger Bibliothek, — glücklich entdeckt. Willeher, der erste Abt, ist am 12. September (nach dem J. 1082) gestorben und der Todestag des zweyten Abtes Adalbero, welchen widrige Zufälle in sein Mutterkloster Michelsberg zurückzukehren nöthigten, ist der 3. Julius. Beyde waren aus dem Kloster Michelsberg zur Abtswürde von Banz berufen worden.

V. Geschichte von Gräfenberg, vom Hrn. Decan Wilh. Lehmus. Hr. L. erzählt schlicht und einfach, was er über die Geschichte dieses seit etwa 1350 zur Stadt erhobenen Ortes gefunden hat; anfänglich die „bürgerliche" Geschichte und zwar die älteste bis zur Herrschaft Nürnbergs über Gräfenberg (1542), die mittlere, während der Nürnberger Herrschaft bis auf den Beginn des

19. Jahrhunderts, und die neueste seit der Besitznahme Bayerns (15. September 1806). Hierauf läßt Hr. L. die „kirchliche," erstens vor der Reformation, zweytens nach der Reformation folgen. Das Ansprechendste sind aber die Beylagen zur Geschichte Gräfenbergs, z. B. der Streit zwischen Georg Haller und Fritz von Streitberg 1388 (wie mir scheint, aus Müllner's Nürnberger Chronik?). — Gräfenberg während des 30jährigen Krieges vom Augenzeugen Balthasar Major, Pfarrer zu Gr. geschildert, u. s. w. Das Verzeichniß aller Pfarrer des Städtchens seit der Reformation macht den Schluß der Beylagen. Aber, möchten wir Hrn. L. zurufen, warum wird eine an sich dürftige Geschichte, wie die von Gräfenberg, durch diese Sonderungen in bürgerliche und kirchliche noch mehr in ihrer Aermlichkeit hingestellt, warum wurden die Beylagen mit der Geschichte nicht gehörig verschmolzen? —

VI. Einige Data aus der Geschichte der Pfarreien des protestantischen Decanats-Districts Gräfenberg, von demselben Herrn L. Die hier behandelten Orte sind Eunreuth (des Markgrafen Albrecht Wüthen gegen den Pfarrer und die Bauern im J. 1553, 15. May, nach dem Saalbuche erzählt), Egloffstein (ob der Freyherrn von Egloffstein schon 996 Erwähnung geschieht, möchten wir bezweifeln), Ermreuth, daselbst wurden den 1. Januar 1691 zwey Türkenkinder getauft, St. Helena, mit einem Schnitzwerk von Veit Stoß, die Auffindung des Kreuzes darstellend, Hiltpoltstein, Igensdorf, Kirchenrüsselbach, Thuisbrunn (1007. 1 November), Walkersbrunn (1021, 13. November). Im letzteren Orte war Martin Krauß der erste protestantische Pfarrer 1526; dessen Sohn ist der berühmte Martin Crusius, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Tübingen.

VII. Summarische Verhandlungen über die im J. 1724 zu Berneck erfolgte Hinrichtung von 17 aufgegriffenen Zigeunern, vom Hrn. Bürgermeister von Hagen zu Bayreuth.

Die Reichsordnungen und Abschiede, vom J. 1500 angefangen, erklärten die Zigeuner als gefährliche Ausspäher der christlichen Lande für vogelfrey und geboten ihre Vertreibung aus allen Reichslanden; noch später ward befohlen, die im Lande betroffenen ohne weiters an den nächsten Galgen aufzuhängen. Zwar milderte dieß eine markgräfliche Verordnung vom 28. Juny 1720 in bloses Brandmarken und Landausweisen; deßungeachtet verfuhr man gegen jene Unglücklichen, die 1724 zu Berneck verhaftet wurden mit der ganzen Strenge der früheren Gesetze; indem von 20 Zigeunerinen 17 durch den Strang am 9. August und 8. September nach summarischem Verhör hingerichtet und deren Leichen nach Laut des markgräflichen Befehls unterm Galgen nach Sonnenuntergang eingescharet wurden (Beyl. I). Die zweyte Beylage enthält das Protokoll mit dem summarischen Verhör der Unglücklichen, und deren Hinrichtung und Begräbniß am 9. August. Die III. Beylage giebt das Protokoll über die am 8. September 1724 vollzogene Hinrichtung zweyer Zigeunerinen. Ueberhaupt sind es lauter Weiber und ledige Weibspersonen, die hier, so wie sie sagten, daß sie Nichts über der Zigeuner Aufenthalt und Treiben anzugeben wüßten, sofort vom Leben zum Tod gebracht worden sind.

VIII. Die politische Verfassung des Fürstenthums Bayreuth unter Markgraf Friedrich (1735—1763), vom Hrn. Prof. Dr. Holle. Nach dem Manuscripte des Hofkammer- und Consistorialrathes Heinrich Arnold Lange zu Bayreuth († 12. July 1783) „Grundriß einer Staatsgeographie des Burggrafthums Nürnberg oberhalb Gebirgs," welches er dem Markgrafen Friedrich Christian zu Bayreuth beym Regierungsantritte im J. 1763 überreichte.

Das ganze Triebwerk der Staatsmaschine des bayreuthischen Fürstenthums unter der Regierung des Stifters der Erlanger Hochschule, des Markgrafen Friedrich, ist hier von der Hand eines sachkundigen Mannes dargestellt. Zuerst das wie eine Ruine in die damalige Zeit hineinragende Institut der Landstände unter einem mit unumschränkter Gewalt herrschenden Fürsten; dann die Justiz-Collegien und eximirten Gerichtsstände, worauf das Finanz- Lehen- und Militär-Wesen folgt.

IX. Fortsetzung der im vorigen Hefte bis 1342 fortgeführten Urkunden-Auszüge, das Bayreuther Land betreffend bis zum J. 1344.

Sämmtliche vier Vereinsschriften von Oberfranken, wie wir sie hier dem Leser ihrem Hauptinhalte nach vorgeführt haben, beweisen einen regen Eifer, die vaterländische Geschichte aufzuhellen, und beurkunden im Allgemeinen sowohl eine gründliche Kenntniß der zu diesem Behufe nöthigen Quellenkunde, als auch bey der Mehrzahl der einzelnen Darstellungen ein anerkennenswerthes Talent in der Auffassung und Durchführung ihres Gegenstandes.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reisen in britisch Guiana.

(Fortsetzung.)

Mit Dingen von jeder andern Art lassen sie sich geduldig belasten, Steine jedoch, so meinen sie, kann man nur zum Spott einem Menschen aufbürden. Aus diesem Grunde mußte auch unser Reisender jene geognostischen Handstücke, die er sammelte, selber mit sich tragen, und wenn er dann in sein liebes Nappi zurückkam und seine Steine auspackte, da empfiengen ihn die Frauen des Dorfes gleich einem Halbblödsinnigen mit Lachen. Man war hier andre Beute zu sehen gewohnt, namentlich um jene Zeit eine ungeheure Menge von Fischen vom Geschlecht Erythrinus (unitaeniatus), davon der Fang so ergiebig war, daß zuweilen mehr denn tausend Stück heimgebracht wurden. Die Indianer bedienen sich bey diesem Fange des Samens und der Säfte verschiedener Gewächse, namentlich der Wurzel eines Lonchocarpus, wodurch das Wasser wie von Krähenaugen vergiftet wird, ohne den Genuß der Fische schädlich zu machen. Das Fleisch der größeren Fische wird geräuchert, das der kleineren frisch genossen, wobey unsern Landsleuten der Saft der Citronen sehr zu gute kam, womit einige mächtig große Bäume sie versorgten, die unter der Last ihrer Früchte sich beugend, im benachbarten Walde standen.

Eine andre Wanderung, auf welcher der jüngere Schomburgk denselben alten Giftkocher auffand, der auch seinen älteren Bruder zu dem Punkte des Gebirges hingeführt hatte, wo die Strychnos toxifera ihren Standort hat, war die nach Curatu-kiut, welches gleichfalls eine Niederlassung der Macusis ist. Bey dieser Gelegenheit erstieg der Reisende den höchsten Gipfel des Canukugebirges, der sich gegen 2500 Fuß über die Ebene der Savannen erhebt. Er fand zwar dießmal das Giftgewächs nicht blühend, wohl aber später an einem andern Orte. Er selbst war Zeuge der Bereitung des Giftes, das durch das Eindicken eines wäßrigen Aufgußes der Rinde und der saftvollen Zweige, vor allem der öfter erwähnten Strychnos toxifera gewonnen wird, wozu noch ein kleinerer Beysatz von einigen andren Strychnosarten kommt. Dieses Gift, wenn es durch die Pfeilspitze, welche mit ihm bestrichen war oder auf irgend eine andre Weise mit dem Blut eines Menschen oder eines lebenden Thieres in Berührung gebracht wird, zeigt in wenig Minuten seine tödtliche Wirkung, am schnellsten bey Affen, die an der leisesten Verwundung durch einen vergifteten Blaserohrpfeil sterben, nächst diesen an Thieren des Katzengeschlechtes; am langsamsten verhältnißmäßig und ohne die gewöhnlichen Vorboten des Vergiftungs-Todes, am Faulthiere. Es erscheint gleich der Wirkung eines bösen Gewissens, daß die Giftkocher, welche bey ihrem Geschäft eine Menge abergläubischer Dinge treiben, so ungern Christen als Zeugen zu demselben zulassen. Zwischen dem Gewerbe der Giftkocher und dem der Piai's, welche zugleich Aerzte, Beschwörer und eine Art von Priestern der Indianer sind, mag auch je zuweilen eine Verwandtschaft statt finden, doch sind die letzteren, die Piai's noch ungleich schlimmere Gesellen als die Giftkocher, deren tödtliches Machwerk zunächst zum Dienst des Jägers, zum Kampf mit dem mächtigen Jaguar und mit den Feinden des Landes bestimmt ist, während

die Piai's öfters in heimtückischer Weise ihre böse Kunst dazu anwenden, um Leute ihres eigenen Volkes, ja ganze Familien, die ihrem Hochmuth zu nahe traten, aus dem Wege zu räumen, wie der Reisende während seines Aufenthaltes unter den Warraus ein solches Beyspiel erfuhr. Diese bösartigen Gauner und Betrüger fürchten deßhalb im höchsten Grade die Christen, weil sie fühlen, daß sie von diesen durchschaut werden.

Ein Brief seines Bruders rief unsern Reisenden zunächst wieder nach Pirara und von da zu einer Wanderung in eine andre Gegend des Landes ab. Daß man dort wieder in der Nähe einer Militärstation sey, wo vieles Vieh geschlachtet wurde, ließ sich schon aus den ungeheuren Schaaren der Aasgeyer (Cathartes Aura und foetens) schließen, die sich zu vielen Hunderten bey den weggeworfenen Abgängen versammelten. Merkwürdig ist die Scheu, welche dieses Pöbelvolk der aasfressenden und hierdurch für das Land sehr nützlichen Vögel vor dem dortigen Geyerkönige, dem Vultur oder Sarcoramphos Papa hat. Sobald nur einer oder etliche von diesen ungleich selteneren Vögeln auf ein Aas hinfliegen, an dem die gemeinen Aasgeyer sich laben, ziehen sich augenblicklich die letzteren zurück und wagen sich erst dann wieder zu ihrem Fraße hin, wenn der Geyerkönig denselben verlassen hat.

Auf der Reise nach den Flußgebieten und den Quellen des Mahu und des Takutu fand Schomburgk vielfältige Gelegenheit zu neuen, von ihm in sehr anziehender Weise beschriebenen Beobachtungen. Der kleine Piraraſluß ist vorzüglich reich bevölkert von einem sehr gefräßigen Raubfisch der Gattung Pygocentrus, welcher das Baden in seinen Wellen durch seine zerfleischenden Bisse fast unmöglich macht. Doch wird sein Fleisch, wie bey uns das des Hechtes, gern genossen und überdieß fanden die Reisenden das Fleisch der Jabirus (Mycteria americana), wenn dasselbe von keinem sehr alten Thiere war, von so gutem Geschmack, daß sie aus den Brustſtücken sich Beefsteaks bereiten ließen. Bey einer späteren Gelegenheit sah Sch. auch das große Nest dieser Vögel, das einem Storchennest gleicht und hoch auf riesenhaften Bäumen oder unzugänglichen Felsenklippen angelegt ist. Der Vogel bezieht es im November, hat selten über 2 Junge und ist so anhänglich an seine Brut, daß er sich durch das Annahen des Jägers nicht aus ihrer Nähe scheuchen läßt. Die gewöhnliche Nahrung dieses großen Vogels sind Schnecken, namentlich von der Gattung Bulimus. Einen trefflichen Sänger lernten die Reisenden auch hier in dem Gilbvogel (Icterus Jamacaji) kennen. Ein Savannenbrand, in dessen Mitte sie auf einmal gerathen waren, setzte sie in eine große Gefahr, der sie nur durch die eilige Flucht auf einen kleinen, fast kahlen oder nur mit ganz niedrem Gras bedeckten Hügel entgiengen. Eine Beobachtung, welche unser Reisender übereinstimmend mit der Behauptung der Indianer in der Nähe des Mahuflußes machte, nach welcher das Hokkohuhn (Crax tomentosus) stets in der zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Stunde der Nacht seine Stimme soll hören lassen, wenn das Sternbild des südlichen Kreuzes in den Meridian tritt, möge dahin gestellt bleiben. Obgleich jedoch die Indianer an diesem wie an andren Vögeln z. B. an dem braunen Furnarius, der die Nähe des Sonnenaufganges verkündet, gute Stellvertreter unsrer Stundenuhren haben, fragt ihr verwöhnter Magen dennoch nach keinem solchen Zeitmaaß. Da, wo es eine solche Fülle von schmackhaften Fischen und jagdbarem Wildpret gab wie hier, kamen bey Tage und oft auch bey Nacht die Töpfe niemals vom Feuer, die Essenden fast niemals von den Mahlzeiten hinweg, deren es nach jeder zweyten Stunde eine neue gab. Mit Recht hat man den Volksstamm der südamerikanischen Indianer als jene Menschenrace betrachtet, bey welcher sich die Hauptkräfte des Lebens im Magen und in der Verdauung concentriren.

Das Schopfhuhn (Opisthocomus eristatus) verdient den Namen des Stinkvogels, den es bey den Colonisten führt, mit Recht. Schon aus einiger Entfernung bemerkt man den seltsamen, etwas alkalinischen Gestank des Vogels, dessen Fleisch selbst die eßlustigsten Indianer verabscheuen. Schomburgk sah ihn nur hier am Takutu, dagegen war die häßliche Matamata-Schildkröte sowohl hier als am Essequibo häufig. Während die Thiere dieser Art nur für unsern Sammler ein Interesse hatten, war jenes, das die sehr zahlreichen wilden Bisamenten (Anas

moschata) durch ihr treffliches Fleisch gewährten, ein für die ganze Reisegesellschaft allgemeines. Ueberhaupt wäre die Fahrt auf dem Takutu wegen der unerschöpflichen Fülle der besten Fische, die sein Wasser, und wegen des Reichthumes an gutem Federwildpret, den seine Ufer darboten, zugleich mit der Pracht ihrer Pflanzenwelt etwas höchst Anmuthiges gewesen, hätten nicht mit der großen Hitze zugleich am Tage die Sandfliegen und bey Nacht die Moskitos den Genuß verbittert. Eine kleine Art des Kaimans (Champsa vallifrons), die in dem Takutu lebt, ist übrigens kein Gegenstand des Schreckens, sondern eine sehr gesuchte Jagdbeute der Indianer, die sein Fleisch dem des Leguans fast gleich schätzen. Zwey Arten von Fischottern leben in Menge in dem Fluße; namentlich die kleinere Art geht in Gesellschaft auf Beute aus, trägt die gefangenen und getödteten Fische auf eine Sand- oder Felsenbank und geht dann von neuem ins Wasser, um mehrere herbey zu holen. Während dieser Zeit nehmen öfters die Indianer den besten Theil von der Jagdbeute jener eifrig sammelnden Thiere hinweg.

Gefährlicher und furchtbarer fast als der Jaguar, deren einer hier unsren Reisenden in großen Schrecken versetzte, ist ein Stachelroche, der im Takutu sehr häufig vorkommt. Dieser Fisch wühlt sich mit seinem platten Körper so in den Sand oder Schlamm ein, daß nur seine Augen frey bleiben, und wenn dann ein Mensch auf das so versteckte Thier tritt oder demselben mit der Hand sich nähert, schlägt dieses mit solcher Heftigkeit seinen Schwanz, der in einen auf beyden Seiten sägenartig ausgezackten Knochenstachel endigt, nach dem ihm genahten Gegenstand herum, daß es dabey Wunden macht, welche aus nicht hinlänglich bekannten Ursachen die furchtbarsten Zufälle erregen. Der stärkste Mann kann sich bey den Mark und Gebein durchdringenden Schmerzen, welche die Wunde macht, nicht aufrecht halten; bald wird von ihnen die Gegend der Weichen, die des Herzens und der Schultern in lähmender Weise durchdrungen, und häufig entstehen in Folge der Verletzung Convulsionen, unter deren Anfällen der Verwundete stirbt. Zwey der begleitenden Indianer wurden am Tacutu von diesem gräßlichen Unfall betroffen, ohne an den Folgen zu sterben; einem kräftigen Arbeiter in der Plantage Zeelandia hatte der Hieb eines Stachelrochen den Tod unter furchtbaren Krämpfen gebracht.

Von vorzüglicher Schönheit und kräftiger Gestalt, dabey auf einer höhern Stufe der Cultur stehend als die meisten andren Indianerstämme von Guiana, erschienen unsrem Landsmann die Wapisianas. Diesen scheint das reichliche Futter, das ihnen Land und Wasser darreichen, in vorzüglichem Maaße gut anzuschlagen. Im Verhältniß mit ihren stattlich hohen Gestalten stehen selbst die Wohnungen, in denen sie hausen: runde, domförmige Hütten, von 30 — 40 Fuß Durchmesser und durchschnittlich von 40 — 50 Fuß Höhe, mit nur einem Eingang, der beym Eintritt der Nacht durch eine Art von Thür aus Palmenblättern geschloßen wird. Mehrere Familien wohnen friedlich in einem solchen Gebäude beysammen, die Räume, welcher jeder von ihnen zugehört, sind durch die Steine des Herdes und durch einzelne Querbalken abgegränzt.

Auch die kunstreich gearbeiteten Waffen und die Schönheit der besser als bey andern Indianern gepflegten Hunde, lassen darauf schließen, daß diese Leute Meister des edlen Waidwerkes sind.

Während unser Reisender in der Wapisianer Niederlassung Tenette wegen eines Fieberanfalles öfters in seiner Hängematte liegen mußte, vertrieb ihm die Langeweile der Anblick eines jungen Ameisenfressers der größern Art (Myrmecophaga jubata), den man von seiner Mutter hinweggefangen hatte, ehe er sich auf den Rücken derselben flüchten konnte. Denn ein Jahr lang bleibt das Junge bey seiner Alten, anfangs fast beständig, später nur in Augenblicken der Gefahr auf ihrem Rücken verweilend, bis das neue Hinzukommen eines jüngeren Geschwisters dasselbe verdrängt. So jung das gefangene Thier war zeigte es sich dennoch schon sehr streitbar, indem es, wenn ein Hund oder ein Mensch sich ihm nahete, sich niedersetzte, den linken Vorderfuß auf den Boden stemmte und mit dem rechten so kräftig gegen den Angreifer loshieb, daß seine starken Krallen den Hunden furchtbar genug wurden. Bey größerer Gefahr warf es sich auf den Rücken und hieb mit beyden Vorderfüßen über sich, so daß man jene Scheu, mit welcher die Indianer sich dem aus-

gewachsnen Thier, auch wenn es der vergiftete Pfeil traf, erst dann nähern, wenn es wirklich todt ist, wohl begreiflich, und die Aussage glaubwürdig finden mag, daß der große Ameisenfresser selbst dem Jaguar tödtliche Wunden versetzen könne. Im Kampfe umschlang das gefangene junge Thier die jungen Jagdhunde oft so schmerzlich und kräftig zugleich, daß die vereinte Kraft einiger Indianer nöthig war, um den Hund seinen Mordkrallen zu entreissen. Diese Krallen dienen dem Thier ohnfehlbar auch zum Klettern, dazu das gefangene Junge sich sehr geschickt zeigte, nicht aber zum Graben, denn der Ameisenfresser gräbt sich keine Gruben, sondern deckt sich, zusammengerollt liegend, mit seinem stark behaarten Schwanze zu. Nach der Beobachtung unsers Reisenden scheint das Thier überaus kurzsichtig, so daß das gefangene Junge öfters an ganz nahe Gegenstände anstieß und beständig mit dem langen Rüssel vor sich hin schnupperte und tastete. Nicht nur Termiten, sondern auch klein gehacktes Fleisch nahm dasselbe durch Hineintauchen mit seiner wurmförmig langen, klebrichten Zunge zu sich. Die Indianer genießen das Fleisch des Ameisenfressers und halten besonders den gekochten Schwanz für einen Leckerbissen.

Die außerordentliche Fertigkeit der Indianer, selbst das Savannenreh durch Nachahmung des Lockrufes der Böcke so anzulocken, daß es in immer kleineren Kreisen um den Jäger herumtrippelt, bis dieser mit seinem Geschoß es erlegt, hat für den zuschauenden Europäer etwas höchst Unterhaltendes und erinnert fast an das, was man früher von der magisch anziehenden Macht der Klapperschlangen erzählt hat. Von dem erwähnten Thier, das ein Mittelglied zwischen Hirsch und Reh bildet, erbeuteten die begleitenden Jäger eine ziemlich bedeutende Zahl. Die kleine Höhleneule (Strix cunicularia), welche in den Prairien des westlichen Theiles der vereinigten Staaten gesellig mit den Prairiehunden (Arctomys Ludoviciana) die Erdhöhlen, welche der letztere grub, bewohnt, wird in dieser Gegend von Guiana auch, und zwar nach der Aussage der Indianer, öfters in den Löchern und Höhlen unter den Termitenhügeln gefunden, in welchen mit ihr zugleich die Klapperschlangen sich einen Bergungsort suchen. Beyde Thiere sollen dann verträglich zusammengesellt gefunden werden. Sie fliegt am Tage immer am Boden hin, auf dem sie auch ihre Nahrung sucht; vor dem Jäger flüchtet sie sich schnell in Erdlöcher oder in andre Verstecke. Unter den zahlreichen Beobachtungen, welche Hr. Schomburgk in seiner Reisebeschreibung mittheilt, finden sich auch die, sowohl eignen als fremden, welche er über die Arten des Katzengeschlechtes von Guiana gesammlet hat. Die größeste, stärkste Art ist der Jaguar (Felis Onca), von welchem der Reisende einst ein von den Aasgeiern und Ameisen präparirtes Skelet sah, das mit Einschluß des Schwanzes und bis zu dessen Spitze 9 Fuß maß. Nur selten fällt der Jaguar erwachsne Menschen an; sein Muth steht hierin nicht mit der Stärke in gleichem Verhältniß. Schomburgk sah einen Indianer, der an seiner von tiefen Narben bedeckten Brust noch die Spuren davon trug, daß ihn einst, als er noch Knabe war, ein Jaguar gepackt und fortgeschleppt hatte. Seine alte Großmutter rettete ihn aus den Zähnen des Thieres durch einen muthvollen Angriff auf dasselbe mit einem Waidmesser. Der Bruder unsres Reisenden selber so wie mehrere Colonisten hatten die Erfahrung gemacht, daß sich ein dreister Jaguar bey Nacht in ihr Zelt eingeschlichen, stets aber, selbst nur auf ein lautes Geschrey, furchtsam die Flucht ergriffen habe. In einem solchen Falle, den der ältere Schomburgk bezeugt, hatte ein Jaguar in seltsamem Diebesgelüste allerhand Gegenstände, sogar eine Hängematte, Tücher, Kochgeschirre fortgeschleppt, welche für ihn durchaus nichts Genießbares enthielten. Am furchtbarsten ist der Jaguar dann für den Jäger, wenn er von diesem und seinen Hunden verfolgt, in einen Felsenwinkel, oder vielleicht auf einen schiefstehenden Baum sich geflüchtet hat, und wenn nun auf ihn geschossen wird ohne ihn tödtlich zu verletzen, denn dann fällt er wüthend den unglücklichen Schützen an. Wenn aber auch nicht für den Menschen selber ist der Jaguar desto furchtbarer für die Heerden seines Viehes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen. Eine literarhistorische Abhandlung, mit einem Anhange, enthaltend: Reste römischer Elogien und Proben einer lateinischen Uebersetzung der Walhallagenossen. Von Karl Zell, Dr. philos., großh. bad. Ministerialrath, Ritter des Zähringer Löwen-Ordens. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1847. IV und 173 S. 8.

Epigraphische Studien haben den Verf. der vorliegenden Abhandlung jenen römischen Inschriften zugeführt, welche ursprünglich an Statuen berühmter Römer angebracht in wenigen Worten das Wichtigste aus dem Leben der im Bildnisse dargestellten Männer enthalten und unter dem Namen „historischer Elogien" gewöhnlich aufgeführt werden. Eine Zusammenstellung und Erklärung dieser zerstreuten epigraphischen Ueberreste schien ihm kein unpassendes Unternehmen zu seyn. Die Behandlung des Gegenstandes leitete auf analoge Erzeugnisse der historischen Literatur im Mittelalter und in moderne Nationalliteraturen bis auf König Ludwigs „Walhallagenossen," welche sowohl durch ihre Veranlassung und Bestimmung als auch durch ihre dem Lapidarstile nachgebildete Kürze auf jene altrömischen Elogien zurückweisen. Zwischen beyden findet aber, wie Hr. Z. bemerkte, noch eine andre denkwürdige Beziehung statt, daß nämlich nach den Ansichten der Gelehrten jene Elogien zu denjenigen Statuen berühmter Römer gehörten, welche der Kaiser Augustus auf dem von ihm erbauten und ausgeschmückten Forum, gleichsam in einer römischen Walhalla, hatte aufstellen lassen. Der antike Stil der Walhallagenossen regte bey dem Verf. den Gedanken an, eine Anzahl Abschnitte aus diesen in das Lateinische zu übertragen. Dieß ist die Veranlassung und Entstehung der durch Inhalt und Form gleich vortrefflichen und sehr interessanten Abhandlung mit ihren beyden Anhängen. Der Verf. hofft durch diese Arbeit „einen nicht ganz unersprießlichen Beytrag zur Inschriftenkunde und Literaturgeschichte zu liefern und zugleich Etwas zur richtigen Auffassung und Würdigung des für jeden Teutschen so interessanten Werkes der Walhallagenossen" beyzutragen.

Daß des Verf. Wunsch und Hoffnung durch diese Monographie sicher erfüllt und auf eine erfreuliche Weise verwirklicht werde, bedarf nicht erst unsrer besondern Versicherung. Des Verf. Name bürgt hinlänglich dafür, daß wir in seinem Werkchen etwas Ausgezeichnetes und Vortreffliches zu finden haben. Seine schon vor längerer Zeit erschienenen Ferienschriften, die mit allgemeinem Beyfall nicht bloß der Gelehrten und Philologen von Fach, sondern der Gebildeten überhaupt aufgenommen worden sind, haben bewiesen, daß Hr. Zell mit Gelehrsamkeit und Gründlichkeit anziehende und geschmackvolle Darstellungsweise zu verbinden weiß; daß er scheinbar unbedeutenden Gegenständen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft durch vielfache Beziehungen zur Gegenwart, durch passende Vergleichung und Zusammenstellung des Antiken und Modernen eine

Bedeutung zu geben versteht, wodurch seine antiquarischen Untersuchungen jedem Leser von Einsicht und Geschmack eben so lieb und interessant als belehrend und anregend werden. Untersuchungen, in denen sich Geschmack mit Gründlichkeit, anziehende Darstellung mit wissenschaftlichem Sinne wohl verbindet, über Gegenstände aus dem Alterthume, die auch zu unserer Zeit noch eine nähere oder entferntere Beziehung haben, über Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen, kurz über größere oder kleinere Theile und Gebiete der griechischen und römischen Kulturgeschichte, die keineswegs als antiquirt anzusehen sind, sondern auch in der Gegenwart, obschon durch den Einfluß der Zeit und fortgeschrittenen Kultur mehr oder weniger verändert und modificirt, doch noch fortbestehen und interessante Vergleichungspunkte zwischen dem Antiken und Modernen darbieten, — Untersuchungen und Arbeiten über derartige Gegenstände — und es gibt deren sicher nicht wenige — hält Ref. für ein wirkliches Bedürfniß unserer Zeit, dessen geeignete Abhilfe der Wissenschaft nur von großem Nutzen seyn kann. Denn ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Resultaten und dem unmittelbaren Gewinn, welcher der Philologie aus der Beachtung und Aufhellung solcher, die Kulturgeschichte betreffenden Dinge erwächst, so können diese Studien zugleich auch am besten zeigen und darthun, daß die Alterthumswissenschaft für die Gegenwart und ihre Interessen keineswegs so veraltet, unpraktisch und nutzlos ist, als man zu glauben in unserer Zeit nur zu sehr geneigt ist; daß sie vielmehr, richtig erfaßt und behandelt, Resultate zu gewinnen weiß, die für jeden Gebildeten auch jetzt noch eben so interessant als belehrend sind.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in brittisch Guiana.

(Schluß.)

Am Demerara, wo diese Heerden am häufigsten gehalten werden, findet sich oft in ihrer Nähe der Jaguar ein, schlägt bey seinen nächtlichen Ausfällen ein Stück Vieh nieder, saugt sein Blut und frißt einen Theil seines Fleisches, läßt aber das übrige liegen, ohne es in der andern Nacht zu berühren. Er kündigt sein Kommen durch ein dumpfes, tiefes Brüllen oder Knurren an. Außer der gewöhnlichen Jagd bemächtigt man sich des gefürchteten und zugleich wegen seines Felles geschätzten Thieres in großen Fallen und wie dieß die That eines 18 jährigen Indianers bezeugte sogar mittelst der starkledernen, sonst zum Einfangen der verwilderten Stiere dienenden Schlingen, die man auf dasselbe zureitend ihm um den Hals wirft, indem beym schnellen Davonjagen die Schlinge, von der sich der Jaguar vergeblich durch seine Vordertatzen zu befreyen sucht, sich zusammen zieht und ihn erwürgt. Eine seltne Varietät, wo nicht besondre Art von jener größesten südamerikanischen Katze, ist der schwarze Jaguar, der zuweilen am Demerara vorkommt.

Der Puma (Felis concolor) steht zwar an Stärke dem Jaguar nur wenig nach, wagt indeß noch ungleich seltner als dieser Angriffe auf Menschen, wohl aber auf Hunde, Schweine und Schafe. Bey seinem Flüchten auf Bäume zeigt er sich viel gewandter als der Jaguar. Eine wissenschaftlich noch nicht genau genug unterschiedene und beschriebene, den Jaguar nahe verwandte Katzenart ist der Turteltiger der Colonisten, von sehr dunkler gelblich brauner, fast schwarzer Färbung. Er hat in seiner Lebensweise das Eigenthümliche, daß er vorzugsweise den größern Landschildkröten nachstellt, in deren Schild er an der Seite, wo die obere und untre Schildbedeckung sich vereinen, ein rundes Loch einbeißt, dann mit den Vordertatzen das Fleisch herauszieht. Außer diesen Arten unterscheiden die Indianer noch 10 Katzenarten in Guiana, welche wohl zum Theil nur Varietäten seyn mögen. Einige davon, die sogenannten Rattentiger sind nur so groß, ja noch kleiner als unsre Hauskatzen.

Auf der Rückreise nach Pirara erlegten die Indianerjäger ein Riesenarmadill (Dasypus giganteus), das mit Einschluß des Schwanzes 5 Fuß lang, dabey $2\frac{3}{4}$ Fuß hoch war und nahe an 100 ℔ wog. Sein Fleisch glich an Geschmack dem des Spanferkels. Ein andres Armadill (Dasypus villosus) wurde zwar von den Indianern gefangen, nicht aber ge-

gessen, weil es sich von Aas nährt. Desto willkommener war der ganzen Reisegesellschaft eine andre Jagdbeute, die ihr etliche Tage nachher zufiel, und welche in mehreren Pecaris oder Bisamschweinen (Sus labiatus) bestund. Die Indianerjäger erlaubten weder sich selber noch dem Herrn Schomburgk mitten unter die Tausende zu schießen, welche die Heerde dieser Wildschweine bildeten, deren Getrappel sich wie das eines Reiterarmeekorps von der Ferne her ausnahm. Wenn man, so behaupteten sie, unter eine solche dichte Heerde schießt, dann zerstreut sie sich, fällt jedoch vereinzelt mit rasender Wuth alles an, was ihr in den Weg kommt und kann dabey mit ihren Hauern Menschen wie Thiere tödtlich verletzen. Selbst die Hunde der Indianer legten, wahrscheinlich auf den Wink ihrer Herrn, sich ruhig an den Boden, bis die Heerde, nachdem sie die Jäger erblickt und einige Augenblicke gestutzt hatte, in wilder Eile, grunzend und zähneklappernd vorübergeilt war und nun die Nachzügler (großentheils trächtige Bachen) kamen, von denen die Jäger mehrere niederschossen, ohne daß die vorausrennende Heerschaar sich darum bekümmerte. Das Anbellen der Hunde macht die Pecaris eben so wüthend als das Schießen unter ihre Heerde.

Wir heben nur noch einzelne Beobachtungen und Angaben aus der gehaltvollen Reisebeschreibung hervor. Ein Exemplar des schönen Agrippinen Nachtfalters (Erebus Agrippina), das unser Landsmann fieng, maß mit ausgebreiteten Flügeln 10 Zoll. Außer der kleinen stachellosen Biene, von den Indianern Mapa genannt, die ihren Bau mit einem trichterförmigen Vorbau aus Lehm und Wachs in hohle Bäume anlegt, und deren Honig etwas säuerlich schmeckt, deren schwärzliches Wachs von den Indianern zu Lichtern verwendet wird, lernte H. Schomburgk auch eine streitbar gestachelte kennen, die ihr mehrere Fuß langes Nest, das nicht aus Wachs, sondern aus einer ähnlichen Substanz besteht als die Wespennester an Baumäste befestigt und süßen Honig macht. Unter die Vorboten der nahen Regenzeit gehört das Hervorkommen der geflügelten Schwärme der Männchen und Weibchen der großen Ameisen (z. B. Atta cephalotes) und Termiten. Die Indianer, für welche der Leib der Weibchen dieser Thiere geröstet oder gekocht ein Leckerbissen ist, scheuen dann nicht die Schmerzen, welche der Biß derselben erregt, sondern fangen sie schon wie sie aus dem Haufen hervorkommen auf. Außer den genannten und außer der Larve der Calandra palmarum genießen die Indianer auch die Raupe und Puppe eines Schmetterlings, der unserm Kohlweißling ähnelt. Noch näher ist die Regenzeit dann, wenn jene großen, schönen Käfer, die sich als eben so geschickte, dabey noch kräftigere Begraber der todten Thiere und der Fleischstücke zeigen, als unser Necrophorus vespillo, namentlich der Phanaeus Mimas und Jasius in Menge sich sehen lassen. Mit dem Eintritt des Regens setzt sich der vorher herrschende Ostwind in ununterbrochnen West- oder N. W. um.

Der lang anhaltende Winter unter unsern nordischen Schneemassen hat allerdings auch seine Beschwerden, nirgends aber führt er jene fortwährenden Belästigungen und Schrecknisse mit sich wie die Regenzeit in den Savannen-Ebenen von Guiana. Mit dem Menschen, der sich dann leiblich wie geistig dumpfig, niedergebeugt, unfähig zu jeder Thätigkeit fühlt, kommen nicht nur die plagenden Insecten, sondern auch die zum Theil lebensgefährlichen Amphibien unter das Dach der Wohnung herein. An allen Wänden und Dachsparren klettern, wenn man am Abend die Lampe anzündet, die eckelhaften, von den Indianern und Colonisten für giftig gehaltenen, kopfnickenden Geckonen (Hemidactylus Mabuya) und zugleich kriechen am Boden die Kröten (Bufo Agua) herum; Skorpionen und Scolopendern liegen klumpenweis in den Winkeln der Zimmer und unter den Kisten. Aber die gefährlichsten Eindringlinge sind die giftigen Schlangen. In Schomburgks Wohnung allein wurden während der Dauer der Regenzeit außer einer großen Zahl von (ungiftigen) Nattern 5 Klapperschlangen und 2 Grubenottern (Trigonocephalus atrox) getödtet. Die eine der beyden letzteren hatte Dr. Bally entdeckt, als er auf ein Gerüste greifend, statt des dort gesuchten Gegenstandes den kalten Körper dieser großen Giftschlange berührte. Namentlich sind die Klapperschlangen in den Sa-

vannen um Pirara so häufig, daß, wären sie nicht so träge, kein Mensch ohne beständige Lebensgefahr dort wandeln könnte. Im Ganzen giebt es auch in diesem Lande freylich 8 mal mehr ungiftige als giftige Schlangen, aber die letzteren sind dennoch durch zahlreiche und furchtbare Arten vertreten. Der von den Colonisten sogenannte Buschmaster (Lachesis muta früher Crotalus mutus) erreicht eine Länge von 4—8 Fuß, dabey die Dicke eines Mannesschenkels, hat 1 Zoll lange Giftzähne und flieht nicht vor dem Menschen, sondern schleudert sich gegen ihn hin, um ihn zu beißen. Der Sohn eines Farbigen starb während dem Verweilen unsres Reisenden in Bartikagrove schnell an den Folgen des Bisses einer solchen Schlange; sein Vater, der die Wunde ausgesogen hatte, kam dem Tode nahe, weil ihm, wie es scheint, das Gift in einen cariosen Zahn gedrungen war. Fast eben so schnell tödtlich ist der Biß der zuweilen über 4 Fuß langen Grubenotter, wie dieß H. S. aus eigner Beobachtung bey einer jungen Indianerin beschreibt und auch der Biß der blaulich grünen Papageyviper (Cophias bilineatus) so wie der eigentlichen Klapperschlangenarten, wenn er nicht tödtet, hinterläßt wenigstens für die ganze Lebenszeit dem Gebissenen einen siechen Körper. Die Indianer wenden in solchen Fällen Ausschneiden und Aussaugen der Wunde, das Eingeben vom Saft des Zuckerrohres in möglichstem Ueberfluß, Umschläge von eingeweichtem Cassadabrod, Absude von stark bitteren Mitteln an. Frauen und Kinder kommen selten mit dem Leben davon. In dem Magen einer großen ungiftigen Natter fand S. zwey vom gelblichen Schleim umgebene Kröten, die nach einigen Minuten sich erholten und fortkrochen.

In mehreren Waldgegenden von Guiana war H. S. zu seiner größesten Belustigung ganzen langen Zügen von Affen, namentlich der Gattung Cebus begegnet. Die zwey gemeinsten Arten dieser Gattung C. capucinus und C. Apella finden sich häufig zusammengeschaart, und mit Recht vermuthet, unser Reisender, daß die Menge der Varietäten ja selbst der vermeintlichen Arten dieser Affen, Bastard-Mischlinge sind. Abgesondert von andern lebt dagegen der Brüllaffe (Mycetes), der mit lauter Stimme, mit dem Gesicht nach ihr gewendet, die aufgehende Sonne begrüßt, die untergehende verabschiedet; ebenso streng von einander gesondert leben die Arten von Ateles und Hapale. Die Indianer haben ein solches Wohlgefallen an zahmen Thieren, vor allen an Affen, daß die Frauen junge, ihren Alten geraubte Aeffchen, mit ihren Kindern zugleich an den Brüsten säugen und zärtlich pflegen. Auch andre Thiere wissen sie gut zu zähmen, wie denn H. S. in einer Indianerniederlassung ein jung aufgezognes, jetzt aber ganz erwachsnes Wasserschwein (Hydrochoerus) sahe, das die Indianerinnen hinab zum Fluß und wieder nach den Wohnungen begleitete, ohne sich durch den natürlichen Zug nach seinem Element von ihnen trennen zu lassen. Mit den Hühnern zugleich theilen zahme Papageyen den Raum der Hütten, worin sie aus und einfliegen.

Mitten in den rastlosen Kämpfen gegen eine feindselige, ihm den Tod drohende Thierwelt schließt der Mensch mit den harmloseren Bürgern dieses Reiches der Lebendigen gern einen Frieden und findet an vielen derselben Verbündete, die in seinen Kämpfen ihm beystehen. Gehören doch zu diesen Hülfsschaaren des Menschen selbst die Wanderameisen, deren Schaaren als ein langer, brauner, 10—12 Fuß breiter Strom aus dem Urwalde herangewogt kommen, in die menschlichen Wohnungen, die man alsbald ihnen einräumt, eindringen und hier alle lästige und schädliche Insecten, Scorpionen so wie selbst die giftigen Amphibien in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufsuchen und verzehren. Es hat noch niemand erforscht, woher diese belebten Ströme ihren Ursprung nehmen, und wohin sie bey ihrer Rückkehr in den Wald sich verlieren. So sind auch unsern Blicken die Anfänge wie die Ausgänge jener Fäden verborgen, durch deren Verschlingung das Gewebe des für den Menschen Nützlichen wie des Schädlichen zum Meisterwerk einer Alles bedenkenden Vorsehung wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 16. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen.

(Fortsetzung.)

Kurz solche Studien vermögen besser und erfolgreicher als alle Vertheidigungsschriften die Philologie gegen ungerechte Angriffe und falsche Beurtheilungen in Schutz zu nehmen; denn sie widerlegen die Gegner durch die That. Und wie überall, so hat auch hier die Praxis einen großen Vorzug vor der Theorie. Fr. Jacobs sagt irgendwo in seinen vermischten Schriften: „Jedes Volk soll ohne Zweifel das seyn, was es nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit am vollkommensten seyn kann; die moderne Zeit kann nicht in das Alterthum verfließen, noch können sich Deutsche zu Hellenen umwandeln; aber jeder Zeit und jedem Volke kann das, was einst in Vollkommenheit war, als ein Spiegel dienen, in welchem es sich besser erkennt. So sollen auch Alle, denen es um tiefere Bildung zu thun ist, in die Vergangenheit des Alterthums blicken, um dort den männlichen Geist zu erfassen, ohne den nichts Großes gedeiht, und um sich selbst zu erkennen durch den Gegensatz.“ Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die Philologie und Alterthumswissenschaft weit entfernt ein dürres, unfruchtbares, freudenloses Gebiet zu seyn, dessen eifrige Bebauung und Kultur unserer Zeit höchstens einen formellen, aber keinen realen Gewinn bringen könne. Es kommt nur darauf an, daß die Philologen ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit eben denjenigen Theilen der Wissenschaft im Großen und im Kleinen, im Ganzen und im Einzelnen zuwenden, welche mit dem Volksbewußtseyn, mit den allgemeinen Richtungen des Lebens und den Bestrebungen der Zeit im Einklange und einer gewissen Verbindung stehen.

Mit großer Freude hat daher Ref. Hrn. Zell's Schrift begrüßt und zur Hand genommen. Schon die kurze und allgemeine Uebersicht ihres Inhaltes kann zeigen, daß ihre Lektüre nicht allein dem Alterthumsforscher, sondern jedem Gebildeten Belehrung und Genuß gewähren wird. Sie gibt eine kurze Geschichte der biographischen Inschriften und der übrigen dem epigraphischen Elogium verwandten literarischen Gattungen der biographischen Darstellung von den Römern an durch das Mittelalter hindurch bis herab in die neueste Zeit. Die ganze Untersuchung ist in fünf Abschnitte zerlegt, auf welche dann Anmerkungen und ein Anhang folgen. Letzterer enthält a) Elogiorum Romanorum reliquiae, b) Capita e Ludovici regis opere, quod inscribitur: „Walhalae consortes“ latine versa. Es würde zu weit führen, wenn Ref. über die ganze Schrift einen eingehenden Bericht erstatten wollte. Es genüge, die Leser mit dem Inhalte der beyden ersten Abschnitte näher bekannt zu machen und von den übrigen denselben nur kurz anzudeuten.

Der erste Abschnitt behandelt römische Inschriften biographischen Inhaltes. Diese theilt der Verf. in zwey Klassen ein. Sie sind entweder auf Denkmälern zu Ehren von Zeitgenossen angebracht, sey es nach ihrem Tode oder noch bey ihrem Leben; oder an Denkmälern zu Ehren historischer Personen der Vorzeit. Zu der ersten Klasse

werden Grabschriften (tituli sepulcrales), Aufschriften an Ahnenbildern (tituli imaginum), Aufschriften an Ehrendenkmalen (tituli honorarii) gerechnet; zur zweyten Klasse historischer Elogien (elogia historica, elogia). Diese vier Gattungen werden der Reihe nach genauer besprochen, wobey der zuletzt genannten Gattung, dem historischen Elogium, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Von den Grabschriften kommen nur diejenigen in Betracht, „welche außer dem Namen und Stande der Hingeschiedenen ein mehr oder minder ausgeführtes Bild ihres Charakters und ihres Lebens zeigen.“ Es sind solche noch vorhanden, „nur sind sie nach der Einfachheit der antiken Ausdrucksweise überhaupt und nach der auf das Nothwendigste sich beschränkenden Kürze des Lapidarstyles insbesondere nicht so zahlreich vorhanden, und die vorhandenen großentheils nicht so ausführlich, als man vielleicht erwartete; jedenfalls von der rhetorischen Fülle so mancher neulateinischen Epitaphien durchaus entfernt.“ Von den erhaltenen Denkmälern dieser Art werden zuerst die Grabschriften der Scipionen in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt und näher besprochen*). Niebuhr's Vermuthung, daß diese Grabschriften der Scipionen Stellen aus den nach römischer Sitte bey Leichenbegängnissen gesungenen Nänien seyen, läßt der Vf. dahin gestellt seyn, bemerkt aber, daß einzelne dort vorkommende Gedanken und Wendungen einen gewissen allgemeinen typischen Charakter zu haben scheinen, wie sich analoge Erscheinungen auch auf den Grabschriften unserer Kirchhöfe, besonders auf dem Lande, finden, wo bey ohngefähr gleichen Verhältnissen der Bestatteten immer dieselben Verse wieder gebraucht werden. Wie nämlich die Grabschrift des Lucius Scipio, des Sohnes des Scipio Barbatus, anfing, eben so begann auch die Grabschrift des Atilius Calatinus (Cic. Fin. II. 35.). An diese epigraphischen Denkmale der Scipionen reiht der Vf. die Grabschrift des Ennius, die bey Cicero (Tuscul. I. 15.) erhalten ist und sich vermuthlich an dem Denkmale dieses Dichters, einer Bildsäule in der Familiengruft der Scipionen, befunden hat; ferner die einer Matrone aus der alten guten Zeit bey Orelli Inscr. Tom. II. p. 346. N. 4848. Es folgt das bekannte Monumentum Ancyranum, dessen geschichtlicher Ursprung, Fundort und Inhalt angegeben wird. Von biographischen Epitaphien aus der Kaiserzeit werden noch erwähnt die Aufschrift auf dem Mausoleum des Munatius Plankus zu Gaëta und die Inschrift dem Tib. Plautius Silvanus Aelianus zu Ehren gesetzt. Beyde kündigen sich der Form nach nicht gerade als Grabschriften an; sie werden darum auch nach dem Vorgange früherer Sammler zu den historischen Elogien gezählt und nur dem Orte nach, wo sie angebracht waren, hier aufgeführt.

An die Grabschriften schließen sich die Leichenreden an. Sie gehören hierher einmal, weil sie wie die Epitaphien ganz oder in einzelnen ausgehobenen Stellen auf Stein geschrieben zu den epigraphischen Denkmälern zu zählen sind, dann aber auch, weil sie Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen enthielten. Die Sitte, bey Leichenbegängnissen ausgezeichneter Männer und Frauen Lobreden auf dieselben zu halten, wird hauptsächlich durch Mittheilung einer Stelle bey Polybius (VI. 53.) geschildert. Leider hat sich von diesen Leichenreden so gut wie nichts erhalten, obschon bey den alten Schriftstellern zahlreiche Erwähnungen solcher Reden auf viele der berühmtesten Namen der römischen Geschichte aus allen Perioden vorkommen. Wenn nur diese ausdrücklich erwähnten Laudationen erhalten wären, so würden wir in ihnen eine historisch fortschreitende Gallerie von Bildern besitzen, welche die Entwickelungen und Veränderungen des römischen Lebens und des literarischen Geschmacks in einer höchst interessanten Weise veranschaulichen könnten. Die einzigen kleinen Reste dieser Gattung bestehen in zwey durch Steinschriften erhaltenen Bruchstücken solcher Reden, welche dem Zeitalter des Augustus angehören, sich aber auf keine historisch bedeutenden Personen beziehen, und in einem Fragment aus der Leichenrede des Julius Cäsar auf seine Tante Julia. Ungeachtet dieses Mangels können wir uns nach den vorkommenden Nachrichten doch im allgemeinen eine Vorstellung von der Einrichtung

*) In den Anmerkungen S. 94 ist auch der Urtext mit einigen literarhistorischen Nachweisungen gegeben.

und dem Charakter dieser Reden machen. „Bey den angesehenen, der patricischen oder plebejischen Notabilität angehörigen Familien war immer der Ursprung und die weitere Geschichte der Familie nebst dem Lobe der Ahnen der obligate Gegenstand der Einleitung. — Was die verstorbene Person selbst betrifft, so scheint der Inhalt der Rede vorzugsweise die genaue und umständliche Angabe der Personalien, der Aemter, Ehrenauszeichnungen u. dgl. ausgemacht zu haben. Wenigstens kann man dieses, was die Zeit vor Cicero betrifft, aus einer Aeußerung desselben schließen, worin er sagt, daß diese Reden zur Entfaltung rhetorischer Mittel nicht recht Gelegenheit geben. Doch darf man dieses nicht ganz unbedingt und allgemein verstehen. Mag aber auch von rhetorischer Seite an einem großen Theile der Leichenreden viel auszustellen gewesen seyn, und mögen sie auch, worüber Cicero und Livius klagen, durch falsche oder übertriebene Lobpreisungen zu Gunsten vornehmer Familien, durch falsche Angaben von Consulaten, Triumphen u. dgl. manchen Punkt der römischen Geschichte verwirrt oder verfälscht haben *): immerhin müssen sie doch, wenn auch in beschränkterem Umfang und mangelhafter Form, manches interessante Lebensbild historischer Personen und viele charakteristische Züge zu ihrer Schilderung enthalten haben.“

Die Aufschriften der Ahnenbilder (tituli imaginum) hatten gleichfalls den Zweck, Kunde von dem Leben des Verstorbenen zu geben, und man muß annehmen, daß sie in der Regel, wie die Grabschriften und Leichenreden, von den nächsten Verwandten gleich nach dem Tode der dargestellten Personen verfaßt wurden. Ihr Ursprung geht in die frühe Zeit zurück und erhielt sich noch im Anfange der Kaiserzeit. Wenn nun auch die einmal vorhandenen alten, rauchigen (fumosi) Ahnenbilder mit ihren Aufschriften in den Palästen der römischen Großen aufbewahrt wurden, so klagt doch Plinius der Aeltere, daß man in seiner Zeit diese Gallerien nicht mehr fortsetze, sondern zum Andenken und zur Ehre der Familienglieder Basreliefs en medaillon (clypei) von Bronze oder Silber machen lasse, doch ohne Rücksicht auf Porträtähnlichkeit, sonst Kunstwerke als Luxusgegenstände sammle und höchstens etwa das Porträt eines Philosophen, wie etwa des Epikur, im Zimmer habe oder auf dem Ringe trage. „Uebrigens ist die bis auf die neue Zeit fortdauernde Sitte fürstlicher und anderer vornehmen Häuser, Porträtbilder ihrer Ahnen in Gallerien aufzuhängen, nur eine Fortsetzung jener alten römischen Sitte. Die römische Sitte selbst mußte zur Pflege des Familiengeistes, zur Erhaltung ererbter politischer Grundsätze und Richtungen und zugleich zur Anregung der jüngeren Nachkommen durch das Vorbild der Ahnen überaus viel beytragen; der Anblick aber jener Ahnenbilder mußte, wenn auch einen strengen Kunstgeschmack nicht befriedigend, doch von sehr frappanter Wirkung seyn. Diese Ahnenbilder, kolorirte Wachsbüsten, bey denen man die genaueste Porträtähnlichkeit erstrebte, standen in dem Hauptsaale des Hauses; jede Büste in einem eigenen hölzernen Schranke oder Gehäuse; die einzelnen Büsten waren durch verzierte Schnüre (stemmata), je nach dem Grade der Verwandtschaft, mit einander in Verbindung gebracht, so daß eine solche Wand mit Ahnenbildern zugleich einen Stammbaum darstellte. Bey feyerlichen Veranlassungen wurden die Schränke geöffnet; bey Leichenbegängnissen wurden die Wachsbüsten sogar auf dazu passende costumirte Körper gefügt und bey alten Familien zu Hunderten mitgeführt, so daß die ganze Reihe der Voraltern, daß die ganze Familie aus der Vergangenheit und Gegenwart vereinigt scheinen konnte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Hauptstelle hierüber bey Cicero Brut. 16: „quanquam his laudationibus historia rerum nostrarum facta est mendosior,“ hätte in der Anmerk. No. 8. wohl eine Mittheilung verdient. Ebenso eine andere Stelle bey Livius VIII. 40, welche zugleich auf die tituli imaginum Bezug hat: „vitiatam memoriam funebribus laudibus reor falsisque imaginum titulis, dum familia ad se quaeque famam rerum gestarum honorumque fallente mendacio trahunt.“

Geschichtliche Darstellung des Galvanismus von Otto Ernst Julius Seyffer. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1848.

Nicht leicht wird man eine Schrift finden, die mit so vieler Gewissenhaftigkeit, Belesenheit und Ordnung den Gegenstand, den sie behandelt, umfaßt, als diese geschichtliche Darstellung des Galvanismus. Gelegenheit dazu gab die im J. 1843 von der Universität Heidelberg (durch Geh. R. Munke) vorgelegte Preisfrage: Historiam inventionis et emendationum pilae electricae, quae a celeb. Al. Volta nomen sortita est, welche der H. V. auf eine Weise beantwortete, daß er eine Skizze einer Geschichte des Galvanismus (vorzugsweise der Säule) berücksichtigte. Seine Bearbeitung fand die verdiente Anerkennung, und ihr wurde 1844 der Preis zuerkannt.

Von einer Beantwortung einer Preisfrage ließ sich (wie gewöhnlich) keine vollendete Arbeit erwarten. Der Hr. V. erkannte auch bald, wie er selbst sagt, die „Mängel und großen Fehler" seiner Arbeit, und legte sich mit besonderer Vorliebe auf die weitere Bearbeitung seiner Skizze, und so entstand aus der nur 30 Seiten starken Preisschrift die gegenwärtige 40 Bogen umfassende, S. Kaiserl. Hoh. dem Herzog Max Leuchtenberg gewidmete Arbeit.

Ein Auszug aus einem solchen historischen Werke läßt sich, ohne die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, durchaus nicht geben; aber unmöglich kann man diese Geschichte lesen, ohne den unermüdeten Fleiß und die gewissenhafte Genauigkeit zu bewundern, womit Hr. V. aus den Arbeiten von ungefähr 1200 Physikern, die theils in eigenen Werken, theils in Journalen aller Zungen zerstreut sind, das Geeignete gesammelt, und in eine schöne Ordnung gereiht hat. Wer sich, wenn auch nur in kleinerer Ausdehnung, mit einer Arbeit dieser Art beschäftiget hat, wird im Stande seyn, das mühevolle und verdienstliche Unternehmen des Hr. V. zu würdigen, und demselben vollkommen beystimmen, wenn er (Vorrede XIII.) sagt, daß es „die schwierigste Aufgabe war, aus den einzelnen Aufsätzen gleichsam die Quintessenz auszuziehen, da die Journalaufsätze vieler Gelehrten manchmal so dunkel und verwirrt geschrieben sind, daß man oft nach stundenlangem Studium kaum das Resultat ihrer Arbeiten kennt."

Die Reichhaltigkeit dieser Geschichte mag aber doch ein kurzer Auszug aus der dem Werke (XV—XXIV) vorgedruckten Inhaltsanzeige bewähren. Sie zerfällt in I. Einleitung, enthaltend die Geschichte der Erkenntniß einer elektrischen Kraft von Gilbert (1600) an bis II. zu der Entdeckung des Galvanismus und Erfindung der Säule durch Alex. Volta (§. 1—6. S. 9—29) III. Geschichte dieser Säule und der damit gemachten großartigen Entdeckungen von ihrer Erfindung bis jetzt (1845) und zwar

A. die verschiedenen Volta'schen Apparate und Meßinstrumente (S. 30—152) und Theorien dieser Apparate (S. 153—267).

B. Die an diesen Apparaten wahrgenommenen Erscheinungen, nämlich

a) physikalische (S. 268—395)
b) physiologische (S. 395—411)
c) chemische (S. 411—632).

Jeder Theil dieser Geschichte ist mit einer Ausführlichkeit und Umsicht behandelt, die wenig zu wünschen übrig läßt, wie man sich schon aus einer Durchlesung der Inhaltsanzeige, von der wir so eben einen kurzen Auszug gegeben haben, wird überzeugen können. Diese Inhaltsanzeige, die eigentlich keinem wissenschaftlichen Werke dieser Art fehlen sollte, gewährt neben der allgemeinen systematischen Uebersicht zugleich den Vortheil, die einzelnen Gegenstände in der Folge mit Leichtigkeit auffinden zu können.

Am Ende fügt Hr. V. seinem Werke noch ein Namenregister von ungefähr 1200 Gelehrten bey, die in dem Werke genannt, und deren Schriften benützt worden sind, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, durch die beygesetzte Seitenzahl sogleich übersehen zu können, was jeder einzelne Gelehrte für den behandelten Gegenstand geleistet hat.

Da diese Geschichte mit dem Jahre 1845 schließt, so kann Ref. nur wünschen, daß Hr. V. nicht aufhören möge, dieselbe bey einer neuen Auflage, oder in einem eigenen Nachtrag nach demselben Plane fortzusetzen; denn, wenn auch das von Hr. Dr. G. Karsten redigirte verdienstvolle Werk: „Die Fortschritte der Physik im Jahre 1846 (Berlin 1848)" im V. Abschnitte die Geschichte dieses Jahres behandelt, und alle Hoffnung auf Fortsetzung für die folgenden Jahre giebt, so möchte es doch den Besitzern des hier angezeigten Werkes sehr erwünscht seyn, eine von den übrigen Gegenständen der Physik getrennte Zusammenstellung mehrerer Jahre von der geübten Hand des Hrn. Verfassers zu erhalten, unter welcher sie sicher sowohl an Umfang als an wissenschaftlicher Aneinanderreihung gewinnen würde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 19. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen.

(Fortsetzung.)

Ueber die Aufschriften an diesen Büsten bemerkt der Verf., daß sie unterhalb der in der Höhe aufgestellten Ahnenbilder angebracht waren, die Namen der Personen mit Beyfügung ihrer Aemter, Thaten und Ehrenauszeichnungen enthielten und dadurch einen wichtigen Theil der historischen Quellen bildeten. Nur wird auch hier darüber geklagt, daß man, um den Ruhm der Vorfahren zu erhöhen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen, Verfälschungen der Geschichte durch spätere Zusätze erdichteter oder ungewisser Amtsführungen und Triumphe sich erlaubt habe. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, in wiefern in diesen Aufschriften auch Schilderungen des Lebens und Charakters vorkamen. Ausführliche Aufzeichnungen ließ der für diese Titel bestimmte Raum wohl nicht zu; doch findet es der Verf. nicht unwahrscheinlich, daß, wie in den Grabschriften der Scipionen, so auch hier charakteristische Züge und mannigfache Lobeserhebungen vorgekommen seyn mögen. „Uebrigens mag manche dieser Gedächtnißtafeln immerhin ziemlich viel haben fassen können, wie Juvenal in seiner Satire gegen den Adelsstolz eine solche Tafel einmal bezeichnet (tabula capax). Ueberdieß war neben den Sälen, worin die Ahnenbilder aufgestellt waren, immer das Familienarchiv (tabulinum), wo die Geschäfts- und Familienschriften aufbewahrt wurden und worunter manche Aufzeichnung seyn mochte, welche wie ein Commentar oder wie eine Aufschrift zu jenen Bildern gelten konnte."

Die dritte Klasse epigraphischer Urkunden bilden die Aufschriften an Ehrendenkmalen (tituli honorarii). Diese Denkmale waren Ehrensäulen (columnae), Porträtbüsten in halb erhobener Arbeit auf Schilden (clypei, Bildnisse en medaillon) und Statuen (statuae honorariae). Ohne sich weiter in eine archäologische Untersuchung dieser Gegenstände einzulassen, wendet sich der Verf. sogleich zu den beyden Ehrensäulen des C. Mänius und C. Quilius, bespricht kurz das Historische dieser Denkmäler und fügt die Inschrift vom zweyten in einer Uebersetzung mit den späteren Ergänzungen bey.

Schilde mit den Bildnissen seiner Vorfahren soll zuerst Appius Claudius in dem Tempel der Bellona aufgestellt haben. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß Inschriften dabey waren, welche die Aemter und Ehrenstellen der Dargestellten enthielten. Auch solche Schilde gab es, wo die Bildnisse der gesammten Familie zusammengestellt waren, die Kinder in kleinen Bildchen, „wie ein Nest mit Jungen." In der Kaiserzeit werden solche Denkmale in Erz, Silber und Gold, welche von Privatpersonen und Behörden den Kaisern und andern Personen gewidmet wurden, häufig erwähnt. Der Raum erlaubte in den Aufschriften natürlich nicht viel mehr als den Namen des Geehrten und des Widmenden zu geben, wenn nicht eine Inschrift abgesondert vom Schilde oder eine mündliche Erklärung dazu gegeben wurde, wie dieß bey einem goldenen Ehrenschilde geschah, den der Senat dem Kaiser Caligula ge-

weiht hatte. Von biographischen Inschriften aus der Klasse dieser Denkmale hat sich nichts von Bedeutung erhalten.

Die bey weitem häufigste Klasse von Ehrendenkmälern mit Schrift machen die Bildsäulen aus, errichtet von öffentlichen Behörden, von Privatpersonen, ja von den dargestellten Personen selbst; aufgestellt in öffentlichen Gebäuden und auf öffentlichen Plätzen. Nachdem der Verf. den Ursprung und Fortgang dieser Sitte, die Beschaffenheit der Statuen und der Inschriften im Allgemeinen übersichtlich dargestellt hat, widmet er den Bildsäulen auf dem Forum des Augustus eine genauere und ausführlichere Erörterung. „Wie nämlich König Ludwig von Bayern in der Walhalla die Bildnisse der großen Deutschen zum Ruhme der Vorfahren und zur Nacheiferung edler Bestrebungen und Thaten vereinigt hat: so hatte schon Augustus einen ähnlichen Gedanken gefaßt. Er ließ auf dem Forum, das von ihm den Namen hatte, die berühmtesten Männer der römischen Sage und Geschichte in Bildnissen aufstellen und damit Elogien, die das Leben derselben zum Inhalt hatten, verbinden. Dieses Unternehmen bezweckte, wie so manches andere, die Restauration altrömischen Sinnes und Lebens, wie Suetonius im Leben des Augustus ausdrücklich berichtet (Kap. 31). Dasselbe geht auch aus einer Stelle im acyranischen Monument hervor, wo Augustus sagt: „Ich habe die Muster der alten Zeiten zur Nachahmung vorgestellt.“ „Wenn man ein vollständiges Verzeichniß der auf Augusts Forum im Bilde aufgestellten großen Römer hätte, so würden darunter, wie sich von selbst versteht, die Nationalhelden der alten Zeit gewiß alle hier erscheinen; aber unter den politisch bedeutenden Namen der spätern Zeiten traf Augustus, wie man annehmen darf, eine gewisse Auswahl mit Rücksicht auf die politischen und moralischen Verhältnisse der damaligen Zeit, so wie mit Rücksicht auf diejenige Richtung, welche er dem öffentlichen Geiste zu geben am angemessensten hielt.“ Von den einzelnen Statuen werden von den alten Schriftstellern die des Aeneas, Romulus, Valerius Corvinus, Scipio Aemilianus ausdrücklich namhaft gemacht. Dem Augustus selbst wurde vom Senate eine Bildsäule auf einem Viergespann errichtet mit einer Inschrift, worin er der Vater des Vaterlandes genannt war. Was das Material dieser Statuen betrifft, so waren sie nach Dio Cassius aus Erz gegossen; nach einem Zeugnisse dagegen des Lampridius waren es Marmorstatuen. Daß die Helden im Kostüm von Triumphatoren dargestellt waren, berichtet Suetonius, eben so ist aus diesem und aus Ovidius ersichtlich, daß jede Statue mit einer Inschrift versehen war, welche die Ehrenämter, Thaten und Verdienste des Dargestellten zum Inhalte hatte. Man darf sich diese Inschriften an der Basis der Statuen angebracht denken; vielleicht könnte man, meint der Vf., sie auch anderswo angebracht denken. Lampridius erzählt nämlich, Alexander Severus habe seinen Vorfahren in der Regierung Statuen auf dem Forum Nerva's errichtet, „mit Aufschriften auf bronzenen Säulen, welche die ganze Reihe ihrer Thaten enthielten, und er habe dieses nach dem Beyspiele des Kaiser Augustus gethan, welcher gleichfalls Marmorstatuen der großen Männer auf seinem Forum habe errichten lassen, mit Beyfügung ihrer Thaten.“ Darnach könnte man, fährt Hr. Zell fort, auch jene Elogien auf dem Forum des Augustus sich vorstellen als abgesondert von den Statuen auf daneben stehenden Säulen von Bronze angebracht, eine Form epigraphischer Urkunden, welche auch sonst vorkommt *).

*) Diese Vermuthung des Hrn. Z. ist aber durch die Stelle, auf welche sie sich stützt, keineswegs gerechtfertigt. Die Worte des Lampridius (Alexandr. Sever. cap. 28.) lauten: „Statuas colossas vel pedestres nudas vel equestres divis imperatoribus in foro divi Nervae, quod transitorium dicitur, locavit, omnibus cum titulis et columnis aeneis, quae gestorum ordinem continerent; exemplo Augusti, qui summorum virorum statuas in foro suo e marmore collocavit, additis gestis.“ Die letztern Worte exemplo Augusti etc., welche obige Vermuthung hervorgerufen haben, dürften wohl richtiger nur von dem Unternehmen im Ganzen und Allgemeinen, bey welchem Alexander Severus bereits den An-

Ob diese Elogien von Augustus selbst oder von jemand Anderem abgefaßt waren, und im letztern Falle von wem, ist nicht bekannt; doch scheint es dem Verf. keine zu gewagte Annahme, Augustus habe sie selbst verfaßt. Das große Interesse, welches er für diese seine Schöpfung haben mußte, seine bekannte literarische Bildung, sein Talent und seine Gewandtheit in stylistischen Compositionen scheinen ihm dafür zu sprechen. Auch wird ihm vom Grammatiker Velius Longius die Abfassung von Inschriften ausdrücklich beygelegt. Ferner sind das ancyranische Denkmal und eine von Suetonius mitgetheilte Grabschrift auf Drusus unbezweifelt epigraphische Arbeiten des Augustus. Nach Morcelli's Vermuthung hätten wir sogar noch mehrere jener Elogien von der römischen Walhalla des Augustus übrig. Es sind dieß dieselben, welche Hr. Zell im Anhange zu dieser Abhandlung zusammengestellt und einzeln erläutert hat. Zunächst wird aber im Allgemeinen von ihrem Fundorte, von ihrem Inhalte und ihrer Form, von den Gründen für und gegen ihre Echtheit gehandelt. Die Elogien, um die es sich handelt, sind folgende. Sechs zu Arezzo gefundene von Valerius Maximus, Appius Claudius, Fabius Maximus, Marius, Lucullus, endlich ein Bruchstück eines Elogiums von Aemilius Paulus. An diese reihen sich acht zu Rom aufgefundene Inschriften, die Elogien von Papirius Cursor, Decius Mus, Siccius Dentatus, Livius Drusus, von jenem Plebejer C. Albinius, der die vestalischen Jungfrauen bey der Flucht vor den Galliern hülfreich unterstützte; L. Cäcilius Metellus, Aemilius Paulus und Scipio Africanus, zusammen auf einer Inschrift; eben so Octavius, des Augustus Vater, und Julius Cäsar. Dazu kommen noch einige Elogien verschiedenen Fundorts: des Valerius Corvinus zu Neapel, des Camillus zu Florenz, des Romulus zu Pompeji gefunden. Diesen ist noch beygefügt die Aufschrift an dem Grabdenkmale des Munatius Plancus zu Gaëta. Alle diese Elogien sind von verschiedener Ausdehnung, so daß einige neben dem Namen nur die wichtigsten Ehrenämter angaben. Aber auch die von größerer Ausdehnung enthalten außer der Aufzählung der Aemter nur die wichtigsten Thaten und Unternehmungen des Genannten aus seinem öffentlichen Leben. Andeutungen oder lobende Anführungen von Charaktereigenschaften oder persönlichen Vorzügen kommen nicht vor. Alles dieß wird durch den einfachsten Ausdruck, mit der größten, nüchternsten Kürze des antiken Lapidarstils gegeben.

Was die Echtheit dieser Elogien betrifft, so sind die Aretiner Inschriften von Maffei als unecht angegriffen, von andern Kennern, Gori, Zaccaria, Morcelli, Niebuhr vertheidigt und als alt und echt erklärt worden. Hr. Z. stimmt der letztern Ansicht bey und sucht ihre Echtheit gegen Maffei's Kritik durch äußere und innere Gründe darzuthun S. 28 f. Von den übrigen oben angeführten Elogien, welche größtentheils zu Rom, drey davon aber zu Neapel, Florenz und Pompeji aufgefunden worden sind, werden die Elogien des Romulus, Camillus, Papirius Cursor und des Plebejers Albinius nicht angezweifelt; gegen die andern sind Zweifel oder geradezu verwerfende Urtheile ausgesprochen worden. Die kritischen Bedenken, welche gegen dieselben erhoben worden sind, werden im Einzelnen durchgegangen S. 29—31, und das Resultat dieser Prüfung ist, „daß wenn auch nicht für die drey Elogien des Decius Mus, Siccius Dentatus und Lucius Cäcilius Metellus, doch für die übrigen die Echtheit und der Ursprung aus der klassischen Zeit als gesichert anzunehmen ist, namentlich aber für die in den Aretiner Inschriften erhaltenen epigraphischen Inschriften."

(Fortsetzung folgt.)

---

gustus als Vorgänger gehabt hatte, nicht von der Ausführung desselben in allen seinen Einzelheiten zu verstehen seyn. Lampridius will nur sagen: Alexander Severus that dieß nach dem Beyspiele des Augustus, der vor ihm eine gleiche Idee gehabt und ausgeführt hatte.

Yo-San-Fi-Rok. L'art d'élever les vers à soie au Japon par Ouekaki-Morikouni, annoté et publié par Matthieu Bonafous, Membre-Correspondant de l' Institut; avec cinquante planches gravées d'après les dessins originaux. Ouvrage traduit du texte japonais par le Docteur J. Hoffmann, Interprète de S. M. le Roi des Pays-Bas. Paris et Turin 1848. 152 S. 4.

Literarische Arbeiten japanischer Schriftsteller sind, auch in Uebersetzungen, unter uns noch so wenig bekannt, daß schon dieser Seltenheit willen sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und wir deßhalb den Dank der Leser dieser Blätter zu verdienen hoffen, wenn wir ihnen zeitige Nachricht von dem Erscheinen dieses merkwürdigen Buches ertheilen, das unserer Akademie als ein werthvolles Geschenk des Herausgebers, des Herrn M. Bonafous, zugekommen ist.

Die Zucht des Seidenwurms und die Verarbeitung der Seide wird in China und Japan seit uralter Zeit betrieben und ein großer Theil des Wohlstandes beyder Länder leitet sich von diesem Zweige der Industrie her. In Frankreich, wo die Seidenmanufaktur im schwunghaftesten Betriebe steht, lag der Gedanke sehr nahe, mit der Kunst des Orients hinsichtlich der Zucht der Seidenwürmer sich vertraut zu machen, um daraus für die eigne Industrie Vortheil ziehen zu können. Der gelehrte Sinolog Stanislaus Julien erhielt deßhalb von der französischen Regierung den Auftrag aus den besten Schriften, die in China über die Cultur des Maulbeerbaumes und die Erziehung der Seidenwürmer publicirt wurden, einen Auszug zu veranstalten, der im Jahre 1837 unter dem Titel: Résumé des principaux traités chinois gedruckt und bald in mehrere andere Sprachen übersetzt wurde.

Eine japanische Arbeit über denselben Gegenstand wird uns nunmehr von Herrn Bonafous vorgelegt. Dieselbe ist die französische Uebersetzung einer japanischen Originalschrift, die nebst andern durch Herrn von Siebold aus Japan unmittelbar mitgebracht worden ist. Die Originalschrift ist im Anfang dieses Jahrhunderts [1802—3] von Ouekaki-Morikouni unter dem Titel Yo-san-fi-rok oder die Kunst die Seidenwürmer zu erziehen, erschienen. Ihr Verfasser hat sich nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch mit diesem Gegenstande befaßt, und seinen Landsleuten eine Anleitung zu dieser Kunst nach den bewährtesten Erfahrungen der Japaner und Chinesen gegeben und überdieß zur Erläuterung seiner Vorschriften eine Reihe von Abbildungen beygefügt. Herr Bonafous, der durch seinen bereits in der vierten Auflage erschienenen Traité de l'éducation des vers à soie et de la culture du Murier, als erste Autorität in diesem Zweige der Industrie anerkannt ist, hat Herrn Hoffmann in Leyden, dem größten Kenner der japanischen Sprache, veranlaßt, die schwierige Arbeit einer Uebersetzung aus der Originalschrift vorzunehmen, und der Herausgeber hat dieselbe durch reichhaltige Anmerkungen erläutert. So ist uns denn nun die Benützung dieses merkwürdigen Buches möglich geworden, über das der sachkundige Herausgeber das Urtheil fällt, daß wenn auch nicht alle Methoden und Vorschriften desselben eine unmittelbare Anwendung bey uns finden können, doch mehrere bey uns sich Eingang verschaffen oder doch wenigstens zu neuen Versuchen anregen werden.

Wir halten es für überflüssig hier zu einem speziellen Referate über den Inhalt des Textes einzugehen, indem wir nur bemerken, daß derselbe in einem sehr klaren Vortrage sowohl die Behandlung der Seidenwürmer und der Abhaspelung der Cocons als auch die Kultur der Maulbeerbäume aus einander setzt. Sehr interessant sind die beygegebenen 49 genau nach den Originalzeichnungen copirten Kupfertafeln, welche die verschiedenen dabey vorkommenden Verrichtungen bildlich darstellen und von denen einige auch der Darstellung des Schutzgenius der Seidenindustrie gewidmet sind. Die 50ste Tafel giebt ein Fac simile von einem Stück des japanischen Textes, mit gegenüber gestellter Leseart in lateinischen Lettern. Am Schlusse folgt noch eine Karte von Japan. Druck und Papier sind ausgezeichnet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen.

(Fortsetzung.)

Nicht so leicht als die Echtheit der Elogien kann man nachweisen, daß darunter sich Aufschriften befinden, welche den Statuen auf dem Forum des Augustus beygegeben waren. Der Verf. neigt sich zur Ansicht Morcelli's, der diesen Gedanken, wenn auch nur als Vermuthung geäußert hat, und macht dafür folgende Momente geltend. 1.) Es kommen unter jenen Stücken einige Elogien solcher Römer vor, von denen bestimmt Standbilder aufgestellt waren: Paulus Aemilius und Valerius Corvinus. 2.) Einige Elogien sind an verschiedenen Orten aufgefunden worden, wie das Elogium des Fabius Maximus zu Arezzo und zu Florenz. Dieß deutet auf eine gemeinsame Quelle für die Inschriften an beyden Orten. Welche Quelle sollte dieß aber eher seyn, als jene Elogien in Rom? 3.) Eins von den Elogien, das zu Ehren des Octavius, ist wenigstens jedenfalls bey Lebzeiten des Augustus geschrieben worden: denn es gibt dem Octavius das Prädicat pater Augusti ohne den Beysatz divi, den die Inschrift nach August's Tode hätte beyfügen müssen.

Dieß ist der wesentliche Inhalt dessen, was Hr. Z. über die Schöpfung des Augustus mittheilt. Nachdem er noch kurz der verschiedenen Nachahmungen gedacht hat, welche dieser Kaiser unter seinen Nachfolgern fand, wendet sich die Untersuchung im zweyten Abschnitte denjenigen Gattungen und einzelnen Werken der röm. Literatur zu, welche ihrem Inhalte und ihrer Form nach zunächst aus solchen epigraphischen Denkmälern hervorgegangen sind oder sich an dieselben anschließen, und behandelt zunächst das biographische Epigramm. Unter den literarischen Erzeugnissen dieser Gattung wird zuerst das Werk des Terentius Varro genannt, welches den Titel Hebdomaden oder von den Bildern führte. Hr. Zell schließt sich hierüber ganz den Ansichten von Creuzer an, welche dieser in einem besondern Aufsatze „die Bilder-Personalien des Varro" in der Ztschr. für Alterthumswissenschaft 1843. Nr. 133 ff. ausgesprochen hat. Ferner gehören dieser Literatur an die Inschriften, welche Attikus den von ihm aufgestellten Bildnissen berühmter Männer beyfügte und zugleich in einem Buche zusammengestellt heraus gab. Haben sich nun auch weder diese metrischen Inschriften des Attikus noch die spätern des Capito erhalten, so repräsentiren doch eine Anzahl biographischer Epigramme in der lateinischen Anthologie diese Gattung. Sie haben berühmte historische Personen zum Gegenstand, sowohl auswärtige als römische, von den frühesten Zeiten bis auf Trajan. Es tritt unter ihnen besonders eine Suite von Romulus bis Trajanus hervor, von denen der größte Theil aus je sechs Herametern besteht. Einige Epigramme haben mehr, andere weniger Verse; ein anderer Theil hat elegisches Versmaß. Sie sind der Zeit und dem Werthe nach verschieden, doch im Ganzen noch der bessern Zeit angehörig. Auch unter den Epigrammen des Martial sind mehrere unter der Form von Grabschriften, welche hierher gehören; auch ein metrisches Elogium findet sich, welches als

Aufschrift unter des Dichters eigenes Bildniß gehört (Epigr. IX. 1). Endlich gehört aus der poetischen Literatur noch hierher eine Anzahl Epigramme von Ausonius auf die römischen Kaiser von Julius Cäsar an in je zwey Distichen und Epigrammen auf Heroen und berühmte Männer des Alterthums. Die letztern sind Uebersetzungen aus einer Reihe griechischer Epigrammen, welche unter dem Titel „Peplos" übrig sind, und dem Aristoteles angehören sollen.

Nach der poetischen Literatur folgt die prosaische, welche mit den Elogien in naher Beziehung steht. Hier kommen zunächst des Aurelius Victor Biographieen berühmter Männer, namentlich ihr Verhältniß zu den oben besprochenen Elogien in Betracht. Niebuhr hat nämlich in seiner röm. Geschichte die Ansicht ausgesprochen, daß nach Borghesi's höchst glücklicher Vermuthung diese Schrift auf die Elogien der Statuen berühmter Männer vom Forum des Augustus begründet sey. Ueber diese Ansicht verbreitet sich der Verf. näher und sucht, indem er die Form und Beschaffenheit jener Biographieen genauer ins Auge faßt, aus der Verschiedenheit, die zwischen denselben und den aretiner Elogien stattfindet, darzuthun, daß die kurzen Lebensbeschreibungen nicht für Abschriften epigraphischer Elogien gelten können *), doch sey es nicht unwahrscheinlich, daß die genannten Elogien auf die literarische Form der Biographie eingewirkt, sie vielleicht ursprünglich hervorgerufen haben. „Dasselbe läßt sich auch von der Zusammenstellung solcher kurzer Lebensgemälde in ein Gesammtwerk, gleichsam in eine Gallerie, vermuthen. Indem man zu Rom und in andern bedeutenden Städten Italiens die Bildnisse der berühmten Männer der Vorzeit mit kurzen Inschriften auf den öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Gebäuden so oft vor sich sah, so lag der Gedanke sehr nahe, in literarischen Erzeugnissen einen analogen Eindruck durch die Kürze und Zusammenstellung von Lebensschilderungen berühmter Männer hervorzubringen. Außer dieser Anregung durch plastische Denkmäler und durch den Lapidarstyl war aber für die bezeichneten Werke, wozu das vorliegende Werk des Aurelius Victor gehört, noch eine andere Veranlassung gegeben, nämlich die in den spätern Perioden der alten Literatur aufkommende Sitte, aus größern Werken Auszüge und Abkürzungen zu veranstalten. Auch dieses Moment kommt bey dem vorliegenden Werke und andern ähnlichen in Betrachtung." Da eine kritische, literarhistorische Auseinandersetzung dieses Momentes außer den Grenzen seiner Abhandlung liege, welche die den „Walhallagenossen" analogen epigraphischen und literarischen Werke von der Zeit der alten Römer an nur aufzuführen beabsichtige, so hat sich der Verf. darauf beschränkt, die hierher gehörigen Biographieen der röm. Literatur kurz zu nennen. Als erste Quelle und den Anfang solcher Sammlungen bezeichnet er die erwähnten Hebdomaden des Varro. Daran schließe sich das Werk des Cornelius Nepos De viris illustribus, dessen Titel und Inhalt für spätere ähnliche Werke maßgebend geworden; an diese reihe sich das Werk des Julius Hyginus unter demselben Titel, ferner des Grammatikers Santra verlorene Schrift De viris illustribus, das gleichnamige Buch des Suetonius, von dem sich einzelne Theile (De illustribus grammaticis, de claris rhetoribus) erhalten haben, endlich die besprochene Sammlung des Aurelius Victor. Zu diesen Werken des klassischen Alterthums kommen noch einige andere aus der christlich-römischen Literatur als Fortsetzungen dieser Gattung hinzu, die am Ende dieses Abschnittes noch angeführt und nach

*) Hr. Zell scheint, während er seine Ansicht gegen Borghesi's und Niebuhr's Vermuthung niederschrieb, noch nicht das gekannt zu haben, was W. A. Becker in s. Handb. der Röm. Alterth. Bd. 1. S. 56. gesagt hat, der sich gleichfalls dagegen ausgesprochen hat, daß den Viris illustribus die tituli der von Augustus auf seinem Forum aufgestellten Statuen röm. Feldherrn zum Grunde liegen. Becker bezeichnet jene Vermuthung als einen witzigen Einfall; denn dagegen sprechen ihm theils manche Unrichtigkeiten, die in den Inschriften undenkbar sind, theils daß unter den Römern auch deren erbittertste Feinde sich finden, von denen genau in derselben Weise Nachricht gegeben wird, wie Pyrrhus, Hannibal, Antiochus, Viriathes, Mithridates. In der 27. Anmerk. citirt zwar Hr. Zell die Stelle aus Becker's Handbuche, doch ohne seine gewichtigen Gründe, die ihm selbst entgangen sind, anzugeben und nachzutragen.

ihrem Inhalte und Wesen kurz charakterisirt werden. Es sind diese das Werk des Kirchenvaters Hieronymus de viris illustribus, die Lebensbeschreibungen der Heiligen in dem römischen Martyrologium und die kurzen Lebensbeschreibungen in dem röm. Brevier. Am Schlusse des Abschnittes gibt der Verf. noch einen Ueberblick der bisherigen Untersuchung, ihren Inhalt kurz in folgender Weise zusammenfassend: „Alle biographische Darstellung in Prosa gehört entweder dem oratorischen oder dem historischen Gebiete an. Zu dem oratorischen Gebiete gehören die laudationes funebres, die Vorläuferinnen der Leichenreden aus dem kirchlichen Kreise, so wie der akademischen Reden auf verstorbene Vorgänger. Die biographischen Darstellungen, die zu dem historischen Gebiete im engern Sinne des Worts gehören, zeigen, wenn man mit Uebergehung kleinerer Unterschiede nur auf die wesentlichen Gattungsunterschiede sieht: drey Stufen, nämlich: die einfache Aufzählung der Personalien; Steigerung dieser einfachen Personalien bey historisch berühmten Personen zu biographischen Umrissen von geschichtlicher Bedeutung; ausführliche, vollständige Biographien. Diese zuletzt genannte Gattung haben wir als ganz außerhalb unseres Kreises liegend übergangen. Jene zwey ersten Gattungen fanden wir zuerst auf epigraphischen Denkmälern mancher Art, die zweyte derselben namentlich in jenen Aufschriften unter den Statuen berühmter Männer, von welchen sich zu Arezzo besonders eine Anzahl erhalten hat, und welche wir mit der Benennung „epigraphische Elogien“ bezeichnet haben. Daran schließen sich in der Literatur ähnliche kurze Lebensabrisse berühmter Männer, welche als theils durch jene epigraphischen Elogien veranlaßt, theils durch Abkürzung aus größern Werken entstanden wegen ihrer Aehnlichkeit mit jenen Inschriften literarische Elogien genannt werden können. Solche kürzere, gewöhnlich in Sammlung vereinigte Lebensschilderungen haben wir in der römischen Literatur von der ersten Sammlung dieser Art durch Terentius Varro an bis in das christliche, dem klassischen Alterthum sich anschließende Zeitalter aufgesucht und zusammengestellt.“

Ref. hat sich bestrebt den Inhalt der beyden ersten Abschnitte, welche die Elogien und die dahin gehörigen Gattungen der röm. Literatur behandeln, möglichst genau und vollständig mitzutheilen. Von den übrigen Abschnitten und den beyden Anhängen genüge es, nur mit wenigen Worten die Gegenstände der Untersuchung zu bezeichnen. Auch aus einer kurzen Angabe wird ihr interessanter und belehrender Inhalt ersichtlich seyn. Der dritte Abschnitt verbreitet sich über epigraphische und literarische Elogien in lateinischer Sprache aus der mittlern und neuern Zeit. Petrarca's und Boccaccio's Schriften: Vitarum virorum illustrium epitome, de claris mulieribus, des Paul Jovius Elogia virorum illustrium, Boissard's Werk mit den in Kupfer gestochenem Bildnissen von Theodor von Berg (Icones quinquaginta virorum illustrium doctrina praestantium ad vivum effictae cum eorum vitis descriptis a J. J. Boissardo. Vesunti. Omnia recens in aes artificiose incisa per Theodorum de Bry. Francof. 1597. Voll. 2. Ibid. 1598.), die Elogien von Masson, von Sainte Marthe, die Pinakothek des Janus Nicius Erythräus (Gian Vittorio Rossi), die Sammlungen lateinisch geschriebener Elogien der Italiener Lami und Fabroni werden hier besprochen, ihrem Inhalte und ihrer Form nach charakterisirt und theilweise mit den Walhallagenossen zusammengestellt und verglichen. Der vierte Abschnitt behandelt Elogien und Elogien entsprechende biographische Darstellungen in neuern Sprachen. Perrault's Werk: „die berühmten Männer Frankreichs im siebenzehnten Jahrhundert,“ Fontenelle's akademische Elogien und seine Nachfolger werden hier vorgeführt; ein Blick auf ähnliche biographische Darstellungen in der italienischen und englischen Literatur geworfen. Darauf folgen die entsprechenden Werke in der deutschen Literatur: Pantaleon's deutscher Nation Heldenbuch, Siegmund von Birken's Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich, Gattungen und Formen der biographischen Darstellungen in der deutschen Literatur des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Ueber die Weingährung, von Dr. F. Schubert.

In der vorliegenden Abhandlung hat der Verf., welcher sich schon längere Zeit mit dem Gährungsprozesse beschäftigt, seine zahlreichen eigenen Arbeiten und die daraus folgenden Ansichten über diesen Gegenstand zusammengestellt. Der Verf. gehört der Würzburger Hochschule als Lehrer an und dieser Umstand ist offenbar als ein begünstigendes Moment seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten, da er hieben von den Weinbesitzern in und um Würzburg bereitwilligst mit den geeigneten Weinproben unterstützt wurde. Es ist zu bedauern, daß die Form dieser möglichst kurz gefaßten Monographie eine ausführliche Aufzählung und Kritik der vorhandenen Gährungstheorien nicht gestattete, da des Vf. Urtheil in dieser Hinsicht von Werthe gewesen wäre.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung der zur Weingährung erforderlichen Bedingungen geht der Verf. zur Bedeutung der Hefe im Gährungsprozesse über. Die Beobachtung Lüdersdorff's, daß die Hefe ihre Gährung erregende Wirksamkeit vollständig verliere, wenn man sie so lange auf einer harten Unterlage reibt, bis unter dem Mikroskope kein unzerquetschtes Kügelchen mehr wahrgenommen werden kann, veranlassen den Verf. zu dem Schluß, daß die Wirksamkeit der Hefe nicht als Folge eines Vegetationsprozesses, noch aus einer specifischen Kraft Weingeist zu bilden, erklärt werden könne, sondern daß ihre wesentliche Eigenschaft nur auf der Fähigkeit Gase zu absorbiren beruhe. Da Auflösungen von Zucker mit porösen Körpern wie Platinschwamm, Kohle ꝛc. versetzt, bekanntlich nach wenigen Tagen in Gährung kommen, welche Versuche vom Verf. sämmtlich unter einigen Modificationen wiederholt und bestätigt wurden, so nimmt derselbe an, daß durch das Zerquetschen der Hefe ihre Porosität aufgehoben werde und erklärt hieraus den Verlust ihrer Wirkung. Insofern demnach eine Gährung ohne Hefenbildung und selbst ohne Hefe denkbar ist, so muß nach der Ansicht des Verf. die Hefenbildung für einen zwar die Gährung gewöhnlich begleitenden, sonst aber für diese eben so bedeutungslosen und rein zufälligen Vegetationsprozeß angesehen werden, wie die Entstehung des Schimmels und der Schwämme bey den Fäulniß- und Verwesungsprozessen.

Die Anomalien der Gährung bey Gewittern haben Veranlassung zu direkten Versuchen über den Einfluß der Elektricität auf den Gährungsprozeß gegeben. Die positive Elektricität erhöht, wie der Verf. angibt, den Gegensatz, welchen der Zucker mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft bildet, sie beschleunigt demnach die Gährung und führt rasch Essigbildung herbey. Unter dem Einfluß der negativen Elektricität dagegen soll auch bey Gegenwart von Hefe keine oder nur schwache Gährung eintreten, wenigstens niemals eine Spur von Essigbildung.

Von Interesse sind die Versuche, welche sich auf den Zusammenhang der Zusammensetzung des Bodens mit der Natur des darauf producirten Weines beziehen. Der Verf. hat 15 verschiedene Bodenarten von Randersacker bey Würzburg, einer der vorzüglichsten fränkischen Weingegenden, analysirt und gefunden, daß der Kalkgehalt genau in derselben Ordnung abnimmt, wie der Säuregehalt der darauf wachsenden Weine zunimmt. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß der Kalk die Bildung der Säure selbst verhindere, sondern es scheint vielmehr wahrscheinlich, daß die Säuren durch die größere Menge des Kalkes vollständiger neutralisirt werden, als dieß auf kalkarmem Boden geschieht.

16 Tabellen, welche die verschiedensten Weinsorten nach ihrem Werthe, nach ihren Bestandtheilen und Lagen zusammenstellen, gewähren eine praktische Beurtheilung der Weine, insbesondere deren Verbesserung durch das Alter.

Das eigenthümliche Aroma, welches man unter dem Namen Firne, Firniß, Spaniol früher so sehr an alten Weinen schätzte, scheint nach des Verf. direkten Versuchen das Produkt der Einwirkung der Weinsäure auf das Extrakt des Weins oder einen Bestandtheil des Extrakts zu seyn. Je größer der Säuregehalt, um so stärker entwickelt sich der Firnegeruch.

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um das Verdienst, welches sich der Verf. durch die vorliegende Arbeit erworben hat, beurtheilen zu können.

Vogel jun.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Tweede Verzameling. 4. Deel. Haarlem 1848.

Auch unter dem Titel:

Abhandlung, eingesandt als Antwort auf die Preisfrage: „man suche durch genaue Untersuchungen darzuthun, ob die Steinkohlenlager aus Pflanzen entstanden sind, welche an den Stellen, wo jene gefunden werden, wuchsen; oder ob diese Pflanzen an anderen Orten lebten, und nach den Stellen, wo sich die Steinkohlenlager befinden, hingeführt wurden?", von H. R. Goeppert. Eine im Jahre 1846 mit der goldenen Medaille und einer Prämie von 150 Gulden gekrönte Preisschrift. Haarlem 1848. XVIII und 300 S. 4. nebst 23 Tafeln.

Die auf dem Titel angegebene Preisfrage, welche die Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem aufgeworfen hatte, ist von Goeppert zur Zufriedenheit der Societät beantwortet und daher von ihr mit dem ausgesetzten Preise gekrönt worden. In der That ist diese Preisschrift der ihr zu Theil gewordenen Anerkennung im vollsten Maaße würdig, da sie ihren Gegenstand mit der größten Umsicht und Genauigkeit und auf eine Menge eigner Beobachtungen gestützt behandelt und dadurch die Erledigung der angeregten Frage nach allen Beziehungen wesentlich gefördert hat. Wir gehen daher auf eine ausführlichere Anzeige dieser wichtigen Arbeit in unsern Blättern gerne ein.

Sie ist in sechs Abschnitte getheilt, von denen der erste sich mit der Geschichte der Entdeckung der Steinkohlen und dem Vorkommen derselben in den verschiedenen Ländern der Erde beschäftigt. Der Verf. ist der Meinung, daß die gewöhnliche Annahme, als ob dem klassischen Alterthume die fossile Kohle und ihr Gebrauch unbekannt gewesen sey, sich nicht völlig rechtfertigen lasse, sondern daß es wenigstens Kenntniß von den Braunkohlen gehabt haben möchte. Dagegen gesteht er zu, daß alle spätern Schriftsteller bis zum Anfange des 12. und 13. Jahrhunderts über die fossile Kohle und ihre Verwendung das tiefste Stillschweigen beobachtet haben; nur die Chinesen scheinen ihren Gebrauch schon frühe gekannt zu haben, wie dieß aus einigen Mittheilungen von Marco Polo hervorgeht. Die ältesten Nachrichten über die Entdeckung der Steinkohlen rühren aus Belgien her. Die Gewinnung derselben soll sich aus dem 12. Jahrhundert herschreiben, wenn gleich schon früher die Kohlen daselbst bekannt waren. Die erste Erwähnung der Kohlen in England rührt vom Jahre 1180 her; Heinrich III. erneuerte 1234 den Einwohnern von Newcastle das Privilegium auf Steinkohlen zu bauen gegen eine jährliche Zahlung von 100 Pfund. In Schottland scheint die Förderung derselben zu Ende des 13. Jahrhunderts begonnen zu haben, jedoch dauerte es in beyden Ländern noch lange, bis ihr Verbrauch eine größere Ausdehung erlangte. Wie es jeder neuen Erfindung an Gegnern nicht fehlt, so hatte auch

diese harte Kämpfe zu bestehen. Zunächst verbreitete man das Gerücht, daß der Steinkohlendampf der Gesundheit nachtheilig sey und wußte es dahin zu bringen, daß das Parlament im Jahre 1316 den König um ein Gesetz bat, durch welches der Gebrauch eines so schädlichen Materials verboten werden sollte, und diesem Antrage entsprechend erließ Eduard I. wirklich ein Edikt, durch welches Alle zur Zahlung großer Summen angehalten wurden, die sich in Zukunft derselben bedienen würden, ja im Wiederholungsfall sollte selbst das Niederreißen des Kamins erfolgen. Wenn auch diese Verordnung mannigfach umgangen wurde, so hinderte sie doch die Verwendung der Kohlen im Großen, bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts Hackel und Strada ein Privilegium erhielten auf ihre Erfindung, die Steinkohlen zur Feuerung in den Häusern, ohne daß sie durch ihren Geruch schaden, so brauchbar als Holzkohlen zu machen. Erst seitdem wurde ihre Verwendung allgemeiner, und die jährliche Ausbeute in England beträgt jetzt die ungeheure Summe von 15,580,000 Tonnen oder 282 Millionen Wiener Centner. Bey so großem Verbrauche konnte leicht die Besorgniß entstehen, als ob England seine Vorräthe bald erschöpft haben dürfte; es haben jedoch Berechnungen gezeigt, daß das Kohlenlager von Süd-Wales, welches einen Flächenraum von weit über 100 Quadratmeilen einnimmt, allein schon hinreicht, England noch für 2000 Jahre mit Kohle zu versorgen.

Der Verf. weist dann in ausführlicher Erörterung nach, wie allmählig auch in andern Ländern die Verwendung der Steinkohlen immer allgemeiner geworden ist. Er zeigt, daß mit Ausnahme von Italien und dem hohen Norden, Schweden und Norwegen es in Europa kaum ein Land giebt, in welchem nicht die Steinkohlenformation angetroffen wird. Von ungeheurer Ausdehnung ist sie in Rußland, und von hier erstreckt sie sich nach Asien, wo sie sowohl im nördlichen, wie in Mittel- und dem eigentlichen tropischen Asien nachgewiesen ist, fehlt nicht auf dem inselreichen Australien und kommt in Nord- und Südamerika vor; nur Afrika scheint weniger damit versehen zu seyn, doch läßt sich bey der mangelhaften Kenntniß von diesem Erdtheil hierüber noch wenig Bestimmtes sagen.

Der zweyte Abschnitt erörtert die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Ansichten über die Bildung der Steinkohle. Der Vf. legt hier ausführlich die verschiedenen Meinungen vor, welche über den Ursprung der Steinkohlen aufgestellt wurden, wobey er sich für diejenige Ansicht ausspricht, welche die Steinkohle aus der Umwandlung großartiger Vegetationsmassen auf nassem Wege unter Mitwirkung des Druckes, Ausschlußes der Luft und erhöhter Temperatur erfolgen läßt, und zwar sey dieser Umwandlungsprozeß an Ort und Stelle des ursprünglichen Wohnortes selbst, oder doch nicht weit von ihrem Standorte vor sich ergangen. Zur Begründung dieser Ansicht sind die in den nachfolgenden Kapiteln entwickelten Untersuchungen bestimmt.

Im dritten Abschnitte hält sich daher der Vf. zuerst die Frage vor: welche organische Reste hat man bis jetzt in der Steinkohlen-Formation entdeckt? Bekanntlich hat man bisher die verschiedenen schieferartigen Gesteine nebst den Sandsteinen und Conglomeraten, welche die Kohlen begleiten, als die Hauptfundorte fossiler Pflanzen angesehen, während sie den Kohlenmassen ganz abgesprochen oder doch nur Andeutungen von Struktur ihnen zugestanden wurden.

Der Vf. hat nun aber die wichtige Entdeckung gemacht, daß auch die Kohlen selbst solche Ueberreste in Menge aufzuweisen haben; es ist ihm, wie er S. 61 sagt, gelungen, „Kohlen aufzufinden, die durchweg, Schicht für Schicht, aus Pflanzen bestehen.“ Die ersten dießfallsigen Beobachtungen verdanken wir Hutton, der schon im Jahre 1833 darauf aufmerksam machte, daß sich bey den 3 Kohlenarten, welche man in England gewöhnlich unterscheidet, nämlich der Caking-, Schiefer- und Cännelkohle, sich am ersten besten Stücke mehr oder weniger Spuren einer Pflanzenstruktur erkennen ließen. Der Verf. hatte im Jahre 1838 in einzelnen Stücken sogenannter faseriger Kohle oder mineralischer Holzkohle aus Oberschlesien und aus dem Kohlensandsteine zu Radnitz, so wie in Bruchstücken zerriebener dichter Steinkohlen ebenfalls zellige Struktur entdeckt und zwar von einer Form, wie sie in der Jetztwelt das Holz der Araucarien aufzuweisen hat. Eine vortheilhaftere Methode als die der bloß mikroskopischen Untersuchung hatte er übrigens schon zwey Jahre früher vorgeschlagen, indem er die fos-

silen Reste verbrannte und nun aus dem zurückbleibenden Skelete, welches häufig noch die ursprüngliche Form bewahrte, die Struktur zu ermitteln versuchte. Eine von Franz Schulz vorgeschlagene Verbesserung dieser Methode, wornach die Steinkohle vor der Verbrennung mit Salpetersäure behandelt wird, um durch Entfernung der Kalisalze deren Zusammenschmelzung mit der Kieselerde und dadurch die Vernichtung der organischen Form der Pflanzenskelete zu verhindern, findet der Verf. nur bey der Back-, nicht aber bey der Sand- und Schieferkohle nothwendig, die nach dem Verbrennen eine lockere, nicht zusammengeschmolzene Masse liefern, unter der man immer Reste von Parenchym- und Prosenchym-Zellen verschiedener Form erkennt. Bey dieser Methode erklärt der Verf. „jedesmal auch in der dichtesten Steinkohle von muscheligem Bruche Skelete von Pflanzenzellen" wahrzunehmen, die Reste von Parenchym- und Prosenchym-Zellen zeigen. Am merkwürdigsten erscheint ihm mit Recht die Erhaltung derselben im Anthracit der Grauwacke von Leibschütz, so wie in der, in der Nähe des Porphyrs veränderten stengligen Steinkohle bey Waldenburg. Er schließt hieraus, daß in der That an dem organisch-vegetabilischen Ursprung der Steinkohle nicht länger gezweifelt werden dürfe, und bemerkt, daß er sie nur angeführt habe, „um auch hiedurch die wunderlichen, ursprünglich von Raumer, später von Fuchs und neuerlichst von Wagner wieder vertheidigten Ansichten über die Bildung der Steinkohlen aus ursprünglichem oder primärem Kohlenstoffe zu widerlegen." Ueber Letzteres haben wir hier einige Erläuterungen beyzubringen.

Wenn, wie der Verf. S. XIV einräumt, noch kürzlichst selbst Elie de Beaumont in seinen Vorlesungen die Steinkohlen für eine mehr oder minder gleichförmige, keine Spur von Pflanzen mehr zeigende Masse erklärt hat, so hat er damit nur die bisher ziemlich allgemein geltende Meinung ausgesprochen. Dieser zufolge stand denn auch kein Hinderniß im Wege, den Kohlenstoff der Steinkohlen nicht aus dem Pflanzenreiche, sondern aus der überschüssigen Kohlensäure bey der ursprünglichen Erdbildung abzuleiten, und die Berechtigung zu einer solchen Annahme war um so mehr gegeben, als bey der Frage nach dem Ursprunge des Kohlenstoffs in dem vegetabilischen Reiche nicht zu läugnen stand, daß er aus diesem nicht hervorgegangen seyn konnte, sondern von letzterem schon vorgefunden werden mußte. Diese Berechtigung war auch dann noch nicht beseitigt, als Goeppert nachwies, daß sowohl organische Struktur als erkennbare Pflanzenformen in den Steinkohlen sich aufzeigen ließen. Damit war nur dargethan, daß eine untergegangene Pflanzenwelt wesentlich zur Massenbildung der Steinkohle beygetragen hat, ohne deßhalb eine Ablagerung von Kohlenstoff auszuschließen, der die Vegetabilien in derselben Weise einhüllte, wie andere organische Reste von Kalk- und Sandstein-Ablagerungen umschlossen wurden. Auch der von Goeppert angeführte Umstand, daß in jeder Steinkohle Skelete von Pflanzenzellen nachgewiesen werden können, schließt noch nicht geradezu jede andere Annahme, als die ihres ausschließlich vegetabilischen Ursprunges, von sich aus, da es auch Kalkstein- und Sandstein-Ablagerungen giebt, die mit Bruchstücken thierischer Ueberreste dermassen geschwängert sind, daß man fast keinen Theil abschlagen kann, in dem sich nicht noch Spuren organischer Struktur auffinden ließen, ohne daß daraus Jemand die Folgerung ziehen würde, als sey das ganze Kalk- oder Sandsteinlager ein Erzeugniß der in ihm begrabenen organischen Wesen. Auf die übrigen Gründe, die Fuchs und Wagner gegen den ausschließlichen vegetabilischen Ursprung der Steinkohlen beybrachten, ist der Vf. nicht weiter eingegangen, obschon gerade diese es waren, welche ihnen die gewöhnliche Annahme nicht annehmbar machten. Dagegen soll dem Verf. schlechterdings nicht das große Verdienst bestritten werden, den Nachweis geliefert zu haben, daß das Pflanzenreich das Hauptmateriale zu den Steinkohlen eben so gut als zu den Braunkohlen hergegeben habe.

In letzterer Beziehung hat dem Verf. schon die faserig mineralische Holzkohle oder Anthracit, welche in Stücken zwischen dichter Steinkohle, auch als Ueberzug auf Blätter- und Schieferkohle, zuweilen selbst im Kohlensandsteine in größerer Erstreckung vorkommt, eine reiche Ausbeute gewährt.

Er entdeckte darin eine den jetztweltlichen Araucarien ähnliche Struktur und bezeichnete sie als Araucarites carbonarius. An mehreren Punkten des oberschlesischen Kohlenreviers glückte es ihm, ganze, aber breit gedrückte Stämme von 2 Fuß Länge zu entdecken, deren Struktur das Mikroskop aufs deutlichste enthüllte; es wurden ihm indeß bald noch erwünschtere Aufschlüsse zu Theil. Bisher kannte man, mit Ausnahme von Stigmaria und etwa hie und da einer Sigillaria, nur sehr wenige wohl erhaltene Pflanzen oder deren Abdrücke in der Steinkohle und hatte auch diese nicht näher untersucht, indem immer nur von Abdrücken die Rede war, was zwar richtig ist, aber doch die Anwesenheit der Rinde des Stammes nicht ausschließt, die eben den Abdruck bewirkte. Dieß zeigte sich deutlich, als es dem Verf. in Schlesien gelang, ganze große Kohlenlager aufzufinden, in deren Kohle selbst nicht etwa einzelne Repräsentanten der bis jetzt im Schieferthone bekannten Pflanzen, wie Stigmaria, Lepidodendra, Sigillaria, Neuropteris, Caulopteris, Ulodendron, Asterophyllites, Calamites, sondern eine große Menge neuer Arten, insbesondere von Sigillaria zu entdecken war, so daß durch dieselben an den meisten Punkten große, oft 30 bis 40 Fuß mächtige Kohlenlager schichtenweise gebildet werden. Die Calamiten und Stigmarien sind sämmtlich mit einer aus parenchymatösen Zellen gebildeten Rinde versehen, welche bey den Lepidodendreen und Sigillarien insbesondere deutlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen.

(Schluß.)

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich ausschließlich mit den Walhallagenossen und ihrem literarischen Charakter. Die Hauptidee, das historische und reflektirende Element, Styl und Sprache derselben, so wie ihre Vergleichung mit frühern, ähnlichen Werken sind die Gesichtspunkte, auf welche der Verf. in diesem Abschnitte sein Augenmerk gerichtet hat. Es kann dieser Theil des Buches eine allseitige Kritik dieses selbständigen, originalen Produktes der deutschen Literatur genannt werden. Die den Walhallagenossen zu Grund liegende Idee ist: „sie sollen die Aufschriften zu den plastischen Bildnissen der berühmten Deutschen seyn; sie sollen die Wirkung, welche diese Darstellungen der plastischen Kunst für die Anschauung hervorbringen, gleichsam in erhöhter Potenz für den Geist durch das umfassendere Darstellungsmittel der Sprache wiederholen: sie sind, mit einem Worte, die zu jenen Bildnissen gehörenden Elogien."

Dieß ist der wesentliche und hauptsächliche Inhalt der Abhandlung. Auf diese folgen eine Anzahl Anmerkungen, in denen das im Texte Gesagte durch Beweisstellen, namentlich aus alten Schriftstellern, und literarhistorische Angaben genauer erörtert und begründet wird, und zuletzt der Anhang, von dem auch ein Separatabdruck erschienen ist, und welcher seinem Inhalte nach in zwey Theile zerfällt. Der erste Theil, romanorum elogiorum reliquiae, gibt im Urterte die sämmtlichen erhaltenen röm. Elogien. Diese sind durch kurze lateinisch geschriebene Einleitungen und Anmerkungen in kritischer und sachlicher Hinsicht ausführlich und sorgfältig erläutert und erklärt, so daß wir in dieser Sammlung einen sehr werthvollen Beytrag zur röm. Inschriftenkunde besitzen. Der andere Theil des Anhanges enthält durch eine kurze Praefatio eingeleitet eine lateinische Uebersetzung einiger Abschnitte aus den Walhallagenossen. Sie geben im lateinischen Gewande die Charakterschilderungen von Hermann, Marbod, der Seherin Velleda, Ulphilas, Theodorich dem Großen, Bonifacius, Karl dem Großen, Erasmus, Karl V., Wilhelm von Oranien, Maximilian I., Kurfürst von Baiern, Ludwig, Markgraf von Baden, Leibnitz, Maria Theresia, Friedrich dem Großen, Kant, Schiller, Joh. Müller, Blücher, Fürst von Schwarzenberg, Göthe.

Aug. Witzschel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem.

(Fortsetzung.)

In dieser Kohle ist fast immer nur die eben beschriebene Rinde erhalten, die Stämme aber selbst sind platt gedrückt, so zwar, daß die innere Wand der Rinde von den gegenüber liegenden Seiten einander berührt, und nur in seltnen Fällen noch Reste des in Kohle verwandelten, gewöhnlich sehr aschenreichen Parenchyms, wahrscheinlich in Folge von eingeschlemmter Thon- oder Kieselerde, sich wahrnehmen lassen.

Die Zahl sämmtlicher vom Verf. in der oberschlesischen Steinkohlenformation in der Kohle selbst beobachteten Arten der Sigillaria beträgt an 80. Mit ihnen zugleich kommen, wenn auch in geringerer Menge, Stigmarien und Lepidodendreen vor; dagegen sind Calamiten in der Kohle selten, während sie doch in den Schieferthonen und Thoneisensteinen so häufig sind. Aus seinen genauen Untersuchungen der ober- und niederschlesischen Kohlenlager zieht schließlich der Verf. das Resultat, daß sie entschieden aus ähnlichen Pflanzen zusammengesetzt sind, wie sie in den übrigen zur Kohlenformation gehörigen Gliedern, in den Thoneisensteinen, Schieferthonen und Sandsteinen getroffen werden.

In der Preisabhandlung hatte der Verf. hinsichtlich seiner eignen Beobachtungen sich nur auf die schlesische Steinkohlenformation beziehen können. Da nun aber zwischen deren Einsendung und Abdruck ein Zeitraum von zwey Jahren verfloß, so hatte er denselben benützt, um noch die Kohlenlager im Saarbrückischen, bey Aachen und einige bey Lüttich und in Westphalen zu untersuchen. Als Ergebniß bezeichnet er in der Vorrede (S. XI), daß er daselbst überall, eben so wie in Schlesien, in der Steinkohle sichtbare Pflanzen, Stigmarien, Lepidodendreen und Sigillarien, in einer Grube bey Kreuznach zum Erstenmale sogar ein Farnkraut gefunden habe, so daß nunmehr die Repräsentanten sämmtlicher, überhaupt in der Kohlenformation beobachteten Pflanzenfamilien auch in der Steinkohle selbst nachgewiesen sind. Ja der Vf. geht so weit, daß er (S. X) die Vermuthung ausspricht, daß auch noch in allen Graphiten pflanzliche Struktur sich werde aufzeigen lassen; eine Vermuthung, die uns freylich zur Zeit nichts weniger als wahrscheinlich vorkommt.

Wie reich die Steinkohlenformation überhaupt an vegetabilischen Ueberresten ist, geht daraus hervor, daß der Verf. bereits über 900 Arten fossiler Pflanzen aus derselben kennt. Merkwürdig ist es, daß mit wenigen, auch noch nicht über allen Zweifel erhobenen Ausnahmen fast nur Landpflanzen gefunden werden, womit der Verf. zum Theil die Beschaffenheit der Thiere in so fern übereinstimmend findet, als man in der eigentlichen Steinkohlenformation und den sie begleitenden Schiefern nur sehr wenig Süßwasserthiere, sondern einige Landthiere entdeckt hat. Von Thieren kennt man etliche Arten

Infusorien; unter den Mollusken besonders Unionen, Paludinen, Planorbis und Cyclas, aber auch Mya, Mytilus, Pecten, Lingula, Turritella, Conularia, Lutricola, Terebratula und Ammoniten. Die Gliederthiere sind durch Skorpione, Curculioniden, Netzflügler und Geradflügler (Blatta) repräsentirt. Häufiger sind in der Steinkohle die Fische, insbesondere in den sie begleitenden Kalklagern, die aber auch viele Meeresbewohner einschließen und denen der Vf. daher keinen Einfluß auf die Bildung der Kohlenlager einräumt.

Aus dieser Zusammenstellung folgert der Verf., daß der Antheil, welchen die Thierwelt an der Bildung der Steinkohle genommen hat, nur als unbedeutend zu erachten ist, indem er nur einen Fall kennt, wo sie unmittelbar als Bestandtheil der Kohle auftritt, und es unterliege demnach wohl keinem Zweifel, daß die Steinkohlen vorzugsweise, ja an vielen Orten wohl ganz allein, ihren Ursprung den Pflanzen verdanken.

Hält sich in solcher Weise der Verf. der vegetabilischen Abstammung der Steinkohlen für versichert, so drängt sich ihm im IV. Abschnitt die Frage auf: „wie und auf welche Weise wurden die Vegetabilien in Steinkohle verändert?“ Er sucht sie in folgender Weise zu beantworten. Wenn wir uns die aus so großartigen Stämmen zusammengesetzten Urwälder der Vorwelt denken, die eine unberechenbare Zeit in unendlich vielen Generationen fortwuchsen und alle ihre Abfälle dem Boden wieder überlieferten, so dürfe man sich nicht wundern über die ungeheuren Anhäufungen, die uns in den Steinkohlenlagern entgegen treten. Ihre Vermehrung sey um so erklärlicher, wenn man erwäge, wie schnell im tropischen Klima, und ein solches dürfe man zur Zeit der Steinkohlenbildung annehmen, die größten Stämme in Verwesung übergehen. So hätte Hawskhaw an der Küste des karaibischen Meeres beobachtet, daß ungeheure Bäume aus der Familie der Dicotyledonen sich so schnell zersetzen, daß schon nach wenig Monaten Mark und Holz völlig zu Staub werden, während die Rinde ganz bleibt und die Masse dadurch das baumartige Ansehen behält. Diese Beobachtung sey um so bedeutender, als die Mehrzahl der urweltlichen Stämme, mit Ausnahme einiger Araucarien ähnlichen Coniferen, aus lockerem Zellgewebe und weiträumigen Gefäßen zusammengesetzt waren, und deßhalb nicht einen so festen Bau wie unsere Dicotyledonenbäume besaßen. Wurden nun diese vegetabilischen Massen durch gewaltige Fluthen überschwemmt, so erfolgte entweder bey Ueberfluß an Wasser und ungehindertem Zutritt der Luft Verwesung, oder bey Ausschluß derselben Vermoderung, so wie endlich in beyden Fällen mehr oder minder Auflösung des organischen Zusammenhanges, wodurch die ganze Masse in einen breyigen, aufgelösten, wiewohl keineswegs immer homogenen Zustand versetzt wurde. Wenn überdieß die Atmosphäre mehr Kohlensäure und Wasser oder Dampf enthielt, so mußte auch ein viel stärkerer Druck vorhanden seyn und das Wasser eine auflösendere Kraft besitzen.

Obwohl der Verf. eine erhöhte Temperatur als günstig für den Verkohlungsprozeß erklärt, so will er sie doch nicht als Folge des Feuers, sondern nur des Gährungsprozesses, welchem diese angehäuften vegetabilischen, im Wasser befindlichen Reste unterlagen, angesehen wissen, daher sie auch nicht den Koch- oder Siedepunkt des Wassers überstiegen habe. Selbstentzündung möge wohl hie und da in einzelnen Fällen vorgekommen seyn, dann würde man aber auch in den dazwischen liegenden Sandsteinen und Schieferthonen ähnliche Veränderungen wahrnehmen, wie sie noch jetzt bey solchen Gesteinen in Folge von Steinkohlenbränden beobachtet werden. Als Hauptbeweis für die Bildung der Steinkohle auf nassem Wege hatte schon früher der Verf. auf ein in glänzend schwarze Kohle verwandeltes Exemplar des Bernsteinbaumes aufmerksam gemacht, an welchem und in welchem wohl erhaltener Bernstein sich befindet; da nun Bernstein ohne Zersetzung keine so hohe Temperatur verträgt, wie sie doch, unter Voraussetzung feuriger Einwirkung, zur Verkohlung des Holzes erforderlich ist, so dürfen wir wohl dem Verf. beystimmen, wenn er in gedachter Hinsicht jenem Exemplare einen fast entscheidenden Werth beylegt. Bekanntlich hat der Verf. auch direkte Versuche angestellt, um Pflanzen auf nassem Wege zu verkohlen, und er ist durch diese, so wie durch andere Beob-

achtungen zu dem Resultate gelangt, „daß sich nicht bloß Braunkohle, sondern auch Schwarzkohle auf nassem Wege und, wie wenigstens in Beziehung auf erstere gesagt werden kann, in unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu bilden vermag.“

Im V. Abschnitt geht der Verf. zur Beantwortung der Frage über: „befinden sich die aus Pflanzen, wie bewiesen, gebildeten Steinkohlenlager noch an dem ursprünglichen Orte ihrer Bildung, oder sind sie das Produkt von Pflanzen, die von anderen Orten dahin geschwemmt wurden?“ Bey der Beantwortung dieser Frage berücksichtigt er folgende vier Punkte: 1) die Bildung der Kohlenlager überhaupt, 2) die Mächtigkeit, Ausdehnung und Art der Ablagerung, 3) die Erhaltung der Pflanzen und 4) ihre Verbreitung in den Kohlenflötzen.

Dem Verf. ist es nicht zweifelhaft, daß die Kohlenflötze entweder auf ebenem Grunde des Meeres, oder auf der gleichförmig und langsam aufsteigenden Küste oder endlich und gewöhnlich in geschlossenen, von allen Seiten her allmählig gegen die Mitte einsinkenden Meer- oder Süßwasser-Becken sich abgesetzt haben müssen. Aus dem Umstande, daß nur in sehr wenig Kohlenlagern Seeprodukte sich finden, schließt er, daß das Meer nur so zu sagen vorübergehend bey der Bildung der Steinkohlenlager mitwirkte. Wo dieß aber auch wirklich stattgefunden habe, spreche doch nichts dafür, daß das Material zu den Steinkohlen durchs Meer aus verschiedenen ferngelegenen Gegenden der Erdoberfläche zusammengeschwemmt worden sey; vielmehr deuteten alle Umstände auf die höchste Ruhe hin, unter welcher die Bildung der Steinkohlen erfolgte, die er sich folgendermassen denkt. Die damalige, durch eine tropische Wärme begünstigte Vegetation, aus Araucarien, baumartigen Lycopodiaceen, Farn, Stigmarien und Equisetaceen bestehend, bedeckte wahrscheinlich große, niedrig und horizontal gelegene Ebenen des Meeresstrandes, dessen weit ausgedehnte Busen durch ältere Felsarten eingeschlossen wurden, oder war auf einzelnen Inseln zerstreut. Niveauveränderungen, Hebungen und Senkungen bewirkten ein Steigen des Oceans, wodurch die Pflanzen ihr Grab unter den Wellen fanden. Es setzte den Sand und Thon auf die früheren, mit Vegetation bedeckten Flächen ab, Dünen bildeten sich, auf welchen wieder Pflanzen ähnlicher Art entsprossen, die bey abermaligem Steigen des Meeres wieder zerstört und auf dieselben oder nahe liegenden Flächen verbreitet wurden. Indem diese Vorgänge noch oft so wechselten, bildeten sich die verschiedenen Flötze über einander, welche, immer wieder durch Schichten von Schieferthon oder Sandstein von einander getrennt, die Reste zwar der Zeit nach verschiedenen, aber ihrer Zusammensetzung nach zu einer Flora gehörenden Vegetationsperioden einschließen.

Auf die Verschiedenheit der einzelnen über einander liegenden Flötze hat zuerst der Bergwerksdirektor Graeser in Eschweiler aufmerksam gemacht. Er fand, daß diejenigen Pflanzenarten bey den verschiedenen Steinkohlenflötzen der dortigen Steinkohlenmulde, deren dieselbe nicht weniger als 44 bauwürdige in sich schließt, welche bey den tieferen Steinkohlenflötzen vorkommen, bey den oberen sich ganz verlieren; daß dagegen in diesen nach und nach immer wieder neue Species auftreten, so daß die bey den tiefer vorhandenen bey den oberen ganz verdrängt und durch andere ersetzt werden. Auch hält es der Verf. für mehr als wahrscheinlich, daß die Pflanzen, welche in den die Steinkohle bedeckenden Schiefern und Sandsteinen enthalten sind, einer späteren Vegetationsperiode angehörten und sich erst dann ablagerten, nachdem die Kohle sich bereits vollständig abgesetzt hatte. Die Ablagerungen selbst deuten aber darauf hin, daß sie nur bey möglichst großer Ruhe erfolgt sind.

(Schluß folgt.)

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Erster Theil. Bearbeitet von Bernhard Cotta. Leipzig 1848. 356 S. 8.

Wie uns der Verf. im Vorworte berichtet, ist ihm der Gedanke, einen Commentar zu A. v. Humboldt's Kosmos zu liefern, durch die Weigelsche Buchhandlung

beygebracht worden, und er sey mit Freuden auf die an ihn gerichtete Aufforderung eingegangen. Die Erfahrung habe nämlich dem Publikum gezeigt, daß Jemand, der nicht beträchtliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besitze, den Kosmos nicht völlig verstehen könne. Da nun jeder Gebildete glaube, er müsse den Kosmos gelesen haben, so habe das Buch, durch einen weltberühmten Namen getragen, eine noch größere Verbreitung gefunden, als ihm, wenn es sich um sein volles Verständniß handele, eigentlich zukomme, d. h. Tausende besäßen und lesen es, die es nicht verständen. Solchen zu Hülfe zu kommen, sey der Zweck dieser Briefe. Sie seyen vorzugsweise für diejenigen bestimmt, „die gern einige Freystunden dem allgemeinen Verständniß der Natur widmen möchten, ohne einen Zweig dieser Wissenschaft, oder mehrere, speciell studiren zu können.“ Diese Briefe sollen deßhalb dazu beytragen, „daß Laien vom Kosmos noch etwas mehr verstehen können als bisher,“ weßhalb sie auch dessen Plan in der nämlichen Ordnung folgen.

Den eben angegebenen Zweck wird nun wohl der Verf. mit seinen Briefen erreicht haben; indeß, wie er stillschweigend selbst einräumt, wird dem in den Naturwissenschaften gänzlich Unbewanderten das völlige Verständniß des Kosmos auch dadurch noch nicht eröffnet werden, da es eben unter die Unmöglichkeiten gehört, einem Andern das Lernen ersparen zu wollen. Man könnte daher wohl auch fragen, ob denn Werner's Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Geognosie nicht besser gethan hätte solche Kärnerarbeiten, wenn sie denn ja hätten ausgeführt werden sollen, einem Andern zu überlassen.

Wir haben hier nicht Lust auf ein spezielles Referat über den Inhalt dieser Briefe einzugehen, da sie uns nichts Neues darbieten. Nur einer oft wiederkehrenden Ansicht wollen wir hier entgegen treten, die auch nichts weniger als von Humboldt verfochten wird. Der Verf. versichert nämlich seinen Lesern, daß von sehr geachteten Naturforschern die Behauptung ausgesprochen worden sey, die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der organischen Formen auf der Erde sey überhaupt nicht durch Entstehen ganz neuer Arten bedingt, sondern nur durch eine immer mannigfaltigere und höhere Entwicklung der ursprünglich entstandenen. Für den Menschen würde nach dieser Entwicklungstheorie der Affe als Ausgangspunkt zu betrachten seyn.

Es ist diese Ansicht allerdings von etlichen Naturforschern ausgesprochen und insbesondere von Lamarck vertheidigt worden. Weit aus die Mehrzahl der Naturforscher aber hat sich ganz entschieden gegen sie erklärt und mit um so größerer Berechtigung, als ihr auch nicht eine einzige Erfahrung zur Seite steht, sie also ganz in das Gebiet der Träumereyen gehört, deren sich vor Allen der Naturforscher enthalten sollte, da er nur von dem Standpunkte des Thatsächlichen aus die Berechtigung hat Hypothesen im Nothfalle herbeyzuziehen. Zwar stützt sich der Verf. zur Rechtfertigung seiner Entwicklungs-, richtiger Umwandlungs-Theorie auf die Behauptung, daß der Mensch als Fötus noch jetzt die Zustände mehrerer Thierklassen durchlaufe: „die berühmtesten Anatomen haben,“ wie er sagt, „gezeigt, daß wir vor der Geburt zuerst einem wirbellosen Thiere gleichen, dann einige Zeit einem Fisch, nachher einem Reptil und nun erst tritt der Charakter des Säugthieres ein.“ Es sey dieß eine Thatsache, die nicht wenig zu Gunsten seiner Ansicht spreche. Allein der Verf. hat hier die Angaben der Physiologen über den Entwicklungsgang der Organe im Embryonalzustande völlig mißverstanden, denn wenn gleich, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, die Organe in ihrer Entwicklung von unvollkommneren zu vollkommneren Formen fortschreiten und dadurch an die Reihenfolge der Formen in den niederen Thierklassen erinnern, so ist damit schlechterdings nicht gemeint, daß der Embryo stufenweise die Thierklassen durchmache, wie der Verf. ganz irrig die Angaben der Physiologen aufgefaßt hat.

Da der Verf. überhaupt so wenig als möglich vom Erschaffen, sondern nur vom Umwandeln wissen will, so muß er consequenter Weise auch die organische Welt aus der unorganischen entstehen lassen. Nun aber spricht für eine solche Umwandlung keine Erfahrung; sie ist im Gegentheil als eine Unmöglichkeit erkannt, und dem Naturforscher steht daher nicht das Recht zu, solche durch eine völlig grundlose Annahme beseitigen zu wollen. Dieß heißt sein Publikum nicht aufklären, sondern in die Irre führen. Daß mit solchen Fiktionen der Verf. den mosaischen Bericht von der Erschaffung des Menschen nicht entkräften könne, versteht sich von selbst, und wenn er weiter behauptet (S. 269), daß die Naturwissenschaften mit dem „dogmatischen Glauben“ nicht Hand in Hand gehen können, vielmehr im Widerspruche zu ihm stünden, so hat er in seinem Sinne allerdings recht, aber dieser ist eben ein grundloser und verkehrter, der in den Erfahrungen der Naturwissenschaft nirgends einen Haltpunkt findet, im Gegentheil von ihnen abgewiesen wird. Die Polemik, welche der Verf. gegen den mosaischen Bericht führt, ist nur der Widerhall der seichten Aufklärerey, deren Nichtigkeit denn doch in immer weiteren Kreisen allmählig erkannt wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie par Auguste Haussmann, Délégué commercial attaché à la Légation de M. de Lagrené, Ministre plenipotentiaire de France pendant les années 1844, 45, 46. Paris. Vol. I. 1847. 484 S.; Vol. II. 1848. 418 S.; Vol. III. 1848. 489 S. 8.

Der Krieg Englands mit China hatte zur Folge, daß im Friedensvertrage zu Nankin letzteres die Oeffnung von fünf chinesischen Seehäfen gestatten mußte und daß hiemit also die Schranke durchbrochen war, welche bisher das Eindringen der Fremden in das himmlische Reich abgehalten hatte. Waren auch die Motive, welche von Seiten Englands den Krieg veranlaßt hatten, gerade nicht die lobenswerthesten: ein großer Erfolg wurde doch dadurch herbeygeführt, daß von nun an eine Bevölkerung von mehr als 200 Millionen Seelen in den großen Kreis des Weltverkehres gezogen und damit die Aussicht und Möglichkeit eröffnet wurde, daß nunmehr europäische Kultur und Gesittung und die Ausbreitung des Christenthums mit allen ihren segensreichen Folgen einen gesicherten Eingang in das größte Weltreich finden können.

England hatte sich im Friedensschluße die Oeffnung der fünf Seehäfen nicht bloß für sich, sondern für alle Nationen ausbedungen, gewissermaßen um dadurch vor aller Welt zu zeigen, daß es nicht bloß im egoistischen Interesse den Krieg herbeygeführt habe, sondern daß es dabey von weit höheren humanistischen Ansichten geleitet worden sey. Mit Dank nahmen die andern großen seefahrenden Nationen die ihnen gewordene Begünstigung an und schickten Gesandte nach China ab, um den Verkehr auf feste Grundlagen zu begründen; zuerst Nordamerika und gleich darauf Frankreich.

Die französische Regierung hatte beschlossen, dieser Sendung die ganze Wichtigkeit beyzulegen, die ihr gebührte. Hr. v. Lagrené wurde als bevollmächtigter Minister ernannt und ihm beygegeben zwey Gesandtschafts-Sekretäre, sieben Attachés, die von dem Ministerium des Auswärtigen gestellt wurden, vier Abgeordnete, die von den Handelskammern vorgeschlagen und von der Regierung bestätigt waren und unter denen sich der Verf. dieser Reisebeschreibung befand, ferner einer Douanen-Inspektor mit seinem Sekretär und ein Arzt, im Ganzen also 17 Personen. Man hatte die Mission in der angegebenen Weise zusammengesetzt, weil sie einen doppelten Zweck verfolgen sollte, nämlich einmal die Beziehungen Frankreichs zu China durch einen Vertrag auf eine feste Grundlage zu gründen und zweytens genaue Nachrichten über den Handel, die Industrie und Produkte dieses Reiches einzuziehen. Um der Sendung den gehörigen Nachdruck zu geben, wurde ihr auch eine Kriegsmacht zur Verfügung gestellt. Vier französische Kriegsschiffe befanden sich schon in den chinesischen Gewässern und dazu sollten noch zwey andere stoßen, die zugleich dazu bestimmt waren, den Gesandten und sein Gefolge überzuführen.

Der Gesandte verließ mit dem größten Theile seines Gefolges Frankreich im December 1843 auf

der Fregatte, die Sirene, und die übrigen, worunter auch der Verf., folgten ihm 2 Monate später von Brest aus auf dem Dampfboote, der Archimedes; letztere wurden von acht Priestern begleitet, wovon zwey für die Insel Bourbon, einer für Pondichery und die andern für China bestimmt waren. Es war dieß das erste französische Dampfschiff, das den Auftrag erhielt, das Kap zu umsegeln, woselbst es, nachdem es im Hafen von Cadix und an der Insel Gorea Halt gemacht, am 2. Mai ankam und im Ganzen von Brest aus 72 Tage zur Ueberfahrt gebraucht hatte.

Am 14. May verließ der Archimedes die Tafelbay und warf am 6. Juni Anker in dem Hafen von Saint-Denis, der Hauptstadt der Insel Bourbon. Der Vf. gibt eine genaue Schilderung von dem jetzigen Zustande dieser Kolonie, woraus wir zunächst das hervorheben, was er über die Verhältnisse ihrer gemischten Bevölkerung beybringt. Das Vorurtheil gegen die Farbigen oder Mischlinge herrscht hier eben so stark als in irgend einem Theile Amerikas, mag dieser von Spaniern und Portugiesen oder von Engländern und Nordamerikanern bewohnt seyn. Bey jedem Unbekannten wird auf Bourbon der Teint einer genauen Prüfung unterworfen, man durchforscht ihn bis zum Weißen im Auge und bis zu den Fingerspitzen, und wehe ihm, wenn nur an der Nagelwurzel sich ein kleiner blauer Hof zeigt, denn dieß gilt als untrügliches Zeichen, daß den Adern des Unglücklichen doch etwas schwarzes Blut beygemischt sey. Jeder, der nicht einen ganz weißen Stammbaum nachweisen kann, hat zu erwarten, daß sich ihm die standesmäßigen Häuser schließen, denn sein Empfang würde alle Leute, die sich selbst respektiren, in die Flucht jagen, und sie würden sich für entehrt halten, wenn sie an einem Tische mit dem Abkömmlinge von schwarzer Rasse zusammen sitzen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem.

(Schluß.)

Für Letzteres spricht dem Verf. auch die Mächtigkeit der Kohlenlager, da er es für unmöglich ansieht, daß so große Massen Vegetabilien aus weiter Ferne hätten hergeschwemmt werden können. Weil aber die Menge der Kohlen, welche diese zu liefern vermochten, keineswegs im Verhältniß zu der Mächtigkeit der Flötze steht, so ist er der Meynung, daß wenn auch nicht alle, doch sehr viele, namentlich die mächtigern Kohlenflötze gleich den Torfmooren allmählig entstanden seyen. Auf feuchtem Boden der Urwelt hätten Lycopodien, Calamiten und Farn, Stigmarien so wie andere monocotyledonische Cryptogamen und Monocotyledonen gewuchert. Insbesondere scheint ihm die Stigmaria mit ihren 30—40 Fuß langen, fast horizontal gabeligen, ringsherum mit langen, wieder gabelig getheilten Blättern besetzten Aesten, im Vereine mit Equisetaceen und Asterophylliten, vorzugsweise zur Torfbildung geeignet gewesen zu seyn. Die baumartigen Sigillarien und Lepidodendreen wären am Rande jener feuchten Flächen gewachsen und dann durch Ueberschwemmungen umgeworfen und zusammen gehäuft worden.

Für ruhige Ablagerung spricht ihm ferner insbesondere die treffliche Erhaltung der Pflanzen, die ihre feinsten, zartesten Theile oft noch ganz unversehrt in den Steinkohlen aufweisen können, als ob sie wie für ein Herbarium mit aller Vorsicht eingelegt worden wären. Hiefür führt der Verf. auch noch den Umstand an, daß die Stämme so häufig in aufrechter Stellung gefunden werden, daß man diese nicht für ein zufälliges Werk der Fluthen halten könne. Eine genaue Aufzählung aller hieher gehörigen Fälle ergiebt ihm eine Summe von 277 Stämmen, die man wirklich in aufrechter Stellung, theils auf den Kohlenlagern selbst, theils im Kohlensandsteine und Schieferthone in aufrechter Lage gefunden hat. Die bey weitem größere Zahl dieser Stämme gehört mit

größerer oder geringerer Gewißheit den Sigillarien, nur einige Lepidodendron und Calamiten an; blos ein einziger war versteinert, alle übrigen ausgefüllt.

Wenn der Verf. im Vorhergehenden aus der Art und Bildung der Kohlenlager, aus ihren Bestandtheilen, so wie aus der trefflichen Erhaltung der fossilen in ihnen vorkommenden Pflanzen zu zeigen versuchte, daß die sie bildenden Gewächse, wenn auch nicht überall auf ihren Fundorten, doch wenigstens nicht weit davon einst vegetirten, so verhehlt er es sich gleichwohl nicht, daß diese Thatsachen erst dann als vollständig erwiesen anzuerkennen sind, wenn sich bey näherer Untersuchung der einzelnen Kohlenflötze selbst und der dazu gehörenden Schieferthone auch eine gewisse Verschiedenheit der in denselben enthaltenen Pflanzen, ein Wechsel der Formen und Arten herausstellen würde, oder wenn, da gewöhnlich in der Kohle die Pflanzen nicht mehr deutlich zu sehen sind, aus der physikalischen oder chemischen Beschaffenheit derselben auf die frühere Anwesenheit eines solchen Verhältnisses geschlossen werden könnte. Solche Untersuchungen müßten von einem doppelten Gesichtspunkte ausgehen, indem sie sich sowohl mit der horizontalen Verbreitung der fossilen Pflanzen in den einzelnen Formationen verschiedener Gegenden, als auch mit der vertikalen Lagerung in den einzelnen Schichten befassen müßten. Schätzbare Beyträge hiezu hat der Verf. selbst schon früher in seiner Darstellung der Verbreitung der fossilen Farnkräuter geliefert und einen neuen theilt er hier mit, indem er nachstehendes Resultat von einer mit dem Apotheker Beinert unternommenen Untersuchung eines in der Nähe von Charlottenbrunn gelegenen, durch Grubenbau vielfach aufgeschlossenen Flötzbaues, der sich in der Länge von $\frac{1}{2}$ und der Breite von $\frac{1}{4}$ deutschen Meile erstreckt, vorlegt.

„Die Zusammensetzung der in diesem Flötzzuge beobachteten Flora weicht von der an andern Orten der Steinkohlenformation beobachteten rücksichtlich der Gattungen keineswegs ab. Eigentliche Wasserpflanzen, Fuci, kommen nicht vor, wohl aber Sumpf- und Uferpflanzen, wohin die Gruppe der Equisetaceen wohl gehört. Cryptogamische Monocotyledonen, unter welche auch die Stigmaria zu rechnen ist, herrschen vor, und von Dicotyledonen werden nur Coniferen wahrgenommen. Das Hangende und das Liegende des Schieferthons von zwey über einander liegenden Flötzen unterscheidet sich weniger durch die physikalische Beschaffenheit, als durch die in ihnen liegenden Pflanzen, obschon sie sämmtlich zu einer Vegetationsperiode gehören, indem gewisse Arten dem einen fehlen, während sie in dem andern häufig angetroffen werden."

Durch die eben erwähnte Untersuchung angeregt, beschloß der Verf. eine weit großartigere zu unternehmen, nämlich alle in der ober- und niederschlesischen Kohlenformation eröffneten Kohlengruben zu untersuchen, was er in der That auch vollständig zur Ausführung brachte. Bevor er indeß die deßfallsig erlangten Resultate vorlegt, hält er es für nothwendig die nähere Schilderung jener Gegenden voranzuschicken, insoweit sie ihm zur nähern Würdigung des Zweckes dieser Arbeit überhaupt nothwendig erscheint. Wir können hier nicht auf eine Mittheilung dieser in großer Ausführlichkeit vorgelegten Untersuchungen eingehen, sondern uns nur die in Bezug auf die angeregte Frage gewonnenen Resultate vorzuführen gestatten. Dieselben sind aber folgende.

1. Der vorherrschende vegetabilische Ursprung der ober- und niederschlesischen Kohle ist nicht zu bezweifeln; in der erstern fehlen Seeprodukte gänzlich, in der letztern kommen sie mit Landpflanzen nur in einzelnen, im hangenden rothen Sandstein befindlichen Kalklagern vor.

2. Die mächtigen großen Stämme der Sigillarien, welche sich fast an den meisten Orten Oberschlesiens, noch mit der Rinde überaus wohl erhalten, in der Kohle selbst vorfinden, tragen am meisten zur Bildung der dortigen Kohle bey, woraus sich auch wohl die ungeheure, bis zu 7 Lachtern steigende Mächtigkeit der Kohle in den Kohlenflötzen herleiten läßt. In Niederschlesien erreichen die Flötze an keinem Punkte eine solche Mächtigkeit und in ihnen findet sich unglaublich häufig Stigmaria ficoides.

3. Große Kohlenflötze zeigen in meilenweiten Entfernungen in Oberschlesien ähnliche äußere Beschaffenheit und verwandte Zusammensetzung aus Pflanzen derselben Art und Gattung.

4. Uebereinander liegende Kohlenflötze lassen eine verschiedene physikalische Beschaffenheit und einen verschiedenen Inhalt an Pflanzen erkennen.

5. Die über den Kohlenflötzen liegenden Schieferthone und Sandsteine sind nicht von gleichzeitiger Entstehung mit den Kohlenflötzen, sondern haben sich erst nach der Bildung der letzteren niedergeschlagen, wie nicht nur aus der Verschiedenheit der in beyden enthaltenen Flora, sondern vor Allem aus dem Verhalten der Schieferthone zu der darunter liegenden Kohle hervorgeht, indem in den Schieferthonen und Sandsteinen die Abdrücke der auf der Kohle noch erhaltenen Pflanzen vorkommen.

6. In der, in den Schieferthonen enthaltenen Flora verschiedener Flötze tritt auch eine bedeutende Verschiedenheit hervor. Auch hier erscheint ein gleiches Verbreitungsverhältniß wie in der Kohle.

7. Wo es möglich ist dießfallsige Beobachtungen zu machen, auf oder in der Kohle wie in den Schieferthonen, läßt sich an einer gruppenartigen Lagerung der Pflanzen, gewissermassen einem geselligen Vorkommen, an einem Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern Art, so wie am völlig isolirten Vorkommen einzelner Arten nicht zweifeln.

8. Die verschiedenen Flötze nebst ihrem Hangenden und Liegenden müssen daher als zu verschiedenen Zeiten gebildet betrachtet werden, die aber alle zu einer und derselben Formation gehören, wie die nur der Art nach verschiedene, in ihnen enthaltene Vegetation entschieden beweist.

9. Wahres versteinertes Holz ist in Oberschlesien bis jetzt nur an einem einzigen Orte, nicht in der Kohle selbst, sondern im Sandsteine gefunden; nicht selten aber dagegen auf den Kohlenflötzen aufrecht stehende Sigillarien, Lepidodendreae (Sagenaria), ausgefüllt durch eine von dem umgebenden Bergmittel verschiedene Substanz (meistentheils Thoneisenstein). In Niederschlesien sind versteinerte Stämme an mehreren Punkten ebenfalls im Sandsteine nicht selten, und aufrecht stehende Bäume noch häufiger.

10. Wenn auch die mit einigen Ausnahmen horizontale, wenig geneigte Lage der oberschlesischen Kohlenflötze auf eine sehr ruhige Ablagerung der sie bildenden Vegetation schließen läßt, so müssen doch verschiedne Verhältnisse obgewaltet haben, die auf die gute Erhaltung der Pflanzen einwirkten, indem diese an mehreren Punkten in der Kohle selbst nicht mehr bemerkbar werden. Merkwürdig genug zeichnen sich diese fast strukturlosen Kohlen hinsichtlich ihres Gebrauches zu technischen Zwecken aus, indem sie die beste Backkohle liefern. In der niederschlesischen Kohle, wo außer Stigmaria ficoides andere Pflanzen seltner deutlich zu sehen sind, findet sich Backkohle viel häufiger, woraus vielleicht hervorgeht, daß Kohle mit wohl erhaltner Struktur als eine noch nicht hinreichend ausgebildete Kohle anzusehen ist. In Niederschlesien fand überhaupt die Kohlenbildung nicht unter so ruhigen Verhältnissen statt.

Diese hier eben vorgelegten Resultate sind gewissermassen schon die Beantwortung der im nun folgenden VI. Abschnitt aufgestellten Frage: „wie verhalten sich die verschiedenen Kohlenbassins gegeneinander?“ Mit Recht beschränkt sich der Verf. bey der Beantwortung dieser Frage lediglich auf die von ihm untersuchten Steinkohlenlager, d. h. auf die schlesischen, indem ihm bey Abfassung seiner Abhandlung gründlich in dieser Beziehung durchgeführte Untersuchungen anderer Steinkohlenlager nicht zu Gebote standen. Zum Schluße faßt er noch das Gesammtresultat des ganzen Werkes in gedrängtester Kürze zusammen. In der um zwey Jahre später als die Preisschrift abgefaßten Vorrede hatte der Verf. Gelegenheit noch auf die von Lyell gleichzeitig mit den seinigen geführten Untersuchungen der nordamerikanischen Kohlenlager aufmerksam zu machen, die zu den nämlichen Resultaten führten und also als wichtige Bestätigung der Arbeiten des Verf. dienen.

Die äußere Ausstattung des Werkes hinsichtlich des Textes wie der Tafeln ist höchst lobenswerth; nur hätte die Haarlemer Gesellschaft für einen Correktor sorgen sollen, der des Deutschen besser mächtig gewesen wäre, indem besonders die Wörterendigungen häufig unrichtig ausgefallen sind.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie.

(Fortsetzung.)

Vom 20. Juni bis zum 7. Juli dauerte die Ueberfahrt nach Ceylon, wo der Archimedes im Hafen von Trincomali vor Anker gieng, um Kohlen einzunehmen, und dann gleich weiter nach Pondichery seinen Lauf richtete. Für den patriotischen Franzosen hat freylich der Besuch dieser Kolonie etwas sehr Schmerzliches, denn während sie ehemals von einer Bedeutung war, um England Schrecken einzujagen, ist jetzt das ganze französische Indien auf einen Landstrich von höchstens 25 — 26 Quadrat-Lieues und auf eine Bevölkerung von ohngefähr 167,000 Seelen beschränkt. Ueberdieß ist es im pariser Frieden den Franzosen untersagt worden, irgend eine Befestigung in ihren indischen Niederlassungen aufzuführen und daselbst französische Truppen zu unterhalten. Die Miliz von Pondichery besteht aus Eingebornen, die von französischen Offizieren befehligt werden, aber letztere müssen im Falle eine Krieges mit England auf Handelsfahrzeugen nach Europa zurückkehren. Diese einheimische Miliz ist nur bestimmt, die Polizey aufrecht zu erhalten. Den Franzosen ist ferner verboten, auf Pondichery mehr als 10 Kanonen zu halten, die unerläßlich zu den Salutationen sind. Wer mag es dem Verf. verdenken, wenn er bitter klagend hierüber sich also äußert:

Welche entwürdigende Verbote sind hier gegen uns aufgestellt. Sollte man nicht sagen, daß man bey der Zurückgabe unserer Kolonien darauf studirt habe, uns zu beschimpfen und unsere Niederlage noch mehr hervorzuheben, als wenn man uns ihrer beraubt gelassen hätte? Welche Vorsichtsmaaßregeln, um uns in Indien ganz in die Hände Englands zu geben, so daß uns beym ersten Kanonenschuß zwischen ihm und uns nichts anders übrig bleibt als aufs eiligste unsere Besitzungen zu räumen! Besitzungen, ganz unsicher und ohne Zukunft, wo sich bey jedem Schritt brittische Macht und Einfluß kund giebt.

Ein Bild des Verfalls der französischen Macht in Indien giebt im Kleinen der einst so berühmte Pflanzengarten auf Pondichery. Wie der Verf. berichtet, ist er gegenwärtig verlassen und unbebaut, und zeigt nur noch einige Spuren seiner ehemaligen Pracht, so daß, wenn ihm nicht schleunige Hülfe angedeiht, er bald zu einer vollständigen Ruine werden wird. Dorngebüsch und Unkräuter haben Alles überzogen; die Marmorbecken sind unter dichtem Gesträuch verschwunden, die seltensten Bäume und Pflanzen aus Indien gehen aus Mangel an Unterhaltung zu Grunde. Die Alleen, in denen im vorigen Jahrhundert reich uniformirte Offiziere und geschmückte Damen umher wandelten, dienen jetzt Hyänen und Schakals zu ihren Promenaden. Der Verf. ist diesen Bestien selbst am hellen Mittage begegnet, und Nachts belästigen sie die Nachbarschaft mit ihrem widerlichen Geheul.

Am 26. Juli machte sich der Archimedes wieder reisefertig und nach einigem Aufenthalt an Madras, Singapore und Manilla erreichte er am 24. August den Hafen von Macao, wo er bereits die Fregatten Cleopatra und Sirene, nebst der Corvette, der Siegreichen, antraf. Im Ganzen waren seit der Abfahrt von Brest 6 Monate und 4 Tage ver-

flossen, wovon 59 Rasttage waren, so daß 127 Tage der wirklichen Fahrt verblieben und darnach die mittlere Geschwindigkeit für den Tag 39½ Lieues betrug. Diese Geschwindigkeit erscheint für ein Dampfschiff eben nicht besonders groß; es ist jedoch in Erinnerung zu bringen, daß der Kapitän, aus Furcht seinen Kohlenvorrath zu bald zu verbrauchen, niemals die 8 Oefen zugleich heitzen ließ, sondern gewöhnlich nur 4, bisweilen nur 2 anwendete, und daß man, zugleich mit dem Dampfe, sich des Windes bediente, so oft es die Umstände gestatteten. Bey günstigem Winde löschte man die Feuer ganz aus und benützte lediglich die Segel, wodurch es oft gelang 8 bis 9 Knoten (3 Lieues in der Stunde) zurückzulegen, eine Geschwindigkeit, die mit dem Dampfe allein niemals erreicht werden konnte.

Trotz seiner herrlichen Lage und seines gesunden Klimas schreitet Macao immer mehr seinem Verfalle entgegen, wozu in neuerer Zeit der Unverstand der Regierung wesentlich beygetragen hat. Vor dem Opiumkriege war es von einer Menge englischer und amerikanischer Familien bewohnt, indem die Kaufleute, die mit Canton Handel trieben, genöthigt waren, ihre Weiber in der portugiesischen Stadt zurück zu lassen. Wenn sein Hafen den Schiffen aller Nationen geöffnet und zu einem Freyhafen erklärt worden wäre, was man zu jener Zeit sicherlich ohne große Schwierigkeiten erreicht hätte, so hätten wahrscheinlich die Engländer niemals daran gedacht, sich auf Hong-kong festzusetzen und alsdann wäre Macao das große Emporium des fremden Handels mit China geblieben. Anstatt dieß zu thun, beharrte die portugiesische Regierung auf ihrem Ausschließungssystem und ihre Niederlassung, welche der Krieg von 1840 und 1841 auf einige Zeit in Aufschwung brachte, ist seitdem von den meisten englischen Kaufleuten verlassen worden, welche sich auf Hong-kong niederließen und sich nur dann in Macao sehen lassen, wenn sie sich vom Fieber und andern Krankheiten heilen lassen wollen. Gegenwärtig haben die portugiesischen Behörden ihren früheren Fehler eingesehen und durch einen Vertrag mit dem chinesischen Commissär den Schiffen aller Nationen den Eingang in den Hafen gestattet; das Heilmittel ist jedoch spät erfolgt und scheint nicht recht mehr im Stande zu seyn, einen fast abgestorbenen Körper wieder ins Leben zurückzuführen.

Gegen Ende August fand sich die ganze französische Gesandtschaft auf Macao vereinigt. Der kaiserliche Commissär und Vicekönig Ki-ing, von der chinesischen Regierung mit der Verhandlung mit den auswärtigen Seemächten beauftragt, wurde officiell von der Ankunft des französischen bevollmächtigten Ministers in Kenntniß gesetzt. Er verließ seine Residenz Canton gegen Ende Septembers, um zur Unterhandlung nach Macao zu kommen, wie er es auch schon früher beym Abschluß des Handelsvertrages mit dem Minister der Vereinigten Staaten gehalten hatte. Am 1. Oktober hatte er die erste Zusammenkunft mit dem französischen Gesandten, dem er in feyerlichem Zuge den Besuch abstattete. Ki-ing gilt unter den aufgeklärten Chinesen, besonders aber unter den fremden Bevollmächtigten und Oberoffizieren, die in Verhandlung mit ihm waren, für einen ausgezeichneten Kopf von eminentem Verdienste. Er ist ein Mann voll Energie und praktischem Sinne, der sich bewundernswerth in die Umstände zu fügen weiß und insbesondere den Vorurtheilen seiner Landsleute bezüglich der Fremden immer fremde geblieben zu seyn scheint. Mit einem solchen Manne hatte die französische Gesandtschaft keine schwierige Verhandlung und der Traktat kam bald zum Abschluße.

Auf einem chinesischen Schiffe machte der Vf. einen Abstecher nach Canton, um sich mit dieser merkwürdigen Handelsstadt bekannt zu machen. Wir können hier seine Mittheilungen als nichts besonders Neues enthaltend übergehen, um uns dagegen von ihm Bericht erstatten zu lassen über die von den Engländern angelegten Niederlassungen auf der Insel Hongkong, die einige Minuten nördlicher liegt als Macao.

Auf diese Insel hatten die Engländer ihr Augenmerk seit dem Beginne der Unruhen, welche dem Opiumkriege vorangiengen, gerichtet und in dem Frieden von Nankin ließen sie sich dieselbe ganz abtreten. Bereits ist eine ganze Stadt, Victoria, im Baue begriffen und mehrere prachtvolle Gebäude sind schon vollendet. Im Anfange haben Fieber große Verheerungen angerichtet und die Sterblichkeit war unter den Europäern ungemein groß; allmählig aber hat sich diese sehr vermindert und man

hofft, daß in Kurzem Hong-kong nicht ungesunder seyn wird als einer der geöffneten 5 chinesischen Häfen. Die Bevölkerung bestund im Jahre 1845 aus 20,000 Chinesen, 600 Europäern und 1800 Mann Garnison, aber die Anzahl wuchs durch Einwanderungen mit jedem Tage.

Nach längerem Aufenthalt in Canton und auf Manilla besuchte der Vf. im Gefolge seines Gesandten die neuerdings den Europäern geöffneten chinesischen Häfen, wozu die französische Fregatte Cleopatra benützt wurde. Nach einigem Verweilen auf der Insel Schusan, die damals von den Engländern noch stark besetzt war, begab sich die Gesandtschaft nach Ningpo, einer Stadt, deren Bevölkerung man auf 500,000 Köpfe anschlägt, und die Häuserzahl auf 100,000. Der Verf. erklärt Ningpo für die schönste Stadt, die er in China gesehen, auch seyen ihre Einwohner freundlicher gegen die Fremden gesinnt als die von Canton. Der Handel mit den Engländern war indeß noch zu keiner Bedeutung gelangt.

Schanghai war die nächste Stadt, die von der Gesandtschaft besucht wurde. Sie kann sich weder an Einwohnerzahl, noch an Reichthum und Pracht mit Ningpo messen. Die Männer fand der Verf. im Allgemeinen größer und stärker als die in Canton; die Physiognomien der Frauen dem europäischen Typus sich annähernd, indem die Nase minder verflacht und die Augen weniger gezogen sind als bey den Südchinesen. Das Christenthum hat zahlreiche Anhänger in Schanghai. Mehrere Dörfer in der Nähe sind von katholischen Chinesen bewohnt und man soll, was übrigens eine sehr übertriebene Angabe scheint, fast 100,000 Christen im Distrikte zählen. Zwey Stunden von der Stadt wohnt ein junger, reicher italienischer Bischof, der nebst dem Grafen Besy, römischen Prälaten, sein Vermögen zur Ausbreitung des Christenthums benützt. Die englische Medical missionary Society hat auch zu Schanghai ein Spital errichtet, wozu weit und breit die Chinesen herbeyströmen und mit vollstem Vertrauen sich den fremden Aerzten hingeben. Die Oeffnung des Hafens von Schanghai betrachtet der Verf. als einen der größten Vortheile, den die Engländer im Frieden von Nankin erlangt haben, da diese Stadt die große Handelsniederlage zwischen dem Norden und Süden ist, einen lebhaften Handel treibt und jährlich von 7000 chinesischen Fahrzeugen aller Art besucht wird.

Nach kurzem Aufenthalte in der Stadt Schinhai, an der Mündung des Flußes von Ningpo, wurde der Hafen von Amoy besucht, der unter allen den mindest günstigen Eindruck auf die Reisenden machte. Am 6. Januar 1846 nahm der Verf. Abschied von China, indem er sich im Hafen von Macao auf der Corvette Alcmene einschiffte, um nach Frankreich zurückzukehren. Nur zweymal wurde angehalten, nämlich einmal einen Tag lang zu Anijer, einem kleinen Hafen auf Java, das anderemal acht Tage lang am Vorgebirg der guten Hoffnung. Am 13. Mai, also 4 Monate und 7 Tage nach seiner Abreise von Macao, stieg der Verf. zu Rochefort ans Land. Hiemit beschließt er jedoch noch nicht seine Reisebeschreibung, sondern er reiht nun allgemeine Bemerkungen an, die er über das chinesische Reich gesammelt hatte, erzählt alsdann seine Reise nach den Philippinen, Java und Kochinchina, die zwischen den Aufenthalt in Canton und der Abreise nach den nördlichen Häfen fällt; endlich kommt er auf die Handelsverhältnisse von China und Indo-China zu sprechen. Nur aus letzterem Abschnitte wollen wir hier noch Einiges hervorheben, um aus den genauen Angaben des Verf. zu zeigen, welche Bedeutung China bereits für den Welthandel gewonnen hat.

Unter den Artikeln, die in China eingeführt werden, nehmen Opium, Baumwolle und Tücher den ersten Rang ein. Insbesondere wird das Opium, obschon es als Contrebande gilt, in ungeheurer Menge eingeführt und kann als die Grundlage der Handelsoperationen der Engländer in diesem Lande betrachtet werden.

Die Cultur des Opiums macht ein wichtiges Monopol der indischen Compagnie aus; sie wirft der bengalischen Regierung eine jährliche Rente von ohngefähr 25 Millionen Francs ab. Bis gegen das Jahr 1767 überstieg die Einfuhr von Opium in China jährlich nicht über 200 Kisten und es wurde nur für den medizinischen Gebrauch verwendet. Bald

brachten es indeß die Portugiesen bis auf 1000 Kisten und englische Kaufleute nahmen nunmehr auch einen lebhaften Antheil. Im Jahre 1801 verbot der Kaiser den Verkauf des Opiums unter Androhung schwerer Strafen, gleichwohl nahm dieser Handel immer mehr zu, denn während z. B. von Calcutta aus nach China von 1802 — 1803 nur 2033 Kisten geliefert wurden, stieg deren Anzahl von 1833 — 34 auf 7808 und von 1834 — 35 sogar auf 10,207 Kisten. Der Opiumhandel, obschon mit den härtesten Strafen bedroht und Ursache des letzten hartnäckigen Krieges, ist gegenwärtig blühender als jemals. Zwar darf er in den geöffneten Häfen nicht stattfinden, aber der Schmuggelhandel hat seine festen Stationen in der Nähe dieser Häfen begründet. Jede dieser Stationen besitzt eine gewisse Anzahl von Schiffsmagazinen, die daselbst fest postirt bleiben und die durch englische Schiffe von Hong-kong und Indien von Zeit zu Zeit mit Vorräthen versehen werden. Von diesen Schiffen kaufen die Fahrzeuge der chinesischen Schmuggler das Opium, ohne von der Douane belästigt zu werden. Man schlug die Opiumernte in Indien im Jahre 1844 auf 50,000 Kisten an, die ihren Weg größtentheils nach China fanden. Den jährlichen Verbrauch an Opium in diesem Lande schätzt man auf 40 bis 50,000 Kisten, was bey einem Durchschnittspreis von 3600 Francs für die Kiste, einen Totalwerth von 144 bis 180 Millionen Francs, oder im Mittel 160 Millionen Fr. ausmacht.

Der Opiumhandel ist eine ergiebige Quelle des Reichthums für die etlichen großen Häuser, die ihn in großartigem Maaßstabe betreiben und dadurch enorme Reichthümer erwerben können. So z. B. gilt das Haus Jardine Matheson und Comp. dafür, daß es binnen zwanzig Jahren 75 Millionen Fr. am Opium gewonnen hat. Es verwendet beständig fünf Schiffe zum Transport desselben von Indien nach China; außerdem unterhält es für den Verkauf des Opiums ein Fahrzeug, das zu Hou-song stationirt, eines zu Namo, eines zu Amoy, eines zu Tchimao, eines zu Fu-tchau, eines zu Macao, eines zu Whampu und ein anderes zu Hong-kong. Vier andere Schiffe sind beständig auf dem Wege zwischen Hong-kong und der Küste.

Das Gesetz, welches die Einfuhr des Opiums verbietet, ist auch nach dem letzten Kriege nicht abgeschafft worden, aber es wird gegenwärtig als todter Buchstabe behandelt. Die Mandarinen bieten selbst die Hand zum Betruge. Der Gebrauch des Opiums ist jetzt nicht mehr Sache des Luxus, sondern ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit. Die Aermsten suchen sich etwas von diesem gefeyerten Gifte zu verschaffen, um auf einige Zeit inmitten seiner berauschenden Dämpfe ihre Sorgen zu vergessen. Vom Mandarinen mit dem rothen Knopfe bis herab zum halbnackten Kuli, rauchen heut zu Tage alle Klassen der Gesellschaft Opium. Man erwartet nur, wie man sagt, den Tod des gegenwärtigen Kaisers, um einen Handel zu legalisiren, gegen welchen er sich in einer zu feyerlichen Weise ausgesprochen hat, als daß er sein Verbot zurücknehmen könnte, ohne nicht seine, in den Augen des chinesischen Volkes ohnedieß schon sehr geschwächte Autorität gänzlich zu compromittiren. Als er im Jahre 1844 von einigen seiner Räthe angegangen wurde, eine Abgabe auf die Einfuhr des Opiums zu legen, soll er die edle Antwort gegeben haben: „ich kann allerdings die Einfuhr des feinen Giftes nicht verhindern; habgierige und verdorbene Menschen würden meine Pläne in dieser Hinsicht vereiteln, um ihrer Gewinnsucht und Lüsternheit zu fröhnen, aber nichts wird mich bestimmen können, ein Einkommen aus dem Laster und Elend meines Volkes zu ziehen.“

Einen eigenthümlichen Einfuhrartikel machen die Schwalbennester, die Haifischflossen, die Trepangs und die Fischmägen aus, die sämmtlich als Stärkungsmittel des männlichen Vermögens in großem Rufe stehen und daher theuer bezahlt werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Vorträge über alte Geschichte, an der Universität zu Bonn von B. G. Niebuhr. Herausgegeben von M. Niebuhr. Zweyter Band: Griechenland bis zur Niederlage des Agis bey Megalopolis. Siciliens Primordien. Der Orient bis zum Tode Alexanders des Großen. Philipp und Alexander von Makedonien. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer. 1848. XVI. 508.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr. Zweyte Abtheilung: Alte Geschichte nach Justins Folge mit Ausschluß der römischen Geschichte.

Die Vorträge dieses zweyten Bandes umfassen die bedeutendste Periode der griechischen Geschichte, die eigentliche Blüthe Griechenlands, und da es dem Verfasser die moralische und geistige Wichtigkeit ist, welche seine Behandlung der Geschichte bestimmt, so läßt sich erwarten, daß dieser Theil an neuen Aufschlüssen, wie an allgemeinem Interesse gewiß nicht dem ersten (gel. Anz. 1847 Nr. 111) nachstehen werde.

Die alten Historiker haben, abgesehen davon, daß viele von ihnen individuellen Zwecken folgen, und keineswegs absolut vorzüglich sind, für ihre Zeiten geschrieben, und setzen eine Welt und Umgebung voraus, die uns längst entschwunden ist. Darum ist in der alten Geschichte so vieles dunkel und lückenhaft, oft einem Skelete ähnlich, das Fleisch und Blut erst von dem bekommen muß, der uns die politisch moralischen Zustände jener Zeit so klar und anschaulich zu machen weiß, wie die unserer eigenen Zeit sind. Dieses ist durch Niebuhr in diesem Buche in einem Grade, wie bis jetzt von keinem, geleistet worden; aber man vergesse nicht, daß es keine eigentliche streng bearbeitete Geschichte ist, wie man solche dem Publikum zu übergeben pflegt; daß es nur Vorträge sind, mit welchen der Sprechende seine Zuhörer durch entschiedenes Lob und eben so entschiedenen Tadel sittlich heben und begeistern wollte; sagt er doch selbst S. 410, wo er von der Bösartigkeit des Charakters des Theopompus spricht: „um sich mit der Geschichte würdig zu beschäftigen, ist ein Haupterforderniß, daß wir das Herz am rechten Fleck haben. Was kümmern uns vergangene Zeiten, wenn wir uns nicht an großen Thaten und Dingen erfreuen wollen, wenn das Herz uns nicht für das schlägt, was in alten Zeiten geschah? Nichts ist abscheulicher, als wenn Menschen sich daran geben, die Geschichte großer Zeiten zu schreiben, die immer nur die Mängel und Gebrechen dieser großen Zeit hervorheben, um zu dem Resultate zu kommen, daß Cato ein so großer Schuft sey als sie selbst, wie Pope sagt." Auch haben wir nicht eine vollständige und sichere Aufzeichnung des von ihm Vorgetragenen, und die Umstellungen und Versetzungen des Herausgebers helfen den mangelhaften Heften nicht ab; wir müssen bedauern, daß nicht stenographische Kunst diesem Uebel vorbeugte. Ist auch

das größte Gedächtniß nicht im Stande, Alles getreu zu bewahren und wiederzugeben, so finden wir doch so Vieles, wobey wir billig zweifeln müssen, ob Niebuhr es in dieser Form gesprochen habe, z. B. S. 480 „Lykurgus war ein so geschickter Administrator, als er ein grundschlechter Redner war; wenn seine Reden nicht ganz bekannt als ächte wären, sollte man glauben, sie seyen von einem Declamator, sie sind so schlecht, als es in der älteren griechischen Litteratur wohl nur welche gibt.“ Gewiß hat Niebuhr so nicht gesprochen, da wir nur die einzige Rede gegen Leokrates von Lykurgus besitzen. Es mag aber dieser Ausspruch über den Redner sogleich ein Beyspiel seyn, wie scharf und um die gewöhnliche Meinung unbekümmert der Verfasser urtheilt. Ist jene Rede auch nicht so ausgezeichnet, als sie gewöhnlich gilt, so ist sie auch keineswegs so schlecht, wie hier dargestellt ist; sie enthält theilweise sehr schöne rhetorische Parthien, wird aber von §. 94. an mit Dichterstellen und Exegesen, die dem Ganzen wenig beytragen, geschmückt und dadurch überladen; dieses ist nicht ohne Absicht; denn da die Klage auf Verrath des Vaterlandes geht, so hat der Redner das moralische Verbrechen durch mannigfaltige Beweise recht schwarz gemalt, und in der geschriebenen Rede vielleicht mehr, als in der im Gerichte gesprochenen zum warnenden Beyspiele anderer ausgeführt. Das hielt Niebuhr für declamatorisch, es ist aber ganz in der Weise der alten Redner, wie Aeschines z. B. mit Timarchus umgeht, und keine Spur von dem Verfahren, das die spätern Declamatoren beobachten. Aus einer einzigen Rede aber, die einen bestimmten Zweck verfolgt, bey anerkannten Vorzügen dieser dem Redner nach obiger Weise das Verdammungsurtheil zu sprechen, ist hart und ungerecht, wenn wir auch geltend machen wollen, daß es bey Niebuhr oft ehrenvoller ist, von ihm gelästert, als stillschweigend übergangen und dadurch mit Verachtung gestraft zu werden. — Aehnlich hat N. S. 361 von Philippus Betragen nach dem Kampfe bey Chaeronea schwerlich gesagt, „auf dem Schlachtfelde herumtanzend sang er Verse auf den Demosthenes;“ es ist auch hier nur ein Vers, der bekannte jambisch-catalectische Tetrameter, aus dem Anfange der Psephismata des Redners, der größte Hohn auf die Politik des Demosthenes, der durch seine vielen Anträge die Athener an diesen Rand des Verderbens geführt und dem Sieger überliefert habe. Anderes ist auffallend metaphorisch ausgedrückt, wie von Agis S. 477 gesagt wird, „er mochte die Thrakier und Perrhaeber leicht unterworfen haben, und alle Fürsten vom Rheinbund schlossen sich an ihn an und folgten ihm in den Peloponnes, bereit ihre Devotion zu beweisen.“

Das Studium der neuen Zeit hatte bey Niebuhr den Erfolg, daß er auch die Ueberlieferungen der alten Zeit in eben so klaren Umrissen gesichert wissen wollte; der Kampf der Städte im Mittelalter, und das gesammte Städtewesen, wie es in den Chroniken vorliegt, hat ihm die römischen Zustände, die Verhältnisse der Patricier und Plebeier zu einander eröffnet. So werden auch hier Analogien aus der neuen Zeit, um lebendig und anschaulich darzustellen, nicht verschmähet; S. 171 heißt es von Phrynichus: „er war ein Mann von großem Talent und von gesundem Urtheil, aber vollkommen ruchlos, ohne einen Zug von Gewissen. Unter einer Monarchie oder einer strengen Aristokratie hätte er sehr nützlich werden können, in seiner Lage ward er ein reiner Teufel. Solche Menschen finden sich in den italiänischen Freystaaten im 16. Jahrhundert nicht selten; überhaupt ist die Geschichte dieser Staaten ein wahres Vorstudium für die alte Geschichte.“ Aber nicht ein beliebiges Uebertragen moderner Verhältniße auf das Alterthum finden wir hier, wie manche die Geschichte frivol genug und mehr zur Erheiterung als zur Belehrung der Zuhörer und Leser behandeln, man muß gestehen, daß bey Niebuhr alles nicht blos geistreich, sondern im Geiste des Alterthumes angeschaut, und aus diesem hervorgegangen ist. Da die Geschichte sich meistens um große Persönlichkeiten bewegt, so ist sein höchstes Streben, die oben handelnden und leitenden Personen strenge und scharf zu charakterisiren, ihnen ist Liebe und Haß des Geschichtschreibers ganz besonders gewidmet; dazu geben einzelne Handlungen, wie die gesammte Thätigkeit des Mannes den Stoff, und aus seinen Händen geht ein so großartiger Charakter des Guten und Schlechten hervor, daß gerade diejenigen, welche mit dieser Geschichte aus den Quellen zu-

meist vertraut sind, gewiß noch die speciosa miracula, wie sie Niebuhrs Geist gestaltet hat, anstaunen müssen. Eine solche große Persönlichkeit kennen zu lernen, gilt ihm mehr, als die ganze Zeit, wie Demosthenes S. 336.

„Von den Neuern werden seine Reden meist gelesen wegen ihrer eigenen Meisterhaftigkeit, weniger in Beziehung auf die Zeit und wegen der Persönlichkeit des Demosthenes, deren Wichtigkeit viel größer ist als die Erforschung seiner elenden Zeitgeschichte: von den meisten Neueren wird er mehr genannt als gekannt. Wie es eine noch größere Wichtigkeit hat bey großen Männern, wie Cicero und Göthe, den Mann und seine ganze Persönlichkeit durch und durch kennen zu lernen, als ihre Schriften, weil man dadurch sieht, wie ihr ganzes Wesen in allem sich von den gewöhnlichen Persönlichkeiten unterscheidet, und man den Maßstab zwischen gewöhnlichen Menschen und denen erhält, die bis ins innerste ihres Wesens durch und durch größerer Art sind; wie Briefe auf diese Weise lehrreich sind, so muß man in seinen Reden die Persönlichkeit des Demosthenes mehr erforschen."

Einzelne Versehen und Verwechslungen wird der Kundige von selbst berichtigen, wie S. 400 der Alexandriner Rhianus als vorzüglicher Dichter vor dem peloponnesischen Kriege hervorgehoben wird; Niebuhr wollte, wie es scheint, den Samier Choerilus nennen. Aber auch wenn, was bey Vorträgen wie N. sie hielt, nicht zu vermeiden ist, Thatsachen vermischt, oder nicht in ihrer Zeitfolge vorgetragen werden, lasse man sich dadurch nicht irre machen, der Geist, der über das ganze schwebt, läßt über solche Zufälligkeiten hinwegsehen; die schöne Charakteristik des Demosthenes ist aller Fehler ungeachtet, die man in ihr nachweisen kann, das herrlichste und geistreichste, was über den Redner je gesagt worden ist; nur was Demosthenes selbst zu seiner Vertheidigung vorgebracht hat, läßt sich damit vergleichen; auch in der Rede über die Krone ist mehreres nachweisbar unrichtig, und vieles ganz anders als der Redner uns beyzubringen sucht, aber das Ganze steht großartig und herrlich da, und man vergißt darüber die Schwächen, denn der Geist des Lesers wird vom kleinlichen ab zum höhern und wichtigern gezogen, so daß ihm jenes nicht mehr der Rede werth erscheint.

Kühn wird, wie es in mündlicher Rede gerne geschieht, was das Ideal der Größe zu schwächen scheint und unsern Begriffen von Rechtlichkeit entgegen ist, was aber griechische Sitten recht wohl gestatten, geradezu geläugnet. S. 397. 431. 434. Daß Demosthenes persisches Gold erhalten habe, sey eine eben so platte Verläumdung, als wie die der französischen Bulletins in der Zeit des napoleonischen Kriegs, die von den Tyrolern sagten, sie seyen durch englisches Gold aufgewiegelt. Aber das sagen nicht bloß Aeschines und Dinarchus, sondern Alexander fand in Sardes (Plut. vit. Demosth. 20) Briefe von Demosthenes und die Rechnungen des Geldes, welches die Satrapen diesem ausbezahlt hatten. Wer wird deßwegen dem Demosthenes einen Vorwurf machen, und wozu ist es nöthig solche Angaben ohne weiters zu verwerfen? Demosthenes kannte seine Griechen und wußte was bey ihnen wirkte, Philippus mußte mit gleichen Waffen bekämpft werden, und wie es natürlich ist, daß der Perserkönig gerne Gold dem ersten Manne Griechenlands zu geben befohlen hat, um den lästigen Mazedonier vom Leibe abzuhalten, so ist eben so einleuchtend, daß Demosthenes ein solch wirksames Mittel gegen den gemeinsamen Feind Griechenlands nicht ausgeschlagen haben wird. Durch seine unbegränzte Verehrung gegen Demosthenes wird N. gegen andere oft ungerecht, und glaubt Gesinnungen und Gedanken von Männern und über Männer errathen zu müssen, worüber zu urtheilen wir nicht befugt sind, wie über Menander S. 480 „an gutmüthigen Bewunderern Alexanders war in Athen Ueberfluß, unter ihnen der Dichter Menander, der ein Enthusiast für Alexander war, so wie viele ehrliche brave Leute in Athen; wie in Deutschland und sogar in England so viele für Napoleon. Menander ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, aber urtheillos wie je einer. Ich glaube, Demosthenes hat ihn ganz unbeschreiblich verachtet, wie ein thätiger, großer, gewaltiger Mann und hielt ihn nur in seiner Sphäre brauchbar."

Von den alten Geschichtschreibern wird mit richtigem Urtheile nur Thukydides als vollkommen genügend und unbedingte Autorität betrachtet, bey dem jede Angabe zu würdigen ist; S. 248 „Thrasybuls Geschichte ist sehr schlecht bearbeitet, die Materialien sind schlecht; wehe den Thoren, die griechi-

sche Geschichte schreiben wollen, wo wir Thukydides haben; aber sie von da an zu schreiben, wo er sie geschlossen, das ist ein lohnendes Geschäft. Dieß ist nicht eine Geschichte, die mit Forschung über Verfassung zu schreiben ist, sondern pragmatisch mit Kenntniß der Welt und des Menschen. Da sind manche Kränze herunter zu reißen, andere zu geben, z. B. Konon muß mit mehr Achtung genannt werden." Darum ist in diesem Bande die Darstellung der Zeit, die nicht in Thukydides enthalten ist, interessanter zu lesen, weil sie mehr neue Betrachtungen enthält, während die Thukydideische Schilderung dieser Mühe überhebt, und das gegebene nur richtig begriffen zu werden braucht; aber auch hier wird man die Schilderung der bedeutendsten Männer, eines Perikles, Alcibiades, Brasides, Kleon u. a. mit eben so großer Belehrung als Vergnügen lesen.

(Schluß folgt.)

Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie.

(Schluß.)

Unter den Ausfuhrartikeln nimmt der Thee die erste Stelle ein. Er scheint in allen Provinzen Chinas zwischen dem 27 und 31° n. Br. cultivirt zu werden, doch am besten in den Provinzen Fokien, Kiang-su, Ngan-uai und Tsche-kiang. Die chinesische Regierung, welche zu allen Zeiten eine reiche Einnahmsquelle in dem Theetransport gefunden hat, sucht ihn so viel als möglich im Innern des Reiches zu erhalten und zu verhindern, daß er nicht vom Norden und der Mitte nach dem Süden durch die Küstenschifffahrt gebracht werde, wodurch er einer großen Anzahl von Zollstätten entschlüpfen würde. Man hat Zollstationen auf den Hauptverkehrlinien, auf den Flüssen, den Kanälen und in den Gebirgsschluchten errichtet. Alle Handelswege sind so gut bekannt, daß es unmöglich ist, auf irgend einem Punkte der Aufmerksamkeit des Fiskus zu entgehen. Man schätzt den Werth der jährlichen Theeausfuhr aus China auf 100 bis 110 Millionen Francs.

Nächst der Ausfuhr des Thees kommt die der Seide und Seidenwaaren. Im Jahre 1844 wurden in Canton an Seidenzeugen um 8,199,984 Fr. und 1845 um 10,087,425 Fr. ausgeführt. Auch Zucker macht einen bedeutenden Artikel für die Ausfuhr aus.

Der Verf. schätzt den ganzen legalen Handel Chinas mit dem Auslande während des Jahres 1845 hinsichtlich der Einfuhr auf 120 Millionen Francs, und mit Inbegriff des Opium-Schleichhandels auf 280 Millionen; die Ausfuhr dagegen auf 171 Millionen. Von den fremden Nationen sind dabey am meisten die Engländer und Amerikaner betheiligt.

Am Schlusse des dritten Bandes, der ganz der Besprechung der Handelsverhältnisse Chinas und des indischen Archipels bestimmt ist, kommt der Verf. auf die Nutzanwendung, die Frankreich aus ihrer genauen Kenntniß daraus ziehen kann. Das Ergebniß, daß der ganze französische Handel mit den 3 großen Häfen Canton, Batavia und Manilla jährlich nicht mehr als $6\frac{1}{2}$ Millionen Francs beträgt, ist eben kein sehr erfreuliches im Vergleich zu den großen Summen, welche der englische, amerikanische und holländische Handel umsetzt. Der Vf. verkennt nicht die großen Schwierigkeiten, welche dem Aufblühen des französischen Handels in den genannten Ländern im Wege stehen, da derselbe in der Nähe keine gehörigen Stützpunkte findet, zur Aus- und Einfuhr nicht die gleichen Waaren wie England und Amerika bieten, auch in der Wohlfeilheit der Stoffe und der Frachten nicht durchgängig concurriren kann. Er zeigt allerdings seinen Landsleuten, in welchen Beziehungen sie ihren indisch-chinesischen Handel mit Vortheil erweitern können, warnt aber sie auch, von übermäßigen Hoffnungen sich nicht täuschen zu lassen. Diese Warnung eines in dem großen Welthandel vollständig orientirten Geschäftsmannes mag man sich auch bey uns gesagt seyn lassen, da öffentliche Stimmen ebenfalls unsre Kaufleute zu großen Handelsunternehmungen nach China aufgefordert haben, ohne von den Verhältnissen auch nur irgend eine befriedigende Kenntniß gehabt, geschweige denn eine Garantie den Unternehmern geboten zu haben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Vorträge über alte Geschichte ꝛc.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Historische und philologische Vorträge ꝛc.

(Schluß.)

Athen ist der Mittelpunkt dieser Geschichte, mit seinem Falle schließt auch das Alterthum, nicht blos politisch, auch litterarisch; Beredtsamkeit mußte von selbst aufhören, da ihr das eigentliche Element, die Freyheit, entzogen war, aber alle Litteratur, die auf das öffentliche Leben Einfluß hatte, wie es bey den Athenern gewesen, Poesie und Prosa, gestaltet sich anders. Aristoteles ist der Grenzpunkt und bildet den Uebergang zu den Alexandrinern, ohne selbst Alexandriner zu seyn. Damit wird auch die allgemeine Bildung eine andere, als sie vordem gewesen, oder vielmehr, es beginnt erst jetzt eine allgemeine Bildung, die sich über ganz Griechenland verbreitet. Den Athenern ist diese ganze Geschichte geweiht, alles andere nur Nebensache und Beygabe, dieses lehrt die Durchführung, und Niebuhr selbst spricht es an einer merkwürdigen Stelle deutlich aus; S. 398: anfangs müsse man gegen Alexander seyn, nachher wenn alles entschieden sey, könne man für keine Seite mehr Partey nehmen, sondern man sehe zu, und mache es, wie der Großvezier zur Zeit Ludwig XIV., dem auch nichts daran gelegen, ob Schweine und Hunde sich bissen; so sey es uns einerley, wie es mit dem übrigen gehe, als Athen nicht mehr geholfen werden konnte. Perser und Makedonier wären einer wie der andere; indessen Asien sey morsch, das uralte Asien schon lange hin gewesen, und da sey es für das Intellectuelle, für das regsame geistige Leben gut gewesen, daß es unterworfen ward. Die Athener sind im Vergleiche mit den Thebanern und Spartanern an Bildung und wahrer Humanität diesen weit überlegen. Die Rohheit und Plumpheit der Thebaner ist schon von den Alten allgemein anerkannt worden. Spartas Treulosigkeit gegen jeden Nicht-Spartaner leuchtet aus allen politischen Handlungen hervor, und ist in diesen Vorträgen kräftig hervorgehoben. Wenn Philosophen, wie Platon, oder andere wie Xenophon, nach Sparta wie ein Ideal schauen, so sind es die festen unveränderlichen Staatseinrichtungen, die ihnen gegenüber dem unsichern Zustande Athens, der steten Beweglichkeit und dem Leichtsinn des Demos unentbehrlich scheinen. Auch die Athener haben an Griechenland genug gesündigt, und nicht alles, was sie und ihre Lobredner rühmen, ist wirklich so edel, wie sie es darstellen. Dichter und Redner werden nicht müde als ersten politischen Satz Athens aufzustellen, der schwächern bedrängten Partey zu Hilfe zu eilen, τοῖς ἀδικουμένοις βοηθεῖν. Betrachtet man aber die einzelnen Ereignisse, bey welchen dieses statt gefunden hat, so ist es nicht mehr als politische Klugheit und Nothwendigkeit, um das Gleichgewicht unter den griechischen Staaten zu erhalten, und den Gegner nicht durch Unterdrückung der Schwächern gegen sich selbst zu stärken und übermächtig zu machen; haben doch aus diesem Grunde selbst die Thebaner sich Athens gegen Sparta angenommen. In der Rede für die Megalopoliter gesteht Demosthenes gerade zu, daß es die Politik Athens sey, welche sie diese Maxime zu befolgen gelehrt habe. Dennoch stehen die Athener weit über die anderen Griechen, und fragt man nach den Ursachen, so wird man schwer-

lich bessere vorbringen, als sie Niebuhr S. 279 bezeichnet:

Obgleich die Athener nicht belesen waren — obwohl allgemein in Griechenland, besonders in Athen, Jedermann lesen und schreiben konnte, wie jetzt in sehr wenigen Ländern — so hatten sie fortgebend Bildung durch ihr Leben im Theater, das damals noch in seiner ganzen Höhe und Trefflichkeit stand, und für mich erklärt dieser ununterbrochene Verkehr mit den Musen ihre Milde hinlänglich. Dieß Leben im Theater, in der Poesie, der Musik im Sinne der Alten, das war der größte Genuß, den der Athener von allen Ständen hatte, die großen Aufführungen im Theater waren ihre größte Freude, die neuen Stücke die bey den großen Festen aufgeführt, oder alte herrliche der großen Meister, die wiederholt wurden. In diesen großen geistigen Genüssen lebte auch der gemeinste Athener, und in dieser Verfeinerung des Gefühls sehe ich die Ursache der Menschlichkeit Athens . . . Daß in Sparta alles roh und barbarisch war, ist kein Wunder, weil man durch das ewige starre Festhalten am Alten alle Beweglichkeit der Gedanken ausschloß; soll der Mensch immer dasselbe denken und treiben, so hört er auf zu denken und sich zu beschäftigen, und wo ein solcher Stillstand der Gedanken eingetreten ist, sucht er seinen ganzen Genuß im Thierischen. Daher wurde bey den Spartanern jene Rohheit und Grausamkeit, jene Lust an Thierischen herrschend. Aber auch solche Völker, wie die Argiver, hatten kaum einen schwachen Schatten von einem Leben, wie das der Athener, und daher ist kein Wunder, daß sie in eine solche Verwilderung geriethen, wozu die Athener nie versucht waren.

Schon diese wenigen Angaben mögen darthun, welchen Werth für die richtige Erkenntniß der Geschichte Griechenlands diese Vorträge haben, und sollten wir näher bestimmen, was von vorzüglicher Bedeutung sey, so müssen wir — obige Bemerkung wiederholend, daß wir hier nur das mündliche, nicht immer treu gegebene Wort haben, bey welchem leicht Versehen mit unterlaufen konnten, und das entschiedne stark vorgetragene individuelle Urtheil des Autors mitunter in seine Schranken zurückzuweisen sey — alles für gleich wichtig erachten, selbst die Periode des peloponnesischen Krieges findet hier den besten historischen Commentar zu Thukydides, den man anderswo vergebens sucht, von einem Manne, der Welt und Menschen kennen gelernt hat; was über die Zeit der Unterjochung Athens durch jenen Krieg, dessen allmähliger Erhebung bis zum letzten Auftreten in der Schlacht bey Chaironea, über Sparta, Theben, die älteste Geschichte Siciliens, über Persien, die makedonische Herrschaft — meisterhaft kann die Schilderung von Philippus und Alexander genannt werden — gesagt ist, gibt überall neue Aufschlüsse, da der Verfasser unbeachtete Seiten aufzufinden und die Thatsachen in ihrem wahren Lichte darzustellen weiß; auch die größten Gegner Niebuhrs müssen gestehen, hier sey die Geschichte dargestellt von einem „sehr geistreichen Manne, von dem man immer fort viel lerne, wenn er auch in einzelnen Fällen irre."

Auch die Literaturgeschichte enthält beachtungswerthe Beyträge, wie Niebuhr dadurch besonders zu bewundern ist, daß er tiefer in den Geist der alten Autoren gedrungen ist, und vieles erkannt hat, was andern unbemerkt geblieben ist. Das achte Buch des Thukydides hält er nicht nur für ächt, sondern auch für vollendet, 42. Der Inhalt habe die Form bedungen, mit der Zerstörung der athenienſischen Expidition nach Sicilien sey das alte colossale Athen und die schöne Zeit Griechenlands zu Grunde gegangen, da war nichts mehr feyerlich und erhaben zu erzählen, und so seyen auch die Demegorieen nothwendig weggefallen, sie wären ganz an unrechter Stelle gewesen(?) Anderes über Thukydides und seine Reden S. 56. 201, ferner über den Geschichtschreiber Antiochus S. 112; neu ist die Bemerkung S. 113. daß die Schrift, welche den Namen des Aristoteles trägt *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων* fast ganz aus Timaeus genommen sey; über Xenophon 43. 227. 260—7; Isocrates 299. 365 seqq. Lysias 212. 402. Demades 361. 447. Hyperides 407. Plutarch, dessen richtiges Verständniß ihm zuerst W. v. Humboldt eröffnet habe, 359—60. Callisthenes 492. 424. Erklärung des Ausdruckes, Alexander habe die Auslieferung der zehn Redner in Athen gefordert, (441) durch die Worte des Demosthenes: *νῦν δὲ πολιτεύεσθε κατὰ φυλάς*, so daß jede Phyle ihren besondern Fürsprecher gehabt habe, und diese Repräsentanten der Phylen seyen bey jener Ausforderung gemeint. Ueber das 17. u. 18. Buch Diodors 482. Verbesserung einer Stelle des Demosthenes Philipp. III., 117 durch Veränderung von *δεκαδαρχία* in *τετραδαρχία*, 333; anderes

zur Erklärung des Arrianus bezügliche 422. 426. 431. 442: vergl. 457. 478. — Von den Leidenschaften der Menschen, wie von dem Treiben der Parteyen gibt die griechische Geschichte Beyspiele genug; Niebuhr versäumte auch hiebey nicht, in den ruhigen Jahren 1825 und 1829, in welchen er diese Vorträge gehalten hat, Bemerkungen zu machen, die gerade unsere verhängnißvolle Zeit beherzigen möge; zu zeigen, von welchem Interesse auch in dieser Beziehung obige Verträge sind, schließen wir unsere Anzeige mit Hervorhebung zweyer solcher Stellen. Bey der Erzählung der Vertreibung der 30 Tyrannen, und der Wiedereinnahme Athens sagt der Verfasser S. 211:

Diese Geschichte ist ein lehrreiches Beyspiel, wie man den moralischen Werth der Menschen nicht nach ihrer Farbe in politischen Verhältnissen beurtheilen und daß man nicht sagen darf: Der oder dieser gehört zu dieser oder jener Partey, also ist es ein schlechter oder umgekehrt ein braver. Es ist eine höchst bequeme Sache, einen Mann darnach so zu beurtheilen, aber auch eine schlechte; die Geschichte lehrt es uns besser: unter den Fahnen der besten Sache stehen oft die allerschlechtesten Menschen, und so auch im Gegentheil befinden sich oft bey einer schlechten Parten die Besten, die Gutes zu thun glauben, während sie Verkehrtes und Böses thun, weil sie sich im Zweck irren oder kurzsichtig sind. So war es auch hier. Thrasybul war ein trefflicher Bürger, ein Mann, dem nichts vorgeworfen werden kann; aber mit ihm befand sich Anytus auf Seite der guten Sache, der nachherige Ankläger des Sokrates, und war einer der ersten, welche die alte Verfassung herzustellen unternahmen, und selbst unter den Führern. Daß aber der, welcher den Sokrates angeklagt und seinen Tod bewirkt hat, ein böser Mensch war, kann wohl nicht zweifelhaft seyn; er war ein religiöser Heuchler. Umgekehrt mögen auf der andern Seite, unter denen ἐν ἄστει, ganz vortreffliche Menschen gewesen seyn; Sokrates war ja damals selbst ἐν ἄστει! und gewiß die meisten seiner Freunde. Ich würde zuverlässig an Piraeus und Phyle gehalten haben, aber ich werfe deßhalb keinen Stein auf den der in der Stadt war, ich beklage ihn nur.

S. 117.

Zwischen den Doriern und Chalkidiern war überall ein übles Vernehmen, aus dem leidigen Bedürfnisse der Menschen, Antipathie gegen diejenigen zu haben, die uns am nächsten stehen. Es war nicht bloß Gewerbeneid, wie es im alten Spruch des Hesiodus lautet: καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει u. s. w. daß ein Töpfer dem andern das Gewerbe verdirbt, sondern auch leidiger Nationalneid. Gegen Verwandte sind wir die herbsten Richter, und fühlen uns am Empfindlichsten durch die Vorzüge anderer gekränkt bey Völkern, die eines Stammes mit uns sind, aber eine verschiedene politische Existenz haben. So in Italien zwischen den verschiedenen Städten, so im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, so im alten Griechenland, so allenthalben durch ein vitium ingenitum humanae naturae, das unvermeidlich ist, wo eine Menge Staaten von derselben Nation unabhängige Mittelpunkte haben. Vieles kann sich da allerdings entwickeln, aber das hebt den Nutzen der Vereinigung nicht auf. Wenn Bordeaux und Toulouse sich neidisch betrachteten, so wäre das ein größerer Nachtheil, als daß diese Orte keine unabhängige Mittelpunkte haben. Ein Bedauern, daß in Deutschland so viele Reichsstädte untergegangen sind, kann nur ästhetisch seyn: alles hatte sich überlebt, vor 300 bis 400 Jahren hatten sie ihren Nutzen und ihre Eigenthümlichkeit, jetzt aber würden sie keinen Nutzen mehr haben; sie waren nur dünkelvolle kleine Gemeinheiten geworden, Eigenthümlichkeiten fehlten ihnen ganz. In Ländern, wo kleine Staaten sind, sollte das erste Bestreben seyn, diese bösartige Trennung aufzuheben und zu besiegen, und sich ein Herz zu gemeinschaftlicher Größe zu machen.

Ocean und Mittelmeer. Reisebriefe von Carl Vogt. Frankf. 1848. 2 Bände zu 330 und 245 S. 8.

Von der Licenz, den Theil fürs Ganze zu setzen, hat der Verf. schon gleich auf dem Titel einen großartigen Gebrauch gemacht, denn der Ocean beschränkt sich auf den Hafen von St. Malo und das Mittelmeer auf den Hafen von Nizza und den benachbarten von Villafranca. Bescheidenheit ist überhaupt kein Fehler, den Herr Vogt, hier so wenig als in der Paulskirche, sich zu Schulden kommen läßt, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er seinen Vorsatz, den Kopf so hoch zu tragen als er nur irgend könne und der Hals es erlaube, redlich in Erfüllung gebracht hat. Freylich ist das Halsstrecken nicht Jedermanns Sache und versetzt auch in eine Positur, die nicht Allen gefallen wird; indeß Herr Vogt ist nun einmal mit der Demuth zerfallen und will es probiren, wie weit man mit ihrem Gegentheil dermalen in Deutschland kommen kann. Es ist auch nicht

zu läugnen, daß er dazu seinen Zeitpunkt nicht übel ausgewählt hat.

Herr Vogt hat die eben genannten Seehäfen besucht, um dort die Seethiere, namentlich ihre Entwicklungsgeschichte, zu studieren. Was er in dieser Beziehung an den genannten Punkten gesehen und untersucht hat, davon will er hier dem größern Publikum einen Bericht abstatten und diesem eine klare Anschauung von den eigenthümlichen Form- und Lebensverhältnissen mehrerer der ausgezeichnetsten niederen Seethiere geben. So klar und faßlich aber auch sein Vortrag ist, so möchten wir doch zweifeln, ob Leser, die von der Zoologie vorher gar keinen Begriff hatten, sich in diesen Beschreibungen, welche durch keine bildlichen Darstellungen erläutert sind, zurecht finden werden. Für den Zoologen vom Fach werden diese Schilderungen allerdings ein mannigfaches Interesse darbieten.

Herr Vogt hat seine Untersuchungen und Reisen gemeinschaftlich mit seinem Herzensfreunde Herwegh angestellt und von dem großen Weltschmerz-Dichter auch „statt einer Vorrede," einen Brief zur Empfehlung seiner Reisebriefe sich schreiben lassen. Damit hat nun freylich der Autor keine sonderliche Glorie über sich und sein Buch verbreitet. Der Wunsch nämlich, den der hochgefeierte Dichter des jungen Deutschlands hier ausspricht, daß er statt seines Mikroskops eine Kanone haben möchte, um damit die Mollusken unsers lieben Vaterlandes zu visiren, ist ihm bekanntlich bald darauf, aber leider zu seinem eignen Unstern, in Erfüllung gegangen. Denn das Visiren mit den Kanonen ist ihm in den Frühlingstagen dieses Jahres so übel bekommen, daß ein Weib des überkühnen Heldens sich annehmen und ihn aus dem Bereiche der gefährlichen Rohre hinwegführen mußte. Das Prunken mit Herwegh's Freundschaft mag Herrn Vogt seitdem wohl mehr als einmal gereut haben, da sein ehemals so hochgepriesener Freund nunmehr den Carrikaturenzeichnern zu einem ergiebigen und dankbaren Stoffe verfallen ist.

Neben den zoologischen Untersuchungen schildert der Verf. einen Theil seiner Reiseabenteuer und stellt auch mancherley Betrachtungen über Kunst und Religion an. Auf letztere kommt er nur deßhalb zu sprechen, um seinen Lesern zu zeigen, daß er aller Scheu und Ehrerbietung vor Gott und der geoffenbarten Religion sich vollständig begeben habe, und daß er im Unglauben und Spott über das Heilige keines seiner französischen Muster aus der Zeit der Encyclopaedisten hinter sich lasse. Wie er uns belehren will, müsse man in der Kunst wie in der Wissenschaft dem Heidenthum sich in die Arme werfen, wenn etwas Großes geleistet werden solle. „So lange Raphael und Michel Angelo noch christlich waren" meinet er, „und den christlichen Typus in der Kunst einigermassen fest hielten, klebte ihnen auch eine gewisse Langweile, Aengstlichkeit, mit einem Worte jene christliche Demuth an, die alles Vorragende zu Grunde richtet und niederbeugt. Erst als sie Heiden wurden und den Glauben mit allen seinen Typen und Verzerrungen hinter sich warfen, erst dann wurden sie, was sie sind und für alle Zeiten bleiben werden." Mit seinem Freunde Herwegh ist er deßhalb auch darauf gekommen durch eine Revolution ganz neue Tendenzen in die Kunst einzuführen, indem er aus ihr die christlichen Persönlichkeiten mit ihrer Symbolik und Mystik ausscheiden und an ihre Stelle Naturgestalten treten lassen will. Um an einem Beyspiele seine Idee anschaulich zu machen, hat er die Raphaelsche Transfiguration gewählt und die heiligen Darstellungen daselbst durch Meernesseln, Dintenfische, Krebse und anderes „Gethier" ersetzt. Aus der beygegebenen Zeichnung würde freylich Niemand die Idee, die Herr Vogt durch sie versinnlichen will, errathen; dafür hat er aber in einer langen Beschreibung seine Parodie erläutert, und, wie man denken kann, mit dem giftigsten Spott die höchsten Mysterien des Christenthums begeifert. Wer es über sich gewinnen kann, diese blasphemistische Parodie durchzulesen, der wird zwar keinen Witz, wohl aber eben so viel Trivialität als sanskulottische Rohheit darin finden.

Wir brechen hier ab, da es uns graut Herrn Vogt auf seinen weitern Wegen zu folgen; aber die Bemerkung soll nicht vorenthalten werden, daß, wenn diese bittere Feindschaft gegen das Heilige in weiteren Kreisen um sich greifen, wenn der crasse Materialismus, wie er hier in aller seiner Rohheit und Feindseligkeit sich offen kund giebt, an die Stelle des Glaubens der Väter treten sollte, daß alsdann mit schnellen Schritten die Barbarey über uns einbrechen, und Sitte und Bildung einem schmählichen Verfall entgegen gehen wird, wogegen Skalpell und Mikroskop des Herrn Vogts und seiner Gesinnungsgenossen uns nimmermehr einen Ersatz herbeyführen kann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Dr. K. S. Kunth, Lehrbuch der Botanik. Th. 1. Berlin 1847.

C. Müller, Synopsis muscorum frondosorum. Fasc. 1. Berl. 1848.

Bruch und W. P. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. 37 — 41. Stuttg. 1847.

A. Moritzi, Systemat. Verzeichniß der von H. Zollinger in den Jahren 1812 — 1844 auf Java gesammelten Pflanzen. Solothurn 1846.

J. Fr. L. Hausmann, Handbuch der Mineralogie. 2. umgearb. Aufl. Th. II. 3. 4. Schluß. Göttingen 1847.

Dr. G. Suckow, Die Verwitterung im Mineralreiche. Mit Rücksicht auf Agrikultur und Technologie. Leipzig 1848.

Vic. d'Archiac, Histoire des progrès de la géologie de 1834 — 1845. T. I. Par. 1847.

G. Kauschinger, Die Lehre vom Waldschutz und der Forstpolizey. Aschaffenburg 1848.

Dr. C. Heyer, Die Hauptmethoden zu Waldertrags-Regelung. Gießen 1848.

F. W. Frömbling, Die Waldfelder als Kulturmaßregel beym Anbau der Forstflächen in den Regionen der Getreideländer. Potsdam 1848.

F. W. Frömbling, Der Waldbau von den Alpen und Gebürgen bis zu den Dünen am Strande der Meere. Potsdam 1848.

S. Ball, An account of the cultivation and manufacture of Tea in China. Lond. 1848.

Fr. Steinmann, Ueber die Aufbewahrung oder Magazinirung des Getreides und Mehles. Weimar 1847.

Alfr. Smee, The potatoe plant, its uses and properties together with the cause of the present malady. Lond. 1846.

C. H. Hassenstein, Gutta-Percha. Ueber ihre Gewinnung ꝛc. Leipzig 1848.

Dr. J. Hoppe, Das unverbrennbare Glüheisen. Bonn 1847.

H. Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité. T. I — III. Par. 1847.

C. Abbé de Robiano, Les échecs simplifiés et approfondis. Bruxell. 1847.

J. M. de Gerando, Histoire comparée des systémes de philosophie. T. 4. Par. 1847.

Dr. J. Frauenstädt, Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung. Darmstadt 1848.

Th. Heinsius, Sokrates und Christus oder die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Berlin 1848.

Demonville, Philosophie primitive. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

C. Schwarz, Das Wesen der Religion. Halle 1847.

Dr. Fr. Zimmermann, Ueber den Begriff des Epos. Darmstadt 1848.

Th. Wright, Early mysteries and other latin poems of the twelfth and thirteenth centuries. Lond. 1844.

G. B. Niccolini, Filippo Strozzi, corredata d'una

vita di Filippo e di documenti inediti. Firenze 1847.

Obras poéticas de Don José de Espronceda ordenadas y anotadas por J. E. Hartzenbusch. Par. 1848.

M. Aleman, Vida y hechos del picaro Guzman de Alfarache. Par. 1847.

Edw. F. Rimbault, Bibliotheca Madrigaliana: a biographical account of the musical and poetical works published in England during the 16 and 17 centuries. Lond. 1847.

W. Ch. v. Chezy, Das große Malefizbuch. Landshut 1847.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. In vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausg. übers. und erläutert von Fr. Koch. Halle 1848.

S. Tobler, Columbus. Zürich 1846.

W. Grimm, Exhortatio ad plebem christianam glossae Cassellanae, über die Bedeutung der deutschen Fingernamen. Göttingen 1848

Wirnt von Gravenberg, Guy von Waleis, der Ritter mit dem Rade. Uebersetzt von W. Grafen v. Baudissin. Leipzig 1848.

Lazamon, Brut or chronicle of Britain; a poetical semisaxon paraphrase of the Brut of Wace. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

Roman van Heinric en Margriete van Limborch, gedicht door Heinric uitgegeven door L. Ph. C. van den Bergh. Deel 1. 2. Leiden 1847.

A. van der Hoeven, Briefe, geschrieben auf einer Reise nach deutschen Universitäten. A. d. Holländischen von Dr. Mosler. Dortmund 1848.

Ch. Le Blanc, Le graveur en taille douce. II. Rob. Strange. Lips. 1848.

Divers Works of early masters in christian decoration, ed. by J. Weale. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

R. Toepffer, Réflexions et Menus-propos d'un peintre Génevois. Vol. 1. 2. Par. 1848.

P. Selvatico, Sulla architettura e sulla scultura in Venezia. Venezia 1847.

C. A. Raczynski, Dictionnaire historico-artistique du Portugal pour faire suite à l'ouvrage ayant pour titre: les arts en Portugal. Par. 1847.

V. Lomonaco, Storia de' principii della legislazione. Napoli 1844.

J. F. Fries, Politik oder philosophische Staatslehre. Herausg. von E. F. Apelt. Jena 1848.

Graf J. Lubienski, Der freye Handel und der Finanzetat. Berlin 1848.

Ch. de Montaigu, Organisation du travail et du commerce. Par. 1848.

J. Ch. Rinne, Die Nationalökonomie in neuer Auffassung und Entwickelung. Leipzig 1848.

M. L. Wolowski, Etudes d'économie politique et de statistique. Par. 1848.

Mühlenhoff, Sammlung von preuß. Polizeygesetzen und Verordnungen mit bes. Rücksicht auf die Rheinprovinz. Coblenz 1847.

Alfr. Mordecai, Report of experiments on gunpowder made at Washington Arsenal in 1843 and 1844. Washington 1845.

Ideen zu einer philosophischen Begründung der Heilwissenschaft. Braunschweig 1847.

Dr. S. Habel, Das pennsylvanische System und sein Einfluß auf die Gesundheit. Wien 1846.

Dr. C. J. M. Langenbeck, Mikroskopische anatomische Abbildungen. Lief. 1. Göttingen 1847.

K. G. Carus, System der Physiologie. Heft 2. Leipzig 1848.

Dr. R. Remak, Ueber ein selbstständiges Darmnervensystem. Berlin 1847.

Dr. G. Zimmermann, Ueber die Analyse des Bluts und die pathologischen Krasenlehren. Berl. 1847.

E. Brücke, Anatomische Beschreibung des menschlichen Augapfels. Berlin 1847.

Dr. B. Beck, Anatomische Untersuchungen über einzelne Theile des VII. und IX. Hirnnervenpaares. Heidelberg 1847.

Dr. B. Beck, Anatomisch-physiol. Abhandlung über einige in Knochen verlaufenden und an der Markhaut derselben sich verzweigenden Nerven. Freiburg 1847.

Dr. Ch. Fr. Heusinger, Recherches de pathologie comparée. Cah. IV. V. Pathologie générale. Cassel 1847.

J. Pruner, Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie. Erlangen 1847.

B. Weber, Der Croup und seine Behandlung. Erlangen 1847.

Dr. A. Kortüm, Studien zur Heilkunst. Leipz. 1846.

Dr. H. Bretschneider, Versuch einer Begründung der Pathologie und Therapie der äußern Neuralgien. Jena 1847.

D. J. F. Dieffenbach, Der Aether gegen den Schmerz. Berlin 1847.

Dr. J. Robinson, Die chirurg. mechan. und medizinische Behandlung der Zähne. Uebers. von A. Fröhlich. Wien 1848.

Dr. J. Hasner, Edler von Artha, Entwurf einer

anatomischen Begründung der Augenkrankheiten. Prag 1847.

A. Wernher, Beyträge zur Kenntniß der Krankheiten des Hüftgelenkes. Gießen 1847.

Dr. A. Voetsch, Die Heilung der Knochenbrüche per primam intentionem. Heidelb. 1847.

Dr. H. Chambert, Des effets physiologiques et thérapeutiques des éthers. Par. 1848.

E. Pallas, de l'influence, de l'électricité atmosphérique et terrestre sur l'organisme. Par. 1847.

Dr. E. Hlawaček, Karlsbad. 3. verm. Ausg. Karlsbad 1847.

Dr. L. R. de Fellenberg, Analyse de l'eau minérale de Weissenburg (Canton de Berne). Lausanne 1846.

Dr. A. Danzer, Topographie von Marienbad. Prag 1847.

Dr. E. C. G. v. Siebold, Ueber die Anwendung der Schwefel-Aether-Dämpfe in der Geburtshülfe. Göttingen 1847.

Dr. Stahl, Rechtswissenschaft oder Volksbewußtseyn? Berlin 1848.

C. Retslag, Apologie der Jurisprudenz. Berl. 1848.

Kritik der Schrift des Staatsanwalts von Kirchmann über: die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Berlin 1848.

Lex Romana Visigothorum. Editio post Sichardum prima. Fasc. I. Codicis Theodosiani lib. I — IX. Tit. XXVIII. exhibens. Instr. G. Haenel. Berol. 1847.

G. H. Ayrer, Betrachtungen und Wünsche in Beziehung auf die Gesetzgebung über verschiedene Gegenstände des dinglichen Rechts. Hannover 1848.

F. W. Unger, Des Richtes Stig oder der Richtig Landrechts sammt Caut la und Preins. Göttingen 1847.

F. A. Brauner, Von der Robot und deren Ablösung. Prag 1848.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1845. Paris 1847.

M. J. Fr. Taulier, Théorie du Code civil. Vol. 1 — 6. Par. 1847.

Ph. J. Serini, Chronolog. Zusammenstellung der während der provisorischen französischen Verwaltung in den deutschen Rheinlanden publicirten älteren französischen Gesetze. Mannheim 1848.

J. M. Boileux, Commentaire sur le code civil. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

H. Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, of appeal and nisi prius, and in the ecclesiastical courts in the year 1846. London 1847.

Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen u. s. w. Nebst einem Commentar von Dr. G. F. Held und Dr. G. A. Siebdrat. Lief. 1. Leipz. 1848.

F. Walter, Ueber das Verbrechen der Geistlichen nach dem neuen Entwurfe des preußischen Strafgesetzbuches. Bonn 1848.

Dr. N. München, Ueber die Bestrafung der Geistlichen nach dem neuen Entwurfe des Strafgesetzbuches für Preußen. Köln 1848.

J. F. H. Abegg, Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten vom Jahre 1847. Halle 1848.

M. Müller-Jochmus, Das allgemeine Völkerrecht. Th. 1. Geschichte des Völkerrechts im Alterthum. Leipzig 1848.

G. F. Hüttner, Beyträge zur Kenntniß des deutschen Postwesens. Heft 3 — 7. Leipzig 1848.

Dr. C. F. v. Hufnagel, Mittheilungen aus der Praxis der württembergischen Civilgerichte. Heft 2. Tübingen 1847.

Entwurf einer bürgerlichen Prozeß-Ordnung für das Königreich Württemberg. Stuttg. 1848.

Biblioteca classica sacra o sia raccolta di opere religiose di celebri autori edite ed inedite dal secolo XIV al XIX ordinata e pubblicata da Ott. Gigli. Sec. XIV. T. 4. Opere edite ed inedite del P. Domenico Cavalca. Sec. XVII. Opere edite ed inedite del Card. Sforza Pallavicino. T. 1 — 3. Roma 1844 — 46.

N. Marcadé, Etudes de la science religieuse expliquée par la nature de l'homme. Par. 1847.

G. Hickes, Two treatises on the christian priesthood and on the dignity of the episcopal order. Vol. 1. 2. Oxford. 1847.

F. Luc. Ferraris, Prompta Bibliotheca canonica etc. Editio novissima . . . opera et studio Monachorum ordinis S. Benedicti, Abbatiae montis Cassini. T. I. II. Monte-Cassino. 1844 — 1845.

E. Kirchner, Geschichte der Offenbarung Gottes im alten und neuen Testamente. Berl. 1845—46.

K. L. Weitzel, Die christliche Passafeyer der drey ersten Jahrhunderte. Pforzheim 1848.

Dr. K. A. Credner, Das neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt. Gießen 1847.

J. W. Emmermann, Die Reform in den christlichen Kirchen Deutschlands der jetzigen Zeit. Wiesbaden 1848.

Dr. K. Fr. Gaupp, Die Union. 2. neu bearb. Ausg. Berl. 1847.

George Lord Bishop of Gibraltar, A charge delivered to the clergy of the diocese and jurisdiction of Gibraltar at the visitation held in the english collegiate church of St. Paul, Malta. Malta 1845.

M. D. Frayssinous, Conférences et discours inédits. Par. 1843.

C. J. Becker, Evangelisches Choralbuch. Th. 1. 2. Leipzig 1847.

J. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 70—95. Florenz 1847.

J. Bousquet, Histoire du clergé de France depuis l'introduction du christianisme dans les Gaules jusqu'à nos jours. T. II. Par. 1848.

Will. Reeves, Ecclesiastical antiquities of Down, Connor and Dromore. Lond. 1847.

A. Guettée, Histoire de l'église de France. Vol. 1. 2. Par. 1847.

C. A. de Goddes de Liancourt and J. A. Manning, Pius IX, or the first year of his pontificate. Vol. I. Lond. 1847.

S. Blaupot ten Cate, Geschiedenis der Doopsgezinden in Holland, Zeeland, Utrecht en Gellerland, van derzelver ontstaan tot op dezen tijd. Deel I. Amsterd. 1847.

A. Hunzinger, Das Religions-, Kirchen- und Schulwesen der Mennoniten. Speier 1830.

Jos. Fletcher, The history of the revival and progress of independency in England since the period of the reformation. Vol. 1. 2. London 1847.

J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. Stuttgart 1848.

Acta ecclesiae Mediolanensis. T. II. Distrib. 7—11. et ultima. Mediolani 1848.

L. F. Bungener, Histoire du Concile de Trente. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Kintzinger, Die katholische Kirche und die katholische Geistlichkeit im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1847.

V. Giliberti, Polizia ecclesiastica del regno delle due Sicilie. Napoli 1845.

A. Portalis, La liberté de conscience et le statut religieux. Par. 1846.

Will. Hale Hale, A series of precedents and proceedings in criminal causes extendig from the year 1475 to 1640. Lond. 1847.

Dr. J. A. Dorner, Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat aus dem Gesichtspunkte evangelischer Wissenschaft. Bonn 1847.

D. K. Sandfort, On the rise and progress of literature. Lond. 1847.

G. Stephens, Förteckning öfver de förnamsta Brittiska och fransyska Handskrifterna, uti kongl. Bibliotheket i Stockholm. Stockholm 1847.

S. T. Curtis, A treatise on the Law of copyright in books, dramatic and musical compositions as enacted and administered in England and America. Lond. 1847.

Engelmann, Bibliotheca medico - chirurgica et anatomico - physiologica. 6. umgearb. Aufl. Leipzig 1848.

Entwurf einer neuen Schulordnung für die gelehrten Anstalten Württembergs. Stuttg. 1848.

E. J. Delécluze, Dante Alighieri ou la poésie amoureuse. Par. 1848.

Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Bd. 3. Mitau 1847.

Arbeiten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Heft 1 — 3. Mitau 1847.

H. Graßmann, Geometrische Analyse. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1847.

J. Lowndes, Lexicon Hebraico-Neograecum veteris testamenti. Malta 1842.

A romanized - Singhalese and English vocabulary. Ceylon 1836.

Ch. W. Isenberg, Grammar of the Amharic language. Lond. 1842.

— — Dictionary of the Amharic language. Lond. 1841.

Singhalese Grammar. Cotta 1825.

B. Clough, A dictionary of the English and Singhalese and Singhalese and English languages. Colombo 1830.

Mirza A Kasem Beg, Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache. Aus d. Russ. übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Leipzig 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 30. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1848.

(Schluß.)

D'Abbadie (Ant.), Lettre à M. Mohl (sur les langues éthiopiennes etc.). — Journ. asiat. 1848 Oct.

Gibes (J. W.), English prefixes derived from the Greek. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Sept.

Renan (E.), Des congrès philologiques en Allemagne. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1848. No. 66.

Reinaud, De l'art militaire chez les Arabes au moyen âge. — Journ. asiat. 1848 Sept.

De la dynastie des Beni-Hafs, par Abou'l-Abbas Ahmed el-Katib; par Cherbonneau. — Ebendaſ.

Extrait de la chronique de Michel le Syrien, comprenant l'histoire des temps écoulés depuis l'année 573—717 de J. C.; traduit de l'arménien par Ed. Dulaurier. — Ebendaſ. Oct.

Abou'lféda, Géographie, trad. de l'Arabe etc. par Reinaud. Par. 1848. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1848 Juillet. Journ. des Savants 1848 Oct.

Ballantyne (Rob.), Un séjour à la baie d'Hudson, ou esquisses de la vie sauvage en Amérique. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Sept. Oct.

Marmier, Les voyageurs nouveaux. Voyage de l'Artémise par Laplace. — (2 art.) Correspondant Tome XXIII. Livr. 2.

Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique etc. T. II. Par. 1848. — Journ. des Sav. 1848 Oct.

Muralt, Antiquités de Pavlowsk. — Mém. de la Soc. d'archéol. etc. de St. Pétersb. No. VI. (1848. III.)

Pélissier, Lettre à M. Hase, sur les antiquités de la régence de Tunis. (Suite et fin.) — Rev. archéol. Année V. Livr. 7.

Letronne, Deux nouvelles inscriptions grecques de la Cyrénaïque. — Ebendaſelbſt.

Texier (Ch.), Praetorium de Lambaesa (en Afrique.) — Ebendaſ.

Savélieff, Lettre sur quelques médailles et monnaies modernes de l'Asie. — Mém. de la Soc. d'archéol. etc. de St. Pétersb. No. VI. (1848. III.)

Serrure (C. P.), Méreaux d'Ypres. — Rev. de la numismat. belge. T. IV. No. 2.

Roux de Rochelle, Suite de mémoires sur l'ancienne géographie historique de pays voisins de la mediterranée. — Bull. de la Soc. de géogr. 1848 Juillet.

Notice sur quelques-unes des plus anciennes colonies grecques. — Ebendaſ.

Köhne, Beiträge zur Geschichte und Archaeologie von Cherronesos in Taurien. II. Die römisch-bosporische Zeit. — Mém. de la Soc. d'archéol. etc. de St. Pétersb. No. VI. (1848. III.)

Ampère (J. J.), Des castes dans l'ancienne Egypte. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 18.

Chevalier (Mich.), Statistique des travaux publics

sous la monarchie de 1830. — Journ. des Econom. 1848. No. 18.

Tucker (C.), An account of the discovery of roman remains in the british hill-fortress called „Cadbury Castle," near Tiverton, Devon. — Archaeol. Journ. 1848 Sept.

Hartshorne (Ch. H.), Peverell's castle in the Peak. — Ebendaſ.

On the Indian Archipelago. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Sept.

Beke (Ch. T.), On the sources of the Nile in the mountains of the Moon. — Edinb. new Philos. Journ. 1848 Oct.

Vinet (A.), Etudes sur Blaise Pascal. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Sept.

Commencements de Bayle. — Ebendaſ.

Dahlmann. — Ebendaſ. Oct.

Rovéréa (F. de), Mémoires. Publ. par G. de Tavel. 4 vols. — Ebendaſ.

Ducoin, Biographies contemporaines. Victor Hugo. — Correspond. T. XXIII. Livr. 3.

Funérailles de M. de Chateaubriand. — Journ. général de l'instruction publ. 1848. No. 59.

Anciens écrivains français. III. Nicolas Pasquier. Ebendaſ. No. 69. 72.

Cap, Biographie d'Alphonse Dupasquier. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Oct.

Orlebar (A. B.), The influence of a parabolic moulding upon the buddhist architecture of Western India. — Archaeol. Journ. 1848 Sept.

Burr (Enoch F.), Results of analytical researches in the Neptunian theory of Uranus. — Amer. Journ. of science and arts 1848 Sept.

Person (C. C.), Recherches sur la chaleur latente de fusion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Oct.

Wartmann (El.), Note sur une méthode facile de mesurer la distance et la hauteur d'un point élevé accessible ou non accessible, fixe ou mobile, à l'aide d'un seul instrument etc. — Ebendaſelbſt.

Wartmann (El.), Cinquième mémoire sur l'induction. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), Mémoire sur les temperatures de la mer glaciale à la surface et à de grandes profondeurs. — Ebendaſ.

La Rive (De), Analyse d'un mémoire de M. Person sur la chaleur latente de fusion etc. — Bibl. un. de Gen. (Sc. phys.) 1848 Sept.

Collomb (Ed.), Nouvelles observations faites sur un petit glacier temporaire des Vosges, en janvier et février 1848. — Ebendaſ.

Brewster (Dav.), Sur la décomposition et la dispersion de la lumière dans les corps solides et fluides. — Ebendaſ. Oct.

Brocklesby (John), Upon the influence of colour on dew. — Amer. Journ. of science and arts 1848 Sept.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapor of water, at any temperature. — Ebendaſ.

Shepard (Ch. Upham), An account of the meteorite of Castine, Maine, May 20, 1848. — Ebendaſelbſt.

Marshall Hall, Researches into the effects of certain physical and chemical agents on the nervous system. — Edinb. new Philos. Journ. 1848 Oct.

Sartorius v. Waltershausen (W.), On the glaciers and climate of Iceland. (Cont.) — Ebendaſelbſt.

Brown (R. E.), Of the source of motions upon the earth, and of the means by which they are sustained. (Cont.) — Ebendaſ.

La Beche (H. de), Account of the proceedings of the Geological Society of France and Ireland for 1847. (Cont.) — Ebendaſ.

Cowles Prichard (Jam.), Anniversary address, for 1848, to the Ethnological Society of London, on the recent progress of ethnology. — Ebendaſ.

Fletcher Miller (John), Synopsis of meteorological observations made at Whitehaven, Cumberland, in the year 1847. — Ebendaſ.

Humboldt, Cosmos. T. 1. 2. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 73. 76.

Salverte (Eus.), Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles. Paris 1848. 2 me éd. — Bibl. univ. de Gen. (Litt.) 1848 Juin.

Laurent et Gerhardt, Recherches sur les anilides. Deuxième mémoire. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848 Oct.

Marignac (C.), Sur les poids atomiques du cérium, du lanthane et du didyme. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Août.

Hunt (T. S.), On the anomalies presented in the

atomic volume of sulphur and nitrogen etc. — Amer. Journ. of science and arts 1848 Sept.

Jackson (C. T.), A new method of extracting pure gold from alloys and from ores. — Ebendaſelbſt.

Kent (E. N.), On Gutta Percha. — Ebendaſ.

Fyfe (Andr.), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination, and on methods not hitherto practised for ascertaining the value of the gases they afford. — Edinb. new Philos. Journ. 1848 Oct.

Abreu, Recherche des principaux poisons métalliques. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Oct.

Henry père (O.), Note sur la présence de l'iodure de sodium dans le sel gemme et corrélation avec la formation de certaines eaux minérales naturelles. — Ebendaſ.

Henry fils (O.), Note sur l'existence de deux nouveaux corps de la série amylique. — Ebendaſ.

Bussy, Rapport sur la vente des substances vénéneuses. — Ebendaſelbſt.

Soubeiran, Sur le collodion. — Ebendaſ.

Hancock (Alb.), On the boring of the Mollusca into rocks, and on the removal of portions of their shells. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 Oct.

Coppin (John), Description of a new genus of british marine zoophytes belonging to the family Eucratiadae. — Ebendaſ.

Davy (John), Miscellaneous observations on the Centipede (Scolopendra morsitans), and on the large Land Snail of the West-Indies. (Helix oblonga.) — Edinb. new Philos. Journ. 1848 Oct.

Lesson, Etudes sur les mammifères primates. (Suite et fin.) — Rev. zool. 1848 Sept.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. II. — Ebendaſ.

Bourcier et Mulsant, Description de quelques nouvelles espèces d'oiseaux-mouches. — Ebendaſelbſt.

Recluz (C. A.), Description d'un nouveau genre de coquilles bivalves nommé Septifère. — Ebendaſelbſt.

Lafresnaye (F. de), Observations sur l'accouplement du Crabe commun de nos côtes du Calvados, le Cancer maenas de Linné. — Ebendaſ.

Berkeley and Broome, Notices of british fungi. (Cont.) — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Oct.

Tuckerman (Edw.), Observations on some New England plants. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Sept.

Dewey, Caricography. Appendix. (Contin.) — Ebendaſ.

Hooker, On the vegetation of the carboniferous period, as compared with that of the present day. — Edinb. new. Philos. Journ. 1848 Oct.

Sénarmont (H. de), Observations sur quelques groupements de cristaux du système régulier. — Annal. des Mines. 1848 Livr. I.

Damour (A.), Notice sur la decouverte du tantalite dans les environs de Limoges. — Ebendaſ. Livr. II.

Damour (A), Notice sur un nouveau phosphate de fer, de manganèse et de soude, l'Alluaudite, trouvé dans le département de la Haute-Vienne. — Ebendaſ.

Burat (Am.), Mémoire sur les relations des roches trappéennes avec les minérais de cuivres et de fer, et sur l'assimilation des schalstein du Dillenburg, des blatterstein du Harz et des gabbro de la Toscane. — Ebendaſ.

Delesse, Procédé mécanique pour déterminer la composition des roches. — Ebendaſ.

Lycett (John), Notes on the distribution of the fossil conchology of the oolitic formations in the vicinity of Minchinhampton, Gloucestershire. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Oct.

Collomb (Ed.), D'un exemple d'endomorphisme du granite des Vosges. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Août.

Scheerer, Upon a peculiar kind of isomorphism that plays an important part in the mineral kingdom. (Contin.) — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Sept.

Gould (A.), Descriptions of shells found in Connecticut, collected and named by J. H. Linsley. — Ebendaſ.

Shepard (Ch. Upham), On new minerals from Texas. — Ebendaſ.

On the metalliferous deposits of the Malay peninsula. — Edinb. new. Philos. Journ. 1848 Oct.

Burat (Amed.), On the continuity of metalliferous repositories in depth. — Ebendaſ.

Pilla, On the coal formation recently found in the Maremma of Tuscany. — Ebendaſ.

Forbes (Ed.), On the Asteriadae found fossil in British strata. — Ebendaſ.

Cochut (Andr.), De l'industrie agricole en France. I. P. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 18.

Le Play (F.), Description des procédés métallurgiques employés dans le pays de Galles pour la fabrication du cuivré etc. — Annal. des Mines. 1848. Livr. I. II.

Burat (Am.), Note sur les variations que présente la composition de certains gîtes métallifères en profondeur. — Ann. des Mines 1848 Livr. I.

Rivot et Phillips, Description d'un nouveau procédé de traitement métallurgique des minérais de cuivre. — Ebendaſ.

Rivot (E) et Lejeune, Notes sur le gisement des minérais de zinc et de plomb dans la haute Silésie. — Ebendaſ.

Sainte-Beuve, Fragment inédit du Port-Royal. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1848. Août.

Notices of ancient ornaments and appliances of sacred use. (The flabellum etc.) — Archaeol. Journ. 1848 Sept.

Figuier (L.), Histoire et progrès de la photographie. — Rev. des deux Mond. 1848. T. IV. Livr. 19.

Socialisme et sociabilité. — Bibl. univers. de Genève. (Litt.) 1848 Août.

Qu' a de commun la religion avec la politique? — Ebendaſ.

Mit dieſem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des ſechsundzwanzigſten und ſiebenundzwanzigſten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1847, Band XXVI. und XXVII.

Die römische Ziffer verweist auf den Band; die arabische auf die Seite des Bandes.

Alexandri Aphrodisiensis commentarius in libros metaphysicos *Aristotelis*, recensuit Herm. *Bonitz*. Berlin 1847. XXVII. 401.

Allihn, Fridr. Henr. Theod., *De idea justi* qualis fuerit apud *Homerum et Hesiodum* etc. Halis, 1847. XXVII. 801.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Herausg. von Ernst Boll. Heft I. Neubrandenburg 1847. XXVI. 801.

Aristotelis Metaphysica, edid. Herm. *Bonitz*. Bonn, 1848. XXVII. 401.

Arnobii oratoris adversus Nationes libri VII. Recens. Francisc. *Oehler*. Lips. 1846. XXVII. 337.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, herausg. von E. C. v. Hagen. Bd. 3. Heft 2. Bayreuth 1846. Heft 3. ib. 1847. XXVII. 790.

Bader, Franz v., Kleine Schriften. Gesammelt von Dr. Franz Hoffmann. Würzburg 1847. XXVI. 561.

Beete Jukes, J., Narrative of the surveying *Voyage* of H. M. S. Fly, commanded by Captain F. P. *Blackwood* in Torres Street, New Guinea etc. 2 Voll. London 1847. XXVI. 345.

Bergk, Theodorus, Exercitationum *Plinianarum*. Marburgi. XXVI. 929.

Blanco, Lorenzo, Varietà nei *Volumi Ercolanesi*. Vol. I. Napoli 1846. XXVII. 481.

— —, Epitome dei *Volumi Ercolanesi*. XXVII. 481.

— —, Saggio della *Semiografia dei Volumi Ercolanesi*. Napoli 1842. XXVII. 481.

Bidder, F. W., zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern. Leipzig 1847. XXVII. 681.

Böhmer, J. F., *Regesta imperii* von 1198 — 1254. Abth. I. Stuttgart und Tübingen 1847. XXVII. 649.

Bonitz, Hermannus, *Aristotelis Metaphysica*. Bonnae 1848. XXVII. 401.

Buch, Leopold von, die Bäreninsel. Berlin 1847. XXVI. 617.

Cabanis, J., ornithologische Notizen, 1847. XXVI. 57.

Campbell, Lord John, the lives of the *Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.* Vol. IV. u. V. London 1847. XXVI. 825.

Second series. XXVII. 297.

Ciceronis, M. Tullii C., de *republica librorum fragmenta* edid. Frid. *Osannus.* Gottingae 1847. XXVII. 545.

Codices orientales bibliothecae Regiae Havniensis. Pars I. ed. N. L. *Westergaard.* Havniae 1846. XXVI. 366.

Cornelii Taciti opera, edidit Ludov. *Doederlein.* Tom. I. u. II. Halis 1841 und 1847. XXVII. 9.

— — opera, edid. Caspar *Orellius.* Tom. I. u. II. Turici, Londini, Amstelodami 1846 und 1848. XXVII. 9.

— — opera, edidit Franc. *Ritter.* Vol. I. Cantabrigiae, Londini, Lipsiae, Coloniae 1848. XXVII. 9.

— — de origine moribus ac situ Germanorum libellus. Edidit Ferd. *Massmann.* XXVII. 9.

Cotta, Bernhard, Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Erster Theil. Leipzig 1848. XXVII. 1006.

Danzel, Th. W., Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848. XXVII. 641.

Delegorgue, Adolphe, voyage dans *l'Afrique australe*, notamment dans le territoire de Natal etc. Paris 1847. 2 Vol. XXVI. 225.

Dumont-D'Urville, J., Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie. Paris 1842—1846. Vol. I—X. XXVII. 41.

Dür, Dr. Johann Martin, der deutsche Cardinal Nikolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Bd. I. u. II. Regensburg 1847. XXVI. 473.

Euripides Trojerinnen. Herausg. u. übers. von J. A. Hartung. Leipzig 1848. XXVII. 609.

Euripidis Trojadum, de quibusdam locis — scripsit Godofr. *Hermann.* Lips. 1847. XXVII. 609.

Eustathius, Betrachtungen über den Mönchsstand — aus dem Griechischen des Eust. von Thessalonich von G. L. F. Tafel. Berlin, 1847. XXVII. 633.

Flavii Josephi opera. Recogn. Guilielm. *Dindorfius.* Vol. I. et II. Paris, 1847. XXVI. 937.

Geoffroy Saint-Hilaire, M. Isidore, Vie, travaux et doctrine scientifique d'*Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.* Paris 1847. XXVI. 713.

Goeppert, H. R., Ueber die Steinkohlenlager. Haarlem, 1848. XXVII. 995.

Grimm, Jacob, Ueber Jornandes und die Geten. Berlin 1846. XXVI. 769.

Haltaus, Karl, Geschichte Roms. Bd. I. Leipzig 1846. XXVI. 961.

Hammer-Purgstall, Khlesl's des Cardinals Leben. Bd. I. Wien 1847. XXVI. 977.

Häusser, Ludwig, Geschichte der rheinischen Pfalz. Bd. I. u. II. Heidelberg 1845 u. 1846. XXVII. 505.

Haussmann, Auguste, *Voyage en Chine.* Vol. 1 — 3. Paris 1847 u. 1848. XXVII. 1009.

Hooker, Joseph Dalton, the *Botany* of the antarctic voyage of H. M. discovery ships Erebus et Terror in the years 1839 — 45. Heft 25. XXVI. 41.

Huber, Bonifacius, Otto von Freising. München 1847. XXVI. 1017.

Humboldt, Alex. v., Kosmos. Bd. 2. Stuttgart u. Tübingen 1847. XXVI. 9.

Ingerslev, C. F., Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. *Alschefski*. Kjöbenhavn 1845. XXVI. 401.

Jubilaeum semisaecu'are Doctoris medicinae et philosophiae Gotthelf Fischer de Waldheim. Moskau 1847. XXVI. 321.

Juvenal, des D. Junius Juvenalis Satiren latein. und deutsch von D. A. Häckermann. Bd. 1. Greifswald, 1847. XXVI. 841.

Knapp, F., Lehrbuch der chemischen Technologie zum Unterricht und Selbststudium. Braunschweig 1847. Bd. I. XXVI. 613.

Koch, Karl, Reise in Grusien, am kaspischen Meere und im Kaukasus. Weimar 1847. XXVII. 721.

Korrespondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Jahrgang I. Regensburg 1847. XXVI. 801.

Küster, H. C., die Käfer Europas. Nürnberg 1844 — 1847. XXVI. 633.

Lassen, Christian. Indische Alterthumskunde. Bonn 1847. Bd. I. XXVI. 449.

Leichhardt, Ludwig, Journal of an overland expedition in *Australia*. London, 1847. XXVI. 641.

Liebig, Justus, chemische Untersuchung über das Fleisch, und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel. Heidelberg 1847. XXVII. 425.

Livii, T. L. Patavini, historiarum libri I — IV. Herausg. von Gottl. Christ. Crusius. Heft 1 — 4. Hannover 1846, 47. XXVI. 401.

Mackintosh, James, *the Miscellaneous Works* of M. London 1846. 3 Bde. XXVII. 769.

Madvig, J. N. Dr., lateinische Sprachlehre für Schulen. Braunschweig 1844. XXVII. 313.

Martius, Ernst Wilhelm, Erinnerungen aus seinem neunzigjährigen Leben. Leipzig, 1847. XXVI. 873.

M. Minucii Felicis Octavius. Julii *Firmici Materni* de errore profanarum religionum etc. recens. Franc. *Oehler*. Lips. 47. XXVII. 337.

Mommsen, Theodor, Oskische Studien. Berlin 1846. XXVI. 991.

Monumenta Germaniae historica — edidit Georg. Heinric. *Pertz*. Tom. 7 — 9. Hannover 1841 — 46. XXVII. 433.

Movsesi, Chorenazwoi Madekruthiunk. Hami 1843. XXVI. 809.

Müller, Johannes, Verschiedenheiten der Stimmorgane der Passerinen. Berlin, 1847. XXVI. 57.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Harlem. Tweede Verzameling. 4. Deel. Haarlem 1848. XXVII. 995.

Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. VIII. Neuenburg 1847. XXXVI. 793.

Niebuhr, B. G., Vorträge über alte Geschichte. Zweyter Band. Berlin 1848. XXVII. 1025.

— — Historische und philologische Vorträge. Abtheil. 2. XXVII. 1025.

Nitzschii, G. G., praefatio brevis de *Platone* suae aetatis doctore et castigatore. Kiliae 1847. XXVII. 801.

North American Review, the. April 1848. Boston. XXVI. 951.

Olympiodori Philosophi scholii in Platonis Phaidonem edidit Christoph. Eberh. *Finckh*. Heidelberg. 1847. XXVI. 161.

Pachymeris, G., Declamationes XIII. *Hieroclis* et *Philagrii* Grammaticorum ΦΙΛΟΓΕΛΩΣ longe maximam partem ineditas etc. curante *Joanne Fr. Boissonade*. Parisiis 1848. XXVII. 761.

Pfaff, Carl, Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes, nach seiner Entstehung und Bedeutung. Halle 1847. XXVII. 737.

Plotini de Virtutibus et adversus Gnosticos edid. *A. Kirchhoff*. Berol. 1847. XXVI. 161.

Plutarchi Vitae recoynov. Theod. *Döhner*. Vol. 1. u. 2. Paris. 1847. XXVII. 585.

Prescott, William, Geschichte der Eroberung von Peru. Leipzig 1848. Thl. I. XXVII. 177.

Procli commentarius in Platonis Timaeum edid. *C. E. Schneider*. Vratislav. Paris. et Londin. 1847. XXVI. 161.

Rammelsberg, C. F., Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie. Berlin 1847. XXVI. 697.

Rauchenstein, R., Ausgewählte Reden des Lysias. Leipzig 1848. XXVII. 745.

Risoluzione di taluni quesiti archeologici. Napoli 1842. XXVII. 481.

Rosenhauer, Dr. W. G., Beiträge zur Insekten-Fauna Europa's. Erlangen 1847. Bd. I. XXVI. 633.

Ross, James Clark, a Voyage of discovery and research in the *Southern and Antarctic Regions*. In two Volumes. London 1847. XXVII. 41.

Russegger, Joseph, Reisen in Unterägypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande. Stuttgart 1847. XXVII. 65.

Rumpel, Theodor, die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache. Halle 1846. XXVII. 313.

Satiriker, die römischen S. übertragen von Heinrich Düntzer. Braunschweig 1846. XXVI. 841.

Schaubach, Adolph, die deutschen Alpen. 5 Theile Jena 1845—1847. XXVI. 881.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Berlin 1847. Theil 2—4. XXVII. 385.

Schloßberger, Julius, zur Orientirung in der Frage von den Ersatzmitteln, des Getreidemehls. Stuttg. 1847. XXVI. 73.

Schmidt, W. Adolf, Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Berlin 1847. XXVI. 489.

Schomburgk, Richard, Reisen in britisch Guiana i. d. J. 1840—44. Leipz. 1847. 2 Bde. XXVII. 901

Schulze, Ernst, Gothisches Glossar. Magdeburg 1848. XXVII. 561.

Sengler, Dr. F., die Idee Gottes. Heidelb. 1847. Thl. 2. XXVI. 385.

Seyffer, Otto Ernst Julius, Geschichtliche Darstellung des Galvanismus. Stuttg. und Tüb. 1848. XXVII. 975.

Siebold, v., u. Stannius, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. 1. Thl. Berlin 1848. 2. Thl. 1846. XXVII. 713.

Spratt u. Forbes, *Travels* in *Lycia*, *Mylias*, and the *Cibyratis*. 2 Vol. London 1847. XXVII. 261.

Stammtafel des Zollern-Nürnberg-Brandenburgischen Hauses. — Zusammengestellt von Rudolf Freyherrn v. Stillfried Rattonitz. Berlin 1847. XXVI. 377.

Strabonis Geographica recens. etc. Gustav *Kramer*. Vol. 2. Berolin. 1847. XXVI. 145.

Sundevall, C. J., Arsberättelse om *Zoologiens* framsteg under åren 1843 och 1844. Thl. 1. Stockholm 1847. XXVI. 327.

Tischendorf, Constantin, Reise in den Orient. Leipzig 1846. Bd. I. u. II. XXVI. 433.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1846. Breslau 1847. XXVI. 801.

Vater, Friedrich, der Argonautenzug. Heft. I. u. II. XXVI. 921.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Winterthur 1846 u. 1847. XXVI. 793.

Vilmar, Dr. A. F. C., Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2. Aufl. Marb. u. Leipz. 1847. XXVI. 201.

Vogt, C., Lehrbuch der Geologie u. Petrefaktenkunde. Braunschweig 1846 u. 1847. Bd. I u. II. XXVI. 617.

" " Ocean u. Mittelmeer, Reisebriefe. 2 Bde. Frankfurt 1848. XXVII. 1038.

Wagner, R., Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven. Leipzig 1847. XXVII. 681.

Waitz, Georg, deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. I u. II. Kiel 1844 u. 1847. XXVII. 113.

Welz, Eduard, Emendationes *Livianae*. XXVI. 401.

Yo-San-Fi-Rock. *L'art d'élever les vers à soie au Japon par Ouekaki-Morikouni*, publié etc. par *Matthieu Bonafous*, et traduit par le Docteur *J. Hoffmann*. Paris et Turin 1848. XXVII. 983.

Zell, Karl, die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen. Stuttgart 1847. XXVII. 961.

Zenob Asori; Padmuthiun Daronou. Wenedig 1846. XXVI. 1025.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs

im Jahre 1847, Juli bis September XXVI. 161. 329. 513.
October bis December XXVI. 519. 683. 857. 1041. XXVII. 161.

im Jahre 1848, Januar bis März XXVII. 345. 521. 689.
April bis Juny XXVII. 865. 1041.

Uebersicht der ausländischen Journale

im Jahre 1847, October bis December XXVI. 169. 337. 521.
im Jahre 1848, Januar bis März XXVI. 689. 865. 1049.
April bis Juny XXVII. 169. 353. 529.
July bis September XXVII. 697. 873. 1049.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des 89. Jahrestages am 28. März 1848. Rede des stellvertretenden Vorstandes Herrn Hofraths v. Martius. XXVI. 537.

Oeffentliche Sitzung zu Ehren des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs am 28. November 1848. Einleitungsrede des derzeitigen Vorstandes der k. Akademie Herrn Hofraths Thiersch. XXVII. 828.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung vom 8. Januar 1848:

Halm, über den Garatonischen Nachlaß zu den Ciceronischen Reden. XXVI. 285.

Tutscheck, Lorenz, über die Tumale-Sprache. XXVI. 729.

Sitzung vom 1. Juli 1848:

Spiegel, über die Handschriften des Vendidad und das Verhältniß der Pehlvi-übersetzung zum Zendtexte. XXVII. 202.

Historische Klasse:

Sitzung vom 20. November 1847:

Buchinger, über die hohenstaufischen Herzoge in Franken. XXVI. 89
Föringer, über die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel ꝛc. XXVI. 107.

Sitzung vom 22. Januar 1848:

Kunstmann, über die Rechtsverhältnisse der Juden in Spanien und Portugal. XXVI. 233.
Föringer, über die Benutzung der lex Wisigothorum bey Abfassung der lex Baiuvariorum, nach einer Mittheilung von Dr. Paul Roth. XXVI. 257.
Wittmann, über den Verfasser der unter Adelzreiter's Namen herausgekommenen Annales gentis Boicae. XXVI. 266.
Phillips, über den Eid der Treue, den Hermann von Luxemburg Pabst Gregor dem VII. geleistet hat. XXVI. 276.

Sitzung vom 19. Februar 1848:

Deutinger, v., über die Urkunden des Bisthums Hildesheim. XXVI. 582.
— —, über die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. XXVI. 593.

Sitzung vom 17. Juny 1848:

Deutinger, v., über die vitreos Bajoarioruin campos. XXVII. 246.
— —, über die Urkunden des Benediktinerklosters zu Homburg bey Langensalza. XXVII. 251.

Sitzung vom 12. August 1848:

Höfler, über die deutschen Reichstagsacten. XXVII. 413.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung vom 11. December 1847:

Steinheil und Seidel, zur Reduction der Wägungen. XXVI. 301.

Sitzung vom 15. Januar 1848:

Wilhelm von Württemberg, die Terrainkarte vom südwestlichen Deutschland. XXVI. 309.
Vogel jun., über die Gutta Percha. XXVI. 309.
Roth, Dr. Joh., über die Halbinsel Aden. XXVI. 313.
Pettenkofer, über ein in der hiesigen Goldscheidung gewonnenes Stück Platin. XXVI. 318.

Sitzung vom 12. Februar 1848:

Kobell, v., über den Chloropal. XXVI. 543.
— —, über den Kreittonit. XXVI. 553.
Vogel, jun., über den Gehalt der weinsauren Salze in Blättern und Blüthen der Weinrebe zu verschiedenen Jahreszeiten. XXVI. 572.
Gorup, v., über die Verbreitung der Kieselerde im Thierreiche. XXVI. 573.

Sitzung vom 11. März 1848:

Vogel, jun., über die Zusammensetzung des Wachses. XXVI. 753.

Sitzung vom 8. April 1848:

Buchner, jun., chemische Untersuchung der Salzsoole „Edelquelle" in Reichenhall. XXVI. 756.
Martius, v., über das Längenwachsthum von Schossen des Bambusrohrs. XXVI. 763.

Sitzung vom 13. Mai 1848:

Vogel, jun., über die in den Schwämmen vorkommenden Jodverbindungen. XXVII. 223.

Sitzung vom 17. Juni 1847:

Fuchs, über den Begriff der Mineral-Species. XXVII. 227.

Sitzung vom 8. Juli 1848:

Pettenkofer, über den amorphen und krystallinischen Zustand eines Kupferamalgams. XXVII. 409.

Sitzung vom 11. November 1848:

Buchner, jun., neue Beobachtungen über die freywillige Zersetzung der Rindsgalle. XXVII. 817.
Gorup, v., Buttersäure in den Früchten des Seifenbaums. XXVII. 822.
Gorup, v., und Will, Guanin ein wesentlicher Bestandtheil gewisser Secrete wirbelloser Thiere. XXVII. 825.

Verzeichniß der der philosophisch-philologischen Classe vorgelegten Büchergeschenke. XXVII. 207. 216. 416.
Verzeichniß der der historischen Classe vorgelegten Büchergeschenke. XXVI. 255. 271. 608. 823. 848. 887.
Verzeichniß der der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Büchergeschenke. XXVI. 311. 319. 552. 559. 751. 760. 767. XXVII. 231. 239. 831.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Achtundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny

1849.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gedichte Anfänger.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 18. November 1848.

1. wurde vorgetragen:

Ueber Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten, von Archivar Dr. Höfler.

Das k. Archiv zu Bamberg, mit welchem nicht bloß das fürstbischöfliche, sondern auch das markgräflich baireuthische, ehemals auf der Plassenburg befindliche vereinigt ist, enthält unter andern höchst merkwürdigen Geschichtsquellen auch die Copie eines bisher noch nicht bekannt gewordenen Originalcodex eines der einflußreichsten brandenburgischen Diplomaten der älteren Zeit, des Ritters Ludwig von Eyb. Da dieser nicht bloß als Geschichtschreiber des XV. Jahrhunderts, sondern insbesondere auch als Rathgeber der brandenburgischen Fürsten in der Zeit der Grundlegung ihrer Macht hervorragte, so verdient sein Buch als eine der bedeutenderen Quellen für die der Glaubensspaltung zunächst vorhergehende Periode erwähnt und gewürdigt zu werden. Die Denkwürdigkeiten selbst sind bestimmt, als ein eigenes Werk im Drucke zu erscheinen. Was aber ihren Verfasser und sein Verhältniß zu dem fürstlichen Hause, dessen aufsteigende Größe er schildert, betrifft, somit zugleich die Frage, in wie ferne Ritter Ludwig zum Geschichtschreiber berufen seyn konnte, hierüber möge ein kurzer, aus Archivalien gezogener Bericht gestattet seyn. —

Ritter Ludwig von Eyb stammte aus dem alten und berühmten fränkischen Geschlechte der Herren von Ywe, trat früh in die Dienste des ersten Churfürsten von Brandenburg aus dem hohenzoller'schen Hause (Friedrich's I. † 1440), und gehörte schon unter diesem, wie unter seinen Söhnen und Enkeln zu den einflußreichsten Räthen. Nach dem Tode des Churfürsten Friedrich kam Ritter Ludwig in die Dienste des Markgrafen Albrecht genannt Achilles, Friedrichs dritten Sohnes, geb. 1414 † 1486, und wurde von diesem nach seiner Verehelichung mit der Markgräfin Margaretha von Baden 1445 zu deren Hofmeister ernannt. Durch diese Würde mit dem Onolzpacher und nachherigen churfürstlichen Hofe enge verbunden, und wie sein Vetter Mertein von Eyb vorzüglich auf das Gebiet des fürstlichen Haushaltes hingewiesen, war es sein Hauptbestreben, den weit ausgreifenden Plänen seines „gnädigen Herrn Markgrafen," des immer in Streit verwickelten Albrecht Achilles, die staatsrechtliche und staatsökonomische Basis zu geben. Stets bedacht, das hohenzollersche Haus, dem die neu erworbene Churwürde beynahe die Fundamente seiner Größe kostete, aus den gehäuften politischen Verwicklungen herauszuziehen, im Felde wie zu Hause den Vortheil seines Herrn zu wahren, entwarf er die administrativen und politischen Pläne, um durch wohl berechnete Oekonomie, durch Güterkauf und Tausch, durch Erwerb neuer Rechte, wie durch möglichste Ausbeutung der erwor-

benen, der Begierde des Markgrafen, seine Hausmacht zu erweitern, die ergiebigste Richtung zu geben. Das dem Ritter Ludwig inwohnende Talent, neue Gelegenheiten Vortheil zu ziehen herbeyzuführen, wie das Geschick diese ersprießlich anzuwenden, kamen ihm hiebey trefflich zu statten, und da die Kriege des M. Albrecht theils eine stete Vorsorge zur Aufbringung der nöthigen Gelder erheischten, theils eine neue Schuldenlast herbeyführten, so fanden die Talente des Ritter Ludwig und seines kleinen Vetters Mertein stets einen offenen und weiten Spielraum. Zwar ist es seiner Versicherung gemäß vorzüglich das Heldenmäßige, was ihn in Albrecht zur Bewunderung hinriß, und ihm, der selbst die Waffen geführt, in Albrechts Städtekriege zum Entsatze von Langenzenn und damit indirect zur Niederlage der Nürnberger bey Fürt und Boppenreut sein Möglichstes beygetragen, den Gedanken eingab, durch Beschreibung der Heldenthaten seines gnädigen Herrn auch seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen. Pulchrum est benefacere reipublicae — et qui fecere et qui facta aliorum scripsere multi laudantur.

Er führte, um sein Vorhaben zu rechtfertigen, die Worte des Dichters Furter an: „das schreibt Furter der Poet, die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft sei hoch zu loben. (Doch) wenn die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft hoch zu loben ist, so sterben sie doch ab auß der Menschen gedächtnuß. Darumb sein noch vill hoher zu preisen die Geschichtschreiber, die das auffschreiben, die kühnheit der helt und die übung der werden Ritterschaft. Das bleib lang in der gedächtnuß und das sich die Nachleser darin besehen was gut ist dem Folge zu thun.“ Es ist begreiflich, daß er bey einer solchen Vorliebe für ritterliche Thaten sich besonders mit M. Albrecht, dem Spiegel der Ritterschaft, beschäftigt. Allein wenn auch die einzelnen Züge, welche R. Ludwig von seinem Helden mittheilt, von der Bewunderung zeugen, die er für Ritterlichkeit hegte, so beweist doch selbst die rücksichtsvolle Ausdrucksweise, welche der lange Aufenthalt am Hofe lehrte, daß er auch für die Fehler seines Helden nicht blind war. So weiß er zwar nichts von der Saftfülle der neuen Memoirenschreiber, wo es etwa gilt, einen ecklen Gegenstand zu berichten, allein er verfehlt auch nicht, daß sein „gnädiger Herr Markgraff offt im Narrenschiff der Buhlschafft nachgefaren.“ Unwillkührlich bringt ihn aber sein praktischer Sinn von dem abenteuerlichen und romantischen Zuge des Helden auf einen seinem ganzen Wirken angemesseneren Gegenstand. Nie verfehlte er, zwischen den glänzenden Thaten und dem reellen Gewinne die Bilance zu ziehen und sehr prosaisch nachzurechnen, wie viel jede Heldenthat gekostet, wie viel sie eingetragen und wie der erlittene Ausfall wieder gedeckt werden könne. Dieses, so wie die Kenntniß der wahren Endzwecke der brandenburgischen Politik geben seinen Aufzeichnungen eine Lebhaftigkeit und eine Bedeutung wie wenig andern Quellen der Particulargeschichte. Er hat sein Büchlein zum politischen Manuale der brandenburgischen Fürsten zu machen gewußt, und wie bey der bekannten Denkschrift über die Politik desselben Hauses v. J. 1822 darf man auch bey ihm nur das, was seinem Ermessen nach geschehen soll, mit dem, was eine consequente Politik wirklich ausführte, zusammenhalten, um die tiefe Berechnung des Ganzen zu ermessen. So werthvoll es daher seyn mag, daß er die Eroberung der Mark Brandenburg und so viele andere Ereignisse von Wichtigkeit als Zeitgenosse erzählt, Manches als Augenzeuge anführt, charakteristische Einzelnheiten bemerkt, die ihm nur aus dem Umgange mit den fürstlichen Personen bekannt seyn konnten, — sein Hauptwerth besteht in dem Eingehen in die Interessen eines Fürstenhauses, welches von den ersten Anfängen an dieselbe Politik bis auf die neueste Zeit mit gleicher Consequenz verfolgte, in der Darstellung des fürstlichen Hof- und Staatshaushaltes, in dem Umstande, daß er als brandenburgischer Minister, Diplomat und Finanzier erzählt und Rathschläge giebt, und diesem Umstande ist es auch vornehmlich zuzuschreiben, daß die Denkwürdigkeiten so lange Zeit in der Verborgenheit der fürstlichen Archive begraben lagen.

Seit dem großen europäischen Bürgerkriege, welcher durch den Streit der Concilien mit den

Päpsten im Schooße des bis dahin mächtigsten Standes, des Clerus, durch das Schisma des XIV. und XV. Jahrhunderts ausgebrochen war, hatte nicht bloß die Achtung vor diesem, sondern auch vor der Sache, die er vertrat, außerordentlich abgenommen. Die clericalische (hierarchische) Leitung der europäischen Angelegenheiten, welche so lange Jahrhunderte bestanden, und eine äußere Einheit unter den verschiedenen Völkern der respublica christiana erhalten, stumpfte sich immer mehr ab. Die größere Geltendmachung nationaler Verschiedenheiten und Interessen trug das Ihrige auch bey, das gemeinsame Band zu lockern. So konnten denn die Fürsten immer unverholener die Richtung annehmen, eine dominirende Ordnung der Dinge, das Territorialsystem, zu begründen, durch eine neue und weltliche Ordnung die ältere und clericalische zu verdrängen. Früh, mindestens ein Jahrhundert vor der Glaubensspaltung, bahnte sich dieser Umschwung der Dinge an, und irren wir uns nicht, so ist der Zeitpunkt, in welchen Leben und Thaten des deutschen Achilles fallen, auch der, in welchem in Deutschland die rein weltliche Richtung die entschieden vorherrschende wurde. Kein Wunder, wenn der Staatsmann, welcher dem fürstlichen Ritter beystand, bey dem Umschwung der Dinge sein Gewicht in die Wagschale für die aufstrebende Richtung zu legen, in der fürstlichen Familie, die mit dem neuen Principe groß geworden war, „nur den Rosenstrauch und die guet Plumen“ gewahrt, die zwischen Disteln und Dornen emporsprießen, womit unverholen die umliegenden Dynastien und Länder, Bayern, Bamberg, Böhmen ꝛc. bezeichnet werden. Und wer will läugnen, daß der Haltungslosigkeit der übrigen Stände und dem Chaos der allgemeinen Zustände gegenüber die Träger einer so consequenten Richtung und diese selbst, welche mit ihrer scharfen Ausprägung einer ganzen Zeit den Charakter verlieh, schon durch das Unumwundene, womit sie sich Geltung verschafften, Anerkennung verdienen? Die großen und allgemeinen Völkerinteressen waren abgenützt und erloschen, die großen Rückschläge der im Osten, Westen und Süden von Europa vorgehenden politischen und mercantilischen Veränderungen machten sich im Herzen des Binnenlandes erst langsam und allmählig bemerkbar; um so leichter konnte sich in den einzelnen Territorien ein großes Familienprincip geltend machen, welches sich bald Land und Leuten mittheilte und nur mit der Dynastie und dem nunmehr im dynastischen Interesse herangebildeten Volke erlöschen konnte. So lange aber die Dynastie bestand, mußte sie auch den Beruf in sich fühlen, so weit als möglich um sich zu greifen und, wenn es seyn konnte, ebenso behende neue Gelegenheiten dazu zu bereiten als die vorhandenen zu benützen. Hier coincidirte also das Talent des Ritter Ludwig mit der vorherrschenden Familienanlage des brandenburgischen Hauses und bildete das unauflösliche Amalgam, welches von Seiten des brandenburgischen Geschichtschreibers bis zur Identificirung des persönlichen Interesses mit dem dynastischen gedieh.

Wie an der Schwelle von Italien, Frankreich und Deutschland das Haus Savoyen sich mit vielem Aufwande von Talent, Rührigkeit und Consequenz einen Ländercomplex zu bilden suchte, bedeutende Persönlichkeiten bedurfte und diese auch fand, so hatte das Haus Hohenzollern in dem „Nabel“ von Europa, in der Mitte von Deutschland, seine Zirkel eingesetzt und beschrieb dasselbe erst von Franken, dann auch von der Mark aus seine Kreise, gestützt auf die Aufopferung seiner Beamten wie auf die Festigkeit des eigenen Willens. Bedenkt man, wie dieses Haus die Mark übernahm, als ein halb verlorenes Land, bey dessen Uebergabe König Sigmund dem neu Belehnten die charakteristischen Worte zurief: „ich wünsch Dir dazu Glück, Krieg und Widerwärtigkeit genug“ — und was durch Ueberwindung der ungünstigsten, durch Benützung günstiger Umstände, durch Klugheit und Verstand und, wo es nothwendig war, durch Rücksichtslosigkeit gegen Vornehm und Gering die Dynastie daraus geschaffen hat; denkt man sich nun Fehler und Tugenden der Zeit verkörpert in einem Fürsten, in welchem das scheidende Ritterthum noch sein Ideal erblickte; dazu dann eine einfache, treue, verständige Natur wie die unsers Ludwigs von Eyb, welcher keinen höheren Gedanken hatte, als den Vortheil seines gnädigen Herrn Markgrafen zu fördern, keinen anderen Ruhm erstrebte, als einer Dynastie zu

dienen, welche damals von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen wurde, so hat man damit auch die Gebrechen und Tugenden der erwähnten Schrift, die als Charakteristik ihrer Zeit, abgesehen von sonstigen Vorzügen, zum Verständniß der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur neueren Zeit einen wesentlichen Beytrag liefert. Immer aber bleibt der Hauptvorzug der Denkwürdigkeiten in ihrer Bestimmung als politischem Hand- und Gedenkbuche, in welchem die Nachkommen des Churfürsten Albrecht Mittel und Wege aufgezeichnet fänden, zu noch größerer Macht emporzusteigen. Daher denn auch die merkwürdigen Rathschläge, welche R. Ludwig über Versorgung der fürstlichen Familienglieder ertheilt und die Aufklärungen, die sich auf die Politik des brandenburgischen Hauses den benachbarten geistlichen und weltlichen Staaten gegenüber beziehen. Es hört auf zufällig zu seyn, daß kaum ein Jahrzehent nach R. Ludwigs Tode und im Anfange der großen Zerwürfnisse des XVI. Jahrhunderts ein Markgraf von Brandenburg Churerzkanzler, Erzbischof von Mainz, von Magdeburg, Bischof von Halberstadt war; ein zweyter, gleichfalls Enkel Albrechts Achilles, Hochmeister des Deutschherrnordens in Preußen, ein dritter Dompropst zu Würzburg, ein vierter Erzbischof von Riga, ein fünfter gleichfalls Erzbischof von Magdeburg, ein sechster Domherr zu Würzburg und Bamberg wurden. Je mehr sich Glieder fürstlicher Familien zu kirchlichen Würden drängten, desto mehr verschwand ihr kirchlicher Charakter, erschienen sie nur mehr des weltlichen Einflußes wegen begehrenswerth, und rückte die Periode einer gewaltsamen Säcularisation immer näher. Wäre nach dem, was der brandenburgische Deutschordensmeister Albrecht that und was der brandenburgische Churerzkanzler Willens war zu thun, noch ein Zweifel über das eigentliche Endziel dieser Bewerbungen um kirchliche Würden vorhanden, so würden die Denkwürdigkeiten des R. Ludwig den Schlüssel dazu geben. Es ist kaum nothwendig besonders zu erinnern, daß in den Zeiten Albrechts Achilles bereits der Versuch von Seiten der deutschen Fürsten gemacht wurde, die Streitigkeiten des Papstes und des Basler Concils durch säculare Entscheidung zu schlichten; um so näher mußte es liegen, den Versuch zu wagen, das Kirchengut von säcularer Willkühr abhängig zu machen. Der Gedanke, in kirchlichen Aemtern und Würden nur den Zuwachs an Einkommen, Macht und Territorium zu erblicken, den wahren Endzweck derselben aber außer Acht zu lassen und nun vom Standpunkte der Territorialpolitik aus eifrigst hinzuarbeiten, die jüngeren Söhne des Hauses mit Bisthümern, im Reiche, in Oestreich, Ungarn, Schlesien, mit Coadjutoreyen und im Nothfalle mit einflußreichen Dompropsteyen zu versehen, ist in dem politischen Denkbuche Ludwigs nackt ausgesprochen. Die Ritterschaft suchte man durch Aemter und Lehen an das fürstliche Haus und das fürstliche Interesse zu ketten; die Reichsstädte aber waren durch das gewaltthätige Benehmen des M. Albrecht einerseits dem Hause Brandenburg entfremdet, andererseits durch ihr commercielles Interesse an dasselbe gekettet. Zum großen Verdrusse des letztern hatte ein Fürstbischof von Würzburg die Sache der Fürsten verlassen und sich an die Städte angeschlossen, diese fanden selbst an den Herzogen von Bayern einen Rückhalt; um so bedeutender war der Ausschlag, den die Erringung des geistlichen Gutes den fürstlich brandenburgischen Interessen verleihen konnte. Dem staatsklugen Ludwig von Eyb war es daher nicht genug, seinen Herrn auf die Versorgung der fürstlichen Familie mit kirchlichen Aemtern hinzuweisen; er rieth ihm, neben den beyden fränkischen Fürstenthümern ober und nieder des Gebirgs, wovon das eine dem Fürstbisthum Bamberg, das andere dem Fürstbisthum Eichstett zugewandt war, noch ein drittes, Würzburg gegenüber zu begründen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten.

(Schluß.)

So sollte ganz Frankenland von der brandenburgischen Politik umschlossen werden und der herrlichste Theil Süddeutschlands allmälig zum brandenburgischen Herzogthume emporwachsen. War es dann unbegreiflich, wenn die reichsunmittelbare Ritterschaft am Rheine und Maine den Entschluß faßte, so weit ihr Einfluß reichte, keinen Sprossen einer fürstlichen Familie zu einem deutschen Fürstbisthume gelangen zu lassen, um dadurch das Gleichgewicht gegen die Fürsten wenigstens in etwas wieder herzustellen? wenn dieser Gedanke in dem Erzstifte von Mainz, in Bamberg, Würzburg ꝛc. ebenso consequent von der Ritterschaft durchgeführt wurde, als sich in Magdeburg und den niederdeutschen Stiftern die Fürsten behaupteten? So kündigte sich die Umwälzung des XVI. Jahrhunderts mit Riesenschritten an; die Säcularisation, welche es eröffnete, war lange vorher eingeleitet, ehe der Sturm auf dem kirchlichen Gebiet losbrach und die hierarchische Ordnung des Reichs unter den Trümmern der politischen Freyheit begraben wurde. Nur wo die Ritterschaft das Uebergewicht erlangte, blieben noch die alten geistlichen Staaten — zum Theile, wie sich im Kampfe und Untergange Franz von Sickingens erwiesen, freylich wieder deren Willen. —

Aus allem diesem geht hervor, daß Ludwig von Eyb, der vielgemühte und vielerfahrene, kein Beamter gewöhnlichen Schlages war, noch von seinem gnädigen Herren als solcher angesehen wurde. Wir finden ihn auch mit ihm in der Schlesy (Schlesien) und bey dem großen Tourniere zu Onolzbach, auf der Mission nach der Mark Brandenburg und an der Seite seiner gnädigen Frau, der Markgräfin von Baden. Er war einer der Anwälte des M. Albrecht in seinem Streite mit B. Jörg von Bamberg über Lehen, Geleit, Wildbahn, welchen Johann Bischof von Eichstädt und Wilhelm Herzog von Sachsen 1460 bey Rot schlichteten, und verfocht damals das gegründete und nicht gegründete Recht seines Herren auf die von Bamberg als Lehen angesprochenen Güter mit großer Gewandtheit. Im J. 1482 erlangte Ludwig von Eyb von Sommersdorf von dem Markgrafen das Erbkammeramt des Fürstenthums zu Nürnberg, worüber er am heil. Christabend den Revers [1]) ausstellte. Als 1485 der kaiserliche Tag zu Frankfurt anberaumt wurde, auf welchem ein Beschluß über die Reichshülfe wider K. Mathias von Ungarn gefaßt werden sollte, sandte Churf. Albrecht nebst dem Dr. Pfotel auch seinen lieben getreuen Ludwig von Eyb dahin. Das kaiserliche Buch des ehemaligen Plassenburger Archives, welches die diplomatische Correspondenz des schlauen Fürsten aus seinen letzten Lebensjahren und damit einen wahren

1) Falkenstein N. A. IV. S. 406.

Schatz für die Geschichte des deutschen Reiches enthält, theilt nicht blos die Instruction [2]) für die Gesandten, sondern auch deren Depeschen an den Churfürsten mit, aus welchen die Umsicht zu entnehmen ist, mit der sich jene ihres Auftrages entledigten. Als etwas später der Churfürst seinen Sohn den M. Friedrich zu dem Kaisertage nach Würzburg senden wollte, ernannte er eine eigene Commission, welche dem jungen Fürsten bey den Verhandlungen im Fürstenrathe zur Seite stehen sollte. Dieser Commission wurde Nov. 1485 R. Ludwig von Eyb mit dem ehrenvollen Prädicate eines Wegweisers beygegeben [3]).

Als kurze Zeit darauf Churf. Albrecht, welchen diejenigen die ihn genauer kannten, statt Achilles den deutschen Fuchs, vulpes Germaniae, nannten, sein, wie er sonderbarer Weise meinte, friedliebendes Leben endigte, (11. März 1486), blieb R. Ludwig auch unter den Räthen seines Nachfolgers. Damals war es, daß er sich in der Klosterkirche zu Heilsbronn von Meister Wolgemuth, Albrecht Dürers Lehrer, eine Altartafel für seine Grabstätte mahlen ließ, deren Inschrift besagt, R. Ludwig von Eyb der ältere habe sie in dem 87. Jahre machen lassen. Wenige Jahre später als die Nachricht von der Eroberung Mailands durch K. Karl VIII. von Frankreich nach Ansbach kam, wurde die Kunde dieser Thatsache, welche die politische Welt zu verändern bestimmt war, dem alten Ritter durch seinen Sohn Gabriel gemeldet [4]). Noch erlebte er die Erhebung des letztern auf den fürstbischöflichen Stuhl von Eichstädt; dann starb er im J. 1502 nachdem er somit den Anfang des Jahrhunderts noch gesehen, welches so vieles von dem zur Reife bringen sollte, was R.

---

2) Die Instruction enthielt folgende Aufträge. Die Gesandten sollten 1., dem Kaiser nach Gestalt der Sachen und seinem Vermögen die Hülfe nicht abschlagen; 2., da im Anschlage zu Nürnberg 21,000 M. bestimmt werden, Jahr und Tag zu dienen, und 6000 M. bereits gedient hätten, so sollten die andern 15,000 M. auch ein Jahr gegen den König Mathias von Ungarn dienen; 3., Unterdessen sollten die Kaiserlichen, der Erzbischof von Salzburg, und Erzh. Sigmund die verlorenen Schlösser wieder erobern. 4. Dazu könnten noch 2000 M. von Ostern bis Martini dienen. 5. Wenn von einem Hauptmanne die Rede wäre, so sollten sie antworten, der Kaiser sey sein Hauptmann und über seine Leute werde er einen eigenen setzen — eine anscheinend sehr loyale Rede, welche aber, weil Albrecht selbst zu krank und hinfällig war, als daß er Bundesfeldherr hätte werden können, die Aufstellung eines andern verhindern sollte. In dem bayrischen Kriege, wo er kaiserlicher Hauptmann geworden war, lautete die Sprache ganz anders und donnerte M. Albrecht gewaltig wider H. Ludwig von Oberbayern, welcher ungefähr dasselbe gemeint hatte, was jetzt Albrecht durch seine Gesandten aussprechen ließ. — 6. Dem Erzh. Maximilian gegenüber sollten sie auf seinen Eid hinweisen, daß er ohne den Kaiser und das Churfürstencollegium nichts thun könne. Wiederholt schrieb der Churfürst an seine Räthe (Freitag nach S. Appollonia 1485, am Aschermittwoch 1485); wiederholt berichten diese an ihrem Herrn (Montag nach Set. Agatha, Sonntag esto mihi, Samstag nach esto mihi s. Kaiserliches Buch II S. 47. a. 49. b. 51. b. 52. b. Im Ganzen war es auch der Beschluß der versammelten Churfürsten, dem Kaiser nach ihrem Vermögen wider den König von Ungarn Hülfe zu leisten. Allein ehe diese zu Stande kam, sah sich Wien genöthigt, weil auf alles Hülfsverlangen der Stadt keine geleistet worden war, mit K. Mathias zu capituliren. K. Friedrich III. eilte hierauf selbst in das Reich, um sich persönlich mit den Churfürsten wegen Hülfeleistung zu benehmen. Er zog nach Nürnberg und wollte zuerst in Würzburg mit den Churfürsten zusammenkommen. Dann wurde der Tag nach Frankfurt verlegt, wohin sich auch Churf. Albrecht obwohl seit längerer Zeit krank sich begab, und dort starb. Seine Correspondenz mit dem Kaiser, zur Kenntniß seiner Politik und seines Charakters unentbehrlich, ist eine wahre Zierde des ehemal. plassenburger Archives.

3) Onolzpach Mittwoch nach Allerheiligen 1485. Kais. Buch II. S. 102. a. Als sich K. Ladislaus von Böhmen bey den Churfürsten bitter über seinen Ausschluß von der römischen Königswahl Maximilian's beschwerte, war Churf. Johannes willig, den Ritter Ludwig deßhalb nach Frankfurt zu schicken. Es wurde jedoch Dr. Pfotel abgesendet. K. B. II. S. 166. 172.

4) Fliegendes Blatt. Mittwoch nach St. Elisabeth anno 1494.

Ludwig durch Rath und That zu fördern gesucht hatte.

Das Uebrige nebst dem Texte wird als erster Band der von dem histor. Vereine von Bamberg veranstalteten „Quellensammlung für fränkische Geschichte“ erscheinen.

---

2. Von Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld:

Wallenstein und der Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg, eine Episode.

Daß die Akten über Wallenstein, den Herzog von Friedland ꝛc. noch nicht als geschlossen betrachtet werden können, erweist sich unter andern aus den neuesten Jahrbüchern der Literatur von Wien (J. 1847, Bd. Nr. 118 und 119). Das Anzeigeblatt dieser beyden Bände brachte von dem Chorherrn und k. k. Archivar Chmel einen wichtigen Beytrag zur Geschichte Wallensteins und seiner treulosen Plane gegen Kaiser und Reich; dießmal insbesondere gegen den Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg, um sich dieses Landes, als eines der wichtigsten Halt- und Durchgangspunkte in der Strategie des Hochverräthers, zu bemächtigen.

Wir erlauben uns, dieser Episode einige zunächst den Charakter und die Stellung jenes ausgezeichneten Reichs- und Kirchenfürsten betreffende Bemerkungen, zur richtigern Beurtheilung desselben auch dem Herzog Maximilian von Bayern gegenüber, anzufügen. Da aber dem einen und andern Leser die genannten Jahrbücher nicht zur Hand sind, so ist es nothwendig, daraus das Wesentliche jenes Beytrags hier voranzuschicken.

Es war, wie der Hr. Archivar Chmel einleitend angibt, vor kurzem durch einen patriotischen Geschichtsfreund dem k. k. geheimen Hausarchive ein 34 Folioblätter Text und 181 Beylagen befassendes Manuscript eingesendet worden, ein Original aus der Feder des Marcus von Aldringen, weiland Bischof von Seckau in Steyermark, und Bruder des damaligen k. k. Feldmarschalls Grafen von Aldringen, — und ist „ddo. Seggau den 26. September 1639“ dem Fürst-Erzbischof Paris zu Salzburg (Grafen von Lodron) devotest gewidmet.

Der Eingang des Manuscripts lautet: „Warhaffte Relation, wie der entleibte Herzog von Friedtlandt unter dem Prätext gesuchter Winterquartiere vor die kaiserliche Soldateska sich des hohen Erzstifts Salzburg impetroniren wollen; so Ihme aber durch sonderbare Schickung Gottes mißlungen, und dadurch seine vorgehabte grausambe Rebellion vornemlich an den Tag kommen; deßwegen auch die gerechte Straff Gottes über Ihnen und seine vornemsten Rädelsführer ergangen: so alles auf das kürzeste ꝛc.“ aus den gleichzeitigen Schriften des österreichischen und bayerischen Hofs, des Friedland, und der k. k. Feldherren Aldringer, Gallas und Piccolomini, hier zusammengetragen und erzählt ist. Diese Relation liegt nun vollständig abgedruckt vor. Die Beylagen sollen gelegenheitlich nachgeliefert werden. Die Erzählung beginnt mit dem December des Jahres 1633, da Wallenstein sein Hauptquartier zu Pilsen in Böhmen hatte; und schließt mit Ende Februar 1634 mit der umständlichen Schilderung der zu Eger stattgefundenen Ermordung Wallensteins und seiner Mitverschwornen.

Was die vom Bischofe von Seckau erörtereen Thatsachen anbelangt, so entnehmen wir seiner Relation im Folgenden nur die Hauptsache.

Den Verrath Friedlands an Kaiser und Reich schon länger wahrnehmend, waren es zunächst die Generale von Aldringer, Gallas und Piccolomini, welche darüber in vertrauter Correspondenz miteinander standen, fest entschlossen, „dieser gewaltigen Machination nach äußersten Kräften zu contraminiren,“ nämlich dem Vorhaben Wallensteins, die Armee nach Bayern und insbesondere in das Erzstift Salzburg zu verlegen. Während General Aldringer mit seinen Truppen gegen den Rhein hin stand, waren Gallas und Piccolomini einem Rufe Wallensteins nach Pilsen gefolgt, um sich persönlich von seinen Intentionen in nähere Kenntniß zu setzen. Sie fanden dort den Feldherrn sehr freundlich und wohldisponirt, und er ging ohne Umstände darüber heraus, daß der Erzbischof von Salzburg „per amor“ oder „per forza“ dahin gebracht werden

sollte, die Armee in sein Land aufzunehmen. Beyher gab Wallenstein seinen Unmuth über den kaiserlichen Hof unverhohlen zu erkennen; Oesterreich, sagte er, pflegte große Meriten etwa mit einem lahmen Roß, oder mit einem vergoldeten Schlüssel zu recompensiren; und würde einem ein Gut oder eine Herrschaft gegeben, so sey es ein Zeichen, daß der Beschenkte nicht mehr lange leben werde.

Dem Erzbischofe von Salzburg hatte Wallenstein sofort die Verlegung der Truppen dorthin in die Winterquartiere kategorisch angekündigt. Doch, die hieraus für Kaiser und Reich entstehende Gefahr war zu augenfällig, als daß die Gegner des Verraths, Aldringer, Gallas und Piccolomini hätten säumen können, alles aufzubieten, um sowohl den kaiserlichen Hof, als den Erzbischof zur Abwehr zu vermögen. In der That, mittels jener Truppenverlegung würde Wallenstein einerseits Bayern im Rücken gefaßt, und anderseits, nach Osten, gegen Oberösterreich den ohnehin im Aufstand begriffenen Ländlern (Edelleuten und Bauern!); gegen Süden (auch im Gebirgslande des Erzstifts erregten die übergroßen Abgaben offenen Widerspruch) den zahlreichen Anhängern der Reformation in Steyermark und Kärnthen; und gegen Westen den kaum aus Tyrol wieder zurückgedrängten Graubündtnern die Hand gereicht, auch so im Besitze der Pässe nach Italien den von daher erwarteten Succurs der Spanier ohne Mühe vereitelt, und schließlich das Land Salzburg als eine seiner Hausdomainen behauptet haben.

Erzbischof Paris hatte sich aber bereits seit seiner Erhebung (1619), seit mehr als zwölf Jahren in eine so kriegerische Verfassung gesetzt: er hatte 10,000 Mann Miliz an der Gränze gegen Bayern, und eben so viele als Landwehr in der Reserve, daß er dem Herzog von Friedland rundweg erklären ließ, weder „per amor, noch per forza“ sich bestimmen lassen zu wollen, fremde Truppen in sein Land aufzunehmen; — auch nicht einmal denselben „nur Obdach, ohne Verpflegung, zu gewähren,“ als worauf sich Wallenstein im Verfolg der Unterhandlung beschränken wollte. — Auch die kaiserliche Majestät hatte erklärt, gegen das Erzstift Salzburg durchaus irgend eine Gewaltsmaßregel nicht Platz greifen, — und lieber noch einige Truppen aus dem an Subsistenzmitteln erschöpften Böhmen nach Oberösterreich verlegen zu lassen. Zugleich lauteten aber die an die Getreuen des Hofs, an Aldringer, Gallas und Piccolomini ergangenen kaiserlichen Resolutionen bestimmt und wiederholt dahin, „daß man sich des Friedtländers todt oder lebendig bemächtigen sollte.“

Wallenstein war des Vorhabens gewesen, sich von Pilsen aus in Prag festzusetzen. Man war ihm aber dort zuvorgekommen, und so mehr und mehr ob seiner verrätherischen Plane sich vom kaiserlichen Hof und von einem Theil seiner Generalität umstrickt fühlend, entschloß er sich, im Laufe Februars 1634, plötzlich nach Eger zu ziehen. Von da aus stand ihm nichts im Wege, sich nach Umständen mit dem Herzoge von Weimar, der Regensburg besetzt hielt, zu vereinigen.

Aber eben dieser entgegengesetzte Marsch Wallensteins, der einer Flucht glich, bewog seine Verfolger und insbesondere Gallas und Piccolimini zum alsbaldigen Einschreiten, um sich seiner Person und seiner Mitverschwornen, Terzka, Illo, Kinsky, Neumann ꝛc. zu versichern. Der Schottländer Gordon, Stadtcommandant von Eger, war mit mehreren seiner Offiziere als Landsleuten für das Geheimniß gewonnen worden. Bey ihm im Schlosse hatten sich am 26. Febr. die oben genannten Vertrauten Wallensteins für den Abend selbst zu Gast geladen. Wie bereits aus andern Relationen bekannt ist, so wurden sie um Mitternacht, von Wein berauscht, auf ein gegebenes Zeichen von eingedrungenen Soldaten niedergemacht, worauf die Vollstrecker der kaiserlichen Befehle zu der nahen Herberge Wallensteins eilten, um sich auch seiner zu entledigen. In des Bischofs Relation heißt der Hauptmann, welcher dem „Verräther ꝛc.“ mit einer Partisane die Brust durchstieß, „Ebror,“ mit „Deverour“ in andern Berichten wohl ein und dieselbe Person; er war auch ein Irländer.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4 Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Wallenstein und der Fürst-Erzbischof Paris von Salzburg.

(Schluß.)

Ohne einen Laut von sich zu geben, hatte Wallenstein seine Brust dargeboten, aber in dem Augenblicke, als er den Todesstoß empfangen, habe man aus seinem weit geöffneten Munde einen Knall vernommen, gleich einem Musketenschusse. Weitere und andere Details dieses erschütternden Dramas mögen in der Relation des Bischofs selbst nachgelesen werden.

Was nun zunächst den Bischof als unsern Referenten anbelangt, so finden wir ihn zuerst im J. 1631 genannt. Der Kaiser hatte nämlich zur Ausgleichung der zwischen den Katholiken und Protestanten wegen der geistlichen Güter entstandenen Streitigkeiten auf den 3. Aug. 1631 nach Frankfurt einen Compensationstag ausgeschrieben; hiebey erschien im Namen des Erzstifts Salzburg Joh. Marc von Aldringen, Consistorialraths-Director zu Salzburg und Domherr zu Olmütz als erster Gesandter. Als im August 1633 Jakob Eberlin, Fürst-Bischof zu Seckau gestorben war, ernannte der Erzbischof seinen Consistorialdirector Joh. Marc von Aldringen zum Bischof von Seckau und weihte ihn selbst dazu *). Der Bischof wurde auch erzherzoglicher Statthalter zu Grätz, und genoß sowohl bey Kaiser Ferdinand III. als bey seinem Nachfolger Leopold seiner guten Dienste wegen großes Vertrauen. Erst am 3. Febr. 1664 ging er mit Tode ab.

Merkwürdig ist es, daß von der vorliegenden Relation des Bischofs Joh. Marc von Aldringen, und von den darin beschriebenen Absichten Wallensteins auf das Erzstift Salzburg die sonst gut unterrichteten salzburgischen Geschichtschreiber, als von Dükher (1666), Metzger, Hansiz, Zauner und Gärtner keine Meldung machen; auch in den gleichzeitigen Verhandlungen des Erzbischofs Paris mit seinen Landständen, worin doch sonst jedes auf das Land bezügliche Ereigniß und jeder Moment der Verwaltung, Schritt für Schritt, bezeichnet sind, kömmt hievon nichts vor. Dagegen lesen wir in den besagten Landschafts-Protokollen vom J. 1632, daß eines Tages, im September desselben Jahres, ein Graf von Rivara als Abgesandter „des Herzogs von Mechlburg (Meklenburg) und Fridtlandt, Kaiserl. Majestät Generalissimus, wegen Proviantmangel von Nürnberg" zu Salzburg erschienen sey, mit dem „inständigen Begehren," das Erzstift möchte alsobald 200 Proviantfuhren, jede mit 4 Pferden bespannt (also 800 Pferde!) nach Nürnberg absenden *).

*) Da sich der Bischof in der Unterschrift auch „episcopus tripolitanus" nennt, so mag er früher den Titel eines episc. in partibus erhalten haben.

*) Damals, im J. 1631, bestand Wallensteins Heerlager in und um Nürnberg aus 36.000 Mann mit 15.000 Soldatenweibern und 30.000 Packpferden; s. unsere akad. Abhandlung: „über die Kriegsgeschichte der Bayern, zweyte Aufl. Nürnberg 1817."

Der Erzbischof habe aber zur Verschonung der Unterthanen dem gemeldten Generalissimo 100 der schönsten Pferde und zwar die mehresten aus seinem eigenen Marstalle „in das Leger geschickt und verehrt, womit andeuter Generalissimus wohl zufrieden gewesen.“ Daß der kluge Fürst-Erzbischof auch den Grafen Rivara nicht mit leeren Händen verabschiedet hatte, läßt sich denken. Ganz besondere Gründe mußten also damals obgewaltet haben, daß der Fürst-Erzbischof selbst seinen Landständen die im J. 1633/34 dem Erzstifte drohende große Gefahr verheimlicht hatte.

Das Erzstift Salzburg: es zählte damals innerhalb seines geschlossenen Territoriums, auf 160 □ Meilen kaum 180,000 Einwohner; hatte vor kaum hundert Jahren durch den Bauernkrieg an Gut und Blut schwere Verluste erlitten: die Einkünfte aus den in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen entlegnen Herrschaften, und aus dem von Bayern umschlossenen Gebiete (darin die Kreisstadt Mühldorf am Inn der Verwaltungssitz) halfen einigermassen aus. Der im J. 1587 zum Erzbischof erwählte Wolf Dietrich von Raitenau hatte ein ganz willkürliches Regiment geführt, die Landstände aufgehoben; und eben wollte er das benachbarte Fürstenthum Berchtesgaden mit Waffengewalt dem Erzstifte einverleiben, als er, unter werkthätigem Einschreiten des Herzogs Maxmilian von Bayern, im J. 1612, entsetzt wurde. Sein zwar friedfertiger, aber schöngeistiger Nachfolger, Marcus Sitticus, Graf von Hohenmes, regierte nur sieben Jahre; hatte aber durch seine Kunst- und Lustbauten das Land mit einer noch größern Schuldenlast, als die seines Vorgängers war, beschwert. Da ward im November des J. 1619, vom salzburgischen Domcapitel zu Salzburg, ungeachtet der zudringlichsten Insinuationen von Oesterreich und Bayern zu Gunsten dortiger Prinzen, der bisherige Dompropst Paris, Graf von Lodron, auf den Stuhl erhoben. Er war im J. 1586 in Wälschtyrol geboren, der zweyte Sohn des damaligen Landeshauptmanns von Tyrol, hoch begabt an körperlichen und geistigen Eigenschaften; dabey durch ächte Frömmigkeit, Edelsinn, Wissenschaft und Erfahrung, obgleich erst in der Blüthe des Mannesalters, auf sicherer Bahn im Fortschritt, nun der erste geistliche Reichsstand und Primas in der südlichen Hälfte von Teutschland. Was dieser Reichsfürst, während seiner langen Regierung als solcher, und im Verlaufe des dreyßigjährigen Krieges, geleistet und ertragen; wie er im Innern die Aufgebote, die imposante Befestigung der Hauptstadt und der Landesgränzen bestreiten, und doch noch so großartige geistliche und weltliche Stiftungen, darunter die Universität! bewerkstelligen konnte, das gränzt an das Unglaubliche. Freylich, von den gesammten ordentlichen Einkünften des Erzstifts und den außerordentlichen Steuern, zu etwa 400,000 fl. hatte er für seine Person und Hofhaltung nur 24,000 fl. jährlich in Anspruch genommen. Die einheimischen Geschicht- und Chronikenschreiber haben von diesem Fürsten viele Einzelheiten aufgezeichnet, von auswärtigen Schriftstellern wurde er, in mancher Hinsicht, einseitig beurtheilt; insbesondere in seinen Beziehungen zum teutschen Reich. Einem unbefangenem und höher stehendem Forscher bleibt es überlassen, unter Nachholung wichtiger archivalischer Notizen, von ihm ein getreues Lebensbild aufzufassen. Hier nur so viel.

Wir sehen den Fürsten-Erzbischof Paris während seiner ein volles Menschenalter unter den verhängnißvollsten und betrübendsten Ereignissen in Teutschland überdauernden Regierung an zweyen Grundgedanken festhalten; an der Aufrechthaltung der katholischen Religion, neben der großmüthigsten Erfüllung seiner reichsständischen Verpflichtungen; und, Hand in Hand mit seinem Volke gehend, an einer selbständigen, sein Gebiet auf Schutz und Trutz schirmenden Verwaltung und Gebarung. Alsobald hatte er die Landstände wieder hergestellt, und im Verein mit denselben und dem Domcapitel, mit permanenten Ausschüssen, den Staatshaushalt zu ordnen begonnen. Seine Wehrverfassung war durch die eigenthümliche Lage des Landes, mehr in, als vor den Alpen, geographisch-strategisch begünstiget. Ungleich schwieriger waren die politischen Verhältnisse des Erzbischofs nach aussen, und zunächst gegen Bayern, zu bestehen. Es sind drey wesentlich verschiedene Gesichtspunkte, unter welchen Paris da betrachtet werden muß; als Reichsfürst, als bayerischer Kreisstand, und als Mitglied der vom Bischof von Würz-

burg ausgegangenen katholischen Liga, welcher Herzog Maximilian von Bayern als Bundesoberster vorstand. Aus jenen Zeiten des reichen Bergsegens und des uralten gewinnvollen Transitohandels über die Alpen zur Adria, und hinwieder gen Norden, der während des Krieges völlig stockte; und ob des einträglichen, mit Bayern betriebenen jetzt aber von dort her allenthalben nur mit schwerem Abbruch gefristeten Salzhandels, war das Erzstift im Reichsmatricularanschlag bey weitem überbürdet: — wogegen keine Reclamationen halfen *). Dennoch leistete der Erzbischof das nur immer Erschwingliche fort; aber seine Contingente, an tüchtiger Reiterey und Fußvolk, stellte er unmittelbar zur Reichs- und Bundesarmee. Herzog Maximilian, der gut zu rechnen verstand, hätte es als Kreis- und Bundesoberster lieber gesehen, daß auch Salzburg, gleich den übrigen geistlichen Fürsten, sein Contingent in Baarschaft abgeführt hätte, worauf der Erzbischof nicht einging. Noch anstössiger war sein Verhalten gegen die Liga. Als katholischer Reichsstand konnte sich zwar Salzburg derselben förmlich nicht entziehen: es beschickte die bald da, bald dorthin ausgeschriebenen Bundestage; allein die salzburgischen Gesandten hatten nur die Vollmacht, zu hören; und gegen die weitern, zum Theil maaßlosen Zumuthungen das Land zu wahren. Die bittersten Klagen hatte darüber, bey Kaiser und Papst, Maximilian als Bundesoberster erhoben; die dringendsten Mahnungen waren deßfalls von Kaiser und Papst, sogar unter Vorenthaltung des Palliums, dem Erzbischof Paris zugegangen. Er wies auf seine ausserordentlichen Leistungen hin, und auf die baare Unmöglichkeit mehr zu thun; und behauptete so seine Selbständigkeit **). Sogar protestantische Schriftsteller haben in unsern Tagen, den Erzbischof darum selbstsüchtiger Absichten, und eines Kaltsinnes gegen die Liga beschuldigt; mit Unrecht *). Die Wahrheit ist, daß Paris im Hintergrund und Ausgangspunkt der Liga für die geistlichen Fürsten nichts Tröstliches, und in der Stellung und Richtung des Bundesoberstenen vielmehr die Mittel sah, der österreichischen Schutzmacht gegenüber, die geistlichen Fürsten des bayerischen Kreises zu abhängigen Landesbischöfen zu machen **). Nichts desto weniger hatte Erzbischof Paris unter andern auf dem Chur- und Fürstentag zu Regensburg, im J. 1622, dem Kaiser Ferdinand II. bey Uebertragung der pfälzischen Churwürde auf Bayern unbedingt beygestimmt. Auch bey andern feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey der Einweihung des Doms, hatte der Erzbischof den Churfürsten Maxmilian, seinen Bruder, den Churfürsten von Cöln, den Herzog Albrecht und seine Gemahlin, sammt zahlreichem Gefolge, glänzend empfangen, und durch acht Tage fürstlich bewirthet.

Aber auch gegen Gustav Adolf, König von Schweden, als derselbe in Teutschland aufgetreten, und den Gränzen des Erzstifts näher gerückt war, vermied der Erzbischof jeden persönlichen Anstoß; verdoppelte aber seinen Eifer zur Vertheidigung seines Landes. Da war es im J. 1632, daß der Schwedenkönig, der Siege Tillys ungeachtet, den Uebergang über den Lech erzwang. München, des Churfürsten Residenz, war verloren; Flüchtige aus allen Ständen bedeckten die Strassen nach Salzburg. Da nahm der Erzbischof Paris die Churfürstin, und ihre

*) Erst im J. 1654 erfolgte durch kaiserliches Decret für Salzburg eine Reduction des Römermonats von 1828 fl. auf 609 fl. 20 kr., also zu 2 Drittheilen!

**) Ehe und bevor sich Erzbischof Paris hiezu, und gleichsam zur Selbsthülfe entschloß; hatte er sich von auswärtigen Falcultäten staatsrechtliche Gutachten erstatten lassen.

*) Z. B. Hofrath Breyer, in der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, Bd. I. 364.

**) Hansiz, in der Germania sacra T. II. p. 764, sagt in dieser Beziehung von Paris: „Verum enim Antistes consilii mire cauti, ac, prout tempus monebat, solicite circumspecti, adduci nunquam potuit, ut aleae se committeret, unde pedem referre, si res pejus accideret, non posset — — rationes etiam secretas habere.“ Unverkennbare Analogien zur Gegenwart des teutschen Reiches; wiewohl im engern Bereich!

Kinder, und den gesammten Hofstaat in seinen eigenen Palast auf, und die Schätze, Archive, und Kostbarkeiten des herzogl. Hauses wurden in der salzburgischen Bergfestung Werfen, sechs Meilen hinter Salzburg, geborgen. Als im J. 1634 München von der Pest verheert wurde; war es abermals der Erzbischof, der dem Herzog Albrecht, seiner Gemahlin, und andern hohen Hausgenossen monatelang Unterkunft und Pflege gewährte. Siegreich und rasch war Torstenson, der Schwede, im J. 1645 aus Böhmen an die Donau vorgerückt; — wieder ward das Erzstift selbst bedroht; wegen der ausserordentlichen Steuern hatten Unruhen in dessen Innern statt: gleichwohl ließ sich der Erzbischof in die angebotenen Separatverhandlungen nicht ein. Aber ebenso fest und zur Abwehr entschlossen wies er im J. 1647, als dem Churfürsten Maximilian in Folge des Waffenstillstandes von Ulm der ganze bayerische Kreis für Einquartierungen und Contributionen preis gegeben worden war, jede solche Zumuthung ab. Unstreitig sind es in der teutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, unter den Prüfungen des dreyßigjährigen Krieges, zwey große Charaktere, die sich, als benachbarte Fürsten, und zunächst einig um ein höchstes Ziel, doch so lange, im beharrlichsten Zwiespalt gegenüber gestanden hatten. Da sehen wir im Laufe des J. 1648, in jenen erschütternden Ereignissen, kurz vor dem Abschlusse des westphälischen Friedens, wie das Geschick über beyde Fürsten, über Maximilian und Paris, eine letzte Prüfung verhängte; und sie, indem Großmuth und Resignation persönlich sich begegneten, mit einander versöhnte. Der schwedische Feldmarschall Wrangel nämlich, erboßt durch die Aufkündung des Waffenstillstandes, nachdem sich der Churfürst Maximilian und der Kaiser wieder mit einander verstanden hatten, drang mit Uebermacht in Bayern ein, und während er es nach allen Richtungen verheerte; mußte der greise Churfürst inmitten der Flüchtenden vorerst hinter dem Inn, und

bald weiter, in der wohlbewehrten Residenzstadt des Erzbischofs Schutz und Unterhalt suchen. Volle vier Monate hatte Maximilian diese Gastfreundschaft genossen; während die Schweden, bis Mühldorf vorgedrungen, den Inn nicht überschreiten konnten *).

So waltet die Geschichte und richtet über die Fürsten und Völker. Darum Ehre dem teutschen Geschichtschreiber Johannes von Müller, der, als Se. königl. Hoheit, der damalige Kronprinz von Bayern, den Entschluß faßte, eine Walhalla zu bauen, von Cassel aus im J. 1808 Höchstdenselben auch auf die geistlichen Fürsten Teutschlands, und insbesondere auf den Erzbischof Paris von Salzburg aufmerksam machte; als sey er würdig, neben den Weisen und Helden des tausendjährigen Reiches auch einen Platz einzunehmen. Und dem ward gewährt.

---

*) Den Franzosen waren die rücksichtslosen Einschreitungen Bayern's gegen Salzburg kein Geheimniß geblieben. Daher ist unter andern bey Bougeant: „Histoire du Traité de Westphalie. T. VI. Liv. IX. p. 77 zu lesen." „Le Duc de Bavière (1648) cedant lui même à la terreur generale, donna dans cette occasion une triste spectacle des revolutions humaines, contraint de fuir loin de sa Capitale avec sa famille et tout ce qu'il avoit de plus précieux, tout infirme qu'il etoit dans un age fort avancé et pour comble d'humiliation, il se vit réduit à demander un azyle à l' archevêque de Salzburg, qui'l avait jusqu' alors traité avec peu de ménagement."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 5. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 23. December 1848.

In derselben kamen vor: Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen. 1460 — 1461, von Archivar Dr. Höfler.

In mehr als einer Periode hat das Verhältniß Böhmen's zum deutschen Reiche theils zu großen Umwälzungen Anlaß gegeben, theils einen entscheidenden Einfluß auf das Kaiserreich gewonnen. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte war von Böhmen aus der Plan gefaßt worden, das mächtigste Kaiserhaus der Deutschen, die Hohenstaufen, um die deutsche Krone zu bringen [1]; im nächstfolgenden Jahrhunderte wurde der Versuch gemacht, nicht etwa bloß Böhmen zur deutschen Hauptmacht zu erheben, sondern, wenn möglich, nach und nach Deutschland in ein böhmisch-luxemburgisches Reich umzuwandeln [2]; und bedenkt man, wie Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und die Mark Brandenburg, nebst dem Stammlande Luxemburg im Osten, bereits gewonnen, das übermächtige Haus der Wittelsbacher getheilt und zum schnellen Verfalle gebracht, welche Aussichten endlich durch die Erbverträge mit den benachbarten deutschen Fürsten, wie durch Sigmunds Vermählung mit der Erbin der ungarischen Krone eröffnet waren, so kann man dem kühnen Politiker, dem Stiefvater des hl. Reichs, dem Böhmenkönige Carl IV. gerechte Anerkennung nicht versagen. Auch in dem XV. Jahrhundert hat Böhmen nicht aufgehört, eine große Rolle zu spielen und nicht gezögert, mit dem deutschen Reiche, fast könnte man sagen, mit dem civilisirten Europa einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Dann schien es selbst bestimmt, mit Ausschluß der Deutschen, eine staatliche Verbindung mit dem Magyarenreiche einzuleiten und so im Osten Deutschlands Kern einer Macht zu werden, welche zweifelsohne den mehrfachen Versuch, auch Polen an sich zu ziehen, zu Gunsten eines großen slavisch-magyarischen Reiches erneut haben würde. Allein dieser Versuch, so oft angestellt, so oft seinem Ziele nahe gebracht, scheiterte im XVI. Jahrhunderte wie im XVII., als bereits eine große Conföderation Böhmen's, Schlesien's, Mähren's, Ober- und Unteröesterreich's, Ungarn's und Siebenbürgen's eingeleitet war, das dem ganzen Treiben zu Grunde liegende politische Element jedoch mit der confessionellen Färbung überzogen ward. So lehrreich aber alle diese Versuche für den, auf das an denkwürdigen Erfahrungen reiche Feld der Geschichte sich stützenden Politiker seyn mögen, so sollen nicht sie der Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung seyn, sondern eine Erörterung stattfinden, welche die Verbindung, nicht die Trennung Deutschlands und Böhmens zu ihrem Vorwurfe nimmt.

1) Nach Alberts von Beham Aufzeichnungen.

2) Palacky Geschichte von Böhmen II. 1. S. 394. 395.

Es mußte nemlich befremden, daß in den so fleißig und mit Benützung des k. allgemeinen Reichsarchives ausgearbeiteten Regesten H. Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut [3]) von den Unterhandlungen des Böhmenkönigs Girzika (Georg von Podiebrad) mit den beyden Häuptern des wittelsbachischen Hauses und den geistlichen Churfürsten, um die deutsche Kaiserkrone vom Haupte des Habsburgers Friedrich's III. hinwegzunehmen und auf das K. Georgs zu setzen, nichts bemerkt wird. Noch auffallender war, daß auch die neueste Geschichte der Pfalz von Prof. Häusser, ein bekannter Massen kritisch noch nicht untersuchtes Werk, trotz seiner angerühmten Bekanntschaft mit so vielen Archiven und Archivalien [4]) von der Verbindung des Churfürsten Friedrich von der Pfalz und des Herzogs Ludwig mit K. Georg zum bezeichneten Endzwecke nicht mehr berichtet, als „daß man einen Augenblick den früheren Gedanken der Absetzung (Friedrichs III.) wieder aufnahm und auf einem Convent zu Eger (Febr. 1461) sich die Opposition unter den Kurfürsten sogar mit Georg Podiebrad einließ; doch scheine der Plan, ihn zum römischen König zu machen, wieder aufgegeben worden zu seyn; denn bald nachher leugneten die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz jeden Plan der Art entschieden ab [5])."

Die Sache war jedoch ernster gemeint, als aus dieser leichten Abfertigung eines wichtigen Gegenstandes hervorgehen dürfte, und muß im Zusammenhange mit der Politik des bayerischen wie des brandenburgischen Fürstenhauses erörtert werden. Es findet sich nämlich in den Acten, daß Markgraf Albrecht Achilles heimlich durch Hrn. Wenzeslaus (Wentzlaw) dem deutschen Kaiser die Mittheilung machen ließ (1461), der Böhmenkönig trachte im Bunde mit Mainz, Pfalz, Hz. Ludwig von Bayern, Hz. Albrecht von Oesterreich und dem Bischofe von Würzburg nach der deutschen Krone. Andererseits läugnete jedoch derselbe Fürst dem Böhmenkönige gegenüber diese Angabe, welche jedenfalls mit dem, dem Böhmenkönig gegebenen Versprechen, „in den sachen still zu schweigen und das nicht zu hindern, noch dergleichen thun," als wüßte er etwas [6]), in grellem Widerspruche gestanden wäre. Da ferner M. Albrecht erst 1459 ein „frewntlich verpuntniß und Aynigung" mit K. Georg eingegangen und „bey seinen fürstenlichen eren und wirden in guten Trewen an eines rechten aydes stat es zu halten, zu volstrecken, und zu volfüren geredt und gelobt" hatte [7]), auch es hier nicht um eine augenblickliche Ansicht, sondern um einen sehr gefährlichen Entschluß, einen weit ausgreifenden Plan sich gehandelt zu haben scheint, so verdient dieser merkwürdige Versuch, von Böhmen aus die Geschicke Deutschlands zu leiten, zweifelsohne eine nähere und ausführliche Erörterung.

Sorgfältig hatte der neue Böhmenkönig, nachdem er seine Macht im Innern sicher gestellt, auch sein Ansehen als erster weltlicher Churfürst im Reiche zu bewahren gestrebt. Wer immer böhmische Lehen trug, Pfalz oder Brandenburg, Hessen oder Würtemberg, Fürsten, Grafen, Ritter, Städte wurden durch erneute Verträge an das böhmische Interesse geknüpft. Dem ewigen Bündnisse mit dem Markgrafen Albrecht im Frankenlande war das mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz vorausgegangen, folgte im nächsten Jahre 1460 die Erbeinigung mit Herz. Ludwig von Oberbayern nach. Obwohl aber der Markgraf dem Könige versprochen, „auff die Meynung das wir, wie K. Georg schrieb, uns alles guten zu Im versehen und keinerley Uebergriff gewaltsam oder arges in Unser Cron zu Beheim und irer zugehörigen Herrschaft Fürstenthum Land und gebiete von Im nit wartend sein solten," so wurde doch durch die Annahme der Reichshauptmannschaft von Seiten M. Albrechts im Kriege des Kaisers mit

3) Von Hrn. Ernst Geiß, im Oberbayer. Archive. IX. 3. Hätten wir doch ähnliche Regesten von Ludwigs Zeitgenossen und Gegner, Markgr. Albrecht Achilles.

4) Geschichte der rheinischen Pfalz Bd. I. S. XXI.

5) So viel und selbst noch mehr geht aus dem von Prof. Häusser citirten Reichstagstheatrum Müllers II. S. 4 u. 5 hervor.

6) Fertigung der Rete gen Bray letare und Jeorkii 1463. ms.

7) Sieh Bewahrungsbrief K. Georgs von 1461.

Herz. Ludwig und Churf. Friedrich in dieses vertrauliche Verhältniß ein weiter Riß gemacht. M. Albrecht versicherte zwar, er habe dieses Amt nur um des Reiches Nutzen willen angenommen; es meinte jedoch der König, welcher wohl wußte, wie Albrecht im Geheimen agitirt hatte [8]), daß er das unternommen, „nicht dem hl. Reiche noch der Christenheit zu gut Sunder um sein eygen nutz's willen [9])," ja er, der Markgraf sey die wahre Ursache aller obschwebenden „Aufruhre und Kriege" [10]). Der Markgraf, dem die charakteristischen Worte in den Mund gelegt werden, dem Kriege zieme der Brand, wie das Magnificat der Vesper, war auch in der That die Seele jener flammenden Bewegung, welche jetzt Deutschland ergriff und die, nachdem sie in Oberdeutschland ihren besonderen Schauplatz aufgeschlagen, Albrecht durch seine Verbindung mit Sachsen und dem Könige von „Tennemarch" bis an die Ostsee auszudehnen hoffte [11]). Schon in dem Kampfe mit Nürnberg hatte Albrecht sein wildes streitsüchtiges Naturel [12]) neben jener List bewiesen, welche ihm den Beynamen des deutschen Fuchses (vulpes Germaniae) verschaffte [13]), der ihm mehr gebührte, als der ihm nicht ausschließlich zukommende des deutschen Achilles. Gerade die Verbindung mit diesem frommen Fürsten [14]), wofür sich M. Albrecht merkwürdiger Weise ausgab, brachte nun das

8) Häusser I. S. 351.

9) An die deutschen Chur- und Fürsten als Lehensmannen der Krone Böhmen. Prag am Skt. Gilgentag 1461.

10) Der ir fast ein Ursach seyt und die uns, des Got vater zeugk ist, wider sein. Budwitz am Freytag vor invocavit 1462.

11) Sieh sein Schreiben d. d. Onolzpach Dienstag nach palmarum 1463.

12) Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg behaupteten von ihm, er habe das Sprüchwort angenommen, wer sich nit scheme, der werde nit zu schanden. Also wissen wir wol, daß er des sprüchworts in stettiger übung geflissen ist. Ms.

13) Schreiben des päpstl. Nuntius Joh. Ant. Campanus an den Card. Jacob von Pavia.

14) Selbst für friedliebend hielt sich M. Albrecht nach den Urkunden des sog. keiserischen Buches.

Project des Böhmenkönigs zu Stande, welches wir näher beleuchten wollen, und welches wesentlich auf Albrechts Betheuerung beruhte, „er hätte zweyer Churfürsten Macht" [15]). Wenn übrigens nach der Behauptung König Georgs der Markgraf den Krieg in Deutschland nur um seines Vortheils willen nährte und erregte, so ist es auch gewiß, daß der Böhme „seinen lieben Sweger Hz. Ludwig von Bayern" nicht bloß um der Gerechtigkeit willen unterstützte. Es findet sich nun, daß K. Georg in einem Schreiben (Prag Montag nach Skt. Nicolastag 1461), in welchem er von seinen Bemühungen, den Frieden zwischen K. Friedrich III. und dem Hz. Ludwig zu vermitteln spricht, unter den zu der nun vollbrachten Teydigung zugezogenen bayrischen Räthen auch des Meisters Martein Meyer erwähnt, welcher wohl eins ist mit dem von H. Häusser (I. S. 350) als den „trefflichen Martin Meyer aus Heidelberg, mainzischen Kanzler", angeführten und auch mit dem in einem Gewaltschreiben K. Georgs (Prag Donnerstag St. Gallentag 14 . . zweifelsohne 1460) bezeichneten Meister Martin Maier Doctor. Derselbe, den wir vorerst nur als böhmischen Rath anführen wollen, erhielt eine Sendung an die Churfürsten von Trier, Mainz, Cöln und Pfalz und zwar, wie es in dem Gewaltbriefe heißt, aus folgendem Grunde: „So wir (K. Georg) in vnserm koniglichen gemuet zu herzen nemen dy groß übeltat mit morde, name, prant und in ander wege beschehen sein und leider noch teglich (geschehen) und das dye fride im Reich verhindert, die gericht vnd gerechtigkeit verdruckt vnd des Reichs Strassen versperret, dadurch gemeinen nutz verirret wurdt, so werden wir als der oberst weltlich curfürst von der pflicht wegen damit wir Got dem almechtigen und dem hl. romischen Reich auch dem rechten vnd gemainen nutz gewand sein, nicht unbillich inprunstillich bewegt mit sambt ann-

15) M. Albrecht, später darüber zur Rede gestellt, läugnet zwar diese Worte, allein sein Widerpart M. Martein blieb auch auf seiner Behauptung und meinte, wäre der König (Georg, bey der Conferenz) gegenwärtig, so läugnete es M. Albrecht nit. Die zwey gemeinten Churfürsten waren zweifelsohne Sachsen und Brandenburg.

dern unnsern mitkurfürsten emssigen Fleis zu thun, dadurch die obgemelten unnd annder zukünftigen übel unnd unratt — verkomen mochte.“ Ebendeßhalb ertheilte er seinem Rathe und lieben getreuen Meister Martein Mair Doctor volle Gewalt mit den erwähnten Churfürsten „zw underreden verstentnus vnnd vereinygung,“ darüber Briefe zu übergeben und zu nehmen, Gelübde und Pflicht im Namen des Königs zu empfangen und zu geben, und was er handeln oder beschließen würde, „das gereden wir pei unnsern königlichen wirden stet vnd vest zu halten.“

Was nun Dr. Martin Mair mit den Churfürsten von Trier und Cöln unterhandelte und abschloß, können wir auch nicht berichten, läßt sich aber nach dem etwas schmutzigen Handel bemessen, den „der Treffliche“ mit den Churfürsten von der Pfalz und Mainz betrieb und abschloß. Es findet sich nämlich in unsern Reichstags-Acten „ein Ratslag des Dr. Martin Maier's den König zu Beheim zu einem römischen König zu machen,“ welcher nicht etwa wie der von Hagen angeführte Brief Gregor's von Heimburg [16]) in den Gränzen frommer Wünsche verblieb, sondern wie aus dem Detail der Urkunde hervorgeht, zur That wurde und als erste Folge den oben erwähnten Gewaltsbrief hatte. In Kraft dieses letztern aber stellte sodann der Machtbote dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu Würzburg am Sonntag in der Octave Martini 1460 eine Verschreibung über Vereinigung und Vertrag in 26 Punkten aus, von welchen wir nur das Hauptsächlichste hervorheben wollen.

Zuerst verpflichtete sich der Pfalzgraf und Churfürst, wie es am füglichsten geschehen könne, den K. Georg von Böhmen zum römischen König zu erwählen, oder das römische Reich mit ihm als einem römischen König „zu versehen.“ Dazu sollte der Pfalzgraf Briefe ausstellen und es zu vollführen sich verpflichten „uff die Zeit, als unser Oheim H. Friedrich von Sachsen und Markgraf Friedrich von Brandenburg (Albrechts älterer Bruder [17]) baid Churfürsten solches auch thun werden.“ Sobald aber K. Georg von allen oder dem mehreren Theile der Churfürsten zum römischen Könige erwählt worden sey, solle ihm der Pfalzgraf getreuen Rath, Hülfe und Beystand leisten, der König aber Friedrichen und seinen Erben die Pfalz mit allen Rechten bestätigen, ihn zu seinem und des Reichs oberstem und gemeinem Hauptmann und Rathe machen und ihm dazu jährlich 8000 ungarische Gulden geben; wenn aber der Pfalzgraf nicht persönlich bey Hofe seyn könnte, sollte er einen andern, der zum mindesten Graf oder Freyherr des Reichs wäre, an seiner Stelle dort haben, auch einen Stellvertreter als Reichshauptmann ernennen können. Ein anderer Artikel (Nr. 12) bestimmte, der König solle den Pfalzgrafen mit sammt Hz. Ludwig in Ober- und Niederbayern zu seinem und des Reichsstatthalter setzen und ihnen volle Macht und Gewalt einräumen. Vergaß hiebey der Churfürst seinen Vetter in Bayern-Landshut nicht, so hatten schon die früheren Artikel bewiesen, daß er auch das eigene Interesse neben dem des Gesammthauses nicht hintanzusetzen gedenke. Noch mehr gingen aber die Absichten des Pfalzgrafen aus den nachfolgenden Vertragspunkten hervor, die hinlänglich darthaten, daß auch das wittelsbachische Haus es so gut verstand wie das hohenzoller'sche, von der allgemeinen Wendung der Dinge im XV. Jahrhunderte in seinem Interesse Gebrauch zu machen. Item hieß es, der konig soll auch von Stund an, so er Rom. kunig werdet, ain zol in die Frankfurter fasten und herbstmeß auch sunst durch das ganz jar uff den handel und alle kauffmanschafft und geware zu dem höchsten und nuzlichsten (nämlich für den Churfürsten) uffsetzen zu ewigen tagen werend. Ein Drittheil solle Friedrich zukommen, die zwey andern dem Könige, und „denselbigen zol sollen auch der kunig und pfalz bey den penen der sie sich verainigen sollen getrewlich hanthaben und ir khainer davon on des andern wissen und willen ablassen.

(Fortsetzung folgt.)

16) Hagen zur polit. Geschichte Deutschlands. S. 157.
17) Sieh oben Note 15.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen.

(Fortsetzung.)

Zeigt sich schon hiebey, wie rücksichtslos die Territorialmacht den niederen Ständen den königlichen Schutz gegen Willkühr entzog und sich gegen diese mit Gleichgesinnten verschwor, so trat das Hauptbestreben dieser Richtung doch eigentlich erst in Art. 14. 15. 16. hervor. „Item ob der kunig die statt Mentze von sein und des Reichs wegen yemant bevelhen wolt, so soll der pfalzgraf der einer sein — —"; ebenso wenn der König „ander des Reichs Churfürsten in des reichs sachen gebrauchen wolt — —. Item ob meintz, wirzburg, Bamberg, Eystett, Straßpurg oder Speyer der Bistumb eines ledig wurde, so solt der kunig bei vnnserm hl. Vater dem Bapst oder einem Concilium, ob das zu den zeiten were, auch bei demselben Stifft auch hilff vnd beistandt tun vnd ob notdurfft sein durffte, den ernst furkeren (also Gewalt brauchen), dadurch Herz. Ruprecht des Pfalzgraven Bruder zu Erzbischov oder Bischov des Stiffts der also ledig würdt, uffgenommen vnd zugelassen werde und so er Erzbischove oder Bischove würde, so solt er alsdann dem kunig (der ein Hussite war), in allen sachen gehorsam untertenig und nachfollig sein als sich dan gegen ine als einen Rom. Künig gebüret." Wirklich ist auch Pfalzgraf Ruprecht 1463 Erzbischof von Cöln geworden und als solcher Theilnehmer an der unio rhenanae patriae; später wurde er auch Bischof von Straßburg, obwohl weder das Eine noch das Andere ihm zum Heile gereichte. Der Pfalzgraf ließ sich ferner noch den Rheinzoll „zu Sand Fellix" versprechen, und während er selbst dem Könige in Betreff des Herzogs von Mailand freye Hand zu lassen versprach, verhieß ihm K. Georg das Recht, alle Pfandschaften des Reichs zu lösen und zu behalten, die Belehnung mit der Grafschaft Lützlstein, so wie daß er nur mit Genehmigung der Pfalz einen Hofrichter aufnehmen wolle. Noch vor dem hl. Ostertage sollten die beyderseitigen Räthe in Nürnberg, Bamberg oder Amberg zusammenkommen, und die Auswechslung der Briefe und die eidlichen Versicherungen erfolgen. Damit aber nicht etwa von Seiten der churfürstlichen Räthe ein überflüssiges Bedenken den ganzen Handel störe, hatte der listige Böhme Sorge getragen, zu den Verschreibungen im Interesse des Churfürsten auch eine ordentliche Anzahl von Verschreibungen zu Gunsten der churfürstlichen Räthe hinzuzufügen.

In ungefähr ebenso viel Punkten als mit dem Churfürsten von der Pfalz wurde auch der Vertrag mit dem Kurerzkanzler Dietrich von Mainz abgeschlossen, obwohl bey diesem das persönliche Interesse nicht gar so grell hervorgekehrt wurde. Der König versprach nämlich die hussitischen Irrungen in Böhmen „in ein einig christenlich wesen zu bringen,"

in dem Reiche ordentliches Gericht aufzurichten, beständig Frieden und Einigung darin zu schaffen, den Zug gegen die Türken zu unternehmen, ohne Wissen und Willen der Churfürsten keine Auflage auszuschreiben oder zu erheben, ein Concil in einer Stadt am Rheine zu Wege zu bringen, die Baslerdecrete haupthalten zu lassen, die Geistlichen bey ihren Rechten und Freyheiten, den Erzbischof bey seiner Kanzlerwürde bestätigen, ihm den 10 Pfenning der Judensteuer, 5000 fl. von der Lehenbestätigung des Herzogs von Mailand, so wie das Reichsvicariat (wenn nicht allein doch in Gemeinschaft) ertheilen zu wollen. Des Erzbischofs Brüder sollten mit Erzbisthümern und Prälaturen versehen und auch seine Räthe wohl bedacht werden. Das Nähere über die Sache selbst dachte man mit Beyziehung der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg auf dem Tage zu Nürnberg oder Bamberg zu bestimmen und auch den Herz. Ludwig in die „aynung" der Churfürsten zu ziehen.

Diesen Verschreibungen zu Gunsten von Mainz und Pfalz, durch welche sich der Böhme die deutsche Königskrone zu verschaffen suchte, war nämlich im October 1460 „eine Verstendnuß zwischen des Konigs und Hz. Ludwigen von des reichs wegen (Mittwoch nach Francisci)" bereits vorausgegangen. Diesem zufolge sollte, sobald Churf. Friedrich sich mit K. Georg verständigt, der letztere einen besonderen Brief für H. Ludwig ausstellen, in welchem beyde Fürsten Böhmen's und Bayern's erklärten, nicht von einander lassen und alles thun zu wollen, damit Georg römischer König werde, auch einander im Falle eines Angriffes mit aller Macht Hülfe zu leisten. Sobald Georg deutscher König geworden, sollte H. Ludwig dessen oberster Hofmeister und Rath mit 8000 ungarischen Gulden auf Lebenszeit werden, dieses Amt jedoch auch durch andere verwalten lassen können. Von den 75000 fl. Schulden, welche H. Ludwig an Schwäbisch Werde (Donauwöth) zu fordern habe, lasse er dem Könige 35000 nach, die übrigen 40000 fl. sollten auf die Stadt verschrieben werden und diese dem Herzoge bis zur Auslösung bleiben. Damit sollten auch alle Anforderungen getilgt seyn, die der Kaiser etwa gegen den Herzog erheben könnte. Wenn der König sich in Schlesien, Mähren, Oestreich, Ungarn, Preussen oder in welschen Landen befände, sollten Churf. Friedrich von der Pfalz und H. Ludwig von Bayern sein und des Reichs Statthalter und Anwälde mit voller Gewalt sein und sonst Niemand [18]). Wenn Reichslehen fällig würden, und H. Ludwig begehre sie, sollten sie ihm zufallen; doch dürften beyde Fürsten als königliche Statthalter kein Fürstenthum verleihen, noch der Reichsstädte Schlösser, Renten und Gilten verändern und versetzen können.

An diese Hauptverschreibungen lehnen sich nun noch einige Briefe ohne Datum und somit noch der Ausfertigung harrend an. Durch den ersten nahm der neue römische König den Herzog von Bayern mit allen seinen Landen, Leuten, Rechten ꝛc. in seinen besonderen Schutz und erklärte, daß alle Forderungen und Ansprachen, die der gute Herr Friedrich als römischer Kaiser „dieweil er in Regierung des hl. Röm. Reiches gewesen ist," gegen ihn gehabt hätte, abgethan seyn sollten und bey 2000 Mark Silber Strafe Niemand ihn und die Seinigen wegen der gehabten Streitigkeiten belangen dürfe. Man ging selbst schon so weit, von dem Kaiser nur mehr als von Friedrich Herzog zu Oestreich, der sich nennt, römischer Kaiser zu sprechen; ein zweyter Brief aber hebt mit den hochtrabenden Worten an: sintemalen wir von Gottes Schickung zu der hohen römischen königlichen Würdigkeit gefordert und komen seien ꝛc. Er enthielt von Seiten K. Georgs die Verleihung des Statthalteramtes an Churf. Friedrich und H. Ludwig und durfte nur ausgefertigt werden um Geltung zu erlangen. Ein dritter verbriefte, daß H. Ludwig nicht schuldig sey in eigener Person das Hofmeisteramt zu versehen; ein vierter die Verleihung dieses Amtes selbst, so daß der Herzog mit 2000 Pferden und 5 seiner Räthe, die auch des Königs geschworene Räthe wären [19]), am Hofe frey und auf königliche Kosten weile. Für alles dieses sollte seinerseits H.

18) Damit stand offenbar die Mainzer Verschreibung in Widerspruch.

19) Wie es mit Dr. Maier der Fall war. Vergl. S. 38.

Ludwig dem Könige Reversbriefe ausstellen, die jedoch aus leicht zu erklärenden Gründen fehlen.

Das Ganze war eine gute Speculation auf Kosten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, nur wurden die pfälzisch-böhmisch-bayrischen Speculanten sammt und sonders durch einen noch listigeren um das Ziel ihrer Berechnungen gebracht.

Auf Lichtmeß 1461 fand der Zusammentritt der Fürsten zu Eger statt, auf welchem K. Georg die bereits in das Geheimniß eingeweihten oder erst einzuweihenden zu seinem Plane zu bereden suchte. Man sieht jedoch aus dem bereits Mitgetheilten, daß es sich hiebey nicht um einen schnell aufgenommenen und schnell wieder bey Seite gelegten Plan der Entthronung des Habsburgers handelte. Das Nachfolgende wird beweisen, daß man auch nach der Fürstenversammlung zu Eger, welche angeblich den Streit H. Ludwigs mit M. Albrecht schlichten sollte [20]), an dem Plane noch festhielt. Im Frühjahre 1461 wurde von Seiten des Churfürsten Friedrich von Brandenburg der obenerwähnte H. Wenzlaw an den Hof K. Friedrich's III. geschickt. Nachdem sich derselbe seiner Aufträge erledigt [21]), entdeckte er dem Kaiser gegen Verbürgung des kaiserlichen Wortes, und daß nur Heinrich von Pappenheim noch etwas erführe, dieser aber und Friedrich mit keinem Menschen davon sprächen, er habe noch eine heimliche Sendung, von welcher selbst der Churfürst, der ihn abgesandt, nichts wisse. Er erzählte nun Folgendes in Auftrag des Markgrafen Albrecht Achilles: „das der konig von beheym hat gebeten Marggraven Friedrichen in zu welen zu romischem konige. Wenn er im das zusage, so habe er Meintz und Pfaltz (mit Trier und Köln müssen demnach die Unterhandlungen nicht zum Abschlusse gekommen seyn), so wolle er mit seiner Stymme zuvallen und ein mereres machen. Und vermaynet darauff das Reich mit der Hilff Gotes mit dem Swert wol einzubringen und hat darauff ein puntniß vermacht mit ewrem Bruder Herz. Albrechten, Hrz. Ludwigen von Baieren und dem Bischove von Würtzpurg. Derselb Bischof auf sulch hilff sein Rate und Diener ist worden und gibt Im auff sulch hilff jerlich tawsent Gulden zu Dienstgelt die weyl er lebt. Dazu alle wollen einen Anslag machen und vber euch ziehen vor pfingsten und euch dringen, das ir ewren willen darzugeben müßet, des der konig von Beheim ein romischer konig werde. Und das Marggrave Fridrich (der Churfürst) das thu, wolle er (K. Georg) meinem gnädigen herrn (Albrecht) sein sach richten nach allem seinem willen mit herzogen Ludwigen und den bischoven und M. Fridrichen in dem Reich machen, was er sein wolle [22])." Der Bote fügte noch mehreren Einzelnheiten hinzu, aus denen hervorging, daß die Unterhandlungen auf dem Fürstentage zu Nürnberg fortgesetzt worden waren, der Böhmenkönig mit Mathias von Hunyad, dem nachherigen Eroberer Oestreichs, gegen den Kaiser sich verbunden hatte, in Nürnberg aber Churfürst und Markgraf Friedrich „so vil Fleiß angekert, das zu disem mal nichts daraus worden ist." In Nürnberg aber wie zu Eger war M. Albrecht seines Bruders Rath „gewesen und sinnt mit der Zeit verschyenen die verschreibung der zwey Churfürsten (Pfaltz und Maintz) und des konigs, dan es alles zu Nürnberg vollzogen worden sein solt." Der Gesandte unterließ auch nicht bey dem Kaiser hervorzuheben, wie hart M. Albrecht von K. Georg bedroht worden sey, wie er aber „lieber leyb und gut in fare sezen wolle" als seine Ehre und so an dem Kaiser zu handeln. M.

20) Müller Reichstagstheatrum II. S. 6.

21. Actum laetare 1461.

22) Somit hatte sich denn Georg hinter dem Rücken H. Ludwigs mit dessen Gegner Albrecht in Stipulationen eingelassen, welche jenem nichts weniger als vortheilhaft waren. Es bestätigte sich was Eschenlör in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit 1440—1479 herausgegeben von Kunisch von dem Böhmenkönige berichtet: Girsik durch seine List war jetzo diesem Fürsten, morgen jenem günstig; alle suchten sie Hülfe bey ihm, die er konnte und wußte zusagen ufzieben, die Fehde zünden, wieder ausleschen. Wan welchen Theile er oblag, mußte das andere obliegen. Thl. I. S. 173.

Albrecht ließ nun dem Kaiser rathen, er solle vor dem Tage „der zu Frankfort werden sol, auff den Suntag Trinitatis, Trier Köln, Sachsen und Brandenburg, Baden, Wurtemberg und andere gut Freunde und des hl. Reichs Stätt“ bearbeiten lassen, daß sie einmüthig für einander stünden; dann sollten des Kaiser's Schwager Marggrave Carl und der Babst eine treffennliche Botschaft nach Frankfurt schicken, letzterer aber nicht den Cardinal Nicenus der in Wien sey. Auch solle der Kaiser den Streit zwischen dem Erzh. Sigmund (von Tirol) und dem Cardinal Cusanus vor ihm selbst oder dem Papste zur Entscheidung bringen; dann sey es auch nicht Noth, „nach einem gemeinen Concilium zu arbeiten, das man sich ytzund zu thun understeet und Dr. Jorg Heymburg darumb zu dem Konig von Frankreich geschickt ist.“ Der Kaiser sollte ferner sich erbieten in den Sachen, die ihn berühren, „des Zehenten, Zwanzigsten, Dreysigsten und des türkischen Zugs halben — mit den Hungern uff den babst zu recht, desgleichen uff die curfürsten. Dardurch konnt der Konig von Beheim oder nymant in dem Reich wider ewer gnade mit glimpf sein zusamst dem das sie sunst unpillich wider iren Herren weren.“ Endlich sollte der Kaiser sich erbieten auf Michäli persönlich in das Reich zu kommen — „an eine Stat die ewer majestet gelegen were, um mit den curfürsten zu Rat zu slagen und des Reichs sache helffen fürnemen und handeln.“ Wenn aber der Kaiser den beyden Markgrafen „in den sachen unvermerket und unparteysch helfet,“ so würde der eine ihm im Churfürstencollegium, der andere im Rate der gemeinen Fürsten wohl dienen.

Schließlich folgte noch der von dem Kaiser wohl beherzigte Rath: „Und sunderlich nachdem Herz. Albrecht ewer gnaden bruder das lannt zu Swaben hat eingenommen und gleich als ein haubtman sein will der, die wider ewer Gnaden sein wollen, bedeucht uns verfenklich und nützlich sein, das man suchte wie die Sweytz, das sie mit ewer gnade und den andern vorbestymmet in verstentnus komen, wenn das zu einem treffenlichen widerstand dem konig zu beheim und alle derjenen die wider euch wern an sie stossende dyenen wurde [23]).

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 8. Octobre 1848. Paris 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 10. u. 11. livraison. Octbr. Novbr. 1848. Paris. 8.

Von der Académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg:

Mémoires. Sciences politiques, histoire, philologie. Tom. VII. 4. 5. 6. livraison. Saint-Pétersbourg 1847. 48. gr. 4.

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 29 Decbr. 1845 et le 11 Janvier 1847. St. Pétersb. 1847. 4.

Von dem Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von F. Lisch und Bever, Secretären des Vereins. 13. Jahrg. Schwerin 1848. 8.

Quartalberichte. XIII. 2. 3. XIV. 1. Schwerin 1848. 8.

Register über den sechsten bis zehnten Jahrgang der Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins. II. Register. Schwerin 1848. 8.

23) In der Schlacht bey Gingen haben auch die auf Seite des Kaisers befindlichen Schweizer das Beste gethan.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrad's von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen.

(Schluß.)

So geben diese bisher geheim gebliebenen Unterhandlungen erst den wahren Aufschluß über die Natur und Bedeutung des Krieges H. Ludwigs und des Churf. Friedrich von der Pfalz mit Kaiser und Reich, den die oben erwähnte Geschichte der Pfalz so ausführlich behandelt. Es handelte sich um nichts Geringeres, als den Stammvater des habsburgischen Hauses, welches von Friedrich III. (Albrecht II.) an bis zum Untergange des Kaiserthums die Kaiserkrone in fast ununterbrochner Erbfolge vom Vater auf den Sohn besaß und nur einmal sie an den Wittelsbacher Carl VII. abgeben mußte, zu Gunsten des Böhmenkönigs, und da es nicht wahrscheinlich war, daß Georgs Sohn ihm nachfolgen würde, zweifelsohne zu Gunsten des wittelsbachischen Hauses zu beseitigen. Albrecht aber, welcher der Stammvater des preußischen Hauses wurde, machte das Project scheitern und rettete somit dem habsburgischen Hause die Kaiserkrone. War dieses denn auch wohl das unzweifelhafte Verdienst, auf welches in den späteren Jahren M. Albrecht dem Kaiser gegenüber sich so oft bezieht, und welches wie natürlich nur die Eingeweihten kannten, so ließ übrigens der schlaue Fürst auch die günstige Gelegenheit der Eröffnung einer so wichtigen Sache nicht unbenützt vorübergehen. H. Wenzlaw hatte an dem Kaiser noch eine andere Werbung, „das landt zu holstein antreffend, das ledig worden ist, von dem herzogen von Sleßwich, das sich der konig von denmarkt underwannt hat und nicht bekennt zu Lehen vom Reich das vnnser gnedigster herr der Kaiser dem Marggrave Friedriche zu leyhen geruh, So wolle er versuchen und Fleiß haben ober das einbringen möge [24]."

Wie tief aber M. Albrecht selbst sich, ehe er dem Kaiser diese Anzeige gemacht, in das Project seiner Entthronung eingelassen und wie kläglich die Verantwortung ausfiel, die er 1463 auf die Vorwürfe der Churfürsten von Mainz, Pfalz, Trier und Sachsen unternahm, soll nicht mehr hier erörtert werden, sondern bildet nach gleichfalls unbekannten Urkunden einen Theil des Commentar's zu Ritter Ludwigs von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten, die, von dem Unterzeichneten aufgefunden, selbst einen höchst lehrreichen Beytrag zur Geschichte der politischen Vorwehen des Reformationszeitalters wie des hohenzollerschen Hauses abgeben. Es

24) In der That wurde auch seitdem die Belehnung mit Holstein vom Hause Brandenburg fortwährend verlangt, bis sie 1517 für den Todesfall K. Christian's II. für die eine Hälfte von Schleßwig und Holstein nebst Successionsansprüchen auf die andere wirklich erfolgte.

genüge hier auf das Mangelhafte der bisherigen Darstellungsweise eines in die deutsche Geschichte so tief einschneidenden Gegenstandes aufmerksam gemacht zu haben. Nur soviel sey hier noch erwähnt, daß durch diese Unterhandlungen erst klar wird, wie es kam, daß K. Friedrich sich an die päpstliche Partey näher anschloß und, wie Hz. Ludwig bemerkte, diese nun mit der kaiserlichen in eine zusammenschmolz, K. Georg (1455) gebannt, der Churfürst von Mainz abgesetzt, Hz. Ludwig von Bayern aber zuletzt trotz des Sieges von Gingen einen Frieden einzugehen sich veranlaßt sah, durch den er auf seine Eroberungen Verzicht leistete und die Herrschaft des Kaisers im Reiche wie die der Brandenburger im Frankenlande gesichert wurde [25]) 1463.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2. December 1848.

Hr. Prof. Dr. Prantl trug vor: Ueber Hume's Skepticismus.

In der Kritik der reinen Vernunft sagt Kant, Hume sey der Geograph der menschlichen Vernunft, er sey vielleicht der geistreichste aller Skeptiker, und ohne Widerrede der vorzüglichste in Ansehung des Einflußes, welchen das skeptische Verfahren auf die Erweckung einer gründlichen Vernunftprüfung haben konnte und mußte; consequenter sey Hume gewesen als Locke, und durch seine Kaltblütigkeit zum Gleichgewichte des Urtheiles wie geschaffen. In den Prolegomenis aber schreibt Kant: „Hume ist die entscheidendste Begebenheit in der Metaphysik, er zündete zwar kein Licht in der Metaphysik an, er schlug aber doch einen Funken, bey welchem man wohl hätte ein Licht anzünden können, wenn dieser Funken einen empfänglichen Zunder gefunden hätte, und dessen Glimmer sorgfältig wäre unterhalten und vergrößert worden. Ich gestehe, daß Hume's Einwürfe es waren, die mir vor vielen Jahren den dogmatischen Schlummer zuerst unterbrachen, und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie zuerst eine andere Richtung gaben; ich sah bald, daß Causalität nicht der einzige aprioritische Begriff ist; ich suchte nach der Zahl derselben und kam zu einem einzigen Princip, von dem aus sicherer Schritt möglich ist, den ganzen Umfang der reinen Vernunft und deren Gränzen zu bestimmen."

So Kant über Hume; und es mag dieser Ausspruch des zweyten „Geographen der menschlichen Vernunft" über seinen Vorgänger wohl Veranlassung geben zu näherer Betrachtung des sogenannten Skepticismus Hume's. Hume ist nicht Skeptiker etwa im Sinne der Pyrrhoniker, um sich durch Aufzeigen von Widersprüchen in der sinnlichen Erkenntniß oder durch Annullirung der Form des Schlusses, der ja im Schlußsatze nur wieder den Obersatz enthalte, in eine gemächliche Geistesruhe einzuwiegen und durch Gegenzug der Wagschalen jene ἰσοσθενία zu gewinnen, bey welcher man nichts mehr denkt; noch auch ist er Skeptiker wie Dela Mothe, Gale, Poiret, Huetius, welche skeptisch sind, um mit aller Gemüthsruhe mystisch seyn zu können, noch wie Montaigne oder der possirliche Hirnhaimb, die lediglich alles Erkennen als solches anfeinden, noch wie Bayle, welcher den Skepticismus gegen den Skepticismus selbst kehrte, — kurz Hume's Skepticismus drückt nicht einen Verfall der philosophischen Betriebsamkeit aus, wie dieß namentlich von den Pyrrhonikern am Ende des Alterthums gilt, sondern im Gegentheile gerade einen Aufschwung zu einer höheren Stufe, und zwar eben zu Kant. Sollte je auf den im Wolffischen Dogmatismus verflachten Idealismus eine weitere Entwicklung folgen, so mußte ein neuer Anfang gemacht werden, bey welchem wieder wie bey Descartes der Zweifel das erste war, der Zweifel an der Zulänglichkeit des Bisherigen. Bey Descartes war allerdings der Zweifel nur voraus-

25) Auch Ranke (Neun Bücher ꝛc.), welcher das Resultat des Kampfes mit Schärfe zu Gunsten des M. Albrecht hervorhebt, ist die eigentliche Lösung des Räthsels unbekannt geblieben.

geschickte Form, um das cogito ergo sum als das allergewisseste zu umschreiben; aber viel mehr ist er auch bey Hume nicht, denn auch ihn führt der Zweifel auf ein tiefes Durchdrungenseyn von der Vielheit und Succession des Aposteriorischen, welche ihn das Wissen darüber aufgeben heißt. Daher die außerdem unerklärliche Erscheinung, daß Hume doch wieder mit dem Empirismus Locke's und dem Idealismus Berkley's vielfach zusammenfällt. Es bleibt die Sache in Hume's Philosophie eben beym Zweifel, bey der bloßen Negation, dem Erschüttern des Bisherigen stehen, — das ist der Funke, den er geschlagen, aber nicht bis zum Lichte entzündet hat. Bey einem formellen Zweifel über das „Wie" bleibt das „Daß" stehen; daher die Verwandtschaft Hume's mit entgegengesetzten Zweigen des früheren Denkens (wie bey Kant). Die philosophische methodische Durchführung dieser Negation ist in Kant, und das ist die vielleicht bisher zu wenig hervorgehobene Bedeutung Hume's für die Geschichte der Philosophie.

Mit Recht beginnt Hume damit, daß der vorausgehende Zweifel, wie er bey Descartes erscheine, ein Selbstwiderspruch sey; anders, behauptet er, verhalte es sich, wenn der Zweifel Resultat sey; Jedermann werde zugeben, daß bey den Sinnes-Eindrücken nicht der Gegenstand selbst im Geiste sey, sondern nur die Vorstellung von demselben. Dieß ist dasselbe, wie schon Geulinxs sagte, bey der Betrachtung der Sonne steige ja unsere Seele nicht zum Himmel hinauf, und wie Berkley durch seine Identificirung von Idee und Vorstellung eben dieß zum Ausgangspunkte seiner Lehre machte. Daß nun die Objekte selbst dieß bewirken, fährt Hume fort, kann nicht bewiesen werden, sowie auch viele Beobachtungen anders als die Vernunft sprechen z. B. die Bewegung der Sonne um die Erde statt zu haben scheint statt umgekehrt. Gebe man aber andrerseits der Beobachtung gar nicht nach, so entstehe Uebertreibung des Skepticismus; gemäßigt müsse also dieser seyn, nur auf den rechten Kreis brauche man ihn zu beschränken. Hiemit nun fällt zusammen, wenn Kant die Metaphysik die Philosophie über die ersten Gründe unserer Erkenntniß, d. h.

auch die Wissenschaft von den Gränzen der menschlichen Vernunft nennt; nach Kant machen die aprioriischen Begriffe die Erfahrung erst möglich, aber über die Gränzen der möglichen Erfahrung kann eben nicht hinausgegangen werden. Daher bey Kant die Forderung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinung als Einheit der Erfahrung zu verstehen Nichts ist, als die Gestaltung des Hume'schen Zweifels zur Transscendental-Philosophie.

Hume geht, wie er selbst sagt, von Locke in so fern aus, als er annimmt, daß alle Materialien unseres Denkens theils aus äußerer, theils aus innerer Wahrnehmung entspringen, und der Verstand diese Produkte nur mischt und combinirt. Aber ein Unterschied sey hiebey zwischen wirklicher Wahrnehmung der sinnfälligen Dinge und inneren Vorgänge, und der Vergegenwärtigung derselben durch Gedächtniß und Einbildungskraft; das letztere ist nie so lebhaft als das erstere, und dieß ist der Unterschied von impressions und thoughts or ideas (so nemlich bezeichnet Hume bekanntlich die beyden Funktionen). Ideas sind also nur möglich durch vorhergegangene impressions. Dieß Verhältniß der ideas zur impression sucht Hume dadurch zu beweisen, daß unsere Gedanken, wenn sie auch noch so erhaben und zusammengesetzt seyen, doch bey der Zergliederung sich in einfache Bestandtheile auflösen, die vorausgehenden äußern oder innern Empfindungen nachgebildet sind, z. B. Gott sey nur aus Reflexion auf die Thätigkeiten unseres Geistes gebildet; es solle nur Jemand eine Vorstellung nachweisen, welche nicht so entstanden sey. Zweytens daraus, daß wer aus Mangel an einem Organ eine Art Sinneswahrnehmung nicht hat, auch die Empfänglichkeit für die entsprechenden Vorstellungen nicht hat. Das Vermögen der Eindrücke ist uns angeboren, die ideas nicht; daher ist auf jene als Ausgangspunkt zurückzugehen. So nun ist auch bey Kant nach seiner „Umkehrung" des bisherigen Denkens, vermöge welcher Umkehrung die Gegenstände sich nach der Erkenntniß richten, nicht von den „Dingen an sich" die Rede, sondern von ihnen als „Erscheinungen," und das Ding an sich bleibt nur denkbar, nicht erkennbar. Eben diese Grundlage gestaltet sich bey

Kant methodisch, wenn dieser in der transcendentalen Aesthetik sagt: „die Erkenntniß entspringt aus zwey Grundquellen des Gemüthes, dem Vermögen Vorstellungen zu empfangen und dem durch Vorstellung einen Gegenstand zu erkennen; durch das erste wird der Gegenstand gegeben, durch das zweyte gedacht. Der Vorstellungszustand wird in der Empfänglichkeit des Subjectes durch ein vorhandenes Object auf irgend eine Weise genährt, und die sinnliche Erkenntniß ist vom Subject abhängig. Diejenige Anschauung, die sich durch Empfindung auf ein Object bezieht, ist empirisch und der unbestimmte Gegenstand derselben heißt Erscheinung." Ebenso heißt es in der Kritik der reinen Vernunft, die allgemeinen Verhältnißbegriffe seyen nicht fertig in uns vor aller Erfahrung, sondern sie seyen Verfahrungsregeln beym Erkennen (nicht beym „Denken"). Und liegt ferner nicht bey Kant selbst noch in der Begründung von Zeit und Raum als den aprioriſchen Anschauungen des inneren und äußeren Sinnes die nemliche Locke'sche Zweytheilung zu Grunde wie bey Hume?

Nach solcher Grundlegung ergibt sich bey Hume die weitere Folge, daß alles Erkennen nur entweder in Factis oder in Verhältnissen von ideas liegen könne. Die letzteren enthalten Alles, was als evident bezeichnet wird und andemonstrirt werden kann, — die Mathematik als Größen- und Zahlen-Lehre. In dieser Combination aber sey Wahrheit auch unabhängig von Factis. Bey den Factis kann das Gegentheil keinen Widerspruch enthalten; die Facta können alle eben so gut anders gedacht werden, denn sie erkennen wir ohne combinatorische Thätigkeit. Von anderem also, als von Mathematik und Factis habe die Wissenschaft nicht zu reden, und, sagt Hume, jedes andere Buch sey ins Feuer zu werfen. Dieß nun ist zugleich die Basis der Kant'schen synthetischen aprioriſchen Urtheile, welche er

aus dem Gegensatze der Analysis und Synthesis ableitet. Alle empirischen Urtheile, sagt ja Kant, sind synthetisch, aber nicht alle synthetischen sind empirisch, denn es soll eine nothwendige allgemeine Erfahrung erreicht werden. So nennt auch Kant die Kritik der reinen Vernunft selbst nur das systematisch geordnete Inventar unserer Besitze durch die reine Vernunft. Die Erfahrung ist ihm das erste Prpdukt, das unser Verstand hervorbringt, indem er den rohen sinnlichen Stoff bearbeitet. Alle Erkenntniß fängt mit der Erfahrung an, denn das Erkenntnißvermögen ist nur durch Gegenstände zur Ausübung erweckbar, die unsere Sinne rühren; aber die Erfahrung ist nicht das einzige Feld des Verstandes; die einzelne Erfahrung lehrt nicht, daß die Objecte anders seyn können, und doch können sie es alle; die Erfahrung gibt keine wahre Allgemeinheit, und doch gibt es Erkenntnisse, die eine innere Nothwendigkeit haben. In der Erfahrung liegt also etwas, das in ihr selbst über sie selbst hinausgeht; und sondern wir bey einer Vorstellung ab, was der Verstand erkennt, und was durch Empfindung sich kund gibt, so bleibt immer noch Ausdehnung des Objectes und Vorstellung der Selbstthätigkeit des Subjectes, — die aprioriſchen Anschauungen Raum und Zeit; — und so gründet Kant philosophisch die Mathematik auf dem nemlichen Standpunkt, der schon bey Hume angedeutet ist, und es bleibt für Kant das faktisch-historische Material ebenso auf der Seite stehen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10. Januar.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Hume's Skepticismus.

(Schluß.)

Wie aber nun, frägt Hume weiter, gewinnen wir die Ueberzeugung vom Daseyn der Thatsachen, wenn sie weder durch impression noch durch Vorstellung im Gedächtniß an uns herantreten? Durch Causalität, antwortet Hume. Nur hiedurch gehen wir über die impression und ideas hinaus, aber auch gar nie a priori. Von keinem Gegenstande können wir Wirkungen prädiciren, wenn nicht Beobachtung vorhergegangen ist. Die Causalität aber wird beobachtet in Contiguität, Succession und nothwendiger Verknüpfung; und wo daher keine Aehnlichkeit, keine Vergleichungspunkte mit früher erfahrener Causalität zu finden sind, da ist auch keine Causalitäts-Vorstellung zu finden, während hingegen dieselbe durch die Zahl der Erfahrungen wächst, im Gegensatze gegen die Mathematik. Die höchste Anstrengung aller Philosophie hat es bisher nur dahin gebracht, die Gründe auf größere Einfachheit zurückzuführen; die letzten Urgründe aber bleiben uns schlechterdings verborgen, und das Denken wird nur dazu gebraucht, um die Erfahrung in Entdeckung der Gesetze zu unterstützen. In der Erfahrung sind daher nicht die Bestimmungen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit. — Dieß nun erhält bey Kant die Fassung, daß die Dinge nicht an sich so sind, wie sie erscheinen, aber darum bey Leibe nicht Schein sind, sondern nur insofern die Beschaffenheit der Vorstellung von der Anschauungsart des Subjectes abhängt, der Gegenstand als seine Erscheinung von seinem Ansich getrennt wird. Daher der Satz „ich denke" in Gegensatz tritt mit dem der empirischen Apperception „ich höre, ich sehe." Und es hat bey Kant dasjenige, auf dessen Daseyn nur als Ursache von Wahrnehmungen geschlossen werden kann, eine zweifelhafte Existenz; die Wahrnehmung wird als die Wirkung angesehen, wovon ein äußeres Seyn die nächste Ursache ist; der Schluß aber von der Wirkung auf die Ursache ist unsicher, weil mehrere Ursachen zugleich möglich sind. Daher, sagt Kant, ist es zweifelhaft, ob die äußeren Gegenstände Spiel des inneren Sinnes oder Folge wirklicher Objecte sind, und dieß sey sein Idealismus. In diesem nemlich zieht Kant die ganze Causalität nur in den inneren Vorgang hinein, worin eben sein subjectiver Kriticismus liegt. Ebenso aber tritt jene bey Hume hervorgehobene Unzulänglichkeit des Philosophirens bey Kant in der Stellung auf, die er dem Verstande zur Vernunft anweist. Die Vernunft sucht dort nur immer die niedrigeren Regeln den höheren unterzuordnen, sie *will* zur bedingten Erkenntniß des Verstandes das Unbedingte suchen, und dieß ist der Weg zu Kants Paralogismen, Antinomien und dem „Ideal der reinen Vernunft," d. h. der Weg zum Verzichten auf reine Metaphysik. So treffen Hume und Kant auch zusammen in der Ansicht über die Beweise für das Daseyn Gottes; Hume, indem er consequent verlangt, in der Ursache solle nicht mehr gesucht werden, als in der Wirkung liege, erklärt

jene Beweise alle für sophistisch, da sie alle auf einer Uebertragung vom Menschlichen beruhen, das schon bekannt sey, während ja Gott durch den Beweis erst selber bekannt werden solle. Kant hingegen stürzte logisch formell die gesammten Beweise des Daseyns Gottes für immer, und es bleibt ihm die Idee Gottes nur als Ideal, als Postulat, und Kant hat die Construktion des Absoluten als unmöglich erwiesen, daher es bey ihm eigentlich gerade so außer der Philosophie liegt, wie bey Hume, nur daß hier das „Außenliegenbleiben" nicht weiter begründet ist.

Die weitere Frage, wie denn nun das Schließen durch Causalität aus der Erfahrung gewonnen wird, erhält aus dem Vorigen die consequente Beantwortung: „von ähnlichen Ursachen erwarten wir ähnliche Folgen," und es ist daher nur custom or habit, durch welche die Erfahrung brauchbar gemacht wird, und für diesen Grund, die Gewohnheit, müsse man nicht wieder nach einem abermaligen Grunde fragen, sondern dabey bleibt Hume stehen. Auch ruhe auf dieser Gewohnheit aller sogenannte nothwendige Zusammenhang, z. B. zwischen dem Willen den Arm zu heben und dem wirklichen Erheben desselben. Aus der Gewohnheit auch folge, wenn wir die Vorstellungen planlos instinktmäßig schießen lassen, die Ideen-Association. Dieß nämliche subjective Element der Gewöhnung nun steigert sich aber auch für die Frage über die Realität der Dinge zu einem Glauben an dieselbe; ein höherer Grund nämlich lasse sich für Realität der Objecte nicht angeben, als taste oder faith, ein Glaube, der in dem Gefühl der Gegenständlichkeit zunächst bey der impression unmittelbar verknüpft ist, nicht aber mit den ideas. Aber im Verlaufe werde auch die Vergegenwärtigung, die durch das Gedächtniß bewerkstelligt wird, durch custom mit jenem Gefühle begleitet, im Unterschiede von ganz gehaltlosen Phantasie-Träumen; eben ein Gefühl dieses Unterschiedes belehre uns, daß einer Vorstellung ein reales Object entsprechen müße. Dieß Gefühl aber wird beschrieben nur als ein lebendigeres, lebhafteres, kräftigeres, festeres, dauernderes, sowie sich nämlich wirkliche impressiou auch zur idea selbst verhält. Ja selbst an Zeit und Raum glauben wir nur in solchem Sinne, denn abgesehen davon enthalte Zeit und Raum einen Widerspruch für den Verstand durch Einheit und unendliche Theilbarkeit. — So Hume, aber auch Kant will nur zeigen, daß darum, weil schon jede Erfahrung uns die Dinge in gewissen Verbindungen zeigt, diese Verbindung a priori durch die Form der Erkenntniß festgesetzt seyn müsse, indem die bloße Gewohnheit nur lehren könne, was ist und war, nicht aber was seyn muß. Und es bleibt ja außer den aprioriischen Anschauungen von Zeit und Raum bey Kant das Ansich der Dinge der spekulativen Vernunft ewig entrückt — transscendent, — während nur in der praktischen Erkenntniß Data für jenen transscendenten Begriff sind, denn „sonst hätten wir sie ja gar nicht." So, sagt Kant, mußte ich das Wissen aufheben um zum Glauben Platz zu bekommen; wäre diese Scheidung nicht, so müßte z. B. für die Seele der Natur-Mechanismus gelten, und es ergäbe sich ein Widerspruch zwischen Freyheit und Nothwendigkeit; so aber sehe ich ein, daß Freyheit das Ansich der Nothwendigkeit der Erscheinung kein Hinderniß in den Weg legt. Und es steigert Kant den hume'schen Glauben nur zur Nothwendigkeit und Allgemeinheit der aprioriischen Erkenntniß, und für sie wird die synthetische Einheit der Apperception gesucht, für welche jedoch das Transscendente nur Postulat ist. Daher beziehen sich auch die Kategorien nur auf die Welt der Erscheinung, und mit ihnen ist nur möglich zu denken, nicht aber zu erkennen. Eben nur, wenn die Objecte unserer Erkenntniß Erscheinungen sind, müssen aprioriische Begriffe vorhergehen, denn als Erscheinungen machen sie ein Object aus, das in uns ist, d. h. sie haben nothwendige Beziehung zu uns und zur Einheit des Selbstbewußtseyns. Und es kann der Verstand höchstens die Form einer möglichen Erfahrung anticipiren; was aber nicht Erscheinung ist, kann kein Gegenstand der Erfahrung seyn. Die Erfahrung lehrt daher nie Gewisses, immer ist die Möglichkeit des Gegentheiles; was sich ereignen werde, läßt sich nicht wissen; wissen, sagt Kant, läßt sich nur, wie die Menschen die Natur ansehen, so lange sie Menschen sind, — wie wenn Alle mit einer gefärbten Brille zur Welt kämen. Der Mensch

weiß bloß, wie er sich zu den Dingen verhält, nicht, wie sie an sich sind. Daher eine Vermittlung der empirischen Anschauung unter die reinen Verstandesbegriffe gesucht wird durch das Schema der Zeit, wobey allerdings bey Kant unerklärt bleibt, warum der Raum nicht auch Schema der Vermittlung ist. Daher sich auch die Antinomien in ein ausdrückliches Aufgeben aller Kosmologie und Naturphilosophie auflösen, und der Progreß zum Unbedingten nur als Aufgabe, als Regulativ, stehen bleibt.

Hiemit nun ergibt sich auch Stellung und Bedeutung dessen, was in den Darstellungen der Hume'schen Philosophie gewöhnlich besonders als Skepticismus hervorgehoben wird, nämlich die Fassung der Substanz. Sollte, sagt Hume, der Begriff Substanz Realität haben, so wäre eine impression nöthig, die der Inhalt davon wäre; es ist aber Substanz nur ein Zusammenfassen mehrerer ideas unter Einem Namen. So hat auch das Ich keine Realität, es ist nur Complex vieler schnell aufeinander folgender Vorstellungen; die Succession ist eine allmählige, darum suchen wir ein Etwas zu erdichten, das während der Succession sich selbst gleich bleibe. Das Ich ist so ein erdichteter Begriff und die Frage um die Immaterialität der Seele ist ganz unnütz. Denken und Bewegung im Eindrucke ist stets beysammen, also von einer Existenz des Fictums Seele ohne körperliche Bewegung ist gar keine Rede (so sey auch der Selbstmord erlaubt, wenn nämlich der Essay on suicide von Hume selbst ist). — Was nun thut aber eigentlich Kant in den Paralogismen der reinen Vernunft anderes, als daß er diese Frage um die Existenz der Seele für die Wissenschaft vernichtet; die Paralogismen lösen sich in die Erklärung auf, daß die ganze rationale (d. h. Wolffische) Psychologie transscendent ist, aber die drey Fragen von der Gemeinschaft der Seele mit dem Körper, von der Präexistenz und von der Unsterblichkeit der Seele positiv beantwortet, was die Transscendentalphilosophie mit einem „es kann sein" bloß referirt, Beweis und Widerlegung aufgebend oder eigentlich verbietend. So auch, wenn Hume nun ausspricht, es gebe keinen objectiv vernünftigen Zusammenhang, sondern nur belief, der nie von den Eindrücken unabhängig sey, so ist dieß eigentlich schon die wenn auch

rohere Form der berühmten Kantischen Umkehrung, er wolle einmal versuchen zu sagen, daß die Gegenstände sich nach der Erkenntniß richten, statt der bisherigen umgekehrten Annahme. Es heißt eben dieß bey Hume schon wie hernach bey Kant nur: es ist nicht Folge objectiver bestimmender Gesetze, daß wir uns die Gegenstände so vorstellen, wie wir sie uns vorstellen, sondern es ist Folge von Formen und Gesetzen der subjectiven Erkenntnißthätigkeit, die eben bey Hume belief, bey Kant Vernunft heißt. Ja, Eine Consequenz ist sogar bey Hume schärfer ausgesprochen als bey Kant, daß nämlich dieß ganze Gebiet der niedern Natur des Menschen anheimfällt, denn auch die Thiere glauben, auch sie haben Vorstellung der Causalität, nur dem Grade nach sey es beym Menschen verschieden. Dieß ist auch die nothwendige Folge jener „Begränzung des Inventares der Vernunft," über welches hinaus das Uebrige transscendent ist. Auch Hume nimmt ja jene Neigung, dem belief zu folgen, als unwiderstehlich stark und zum Glauben an die Existenz der Dinge führend an, und verfällt so neben dem Skepticismus in den Empirismus.

Das nämliche endlich ist in der Moral der Fall; auch sie basirt Hume auf jenen taste, der den Menschen gemeinsam sey, daß sie dieselben Gegenstände billigen. Dieß sey die Menschlichkeit und Menschenliebe, wobey Hume nur sich darüber wundert, daß die Menschheit, die die Gestirne gemessen und so viel auf dem übrigen Gebiete gethan habe, noch über die Moral-Principien nicht einig sey. Und diese Betrachtung führt bey Hume auch zu dem einzigen Punkte, bey welchem er skeptisirt wie Montaigne oder die Pyrrhoniker, nämlich ein Argument aus der Verschiedenheit der menschlichen Ansichten für den Zweifel herbeyholt. Auch bey Kant entsteht die praktische Moral aus einem solchen Principe des Wohlwollens.

Somit möchten wir bey der Betrachtung der Hume'schen Philosophie nicht in Hegels Worte ausbrechen: „Da er (Hume) die Nothwendigkeit subjectiv in der Gewohnheit sieht, so kann man im Denken nicht tiefer herunterkommen.“ Allerdings die Subjectivität durchzieht den ganzen Skepticismus Hume's, aber es ist dieser Subjectivismus der Anlage nach derselbe mit dem Kantischen, und in Hume sind die Hauptzüge des subjectiven Kriticismus schon im Grundriß vorhanden, daher derselbe auch selbst zur Verwunderung über den Widerstreit zwischen Vernunft und Instinkt kam, welche Verwunderung für uns wenigstens auch bey Kant bleibt, trotz dem Versuche, durch welchen die Kritik der Urtheilskraft die Vermittlung seyn soll zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft. In Kant ist die Ausführung des Hume'schen sogenannten Skepticismus und die Beschreibung der transscendentalen Objecte, die schon bey Hume, wenn auch nicht unter diesem Namen, transscendental waren.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe in den Monaten August bis December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von den Geschäftsführern. Zweyter Bd. I. II. u. III. Heft. 1848. 8.

Von Seite des Hrn. A. v. Lee in Amsterdam sind eingekommen unter der Zuschrift „à l'Académie royale des sciences, arts et belles-lettres à Munich:

Het Schildersmodel en de Vorstellungen van den Heer Keller, door A. van Lee. Amsterdam 1845. 8.

Coup d'oeil sur les représentations de Mlle. Rachel à Amsterdam, par A. van Lee. Ebendaselbst 1846. 8.

Beredineerde geschiedenis der Nederlandsche Schilderhoutjnij —, en Graveerkunst: van de gebroeders van Eyck tot op Albrecht Durers aanwezigheid in de Nederlanden van Dr. Georg Ratgeber. Naar het hoogduitsch med aanteekeningen vermeederd door A. van Lee. Ebendaselbst 1847. 8.

Ueber die Kunst der Phönicier. Eine in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung von Eduard Gerhard. Berlin 1848. 4.

Journal des Savants. Avril, Mai 1848. Paris 1848, 4.

Fortsetzung von Köchers Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. — Mémoires de la société d'archéologie et de numismatiqne de St. Pétersbourg. 1848. No. I. II. III. Pétersbourg 1848. 8.

Géographie d'Aboulfeda traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'eclairussements par M. Reinaud. 2 Bände. 4. Paris in der National-Buchdruckerei. 1848.

Madras Journal of litterature and science. Edited by the comitee of the Madras literary Society and auxiliary royal Asiatic Society. July — December 1847. No. 33. Vol. XIV. Part. II, Madras 1848. 8.

Observations on the temple of Scrapis at Pozzuoli near Naples by Charles Babbage, Esq. Lond. 1847. 8.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. VI. Serie. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tom. VII. 4. 5. 6. livraison. St. Pétersb. 1847. 48. 4.

Recueil des actes de la séance publique de l'Académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Tenue le 29 Decembre 1845. 11 Janvier 1847. St. Pétersb. 1847. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes historiques par P. C. F. Daunou, Pair de France — etc. Tome Treizième. Paris, Chez Firmin Didot Frères, Libraires, Imprimeurs de l'Institut de France, Rue Jacob, 56. 1846. (Troisième Leçon. — Denys d'Halicarnasse, p. 67 — 96. gr. 8.)

2) Scriptorum Veterum Nova Collectio e Vaticanis Codicibus edita ab Angelo Maio Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tomus II. Historicorum Graecorum Partes Novas Complectens. Romae Typis Vaticanis 1827. 4to maior. (Dionysius Halicarnassensis. P. XVI — XXIII. et P. 465 — 526.)

3) Fragmenta Partim Inedita, in Atho Monte a Mynoide Mina e Codice Descripta, edidit Carolus Müllerus. *EK ΤΗΣ ΔΙΟΝΤΣΙΟΥ ΙΣΤΟΡΙΑΣ ΒΙΒΛ. Κ'.* E Dionysii Historiae Libro XX. (Ad calcem Flavii Josephi Operum Volum. II. Parisiis ed. Didot. 1847. Pag. 1 — 11.)

4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno. Collectaneorum Imperatoris Constantini Porphyrogeniti Reliquias tituli *περὶ ἐπιβουλῶν* in codice Escurialensi servatas edidit C. Aug. L. Feder. Lipsiae et Darmstadii Typis Caroli Leskii 1848. 4to (Dionysii e Libris Archaeologiae. p. 41 — 56.)

5) Fragmenta Historicorum Graecorum Collegit, Disposuit, Notis et Prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. — Accedunt Fragmenta Diodori Siculi, Polybii et Dionysii Halicarnassensis e codice Escorialensi nunc primum edita. Parisiis editore Didot 1848. (Ex Historia Dionysii Halicarnassensis, p. XXXI — XLII.)

Seit einigen Jahren habe ich theils in diesen Gel. Anzeigen, theils in den Wiener Jahrbb. der Lit. über griechische Historiker, die Logographen, Herodot, Alexanders des Gr. Geschichtschreiber, Polybius, Diodor, Flavius Josephus u. A., aus Anlaß neuer Ausgaben derselben, Bericht abgestattet. Jetzt veranlaßt mich eine Vorlesung Daunou's und die neuesten Ausgaben einiger Excerpte über Dionysius von Halikarnaß zu sprechen. Schon vor fast dreyßig Jahren bestimmte mich die Wahrnehmung der Virtuosität des Dionysius als Kunstrichters neben desselben Mediocrität als Geschichtschreibers zu einer akademischen Preisaufgabe, welche die Forderung stellte, diesen Schriftsteller so zu sagen mit seiner eignen Elle zu messen, d. h. auszumitteln, in wie weit er als Historiker selbst geleistet, was er als Kritiker andern Historikern vorgeschrieben [1]).

---

1) Diese Frage schien der hiesigen Juristen-Facultät damals so befriedigend beantwortet, daß sie dem Preisbewerber ihre Doctorwürde zuerkannte. S.

Jetzt habe ich nun zunächst über Daunou's Ansichten von Dionysius als Geschichtschreiber zu berichten; wobey ich ausser den erst ganz neulich erschienenen Vorlesungen Niebuhr's das Meiste übrige in obiger Anmerkung Berührte als bekannt übergehen werde. Wenn der erstere am Schluße (p. 94 sq.) das Urtheil fällt, Dionysius habe mit Herodot nichts gemein als die gemeinsame Vaterstadt Halikarnassus, so hätte der kunstsinnige Strabo [2]) bey Erwähnung dieser Stadt beyde Geschichtschreiber gewiß nicht beysammen genannt, wenn er gleicher Meinung gewesen wäre; wie es dann an diesem französischen Kritiker als Hauptmangel zu bezeichnen ist, daß er die alten Historiker nicht genug mit den Augen der alten Kunstrichter betrachtet. Darum ist ihm auch in den früheren Vorlesungen der Sinn für Vieles am Herodot selbst verschlossen geblieben, welchen Dionysius so hoch stellt, und nebst dem Theopompus sich zum Muster nehmen möchte, obwohl ihm die Kraft abgeht, einen wie den andern zu erreichen.

Zu Anfang (p. 67 sq.) verbreitet sich Daunou über die Schicksale der Werke des Dionysius, was ich nach dem, was Niebuhr in den Vorlesungen über die römische Geschichte sagt [3]), als für uns Deutsche entbehrlich übergehe. Wenn letzterer die Frankfurter Ausgabe von 1586 durch Friedrich Sylburg als bis jetzt unübertroffen bezeichnet, so wird ihm jeder Kenner beystimmen; wenn er aber bey der Würdigung der unsterblichen Verdienste dieses Kritikers unter Anderm sagt: „Sylburg ist ein Mann, auf welchen Deutschland stolz seyn kann. Aber seine Verdienste sind noch nicht hinlänglich anerkannt," so hätte ihn schon Strieders Hessische Gelehrtengeschichte

---

De Dionysio Halicarnasseo historico, praecipuo historiae Juris Romani fonte. — Scripsit Phil. Frid. Schulin (jetzt Senator der freyen Stadt Frankfurt a. M.) Heidelberg. 1820. Siebenzehn Jahre später hat dessen Landsmann und ebenfalls mein Schüler durch eine verdienstvolle Abhandlung über denselben Schriftsteller sich die philosophische Doctorwürde in Marburg erworben; s. De Dionysii Halicarnassei Vita et Scriptis. Dissertatio inauguralis quam — offert C. J. Weismann Moeno-Francofurtanus (jetzt Professor des dortigen Gymnasiums) Rintelii 1837. Das wesentliche beyder Abhandlungen und anderer Schriften giebt jetzt ein Artikel über Dionysius von Hal. in Pauly's Real-Encyclopädie II. S. 1082 — 1086; worauf ich meine Leser um so mehr verweise, weil ich hier nur das Neueste besprechen will, was über Dionysius erörtert worden. Jetzt bemerke ich nur noch, daß dessen Kritiken über die griechischen Geschichtschreiber mittlerweile in einer trefflichen Sammlung: Dionysii Halicarnassensis Historiographica — Edidit C. G. Kruger Halis Saxon. 1823 mit einer Fülle von Anmerkungen in ihren Urterten zusammengestellt worden waren. Mich hatte schon früher bey meinen kritisch historischen Arbeiten Dionysius als Kunstrichter angezogen und vielfach belehrt. Zur obigen akademischen Aufgabe wurde ich damals durch einige Handschriften veranlaßt, die wir aus diesem Kreise seiner Schriften dahier kurz zuvor erworben, und wobey mir der treffliche Werfer wesentliche Dienste geleistet hatte (s. meine Meletemata I. p. 1 sq.). Blicke ich aber jetzt in den Sylburgischen Katalog unsrer ehemaligen Handschriften, so sehe ich leider, wie viele gerade von Dionysius uns noch vorenthalten werden.

2) XIV. p. 656. p. 617 Tzsch. Diese Stadt war wegen ihrer Geschichte und Denkmale schon bey den Alten berühmt, besonders wegen des Mausoleums, worüber ich in den Meletemm. I. 95. das Nöthige zusammengestellt habe. Neuerlich hat dieser Ort, jetzt Budrun, wegen der letzteren Monumente die Aufmerksamkeit der Archäologen in hohem Grade auf sich gezogen. Jetzt bemerke ich nachträglich, daß ein unirter Grieche des 15. Jahrhunderts, Kanabutios, der in sehr beschränkter Auffassung sich über Dionysius und seine Schriften verbreitet, über diese Stadt, deren türkischen Namen er *Τοπαρταχία* nennt, einige topographische Notizen gegeben (s. Angelo Mai Nov. Collect. Vatic. II. p. XIX.)

3) I. S. 70 von L. Schmitz und deutsch von Gust. Zeiß. Wenn aber Niebuhr kurz vorher sagt: „Ich glaube, daß es Dionysius ist, welchen Suidas unter dem Namen Cäcilius erwähnt; denn wenn er das römische Bürgerrecht erlangte, so nahm er auch einen römischen Namen an," so hat sein Herausgeber schon das Unstatthafte dieser Vermuthung dargethan; sie beruht auf derselben Voraussetzung, wonach Flavius Josephus den Vornamen Titus geführt haben soll, deren Schwäche ich neulich in diesen Gel. Anz. 1848. Nr. 118. S. 947 leise angedeutet habe.

eines Besseren belehren können, wenn er auch nach seiner Weise ignoriren wollte, was Referent zweymal, 1803 und 1807, über diesen seinen Landsmann geschrieben [4]). Bey dieser Anerkennung des Werthes der Sylburgischen Ausgabe sagt Niebuhr dennoch sofort mit vollem Recht: „Dionysius wartet noch auf einen ihm gewachsenen Herausgeber.“ Denselben Wunsch spricht Daunou (p. 79) auf folgende Weise aus: Frankreich sey vorzüglich berufen, eine neue Ausgabe des Geschichtswerks des Dionysius zu liefern, denn hier sey die Kritik noch die gesündeste geblieben, in diesem Lande sey die Gelehrsamkeit am wenigsten pedantisch, und hier werde die klassische Literatur mit mehr Urtheil (plus judicieusement) als anderwärts angebaut, mit der fast unwilligen Aeußerung: „Je ne sais pas pourquoi, en un tel genre, nous persévérons à payer aux étrangers des services que nous pourrions beaucoup mieux leur rendre.“ Hierüber müssen die Herren Didot doch ganz anders denken, da sie in ihrer schönen Sammlung griechischer Classiker auch schon mehrere Historiker der kritischen Bearbeitung deutscher Philologen anvertraut haben, und wir hoffen, sie werden auch bald den Dionysius eben so treuen und geschickten Arbeitern anvertrauen.

Es folgt nun (p. 81—84) Daunou's scharfe Epikrise der Urtheile des la Harpe im Cours de Litterature und eine Vertheidigung des Livius gegen dessen Herabsetzung unter den Dionysius. Hieran reihet sich: Inhalt der Bücher dieses letztern in skizzirter Uebersicht nach fünf Massen, worein sie zerfallen, einschließlich der verlornen Bücher von der Urgeschichte an bis zum ersten punischen Krieg, d. i. bis zum Jahr der Stadt 475, vor Chr. 264 [5]). — Es folgen darauf Betrachtungen (p. 86 sqq.), zum Theil gegen Beaufort gerichtet, über unsers Geschichtschreibers Urgeschichte und seine Stellung den Gewährsmännern gegenüber. Dionysius schreibt Annalisten aus: Fabius Pictor [6]), Porcius Cato, Licinius Macer und Valerius Antias (nach Dionys. Arch. I. 7. wären hier noch Gellius, wovon gleich zunächst, und Andere zu nennen gewesen) die selbst sehr spät nach den Zeiten lebten, von denen sie berichten, und selten aus vorhandenen Urkunden, mehr aus Sagen und Familien-Legenden schöpften. Dionysius, heißt es weiter, hat weder das Talent zu erdichten, noch das zu sondern, was in den Berichten dieser Annalisten sicher oder fabelhaft, unwahrscheinlich oder beglaubigt ist. Er hat sie fast nur übersetzt mit Zuthun eigener Bemerkungen und Einwebung von Reden, die er den auftretenden Personen in den Mund legt (und worin

4) Zu diesem vornehmen Ignoriren gehört auch, wenn er S. 74 sagt: „Von D. G. Grimm's Ausgabe kann ich nichts sagen.“ Da weder der englische noch der deutsche Herausgeber diesen Satz berichtigt haben, so muß ich bemerken, es ist dieß keine Ausgabe, sondern ein Auszug, wie schon der Titel besagt: Synopsis Archaeologiae Romanae Lips. 1786, aber ein sehr planmäßiger und belehrender, wie ihn auch Daunou (p. 79) würdigt, und als Handbuch über das römische Staatswesen und seine Geschichte abgefaßt; weßwegen ich auch früher Vorlesungen darüber gehalten habe. Die kritisch verbesserte Ausgabe des Proömium von Ritschl Breslau 1838 hätten Niebuhrs Herausgeber ebenfalls und um so mehr erwähnen sollen, als Dionysius darin selbst (I. 7.) uns, wenn gleich sehr kurze Nachricht über seine sprachlichen und historischen Studien und Hülfsmittel giebt.

5) Hiermit vergl. Niebuhr S. 71: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Schrift des Dionysius wie die des Livius in Decaden eingetheilt war,“ und S. 75: „Es läßt sich nicht läugnen, daß Dionysius sich einen Plan gemacht hatte, der nicht gebilligt werden kann. Er unternahm es, von den ältesten Zeiten an eine pragmatische Geschichte zu schreiben, und dieses ist ein Irrthum, über welchen man bisweilen nicht umhin kann zu lächeln; doch je länger und je sorgfältiger man die Schrift untersucht, desto mehr muß redliche Kritik anerkennen, daß sie alle Achtung verdient;“ — wie denn Niebuhr sich überhaupt in diesen Vorlesungen für Dionysius milder gestimmt erweist als in seinem früheren Werk der Römischen Geschichte.

6) Wie er diesen aus mangelhafter Kenntniß des Latein in Hauptsachen mißverstanden, darüber s. Niebuhrs Vorlesungen I. 77. und überhaupt dessen Röm. Gesch. II. 17. erste Ausg.

er, füge ich bey, sehr häufig gegen den Geist der Zeiten sündigt, denen diese Sprecher angehören). Dabey ist er abergläubig und leichtgläubig, selbst mehr als Diodor, ausser in sehr wenigen Fällen, wo er sich, man wisse nicht warum, einem sehr strengen Skepticismus hingiebt. Vorwaltend ist auch sein Bestreben, den herrschenden Römern die Huldigung der Griechen, deren Unterthanen, und diesen dadurch die Gunst ihrer Gebieter zu erwerben [7]), daß er die gemeinsame Abstammung von denselben Altvordern geflissentlich nachzuweisen sucht. Daher wäre es gegen sein Interesse gewesen, die Unsicherheit der römischen Geschichte vor dem alten Tarquinius, wenn er sie auch selbst geahnet hätte, seine Leser ahnen zu lassen. Die Mängel seiner Chronologie rühren her theils aus seinem engen Anschließen an das System des Cato [8]), theils aus dem Mangel an Einsicht in die Veränderungen, welche die Jahreszählung der Römer im Laufe der Zeiten erfahren. Jedoch enthält seine Geschichte für den Kenner manche Data, die richtigere Zeitrechnung zu ermitteln.

Seine Anordnung (disposition) ist im Ganzen lobenswerth, und fast niemals verirrt er sich in Digressionen [9]). Seine Betrachtungen (réflexions, p. 93 sq.) sind sparsam und dürften noch seltener seyn, denn sie sind weder neu noch tief; seine Gedanken sind sehr gemein, und es fehlt dem Geschichtschreiber das Talent, ihnen durch originellen Ausdruck Frische zu geben. Seine Blicke in die Dinge wie in die Menschen dringen nicht in die Tiefe; er versteht nicht, die auftretenden Personen zu malen, und die Eigenheiten (nuances) der Charaktere zu erfassen. — (Hier wäre, bemerkt Ref., der Ort gewesen, an den ungeheuren Abstand vom Theopompus zu erinnern, welchen Dionysius doch sich zum Vorbild nehmen wollte.) — Sein einziges Verschönerungsmittel sind seine Reden; — aber: „Rapin a trop raison, quand il appelle Denys un fort ennuyeux harangueur," denn sie sind im Ganzen von geringer Bedeutung; er verwandelt die redenden Personen in Declamatoren, und versetzt sie aus der politischen Sphäre in das Innere einer Schule oder einer Akademie.

(Fortsetzung folgt.)

---

7) Worüber Krüger in der Vorrede zu Dionysii Hal. Historiographica p. XV. sich sehr stark ausdrückt: „Qualem in Dionysii Archaeologia deprehendimus Romanorum gratiam, qua ductus non historiam scripsit, sed panegyricum exhibuit."

8) Wogegen Niebuhr, Vorlesungen I. S. 77: „Es ist wahr, daß er mehr Gebrauch von Cn. Gellius und ähnlichen Schriftstellern macht als von Cato." Dionysius nennt diesen Gellius (Arch. I. 7.) im Allgemeinen, lobt ihn in andern Stellen, tadelt ihn jedoch wegen Vernachlässigung der Chronologie (s. Schulin p. 50). Mehreres über diesen Gellius bey Cicero, de Divinat. I. 26, de Legg. I. 2 mit den Anmerkungen von Davies, Cr. und Moser.

9) Als eine große Ausnahme wird aus dem neunten (vielmehr aus dem siebenten Buche, Archaeol. VII. 1 sqq.) die Erzählung vom Tyrannen zu Kumae Aristodemos angeführt; welche auch Diodor Excerpt. VII. 10. p. 315. ed. Didot. und Plutarch, de virtutibus mulier. 26. pag. 70. Wyttenb. berührt hatten. Niebuhr äußert sich, R. G. I. S. 579 zw. Ausg. u. S. 614 f. dritt. mit ironischem Skepticismus so über diese Episode: „Mir gilt die chronologische Angabe eines Kriegs, wo die Ströme ihren Lauf verändern, eben so viel als die pelopidische Mythe, wo es die Sonne thut." Letzteres ist eine Anspielung auf den Mythus beym Sophokles im Atreus und beym Plato im Staatsmann (Politic. p. 269 a; vergl. Welcker, die griech. Tragödien II. S. 360 und Symbolik I. S. 10 dritt. Ausg.). — Ich werde unten auf diese sehr charakteristische Digression zurückkommen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes Historiques.
2) Scriptorum veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Niemals legt er ihnen einen großen Gedanken, begleitet von dem kraftvollen Ausdruck einer Gemüthsbewegung bey; — aber er war ja auch kein Staatsmann und kein Bürger; entfernt von den öffentlichen Begebenheiten seines Jahrhunderts, ungeübt in unmittelbarer Beobachtung der gegenwärtigen Dinge ermangelte er auch der Fähigkeit, die vergangenen zu beurtheilen: „Un auteur qui ne sait ni penser, ni sentir, ni peindre, ne pouvait avoir un style qui lui fût propre, womit man den Gegensatz über Livius vergleiche; dieser sey dem Dionysius in Kritik, in Freyheit der Ansichten und in der Darstellung bey weitem überlegen." — „et (p. 95) d'ailleurs cette supériorité de raison pourrait se conclure immédiatement de celle du style: car le style proprement dit, ce mouvement et cette couleur du discours, qu'il ne faut jamais confondre avec la simple diction, est la mesure la plus sensible et à la fois la plus juste de toutes les facultés intellectuelles des écrivains."

Das größte Lob, das man der Arbeit des Dionysius ertheilen kann, ist die Erklärung, daß die Facta und die Gedanken methodisch aufgefaßt und mit Leichtigkeit verknüpft sind, daß ihre Folge ununterbrochen, geläufig und natürlich ist. Auch der Vortrag ist correct, klar und zuweilen elegant, wie man von einem gelehrten Griechen, der sich lange mit Grammatik und Rhetorik beschäftigt hatte, nicht anders erwarten konnte. Hierin ist er dem Diodor überlegen, der ihn aber an Fülle der Kenntnisse und Umfang des Geistes übertrifft. Beyden ist Polybius, wo nicht als Schriftsteller, so doch als Beobachter der Staats- und Kriegsereignisse überlegen. Mit den drey Altmeistern Herodot, Thucydides und Xenophon dürfe Dionysius gar nicht verglichen werden. — Die herrschende Meinung, daß Dionysius genauer und unterrichtender als Livius sey, müsse als ein Vorurtheil bezeichnet werden, das darin seinen Grund habe, weil ersterer wenig gelesen werde [10]), und somit wie ein unbekannter Gott eine Art von scheuer Verehrung genieße. — Soweit Daunou.

Indem ich nun noch mehrere eigene Bemerkungen über Dionysius als Geschichtschreiber folgen lasse, knüpfe ich zuerst an das Nächstvorhergehende, über sein Verhältniß zum Livius an. Wenn Niebuhr R. G. I S. 298 erst. Ausg. gesagt hatte: Es scheint unmöglich daß Livius das Werk eines wie Dionysius als Kritiker unter seinen Zeitgenossen berühmten Mannes nicht gekannt haben sollte, wel-

---

10) Dieß bemerkt auch Niebuhr Vorles. I. S. 78 und noch mit dem Zusatz: „und wird vielleicht nie sehr gelesen werden."

ches sich als das erste kritische über die römische Geschichte ankündigt. Er scheint es verschmäht zu haben, vielleicht ohne es durchzulesen; denn er erwähnt es nie, und nimmt nie darauf Rücksicht," so äußerte ein anderer deutscher Kritiker [11]) entschiedene Zweifel an dieser Vermuthung und zwar deßwegen, weil dieser Theil der Livianischen Geschichte (das erste Buch nämlich, welches mit der Vertreibung der Könige a. u. c. 244., ante Chr. 510 schließt) früher vollendet gewesen, als das Werk des Dionysius, und sucht diese Einrede chronologisch zu belegen. — Ich weiß nicht, ob diese Zweifel dem ersteren bekannt geworden; jedenfalls spricht er sich in den Vorlesungen I. S. 78 f. bestimmter darüber so aus: „Es war ohngefähr um die Zeit der Bekanntmachung des Dionysius, als Livius zu schreiben begann" und: „Dazu müssen wir den Umstand hinzufügen, daß Dionysius nirgends den Livius erwähnt. Wenn ein so meisterhaftes Werk als das des Livius vorhanden gewesen wäre, so könnten wir durchaus nicht begreifen, wie Dionysius dieses nicht sollte erfahren oder es übersehen haben. Auf der andern Seite finden wir im Livius, und das gerade in den letzten Büchern der ersten Dekade, daß er (den) Dionysius gelesen hat" u. s. w. Zuletzt (S. 80): „Ja es ist sogar nicht unmöglich, daß das griechische Werk des Dionysius dem Livius die Idee dargeboten hat, die Geschichte von Rom in lateinischer Sprache zu schreiben." In diesem Falle kann Dionysius nur mit seinem frühen Tod entschuldigt werden [12]), daß er von dem Meisterwerke seines italischen Nebenbuhlers keine Notiz genommen. Daß der sonst so feine Kunstrichter dasselbe sprachlich und ästhetisch ganz zu würdigen im Stande gewesen wäre, läßt sich bey seiner nicht vollkommenen Kenntniß der lateinischen Sprache, wohl gerade zu verneinen; ob auch historisch, darf man bey seinen Begriffen vom Zweck, Geist und Wesen der Geschichte und nach den Urtheilen die er über Thucydides und andere griechische Historiker gefällt [13]), einigermaßen bezweifeln.

Ich bin zu Anfang dieses Berichts von der Aufgabe ausgegangen, unsern Geschichtschreiber nach den Forderungen zu bemessen, die er selbst an seine Vorgänger macht. Jetzt möchte es zum Schluß nicht unnöthig seyn ihn kürzlich von unserm Standpunkte zu würdigen. Hier stellt sich nun folgende Vergleichung dar: Wie der Künstler zu der scharfen Beobachtung und treuen Nachahmung des in der Natur räumlich gegebenen Wirklichen noch eine mit leiblichen Augen nicht zu erschauende aber vom Naturgeist in den Körpern erzielte Idee in seinem eignen Geiste trägt, und in seinem Werke ausprägt; so soll der Geschichtschreiber außer den in der Zeit ablaufenden und in der Erscheinung hervortretenden Begebenheiten das außer der Erscheinung unsichtbar Waltende erspähen, und nach dieser in den zeitlichen Dingen liegenden Idee die Geschichte auffassen und verfassen; er soll dem Gange des Weltgeistes in den Weltereignißen nachgehen, und dessen Fügung in seiner Darstellung als seinen Leitstern sichtbar machen [14]). — Wie steht nun Dionysius einer solchen Forderung gegenüber, wie löset er diese Aufgabe? Darauf kann ich nach dem, was ich vor wenigen Jahren in diesen Gel. Anzeigen selbst [15]) über seinen nächsten Vorgänger Polybius erörtert habe, ganz kurz antworten: Obschon Dionys als Kunstrichter, in Rhetoren-Schulen gebildet, ganz und gar auf die Form hingewiesen, und die alten großen Meister der Historie vor Augen habend, neben einigen andern Geschichtswerken, auch von dem des Polybius das absprechende Urtheil fällt: „Man könne es nicht bis zu Ende lesen," nämlich wegen seines unclassischen Styles [16]),

11) Frieder. Lachmann, de fontibus Historiarum Livii. I. p. 45 sq.

12) Dionysius gab nämlich im Todesjahr des Mäcenas und des Horatius, 747 der Stadt und 8 vor Chr. G. seine Archäologie in's Publicum, und scheint, nach mehrern Spuren, bald darauf gestorben zu seyn (vergl. Weismann p. 10 sq.).

13) Vergl. Krüger Praefat. ad Dionysii Halic. Historiographica p. XI. sq. und meine historische Kunst der Griech. S. 110 ff. 130 f. 165—168. 205 ff.

14) Vergl. Wilh. von Humboldt über die Aufgabe des Geschichtschreibers, in den Abhandl. der Berliner Akademie der Wissensch. 1821. S. 305 ff.

15) 1845. nr. 48. vergl. die histor. Kunst der Griech. S. 146. ff. zw. Ausg.

16) Wogegen ein christlicher deutscher Philolog im Jahr

so erhebt er sich als Geschichtschreiber doch nicht einmal zu der Höhe, auf welcher Polybius sich seine Weltansicht gebildet hatte, wonach die Hegemonie des Römervolkes nach göttlichem Geschick alle Völker in einen großen Staatenbund zum Heile jedes einzelnen zusammengefügt habe; — eine stoische Idee, die der im Grunde gegen alle Philosophie abgeschlossene Dionysius [17]) nicht zu erfassen und zu handhaben vermochte, und ob er gleich den Herodotus meistens mit einer großen Vorliebe behandelt, und selbst religiös und aller Frivolität abgeneigt ist, wie Plutarchus, so gebricht es ihm doch an der großartigen Religiosität, welche im ganzen Werke des ersteren wie sein Lebensgeist waltet; seine Religiosität ist mehr eine löbliche Gesinnung, die ihm die altfrommen Römer befreundet, und die er auch deßwegen seinen Griechen befreunden will, ohne daß sein geistiges Auge das Römervolk in seiner Welt-Mission zu erschauen und sein Griffel es in diesem großen Beruf darzustellen vermöchte.

Ich habe nun noch einige Proben aus der Archäologie des Dionysius zu geben, wobey ich mich sehr kurz fassen werde, theils weil die neue Ausgabe derselben in der didot'schen Sammlung noch zu erwarten steht, theils weil neuangekündigte Excerpte der griechischen Geschichtschreiber überhaupt demnächst ohnehin zu besprechen seyn werden. In den ganz erhaltenen Büchern dieses Werks ist nach Daunou und Niebuhr der Anfang des siebenten Buchs bereits berührt worden. Es ist dieß die Geschichte der nach Etrurien, Campanien und Sicilien zum Getreidekauf abgeordneten römischen Gesandtschaften, die des Etruscischen Kriegs vor Kuma und des Tyrannen dieser Stadt Aristodemos abentheuerliches Schicksal. Wenn der französische Gelehrte diese letztere Episode einzig in ihrer Art und eben deßwegen verzeihlich findet, so rechnet der Deutsche diese ganze Parthie zum „Liede der Tarquinier," welche dorten als Emigranten lebten und starben [18]); und in der That sind die chronologischen Kritiken des Dionysius gegen seine Vorgänger sehr disparat von den wunderbaren Umständen, die er diesen Erzählungen einmischt, und verrathen griechische Mythologumena, etwa aus Philistus, Timäus u. A. geschöpft.

1732 schrieb: „Der heilige Geist habe sich an den Worten und Redensarten Polybii insonderheit vortrefflich vergnüget, und denselben würdig geachtet, ihn nachzuahmen (S. Herder, in den christlichen Schriften, Riga 1796. S. 182). — Man hat bekanntlich in dem Style des Evangelisten Lukas viel Polybianisches nachgewiesen.

17) Obschon er von den Stoikern mit Achtung redet, und hie und da stoische Ansichten seinen Urtheilen und Reden einmischt (s. Scholien p. 37—42 und Weismann pag. 10 sq.). Josephus hingegen hält schon fester an stoischen Ideen; aber sein Haupt-Anhalt ist sein Nationalglaube an Jehovah und dessen Weltregierung, auf welchem die Grundansicht seiner Historik beruhete (vergl. diese Gel. Anz. 1848. nr. 119. S. 949—955). — Vom Standpunct der christlichen Philosophie hat ein dritter Freund und Schüler von mir (Professor Ehrenfeuchter in den Götting. Gel. Anzeig. 1848. nr. 120. S. 1191), die Geschichte beleuchtet, aus dessen Betrachtung ich hier zum Schluß einige Sätze mittheile: „Die Geschichte ist Gotteswerk, sie ist aber auch Menschenwerk. Das Normale wäre freylich, daß sie innerhalb der Menschenwelt die reine Darstellung des göttlichen Willens, die Verwirklichung der göttlichen Zwecke sey. Dann würde sie als Menschenwerk zugleich auch Gotteswerk seyn, wie sie es in Christo ist. Ihr gegenwärtiger Verlauf, die Perturbationen in ihrem Gange, die Conflicte und Katastrophen sind eben aus dem Widerstreite zwischen den göttlichen Zwecken und dem menschlichen Wollen und Thun oder der menschlichen Art und Weise ihrer Ausführung zu erklären. — Die Gottesthätigkeit führt die Epochen herbey, die menschliche füllt die Perioden aus. Die Gottesthätigkeit, eben weil sie auf die ganze Gattung sich erstreckt, ist eine stille, geräuschlosere; die menschliche hingegen, weil nie weder ohne die eigene Versuchung mit aufsteigender Selbstsucht noch ohne Kampf mit äußeren feindlichen Mächten, steht im bewegten Vordergrunde, und zieht aller Augen auf sich."

18) Niebuhr beharrt nämlich auch in seinen Vorlesungen (s. I. S. 28 f. der deusch. Uebers.) bey seiner Meynung, daß ein großer Theil der römischen Geschichte aus Gesängen entstanden ist, d. h. aus einem Ganzen lebendiger Volksdichtung (vergl. jetzt Streuber über die älteste Poesie der Römer, in den Verhandlungen deutscher Philologen in Basel S. 110 f.) und ich bin, trotz alles Widerspruchs dagegen, aus guten Gründen ihr selbst zugethan.

Ich begnüge mich, zu dieser Parthie in einer Anmerkung einige literarische Nachweisungen zu geben [19]).

Der Anfang des zehnten Buchs, enthaltend die Bewegungen über die Lex Terentilia wegen der Zwölftafelgesetze bis zur Verbannung des Quintius Käso, welchen Grimm in seine Synopsis (p. 355 seqq.) aufgenommen, und später Horstig besonders herausgegeben, hat aus einer Vaticaner Handschrift theilweise Aenderungen, worunter Verbesserungen, erhalten, wovon ich ebenfalls in einer Anmerkung Proben mittheile [20]).

Zu dem zwölften und folgenden Büchern, woraus Angelo Mai aus dem Titel de Sententiis eine Reihe von Excerpten schon zweymal bekannt gemacht hatte, gewinnen wir nun durch Herrn Feder aus einem Escurial-Codex unter dem Titel de coniurationibus eine neue Reihe von Auszügen aus denselben Büchern des Dionysius.

(Fortsetzung folgt.)

---

19) Also Dionys VII. 1. *Ἡ μὲν γὰρ εἰς Σικελίαν ἀποδειχθεῖσα πρεσβεία — ἐξέπλευσεν.* (Olymp. 72. 2. vor Chr. 491. im Jahr der Stadt 263. s. Clinton Fasti Hellen. I. p. 24 sq. ed. Krüger, vergl. Niebuhr R. G. I. S. 578 f. zw. u. S. 614 dritt. Ausg.). — *Διονύσιος δὲ ὁ πρεσβύτερος — ἄρχοντος Ἀθήνησι Καλλίου μετ' Ἀντιγένην.* Olymp. 93. 3. vor Chr. 406; der Stadt 348. (s. Clinton F. H. I. p. 88. vergl. Philisti Fragg. nr. 48. p. 190 ed. Müller. Ephori Fragg. nr. 141. p. 272. Cicer. Tuscul. V. 20. p. 116 ed. Moser). — VII. 2. *Ὁ δὲ τυραννῶν τότε τῆς Κύμης Ἀριστόδημος ἦν — Μαλακὸς — Σηλυδρίας.* Beyde Prädicate verbindet auch Herodot. VII. 153 und Lucian Dialog. Deor. V. 3. — VII. 3. Es folgt die Notiz von Kuma's Gründung (1050 vor Chr.); — der Einfall der Barbaren und die nachher folgende Usurpation des Aristodemos. Olym. 64. 1. vor Chr. 624. (s. Clinton I. p. 14. — Gerlach in Paulys Real-Encycl. II. 774. Eckhel D. N. I. p. 211. Mionnet. I. p. 114 und Suppl. p. 238 sq.) — *ὡς τοῦ δαιμονίου ταπεινὰ μὲν τὰ ἐκείνων μετέωρα θήσοντος, ὑψηλὰ δὲ τὰ δικοῦντα σφῶν ταπεινά.* s. Longin de Subl. III. 2 mit den Auslegern. Die Sentenz ist ganz herodoteisch. (Herodot. I. 5 mit Dahlmanns u. meinen Nachweisungen p. 16 ed. Bähr et Cr.).

20) Scriptorum veterum Nova Collectio Vatic. Tom. II. p. XVIII. Ich gebe die Varianten nach dem Text in dem Abdruck: Ex Dionysii Hal. Archaeologiae Romanae Lib. X. cap. I—VIII explanavit Joh. Sam. Horstigius Lips. 1790.

Cap. I. Pag. 1. — *ἣν ἐνίκα στάδιον Τορύμβας* Horstig. — *Ῥύμβας* cod. Vatic. *Τορύλλας* Diodor. XI. 77. p. 434. ed. Dindorf. — *Φρασικλίους* Horst. — *Φρασικλέος* Vat. Sylburg besserte mit Recht: *Φρασικλείδου* und, so geben aus Handschriften des Pausanias VI. 5. p. 366 Schubart und Walz. vergl. Clinton F. H. I. p. 44. ed. Krüger.

P. 2. — *καὶ Σερούιος Σουλπίκιος* Horst. — *καὶ Σερουιλίου* Vat. Die Jahresangabe ist: Olymp. 80. 1. vor Chr. 460 (461); J. d. Stadt 293. Es folgt Cap. II. p. 11. Horst. das Prodigium, welches Livius III. 10 mit den Worten anfängt: „inter alia prodigia et carnem pluit." Der Vaticaner Epitomator leitet so ein, nach Anführung der Consuln dieses Jahrs: *γέγονε μὲν καὶ ἄλλα τέρατα, καὶ νιφετὸς δὲ ἐξ οὐρανοῦ κατέσκηψεν εἰς τὴν γῆν πολύς* (den Artikel hat Horstig nicht).

P. 12. *ἀλλὰ σαρκῶν θραύσματα — προσπετόμεναι πτερωτῶν* Horst. — *προσπετόμενα πτερωταὶ* Vat.

P. 13. lin. 1. *τὰ δ' ἐπὶ γῆν ἐνεχθέντα* Horst. — *τ. δ' ἐπὶ γῆς ἐνιχθ.* Vat.

P. 13. lin. 4. *διαλυόμενα* Horst. — *διαλυόμεναι* Vat.

P. 13. lin. 6. *οὐχ οἷοί τ' ἦσαν συμβαλεῖν* Horst. — *συμβαλεῖν οὐκ εἶχον* Vat.

P. 14. lin. 1. 2. *ὅτι πολεμίων ἀλλοεθνῶν παρελθόντων εἰς τὸ τεῖχος* Horst. — *ὅτι π. ἀ. ἐφοδος γενήσεται ἐπὶ τὴν πόλιν.* — Womit der Auszug schließt. — So viel aus Nr. 2 (s. oben); woraus ich nur noch eine kleine Probe am Schluße geben werde, da diese von Angelo Mai schon 1817 und zum zweytenmal 1827 herausgegebenen Fragmente bereits vielfältig besprochen worden sind.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) Cours d'Etudes historiques.
2) Scriptorum Veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim Inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Da mir durch gütige Mittheilung des Herausgebers dieser neuen Sammlung, deren Titel ich oben unter Nr. 4. angegeben habe, sieben Bogen vorliegen, so beeile ich mich um so mehr von den Excerpten aus unserm Geschichtschreiber das bereits Erschienene hier vorläufig zu besprechen, als durch Ungunst der Zeiten diese Ausgabe vorläufig unterbrochen worden ist, und den Bericht über die Excerpte aus Polybius, Diodorus u. A. bis zu der Zeit aufzusparen, wo wir die Anzeige des zweyten Bandes der Historicorum graec. Fragmm. ed. Carol. Müllerі, Paris ap. Firm. Didot 1848 damit verbinden können [21]).

Dionysii e libris Archaeologiae inde a XII.

Pag. 41 sqq. Eine ausführliche Erzählung von den Getreide-Spenden des römischen Ritters Spurius Mälius in der Hungersnoth (a. u. 315. ante Chr. 439), von seiner Demagogie, Verfolgung und Ermordung. Feder macht zuerst auf die auch hier zu bemerkende Ausführlichkeit des Dionysius im Vergleich mit Livius IV. 12 sq. aufmerksam, weiset auf Zonaras und andere Schriftsteller hin, bemerkt richtig, daß Cicero an den verschiedenen Stellen, wo er des Sp. Mälius gedenkt, verschiedene Standpunkte nimmt, und zeigt endlich, daß diese Erzählung des Dionysius, die im 12. Buche der Archäologie gestanden, so weit sie von Angelo Mai aufgefunden und in der Nov. Collect. Vatic. II. p. 465 sqq. edirt worden, mit dieser aus dem Eskurial-Codex herausgegebenen einen kleinen Theil gemeinschaftlich habe. — In Betreff der Urtheile der Schriftsteller über Sp. M., welche Feder anführt, muß man mit W. Teuffel (in einem guten Artikel in Pauly's Real-Encyclop. IV. S. 1355.) noch auf Niebuhr verweisen, der in der R. G. II. S. 470 ff. keinen Beweis seiner Schuld erkennt, als daß er sich weigerte, der Vorladung des Dictators Folge zu leisten, und vermuthet, das wahre Bestreben jenes Ritters sey gewesen, den Patriciern die Theilung des Consulat's abzunöthigen [22]).

---

21) Aber s. jetzt den Anhang zu dieser Anzeige am Schluß.

22) Zu Feder's Noten p. 41 über die gezwungene Namenserklärung bey Cic. pro domo 38. über die natürliche bey Varro de L. L. V. 35. p. 44. ed. Egger und über die Varianten: Μάλλιος, Μάλιος, Μάνιος, Maelius, Melius, bemerke ich erstens, daß im Diodor. XII. 37 auch Dindorf p. 435 Μαίλιος, hat wie Feder im Dionys aus dem Cod. Escor. und wie Döhner im Plutarch. Brut. 1. p. 1173; wo Sintenis Tom. IV. p. 138 noch Μάλλιος beybehalten hatte; zweytens, daß K. L. Struve (über Ang. Mai's Bruchstücke

Pag. 45. lin. 15 wird nach der Angabe, daß Minucius im Senat gesprochen habe, dieser Vortrag selbst nicht mitgetheilt, sondern mit den Worten: *Ζήτει ἐν τῷ περὶ δημηγοριῶν* auf diesen andern Excerptentitel vom Eklogar hingewiesen. Dagegen bemerkt Feder p. 48. zu lin. 5. *δημηγορήσας*, es sey, wenn man Livius IV. 15. vergleiche, und des Dionysius Gewohnheit erwäge, auch auf die Spur in den Collect. Vat. p. 465. merke, wo Anfangsworte einer Rede des Cincinnatus gegen den bereits gefallenen Mälius stehen, keineswegs wahrscheinlich, daß Dionysius hier nicht einer Rede des Dictators Raum gegeben haben solle, und es scheine daher diese Auslassung nicht sowohl vom Eklogar verschuldet zu seyn, der wie oben bey des Minucius ausgelassener Rede, auf den Titel *περὶ δημηγοριῶν* verwiesen haben würde, als vielmehr vom Abschreiber. — Hierbey führe ich die Anfangsworte von Giordani an (Lettera al Abate Canova sopra il Dionigi trovato dall' Abate Mai, Milano 1817. p. 44.) an: „Dove poi io ho segnato una stella, e i codici (al solito loro) non danno minimo indizio che nulla manchi, entrano (vedi salto!) nella invettiva di Cincinnato contra Spurio Melio già ucciso; e vi entrana consenso pure imperfetto: e qui commincia appunto la parte pubblicata dal Mai" etc. Ausser Giordani haben bekanntlich Ciampi, E. R. Visconti und nachher Struve und Niebuhr über jene Excerpta Dionysii ed. A. Mai sich erklärt, und diesen bestimmt, seine unrichtigen Meinungen über diesen Fund zurückzunehmen (S. Praefat. ad Nov. Collect. Vatic. p. XVII.). P. 48. lin. 12. sqq. folgt nun eine interessante Kritik des Dionysius über seine Quellen: So hätten, sagt er, die ihm für die glaubwürdigsten geltenden Schriftsteller über den Tod des Mälius berichtet; nun müsse er noch einen andern Bericht anführen, den die einheimischen Geschichtschreiber Cincius und Calpurnius geben, [23]) nach welchem weder Quintius zum Dictator noch Servilius zum Magister Equitum ernannt worden, sondern die in der Curie versammelten Senatoren hätten der Anzeige des Minucius sofort Glauben geschenkt, und als einer der älteren auf den Tod des Mälius ohne weiteres Urtheil angetragen, so wäre Servilius als ein junger handfester Mann mit der Vollziehung beauftragt worden. Dieser habe den aus einer Volksversammlung kommenden Mälius unter dem Vorwand einer geheimen Mittheilung bey Seite geführt, und mit einem unter dem Aermel verborgenen Dolch erstochen. Die herzueilenden Begleiter des Mälius hätten sich durch seine Erklärung, die That sey eine vom Senat befohlne, zufrieden stellen lassen, und so sey er mit blutiger Waffe in der Hand in dem noch versammelten Senat erschienen [24]).

II. p. 50. Dieses Excerpt enthält eine ausführliche aber in der Mitte ohne Andeutung einer Lücke abgebrochene Erzählung des im Jahr der Stadt 412,

---

des Dionysius von Hal. S. 18) im Vaticaner Fragment XII. 1. so corrigirt: — *τόπον οὖν τινα, Αἶκον Μήλιον* (statt des bloßen *Μήλιον*) *ἐξ ἀρχῆς κληθέντα ὕστερον συμφθαρέντων ἀλλήλοις κατὰ τὴν εἰς μίαν λέξιν συνεκφοράν* (statt *κατὰ τὴν μίαν ἐκφοράν*) *τῶν ὀνομάτων Αἰκυμήλιον ἐκάλεσαν.* — Andere schöne Bemerkungen über die hier vorkommenden Namen und glückliche Textesverbesserungen Feder's muß ich der Würdigung gelehrter Leser überlassen, und auf dessen Note zu p. 49. l. 17. verweisen.

23) Beyde führt Dionys A. R. I. 6. 7. mehrmals an. L. Cincius Alimentus hatte Roms Geschichte bis zu Anfang des zweyten punischen Kriegs in griechischer Sprache geschrieben de Luciis Cinciis scripsit, fragmenta ed. M. Hertz Berol. 1842. Ueber L. Calpurnius Piso Frugi haben wir ebenfalls neulich eine Monographie erhalten: De L. Pisone Annalium scriptore scrips. Liebalt. Numburgi 1836. Niebuhr, Vorlesungen I. S. 59 f. bezeichnet diesen Piso als den ersten Veranlasser von Verfälschungen in der röm. Geschichte.

24) Es folgt hierauf die Bemerkung, wie Servilius seitdem den Beynamen Ahala (Ala) erhalten, weil er jenen Dolch unter der Achsel verborgen habe: *ὑπὸ μάλης*, sub ala (axilla) mit der Erklärung *ἄλας γὰρ καλοῦσι Ῥωμαῖοι τὰς μάλας*, wie unser Kritiker die verderbte Schreibart der Handschrift mit Recht verbessert hat not. 13; womit man Xenoph. Hell. II. 3. 16. *ξιφίδια ὑπὸ μάλης ἔχοντας* und ähnliche Stellen vergleiche, ferner das subalare telum beym Cornel. Nep. Alcib. 10; wie denn auch Cicero Philipp. II. 11. auf jene Entstehung des Namens Ahala anspielt. — Es folgt beym Dionysius weiter die Etymologie des

vor Chr. 342. von den römischen Besatzungstruppen in Capua gemachten Versuchs nach Vertreibung der Campanier sich in den Besitz dieser herrlichen Provinz zu setzen; eine Verschwörung, welche nachher der Dictator M. Valerius Corvus vereitelt; in Folge dessen die Eintracht wieder hergestellt wird. Letzteres erfahren wir aber nur aus dem ausführlichen Bericht des Livius VII. 38—42 [25]).

Den Inhalt von No. III. giebt unser Herausgeber (p. 54) bündig und schön so an: Agitur de bello adversus Latinos Campanosque suscepto, T. Manlio tertium et P. Decio Consulibus a. u. 414 (340 a. Chr.), in quo patriae salutem ille filii vitâ, hic suâ antiquiorem habuit, mit Verweisung auf Livius VIII. 6. — Wenn er aber dabey die Meinung äußert, es komme in dieser Erzählung nicht das Geringste von Verschwörungen (nihil insidiarum) vor, und der Eklogar habe dieses Fragment wohl nur deßwegen in diesen Titel *περὶ ἐπιβουλῶν* aufgenommen, weil in diesem No. III. nochmals der Römerverschwörung in Campanien (No. II.) Erwähnung geschehe; — so kann ich ihm darin auf keine Weise beypflichten; denn auch dieser ganze Lateinisch-Campanische Krieg, so wie der darauffolgende, wird ja gleich von Anfang als eine treulose bundbrüchige Verschwörung gegen die Römer dargestellt. Man höre was Livius VIII. 3 sagt: „Quod responsum — Campanos metu abalienavit: Latinos ferociores fecit. Itaque, per speciem adversus Samnites belli parandi crebra concilia indicentes, omnibus consultationibus inter se principes occulte Romanum coquebant bellum. — Sed quamquam omnia de industriâ celabantur — indicia coniurationis eius Romam emanarunt;“ und der ganze Verfolg der Erzählung ist ja im Tone der gerechten Entrüstung Roms über eine hinterlistig angelegte Verschwörung gehalten. — Weiterhin giebt der Herausgeber treffliche Verbesserungen der fehlerhaften Stellen des Codex, der die Rede des Consul Manlius an die Soldaten nicht mittheilt, sondern auf die Titel von den Kriegslisten und von den Volksreden so wie auf die Erzählung vom Zweikampf des jüngern Manlius verweiset.

IV. p, 56. beginnt die von Polybius (I. 7.) und Andern berührte Erzählung von Rhegium, Messana und von den Mamertinern. Da aber die mir von Herrn Feder mitgetheilten Bogen hier abbrechen, so kann ich vor jetzt nicht weiter berichten; das bereits Gegebene wird aber hinreichen, die Verdienste des gelehrten Herausgebers zu würdigen.

Beym sechszehnten Buch des Dionysius beschränke ich mich auf Eine Bemerkung: Es wurde bereits schon oben angeführt, daß Angelo Mai in der zweyten Ausgabe seiner Fragmente der Archäologie des Dionysius seinen Anfangs viel zu hoch angeschlagenen Werth seines Mailänder Fundes auf die Erinnerungen der Kritiker im Ganzen beträchtlich herabzusetzen veranlaßt worden sey. Daß er aber auch im Einzelnen verschiedene unrichtige Erklärungen hat zurücknehmen müssen, davon mag hier ein einzelnes Beyspiel folgen. In der ersten Ausgabe XVI. 6. hatte er die *ἐντοίχιοι γραφαί* für auf Eichenholz eingegrabene Charaktere der Pränestinischen Orakel erklärt, und zwar fälschlich, wie ich schon in einer Anmerkung zu Cic. de Divin. II. 41. p. 447 ed. Moser. nach Visconti ange-

örtlichen Namens Aequimelium, wozu man das oben p. 41 zum Text und zu den kritischen Erläuterungen des Herausgebers beygebrachte vergleiche: und am Schluß die Nachricht, daß der Senat wegen jener Anzeige dem Minucius eine Statue zuerkannt habe (p. 50. vergl. Feders Anmerkung zu lin. 2).

25) Der Herausgeber läßt den Namen des Consuls: *Μαρκίου ῥουτύλου* stehen, was Billigung verdient, und bemerkt, daß man auch im Diodor XVI. 82. *Ῥούτιλος*, statt *Ῥουτίλιος*, wieder hergestellt habe (s. jetzt Vol. II. p. 121 ed. L. Dindorf; wie jener Consul denn auch beym Livius Marcius Rutilus heißt.). — P. 51 zu lin. 4 sqq. wird bemerkt, wie Dionysius in der öfteren Lobpreisung Campanien's sich gefalle. — Es folgen tüchtige kritische Erörterungen über die hernach vorkommenden Länder- und Völkernamen. P. 53. ist die Verbesserung *ἤδη παρειληφότι*, statt *παρειληφέναι ὅτι*, mit Recht in den Text aufgenommen worden, und eben daselbst ist die grammatische Anmerkung über die Construction auszuzeichnen. Zur Sacherklärung ist auf Appian's bell. Samnit. 5. verwiesen; welcher, gelegentlich bemerkt, in seinen drey ersten Büchern des Dionysius Archäologie fleißig ausgeschrieben hat.

deutet habe. — Jetzt hat er diese Deutung in der Nov. Collect. Vatic. II. p. 500 auch selbst zurückgenommen. Weil diese Stelle recht deutlich zeigt, wie viel wir an den untergegangenen Büchern dieses Werks des Dionysius verloren haben, so will ich hier, nach E. G. Visconti zuerst den wahren Sinn dieser Stelle angeben, und dann meine Uebersetzung dieses leider nur sehr kurzen Fragments angeben. Dionysius hatte von den Wandgemälden gesprochen, welche Fabius Pictor im Jahr der Stadt 451. auf eine meisterhafte Weise im Tempel der Salus gefertigt hatte (vergl. Liv. X. 1. Plin. H. N. XXXV. 4. 7. K. O. Müller im Handb. d. Archäol. d. K. 5. 182. 2. S. 192. zw. Ausg. und Walz in Pauly's Real-Encyclop. III. S. 403). Die Stelle aber lautet so: „Die Wandgemälde waren in ihren Umrissen sehr genau (von feiner Zeichnung), in ihren Farbenmischungen lieblich, und hatten das heiter Blühende, frey von aller Zuthat des sogenannten gemeinen Malerpinsels (παντὸς — ῥώπου, der schlechten Farben der gemeinen Maler. S. Photii Lex. gr. p. 366 u. Salmas. Exercitt. Plin. p. 739. E.) No. 3). Zu dem zwanzigsten oder letzten Buche der Archäologie des Dionysius hatte uns bereits der Mailänder Codex schätzbare Excerpte geliefert, besonders zum Leben des Pyrrhus, in welchem Plutarch, neben Hieronymus von Kardia unsern Dionysius als seinen Führer bezeichnet (s. Heeren, de fontibus Vitarum Plutarchi pag. 72 seqq. vergl. Nov. Collect. Vatic. II. p. 505 seqq.). — Jetzt gewinnen wir aus einer Athos-Handschrift durch Mynoides Minas ein neues Stück, wodurch eine Lücke in den Mailänder Excerpten ausgefüllt wird s. im Eingang den Titel unter No. 3. Es ist die Beschreibung der Schlacht des Pyrrhus bey Asculum gegen die Römer [26]).

26) S. Caroli Müllери Praefatio zu den Fragg. partim inedita ad calc. Flavii Josephi ed. Guil. Dindorf. Paris Didot. 1847. p. 3; welche sechs Capitel p. 7—11 nach den Excerpten in der Nov. Collect. Vatic. nach cap. 61 p. 520. einzurücken und mit Plutarchi Pyrrh. cap. 21 zu vergleichen sind. Zum Text haben die Herrn Dübner und Minas mehrere kritische Anmerkungen geliefert.

Aus diesen Proben wird der Leser sich überzeugen, daß wir neuerlich treffliche Beyträge zu einer neuen wünschenswerthen Ausgabe des Dionysius theils gewonnen theils auch noch zu hoffen haben.

Creuzer.

Nachtrag.

Wenige Tage nach Abfassung obiger Anzeige erhielt ich Nro. 5., dessen Titel ich im Eingange sehr abgekürzt habe, weil vorerst nur berücksichtigt werden kann, was auf Dionysius von Halikarnaß sich bezieht. Hier nur so viel: Mit Ausnahme der Fragmente griechischer Geschichtschreiber, die Hr. Karl Müller im Jahr 1841 in dieser Pariser Sammlung herausgegeben und der des Ktesias, die er der Ausgabe Herodots von Wilhelm Dindorf 1844 ebendaselbst beygefügt, und worüber ich bereits damals berichtet habe, hat er jetzt in diesem zweyten Bande der Fragmente angefangen, unter zwey und siebenzig Numern Alles zusammenzustellen, was sich von den Incunabeln der griechischen Historik an von Bruchstücken auftreiben ließ, bis auf die Zeit des Ptolemäus Philadelphus; denen sodann in einem dritten Bande, welchen Hr. K. M. noch vor Jahresschluß herauszugeben hofft, die Fragmente der nachfolgenden Geschichtschreiber mit den nöthigen Sach- und Personen-Registern sich anschließen werden. Da Referent, aufgefordert vom Herausgeber und vom Verleger, über beyde Bände ausführlich berichten wird, so begnügt er sich vorjetzt, dem Ersteren die Bewunderung seines ausdauernden kritischen Fleißes und dem Letzteren die dankbare Anerkennung der großen Opfer, die er in einer solchen Zeit der Wissenschaft darbringt, auszudrücken, und wendet sich sofort zu Dem, was dieser Band für den Halikarnasser Dionysius enthält.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Berlin 1848.

Schon früher einmal, bey Besprechung von Bernhardi's deutscher Sprachkarte 1844, Sp. 573 der Gelehrten Anzeigen, haben wir diese Sammlung willkommen geheißen. Was seitdem so überraschend im öffentlichen Leben des großen Vaterlandes vorgegangen, und gerade jetzt in gährender Gestaltung begriffen ist, gilt uns als Aufforderung, noch einmal und mit Mehrerm auf sie zurückzukommen.

Ein einiges Deutschland ist das große Wort, das nun endlich von der Maas zum Niemen, von den Alpen bis zum Belt von tausend Zungen ertönt. Ein Deutschland hat man nie, auch unter den zersetzendsten politischen Verhältnissen zu kennen verlernt. Als fast alle Merkmale dieses Begriffes Deutschland in Frage gestellt waren, stand, und wird ohne Zweifel für und für unerschüttert fest stehen das der Sprache; und gerade mit ihr, der Sprache, hat sich zum Glücke des Ganzen seit einigen Jahrhunderten das entschiedene Gegentheil zugetragen von Dem, was in der Politik geschehen, hat sich zugetragen, was auch in politischer Hinsicht herbeyzuführen eben der Sinn jenes großen Wortes ist.

Nicht bloß der Mann von der Etsch und der von der Schley, sondern auch Manche aus sich viel nähern Gauen, die, beyderseits nur ihres heimathlichen Dialektes mächtig, mit einander zu verkehren haben, können sich nicht ohne einige Mühe einander verstehen, aber sie verstehen sich mit dieser Mühe denn doch bald, sie erkennen, daß dieser jenem schon ganz anders als einem Dänen oder noch entschiedener einem Wälschen gegenüber stehe, daß sie beyderseits Einem Volke angehören, daß sie Deutsche seyen.

Dieses Erkennen, zu welchem in den niedern mehr haussitzenden Schichten der Gesellschaft nur gelegenheitlich Anlaß werden kann, findet sich in den höhern schon seit Jahrhunderten zum lebendigsten Bewußtseyn erwachsen. Und aus diesem Bewußtseyn wie aus der Nothwendigkeit, ein möglichst weit reichendes Mittel des Verständnisses zu haben, ist, gerade während eine frühere politische Einheit mehr und mehr in Trümmer gieng, ohne irgend eine Gewaltsamkeit, ja ohne alle Berathung etwa auf Congressen, aus Zuthaten sowohl der obern als der niedern Lande endlich die den Gebildeten aller Gaue gemeinsame deutsche Schriftsprache hervorgegangen.

Hat dieses Band, seiner Natur nach ein geistiges, Anstößen mehr materieller Art zu widerstehen gehabt, so hat es doch nur nachgegeben; es entzwey zu hauen hat kein Schwert eines Gewaltigen vermocht. Und in diesen Tagen sehen wir es selbst auf dem materiellen Gebiete seine einigende Zauberkraft üben. Aufs neue ist die Ueberzeugung lebendig geworden, daß den Völkern gegenüber, die nicht durch ähnliche geistige Bande allein, sondern auch durch politische zu gewaltigen einigen Massen ver-

bunden sind, zu dem blos geistigen Bande eben auch noch ein materielles kommen müsse, ein Band, das jenem geistigen in jeder Beziehung, vorzüglich in der gleich seyn kann, daß den Fremden gegenüber Alle sich an demselben halten, wenn sich auch die Einzelnen durch gewisse Fäden desselben unter sich näher verbunden fühlen mögen.

Liegt die Hauptstärke eines solchen geistigen wie politischen Bandes in dem Gemeinsamen, in den seine ganze Länge durchziehenden Fäden, die wir nach einem sich immer mehr geltend machenden Symbol den schwarzrothgoldnen Zettel nennen wollen, so sind nicht minder nothwendig und tragen nicht minder zur Festigkeit bey diejenigen, die, wie verschieden sie seyen an Farbe, den Einschlag bilden und dem Ganzen den Reitz des Mannichfaltigen in der Einheit verleihen. Während wir das eine dieser Bänder noch immer unvollendet auf den politischen Webstuhl gespannt sehen müssen, fühlen wir uns von dem andern naturwüchsigen mächtigern längst freudig umschlungen. Sein schwarzrothgoldner Zettel ist die gemeinsame Schriftsprache, reich an Schätzen, die in ihr niedergelegt sind; sein Einschlag reich an besondern Farben aller Art sind die Dialekte. Diese zu lebendigerer Anschauung zu versammeln und zu allgemeinerm Bewußtseyn zu bringen ist die schöne, die heute mehr als je zeitgemäße und dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser unses Buches gesetzt hat.

Es liegt uns in dieser nunmehr auf 544 Großoctavseiten des ersten und 136 eines zweyten Bandes angewachsene Sammlung ein Unternehmen vor, das, auch nur nach der Schwierigkeit der Durchführung bemessen, ein nicht gewöhnliches heißen darf. Nicht neu zwar ist der Gedanke, von der Art und Weise, wie die gemeinsame deutsche Sprache auf ungeschulter Volkszunge verschiedener Gegenden ins Leben tritt, durch kleine Texte eine Vorstellung zu gewähren. Man hat namentlich für besonders zweckmäßig gehalten, die verschiedenen mundartischen Formen an einem und demselben Texte anschaulich zu machen. So an dem Vaterunser, an den Parabeln vom Säemann, vom verlornen Sohne. Allein solche beschränkte Textstücke müssen sich immer mehr oder minder ungenügend erweisen, wo es darauf ankommt, alle die Fälle darzubieten, in denen sich das Bezeichnendste jeder Mundart kundgeben kann. Auf der andern Seite gehört eine große Selbstverläugnung des Lesers, auch eines solchen, der für Formen als Formen Sinnes genug hat, dazu, sich diesen leeren Formen zulieb, durch ein unaufhörliches Einerley hindurch zu arbeiten. Das hatte schon Radlof gefühlt und seinen „Sprachen der Germanen“ einen „Mustersaal aller teutschen Mundarten“ nachgesendet, in welchem, wie in J. S. Vater's „Proben deutscher Volksmundarten“ ein ganz anderes Verfahren, so ziemlich das der vorliegenden Sammlung eingehalten ist, die aber jene beyden theils an Vollständigkeit, theils was gleichförmige Durchführung und Verlässigkeit betrifft, weit hinter sich läßt. Ihre einzelnen Stücke sind eben so viele kleine Genrebilder, die einen Einblick thun lassen in das häusliche und öffentliche Treiben der verschiedenen Bevölkerungen, in ihre Liebhabereyen, Wünsche und Klagen. Kindliches wechselt mit männlich Verständigem, Frohes mit Betrübtem. Doch weit vorherrschend ist ein gesunder nie ins Derbere fallender Humor. Sie ist eine Nationalgallerie ihrer Art. Ihre Ausstattung hat der Sammler, selber mehr dem Norden angehörig, vom Norden aus, gleichsam zuerst an der Nordwand, begonnen. Diese trägt Bilder aus den deutschen Küstenlanden an Nord- und Ostsee, von Westen nach Osten laufend, indem sie zur Zeit gegen Westen hin noch leer gelassen ist für verspätete Zusendungen aus Brabant, Flandern und dem Königreich der Niederlande. Wenn der Sammler nicht auch den höhern, zumtheil überseeischen germanischen Norden, den skandinavischen, in seinen Bereich gezogen, so liegt der Grund ohne Zweifel in dem engern Begriffe, auf den er den Gesammtnamen Germania, nach dem Beyspiel Einiger von eben jenen Nordbewohnern, beschränkt wissen will. Indessen auch für eine solche Ergänzung könnte ja nach der Hand, wie für die erwähnte im Westen noch Rath werden. Der unselige Zwist, der in diesem Augenblick uns Deutsche von jenen Stammesbrüdern trennt, kann und darf ja nur eben ein vorübergehender seyn. In der That, wenn wir uns gleich den ersten Stücken dieser Gallerie, denen aus der Insel Sylt, gegenüber stellen, sehen sie uns nur um weniges unverständlicher an, als es wohl andre aus

dem dänischen Jütenlande thun würden. Und wenn so die verkümmerten Reste des Altfriesischen in die Sammlung fallen durften, so mochten es mit kaum minderm Rechte die in den nordischen Reichen zwar ungleich besser gepflegten, aber vom Festland aus vielfach durchsetzten Altskandinavischen.

Machen wir uns eine richtige Vorstellung von den Seiten, nach welchen die Sammlung sich vaterländischen Lesern empfehlen werde, so dürfte sie die Mehrzahl derselben nicht so fast dadurch ansprechen, daß sie in ihrer Weise belehrend, als eben dadurch, daß sie, wie keine der bisherigen, wesentlich unterhaltend ist.

Einen Begriff von der unterhaltenden Seite zu geben vermögen wir kaum auf bündigere Weise, als indem wir, nach der Reihenfolge der Stücke, deren Ueberschriften aufführen, welche zugleich einen Vorschmack der jedesmaligen Sprechart gewähren. Uns kommt dabey vor der Hand trefflich zustatten die so zweckmäßige als vollkommene Weise, in welcher der Sammler für jeden Leser, dem es an Lust, Zeit oder Gelegenheit gebricht, mittels Grammatik und Wörterbuch, auch wenn es deren für alle Mundarten gäbe, sich selbst das nöthige Verständniß zu schaffen, dadurch gesorgt hat, daß Seite für Seite in numerirten Noten alles minder Verständliche schriftdeutsch gegeben wird, Noten, deren vom Syltischen ab, und schon beym Helgoländischen, immer wenigere nöthig werden, selbst für einen Oberdeutschen, der sich einigermaßen in die bald abgemerkten Hauptabweichungen der niederdeutschen Mundart von der seinigen gefunden hat.

S. 1. Insel Sylt (Söl'). Di Uurs-Leedti, fan en Jungdreng, das Frühlingslied, von einem jungen Seefahrer. | Di Harewst-Leedti, fan en Jungfaamen, das Herbstlied, von einem jungen Mädchen. | Di Wundter-Leedti, das Winterlied. | Di Seemans Klaag-Soong, der Klaggesang des Seemanns. | Di ual' Jungdreng, der alte unverheirathete Seefahrer. | En Brölleps Leedti, ein Hochzeitlied. | Di Faamnens miist Sennigheid, der Mädchen meistes Sinnen.

7. Insel Helgoland. Di swaar Wonter twesken 1840 en 1841 ühp Helgolunn, der schwere Winter zwischen 1840 und 1841 auf Helgoland. | Sömmer- en Harrews-Feskerleed uhn Helgolunner Spröek, Sommer- und Herbstlied in H.-Fischer Sprache. | Die Armen, diar jamm sallew tröste ühp Helgolunn, die Armen, die sich selber trösten auf H. | Di tofreden Helgolunner uhn sien Lewsk, der zufriedne H. an sein Liebchen. | Di tofreden Helgolunnerin herr Antwort, ihre Antwort. | Gespröek twesken en Bad'gast en'n Helgolunner. | En Tweskenspröek änner en Sköel Luatsen uhn di Harrews bi Ühppassen, wanner Skeppen uhn Secht köhm, ein Zwischengespräch unter einer Anzahl Lootsen im Herbst beym Aufpassen, wenn Schiffe zu Gesicht kommen.

15. Ostfriesland. De twee Königskinner, die zwey Königskinder. | Wegenleed, Wiegenlied. | West lüstig, seyd lustig. | Moi Hanne, schön Hannchen. | An de Eene de ick meene. | De Orsaak van't Flöken, die Ursache vom Fluchen. | Dat Recept. | Sprüchwörter und Redensarten. | Aventüüür van de Paster Schmulke un sien Mester (Schulmeister) Bakel.

23. Herrschaft Jever. Dat Seewief (Seeweib). | De Banter Karkhof, der Banter Kirchhof. | Wallgank, Herenritt. | Ik blief siens un he blift miens, ich bleibe die seinige und er bleibt der meinige.

31. Bremen. De letzte Danz. | Dat ehliche Gluck. | De Sunndag un de Sunnavend (nach Hebel). | Erlkönig (nach Göthe). | Sinnsprüche u. dgl.

35. Angeln. Angeln un de Angler (mundartliche Beschreibung dieser ehmaligen Heimat der Angelsachsen).

40. Insel Fehmarn. Dat Fehmarsche Leed.

41. Kiel. De Grotenflimbecker Buern (Bauern) vörtellt (erzählen) sick wat vun't Lotterie-Spill un den Düvel. | De Gr. Buern gaat dem Volksbaden to Lief, gehen dem Volksboten (einem Zeitblatte) zu Leibe.

44. Eutin. De Möller (Müller) von de Braker möhl.

45. Segeberg und Oldesloe. Bauerngespräch.

47. Holstein (Dithmarschen). Den bloodtüügn för unsen Gloobm Henrick van Zütphen siin Saak (Proceß), Arbeid, Lydn un Dood, in Dithmarschen beschrehbm van Claus Harms (10 Capitel). | Lieder und Volksreime der Holsteiner.

(Fortsetzung folgt.)

1) Cours d'Etudes Historiques.
2) Scriptorum veterum Nova Collectio.
3) Fragmenta Partim inedita.
4) Excerpta e Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno.
5) Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

Zuvörderst, in der Praefatio pag. III, werden einige Nachlässigkeiten gerügt, welche Valesius in den Excerpten aus dem Turiner Codex sich zu Schulden kommen lassen, und durch Varianten, nach einer neuen Revision der Reiske'schen Ausgabe T. IV. pag. 2309 in einer Anmerkung berichtigt. — Es folgt pag. IV. sodann die Notiz der Escurialhandschrift, woraus die hier mitgetheilten Excerpte der Werke des Polybius, Diodorus und Dionysius entnommen sind, die des Nikolaus von Damaskus aber für den dritten Band dieser Sammlung vorbehalten werden. Die des Dionysius will der Herausgeber denen angereiht wissen, welche er neulich als Anhang zum Flavius Josephus aus dem Titel der Constantinischen Excerpte περὶ στρατηγημάτων herausgegeben habe (s. zu Anfang dieser Anzeige Nr. 3.). Wenn der Titel dieser neuesten Excerpte (Nr. 5.) in der Escurialhandschrift so lautet: περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν ἐκλογαί, De insidiis, quae Regibus structae sunt Excerpta, so muß man die Abkürzung billigen, welche Feder diesem Titel gegeben hat: περὶ ἐπιβουλῶν (s. Nr. 4.); indem ja diese Verschwörungs- und Revolutionsgeschichten keineswegs allein Könige, sondern auch andere Staatshäupter und Feldherrn, ja Republiken selbst betreffen.

Was nun die von Hrn. K. W. hier mitgetheilten Fragmente des Halikarnassers Dionysius betrifft, so bemerkt man, daß er im Escurial-Codex Verschiedenes anders gelesen hat als Hr. Feder. In den Anmerkungen hat sich jener weit kürzer gefaßt, indem er sich meistens auf Anführung der Parallelstellen beschränkt, während dieser sich bey jedem Excerpt auf eine ordentliche, obschon gedrängte, historisch-kritische Erörterung einläßt. Uebrigens zeigt mir jetzt die Vergleichung der beyden Ausgaben dieser Eklogen, daß der vierte Artikel, mit dessen Anfang (Nr. IV. p. 56 ed. Feder) die Druckbogen dieses Letztern mir ausgegangen, auch im Codex selbst den Schluß bildet. Es ist dieß ein Zwischen-Act der römischen Kriege mit Pyrrhus und ein Gegenstück des Verraths der Mamertiner; ergänzt auch die kürzeren Nachrichten bey Polybius, Diodor, Appian, Livius und die von A. Mai edirten Excerpte (S. Feders und K. Müllers Einleitung). Nämlich im Jahr d. St. 473 (472), vor Chr. 281. 280, hatte ein Campanischer Häuptling Decius, zum Schutz der Stadt Rhegium von den Römern in Besatzung gelegt, durch schändlichen Verrath sich jener bemächtigt, die Männer ermordet, die Frauen und Jungfrauen mißhandelt, und nachdem er aus Rache seiner Augen beraubt und nach Rom ausgeliefert worden, sich durch Selbstmord der gerechten Strafe entzogen. Diese Geschichte erzählt hier Dionysius mit voller historischer Entfaltung, sichtbarlich um seinen öfter wiederkehrenden ethisch-moralischen Satz von der göttlichen Strafgerechtigkeit einzuprägen; wie die Worte (p. 41 Müll.): φθάσασα δὲ τὴν Ῥωμαίων ἄφιξιν ἡ τοῦ δαιμονίου πρόνοια — Δέκιον — ἐτιμωρήσατο, deutlich bekunden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung.)

57. Hamburg. De Isenbahn (Eisenbahn). Wat de beiden Vetters Goodber nut Hamborg un Troohart in de Windmöhl to Staad tosamen snackt hefft von wegen Beer un Brannwien. | De Hamborger Kööksch (Köchin). | De Veerlander Swier, der Vierländer Bauern lustig Lied. | De verdorvene Werlt (Welt) un ere nye Manceren.

66. Lübeck. Kinder- und Volksreime.

67. Schwerin Stadt und Land. De Werdein (Guardian) unn datt Gespenst. | Gespräák twischen Mutter unn Dochter. | Sprickwüürter. | De Hiring (Häring) un de Schull (Scholle). | Papendönning. | De Watermööm (Wassernixe). | De Ehstand. | Dat Gespenst up'n Kirchhoff. | De Denkstun'n (Denkstunde). | De Hark (Harke, Rechen).

77. Rostock. De Apthekebursʃ (Apothekerbursche). | De Stallknecht as (als) Preeste (Priester) un de Hunsknecht as Köste (Küster).

81. Warnemünde. De Warneminne (die Warnemünder).

81. Ahrensberg. Ne Piep (Pfeife) Toback. | An Diiaten (Dörtchen) von'n twejöaschen Jung (von einem zweyjährigen Jungen). | To d'n Polte'abend.

85. Vorpommern. Lewark un Sünn (Lerche und Sonne). | De Hünen. | An de Stettiner Kooplüde (Kaufleute). | Dat Vöagling (Vögelein). | De Vöagelkens an E. N..st. | Wi sint söawen (nach Wordsworth's We are seven).

87. Insel Usedom. Sagen.

„ Rügen. De soewen Müüs to Pudmin (die sieben Mäuse zu P.). | An die Braut zu Poseritz. | Dat Mittel vör dat Fewer (Fieber).

91. Hinterpommern. Voate Hähnk (Vater Hähnchen). | Vam Söan dei sick wat versöcht, vom Sohn, der sich was versucht. | Dei Noth vam Bure. | Ansprache an König Wilhelm IV.

95. Danzig und Gegend. De Seelenwandering, en Gespräk tweschen twe Buren. | Beschriewing wie et bi dem Begrefnifs enet warderschen Buhren togegangen. | Bauernepistel.

100. Danziger Nehrung (Niederung). Dat verlearne Paradis.

101. Königsberg und Gegend. Trine onn Dschin (Katharina und Regina, Gespräch). | Lipp onn Hangs, Gespräch. | Mien Flaschke (meine Flasche).

102. Samland. Von de Underhördschkes, von den Unterirdischen (Erdmännchen). | Wiegenlied. | Anke van Tharaw.

105. Tilsit (Tels) und Gegend. Ein Tilsiter Schullehrer an den König von Preußen.

107. Deutsche in Litthauen. Putthöhnke. | Dö Lieske (Lieschen).

108. Natangen. Die Erbsenkoster.

109. Um Rastenburg. Vom klooke Schniedake vom klugen Schneiderchen.
110. Pr. Eilau und Landsberg. De Ungaeadschkes die Unterirdischen oder Erdmännchen. | Et Läwe hängt am siedene Fådem.
111. Um Wormditt oberdeutsche Ansiedler von 1276. De Heirathschaft.
114. Braunsberg. Mooda, wi sönd önjelade (Mutter wir sind eingeladen).
115. Zwischen Pr. Holland und der Passarge. Wirthshaus-Gespräch. | Möt den Wölwön muss man heulön, Nö! das muss man nich.
116. Marienburger Werder. Lied: Wenn man bim Bure deent.
117. Um Saalfeld im Kreise Mohrungen. Min Kressjähn (mein Christian).
118. Schlochauer-Kreis. Fastelauwenslied (Faßnachtslied).
118. Zempelburg. Dei Tüffke (die Kartoffeln).
120. In der Neumark. Lied: In Schwaben woar en moal ene Stadt van Fienden ingeschloaten. | Hans Vogelnest.
121. Neudamm bei Küstrin. Kinderlieder. | Hans Vogelnest.
123. Im Oderbruche. Goliath un der kleene Doavid. | Olle Moann wull' ried'n Alter Mann wollte reiten. | Kinderlieder.
125. Bey Freienwalde. As ick noch so kleene woar, da fand ick eenen Dreier.
127. Uckermark. Die steinenen Kreuze bey Prenzlau. | Ehn Ukamarker will ick sin. | Dea ukamarksche Reiseknecht.
130. Bei Zehdenick an der Havel. As ick moal en riker Mann was. | Kinderlieder.
131. In der Priegnitz. To unsen gnädigsten Kronprinzen sien'n Geburtsdag. | Neijaohrswunsch.
133. In der Altmark. De olle (alte) Fritz. | Juchhei! Hochtied un Hochtied is hüt! Hochzeit ist heute. | De Suerkohl. | De Grofschmedts-knecht un Schniedergesell. | De Fröhling. | De ollmärksche Brunkohl. | Martinslied.
141. In der Mittelmark. Dät Lach (Gelage, Festgelage). | De Honnigschweie (Honigpflaster). | Kinderlieder.
145. Berlin. Die zweedeitigen Namen. | Nante. | Wenn Eener weess wie Eenen is. | Die Menagerie. | Der Eckensteher und der Straßenjunge.
154. Treuenbrietzen. Kinderlieder.
155. Anhalt Zerbst. Bucco von Halberstadt.
155. Leitzkau. Spinn mine lewe Dochter.
156. Magdeburg und Gegend. De Madeborger Heringswiewer. | Kornmäklers Selbstgespräch. | D'r Junker Hanjorje un de drai Buermäkens (Bauernmädchen). | Anton un de Rothkähl'ken. | Madeborger-Böhre (Börde, Nachbarschaft, beysammenstehende Häuser) Puggenlieder (Wiegenlieder) un Schnurrpiepen. | Bruthdanz. | Eine wahrhaftige Historia gescheihen in Stassfurth. | Ick kunnte nich wiet seihen. | Gespräch verschiedner Bewohner der Börde, jeder in seiner Mundart.
170. Aschersleben. De Paltrock (Faltenrock).
171. Ballenstedt. Gespräch.
171. Halberstadt. Dei Buer in dä Kerke (Kirche).
172. Am Brocken. Der Hüttenleute zu Schierke Ehrenspruch bey einer Hochzeit 1768.
173. Braunschweig. De leivmoidige Huusfrue, (liebevolle Hausfrau). | De Jode fan Spindler ene Nigetide (Neuigkeit) fan K. N. | De Botegang (Bußgang), ein Döneken (Schwank). | Hundetugt (Hundezucht) ene snurrige Fortällinge (Erzählung). | Bookstävelik ware Schigten (buchstäblich wahre Geschichten).
182. Grubenhagen und Göttingen. Von'n Scheepe (Schiffe) dat aane Wind un Waater gung (gieng). | Du schööne, böäse Kind.
184. Hildesheim. Martinslied [*Εἰρεσιώνη*]. | Hänschen (Hänschen) dei satt in Schossteine (Schornstein). | Sprichwörter und Redensarten.
186. Fürstenth. Kalenberg. De lütje (kleine) Vogel ohne Namen. | Un wenn nu de Pott (Topf) en Lock hett. | Dortchen un Miekchen (Mariechen).

188. Im Deister Gebirge. Heruhtfodrungs-Leid (Lied) vor der Schlacht bih Minden. | Siegesleid. | Minne, mihne Minne. | Brauer, kumm to Bair (Bier). | Michel und de Rüter. | De Leiwe en't nich alltied gaut, (die Liebe endet nicht allzeit gut).

193. Limmer bey Hannover. Predigten von Jobst Sackmann 1718.

201. Hannover und Gegend. Auf dem Waterloo-Monumente. | Dä Steebelwichser. | Dei grote Munsterung welcke Georg de Tweite den 14. Jul. 1732 vor Hannauver heilt (hielt).

205. Celle und Gegend. De Buer ut Gassen. Guen Avend. | De Schaper (Schäfer) unner der Egge.

207. Lüneburger Heide. Midd Godes Hölp unn Währ. | Dei grundlose Kolk (Abgrund). | Däi klouken (klugen) Soltauer Börger 1519. | Peder Laborenz. | Diak (Dietrich) unn Hinnerk.

210. Stade und Gegend. Dat Wettloopen twischen den Haasen un den Swinegel up de lütje Heide bi Buxtehude. | Zum Polterabend.

212. Sittensen im Amte Zeven. De Währwulf. | Dat Wettloopen twischen den Haasen unn den Swinegel. | Neuigkeiten erzählt v. Hans Peter Claus. | Eines Bauers auf dem Geest (einer Sand- und Heidegegend) letzter Rath an den Sohn.

217. Thedinghausen. Wat in Bremen is to sehn. | Gretschen (Gretchen).

222. Gr. Hth. Oldenburg: Butjadingerland. Im Kroog (in der Schenke). | De Dood de böse Meyer (Mäher).

226. Ammerland. Kaspel-leeder (satyrische) Kirchspiellieder.

228. Oldenburg Stadt und Gegend. An de Arvprinzessin by Vörstellung van eenen grooten Ossen (Ochsen) 1817. | Elk sien Möge (jeder hat seinen eignen Geschmack). | Volks- und Kinder-Reime. | Sprichwörter.

233. Saterland. Ihk kahn nit sette, kahn nit stoende. | Ihk stoende var fins Ljowstes Finnster. | Gespräche (in dieser noch zumtheil friesischen Mundart).

235. Kreis Vechta. Ich kann nich sitten, kann nich stahn. | Ick stah vär fins Lefstes Fenster.

236. Quackenbrück. Schön Rosamond.

239. Menslage. De Mauder (Mutter) un de Söhn.

240. Osnabrück Stadt und Bezirke. Sau manig, manig Minske. | Een Dutz wol lätt mie fraugen. | Vor uss ess Spell un Dans vorbie. | Hör Fruwwe, de Grönlänner drinket kein Beer. | Sau'n Krögsken Beer wat schmeckt dat allerleewest. | Wie aulen Lüde (wir alten Leute) send'er öwer. | Och, wat ich mie doch kweelen mott. | Uss Beeden kümmt de aule Dag. | Avendgebät. | Wann hier 'n Pott met Baunen stönd'. | Dar ginten dar kiket de Strauten henup. | De Drake. | De Bestor (Pastor) to Achelrien. | De Kolk to Icker. | Hans in der Kiärken. | Se sind sau dumm nich mehr. | De Kapuziner-Brooer (Bruder) Eernst. | Ich mochte wol friggen (freyen) dat ehrlicke Lüüt (Mädchen). | Bliene Jost de hadd' 'ne Deeren (der blinde J. h. e. Mädchen). | Leed vor Osenbrüggeske Burenwichter (osnabrückische Bauernmädchen).

254. Minden u. Gegend. Sprichwörter u. Volksaberglaube. | De Fraiden woran sik de Buren waiden. | Dat Düwelsbad. | De Mudder an de Dochter. | Der trowen Unnerdanen Avskeed van erem König Friedr. Wilh. III. 1807.

259. Schaumburg. Dat Düwelsbad up 'n Papenbrinke.

261. Rinteln. De Kehruth (Kehraus).

262. Lippe. Eck sach muinen Heren van Falkensteun. | Hänsken. | Os eck nau (als ich noch) 'ne Jungfer was. | Lieder und Sprüche.

272. Bielefeld und Gegend. In der Spinnstuaben bi der aulen Marigge (alten Marie) un Janhiarm (Johann Hermann). | De Rabensbiargiske Hächtiedsbidder. | De kranke

Sgaiper (Schäfer). | De Augenverkaikeligge Augen-Vergaukelung oder Verblendung. | De witte Duwe (weiße Taube). | Dei Fenezaner un dei Bueren. Ji Rieken (ihr Reichen) o doet dâch den Armen gout. | Martinslied. | Kinderlieder. | Sprichwörter und Redensarten.

282. Steinhagen. Ick sach minen Heern von Falkensteen.

283. Warendorf. De Nachtigall un de Blinnerslange.

283. Teklenburg. Schulten Hiärmen (Hermann) tau Wechte.

285. Rheine. Jans, Riks un Giäd (Gerhard). | Sprichwörter.

285. Koesfeld (spr. Koosfeld). Wiegenlieder.

286. Münster u. Gegend. Dat Daudenhiempken (Todtenhemdchen). | De Bieckumer Raothhues-Put (der Beckumer Rathhaus-Brunnen). | De bedröfde Ehestand. | Nu schint de Sunne so hell un so klâr. | Wat kickt us de Stärnkes so fröndlick an. | Lambertus sall liäwen. | En Vertelserken van Bärndken van Gâlen. | Timphot (Eckhut). | De Schatzgriäwer. | Ludgerus un de Geise (Gänse). | De Kraomer in Tühr's Busk. | Lüdinkhusen. | Himmelfahrtsdag to Mönster. | Wie ändert sik de Tid. | Nu laot us singen dat Aowendleed. | Kinderlieder. | Knost un sine drei Siöhne. | De blinde Jost. | Sprichwörter. | „Ick wull (wollte) datter kin Hauchdütsk in de Welt wör. Dann brukten wi us auk so nig te plogen. Dat Plattdütske is jä auk so leige (übel) nig. Mi düch, et lütt noch vull beter äs dat Hauchdütske“ meint der Münsterſche Bauernjunge, S. 298. | Min Vader hett Hans Vuegelnest.

300. Freckenhorſt. Wie Jans Sckrôkamp nachtens iöever 'ne Bjieke (Bach) quamm.

300. Wiedenbrück. De Geschichte van den Teggen-uurs-röüen (v. dem Zehn Uhr-Hunde). | Van den Abte de in'n Rawen verwandelt is.

301. Grafſch. Rietberg. De Hannöttje (Heinrich Otto).

302. Boke bey Paderborn. De Viärneske Hunne un de Boikske Hunne. | De nit dofte (nicht getaufte) Klocke.

303. Büren. Dei verwünskede Isel.

304. Thüle. De Sündfliooth.

306. Paderborn. An den gelehrten Mann im Heienlanne (Hede- oder Werg-lande ehem. Grafſch. Ravensberg). | De smachterje (hungerige) Teidt (Zeit). | De Deif un de Scharprichterknächt. | Eist de Peîp in Brand un dann 'n Ihsel ût'n Grawen.

310. Lippſpringe. Hermen (Hermann) sla Lärmen.

310. Korvey. Dai Köster un dai Buern.

311. Kreis Höxter. Hänschen satt im Schoastenskein. | Heinrich un Marleineke.

312. Im Diemelthal (Kurheſſen). De Wüörpeldaren (Würfelthurm). | De Kögge-Krawall (Kühe-Krawall).

320. Marsberg. Wetterregeln und Sprichwörter.

322. Fürſtth. Waldeck. De Hühnen upp 'er Schwaalenborgk. | Dai Prins un dat alde Wihf. | De Sprooke imme Dorpe Willgen (Willingen). | De Hühnen. | Etegeck (Eßgeck, Freſſer). | Frieder, drupp ut (Friedrich, drauf aus d. i. auf Mädchen). | Liesebeth te buten (draußen). | De gräune (grüne) Haase. | Dei verwünskede Frogge (Frau). | Wirwülwe (Wahrwölfe). | De Heaspersche Kukkuk.

334. Um Brilon u. Meſchede. Enge (Ende) guet, alles guet. | De hoele Stein bei Velmere (Velmede). | Met den Wülwen mor me (muß man) huilen. | Van diär Gründung diär Staadt Breilen (Brilon). | Up Buorbiärgs Kiärkhuof. | Dei Hinrichtunge. | Dei Schäpersmann. | O Jaust, wat bist dou woal deran.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Schluß.)

340. Um Rüthen und Mülheim. Dai Growe (Graf) Ruthenburg. | Dai buissende Soile (Seele). | Mann un Wuif ies oin Luif, owwer nit oin Büük (Bauch). | Dai witte Juffer (weiße Jungfrau). | Dai Pasteör un suine Hüüshöllerske (Haushälterin). | Sünt Poitrus un dai Paderböärner. | Waigenlaid (Wiegenlied). | Maikawel (Maikäfer) fluig.

344. Erwitte. De âiwige Jäger. | Sprichwörter.

345. Lippstadt. David un Goliath.

345. Mitinghausen. Dei Eikelbürner un dei Daue (der Todte).

346. Soest und Gegend. Ick was säu lang en armen Mann. | Volks-, Wiegen- und Kinderlieder. | Hirtenlied aus der Soester Börde, dergl. aus dem Süderlande [Sauerlande]. | Sprichwörter. | Wetterregeln. | Redensarten. | Einmal ies keinmâl.

350. Werl. Sprichwörter.

350. Im Hellwege zwischen Lippe und der Hardt. Hänsken op en Schoartstäin sat.

351. Unna. Dei Räuse (Rose).

351. Oellinghausen. Hänsken in dieam Schoetstaine. | Bauernregeln.

352. Arnsberg. De Foss, de Fäuermann (Fuhrmann) un de Wulf. | Sprichwörter. | Räthsel.

354. Seidfeld. Räthsel.

354. Attendorn. Jehann van Dünskede. | De Klocke te Attendorn. | Van diam Wiewe wat sin Mul in Fallen (Falten) lachde (legte). | Beer'lkhus (Berlinghaus). | Sprüeckwöder (Sprichwörter).

357. Olpe. De Dreulzer (Drolshagener) Hochtiet. | Kattfillers (Katzenschinder) un Pannenklöppers.

358. Verschiedene Gegenden Westphalens. Sagen, Lieder, Sprichwörter und Volksaberglaube.

363. Grafsch. Mark. De Wiärwulf.

364. Schwelm und Gegend. Eck sitt an de Getau (am Webstuhl). | Kind sühs du mi nich. | De Kuallendriwer (Kohlenführer).

366. Um Hattingen an der Ruhr. Dä Horkensteen bi Dalhusen. | Reinhard Cop dä Räuber. | Dat Gnodenbild te Hardenberg. | Brüdigams Fräude.

370. Blankenstein. De lange Wiesche (Wiese).

370. Bochum. De Wittewiwerskule (die Weißen Weiber-höhle).

371. Dortmund. Du weist eck sin en oallen Prüss (bin ein alter Preuße).

372. Wattenscheid. En Stükken van de twëi Risengripers op den Tieppelsbiarg un op den Mechtenbiarg. | De Löchte (Leuchte).

373. Essen. Meeken (Mädchen) woll noh Melken gohn. | Tuck tuck tuck mien Hähncken.

373. Recklinghausen. Sprichwörter.

374. Wesel. Denn dütschen Rhin: See söllen em niet hebben den alden Vaader Rhin.

375. Bey Bocholt. Dat Dingdense Issel-leed: Se söllt s' uns niet afkrigen de Dingse Isselfluth.

376. Kleve. De Saldot en de Mooder Godds. | Johanne Sebus. | Et golde Fisske. | De

witte Frau. | Vertellsel van onse Könning. | Wor kommt et Fluke (das Fluchen) vandann (her). | De geköllde (betrogene) Commis. | Trinklied. | Martinslied. | Sprichwörter. | Vivat de Drüwen (Trauben) en vivat de Rhinn. | De Schötze sinn een dorstig Völkske. | Vastelovend hier, Vastelovend dor. | Dat Land van Kleve. | Filosofse Prôt (Gespräch) gehalde bei den Owe tössen (zwischen) twe alderwetse (altgesinnte) Klefse Börgers.

387. Xanten und Gegend. Het Ölkjage (Iltisjagen). | Liffste van min Hart (Liebesbrief). | De bedrövde Weddefrau (Wittwe).

389. Hünxe. Jann Dark (Johan Dietrich) sückt sinne Frau.

389. Dinslaken. Een Vertellstöck van den Bischop Hatto.

390. Rheinberg. Gespräch.

392. Orsoy. De Övergoof (Uebergabe) van Orsoy.

394. Repelen. Wat einen Burenvader van sinnen Sohn fodderden (forderte).

394. Fürstenth. Meurs. Een Keuerei (Gespräch) tössen Jan on Peter. | Et wohr ens enne Graf von Mörsch, den hidde Vinzens. | Min Hert es schwoor, as wollt et mech fas breken. | Volks- und Kinderlieder. | Sprichwörter und Redensarten.

408. Kempen. Sokrates.

408. Krefeld. Erdmännkes-König Worblestrücksken (Waldbeersträuchlein) on Gräfin Bella. | Et Bureläven. | Den dütsche Rhin: De Rhin hört os, os ganz allein, on sall och os verblieven. | Den Zopp dä hengt öm eiten (hinten).

412. Duisburg. Enladonk no butt'n (nach außen) te komme. | Tefreensien (Zufrieden seyn). | Dat Samekoën (Samenkorn).

413. Mühlheim an der Ruhr. Et Stückske va Möllem an der Ruhren.

414. Kettwig. De Wolf on de Bur.

415. Velbert. Gespräch zweyer Schmiede.

415. Homberg im Bergischen. De Kaatespieler (Kartensp.).

416. Neviges (Herrschaft Hardenberg). Lief Lütsches, hüät ä Stöcksken an. | Ech sin 'nen Burschmann schläit on räit (ich bin ein Bauersmann schlecht und recht). | Erzählung in einer Bauernstube.

423. Wülfrath (Elberfeld). De Hiätjong te Düssel.

424. Elberfeld und Gegend. Mätensleed (Martinslied). | De Paltrock. | Wat hör eck bouten vör de Döhr. | Et söllen de Franzuesen den dütschen Rhien nit hann. | De Schmettschen (Schmiedchen) van Bielefeild. | De Buur. | Gespräch zweyer Elberfelder. | Kinder- und Volkslieder. | Kallroten (Plaudereyen) töschen (zwischen) twai Noberswiwer.

431. Ratingen. De Buur on de Studenten.

431. Düsseldorf. Kinder- und Volkslieder. | Martinslied. | Dä Schmettche (Schmiedlein) on dä Deuwel (ze Biedefell em Wessfohleland). | Kirmes-leed. | Herzoch Johann Wellem III. von Düsseldorf 1595. | Dat Leed vom Antinarren. | Dä Buur on dä Jäger. | De heil'ge Genofeva.

438. Schöller. Wie men te Fut met der Iserbahn reist.

439. Solingen. Der Utgang. | Üfersecht des menschelichen Lefens van der Geburt bis an sin Eng (Ende).

442. Remscheid, Neukirchen, Opladen. Der bergische Landsturm. | Zau doch (beeile dich) Frau. | Ach Frau, gett (gibt) ons en Peistei) (Pfingstei).

443. Burscheid. Peisleed (Pfingstlied).

444. Odenthal und Schlebusch. Dat Ohnder- (Odenthaler) leed: Un och di Dhünn (ein Bach), si süllen uhs Dhünn nu nümmer hann. | Dreikünigendag. Allersihlen (Allerseelen).

447. Köln. Vun der Frau Richmod en Köllen aam Rhing de uus dem Graav widder opgestanden es. | Volks- und Kinderlieder. | Zo Dücks (Deuz) do wonnt e Schifferche (Schäferchen). | Alaaf de Kölsche Kirmesse. | Ich stund ens aan der Bröck (Brücke). | Wat hammer alle Jor. | Schmätzensseufzer vun er ahl Jumfer. | De Prädigen hinger der Gadding (Gardine). | Dä Thé-klatschang

(Theeklatsch). | Alaaf Kölle!: Vun alle Städte no un fähn (fern) ess Köllen doch de Kruhn (Krone). | Dat Leed vun dä Heizemänncher. | Fastelovendsleed (Fasnachtslied): Dä Fastelovend kütt (kommt) eraan. | Der Karneval huh! | Brohderhätz, dat sagen ich. | Et Kluhster. | Sprichwörter, Wetterregeln, Redensarten.

478. Düren. De Schaarwaach: Stronzt (prahlt) Kölsche äckersch (nur) op ühr Fonke (auf eure Stadtsoldaten). | Ät Fürgebeugnifs (Vorzeichen, Vormeldung). | De Ovverwendong (Ueberwindung). | D'r stahze (stattliche) labändige Stockfeisch. | D'r Buer on d'r Studänt. | D'r Truhs (Trost) em Onglöck. | Ärfahronk määt (macht) klog. | D'r Fiskes (Fiscus). | Sprichwörter.

484. Jülich. De Schmetterlink. | Winkter-Ovend (Winterabend). | Han on Bruche (Haben und Brauchen).

486. Heinsberg und Dremmen. Sammellied der Knaben zur Fasnacht. | Martinslied. | Schlopperment, ihr Nobesch-Jonge. | Die klohke Muhs.

487. Aachen. Et Mariebeldche. | Dat Bakauv (Rückenkalb, Parodie zum Erlkönig). | De Zogvögel. | De Schwolzbere (Schwalben). Wegeledche (Wiegenliedchen). | Der füretige (feurige) Man. | Mailedche. | Et Doudekränzche. | Selevsköllerei (Selbstbetrug). | De Kosklebootsch (Burzelbaum). | Der Ezeschrecker (Erbsenschrecker). | Sprichwörter.

495. Eupen. D' Häcksen (Hexen) ofgene Twiyfel (auf dem T., einer Gegend). | Schompel-Janns Angnys (Agnes). | Danzt än sängt e lösteg Leeyd. | 'r Jonge gätt Aat (gebt Acht) op m' Leeddje.

500. In der Eifel. Schmets Kloos. | Die Brimmer Joungen (Jungen von Prüm). | Zwayjesprich töschend der Muoder en dem Suohn. | De jestroafte bise Maan. | Klagen eines alten Eifelers.

508. Firmenich und Lechenich. V'rzellche (Erzählung). | Dä Hiat (Hirt) on senge Son. | Sprichwörter.

509. Bonn. Drückche (Gertraudchen). | Arnöldche wo es dinge Vader. | Bönnsche Jungen, saat, we möht dat klinge... | Dreikönnigs-Ovend-Fyer.

511. Stieldorf am Siebengebirge. De Quergen (Zwerge). | Der Glöhnigmann (glühende M.). | Dat Hölfterchen (Gespenst). | Jong, no maach die Äht (Egge) zo Gang. | Beym Tode König Friedr. Wilhelms III. | Die Heimat.

515. Geistingen. Dä Gerichsverwalder.

516. Buchholz bey Uckerath. Dat klei Kännd soll ech att (schon) in di Schull schecken?

517. Büscherhof bey Waldbröl. De Koh, dat Pert, dat Schof on d'r Honkt (Hund).

517. Nümbrecht bey Gummersbach. Dä Frösch un die Mus.

518. Siegen. We Almerch (Altenburg) ungerging (untergieng). | De Klnocke vam Kingelsberg (Glocke vom Kindelsberg). | Sprichwörter. | Kinderreime.

520. Dierdorf. Hannes on Kowes (Jacob).

522. Neuwied und Gegend. Die Wachsfigure. | Der Kohhierd (Kuhhirt).

523. Koblenz. Die Miserawelcher (kleine Scheppcher, Weinmaaße). | St. Ritza. | Die scheene Agnes of Schlofs Elz. | Martinslied. | Kinderreime. | Die Häre (Herren). | Die Mädcher. | Kowelenz.

528. Um Simmern auf dem Hunsrücken. Der alte Bauer an den Sohn: Suhn lo hoste meine Gaul. | Der Abschied: Willst dau, Hannes noh Bresilje ziehe. | Der Aushalt (Austrag). | Trost: Verzweiwelt nit, verzweiwelt nit, wann't aag nit ball gut Werer (Wetter) gitt. | Frühlingslied: Wat sinn eich dehr Brierer, wat sinn eich so froh (was bin ich, ihr Brüder ...) | Ach, wat ifs det Brozesse so deiher. | De ald Grofsvatter un de Enkel. | De aarem Menrad.

533. Um Bernkastel. Die zwo Gäse (Ziegen).

534. Trier. Det Lied vom Viez (Apfelwein). |

Dä Nikloosdaag. | Neist (nichts) öiwer Krötz (Grütze) em Kopp.

536. Grevenmachern. De Roth (Rath): Jongen, wellt'r freie gohn. | De Longkaulemännchen (Unkenkaulenmännchen) bei Grevemaacher.

537. Luxemburg. Mai Schätzen, ech se krank. | Ech wäs mer eng Reisse bleihen (ich weiß mir ein Röschen blühen). | We Ee (wie Einer) woihlfeel ze Metteg eßt. | De lauseche Johrmaart. | De Bauer mat der Hoiwer (Haber). | T' nei Kommot (neue Kommode). | T' Waafsersuucht. | De Charivari. | De wor net domm. | T' virsichteg Madamm. | Wie (wer) wor de Faulsten. | Et as keng Ros ohne Daar. | T' vergeft Fra. | T' metschgieweg Kwisel (die gerngebende Betschwester).

543. Um St. Wendel. E Stickelche vom Lew un vom Has.

544. Ottweiler. Der Herdehund.

Hier schließt der erste Band. Von den bisher erschienenen 4 Heften des zweyten ein gleiches Inhaltsregister zu geben enthalten wir uns vorderhand. Wenn in diesem ersten Bande, wie man sieht, der Verf. die nördlichsten Dialekte in einer Zone von Westen nach Osten und von da in einer zweyten südlichern wieder nach Westen verfolgt, so nimmt er in einer dritten abermals die Richtung von Westen nach Osten. In dieser dritten Zone werden mit nicht geringerer Mannichfaltigkeit des Inhalts die Dialekte von der Rheinpfalz bis Schlesien vorgeführt. Die beyden Zonen des ersten Bandes umfassen fast lauter Dialekte, die dem niederdeutschen Zweige zufallen, denn was unter ihnen etwa ober- (oder hoch-) deutschen Anstrich zeigt, ist wirklich als Mitgebrachtes oberdeutscher Colonisten erwiesen oder sonstiger Einfluß der Büchersprache. Die dritte Zone aber trägt schon vorwiegend die Merkmale des Oberdeutschen.

Wir beschränken uns diesmal auf jenen ersten Band und sein Niederdeutsches. Denn, gerade als selber Oberdeutsche legen wir in diesen Tagen des Einigungsprocesses ein Gewicht darauf, uns bey den Brüdern unsers Nordens etwas umzusehen, uns auch ihre Zunge minder ungekannt und um so weniger entfremdend erscheinen zu lassen. Dasselbe erwarten wir ihrerseits, und allmählich nähere gegenseitige Kenntniß wird, hoffen wir, von einfältigem gegenseitigem Spott, wie er leider selbst unter Gebildetern nicht selten, zu gegenseitiger billiger Anerkennung führen. Man wird finden, daß in jeder besondern Sprechart, wie auffallend sie sich auch einer andern gegenüber ausnehme, eine gewisse innere Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit waltet, und daß, vollends in dem Lichte betrachtet, das die ältere Geschichte der Sprache bietet, keiner der Dialekte ohne seine Verkümmerungen, aber auch ohne seine eigenen Vorzüge ist. Zugleich wird der Ueberblick so großer Verschiedenheiten um so lebhafter erkennen lassen, welch ein Segen dem großen Vaterlande in seiner gemeinsamen Schriftsprache geworden ist.

Verstummen müssen alle Klagen und Wünsche im Sinne derjenigen, die oben (zu S. 298 der Sammlung) dem westphälischen Bauernjungen in den Mund gelegt sind, wie ähnliche, die in Hinsicht auf das Politische heute leider noch allzu laut sind, ihrerzeit hoffentlich auch verstummen werden.

Möge, was unsere Sammlung Unterhaltendes bietet, anziehend genug seyn, jene Befreundung in weiten Kreisen zu fördern.

Enger ist natürlich derjenige gezogen, welchem auch das blos Belehrende von Bedeutung seyn kann, der Kreis von Beobachtern der Sprache als solcher. Da wir einmal zu diesen zählen, indem wir nicht umhin können, die Sprache, diesen wundervollen Ausfluß unsrer geistigen Natur, in jeder, selbst der gemeinsten ihrer Erscheinungen für einen würdigen und in seiner Art lohnenden Gegenstand der Betrachtung zu halten, so wenden wir uns zu einer Reihe von Bemerkungen, die uns die vorliegende Sammlung in Bezug auf die Sprache an die Hand gegeben hat. Wir müssen sie indessen einem späteren Artikel vorbehalten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het Genootschap Natura artis magistra te Amsterdam. Eerste Aflevering. Amsterd. 1848. 28 S. mit 6 Tafeln kl. Fol.

Die im Jahre 1838 erfolgte Anlegung eines Thiergartens in Amsterdam weckte bey dem Vereine, von dem sie ausgegangen war, den Entschluß, durch literarische Thätigkeit zur Förderung der Zoologie beyzutragen, wozu die Thiere des Gartens eine mannigfaltige Gelegenheit darboten. Die Gesellschaft legt hiermit das erste Heft ihrer Beyträge vor, worin die nachstehend verzeichneten drey Abhandlungen enthalten sind.

I. Untersuchungen über die Gefäßgeflechte bey verschiedenen Thierformen von J. L. C. Schröder van der Kolk und W. Vrolik (in holländischer Sprache S. 1 — 16 mit 4 Tafeln). Während Vrolik der ersten Klasse des k. niederländischen Institutes den ersten Theil einer Monographie des dreyzehigen Faulthieres, worin er das merkwürdige Gefäßsystem dieses Thieres beschrieb, vorlegte, hatte Schröder van der Kolk gleichzeitig ein Venengeflecht in den Vordergliedmassen eines Kranichs entdeckt. Beyde Zootomen kamen nun überein, weitere Untersuchungen über diesen Gegenstand gemeinschaftlich auszuführen, wozu ihnen die Vorsteher der zoologischen Gesellschaft mit größter Bereitwilligkeit die disponiblen Thiere ablieferten. Nachstehendes sind die durch sie gewonnenen Resultate.

1) Arteriöse und venöse Gefäßgeflechte des Bradypus tridactylus. Bekanntlich war Carlisle der erste, der solche Geflechte, als durch die Pulsadern gebildet, bey Bradypus und Stenops entdeckte. Später ergab es sich, daß auch venöse Gefäße ein solches Geflechte zusammensetzen. Die bisher erschienenen Abbildungen hatten jedoch immer nur ausschließlich das eine oder das andere dargestellt; so Carlisle, Rapp und früherhin auch Vrolik allein die arteriösen, Otto allein die venösen Verzweigungen. Zum Erstenmal erscheint nun hier eine Abbildung, welche den wahren Sachverhalt darstellt und denselben in ausführlicher Erläuterung erörtert.

Um mit dem Wundernetze der obern Gliedmassen zu beginnen, so liegen in der Achselhöhle beysammen: Vene, Pulsader und Nervengeflecht. Die Vene liegt sehr oberflächlich und am meisten nach außen; hinter dieser befindet sich die Pulsader und hinter letzterer das Nervengeflecht. Sogleich nach ihrem Ursprung aus der Unterschlüsselbeinvene zertheilt sich die Achselvene in eine Menge Zweige, welche ein oberflächliches Geflecht bilden, das wie eine Scheide um das Arteriengeflecht herum liegt. Zwischen den venösen Zweigen des Geflechtes kommen die arteriellen zum Vorschein und zwar so, daß zwischen zwey venösen Zweigen ein arterieller zu liegen scheint. Ein Gefäßbündel, der eben so aus arteriellen und venösen Zweigen besteht, geht um den Vorderrand oder Außenrand des Schulterblattes herum und nimmt so die Stelle ein der arteria und vena circumflexa scapulae. Der übrige ineinander geflochtene Gefäßbündel geht als v. bra-

chialis zwischen dem Beugmuskel des Vorderarms und dem innern Kopf des triceps nach unten und hat den nervus medianus an seiner Außen-, den nervus ulnaris an seiner Innenseite. Unter der Ansatzstelle des großen Brustmuskels kommt aus dem Gefäßbündel ein Stamm hervor, welcher erst oberflächlich in einer Vertiefung des Bündels liegt und gerade über dem innern Knorren des Oberarmbeins wieder in den Gefäßbündel eindringt. Durch das Wegpräpariren der Venengeflechte zeigt es sich, daß der Stamm der Achselarterie eigentlich drey große Zweige abgiebt: der eine bleibt ungetheilt und ist die Fortsetzung des Stammes, dessen Verlauf an dem Oberarm eben beschrieben worden ist; die beyden andern Zweige bilden den arteriellen Theil des Wundernetzes. In der Ellenbogenbeuge biegt sich das Gefäßgeflecht deutlich weg hinter dem pronator teres und den Beugern der Hand. Die Fortsetzung des Stammes geht zwischen pronator teres und radialis internus durch, begleitet vom nervus medianus und umgeben mit einem Gefäßbündel von arteriellen und venösen Zweigen von geringerem Umfang. Sie ist deßhalb arteria radialis. Der übrige Theil des Gefäßbündels breitet sich strahlweise aus und daraus kommen a. a. ulnaris und interosseae; auch sind deutlich erkennbar a. a. recurrentes radiales und ulnares.

An den untern Gliedmassen ist ohngefähr dieselbe Vertheilung wahrzunehmen an den a. a. und v. v. iliacae externae, an den a. a. und v. v. sacrae mediae, als auch an den a. a. und v. v. iliacae internae oder hypogastricae.

2) Venöse Geflechte in den Gliedmassen der Vögel. Die hier beschriebenen Geflechte sind früher nicht bekannt gewesen, sondern kommen in diesen Beyträgen zum Erstenmale zur Sprache. Bis jetzt haben beyde Zootomen ihre Untersuchungen auf folgende Vögel erstreckt.

Mit den Raubvögeln machen sie den Anfang, und den Typus der größten und vollständigsten Ausbreitung des Geflechts haben sie bey dem Condur gefunden. Die arteria radialis und ulnaris entspringt bey ihm durch hohe Spaltung der Armpulsader aus dem obersten Theil des Oberarms. In der Ellenbogenbeuge beginnt, rund um diese Pulsadern, ein Venengeflecht, das durch die Querzweige von der tiefliegenden Vene, die wie gewöhnlich zu zwey die Pulsader begleiten, gebildet wird. Hiedurch ist jede dieser Arterien bis zu der Armpulsader von einem Netz sehr enger Venenmaschen eingefaßt, die mit ihrem dazwischen liegenden Bindegewebe eine Scheide darum bilden. Ein ähnliches Netz wird auch um die tief liegende Armpulsader gefunden und setzt sich um die Achselarterie fort bis zur Stelle, wo sich diese um die erste Rippe, als Fortsetzung der Unterschlüsselbein-Arterie umbiegt. Sonderbar ist die Art, wie aus dem Geflechte des Oberarms eine Menge Zweige entspringen, die sich in die vena basilica einmünden.

Weniger ausgebreitet und vollkommen fanden die Verff. das Venengeflecht bey dem Seeadler. Bey dem Königsgeyer (Vultur Papa) und dem Sperber zeigte sich dasselbe Verhalten, doch bey dem letzten mit einem sehr weitmaschigen Netz; eben so wurde es auch bey Strix otus wahrgenommen.

Von Omnivoren (im Sinne Temminck's) wurden nur die Elster und Krähe untersucht, bey ihnen aber nicht die geringste Andeutung von einem Venengeflecht um die Pulsadern des Flügels gefunden.

Unter den Klettervögeln kam allein ein Papagey (Psittacus rosaceus) zur Untersuchung, bey dem das einzige Anzeichen von einem Geflecht in einem weitmaschigen Netz am untersten Theil der Armpulsader bestund.

Von Tauben und Hühnervögeln wurde die gemeine Taube, das Haushuhn, Birkhuhn und Truthuhn untersucht. Beym Haushuhn zeigt sich am obersten Theil des Oberarms ein Anfang vom Geflecht, bestehend in vier dünnen und einem fünften stärkeren Querzweige, welche von der einen nach der andern tief liegenden Vene über die Arterie hingehen. Auf der Mitte des Oberarms findet sich eine zweyte Andeutung, und eine dritte in der Ellenbogenbeuge. Beym Birkhuhn und der Taube giebt es kein wahres Venengeflecht um die Armpulsader. Die arteria brachialis, ulnaris und radialis sind nur von zwey Venen begleitet, die sich durch Einmündung mit der vena basilica vereinigen. Nur in der Mitte des Oberarms und in der Ellenbogenbeuge ist eine

Andeutung von Netzbildung, die bey dem Truthuhn etwas mehr entwickelt ist.

In der Ordnung der Sumpfvögel dienten zur Untersuchung der Purpurreiher und der Kranich. Bey beyden zeigt sich ein dichtmaschiges Venennetz, das ein Futteral um die Armpulsader bildet.

Unter den Schwimmvögeln haben die Verff. eine sehr große Verschiedenheit in der Gefäßvertheilung der vordern Gliedmassen gefunden; am ausgebildetsten bey Podiceps cristatus, Carbo cormoranus, Larus ridibundus, Cygnus olor und Anas nigra.

Hinsichtlich des Verhaltens der Gefäße an den hintern Gliedmassen der Vögel haben die Verff. bey Podiceps cristatus und Larus ridibundus nicht die geringste Spur von einem Venengeflecht wahrnehmen können. Dagegen entdeckten sie ein solches am Kormoran, indem die vordere Schienbeinarterie in ein Venengeflecht eingehüllt ist, welches nur oberhalb aus Maschen, unterwärts aber aus dünnen, hie und da durch Querästchen mit einander verbundenen Zweigen besteht. Ein ähnliches Verhalten zeigt sich bey Cygnus olor; bey Cereopsis Novae Hollandiae wurde ebenfalls ein Venengeflecht beobachtet. Wenn auch solche Geflechte an den untern Gliedmassen der Vögel schon früher von andern Zootomen angegeben wurden, so wurden sie doch von ihnen als arterielle angesehen, während die Verff. wenigstens für den Kormoran, den Schwan und Cereopsis nachgewiesen haben, daß es Venengeflechte sind.

II. Ueber eine neue Taubenart von der Küste von Guinea, Columba (Peristera) puella, von H. Schlegel (in holländischer Sprache S. 17 — 20 mit einer Tafel). Beschreibung einer neuen Taubenart, die an der Goldküste sich aufhält.

III. Bemerkungen über die Untergattung der Laubvögel (Ficedula) und besonders über Sylvia polyglotta, von H. Schlegel (in französischer Sprache S. 21 — 28 mit einer Doppeltafel). Zu dieser Untergattung unter den Sängern zählt der Verf. folgende Arten: a) große Laubvögel: Ficedula hypolais und polyglotta; b) graue Laubvögel: Ficedula olivetorum und elaeica; c) eigentliche Laubvögelchen: Ficedula trochilus, rufa, sibilatrix, Bonellii und coronata. Von allen Arten giebt er in tabellarischer Zusammenstellung scharf die unterscheidenden Merkmale an, so daß sie darnach leicht von einander gesondert werden können. Unter diesen ist bisher Ficedula polyglotta nur im südlichen Frankreich, F. olivetorum und elaeica nur in Griechenland beobachtet worden; F. coronata stammt aus Japan. Ob Rüppell's Ficedula umbrovirens aus Abyssinien und F. brevicaudata aus Kordofan wirklich noch zu dieser Unterabtheilung gehören, darüber hat sich der Verf. nach den vorliegenden Beschreibungen keine volle Versicherung verschaffen können. Die beygegebene Doppeltafel liefert colorirte Abbildungen von den Köpfen aller 8 europäischen Arten und die ganze Darstellung der F. polyglotta; dazu kommen noch Umrisse der Flügel, Schnäbel, Füsse und Schwänze, so daß durch diese Abbildungen die sichere Unterscheidung der verwandten Formen sehr erleichtert wird.

Fortschritte der Physik im Jahre 1845 und 1846, dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. I. II. Jahrgang, redigirt von Professor Dr. G. Karsten. Berlin 1846. 1848.

Die Literatur unserer Physik ist bekanntlich großentheils Journalistik. Wenn wir die große Zahl von Lehrbüchern, die von Zeit zu Zeit hervortreten, ausnehmen, ist die Anzahl der Werke physikalischen Inhaltes sehr gering. Diese Lehrbücher selbst, gemodelt nach den individuellen Ansichten der Lehrer und den Bedürfnissen ihrer Zuhörer enthalten in der Regel nichts Neues, und sind, auch die besten, nur das Resultat der Journalistik.

Es ist bekannt, daß es einem einzelnen Freunde der Physik geradezu unmöglich ist, sich mit den raschen Fortschritten, die seine Wissenschaft gemacht hat, bekannt zu machen, wenn ihm nicht durch Journale dazu Gelegenheit gegeben wäre.

Allein wer würde es vermögen, auch nur die wichtigsten dieser Journale sich zu verschaffen, zu lesen und zu studiren, besonders, da der Stoff in manchen Aufsätzen so kärglich und dunkel gehalten ist, daß es Mühe kostet, sich in dieselbe hinein und heraus zu finden?

Deßwegen haben wir immer solche Arbeiten mit Freude begrüßt, welche uns alljährlich von dem Zustande und den Fortschritten der Physik in Kenntniß setzen, indem sie in Auszügen aus allen, oder wenigstens den

meisten wichtigsten Zeitschriften dieselben zu Jedermanns Gebrauch darstellen.

Wer erinnert sich hier nicht an Berzelius's Jahresberichte (20 Bände, angefangen 1822), die leider! mit dem Jahre 1840 aufgehört haben. So kurz und spärlich sie manchmal auch abgefaßt waren, so setzten sie doch den Physiker hinreichend in Kenntniß von dem, was in einem Jahre im Gebiete der Physik geleistet worden.

Zum Glück und Ersatz für das Untergegangene folgte bald eine ähnliche Arbeit unter dem Titel „Repertorium der Physik." Wilh. Dove und Ludwig Moser, diese allbekannten Männer, übernahmen die Herausgabe desselben 1837, Dove setzte es unter Mitwirkung mehrerer Mitarbeiter bis 1846 fort. Im Jahre 1846 aber scheint die Anzahl der Mitarbeiter zerfallen, und selbst Dove zurückgetreten zu seyn, indem der VI. und VII. Bd. nur mehr von wenigen Mitarbeitern, ohne Dove's Name besorgt wurde.

Unter diesen Umständen mußte es jedem Freunde der Physik erfreulich seyn, ein neues ähnliches Unternehmen beginnen zu sehen, wie es 1846 unter dem Titel „Fortschritte der Physik" unter der Redaction des Prof. Dr. G. Karsten zu erscheinen angefangen, und bis jetzt diese Fortschritte in den Jahren 1845 und 1846 in zwey Bänden zu unserer Kenntniß gebracht hat.

Die Anzahl der an diesem Werke betheiligten Mitarbeiter (53 für 1845, 44 für 1846) ist bedeutend genug, um so bald keine Hemmung des Unternehmens fürchten zu lassen.

Die Arbeiten, welche in den zwey vorliegenden Bänden geliefert worden, geben entweder die Resultate der Untersuchungen ohne alle Kritik, oder beurtheilen dieselben mit einiger Schärfe, was besonders hervortritt, wenn der Berichterstatter über denselben Gegenstand gearbeitet hat, und entgegengesetzter Meinung ist.

Niemand wird wohl erwarten, daß in einer Anzeige, wie sie diesen Blättern Zweck ist, die einzelnen Arbeiten ausführlich aufgeführt, noch weniger daß sie kritisirt werden sollen. Es muß genügen, die Hauptgegenstände, in welchen Fortschritte gemacht worden sind, und in dem Werke besprochen werden, kennen zu lernen.

Ref. kann nicht läugnen, daß er mit der Grundeintheilung in I. allgemeine Physik, II. Akustik, III. Optik, IV. Wärmelehre, V. Elektricitätslehre nicht ganz einverstanden ist, glaubt aber, daß dadurch dem Werthe des Werkes wenig entgehe, da es sich hier nicht so sehr um ein System der Physik, als vielmehr um reichhaltige genaue Aufzählung der in den einzelnen Theilen der Physik gemachten Fortschritte handelt. Und in dieser Hinsicht werden die Freunde der Physik wenig oder nichts zu wünschen haben. Eine kurze Uebersicht des ganzen Werkes mag dafür bürgen.

Es wird nämlich in den fünf angeführten Abschnitten behandelt I. Atomtheorie, 2) Cohäsion und Adhäsion, 3) Diffusion, 4) Capillarität, 5) Dichtigkeit und Ausdehnung, 6) Maaß und Messen, 7) Statik und Dynamik, 8) Hydrostatik und Hydrodynamik, 9) Areostatik und Aerodynamik, 10) Elasticität, 11) Gase und Dämpfe, 12) Absorption, 13) Eudiometrie, 14) Veränderung des Aggregatzustandes, 15) Hygrometrie, 16) Apparate. II. Theoretische Akustik, 2) akustische Phänomene, 3) akustische Apparate. III. Theoretische Optik, 2) optische Phänomene, 3) physiologische Optik, 4) chemische Wirkung des Lichtes. IV. Wärmeentwicklung durch chemische Verbindungen, 2) physiologische Wärmeerscheinungen, 3) Wärmeleitung, 4) specifische und latente Wärme, 5) strahlende Wärme, 6) Wirkungen der Wärme, 7) Theorie der Wärme. V. Theorie der Elektricität, 2) Reibungselektricität, 3) atmosphärische E., 4) Thermo E., 5) Galvanismus, 6) Elektrophysiologie, 7) Elektromagnetismus, 8) Magnetismus.

Es wäre überflüßig, die einschlägigen Unterabtheilungen, welche in einem genauen Inhaltsverzeichnisse (Vorbericht XIX — XLVIII) aufgeführt sind, hier aufzuzählen. Schon aus diesem kurzen Verzeichnisse wird Jeder beurtheilen können, daß die HH. Mitarbeiter eine, so viel möglich, vollständige Darstellung der Fortschritte der Physik zu geben beabsichtiget und geliefert haben.

Ref. giebt sich der Hoffnung hin, daß dieses gewiß jedem Freunde der Physik erwünschte, und Jedem, dem die Kenntniß von der Erweiterung physikalischer Untersuchungen von Wichtigkeit ist, unentbehrliche Werk sich nicht auf wenige Jahre, wie so manche Unternehmung dieser Art, ausdehnen werde. Er glaubt dieß um so mehr hoffen zu dürfen, als er einen Grund dazu in der großen Anzahl der Mitarbeiter, und in dem Bedürfnisse eines solchen Werkes findet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1) The Persian Cuneiform inscription at Behistun, decyphered and translated; with a Memoir on Persian Cuneiform inscriptions in general, and on that of Behistun in particular. By Major H. C. Rawlinson. London 1846. 47. (Auch unter dem Titel: Journal of the Royal Asiatic Society. Vol. X. Part 1 — 3.) LXXI u. 349 S. 8.

2) Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar von Th. Benfey. Leipzig 1847. V u. 97 S. 8.

3) Das Lautsystem des Altpersischen. Von Dr. Julius Oppert. Berlin 1847. 54 p. 8.

Die vor zwölf Jahren begonnene Entzifferung der Keilinschriften, welche durch die neuerliche Entdeckung so vieler assyrischer und babylonischer Denkmale eine früher nicht geahnte Ausdehnung erhalten haben, scheint dazu bestimmt zu seyn, über die ganze älteste Geschichte der Menschheit ein kaum mehr zu erwartendes Licht zu verbreiten. Die Entzifferung der Denkmale der alten persischen Könige darf im Ganzen und Großen als vollendet angesehen werden, nur einzelne Stellen von untergeordneter Bedeutung widerstehen noch unserem Verständnisse und Rawlinson verspricht bereits eine Abhandlung über die assyrischen Denkmale, ihre Sprache und Schrift und auch in der Entzifferung babylonischer Inschriften hat derselbe bereits Fortschritte gemacht. Welche Aufschlüsse stehen von diesen Denkmalen zu erwarten, welche uns auf beynahe unbekannte Gebiete führen, da selbst die altpersischen Inschriften, die einem Reiche und einer Periode angehören, über die wir durch Herodots treffliche Nachrichten so genau berichtet sind, als gleichzeitige Documente für die Geschichte von so großem Werthe sind. Ueber den geschichtlichen Werth dieser Inschriften ist schon früher in diesen Blättern von kundiger Hand berichtet worden, der geschichtliche Werth ist jedoch nicht der einzige, die Inschriften der altpersischen Könige und besonders die zuletzt bekannt gewordene Inschrift von Behistun sind eben so schätzbar für Philologie und Paläographie, mit ihrer Hülfe ist es dem Scharfsinne ausgezeichneter Philologen gelungen, uns einen ziemlich klaren Einblick in das Lautsystem der altpersischen Sprache so wie die Formenlehre einer Sprache zu geben, welche ein merkwürdiges Glied der indo-germanischen Sprachfamilie bildet. Die kleineren Inschriften, welche früher schon von Niebuhr, Ker Porter, Rich u. s. w. in Persepolis copirt worden waren, hatten zwar bereits im Verständnisse des Alphabets bedeutend gefördert, eine genaue Einsicht in die Gesetze desselben ist jedoch erst durch die Inschrift von Behistun gewonnen worden.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit den Schriften, welche die Inschrift von Behistun besprechen und größentheils durch sie hervorgerufen worden sind. Mit der Herausgabe der Westergaard'schen Copien und der neu copirten Inschrift von Nakschi-Rustem hatte Lassen im Jahre 1846 gewissermassen seine Forschungen abgeschlossen, welche sich über alle bis dahin von Rich, Ker Porter, Niebuhr gesammelten

Inschriften erstreckt hatten. Es waren diese alle, mit Ausnahme einer einzigen, im Königspalaste zu Persepolis gefunden worden, aber sämmtlich, im Vergleiche mit der Inschrift von Behistun, von sehr geringem Umfange und wenig historischem Belange, der geringe Umfang wurde noch durch eine Menge gleichlautender Stellen vermindert, kein Wunder also, wenn sowohl in der Erklärung als der Grammatik Unrichtigkeiten und Lücken nachzuweisen waren. Diese zu verbessern und auszufüllen versuchte Holtzmann in seiner scharfsinnigen Schrift „Beyträge zur Erklärung der Keilinschriften," welche in einem früheren Jahrgange der gelehrten Anzeigen gewürdigt worden sind. Im Laufe des Jahres 1846 endlich erschien Rawlinsons längst erwartete Herausgabe und Erklärung der Inschrift von Behistun, nebst dem Anfange eines Memoirs, das im Laufe des Jahres 1847 fortgesetzt wurde und das von den Keilschriften im Allgemeinen, dann von den Buchstaben handelt und zuletzt eine Analyse sämmtlicher Keilinschriften giebt; ein Glossar und eine Abhandlung über den historischen Werth der Inschrift von Behistun soll noch folgen. Noch vor dem Erscheinen der zweyten Abtheilung des Rawlinson'schen Memoirs erschienen Benfeys und Opperts Schriften, in letzterer Schrift werden über das altpersische Lautsystem so ziemlich dieselben Grundsätze aufgestellt, welche Rawlinson erst im Anhange zu seiner Lautlehre p. 175 ff. weiter ausführt und die das frühere System wesentlich berichtigen. Um Hrn. Opperts Arbeit gerecht zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß er seine Resultate selbständig und unabhängig von Rawlinson gefunden hat, sonst würde dieser Schrift ein großer Theil des Lobes entgehen, der ihr gebührt. Nicht bloß aber das Verständniß der Laute ist durch die Bekanntmachung der Inschrift von Behistun gefördert worden, auch das Verständniß der Texte hat durch einen so bedeutenden Zuwachs merklich gewonnen; hier ist wieder vornehmlich Rawlinson zu nennen, der mit eben so viel Scharfsinn als Takt und Mäßigung zu Werke gegangen ist. Zum Verständniß der Sprache sind wir lediglich auf die Vergleichung der verwandten Sprachen angewiesen, unter diesen nehmen natürlich die iranischen Sprachen den ersten Rang ein, das Zend, Pehlvi und selbst auch das Pazend können für diese Vergleichung sehr nützliche Dienste leisten und werden, wenn sie einmal näher bekannt sind, als dieß gegenwärtig der Fall ist, noch manchen schätzbaren Beytrag liefern. Das oben genannte Werk Rawlinsons enthält außer dem Text, Uebersetzung und kritische Noten zur Inschrift von Behistun, dann eine Abhandlung über die verschiedenen Arten der Keilschrift, das altpersische Alphabet und eine Analyse sämmtlicher bekannter Keilinschriften, und ein weiterer Band soll ein altpersisches Glossar und eine Abhandlung über den historischen Werth der Inschrift von Behistun enthalten. Ganz ähnlich ist der Inhalt der Schrift von Hrn. Benfey, sie giebt uns auf wenig Bogen Text (in lateinischer Umschreibung) Uebersetzung und kritische Noten der Inschrift von Behistun, eine Kritik des Rawlinson'schen Erklärungsversuches, den Text und eine neue Uebersetzung der übrigen Keilinschriften, und endlich ein vollständiges altpersisches Glossar. Hrn. B.'s Schrift erschien gleich nach der Veröffentlichung des ersten Heftes von Rawlinsons Arbeit und der Verf. folgt ganz dem älteren Lautsysteme R.'s, weßwegen das Buch jetzt in dieser Hinsicht vielerley Verbesserungen zuläßt. Wir fassen in dem folgenden die Ergebnisse dieser drey Schriften für Lautlehre, Grammatik und Erklärung der Keilinschriften in Kürze zusammen und verbinden damit die Bemerkungen, zu denen uns unsere Studien über das Zendavesta Veranlassung gegeben haben.

Die Inschrift von Behistun hat zuerst das altpersische Alphabet theils ergänzt, theils berichtigt. Mehrere Buchstaben, z. B. mehrere Formen für n (n' und ñ bey Raw:) waren noch gar nicht bekannt, andere wie m', t', dh', jh. waren unrichtig bestimmt worden. Allein selbst nachdem die wahre Geltung der Zeichen schon erkannt war, mußte sich jedermann die Ueberzeugung aufdrängen, daß ein noch unerkanntes Lautgesetz der altpersischen Sprache zu entdecken sey, denn manche Reihen waren überreich bedacht und die Zeichen wurden scheinbar inconsequent angewandt. Die Wahrheit stellte sich nun auch bald heraus und Oppert und Rawlinson haben fast zu gleicher Zeit das Richtige gesehen. Es zeigte sich nämlich, daß viele (nicht alle) Consonanten mehrere Zeichen haben und anders geschrieben werden, je

nachdem sie vor u oder vor i und a stehen. Durch die Entdeckung dieses wichtigen Gesetzes wird das ganze altpersische Consonantensystem viel einfacher und klarer. Nicht minder wichtig ist ein anderes Gesetz für die Vocale, das zuerst Holtzmann aufgestellt und Hr. Oppert angenommen hat, das Rawlinson p. 57 zwar andeutet aber nicht weiter verfolgt. Es ist dieß die Wahrnehmung, daß die drey Zeichen â, y, w nach semitischer Weise auch als matres lectionis verwandt werden können und dann theils die langen Vocale â, î, û theils wie im Neupersischen auch ê und ô bezeichnen können. Wir werden auf dieses Gesetz unten bey unserer Darstellung des altpersischen Vocalsystems zurückkommen, zuerst aber wenden wir uns zu den Consonanten, ohne den Gebrauch der altpersischen Consonannten zu kennen, ist eine Einsicht in das Vocalsystem nicht gut möglich.

Wir geben die altpersischen Consonanten in der natürlichsten Folge, nach den Organen geordnet; und beginnen mit den Gutturalen. Das Altpersische hat für diese Consonantenreihe fünf Zeichen, von diesen fallen zwey dem k zu, das eine Zeichen ist blos vor u gebräuchlich, das andere vor den übrigen Vocalen. Das altpersische k entspricht aber in beyden Formen dem zendischen k und neupersischen ک z. B. adakiy = اندکی, Kaufa = np. کوه und Huzvar: קוף, Karata = zd. Kereta und ebenso akunavam, das zu np. کن, کنم stimmt. Das aspirirte kh entspricht dem zendischen kh und np. خ z. B. durukhtam zd. dushúkhta, chakhriya zu zd. chakhrarĕn. In dem Eigennamen Chitratakhma ist das zendische takhma, stark, erhalten, das sich im Np. in تهم oder طهم geschwächt hat z. B. تهمتن, طهمورث. Das altpersische und zendische Khsh am Anfange der Wörter wird im Np. gewöhnlich zu ش z. B. khshapa = شب, khshnāsâtiy = شناسد. — g hat wieder zwey Zeichen, von denen eines nur vor u vorkommt, sie drücken sonst sowohl das zendische g und gh und np. ک und غ aus, z. B. gausha = zd. gaôsha, np. گوش, gaitha wahrscheinlich = zd. gaêtha, np. گیتی, gauba = گفتن scheint im Zend nicht erhalten, dem altp. ganda entspricht zd. gûza in zĕmargûzô — g vor u findet sich fast blos in Eigennamen wie Magus, Gudrush. gh scheint nicht besonders unterschieden worden zu seyn, denn man findet tigra geschrieben, wofür im Zend tighra geschrieben wird und womit wohl das np. تیغ verwandt ist. — II Palatale. Wie das Zend und das Neupersische hat das Altpersische blos zwey Palatale aber drey Zeichen, hier ist es der weiche palatale Buchstabe j, der sich in zwey Zeichen gespalten hat, deren eines vor a das andere vor i vorkommt. Ob die Palatalen auch eigene Zeichen vor u besitzen, ist bis jetzt noch unermittelt, da keine Wörter, in denen u auf eine Palatale folgt, bis jetzt vorgekommen sind. Von den beyden Palatalen entspricht nun ch dem zendischen ch, mithin dem np. چ z. B. chis, chiy im Zend chis, chit np. چه, cha zd. cha im Parsi gleichfalls cha oder چ. In der Mitte der Wörter zwischen Vocalen hat sich das ch im Neupersischen in چ und dann in ژ erweicht, darum scheint dem cha auch np. ژ zu entsprechen z. B. hachâ, zd. hacha np. اچ, از, raucha Tag np. روز, wozu man auch das zendische raŏchana, np. روزن vergleichen kann. Die beyden Buchstaben, welche Rawlinson mit j und jh bezeichnet, sind eigentlich blos einer wie er p. 177 selbst einsieht und von denen wie gesagt, j blos vor i, jh blos vor a vorkommt, j und z sind in allen iranischen Sprachen mehr verwandte Laute, schon in den Zendhandschriften finden sich Beyspiele des Wechsels von j und z, im Parsi und Neupersischen wechseln چ und ژ gleichfalls mit einander ab. Daher entspricht j und jh meist dem zendischen j aber dem np. ژ z. B. awajham, awajhata er tödete zd. janat., np. زن, im Parsi findet sich noch awazat, ajham'iya ist nach Benfeys gewiß richtiger Erklärung zu der zendischen Wurzel jam = gam zu ziehen, jadhiyâm'i = jaidhyêmi; darujana und adurujiya ziehe ich nicht mit R. zu vacha + dur oder mit Benfey zu druh, sondern zu der zendischen Wurzel aŏj + dur also eigentlich schlecht sprechen. III Dentale. Das Altpersische besitzt für drey Dentale sechs Zeichen, wovon drey sich unter die harten Buchstaben so vertheilen, daß ein t vor a und i, eines vor u und

ein Zeichen für th vorhanden ist. Das Altpersische besitzt ferner ein d, welches, je nachdem es vor a, i, u vorkommt, mit verschiedenen Zeichen geschrieben wird. Hierdurch erledigen sich die vielen Zweifel, zu denen diese an Zeichen überreiche Klasse Veranlassung gegeben hatte, von selbst. Zu den Dentalen muß endlich noch das Zeichen gezählt worden, welches dem sanskritischen und zendischen tr und thr entspricht, von dem es aber zweifelhaft ist, ob es einen Laut ausdrückt, oder eine Abkürzung für zwey Zeichen sey. Es entspricht demnach Rawlinsons t und t'h dem zendischen t und np. ت, letzteres ist in der Mitte der Wörter, wenn Vocale oder Liquida vorhergehen meist zu ث geworden; vergl. Vistâçpa und zd. vîstâçpa np. گشتاسپ, tauma zd. taŏkhma np. تخم und brâtâ im Zd. desselben np. برادر, martiya np. مرد. Das Zeichen t'h kommt meist in der 3 ps. sg. imperat. vor, das abgestumpfte Neupersische ist demnach nicht zu vergleichen. Dem Pronomen t'huwam entspricht zd. thwan'm np. تو. — th. Dieser Buchstabe gehört zu den schwierigsten in dem ganzen altp. Alphabete. Aus den Wörtern, deren Etymologie einigermassen sicher ist, scheint mir hervorzugehen, daß der Buchstabe theils dem zendischen th, theils dem zendischen ç entspreche. Daß diese beyden Buchstaben im Zend nahe verwandt sind geht daraus hervor, daß sie in den Handschriften mit einander wechseln; so lesen z. B. im 3. Fargard das Vendidad zwey Hdsch. fraçâghĕm statt frathâgĕm und im 19. Frgd. desselben Werkes schwanken die Hdsch. zwischen pathanayâo und und paçanayâo. Im Huzvaresch ist, wie bekannt, ç der gewöhnliche Vertreter des zendischen th. Das altpersische th entspricht unzweifelhaft dem zendischen th in Wörtern wie mithra, yâthâ, avatha, amutha, wahrscheinlich auch in gaitha = gaêtha und gathwâ von gâtu np. گاه, dessen t nur durch den Einfluß des folgenden w aspirirt ist. Für ein sicheres Beyspiel von th = zd. ç halte ich thah = çĕngh, nach Rawlinsons scharfsinniger Erklärung und Mathista = zd. mazista (cf. maçô und macyêhi). Auch thadaya in NR. 58 dürfte man dann wohl zu dem skr. und zd. çad ziehen und das dunkle thrada, wenn wir es tharada lesen zu zd. çarĕdhô, Art, Gattung. — Wir gehen nun zu dem d fort, das, wie gesagt, vor a, i. u in drey verschiedenen Formen vorkommt. Es entspricht dieser Buchstabe, dem np. د und ذ — welche bekanntlich in der Schrift nicht unterschieden wurden — und dem ز, so wie dem zendischen d, dh, z. Hieraus darf man wohl schließen, daß das altpersische d ein Mittellaut zwischen d und z war (man vergl. altp. Mudrâya und Mizraim). Es ist nun d a) = zd. und np. d in dahyâus zd. daqyu np. دهـ, adâ = zd. dâ np. دادن, badaka = بندهـ, yadiy = yeidhi; b). = zd. z und np. j in adam zd. azĕm, daraya = zarayô, gauda = gûzo, didâ = دز. Das altp. dipis möchte ich nicht zu skr. lipi ziehen, da sonst kein Beyspiel bekannt ist, daß altp. d dem skr. l entspräche; man darf darin vielleicht dieselbe Wurzel erkennen wie in dem np. دفتر. Auch dausta läßt sich noch hieher ziehen, das Hr. B. wohl passend von skr. jush ableitet. — IV. Labiale. Das Verhältniß der Labialen ist das einfachste, das Altpersische, Zend und Neupersische besitzen deren eine gleiche Anzahl. Das Altpersische hat für die verschiedenen Consonanten der labialen Reihe nur je ein Zeichen, davon entspricht p dem zendischen p np. پ, f dem f oder ز, b dem b oder ب. Beyspiele, welche diese Geltung bestätigen, finden sich genug wie pita = zd. pata, پسر, putra = puthra پسر, pati = paiti پد und پی; framâna = فرمان, fratama = fratĕma parsi فردوم; abawa zu bvat und بدن, baga — bagha, بغ, badaka = بندهـ u. s. w. V. Nasale. Ueber diese ist nur sehr wenig zu bemerken; das Altpersische kennt deren blos zwey, nämlich n — für das zwey Zeichen eines vor a und i und eines vor u vorhanden sind — und m, das vor den drey Vocalen drey besondere Zeichen hat. Diese beyden Buchstaben entsprechen den sanskritischen n und m, die verschiedenen Bezeichnungen das n vor den verschiedenen Classenbuchstaben hat des Altpersische nicht in der Schrift, wohl aber, wie die meisten Sprachen, in der Sprache selbst ausgedrückt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt. Von Liberat Hundertpfund. Mit 3 lithogr. Tafeln und 24 lithogr. Farbendrücken. Augsburg 1847.

Der originale Inhalt der eben genannten kleinen Schrift gewährt mehr als sein Titel zu versprechen scheint; er hat nicht bloß für die Kunst, sondern auch für die Wissenschaft einen bedeutenden Werth. Der erstere, jener für die Malerkunst und für alle Gewerbe, die mit materiellen Farben umgehen, ist schon während der kurzen Zeit, seit welcher das Buch im Druck erschien, sehr allgemein sowohl in als außerhalb Deutschland anerkannt worden; namentlich ist auch das Urtheil der Akademie der Künste in München über dasselbe ein höchst günstiges gewesen. Wir unsrerseits haben zunächst nur das zu beachten, was für die Geschichte des Entstehens und des Zusammenwirkens der Farben in den irdischen Naturreichen von Bedeutung ist.

Das, was uns der Anblick der Farbenwandlung der Blätter in jedem Spätherbst, was uns das Auftreten der Farben und Nichtfarben (des Weiß, des Grau und des Schwarz) an den Bildungen des Mineral-, des Pflanzen- und Thierreiches nach wie nebeneinander lehrt, das, was der Maler und Färber bey den Mischungen und bey der Uebereinanderfügung ihrer Farben erfahren, unter ein feststehendes, sichres Gesetz zu bringen, dieß ist die Aufgabe gewesen, welche der Verfasser der hier vor uns liegenden kleinen Schrift sich stellte und in einer sehr befriedigenden Weise gelöst hat.

Die genaue Betrachtung und das Studium der Farben, an den Erscheinungen der Natur wie an Werken der Kunst, waren es, welche den Verfasser, der hiezu mit einem ganz besondren Scharfblick begabt ist, nach vieljähriger Arbeit zu einem Resultat führten, das namentlich mit jenem in vielfacher Uebereinstimmung stehet, welches der berühmte Verfasser der Farbenlehre auf seinem Wege gewonnen hatte.

„Ich wußte wohl," so erzählt Hr. Hundertpfund, „daß Göthe über Farben geschrieben habe, allein ich hörte zugleich immer, daß diese Göthesche Abhandlung für Maler von keinem großen Nutzen wäre. Mit Freude fand ich aber bey der Durchlesung der Götheschen Farbenlehre, daß die Naturgesetze, welche darin theoretisch erklärt werden, mit meinen praktischen Grundsätzen ganz harmoniren, was mich sehr ermunterte, meiner angenommenen Richtung zu folgen, und ich darf behaupten, daß Mancher nach der Durchlesung meines Schriftchens die Farbenlehre von Göthe anders beurtheilen wird."

Der Verfasser nimmt nur drey ideale Stammfarben in der Natur an, welche sich in ihrer vollkommenen Reinheit am Regenbogen und am Farbenbild des Prismas zeigen: Blau, Roth und Gelb. Sie entsprechen im Ganzen den drey Grundeigenschaften des Lichtstrahles, dessen erwärmende Kraft bekanntlich im Roth des Farbenbildes, die erhellende im Gelb, die chemische Wirksamkeit im Blaurothen concentrirt gefunden wird. Aus den Verbindungen der drey Hauptfarben entstehen die drey Nebenfarben: aus Blau und Roth das Violett, aus Blau und Gelb das Grün, aus Gelb und Roth das

Orange. Je nachdem dann in diesen erzeugten Nebenfarben die eine oder die andre der erzeugenden Stammfarben an Kraft vorherrscht, entstehen die Mittelfarben, deren genau genommen nur sechs sind, z. B. aus dem verdoppelten Blau und dem einfachen Roth das Blau Violett, aus dem verdoppelten Roth und einfachen Blau das Rothviolett und in derselben Weise bey einem Ueberwiegen der einen oder andren Stammfarbe das Roth-Orange und das Gelb-Orange, so wie das Gelbgrün und das Blaugrün. Gleich wie im vollkommnen nächtlichen Dunkel, so ist auch im Schwarz keine Farbe, eben so wenig in der reinen Helle des Lichtes, oder im Weiß; die erste Farbe, welche beym Eintreten des Lichtes in das Dunkel auftritt ist das Blau, bey einer höheren Steigerung des Lichtes erscheint das Roth, durch eine weitre Verstärkung seines erhellenden Einflußes das Gelb. Die Farben entstehen durch ein negatives und positives Aufeinanderwirken des Lichtes und der Finsterniß, so daß im Blau noch das Dunkel als positives Element vorherrscht, weßhalb der Künstler in seiner Sprache diese Farbe als eine kalte, die Gelbe, in welcher die Lichthelle das positive Element ist, als eine warme, die Rothe als eine indifferente bezeichnet, in welcher beyde Kräfte sich das Gleichgewicht halten. Wenn die drey Haupt- oder Stammfarben in gleicher Stärke zusammentreten, heben sie gegenseitig ihre Wirkung als Farbe auf unser Auge auf: es entsteht aus einer Mischung des Blauen, des Rothen und Gelben im Prisma unter der Sammellinse das farblose Helle, bey der Vereinigung der materiellen Farben das Schwarze. Dasselbe geschieht aus gleichem Grunde, wenn eine Stammfarbe mit einer Nebenfarbe, in welcher die beyden andern Stammfarben in gleichem Verhältniß der Stärke zusammengetreten sind, vermischt wird. So aus der Verbindung des Blau mit Orange, des Roth mit Grün, des Gelben mit dem Violetten, und auch die drey Nebenfarben Violett, Orange und Grün verlöschen bey ihrer wechselseitigen Durchdringung in ein farbloses Schwarz.

(Schluß folgt.)

---

1) The Persian Cuneiform inscription et Behistun.
2) Die persischen Keilinschriften.
3) Das Lautsystem des Altpersischen.

(Schluß.)

Das sanskritische Anusvâra wurde, wie dieß Wörter, wie hidhus, Gadâra, hatiy u. s. w. bezeugen, gar nicht geschrieben, aber doch wohl gesprochen. Ein drittes n endlich (ñ), welches erst durch Rawlinson bekannt geworden ist, kommt nur in einigen ausländischen Eigennamen vor, wir schließen uns an Rawlinsons Ansicht (p. 134) an, daß dieser Buchstabe nicht eigentlich altpersisch, sondern zur Bezeichnung eines dieser Sprache unbekannten Lautes aus dem medischen Alphabete herüber genommen sey. — VI. Halbvocale: Auch diese geben nur zu wenigen Bemerkungen Veranlassung, von ihnen hat nur r und v zwey Zeichen eines vor a und i, ein anderes vor u. Das l fehlt dem Altpersischen, wie überhaupt den älteren iranischen Sprachen, gänzlich. — VII. Sibilanten. Das Altpersische besitzt deren vier, von diesen entspricht R's s dem zendischen ç und np. س z. B. asti = açti np. أستن, basta = baçta np. بستن, zasta = zaçta np. بستن, Rs sh entspricht dem zendischen s und sh np. ش z. B. tyaishâm nnd zd. aeshan'm, vishtâspa zd. vîstâçpa np. گشتاسپ mathista zd. mazista u. s. w. z scheint auch dem zendischen z np. j zu entsprechen, wie man aus dem Worte âuramazdà schließen darf, der vergleichbaren Wörter sind aber nur wenige. h endlich entspricht theils dem zendischen h, theils in der Mitte der Wörter auch dem g̃ z. B. haruwa zd. haurva, np. هر hatiy zd. hĕñti np. هذى hidhus zd. hĕñdu np. هند; athahat zd. çĕg̃h np. سخن, aha zd. ag̃hat. u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Vocalsystem, das im Altpersischen sehr einfach ist. Das Altpersische besitzt noch nicht die verschiedenen Trübungen

der kurzen Vocale, sondern kennt bloß die drey Grundvocale a, i, u, unter diesen ist wieder a bey weitem der Häufigste, daher er denn auch den Consonanten mit Ausnahme weniger, die bloß vor i oder u vorkommen inhärirt. Es ist daher das kurze a gewöhnlich gar nicht geschrieben, blos im Anlaute und Auslaute wird es näher bezeichnet. Es ist nämlich ein Gesetz der Keilschrift, daß â, y, w, als Lesemütter verwendet werden, ganz wie dieß im Semitischen mit א ,י ,ו geschieht und man keine Wörter auf ă, ĭ, ŭ ausgehen läßt. Man hat die Natur der Silben iy, uw, längere Zeit hindurch verkannt, und dadurch, daß man dieselben iya, uwa las, den richtigen Einblick in die Formenlehre sehr erschwert. Auch Rawlinson, obwohl ihm die richtige Erklärung der Formen selten entgeht, liest noch immer fälschlich iya, uwa. Das Verdienst, das Richtige gesehen zu haben, gebührt Holtzmann in der oben angeführten Schrift; nach ihm hat Hr. Oppert die Sache weiter verfolgt und mit den neueren Entdeckungen in Einklang gebracht. Es fragt sich nun blos noch, sollen wir iy, uw mit Holtzmann für lange Vocale halten, oder ist die Schreibung des y und w blos graphisch, wie Hr. O. will. Wir glauben das Erstere und führen für unsere Ansicht die zweyfache Schreibung von parunâm und paruwnâm an, in welchem Falle Hr. O. selbst zugiebt, daß w blos die Länge bezeichne, dann aber auch die Analogien in verschiedenen Stücken des Vedas und des Zendavesta. Das Altpersische hat ferner zwey Diphthonge ê und ô, welche ai und an geschrieben werden, so entsprechen z. B. maiy, taiy, shaiy dem zendischen mê, tê, shê, aita ist skr. etat, auramazda geben die Griechen durch Ὡρομάζης wieder. Durch diese Entdeckung der Diphthonge wird auch klar, daß das altpersische hauw dem zendischen hô entspricht, mithin dem sanskritischen sa, nicht aber dem skr. sva, wie bisher allgemein angenommen wurde, dieß müßte im zd. qa, im Altp. aber uwa lauten, wie wir dieß später sehen werden. Außer diesen Vocalen und Diphthongen glaube ich nun auch einen Vocal ara annehmen zu dürfen, welcher dem zendischen ĕrĕ, skr. ri entspricht; Karata zd. Kereta, skr. Krita, dieses Wort wird gewöhnlich Karta gelesen. Die Wurzel, welche dem zendischen gĕrĕw, skr. gribh, entspricht, wird von Raw. grab von H. B. garb gelesen, ich glaube garab lesen zu müssen, ebenso fratarata statt fratarta u. s. w. Es würde uns zu weit führen, wollten wir in aller Ausführlichkeit behandeln, wie viel auch die Grammatik der altpersischen Sprache durch die Arbeiten über die Inschrift von Behistun gewonnen hat. Eine vollständige Verarbeitung der neuesten Ergebnisse ist bis jetzt noch mehr erfolgt, das Wichtigste hat indessen Hr. O. in seiner Schrift p. 24 ff. zusammengestellt. Den meisten Gewinn hat bisher die Declination gemacht, die erste Declination, die Wörter auf ă, sind fast vollständig belegbar, von den anderen Declinationen die wichtigsten Casus, viele noch unbelegte Formen kann man aus der Analogie des Zend und Sanskrit mit ziemlicher Sicherheit erschließen. Auch die Pronomina sind ziemlich vollständig erhalten, wir haben bereits gesehen, daß hauw mit dem zendischen hô identisch ist, dem altp. shaiy entspricht das zendische shê, von welchem bis jetzt mehrere Beyspiele bekannt sind, z. B. im dritten Capitel des Vendidad yêzi. shê. barât., wenn er ihn trüge (p. 34. l. 3. ed Olsh.) yêzi. shê. anya. agha wenn er andere Sünden hat (ibid. p. 37. l. 5.), oder im 9. Cap. des Yaçna: pairi. she. ushi. vĕrĕnuidhi umschatte seinen Verstand. — Dagegen mangelt es noch immer an einer ganz klaren Einsicht in das Wesen des Verbums, da auch der Text der Inschrift von Behistun zu einförmig ist, als daß eine große Abwechslung in den Verbalformen stattfinden könnte. Eine der wichtigsten Erweiterungen unserer Kenntniß des Verbums ist die sichere Spur von Passivbildungen, deren in der Inschrift von Behistun mehrere Beyspiele vorkommen, sowie die Imperative auf di und die Infinitive auf naiy, die vorher unbelegbar waren. — Auch die Erklärung der Inschriften hat durch obige Schriften gewonnen; zwey derselben, die von Rawlinson und Benfey behandeln sämmtliche bis jetzt bekannt gewordene altpersische Inschriften; Hr. O. bloß einzelne Stellen, von welchen er uns an einer bisher mißverstandenen unzweifelhaft das Richtige getroffen zu haben scheint. Es ist dieß die Stelle I 43 der Inschrift von Behistun: pasâwa Kabujiya uwâmarshiyus (oder marashiyus) ama-

riyatâ. R. übersetzt p. 202. Afterwards Cambyses, unable to endure his (misfortunes) died. Hr. B. Darauf starb Kabujiya vor übergrossem Zorn. Hr. O. aber, durch Selbstmord, wobey er sowohl die Geschichte als die Grammatik auf seiner Seite hat. Uwa entspricht dem zendischen qa, skr. sva, man vergl. Uwarazmiya zd. qairiza'nm, Harauwati zd. haraqaiti. Der Verlängerung des a in uwâ entspricht das zendische qâ in qâçtairis, qâaŏjô u. s. w. marashiyus ist von derselben Bildung wie amĕrĕsheñta, die Unsterblichen, im 9. Capitel des Yaçna. In den übrigen Erklärungen schwieriger Stellen ist natürlich das Recht bald auf der einen bald auf der anderen Seite. Die früher beanstandete Stelle H. 11. hachâ. aniyanâ. naiy. tarçatiy ist von beyden Erklärern richtig getroffen worden: er fürchtet sich vor keinem Feinde. H. 20. 21. lesen gleichfalls beyde Erklärer übereinstimmend mit der früheren scharfsinnigen Erklärung Holtzmanns, fast ganz dieselbe Anrufungsformel findet sich im 9. Capitel des Yaçna mehreremale: z. B. imĕm. thwa'nm. paŏirîm. yânĕm. haŏma. jaidhyêmi (idaṁ tvattah prathamaṁ kalyânam hûma yâchayâmi. Nerios.) Die Lücken in H. 22. 23. hat ohne Zweifel Rawlinson richtig ergänzt. N. R. 19. hat das Wort patiyakhsaiy viele Schwierigkeit gemacht. Hr. B. leitet es von skr. prati + iyakhs (Desiderativ von yaj) ab und übersetzt adamshâm. patiyakhsaiy ich bin von ihnen anzubeten. Das Richtige hat Rawlinson. I have etablished my power over them, aber er weiß für patiyakhsaiy keine Ableitung, ich zweifle jedoch kaum daß es der zendischen Wurzel akhs + paiti entspricht, wir haben davon in Zendavesta die Formen aiwyâkhsayêinti und aiwyâkhstâ Aufseher. (Vend. ed. Olsh. p. 10. 12). Daß hier das a lang, in der Inschrift aber kurz ist, macht keine weiteren Schwierigkeiten.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne auch im Vorbeygehen des Nutzens gedacht zu haben, den die Eintheilung der noch nicht entzifferten Inschriften, in Keilschrift aus Rawlinsons Arbeit gezogen haben. Rawlinson hat seine Arbeiten nicht blos auf die Gattung der altpersischen Keilinschriften beschränkt, die Inschrift von Behistun ist, wie die meisten Inschriften der altpersischen Könige, in drey verschiedenen Arten von Keilschrift eingegraben; der Versuch lag nahe, auch die Entzifferung der beyden noch unbekannten Arten zu unternehmen, die Inschrift von Behistun bot dazu manche Vortheile, welche man aus den übrigen Inschriften nicht ziehen konnte. Von da wurde Rawlinson zu den noch verwickelteren assyrischen und babylonischen fortgeführt und hat überall, wenn auch noch keine vollständige Entzifferung, doch wenigstens sehr bedeutende Vortheile erreicht, welche er hoffentlich bald weiter mittheilen wird. Vor der Hand hat er, gestützt auf seine Beobachtungen, einstweilen eine neue Eintheilung gegeben. Er theilt alle die verwickelteren Arten der Keilschrift in drey Klassen: 1. Babylonisch, 2. Assyrisch, 3. Elymäisch. Die letztere Art der Keilschrift war bisher nicht bekannt, und ist erst von R. aufgefunden worden. Die beyden ersten Klassen theilen sich nun wieder in Unterabtheilungen nämlich das Babylonische a) in das ursprüngliche Babylonische b) in das achämenidische Babylonische; das Assyrische zerfällt a) in das medoassyrische b) in das Assyrische auf den Inschriften von Chorsâbâd etc. So scheint denn ein günstiges Geschick über diesen Studien zu walten und die Kenntniß der nun schon seit zwey Jahrtausenden verschlossenen Denkmäler sich uns bald erschließen zu sollen.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24 Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

Ueber die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands. Ein Beytrag zur Geographie der Pflanzen von A. Grisebach. Göttingen 1847. 8. Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1847.

Nachdem der Verf. bereits in einer früheren Abhandlung *) den Einfluß des Clima's auf die Vegetation näher erörtert und nachgewiesen hatte, daß die mittlere Temperatur der Vegetationszeit, vom 46. bis über den 60. Breitegrad hinaus und unter den verschiedensten Meridianen unseres Erdtheiles übereinstimmend, als gemeinschaftliche klimatische Bedingung der Vertheilung der vorherrschenden Gewächse über dieses mitteleuropäische Gebiet zu Grunde liege, in so ferne an sie das Auftreten gewisser mehr in's Auge fallender und allgemein verbreiteter Pflanzenformen gebunden ist; ist es nun die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, die Bedingungen zu würdigen, welchen das Vorkommen von Pflanzen beschränkteren Areals, die man als nördliche, südliche, östliche und westliche Formen der mitteleuropäischen Flora zu bezeichnen pflegt, unterworfen ist.

Der geographische Bezirk, welchen der Verf. bey diesen Erörterungen in's Auge gefaßt hat, enthält den größten Theil des Weser- und Emsgebietes und reicht andererseits bis zur Saale und Elbe. Genauer bezeichnet er die Grenze als: „nördlichen Fuß des niederrheinischen Schiefergebirges in Westphalen und des Thüringerwaldes bis zum Austritte der Saale; Thalweg der Saale bis zur Mündung der Elbe, von da bis zur Nordsee; Meeresküste bis zum Dollart; Thalweg der Ems und ihrer Zuflüsse."

Dieses Areal besitzt gegen 1500 bis jetzt dort aufgefundene Phanerogamen, von denen der größte Theil Mitteleuropa gemeinschaftlich angehört, ein Theil aber einer engeren Begrenzung unterworfen ist, so daß mehr als 230 Arten davon hier die äußerste Grenze ihrer Verbreitung erreichen. Auf diese 230 Arten bezieht sich die vorliegende Untersuchung über die klimatischen Bedingungen ihrer in dem bezeichneten Gebiete nachweisbaren Vegetationslinien.

Vegetationslinie nennt der Verf. diejenige Linie, welche die äußersten Punkte des Vorkommens einer Pflanze oder einer Reihe von Pflanzen verbindet, also die Grenzlinie ihres Areals. Solche Vegetationslinien können vom Klima abhängig seyn oder nicht.

Das Problem, welches der Verf. seiner Abhandlung zu Grunde legt, geht nun im ersten Abschnitte derselben dahin, zu untersuchen, ob im nordwestlichen Deutschland Vegetationslinien vorkommen, welche dem Verlaufe gewisser klimatischer Linien entsprechen, der zweyte Abschnitt behandelt die Vegetationslinien von nicht klimatischer Natur.

Indem der Verf. mit v. Martius hierin übereinstimmt, daß man in dem Areale der meisten

*) Ueber den Einfluß des Clima's auf die Begrenzung der natürlichen Floren (Linnaea Bd. XII. S. 159 — 200.).

Pflanzen ein centrales Gebiet unterscheiden könne, wo die Fundorte dichter beysammen liegen, bis sie nach der Peripherie allmählig immer weiter auseinander treten und zuletzt zu sporadischen Vorposten werden, die oft vereinzelt und vom eigentlichen Verbreitungsdistrikte entfernt erscheinen, so daß dadurch die Umgrenzung des Pflanzenareales durch Linien erschwert wird, macht er zur Beseitigung dieser Schwierigkeit die Methode rathsam, die Beobachtungen zu vervielfachen und für jede Art eine möglichst große Anzahl von Fundorten zu bezeichnen, woraus sich im einzelnen Falle das Verhältniß der sporadischen zur centralen Verbreitungssphäre ergiebt. Häufig sind die äußersten Grenzen für die klimatischen Beziehungen der Pflanze ebenso charakteristisch, als die Grenzen des Hauptareales selbst.

Die bedeutendsten Vegetationslinien, welche in Mitteleuropa hervortreten, sind eine nördliche, südliche, nordwestliche und südöstliche; für jede derselben sind besondere klimatische Ursachen vorhanden. Diese Linien verrathen graphisch aufgetragen eine entschiedene Regelmäßigkeit. Sie verlaufen geradlinig über weite Strecken, oft über den größten Theil des Continents, ohne durch örtliche Einflüsse, durch geognostisches Substrat oder durch schwache Niveauverschiedenheiten modificirt zu werden. Als interessante Beyspiele einer solchen Regelmäßigkeit, die zugleich den allgemeinen Charakter solcher Vegetationslinien an sich tragen, hebt der Verf. die Verbreitungszonen von Aldrovanda vesiculosa und Artemisia Mertensiana Wallr. hervor. Erstere bewohnt einen gegen 12 geogr. Meilen breiten von Lithauen bis Montpellier, mithin 250 geogr. Meilen sich erstreckenden Gürtel, letztere in abweichender Richtung einen gegen 90 Meilen langen von Artern bis Oeland reichenden, der jedoch nur 3 Meilen breit ist. Die Regelmäßigkeit solcher Vegetationslinien beweist, daß ihre Ursache nicht „in der Mannigfaltigkeit terrestrischer Bedingungen, sondern in den weit regelmäßigen, in bestimmten Richtungen wachsenden und abnehmenden, atmosphärischen Abstufungen liegt, welche die allgemeinen Erwärmungsgesetze der elastischen Hülle des Erdkörpers hervorbringen, und wovon die Meteorologie durch ihre mittleren klimatischen Werthe Rechenschaft giebt."

Je nach der Richtung nun, welche die Vegetationslinien befolgen, zeigen sich die auf sie ausgeübten Einflüsse von verschiedener Art, und es ergeben sich andererseits wieder die verschiedenen Vegetationslinien, je nachdem die verschiedenen Pflanzenarten für diese oder jene Einflüsse sich sensibel zeigen.

Mit den Parallelkreisen des Aequators mehr oder weniger übereinstimmend sind die nördlichen und südlichen Vegetationslinien, d. h. die Nordgrenzen südlicher Pflanzen und die Südgrenzen nördlicher. Zwar halten sich in dem bezeichneten Gebiete die nördlichen Vegetationslinien zufällig an ein gewisses geognostisches Substrat, so daß man diese Verhältnisse als maaßgebend für ihre Umgrenzung annehmen möchte, allein da man im weitern Verfolge derselben die nämlichen Vegetationslinien in gleicher Polhöhe auch noch unter ganz abweichenden örtlichen Bedingungen in Rußland wieder findet, wie der Verf. durch mehrere angeführte Beyspiele nachweist, wird man genöthigt, andere Ursachen anzuerkennen. Aber eben so wenig dienen als solche die meisten klimatischen Bedingungen. „Denn Nord und Ost theilen die kurzen Vegetationszeiten und höheren Kälteextreme, Ost und West unterscheiden sich hierin, wie in den Wärmeextremen; also verhalten sich die für die Vegetation wichtigsten klimatischen Bedingungen unseres Gebietes entgegengesetzt, wie in Rußland." Nur die mittlere Jahreswärme oder Isotherme hat sich unter gleicher Polhöhe nicht bedeutend geändert. Indessen läßt sich auch nach dieser keineswegs die Polargrenze südlicher Pflanzen bestimmen, da nämlich die Receptivität der Pflanzen während ihrer Vegetationszeit eine ganz andere ist, als die während ihres Winterschlafes. Auch entsprechen die wahren Isothermen keineswegs so genau den Parallelkreisen des Aequators, als jene von Deutschland nach Rußland sich erstreckenden Vegetationslinien es thun. Vielmehr weist dieses ihr Verhalten auf das solare Klima hin, „von dem die Pflanzenwelt, durch directe Sonnenstrahlen erwärmt, abhängiger ist, als von Größen, welche die Meteorologie aus Beobachtungen im Schatten ableitet." Demgemäß betrachtet der Verf. die Minderung solarer Wärme als die eine und hauptsächlichste Ursache des Verschwindens südlicher Pflanzen im

Norden; als eine andere aber die Länge der Tage und die davon abhängige Vertheilung des Lichts über die Vegetationszeit.

Diese beyden Factoren sind es, welche auch zu den Südgrenzen nördlicher Pflanzen ihre Beziehungen haben, indem hier die Verlängerung der Tage nicht bloß durch die ihr entsprechende Vertheilungsweise des Lichtreizes, sondern auch der solaren Wärme dasjenige Moment abgiebt, wovon die Beschränkung einzelner nördlicher Pflanzen (als deren Beyspiele Cornus suecica, Artemisia rupestris und Lobelia Dortmanna namhaft gemacht werden) auf bestimmte Breiten abhängig gedacht werden kann.

Die Grenzen östlicher und westlicher Pflanzenformen des Gebietes entsprechen keineswegs den Längengraden, wie die nördlichen und südlichen den Breitegraden, sondern sie schneiden dieselben in einem gewissen Winkel, und zwar bey einigen Abweichungen so, daß ihre mittlere Richtung der deutschen Nordseeküste parallel geht.

So folgt eine der interessantesten Vegetationslinien des Gebietes, wo eine beträchtliche Anzahl östlicher Pflanzen ihre nordwestliche Grenze findet, dieser Richtung aus der Gegend von Magdeburg einerseits nach Pommern, andererseits zum mittleren Rheinthal. Es ist dieß die Richtung von N. 45° O., welche die Grenzen einer großen Anzahl von Pflanzen abgiebt, z. B. von Gypsophila fastigiata, Dictamnus albus, Globularia vulgaris, während sich für andere nach beyden Seiten Abweichungen von dieser Richtung zeigen, z. B. bey Aldrovanda (N. 50° O.), Adonis vernalis (N. 40° O.), Thalictrum angustifolium (N. 30° O.).

Als Ursache, unter deren Einfluß die mittlere Richtung dieser Vegetationslinien von NO. nach SW. steht, fällt auf den ersten Blick die Nähe des Meeres auf. „Das Meer, welches die Vegetationszeiten verlängert und deren Temperaturextrem vermindert, duldet in seiner Nachbarschaft die continentalen Gewächse nicht, die ohne Frühling in den warmen und kurzen Sommer Rußlands hineinzuwachsen organisirt sind. Die westlichen Pflanzen wiederum scheuen das excessive Klima des Binnenlandes und können dessen Winterkälte nicht ertragen.“ Als allgemeinen Ausdruck dieser klimatischen Gegensätze bezeichnet der Verf. die Linien gleicher Temperaturextreme, welche durch gleiche mittlere Wärmewerthe des kältesten und des wärmsten Monates bestimmt werden.

Wie nun die Richtung der vorhin angedeuteten Vegetationslinien modificirt wird, ist der Gegenstand einer gründlichen Erörterung, indem der Verf. auf den Umstand hinweist, daß mit der Entfernung von der Küste nicht bloß die Temperaturextreme zunehmen, sondern auch die Vegetationszeit sich verkürzt, welches beydes jedoch keineswegs in gleichem Verhältnisse geschieht. Je nachdem nun eine Pflanze in ihrem Vorkommen sich mehr nach dem einen oder andern dieser beyden Momente richtet, bestimmt sich hiernach die Richtung ihrer Vegetationslinie.

(Schluß folgt.)

Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt.

(Schluß.)

Wenn den eben bezeichneten fünf Verbindungen Weiß zugesetzt wird, dann entsteht statt des vollkommenen Schwarz ein reines, gleichmäßiges Grau. Im Grün wie im Violett ist ein Blau, dort mit Gelb hier mit Roth vereint, die drey Stammfarben stehen sich mithin, wenn jene beyden Nebenfarben vereint werden, nicht in gleicher Kraft entgegen, sondern das Blau herrscht noch vor, und es entsteht statt des vollkommen Grauen ein Graublau, eben so wie aus der Verbindung des Violett und des Orange ein Rothgrau, aus Orange und Grün ein Gelbgrau. Die Mischungen, in denen das Gelbroth über andre Stamm- oder Nebenfarben vorherrscht, bilden ein Braun, das je nach der mitwirkenden Haupt- oder Mittelfarbe ins Blaue, ins Violette, ins Rothe, Orange, Grüne, oder bey der höchsten Steigerung des Gelben, ins Gelbe spielt.

Wenn der Naturforscher alle diese Farbennamen in seine Sprache übersetzen will, dann giebt ihm allerdings dazu die Kennzeichenlehre der Mineralogie, wie der berühmte Werner sie zuerst in großer Vollkommenheit aufgestellt hat, einen brauchbaren Anhalt; für die meisten der Stamm-, der Neben- und der Mittelfarben, deren der Verfasser (außer dem Grau und Schwarz) 30 anführt, sind in jener Kennzeichenlehre der Wernerschen Schule Benennungen nach Naturkörpern eingeführt, die zum Theil dem Mineralreich selber angehören. Und hier allerdings finden sich, nächst denen des Prismas, welche H. Hundertpfund mit Recht als die vollkommensten Idealfarben hinstellt, die reinsten Farben. Denn welches andre Grün kommt an Reinheit dem des Smaragdes, welches Gelb dem des reinen Goldes, welches Blau dem mancher Sapphire, welches Roth dem einiger Spinelle, welches Violett dem des Amethystes, oder welches künstlich erzeugte Orange dem einiger Abänderungen des molybdänsauern Bleyoxydes gleich.

An der Reinheit der künstlich bereiteten (materiellen) Farben findet ein scharfblickendes Auge noch beständig etwas auszusetzen. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift spricht es unverhohlen aus, daß nur eine Stammfarbe: die Blaue, in ihrer vollkommenen Reinheit dem Maler zu Gebote stehe, und zwar die Blaue im Ultramarin. Außer dem Ultramarin hängt jeder materiellen Farbe, welche der Künstler zu seinen Mischungen braucht, etwas Unreines an, und es muß deshalb als Regel gelten, daß der Maler den möglichst eingeschränkten Gebrauch von den materiellen Farben mache, und genau die Gesetze vor Augen habe, nach denen schon einige wenige Stamm- oder Nebenfarben, wenn sie in bestimmtem Verhältniß zusammentreten oder sich gegenseitig beschatten, den gewünschten Farbenton hervorbringen. An die Stelle des gleichsam vergeistigten, ideellen Roth des Regenbogens oder des prismatischen Farbenbildes muß der Künstler den Krapplack setzen, an die Stelle des reinen Gelb etwa den Goldocher, an die des Violetten das Eisenoxyd (mit schon überwiegendem Blau) u. s. w.

Aus den hier gegebenen kurzen Andeutungen wird man es verständlich finden, daß in der vorliegenden Schrift dem Künstler, der freylich nicht die ideellen Farben des Regenbogens, wohl aber die materiellen Farbestoffe seiner Palette in seiner Gewalt haben kann und soll, Regeln an die Hand gegeben sind, nach denen er ohne ein schon künstlich erzeugtes Grau, Braun oder Schwarz aufzutragen die Schattentöne seiner Bilder ohne Mischung schon durch eine passende Grundlage von ganzen Farben (Grün unter Roth, Blau unter Orange, Gelb unter Violett u. s. w.) gewinnen kann. Der wissenschaftliche Beobachter der Natur lernt jedoch aus den hier aufgestellten Regeln noch manches Andre, das seiner Beachtung werth ist.

Wenn die idealen Farben des Prismas durch eine Sammellinse in Eines zusammengefaßt werden, ersterben sie nicht in einem farblosen Schwarz, sondern lösen sich, ohne zu ersterben, in farblose Helle auf. Den materiellen Stammfarben dagegen wiederfährt, wenn sie in gleicher Kraft zusammentreten, etwas Aehnliches als einem unsrer brennbaren Körper, wenn sich sein Kohlenstoff mit Sauerstoffgas bis zur Sättigung beym Verbrennen verbindet: er wird zur schwarzen Kohle oder zur grauen Asche. Wie das Erscheinen der Farben, so sind die Erscheinungen des Lebens in der organischen Natur an die Bedingung geknüpft, daß ohne Aufhören immer bald der eine bald der andre Gegensatz der Kräfte oder der polarisch verschiedenen Elemente als ein Mehr oder als ein Minder auftritt, und daß in dem endlichen Wesen ein Mangel bald hier bald da sich kund giebt und regt, welcher einer Sättigung begehrt, die im harmonischen Wechselverkehr der geschaffenen Dinge dem Mangel überall entgegenkommt. Es liegen noch andre fruchtbare Gedankenkeime in dem oben genannten Buche „über Malerei," welche jeder zu Betrachtungen dieser Art geneigte Leser sich leicht von selber entwicklen wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß. Im Abriß systematisch entworfen von Franz Vorländer, Dr. und außerord. Prof. der Philosophie in Marburg. Marburg und Leipzig. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 1847. 8. XVI. u. 336 Seiten.

Auf die Psychologie, welche H. Vorländer vor einiger Zeit (1841) veröffentlichte, läßt nun derselbe die Darlegung seines eigentlichen Systemes als „Wissenschaft der Erkenntniß" folgen, wodurch ein gewiß in mancher Beziehung den Fortschritt der neuesten Philosophie fördernder Beytrag gegeben wird. Wir treffen in H. V.'s Buch nicht jenes eitle Jagen und Haschen nach einem ganz neuen Principe, sondern eine ruhige schlichte Entwicklung eines Systemes, welches allerdings mit manchen früher schon dagewesenen viele Verwandtschaft zeigt, aber auch namentlich die nöthige Einsicht in die Einseitigkeiten bisheriger Philosophien beurkundet. Nur scheint uns H. V. gleich von vorneherein in der Methode in eine etwas zwitterhafte Stellung versetzt zu seyn durch seine Rücksichtnahme auf ein doppeltes Publikum seines Buches, „nämlich auf studirende Jünglinge und philosophisch schon gebildete Leser." Ein Buch nun, welches etwa als Leitfaden für Vorlesungen dienen soll, muß, insofern man überhaupt ein solches zu schreiben auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie für ersprießlich halten will, durchaus anderer Art seyn, als die Entwicklung eines Systemes, die für die Philosophen vom Fache berechnet ist. Wir glauben, man muß sich heutzutage unbedingt für das eine oder andere gleich entscheiden. Besonders aber fiel uns bey Angabe der „abweichenden Ansichten bedeutender Denker" in vielen Abschnitten die Auswahl auf, indem meistens nur Eines oder zwey der vorliegenden Systeme als Beyspiel einer Richtung besprochen und widerlegt wurde. Allerdings kann nicht bey jedem Abschnitte die ganze Geschichte der Philosophie vorgebracht werden, aber darin liegt eben der Zwiespalt der Behandlung, denn für den Anfänger ist das Buch nach dieser Seite doch unvollständig, der Leser vom Fache aber bemerkt ohnedieß schon den Gegensatz oder die Verwandtschaft mit anderen philosophischen Richtungen.

Hievon nun abzusehen wenden wir uns zur Besprechung des Inhaltes selbst. Suchen wir hiebey zunächst die Neugierde zu befriedigen, welche „Definition" denn H. V. von Philosophie giebt, so spricht derselbe schon in der Vorrede die Erklärung, auf welche er denn auch am Schluße der Entwicklung in den letzten Abschnitten hinauskömmt, aus, daß

> „die Philosophie die Wissenschaft der universellen, untheilbaren, lebendigen Wirklichkeit ist; sie soll das todte zerstückte Götterbild der Welt, was ihr die gewöhnliche Reflexion in der Vereinzelnung der Erscheinungen und in vereinzelten Begriffen bietet, durch den klaren Gedanken im Lichte der Einen universellen absoluten Wirklichkeit zum Leben erwecken."

Diese Bestimmung ist nun allerdings etwas vag, und es passen gar viele Körper in dieß Gewand; doch es wird ja auch jede Definition erst in der Evolution des Definirten lebendig, der wir denn nun auch bey H. V. zu folgen haben; nur ist eine Hinneigung zum Empirismus selbst in jener nicht

sehr bestimmten Fassung schon ziemlich unverholen ausgesprochen.

Der nach der Einleitung folgende erste allgemeine kritische Theil behandelt Begriff, Objectivität und Entwicklung des Erkennens überhaupt, hierauf der zweyte Theil die elementaren Formen des Denkens (Begriff, Urtheil und deren Verknüpfung), der dritte Theil den Erkenntniß-Proceß der empirischen Reflexion (in zwey Stufen), und endlich der vierte das philosophische Denken.

In der Einleitung handelt H. V. zunächst von der Nothwendigkeit einer Erkenntnißlehre, wobey nur zu viel auf ganz populäre Einwendungen über Schulweisheit und dgl. Rücksicht genommen wird, statt daß der Standpunkt des Philosophen in würdiger Weise gleich von vorne herein bezeichnet wird; dasselbe gilt von dem Gerede über den „Werth und Nutzen" der Philosophie, durch das noch Niemand zum Philosophen geworden ist. Sofort bespricht H. V. die bisherigen gangbaren Arten einer Erkenntnißlehre, die formale, analytische, die empiristische, und die philosophische, und gibt bey der Beurtheilung der letzteren eine Kritik der Kant'schen Philosophie, mit der wir nicht übereinstimmen können; er sagt nämlich:

„Die Grund-Annahme, einerseits das Subjective und Objective oder das Aprioriſche und Aposteriorische zu trennen, und beydes andrerseits auf die bezeichnete Weise zu einigen, so daß das Objective im Subjectiven aufgeht, löst, konsequent gedacht, alles Erkennen auf. Denn, wenn nach Kant selbst die Wahrheit in der Uebereinstimmung des Gedachten mit dem Gegenstand besteht, das Denken bey dieser Uebereinstimmung aber sich nicht nach der Beschaffenheit des Gegenstandes richtet, vielmehr diese nach meinem Denken, so hat diese Uebereinstimmung gar keine Bedeutung, ist eine reine Illusion: ich mag mir einbilden, mein Denken stimme mit dem Gegenstande selbst überein, aber dieser Gegenstand ist im Grunde durch mein Denken bestimmt, folglich stimmt mein Denken eigentlich nur mit seinem eigenen subjectiven Gebilde(?) überein, eine Uebereinstimmung die ganz leer ist, keinen Inhalt haben kann *)."

*) Wie stimmt aber dann hiezu, wenn H. V. an einer früheren Stelle (p. 2) sagt: „das Streben des philosophischen Denkens zu einem tieferen Selbstbewußtseyn zu gelangen, fand erst in Kant's Kritik der reinen Vernunft eine vollständige theoretische Begründung."? Ueberhaupt an Präcision des Ausdruckes bleibt bey H. V. manches zu wünschen übrig.

Nicht dieß ist unserer Ansicht nach der Fehler bey Kant, sondern darin liegt derselbe, daß die Vernunft dem Verstande die Direktion gibt, der Verstand aber der Vernunft wieder verbietet, sich selbstständige Erkenntniß zuzuschreiben; die Vernunft bezeichnet den Zielpunkt, der Verstand aber macht ja innerhalb desselben eine Gränze bemerklich, über die er selbst in der Richtung zum Ziele doch nie hinausdarf; darum ist ein Organisiren des Absoluten bey Kant für immer als unmöglich abgewiesen, und es ist, — mag die Fries'sche Schule sagen was sie will, — die Kosmologie als an sich unmöglich bezeichnet und alle Naturphilosophie abgeschnitten; der Progreß zum Unbedingten bleibt ja bey Kant stets nur „Aufgabe." Daß hiebey sich Subjectivismus ergiebt, ist nur Folge, nicht das Grundprincip oder der Grundfehler. Richtiger hingegen stellt sich H. V. schroff dem Hegel'schen Ausgangspunkte gegenüber, wenn er sagt:

„Gerade diese Voraussetzung der Voraussetzungslosigkeit des absoluten Erkennens zeigt sich bey genauer Betrachtung als die willkürlichste, gewaltsamste aller Voraussetzungen, die jemals ein Denker gemacht hat" oder: „Es ist ein illusorisches Unternehmen, das Erkennen schlechthin von vorn beginnen zu wollen; was wir auch denken mögen, wir stehen überall in Zusammenhang der Begriffe und Gedanken."

Und wirklich, dieser „Zusammenhang" ist es auch, welcher, wenn ihn H. V. nur in einem tieferen Stadium ergriffen hätte, der Ausgangspunkt und Zielpunkt der Erkenntnißlehre hätte werden müssen. H. V. aber läßt diesen Zusammenhang erst während des Verlaufes der Empirie entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands.

(Schluß.)

„Eine beschleunigte Wärmezunahme würde diejenigen Pflanzen ausschließen, deren Natur eine langsamere Entwicklung der Organe, und also eine allmählige Steigerung der Frühlingsordinaten fordert: umgekehrt würden andere Gewächse, deren bildende Thätigkeit rasche Phasen durchläuft, nur in einem bestimmten Abstande von der Küste gedeihen. Sodann können wieder andere Gewächse in den Continent nicht eindringen, weil ihre Temperatursphäre zur Zeit des Winterschlafes enger ist und ihre Organisation die höheren Kälteextreme nicht erträgt; endlich bleiben diejenigen Arten von der Nachbarschaft des Meeres fern, die zu einzelnen Entwicklungsphasen, wie zur Entfaltung der Blüthen, zur Zeitigung der Früchte, höhere Wärmegrade bedürfen, als ihnen das Küstenklima gewährt.“

Die Vegetationszeit verkürzt sich in nordöstlicher Richtung, indem sie mit dem Abstand von der atlantischen Küste und mit der höheren Breite abnimmt, und veranlaßt somit die südwestliche Grenze östlicher Pflanzen, wenn diese von der Vegetationszeit abhängen; so wie dann für jene östlichen, welche sich nach der Sommerwärme richten, nordwestliche Grenzen vorhanden sind, in so ferne sie durch Verminderung derselben ihre Begrenzung finden.

Westliche Pflanzen, welche durch die Zunahme der Winterkälte begrenzt werden, haben, da die Vertheilung der gleichen Winterkälte in Europa mannigfaltigen Einflüssen unterworfen ist, eine verschiedene Lage und Richtung der Vegetationslinien. Die normalen klimatischen Linien gleicher Kälteextreme, die zwischen Nordwest und Südosten liegen, weisen ihnen nordöstliche Vegetationslinien an. Für den nordwestlichen Theil Deutschlands übt die Nähe des Meeres dergestalt einen Einfluß aus, daß sich für eine Anzahl von westlichen Pflanzen dieses Gebietes südöstliche Vegetationslinien ergeben, da sich nämlich bis zu einem gewissen Abstande von der atlantischen Meeresküste die Temperatur der Winterkälte mit zunehmender Entfernung von dieser, gemäß der angestellten klimatologischen Beobachtungen, steigert.

Diese letztern Linien gelten freylich nur für die in das Gebiet fallenden Abstände von der Küste, und erleiden dann außerhalb derselben südwärts gegen die mittelländische Meeresküste Richtungsveränderungen, indem diese südöstlichen Grenzen der höheren Breite in eine nördliche Pflanzengrenze niederer Breite übergehen und in diesem Verhalten eine interessante Gesetzmäßigkeit beobachten.

Endlich giebt es auch für westliche Pflanzen Vegetationslinien, deren Richtung den Meridianen mehr oder weniger gleichkommen.

Der Verf. liefert nach dieser Entwicklung ein reichhaltiges Verzeichniß von Pflanzen, welche im nordwestlichen Deutschland eine ihrer Vegetationsgrenzen erreichen, indem er zugleich die Richtung der jeder Pflanze eigenthümlichen Vegetationslinien angiebt, und durch die übrigen außer dem Gebiete liegenden Theile ihres Areals verfolgt.

Der zweyte Abschnitt der Abhandlung enthält eine Gliederung des Gebietes in engere Vegetationsbezirke, welche

a) in der verticalen Erhebung des Landes,

b) in der geognostischen Beschaffenheit desselben ihre Ursachen findet.

Der Verf. theilt das Gebiet nach seiner Erhebung in zwey Terrassen, deren untere sich nicht über 300 Fuß erhebt, die obere eine mittlere Höhe von 500 — 1000 Fuß hat. Diese geringen Höhenunterschiede machen ihren Einfluß auf die Vegetation kaum unterscheidbar von dem des Substrats. Wohl aber zeigt sich in dem durch Beyspiele nachgewiesenen Erscheinen von Pflanzen der höheren südlichen Terrasse im nördlichen Tieflande im Kleinen, wie es die Alpen in Beziehung zum hohen Norden in größerm Maßstabe darthun: der Einfluß der Höhe nach klimatischen Bedingungen.

Bey Betrachtung der Einflüße, welche das Substrat auf die Vegetation äußert, treten auch hier wieder als Gegensätze die beyden Terrassen hervor, obwohl die geognostische Verschiedenheit dabey

nur einen untergeordneten Werth hat, in so ferne ihre Eigenthümlichkeiten, örtlich begrenzt, sich hier wie dort gegenseitig begleiten. Die obere Terrasse bildet anstehender Kalk und kiesliges Gestein mit thonigem Bindemittel, die untere stellt das ebene Land dar, die Geest, eine sandige zum Theil mit Torflagern bedeckte Fläche, ehemaliger Meeresboden. Der Nordrand der Geest ist eigentlicher Marschboden, während ihr anderer Theil, der sich an die Höhenzüge lehnt, einen Gürtel höheren geologischen Alters darstellt, welchen G. nach seiner Entstehung Diluvialmarsch nennt. Eine reiche natürliche Vegetation zeichnet ihn vor dem eigentlichen Marschboden aus. Namentlich sind für ihn die Laubwälder charakteristisch, die Eichen und Buchen, während es für die Geest Kiefer- und Heidegestrüppe sind. Ueberhaupt gehört die Vegetation der Diluvialmarsch mehr der obern Terrasse an, von welcher aus sie dahin gewandert ist, und daher wird vom Verf. auch dieser Strich der letztern beygezählt. Hingegen haben die Marschen keine Spur von der Vegetation derselben, da die mit ihrer Entstehung fast gleichzeitig eingetretene Cultur dem Fortschreiten einer natürlichen Vegetation hindernd in den Weg trat.

Zur Vergleichung dieser beyden Vegetationscharaktere dienen vom Verf. aufgeführte Beyspiele von charakteristischen Pflanzen der beyden Terrassen.

Die Geest oder untere Terrasse ist ihrer Vegetation nach so gleichförmig, daß dieselbe keine engere Gliederung zuläßt. Hingegen zerfällt die obere Terrasse, welcher der Harz angehört, in drey Bezirke, die theils durch die höhere Erhebung und geognostische Eigenthümlichkeit dieses letzteren, theils durch die nordwestliche Vegetationslinie, welche eine große Menge Pflanzen auf das Flußgebiet der Elbe beschränkt, charakterisirt werden. Diese drey Abtheilungen bilden 1) der Harz, 2) die Weserterrasse, 3) die Elbterrasse.

Es trägt der Harz schon bey geringerer Höhe den alpinen Typus der Vegetation ausgeprägt, als es im Vergleich mit den Sudeten und den rheinischen Bergen seine nördliche Lage vermuthen läßt, und zwar rückt die Grenze der Fichte daselbst um 1200′ tiefer herab (also auf 3200′) als es der

Fall seyn sollte, wenn sie von der Schweiz bis zur Polhöhe in gleichem Verhältnisse sich senkte. Als Ursache dieser Depression der Pflanzenregionen am Harze weist der Verf. durch einen Vergleich zwischen ähnlichen Verhältnissen in Norwegen die durch den Einfluß des Meeres hervorgerufene Abnahme der Sommerwärme nach.

Der Harz zeichnet sich von den andern Abtheilungen der obern Terrasse auch noch durch die Beschaffenheit des geognostischen Substrates aus. Keineswegs aber bedingt dieses Unterschiede zwischen der Vegetation der Elb- und Weserterrasse. Hier ist der Unterschied durch die nordwestliche Vegetationslinie markirt, von welcher eingeschränkt das Elbgebiet eine Menge (gegen 100) Pflanzenarten besitzt, welche dem Wesergebiete fehlen, ohne daß sowohl ihr geognostisches Substrat als die Wasserscheide diese Unterschiede bedingen.

Bey der namentlichen Anführung der charakteristischen Vegetationserscheinungen der drey genannten Gebiete hat der Verf. nicht ermangelt, auch auf den von den Bodenverhältnissen geäußerten Einfluß aufmerksam zu machen, und hat diejenigen Arten hervorgehoben, die auf den Zechsteingyps, so wie auf den Muschelkalk und die Kreide beschränkt sind.

Der Verf. schließt seine verdienstvolle Abhandlung mit der Erörterung eines Problems, welches sich an das Auftreten sporadischer Pflanzen knüpft, indem er die Frage untersucht, ob ihre Erscheinung mit der Geschichte des Bodens (wenn sie als ausgewanderte Flüchtlinge betrachtet werden sollen), oder mit der geognostischen und klimatischen Beschaffenheit desselben in nähere Beziehung zu setzen sey (wenn eine natürliche Erzeugung derselben anzunehmen ist), indem er die mit diesen beyden Erklärungsweisen in Verbindung stehenden Thatsachen einer genauen Prüfung unterwirft, aus welcher sich dann ein Uebergewicht der für die erste Annahme sprechenden herausstellt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Fortsetzung.)

Im ersten Theile, welcher Begriff, Objectivität und Entwicklung des Erkennens überhaupt enthalten soll, wird zunächst vom Begriffe des Erkennens überhaupt, dann von Begriff und Objectivität der Wahrnehmung, dann von Begriff und Entwicklung des Bewußtseyns gehandelt. Vor Allem möge die Bemerkung gestattet seyn, daß H. V. nur sehr selten und an wenigen Stellen (z. B. pag. 23) und da nur wie zufällig auf die Bedeutsamkeit der Sprache für das Erkennen Rücksicht nimmt, die Sprachbildung selbst aber nicht als den ursprünglich menschlichen Erkenntniß-Akt zu fassen scheint; will der Philosoph auch einer dereinstigen Sprachphilosophie nicht vorgreifen, so dürften doch auch schon die bisherigen derartigen Bestrebungen geeignet seyn, in der Sprache jene Identität zu erkennen, welche für den Streit zwischen Subjectivismus und Objectivismus für immer entscheidend seyn könnte, denn die Sprache enthält nicht bloß im Worte oder, wie Aristoteles sich ausdrückt, ἄνευ συμπλοκῆς betrachtet, die Einheit des aus dem Subjecte stammenden Geistigen und des in der Objectivität enthaltenen Natürlichen in Einem Akte unzertrennlich, sondern noch mehr ist dieß im Satze klar, und die sogenannte formale Logik hört nur durch Betrachtung der Sprache auf, formal zu seyn. Den Begriff der Identität aber scheint H. V. überhaupt zu scheuen, wenn er p. 29 sagt:

„der Begriff der Identität ist, in seiner eigentlichen Bedeutung genommen, ein inhaltsloser, formal-allgemeiner Prädikats-Begriff, der seinen bestimmten Inhalt erst empfängt durch die Gegenstände, die identisch gesetzt werden: Diese sind hier (bey Hegel nämlich) die Glieder des Gegensatzes, diese Position und Negation. Hier nun sind zwey Fälle möglich: der Gegensatz kann entweder ein absoluter oder ein relativer seyn. Ist der Gegensatz, dessen Glieder als identisch gedacht werden sollen, ein absoluter z. B. Seyn und Nichtseyn, so ist nicht einzusehen(?), worin die Identität, Selbigkeit, Gleichheit absolut entgegengesetzter Bestimmungen bestehen soll. Wird aber der Gegensatz relativ gefaßt z. B. weiß und schwarz, so kann wohl etwas beyden Gliedern Gemeinsames gedacht werden, hiemit aber wird gerade das, worauf es im Erkennen ankommt, die Bestimmtheit beyder Begriffe, welche Glieder des Gegensatzes sind, weggedacht. Folglich bekommt der Begriff der Identität durch die beyden Glieder des Gegensatzes keinen bestimmten Inhalt."

Hier scheint nun ein totales Mißverständniß und Mißkennen des Begriffes der Identität obzuwalten, denn was sollen die Beyspiele: Seyn und Nichtseyn, Weiß und Schwarz? wohin gehören denn dann Gegensätze wie Geist und Natur, Subject Object, Aktiv Passiv, Inhalt Form, Wesen Erscheinung, Poesie Prosa, u. dgl.? es scheint nach H. V. zu den relativen; oder glaubt H. V. nicht, daß in A est A der Ausdruck für die Identität der Identität und der Verschiedenheit ist, dadurch daß das zweyte A dasselbe ist wie das erste, aber doch nicht das nämliche? Hr. V.'s. Einwand bekämpft nicht nur nicht die Hegel'sche Identität, die wir auch für eine künstliche, todtgeborne halten (aber aus anderen Gründen), sondern er trifft überhaupt fehl. — Dieser Verlust

der Identität macht auch Hrn. V. zum Empiristen, obwohl er ganz mit Recht und guten Gründen gegen den cruden Empirismus zu Felde zieht. „Das bewußte Ich," sagt H. V. „setzt in jedem Urtheile etwas von ihm selbst Unterschiedenes und Unabhängiges," — und so schiene allerdings eine objectivirende Thätigkeit vom Subject heraus das erste zu seyn, aber:

„Das Ansichsetzen ist zunächst durch die bestimmten Erregungen des Empfindungs-Organismus vermittelt .... die Einheit bestimmt das im Empfindungs-Organismus gesetzte .... Durch fortschreitendes synthetisches Bestimmen wird nun allmählig das Einzelne in dieser lebendigen Einheit genauer unterschieden und zunächst die durch Gesicht und Gehör vermittelten Empfindungen nach Aussen versetzt, was dann allmählig auch auf die anderen ausgedehnt wird: so entwickelt sich die Empfindung zur Wahrnehmung. In der weiteren Entwicklung des Bewußtseyns durch das Vorstellen, Denken werden nun auch die Empfindungen, Bewegungen, Selbstthätigkeiten des bewußten Subjects unmittelbar Gegenstand der Wahrnehmung, die daher im Gegensatze gegen die äußere sinnliche der Außenwelt als die innere bezeichnet wird. (Pag. 32)."

Hier nun sehen wir erstens nicht ein, wie H. V. nicht in die bekannte Geschichte von der Statue des Condillac verfällt, welche vorerst nur eine Nase bekömmt, und sich dann immer weiter bis zur höchsten Spekulation „hinaufriecht;" zweytens ist eine nothwendige Folge solcher Fassung der Sinneswahrnehmung die leidige Locke'sche Theilung in äußeren und inneren Sinn. Kurz H. V. bestimmt dann Erkennen vorläufig (p. 33) als „diejenige Thätigkeit des Bewußtseyns, welche auf das immer genauere Bestimmen des an sich bestimmten Objectes in und aus der objectiven Synthesis des Bewußtseyns gerichtet ist." Was soll aber hiebey jener relative Comparativ „genauer?" von wo beginnt denn diese Thätigkeit? wo beginnt der Unterschied vom wahrnehmenden Thiere, oder hat auch das Thier ein Erkennen? Ja wohl, sagt allerdings consequent H. V., denn pag. 212 ist zu lesen: „Selbst das Thier urtheilt (sic) nach einer gewissen Analogie, wenn es nach der Erwartung ähnlicher Fälle das Geschehen vorstellt." Hier nun hätte wieder einmal die Rücksichtnahme auf die Sprache das Richtige zeigen können; wir unsererseits können die sentimentale Ansicht vom „Denken der Thiere" nicht ertragen; dieselbe ist am Ende doch auch schon zu altmodisch gegen das andere Extrem des in der Natur selbstbewußten Geistes. Nach solch empiristischer Grundlage bestimmt sich denn auch der Begriff der Wahrheit: „der Begriff der Wahrheit einer Erkenntniß bezieht sich nur auf die im Urtheile gesetzte objective Bestimmtheit überhaupt" (p. 36), oder: „das Wahre, d. h. die gedachte Bestimmtheit des an sich bestimmten Objectes" (p. 37), oder: „das Erkennen besitzt in der Entwicklung und Bestimmtheit der objectiven Synthesis das Maaß seines Fortschrittes und das Kriterium seiner Gewißheit, Wahrheit, diese also bildet wesentlich den Begriff des Erkennens (p. 39). Darum zerpflückt sich auch Hrn. V. die Wahrnehmung in die Objecte. Namentlich geht aber nun hiebey die Auffassung der Attribute der Materie oder der Inhärenzien verloren, welche nämlich nie als concrete Einzelnwesen erscheinen, aber dadurch, daß die einen derselben den einen Classen der Wesen zukommen, andere anderen (in der Art aber, daß eben alle Classen-Eintheilung sich durchkreuzt), eben jenen Zusammenhang erst constituiren. Auch die Identität von Begriff und Gegenstand zieht sich demnach bey Hrn. V. in die Seite der Objectivität hinein:

„das lebendige Subject erkennt nicht, weil durch irgend ein Geschick Subjectives und Objectives, Begriff und Gegenstand, in ihm identisch wären, es erkennt nicht vermöge angeborner aprioriischer Begriffe, sondern es erkennt, und Begriff und Gegenstand sind in ihm identisch, weil und insoferne das Object in der ursprünglichen objectiven Einheit wirklich aktuell producirt und reflectirt wird." (p. 40).

Von dem Erkennen überhaupt wendet sich dann H. V., wie es auch nicht anders seyn kann, gleich zur „Wahrnehmung." Hiefür sey in der lebendigen Einheit und objectiven Synthesis des wahrnehmenden Subjectes die einzelne objective Bestimmtheit des Erscheinenden, welche in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand im Act der Wahrnehmung producirt worden sey. Für die Entstehung dieses Bestimmtwerdens nun aber giebt H. V. dilemmatisch zwey Möglichkeiten an, für deren eine er sich entscheidet; er sagt nämlich:

„Entweder die lebendige Einheit hat die Bestimmtheit des erscheinenden Objects vollständig aus sich bestimmt, was ein schöpferisches Erzeugen wäre, oder sie hat dieselbe als eine bereits im Empfindungsorganismus gesetzte gegebene Bestimmtheit näher bestimmt . . . . . Die erstere Annahme ist unmöglich, und so bleibt nur die zweyte (ihr contradiktorischer Gegensatz) übrig." (p. 45 f.).

Wir nun protestiren hier erstens gegen jedes derartige Einschachteln in „contradiktorische Gegensätze," zweytens kann wohl besonders hier das tertium non datur nicht ausgesprochen werden, da gerade das Durchdringen der Aktivität und Passivität im Einen untheilbaren Akte und daher ohne alle Priorität des einen von beyden, das Wesen der Wahrnehmung ausmacht; ferner stoßen wir uns wieder an dem relativen Comparative „näher," denn wo beginnt der Gradunterschied zwischen der schon im Empfindungs-Organismus gesetzten Bestimmtheit und der näheren Bestimmung durch die Wahrnehmung? Volle Verwirrung aber entsteht durch die Bemühung, die Annahme einer doppelten Wahrnehmung, nämlich des äußeren und inneren Sinnes zu vermeiden, und wenn H. V. einerseits richtig (p. 59) die Annahme eines sogenannten inneren Sinnes eine psychologische Fiction nennt, so fällt umsomehr die Behauptung (p. 47) auf:

„das Subject nimmt seine eigenen Thätigkeiten, z. B. die Willensbestimmung, in einer gewissen Bestimmtheit wahr und bestimmt diese hiernach; wäre nun die Bestimmtheit dieser Wahrnehmung nicht entsprechend der unabhängig von dieser Wahrnehmung existirenden Bestimmtheit der Willensbestimmung, wie wäre dann eine bewußte Lenkung, Selbstbestimmung des Willens möglich?"

Hier wird nun das wahrnehmende Subject, so weit es auch ein wollendes ist, völlig aus seiner Selbstheit herausgelöst und gleichsam nur zur Wachstafel, in der sich verschiedene äußere und innere Vorgänge abdrücken, welche beyde also insofern einander gleichstehen, als sie sich eben beyde abdrücken, denn in einem höheren Stadium überwunden hat H. V. die Locke'sche Zweytheilung einmal nicht. So muß es aber ergehen, wenn man die Identität nicht an die Spitze stellt, und es hat auch Hrn. V's. Ausdruck

Subject-Objectivität keinen anderen Sinn, als daß das Subject lediglich in seiner Thätigkeit in die Objectivität verlegt ist. „Wahrnehmung" nennt demnach H. V. „ein Bestimmen des im Empfindungs-Organismus von Außen durch das Object erregten, bestimmten Objectiven in der bereits entwickelten Objectivität des Subjectes, in der Subject-Objectivität" (p. 54). Die Gleichmäßigkeit der Wahrnehmung unter den Menschen, auf welche H. V. wohl hindeutet, welche aber auch gar nicht so absolut zu nehmen seyn dürfte in Berücksichtigung der Sprache (denn wäre die Wahrnehmung bey allen so völlig gleichartig, so bliebe die Entstehung einer Mehrheit von Sprachen unerklärbar), muß dann auch Folge der Objectivität seyn, und es schwindet alle Individualität des denkenden Subjectes. (Gut sind die Widerlegungen des einseitigen Idealismus).

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Nach mehrjährigen Erfahrungen, insbesondere zur Belehrung für Ansiedler geschildert von Jacob Naumann, aus Meuselwitz. Mit einem einleitenden Vorwort herausgegeben von Prof. Friedrich Bülau. Leipzig 1848.

Unter den vielen Werken, die in neuerer Zeit über die Zustände Nordamerikas erschienen sind, nimmt das Buch, das wir hier anzeigen wollen, eine sehr ehrenwerthe Stelle ein. Der Verf. ist keiner von den Buchmachern, wie sie sich gegenwärtig auf jedes beliebte Thema zu werfen pflegen. Er hatte vielmehr durch Talent und Lebensschicksale den wirklichen Beruf, zu den vielen Büchern, die über Nordamerika vorhanden sind, ein neues hinzuzufügen. Ueber die Persönlichkeit des Verf. giebt uns das einleitende Vorwort des Hrn. Prof. Bülau einige Auskunft. Der Verf ist nämlich von Hause aus ein einfacher Hufschmied, Sohn eines Bauers zu Meuselwitz im Herzogthum Sachsen Altenburg. Nachdem er als wandernder Geselle Deutschland, Frankreich und die Schweiz gesehen, dann durch Umstände genöthigt mit einem seiner Schwäger ein Wollkämmereigeschäft bey Zeitz betrieben hatte, ließ er sich im Jahr 1835 nach

langer Ueberlegung bestimmen, mit seinen Verwandten nach Nordamerika auszuwandern. Dort hat er dann sieben Jahre in verschiedenen Staaten der Union unter mannigfachen Verhältnissen und Beschäftigungen gelebt. Er war u. A. Landwirth, die letzte Zeit aber Lehrer, bis er sich endlich entschloß, nach Europa zurückzukehren. Seit seiner Rückkehr im J. 1843 hat er in den Nebenstunden, die ihm die Erwerbsarbeit ließ, das vorliegende Werk geschrieben, das Hr. Prof. Bülau in einer Redaction, auf die er nicht ohne Einfluß war, dem Publikum übergiebt. Der Verf. macht überall den Eindruck eines Mannes, der sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit mühsam, aber redlich durch die Welt bringt, und dem es deßhal nirgends so wohl wird, daß er die Noth und den Druck des Lebens vergessen könnte, dem es aber auch nirgends so schlecht geht, daß er sich verführen ließe, die eigene Noth den allgemeinen Verhältnissen aufzubürden. Solche Umstände verbunden mit einem sehr gesunden natürlichen Urtheil und einer bey einem Gewerbsmann, dem der Weg durch die Schulen der Gelehrten verschlossen blieb, seltenen allgemeinen Bildung waren gewiß vorzugsweise geeignet, die Wirkung politischer Institutionen auf das Wohl und Wehe der Einzelnen richtig zu beurtheilen. Dieß thut denn auch unser Verf. mit solcher Unpartheylichkeit, daß man ihn weder den Lobrednern noch den Verächtern der amerikanischen Freystaaten beyzählen kann. Im Ganzen zwar gehört sein Buch zu denen, die dazu geeignet sind, durch ihre gerade und unbefangene Darstellung der demokratischen Uebel den Schwindel der Bewunderung zu vermindern, der gegenwärtig einen Theil der Europäer für die Herrlichkeiten Nordamerikas ergriffen hat. Dennoch aber ist der Verf. keineswegs blind für die großen und guten Seiten des nordamerikanischen Lebens, und es läßt sich deßhalb eine um so heilsamere Wirkung seines Buches erwarten, da man ihm überall anmerkt, daß er keineswegs auf den Tadel ausgeht, sondern daß ihm derselbe völlig ungesucht durch die bloße Darstellung der Thatsachen sich aufdrängt.

Wir wollen nun den wichtigsten Partieen unsres Buchs etwas näher nachgehen, indem wir dabey vor Allem einen Gesichtspunkt festhalten, der bey der Beurtheilung der nordamerikanischen Institutionen von der größten Wichtigkeit ist und dennoch nur allzuoft außer Acht gelassen wird. Ein Fehler, der vielen unsrer Landsleute in den meisten Dingen anhaftet, tritt nämlich ganz besonders grell in der gewöhnlichen Auffassung der amerikanischen Einrichtungen hervor. Man begnügt sich, einige Schlagworte der dortigen Politik nachzusprechen, mit denen man dann wie mit kräftigen Zauberformeln in allen Landen der Welt Glück und Segen hervorrufen zu können meint. Daran aber, diesen Schlagworten etwas näher ins Auge zu schauen, zu prüfen, in wie weit sie denn in Amerika selbst zur Wahrheit geworden, in wie fern sie dort, so weit sie wirklich ins Leben getreten sind, auf ganz speziellen, keineswegs überall vorwaltenden Verhältnissen beruhen, in welcher Art sie durch diese speziellen Verhältnisse in der Wirklichkeit sehr wesentlich modificirt werden, an Alles dieß denken die Wenigsten. Und doch kommt hierauf nicht weniger als Alles an, wenn es sich darum handelt, von den Amerikanern zu lernen, nicht aber mit Hülfe phantastischer Träume über die amerikanische Demokratie Europa zu verwirren.

Der Verf. geht in seiner Darstellung der nordamerikanischen Institutionen mit Recht von dem Gegensatz der südlichen und der nördlichen Staaten aus, wie er auch in diesen Blättern schon einmal von kundiger Hand ist dargelegt worden (vgl. gel. Anz. 1837, Nr. 246). Daß dieser Gegensatz nicht neu ist, sondern auf der verschiedenartigen Entstehung der südlichen und der nördlichen Kolonien, insbesondere der Staaten Virginien und Massachusetts beruht, ist bekannt. Dieser Thatsache fügt nun unser Verf. die weitere hinzu, die für die Fortentwicklung der vereinigten Staaten vom größten Belang ist.

„So wie gleich Anfangs, sagt er S. 4, die eingewanderten Europäer in den atlantischen Küstenländern zwey Hauptcolonien bildeten, so dringt auch das unaufhörlich sich gegen Westen bewegende Umzügler- und Ansiedlerheer in zwey Hauptcolonnen vor. Es sind diese: die der Virginier und die der Yankees; wir nennen sie am füglichsten: die südliche und die nördliche Colonie. Die sich fortbewegenden Massen bestehen immerfort dem größten Theile nach aus Eingebornen; die einwandernden Europäer vermischen sich bloß mit denselben."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Fortsetzung.)

Begriff und Entwicklung nun des Bewußtseyns und Denkens schreiten im Weiteren consequent auf gleicher Bahn fort. Bewußtseyn und Denken werden gefaßt als „die allmählige höhere Entwicklung jener ursprünglichen lebendigen objectiven Einheit“ (p. 60), wobey wieder die gleiche Unbestimmtheit wie oben in dem relativen Gradunterschiede liegt. „Die erste Bedingung dieses näheren Bestimmens ist die Aufmerksamkeit auf das Einzelne“ (wozu das „trennen und analysiren“ förderlich sey). „Dieß führt dann nothwendig (?) zum Denken des Allgemeinen,“ und hiezu sey das „abstrahiren“ das Mittel. Im Hinblicke aber nun auf diese Deduktion, welche das Bewußtseyn auf die Einzelnheit der Objectivität rejicirt, begreift sich wahrlich schwer, wie H. V. doch so sehr gegen den Sensualismus streitet, aber freylich mit folgender Wendung (p. 66): „der Satz nihil est intellectu quod non ante fuerit in sensu ist grundfalsch, weil eigentlich gar Nichts im Verstande, im Erkennen ist, was als solches in den Sinnen wäre, oder in der Empfindung.“ So will H. V. allerdings nicht Sensualist seyn, aber der Zeit nach successiv coexistirend ist bey ihm denn doch das, „was im Verstande ist,“ mit dem, was „in den Sinnen ist.“ Hier läßt sich mit einem Dilemma gegen H. V. kämpfen: entweder liegt das Erkennen schon in jener lebendigen Einheit der Subject-Objectivität des Hrn. V., — dann ist nicht einzusehen, wie denn doch der Weg der Erkenntniß vom Einzelnen aus durch Abstrahiren erst zum Allgemeinen führt, — oder es liegt nicht darin, — dann haben wir, was H. V. als Sensualismus bekämpft. Also ist das erstere die Annahme desselben; wobey wir aber eben, wie schon am Anfange bemerkt wurde, an der Entwicklung der Methode des Erkennens Anstoß nehmen, weil sie eine Priorität des empirisch Einzelnen vor dem geistig Allgemeinen lehrt.

Der Empirismus des Hrn. Vf. spricht sich auch deutlich genug im Folgenden aus: „da nun das abstrakte Denken seine Begriffe weiter zu trennen und zu verknüpfen vermag, ohne auf das Wahrgenommene zurückzugehen, also eine gewisse Selbstständigkeit gewinnt“ (dieß ist nun wieder ein ganz unbestimmter Ausdruck, und woher „gewinnt“ es denn auf einmal die Selbstständigkeit, wenn diese nicht schon da ist), „so kann es scheinen, als sey dieß ein Denken ganz anderer Art wie das des Wahrgenommenen, als sey es im Gegensatze gegen dieses ein unsinnliches, gestaltloses, eine reine absolute Produktivität.“ — Die Bestimmungen über das Denken werden nun (p. 69) in Folgendem zusammengefaßt: „Das Denken entwickelt sich als selbstbewußtes freyes, durch Analyse und Synthese der Begriffe und Urtheile vermitteltes, näheres Bestimmen des vorgestellten und wahrgenommenen Gegenständlichen aus der in sich selbst dunkeln lebendigen Einheit des Gesammtbewußtseyns.“ Hier begegnen wir aber auf einmal den im Vorhergehenden durchaus nicht vorbereiteten Ausdrücken: „Freyes,“ „Begriff und Urtheil.“ Die Spontaneität des Geistes, und dann die Genesis von Begriffen und Urtheilen, sowie die Priorität zwischen diesen beyden (— doch von dieser gleich unten —) wären unserer Ansicht nach das Erste in einer Er-

kenntnißlehre zu behandelnde, denn ohne Begriffsbildung ist auch nicht einmal das Einzelne ein Einzelnes und ohne Urtheilbildung giebt es keine menschliche Wahrnehmung. Darum sagen wir, daß Hrn. V.s Lehre nicht von der nöthigen Tiefe auf construirt ist.

Zuletzt noch im ersten Theile folgt die Bestimmung des philosophischen Erkennens, welches dann von den elementaren Formen bis zu seiner höchsten Stufe in den übrigen drey Theilen zergliedert wird. H. V. sagt (p. 76):

„Das philosophische oder das spekulative Denken ist dasjenige, worin das Einzelne nicht nur in seinen Verhältnissen zum Anderen, sondern als bestimmtes Moment des Ganzen in seiner lebendigen Einheit und in seinem universellen Zusammenhang erfaßt wird;"

hieran knüpft sich nach einigen Zeilen der Satz:

„Da aber das Denken nicht zur Ruhe gelangt, bis es das objective Ganze, die universelle Totalität erreicht, so entsteht ihm als die höchste Aufgabe die, das Absolute zu denken."

Auch hier liegt wieder dasjenige, was wir von unserm Standpunkte aus Hrn. V.'s Grundirrthum nennen würden, in dem Worte „entsteht." Nicht entstehen erst kann die Aufgabe das Absolute zu denken, sondern sie ist von Anfang her die einzige, denn sonst wäre das „Erkennen überhaupt" nicht so, wie es ist. Bey dem „Entstehen" fällt wohl Jedem unwillkürlich immer wieder die Statue des Condillac ein.

Wir haben somit länger bey dem ersten Theile verweilt, darum weil an diesem sich das Princip der zu beurtheilenden Erkenntnißlehre am klarsten zeigt, und um dieses ist es ja auch zu thun, nicht um einen gleichmäßigen Auszug aus Hrn. V's. Buch. Aus den folgenden Theilen werden wir daher mehr nur einzelne, nach anderen Seiten auch principielle, Punkte berühren.

In dem Abschnitte über die elementaren Formen des Denkens, unter welchen H. V. Begriff und Urtheil versteht, heißt es zunächst über die Stellung beyder zu einander:

„Wir beginnen unsere Untersuchung mit dem Einfachsten, mit den Begriffen, müssen aber, wie sich von selbst versteht, dieselben als Elemente des Urtheils betrachten, da sie nur als solche etwas für das Erkennen zu bedeuten haben. Daher kann denn auch kein Streit über die Priorität der Begriffe oder der Urtheile statt finden; sie entstehen nur in und miteinander."

Und nun beginnt H. V. von der Begriffsbildung zu sprechen, sieht sich aber bald natürlich genöthigt, in Bezug auf die Subjectsbegriffe und Prädikatsbegriffe das Urtheil hereinzuziehen, während hingegen wiederum nur auf gezwungene und unnatürliche Weise die entgegengesetzten und disparaten Begriffe aus der bloßen bestimmten Beziehung der Begriffe auf einander im Urtheile abgeleitet werden können; ebenso muß H. V. wieder die Negation, die er als „Kategorie des Urtheils" faßt, auf die Betrachtung der Urtheile verschieben. So ist für diese wichtigsten Theile der Logik die Stellung eine unentschiedene, was nur vermieden wird, wenn man vom Urtheile ausgehend die Entstehung dieses analysirt, und so wirklich findet, daß Begriff und Urtheil nur in und miteinander werden; die so gewonnene Form des Urtheiles bleibt dann für die ganze Betrachtung stehen und wird bey der Erklärung der Schlüsse wieder aufgenommen. Bey der Frage um die Entstehung des Urtheiles wird nun freylich wieder auf die Sprache zurückzugehen seyn, welche gerade der Eintheilung Hrn. V.'s in Subjectsbegriffe, die synthetisch seyn sollen, und in Prädikatsbegriffe, welche analytische genannt werden, entgegensteht; denn erstens ist bey der Unmittelbarkeit der Anschauung, durch welche ein Individuum als Subject eines Satzes gesetzt wird, keine Synthesis im Sinne Hrn. V.'s zu finden, und zweytens wie wäre denn dann möglich, daß Prädikatsbegriffe auch als Subject stehen können? ja, was hindert denn, daß die Negation selbst, z. B. das Wort „Nicht," welches H. V. eine Kategorie des Urtheiles nennt, selbst als Subject steht? Auch die Frage über die Geltung und Stellung der Negation ist bey Hrn. V. nicht genugsam erörtert, ob nämlich die Negation in allen Fällen zum Prädikate oder in allen zur Copula, oder zuweilen zu jenem zuweilen zu dieser gehört, sowie überhaupt wohl die „unendlichen Urtheile" der Kant'schen Kritik noch keine rechte Erledigung gefunden zu haben scheinen.

Auch eine Kategorientafel baut H. V. auf seinem bisherigen Wege auf. Mag man nun über

das Unternehmen, eine Kategorientafel überhaupt geben zu wollen, denken wie man will, so fehlt dieser des Hrn. V. von vorne herein auch nur die bestechende Nothwendigkeit der Hegel'schen, und sie ist eigentlich auch nur wieder Ausdruck oder Folge der Grundansicht Hrn. V.'s; auch hier nämlich sehen wir wieder das „Gegebene" getrennt vom „Urtheile," während es für das Urtheil als solches in Wahrheit Nichts gegebenes giebt, das nicht schon ein Theil desselben als solcher wäre. Ferner ist die Reihenfolge von Quantität, Qualität, Relation, und Reflexion bey Hrn. V. ganz unbegründet, und namentlich nicht einzusehen, warum nicht consequent mit dem Uebrigen die Kategorie der Reflexion, welche Position und Negation begreift, vorausgestellt ist. Ueberhaupt ist der Abschnitt, der die gewöhnlich so genannte formale Logik enthält, durchaus nicht frey von bedeutendem Scholasticismus; was uns eigentlich als der schreiendste Einzeln-Verstoß im ganzen Buche auffiel — H. V. spricht wirklich im Ernste noch von einer vierten Schlußfigur und giebt mit aller Naivetät an: „Aristoteles stellte drey der Schlußfiguren auf, zu welchen später der berühmte Arzt Galenus noch eine vierte hinzufügte," wie wenn zur aristotelischen Logik irgend Jemand Etwas „hinzufügen" oder auch von ihr wegnehmen könnte. Ueberhaupt die Fabel von der vierten Figur sollte doch heutzutage Niemand mehr niederschreiben. (So giebt H. V. auch außerordentlich viel von demjenigen, was in den gewöhnlichen Logik-Compendien als „angewandte Logik" figurirt.)

Bey der Lehre von der Verknüpfung der Urtheile sagt H. V. am Anfange:

> „Ein logischer Zusammenhang der Urtheile kann entweder in zwey bestimmten vorhandenen Urtheilen durch die Verhältnisse des Widerspruches und des Grundes und der Folge gegeben seyn, oder es wird der logische Zusammenhang aus einem oder mehreren gegebenen Urtheilen erst gebildet durch den logischen Schluß."

So spricht also H. V. erst hier von dem sogenannten Grundsatze der Identität und des Widerspruches, sowie von dem der Causalität; wie sollen aber dann beyde zusammengehörend nur irgend den Einen Theil der Eintheilung für die Verknüpfung der Urtheile bilden können; oder wird nicht wenigstens auch bey der Causalität der Zusammenhang der Urtheile erst „gebildet," und wie kann also dieß den Eintheilungsgrund bilden? Das principium identitatis kann H. V. allerdings gemäß seiner Abneigung gegen die Identität nicht metaphysisch und nicht sprach-philosophisch fassen (H. V. sagt ausdrücklich: „in dem „Ist," dem Positionsbegriffe, liegt ja gar nicht die Identität des Subjectes und Prädikates" p. 129), aber eben ohne diese doppelte Beziehung scheint es uns auch so todt als die ganze scholastische Logik. Ebendarum behalten auch bey H. V. der disjunktive und der hypothetische Schluß noch jene antiquirte bedeutende Stellung, während sie wie das disjunctive und hypothetische Urtheil nur als zu überwindende Vorstufen des sogenannten kategorischen zu betrachten sind, da bey der Disjunction der Gedanke noch in der Schwebe sich befindet, d. h. noch zu gar keinem Urtheile gekommen ist, bey der Hypothesis aber das definitive Aussprechen des Urtheiles noch eventuell suspendirt, also auch noch kein Urtheil vorhanden ist. Ebendahin gehört auch, daß der sogenannte terminus medius im Schluße bey Hrn. V. gar keine lebendige Bedeutung hat, mit welcher er doch schon im Principe wenigstens bey Aristoteles auftritt, sowie daß die Bedeutung des „Beweises," die doch völlig zusammenfällt mit der der Definition, denn Beweisen heißt Definiren, nicht erfaßt ist, während gerade in diesem Punkte und in Betreff der Frage über die Möglichkeit des Beweisens und Definirens nur von einem auf der Identität des Subjectiven und Objectiven beruhenden Ausgangspunkte aus eine Lösung zu hoffen seyn dürfte. Die Polemik über die Bedeutung des Syllogismus gegen Trendelenburg (pag. 159) ist daher auch ziemlich schwach.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung, die der Verf. dann weiter von den verschiedenen Stadien der Ansiedlung giebt, ist sehr lebendig und anschaulich. Wir dürfen ihm aber hier nicht weiter folgen, sondern gehen unserm Plane gemäß gleich auf einen jener Hauptpunkte über, an denen der Widerspruch zwischen dem Wortlaut der amerikanischen Principien und der amerikanischen Wirklichkeit am grellsten hervortritt. Es ist dieß das Verhältniß der europäischen Ansiedler einerseits zu den Indianern und andrerseits zu den Negern. So lockend es scheint und so heilsam es an der gehörigen Stelle seyn mag, diese Verhältnisse zur Brandmarkung der amerikanischen Demokratie zu benutzen, so wollen wir uns hier doch ein anderes Ziel stecken. Wir wollen uns nämlich begnügen zu zeigen, wie der Nordamerikaner sich nicht das mindeste Gewissen daraus macht, die schön klingenden allgemeinen Sätze, auf welche seine Verfassung angeblich gebaut ist, ohne weiteres über Bord zu werfen, wo ihm deren Anwendung unersprießlich scheint. „Wir halten, heißt es in der berühmten Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776, folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürfend, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesen Leben, Freyheit und das Streben nach Glückseligkeit gehöre, daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen u. s. w." Hier war nun die Gleichheit aller Menschen in den wichtigsten bürgerlichen Rechten und Freyheiten so klar ausgesprochen, daß man eine irgend wesentliche Ausnahme von der gegebenen Regel fast für unmöglich halten sollte. Alle sogenannten Vorurtheile der Race und der Nationalität scheinen vernichtet und es gewinnt das Ansehen, als sollte hier der gepriesene allgemeine Menschheitsstaat gegründet werden. Aber wie steht es nun mit der Ausführung dieser schönen Redensartn? Man läßt sie gerade so weit gelten, als sie zur Gründung eines großen angelsächsischen Volkes in Amerika zuträglich scheinen. Abkömmlinge alle der Völker, die sich nach Abstammung und Sitte zum Aufgehen in die herrschende angelsächsische Volksthümlichkeit eignen, stattet man mit den Rechten und Freyheiten republikanischer Bürger aus. Dagegen läßt man den Angehörigen solcher Völker, mit denen man sich nicht vermischen will, auch nicht einmal die Rechte zukommen, die sie selbst in vielen despotisch regierten Staaten genießen. Die treulose Behandlung, welche die alten Ureinwohner Amerikas bis auf den heutigen Tag von Seite der weißen Republikaner erfahren, ist allgemein bekannt. Auch unser Verf. giebt S. 44 ff. davon eine Darstellung, die jedes moralische Gemüth empören muß. Schändliches Erschleichen betrügerischer Verträge, treuloses Brechen der beschworenen Friedensschlüsse, Verjagen friedlicher Indianerstämme aus ihrem rechtlich anerkannten Eigenthum beflecken diesen Theil der amerikanischen Geschichte auf jeder Seite. Die Ansicht, von welcher die meisten Republikaner bey diesem Verfahren ausgiengen, spricht rund und unumwunden ein Ausschußbericht der gesetzgebenden Gewalt von Georgien im J. 1827 aus: „Man mag von unsern Ansprüchen, heißt es, mit großer Scheinbarkeit behaupten, sie beruheten mehr auf Gewalt als auf Recht. Es sind aber Ansprüche, wie die ganze civilisirte Welt sie in dergleichen Fällen zugelassen und anerkannt hat, und es ist unbestreitbar wahr, daß unter solchen Umständen Gewalt zum Rechte wird" (S. 47). Und was sind denn nun diese besondern Umstände? In Friedrich von Raumers Nordamerika (1, 294) finden wir die Antwort: „Alle Theile (seit Jefferson bis van Buren) waren einig, eine völlige Verschmelzung der Indianer und Weißen sey bey so unzähligen Verschiedenheiten ganz unmöglich." Und hier ist natürlich nicht die Rede von einer physischen Unmöglichkeit. Denn diese ist nicht vorhanden. Sondern es handelt sich von der Unmöglichkeit oder vielmehr von der Unthunlichkeit eines durchgreifenden Connubiums, in dessen Folge die Verschmelzung zu Einem staatlichen Gemeinwesen und dadurch mit der Zeit zu Einem und demselben europäisch angelsächsischen Volksthume eintreten würde. Betrachten wir die Sache aus diesem Gesichtspunkt, so bleibt zwar das treulose Benehmen der Weißen nach wie vor empörend. Aber den Grundsatz einer verschiedenen politischen Behandlung der Indianer und der Europäer wird ein besonnener Beurtheiler nur billigen können. Allein mit den hohlen Phrasen von politischer Gleichberechtigung aller Menschen sollen uns die amerikanischen Republikaner verschonen, so lange sie selbst sich genöthigt sehen, die größte politische Rechtsungleichheit bestehen zu lassen, die sich irgendwo bey einem civilisirten Volke findet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Th. Soerensen, Statio quinta et sexta et appendix. Libri Mevakif auctore Adhad-ed-din el-Igî cum commentario Gargânii. Leips. 1848.

G. Brakonnier, Anwendung der Geographie auf die Geschichte, für Deutsche bearb. von Schwab. Bd. 1. 2. Freib. 1847.

Ch. Wilkes, United states exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Vol. VI. Ethnography and Philology, by H. Hale. Vol. VII. Zoophytes by J. D. Dana. Philad. 1846.

Reise-Fragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Europa und Aegypten. Abth. 1. Der Norden. Breslau 1848.

C. Vogt, Ocean und Mittelmeer. Bd. 1. 2. Frankf. 1848.

J. C. Frémont, Report of the exploring expedition of the rocky Mountains in the year 1842 and to Oregon and North California in the years 1843 — 1844. Washington 1845.

M. Koch, Reise in Süddeutschland und am Rheine. Leipzig 1848.

W. L. Freese, Der Parteykampf der Reichen und der Armen in Athen zur Zeit der Demokratie. Stralsund 1848.

Dr. K. Fr. Hermann, Ueber die Studien der griechischen Künstler. Götting. 1847.

Dr. Kr. Fr. Hermann, Der Knabe mit dem Vogel. Göttingen 1847.

L. Friedlaender, De operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis. Königsb. 1847.

G. Furlanetto, Le antiche lapidi Patavine illustrate. Padova 1847.

H. Brugsch, Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata. Berol. 1848.

L'antica lapida Napoletana di Tettia Casta a miglior lezione ridotta ed illustrata de Giulio Minervini. Neapel 1845.

Arbanère, Etudes sur l'histoire universelle. 3. partie: moyen age, temps moderne. T. 1. 2. Par. 1848.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts u. des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Bd. 7. Abth. 1. Heidelberg 1848.

Rob. Prutz, Sieben Jahre. 1840 — 1847. Geschichte der neuesten Zeit. Lief. 1. Leipzig 1848.

B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. I. Abtheilung. Bd. 3. Von Pompejus erstem Consulat bis zum Untergang des abendländischen Reiches. Berlin 1848.

C. A. Pertz, Colophoniaca. Göttingen 1848.

J. J. Guillemin, De coloniis urbibusque ab Alexandro et successoribus ejus in Asia conditis dissert. Par. 1847.

Portfolio. Aktenstücke zur Geschichte und Charakteristik unserer Zeit. Bd. I. Heft. 1. Leipzig 1848.

Dr. G. Oelsner = Monmerqué, Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften. Bremen 1848.

Le Portugal avant et après 1846. Par. 1848.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'à nos jours. Vol. 7. Par. 1847.

Dr. G. Tauffig, Venedig von Seite seiner Klimat.

Verhältniſſe mit beſ. Berückſichtigung ſeines Einflußes auf Scropheln und Lungenkrankheiten. Venedig 1847.

H. Stieglitz, Erinnerungen an Rom und den Kirchenſtaat im erſten Jahre ſeiner Verjüngung. Leipzig 1848.

A. Spinelli, Degli archivi Napoletani. Neap. 1845.

G. Rosa, De' Pelasgi in Italia e di alcune loro Divinità. Milano 1847.

P. Cuppari, Sull' irrigazione della pianura Piscana. Pisa 1847.

Carlo A-Valle, Piemonte, Savoia e Sardegna. Storia, letteratura, arti, monumenti . . . Vol. I. fasc. 1 — 4. Torino 1847.

Eug. Albéri, Del papato e dell' Italia. Firenze 1847.

G. Panciroli, Storia della città di Reggio. Disp. 1 — 7. Reggio 1847.

G. Menis, Il mare adriatico con notizie topografiche etc. Zara 1848.

M. C. Dareste de la Chavanne, Histoire de l'administration en France et des progrès du pouvoir royal depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV. Ouvrage couronné. T. 1. 2. Par. 1848.

C. Louis de Carné, Etudes sur les fondateurs de l'unité nationale en France. T. I. II. Par. 1848.

M. Badin et M. Quantin, Géographie départementale, classique et administrative de la France. Par. 1847.

L. Lurine, Histoire secrète et publique de la Police. Livr. 1 — 63. Par. 1847.

J. Borgnet, Histoire du comté de Namur. Bruxelles 1847.

Fel. Wouters, Histoire chronologique de la république et de l'empire (1789 — 1815) suivie des annales Napoléoniennes depuis 1815 jusqu'à ce jour. Bruxelles 1847.

E. Marco de Saint-Hilaire, Histoire de la campagne de Russie pendant l'année 1812. Paris 1847.

J. B. Degalmer, Histoire de l'assemblée constituante. T. 1. 2. Lyon 1848.

République française. Collection de documents pour servir à l'histoire de la chûte de la maison d'Orléans et de l'établissement de la république. Livr. 1. Lips. 1848.

F. Pillet, Le Robespierre de M. de Lamartine. Par. 1848.

J. v. Schröder, Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürſtenthums Lübeck und der ſœpen und Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck. Th. 1. 2. Oldenb. 1841.

Dr. Fr. Sandberger, Ueberſicht der geologiſchen Verhältniſſe des Herzogthums Naſſau. Wiesbaden 1847.

Dr. J. Löbe, Beſchreibung und Geſchichte der Reſidenzſtadt Altenburg. Altenb. 1848.

Dr. H. Lippert, Die Proſtitution in Hamburg. Hamburg 1848.

Fr. X. Pritz, Geſchichte des Landes ob der Enns. Heft 12 — 15. Schluß. Linz 1848.

W. Falk, Die Grundſteuer-Verfaſſung in Böhmen. Prag 1847.

Sibylliniſche Bücher aus Oeſterreich. Bd. 1. 2. Hamb. 1848.

Chronicón Fuchsio-Lupino-Oltardinum sive annales Hungarici et Transilvanici ed. J. Trausch. P. I. Annales ann. 990—1630. Coronae 1847.

Dr. A. Zimmermann, Ueber Ranke's Auffaſſung König Friedrich II. Berlin 1848.

Codex diplomaticus Prussicus. Urkundenſammlung zur älteren Geſchichte Preußens herausg. von J. Voigt. Bd. 3. Königsberg 1848.

E. Fleck, Preußens Landwehr in ihren Einrichtungen. Berlin 1848.

Die Finanzen der preuß. Monarchie unter Friedrich Wilhelm IV. Leipzig 1848.

Reuß, Johann I. von Egloffſtein, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken, Stifter der erſten Hochſchule in Würzburg. Würzburg 1847.

Dr. H. A. Zachariä, Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, der Sonderbund und die Bundesreviſion. Göttingen 1848.

J. J. Räbler, Die alten eigenöſſiſchen Bünde, der Bundesvertrag und die Bundesreviſion. St. Gallen 1848.

C. J. Temminck, Coup-d'oeil général sur les possessions Neerlandaises dans l'Inde Archipélagique. T. II. Leyde 1847.

M. F. G. J. Thimus, Traité de droit public ou exposition méthodique des principes du droit public de la Belgique. Vol. I. II. Liège 1844.

P. Scheltema, Hendrik van Brederode te Amsterdam in 1567. Amsterd. 1846.

M. Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, Prince d'Orange. T. I. Bruxelles 1847.

Scriptores monastici. Incerti scriptoris narratio de

rebus in bello sancto gestis a. D. MCCXVII — MCCXVIII. Ed. J. A. Giles. London 1846.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 12. Schluß. Lond. 1848.

C. Wilson, De l'influence des capitaux anglais sur l'industrie, européenne depuis la révolution de 1688 jusqu'en 1846. Bruxelles 1847.

W. H. Smith, A twelve month's residence in Ireland during the famine and the public works 1846 — 1847. Lond. 1848.

R. Johnston, Historia rerum Britannicarum. Amstel. 1655.

Andr. Halliday, A general history of the house of Guelph or royal family of Great Britain. Lond. 1821.

Codex diplomaticus Poloniae quo continentur privilegia Regum Poloniae . . ed. studio et opera L. Rzyszczewski et Ant. Muczkowski. T. I. II. p. 1. Warsavia 1847 — 48.

J. B. Urmston, Chusan and Hong-Kong: with remarks on the treaty of peace at Nankin in 1842 and on our present position and relations on China. Lond. 1847.

G. Engelhard, Die Unabhängigkeits-Akte und die Verfassung der vereinigten Staaten Nordamerika's Frankf. 1848.

C. J. F. Bunbury, Journal of a residence at the Cape of Good Hope. Lond. 1848.

L. Ritchie, The british World in the East. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

J. Naumann, Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Leipzig 1848.

Fr. Mazzolini, La spedizione in Siria del 1840. Fasc. 1 — 7. Venezia 1846.

L. Galibert, l'Algérie. Par. 1846.

A. v. Sternberg, Berühmte deutsche Frauen. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

F. Boisard, Notices biographiques littéraires et critiques sur les hommes du Calvados. Caen 1848.

C. H. v. Gleichen, Denkwürdigkeiten. Leipzig 1847.

Navier, Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung. Deutsch herausg. von Dr. Th. Wittstein. Bd. 1. Hannover 1848.

J. A. Grunert, Ueber die mittlere Entfernung einer Figur von einem Punkte oder über die sogenannte mittlere Entfernung des Ackers vom Hofe. Greifswald 1848.

F. Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau. Mannheim 1848.

H. Milberg, Sonnensystem. Berlin 1847.

Alb. Fr. Zantedeschi, Raccolta fisico-chimica italiana. Fasc. 1 — 30. Venezia 1847.

Seb. Venzo, Delle sorgenti del calorico. Belluno 1846.

Dr. O. E. J. Seyffer, Geschichtliche Darstellung des Galvanismus. Stuttg. 1848.

K. Fritsch, Ueber die periodischen Erscheinungen am Wolkenhimmel. Prag 1846.

Dr. C. H. D. Buys Ballot, Les changemens périodiques de température, déduits des observations Neerlandaiees de 1729 à 1846. Utrecht 1847.

F. Buchholtz, Kritik der isochronen Bewegungen. Berlin 1847.

A. C. J. Jobert, The philosophy of Geology. London 1847.

Dr. Donders, Der Stoffwechsel als die Quelle der Eigenwärme bey Pflanzen und Thieren. Wiesbaden 1847.

M. P. Berthier, Traité des essais par la voie sèche. Vol. 1. 2. Par. 1848.

C. Avogadro, Mémoire sur les volumes atomiques des corps composés. Turin 1845.

Regnault, Lehrbuch der Chemie. Aus dem Franz. übers. von Dr. Boedeker. Lief. 1. Berlin 1848.

R. Wagner, Ueber den feineren Bau des elektrischen Organs im Zitterrochen. Göttingen 1847.

Edw. Forbes and S. Hanley, A history of British Mollusca and their shells. P. 1—3. Lond. 1848.

P. Bleeker, Siluroideorum Bataviensium conspectus diagnosticus. Batav. 1846.

Dr. F. S. Voigt, Geschichte des Pflanzenreiches. Lief. 2 — 4. Jena 1848.

D. Spae, Mémoire sur les espèces du genre Lis. Gand 1847.

Dr. M. J. Schleiden, Die Pflanze und ihr Leben. Leipzig 1848.

J. K. Hasskarl, Plantae Javanicae rariores. Berol. 1848.

Dr. J. Müller, Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation. Abth. 1. Bonn 1847.

C. von Leonhard, Lehrbuch der Geognosie und Geologie. 2. verm. Aufl. Lief. 1 — 6. Stuttg. 1848.

C. Hartmann, Beyträge zur neuesten mineralogisch-geologischen berg- und hüttenmännischen Topographie Deutschlands und der Schweiz. Weimar 1848.

J. F. C. Dieterichs, Handbuch der gesammten Hausthierzucht für Landwirthe. Leipzig 1848.

F. A. Hach, Das Schleswig-Holsteinische Wirthschaftssystem. Kiel 1848.

L. Schleier, Die Handelswissenschaft. Leipzig 1847.

M. Royer, Des institutions de crédit foncier en Allemagne et en Belgique. Par. 1845.

Dr. J. Chr. Ravit, Ueber unsere Münzzustände. Kiel 1848.

J. C. H. Kupfer, Referat über die Frage wegen der Differentialzölle. Berlin 1847.

H. C. Carl, Beyträge zu der Erörterung der Frage über die Differential- und Schutzzölle. Berl. 1847.

Dr. C. M. Ascher, Handelspolitische Briefe. Berlin 1848.

Dr. A. Soetbeer, Schifffahrtsgesetze so wie Handels- und Schifffahrtsverträge verschiedener Staaten im Jahre 1847. Hamburg 1848.

Protokolle der zur Berathung einer allg. deutschen Wechselordnung in der Zeit vom 20. Oktober bis 9. December 1847 in Leipzig abgehaltenen Conferenz nebst dem Gesetzesentwurf. Mannheim 1848.

Das Differentialzoll-System. Hamburg 1847.

W. Dönniges, Die deutsche Schifffahrts-Akte und die Differenzial-Zollfrage im Interesse Deutschlands. Berlin 1848.

W. Beer, Die Gefahren der Differenzial-Zölle und die Revision des Zolltarifs. Berlin 1848.

Dr. F. Ortloff, Allg. deutsche Wechselordnung. Jena 1848.

J. W. Gilbart, Lectures on the history and principles of ancient commerce. Lond. 1848.

G. Sandifort, Tabulae craniorum diversarum nationum. Fasc. 1 — 3. Lugd. Bat. 1848.

Dr. Th. Boldemann, Zur Erklärung der Träume des Nachtwandelns. Lübeck 1848.

Dr. E. Oelsner-Monmerqué, Der Kreole. Berlin 1848.

Dr. L. George, Die fünf Sinne als Grundlage der Psychologie. Berlin 1846.

J. de Wal, Mythologiae septentrionalis monumenta latina. Vol. I. Monumenta continens epigraphica. Traj. ad Rh. 1847.

Dr. F. Fleck, Der Fortschritt des Menschengeschlechtes zum Besseren und die Richtungen in der Theologie. Gießen 1848.

G. J. Mulder, Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist. Düsseldorf 1847.

Will. Maccall, The elements of Individualism. Lond. 1847.

Dr. K. W. Ideler, Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinnes. Th. 1. Halle 1848.

J. Müller, Philipp Villiers l'Isle Adam, der letzte Großmeister auf Rhodus. Prag 1848.

Dr. H. Kothe, Lehrbuch der Mnemonik. Hamburg 1848.

J. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel. Ouvrage. couronné. T. 2 — 3. Par. 1847.

A. Schopenhauer, Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Frankf. 1847.

Dr. J. J. Hanusch, Handbuch der philosophischen Ethik. Lemberg 1846.

H. Lotze, Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. Göttingen 1847.

Dante Alighieri, La divina Commedia dichiarata secondo i principii della filosofia per L. Martini. Vol. 1 — 3. Torino 1840.

Jos. Ritson, Ancient songs and ballads from the reign of king Henry the second to the revolution. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

— Pieces of ancient popular poetry. London 1833.

R. Prutz, Dramatische Werke. Bd. 2. 3. Leipz. 1847.

E. von Wolzogen, Literarischer Nachlaß. Bd. 1. Leipzig 1846.

Dr. D. Roth, Johann Zabanius, Sachs von Harteneck. Hermannstadt 1847.

J. Ritson, The letters of Jos. Ritson, Esq. Vol. 1. 2. Lond. 1833.

Ad. Quetelet, Du système social et des lois qui le regissent. Par. 1848.

Dr. Br. Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft. Bd. 1. Frankf. 1848.

J. D. Tuckett, A history of the past and present state of the labouring population. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

Dr. Yates and Sanskrit philology. — Calcutta Review 1848 Sept.

Birch (Sam.), Remarques sur quelques groupes hiéroglyphiques, à propos de l'ouvrage de M. Lanci. — Revue archéol. V. ann. Livr. 9.

Malay pantuns. — Journ. of the Indian Archipelago 1848 June. Jule.

Blanchard (H.), Memorandum respecting an old globe (supposed date about 1520) in the public library of Frankfort-on-Maine. — Journ. of the r. geogr. Soc. of London 1848. P. I.

Wilkes (Ch.), Narrative of the United States exploring expedition. Philadelphia 1845. 5 vols. 4. — Journ. des Savants 1848 Nov.

Jones (J. T.), Journal of a steam voyage to the North of Baghdad, in April 1846. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. 1848. P. I.

Journal of an expedition in W. Australia undertaken by the Messrs. Gregory in the months of August and Sept. 1846. — Ebendaſelbſt.

Maury (A.), Recherches sur le nom et le caractère du Neptune phénicien. — Rev. archéol. Ann. V. Livr. 9.

Letronne, Le gladiateur dimachaeros, c'est-à dire armé de deux poignards. — Ebendaſ.

Cartier (E), Note sur les Sirènes de l'ancien évêché de Beauvais. — Ebendaſ.

Benech, Du respect des Romains pour le droit de propriété. — Rev. de Legislation 1848 Sept. — Oct.

Vinet (E), Vase d'Actéon. — Rev. archéol. V. Ann. Livr. 8.

Barry (Ed.), Note sur une statue antique en marbre pentélique. — Ebendaſ. Livr. 9.

Longpérier (A. de), Etudes sur quelques monnaies carlovingiennes. — Ebendaſ. Livr. 8.

Justen (Ad.), Notice sur un dépôt de monnaies découvert près de Clèves. — Rev. de la numismat. belge. T. IV. No. 3.

Piot (C.), Recherches sur les ateliers monétaires des Mérovingiens, Carlovingiens et empereurs d'Allemagne en Belgique. — Ebendaſ.

Saint-Priest (Al. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. Par. 1848. 4 vols. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1848 Nov.

Ampère (J. J.), Madame de Maintenon et Louis XIV. — Rev. des deus Mondes 1848. Livr. 22.

Le menagier de Paris, traité de morale et d'économie domestique, composé vers 1393. Par. 1847. 2 vols. — Journ. des Savants 1848 Nov.

Courtet (J.), Notice sur la tour de Crest. — Rev. archéol. V. Ann. Livr. 8.

Judas, Antiquités d'Orleansville. — Ebendaſ.

Schaepkens (A.), Anciens diplômes relatifs à Maestricht. — Messag. des Scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Bakhuizen van den Brink, Notice sur la levée du dixième denier à Bruxelles, en 1572. — Ebendaſ.

Pitra, L'abbaye d'Afflighem. — Univ. cath. 1848. Oct.

Forster, Géographie historique de l'Arabie. (2 art.) — Ebendaſ.

The Jhelundur Doab. (Prinsep's Runjit Singh. etc.) — Calcutta Review. 1848 Sept.

Criminal justice in Bengal. — Ebendaſ.

Brij Kishore Ghose, The history of Puri with an account of Jagannath. Cuttak 1848. — Calcutta Rev. 1848 Sept.

Stronach (Al.), A general view of what are regarded by the Chinese as objects of worship. — Journ. of the Ind. Archip. 1848 Sune.

Williams (S. Wells), The Middle Kingdom; a survey of the geography, government etc. of the Chinese empire. — New York 1848. 2 vols. 12. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Froberville (Eug. de), Notes sur les Va-Niungue et les Mabsiti, peuples de l'Afrique orientale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1848 Août.

Campbell (Ch.), Introduction to the history of the colony and ancient dominion of Virginia. Richmond 1847. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Stevens (W. Bacon), A history of Georgia. New York 1847. Vol. 1. — Ebendaſ.

(Temminck), The geographical group of Borneo. — Journ. of the Ind. Archip. 1848 June. July.

Jancigny (A. de), Les Indes hollandaises I. Java, Bornéo. Célèbes. — Revue des deux Mondes 1848 Livr. 21.

Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh (second Marquis of Londonderry.) Edited by his brother Charles Vane, Marquis of Londonderry. 2 vols. London. — Blackwood's Magaz. 1848 Nov.

Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Lettres inédites de Sabine de Bavière comtesse d'Egmont, et de sa fille Léonore. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Literary labours of D. L. Richardson. — Calcutta Rev. 1848 Sept.

The life of William Tyndale. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Pellew's life of Lord Sidmouth. — Ebendaſ.

Two Scotish peasants (Alexander and John Bethune.) — Ebendaſ.

Loménie (Louis de), Chateaubriand et ses mémoires. — Rev. de Brux. 1848. Juillet et Août.

Life, letters and literary remains of John Keats. Edited by R. M. Milnes. 2 vols. Lond. 1848. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 22.

Young (J. R.), On the extension of the theorem of Leibnitz to integration. — Philos. Mag. 1848 Nov.

Mac Whorter (Alex.), Considerations on the divisibility of magnitude. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Cockle (James), On certain functions resembling quaternions, and on a new imaginary in Algebra. — Philos. Mag. 1848 Dec.

Kirkman (Thom. P.), On pluquaternions and homoid products of sums of n squares. — Ebendaſelbſt.

Pinard, Notre-Dame de l'Epine. — Rev. archéol. Ann. V. Livr. 8.

Pringle (W.), On the duration of solar spot. — Philos. Mag. 1848 Dec.

La Rive (De), Note sur les mouvements vibratoires des courants électriques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Nov.

Marcet, Note sur l'action du chloroforme sur la sensitive. (Mimosa pudica.) — Ebendaſ.

Person (C. C.), Relation entre le coefficient d'élasticité des métaux et leur chaleur latente de fusion. — Ann. de Chim. et de Phys 1848. Nov.

Mateucci (Ch.), Note sur l'influence du magnétisme sur le pouvoir rotatoire de quelques corps. — Ebendaſ.

— — —, Note sur la matière phosphorescente des poissons et sur la phosphorescence de la mer. — Ebendaſ.

Wartmann (El.), Sixième et septième memoires sur l'induction. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Recherches sur les phénomènes d'induction produits par les décharges électriques. — Ebendaſ.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapor of water at any temperature. — American Journal of science and arts 1848 Nov.

Shépard, (Carles Upham), Observations on Rammelsberg's analysis of the Juvenas meteoric stone, and on the conclusion of Fischer's examination of the Braunau meteoric iron. — Ebendaſ.

— — —, Report on meteorites — Ebendaſ.

Taylor (H.), On the apparent motion of the figures in certain patterns of blue and red worsted. — Philos. Mag. 1848. Nov.

Stokes (G. G.), On a difficulty in the theory of sound. — Ebendaſ.

Claudet (A), Description of the Photographometer, an instrument for measuring the intensity of the chemical action of the rays of light etc. — Ebendaſ.

Challis (J.), On the vibrations of an elastic fluid. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending September 30, 1848. — Ebendaſ.

Wartmann (Elie), Seventh memoir on induction. — Ebendaſ. Dec.

Challis (J.), Further investigation of the nature of aërial vibrations. — Ebendaſ.

Person (C. C.), Sur la congélation du mercure et sur sa chaleur latente de fusion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Nov.

Cahours (Aug.), Note sur le furfurol. — Ebendaſ.

Pierre (Isid.), Recherches sur les combinaisons du silicium. — Ebendaſ.

Laurent (Aug.), Sur les alcaloïdes chlorés et bromés. — Ebendaſ.

— — — et Ch. Gerhardt, Sur la composition de l'orcine et de ses dérivés. — Ebendaſelbſt.

— — —, Sur la composition de l'aposépédine ou leucine (oxyde caséique de Proust.) — Ebendaſelbſt.

Bineau (A.), Des combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ann. de Chim. et de Phys. 1848 Nov.

Salvétat, Notice sur un hydrate naturel d'acide silicique venant d'Alger. — Ebendaſ.

Gebhardt (C.), Researches on salts. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Schlieper (Ad.), On the oxydation of uric acid by means of potassa and ferridcyanid of potassium. — Ebendaſ.

Kosman, Recherches sur l'action chimique de quelques acides et de quelques sels acides sur le chlorure amidomercurique. — Journ. de Pharm. et de Chimie. 1848 Nov.

Filhol, Etudes sur l'arsenic. (I. P.) — Ebendaſ.

Mengarduque, Sur un nouvel alcaloïde, la pseudoquinine. — Ebendaſ.

Laroque, De la volatilité des sels fixes dans la vapeur d'eau. — Ebendaſ.

Filhol, Etudes sur l'arsenic. (Suite et fin.) — Ebendaſ. Déc.

Deschamps (d'Avallon), Note sur la présence du cuivre dans le sang de l'homme. — Ebendaſ.

Dumas, Sur le protoxyde d'azote. — Ebendaſ.

Sourisseau, Sur le coton-poudre et le collodion. — Ebendaſ.

Dickson (Th.), An inquiry into the amount of inorganic constituents contained in ale and porter. — Philos. Mag. 1848 Nov.

Phillips (R.), On the spontaneous cohesion of the particles of alumina. — Ebendaſ.

Brodie (Benj. Collins), On the chemical nature of a wax from China. — Ebendaſ.

Svanberg and Struve, On the atomic weight of Molybdenum and some of its compounds. — Ebendaſ. Dec.

Quatrefages (A. de), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — Mémoire sur la famille des Hermelliens. (Hermellea Nob.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Juillet.

Milne-Edwards, Note sur quelques nouvelles espèces du genre Pagure. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Troisième mémoire: monographie des Eupsammides. — Ebendaſ. Août.

Dureau de la Malle, Observations sur les heures du réveil et du chant de quelques oiseaux diurnes pendant les mois de mai et juin 1846. — Ebendaſ.

Owen, Remarks on the observations sur l'Ornithorhynque par Jules Verraux. — Ann. and Mag. 1848 Nov.

Jeffreys (J. G.), On the recent species of Odostomia, a genus of gasteropodous mollusks inhabiting the seas of Great Britain and Ireland. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

— — —, Notices of British shells. — Ebendaſ.

Graham Dalyell, Rare and remarkable animals of Scotland, represented from living subjects etc. Vol. 1. Lond. 1847. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848 Nov.

Strickland (H. E.), The Dodo and its kindred, or the history, affinities and osteology of the Dodo, Solitaire, and other extinct birds of the islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. Lond. 1848. — Philos. Mag. 1848 Dec.

Robin (Ch.), Mémoire sur l'existence d'un oeuf ou ovule chez les mâles comme chez les femelles des végétaux et des animaux etc. — Rev. zoolog. 1848 Oct.

Sélys-Longchamps (Edm. de), Resumé concernant les oiseaux brévipennes mentionnés dans l'ouvrage de M. Strickland sur le Dodo. — Ebendaſ.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle de corps organisés. — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Revue du genre Cinchona. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Juillet.

Lestiboudois (Th.), Phyllotaxie anatomique, ou recherches sur les causes organiques des diverses distributions des feuilles. — Ebendaſ. Août.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. (Decades I et II.) — Ebendaſ.

Thwaites (G. H. K.), On an apparently undescribed state of the Palmæ Ueae; with a few observations on gemmation in the lower tribes of plants. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

Curtis (M. A.), Contributions to the mycology of North America. — Amer. Journ. of science and arts 1848 Nov.

Range of the Gutta Taban collectors and present amount of imports into Singapore. — Journ. of the Ind. Archipelago etc. 1848 Aug.

The probable effects on the climate of Pinang of the continued destruction of its hill jungles. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new Ichthyolites from the Scotch old red sandstone. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848 Nov.

Rutimayer (L.), Recherches géologiques et paléontologiques sur le terrain nummulitique des Alpes bernoises. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1848 Nov.

Portlock, On the absence of any traces of the fall of aërolites and of glacial action in the strata formed before the last great modification of the Earth's surface. — Philos. Mag. 1848. Nov.

Filhol, On the arsenites of iron. — Ebendaſelbſt. Dec.

Hermann (M.). Analysis of different varieties of epidote. — Ebendaſ.

Hale (C. S.), Geology of South Alabama. — American Journal of science and arts. 1848 Nov.

Geology of New Mexico and California. — Ebendaſelbſt.

Girardin, Moyens frauduleux de déguiser l'altération de la graine de vesce, et l'ancienneté de la graine de trèfle incarnat. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848 Déc.

Cochut (A.), De l'industrie agricole en France, dernière partie. — Rev. des deux Mond. 1848. T. IV. Livr. 19.

Fragments inédits de Mme. Necker de Saussure. — Bibl. univers. de Genève. (Litt.) 1848 Nov.

Cousin (V.), Du manuscrit de l'Emile. (2 art.) — Journ. des Savants 1848 Nov.

Clément (Fel.), Le drame liturgique. (Dimanche des Rameaux). — Annal. archéol. 1848 Sept. — Déc.

Hedge (F. H.), Prose writers of Germany. Philadelphia 1848. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Guilhermy (F. de), Etude des ornements ecclésiastiques. — Annal. archéol. 1848 Sept. — Déc.

Didron, Orfévrerie du moyen âge (chandelier d'église). — Ebendaſ.

Pinchart (Alex.), Coup-d'oeil sur l'état de la peinture historique en Belgique depuis André Lens jusqu'à M. Wappers. (1830.) — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Courson, Etudes sur le socialistes modernes. (5 lettre.) — Correspond. T. XXII. Livr. 6.

La vraie question sociale. — Rev. de Brux. 1848 Juillet et Août.

Saint-René Taillandier, L'athéisme allemand et le socialisme français. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 20.

Thiers, De la propriété. Brux. 1848. — Ebendaſ. Livr. 22.

Gaume, L'Europe en 1848, ou considérations sur l'organisation du travail, le communisme et le christianisme. Paris 1848. — Univ. cath. 1848. Sept.

Mill's political economy: population and property. — North Amer. Rev. 1848 Oct.

Faucher (Léon), Opinion sur le droit au travail. — Journ. des Econom. 1848 Nov.

Tocqueville, Sur le droit au travail. — Univ. cath. 1848 Oct.

Raepsaet (H.), Essai sur la loi salique. (Suite). — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1848. Livr. 3.

Dom Pitra, Histoire de Saint Léger et de l'église des Francs au VII siècle. Par. 1848. — Univ. cath. 1848 Sept.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. In zwey Theilen. Erster Theil. Stuttgart bey Liesching. 1846. S. 428. Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1846. S. 398. 8.

Manche Freunde der Poesie Friedrich Rückerts haben sich durch die „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa," die derselbe im ersten Bande seiner gesammelten Gedichte, Erlangen bey Carl Heyder im Jahre 1834 mittheilte, ohne Zweifel in ziemlich fremdartiger Weise angesprochen gefühlt, was jedoch wohl noch mehr hinsichtlich des damit verbundenen Gedichtes mit der Ueberschrift: „Zur Einführung der Hamasa" gelten wird. Wenn aber ein Mann, wie Friedrich Rückert, die Frage aufwirft:

Wer aber soll die nordische Nacht erheitern,
Mit solchem Abglanz von des Südens Gluth?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Daß seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freylich geht zu scheitern,
Je mehr hereinstürmt diese Geisterfluth;
Doch soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen?

und wenn er sich dann selbst zuruft:

Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
Das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europäische Herz,
Wird seyn ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen. —

dann darf man überzeugt seyn, daß man es nicht mit dichterischen Redensarten, auch nicht mit dichterischen Träumen zu thun habe, sondern mit einem edlen Entschluß, dem die That nicht fehlen wird. Und so sahen denn die Freunde Rückert's und der arabischen Poesie seit 1834 mit nicht geringem Verlangen dem Erscheinen einer deutschen Hamasa von Rückerts Meisterhand entgegen. Die Schwierigkeit der Sache war allgemein anerkannt; aber Rückert hatte ja zuerst durch die im J. 1826 bey Cotta erschienene Nachbildung der Makamen des Hariri (die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert), dann durch andere Leistungen seine unvergleichliche Meisterschaft auf diesem fernen Gebiete zur Anerkennung gebracht, eine Meisterschaft, von der man sagen konnte, sie gehe aus, Schwierigkeiten zu suchen und könne keine entdecken, — und so gaben wir, so lange Rückert auch zögern mochte, die Hoffnung nicht auf, daß er sein in bester, d. i. in poetischer Form gegebenes Wort lösen werde. Er hat es gelöst, und wie vorauszusehen war, in vortrefflichster Weise. Rückert rühmt einmal vom deutschen Volke:

Es ist mein Volk, das große,
Das sendet täglich aus
Die Söhn' aus seinem Schooße,
Zu führen in sein Haus

Die Völker aller Zungen,
Und wunderbar erklungen
Ist da ein Weltgespräch beym Schmauß.

Rückert ist nicht der Einzige von den Söhnen Deutschlands, der zu dieser großen Einladung ausgegangen ist; aber was die Völker des Morgenlandes angeht, so ist er ohne allen Zweifel der Größte.

Um nun Näheres von dem vorliegenden Werke zu sagen, welches die ältesten arabischen Volkslieder enthält, so ist es in folgender Weise eingetheilt:

Erstes Buch. Heldenlieder. Nr. 1 — 254. Bd. I. S. 1 — 283.

Zweytes Buch. Todtenklagen. Nr. 255 — 390. Bd. I. S. 285 — 428.

Drittes Buch. Sprüche der feinen Sitte. Nr. 391 — 447. Bd. II. S. 1 — 55.

Viertes Buch. Liebeslieder. Nr. 448 — 586. Bd. II. S. 57 — 158.

Fünftes Buch. Schmähelieder. Nr. 587 — 666. Bd. II. S. 159 — 246.

Sechstes Buch. Gast- und Ehrenlieder. Nr. 667 — 805. S. 247 — 322.

Siebentes Buch. Beschreibungen. Nr. 806 — 808. S. 323 — 328.

Achtes Buch. Reise und Ruhe. Nr. 809 — 816. S. 329 — 337.

Neuntes Buch. Scherze. Nr. 817 — 844. S. 339 — 362.

Zehntes Buch. Weiberschmähungen. Nr. 845 — 861. S. 363 — 373.

Das Register am Schluß des zweyten Bandes enthält ein mit größter Sorgfalt gefertigtes Verzeichniß der Gedichte nach den Nummern der Uebersetzung mit Nachweisung des arabischen Textes und ein sehr brauchbares Verzeichniß der Dichter nach den Nummern der Uebersetzung, worauf endlich ein Verzeichniß der Dichterinnen folgt. S. 374—398.

Was nun den Inhalt betrifft, so wird sich der Leser überrascht finden, wie der Vers. es versteht, theils durch anschmiegende Uebertragung des Originals, theils durch die in den Ueberschriften und in den Anmerkungen mitgetheilten Erläuterungen, einen hellen, weit reichenden Blick in das so ganz eigenthümliche Leben und Treiben arabischer Stämme zu eröffnen und, so fern uns dieß liegen mag, doch eine wahre Theilnahme daran zu erwecken und festzuhalten. Am meisten gilt dieß von den drey ersten Büchern, welche die Heldenlieder, die Todtenklagen und die Sprüche der feinen Sitte enthalten. Weniger gilt es von dem Buch der Beschreibungen, das nur wenig darbietet, während die Araber doch sonst, wie man namentlich aus Kosegarten's Mittheilungen weiß, auch in dieser Gattung der Poesie sich thatig genug gezeigt haben. Am wenigsten aber gilt das Gesagte von dem letzten Buche, wo die Weiber auf eine größtentheils höchst widerliche Weise geschmäht werden, womit die ganze Sammlung des Abu Temmam ein wahrhaft schlechtes Ende nehmen würde, wenn der übersetzende Dichter den Leser nicht durch einen trefflichen Epilog zu versöhnen und wieder auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des Ganzen zu erheben wüßte.

Von überraschender Zartheit ist das fünfte der Heldenlieder Bd. I. S. 7 mit der Ueberschrift: Der jemanische Gefangene in Mecka.

1) Zu Jemen's Reisetrupp erhebt sich mein Verlangen,
und folgt ihm, doch mein Leib in Mecka liegt gefangen.

2) Ich staune, wie den Weg bey Nacht zu diesem Orte
die Liebste fand, und drang durch die verschloßne Pforte.

3) Sie kam und grüßte mich, und ging und grüßte wieder,
und fast verließ, indem sie schied, mein Geist die Glieder.

4) O glaube nicht, daß ich entfernt von euch nur zage
vorm Tod, und über mein Geschick entmuthigt klage;

5) Daß nach den Drohungen ich hier der Leute frage;
daß dieser Ketten Last ich ungeduldig trage!

6) Von deiner Sehnsucht nur empfind ich solche Wehen,
wie ich vordem erfuhr, als frey ich durfte gehen.

Bekanntlich besitzen wir von einigen Gedichten

der Hamasa eine lateinische Uebersetzung von einem der größten Kenner des Arabischen aus früherer Zeit, dem trefflichen Albert Schultens, die derselbe in einem Anhang zu seiner in Leyden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen Ausgabe von Thomae Erpenii grammatica arabica unter dem Titel: Excerpta ex Anthologia veterum poetarum, quae inscribitur Hamasa Abi Temmam etc. nebst sehr gründlichen Noten, die in Schultensischer Weise namentlich auf Vergleichung des Arabischen mit den übrigen semitischen Sprachen und vorzüglich mit der hebräischen ausgehen, gegeben hat. Diese Uebersetzungen sind sehr genau und in jeder Weise trefflich, wie denn auch Göthe im westöstlichen Diwan eine dieser lateinischen Uebersetzungen in deutschem Gewande wieder gegeben hat. Es gereicht dem gelehrten Schultens wahrhaft zur Ehre, daß er ein Gedicht, wie das obige, in seine Auswahl aus der Hamasa aufgenommen hat, und es wird nicht ohne Interesse seyn, wenn wir zur Vergleichung mit Rückerts Uebersetzung die lateinische von Schultes hier folgen lassen.

1) Affectus meus cum caterva Jemanensi adscendit
Jugalis, quum corpus Meccae sit vinctum.
2) Adstupui nocturnam ejus speciem, quî clara accesserit
Ad me, quum janua carceris super me clausa foret.
3) Appropinquavit illa salutavitque, surrexit dein vale dixitque,
Quumque avertisset se, prope fuit anima, ut exspiraret.
4) Ne tamen existimes me obnoxium post vos factum
Ulli rei, neque me mortis metu infractum.
5) Non sane quod animam mihi concutiant eorum minaciae,
Neque quod in catena ambulem impatientior.
6) Sed incessit me de amore tui effusior impetus,
Quales de te experiebar, quum solutus existerem.

Diese Zeilen der Schultensischen Uebersetzung, die sich dem Arabischen so treu anschließen, als es der Genius der lateinischen Sprache erlaubt, schwimmen wahrhaft auf einem Meere gelehrtester Noten, die in grammatischer und lexicographischer Beziehung von unbestrittenem Verdienste sind. Aber das ist unläugbar, daß die Uebersetzung sammt dem gelehrten Apparat, mit dem sie gerüstet ist, uns kalt läßt, während Rückerts Nachbildung, die sich allerdings einige Freyheiten erlaubt hat, uns unmittelbar anspricht. Worauf beruht dieser verschiedenartige Eindruck? Einfach darauf, daß die lateinische Uebersetzung das Werk eines verdienstvollen Sprachforschers, die deutsche aber das Werk eines Dichters ist, der mit poetischer Divinationsgabe den alten Dichter ganz gefaßt und daher auch seiner Nachbildung den anziehenden Hauch poetischer Wahrheit zu geben gewußt hat. Schon an diesem Beyspiele mag klar werden, welchen Dank unser Dichter verdient hat, daß er sich nicht scheute, einen Theil seiner kostbaren Zeit der Nachbildung der Hamasa zu widmen. Wenn wir übrigens sagten, der Verf. habe sich Freyheiten erlaubt, so bezieht sich dieß hauptsächlich darauf, daß er im Deutschen die Liebste einschiebt, die das Arabische nur ahnen läßt, daß er ferner plastisch von einem Eindringen derselben durch die verschlossene Pforte spricht, während der arabische Dichter einfach sagt, sie sey gekommen und die Pforte sey doch verschlossen gewesen. Hat die Nachbildung durch diese Licenzen an Anschaulichkeit für uns gewonnen, so sind wir dagegen der Ansicht, daß es nicht gut war, den fünften Vers der Satzbildung nach an den vierten zu knüpfen, da er vielmehr selbständig ist und seinen Gegensatz im folgenden sechsten Verse findet.

Ein anderes Heldenlied, das ohne viele Bemerkungen verständlich ist und durch den Adel der Gesinnung hervorragt, ist das dreyzehnte, in dessen Uebersetzung das arabische Metrum (⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ – –) bewahrt ist.

Ich sage zu meiner Seele, wo scheu in Funken
sie stob vor dem Kampf: o sey du nur unbetreten!
Denn über die Frist, vom Schicksal bestimmt, du könntest
die Dauer nicht eines einzigen Tags erbeten.
Darum o Geduld im Kreisen des Tods, Geduld nur!
um ewiges Leben wird hier umsonst gebeten.

Kein Ehrengewand ist auch das Gewand des Daseyns,
weil Feiglinge sonst und Memmen nicht an es thäten.
Von Allem, was lebt, das Ziel ist der Pfad des Todes;
der Rufer desselben rufet in Land und Städten.
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altert;
statt früher Geschicke geht er entgegen späten.
Das Leben ist ohne Werth für den Mann, sobald er
sich siehet gezählt zu den müßigen Hausgeräthen.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaft der Erkenntniß.

(Schluß.)

Nach diesen elementaren Formen des Denkens folgt nun die Lehre vom Erkenntnißprocesse der empirischen Reflexion, wobey wir nunmehr nach dem Obigen nicht mehr zu sagen brauchen, daß wir diese ganze Anordnung nicht billigen; und wenn erst hier z. B. vom Zweifel oder von der Sprache gehandelt wird, so paßt dieß eben so wenig an diese Stelle als die Untersuchung über den Irrthum. Auch hier erst findet bey Hrn. V. die Induction (allerdings consequent als Hauptform des empirischen Erkennens) einen Ort, wodurch aber ihr ganzes Verhältniß zum Syllogismus zerstört und unkenntlich gemacht wird. Als auf zweyter Stufe des empirischen Erkenntnißprocesses stehend faßt H. V. die Analogie und die Kritik, von welchen wir nun wieder ihre Zusammengehörigkeit nicht verstehen können. Die Kritik namentlich ist ja erst möglich, wenn dasjenige schon erreicht ist, was H. V. das wissenschaftliche Erkennen nennt, da sie stets ein vergleichendes Urtheil ausspricht zwischen dem Einzelnen und der Allgemeinheit oder Idee, welche oft auch als sogenannte Regel erscheint. Als die systematischen Formen der Begründung oder als Theorien stellt H. V. die erklärende und die eintheilende auf, die letztere besonders den Naturwissenschaften vindicirend, wobey nur nicht abzusehen, warum die Eintheilung nicht bey allem aposteriorisch vorliegenden Materiale, also auch bey dem Geschichtlichen, gleichen Werth und gleichen Einfluß haben soll.

Im letzten Theile endlich, welcher das philosophische Denken enthält scheint uns ebenfalls die Entwicklung der Hauptsache zu sehr durch jenes „Entstehenlassen“ des Wissens hinausgeschoben, indem zuerst über Inhalt und Form der philosophischen Erkenntniß, dann von der Realität der Erscheinung und hierauf erst von der Realität des Unendlichen gehandelt wird; den Schluß dieser letzteren macht der Begriff der Einheit der absoluten Position — Gottes; weniger consequent aber dünkt uns, daß die Betrachtung der philosophischen Methode ganz ans Ende gesetzt ist; sie müßte wohl noch vor dem, was H. V. das Princip der Philosophie nennt, eingereiht werden, entsprechend der Stellung des Erkenntnißprocesses der empirischen Reflexion. Dann auch würde die „Methode,“ zu welcher H. V. übereinstimmend mit dem empiristischen Grundzuge seiner Lehre die Architektonik oder das System der philosophischen Wissenschaften rechnet, sich an den „Inhalt“ des philosophischen Denkens anschließen. Daß nach unserer Ansicht aber die systematische Gliederung der Wissenschaften nicht der Methodik anheimfallen kann, dürfte aus dem Bisherigen einleuchten; doch hier steht Ref. mit dem Hrn. Verf. eben auf principiell verschiedenem Boden, daher hier, soll nicht die ganze beyderseitige Ansicht entwickelt werden, nur einem Anderen Anderes gegenübergestellt werden könnte. Uebrigens giebt H. V. für die Philosophie, welche „das Wirkliche und den universellen Zusammenhang desselben vollständig zu denken die Aufgabe hat,“ folgende Gliederung: 1) die Sphäre des Individuums, des zur Freyheit und Vernunft sich erst entwickelnden Subjects (Anthropologie, Psychologie, Sprachphilosophie und Symbolik), 2) die Sphäre der freyen Vernunftthätigkeiten, der Ideen und der weltlichen Bildung derselben (Logik, Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik), 3) das Ganze der menschlichen Welt überhaupt in ihrer Entwicklung (Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie).

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

In welchem Ansehen dieses Gedicht gestanden, läßt sich daraus abnehmen, daß es, wie mehrere der Hamasa, poetisch glossirt worden ist von einem späteren Dichter aus dem vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Diese Glossirung unseres Gedichtes, die im Arabischen Kesmid heißt, d. i. Anfädelung oder Anreihung von Perlen, hat Freytag in seiner arabischen Metrik mitgetheilt und Rückert anhangsweise in einer unvergleichlich gelungenen Nachbildung aufgenommen wovon wir hier nur dem vorletzten Verse eine Stelle anweisen wollen.

Erhebe dich, Herz! Wer frey sich erhebt, der waltet,
Und wer des Genusses Ruhe begehrt, erkaltet;
Der lebte genug, der Fahnen des Ruhmes entfaltet:
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altet;
Statt früher Geschicke geht er entgegen späten.

Samual, Ben Adija, der Jude, Fürst auf dem festen Schlosse Ablak in Teima ist, wie der Vf. ausführlich darlegt, in der Sage berühmt als edler Beschützer seiner Schutzbefohlenen und als treuer Bewahrer anvertrauten Gutes, wie er sich für den vertriebenen Königssohn, Amrilkais Ben Hodschr, nach dessen Tode bewies. Amrilkais nämlich, nach seiner mißlungenen Unternehmung gegen die Beni Esseb, um an ihnen den Tod seines Vaters zu rächen, und dessen Herrschaft über sie wieder zu gewinnen, fand nach langem und flüchtigem Umherirren endlich Schutz und Aufenthalt bey Samual, Ben Adija, auf seiner festen Burg Ablak. Als er nun aber von dort sich aufmachte, um über Gassan in Syrien zum griechischen Kaiser in Constantinopel um dessen Beystand zur Wiedereroberung seines Königreiches zu suchen, übergab er seinem Wirthe seinen einzigen geretteten Schatz, fünf kostbare Panzer, Erbstücke seiner Ahnen. Darauf, als sein Tod ruchbar wurde (er war auf der Rückreise vom Kaiser in Ankyra gestorben, worüber man Rückerts deutschen Amrilkais nachsehen kann), zog Elhareth Ben Abu Schamer, König von Gassan, bey welchem Amrilkais auf der Heimreise eingekehrt gewesen, mit Heeresmacht gegen Samual in Teima, und forderte von ihm die Herausgabe der Panzer des Amrilkais, auf die er als Vetter Anspruch machte. Doch Samual weigerte sich der Ueberlieferung des ihm anvertrauten Pfandes, auf welches Andere ein näheres Erbrecht hatten, und vertheidigte sich gegen den Forderer in seiner Veste Ablak. Dieser aber fieng ein Söhnchen Samuals auf, das mit seiner Amme vor die Veste hinausgelaufen war, und drohte nun dem Vater, das Kind umzubringen, wenn er nicht die Panzer herausgebe. Da bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus, und berieth mit den Seinigen darüber, die Alle ihm riethen nachzugeben, um das Leben seines Kindes zu retten. Aber er trat auf die Zinne hinaus und sprach zu Elhareth: Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen; thue, was du willst. Verrath ist ein Halsband, das nicht rostet; und mein Sohn hat Brüder! Da brachte jener das Kind um vor den Augen des Vaters und zog dann unverrichteter Sachen ab. Sa-

mual aber, da die Zeit kam, wo die Wallfahrer in Mecka zusammentrafen, brachte die Panzer dahin und überlieferte sie den nächsten, dort ausgekundeten, rechtmäßigen Erben. Von diesem edlen Judenfürsten Samual ist das fünfzehnte der Heldenlieder, das der Aufzeichnung an dieser Stelle vollkommen würdig ist.

Wo eines Mannes Ehre von Schmach ist unbefleckt,
so stehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.
Und kann er seiner Seele nicht Schweres legen auf,
so richtet sich zur Höhe des Ruhmes nie sein Lauf.
Sie warf uns vor, daß wenig sey unsres Volkes Zahl;
ich sagt' ihr: es sind wenig die Edeln überall.
Nicht wenig ist ein Häuflein, das sich zu halten weiß,
wie wir, nach Höchstem ringend der Jüngling und der Greis.
Was thut's, daß wir sind wenig, und bey uns ist geehrt
der Schützling, wenn der Schützling der Vielen ist versehrt!
Uns ist ein Berg, der schirmet den Freund in unserem Schutz,
der unersteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.
Gewurzelt ist im Boden sein Grund, und zum Gestirn
erhebt ihn unerreichbar die hohe Felsenstirn.

Mit welchem Rechte übrigens der Verf. diesen allerdings vortrefflichen Theil eines längeren Gedichtes als eigenes Ganzes behandelt hat, mag hier unerörtert bleiben.

Als eine bemerkenswerthe Analogie zu der Art, wie das Ritterthum des Mittelalters sich vor edlen Frauen beugte, verdient Erwähnung, daß einige der Heldenlieder an Frauen gerichtet sind, die als Kampfrichterinnen anerkannt werden. So begrüßen im vierzehnten Liede (S. 20, 21) die Beni Nehschel, mit einer Schilderung ihrer Tapferkeit, die Selma, als Kampfrichterin und Dankspenderin, und in Nummer 145 (S. 141, 142) reden die Krieger von Dschuheina ihre Stammgenossin Rodeina an, indem sie ihr, gleichsam als Kampfrichterin, ein Gefecht vortragen, das zwischen den Stämmen Dschuheina und Buhtha vorgefallen, und worin beyde Theile sich gleich gut gehalten.

Auch die Todtenklagen sind oft eigentliche Heldenlieder, die uns in die Kämpfe der arabischen Stämme und in die aus diesen Kämpfen sich ergebenden Schmerzen einführen. Diese Schmerzen sprechen sich meist mit großer Lebendigkeit aus und erregen das Mitgefühl des Lesers. Wir heben ein durch sich selbst verständliches Lied dieser Gattung aus (Nr. 283).

1) Ich neide die Genossen der Gräber nun,
Seitdem bey den Begrabnen Said muß ruhn.
2) Von ihm ward ich verlassen, als groß die Schaar
Der Feind', und er mir einzig ein Helfer war.
3) Ich ward, wie wer entwunden ein Schwert sich sieht,
Wann gegen ihn ein Todfeind das Seine zieht.
4) Wir gingen ihn besuchen im engen Haus,
Und fanden Grambewirthung und Kummerschmauß.
5) Heim trugen wir im Busen die stille Saat
Des Weh's, die von den Thränen Bewäßrung hat.
6) Wir wohnten seines Erbes Vertheilung bey,
Und fanden, daß es Ruhm nur und Großthat sey.
7) Und hörten, wie er schweigend uns Antwort gab;
O wohl beredter Redner, der spricht im Grab!

Das Deutsche schmiegt sich auch hier dem Original auf das Innigste an, wenn wir etwa ausnehmen, daß das zweyte Hemistich des dritten Verses die arabische Eigenthümlichkeit, daß hier von einem Bluträcher die Rede und seine Waffe eine (nach Blut) dürstende ist, nicht zur Anschauung bringt, da der Todfeind den Bluträcher doch nicht ersetzen kann und das Dürsten seiner Waffe ganz übergangen ist. Ob der im vierten Vers erwähnte Besuch dem Grabe gilt, wie der deutsche Dichter

anzunehmen scheint, ob er nicht vielmehr dem Sterbenden gilt, das wird nach dem Original unentschieden bleiben müssen, obwohl der Verf. die arabischen Scholien für sich hat. Was im sechsten Verse im Deutschen als Großthat auftritt, würde wohl besser Wohlthat genannt worden seyn, da die Großthat, die allerdings auch in großer Freygebigkeit bestehen kann, von den meisten Lesern auf kriegerische Thaten bezogen werden dürfte, was dem hier im Original gebrauchten Worte nicht entspricht.

Doch nicht bloß von gefallenen Helden sprechen die Todtenlieder; sie gehen auch auf den Verlust des Sohnes, der Gattin u. s. w. ein, wovon wir zwey Beyspiele, die sowohl an sich, als auch in der Nachbildung vortrefflich sind, mittheilen wollen.

393. Ein Vater auf den Tod seines Sohnes.

Gestürzt ist mein Sohn von glänzenden Höhn,
vor denen dem eignen Adler bangt;
Gestürzt von den Firsten ragender Wart',
ihm ausgeglitten ist Fuß und Hand.
Er hat keine Mutter, die ihn beweint;
er hat keine Schwester, die ihn verlangt.
Gestürzt von harten Felsen ist er,
sein Herz zersprang an der Felsenwand.
Ich werde gescholten, daß ich geweint,
da ich ihn sucht und ihn nicht fand.
Warum soll gescholten werden ein Mann,
bekümmert und alt, dem der Sohn hinschwand?

---

296. Muweilik Elmesmum, auf den Tod seiner Frau Omm Elala.

Geh übern Hügel hin, und auf, wo eingekehrt
Omm Elalê, ob sie wird Antwort geben!
Wie bist du eingekehrt, und warst so furchtsam sonst,
am Ort, dem Tapfre nahn nicht ohne Beben!
O Gottes Segen über dich, Vermißte mir;
nicht ziemt dirs, daß dich Oeden so umgeben.
Und eine kleine mitleidswürdige ließest du,
die nicht, was Weh ist, weiß, und fühlt es eben.
Sie mißt von dir die zarte Pflege, wacht, und weckt
und mühet die, so tragen sie und heben.
Da fühl ich, wenn ich hör' ihr Winseln in der Nacht,
wie mir um dich ins Auge Thränen streben.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

Denn was hier über das Verhältniß der Weißen zu den Indianern bemerkt wurde, das findet sich in noch viel höherem Maaß in dem Verhältniß der Weißen zu den Schwarzen. Wir wollen hier nicht alle die bekannten Schändlichkeiten aufzählen, die in den Nordamerikanischen Sklavenstaaten gegen die Schwarzen und deren Vertheidiger, die Abolitionisten, begangen werden. Alle Sophistereien werden nicht hinreichen, diese Gründe zu beschönigen. Davon kann sich der etwa noch schwankende Leser auch aus unserem Buche (S. 59 flgde.) von neuem überzeugen. Worauf wir aber hier unser Augenmerk richten wollen, ist der Umstand, daß es keineswegs bloß der Eigennutz der sklavenhaltenden Südstaaten ist, der die Schwarzen von der Gleichberechtigung mit den Weißen ausschließt, sondern daß der tiefer liegende Grund eine unüberwindliche Abneigung der Weißen gegen die Schwarzen ist und die Ueberzeugung, daß eine durchgreifende Verschmelzung mit den Schwarzen ein großes Unglück für die Zukunft der Weißen seyn würde. Zu diesem Satz liefert unser Verf. aus eigener Beobachtung die schlagendsten Beweise und diese Beweise sind um so vollgültiger, da sie der Verf. beybringt ohne selbst gewahr zu werden, was aus den von ihm erzählten Thatsachen hervorgeht. Der Hr. Verf. macht nämlich die manchen europäischen Leser vielleicht überraschende Bemerkung, daß in den sklavenlosen Nordstaaten der Union derselbe, ja zum Theil ein noch größerer Widerwille gegen die Schwarzen besteht wie in den südlichen Sklavenstaaten. Ich muß zum Beleg eine etwas längere, aber sehr inhaltreiche Stelle ausheben. S. 69 heißt es:

„Ja es scheint sogar in den sklavenlosen Staaten das Vorurtheil und der Widerwille gegen die dunkle Hautfarbe mitunter noch größer zu seyn, als in den Sklavenstaaten selbst. Auch in den ersteren werden die Far-

bigen in Kirchen und Schulen von den Weißen geschieden, oder sie werden auf besondere Gebäude angewiesen, und als Beweis, wie die Absonderungswuth gerade in solchen Staaten am höchsten gestiegen ist und gleichsam noch über das menschliche Leben hinaus ausgedehnt wird, kann die Thatsache dienen, daß auf den Kirchhöfen in Cincinnati die Weißen in der Richtung von Osten nach Westen, die Farbigen aber von Norden nach Süden gelegt werden. So läßt man auch in Ohio die ansäßigen Neger von der Schulsteuer frey, nur damit man ihre Kinder nicht in die Volksschule aufzunehmen braucht. Man sucht sie hier auch von aller Lohnarbeit auszuschließen, indem durch ein Gesetz diejenigen, die sich ihrer bedienen, verpflichtet sind, sie dann auch ihr ganzes Leben hindurch zu erhalten. In Newyork wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zum Halten eines Pferdes zu Lohnfuhrwerk zu lösen. In Philadelphia wie in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger (Directory) abgesondert hinter denen der Weißen oder durch ein Merkmal bezeichnet. — — In Connecticut hatte eine Schullehrerin, Miß Crondall, aus Mitleid mit den armen unwissenden Farbigen, eine Schule für sie eröffnet; allein es wurde nicht nur von der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates im J. 1833 ein Gesetz erlassen, welches die Stiftung von Schulen für nicht im Lande gebornen Schwarze ausdrücklich untersagte, sondern ihr Haus ward auch vom Pöbel geplündert. — — In den sklavenfreyen Staaten haben die freyen Farbigen das Wahlrecht so gut wie die Weißen, aber nicht leicht wagen sie, bey einer Wahl zu erscheinen, weil sie allemal fürchten müssen, sich dadurch pöbelhaften Mißhandlungen auszusetzen, während sie in den Sklavenstaaten Tennessee und Nordcarolina das Wahlrecht ungestört ausüben dürfen."

Unser Verf. ist sehr entrüstet über diese Zurücksetzung „vernünftiger Menschen bloß wegen ihrer Hautfarbe," die ihm gerade in den gerühmten sklavenfreyen Nordstaaten am meisten entgegengetreten ist. Wir unserer Seits würden die Sache anders beurtheilen. Die unregelmäßige, rechtlose Art jener Zurücksetzung würden wir freylich ebensosehr tadeln wie die politische Heucheley, die allemal darin liegt, wenn man an die Spitze seiner Institutionen prächtige Redensarten (pannum late qui splendeat) stellt, deren man sich dann in der Ausführung durch allerhand Winkelzüge zu entledigen sucht. Dagegen finden wir es nur vernünftig, wenn man sich in den Nordstaaten der Union gegen eine Ueberschwemmung mit freyen Farbigen auf alle Weise wehrt. Nur sollte dieß auf ehrlichere Art geschehen, indem man die Erschwerungen und Ungleichheiten, denen man die farbige Race thatsächlich unterstellt, auch im Gesetz ausspräche. Aber freylich damit würde der Nimbus jener

viel gerühmten Nordamerikanischen Gleichheit zum guten Theil zerstört werden.

Ein anderer Hauptpunkt, worin der wirkliche Zustand Nordamerikas von den ausgesprochenen Grundsätzen seiner Verfassung sehr wesentlich abweicht, ist das Verhältniß des Staats zur Religion. Jeder Anfänger in der Politik weiß jetzt bey uns davon zu erzählen daß Staat und Kirche in Nordamerika völlig getrennt sind, daß sich der Staat um die Religion seiner Bürger nicht kümmert, daß die Schule gänzlich Sache des Staats ist und mithin jede bestimmte religiöse Färbung von solchen Schulen ausgeschlossen bleibt, bey deren Unterstützung sich der Staat betheiligt. Giebt man nun diese allgemeinen Sätze einem deutschen oder französischen Theoretiker, um sie mit ihren „nothwendigen" Konsequenzen zu entwickeln, wie ganz anders wird der Staat aussehen, den er aus diesen Principien aufbaut, als das wirkliche Nordamerika! Niemand wird natürlich in einem solchen Staat genöthigt werden können, einen Feyertag zu respektieren, den er nicht anerkennt, niemand wird sich einer Schulsteuer unterwerfen, wenn die dadurch unterhaltenen Schulen Lehrsätze einer ganz bestimmten Religionspartey der Jugend einprägen u. s. w. Wie sehr aber würden sich diese Theoretiker getäuscht sehen, wenn sie nach Nordamerika giengen, um dort das Ideal ihres religionslosen Staates verwirklicht zu finden. Nirgends in der Welt ist durch Gesetz und Sitte die Feyer des christlichen Sonntags so streng wie in Nordamerika. Zum Beleg, wie scharf dort die öffentliche Meynung über die Beobachtung der Sonntagsgesetze wacht, führe ich einige Stellen unsres Buches an. Nachdem der Verf. das Jagen des Amerikaners nach kaufmännischen Gewinn sehr gut charakterisirt hat, fährt er S. 28 fort:

„Aber auch noch in einem andern Punkte macht der Amerikaner eine merkwürdige Ausnahme von seinen sonstigen kaufmännischen Grundsätzen; nämlich in der Feyer des Sonntags. Könnte der sonst so sehr mit der Zeit geizende, so gern erwerbende Amerikaner durch ein Sonntagsgeschäft auch noch so viel verdienen, er wird sich doch nicht leicht dazu entschließen. Und nicht etwa ist dieß nur in den niedern Klassen so, wo man geneigt seyn möchte, es der Beschränktheit zuzuschreiben, sondern diese Strenge herrscht durch die ganze Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Fortsetzung.)

Eine Zartheit der Empfindung, wie sie sich hier und in vielen andern Fällen ausspricht, sollte man in den poetischen Reliquien eines beständig mit seinen Weideplätzen und Kämpfen beschäftigten Volkes nicht suchen. Jedoch noch mehr, als dieß, wird sich der Leser von dem deutschen Zusatz ergriffen fühlen, mit dem unser Dichter das zweyte Buch der Hamasa vermehrt, den Schmerz seines eigenen Herzens dem längst dahin geschwundenen Schmerz, mit dessen deutscher Umkleidung er sich bemüht hatte, beygefügt hat. Wir meinen das Folgende (S. 417).

Zusatz.

Verbleichte Gräberschrift zu lesen, müht' ich mich;
als mir die Kunde kam: ein lieber Freund erblich.

Soll ich für Fremde nur die Leichensteine rücken,
nicht einem Nähern auch ein stilles Plätzchen schmücken?

Noch lebt in meiner Brust dein liebevoller Blick,
doch dich hat hingerafft frühzeitiges Geschick.

Trost sey den Deinigen, Heil aber dir und Friede!
Du lebst im Lichte dort, und hier in meinem Liede.

Es thut wohl, daß jenes dichte Grabesdunkel, das die arabischen Todtenlieder umhüllt, hier so unerwartet von einem Strahl der Christenhoffnung durchbrochen wird. Aber wem gilt dieses Wort des Dichters? Es ist ohne Zweifel der theure Mann, der durch seine tief gelehrten Forschungen nicht um die Fähigkeit gekommen war, einen Dichter, wie unser Friedrich Rückert, zu fassen und ihn durch liebendes, sinniges Eingehen auf alle seine Bestrebungen, mochten sie auch auf scheinbar sehr weit von einander entfernten Gebieten liegen, zu erfreuen, und so in gewisser Weise die dankbare Nachwelt voraus darzustellen, welche, wie wir nicht im Mindesten bezweifeln, die Leistungen unseres Dichters viel höher stellen wird, als es die Mitwelt bisher gethan zu haben scheint. Es ist ohne Zweifel der verewigte Prof. Kopp in Erlangen, dessen unerwartetes Dahinscheiden den Dichter, der damals Erlangen schon verlassen hatte, wie alle seine Freunde, so tief erschütterte. —

Sehr viel Ansprechendes und wahrhaft Edles enthält das dritte Buch der Hamasa, das Buch der feinen Sitte. Doch sey es uns erlaubt, hier zuerst ein solches Stück auszuheben, gegen dessen Uebertragung Einiges zu erinnern seyn dürfte.

414. Elabbas Ben Mirdas.

1) Mit Verachtung siehst du einen Schmächtigen,
merkst in ihm den Löwen nicht, den mächtigen.
2) Und bewunderst einen Schlanken, Zarten,
Prüfst ihn, und er täuschet dein Erwarten.
3) Nichts auf seines Leibes Größe bilde
sich ein Mann ein, nur auf Güt' und Milde.
4) Schwache Vögel haben große Leiber,
nicht so groß ist Edelfalk und Geyer.
5) Viele Jungen ziehen die gemeinen,
doch die Adlermutter zieht nur einen.
6) Dem Kamel ward Größe, dem unbändigen,
doch was nützet sie dem unverständigen?
7) Auch ein Knabe lenkts, wohin er will,
und dem Zügel hält es hungernd still.

8) Eine Dirne treibt es mit dem Stecken,
und es darf nicht widern Stachel lecken.
9) Gelt' ich unter Schlechten auch geringe,
Unter Edlen heb' ich hoch die Schwinge.

Der Sinn des Ganzen ist deutlich der, daß unscheinbare Gestalt oft Löwenkraft in sich birgt, während ansehnliche Leibesgröße nicht selten das, was sie zu versprechen scheint, durchaus nicht leistet. Im Sinne des hebräischen Alterthums würde man hier an den Riesen von Gath und an den bräunlichen Hirtensohn, der ihn erlegte, erinnern können. Elabbas erinnert an jene großen und zugleich schwachen Vögel, so wie an das ungeschlachte Kamel, das sich von einem Knaben, von einem Mägdlein beherrschen läßt. Ist dieß klar, so ergiebt sich sogleich, daß der Ausdruck im zweyten Verse der Sache nicht angemessen ist; denn wie könnte der „Schlanke, Zarte" den nach der Ausführung unläugbar beabsichtigten Gegensatz zu dem unscheinbar auftretenden, aber dennoch löwenstarken Manne des ersten Verses bilden? Und wie könnte der dritte Vers im Gegensatz zu dem zweyten die Lehre aufstellen, daß die Leibesgröße nicht der Ruhm des Mannes sey? Wir wissen wohl, daß schon ein arabischer Scholiast das an dieser Stelle vorkommende seltene Wort tariro ganz in Rückert's Sinne genommen hat, und daß Freytag im Lexikon mit ausdrücklicher Beziehung auf gegenwärtiges Gedicht es eben so faßt. Aber da diese Fassung dem Zusammenhange des Gedichtes so gänzlich widerstreitet, so müssen wir daran erinnern, daß Golius das fragliche Wort durch liberalis forma et egregio adspectu (juvenis) wiedergiebt, und daß auch Freytag die Bedeutung pulcher adspectu mit Hinweisung auf die wichtigsten altarabischen Lexicographen aufgenommen hat, wonach tariro in der fraglichen Stelle einen Mann von edler, hervorragender Gestalt bezeichnen wird, wodurch der zweyte Vers erst in die ihm gebührende Stellung zu dem Ganzen tritt. Ferner möchte die Fassung des dritten Verses nicht ganz gelungen seyn; denn, während das Arabische einfach sagt: hohe Gestalt der Männer ist ihnen kein Ruhm, aber ein Ruhm ist ihnen Edelsinn und Milde; während das Arabische demnach die Sache sehr gut ganz objectiv hinstellt, macht das Deutsche sie ganz subjectiv, indem gesagt wird, worauf der Mann sich etwas einbilden dürfe und worauf nicht, wobey noch der neue Uebelstand hervortritt, daß es herauskommt, als solle sich der Mann auf seinen Edelsinn etwas einbilden. Auch die im Deutschen vorgenommene Umstellung des vierten und fünften Verses, deren Motiv wir übrigens wohl errathen können, möchte nicht zu billigen seyn. Endlich scheint es nicht gut, daß im Deutschen das Kamel als das unbändige bezeichnet wird, was der arabische Text nicht kennt und überdieß, wenn wir dieses Beywort im gewöhnlichen Sinne nehmen, zu dem Folgenden nicht paßt, wo gerade zur Schmach dieses ungeschlachten Thieres gesagt wird, wie leicht es von einem Knaben oder Mägdlein zu lenken sey.

Möge man übrigens aus diesen kleinen Ausstellungen nichts weiter folgern, als daß wohl auch der gute Homer einmal einnickt. Und nun sey es erlaubt, aus dem Buch der feinen Sitte Einiges von dem vielen Werthvollen, das sich hier findet, dem theilnehmenden Leser mitzutheilen.

418. Salem Ben Wabißa.

Manchem Vetter Neidhart, hämschem Brudersohn,
der mein Fleisch aß und nicht wurde satt davon,
Heilt ich aus den Busen, der von Ingrimm litt,
und die Nägel ohne Scheer' ich ihm beschnitt:
Mit Verstand und Güte flößt' ich Gottes Scheu ein
und bracht ihm bey vergeßne Brudertreu.
Und es war sein Bogen nun für mich gespannt,
offen gegen meine Feinde hingewandt.
Eine Schmach ist Lindigkeit, du weißt es wohl,
aber Lindigkeit aus Kraft ist ehrenvoll. —

422. Hatem von Tai.

Nicht laß ich mein Kamel verhängten Zügels laufen,
um vor den übrigen die Tränke leer zu saufen.
Auch schnür ich sein Gepäck nicht knapper, daß es leicht
vorausrennt und mich nicht mein Mitgefährt' erreicht.
Wenn du ein Saumthier hast, ein tüchtiges zu reiten,
laß den Gefährten dir zu Fuße nicht nachschreiten:

Halt an und nimm ihn auf, wenn es euch beyde trägt;
wo nicht, so wechselt ab im Reiten, wie man pflegt. —

437. Kais Ben Elchatim.

Der Aufenthalt in irgend einem Lande,
wo man den Mann nicht ehrt, ist eine Schande.
Und mancher Leute Sinnesart zuweilen
ist Weh, wie Leibweh, das nicht ist zu heilen.
Wohl möchte, was er wünscht, der Mann erstreben;
doch Gott wird das nur, was er will, ihm geben.
Wo ein Beklemmendes hat Platz genommen,
nach der Beklemmung wird Erholung kommen.
Dem Gierigen hilft nicht die Gier zur Habe,
Doch dein Besitz wächst mit der milden Gabe.
Gnüg' ist ein Segen auf des Lebens Tage,
und Ungnüg' eine lebenslange Plage.
Dem Geizigen kommt nicht sein Gut zu Statten,
und Milde läßt nicht ihren Herrn ermatten.
Für manches Uebel Heilung wird gebaut,
doch für die Thorheit wächst kein Heilungskraut. —

Schon durch das letztere dieser Gedichte wird der kundige Leser sich an die Salomonischen Weisheitssprüche erinnert fühlen; Nachklänge derselben begegnen uns aber auch sonst nicht selten. Ja, sogar das neutestamentliche Wort vom Splitter im Auge des Bruders und von dem Balken im eigenen Auge findet sich hier wieder, wie denn auch bekanntlich der Koran sein Bestes aus unseren heiligen Schriften geschöpft hat.

Der Verf. hat dieses dritte Buch seiner Hamasa mit einer Blumenlese von Gedichten verwandten Inhalts, die er aus Abulfeda's Annalen, aus Meidani und Andern gesammelt hat, auf eine sehr dankenswerthe Weise bereichert. Er hat sich hier gleich den Arabern, die er in deutscher Zunge zu uns sprechen gelehrt, als ein wundermilder Wirth gezeigt, der seinen Gästen immer mehr giebt, als sie erwarten durften. Aehnlichen unerwarteten, aber sehr willkommenen Gaben begegnen wir übrigens in diesem Werke auch an vielen andern Orten.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Fortsetzung.)

„Sollte auch mancher Kaufmann in den großen atlantischen Handelsstädten, wo doch die sonnsollende europäische Aufklärung oder Zügellosigkeit sonst so ziemlich Wurzel geschlagen hat, durch ein am Sonntage abzumachendes Geschäft Hunderttausende verdienen können, so wird er sich doch schwerlich darauf einlassen. Das Gesetz verbietet es; doch dieses würde er wohl zu umgehen oder unwirksam zu machen wissen, — aber die öffentliche Meynung verbietet es, und wehe dem, der es wagt, gegen sie in die Schranken zu treten! Hinsichtlich der Sonntagsfeyer sind die Gesetze der sämmtlichen Staaten fast übereinstimmend, nur Louisiana, wo französische Sitten ihren Einfluß ausüben, macht hiervon eine Ausnahme. Jeder am Sonntage abgeschlossene Contract ist gesetzlich ungültig; jede am Sonntage ausgestellte schriftliche Urkunde entbehrt vor Gericht aller gesetzlichen Kraft. Kein Schiff oder Boot verläßt Sonntags so leicht den Hafen; die meisten Canalboote halten Sonntags still. Einstimmig waren die Gesetzgeber der Meynung, daß die lärmenden Vergnügungen am wenigsten für den Sonntag passen."

Wie man den mit den Christen etwa untermischten Atheisten, Juden, Heiden u. s. w. durch das Gesetz befiehlt und durch die öffentliche Meinung auferlegt, den christlichen Sonntag zu berücksichtigen, so werden auch in den öffentlichen Schulen die Grundlehren des Christenthums überall als Gemeingut der Nordamerikaner vorausgesetzt. Denn obschon die Ertheilung eines bestimmten Religionsunterrichts in den meisten Staaten ganz den Geistlichen überlassen und von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen wird, so bedient man sich doch überall solcher Elementarbücher, in denen sich Auszüge aus der heiligen Schrift finden, und in manchen Staaten wird die ganze englische Bibel als Lesebuch in den öffentlichen Schulen gebraucht (S. 169). So weit liegt die Praxis der Nordamerikaner von den Consequenzen ab, die mancher europäische Theoretiker aus ihren an die Spitze gestellten Principien ziehen würde. Und was wir hier aus dem Buche unsres Verf. mittheilen, das

ließe sich aus sehr vielen andern Schriften erweitern und bestätigen. So vergleiche man z. B. was Baird (Kirchengesch. von Nordamer. bearbeitet von Brandes, Berlin 1814, Bd. I, S. 319) über die Verurtheilung eines Religionsspötters zu New York erzählt, mit dem milden Verfahren mancher als fanatisch verschrieenen europäischen Regierung.

Wie weit die Religiosität der Amerikaner entfernt ist von der Kirche des Atheismus, auf welche manche von unsern deutschen Schein-Republikanern ihren neuen Staat gründen wollen, und wie sehr diese weitverbreitete Religiosität den Bestand der nordamerikanischen Freystaaten bedingt, darüber finden sich im vorliegenden Werk sehr treffende Bemerkungen. Den besten Beweis, wie hoch man die Religion schätzt, liefern bey einem so kaufmännischen Volke wie die Nordamerikaner die Geldmittel, die man aus freyem Entschluß auf die Erhaltung der religiösen Institute verwendet. Hierüber bemerkt nun unser Verf. (S. 128):

„Bedenkt man, daß die Ausgabe, zu welcher sich derjenige, der einer Kirchengemeinschaft beytritt, freywillig entschließt, fast immer mehr beträgt, als die gesammten Abgaben, die ein Bürger sonst zu entrichten hat, so muß man zugeben, daß der fromme Sinn für die Religion und ihre heiligen Gebräuche hier wirklich im schönsten Lichte erscheint, und daß man den Amerikaner in dieser Hinsicht keiner Kargheit beschuldigen kann. — Es ist eben nichts Staunenerregendes, daß ein mäßigreicher Handelsmann, Gewerbtreibender oder Landwirth mehrere hundert Dollars für den Bau einer Kirche unterzeichnet; und der geringste Beytrag, den eine zu einer Kirchengemeinschaft haltende Familie zur Unterhaltung der Kirche und des Predigers jährlich bezahlt, ist gewöhnlich fünf Dollars, was sich aber bey freygebigen Bemittelten oft bis zu fünfzig, ja bis zu hundert Dollars steigert."

Daß diese weitverbreitete Religiosität und die aus ihr hervorgehende sittliche Gesinnung der Grundpfeiler des Nordamerikanischen Staates ist, spricht unser Verf. treffend in den Worten aus (S. 31):

„Wohl möchte man geneigt werden, zu glauben, diese Gesellschaft, die aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, von denen jeder eine andere, seinen Meinungen oder auch wohl seinem Eigensinne zusagende Bahn verfolgt, diese Gesellschaft müsse, nachdem sie sich, einer Wasserhose gleich, einen Augenblick bis an den Himmel erhoben hat, unvermeidlich in Staub aufgelöst, wieder herabstürzen, und doch wird das wohl nicht ihr Schicksal seyn. Mitten in diesem wandelbaren Bau steht ein Punkt stets unwandelbar fest: es ist dies der häusliche Heerd oder vielmehr — das Ehebette, und eine strenge Schildwache weist Alles unerbittlich zurück, was diesem Punkte gefährlich werden könnte: dieß ist die Gottesfurcht." Man vgl. hiemit die schöne Schilderung, die der Verf. S. 15 flgde. von dem musterhaften Benehmen des sonst derben, ja nicht selten rohen Nordamerikaners gegen die Frauen giebt.

Wir könnten diesen Gegensatz zwischen dem wirklichen Nordamerika und den abstrakten Principien, aus denen als der eigentlichen Quintessenz der amerikanischen Politik man in Europa Republiken konstruiren möchte, durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens, das Heerwesen, das Geldwesen u. s. w. fortsetzen. Aber wir sparen dieß einer andern Gelegenheit auf und wollen jetzt nur noch Einiges über die große Verschiedenheit der Vorbedingungen zum möglichen Gedeihen republikanischer Einrichtungen in Nordamerika und unserm deutschen Vaterland bemerken. Es kann keine verkehrtere Vorstellung geben, als wenn man meint, Nordamerika sey bis zum Jahr 1776 eine Monarchie gewesen und nun plötzlich nach allgemeinen Theorien in eine Republik umgewandelt worden. Liest man die ältere Geschichte der amerikanischen Kolonien, so sieht man, daß dort fast alle Elemente der Republik vorhanden waren, längst ehe durch den Abfall vom Englischen Mutterlande auch äußerlich die republikanische Staatsform zur Geltung kam. Die weitere Ausführung dieses Satzes gehört der Geschichte an. Wer uns aber als seine Folge auch in dem vorliegenden Buch wie bey allen unbefangenen Berichterstattern entgegentritt, ist die praktische Tüchtigkeit und der politische Sinn, der in Nordamerika die Masse des Volkes seit Menschenaltern noch tiefer durchdrungen hat als selbst in dem englischen Mutterlande. Wir werden unten sehen, daß unser Verf. nicht zu den Verehrern, sondern weit mehr zu den Gegnern der amerikanischen Demokratie gehört. Nichtsdestoweniger giebt er folgende Schilderung von der die Polizey großentheils ersetzenden öffentlichen Meynung in den Vereinigten Staaten. „Die strenge öffentliche Meynung, sagt er S. 216, ist die allgewaltige Polizeymeisterin, und alle rechtlichen Bürger sind ihre treuen Diener. Jeder rechnet es sich hier zur Ehre an, in gewissen Fällen den Verräther zu machen. Jeder ist hier beflissen, den Uebertreter derjenigen Gesetze, welche die öffentliche Meynung sanctionirte, rastlos zu verfolgen und zur Strafe zu ziehen, und selten wird ein solcher ihr entgehen."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Collection orientale. Le Bhâgavata Purâna ou histoire poétique de Krichna traduit et publié par Eugène Burnouf. Tome troisième. Paris, imprimerie royale. 1847. fol.

In der Zahl der Werke, welche unter dem gemeinsamen Titel einer morgenländischen Sammlung auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben und seither mit übermäßiger Pracht der Ausstattung in der königlichen Druckerey gedruckt wurden, erschien seit 1840 das obige Buch. Sein zweyter Band stammt aus dem Jahre 1844. Mit dem dritten ist es der Vollendung ziemlich nahe gerückt, indem von den zwölf Büchern, welche das Ganze ausmachen, nun mehr neun gedruckt und übersetzt vorliegen. Es läßt sich hoffen, daß das mit Geldmitteln seither so reichlich ausgerüstete Institut, aus welchem diese glänzenden Bände hervorgiengen, auch unter dem neuen Regimente genügend unterstützt werde, um die angefangenen Drucke zu Ende zu führen. Wenigstens sind die französischen Kammern in Sachen der Wissenschaft, sogar wissenschaftlichen Prunkes in der Regel nicht karg gewesen.

Die Wichtigkeit des indischen Werkes selbst ist zu der Zeit, als Burnouf die Publication desselben unternahm, im Allgemeinen wohl überschätzt worden. Allerdings ist dieses Purana neben dem Wischnu Purana die gelesenste Schrift dieser Art und deßhalb auch schon in Calcutta und Bombay gedruckt worden; aber die ganze Periode der Litteratur und Geschichte, welcher die Puranen angehören, eine Periode der Renaissance, die Neuzeit Indiens ist im Vergleiche mit dem Mittelalter und dem Alterthume Indiens von untergeordneter Bedeutung. Wenn deßhalb in gegenwärtiger Zeit beynahe alle Kräfte auf die Erforschung der indischen Ursprünge, oder wie Burnouf selbst in ausgezeichneter Weise gethan hat, auf die Erkenntniß des Wesens und der Anfänge der Buddha Religion sich hinwenden, um dort die Enden der Fäden zu finden, welche später verwirrt untereinanderlaufen, so vollbringt der berühmte Herausgeber des Bhâgawata eigentlich ein Werk der Zukunft. Man wird nach diesem Purana alsdann erst eifriger greifen, wann einmal die alten Grundlagen blosgelegt seyn werden, auf welchen diese Litteratur sich erhoben hat. Hiezu kommt noch für das Bhâgawata insbesondere, daß es auch unter den Büchern seiner Gattung eines der jüngsten ist. Nach Burnoufs eigener Annahme, welche mit den Ansichten anderer Autoritäten in diesem Gebiete übereinstimmt, wäre es ein Werk des als Grammatiker bekannten Wapadewa, welcher in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte.

Um seinem Texte die Theilnahme zu gewinnen, welche sich dem höheren Alterthume Indiens zuwendet, behandelt der Herausgeber in dem Vorworte einige mythologische Begriffe und deren Entwicklung von der alten Zeit bis herunter auf das Bhagawata. Diese mit der dem Verfasser eigenen Umsicht und Genauigkeit geführten Untersuchungen sollen im Folgenden näher beleuchtet werden.

Den Mittelpunkt dieser Forschungen bildet die Sage von der Fluth, welche in einigen Puranen

und im Mahabharata auf uns gekommen ist. Es ist nicht zu verwundern, daß man bey dem Beginne der indischen Studien sich verleiten ließ, wie es William Jones geschehen ist, sofort eine Entlehnung von der biblischen Tradition anzunehmen. Ueberraschend aber ist es, daß nunmehr Burnouf, nachdem die Arbeiten soweit fortgeschritten sind und in keinem wesentlichen Stücke eine fremdländische Einwirkung auf Indien gefunden wurde, in der Hauptsache auf dasselbe Ergebniß geführt wird, welches Jones nach einer nicht weiter begründeten Vermuthung aufgestellt hat. Er faßt die Gründe seiner Behauptung kurz in die Worte zusammen: die Tradition über die Fluth, welche unter dem Manu, Sohn des Wiwaswat, stattgefunden haben soll, ist Indien ursprüglich fremd, einmal weil sie nicht mit dem Systeme der Puranen stimmt, und zweytens weil man in der geschichtlichen Zeit kein Ereigniß findet, das in der Erinnerung des Indiers hinreichende Spuren hinterlassen hätte, um zu einer solchen Sage Anlaß zu geben. Vorr. S. LI.

Ist die Beweisführung Burnoufs zwingend, so gewinnen wir nicht nur die neue Anschauung eines geistigen Einflusses semitischer Völker weit über die Gränzen hinaus, welche wir ihm bisher setzten, sondern es müssen auch unsere bisherigen Begriffe von der unberührten Selbständigkeit indischer Entwicklung auf dem religiösen Gebiete beträchtlichen Einschränkungen unterliegen. Es lohnt sich also wohl der Mühe, der Begründung jener Ansicht nachzugehen.

Auf den zweyten Theil seines Beweises, daß in der indischen Ueberlieferung keine Spuren eines Ereignisses sich finden lassen, das auf die Sage von einer großen Fluth hätte führen können, legt B. selbst kein sonderliches Gewicht. Es scheint uns mit Recht. Wenn eine solche Fluth überhaupt ihren Namen verdienen soll, so kann ja erst nach ihr eine Geschichte beginnen und die Forderung einer wirklich geschichtlichen Erinnerung an sie will Unmögliches. Haben doch die Völker von ihren Wanderungen keine Sagen mehr; und eine Fluth mußte noch weit jenseits dieser Wanderungen liegen.

Der Schwerpunkt des Beweises ruht also in dem anderen Theile, daß die Sage von der Fluth deßhalb nicht ursprünglich indisch sey, weil sie nicht in das entschieden indische System der Weltalter und Kataklysmen passe, welches uns in den Puranen ausgebildet vorliegt. Die Fluthsage in ihrer älteren Gestalt, wie sie in dem großen Heldengedichte gelegentlich erzählt wird, ist nämlich ganz einfach folgende. Dem Manu mit dem Beynamen Waiwaswata erscheint Brahma zuerst als hülfesuchendes Fischlein. Der fromme Mann nimmt sich des Fisches an, welcher immer größer wird, so daß er, von einem Orte zum anderen gebracht, am Ende selbst in der Ganga keinen Raum mehr findet und endlich in das Meer geschafft wird. Dort empfängt nun Manu die Eröffnung durch den Fisch, daß in Kurzem die ganze Welt durch Wasser werde zerstört werden; er solle ein Schiff bauen, die sieben Rischi und alle Saamen der Gewächse zu sich nehmen und auf die Hülfe des Fisches hoffen. Es geschieht so. Der Fisch fährt das Fahrzeug durch die Wellen nach einem Gipfel des Himawat, der von da an Naubandhana geheißen haben soll d. h. Schiffs-Anlegung, gibt sich als den Herrn der Welt, Brahma, zu erkennen und weist Manu an, nunmehr eine neue Schöpfung an die Stelle der untergegangenen ins Leben zu rufen. Manu vollführt den Befehl.

Dagegen beruht die Theorie von den Weltaltern und Schöpfungsperiode auf einer anderen Theilung. Die Schöpfungsperiode, Kalpa genannt, zerfällt in vierzehn Weltalter, in welchen je ein anderer Manu herrscht, darum heißen sie Manwantara. Das Reich je des folgenden Manu und seine Schöpfung beginnt erst dann, wann die Regierung und Welt des vorangehenden durch eine allgemeine Fluth geendet hat.

Man sieht also, daß die Sage von der Fluth des Manu Waiwaswata darin gegen dieses System verstößt, daß sie ihren Helden schon am Schlusse der vorangehenden Periode auftreten läßt und so den Begriff der völlig abgesonderten Manu-Herrschaften aufhebt. Der Verfasser des Bhâgawata Purana hat ganz im Geiste seiner Zeit den Versuch gemacht, die Sage von der Fluth mit dieser Theorie in Einklang zu bringen, und an ihr geändert, was er für nöthig hielt. Seinem Commentator, dessen Betrach-

tungen Burnouf mittheilt, ist aber gleichwohl die Unvereinbarkeit beyder nicht entgangen, und er findet keinen anderen Ausweg als den, die Fluth des Waiwaswata für etwas Unwirkliches, für ein zauberhaftes Spiel zu erklären, welches Wischnu — dieser Gott tritt in dem Purana an die Stelle Brahmas der älteren Sage — aus religiösen Zwecken hervorgerufen habe.

Hiedurch wird also Burnouf auf seinen schon oben angegebenen Schluß geführt. Denn wenn es sich zwischen beyden Anschauungen um den Vorrang der Aechtheit handle, so sey, sagt er, alle Wahrscheinlichkeit zu Gunsten der Theorie von den Weltaltern. Diese beruhe ja auf dem zugleich brahmanischen und buddhistischen Begriffe, daß das All wie die Einzelwesen entstehe, wachse, vergehe, um in ewigem Wechsel wiederzukehren. Hiezu komme der andere in Asien eben so alte Glaube an die fortgehende Verschlimmerung des Menschengeschlechtes. Aus beyden Vorstellungen heraus habe sich die angegebene Theorie gebildet und durch Zahlbestimmungen für die einzelnen Zeiträumen einen wissenschaftlichen Anstrich gewonnen. Die Fluthsage aber passe zu keiner von beyden, weil diese Fluth weder eine Strafe für die menschliche Sünde sey, noch innerhalb der Bedingungen für eine kosmische Fluth sich halte. Sie könne also auch nicht für die Grundlage gelten, auf welcher die Einbildungskraft das Gebäude der periodischen Weltschöpfungen und Zerstörungen errichtet habe. Das Zusammenbestehen dieser Tradition und jener Theorie scheint also nur darin seine Erklärung finden zu können, daß jene erst nach dem Aufkommen, ja selbst nach vollständiger Ausbildung dieser in Indien bekannt geworden sey.

Von den einzelnen Zügen der Sage urtheilt B., daß nur die Verwandlung des Gottes in einen Fisch entschieden indische Farbe habe, die übrigen aber überall sich finden könnten. S. XLV. Wenn nun näher angegeben werden soll, auf welche Weise dieses fremde Gut in die reiche Schatzkammer der indischen Sagen gelangt sey, so zaudert B. sich derjenigen Meynung anzuschliessen, nach welcher man dergleichen Uebereinstimmungen für ein gemeinsames Gut zweyer verschiedenen Völkerfamilien aus den Urzeiten herab halten will. Er will zugeben, daß der Glaube an einen Zustand ursprünglicher Vollkommenheit des Menschen und allmähligen Abfall, an die Weltalter, ja daß selbst etliche Zahlen, welche die Dauer dieser Alter bestimmen, Trümmer eines den Semiten und Ariern gemeinschaftlichen Besitzthumes seyen. Die Sage von der Fluth aber falle nicht in dieselbe Kategorie. S. XLIX.

Es scheint uns, daß der gelehrte Herausgeber des Bhâgawata hiemit vollkommen Recht hat. Ja er hat wie wir glauben mit den angeführten Zugeständnissen bereits zu viel eingeräumt. Man kann mit solchen Zusammenstellungen nicht vorsichtig genug seyn, sie haben z. B. zu den Zeiten der Creuzer'schen Symbolik mehr Verwirrung als Klarheit in die Geschichte der Religionen gebracht. Sieht man näher zu, so findet man in der Regel der Unähnlichkeiten mehr als der Aehnlichkeiten. Es ist etwas ganz anderes Zendaweſta und Weda zusammenzustellen, als Semiten und Arier. Dort stimmen Sprache und Anschauungen zusammen, hier nicht einmal mehr die Grundzüge der Sprachen.

Hat B. jenes Herabkommen der Sage aus einer gemeinsamen Urzeit von der Hand gewiesen, so bleibt ihm nur noch eine Verpflanzung derselben in geschichtlicher Zeit, wenn er gleich nicht nach dem Vorgange Jones unmittelbar die Erzählung der Genesis als Ausgangspunkt betrachtet wissen will, so sehr auch einzelne Züge zusammentreffen. Die sittliche Bedeutung der Sündfluth als eines göttlichen Strafgerichtes fehle. Man könne eben sowohl an die Fluth des Xisuthros, als auch bey dem in einen Fisch verkörperten Gott an den babylonischen Oannes denken. S. LI. Auf eine nähere Bestimmung der Zeit der Entlehnung oder des semitischen Stammes, welchem Indien diese Sage verdanken würde, geht B. nicht ein, da entscheidende Beweisgründe fehlen.

(Schluß folgt.)

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder.

(Schluß.)

Daß der Sänger des Liebesfrühlings das Buch der Liebeslieder, das vierte der Hamasa, mit besonderer Zartheit und Sinnigkeit wiedergeben werde, unbeirrt durch die oft nichts weniger, als treffenden Bemerkungen und Erzählungen der arabischen Scholiasten, hatten wir nicht anders erwartet. Wir müssen uns aber des näheren Eingehens enthalten und wollen nur bemerken, welche Hoffnung der Verfasser den Freunden arabischer Poesie erregte. Das vierte Buch enthält nämlich ein kleines zierliches Gedicht des Omar Ben Abi Rebia, das sich auch in Kosegarten's arabischer Chrestomathie abgedruckt findet. Von diesem größten Liebesdichter der Araber, von welchem die Hamasa nur wenige Verse enthält, findet sich in dem von Kosegarten herausgegebenen Kitab alagani (Buch der Gesänge) ein sehr ausführlicher Artikel, worin nach Art dieses Buches allerley Notizen und Verse von ihm bunt durcheinander geworfen sind; außerdem aber kommen das ganze Buch hindurch, bey den Lebensbeschreibungen der verschiedenen Componisten, auch wieder Lieder von ihm vor, die sie componirt haben. Es lag unserem Verf. nahe, nach seiner trefflichen Art anhangsweise wenigstens einige dieser Gedichte Omars hier mitzutheilen. Er urtheilte jedoch, dieser berühmte Sänger von Koreisch verdiene nicht eine gelegentliche Besprechung, sondern eine eigene Behandlung, und er giebt die sehr erfreuliche Zusage, es solle der nächste Gegenstand seiner Thätigkeit auf diesem Felde der Poesie seyn, jenen Dichter (disjecti membra poëtae) aus der Zersplitterung, in die er gerathen, zu einem poetischen Ganzen zu sammeln. Als etwas Bezeichnendes, theils für den Dichter selbst, theils für die Liebe der Zeitgenossen zu ihm, kann folgende kleine Geschichte dienen. Als Omar Ben Abi Rebia in Mecka gestorben war, sah man ein Mädchen weinen und wehklagend ihr Angesicht schlagen, indem sie ausrief: Wer bleibt nun für Mecka, um seine Jünglinge und Mädchen zu besingen! Da sprach man zu ihr: Gieb dich zufrieden! Schon ist ein junger Mann vom Geschlecht Othman Ben Affan herangewachsen, Namens Elardschi, der in die Fußtapfen von jenem tritt. Sie sprach: Sagt mir etwas von seinen Sachen her. Und sie sagten ihr die beyden Verse her, welche die Hamasa unter Nummer 462 enthält. Da wischte sie ihre Augen ab, hob ihre Hände gen Himmel und rief: Gelobt sey Gott, der seine heilige Stadt nicht verläßt!

Ob sich auch für das Buch der Schmäh- und Rügelieder, wie er das fünfte nennt, Theilnahme finden werde, scheint der Uebersetzer bezweifelt zu haben; er redet daher am Schluß seine Uebersetzten, die er seiner Theilnahme, wo sie lieben und wo sie zanken, versichert, selbst an und fordert sie auf, ihm zu danken, wo ihm sonst kein Mensch danke. Wir können jedoch nicht bezweifeln, daß der übersetzende Dichter nicht nöthig habe, in so weit entlegenen Zeiten und Räumen den Dank zu suchen; denn da ein Volk sich in dem, was es tadelt und verabscheut, am sichersten kund giebt, wird Jeder, für den die Erkenntniß altarabischen Lebens nicht ohne Werth ist, ihm danken müssen, daß er die Schmähelieder der Hamasa durch seine treffliche Bearbeitung so zugänglich gemacht und überdieß auch hier wieder viel Verwandtes beygebracht hat.

Einen angenehmeren Blick in das altarabische Leben läßt allerdings das sechste Buch mit seinen Gast- und Ehrenliedern thun, in denen vielleicht das Edelste dieses Lebens, die Gastfreundlichkeit und überhaupt die Milde in mannigfaltiger Weise zur Anschauung gebracht wird.

Die folgenden vier Bücher (B. II., S. 323 — 372) sind, wie dem Umfange, so auch dem Inhalte nach, von viel geringerer Bedeutung; jedoch ist auch bey ihnen die Theilnahme und Sorgfalt des Uebersetzers keineswegs ermattet, und im Einzelnen bieten sie auch hie und da Erzeugnisse dar, auf denen das Auge mit Antheil ruhen kann.

Zum Schluß möge noch erwähnt werden, daß auch die äußere Ausstattung des Werkes trefflich ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I. Misenae, ex officina C. E. Klinkichtii et fil. 4. (Programm der königlichen Landesschule zu Meissen. 1848.)

Die fünf Bücher, mit welchen gegenwärtig das Geschichtwerk des Livius abschließt, sind bekanntlich erst im Jahre 1531 durch Simon Grynäus in der auch sonst wegen ihrer typischen Ausstattung bemerkenswerthen Baseler Ausgabe des Froben veröffentlicht worden. Ein guter Genius, wie Erasmus in der Vorrede zu der genannten Ausgabe sich ausdrückt, hatte jenen Gelehrten in der Bibliothek der berühmten Prämonstratenser-Abtey Lorsch am Odenwald ein uraltes Manuscript finden lassen, aus welchem dieser bis dahin verloren geglaubte Theil der fünften Dekade, wenn auch etwas verstümmelt und lückenhaft, dennoch als ein höchst erfreulicher Zuwachs der römischen Literatur, der gelehrten Welt mitgetheilt werden konnte. Es ist aber als eine weitere Gunst des Schicksals zu betrachten, daß diese Handschrift nicht wie manches andere für die livianische Kritik wichtige Aktenstück z. B. der Wormser Codex des Rhenanus zur ersten, oder der Mainzer Codex zur vierten Dekade, im Laufe der Zeiten abhanden gekommen und verschwunden ist, sondern nach mancherley Wanderungen endlich eine, wie wir hoffen, auch unter den neuesten Stürmen gesicherte Stätte in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien gefunden hat.

Eine auf dem letzten Blatte dieses Manuscripts noch theilweise erhaltene Inschrift bezeichnet als den ehemaligen Besitzer desselben den Bischof Suitbert von Dorostat (Wyk by Durstede). Dieser muthige Prediger des göttlichen Worts, von Geburt ein Engländer, zuerst Mönch in Ireland, dann Abt zu Dacor in Cumberland, endlich Apostel bey den Friesen, wirkte längere Zeit in jenen Gegenden des Niederrheins für die Verbreitung der christlichen Lehre und fand, nachdem ihn die Heiden von seinem Bischoffitze vertrieben hatten, durch Pipin von Heristal auf einer Rheininsel bey Kaiserswerth einen Zufluchtsort, wo er im Jahre 713 seine Tage beschloß. So darf man nun mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Handschrift vielleicht von Suitbert selbst schon aus Ireland nach Durstede mitgebracht, dann nach Kaiserswerth und von da Rhein aufwärts nach Lorsch gewandert ist. Wie dem indessen auch sey, so viel steht fest, daß dieselbe abgesehen davon, daß sie die einzige noch vorhandene der fünften Dekade ist, überhaupt unter allen Handschriften des Livius den Vorzug des höchsten Alters für sich in Anspruch nimmt.

Merkwürdiger Weise vergingen, nachdem Grynäus seinen glücklichen Fund in der Frob. 1. niedergelegt hatte, fast drey Jahrhunderte, ohne daß zu einer besseren Constituirung des Textes der fünf letzten Bücher des Livius von irgend einem Gelehrten das Original-Manuscript eingesehen wurde. Peter Lambeck hatte zwar in seiner Bibliotheca Vin-

dobonensis lib. II. cap. 8. p. 943 ein vollständiges Varianten-Verzeichniß aus diesem Codex versprochen, allein die Dissertation, welcher dasselbe einverleibt werden sollte, ist nie erschienen. Auch Drakenborch, der sich keine Mühe verdrießen ließ, Alles, was für den Livianischen Apparat aufzutreiben war, in seine Scheuern zu sammeln, gelang es trotz der Verwendung und Beyhülfe einflußreicher Freunde nicht, sich die so sehr gewünschte Collation zu verschaffen. Wenn nun auch dessenungeachtet die Bemühungen der um Livius verdienten Gelehrten, von Muret bis auf Walch herab, in Bezug auf die genannten Bücher keineswegs ohne glückliche Erfolge gewesen sind, so mußte dennoch eine erneute Vergleichung der Urhandschrift schon aus dem Grunde dringend nothwendig erscheinen, weil bey der Anordnung des Textes, wie solche durch Grynäus geschehen ist, bey allem seinen Verdienste (denn „orationis contextum Grynaeus instar operis tesselati artificiose composuit" sagt Hr. Kreyssig p. 4 sehr bezeichnend) dennoch vielfältig gar nicht zu ermitteln ist, was der Handschrift und was dem Grynäus angehört.

Als sich daher Hr. Kreyssig vor etwa dreyßig Jahren zum Behufe einer neuen Auflage der Ernestischen Ausgabe einer Revision des Livianischen Textes unterzog, mußte derselbe es als ein besonders erfreuliches Ereigniß begrüßen, daß ihm durch die Verlagshandlung, welche zu diesem Zwecke eine nicht unbeträchtliche Summe angewendet hatte, eine von Kopitar angefertigte Collation des Wiener Codex zur Verfügung gestellt wurde. Wie viel Hr. Kr. bey seiner umfassenden Gelehrsamkeit und gründlichen Kenntniß des Livius durch die Benützung dieses kritischen Hülfsmittels für die bessere Textesgestaltung der letzten fünf Bücher geleistet hat, ist theils aus der bereits erwähnten bey Weidmann 1825 — 27 erschienenen Octav-Ausgabe, noch besser jedoch aus der ebenfalls von Hrn. Kr. besorgten Stereotyp-Ausgabe von Tauchnitz (1829) zu ersehen. Es lag nicht im Plan und Umfang beyder Ausgaben, den im Texte getroffenen Abänderungen ausführlichere Nachweise und Begründungen beyzufügen; in der Stereotyp-Ausgabe sind am Schlusse jedes Bändchens nur die Abweichungen von dem Drakenborch'schen Texte ausgezeichnet. Deßhalb entschloß sich Hr. Kr. über alle Stellen, welche er in jenen Texten nach dem Wiener Codex theils hergestellt, theils nach eigenen oder anderer Gelehrten Conjecturen verbessert und berichtigt hatte, nunmehr gleichsam Rechnung abzulegen, zugleich mit der Absicht, das wohlbegründete Prioritäts- und Eigenthumsrecht zahlreicher Emendationen gegen allen Zweifel sicher zu stellen.

Unmittelbar nämlich nach Hrn. Kr. wurde Kopitars Collation von Bekker benützt, welcher die Anordnung des Textes für die bey Reimer in Berlin (1829 und 1830) erschienene Schulausgabe des Livius übernommen hatte. Obgleich dieser Ausgabe unter dem Texte einige kritische Notizen beygefügt sind, so sind diese doch so summarisch und spärlich, daß man über die eigentliche Verfassung des gegebenen Textes, ohne weitere Hülfsmittel beyzuziehen, keinen genügenden Aufschluß bekommt; insbesondere hat Bekker in den fünf letzten Büchern häufig Verbesserungen des Hrn. Kr. und ebenso anderer Gelehrten an die Stelle der Vulgata gesetzt, ohne daß er nach seiner bekannten Wortkargheit jedesmal den Namen des Autors beyfügte oder den Leser belehrte, was Ausfluß des Codex und was Conjectur ist.

So gewähren denn nun die in der oben genannten Gelegenheitsschrift von Hrn. Kr. gegebenen Mittheilungen, welche einstweilen die 28 noch erhaltenen Capitel des Buches XLI behandeln, die wichtigsten und längst entbehrten Aufschlüsse über die Geschichte des Textes in den genannten Partieen des Liv. Geschichtwerkes. Besonders willkommen dürfte es auch erscheinen, daß Hr. Kr. überhaupt alle Stellen, welche er in seinen verschiedenen Schriften nach dem Wiener Codex verbessert oder als einer Verbesserung bedürftig besprochen hat, hier nunmehr zusammenfaßt und aufs Neue einer Untersuchung und näheren Begründung unterstellt; deßgleichen auch die Berichtigungen, welche Kopitar auf schriftliches Anfragen Hrn. Kr.s nach wiederholter Einsicht des Codex seiner Collation nachgetragen hat, an den treffenden Stellen einschaltet.

Indem wir bezüglich der reichhaltigen Bemerkungen, welche uns in dieser Schrift geboten wer-

den, im Ganzen auf diese selbst verweisen müssen, begnügen wir uns, für die Besitzer der Kreyssig'schen Texte hier die wesentlichsten Stellen des XLI. Buches kurz zusammenzufassen, an welchen Hr. Kr. theils wirkliche Aenderungen seiner Textesrecension für nothwendig erachtet, theils seine frühere Ansicht modificirt oder nunmehr den Verbesserungsversuchen anderer Gelehrten beytritt, wobey wir die Lesearten, für welche ausdrücklich die Aufnahme in den Text verlangt wird, mit einem Sternchen bezeichnen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Collection orientale.

(Schluß.)

Man kann nicht umhin den eindringenden Scharfsinn anzuerkennen, mit welchem in dieser Untersuchung die indische Sage in ihre Elemente zerlegt wird, und die Gewissenhaftigkeit der geschichtlichen Forschung zu rühmen. Dennoch ist meines Dafürhaltens das gewonnene Ergebniß nicht frey von Einwürfen. Es scheint mir, daß B. auf den Unterschied der Fluthsage von dem Systeme der Schöpfungsperiode und Manu-Herrschaften zu viel Gewicht lege. Aus der gänzlichen Unvereinbarkeit beyder folgen sodann seine sämmtlichen weiteren Schlüsse. Warum aber soll beydes geradezu unvereinbar seyn? Offenbar hauptsächlich oder einzig darum, weil der Manu der Fluthsage schon vor und während der Fluth auftritt, während er im Systeme der Weltepochen erst nach der Fluth erscheinen sollte. Auf welcher von beyden Seiten ist aber hier das Natürlichere, Ursprünglichere, der Einbildungskraft am leichtesten sich Darbietende? Ich zweifle nicht, daß die Antwort zu Gunsten der Fluthsage wird ausfallen müssen. Ist die menschliche Vorstellung einmal durch irgend welche hier nicht näher zu untersuchende Begriffsverbindungen auf eine allgemeine Fluth in der Vorzeit gekommen, so ist sie gewiß weit eher geneigt, den Keim des Lebens aus der früheren Schöpfungsperiode in die folgende, durch

irgend welche Vermittlung hinüberzutragen, als den Faden ganz abzuschneiden und einen neuen Werkmeister gleichsam aus dem Boden wachsen zu lassen.

Das System der Weltperiode und Manwantara auf der anderen Seite ist eben System, es ist zu sehr farblose Abstraktion und paßt zu wohl in den Rahmen der Philosophien, als daß wir in demselben ein freyes Erzeugniß der Sagenbildung sehen könnten. Zugleich aber enthält es doch Züge eines Mythus. Sollte es diese nun nicht aus einer alten Sage von Manu und der Fluth entlehnt haben können? Die Sage ließ in der oben berührten Weise den Manu als Träger der Lebenskraft aus einer früheren Periode in die folgende sich hinüberretten. Die Abstraction verweist ihn ausschließlich in die folgende, weil sie einen ganz neuen Anfang des Lebens will, denn am Ende einer Periode ist, nach der philosophischen Anschauung des Indiers von dem Umtriebe der Welt, das Leben entartet. Die Sage kennt nur Eine Fluth und Einen Manu: die Philosophie lehrt den ewigen Kreislauf, sie bedarf vieler Fluthen und vieler Manu und stellt ihrer zweymal sieben in eine große Weltperiode zusammen.

Hienach halte ich es keineswegs für unwahrscheinlich, daß das System der Manwantara dem Stoffe nach seinen Ursprung aus der Fluthsage gewonnen, seine Form aber von gewissen Philosophemen aus empfangen habe. Sollte man diese Wahrscheinlichkeit auch nicht zugeben wollen, so wäre für den Vertheidiger des einheimischen Ursprunges der Fluthsage noch der Einwand bereit, daß diese früher als jenes System entstanden, in einem älteren Buche erzählt sey und ohne Einwirkung auf jene Ordnung der Weltperiode habe bleiben können. Die Aehnlichkeiten derselben mit den gleichartigen semitischen Sagen wären natürlich nicht hinreichend, um eine Entlehnung zu beweisen. Kehrt ja doch diese Sage mit einer Menge von verwandten Zügen fast bey allen Völkern der Erde wieder, welche eine Mythologie aufzuweisen haben. Selbst an verschiedenen Punkten Amerika's tritt sie auf und bey den Azteken bestand sie sogar wie in Indien neben der Lehre von großer Schöpfungsperiode (siehe bey Clavigero; und Prescott, conquest of Mexico I. S. 61. der

Originalausgabe). Ein Wunder wäre es also, wenn sie gerade in Indien gefehlt hätte.

Allerdings ist auch mir keine Stelle der Weden bekannt, in welcher der Fluth gedacht wird. Allein Niemand unter uns kann sich rühmen den ganzen Schatz ihrer Lieder zu kennen; und sollte sich dort wirklich gar keine Spur derselben finden, so könnte sie dennoch schon frühe bestanden haben anderen Sagen ähnlich, die obwohl ganz alterthümlichen Gepräges erst in die liturgischen Bücher, die Brahmana und andere, ihren Weg gefunden. Eine Stelle in den Liedern des Rigweda kennt übrigens den Manu Wiwaswat als einen von Inda begünstigten Opferer.

Die Bezeichnung des Helden der Fluth als Sohn Wiwaswat's führt Burnouf auf eine weitere schöne Untersuchung über Wiwaswat selbst und den ebenfalls als seinen Sohn bezeichneten Gott Jama — in der späteren indischen Mythologie und zum Theile schon in den Weden als Gott der Todten verehrt — den Jima des Zendaweſta, welcher die erste menschliche Gesellschaft gründet. Als Ergebniß derselben stellt er die Vermuthung auf, Jama und Manu, die beyden Waiwaswata, d. h. Söhne der Sonne, möchten ursprünglich Eines gewesen seyn. Manu übernimmt bey den Indiern das Gebiet, welches der iranische Jima behauptet. Jama entfernt sich von seiner ursprünglichen Bedeutung. Das Feuer nämlich, sagt B., dem nichts widersteht, werde gepriesen mit dem Namen des Sohnes der Sonne (d. h. des Wiwaswat); das Wort, welches seine Gewalt bezeichnet (Jama), werde ein Eigenname, der zu gleicher Zeit die Personification des Gestirnes nach sich ziehe, dessen Ausfluß das Feuer ist: es heißt Jama Sohn des Wiwaswat, aber Jima Sohn des Wiwenghwat bey den Iraniern. Der alte Dichter habe die Pracht des glänzenden (wiwaswat) Feuers besungen; der Beyname wird zum Königstitel: Jama sowohl als Jima heißen Könige. Hier aber gehen die beyden Kulte auseinander. Jima bleibt König der Lebenden. Das Feuer, als Mittelpunkt und Grundlage jeder menschlichen Gesellschaft, habe um sich die früher zerstreuten Menschen gesammelt: Jima ist derjenige, welcher die Menschen zu vereinigen weiß, Manthwa wie er im Zendaweſta genannt wird. Jama der Gott der Todten versammelt auch die Menschen um sich, da sie alle seinem Reiche anheim fallen sollen. S. LXII. flg.

Die letzte ausführliche Untersuchung, welche Burnouf uns mittheilt, betrifft ein weiteres Glied der Familie Manus, die als seine Tochter bezeichnete Ma, ein vieldeutiges Wort, welches personificirt die Göttinn der Erde oder des im heiligen Dienste gesprochenen Wortes bezeichnet.

Eine Reihe von Erörterungen über einzelne mythische Persönlichkeiten, wie B. sie hier begonnen hat, würde ein Verständniß der religionsgeschichtlichen Entwicklung Indiens auf dem einzig richtigen Wege anbahnen.

Ueber die Behandlung des Textes läßt sich, da der kritische Apparat erst am Schlusse des Werkes mitgetheilt werden soll, noch nicht urtheilen. Verschiedene Recensionen des Buches sollen nach Burnoufs Zeugniß in den Handschriften nicht vorliegen. Daß diese bey einer so großen Zahl sanskritischer Werke vorkommende Erscheinung bey dem Bhâgawata fehlt, läßt sich wohl aus der Kürze der Zeit erklären, welche seit seiner Abfassung verstrichen ist. Man kann vermuthen, daß manche der Diaskeuasen anderer Bücher, die auf uns gekommen sind, eben zu der Zeit erst entstanden, in welche die Abfassung des Bhâgawata fällt, in der Epoche des Wiederaufblühens indischer Gelehrsamkeit. — Aus den bedeutenden Bruchstücken einer guten Handschrift des Bhâgawata, welche die Tübinger Universitätsbibliothek besitzt, kann man mancherley Abweichungen von Burnoufs Texte erkennen. Die bedeutendsten derselben finden sich in den Eigennamen des neunten Buches und sind wohl einer genaueren Untersuchung werth.

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I.

(Fortsetzung.)

c. 2, 2 nec quidquam eorum (nach Drkb.). c. 3, 5 tunc demum nuntius missus (nach Weissenborn). c. 6, 6 nec eis invalido *. c. 7, 10 quod equitum in castris fuerit caesum (nach Crevier), ceteros inermes effusosque (nach Perizonius). c. 8, 6 fatigaverant (nach Gronov). c. 11, 1 oppugnant *. c. 13, 4 Lunam *. c. 15, 1 de iis rebus *. c. 16, 5 edicere, comitia *. c. 17, 8 eodem Pisas * (cod. ipsas); zu dem von Hrn. Kr. zu XLII, 47 (s. Comment. de C. Sall. histor. lib. III. fragm. p. 70) Bemerkten fügen wir der Vergleichung wegen bey Liv. XXVIII, 1, 6 indidem ex Celtiberia; Cic. pro Roscio Am. c. 27, 74 indidemne Ameria; Prob. Epam. c. 5 indidem Thebis. — c. 23, 4 atque iis maxime *. c. 24, 4 futura fuerint * (nach Gronov). c. 24, 11 quid Perseus — meruit, cur soli omnium hostes ei simus * (nach Gronov). c. 24, 16 ne interdictione finium nostros quoque et nos regno arceamus *. c. 26, 1 provinciam, rebellarunt * (nach Bekker).

Von neuen Verbesserungs-Vorschlägen, welche Hr. Kr. in dieser Schrift mittheilt, erwähnen wir folgende: c. 1, 6 gab die Handschrift *), wie aus der ed. princeps zu ersehen, in Histriamque suum, wofür Gronov passend in Istriam versum gesetzt hat; Hr. Kr. vermuthet, daß mit Aenderung der Interpunction gelesen werden müsse: in Istriam quaesitum (i. e. comparatum) praesidium stativum. Repentina cohors Placentina opposita inter mare et castra: et, ut idem aquatoribus etc. Die Conjectur empfiehlt sich durch die Leichtigkeit, mit welcher sie aus der Lesart des cod. abgeleitet wird; inzwischen will uns doch in dieser Verbindung der Begriff des Verbums quaerere, für welches auf Liv. II, 43, 10. Cic. pro leg. Man. c. 24, 70 verwiesen wird, nicht recht zulässig erscheinen, da dieses Wort, gleichwie in den beyden angeführten Stellen, nur den Sinn haben könnte „sich nach etwas umthun;" auch finden wir in dem Umstande, daß jene Cohorte eine repentina genannt wird, keine Bestätigung für die Vermuthung des Hrn. Verf.; denn es kann unmöglich angenommen werden, daß jene Placentiner erst zu dem angeführten Zwecke eiligst zusammengerafft worden wären. — Ganz unzweifelhaft dagegen ist die Verbesserung, welche zu c. 10, 6 vorgeschlagen wird; der cod. hat: iugessit sed probra, dafür gibt die Vulgate ingessissetque probra. Da nun aber die Schlußsylbe des vorhergehenden Wortes jactasset offenbar den Ausfall des Wörtchens et veranlaßt hat, so ist zu lesen: et ingessisset probra. — In demselben Capitel §. 2 vermuthet Hr. Kr., daß nach satis das Verbum esse ausgefallen sey; auch XLIV, 26

*) Die Handschrift beginnt jetzt erst bey c. 9, 10, indem, bevor dieselbe nach Wien kam, noch mehrere Blätter vom Anfange herein verloren gegangen sind.

stehe in der Handschrift satisse für satis esse. Das Hülfszeitwort scheint hier kaum entbehrt werden zu können; möglicher Weise könnte es jedoch auch zwischen duos und exercitus gestanden haben, denn esse und ex findet sich in den mss. verwechselt, vgl. Kreyssig zu Liv. lib. XXXIII, p. 71 oben. — c. 13, 5 kommt unter den drey Commissären, welche die Colonisten nach Cuna führen, ein gewisser C. Egilius vor, dessen Name schon Drakenborch Bedenken erregte. Da im cod. legibus steht, so hat die Besserung Hr. Krs. M. Aemilius Lepidus (vgl. c. 27) sehr viel für sich; denn der Ausfall der beyden ersteren Namen konnte durch die Aehnlichkeit mit dem vorangehenden P. Aelius sehr leicht herbeygeführt werden. — c. 23, 6 gibt die Handschrift: ego maxume gravissimam omniumque non agi tantum arbitror. Dafür hatte Hr. Kr. nach dem Vorgange Rupertis in der Stereotyp-Ausgabe abdrucken lassen: ego maximam gravissimamque omnium non a. t. arb.; nunmehr aber zieht derselbe vor, eine Umstellung vorzunehmen und omniumque gravissimam zu lesen. Nach unserem Dafürhalten hat Gronov mit Recht zur Hervorhebung des in der Stelle liegenden zweyfachen Gegensatzes eine Verbindungspartikel vermißt und deßhalb statt que non die Conjunction neque gesetzt, nachdem er vorher ego maxumam et (wofür allerdings in dem handschriftlichen maxume eine Spur übrig gelassen scheint, vgl. Alschefski zu Liv. lib. XXX, p. XXII, 22) gravissimam geschrieben hat. Vielleicht ist jedoch folgende Aenderung einfacher: ego maxumam et gravissimam omnium jamque non agi tantum arbitror etc. — c. 24, 6 herrscht in der Handschrift arge Verwirrung; die Stelle lautet daselbst folgendermassen: Ac scimus persea regno accepto a legatos romanos uenisse ad regem persea ad pr. appellatum. Der Umstand, daß die Wörter leg. rom. venisse ad regem ganz in derselben Ordnung im darauffolgenden Satze wiederkehren, daß ferner Wiederholungen einer längeren Reihe von Wörtern in der Handschrift hie und da vorkommen (z. B. c. 24, 10. c. 26, 4), macht es sehr wahrscheinlich, daß hier der Abschreiber, vielleicht durch das wiederkehrende Romanus verführt, Anfangs eine ganze Zeile übersprungen (nach dem Facsimile des cod., welches in Walchs emendat. Liv. am Schlusse beygegeben ist, würden jene Wörter gerade eine Zeile bilden), hernach aber, ohne das Unrichtige zu tilgen, wieder bey der rechten Stelle fortgefahren habe. Deßhalb halten wir Hr. Krs. Vorschlag für wohlbegründet, den Text also zu constituiren: Ac scimus, Persea regno accepto regem a populo Romano appellatum: audimus, legatos Romanos venisse ad regem Persea et eos benigne exceptos. — In demselben Capitel §. 8 nimmt Hr. Kr. mit Recht an dem Worte subjecit Anstoß, da das einfache subjicere in dem Sinne von ditioni suae subjicere oder sub jus judiciumque suum cogere zweifelhaft erscheint. Die Aenderung subegit hat daher wohl um so weniger Bedenkliches, als die Buchstaben c und g in den Handschriften häufig verwechselt werden; so steht XXIII, 5 in. im Put. kurz hinter einander perrigerunt und polligerentur statt pervicerunt, pollicerentur. — c. 26, 4 wo nach possent in der Handschrift die Wörter ut extra uallum pandere aciem et exequari cornibus hostibus circumibantur possent sich wiederholt finden, tritt Hr. Kr. der Conjectur Gronovs hostium bey; und wenn auch gerade in jener Wiederholung der Beweis liegen dürfte, daß der Schreiber des Vindob. in dem ihm vorliegenden Exemplare wirklich hostibus vorgefunden, so zweifeln wir doch nicht, daß hier ein älteres Verderbniß Statt gefunden habe. Denn es ist eine sehr häufige Erscheinung in den Handschriften, daß ein Wort mit einem andern ihm zunächst stehenden oft gegen alle grammatische Möglichkeit nach Casus, Genus und Numerus sich gleich gemacht findet, vgl. Drkb. zu II, 60, 5; c. 65, 4 und dessen große Beyspielsammlung zu VI, 3, 8. — Als besonders gelungen müssen wir noch die Conjectur zu c. 27, 9 bezeichnen, wo Hr. Kr. mit Benützung einer Vermuthung von Perizonius den Text also anordnet: Et extra eandem portam viam in Aventinum silice straverunt, et porticum in clivo Publicio ad aedem Veneris fecerunt. In demselben Cap. §. 11 wünscht Hr. Kr. bey den Worten nisi senatus Romani populive jussu das Adject. Romani nach populive umgestellt; wenn wir auch zugeben, daß die verlangte Wortstellung in dieser Formel die gewöhnliche ist (vgl. XXIII, 5, 3 senatum populumque Campanum), so ist doch auch

die andere, welche der Codex vorschreibt, keineswegs der Livianischen Diction fremd, vgl. XXII, 32, 7 gratum sibi patres Romanos populumque facturum und Fabri zu XXI, 19, 10.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen über einige Stellen des XLI Buches, auf welche wir durch die Lectüre von Hr. Krs. Schrift aufmerksam geworden sind, nicht als ob wir auf unsere Versuche ein besonderes Gewicht legten, sondern um von dem Hrn. Verfasser, für welchen wir die dankbarste Verehrung hegen, nicht ganz ohne eigenen Beytrag zu scheiden.

Zu c. 4, 4 qui modice vinosi erant macht Hr. Kr. die gegründete Bemerkung, daß das Wort vinosus keineswegs, wie Gesner, Forcellini und andre Lexikographen, bloß auf diese Stelle gestützt, fälschlich angeben, die Bedeutung von ebrius haben könne, sondern vielmehr so viel sey, wie vini avidus (Liv. IX, 30). Es steht also vinosus auf gleicher Linie mit ebriosus, (worüber Döderlein Synon. V. p. 333 zu vergleichen) und bezeichnet den Trunkenbold von Seite seiner Gewohnheitssünde, nicht aber den momentan Betrunkenen. Allein gerade nach dieser Begriffsbestimmung erscheint uns die Zusammenstellung des Wortes modice mit vinosus anstößig, da eben die Negirung jedes Maßes wesentliches Merkmal für den Begriff vinosus ist; auch im Deutschen müßte der Ausdruck „ein mäßiger Trunkenbold" für sehr seltsam gelten.

(Schluß folgt.)

Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen.

(Schluß.)

Dazu nehme man, was der Verf. S. 227 ff. über die große praktische Befähigung der Amerikaner in der Rechtspflege sagt. Er spricht über viele wesentliche Punkte des amerikanischen Gerichtswesens den schärfsten Tadel aus. Dennoch aber fällt er über die Fähigkeit der amerikanischen Geschwornen (S. 236) folgendes Urtheil:

„Ohne von Vorurtheilen für das Institut des Geschwornengerichts eingenommen zu seyn, — von dessen unbedingt hohem Werthe ich mich wenigstens noch nicht ganz habe überzeugen können — muß jeder Beobachter doch zugestehen, daß in Amerika die Meisten der zu Geschwornen Berufenen, wenn schon oft nur schlichte Farmer, in geringe halbwollene Röcke gekleidet und scheinbar unbeholfen aussehend, dennoch durch Erziehung und lange Uebung von den Rechten ihres Landes mehr wissen als in Europa viele der angesehensten und gebildetsten Bürger von denen des ihrigen." Und von den frey gewählten Friedensrichtern, unter denen sich allerdings bisweilen unwürdige Menschen befinden, sagt nichtsdestoweniger der Verf. S. 228: „Indessen wie gesund in der Regel das Volk in seinem Urtheil ist, erhellt genugsam daraus, daß verhältnißmäßig nur sehr selten an höhere Gerichtshöfe appellirt wird, und auch dort die meisten friedensrichterlichen Urtheile nur aus irgend einem ausgespürten formellen Mangel umgestoßen werden."

So sind also in Nordamerika neben den äußeren Bedingungen zum Gedeihen einer so losen demokratischen Verfassung, dem weiten Raum zu ungestörter Bewegung und der geographisch gesicherten Lage des Landes, auch die inneren in einem Maße vorhanden, wie vielleicht bisher noch niemals in der Weltgeschichte. Daß jene äußeren Bedingungen uns Deutschen, die wir in dicht gedrängter Bevölkerung zwischen die festgeschlossenen Staaten von Rußland und Frankreich eingeklemmt sind, abgehen, sieht wohl jeder. Aber auch der müßte mit Blindheit geschlagen seyn, der jene innere Bedingung, die gereifte politische Selbständigkeit des Nordamerikaners, bey dem Durchschnitt unsrer Bürger und Bauern zu finden meinte. Der Versuch, uns Deutschen die amerikanische Republik aufzudrängen, würde sich deßhalb wie alles Naturwidrige bitter strafen. Aber haben wir denn wirklich Ursache, uns zu betrüben, daß unsere äußeren und inneren Verhältnisse die Einführung der Demokratie nach dem Muster Nordamerikas schlechterdings verbieten? Niemand wird läugnen, daß die Nordamerikaner alle Ursache haben, mit ihrer Verfassung zufrieden zu seyn, indem sie ihren Verhältnissen äußerst angemessen ist, und nur ein Phantast wird erwarten, daß die Voraussetzungen einer solchen Verfassung bey uns jemals in höherem Maß vorhanden seyn könnten als in Nordamerika. Aber wie steht es trotz alle dem um die ersten Bedingungen des menschlichen Glückes in den nordamerikanischen Staaten, um die persönliche Freyheit und Sicherheit, um die Zufriedenheit des Gemüths, ohne die alle äußeren Güter nur Schein sind, um die Erreichung der höchsten menschlichen Ziele in der Entwicklung der Geistesgaben? Wir tragen kein Bedenken zu erklären — und unser Buch bestätigt dieß von neuem: In allen diesen Beziehungen steht es in den gut geordneten Monarchien Europas und namentlich in Engl nd ohne allen Vergleich besser als in Nordamerika. So bewundernswerth es ist,

daß der amerikanische Bürgersinn in den dortigen Verhältnissen auch nur einen gewissen Grad von Rechtsschutz zu erhalten weiß, so zahlreich und empörend sind in dem ganzen Gebiet der Union die Eingriffe in das persönliche Recht, die man unter dem beschönigenden Namen der Volksjustiz ausübt. Der Vers. giebt S. 288 unter der Aufschrift: „Das Lynchgericht oder das moderne Faustrecht" in den Vereinigten Staaten eine schauderregende Schilderung von den Pöbel-Excessen, denen zu steuern den amerikanischen Obrigkeiten theils der gute Wille und theils die Macht fehlt. Das sogenannte Lynchen, das heißt die Sitte einen Menschen ohne Urtheil und Recht mit Theer zu bestreichen, in Federn zu wälzen und so im Ort herumzutragen, ist hinlänglich bekannt. Ich will nur aus den Schilderungen unseres Verf. hinzufügen, daß dieß Lynchen keineswegs, wie man nach manchen Zeitungsberichten glauben könnte, sich auf einen derben Scherz beschränkt, sondern daß es in der Regel mit den gräßlichsten körperlichen Mißhandlungen verbunden ist. Und zu welchen empörenden Ungerechtigkeiten ein solches Verfahren führt, davon erzählt unser Verf. S. 303 ein schlagendes Beyspiel. Viel eingreifender aber sind die Pöbelexcesse, die von Zeit zu Zeit gegen ganze Klassen von Bürgern ausgeübt werden. So ist die Behandlung, die im J. 1844 die abenteuerliche Sekte der Mormonen im Staate Illinois erfuhr und die mit der schmählichen Ermordung ihres Oberhauptes endete, vom rechtlichen Standpunkt betrachtet ganz abscheulich (S. 304). Und damit man nicht glaube, dergleichen komme nur im unkultivirten Hinterwald vor, giebt der Vf. S. 306 ff. eine ausführliche Schilderung der Gräuel, die 1844 in dem gebildeten Philadelphia gegen die Katholiken verübt wurden. Da dieser Pöbeltumult dem Leser aus den Zeitungen hinlänglich bekannt ist, will ich aus unsrem Buch nur den einen Zug beyläufig anführen, daß sich zum Schutz der Ordnung besonders ein freywilliges Bataillon thätig zeigte, „welches einst von dem vormaligen würtembergischen Lieutenant Koseritz errichtet wurde" (S. 319). Sollte nun auch jemand geneigt seyn, einen oder den andern dieser Fälle als eine nothwendige Ergänzung der zu schwachen Behörde durch die Selbsthülfe des Volkes darzustellen, so wird doch kein Vernünftiger behaupten, daß ein solcher Zustand der vollkommnere sey, nach welchem wir aus unsern geordneten europäischen Rechtsverhältnissen heraus zu streben hätten.

Was den ruhigen Genuß des Besitzes und die Freyheit des Erwerbes in den Vereinigten Staaten betrifft, so steht die Darstellung unsres Verf. mit manchen anderweitigen Schilderungen in einem merkwürdigen Widerspruch. Der Terrorismus, mit dem man die wohlfeiler Arbeitenden verfolgt und den Arbeitgebern einen höheren Lohn abtrotzt, muß nach S. 286 und 292 in Amerika weit gediehen seyn. Am auffallendsten aber widerspricht einer weit verbreiteten Annahme, was der Vf. S. 286 über das allgemeine Verhältniß der Armen und Reichen in Nordamerika aus eigener Beobachtung bemerkt:

„Aber nothwendig muß hier noch erwähnt werden, daß in dem sogenannten freyen Lande die Reichen und Wohlhabenden vor den Armen und den diese bearbeitenden und aufhetzenden Zeitungsschreibern immer in stiller Furcht schweben, die von dem aufmerksamen Beobachter überall und zu allen Zeiten deutlich wahrzunehmen ist, und welche diese Glücklichen hindert, ihres rechtmäßigen Besitzes so froh zu werden, wie sie es wünschten und auch verlangen könnten."

Wie nun aber trotz dieser Eifersucht der minder Begüterten die amerikanischen Reichen ihren Mitbürgern das Geld aus der Tasche zu ziehen wissen, darüber giebt der Vers. in dem ausführlichen Abschnitt über das amerikanische Bankunwesen (S. 323—413) Auskunft. Wir können aus diesem sehr lesenswerthen Abschnitt hier keine weiteren Mittheilungen machen, so wie wir es auch dem Leser überlassen müssen, die ebenso anschaulichen als abschreckenden Schilderungen, die der Vf. S. 197 — 213 von den amerikanischen Wahlhandlungen giebt, im Buche selbst nachzusehen. Sollte man auch nach Maßgabe anderer Berichte Manches von den strengen Urtheilen des Verfassers abziehen wollen, so bleibt doch des Thatsächlichen genug übrig, um ein solches Treiben nicht als das Ideal des politischen Lebens erscheinen zu lassen.

In Bezug auf die Entwicklung der geistigen Gaben in Wissenschaft und Kunst stimmt der Vers. mit den übrigen Berichterstattern überein, daß in Nordamerika nur die Zweige des Wissens und Könnens eine eifrige Pflege finden, bey denen sich ein unmittelbarer Nutzen absehen läßt. So tief aber sind wir hoffentlich in Deutschland nicht gesunken, daß man das Unwürdige solcher den altgriechischen gerade entgegengesetzten Ansichten in einem wissenschaftlichen Blatte erst noch besonders nachzuweisen brauchte.

Erlaubte es der Raum, so hätte ich auch aus anderen höchst anziehenden Abschnitten unsres Buchs, z. B. aus dem sehr anschaulichen und lehrreichen über das amerikanische Volksschulwesen (S. 139), noch weitere Mittheilungen gemacht. Die Anzeige eines guten Buchs soll ja aber in keiner Weise das Lesen desselben überflüssig machen, und so will ich denn zum Schluß nur noch die Versicherung geben, daß man auch aus allen den von uns nicht berührten Abschnitten, trotz mancher kleinen Verstöße im Einzelnen, durchweg mannigfache Belehrung schöpfen kann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik von C. E. Geppert, Dr. ph., außerordentlichem Professor an der Universität Berlin. Leipzig T. O. Weigel, 1847. 8. 100.

Diese merkwürdige Schrift zerfällt in zwey Theile, einen paläographischen und einen metrischen. Jenen müssen wir übergehen, da nur ein dritter Autoptes das Recht hat, über die Verdienste der von Ritschl und Geppert angestellten Collationen, so weit sie aus einigen von ihnen veröffentlichten Proben bekannt sind, sich zu erklären. Ueberraschend wird es allerdings jedermann seyn, hier einen Nachweis zu finden, daß auf p. 49 der Schluß der Terentinischen Hecyra und auf p. 50 nichts von der Didaskalie des Stichus, sondern die der Adelphi stehe; daß die von Ritschl in der Abhandlung de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautina vermißten Blätter wirklich noch vorhanden seyen (p. 21), auch vom Rudens nicht eilf Blätter, sondern zwölf existiren, und der Wunsch, daß Ritschl in Betreff dieser Behauptungen eben so aufrichtig seine Meinung sagen möge, wie über Gepperts Ausgabe des Rudens darf ihn selbst nicht befremden.

Allerdings wird man von ihm keine weitere Beurtheilung der metrischen oder rhythmischen Grundsätze des Herrn Verfassers erwarten, da er sie im Voraus schon abgegeben im Rh. Museum, neue Folge Jahrg. 5. p. 143 sqq. Es ist ihm nicht gelungen, Hrn. Geppert davon zu überzeugen, daß seine Vorstellungen vom Hiatus, der Correption, der Betonung ꝛc. auf die Kritik des Plautus und Terentius keine Anwendung erleiden, dieser hat sich vielmehr in seinem Glauben an die Richtigkeit derselben noch heftiger befestigt, so daß es eine Thorheit wäre, wollte Ref. den Bekehrungsversuch erneuern. Wir theilen nur der Merkwürdigkeit halber die prägnantesten Sätze mit, und legen einige Verse aus beyden Komikern in der Gestalt vor, wie sie Hr. Geppert billigt.

Hinsichtlich des Hiatus gelangt er zu dem Resultat, daß „zwey Sylben, die nicht mit einander in gleichem Tonverhältniß stehen, auch nicht mit einander zu coalesciren brauchen, und dieß nur zwischen zwey Sylben, die zusammen an unbetonter Stelle stehen, gefordert werden könne.“ Dieser Theorie zufolge darf man keinen Anstoß nehmen an Fällen wie:

Phorm. III, 3, 6 — unde ego nunc subito — huic argentum inveniam miser.

Eun. V, 8, 55 — satis din — hoc saxum volvo; recipimus.

Heaut. V, 1, 70. qui sibi me pro ridiculo — ac delectamento putat.

In derselben Scene vs. 37 soll aus dem Bembinus immo amicae gelesen werden, obschon der vorhergehende Satz quid istuc times, quod ille operam amico dat suo durchaus die Wiederholung der Partikel verlangt. Hr. G. gesteht, der Hiatus könne der Eleganz der Verse schädlich seyn, „aber er befördert die Deutlichkeit recht sehr und scheint von einem Dichter wie Plautus, der sein rhythmisches Schema nicht erfunden, sondern von den Griechen überkommen hatte, angewandt zu seyn, um

die Haupt- und Nebenabschnitte eines Verses, der allein schon durch die Aufnahme von Spondeen, Daktylen und Anapästen an gleichen und ungleichen Stellen in metrischer Hinsicht ein etwas ungeregeltes Ansehen erhält, bestimmter von einander zu sondern." Wie dringend eine solche Scheidung der streitenden Elemente war, können die oben angeführten Beyspiele darthun, wer fände sich ohne solche Schlagbäume, als da sind subito huic, ridiculo ac, diu hoc sonst im Labyrinth jener Tetrameter zurecht? Aber warum haben die griechischen Komiker, in deren Versen es doch auch von Spondeen, Daktylen, Anapästen wimmelt, dieses Mittel der Deutlichkeit sich nicht zu Nutz gemacht? Auch darauf bleibt er die Antwort nicht schuldig, die beyläufig p. 47 so ertheilt wird: „Wenn ich ausdrücklich darauf ein Gewicht legte, daß Plautus seine Verse nach einem ihm von den Griechen überlieferten Takte sprechen ließ, so geschah es deßhalb, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß jede Versform bey ihrem ersten Auftreten von ihrem Erfinder am strengsten gehandhabt wird, und erst späterhin jene Freyheiten erhält, deren Erklärung den Metrikern so große Schwierigkeiten macht. Am meisten pflegt sie aber bey der Uebertragung von einer Sprache auf die andere in dieser Hinsicht zu leiden." Damit wäre der römische Dichter für seine zahlreichen Hiate wenigstens entschuldigt; aber der Verf. bereitet ihm noch eine glänzende Rechtfertigung, indem er uns belehrt, wie „in der menschlichen Rede nicht Ein Princip herrscht, sondern mehrere, die einander die Waage halten. Das Coalesciren der Vocale ist aus dem Streben nach Wohlklang oder richtiger nach Weichheit hervorgegangen, der Hiatus bey den Abschnitten des Verses und der Rede aus dem nach Deutlichkeit: eines hebt das Andre noch nicht auf und ich habe gar nicht behauptet, daß die Rede darum undeutlich werden muß, wenn die Vocale bey den Abschnitten derselben coalesciren; ich habe nur gesagt, daß sie deutlicher ist, wenn es nicht geschieht. Der Kritiker hat daher, wie mir scheint, nichts zu thun, als zu erkennen, welchem von beyden Principien der Dichter im vorliegenden Falle den Vorzug gegeben hat: verfolgt und verficht er nur das das eine von ihnen und huldigt er, wie Ritschl, ausschließlich dem Princip der Weichheit, so wird er mehr als einseitig und zeigt, daß er das Wesen der menschlichen Rede nicht begriffen hat, welches, wie gesagt, nicht in der Durchführung Eines, sondern in der Harmonie verschiedener Principien begründet ist." Hiemit sind zugleich die griechischen Jambographen und Sceniker zu Recht gewiesen; auch ihnen gebührt das Prädikat „mehr als einseitig," und erst die römischen Dichter haben durch den aus den besten Handschriften und ältern Ausgaben nachweisbaren Hiatus das Gleichgewicht der Principien hergestellt. Seine Existenz konnten aber auch die strengsten unduldsamsten Gegner nicht ganz aufheben. In Ter. Ad. V, 8, 24, Hec. V, 2, 21 fällt er auf die Diaerese des iambischen Tetrameter, welcher somit zum asynartetus wird; anderer Art ist der im Phorm. III, 2, 1. Bentley hielt den Vers für einen trocheischen Pentameter und bemerkt einfach dazu: Dorio, utpote in ictu non patitur synaloepham. Hermann zog vor, Dorio als Clausel abzusondern, wodurch der Hiatus, wie auch der Pentameter, wegfiel. (Elem. 180.)

In manchem Betracht eigenthümlich und neu ist nun, was Geppert dagegen einwendet und verdient deßhalb wiederholt zu werden. Er bezweifelt die Rechtmäßigkeit von Hermanns Verfahren mit den Worten p. 45: „Es fragt sich nämlich, was im Sinne der römischen Musiker eine Clausel genannt werden kann. Nach der von Varro de metr. com. p. 2707 gegebenen Nachricht sollen die Clauseln davon ihren Namen erhalten haben, daß die in ihnen enthaltenen Worte den Sinn abschlößen, quod clauderent sententiam, eine Bestimmung, die auch auf die von ihm angeführten Beyspiele aus Atticus, Cäcilius und Terentius vollständig paßt. Es ist keins unter ihnen, wo zur Vollständigkeit des Satzes etwas fehlte. Es paßt auch auf Eun. II, 3, 1, wo occidi in ähnlicher Weise dem folgenden Verse vorangestellt ist. Aber es paßt nicht mehr auf Phorm. III, 2, 1, weil das Wort Dorio so genau mit dem Folgenden zusammenhängt, wie das Wort Storax in dem ersten Verse der Adelphi, den Niemand in einen Monometer und eine jambische Pentapodie eintheilen wird. Aus diesem Grund darf man Dorio nicht zu einer Clausel machen. Eine andere Frage ist nun freylich

die, ob jene Etymologen, die uns ohne Zweifel in ihrer Bemerkung ein richtiges Faktum überliefert haben, auch mit ihrer Erklärung des Wortes Recht hatten, und dieß glaube ich allerdings nicht. Wie sollten die Musiker, von denen diese Bezeichnung offenbar ausging, darauf gekommen seyn, jene Versstücke deßhalb Clauseln zu nennen, weil sie die Sentenz in sich beschloßen? Sollten sie ihre Bezeichnung nicht vielmehr von der ursprünglichen Stellung derselben in dem Musikstück hergenommen haben? Ich vermuthe, daß sie sie deßhalb so nannten, weil sie ursprünglich Versschlüsse bildeten, membra versuum, wie sie Mar. Victorinus bey Rufin. de metr. com. p. 381 sq. nennt. Wenigstens kann dieß mit den angeführten Beyspielen sehr wohl der Fall gewesen seyn. Das jambische Penthemimeres, wie es hier in den Worten discrucior animi vorliegt, braucht nicht aus dem Anfang des jambischen Senars, es kann eben so wohl aus dem Ende des katalektischen Tetrameters genommen seyn, der jambische akatalektische Dimeter hier an haec iam obliti sunt Phryges scheint ursprünglich die zweyte Hälfte des akatalektischen Tetrameters gebildet zu haben, und daß die metrische Form, die den Worten di boni quid hoc zu Grunde liegt, den Schluß, nicht den Anfang eines jambischen oder trocheischen Verses gebildet hat, geht aus der Betonung hervor, da man gesprochen haben wird Di boni quid hóc, nicht wie es in jenem Fall geschehen müßte: Di boni quid hoc.

(Fortsetzung folgt.)

Jo. Theoph. Kreyssigii annotationum ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos Pars I.

(Schluß.)

Deßwegen glauben wir, daß mit geringer Aenderung zu lesen sey: qui modice vino usi erant, im Folgenden aber des Modius Vorschlag memores fuerunt beybehalten werden müsse. — c. 13, 5 wo der cod. de ligures captus ager erat gibt, ist wohl zu lesen: de Ligure is captus ag. erat; wenigstens wird diese Stellung des Pronomens empfohlen durch I, 36, 1 adeoque ea subita res fuit. — c. 19, 6 findet sich in der Handschrift: ne liberare ejus culpe regem neque arguit. Nach unserer Ansicht ist der Sitz der Verderbniß nicht in dem Worte liberare zu suchen, sondern vielmehr in arguit, welches aus argui voluit entstanden zu seyn scheint. Deßhalb möchten wir die Stelle so anordnen: Senatus nec liberare ejus culpae regem neque argui voluit. Ueber den Wechsel des Act. und Passiv., der übrigens hier keineswegs zufällig oder gleichgültig ist, vergl. Fabri zu XXI, 38, 6 und Kreyssig zu XXXIII. p. 77 (accipi). Gleichwie nämlich, um den König von der Schuld zu entlasten, eine officielle Erklärung von Seite des Senates erforderlich ist, dieser daher als handelndes Subject in den Vordergrund treten muß, so wird im anderen Falle, wenn die Anschuldigung als begründet befunden wurde, zunächst die Person des Königs Hauptgegenstand und darum nicht bloß logisches, sondern auch grammatisches Subject der Erzählung. — c. 20, 9 ist mit dem Ausdruck aris insignibus gewiß derselbe Altar gemeint, von welchem Polybius bey Athenäus V, 5 (τὸν ἐν Δήλῳ βωμόν) berichtet; denn der Pluralis arae (altaria in der klassischen Latinität bekanntlich nur als Plural gebraucht) wird auch von einem einzelnen Altare gesagt; vgl. XLV, 27, 9 filia victima aris admota. Auf diese Weise erledigen sich die Zweifel, welche Duker gegen Gronov's Bemerkungen zu dieser Stelle erhoben hat. — In demselben Capitel §. 10 machen die Worte reliquorum sui moris Schwierigkeit; die bey Drkb. angeführten Verbesserungsvorschläge sind unzureichend. Duker vermuthet, es möchten einige Worte ausgefallen seyn, in welchen von den Asiatischen artifices die Rede gewesen. Der Gegensatz von sui moris und Graecorum scheint uns darauf hinzudeuten, daß in reliquorum ein den artifices entsprechendes Wort verborgen liege; deßhalb möchten wir vorschlagen zu lesen: scenicorum sui moris et copia Graecorum artificum. Die Stellung des zu beyden Satztheilen gehörigen Wortes copia hat nichts Auffälliges; vielmehr sind die Begriffe genau dem Gesetze des Chiasmus entsprechend

geordnet (s. Nägelsbach Stilistik §. 134, 4); man vergleiche übrigens ähnliche Stellen, wie IX, 10, 4 ipsum se cruciatibus et hostium irae offerre; c. 19, 1 vel numero vel militum genere. Ueber den den Syrern und namentlich den Einwohnern von Antiochia angebohrenen Hang zu Schauspielen und Festlichkeiten vgl. Herodian II, 28. — c. 23, 6 Nam qui regibus Macedonum Macedonibusque ipsis finibus interdixissemus manereque id decretum etc. Drkb. hat vollkommen richtig gegen Sigonius und Gronov darauf aufmerksam gemacht, daß das Verderbniß dieser Stelle in den Worten interdixissemus manereque zu suchen sey; es ist in der That zu verwundern, daß bis jetzt Niemand an dem Conjunctiv interdixissemus Anstoß genommen hat; da man sich für denselben auch nicht den entferntesten Grund denken kann, vielmehr bey der Gegenüberstellung der Facta, auf deren effectiven Widerspruch Kallikrates hier alles Gewicht legt, geradezu den Indicativ fordern muß. XXIII, 5, 14 steht in allen mss. ohne Ausnahme scripsisse statt scribi posse; könnte nicht vielleicht an unserer Stelle eine ähnliche Corruptel zu Grunde liegen und interdixissemus für interdici jussimus geschrieben seyn? — Diese Aenderung, welche bey der sonstigen Beschaffenheit der Handschrift nicht eben gewaltsam erscheinen wird, beseitigt zugleich die rücksichtlich des folgenden Infinitivs manere obwaltenden Schwierigkeiten. — In demselben Capitel §. 11 lautet die Lesart des cod.: quem populo romano prius paenae quam regni heredem futurum sciebat. Man überzeugt sich auf den ersten Blick, daß hier Etwas ausgefallen seyn müsse. Hr. Kr. hat deßhalb nach quem das Wort hostem eingesetzt, und Baumgarten-Crusius und Bekker sind ihm hierin gefolgt. Gleichwohl haben wir bey der Sache einiges Bedenken; nämlich die feindliche Stellung des Perseus zu den Römern, die ja bereits im Vorhergehenden als Grund der Vorliebe des alten Philippus für diesen Sohn hervorgehoben wird, kann nicht wohl als erst mit der Erbschaft des Thrones eintretend gedacht werden und somit verliert der Beysatz prius paene, der die Voraussetzung der Gleichzeitigkeit nur potenzirt, alle Bedeutung. Nun ist es freylich in Fällen dieser Art mißlich, genau bestimmen zu wollen, was gerade ausgefallen sey und jede Vermuthung wird immer nur bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit führen. Indessen glauben wir doch, daß der Vorschlag Creviers, welcher das Wort belli nach quem einschiebt, den Forderungen des Zusammenhangs am nächsten komme, vorausgesetzt daß man alsdann nicht in populum Romanum ändert, wie derselbe Gelehrte wollte, sondern, da die Handschrift ausgeschrieben populo romano enthält, neben belli noch die Präposition cum einschaltet. Diese Anordnung der Stelle scheint uns auch durch den ganzen Gang der Beweisführung des Kallikrates empfohlen zu werden, welcher an dieser Stelle eben nur darzuthun sucht, daß der Krieg zwischen den Römern und Perseus nothwendig bevorstehe; man vergleiche übrigens XLII, 11, 5. — In der gleich darauf (§. 12) folgenden Stelle: quam Asia Gallos habeat verdient die Conjectur Ruperti's habet Beachtung. Die Gegenüberstellung dessen, was in einem bestimmten Falle geschehen seyn würde, gegen das, was anderwärts wirklich bereits geschehen ist, macht für Letzteres durchaus den Indicativ nothwendig; die Wiederholung desselben Verbums mit verschiedener Modus- oder Tempusform ist hier besonders nachdrucksvoll; vgl. praef. §. 7. ut — tam et hoc gentes humanae patiantur aequo animo, quam imperium patiuntur. — Umgekehrt scheint c. 25, 8 quo quaeque modo gesta sint gelesen werden zu müssen, gleichwie Gronov c. 24, 11 statt des handschriftlichen sumus richtig simus hergestellt hat. — Schließlich bemerken wir noch, daß c. 27, 13 vor den Worten: Moribus quoque regendis diligens et severa censura fuit die Präposition in ausgefallen zu seyn scheint; der Schlußbuchstabe des vorangehenden Wortes colonorum hat, wie so häufig in den mss. (vgl. Drkb. zu I, 31, 1; VI, 14, 10) das Wörtchen in verschwinden lassen; vgl. übrigens XXXVIII, 28, 2 et in equitatu recensendo mitis admodum censura fuit; XLIII, 16, 1 in equitibus recensendis tristis admodum eorum atque aspera censura fuit.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Fortsetzung.)

„Diese Clausula, die man sowohl als Epodos dem vorhergehenden Musikstück nachstellte, wie man sie auch als Proodos demselben voranschickte, erregte an der letzten Stelle durch ihre Benennung die Aufmerksamkeit der römischen Etymologen, die sie auf die angegebene Weise zu erklären versuchten. Ob man nun freylich, wie Hermann annimmt, Clauseln auch in die Mitte der Gedichte eingefügt, ob man mehrere Clauseln hinter einander gebracht hat, wage ich nicht zu entscheiden, weil es darüber an Nachrichten fehlt" ꝛc. „Mir genügt nachgewiesen zu haben, daß Dorio nach römischer Auffassungsweise keine Clausel bilden kann und daß der Hiatus an seiner Stelle bleibt." Hier ist uns in der That Alles überraschend und dunkel, wir haben keine Ahnung davon, wie claudere sententiam die Bedeutung erhält „den Sinn abschließen," noch wie dieser Abschluß zur Regel werden konnte, noch wie die clausulae aus ganzen Versen herausgeschnitten wurden, noch woher die Kunde rührt, daß di boni quid hoc etc. den Schluß, nicht den Anfang eines jambischen oder trochaeischen Verses gebildet hat, noch, wie man es anfing, die clausula dem vorhergehenden Musikstück, zu dem sie doch selbst gehörte, nachzustellen. Die ganze Beweisführung nimmt sich aber so aus: Varro meinte, die clausulae hätten ihren Namen davon, daß sie jederzeit einen Gedanken vollständig enthalten, was bey der angeblichen clausula Dorio nicht der Fall ist, nun sind aber diese Versstücke vielmehr davon bekannt, daß sie einen Vers endigten, also habe ich dargethan, daß Dorio keine Clausel bilden kann.

Eine ähnliche Freyheit wie in der Behandlung des Hiatus nimmt der Verfasser für die Position in Anspruch, und glaubt damit wohl in Bausch und Bogen fertig zu seyn, wenn er die Frage hinwirft: „Kann uns Hr. Ritschl auch nur eine einzige Consonantenverbindung nennen, von der er auf rationellem Wege zu beweisen im Stande wäre, daß sie niemals von den Komikern verläugnet worden sey." Allerdings ist, um über diesen Gegenstand etwas Sicheres sagen zu können, eine lang fortgesetzte gewissenhafte Forschung erforderlich. Drohender noch sind seine Angriffe auf die Naturlänge, für welche es ebenfalls an sichern Grundsätzen fehlen soll. Den Beweis liefert er, indem er die Waffen des Gegners wider diesen selbst kehrt: Ritschl soll in seiner accentuirten Ausgabe der Bacchides nicht nur die lange Endsylbe von zweysilbigen Wörtern wie dato, malo, male, sondern auch die von dreysilbigen wie linguas, obsecro und gar die Anfangssylben von iturus verkürzt haben. Wird G. sich noch vor einem solchen Metriker darüber verantworten müssen, daß er eine Sylbe, die in der spätern Zeit für kurz galt, den Manuscripten gemäß für lang gehalten? Entschuldigen ihn nicht Beyspiele wie repprimo, reffero, repperio hinreichend für rēdegissem, und die Analogie von eii, speii, rūdens für pīger? Ist andererseits nicht e eine Länge

und doch wird ex in excludo (Eun. I, 2, 79) und exprobro (Trin. II, 2, 37) kurz gebraucht?

So viel über das eigentlich Prosodische. Der Verf. wendet sich jetzt zur Metrik. Die Aufklärungen, die wir hier erhalten, sind nicht minder interessant und lehrreich. Hören wir ihn wieder selbst: „Das Metrum ist nichts als das Gewand, in das sich der Rhythmus kleidet, und ich glaube bemerkt zu haben, daß sich der Faltenwurf der Comödie überall durch große Freyheit auszeichnet; selbst eine gewisse Nachläßigkeit ist ihm nicht abzusprechen und steht ihm sogar wohl an. Um dieß zunächst an einem Beyspiel zu zeigen, wähle ich die in den Dialog eingestreuten Interjektionen, mit denen Bentley etwas zu streng verfahren ist. Man findet sie nämlich nicht nur zwischen zwey Versen, so daß sie weder zum einen noch zum andern gehören, sondern auch in der Mitte des Verses, wo sie den Gang desselben unterbrechen. So heißt es Adelphi III, 3, 90 in allen Manuscripten:

quam gaudeo, ubi etiam huius generis reliquias
restare video. Vah! vivere nunc etiam lubet.

Bentley strich das Vah, weil er es nicht mehr mitmessen konnte und verband die Worte anders, aber von wem soll diese Interjection ausgegangen seyn? Etwa von den Abschreibern? Danach sieht sie gar nicht aus. Der Dichter schrieb es, weil er wohl wußte, daß der Schritt des Rhythmus dadurch unterbrochen, aber nicht aufgehoben werden konnte.“ Wenn das möglich ist, dann wird in der Metrik nichts mehr verpönt seyn dürfen. Dieß vah unterbricht ja nicht nur den Vers, sondern auch den Fuß. Warum setzte es Terenz nicht vor quam gaudeo, wenn er überhaupt nach vs. 85 die Wiederholung derselben Interjektion passend fand? Aber es scheint allerdings nur ein Versehen der Abschreiber zu seyn, die damit von vs. 85 hieher geriethen. „Ganz ebenso,“ fährt Hr. G. fort, „steht ehem. Adelph. I, 2, 1.“ Durchaus nicht so, denn ehem paßt ja vollkommen in den Vers. Aber bey Rud. IV, 4, 99 stossen wir allerdings noch einmal auf ein gerade wie jenes vah eingeschobenes ah:

hoc habet. solutust. ah! perii. video cistellam. haeccine est?

Die ernstlich gemeinte Billigung dieser Corruptel begriff „der gute Ritschl“ so wenig, daß er noch lieber annahm, Geppert habe solutust für einen Tribrachys gehalten. Mit Beziehung auf die genannten drey Stellen, von denen eine nicht hieher gehört, die beyden andern offenbar in den Handschriften verdorben sind, heißt es nun weiter p. 61: „dieß scheinen einzelne Fälle zu seyn, aber sie sind für die Natur der Sache bezeichnend, denn wer sich bey den Comödien des Plautus und Terenz auf das Sylbenzählen einläßt, ist ein verlorner Mann. So ist es z. B. bekannt, daß der Proceleusmatikus an der Stelle des Spondeus von den Metrikern (auch von Hermann Elem. p. 128 sq.?) in jambischen und trochaeischen Versen nicht geduldet wird, und die Sache von ihrem Standpunkt aus betrachtet, mit Recht, denn der Spondeus ist ohnehin in diesem Rhythmus irrational; gestattet man ihm die Auflösung in den Daktylus oder Anapäst, so geschieht schon mehr, als man in metrischer Hinsicht verantworten kann; will man aber auch noch den Proceleusmatikus aufnehmen, so hat ein jambisches oder trochaeisches Metrum nichts mehr vor einem anapästischen voraus. Gleichwohl findet er sich erstaunt häufig.“ Wir unterlassen, darauf näher einzugehen, wie hier Wahrheit und Dichtung gemischt ist. In den Beyspielen, die den Gebrauch des Proceleusmatikus erweisen sollen, waltet wieder dieselbe Akrisie vor. Phorm. V, 6, 8 wird Niemand mehr institeris mit institueris vertauschen wollen, Heaut. V, 3, 8 ist redeat ad integrum haec eadem oratio corrupt statt redeat de integro, wie Lomann (Specimen criticum in Plautum et Terentium, p. 90 sq.) treffend verbessert, und V, 5, 6 hat Bentley längst gezeigt, daß ut dem von exorent abhänge, also egon gestrichen werden müsse; im Trin. II, 2, 28 kann eben so wenig dum bleiben u. s. w. Diese Belege haben übrigens wie es scheint, die Bestimmung, den Verfasser zu rechtfertigen, wenn er Rud. II, 7, 16 aus dem Ambrosianus schrieb: recipe me in tectum da mihi aliquid vestimenti aridi, er will nämlich die vordem von ihm beliebte Synkope recpe aufgeben und den trochaeischen Tetrameter mit dieser Auflösung eröffnen, gestützt auf den Ausspruch des Mar. Victor.

bey Rufin. (de metr. com. p. 380, G.) quadrati legitimi cum XV syllabis juxta jus proprium constare debeant, plerumque inveniuntur XX aut amplius syllabarum: hinc existimantur metrum non tenuisse nec sua lege composuisse. Was beweist aber diese Stelle für den vorliegenden Fall? Nichts, denn jenes amplius wird durch die Anwendung der Daktylen und Anapäste schon bewirkt. Daß aber der Proceleusmatikus wohl in jambischen, doch nie in trochaeischen Versen zu dulden sey, konnte man aus Hermanns Elem. p. 87 lernen. Unserem Verfasser erscheint jedoch „der Faltenwurf der Comödie weit genug," um nicht bloß den Proc., sondern auch den Päon und gar den Jonikus a minori in sich aufzunehmen, das nennt er p. 64 ein liberales geistiges Princip. So großmüthig er aber in diesem Betracht ist, so streng verwahrt er sich gegen angebliche Verletzungen des Wortaccents; er versichert: „wer, wie Bentley will, daß wir auch Stammsylben, auf denen der Accent liegt, wie die in dies, via, diu, quia, oder wie Hermann praef. ad Trin. XXIV will, die erste in pietas unbetont lassen sollen, dem werden wir nicht nachgeben können, weil der Sinn der Rede dadurch beeinträchtigt wird, und wenn Bentley vollends von uns verlangt, daß wir déum, méum, túum, súum, fuit einsylbig sprechen sollen, so fordert er das Unmögliche, denn man müßte entweder die beyden Vocale, sofern sie in diesen Wörtern überhaupt mit einander verbunden werden können, Diphthongisiren, wie dieß in neu, ceu, eheu geschieht, oder man müßte den Ton von der Stammsylbe auf die Endsylbe werfen, was eben so wenig statthaft ist. Wir werden also die Krasis für Fälle dieser Art nicht zugeben können, sondern dem Verse seine überzähligen Sylben lassen müssen." Damit ist dem Metriker der Weg abgeschnittn, in vielen Fällen überzählige Sylben zu beseitigen; es gibt indeß auch Verse, wo ein solches Mittel nicht einmal anwendbar ist, wie And. III, 3, 6

per ego te deos oro et nostram amicitiam, Chreme,

wo Bentley sehr Unrecht gehabt haben soll, diese alte Beschwörungsformel, die sich ja auch in der Prosa ganz mit derselben Wortstellung findet, in sein per te ego deos oro zu ändern. Mag seyn, damit ist aber der Päon noch nicht gerechtfertigt, welchen man einfacher durch Weglassung des te hebt. Andr. III, 4, 13. Will der Verf. Heaut. I, 1, 19 durchaus die Vulgata beybehalten, so bemerkt er nicht, daß dices me sein Daseyn einer Interpretation von at enim verdankt. Chremes sucht sich in die Gedanken von Menedemus zu versetzen, und muß daher sagen at enim te q. h. o, s. p. wie ebenfalls Lomann l. c. 86. dargethan hat. Noch leichter ist Phorm. II, 1, 81 und III, 1, 18 die Ueberzähligkeit dort von at, hier von nam per vermieden, indem beyde Auswüchse den vorhergehenden Versen angefügt das Metrum nicht weiter geniren.

Wie gegen die Krasis protestirt G. auch gegen die Elision und behauptet unter andern, daß Plautus, wenn die von Ritschl angenommene Aussprache die richtige sey, eigentlich polnisch geschrieben habe, denn nur in den slavischen Sprachen fänden sich ähnliche Consonantenverbindungen in Einer Sylbe.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Göthe. Ein Beytrag zur Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur. Von Dr. Ferdinand Deycks, ord. Prof. der Philol. und Aesthetik an der Akademie zu Münster. Frankf. a. M. bey Hermann. 1848.

Ein mit Sachkenntniß und begeisterter Bewunderung, wie für alle Heroen der vaterländischen Literatur so vor Allen für Göthe und Jacobi, geschriebenes Büchlein, das man nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legt. Besonders Zweyerley ist darin unter Herbeyziehung der vorhandenen Materialien gebührend hervorgehoben: Jacobis geistige Stellung zur französischen Revolution und sein Verhältniß zu Göthe.

Jacobi erkannte die Hinfälligkeit der alten Formen: in seinen Ergießungen eines einsamen Denkers deutet

er auf die innere Nothwendigkeit der neuen Bewegung hin: „ich sehe, sagt er, die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menschheit; gesetzmäßige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, dem Scheine nach in sehr verkehrten Lagen. Wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß; aber die Mutter ist unsterblich." Aber er haßt den entsetzlichen Geist, in den sich die Bewegung verliert. Einmal sehen wir ihn von demselben fast zur Verzweiflung gebracht. „Ich bin sehr mißmuthig, sagt er, und bin seit dem August 1789 nur immer trostloser geworden. Ueberhaupt sehe ich nicht, wie der Menschheit mehr zu helfen ist, woran wir ein festes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Constitutionen sowohl für den einzelnen Menschen, als für Gesellschaften, nur Schattenspiele an der Wand sind. Ich gebe also meine Stimme für den jüngsten Tag." Nachdem er 1794 vor den Franzosen von seinem geliebten Pempelfort hat fliehen müssen und sich ihm später ein Anlaß darbietet, in die Nähe desselben zurückzukehren, kann er sich doch aus Abscheu gegen die französischen Republikaner, die er einen „Bund gegen Alles, was gut, ehrbar, gerecht und heilig ist" nennt, nicht dazu entschließen. Die Zustände in Paris, wo er 1801 drey Monate zubringt, mißfallen ihm; für Bonaparte, dem er vorgestellt wird, schwärmt er nicht. Der siegreiche Feldzug des letzteren im Jahr 1805 macht ihn unglücklich. Eine Zukunft, schreibt er, von der ich kein Ende sehe! sie macht mich schaudern, sie drückt mich zu Boden. Bald wird es mit allem Tugendprincip in Europa aus seyn. Wo es keine Tugend mehr giebt, giebt es auch keine wirklichen Einsichten mehr. Wo das Herz gebrandmarkt ist, verlischt die Erkenntniß." Doch hält er in der schlimmsten Zeit die Hoffnung aufrecht: „Deutschland geht nicht unter," ruft er 1807 aus; und spricht sich, nachdem es sich gegen den Gewaltherrscher erhoben, mit Begeisterung darüber aus. „Ich habe das Herz so voll, schreibt er 1814, von dem, was seit 1812 geschehen ist, finde meinen Geist davon auch über die Vergangenheit so wunderbar erleuchtet, daß ich, sobald ich darüber zu reden anfange, kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat sich die Gewalt des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche so mannichfaltig und durchgreifend offenbart."

Nicht so viel Wohlthuendes hat der Blick auf das, was den Hauptinhalt des Büchleins ausmacht, das Verhältniß Jacobis zu Göthe. Bekanntlich sind sie in ihrem beginnenden Jünglings- und Mannesalter die innigsten Freunde gewesen: „Du hast gefühlt, schreibt Göthe an Jacobi im Aug. 1774, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu seyn. — O es ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr von Andern zu empfangen, als er giebt:" und die Flamme dieser herzlichen Zuneigung hat sich in beyden bis in ihre spätesten Tage erhalten. Aber oft ist sie durch den Windhauch einer tiefen Verschiedenheit ihrer philosophischen Anschauungen hart mitgenommen, zuweilen Jahre lang fast unterdrückt worden. An Jacobis Woldemar nimmt Göthe, dem schon der Geruch des Buchs zuwider ist, eine muthwillige Execution vor. An Göthes Meister hat Jacobi nicht wie Schiller bloß zu bewundern, sondern Wesentliches zu tadeln. Jacobis Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung macht Göthe „nicht wohl." „Ich würde, schreibt er 1812 an Jacobi, die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat;" er macht sich in einem Spottgedichte Luft. Ein Trost dabey ist, daß Göthen die Freundschaft mit Jacobi immer so wichtig erschienen, daß er sich über ihr Verhältniß zu einander selbst klar zu werden bemüht. Der große wesentliche Unterschied zwischen ihnen, schreibt er 1805, bestehe darin, daß Jacobi ein Christ sey, Göthe aber ein Heide; und 1813: „die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld." Auch läßt sich gewiß nicht läugnen, daß, wenn Göthe selbst gestanden, „sein wahrhaft julianischer Haß wider das Christenthum und namhafte Christen habe sich sehr gemildert und ein gewisses Christenthum sey der Gipfel der Menschlichkeit," dazu seine Freundschaft mit dem edlen Jacobi, dessen innerstes Bedürfniß der Glaube an einen überweltlichen Gott war, das Ihrige beygetragen habe.

Die verschiedenen Entwickelungsstufen desselben hat nun Herr Deycks mit großem Fleiß und einsichtiger Benutzung der vorhandenen Quellen dargelegt; wer sie kennen lernen will, möge seine Schrift nachschlagen. Sonst läßt dieselbe freylich Manches zu wünschen übrig. Hr. Deycks hat zu wenig Quellen gehabt, um ein vollständiges Bild des geistigen Verkehrs Jacobis geben zu können. Sollte über seinen Aufenthalt in Hamburg, in Eutin, in München nur so wenig zu sagen seyn, als er beygebracht hat?

E. R.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Fortsetzung.)

Es bleibt also dabey, daß die Freyheit auf diesem Gebiet eine unbeschränkte seyn darf, also, was nachträglich bemerkt wird, statt des Tribrachys auch der Amphibrachys und der Bacchius, statt des Daktylus und Anapäst auch der Cretikus, statt des Proceleusmatikus der Jonikus a minori (dafür hält der Verf. den dritten Fuß in Hec. I, 2, 9 dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu) und der epitritus I (nämlich egō dē mē facio conjecturam in Heaut. III, 3, 13) eintreten. Wer wollte daran zweifeln? „daß ein solches Princip bereits von den Alten anerkannt ist, lehren uns ja die bewährtesten Autoritäten, nämlich Longin. prolegg. in Hephaest. p. 139 und Mar. Victor. p. 2484, wo dieser über den Rhythmus sagt: ut volet, protrahit tempora, ita ut breve tempus plerumque longum efficiat, longum contrahat. Hiemit ergibt sich, daß Bentley und die Kritiker, welche ihm bisher gefolgt sind, auf einem ganz verkehrten Weg begriffen waren. Sie hielten dafür, eine Naturlänge könne nie verkürzt werden, mit Ausnahme weniger mittelzeitigen dissyllaba, wie abi, domi, redi, dari, roga, iube, tace, vide, welchen hier p. 72 noch ades (Hec. III, 5, 60), patri (Phorm. III, 1, 10), cito (Andr. V, 4, 25) „und vor allem das einsylbige ex“ beygefügt wird. Nach der jetzt entdeckten Theorie besteht aber gar kein Unterschied zwischen Natur- und Positionslänge bey den römischen Dichtern, die irrige Trennung beyder „beruht nur auf der Wahrnehmung, daß die germanischen Völker, dem Charakter ihrer Sprache gemäß einen Vocal, auf den zwey Consonanten folgen, kurz auszusprechen pflegen — dieß scheint aber bey den Römern nicht der Fall gewesen zu seyn. Es gab gewisse Consonantenverbindungen, die die vorhergehende Sylbe unter allen Umständen dehnten, selbst dann, wenn der zweyte Consonant zur zweyten Sylbe gehörte.“ Daraus folgt doch offenbar, fahren wir im Sinn des Rhythmikers fort, daß die Naturlängen nichts vor den Positionslängen voraus haben, jene sich also eben so gutwillig der Verkürzung fügen müssen, wie die durch Consonantenverbindung gebildeten Längen, denn von der Länge einer Sylbe, welche zwey Consonanten nach sich hat, wußte man vordem noch nichts, Jedermann glaubte bey solchen Sylben nur an die Wirkung der Position. Auch das kann unser neuer Gesetzgeber nicht zugestehen, daß die Position vorzugsweise bey ein- und zweysylbigen Wörtern und bey Compositis vernachläßigt werden dürfe; „die Metrik,“ meint er, „hat es von jeher mit der Sylbe zu thun gehabt: der Begriff des Wortes ist ihr überhaupt fremd;“ die Composition ferner, welche Bentley anführt, vermag G. gar nicht für solche zu halten, als da sind ingenium, invidia, consilium, officium, intelligere, oppressio und supellectile, iuventutis, venustatis, voluptatis gehören vollends gar nicht in diesen Canon, den er für „unredlich in Angabe der Thatsachen,“ für „widersprechend allem Kunst- und Sprachgefühl, der Autorität der Alten und am meisten sich selbst“ erklärt (p. 75). Als Widerlegung der schon stark generalisirten Regel Bentley's, daß nur die ein- und zweysylbigen Wör-

ter der Verkürzung ausgesetzt seyen (statt zu sagen: einige ein- und zweysylbige Wörter), beweist der Verf., daß auch in mehrsylbigen Wörtern Naturlängen verkürzt werden, aus folgenden Beyspielen, über deren kritische oder auch nur metrische Behandlung der kundige Leser keines Winkes bedarf:

Phorm. V, 8, 8 quid ad me ibatis? ridiculum: verebamini.

Hec. I, 2, 102. nunc audies. primos hos dies complusculos.

Phorm. II, 1, 36. hic in noxia est, ille ad defendendam caussam adest.

Andi. V, 6, 11. bene factum. audistin? omnia. age me in tuis secundis respice.

Eun. IV, 1, 8. invitat: tristis mansit, ibi illa cum illo sermonem illico.

Heaut. II, 3, 58. cum tam necleguntur eius internuntii.

Phorm. III, 2, 41. te vanitatis minume, dum ob rem.

Daß man also polnische Quantitäten, wie invĭtat und vănitatis überall anbringen dürfte, „wo eine im gewöhnlichen Leben unbetonte (?) lange Sylbe auch vom Vers nicht betont wurde," ist das Resultat dieser jüngsten Plautinischen Studien. Um ein so willkührliches Hin- und Herziehen der Quantitäten annehmlich zu machen, müssen wieder die alten Grammatiker herhalten, die an dergleichen bey den recitirten Versmaaßen nicht dachten; so der Scholiast zu Hephästion p. 150 und Mar. Victor. p. 2481, der doch ausdrücklich sagt: qui temporum arbitrio syllabas committunt in rhythmicis modulationibus aut lyricis cantionibus, per circuitum longius extentae pronuntiationis tam longis longiores quam rursus per correptionem breviores brevibus proferunt. Ihre Bemerkungen können sich nur auf den musikalischen Rhythmus beziehen, und selbst dieser wird wohl erst dann so schrankenlos mit dem Text umgegangen seyn, als die Musik zur Herrscherin über die Poesie geworden war, statt ihr zu dienen. Vergeblich ist aber die Mühe, in jambischen und trochaeischen Versen musikalische Verhältnisse der Art, wie das einer Sechzehntheiltriole zu einem Viertel, oder von vier Sechzehnteln zu einer Achteltriole aufzufinden, da die einfache Rede so feine Unterschiede nicht zuläßt. Oder sollen wir gar glauben, daß auch die Jamben gesungen wurden? Gesprochen lauten jedenfalls jambische Füsse mit dreysylbiger Anakruse hart und übel; darum wird man sie bey den Griechen nicht nachweisen können, wozu aber den Römern dergleichen als besondere Feinheit andichten? Hr. G. bemüht sich freylich, darin eine eigenthümliche Kraft des Ausdrucks uns erkennen zu lassen, siehe p. 79, wo wir lesen: „daher konnte Simo mit aller der Dringlichkeit, welche die Situation und der Sinn der Worte erfordert, sprechen: per ego te deos oro et nostram amicitiam, Chreme und eben so reizend nimmt sich andrerseits der plauderhafte einsylbige Fuß im Mund der Syra aus, wenn sie sagt: dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu? Ich vermuthe stark, daß Horaz den Terenz solcher Dinge wegen „um seine Kunst" gerühmt hat, als Rhythmiker, nicht als Metriker, wie Bentley in seinem Schediasma die Stelle auffaßt." Um hier bey dem plauderhaften viersylbigen Fuß etwas stille zu halten, fragen wir, wie es möglich sey, in wenigen Zeilen so vieler starker Versehen sich schuldig zu machen. Erstens spricht die citirten Worte nicht Syra, welche immer in Gesellschaft der Philotis sich befand, sondern Parmeno, in dessen Erkundigung man gewiß keine reizende Plauderhaftigkeit zu erkennen vermag. Es liegt demnach nicht einmal der angeblich beabsichtigte Charakter in dem Päon; also kann Horaz dergleichen auch nicht bewundert haben, er, der noch dazu unten (pag. 82) selbst als ein engherziger Metriker geschildert wird, der „Sylben an den Fingern zählte und Längen und Kürzen mit dem Ohr abwog." Horaz hat aber auch in der That gar nicht den Terenz für einen großen Künstler erklärt, sondern bloß das Urtheil Anderer angeführt, auf das er selbst nicht viel gab. Wie kann man nach dem Allen noch in Ungewißheit seyn, ob dieser Dichter bey Terenz metrische oder ob er rhythmische Schönheiten anerkannt habe? Die Leute selbst, deren Lobspruch Horaz referirt, dachten sicherlich nur an die dramatische Kunst des Pacuvius, Accius, Afranius, Plautus, Caecilius und Terentius, wie jede auch nur oberflächliche Ansicht der Stelle zeigen kannn (Ep. II, 1, 55 sqq.).

Zu dem Verzeichniß von Versen, in welchen die Quantität eine neue Gestalt gewinnt, denn „der

Accent des gewöhnlichen Lebens, der sinnliche Ausdruck für die geistige Einheit der Rede ist so mächtig, daß wir nicht nur in einzelnen Wörtern die Sylben verkürzen, auf denen er nicht ruht, sondern jedes Wort, es mag an und für sich noch so bedeutend seyn, kann durch seine untergeordnete Stellung im Satz um den Accent gebracht werden, und in Folge dessen wird es auch durch den Rhythmus verkürzt" — zu diesem Verzeichniß also gehört auch:

Most. I, 3, 29. equidem pol miror tam catam tam doctam te et bene eductam.

Der Verf. bemerkt hiezu: das sieht jetzt wohl ein jeder ein, daß wir hier nicht mit Hermann elem. p. 133. die Stammsylbe in bene zu elidiren, sondern vielmehr die erste von eductam rhythmisch zu verkürzen haben."

(Schluß folgt.)

Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, ord. Prof. der Rechte zu Bonn. Erster Band. Hamb. u. Gotha, bey Fr. und Andr. Perthes.

Auf wenigen Gebieten der menschlichen Wirksamkeit wird der ungeheure Umschwung des politischen Lebens, der mit dem März des Jahres 1848 angebrochen ist, für spätere Geschlechter, so kenntlich, ja so handgreiflich seyn, wie auf dem der Literatur. Während die vorhergehende Epoche, um das Bild zu gebrauchen, einen mit stattlichen Eichen dichtbesetzten Hain wissenschaftlicher und künstlerischer Werke der Nachwelt zurückgelassen hat, erscheint die Pflanzung der neuen Zeit verhältnißmäßig arm und gering. Nicht als ob die Presse in ihrer Thätigkeit nachgelassen hätte; des ausgestreuten Samens ist vielleicht ben weitem mehr, als früher: aber zu mehr als drey Viertheilen ist er dem Samen gleich, der auf den Fels fiel: sein Gewächs, am Tag seines Hervorkeimens grün und saftig, ist morgen an der Sonne der gewaltigen Zeit verdorrt, und wird, wie es sich an die letzten Ereignisse anlehnte, so von den nächstkommenden ohn' Erbarmen hinweggeweht. Wie mag sich die Nachwelt mit diesen Haufen verschrumpfter Blätter beschäftigen? Sie werden gleich Schneewehen hinweggeräumt werden. Man könnte glauben, dieser Umstand würde Bäume edlerer Art, an denen es anderseits nicht ganz fehlt, um so mehr zu ihrem Vortheil hervortreten lassen; aber dieß ist nicht der Fall. Zwar werden sie bleiben: um ihrer geringen Zahl willen wird sie die Nachwelt vielleicht besonders schätzen; vorläufig aber gewähren sie den wehmüthigen Anblick nicht beachteter Größen. Die Augen der Menschen, vom Glitzern oder Blitzen der sich drängenden Ereignisse verwöhnt oder geblendet, finden keine Kraft in sich, auf dem, was ruht, mit geduldiger Forschung auszuharren.

Kann man nun im Allgemeinen nur von solchen Werken sagen, daß sie Glück machen, welche sich nicht allein durch ihren Inhalt an sich, sondern auch durch den Eindruck desselben auf die Zeitgenossenschaft auszeichnen, so giebt es jetzt nur sehr wenig glückliche, und kann ihrer nur wenige geben. Erscheinenden Werken läßt sich, sollt' ich meinen, jetzt augenblicklich ihre Nativität stellen. Stehn sie nicht über der Zeit, so fallen sie allerdings alsbald dem braunen Blätterhaufen anheim; sind sie aber nicht zugleich, wenigstens in gewissem Sinn für die Zeit, dann wehe ihnen: man legt sie bey Seite und das einzige Glück, auf das sie hoffen können, besteht etwa in Aufnahme in das Hospital einer Bibliothek.

Zu den seltnen Büchern, welche beyde Anforderungen erfüllen, gehört das oben angezeigte.

Mit den Ereignissen der Gegenwart hat es durchaus Nichts zu schaffen. Es enthält die ohne Ahnung der nun eingetretenen Zukunft verfaßte Lebensbeschreibung eines Mannes, der seit mehrern Jahren der Vergangenheit angehört. Dennoch scheint es ein rechtes Buch für die Gegenwart zu seyn. Jenes begreift sich von selbst; dieses möchte ich unter Hindeutung auf seinen Inhalt mit kurzen Worten erhärten.

Nichts lehrt die Gegenwart deutlicher, als daß das eigentlich treibende und bestimmende Element der Geschichte in dem entschiedenen Character derer liegt, die ihr dienen: Nichts ruft sie denen, die ihr dienen wollen, gewaltiger ins Ohr, als die Verpflichtung, ihrer sittlichen Kraft eine feste Grundlage und eine zweifellose Richtung zu geben. Hier nun finden wir die aus den besten Quellen geschöpfte, mit großer Klarheit und Gewandtheit verfaßte Geschichte eines Mannes, der, so bedeutend seine sonstigen Fähigkeiten angeschlagen werden mögen, seine größte Auszeichnung in dem Gut eines vollendeten, frommen tüchtigen deutschen Characters besaß. Vorläufig haben wir nur erst die Hälfte der Lebensbeschreibung; sie umfaßt indeß genug, um uns nicht allein die Bildung, seines Characters sondern auch die Bewährung desselben in schwieriger Zeit zu zeigen.

Friedrich Perthes war 1772 zu Rudolstadt geboren. Mit Theilnahme verfolgen wir die Erziehung des früh vaterlosen Knaben, wie er, ohne Mittel die gelehrte Laufbahn einschlagen zu können, dennoch mit größtem Eifer Geschichtsstudien treibt, wie er während seiner sechs Lehrjahre im Haus eines Leipziger Buchhändlers und später in Hamburg mit Kants Moral bekannt und von ihr aufs Gewaltigste ergriffen wird, wie er mit mehreren Jugendfreunden den gefundenen sittlichen Idealen nachringt; wie ihn hierauf Schiller mit seiner Forderung, das ästhetische Gesetz aus dem Gebiet der Kunst auf das des Lebens zu übertragen, begeistert, wie ihn Jacobi zur Anerkennung des Gefühls als des Gott ähnlichen im Menschen und später Claudius zur gläubigen Erfassung der Offenbarung Gottes in der Schrift und der Kirche führt; und wie er neben seinen Studien, für welche ihm nur Nebenstunden übrig bleiben, eine Geschäftsthätigkeit entwickelt, welche ihn, den Vermögenslosen, in Kurzem zum Besitzer und Führer eines, wie bekannt, der bedeutendsten Buchhändlergeschäfte in Deutschland erhebt, und ihm das unbedingte Vertrauen aller derer gewinnt, die mit ihm zu thun haben.

Von wahrer Bedeutung ist es, wie sich dieser dem Höchsten zugewandte, und mit sichrer Kraft in großen wie kleinen Geschäften bewegende Character in den Unglücksjahren der napoleonischen Herrschaft in Deutschland bewährt. Er sieht die ungeheure Uebermacht, deren Anblick so viel tausend deutschen Gemüthern alle Hoffnung auf bessere Zeiten benimmt; aber mit männlichem Willen widersteht er dem Einfluß der Entmuthigung, und sucht an seinem Theil für die Erhaltung deutscher Art und Gesinnung zu wirken. Hierin steht er auf seiner Stufe den bekannten verehrungswerthen Streitern jener Zeit gleichwürdig zur Seite; mit Erstaunen werden die, denen sein Leben bisher noch unbekannt gewesen, aus den in der Lebensbeschreibung angeführten Briefen, die er mit Joh. v. Müller, Nicolovius, Niebuhr gewechselt, erkennen, wie innig nahe er diesen Männern gestanden. Müllers innere Umwandlung, die ihn aufs Tiefste ergreift, macht ihn doch in seinem Streben nicht irre. Erfüllt von der hohen Aufgabe des Buchhandels sucht er denselben seinerseits der guten Sache dienstbar zu machen und lebt in den Jahren 1809 und 1810 der Herausgabe einer Zeitschrift, die indem sie alle Wissenschaften in den Kreis ihrer Besprechung zieht und so dem Auge des Zwingherrn unverdächtig bleibt, durch die Art wie sie dieß thut, den deutschen Sinn wach zu erhalten bestimmt ist. Vom 1811 an, wo Hamburg unter unmittelbare französische Botmäßigkeit kommt und er gezwungen ist, die begonnene Zeitschrift aufzugeben, entfaltet er eine außerordentliche Thätigkeit nach andrer Seite hin: im Verein mit mehreren gleichgesinnten Mitbürgern dient er der

Sache Hamburgs mit allen Kräften. Zur Zeit des Tettenbornschen Oberbefehls ist er mit Heß einer der kräftigsten Mittelpuncte des städtischen Widerstandes gegen die Franzosen, und als Davoust im Sommer 1813 die Stadt wieder einnimmt und seiner despotischen Rache gegen sie freyen Raum läßt, hört er obwohl selbst seines Vermögens beraubt und Flüchtling mit sieben Kindern und einer schwangern Gattin, nicht auf, für die Hansestädte als Mitglied des hanseatischen Directoriums, und insbesondere für Hamburg als Mitglied des Centralunterstützungsvereins zu wirken. Seine Gattin, Claudius Tochter, weit entfernt, seine Thätigkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen, ist mitten in großen Nöthen durchaus mit seinem Wirken in weitern Kreisen einverstanden. Sie preist ihn, daß er von dem Generalpardon Davousts ausgenommen sich mit neun andern Hamburgern in dem Verzeichniß der Geächteten befindet und erträgt, nachdem er von Franzosen und Dänen bedroht sie mit ihren Kindern hat verlassen müssen, mit muthiger Ergebung ein sechsmonatliches Witthum, welches dadurch beendigt wird, daß ihr Mann mit gebrochenem Fuß, und den Keim eines Nervenfiebers in sich tragend, in ihre Arme zurückkehrt! Gewiß, diese edle fromme und tapfere Frau verdiente es, daß das Andenken ihres Duldens für das Vaterland neben dem des charactervollen Wirkens ihres Gatten im Vaterland erneuert und verbreitet wurde.

Indeß ist das Buch, wodurch dieß geschieht nicht allein dadurch ein Buch für unsre Zeit, daß es an der Geschichte eines deutschen Mannes zeigt, was die Entschiedenheit des Characters für Haus und Vaterland vermöge und wie sie entstehe, sondern noch in einer andern, höheren Beziehung. Es führt uns in die Jahre unsres Vaterlandes zurück, wo es galt, unsre heiligsten Güter von der Befleckung durch die Fremdherrschaft zu erretten, es läßt uns den Kampf, der dahin führte, an einem einzelnen Beyspiele durchleben. Da erkennen wir aufs Neue, durch welches Ringen, durch welche Opfer, um welchen Preis des Vaterlandes Freyheit erworben worden. Wir sehen, wie viel das Gut *werth* ist, um das es sich auch jetzt, freylich in ganz andrer Weise und gegen andre Feinde, als damals handelt. Wir sehen, wie die tugendlichen Männer jener Zeit auf die Zukunft derer, die damals geboren wurden, mit Freuden hingeblickt, und geloben uns, so zu handeln, daß wir nicht *unter* ihren Wünschen erfunden werden.

Ernst Ranke.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin, Geheimen Hofrath und Professor der Chemie und Medicin an der Universität zu Heidelberg. Vierter Band oder erster Band der organischen Chemie im Allgemeinen. Organische Verbindungen mit 2 und 4 Atomen Kohlenstoff. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, 1848. 933 Seiten.

Von den drey ersten Bänden, welche der berühmte Verf. über unorganische Chemie herausgegeben, haben wir bereits in dieser Zeitschrift No. 60 und 61 Jahrgang 1844 eine ausführliche Anzeige gemacht. Alles, was wir damals von dem hohen Werthe des Werkes und von den großen Verdiensten des Verf. um dasselbe hinsichtlich der umfassenden Literatur angedeutet haben, können wir hier bey der Fortsetzung desselben nur in vollster Ueberzeugung wiederholen. Wir hatten uns damals vorgenommen, über das Werk erst dann wieder zu berichten, wenn es vollendet vor uns liegen würde, allein da der Verf. mit der Fortsetzung, nämlich mit der organischen Chemie gewissermaßen ein neues Werk beginnt, und den vorliegenden zwar als den vierten Band des gesammten Werkes, aber doch auch als den ersten Band der organischen Chemie bezeichnet, so haben wir uns das Vergnügen nicht versagen können, schon jetzt von dieser Erscheinung Kunde zu geben. Hiezu kömmt noch, daß der so thätige Verf. erkrankt ist, und im Laufe des Wintersemesters die Berufsgeschäfte seines Amtes zu erfüllen unterbrochen wird, weßhalb wir zu befürchten haben, daß die Vollendung des Werkes länger verzögert werde, als es der Verf. selbst wünscht, und es vorzüglich von den in gespannter Erwartung stehenden Lesern unter diesen Verhältnissen in Aussicht gestellt werden kann.

Bey Bearbeitung der organischen Chemie mußte die Wahl eines neuen Eintheilungsprincips getroffen werden, weil das in den früheren Auflagen befolgte nach der nunmehrigen Gestaltung der Dinge nicht mehr befriedigend erschien. Da der Kohlenstoff der einzige nie fehlende Bestandtheil der organischen Gebilde ist, so schien es zweckmäßig, die organischen Verbindungen nach der Zahl der Kohlenstoffatome zu ordnen, welche je in einem Atom derselben enthalten ist, und da angenommen werden darf, daß die Verbindungen mit der steigenden Zahl der Kohlenstoffatome einen immer höher steigenden Charakter erhalten, und sich mit der abnehmenden Zahl mehr den unorganischen Verbindungen nähern, so war mit denjenigen organischen Verbindungen, in welchen die kleinste Zahl von Kohlenstoffatomen vorhanden, der Anfang zu machen. Demnach hatte der Verf. die Wahl zu treffen, entweder für die von Berzelius entwickelte Radicaltheorie oder für die von Laurent, Gerhardt und anderen eingeführte Kerntheorie. Nach reiflicher Ueberlegung hat er hinreichende Gründe gefunden, sich für die Kerntheorie zu entschließen, weil bey consequenter Durchführung derselben sich die Verbindungen leicht in eine naturgemäße Ordnung bringen lassen.

Bey den organischen Verbindungen im Allgemeinen werden berücksichtigt ihre Zusammensetzung,

Bildung, Eigenschaften ꝛc. Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung enthalten sie als Bestandtheile vor allem Kohlenstoff, ohne welchen, wie schon gesagt, keine organische Verbindung denkbar ist; die meisten enthalten aber auch Wasserstoff und Sauerstoff, einige Stickstoff und sehr wenige Phosphor, Schwefel, Jod, Brom, Chlor ꝛc., aus welcher kleinen Zahl von Elementen einige tausend organische Verbindungen hervorgehen, wobey der Kohlenstoff der einzige wesentliche Bestandtheil ist, während jedes der übrigen Elemente in einer organischen Verbindung fehlen kann, wobey noch zu bemerken ist, daß jede organische Verbindung mehr als 1 Atom Kohlenstoff enthält, oder mit andern Worten, für eine organische Verbindung darf nur diejenige gelten, in welcher mehr als 1 Atom Kohlenstoff angetroffen wird.

Die von Berzelius aufgestellte Radicaltheorie besteht darin, daß dieser, nun auch dahingeschiedene unübertreffliche Chemiker, in den organischen Substanzen eine binäre Verbindung (Radical) annimmt, welche bey der Elementaranalyse aber nicht aufgefunden werden kann, weil das Resultat derselben immer nur die rohe chemische Formel ausdrückt; so ist z. B. die rohe Formel der Essigsäure: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, von jedem 4 Atome (C^4 H^4 O^4). Hiedurch wird nun aber nicht angezeigt, in welcher Art diese 12 Atome unter einander vereinigt sind, worüber dann die rationelle Formel Auskunft geben soll. Da nun aber die Atome unsichtbar sind, so läßt sich diese nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus der Bildungs- und Zersetzungsweise der Essigsäure und durch Vergleichung mit anderen Verbindungen hypothetisch ermitteln. Nach der rationellen Formel der Radicaltheorie wäre die Essigsäure Acetyloxyd mit Wasser und das Acetyl (C^4 H^3) ist hierin das Radical. Die Kerntheorie giebt als rationelle Formel C^4 H^4 + O^4 d. h. Aethen, (ölbildendes Gas) + 4 Sauerstoff und das Aethen bildet darin den Kern. Der Verf. entwickelt hier die Radicaltheorie und führt einige Beyspiele an von Radicalen, welche Verbindungen aus Kohlenstoff und Wasserstoff sind, als Formyl, Bethyl, Acetyl, Aethyl, ferner von Radicalen, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt sind, wie Indên und von solchen, welche außer dem Kohlenstoff und Wasserstoff noch Arsen enthalten, wie Kakodyl ꝛc.

Hinsichtlich der Kerntheorie, welche der Verf. dem vorliegenden Werke zu Grunde legt, muß gesagt werden, daß eine organische Verbindung mit einem Gebäude zu vergleichen ist; wenn die Lücken, welche durch Entziehung der Atome eines ihrer Stoffe entstehen, durch die eines andren ausgefüllt werden, so behält das Gebäude seine Gestalt, im entgegengesetzten Falle verliert es dieselbe und zerfällt; so kann in der Essigsäure der Wasserstoff durch Chlor ersetzt werden (Substitution) ꝛc. Die Atome der organischen Verbindungen sind theils Kerne, theils Verbindungen der Kerne mit verschiedenen, sich außerhalb an die Kerne anlegenden Stoffen (Laurent). Die Kerne sind Zusammenhäufungen von Kohlenstoffatomen mit den Atomen einiger anderen Elemente. Enthalten diese Kerne neben dem Kohlenstoff nur Wasserstoff, so werden sie mit dem Ausdruck **Stammkerne** bezeichnet; wird aber ein Wasserstoffatom oder alle Wasserstoffatome des Kerns durch Atome anderer selbst unorganischer Elemente vertreten, welche genau dieselbe Stelle im Kerne einnehmen, wie die Wasserstoffatome in dem Stammkerne, so nennt man sie **abgeleitete Kerne**. Auch durch Verbindungen kann der Wasserstoff in dem Kerne vertreten werden. So ist z. B. unter den Kernen der Aethen-Reihe das ölerzeugende Gas = C^4 H^4 = Aethen, der Stammkern; hingegen ein abgeleiteter Kern ist Chlor-Ethase = C^4 H^3 Cl. Die Verbindungen, welche ein, zwey bis drey Atome Chlor enthalten, und in welch letzteren der Wasserstoff dann gänzlich fehlt, werden mit Chlor-Etheſe, Chlor-Ethise und Chlor-Ethiose bezeichnet. Ebenso ist in der Naphthen-Reihe das Naphthalin oder Naphthen = C^{20} H^8 der Stammkern. Die Zahl der sich außen anlagernden Atome ist fast immer eine paare 2, 4 oder 6, selten mehr Atome, wie dieß mit Chlor, Jod, Brom oder Schwefel der Fall ist.

Der Stammkern, so wie der abgeleitete Kern kann auch 2, 4 oder 6 Atome Sauerstoff außerhalb aufnehmen, woraus mit 2 At. Sauerstoff ein neutrales Oxyd, mit 4 At. Sauerstoff eine einbasische

Säure und mit 6 At. Sauerstoff eine zweybasische Säure entsteht.

Es lassen sich die organischen Verbindungen in Reihen abtheilen, deren jeder ein Stammkern oder ein abgeleiteter Kern zu Grunde liegt. So gehören in die Reihe des Aethens: Aldehyd, Weingeist, Essigsäure, Chloressigsäure ꝛc.

Bey Bildung der organischen Verbindungen unterscheidet der Verf. die Bildung derselben aus unorganischen Stoffen und ihre Bildung aus anderen organischen Verbindungen. In den lebenden Pflanzen geht diese Bildung vor sich aus den ihnen dargebotenen unorganischen Verbindungen, wohin vorzüglich gehören Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, welche zum Theil eine Zersetzung erleiden. Die direkte Bildung organischer Substanzen aus den unorganischen durch Kunst ist bis jetzt sehr unvollkommen gelungen und läßt vieles zu wünschen übrig. Jedenfalls können durch Kunst aus unorganischen Stoffen nur einige niedere organische Verbindungen, welche nur wenige Atome Kohlenstoff enthalten, hervorgebracht werden.

Was die Bildung einer organischen Verbindung aus einer anderen ebenfalls organischen betrifft, so erfolgen solche Umwandlungen in den lebenden Pflanzen und Thieren, aber auch die Kunst vermag aus organischen Stoffen eine große Anzahl neuer organischer Verbindungen zu erzeugen, wovon auch schon viele in der Natur angetroffen werden, als Ameisensäure, Oxalsäure, Essigsäure, Krümelzucker ꝛc. Die Zahl der Verbindungen, welche in der Natur nicht angetroffen und nur durch Kunst erzeugt werden, ist viel größer; dahin gehören: Holzgeist, viele Glieder der Aethen-Reihe, auch künstliche Alkaloide, als Melamin, Ammelin, Sinapolin ꝛc.

Eigenschaften der organischen Verbindungen.

Die meisten organischen Verbindungen sind beym Gefrierpunkt des Wassers fest und von diesen ist der größere Theil krystallisirbar; einige von ihnen lassen sich sowohl im krystallinischen, als amorphen Zustand darstellen, wobey sie einen verschiedenen Schmelzpunkt zeigen, nämlich im amorphen Zustande einen niedrigeren; so ist z. B. der Schmelzpunkt des krystallisirten Zuckers 160°, des amorphen Zuckers nur 90° bis 100°.

Das specifische Gewicht der organischen Verbindungen im tropfbaren oder festen Zustande liegt zwischen 0,627 (flüchtiges Brenzoel des Oelgases) und 1,75 (Weinsäure); die bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen sind die leichtesten, die an Sauerstoff, Chlor, Jod reichsten sind die schwersten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik.

(Schluß.)

Ferner

Phorm. IV, 3, 57 ob decem minas, inquit.
age, age, iam ducat, dabo.

ist nach der hier vorgetragenen Ansicht der rhythmische Pyrrhichius mĭnăs viel annehmlicher, während nach Bentleys Aenderung mnas ein metrischer Bacchius den ersten Fuß verunstaltet.

Dagegen protestirt G. lebhaft, wenn Bentley es wagt einen solchen Vers (nach Donatus) aufzustellen:

Phorm. V, 6, 37. atque hercle ego quoque illam inaudivi fabulam immo etiam dabo.

„Denn eine Länge betonen und zugleich trotz der Betonung verkürzen zu wollen, ist unmöglich.“ Lieber soll die antepenultima von inaudivi verkürzt werden. Selbst der bekannten Regel vocalis ante vocalem corriptur wird der Gehorsam aufgekündigt, qui amant, di ament und dergl. sind keine Anapaeste mehr, sondern Daktyle. Jetzt wird man sich auch nicht mehr verwundern, wenn er mit Berücksichtigung des Accents

Rud. IV, 4, 92 vos tamen istic, quiquid illic inerit, vóbis habebitis

eintheilt, denn um den echten Ton auf illic und

inerit zu bringen, ist es schon der Mühe werth, aus vobis einen Trochaeus zu machen.

Herr Geppert befindet sich von seinem selbstgeschaffenen Standpunkt aus in gutem Recht, wenn er nun Ritschl zu Rede stellt, und mit folgenden Fragen und Vorwürfen bestürmt: „sonderbar kommt es mir vor, wenn er gegen die Verkürzung der Endsylbe in habes Rud. V, 3, 13 und ames II, 4, 25 etwas einzuwenden hat: sind das nicht zweysylbige Wörter so gut, wie ades? Und wie Bentley mit diesen umgeht, ist oben (p. 56) an patri gezeigt worden. Ebenso seltsam scheint es mir, daß er die Verkürzung der ersten Sylbe in accedam und appello nicht gestatten will, da er doch aus dem mehrerwähnten Schediasma wissen muß, daß die mit Präpositionen componirten Wörter besondere Ansprüche auf Verkürzung der ersten Sylbe haben. Warum wundert er sich ferner, daß ich die erste Sylbe von Ampelisca kurz gebraucht habe, da ja Hermann Trin. III, 2, 39 die von imperitus ebenfalls verkürzt hat? Es kann also doch nicht gegen die herrschenden Principien seyn. Warum beschuldigt er mich ferner, nicht gewußt zu haben, daß die erste Sylbe von aleator lang wäre, weil ein jambischer Trimeter mit den Worten nec ted aleator anfängt? Sind denn die beyden Worte nec ted nicht ebenso gut ein paar Monosyllaba, wie hic est zu Anfang von Andr. IV, 4, 48 oder ist dieser Spondeus anstößiger als der in hic ille Trin. I, 2, 15? u. s. w. Am meisten hat „Ritschls Zorn" der Vers Rud. IV, 5, 5 ego hodie qui néque speravi néque credidi versteht sich in der hier gegebenen Scansion erregt, und doch „kann er mit der Betonung, die ihm die Metriker gegeben haben, nicht schlechter seyn. Nicht, daß der Molossus speravi mit seiner letzten Sylbe in eine gleiche Stelle geräth, sondern der Vers zerfällt auch geradezu in drey Dipodien, ein großer Fehler." (Dessen beyläufig bemerkt, Terenz sich mehremale, z. B. Heaut. I, 1, 3; 1, 40 sich schuldigt macht) „der Ton der Worte aber scheint mir nur der seyn zu können, daß man schreibt néque speravi néque credidi. Es wäre nichts so unerhörtes, wenn die erste Sylbe des zweyten neque hier durch den Rhythmus verlängert worden wäre, da er dem Eingriff der Alten zufolge, dergleichen Dinge öfters gethan hat." (Wer? der Rhythmus oder Plautus?) Mir aber schien in dem qu ursprünglich ein Doppelconsonant, oder, wenn man will, ein Consonant mit einem Vocal zu liegen. Daher findet man relicuus, delicucuus, anticuum — am meisten aber entscheidet für die Doppelconsonanz der Umstand, daß qu im Epid. III, 4, 62 Position bildet: potuit, plus iam sum libera quinquennium, ein Vers der sich ganz ebenso im C. A. findet. Von der Verlängerung der ersten Sylbe oder der dreysylbigen Aussprache des neque findet sich freylich bey Plautus außer Mil. II, 6, 1 *) und Most. I, 3, 107 so viel ich mich erinnere, kein Beyspiel, aber wohl bey Terenz, denn Ad. III, 4, 13 lautet im cod. Bembinus: neque faciam, neque id satis pie posse arbitror, ein Fall der mit dem unsrigen genau übereinstimmt, denn man sieht, daß bey beyden die Steigerung des Gedankens in dem zweyten jene abnorme Verlängerung hervorgebracht hat. Hier wird gesagt: ich werde es weder thun, noch kann ich es thun, dort: ich hoffte es nicht, noch glaubte ich es." Was vermag nicht alles die Kraft des Gedankens!

Nach der Mittheilung dessen, was der Verf. über die gewöhnlichsten Verse aufgestellt hat, haben wir uns hoffentlich bey verständigen Lesern die Erlaubniß erwirkt, über den Rest, welcher von einigen Plautinischen canticis handelt, und von dem Verhältniß der Palatinischen Handschriften zu dem Ambrosianus, mit Stillschweigen hinwegzugehen.

*) Im Miles. II, 6, 1 wird man nicht auf die Vulgata gehen dürfen und in der Mostellaria I, 3, 107 bedarf es nur einer leichten Umstellung, um die gewöhnliche Prosodie von neque herzustellen; daß Ad. III, 4, 13 ex nicht fehlen kann, versteht sich von selbst.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Fortsetzung.)

Es sind ferner die meisten organischen Verbindungen farblos, selbst solche, welche die größte Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten; einige mit wenigstens 14 Atomen Kohlenstoff, die organischen Farbstoffe, sind nicht nur für sich lebhaft gefärbt, sondern behalten auch ihre Farbe in ihren meisten Verbindungen mit farblosen Stoffen.

Die lichtbrechende Kraft der organischen Flüssigkeiten ist um so größer, je specifisch schwerer und je dickflüssiger sie sind und je mehr in den Kohlenwasserstoff-Verbindungen der Kohlenstoff über den Wasserstoff vorwaltet.

Viele organische Verbindungen haben unter sich bey gleicher procentischer Zusammensetzung sehr abweichende physikalische und chemische Eigenschaften (Isomerie), dahin gehören die flüchtigen Oele des Terpentins, der Citronen, der Gewürznelken, des Elainharzes, die Weinsäure, Traubensäure ꝛc.

Zersetzungen der organischen Verbindungen.

Die Umwandlungen der organischen Verbindungen können auf mannichfache Weise herbeygeführt werden, nämlich durch Aufnahme eines von außen hinzutretenden Stoffes, so wie durch Entziehung eines oder mehrerer ihrer Stoffe ꝛc. Wenn durch Einwirkung eines Stoffes der organischen Verbindung ein Element entzogen wird, und an dessen Stelle ein anderes nach derselben Atomzahl in die organische Verbindung eintritt, so daß auch die gegenseitige Stellung unverändert bleibt, so belegt man diese Umwandlung mit dem Ausdrucke Substitution, Metalepsie oder Vertretung, wobey aber der Kohlenstoff nicht substituirt werden kann. Der Wasserstoff wird am häufigsten substituirt durch Chlor, Brom und Jod, ebenso kann er durch Sauerstoff, durch ein Metall, so wie durch einige Säuren substituirt werden. Auch läßt sich der Sauerstoff durch Schwefel vertreten, und umgekehrt der Schwefel durch Sauerstoff.

Zersetzungen durch Hitzung, so wie durch Verbrennung.

Die Verbindungen mit mittlerem Sauerstoffgehalt, wie Zucker, Gummi, Holz ꝛc. lassen, wenn sie in verschloßenen Gefäßen erhitzt werden, am meisten Kohle zurück, weil durch den Sauerstoff ein großer Theil des Wasserstoffs, welcher den Kohlenstoff verflüchtigen würde, in Wasser verwandelt wird. Die Produkte, welche sich bey der sogenannten trocknen Destillation verschiedener organischer Substanzen bilden, sind Gasarten, nämlich Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas, kohlensaures Gas. In dem wäßrigen Destillate finden sich außer dem gebildeten Wasser nur selten weingeistartige Flüssigkeiten, wie Aldehyd, Holzgeist, Lignon und Aceton, aber fast immer Säuren, unter welchen die Essigsäure am häufigsten vorkömmt. Bey der Destillation stickstoffhaltiger Verbindungen findet man in dem wäßrigen Destillat Blausäure und Ammoniak, letzteres zum Theil mit Kohlensäure und Essigsäure verbunden. Ferner entsteht bey der trocknen Destillation Brenztheer, näm-

lich ein Gemisch von verschiedenen brenzlichen Oelen und Harzen. Bey der langsamen, so wie bey der raschen Verbrennung erleiden die organischen Stoffe eine Zersetzung; so verharzen sich an der Luft die flüchtigen Oele, einige flüchtige Alkaloide, wie Nicotin und Coniin, das Aldehyd wird zu Essigsäure ꝛc. Bey einer vollständig erfolgten raschen Verbrennung der organischen Gebilde wird eine nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung völlig in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Auf dem vollkommenen Verbrennen der organischen Körper mit sauerstoffreichen unorganischen Verbindungen, wie mit chlorsaurem Kali, Kupferoxyd und chromsaurem Bleyoxyd, beruht die organische Elementaranalyse, welche der Verf. hier umständlich zu beschreiben Gelegenheit nimmt.

Zu den Zersetzungen der organischen Verbindungen gehören auch die Selbstentmischungen, nämlich Verwesung und Gährung. Erstere ist eine bey Zutritt von Luft und Wasser erfolgende langsame Verbrennung, wobey Kohlenstoff und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt werden; der Stickstoff entwickelt sich theils gasförmig oder verwandelt sich in Salpetersäure, in vielen Fällen verbindet sich aber auch der Stickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak.

Die Gährung beruht auf einer geänderten Zusammenfügung der in der organischen Verbindung bereits vorhandenen Elemente; außerdem treten hiezu häufig noch die Elemente des Wassers, ohne dessen Gegenwart keine Gährung möglich ist. Bey der Gährung zerfallen höhere organische Verbindungen theils in niedrigere, theils auch in unorganische, wie in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Sehr geeignet zur Gährung sind mehrere stickstoffreiche Verbindungen, nämlich die eyweißartigen und Protein-Stoffe, wo hingegen andere stickstoffreiche Verbindungen wie Harnsäure, Indigo und Alkaloide dieser Fäulniß nicht in dem Grade fähig sind.

Viele für sich nicht gährungsfähige Stoffe werden in Berührung mit Leim- oder Proteinstoffen der Gährung fähig, wozu aber alle bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Verbindungen auf keine Weise gehören. Insofern die Proteinstoffe die Gährung anderer Stoffe anregen, nennt man sie Fermente. Eine Auflösung von Zucker in Wasser, welche für sich fast unverändert bleibt, kann nach der Natur des hinzugefügten Ferments in drey verschiedene Gährungen übergehen, wobey sich der Zucker in Milchsäure verwandelt, ferner in Buttersäure oder in Schleim von Mannit begleitet, woraus die Milchzuckergährung, die Buttersäuregährung und die Schleim- oder Mannitgährung entstehen; wenn der Zucker aber in Kohlensäure und Weingeist zerfällt, so entsteht die Weingährung, welche nur durch das ausgebildete Ferment (Bierhefe oder Weinhefe) hervorgebracht werden kann, aber nicht durch die kleberartige Materie in unverändertem Zustande, in welchem sie sich gelöst neben dem Krümelzucker im Safte der Trauben und der Obstarten befindet.

Die einmal begonnene Gährung kann durch verschiedene Umstände gehindert oder auch gänzlich unterbrochen werden, und zwar durch Frostkälte, durch Siedhitze, durch fäulnißwidrige Mittel ꝛc. Die von Berzelius aufgestellte Erklärungsweise der Gährung, daß das Ferment als katalytische Kraft das Zerfallen des Zuckers in Kohlensäure und Weingeist bewirke, so wie die von Liebig vorgeschlagene, daß die Bewegung, in welcher sich die Elementaratome im Ferment befinden, sich auch den daneben liegenden Atomen des Zuckers mittheilt, hält der Verf. nicht für genügend.

Es können die organischen Verbindungen durch viele unorganische Stoffe zersetzt werden. Das Chlor z. B. entzieht Wasserstoff mehreren daran reichen Verbindungen unter einer steigenden Wärmeentwicklung, welche bis zur Lichterscheinung geht. Außer der Bernsteinsäure und Schleimsäure widerstehen fast keine organischen Verbindungen der Wirkung des Chlors. Das Brom so wie das Jod zersetzen die organischen Verbindungen ebenso wie das Chlor, jedoch wegen geringerer Affinität zum Wasserstoff auf eine weniger kräftige Weise. Viele Säuren wirken zersetzend auf die organischen Verbindungen. Die Salpetersäure bringt Zersetzungen verschiedener Art hervor; sie kann in einigen Fällen ein oder mehrere Atome Wasserstoff vertreten, sie kann auch die organische Verbindung ohne Zersetzung derselben oxydiren. Die meisten organischen Verbindungen werden durch Salpetersäure tiefer zersetzt, indem der Sauerstoff

der Säure sowohl Wasserstoff, als Kohlenstoff aufnimmt, und damit Wasser und Kohlensäure erzeugt, durch welchen theilweisen Verlust der beyden Elemente die organische Verbindung immer sauerstoffreicher wird, und sich zuletzt in Oxalsäure umwandelt.

Der Verf. beschreibt hierauf die Einwirkungen, welche einige andere Säuren auf die organischen Verbindungen äußern, wie die Chlorsäure, Jodsäure, Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure ꝛc.

Die Zersetzungen der organischen Verbindungen durch fixe Alkalien beruhen vorzüglich auf ihrer prädisponirenden Affinität zu den Säuren; sie veranlassen hiedurch neutrale Verbindungen, sich in saure zu verwandeln und veranlassen schwächere organische Säuren, in stärkere überzugehen, wobey sie die organischen Verbindungen disponiren, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen, um dadurch in organische Säuren umgewandelt zu werden. So bildet Kali in Weingeist aufgelöst außer einem braunen Harz, Essigsäure und Ameisensäure. Ebenso wird der Zucker durch eine kochende Lösung von Kali in vier organische Säuren umgewandelt. Auch werden einige organische Stoffe durch Ammoniak zersetzt und zum Theil in Amid-Verbindungen verwandelt.

Eintheilung der organischen Verbindungen.

Der Verf. befolgt, wie schon gesagt, die von Laurent vorgeschlagene Eintheilung, welcher annimmt, daß die organischen Verbindungen theils Stammkerne sind, theils abgeleitete oder Nebenkerne, theils Verbindungen ersterer und letzterer mit verschiedenen außerhalb des Kerns angelagerten Stoffen. Hiebey wird mit denjenigen Kernen begonnen, welche die geringste Zahl von Kohlenstoffatomen enthalten, und dann in einer Stufenleiter zu denjenigen fortgeschritten, welche die meisten Kohlenstoffatome enthalten. Auf diese Weise wird man von der niedrigsten Stufe der organischen Verbindungen bis zu der höchsten aufsteigen. Jeder Stammkern bildet eine Reihe ihm gehörender Typen, welche Reihe man die Stammreihe nennt. Den ersten Typus dieser Reihe bildet der Stammkern selbst; den zweyten z. B. Kern + H, den dritten Kern + H^2, den vierten Kern + HO etc. Bey den Nebenkernen kommen auch häufig gepaarte Verbindungen vor. Ein Stammkern nebst seinen Nebenkernen und allen Verbindungen, welche beyde Arten von Kernen liefern, bildet eine Gruppe.

Die Vorschläge des Verf. für eine neue chemische Nomenclatur der organischen so wie auch der unorganischen Verbindungen könnten, wenn sie allgemein eingeführt würden, sicher eine Erleichterung im Studium der oft sehr verwirrten organischen Verbindungen herbeyführen.

Uebersicht der Typen. A. Kerne. a. Stammkerne.

Die meisten Kohlenstoffverbindungen oder Hydrocarbone sind Stammkerne, wovon aber einige 2 H mehr enthalten, demnach wegen Unsicherheit der Scheidung hier zusammen betrachtet werden. Sie bilden theils durch große Leuchtkraft ausgezeichnete Gase, theils dünnflüssige verdampfbare Flüssigkeiten, nämlich flüchtige Oele, theils flüchtige krystallinische Körper.

Der Verf. beschreibt hier die flüchtigen Oele in weiterem Sinne, auch diejenigen, welche krystallisiren, und zählt sie alle zu einer Familie, obgleich sie häufig Gemische von Hydrocarbonen und oxydirten Hydrocarbonen sind, weßhalb eine genaue Scheidung nicht leicht statt finden kann. Sie bestehen theils bloß aus Kohlenstoff und Wasserstoff, mehrere von ihnen enthalten aber auch kleine Mengen von Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff. Zu den durch Kunst erzeugten Oelen gehören Eupion und Kreosot.

b. Abgeleitete Kerne oder Nebenkerne. In diesen sind die Wasserstoffatome des Stammkernes ganz oder theilweise durch eine gleiche Atomzahl von Sauerstoff, Schwefel, Jod, Chlor ꝛc. ersetzt; dahin gehören Palen, Aethen, Batyren ꝛc.

B. Verbindungen eines Stammkernes oder Nebenkernes mit Stoffen außerhalb desselben. (Hüllenkerne).

a. Kerne mit 1 Atom Wasserstoff verbunden, wie z. B. Indigweiß; auch andere Farbstoffe gehen durch Aufnahme von 1 Atom Wasserstoff in farblose Verbindungen über.

b. Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff. Hiezu soll das Sumpfgas gehören, welches noch 1 Atom Wasserstoff aufgenommen. Auch ist der Verf. geneigt, hier diejenigen organischen Verbindungen einzureihen, welche mehr oder weniger den Charakter einer Salzbasis besitzen, nämlich die Alkaloide. Diese lassen sich als Verbindungen von 2 Atomen Wasserstoff betrachten mit einem Kerne, welcher 1 oder 2 Atome Stickstoff enthält. Der Kern enthält außer dem Kohlenstoff und Stickstoff, welch' letzterer wesentlich ist, bloß Wasserstoff, oder zugleich noch Sauerstoff und Schwefel.

Der Vf. beschreibt dann die Darstellung und Eigenschaften der in der Natur vorkommenden Alkaloide, so wie der durch Kunst erzeugten; zu letzteren gehören das Leukohl oder Chinolin aus dem Steinkohlentheer und das Anilin, welches sich bey der trocknen Destillation des Indigs bildet. Diejenigen Alkaloide, welche eine kleinere Zahl von Kohlenwasserstoffatomen und daneben blos Wasserstoff und Stickstoff enthalten, erscheinen als ölige Flüssigkeiten wie Nicotin, Coniin, Anilin, Leukol Oderin; die übrigen sind starr und meistens krystallisch.

b. Verbindungen der Kerne mit Wasserstoff und Sauerstoff nach gleicher Atomzahl.

α. Verbindungen der Kerne mit 1 Atom Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff.

Aetherarten. Diese Verbindungen entstehen durch Erhitzen von Alkoholen mit wasserbegierigen Stoffen, vorzüglich mit Schwefelsäure. Diese entziehen den Alkoholen 1 Atom Wasserstoff und Sauerstoff, wodurch sie in Aether übergehen. So liefert der Holzgeist den Holzäther (Formäther) und der Weingeist den gewöhnlichen Aether (Vinäther). Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung können die Aetherarten in drey Klassen verfallen.

1. Vinäther, Holzäther und Myläther.

2. Die durch Wasserstoffsäuren erzeugten Aether, in welchen 1 Atom Sauerstoff durch 1 Atom des Radikals einer Wasserstoffsäure vertreten ist; der Vf. bezeichnet sie mit dem Ausdruck Afer, als Vinafer, Formafer.

3. Viele aus Alkoholen und Sauerstoffsäuren entstandene ätherische Verbindungen bestehen aus dem

Aether der ersten Klasse mit einer unorganischen oder organischen Sauerstoffsäure. Der Verf. nennt sie Ester, z. B. Salpetrig-Vinester ꝛc.

β. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff.

Alkohole. Hierher gehören: Holzgeist, Weingeist, Fuselöl und Aethal, letzteres entstanden durch Behandlung des Wallraths mit Kali. Wenn Schwefelsäure oder Phosphorsäure auf diese Alkohole einwirkt, werden Wasserstoff und Sauerstoff disponirt, sich zu Wasser zu vereinigen, was die Umwandlung derselben zu Aether zur Folge hat. Auch durch die Einwirkung des Sauerstoffs können ihnen 2 Atome Wasserstoff entzogen werden, um sie in Aldide zu verwandeln, z. B. Weingeist in Aldehyd. Es können aber auch 2 Atome an den Kern treten, und nun entstehen 1 basische Säuren. So verwandelt sich Holzgeist in Ameisensäure, Weingeist in Essigsäure, Fuselöl in Baldriansäure.

(Schluß folgt.)

Nomenclatoris zoologici index universalis, continens nomina systematica classium, ordinum, familiarum et generum animalium omnium, tam viventium quam fossilium, secundum ordinem alphabeticum unicum disposita, adjectis homonymis plantarum. Auctore L. Agassiz. Solodori 1848. 1135 S. 16.

Der vorliegende Nomenclator ist eigentlich nur die Sedez-Ausgabe von dem gleichnamigen, den Agassiz im Jahre 1846 als Index zu seinem großen Nomenclator zoologicus in Quart-Format publizirt hatte. Außer der Aenderung des Formates ist nur noch die vorgenommen worden, daß in den Noten die auf den großen Nomenclator bezüglichen Zusätze weggelassen, und blos diejenigen Namen, die auch im Pflanzenreiche gebraucht sind, aufgeführt wurden. Dieser Index ist also eine bequeme Handausgabe für Alle, welche den großen Nomenclator nicht besitzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus von Justus Liebig. Braunschweig 1848.

Es ist ein unbedingt geltender Grundsatz, ohne welchen jede Naturforschung zu einer Unmöglichkeit würde, daß wir eine ewig bindende Kraft der Gesetze annehmen, welche in der Materie herrschen. Unter gleichen Umständen muß jedes Element stets dieselben Eigenschaften zeigen, muß die Wirkung einer Kraft constant dieselbe seyn. Kein Ding kann je seine Eigenschaften aus irgend einer Ursache ändern, mag es hier oder dort in Wechselwirkung mit anderen Dingen treten. Bey der Wirkung von Stoff auf Stoff ist die Interpolation einer variablen Kraft ein Unternehmen, welches jeder weiteren Forschung den Stab bräche. Wo bliebe die Kraft des Gesetzes, wo bliebe der Boden für ein Fortschreiten in der Kenntniß des Zusammenhangs aller Dinge, wenn er jeden Augenblick wanken könnte, wenn Gesetze zu binden und zu lösen einem Spiel der Willkühr überlassen wäre, dem zu folgen unserm geistigen Bedürfniß weder erquicklich noch möglich wäre.

Gleichgültig ob die Materie zum Aufbau anorganischer oder organischer Körper benützt ist: ihrem Gesetz, dem sie dort gehorcht, muß sie auch hier gehorchen. Physikalische und chemische Kräfte und nur sie können das Wechselspiel der organischen Materie leiten, aber freylich nicht die physikalischen und chemischen Kräfte allein, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben. Wir kennen nur einzelne und leider nur wenige Paragraphen jener Gesetze; in ihrem vollen Umfang sie zu erforschen, das ist die Aufgabe, nicht aber an dem gebrechlichen Stab erfundener neuer Gesetze sich über die Lücken des Wissens hinüber schwingen zu wollen. Von dem, was wir wissen, müssen wir ausgehen, und vor allem versuchen, wie weit die jetzige Kenntniß physikalische und chemische Kräfte auf dem Gebiet des organischen Lebens trägt. Es ist dieß die Richtung unserer gegenwärtigen Methode, welche auf seinem Gebiet Liebig durch seine Schriften am meisten angeregt hat. Mag immerhin Manches in der Wirklichkeit anders seyn als, in seinem System hingestellt ist, der Weg, den er eingeschlagen hat, ist und bleibt der richtige, und die Fragen richtig gestellt zu haben ist oft dankenswerther selbst als ihre Lösung.

Bey dem Versuch der Lösung haben wir uns vor Allem vor der Illusion zu hüten, physikalische und chemische Experimente ohne weiteres auf den Organismus anzuwenden, ohne genau alle Nebenumstände zu berücksichtigen, welche in dem lebenden Körper durch eine so enge und complicirte Verschlingung der Ursachen die letzte Form eines Processes so modificiren können, daß die sonst beobachtete Wirkung der Congruenz einzelner Ursachen eine ganz andere außerdem nicht existirende zu seyn scheint.

Auch in der vorliegenden Untersuchung hat Liebig das große Verdienst, eine Reihe theils bekannter, theils neu gewonnener Erfahrungen auf physikalischem Gebiet, in Relation zu physiologischen Vorgängen gesetzt, und den Weg zur Erklärung häufig beobachteter Thatsachen gezeigt zu haben, deren Ursachen und Zusammenhang bisher unbekannt geblieben waren.

Verfolgen wir nun den Gang seiner Untersuchung, so zerfällt dieselbe in zwey Abschnitte.

Der erste beschäftigt sich mit den „Erscheinungen, welche die Mischung zweyer Flüssigkeiten begleiten, die durch eine Membran von einander getrennt sind."

Als die drey Hebel, durch welche die Bewegung und Verbreitung der im Darmkanal gelösten Nahrungsmittel innerhalb des ganzen Körpers ermöglicht wird, werden bezeichnet: 1) die Durchdringlichkeit aller Gefäßwände für diese Flüssigkeit, 2) der Luftdruck, 3) die chemische Anziehung, welche die verschiedenen Flüssigkeiten des Thierkörpers zu einander besitzen. Ihre Beweglichkeit verdanken sie dem Wasser, welches alle Gewebe im normalen Zustand enthalten, und welches sie in einer nicht mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre verlieren. Von diesem Wassergehalt ist ihre Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit, ihr Glanz, ihre Biegsamkeit und Elasticität abhängig, und geht mit dem Wasserverlust verloren, wird aber wieder gewonnen, wenn sie c. 24 Stunden lang aufs neue mit Wasser in Berührung gebracht worden sind. Wie die Gewebe Wasser in ihre Substanz aufnehmen, so nehmen sie auch alle mit Wasser mischbaren Flüssigkeiten auf. Trocken nehmen sie die verschiedensten Flüssigkeiten, Oel, Aether ꝛc. in sich auf und verhalten sich in dieser Beziehung analog jedem porösen Körper, welche diese Eigenschaft der Capillaritätswirkung verdanken, die selbst wieder von zweyerley bedingt ist, einmal nämlich von der Anziehung der Poren-Wandungen und Flüssigkeitstheilchen und dann der Flüssigkeitstheilchen untereinander. So wird die Flüssigkeit in einer Pore, an deren innerer Wand zunächst von der ersteren, gegen die Mitte zu von der letzteren (oder der Cohäsion) allein gehalten, und zwar in gefüllten Poren sowohl in der Richtung der Schwere als ihr entgegen unbeweglich. In leeren Poren (Capillarröhren) wird die Flüssigkeit durch die Capillarattraction bewegt; aus vollen kann sie nur bewegt werden durch mechanischen Druck oder Ursachen, welche die Attraction und Cohäsion vermindern. Diese für die porösen Körper überhaupt geltenden Eigenschaften finden wir bey den organischen Geweben und, es folgt daraus mit Gewißheit, daß sie Poren haben, wenn sie auch mit den besten Mikroskopen nicht mehr wahrnehmbar sind. —

Wir können hier die Controverse über die Gegenwart oder Abwesenheit von Poren bey Seite lassen, wenn wir im Auge behalten, daß mit der Annahme ihrer Gegenwart wohl eine große Menge von Erscheinungen theoretisch bequem erklärt werden können, einzelne jedoch wieder nicht, wie z. B. die zunächst jetzt zur Sprache kommenden Eigenschaften der Biegsamkeit und Elasticität der Gewebe. Denn bey allen auch noch so kleinen Poren muß es zuletzt Wandungen geben, und wenn diese Wandungen nur passive Vermittler der Capillaritätserscheinungen sind, so ist nicht einzusehen, wie sie an sich irgendwie in ihren Eigenschaften könnten durch An- oder Abwesenheit des von ihnen eingeschloßnen Wassers alterirt werden. Deßhalb denkt sich auch Schleiden das Verhältniß dieses Wassers zu den Geweben wie das des Salzes zum Wasser in einer Lösung. Wir haben etwas Aehnliches bey der Absorption des Gases. Wir können auch hier nicht mehr im Ernst von Poren des Wassers sprechen, in denen das Gas enthalten ist und welches bey höherer Temperatur, dem Feind der Adhäsion, entweicht, sondern wir können hiebey nur der theoretischen Bequemlichkeit halber an dieser Hypothese festhalten.

Der Verfasser geht hierauf über zur Bestimmung des Drucks, welcher nöthig ist, verschiedene Flüssigkeiten durch thierische Membranen von gewisser Dicke hindurchzupressen. Wir erwähnen hier nur, daß durch eine Membran von $\frac{1}{10}$‴ Knochenöl erst bey einem Quecksilberdruck von 34″, Alkohol noch nicht bey einem Quecksilberdruck von 48″ ausfließt. Durch eine Membran von $\frac{1}{20}$‴ braucht das Oel einen Druck von 22 — 24″, Alkohol von 40″, durch eine Membran von $\frac{1}{100}$ bedarf das Oel eines Quecksilberdruckes von 3″ *).

(Schluß folgt.)

*) Zu bemerken ist, daß Oliven- und Mandelöl eines viel stärkeren Drucks bedürfen, um durch die Membranen gepreßt zu werden, als das von Liebig angewandte Knochenöl.

Handbuch der organischen Chemie von Leopold Gmelin.

(Schluß.)

c. Verbindungen der Kerne mit 2 Atomen Sauerstoff.

Aldehyde oder Aldide. Das Aldehyd entsteht, wenn man dem Weingeist 2 Atome Wasserstoff entzieht; da aber noch viele andere Stoffe in ihrer Zusammensetzung mit demselben Aehnlichkeit haben, so hat man sie Aldide genannt, indem der Name Aldehyd nur für die aus Vine-Reihe vorbehalten ist.

Verbindungen der Kerne mit 4, 6, oder 8 Atomen Sauerstoff. Ein — zwey und dreybasische Säuren.

Organische Säuren im engeren Sinne. Jede Verbindung eines Kerns mit 4, 6 oder mehr Atomen Sauerstoff verhält sich als eine ausgemachte Säure. Die organischen Säuren sind um so stärker, je weniger Atome Kohlenstoff und Wasserstoff ihren Kern bilden, und mit Zunahme der Kohlenstoff- und Wasserstoff Atome im Kerne werden sie schwächer, auch specifisch leichter. Einige von ihnen sind flüssig, wie Ameisensäure, Milchsäure, Buttersäure, Oelsäure, die meisten sind starr und krystallisch. Andere enthalten Stickstoff, theils als solchen, theils als Amid, theils als Untersalpetersäure. Hinsichtlich ihres Verhältnißes zu den Basen zerfallen sie in 1, 2 und 3 basische Säuren, je nachdem sie zur Bildung eines normalen Salzes 1, 2 oder 3 Atome einer Basis gebrauchen, wie Tarter-, Tartral- und Tartrel Säure. Gepaarte Säuren. Verschiedene organische indifferente Stoffe bilden mit unorganischen sowie mit hypothetisch trocknen organischen Säuren eine innige saure Verbindung, eine gepaarte Säure, welche sich als Ganzes mit Salzbasen vereinigt. Die mit der Säure gepaarte organische Verbindung ist der Paarling. Hierher gehören z. B. Benzinschwefelsäure, Weinschwefelsäure ꝛc. Die meisten gepaarten Säuren entstehen durch die Schwefelsäure, verbunden mit einer indifferenten organischen Substanz, als Naphtalin-Schwefelsäure, Isatin-Schwefelsäure ꝛc. Das Bittermandelöl bildet mit Ameisensäure die Mandelsäure.

Verseifbare Fette, welche Glycerin liefern, Süßfette oder Glyceride. Die Eintheilung der Fette in flüssige, feste, trocknende ꝛc. mußte nach Chevreul's folgereichen Untersuchungen aufgegeben werden. Nach ihrer chemischen Natur kann man sie auf folgende Weise eintheilen. 1. Unverseifbare Fette, welche durch wäßriges Kali nicht verändert werden, als Paraffin, Amberfett, Gallenfett. 2. Seifensäuren, erzeugt durch die Einwirkung der Basen auf die verseifbaren Fette, als Buttersäure, Talgsäure, Margarinsäure, Oelsäure. 3. Verseifbare Fette, welche sich mit den Alkalien nicht als Ganzes verbinden, sondern in Berührung mit ihnen in eine fettige Säure und Glycerin zerfallen.

Die Süßfette, als Oele und Talg oder Schmalz, kommen im Pflanzenreiche und Thierreiche vor. Kein Versuch ist bis jetzt gelungen, dieselben durch Kunst zu erzeugen. Alle werden beym Zusammenbringen mit fixen Alkalien und einigen Metalloxyden zersetzt, wodurch die Seifensäure und Glycerin (Verseifung) entsteht, obgleich es noch nicht vollkommen erwiesen ist, daß die Süßfette wirklich als eine Verbindung des Glycerin's mit Seifensäuren zu betrachten seyn dürften. Aus 100 Theilen Menschenfett erhielt Chevreul 9,0 Glycerin und 94 Seifensäure.

Verbindungen 2 Atome Kohlenstoff haltend, Sumpfgas $C^2 H^4$, Holzäther $C^2 H^3 O$, Holzgeist $C^2 H^4 O^2$; auf Platinmohr getröpfelt, entflammt sich der Holzgeist, und verbrennt zu Kohlensäure und Wasser. Mit Vitriolöl verbindet er sich zu Methylschwefelsäure, welche bey freywilligem Verdunsten krystallisirt. Ameisensäure $C^2 H^2 O^4$, obgleich sie häufig in der Natur vorkömmt, so kann sie doch auch auf mannichfache Weise durch Kunst dargestellt werden. Sie reducirt sehr schnell die Oxyde der edlen Metalle. Der Verf. beschreibt hier das Chloroform und die zahlreichen Verbindungen, zu welchen die Ameisensäure Veranlassung geben kann, in welche Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können.

Nebenkerne. Harnstoff, Cyan und Blausäure. Auch hier werden alle bis jetzt bekannten Verbindungen der eben genannten Substanzen mit der größten Umsicht und Genauigkeit abgehandelt.

Verbindungen 4 Atome Kohlenstoff haltend.

A. Stammreihe. Stammkern. Klume $C^4 H^2$, das Wort Klume ist aus Buchstaben des Kalium's gebildet, weil der Stammkern aus einer Kalium-Verbindung erhalten wird. Die schwarze Masse, welche bey Bereitung des Kalium's mit demselben übergeht, und Kohlen-Kalium zu seyn scheint, entwickelt unter Wasser ein eigenthümliches sehr brennbares Gas, das Klumegas, bestehend aus 4 At. Kohlenstoff und 2 At. Wasserstoff. Beym Vermengen mit Chlorgas entflammt es sich von selbst unter Explosion mit rother Flamme und Absatz von Kohle.

Maleinsäure $C^4 H^2 O^4$ kömmt im Equisetum fluviatile vor, und wird durch trockne Destillation der Aepfelsäure gebildet.

B. Nebenreihe, Nebenkern $C^4 Cl^2$, Halbchlorkohlenstoff, in weißen seidenglänzenden Nadeln, welche am Kerzenlicht mit grünblauer Flamme brennen.

Vine- oder Aethen Reihe.

A. Stammreihe, Stammkern Vine oder Aethen ist ein brennbares Gas, welches aus der Einwirkung von 3 bis 4 Theilen Vitriolöl auf 1 Theil Weingeist entsteht (ölerzeugendes Gas).

Vinäther $C^4 H^5 O$ (Aether, Aethyloxyd) erzeugt durch Erwärmen des Weingeistes mit Schwefelsäure, Phosphorsäure oder Arsensäure.

Weingeist $C^4 H^6 O^2$ wird auf keine andere Weise, als durch die geistige Gährung gebildet. Mit Schwefelsäure verbindet er sich zu Weinschwefelsäure und mit Phosphorsäure zu Weinphosphorsäure. Durch Berührung mit Chromsäure bricht er in Flammen aus.

Aldehyd $C^4 H^4 O^2$ kann als dehydrogenirter Weingeist betrachtet werden; bildet mit Ammoniak eine weiße Krystallmasse, auch regelmäßige Krystalle.

Essigsäure $C^4 H^4 O^4$ bildet sich bey der trocknen Destillation der meisten nicht flüchtigen organischen Substanzen, so wie durch langsames Verbrennen des Weingeistes auf Platinmohr ꝛc. Es folgen hierauf die Verbindungen der Essigsäure mit den Basen, deren trockne Destillation meistens zur Bildung des Aceton's Veranlassung geben.

Mercaptan $C^4 H^6 S^2$ die von Zeise entdeckte Flüssigkeit, welche über die Hälfte ihres Gewichtes Schwefel gebunden enthält, verbindet sich mit Metallen, woraus die Mercaptide, nämlich Mercaptam-kalium, Mercaptam-Kupfer u. s. w. entstehen. Chlorvinafer $C^4 H^5 Cl$ leichter Salzäther, Bichlorvinafer, welcher 2 Atome Chlor enthält, ist das Oel des ölerzeugenden Gases.

Der Verf. führt alle bisher bekannt gewordenen Verbindungen an, welche zu dem genannten Stammkern gehören. Sie sind außerordentlich zahlreich, weßhalb wir in dieser Hinsicht auf das Werk selbst verweisen. Die Stickstoff- und Arsen-Kerne der Vine-Reihe sind folgenden noch nicht erschienenen Bänden vorbehalten.

Wenn wir bey der Beurtheilung der ersten Bände über die unorganische Chemie uns dahin ausgesprochen haben, daß durch Gmelin's Werk dem Lehrer und Lernenden ein vollständiges Bild des chemischen Wissens dargeboten wurde, so dürfen wir jetzt hinzufügen, daß dieß mit der Bearbeitung der organischen Chemie in einem ebenso hohen Grade der Fall ist. Durch die Umsicht und die unsägliche Mühe, welche der Verf. auf die vorliegende Arbeit gewendet hat, sind wir oft zur Bewunderung hingerissen, und beym Studium derselben zur festen Ueberzeugung gelangt, daß die gelehrte Welt kein Werk besitzt, welches von der Gründlichkeit, Unpartheylichkeit und den tiefen Kenntnißen seines Vf's. so unzweydeutige Kunde giebt, als dieses, weßhalb auch die Verdienste Gmelin's auf die allgemeine Anerkennung und auf den Dank der Zeitgenossen und Nachwelt die gerechtesten Ansprüche zu machen haben. —

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Verwitterung im Mineralreiche. Mit Rücksicht auf Agricultur und Technologie dargestellt von Dr. G. Sukow, Professor an der Universität zu Jena. Leipzig, 1848.

Der Verf. bespricht in der Einleitung die Eigenthümlichkeiten der Mineralien im Vergleiche mit den Pflanzen und Thieren, und geht dann über zu dem Begriff der mineralischen Verwitterung, womit jeder chemische Angriff der unseren Witterungsverhältnissen zu Grunde liegenden Agentien, der Atmosphärilien so wie des Lichtes und der Wärme, auf einzelne Mineralien und ganze Gebirgsmassen bezeichnet wird. Die Betrachtungen zerfallen in zwey Hauptabschnitte, wovon der erste die Verwitterung der Mineralien durch die atmosphärische Luft, der zweyte die Verwitterung durch das Licht und die Wärme der Sonne bespricht. In den untergeordneten Capiteln werden zuerst die allgemeinen Erscheinungen angeführt und dann durch Beyspiele erläutert.

Die Angriffe des Sauerstoffs der Luft äußern sich durch Veränderungen an gediegenen Metallen, an ihren Legirungen, Schwefelverbindungen und Oxyden. Sie beschränken sich in manchen Fällen auf das Anlaufen der Krystalle, wobey der Verf. hervorhebt, daß nur die Flächen gewisser Gestalten einer Combination diesem Vorgange unterworfen sind, während andere davon frey bleiben. Er sagt, daß durch diese Erscheinung gewissermassen eine chemische Bedeutsamkeit der Krystallformen dargethan wird, eine Bedeutsamkeit, welche wohl zu den thermischen Axen und zwar insofern in Beziehung stehe, als parallel diesen, mit den krystallographischen und optischen Hauptaxen coincidirenden Axen bey erhöhter Temperatur, unter deren Mitwirkung das Anlaufen erfolgt, eine Ausdehnung der Flächen und neue hiemit in Verbindung stehende Auflockerung und größere Empfänglichkeit für den Sauerstoff stattfinde, während dagegen auf den gegen diese Axen normalen Flächen die auch an Sauerstoff gebundene Wärme dergestalt eine Abstoßung erleide, daß der Sauerstoff unfähig werde, diese Fläche zu afficiren. Unmittelbar aus diesen Erscheinungen ergebe sich also unverkennbar, daß in den Krystallen auch chemische Axen vorhanden seyen, und daß diese Axen ebensowohl eine krystallographische, als die krystallographischen außerdem auch eine thermische und optische Bedeutsamkeit haben. — Bis jetzt sind nur die angelaufenen Eisenglanzkrystalle von Elba als ein interessantes Beyspiel bekannt gewesen, daß dieselben Farben gewissen gleichartigen Flächen correspondiren. Bey diesen kann von einer Oxydation nicht die Rede seyn, und der Verf. leitet die Veränderung von einer Umwandlung in Eisenoxydhydrat her; als einen Fall von einer nur auf gewissen Flächen beginnenden Oxydation erwähnt er Krystalle von Magneteisenerz, deren Flächen mit Ausnahme der Rhombendodecaederflächen, wenn diese in der Combination vorkommen, pfauenschweifig angelaufen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus von Justus Liebig.

(Schluß.)

Die hiebey bemerkenswertheste Thatsache ist, daß es bey der Filtrirbarkeit einer Flüssigkeit nicht auf die größere oder geringere Beweglichkeit der Flüssigkeitstheilchen ankommt, indem eben Alkohol immer den stärksten Druck bedarf, um durch eine thierische Membran gepreßt zu werden.

Weiter werden Versuche über das Absorptionsvermögen eines bestimmten Quantum trockner thierischer Membran für verschiedene Flüssigkeiten in gewissen Zeiträumen mitgetheilt, aus welchen hervorgeht, daß unter allen Substanzen Wasser in größter Menge absorbirt wird; Salzwasser im umgekehrten Verhältniß zu dessen Salzgehalt; wasserhaltiger Alkohol im geraden Verhältniß zu dessen Wassergehalt.

Eine in einer Membran enthaltene mit einer anderen (z. B. Wasser) nicht mischbaren Flüssigkeit z. B. Oel wird von der letzteren, wenn die Membran für dieselbe ein stärkeres Absorptionsvermögen hat, vollkommen verdrängt. Sind sie mischbar, so bleibt in der Blase nur so viel, als durch die Absorptionskraft der Membran von dieser Mischung zurückgehalten werden kann; ist daher die Membran mit Wasser durchtränkt, und wird sie in Berührung mit einer Substanz gebracht, zu der das Wasser eine Affinität hat, vermöge welcher eine Mischung oder Lösung zu Stande kommt, so wird von dieser Lösung nur ein dem Absorptionsvermögen der Membran entsprechendes Quantum in derselben zurückgehalten, und die Membran verliert an Wasser (an Volum) so viel, als der nicht absorbirbare Theil der neu entstandenen Lösung beträgt. So stark auch die Anziehung von Membranen zu dem absorbirten Wasser ist, so hemmt sie doch nicht die Mischung des letzteren mit anderen Substanzen.

Auf den folgenden Seiten werden die bekannten Erscheinungen der Endosmose in Exosmose, so wie die, theils in der chemischen Affinität oder der verschiedenen Concentration der Flüssigkeiten, theils in dem Verhältniß der Substanz der Membran zu der einen oder anderen Flüssigkeit gelegenen Ursachen besprochen, welche hiebey modificirend einwirken; zugleich zeigt Liebig die doppelten Strömungen an suspendirten Körperchen, welche von dem Sinken der specifisch schwereren und Steigen der specifisch leichteren Flüssigkeit herrühren, und giebt das Verfahren an, die dabey stattfindende Volumsänderung der Flüssigkeiten zu messen.

Da nun die Erklärung der Erscheinung eintretender Volumänderung zweyer durch Membranen getrennter Flüssigkeiten abhängt 1) von der Kenntniß der Mischungsgesetze, so führt Liebig der folgende Theil der Untersuchung auf eine Reihe von Beobachtungen, in welchen nicht chemische Verbindungen, sondern die sogenannten Adhäsionserscheinungen die wichtigste Rolle spielen, welche Liebig nur als eine Art der chemischen Affinität darzustellen sucht. So sind ihm die Lösungen Wirkungen der Affinität gelöster und lösender Substanzen auf einander, welche durch Hinzukommen einer neuen chemischen (Adhäsions-) Kraft so verändert werden können, daß die Anziehung zwischen den beyden ersten eine andere wird. Darauf beruht eine Reihe bekannter Erscheinungen bey dem Niederschlagen einer Substanz aus ihrer Lösung, ja selbst auch bey dem Niederschlagen suspendirt erhaltener nicht gelöster Körperchen.

Auch die Oberfläche fester Körper übt auf die damit in Berührung gerathenden Moleküle eine sehr ungleiche Anziehung aus, und wenn die Steighöhe innerhalb von Capillaren für Wasser oder andere homogenen Flüssigkeiten vollkommen unabhängig ist von der Substanz der Capillarwandungen, so gilt dieß nicht von Lösungen, welche fremde Substanzen enthalten, zu denen die Wandungen eine andere Anziehungskraft besitzen als zu dem Lösungsmittel. Flüssigkeiten mit ungleicher chemischer Beschaffenheit mischen sich an allen Punkten, wo sie sich berühren. Die Vollkommenheit der Mischung wird also abhängen von der Größe der Berührungsfläche. Ein Hin-

derniß bietet das specifische Gewicht beyder, wenn die specifisch schwerere unterhalb der specifisch leichteren zu stehen kommt. In den thierischen Membranen nun, in deren Poren die Mischung ebenso zu Stande kommt wie außerhalb, und woran die Blase nicht den geringsten Antheil hat, wird diese Mischung längere Zeit brauchen, bis sie zu Stande kommt, weil durch die Blase die Berührungsfläche an den Stellen, wo keine Poren sind, verkleinert ist, als ohne Gegenwart der Blase in dem Fall, wo die specifisch schwerere Flüssigkeit über der leichteren steht. Im umgekehrten Fall aber wird die Mischung beschleunigt durch die Gegenwart der Membran, durch deren Poren hindurch der hydrostatische Druck nicht fortgepflanzt wird, wodurch es möglich wird, die specifisch schwerere Flüssigkeit oberhalb der leichteren zu erhalten. —

Was die Volumsveränderung betrifft, so ist dieselbe abhängig von der ungleichen Attraktion der Membran zu den verschiedenen Flüssigkeiten, wobey durch die fortgehende Mischung und die damit verknüpfte schnell wechselnde Berührung der Membran mit differenten Flüssigkeiten eine fortwährende An- und Abschwellung oder Bewegung in derselben entstehen muß.

Aus diesen verschiedenen Beobachtungen und Experimenten läßt sich vieles auf den Organismus anwenden, in dessen Innerem die verschiedenen Gefäßsysteme vollkommen von einander getrennt einen gegenseitigen Austausch ihres Inhalts nur durch ihre Wandungen zulassen, wobey nothwendig analoge Gesetze der Diffusion wie die oben aufgeführten auftreten müssen, und sich auch nachweisen lassen.

Waren in diesem Capitel der hier mitgetheilten Untersuchungen größtentheils bekanntere Erscheinungen auf allgemeinere Gesetze der chemischen Affinität zurückgeführt und erklärt, so finden wir im zweyten Capitel, welches von „dem Einfluß der Hautverdunstung auf die Bewegung der Flüssigkeiten im thierischen Körper“ handelt, eine ganz neue Reihe der sinnreichsten Experimente, welche verwickelte Vorgänge im Organismus auf ihre einfachen Bedingungen zurückzuführen beabsichtigen. Das Princip der hier mitgetheilten Versuche ist im Allgemeinen folgendes: Eine gekrümmte, gegen 14′ lange, mit Wasser gefüllte Glasröhre ist an dem einen kürzeren und weiteren Schenkel mit einer Blase überspannt, während das offene Ende des längeren Schenkels in Quecksilber taucht. Durch die Verdampfung des Wassers durch die Membran, welche in ihre Poren fortwährend neues Wasser vermöge ihrer Adhäsion zu demselben und der in ihr wirkenden Capillarattraction aufnimmt, findet eine Verminderung des Wassers in der Röhre statt, welches sofort durch den Druck der Atmosphäre von nachsteigendem Quecksilber ersetzt wird. Ist nun das Ende des längeren Schenkels ebenfalls mit einer Blase verschlossen, so drängt der Atmosphärendruck durch die letztere die verschiedensten anderen Substanzen, ja auch Knochenöl nach, bis die Röhre mit dem neuen Fluidum gefüllt ist. Dieses Experiment wendet nun Liebig auf den Organismus an, wobey ihm das eine Ende der gekrümmten und mit Blase verschlossenen Röhre die Lungen und Hautoberfläche, das andere die geschlossenen Enden der Saugadern darstellt, und wodurch das Verhältniß der Haut- und Lungenausdünstung zu der Resorption erklärt wird.

Was nun die Experimente selbst betrifft, so gelangen sie mir bey ihrer Wiederholung vollkommen; nur die Resorption von Oelen (Knochenöl stand mir nicht zu Gebote), Oliven-, Mandelöl, Klauenfett (bey einer Temperatur von 36°) wollte mir niemals so vollkommen gelingen, so zwar, daß das Klauenfett nur etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch sich oben ansammelte, von den anderen Oelen, obwohl ich 12 — 15 Stunden die Apparate stehen ließ und die dünnsten Membranen anwandte, die ich mir verschaffen konnte, sich höchstens $\frac{1}{2}$ — 1‴ Schicht oben ansammelte; in vielen Fällen aber gar keine Spur. Dabey hatte der Druck der Atmosphäre die Blasen stark nach innen gekrümmt, und die eine war selbst einmal vollkommen geplatzt. Es muß sich daher gerade das Knochenöl am besten zu diesen Versuchen eignen, und es kann das Experiment in keinem Fall unbedingt auf die Fettresorption im Allgemeinen angewendet werden.

Was nun aber weiter eine unbedingte Anwendung der hier mitgetheilten Experimente auf den Organismus betrifft, so ist zu erwähnen, daß gewisse Bedingungen in beyden Fällen verschieden sind. In dem Experiment haben wir es stets mit straff gespannten Membranen zu thun; im Organismus dagegen nicht. Diffusionserscheinungen können wohl ebenso durch schlaffe als gespannte Membranen vermittelt werden, nicht aber Erscheinungen, welche von dem Druck der Atmosphäre abhängig sind, denn diese wird vor Allem benützt, die Membran, wenn sie zart und nachgiebig, schlaff ist, in einen leerer werdenden Hohlraum nachzudrängen, ehe er Flüssigkeiten durch die Poren treibt, welche dazu eines stärkeren Drucks bedürfen, was man schon an den sich bildenden Concavitäten der Blase im Experiment vor der Oel-Resorption wahrnimmt. Im Organismus haben wir es aber nirgend mit starren Röhren noch mit Membranen zu thun, deren Spannung dem Druck von einer Quecksilbersäule Widerstand leisten könnte, welche Oel durch sie hindurchtreibt.

Endlich läßt sich das (p. 71) angeführte Beyspiel von der Fettresorption durch die Haut nicht mit jenen Experimenten erklären; denn durch Mangel der Verdunstung kann der Druck an und auf diese Stelle nicht größer, sondern nur geringer werden, wie wir sehen, daß eben nur, wenn durch eine Membran Flüssigkeit verdampft, dieselbe nach innen gepreßt wird; und gerade an der Stelle, wo Fett eingerieben ist, würde, weil hier keine Verdampfung statt findet, der Druck von außen und innen sich gleich bleiben.

Zuletzt noch ein paar Worte über die von Hales angestellten und mit den vorhin erörterten Vorgängen zusammengestellten Versuchen, weil sich hieran am besten zeigen läßt, daß eine unbedingte Anwendung der Experimente nicht zuläßig ist. Hales hat die Kraft gemessen, mit welcher das Wasser in frischen abgeschnittenen Zweigen in Folge des Wasserverlustes durch die Oberfläche der Blätter empor getrieben wird. Wenn nun der Druck der Atmosphäre hinreicht, das aus den Blättern verdampfende Wasser durch immer nachgedrängtes zu ersetzen, woher kommt es, daß in unseren Blumenvasen die Blumen, wenn sie auch stets genug Wasser haben, verwelken und austrocknen? Sie müßten vielmehr, wenn ihnen sonstige Nahrungsmittel, die sie zu ihrem Wachsthum und Leben bedürften, fehlen, der Druck der Atmosphäre aber hinreichte, durch ihre Zellräume fortwährend Wasser bis zur verdampfenden Oberfläche zu befördern, statt zu trocknen vielmehr verfaulen, wie unten, wo sie wirklich noch mit Wasser imbibirt sind. So scheinen also während des Lebens noch andere weitere Bedingungen mitzuwirken, wenn auch immerhin bey dem engen Zusammenhang von Ausdünstung und Säftebewegung jene einfachen Verhältnisse mit im Spiele sind.

Zuletzt stellt Liebig noch eine sehr geistreiche Hypothese vom Aufsteigen des Saftes in den Reben auf, nach welcher dieses sich aus einer im Innern der Pflanze auftretenden Kohlensäure-Entwicklung erklärt, welche die Flüssigkeit aus den angeschnittnen Reben mit hervordrängte, was um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, als die von Geiger und Proust angestellten Analysen des Thränenwassers der Rebe eine große Menge Kohlensäure in demselben nachgewiesen haben.

Wenn wir nun auch jene einfachen physikalischen Verhältnisse nicht als die einzigen ansehen können, welche die Bedingungen zu so wichtigen Processen vollkommen erfüllten, so müssen wir Liebig doch großen Dank wissen, daß er auf eine Bedingung aufmerksam gemacht hat, welche neben den anderen gewiß nicht die kleinste Rolle spielt.

Dr. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Verwitterung im Mineralreiche.

(Fortsetzung.)

Aehnliches wird vom Bleyglanze angeführt; in seinen oktaedrischen Combinationen sind es immer zunächst die Oktaederflächen, welche anfangs bunt anlaufen, und sodann mit Verlust ihres Metallglanzes schwarz werden, während noch andere Flächen grau bleiben. Auch beym Fahlerz hat der Verf. bemerkt, daß sich öfters die Flächen des Rhombendodecaeders in Glanz und Farbe unverändert erhalten, während die Flächen anderer Gestalten durch Oxydation matt werden und schwärzlich anlaufen. Zu den bekannten Beyspielen einer Veränderung durch den Sauerstoff der Atmosphäre gehört das Anlaufen des gediegenen Arseniks. Nach des Verf. Untersuchung rührt dieses Anlaufen nicht von einer Bildung von Suboxyd her, sondern es stellt sich die veränderte Masse als ein Gemenge von arseniger Säure und Arsenikmetall dar, aus welchem die arsenige Säure mit heißem Wasser extrahirt werden kann.

An einer krystallisirten Varietät von Eisenspath aus Böhmen, welche zur Hälfte noch aus kohlensauerm Eisenoxydul bestand, zeigte sich nach oben eine rothbraune Masse, welche in Rotheisenstein (mit 98 Proc. Eisenoxyd) übergegangen war. — In Rücksicht auf die Umwandlungen des Manganits zu Pyrolusit und Polianit ist der Verf. der Ansicht, daß der Varvicit als ein Manganit zu betrachten, welcher die Hälfte seines Wassers verloren und dafür Sauerstoff aufgenommen hat, und so eine Verbindung von Manganit und Pyrolusit darstellt. — Es ist ziemlich fleißig gesammelt und zusammengestellt, was von verschiedenen Autoren über Pseudomorphosen bekannt gemacht worden ist, die Vorgänge sind übrigens nicht immer befriedigend erklärt, und manchmal gewiß viel complicirter, als der Verf. zu glauben scheint. So sagt der Verf. von Pyritkrystallen aus Siberien, von Traversella und von Platen in Böhmen, daß man sie in Eisenoxyd, Rotheisenerz umgewandelt finde, und hiebey habe also der Sauerstoff sich alles Eisens unter gleichzeitigem Abscheiden und Verschwinden des Schwefels bemächtigt, ohne irgend mit Feuchtigkeit thätig gewesen zu seyn, wie es in andern Fällen (bey den Göthitbildungen) wohl stattgefunden habe. Als ein ähnliches Beyspiel wird die Umwandlung von Zinkblende zu Zinkoxyd angeführt, und durch einen einfachen Umtausch von Sauerstoff gegen Schwefel erklärt. Bournon beschreibt solche Krystalle von Henry la Chapelle bey Aachen, bestehend aus feinkörnigem sehr compaktem Zinkoxyd von strohgelber Farbe in Begleitung der Zinkblende von zerfressenem Ansehen, deren Löcher und Höhlungen zum Theil mit pulverförmigem Schwefel erfüllt seyen. Ebenso wird der Uebergang von Antimonglanz zu Antimonoxyd und Antimonblende durch vollständiges oder partielles Verdrängtwerden des Schwefels durch Sauerstoff erklärt; in welcher Weise ist aber der Schwefel verschwunden? Einige chemische Experimente hierüber wären nicht ohne Interesse gewesen.

Das atmosphärische Wasser, je nachdem es mit oder ohne atmosphärischen Sauerstoff thätig ist, veranlaßt die Bildung von Oxydhydraten und von Sal-

zen durch Oxydation und Zutritt von Wasser, die alleinige Erzeugung oder auch Vermehrung des Hydrat- und Krystallwassers in einigen im Wasser unauflöslichen Oxyden und Salzen, das Deliquesciren einiger im Wasser löslicher Salze und die Erzeugung solcher Salze durch Wechselzersetzung zusammenvorkommender Mineralien. Von den Belegen hiezu mögen im Nachfolgenden einige angeführt werden.

Der Verf. bespricht die Metamorphose des Eisenspaths zu Brauneisenerz, und glaubt eine schnellere Zersetzung bey reinen Varietäten wahrgenommen zu haben als bey manganhaltigen. Gleichwohl unterliegen auch die letztern dem Verwitterungsproceß und zwar mit Bildung von Pyrolusit. Der Verf. zählt in die Reihe dieser Umwandlungen auch das Kupfermanganerz von Camsdorf bey Saalfeld. Es findet sich in der Nähe von Kupferkies und andern Kupfererzen in Begleitung von Brauneisenstein. Dieser ist ein Zersetzungsprodukt eines kalk- und manganhaltigen Eisenspaths, daher in demselben oft Drusen vorkommen, welche mit Kalkspath oder auch mit Arragonit besetzt sind, während das Mangan gleichzeitig als Wad und Pyrolusit sich ausgeschieden hat. Dieser Wad konnte sich dann mit dem beybrechenden zersetzten Kupferkies zum Kupfermanganerz verbunden haben. Das Auffallende dabey ist nur, daß die Analyse von Rammelsberg im Kupfermanganerz 1,64 pr. Ct. Baryterde angiebt, denn es ist nicht einzusehen wie sich ein barythaltiger Wad aus Eisenspath bilden soll, da man bis jetzt in keinem Eisenspath Baryterde gefunden hat. — Dem Eisenspath ähnlich verhalten sich manche Dolomite, Ankerit, ebenso verändern sich Triplit und Triphylin, wobey man aber nicht weiß, wohin bey dem Proceß ihre Phosphorsäure kommt. — Bekannt sind die weiter erwähnten Metamorphosen von Arsenikkies, Eisenkies, Speißkobalt ꝛc.

Vom Kupferkies wird angeführt, daß seine Zersetzung bloß durch eine Infection des Eisenvitriols erfolge, wenn sich solcher aus beybrechendem Eisenkies bildet. Für sich allein ist der Kupferkies auch in Berührung mit feuchter Luft keiner Vitriolescirung unterworfen, man bemerkt nur öfters ein Anlaufen mit bunten Farben, wobey nach Angabe des Verf. die P Flächen purpurroth, die 2 P ∽ Flächen blau und die ∽ P ∽-Flächen grün anlaufen, während o P am längsten die unveränderte messinggelbe Farbe zeigt. —

Beyspiele von Aufnahme von Wasser und dadurch erfolgten Veränderungen geben die Metamorphosen von Anhydrit zu Gyps, von Kupferlasur zu Malachit, von Eisenglanz zu Brauneisenstein, welche letztere in den Gruben von Elba häufig bemerkt werden. Es werden hieher auch die vielbesprochenen Mineralien gerechnet, welche Gigantolith, Bonsdorffit, Chlorophyllit und Pinit heißen, und im Cordierit ihren Urtypus haben, wie auch der Fahlunit, Weißit, Esmarkit und Aspasiolith. —

Am Steinsalz ist längst die Beobachtung gemacht worden, daß an seinen würfligen Krystallen beym Zerfließen in feuchter Luft die Flächen eines Tetrakisheraeders zum Vorschein kommen. Der Verf. führt an, daß in der reichen Suite von Williczkaer Steinsalzexemplaren des Großherzoglichen Museums sich ein Krystall von der Combination ∽ O ∽. O befinde, an welchem in dem Zeitraum von ohngefähr 4 Jahren sich die Flächen ∽ O 2 nach und nach ziemlich deutlich ausgebildet haben, welche vorher gar nicht sichtbar waren. —

Von besonderem Interesse sind die Fälle der Zersetzung, welche aus der durch Wasser vermittelten Wechselwirkung verschiedener zusammenbrechender Gesteine hervorgehen, und ihre Zusammenstellung macht wenigstens aufmerksam bey vorkommenden günstigen Gelegenheiten die geeigneten Prüfungen über den Gang der Processe weiter zu verfolgen.

Gyps und Dolomit geben durch Einwirkung von Wasser als Produkte einer allmähligen Zersetzung Bittersalz und kohlensauern Kalk. Das Bittersalz, in seiner Auflösung zur Oberfläche des Bodens gelangt, zeigt sich beym Verdunsten des Wassers als Efflorescenz, welche zuweilen wie ein Schneefall ganze Landstrecken überzieht. Es erklärt sich daraus das Vorkommen von Bittersalz in manchen Gypsbrüchen, und ebenso die Entstehung des Gehaltes an Bittersalz in den Mineralquellen von Seidschütz, Sedlitz und Püllna in Böhmen und von Epsom in England. Bey Sedlitz und Seidschütz nämlich werden Gruben in den dortigen Mergel bis zu einer be-

stimmten Tiefe gegraben; in diesen sammelt sich das Mineralwasser an und je länger es darin steht, um so reichhaltiger ist es an festen Bestandtheilen, indem Wasser verdampft. Der Gyps, welcher im Mergel enthalten ist, löst sich im Wasser auf, und zersetzt die kohlensaure Talkerde des Mergels, und auf diese Weise kann eine Quelle einen constanten Gehalt an schwefelsaurer Magnesia zeigen, wenn sie nämlich zuerst durch ein Gypslager geht, und dann ein Dolomitlager durchdringt. Der Verf. führt auch einen Versuch an, wobey Gyps mit Eisenocker in Pulverform gemengt und mit Regenwasser übergossen wurde. Das Wasser zeigte nach 9 Wochen deutliche Reaction von aufgelöstem Eisenvitriol. — In ähnlicher Weise sind Zersetzungen von Gyps und Steinsalz und von Steinsalz und Boracit angedeutet. Es sollen nämlich manche Boracitkrystalle Körner von Steinsalz einschließen und gerade diese der Verwitterung unterworfen seyn, wobey sich Chlormagnesium und Tinkal bilde. —

Durch verwitternden Schwefelkies, wenn dessen Begleiter Kalkspath ist, erklärt sich manche Gypsbildung, sowie bey seinem Vorkommen mit Thon und sog. Alaunschiefer die Bildung von schwefelsauerer Thonerde. Die Bildung von Bittersalz, welches auf manchem Gneiß vorkommt erklärt der Verf. durch die Einwirkung von zersetztem Schwefelkies oder der sich dabey bildenden Schwefelsäure auf einaxigen Glimmer. Diese Bildung ist zwar nicht unmöglich aber doch sehr unwahrscheinlich, denn der einaxige Glimmer wird nur von heißer concentrirter Schwefelsäure angegriffen, mit der er unter den vorausgesetzten Umständen wohl nicht zusammenkommt. —

Die Einwirkung der Kohlensäure der Luft oder eines Kohlensäure enthaltenden Wassers äußert sich in der Natur vorzüglich auf dreyerley Weise, indem sie 1.) sich mit der ganzen Substanz eines Minerals verbindet und dieses so zu irgend einer kohlensauern Verbindung macht, oder 2.) sich ausschließlich nur mit einzelnen Bestandtheilen, vorzüglich den Alkalien und alkalischen Erden, einer Mineralsubstanz vereinigt, oder 3.) die auf Erzeugung neuer Salze gerichtete Wechselzersetzung mit einander vorkommender Mineralien in sofern vermittelt, als sie wenigstens eines derselben auflöst. Von besonderer Wirksamkeit ist dabey auch der Schnee, welcher sowohl frisch als bey längerem Liegen Kohlensäure aus der Luft aufnimmt, die dann im Schneewasser auf die Gesteine wirkt.

Zu den Mineralien, welche von kohlensäurehaltigem Wasser vorzüglich angegriffen werden, gehört bekanntlich der Kalkspath. Es wird aufmerksam gemacht, daß reiner Kalkspath sich ganz leicht in solchem Wasser zu doppelt kohlensauerm Kalk auflöse, während sich der Bitterspath dagegen indifferent verhalte. Nach einem Versuche reagirte kohlensaures Wasser, welches mit Kalkspath etwa zwey Stunden lang in Berührung gewesen war, schon deutlich auf Kalkerde, während das mit Bitterspath selbst 14 Tage in Berührung gestandene, an Kohlensäure gleich starke Wasser mit kohlensauerm Kali sowohl als phosphorsauerm Natrum und Ammoniak durchaus keine Reaction gab. Dieser Versuch giebt einen neuen Beleg, daß im Bitterspath kohlensauerer Kalk und kohlensaure Bittererde nicht wie in einem bloßen Gemenge neben einander liegen. — Den Mangel an kohlensaurer Talkerde in den Mineralwässern schreibt der Verf. dieser Indifferenz dolomitischer Gesteine sowohl zum kohlensauern als zum reinen Quellwasser zu, und eben daher rührt es, daß durch solche Wässer aus Gemengen von Dolomit und Kalkstein nur der letztere aufgelöst wird, daher auch der Tropfstein mehrerer Höhlen des Magnesiakalksteins nur aus kohlensauerm Kalk besteht. —

Aehnliche auflösende Wirkung übt kohlensaures Wasser auf Eisenspath und Witherit, während es auf gediegenem Kupfer und Rothkupfererz die Bildung von Malachit veranlaßt. —

Die Zersetzung des Orthoklas zu Porcellanerde schreibt der Verf. ebenfalls der Kohlensäure zu, ohne der bekannten Ansicht zu erwähnen, daß ein Kalisilicat weggeführt werde. Die Verwitterung treffe übrigens nur die unreinen trüben Massen, während die klaren Adulare, der glasige und Natrumfeldspath keine Veränderung wahrnehmen lassen. Zur Erklärung dieser Verschiedenheit führt er Folgendes an: „Ohne auf den glasigen Feldspath besonders Rücksicht zu nehmen, so dürfte die vulkanische Entste-

ungsweise wohl aller Feldspäthe unbestreitbar seyn, aber eben so wenig auch in Abrede gestellt werden können, daß nicht alle Feldspäthe, so wenig als andere, auf pyrochemischem Wege entstandene Mineralien einem gleichen Hitzgrade unterworfen waren. Dieser Unterschied der schmelzenden Kraft mußte nothwendig auch einen verschiedenen Grad des Verschmolzenseyns der einzelnen Bestandtheile nach sich ziehen, als wir dieses bey jeder Glasschmelzung unter unsern Augen vor sich gehen sehen. Es bedarf auch nur eines Vergleiches des Feldspaths mit den vor dem Löthrohre bewerkstelligten glasartigen Schmelzungsproducten, von denen ein jedes bey seiner Darstellung einen besondern Hitzgrad erlitt, um sich von der Richtigkeit der Ansicht über den Grund der verschiedenen innigen Vereinigung der Bestandtheile aller Feldspäthe zu überzeugen. Wer sich nämlich nur einigermassen mit Löthrohrversuchen beschäftigt hat, der wird es wissen, wie trübe und unrein diejenigen, mit irgend einem Alkali- oder Erdmetall- oder auch Erzmetalloxyde in Verbindung stehenden glasartigen Phosphorsalzperlen ausfallen, auf welche man eine nur zur partiellen Auflösung dieser Bestandtheile beytragende Hitze hat einwirken lassen, wird dagegen aber auch die Klarheit und im Falle eines vorhandenen färbenden Erzmetalloxydes die Farbenreinheit derjenigen Phosphorsalzperlen kennen, auf welche eine möglichst intensive, zur gänzlichen Auflösung aller Bestandtheile erforderliche Hitze wirksam war, und wird dann wohl ohne Bedenken mit uns die Ansicht theilen, daß die durchsichtigern Varietäten des Feldspaths auch inniger verschmolzene Massen darstellen und vice versa, in allen undurchsichtigen Feldspäthen die Bestandtheile locker, weniger innig verschmolzen sind. Und so dürfte es ganz natürlich erscheinen, von diesen Reflexionen auf das Resultat geleitet zu werden, daß die verschiedene Verwitterbarkeit der Feldspäthe übrigens **gleicher chemischer Zusammensetzung** in dem verschiedenen Grade des innigen Verschmolzenseyns und zwar die leichtere Verwitterbarkeit mancher, nämlich der trüben Feldspäthe **in der geringeren gegenseitigen Durchdringung der einzelnen Bestandtheile, die deßhalb leichter von den Atmosphärilien ergriffen werden, begründet ist.**“

Wir zweifeln sehr, ob Mineralogen und Chemiker diese Ansicht, wie der Verf. meint, **ohne Bedenken** annehmen werden. Es handelt sich hier von **krystallisirten chemischen Verbindungen** derselben Art, seyen sie nun entstanden wie sie wollen, und da kann nicht von einer stärkern oder schwächern Verbindung oder Durchdringung der Bestandtheile die Rede seyn, denn wenn solche Unterschiede eintreten, so können die Verbindungen nicht mehr derselben Art seyn. Daß geschmolzener Almandin gelatinirt, während er ungeschmolzen von Säuern kaum angegriffen wird, ein Beyspiel, welches man vielleicht citiren möchte, ist dem vorliegenden Falle nicht anzupassen, denn ein solcher geschmolzener Granat ist **amorph** geworden, und in diesem Zustande ist er von Säuren angreifbar, während er es im **krystallisirten** nicht ist, hier haben wir es aber mit gleichkrystallisirten Mineralien zu thun von gleicher Mischung, und bey solchen kann eine Differenz der Zersetzbarkeit in den mannigfaltigsten Ursachen begründet seyn, aber gewiß nicht in der stärkern oder schwächern Durchdringung der einzelnen Bestandtheile. —

In Verbindung mit der Zersetzung des Feldspaths wird auch die des Leucits und Porcellanspaths angeführt; Brongniarts interessante Abhandlung über die Kaoline scheint der Verf. nicht zu kennen. Die zersetzende Einwirkung der Kohlensäure wird weiter an Skapolith, Hornblende, Chabasit, Laumontit, Apophyllit ꝛc. nachgewiesen, ferner am Mergel, Basalt, Phonolith und Thonschiefer und an mehreren Kupfererzen. Von der vermittelnden Zersetzung dieser Säure bey Gegenwart verschiedener zusammen vorkommender Mineralien werden mehrere Fälle angegeben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen von Dr. F. C. Knapp, Professor der Technologie an der Universität zu Gießen. Braunschweig bey Vieweg und Sohn. 1848. (Ist auch als Fortsetzung des Lehrbuchs der chemischen Technologie von Knapp erschienen.)

Unter den minder angenehmen Erscheinungen unserer Zeit erblicken wir dennoch so viel Erfreuliches und Bedeutsames, daß wir uns von dem Untergange noch ferne glauben dürfen. Die Methode unserer Zeit und ihr Beruf ist entschieden analytisch. Alle Cumulativbezeichnungen unterliegen einer strengeren Zergliederung als je, um deren wesentliche Theile kennen zu lernen. Man spricht seit Jahrtausenden von guter und von schlechter Kost; aber so groß die Feinschmeckerey früherer Zeiten nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller auch gewesen seyn mag, wir treffen nicht einen einzigen Versuch an, dessen Ziel gewesen wäre, mit den damals verfügbaren, wenn auch noch so schwachen Mitteln nur überhaupt nach Gründen zu forschen, warum z. B. gleiche Massen von Nahrungsmitteln so ungleichen Effekt in der Ernährung hervorbringen. Man begnügte sich mit Beobachtung der Thatsache, bildete sich eine höchst allgemeine und weite Vorstellung von Nahrhaftigkeit: die Beobachtung der Erscheinung galt auch für deren Erklärung, Ursache und Wirkung wurden identificirt. Es wäre, um nur ein Beyspiel anzuführen, schon in sehr frühen Zeiten möglich gewesen, den so auffallend verschiedenen Wassergehalt der festen Nahrungsmittel zu berücksichtigen und zu vergleichen, und in ihm den Grund der verschiedenen Nährkraft zu suchen; aber bis an unser Jahrhundert heran erfahren wir nichts von derartigen Bestrebungen des Menschengeistes.

Unsere Zeit scheint dazu berufen, die gewöhnlichsten, alltäglichsten und allgemeinsten Bedürfnisse der Menschen zum Gegenstande eines eben so ernsten und ins Einzelne gehenden Forschens zu machen, diesen sonst für gemein geachteten Dingen eben so viel Scharfsinn und Geist zuzuwenden, als frühere Zeiten dem Umlaufe der Millionen-Meilen entfernten Gestirne, oder dem Studium der Sprache längst untergegangener Völker. Man wolle diese Worte nicht mißverstehen: ich bin nicht etwa der Meinung, als sollte sich der Menschengeist nicht fürder aufs innigste mit Stern- und Sprachen-kunde beschäftigen; — ich will nur ausdrücken, daß diesen erhabenen Wissenschaften auch einst gering geachtete Zweige des Wissens im Laufe der Zeiten ebenbürtig geworden sind.

Von der Chemie sollte man glauben, sie sey von ihrem Anfange an aufs innigste mit dem praktischen Leben verbunden und verbrüdert gewesen, da die ihr eigenthümlichen Methoden und Operationen dem Wesentlichen nach auch alle längst in den Gewerben und Künsten geübt worden sind. Aber welches Erstaunen! wenn man von dem schroffen Gegensatze, von der Feindschaft in Kenntniß gesetzt wird, welche zwischen den Chemikern von Fach und denjenigen, welche ein Gewerbe treiben, dessen Grundlagen chemische Proceduren sind, noch vor kurzer Zeit bestanden hat, und zum Theil noch besteht. Die einen

pochen auf ihr Wissen, und die andern auf ihr Können, und beyde glauben hie und da in ihrer Beschränktheit, Wissen und Können, Theorie und Praxis schlößen sich gegenseitig aus. Die Gelehrten, wie die einen genannt werden, haben es oft versäumt, den wohl eingeübten, meist in größtem Maaßstabe ausgeführten Experimenten der Empiriker, wie man die andern heißt, die gebührende Aufmerksamkeit und Achtung zu schenken; nur ihre eigenen Entdeckungen hielten sie der Pflege des wissenschaftlichen Geistes für würdig. Anfragen der Empiriker beantworteten sie meist sehr obenhin und unbedacht, oder verweigerten sogar die Antwort, entrüstet über die Zudringlichkeit des gemeinen Mannes. Hinter die wirklichen Gelehrten und deren Verdienste verschanzte sich auch das Heer von unfähigen Köpfen und schulmeisterlichen Pedanten, die sich den Anforderungen der Praxis unter dem Vorwande entziehen, daß ihr einziger Beruf die reine Wissenschaft sey, obschon sie auch dieser keinen Gewinn zu bringen, oder deren Dunkelheiten aufzuhellen vermögen, ebensowenig als ein auf die Mauer gemaltes Fenster das Innere des Hauses.

Wenn auf diese Weise manchmal einerseits der Gelehrte die Annäherung des Empirikers erschwerte, so wies anderseits vielleicht noch öfter der Empiriker den wohlmeinenden Gelehrten, und zwar mit Hohn und Undank von der Schwelle seiner einträglichen Werkstätte: — denn staunenerregend ist der Hochmuth und die brutale Selbstgenügsamkeit Mancher. Gegen diese kastenmäßige Abgeschlossenheit, diese Unnahbarkeit zwischen der chemischen Theorie und Praxis wurde seit Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgreich gekämpft, und zwar vorzüglich von Seite der Gelehrten, als dem intelligenteren Theile. Die Empiriker wurden so weit bezwungen und gedemüthigt, daß sie manche belächelte Entdeckung des einsamen Gelehrten in ihren Kreis ziehen mußten, und neue Proceduren, welche der Gelehrte an einigen Quentchen Material in einem Glaskölbchen vorzunehmen sich begnügte, nun mit größter Bereitwilligkeit mit Millionen von Centnern und in mit Riesenmaaß vergrößerten Gefäßen ausführen. Man erinnere sich an die Fabrication des Schwefelsäurehydrats in den Bleykammern, an Lavoisier's Verbesserungen in der Schießpulverfabrication, an Leblanc's Sodabereitung aus Kochsalz, an Tennant's Chlorkalk, an Gehlen's Entdeckung, die Soda für die Glashütten durch das viel billigere Glaubersalz zu ersetzen, an die Entdeckungen von Fuchs über hydraulischen Mörtel und Wasserglas, an den gewaltigen Einfluß Liebig's auf Agricultur und Medicin, — und man wird an diesen wenigen Beyspielen, die noch ins Hundertfache vermehrt werden könnten, einen Maaßstab dafür haben, was die Empiriker bereits empfangen haben.

Fragen wir nach dem Dank, nach der Anerkennung, welche die Gelehrten von den Empirikern geerntet, so wird uns nur mit vieler Verlegenheit Auskunft ertheilt werden können. Allenthalben sucht man das Verdienst der Wissenschaft zu schmälern, führt diese und jene kleine Verbesserung an, welche hinzutreten mußte, um die Entdeckungen der Gelehrten erst recht praktisch zu machen, und die Empiriker glauben mit ihren kleinen Zugaben die ganze Wucht der ursprünglichen Entdeckung, des aus den Tiefen der Wissenschaft oft mit Herkulesarbeit gehobenen Gedankens aufgewogen, ja sie glauben die jenseitige Wagschaale hoch in die Luft geschleudert zu haben. Jeder Hilfsjunge in einer Glashütte glaubt mehr vom Glase zu verstehen, als alle Chemiker zusammen, und es giebt Leute genug, die dem Jungen hierin lobend Recht geben, — sich dadurch aber auch auf die gleiche Bildungsstufe mit dem unerfahrnen Jungen stellen.

Dieser Mangel an Eintracht und Freundschaft zwischen Gelehrten und Empirikern ist ebenso nachtheilig für die Wissenschaft als für die Praxis. Wollen wir hoffen, daß man in einigen Jahren davon sprechen wird, als von einer zu Grabe gesunkenen Barbarey. Unsere technischen Schulen sind vorzüglich dazu berufen, Wissenschaft und Leben zu unzertrennlichen Freunden zu machen: mögen sie ihre wichtige Sendung mit Glück vollenden, und dem künftigen Gewerbsmanne die erhebende Ueberzeugung einpflanzen, daß seinen oft einförmigen und mechanischen Beschäftigungen wichtige allgemeine wissenschaftliche Principien zu Grunde liegen, mit deren Ausbildung auch sein Gewerbe sich vervollkommnen muß. Der Fortschritt wird dann nicht mehr bloß ein oberfläch-

licher und scheinbarer, meist nur auf merkantilischen Praktiken beruhender seyn, sondern er wird von den Grundlagen ausgehen, und auch diese weiter bilden.

Männern, welche es sich zur besondern Aufgabe machen, Theorie und Praxis einander so zu nähern, daß sie sich gegenseitig durchdringen, wie Seele und Körper, ist die Menschheit zu hohem Danke verpflichtet. Der Verfasser der oben bezeichneten Schrift steht in der ersten Reihe dieser Kämpfer für eine Idee, von deren Verwirklichung unser physischer und geistiger Zustand mehr Früchte hoffen darf, als von den Systemen des Freyhandels und der Schutzzölle, mehr als von Monopolisten, Socialisten und Communisten, diesen auffallenden Symptomen unserer Zeit, die weiter nichts besagen, als daß wir krank sind, daß wir auf dem Wege, auf dem wir noch gegenwärtig wandeln, nicht mehr viel weiter gelangen werden, und daß wir eine andere Richtung einschlagen müssen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen. Als unsere einzige Aegide wird sich die wahre Volksbildung erweisen, nachdem vielleicht noch manch anderer Hebel und manch andere Waffe nutzlos versucht worden seyn wird.

Als Einleitung schickt der Verf. allgemeine Betrachtungen über Ernährung voraus, wie sie aus feststehenden Beobachtungen der neueren Thierphysiologie gefolgert werden müssen. Diese haben gelehrt, daß die animalische Lebensäußerung stets und unmittelbar verbunden ist mit einem proportionalen Verbrauche, mit Zerstörung eines Theiles des Organismus, welcher durch die Zufuhr gewisser Stoffe von außen wieder ersetzt, regenerirt werden muß. Wird diese Zufuhr abgeschnitten, oder kann der Organismus aus ihr die Regeneration nicht mehr im Maaße des Verbrauches bewerkstelligen, so müssen die Lebenserscheinungen erlöschen. Nahrungsmittel in weiterem wissenschaftlichem Sinne sind deßhalb alle Stoffe, welche von einem Organismus aufgenommen werden, und in ihm nothwendige Functionen vermitteln: Luft, Wasser, thierische und pflanzliche Nahrungsmittel. In den sogenannten festen Nahrungsmitteln (worunter außer Luft und Wasser alle, auch unsere Getränke, zu rechnen sind) hat die

Wissenschaft merkwürdige Beziehungen in ihrer chemischen Zusammensetzung zu den normalen Bestandtheilen des Organismus entdeckt, Beziehungen, in welchen der Nährwerth einer Kost seinen hauptsächlichsten Schwerpunkt hat. Zwey dieser Beziehungen verdienen vor allem hervorgehoben zu werden: 1) sind in der Nahrung Substanzen vorhanden, welche die Fähigkeit besitzen, leicht in Blut und Gewebe des thierischen Organismus vermöge ihrer nahezu gleichen chem. Zusammensetzung damit überzugehen; 2) enthält jede Nahrung Substanzen, welche zwar nicht zu Gewebstheilen werden können, welche aber als brennbare Substanzen sehr geeignet sind, zur Erzeugung der thierischen Wärme und zur Vermittlung mehrerer anderer Processe verwendet zu werden. Es ergiebt sich hieraus die bekannte, zuerst von Liebig mit Präcision aufgestellte und durchgeführte Eintheilung unserer Nahrungsmittel in plastische (blutbildende) und in wärmeerzeugende.

(Schluß folgt.)

Die Verwitterung im Mineralreiche.

(Schluß.)

Manches gediegen Kupfer glaubt der Verf. aus Rothkupfererz gebildet, wenn es mit einer durch die Einwirkung kohlensauren Wassers auf Eisenspath gebildeten Eisenauflösung in Berührung kommt. Das enthaltene Eisenoxydul soll sich zu Oxyd oxydiren, indem es das Kupferoxydul reducirt, die Kohlensäure entweicht dabey und das Resultat ist metallisches Kupfer und Eisenoxyd. Hier wären einige bestättigende Experimente zu erwarten gewesen, gewiß aber oxydirt sich solches aufgelöstes Eisenoxydul eher durch den Sauerstoff der Luft, die im Allgemeinen überall gegenwärtig angenommen werden darf, als durch Reduction von solchem Rothkupfererz. Die Ansicht, daß sich kieselsaures Eisenoxyd bilden werde, wenn Eisenoxyd, aus einer Auflösung von kohlensaurem Eisenoxydul durch Oxydation entstanden und abgeschieden, mit Quarz in Berührung komme, hat nach bekannten Erfahrungen keine Wahrscheinlichkeit,

übrigens ist auch der meiste Thoneisenstein nur ein Gemenge von Eisenoxydhydrat mit Thon und Kieselerde (Quarz, Opal). Die Bildung mancher Pseudomorphosen von Weißbleyerz nach Formen des Bleyglanzes glaubt der Verf. ebenfalls von einer Einwirkung einer Auflösung von kohlensaurem Eisenoxydul herleiten zu können, indem er annimmt, daß der Bleyglanz zuerst in Bleyoxyd umgewandelt werde, und dann dem Eisensalz die Kohlensäure entziehe, und Abscheidung von Eisenoxyd zugleich stattfinde. Dergleichen Erklärungen sind freylich sehr einfach, sie sind aber ebenso ungenügend, wie wenn vom Bleyglanz angegeben wird, daß er durch Oxydation in Mennig verwandelt werde. Richtig ist, daß, wenn der Schwefel fortgeht, und zum Bley die gehörige Menge Sauerstoff tritt, sich Mennig bilden könne, aber durch welchen speciellen Vorgang dieses Resultat vermittelt wird, darüber vermißt man die Auskunft, und vorzüglich darum handelt es sich.

Den räthselhaften Alkaligehalt der durch Zersetzung von Augit entstandenen Grünerde glaubt der Verf. als einen Zugang ansehen zu können, welcher von gleichzeitig zersetzten feldspathigen und zeolithischen Substanzen der umgebenden Gesteine herrühre. Er sagt darüber: „Erinnert man sich der zeolithischen und feldspathigen oft sehr der Verwitterung unterworfenen Gemengtheile, aus welchen sowohl Basalt als auch Wacke zum Theil zusammengesetzt sind, und vergißt man nicht, daß diese Gemengtheile alkalihaltig sind, so ist der Gedanke an eine durch atmosphärische Kohlensäure und Feuchtigkeit herbeygeführte Zersetzung sowohl des Augits als auch des Basaltes und der Wacke sehr natürlich, eine Zersetzung, zufolge welcher aus dem Augite die Kalkerde sammt etwas Kieselsäure ausgelaugt, und aus dem zeolithischen und feldspathigen Gemengtheile jener Gebirgsarten das Alkali ausgeschieden worden, welches die zersetzte Substanz der Augite gleichzeitig mit etwas Wasser in sich aufnahm, eine Zersetzung, welche also die Krystalle der Grünerde als Umwandlungs-Pseudomorphosen durch theilweisen Austausch von Bestandtheilen deuten läßt.“ Dieß ist eine Erklärung wie manche der vorhergehenden, und es erscheint gewiß seltsam, daß aus dem Feldspath das kohlensaure Wasser das Kali der Kieselerde entreißen, und dasselbe in der Grünerde der Kieselerde wieder geben soll, um dafür nun Kalk aufzulösen. Wie die citirten Analysen von Rammelsberg zu dieser Ansicht „eine schöne Bestätigung und Ergänzung“ geben, ist auch nicht einzusehen, da sie nur das Faktum berichten, daß diese Grünerde Kali und kohlensauern Kalk enthält. —

Ueber die Dolomitbildung ist nur angeführt, was L. v. Buch in seiner Abhandlung in den Berliner-Akademischen Schriften darüber sagt. — Der zweyte Abschnitt des Buches enthält die Verwitterung der Mineralien durch das Licht und die Wärme der Sonne. Der Verf. glaubt als ein allgemeines Gesetz aussprechen zu können, daß bey Veränderungen durch das Licht stets electronegative Mischungstheile, Sauerstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor und Säuern ausgeschieden werden.

Wie flüchtig manche Erklärungen entworfen sind, beweist auch hier, was von dem Verfärben des Rothspießglanzerzes gesagt ist, welches am Lichte allmählig graulichschwarz werde. Es heißt: „Nach dem, was man vom Verhalten vieler Sauerstoffverbindungen gegen das Sonnenlicht und von der dem Schwefel nachstehenden Verwandtschaft des Sauerstoffs zu den Metallen weiß, tragen wir kein Bedenken, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für die Ansicht zu finden, daß bey jenen Veränderungen der Sauerstoff allmählig zum Entweichen kommt, während das reducirte Antimon von der rückständigen Schwefelantimonverbindung occupirt wird, und mit derselben zuletzt ein der Substanz des Antimonglanzes entsprechendes Schwefelmetall darstellt.“ Bekanntlich ist aber das Sulphuret der Antimonblende von gleicher Zusammensetzung mit dem Antimonglanz, wie soll es nun dieses Sulphuret bleiben, aber doch noch eine Quantität Antimon aufnehmen können? —

Was mit einer etwas breiten Einleitung über die Verwitterung durch die Sonnenwärme gesagt ist, geht im Allgemeinen auf die bekannte Erfahrung hinaus, daß viele wasserhaltige Salze durch Erwärmen einen Theil des Wassers verlieren. —

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846, containing a narrative of personal adventures during a tour of nine months through the desert, amongst the Touaricks and other tribes of Saharan people, including a description of the Oases and Cities of Ghat, Ghadames and Mourzuk. By James Richardson. Two Vol. London 1848.

Nicht Golddurst, Ruhmsucht, Missionseifer, wissenschaftlicher Drang oder irgend ein politischer Auftrag hat Herrn Richardson, welcher früher ein Zeitungsblatt in Malta redigirte, in die schreckliche Wüste geführt: nur für die große, vielfach angefeindete und behinderte, aber bereits mit einigem Erfolge belohnte Sache des brittischen Volkes, die Unterdrückung des Sklavenhandels und endliche Abschaffung der Sklaverey, nach seinen Kräften zu wirken, hat er ohne Begleitung und ohne Beglaubigung oder nationale Unterstützung, mit geringen Mitteln und noch geringerer Ausrüstung, selbst ohne Waffen sich aufgemacht, die Länder des Sudan zu erforschen. Unbeirrt durch das unglückliche oder wenigstens ungünstige Ende der wenigen Reisen, welche die Afrikanische Gesellschaft in London und die brittische Regierung durch die Sahara unternehmen ließen, wählte er den Weg durch die Wüste, auf welchem die meisten in die Städte der Berberey bestimmten Sklaven-Karavanen ziehen, die Strasse von Tripolis nach Timbuktu über Ghadames und Tuat. Auf der ersten Station, Ghadames, wurde diese südwestliche Route in eine mehr südliche, über Ghat, abgeändert; aber hier, nur dreyßig Tagereisen von jener berühmten Stadt, zu welcher ihm sicheres Geleite von mächtigen Tuarick-Häuptlingen gelobt war, mußte er wegen körperlicher Leiden und gänzlicher Entblößung von Mitteln die Rückreise nach Tripolis antreten, welches er auch über Fezzan nach einer Abwesenheit von neun Monaten erreichte. In Ghadames, Ghat und Murzuk verweilte er längere Zeit; eigentlicher Marschtage waren nur 80, und diese zu durchschnittlich 20 engl. Meilen gerechnet ergeben 1600 Meilen Weges.

Wenn nun gleich weder das vorgesteckte Reiseziel, der Sudan, erreicht wurde, noch auf der großen Heerstrasse dahin, wie auch gar nicht zu erwarten war, irgend ein unmittelbarer, erfolgreicher Streich gegen den Menschenhandel geführt werden konnte; betrachtet sich doch der Verf. für alle seine Mühen reich belohnt durch die nebenbey und im Verfolge seines Zweckes gewonnenen Aufschlüsse, welche in einer nächstens erscheinenden Denkschrift über die Geographie der Sahara und den Verkehr in derselben niedergelegt sind. In Tagebuch-Form enthalten die vorliegenden zwey Bände die persönlichen Erlebnisse, eine Schilderung der Wüste, ihrer Oasen und Bewohner, und für die meisten Leser, welche nicht thätige Abolitionisten sind, hinreichende Aufschlüsse über den Transit-Sklavenhandel und die einheimische Sklaverey in der Sahara.

Das Hauptaugenmerk des Verf. war sich zu überzeugen, wie und in welcher Ausdehnung der Sklavenhandel betrieben werde. Da er nur in Ge-

sellschaft von Händlern reiste, welche die Märkte von Timbuktu und Bornu besuchen, und mit seltener Offenheit alle Fragen des Fremden, der Muth genug hatte, den Zweck seiner Reise kund zu geben, beantworteten, hat er allerdings viele wichtige Nachrichten gesammelt, welche eine Beschränkung oder Aufhebung des abscheulichen Menschenhandels auch in der Sahara und Berberey in Aussicht stellen. Das Wichtigste und Erfreulichste jedoch scheint uns nicht genug hervorgehoben: die Bereitwilligkeit, mit welcher viele in dem bewußten Handel stark betheiligte, angesehene Männer dessen Immoralität anerkannten; und die Geneigtheit, welche sie zeigten, denselben gegen anderweitige Vortheile oder gegen Schadenersatz aufzugeben. Da er nicht mehr sehr gewinnreich ist, und ihm bald die Häfen von Nordafrika ganz verschlossen seyn werden, wird er wohl nach und nach von selbst eingehen, und nur das mindere Uebel, die häusliche Sklaverey zurückbleiben, gegen welche nur auf dem Wege der Civilisation etwas auszurichten ist.

Wenn ich gefragt würde: Was kann für Afrika geschehen? würde ich antworten nicht mit irgend einem neuen von mir ausgedachten Rathschlage sondern mit dem, welcher schon so oft gegeben worden: Lehret seine Bewohner den Landbau, den Anbau ergiebiger Ausfuhrgegenstände, womit sie im Austausche durch ehrlichen Handel die europäischen Waaren, welche sie nöthig haben, erhalten können. Ehe dieß geschieht, wird man Nichts ausrichten. Umsonst sendet man Prediger des Christenthums oder der Menschenrechte; umsonst schließt man Verträge mit Afrikanischen Fürsten. Der Gedanke ist sehr demüthigend, daß zur Schande unserer Religion sowohl als unserer Gesittung unser Verkehr mit Afrika nur dazu geführt habe, dasselbe in schrecklicheres Elend, in tiefere Erniedrigung zu stürzen. Ganz passend mögen wir hierauf anwenden den scharfen Tadel eines Chinesischen Kaisers: Menschliche Gebeine bezeichnen das Vorschreiten der Christen. Introd. p. XXIII.

Aber wie? Sollen die Wüstenbewohner ihre sandigen und steinigen Steppen anbauen? Allerdings; ein beträchtlicher Theil, weit zu groß für die gegenwärtige Bevölkerung (welche der Verf. zu nicht einmal einem Individuum auf eintausend Quadratmeilen annimmt) ist culturfähig, manche tausend Quadratmeilen sind sogar gutes Ackerland, und Brunnen können in unbeschränkter Anzahl am Fuße der größeren Gebirgsketten gegraben werden. Zwischen Ghat und Ahir, also gerade mitten in der Wüste, sind gewaltige Ströme und viele Bäche, welche das ganze Jahr durch Wasser haben. Was das Land bey sorgsamer Bewässerung hervorbringen kann, zeigen die üppigen Felder und Gärten in Fezzan und Ghat. Auch steht bey den Tuarick und Tibbu dem Landbau kein Vorurtheil, wie bey den Arabern, entgegen; der Beherrscher von Ghat, ein mächtiger Marabut, verschmäht nicht seinen Garten von zwölf Morgen selbst und mit seinen Söhnen zu bestellen. Vor achtzehn Jahren war dieser jetzt herrliche Hain von Dattelpalmen, zwischen welchen Feigen-, Granatäpfel- und Aprikosen-Bäume, noch ein dürrer Sandstrich. Jede Oase, die der Verf. besuchte, könnte um das Siebenfache vergrößert werden, wo jetzt Sennabüsche, Zwergmimosen, und unnütze Sträuche stehen. Ueberhaupt verdient nur ein kleiner Theil der großen Sahara den Namen der Wüste, wenn man darunter ein endloses Sandmeer sich vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen.

(Schluß.)

Zur ersten Klasse, welche übrigens gleichfalls oxydirbar, mithin wärmeerzeugend ist, und daher die Functionen der zweyten Klasse bis zu einem gewissen [oft sehr hohen] Grade übernehmen kann, gehören: Pflanzeneyweiß, Pflanzenfibrin, Legumin, Pflanzenleim, thierisches Eyweiß (aus Blut, Eyern), Thierfibrin (aus Blut, Muskeln) und Käsestoff (aus Milch). Sie werden auch von ihrem Stickstoffgehalte, der bey allen nahe an 16% beträgt, stickstoffhaltige Nahrungsmittel genannt. Zur zweyten Klasse gehören: Stärkmehl, Rohrzucker, Trauben- (Stärke-) Zucker, Milchzucker, Gummi, die Pflanzensäuren (Weinsäure, Aepfelsäure ꝛc.) und ihre Salze, und endlich die sowohl im Pflanzen- als Thierreiche sehr verbreitete Gruppe von Fetten und Oelen. Da diese

Klasse in allen ihren Gliedern keinen Stickstoff enthält, so werden sie auch stickstofffreye Nahrungsmittel (nach Liebig Respirationsmittel) genannt. Diese beyden Klassen sind nun in verschiedenen Nahrungsmitteln in sehr verschiedenen relativen Mengen enthalten, in den pflanzlichen überwiegend die zweyte, in den thierischen überwiegend die erste.

Für mehrere Substanzen, welche, wenn auch in untergeordneter Menge, unsere Nahrung enthalten, sind die Beziehungen noch nicht mit solcher Klarheit erfaßbar, wie bey den obigen beyden Klassen, z. B. das Kreatin und Kreatinin im Fleische und der Fleischbrühe, die stickstoffhaltigen Substanzen im Thee und Kaffee, die Gewürze, Arzneyen ꝛc. —

Für verschiedene Thiere und für den Menschen in verschiedenen Lebensverhältnissen stellen sich durch die Erfahrung höchst interessante Quantitätsbeziehungen zwischen der ersten und zweyten Klasse von den festen Hauptnahrungsmitteln heraus. Für den Menschen unserer Zone bey mäßiger Körper-Anstrengung findet man das Verhältniß der ersten zur zweyten Klasse wie 1 : $4\frac{7}{10}$. Nun enthalten die Früchte unserer Getreidearten nahezu das Verhältniß von 1 : 5: — sie sind deßhalb bey sehr geringer Zumischung von Fleisch oder Milch eine für uns sehr adäquate Nahrung. Die Kartoffeln haben das Verhältniß von 1 : 9, enthalten mithin viel zu wenig von dem plastischen Nährstoffe, als daß sie ohne bedeutende Zumischung von Fleisch, Milch ꝛc. — für sich allein eine gesunde Nahrung seyn könnten. Die Wichtigkeit des Ackerbaues für eine Nation leuchtet hieraus sehr deutlich ein. — Höchst interessant ist die vom Verf. mitgetheilte Rede eines amerikanischen Häuptlings, aus dem Stamme der Missisaes, in welcher er den Rothhäuten den Ackerbau empfiehlt: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwey besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder, und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unsers Dorfes vor Alter werden abgestorben seyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen.“ —

Für den Säugling, der sowohl die verbrauchte Substanz ersetzen, als auch neue zulegen muß, ist das Verhältniß wesentlich ein anderes, als beym Erwachsenen. In der Muttermilch, der adäquatesten Nahrung des jungen Wesens, treffen wir das Verhältniß der ersten Klasse zur zweyten wie 1 : $2\frac{1}{2}$. — Wie wenig wird dieses Verhältniß oft eingehalten bey jenen armen Kindern, die ohne Muttermilch gedeihen sollen!

Aus diesen wenigen Angaben ist ersichtlich, wie interessant und wichtig zugleich der Inhalt der Knapp'schen Schrift ist. Sie umfaßt in 200 Seiten I. Allgemeine Grundsätze der Ernährung. II. Beschreibung und Charakteristik der Nahrungsmittel. Darunter führt er auf: Wasser. — Dann thierische Nahrungsmittel: Milch und Fleisch. Pflanzennahrungsmittel: Waizen, Roggen, Gerste und Hafer, Mais und Reis. Hülsenfrüchte, Kartoffel, Stärke und Zucker. Thee, Kaffee, Chocolade. Sogar dem Tabak sind einige Betrachtungen gewidmet. Mit Bedauern vermißt übrigens der Leser ein Kapitel über die sogenannten grünen Gemüse und Obst, welche doch in vielen und ausgedehnten Bezirken einen wichtigen Zuschlag zur Nahrung bilden: eine Lücke, welche bey einer zweyten Auflage gewiß wird ausgefüllt werden. — Die Kapitel über die einzelnen Nahrungsmittel enthalten nicht bloß den physikalischen und chemischen Bestand, sondern auch alles wesentliche von den Manipulationen und Proceduren, welche vorgenommen werden, ehe wir manche davon genießen. Eigene Kapitel handeln überdieß von Einmachen und Conserviren der Lebensmittel, vom

Mühlwesen, vom Brod und Brodbacken. Sehr füglich hätte noch können angefügt werden ein allgemeines Kapitel über die Bedeutung des Kochens unserer Nahrungsmittel vor dem Genusse, überhaupt der Einwirkung einer höheren Temperatur. Civilisation und rohe Nahrung sind unverträglich mit einander. Ohne Hülfe des Feuers würde der Mensch die Hälfte seiner Arbeitskraft, die ihm die Nahrung geben kann, zur Verdauung derselben verwenden müssen.

Der anregende klare Vortrag des Verfassers wird wesentlich beytragen, daß die Schrift zahlreiche Leser aus allen Ständen finden wird. Knapp hat jenen glücklichen Ton getroffen, jenen Ton der ungezierten Wahrheit, welcher weder dem Gelehrten zu nieder, noch dem Laien zu hoch klingt. Um einen kleinen Theil des wohlthuenden Eindruckes, den ich empfangen, auch auf die Leser dieser Anzeigen zu übertragen, schließe ich mit den Worten des Verf., welche er unter andern bey Erörterung des Begriffes von Nahrhaftigkeit spricht: „Es geht entschieden hervor, daß der Begriff von „nahrhaft“ im praktischen Leben stets einseitig aufgefaßt wird. Nahrhaft kann nur diejenige Speise genannt werden, welche dem Körper Stoff für alle seine Functionen, und nicht bloß für einzelne bietet. Die Milch ist das einzig wahre Vorbild aller Nahrung, und jede Speise sollte wenigstens Repräsentanten aller einzelnen Nahrungsbestandtheile der Milch enthalten. Es existirt also in der Natur eine gewisse Norm, welche nicht ungestraft vernachläßigt oder überschritten werden kann: eine Norm, die dem Menschen in einer bewundernswürdigen Weise sein Instinkt andeutet. Es gehört unter die größten Uebel der Civilisation, die den Menschen so häufig einem naturgemäßen Leben entrückt, daß sie ihn durch falsche Anschauung, durch Mangel und Armuth theils verführt, theils zwingt, die Stimme des Instinktes zu überhören, und einer Lebens- (Ernährungs-) Weise zu folgen, bey welcher die volle Ausübung seiner körperlichen und mithin auch geistigen Verrichtungen, d. h. die Gesundheit nicht mehr möglich ist. Unglücklicher Weise erscheinen die aus einer unrichtigen Lebensweise entspringenden üblen Folgen für die Gesundheit in der Regel langsam, allmählig, schleichend und werden darum so häufig verkannt. Die Ansprüche mehrerer erleuchteten Männer, welche sich neuerdings öffentlich dafür ausgesprochen haben, daß es endlich an der Zeit sey, dem Arzte denjenigen größeren Einfluß auf die Staatsverwaltung einzuräumen, der ihm von Natur und bey den schweren Folgen zukommt, welche die Art der Besteuerung, Oktroi, Bauplan der Städte ꝛc. auf die Lebensweise und Ernährung des Volkes, also auf die öffentliche Gesundheit ausübt — welche darauf hinarbeiten, dem Arzt zu seinem wahren und schöneren Bekufe zu verhelfen, dem Berufe, die Veranlassungen von Krankheiten aufzusuchen, zur Kenntniß zu bringen, und nach Kräften zu verhindern, und dadurch ein öffentliches Organ zu werden, welches bestrebt ist, die Gesundheit zu erhalten, statt die Krankheit und Störungen, die er müssig hereinbrechen läßt, erst hintennach mit zweydeutigen Kräften zu bekämpfen — solche Männer finden in diesen Punkten eine sehr massive Stütze. Sie verdienen um so mehr Beachtung, als die Physiologie bewiesen hat, daß Störungen in der Gesundheit, durch unrichtige Ernährungsweise herbeygeführt, selbst durch die beste Diät nicht mehr gehoben werden können, wenn sie bis zu einem gewissen ziemlich frühen Stadium gediehen sind.“

Dr. M. Pettenkofer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in the great Desert of Sahara in the years 1845 and 1846.

(Fortsetzung.)

Die Talebs (Gelehrten) geben verschiedenen Theilen der Sahara unterschiedliche Namen, je nach ihren geognostischen Eigenthümlichkeiten. Fiafi ist die Oasis, wo man ein beschauliches Leben führt, und glückliche Tage verlebt bey beständigen Brunnen lebendigen Wassers, unter Palmen und Obstbäumen geschützt vor dem brennenden Simun. Kifar ist die sandige trockene Ebene, welche zu Zeiten bewässert von des Winters belebenden, erfrischenden und befruchtenden Regengüssen, im Frühlinge Kräuter hervorbringt, und wo die Nomadenstämme in der Nähe der Oasen ihre Heerden weiden. Falat ist die Region des Sandes in der Unermeßlichkeit unfruchtbarer Wüsteneien. Sahara ist Sandwüste allein, in ebener Fläche. Ghoud Gruppen von Sandhügeln unbestimmter Höhe, an dem Rande steiniger Ebenen von dem Winde gebildet. Serir Ebenen, von wo die Sandhügel weggefegt worden sind, und wo einzelne solcher Hügel sich finden. War ist eine unebene Fläche, bedeckt mit großen Rollsteinen, und sehr schwierig zu beschreiten. Hatia eine Stelle, die fruchtbar gemacht werden kann, aber annoch mit kleinem Gestrüppe dünn bewachsen ist, von welchem die Kamele kärgliches Futter und die Wanderer Brennholz nehmen. Wischek fruchtbare Sandhügel und Ebenen, wo wilde Palmen und Lethel-Bäume wachsen. Ghabah bearbeitetes Land, entweder ein Theil der Oasen, oder gewöhnlich weit entfernt von Wohnplätzen: in Ghadames heißen auch die Gärten Ghabah. Sibbah ist der gewöhnliche Name der Salzebenen und Salzmarschen, in Algier Schot; die Salztheile verbinden sich mit Erde oder Sand oft so fest, daß sie eine Art Stein bilden, womit man Häuser baut. Wadi ist die Bezeichnung aller langen, tiefen Einschnitte der Oberfläche, und wird ohne Unterschied gebraucht für Flußbett, Thal oder Schlucht. Sie sind bis auf zwey oder drey Wintermonate immer trocken. Dschibel heißen alle Hügel und Berge. Aber alle diese Bezeichnungen können ebenso für die Küstenregion und andere Landstriche, die nicht gerade innerhalb der Sahara liegen, angewendet werden, und sind derselben nicht eigenthümlich. I, p. 161.

Neun Tagereisen von Tripolis in S. W. liegt die Oase Ghadames (Cydamus der Alten) von 5 engl. Meilen Umfang, ein alter Handelsplatz mit einer Mischlingsbevölkerung von Arabern, Berbern, Mauren, Negern, welche sechs Sprachen reden, und auf eine gewisse Heiligkeit und Unverletzlichkeit Anspruch machen. Selbst der ärmste Kameltreiber von Ghadames nennt sich Marabut. Zwey gleich starke feindlich sich gegenüberstehende Parteyen theilen sich in die Stadt, nur Marktplatz und Vorstadt sind neutraler Boden. Der Haß der Ben Welid und der Ben Wezid ist so alt, daß die Parteyen selbst über den Grund desselben ungewiß sind; so wenigstens mußte die schriftliche Antwort eines Taleb an den Verf., der darüber Aufklärung wünschte, genommen werden: „Die Ben Welid und die Ben Wezit sind Ghadamsi-Leute, welche seit unvordenklicher Zeit miteinander in Zwietracht leben: es war Gottes Wille, daß sie getrennt blieben, und wer kann Seinem Willen widerstreben? Laß dir damit genügen.“ Außerhalb der Stadt reisen sie miteinander, und verbinden sich gegen einen gemeinsamen Feind oder einen Fremden. Aber keine Zwischenehe, keine Gastfreundschaft, keine Besuche finden Statt. Vor Zeiten, ehe der Bey von Tripolis einen Statthalter eingesetzt hatte, welcher den Landfrieden

aufrecht erhält, waren Straßenkämpfe nicht selten. Die Ghadamsi-Sprache enthält nur wenige aus dem Arabischen abzuleitende Worte, und ist sehr alt; sie wird außerdem noch in den Oasen Siwah und Augilah gesprochen, auch in einem Gebirgsdistrikte von Tunis trifft man eine etwas ähnliche Mundart. Die Dialekte der Berber-Sprache, nämlich die der Ghadamsi, Tuarick, Kabylen, Schouwen und Schelluk in Marokko, obwohl mehr oder weniger nahe miteinander verwandt, sind in vielen Worten und Redensarten sehr verschieden, was bey dem geringen Verkehre zwischen den Oasen leicht erklärlich ist. Nur ein einziger, der der Tuarick, hat eigenthümliche Schriftzüge.

Zu Ende Augusts kam der Verf. nach Ghadames. Während seines dreymonatlichen Aufenthaltes daselbst hatte er abwechselnd von Hitze und Kälte zu leiden; als ein Beyspiel der plötzlichen Uebergänge führt er an, daß eine Truppe des Bey von Tripolis auf einem Marsche im Dscherid (Dattellande) in zwey Tagen mehrere Leute einbüßte, an dem einen vor Hitze verschmachtete, an dem folgenden erfrorene. Schon im September waren kühle Tage und kleine Regenschauer. Der Südwind, welcher über die weite Sandfläche streicht, versengt und vertrocknet, weniger der West; Nord und besonders Ost kühlen ab, oft selbst bis zu Bildung von Reif. Nebel so dick wie in London, und nicht wenige trübe Tage beweisen, daß der Atmosphäre der Sahara keineswegs die der Vegetation so nothwendigen wässerigen Meteore ganz abgehen. Die Brunnen führen meistens stark mineralische Wasser; das von Ghadames ist heiß, gegen 110° F., etwas purgirend; man läßt es 12 — 24 Stunden stehen, ehe man es trinkt.

Während in der offenen, trockenen Wüste Krankheiten fast unbekannt sind, erweisen sich die meisten Oasen verhältnißmäßig ungesund. Fieber mancherley Art, Dysenterieen, und besonders Ophthalmieen haben hier ihren beständigen Sitz. Etwa der zehnte Theil der Einwohner von Ghadames ist halb oder ganz blind. Von schädlichen Thieren kennt man nur den Skorpion, dessen Stich häufig in wenigen Stunden tödet. Man wendet dagegen verschiedene Mittel an, gewöhnlich Knoblauch sowohl innerlich als äußerlich; andere führen einen Hautschnitt rings um die verletzte Stelle, und reiben Schnupftaback ein.

In Folgendem faßt der Verf. seine Bemerkungen über die Ghadamsi, welche sich trotz ihres Fanatismus freundlich und hülfreich gegen ihn erwiesen, zusammen.

Auf dem Rücken meines Kameles durch die Wüste streifend, denke ich immer noch an die eben verlassene Stadt der Kaufleute und Marabuts, und so oft ich zurückblicke, als eben nur noch ihre Palmen in dem dunkeln Roth der untergehenden Sonne sichtbar sind, suche ich mir eine richtige Vorstellung von ihren eigenthümlichen Bewohnern zu bilden. Ich sehe in ihnen eine Mischung des Schwärmers und des Krämers; denn Wohlhabenheit ist hier mit dem höchsten Grade religiöser Schwärmerey nicht unverträglich. Mit einer Gewissenhaftigkeit, welche beunruhigt wird, wenn ein Tropfen einer Arzney auf ihre Kleider fällt, verbinden sie den kühnsten Unternehmungsgeist für Handelsgeschäfte; sie vertrauen sich der Wüste an, oft nur zu zwey oder drey, in Zeiten, wo sie von Räubern und Mördern unsicher gemacht wird, und dehnen ihre Reisen aus von der Mittelmeer-Küste bis zu den Ufern des Niger, bis Nussi und Rabbah nahe an der Westküste. Ihre Ergebung in den göttlichen Willen ist beyspiellos. Keine Klage wird gehört bey den härtesten häuslichen Unglücksfällen: Gebet ist wie ihr tägliches Brod. Zu den fünf täglichen Gebetszeiten fügen sie noch weitere in außerordentlichen Fällen hinzu. Ihre kaufmännische Richtung macht sie vorsichtig, wenn nicht furchtsam. Obgleich bewaffnet, haben sie in der Wüste keinen Muth zu fechten. Ihre Waffen sind umhängende Talismane. Sie sind friedlich gestimmt und friedenbringend — aber sie reisen gerne unter dem Geleite ihrer kriegslustigen Freunde und Nachbarn, der Tuarick. Als verständige, unterrichtete und fleißige Leute sind sie die größten Freunde der Civilisation im nördlichen Afrika und in der großen Wüste. I. p. 383.

Zwischen Tripolis und Ghadames war nur eine bedeutende Höhe zu ersteigen, die des der Küste parallel in einer Entfernung von etwa 30 engl. Meilen verlaufenden Gebirgszuges, einer Abzweigung oder östlichen Fortsetzung des Atlas. An dem Punkte, wo die Strasse nach Ghadames darüber führt, heißt er Dschefran; ein allgemeiner Name für dieses Gebirge scheint nicht vorhanden zu seyn, sondern jede kleine Gruppe wird besonders benannt. Einige der

schwer zugänglichen Gipfel sind mit Oelbäumen bedeckt, andere ganz kahl. In den Thälern ist vor dem Einbruche der Türken einiger Ackerbau gewesen; jetzt liegt derselbe ganz darnieder, und die meisten Dörfer sind verlassen. Auf der Südseite fand sich gegen die Erwartung des Reisenden kein bedeutender Abfall, sondern ein allmäliger Uebergang in eine Hochebene, theilweise mit Geschieben und Sandhaufen bedeckt, und zu jener Jahreszeit (August) mit versengten und verdorrten Kräutern und vereinzelten Gesträuchen bekleidet. Zu Hügeln aufgethürmte Geschiebe und Sandmassen, trockene Flußbetten und tiefe Einsenkungen unterbrechen manchmal die trostlose Einförmigkeit. Der Verf. sah dort kaum ein einziges lebendiges Geschöpf, kein zahmes oder wildes Thier, keinen Vogel, kein Insekt, nur eine kleine Eidechse hie und da über den Weg laufend, und einige Fliegen, welche die Karavane begleiteten. Kein Laut, keine Stimme, kein Geräusch irgend einer Art, als der schwerfällige dumpf tönende Schritt der Lastthiere. Im Winter jedoch ändert sich das Aussehen der Landschaft vollkommen; dann giebt es nach der Aussage eines der Begleiter des Verf. „Gras, Regen, Vögel, Gazellen und Alles.“

Wahrscheinlich in Folge der Besitzname von Algier durch die Franzosen haben sich einige Araber-Stämme des Atlas tiefer in die Wüste gezogen, wo sie noch unstät umherirren, und nur vom Raube leben. Die Schanba, schon seit lange berüchtigt, sind nun der Schrecken der Karavanen von Ghadames und Tuat. Als Todfeinde der Tuarick, deren nordwestliche Grenze zwischen diesen beyden Oasen verläuft, und welche die Karavanen stets geleiten, auch zum Theil selbst bilden, thun sie diesen in der kühlen Jahreszeit allen möglichen Abbruch, bis sie durch eine Erhebung des ganzen Stammes wieder verjagt werden. Vor Verfolgung zu ihren Zelten sind sie sicher; die Sandwüste, in welcher diese aufgeschlagen sind, in der Nähe von Warkla, 15 Tagereisen von Ghadames und 4 von Souf, ist so schrecklich, daß man sagt, zweyhundert Mann, zu ihrer Verfolgung ausgesandt, bedürften vierhundert Kamele, achthundert Wasserschläuche und Mundvorrath für zwey Monate, eine Ausrüstung, die die Mittel des türkischen Befehlshabers von Ghadames übersteigt, welcher daher die Ausrottung des kleinen Haufens der Räuber der Zeit überlassen muß. Da gerade zur Zeit des Aufenthaltes des Verf. in Ghadames ein Einfall der Schanba Statt gefunden hatte, und in Folge davon die Tuarick sich rüsteten, mußte er die Reise nach Tuat aufgeben. Diese Oase besteht aus vielen kleinen Städten und Dörfern ohne Mauern, mit einer ebenso gemischten Bevölkerung wie Ghadames, welche den Sultan von Marokko als Oberherrn anerkennt.

Auch die Strasse von Ghadames nach Ghat, zu welcher sich der Verf. entschloß, war unsicher; deßwegen schlugen die Karavanen-Führer einen kleinen Umweg nach Osten, längs der Gränze der Oasendistrikte von Fezzan ein. Weder diese noch eine der vier anderen war je von einem Europäer betreten worden; daher wir sie als eine ganz neue erprobte Route hier näher angeben wollen. Zwey Tagereisen südöstlich von Ghadames ist eine Quelle, Masin; der Weg bis hieher war fester Boden mit Feuersteinen bestreut. Am dritten Tage erstieg man ein mehrere hundert Fuß hohes Plateau, theils mit schwarzen schlackenartigen Steinen bedeckt, theils ein harter schwarzer, erdiger Boden. Nach zwey Tagereisen kam man an ein tiefes breites Querthal von Ost nach West verlaufend, mit dem Brunnen Nathar: von hier an ist die Hochebene sehr unterbrochen durch tiefe Thäler, von deren Seiten niedere Hügelreihen in Gruppen und in verschiedenen Abständen sich erheben; auf einer Seite sogar ist eine hohe Kette von sehr gebirgigem Ansehen. Darauf folgt nach wieder zwey Tagemärschen ein Sandmeer mit vielen Hügeln, in der Mitte davon das Thal Mislah mit brackischem Wasser, das überall hervorquillt, wo der Sand vier oder fünf Fuß tief abgeräumt wird. Am 12. Tage kam man wieder auf festen, schwarzen Boden; zur Rechten sah man lange Ketten niedriger Hügel, in welche endlich die Strasse lenkte; am 15. an die Quelle Nidschberten mit gutem Wasser und einigem Strauchwerke in der Nähe; am 17. stieg man von dem Plateau herab in die Ebenen der Tuarick-Kamelweiden, wo das herrlichste Grün den erst kürzlich mit Regen heimgesuchten

Boden bedeckte; am 20. wurde Ghat, auf früheren Karten Ghraat genannt, erreicht.

Von dieser Oase eine halbe Tagereise im Osten streicht von Nord nach Süd ein großer basaltischer Gebirgszug, Warirat, eine scharfe Gränze der Tuarick und Tibbu. Ueber die ersteren, welche uns schon aus Hornemanns und Lyons Berichten als ein mächtiges Volk bekannt waren, giebt der Verf. schätzbare Nachrichten.

Der Theil der Sahara, welchen die Tuarick inne haben, ist sehr groß, viele Tausend englische Meilen. Ihre nördliche Gränze beginnt bey Ghadames, eine Stunde südlich von dieser Stadt, und verläuft im S. W. bis Tuat, und S. O. bis Fezzan und Ghat. Im Westen finden wir sie auf der ganze Route nach Timbuktu; im Osten von Ghat an südwärts sind sie vorwiegend in den volkreichen Bezirken Ahir und Asbenuwah bis Damerghu, dem ersten reinen Negerstaate; im Süden wohnen sie am linken Ufer des Niger in Dörfern und Städten, oder wandern in Horden herum. Ich habe nicht erfahren, ob sie auch auf dem rechten Ufer des großen Sudan-Flusses sich festgesetzt haben; sie reichen nicht weiter am Niger hinab gegen das atlantische Meer, denn man hört Nichts von ihnen in Nuffi oder Rabbah. Jedoch sind sie höher oben durch die weiten den Fullan unterworfenen Provinzen von Housa zerstreut. — Innerhalb dieser weiten Gränzen (gegen 14 Breitengrade und 12 Längengrade) haben sie einige große Städte und Culturbezirke inne. Die vorzüglichsten davon sind Ghat, Ahir und Aghadez im Osten, Tuat und Timbuktu im Westen; die drey ersten und außerdem noch zahlreiche Dörfer im Westen sind gänzlich unter ihrer Herrschaft. Ueberall bewohnen sie die Culturbezirke der offenen Wüste. Sie theilen sich in vier Hauptstämme: die Azghar von Ghat, die Haghar von Tuat, die Kilowi oder Killiwah von Ahir, und die Sorghu von Timbuktu. Alle diese Abtheilungen haben ihre eigenen Sultane, und jeder Sultan seine untergeordneten Scheikhs, welche über die Unterabtheilungen der Stämme herrschen, deren bey den Azghar-Tuarick allein zwanzig gezählt werden. Diese Horden, welche durch die weiten Wildnisse der Sahara wandern, oder in Oasen sitzen, haben einige unterscheidende Züge, die natürliche Folge ihrer eigenthümlichen Lebensweise. Die Tuarick von Timbuktu sind unzuverläßiger, und blutgieriger, weniger geneigt zur Handelschaft und zu einem ruhigen Leben; in denen von Ghat stellt sich der wahre Targhi-Charakter dar: sie sind tapfer und kühn, zurückhaltend, schweigsam, von edler, ritterlicher Gesinnung und etwas Handel treibend; die von Tuat sind nach den wenigen zu urtheilen, die ich in Ghadames gesehen habe, etwa von derselben Natur; aber die von Ahir sind weichlicher und milder, sehr vermischt mit den Neger-Stämmen des Sudan: sie sind als Kaufleute und Reisegefährten vortheilhaft bekannt, da sie immer dem Fremden an der Quelle Raum geben, noch ehe ihre eigenen Kamele getränkt sind. Auch scheint der größte Theil von ihnen friedlichen Handel zu treiben, nur schließen sie sich gelegentlich Sklavenjagden an. II. p. 139.

Ahir ist von Ghat 40 Tagereisen im Süden, von welchen 20 durch Bergland; auf der ganzen Route findet man viele Bäche und Ströme, welche am Fuße hoher Felsen entspringen, und von denen einige für mehrere Monate bedeutende Flüsse bilden; Korn- und Senna-Felder längs der Ufer. In Ahir sammelt sich die große Salz-Karavane für Bilma, eine Stadt im Tibbu-Lande, gegen 10 Tagereisen genau östlich. Die Strasse führt durch eine furchtbare Wüste, so daß die Karavanen, welche oft zweytausend Kamele stark sind, an gewissen Orten der Wüste Vorräthe von Futter für die Heimreise hinterlegen müssen, welche nicht bewacht zu werden brauchen. Der größte Theil von Housa und die benachbarten Länder bekommen ihr Salz von Bilma durch die Tuarick.

Der vorherrschende Stamm im Sudan sind die Fullan; diesen Namen führen sie dort, während sie in Bornu Fellatah, und in den Mandingo-Ländern Fullah heißen. Nach einer Nachricht, in Ghadames erhalten, war dieser einst der geringste unter den Wanderstämmen der Wüste. Vor 700 Jahren etwa ließ er sich in der Nachbarschaft der Neger nieder, wurde zahlreich und mächtig, eroberte nordwärts einen großen Theil des inneren Senegambien, und ostwärts Kanu, Succatu und andere große Distrikte von Housa. Nach Prichard gehören die Fullan zu der libyschen oder atlantischen Rasse, wie die Berbern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in Western Africa in 1845 and 1846, comprising a Journey from Whydah, through the kingdom of Dahomey, to Adofoodia in the interior. By John Duncan, late of the First Life Guards and one of the late Niger Expedition. London 1847. Vol. I. 304 S.; Vol. II. 314 S. 8.

Der Verfasser dieser Reise wurde, wie er in der Vorrede erzählt, im Jahre 1805 auf einem Pachtgute in Nordengland geboren, und trat 1822 in das erste Regiment der Leibgarde ein. Nach einem größeren Wirkungskreis sich sehnend, nahm er im Jahre 1839 seinen Abschied, und wurde seines Wohlverhaltens halber als Oberkanonier (master-at-arms) bey der letzten Nigererpedition angestellt. Er war so glücklich, unter den Fünfen zu seyn, die allein von mehr als dreyhundert der mörderischen Seuche nicht erlagen. Indeß wurde auch er bey der Zurückkunft nach Fernando Po vom Fieber heftig ergriffen, wodurch eine früher erhaltene Wunde an dem einen Beine sich dermassen verschlimmerte, daß sie anfieng brandig zu werden. Eine starke Säure, die dagegen angewendet wurde, verhinderte zwar das Umsichgreifen dieses Uebels, aber das Fleisch wurde dadurch auch theilweise so zerstört, daß der nackte Knochen zum Vorschein kam. Um von den fürchterlichen Schmerzen befreyt zu werden, verlangte er die Amputation; indeß die Aerzte hielten dazu das Klima von Fernando Po für ungeeignet, und versprachen ihm, die Operation vorzunehmen, wenn sie nach Ascension kommen würden. Die gesunde Lage dieser Insel, die große Sorgfalt der Aerzte und des Kommandanten, und die kräftige Konstitution des Patienten brachten jedoch hier bald eine Besserung der Wunde zu Stande, so daß er nach England zurückkehren konnte, wo er schnell wieder hergestellt wurde; nur das schadhafte Bein erlangte nicht wieder seine frühere Stärke.

Die überstandenen Leiden konnten indeß bey dem Verf. die alte Reiselust nicht dämpfen. Er trug vielmehr seine Dienste der geographischen Societät an, und erbot sich zu einer zweyten afrikanischen Reise, wobey er von der Küste von Guinea aus nach dem Konggebirge vordringen wollte. Die Gesellschaft gieng auf diesen Vorschlag ein, und versah ihn nicht bloß mit den nöthigen Instrumenten und Instructionen, sondern gab ihm auch eine Geldunterstützung. Auch von verschiedenen Privatpersonen erlangte er Beyträge zur Ausführung seines Vorhabens, und die Lords von der Admiralität bewilligten ihm freye Ueberfahrt nach Cape Coast.

Wir haben diese Details vorausgeschickt, um den Leser mit der Persönlichkeit des Reisenden bekannt zu machen. Es ist kein Mann von streng wissenschaftlicher Bildung, der uns hier entgegen tritt, und wir dürfen daher eine Förderung der naturgeschichtlichen oder linguistischen Studien von ihm nicht erwarten. Dagegen zeigt sich im Verlaufe seiner Reise, daß es ihm an allgemeiner Weltbildung nicht gefehlt hat, so daß er die politischen, socialen und mercantilen Verhältnisse der von ihm bereisten Länder wohl aufzufassen und zu würdigen wußte.

Als ein verständiger, unerschrockener und für seinen Zweck begeisterter Mann wußte er mit verhältnißmäßig geringen Geldmitteln die großen Schwierigkeiten, die sich ihm auf seiner Reise entgegen stellten, zu überwinden, und so gelang es ihm, von dem Meerbusen von Guinea aus bis zum 13° 6′ nördlicher Breite in das Innere von Afrika einzudringen auf einer Strecke, die vor ihm noch kein europäischer Reisender betreten hatte.

Am 17. Juni 1844 segelte der Verf. von Portsmouth ab, und nach kurzem Aufenthalte zu Tanger, auf Gibraltar und Sierra Leone, landete er am 22. Juli an Cape Coast. Seine Empfehlungen, seine Theilnahme an der unglücklichen Niger-Expedition und einige ältere Bekannte, die er hier antraf, verschafften ihm allenthalben freundliche Aufnahme und Förderung seines Zweckes. Von Cape Coast aus bereiste er die Küste bis Widdah, von wo es ihm durch Vermittlung eines reichen portugiesischen Sklavenhändlers, Don Francisco de Suza gelang, vom König von Dahomey die Erlaubniß, ihn in seiner Residenz zu besuchen und von da nach dem Konggebirge zu reisen, zu erwirken. Der Uebelstand für unsern Reisenden war nur der, daß er vor dem mächtigen Negerfürsten nicht als ein armseliger Tourist auftreten konnte, sondern als Repräsentant seines Landes sich produciren mußte. Dazu fehlte ihm aber das Beste, nämlich Geld; indeß edelmüthig stattete ihn der genannte Sklavenhändler und ein englischer Kaufmann mit den nöthigen Mitteln und Geschenken aus, um würdig vor dem König erscheinen zu können. So brachte er ein Gefolge zusammen, das außer seinem Diener, einem Amerikaner, aus 20 Personen bestand, die zum Tragen des Gepäckes, der Provision und der Kauries bestimmt waren, welch letztere eine sehr ungeschickte Münze sind, da man zum Tragen eines zwey Pfund-Werthes einen Mann bedarf.

Die Reise nach Abomey, der Hauptstadt von Dahomey, war an sich schon sehr interessant, da bisher erst wenige Europäer dahin gekommen waren, und doch, seitdem Norris im Jahre 1772 daselbst zum Besuche gewesen war, dieser Negerstaat mit seiner Despotie, wie sie in keinem andern Lande gefunden wird, die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich gezogen hatte. Herrschte doch hier ein König, vor dem kein anderes Recht als das ihm gefällige gilt, dem man nur kriechend sich nahen durfte, der seinen Pallast mit Menschenschädeln verzierte, und von dem seine Unterthanen rühmten, daß er von seiner Thronbesteigung bis zum Grabe in Blut gehe, und jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut bewässere. Und dieser allgewaltige Despot hatte zu seinem Schutze nicht etwa eine Leibgarde aus kriegerischen Männern, sondern aus bewaffneten Frauen, die in den Krieg zogen und Schlachten mit kämpften. Einen solchen Herrscher kennen zu lernen, mußte allerdings unserem Reisenden von höchstem Interesse seyn, und unter seinem mächtigen Schutze konnte er auch hoffen, weiter in das unbekannte Innere einzudringen. So trat er denn fröhlichen Muthes am 6. Juni die Reise nach Abomey an, wo er am 10. über Whyboe und Canamina eintraf.

Der König, der sehr begierig darauf war, wieder einmal einen Weißen bey sich zu sehen, hatte unserem Reisenden durch Mayho, den ersten Minister, den der Verf. als einen Mann von vortrefflichem Charakter rühmt, ein prächtiges Haus anweisen und ihm Lebensmittel für mehr als vierzig Personen übersenden lassen. Am andern Tage ließ ihm der König durch Mayho sagen, daß er sehr erfreut wäre, von der Ankunft eines Engländers zu hören, und daß er hoffe, daß sich in Zukunft solche Besuche öfter wiederholen würden. Zugleich ließ er ihm wissen, daß er ihm schon morgen früh Audienz ertheilen würde, was eine besondere Auszeichnung für den Reisenden war, da nach afrikanischem Hofceremoniell es sonst Sittte ist, einen Fremden viele Tage auf den feyerlichen Empfang warten zu lassen.

Am bestimmten Tage machte sich denn Duncan, unter Begleitung von den obersten Hofleuten zu Pferde auf den Weg nach dem Markt- oder Residenzplatze, auf dem der königliche Pallast stund. Der Zug gieng längs eines Theils der Mauern des Pallastes, welcher einen ungeheuern Raum einnimmt. In Zwischenräumen von dreyßig Fuß waren längs der ganzen Mauer Menschenschädel aufgestellt. Bey Annäherung an den Marktplatz zeigte sich auf einem erhabenen Pfahl ein in aufrechter Stellung ange-

hefteter Mann mit einem Korb auf dem Kopf, den er mit beyden Händen hielt. Etwas weiter sah man zwey andere, an den Füssen aufgehangene Leichname, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten, und an denen Geyer ihren Appetit vergeblich zu stillen suchten, da die Sonnenhitze die Haut so erhärtet hatte, daß sie ihre Bemühungen vergeblich machte. An der entgegengesetzten Seite des Marktplatzes waren zwey andere Leichname in derselben Stellung zu sehen, nur waren diese verstümmelt. Auf dem Markte war ein Stuhl und Schemel für den König aufgestellt unter einem großen Sonnenschirm, der von ohngefähr zwanzig andern umgeben war.

Der König hatte verlangt, daß ihn der englische Gast gerade so begrüßen sollte, wie er es vor der Königin von England thun würde, denn er wollte gerne mit den europäischen Sitten und Gebräuchen bekannt werden. Da Duncan in seiner militärischen Uniform erschienen war, so begrüßte er auch den König in militärischer Weise, was dieser sehr gut aufnahm und ihn dann einlud, abzusteigen und zu ihm zu kommen. Auf dieses ersuchte der erste Minister und die vier ihm zunächst stehenden Beamten den Engländer, so lange zu warten, bis sie Seiner Majestät ihre Reverenz bezeigt hätten. Dieß geschah, indem sie sich der Länge nach niederwarfen, und beyde Seiten des Gesichts auf dem Boden rieben und denselben küßten. Alsdann erhoben sie sich auf die Kniee, und blieben auf denselben so lange, bis sie sich ganz mit Staub überstreut und ihre Arme bis zu den Schultern mit Koth beschmiert hatten. Nach dieser Ceremonie durfte Duncan vortreten, und der König, der von seinem Stuhle gestiegen war, ergriff ihn herzlich bey der Hand und bezeugte ihm große Zufriedenheit, einen Engländer bey sich zu sehen. Hierauf erklärte er, des Gastes Gesundheit zu trinken, und ließ einen Flaschenkorb mit vielerley Sorten Liqueurs aufsetzen. Auf die Frage, ob der Reisende nicht gewohnt sey, zuerst die Gesundheit seiner Königin zu trinken, antwortete dieser in höflicher Weise, daß dieß allerdings die Gewohnheit jedes guten Engländers sey, daß er aber überzeugt wäre, daß die Königin von England es gut heißen würde, wenn er, als Gast, zuerst die Gesundheit des Königs ausbrächte. So geschah es denn auch, und alsdann wurde auf der Königin, ihrer Familie und zuletzt auf Duncans Wohl getrunken. Während der König trinkt, wird sein Gesicht durch Tücher verhüllt, und zugleich werden die Musketen abgefeuert, die Gong-Gongs geschlagen und Hurrah gerufen.

Nachdem noch Duncan seine Reiterkünste gezeigt hatte, wurde ihm ein Sitz vom König angeboten, und seine Begleiter führten ihn unter denselben Ceremonien wie vorher dahin. In allen Richtungen marschirten weibliche Soldaten auf, und defilirten mit Flinten und Säbeln bewaffnet vorbey, worunter sich auch die 600 Frauen des Königs befanden. Am andern Tage war abermals große Parade von wenigstens 8000 Weiber-Soldaten, die auch ein Scheingefecht ausführten, um zu zeigen, wie sie eine Stadt stürmen und Gefangene machen. Der König war sehr erfreut über die Ausführung der Manoeuvres von Seiten seiner Weiber-Armee, und war bemüht, seinem Gaste alle nöthigen Erläuterungen zu geben. Zuletzt hielt er folgende Anrede an ihn: „Ihr kommt aus dem größten und reichsten Lande der Welt, und es ist mir sehr lieb, Euch in meinem Reiche zu sehen. Das Einzige, was ich bedauere, ist, daß so wenig Engländer zum Besuche zu mir kommen. Ich habe zwar nicht Alles, was einem Engländer nöthig ist, aber wenn sie mich häufiger besuchten, so würde ich Alles, was sie brauchen, herbeyschaffen. Ihr seyd viel in Afrika gereist und was ihr nun gesehen habt, wird euch überzeugen, daß ich da eben so höher bin als England über Spanien oder Portugal, selbst nicht mit Ausnahme der Aschantis," von denen einige eben anwesend waren, „obwohl letztere mir früher eben so überlegen gewesen, als ich es nun über sie bin."

Während die weiblichen Soldaten ihre Exercitien ausführten, blieben an diesen beyden Tagen die männlichen in Unthätigkeit. Den ersteren giebt Duncan das Zeugniß, daß sie ein kriegerischeres Ansehen hatten als im Allgemeinen die Männer, und er meint, daß sie als völlig abgehärtet im Kriege den letzteren vorzuziehen seyn dürften. Ueberhaupt ist er der An-

sicht, daß der König von Dahomey eine Armee besitze, die der jedes andern afrikanischen Fürsten im Südwesten der großen Wüste überlegen sey.

Der Reisende hatte noch öfters Gelegenheit, den Hoffesten beyzuwohnen, und bey einem solchen mußte er es mit ansehen, wie vier des Hochverraths angeklagte Männer mit dem Schwert und zwar von dem ersten Minister, Mayho, hingerichtet wurden, wobey ein alter übel aussehender Mann das frische Blut in einem Gefäß auffaßte und begierig trank. Ein andersmal wurden Tänze aufgeführt und zwar nicht bloß vom König, sondern auch von dessen Mutter und Großmutter, welch letztere eine fast hundertjährige Frau war.

Duncan giebt dem König das Zeugniß eines verständigen und gut gesinnten Mannes, der manche grausame Gebräuche abgestellt habe. So habe er es erst in diesem Jahre abgeschafft, daß die Kabosir (Statthalter) bey dem Tode ihrer Verwandten Sklaven opferten. Zu diesem Entschuße hatte ihn hauptsächlich der Missionär Freeman bestimmt, der den König besucht, und seine ganze Achtung sich erworben hatte. Auch hatte er die Einrichtung getroffen, daß in Criminalfällen seine Statthalter nicht ohne weiters Todesurtheile vollziehen durften, sondern den Angeschuldigten war es gestattet worden, an eine Art Gerichtshof in der Hauptstadt zu appelliren. Der König schien auch allgemein beliebt bey seinen Unterthanen, zumal seitdem er Sklaven nur aus den Ländern seiner Nachbarn gepreßt hatte; doch meint unser Reisender, daß wenn diese Quelle der Einkünfte erschöpft sey, er sich nicht bedenken würde, Contributionen von seinen eignen Leuten zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846.

(Schluß.)

Auf dem Wege von Ghat nach Murzuk war in der ersten Tagereise der oben erwähnte basaltische Gebirgszug zu passiren. Eine seiner wunderlichsten Gruppen, Kesar Dschenun d. i. Palast der Dämonen genannt, näher zu besichtigen, und den alten daran geknüpften Aberglauben der Tuarick zu bekämpfen, machte sich der Verf. gegen Abend auf, ohne Begleitung und zu Fuße. Obgleich die Entfernung von dem Lagerplatze nur drey Viertelstunden betrug, konnte er doch im Halbdunkel den Rückweg nicht mehr finden, irrte den größten Theil der Nacht umher und entfernte sich dabey immer weiter von seinen Gefährten. Am anbrechenden Morgen entschloß er sich nach langem vergeblichem Nachsuchen den Rückweg nach Ghat anzutreten, welches er in einer langen Tagereise oder in zweyen zu erreichen hoffte; aber nach einer Stunde schon überfiel ihn eine solche Schwäche, daß es um ihn geschehen schien: da erblickte er plötzlich seine Gefährten, welche eine ungeheuchelte Freude über sein Entrinnen aus der Gewalt der Dämonen bezeugten; sie hatten ihm schon am vorigen Abend, beunruhigt durch seine Abwesenheit, nachgespürt, und selbst nur mit Schwierigkeit den Lagerplatz wieder gefunden. Der Kesar Dschenun ist auf das Sonderbarste zerrissen und zerklüftet; von ferne glaubt man großartige Ruinen von Burgen zu sehen.

Die Route von hier bis Murzuk, und von Murzuk bis Tripolis ist schon genau bekannt durch die Reisen von Dr. Oudney und Clapperton. Von Ghat bis Murzuck war der Verf. 15 Tage unterwegs, von da bis Tripolis 30.

Bey dem Mangel der einfachsten physikalischen Instrumente und der nöthigen Kenntniße in Naturgeschichte konnte der Verf. außer allgemein topographischen keine genauen wissenschaftlichen Beobachtungen anstellen; aber jene, in der versprochenen Denkschrift wahrscheinlich noch weiter ausgeführt, haben einen großen und bleibenden Werth, theuer erkauft durch harte Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Th. Doubleday, The true law of population shewn to be connected with the food of the people. Lond. 1846.

F. Contagrel, De l'organisation des travaux publics et de la réforme des ponts et chaussées. Par. 1847.

J. Heller, Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Bd. 1. (Jahr 1694 — 1702.) Wien 1848.

H. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen von Ende August bis Ende October 1756. Nach archivalischen Quellen. Dresden 1848.

M. Joffrés, Nouvelles études sur le recrutement de l'armée. Par. 1846.

Heer und Volk. Eine Sammlung von Aufsätzen meist militärischen Inhalts. Bd. 1. Leipzig 1848.

J. F. von Mayern, Ueber den Geist der Befestigungskunst in den verschiedenen Geschichtsepochen. Wien 1848.

P. Beroaldi, Della vita scientifica del Prof. Cav. Giacomo Tommasini e sulla morale del medico. Padova 1847.

Dr. Fr. H. Arneth und Dr. A. Marenzeller, Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Homöopathie im In- und Auslande. I. Jahrgang. Wien 1848.

M. Heine, Fragmente aus dem Gebiete der Medicin in Rußland. Leipzig 1847.

Dr. A. W. Volkmann, Streifzüge im Gebiete der exacten Physiologie. Leipzig 1847.

Ant. Dugés, Traité de physiologie comparée de l'homme et des animaux. Vol. 1 — 3. Montpellier 1838 — 1839.

H. Müller, Abhandlung über den Bau der Molen. Würzburg 1847.

Dr. R. Leuckart, Zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane. Göttingen 1847.

Dr. G. L. Kobelt, Der Neben-Eyerstock des Weibes. Heidelberg 1847.

Dr. F. M. Kilian, Versuche über die Restitution der Nervenerregbarkeit nach dem Tode. Gießen 1847.

Dr. M. E. A. Naumann, Handbuch der medicinischen Klinik. Bd. 1. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1848.

Dr. C. Schneemann, Die sichere Heilung der Scharlachkrankheit. Hannover 1848.

E. Esquirol, Des maladies mentales. T. 1. 2. Bruxelles 1838.

Dr. J. F. Erdmann, Aus der ärztlichen Praxis. Halle 1847.

Dr. Th. Dieterich, Die krankhafte Erweichung und Durchlöcherung des Magens- und Darmkanals. Mitau 1847.

P. A. Piorry, Ueber die Krankheiten der Milz, die Wechselfieber ꝛc. Deutsch von Dr. G. Krupp. Leipzig 1847.

M. Méne, Nouvelles recherches sur la nature et le siège de la migraine et de la surdité accidentielle. 5. édit. Par. 1847.

Dr. V. N. Kronser, Studien über die Cholera. Wien 1848.

Dr. Klencke, Ueber die Ansteckung und Verbreitung der Skrophelkrankheit bey Menschen durch den Genuß der Kuhmilch. Leipzig 1846.

Dr. H. Kaula, De la spermatorrhée. Par. 1846.

Dr. C. B. Heinrich, Die Krankheiten der Milz. Leipzig 1847.

Dr. M. B. Lessing, Chirurgische Diagnostik. Bd. 1. 2. Berlin 1846.

Dr. Th. Schlemm, Bericht über das brittische Irrenwesen. Berlin 1848.

Dr. C. G. Mitscherlich, Lehrbuch der Arzneymittellehre. 2. verb. Aufl. Bd. 1. Berlin 1847.

Dr. M. Macher, Das Römerbad nächst Tüffer in Steiermark. Graz 1846.

Dr. Klencke, Untersuchungen über die Wirkungen des Branntwein-Genusses auf den lebendigen Organismus. Braunschweig 1848.

Dr. M. Pröbsting, Der deutsche Helie. Ein Beytrag zur Lehre von der Brachiotomie. Hamm 1847.

Dr. F. C. Nägele, Zur Methodologie der Geburtshülfe. Lief. 1. Heidelb. 1847.

Dr. Th. S. Lee, von den Geschwülsten der Gebärmutter. Eine gekrönte Preisschrift. Berlin 1848.

A. Hammer, Die Anwendung des Schwefeläthers im Allgemeinen und insbes. bey Geburten. Mannheim 1847.

Dr. Burgemeister, Ueber Veterinär-Sanitäts-Polizey. Jena 1847.

Fr. W. Unger, Römisches und nationales Recht. Göttingen 1848.

J. A. Seuffert, Praktisches Pandektenrecht. Lief. 1. Würzburg 1847.

G. Fr. Puchta, Vorlesungen über das heutige römische Recht. Herausg. von Dr. A. Fr. Rudorff. Lief. 5. 6. Schluß. Leipzig 1848.

Der Sachsenspiegel oder sächsisches Landrecht, herausg. von Dr. C. R. Sachsse. Heidelberg 1848.

A. v. Lützenau, Erklärung des österreichischen Eisenbahn-Polizey-Gesetzes. Wien 1848.

M. Fouet de Conflans, De la réforme hypothécaire. Par. 1848.

J. S. Wharton, The Law Lexicon or dictionary of Jurisprudence. London 1847.

Fort. Dwarris, A general treatise on statutes. P. I. II. Lond 1848.

Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten. Berlin 1847.

Bülow-Cummerow, Die Lehensverfassung in Pommern und ihre Reform. Berlin 1848.

Haimerl, Quellen des böhmischen Lehenrechts. Prag 1847.

Die geheimen Beschlüsse der Wiener Kabinets-Conferenzen vom Jahre 1834. Cassel 1848.

Prontuario de los tratados de paz de España. Reynado de Phelipe III. T. 1 — 4. Madrid 1749 — 1752.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. I. Par. 1848.

Dr. H. Zöpfl, Bundesreform, deutsches Parlament und Bundesgericht. Heidelb. 1848.

Verhandlungen des deutschen Parlaments. Lief. 1. Frankfurt 1848.

Dr. J. G. Droysen, Die gemeine Verfassung für Dänemark und Schleswig-Holstein. Kiel 1848.

Bülow-Cummerow, Die politische Gestaltung Deutschlands und die Reichsverfassung. Berl. 1848.

Dr. C. F. A. Ostwald, Zur Würdigung der Schrift: Zweyte polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession von Dr. A. L. C. Michelsen. II. Urkundliche Beylagen. Kopenhagen 1848.

W. F. Köhler, Ueber die Erbfolge in Dänemark und in Schleswig-Holstein und Lauenburg. Oldenburg 1848.

C. H. C. Trotsche, Materialien zu einem Handbuche des meklenburg-schwerinischen Partikular-Civil-Processes. Lief. 1. 2. Parchim 1847.

Dr. J. F. H. Abegg, Versuch einer Geschichte der preuß. Civil-Proceßgesetzgebung. Breslau 1848.

Die vier Evangelien in der kalmuckischen Sprache.

G. R. Nylaender, The first two chapters of the gospel according to Saint Matthew in the Bullom language. Lond. 1813.

Krátké Pouceny o obsahu Pjsma Swatého a geho neypamátnégssjch osobách. Vol. 1. 2. W Kyseku. 1845.

Rövid Oktatás a' sz. irás tartalmáról es nevezetes ebb személyeiröl. Köszegen 1845.

Dr. A. Hilgenfeld, Die clementinischen Recognitionen und Homilien nach ihrem Ursprung und Inhalt. Jena 1848.

Dr. J. M. Aug. Scholz, Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments. Th. 3. Leipzig 1848.

Dr. C. Chr. W. Bähr, Der Salomonische Tempel. Karlsruhe 1848.

Dr. A. Francke, Die Grundlehre der Religion Jesu. Leipzig 1848.

Dr. C. T. Engelstoft, De confutatione Latina quae apologiae concionatorum evangelicorum in comitiis Hauniensibus anno 1530 traditae opposita est. Copenhag. 1847.

Dr. H. Marsh, Vergleichende Darstellung der englischen und römischen Kirche. A. d. Engl. von Dr. Fr. Eisele. Grimma 1848.

K. Jürgens, Das apostolische Glaubensbekenntniß. Göttingen 1848.

Tesoro de escritores misticos españoles publicado bajo la direccion de Don Eug. de Ochoa. T. 2. 3. Par. 1847.

J. Bunyam, Sepher Halichot Orach. Lond. 1844.

M. L. Benoist, Vie de S. S. le Pape Pie IX. Par. 1847.

Dr. J. B. Lowositz, Dante und der Katholicismus in Frankreich. Königsberg 1848.

A. D. de la Fontenelle de Vaudoré, Histoire du monastère et des Evêques de Luçon. Vol. 1. 2. Fontenay 1848.

J. C. Kretzschmer, Geschichte und Beschreibung der Klöster in Pommerellen. Heft 1. Danzig 1847.

Ch. Wycliffe Goodwin, The anglo-Saxon version of the life of St. Guthlac, Hermit of Crowland. London 1848.

D. Lewis, Notes on the nature and extent of the royal supremacy in the Anglican church. London 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

Dr. J. Erichson, Ueber den Kampf des Geistes des Universalismus und Particularismus in unserer Zeit. Greifswald 1848.

Dr. G. F. Taute, Die Wissenschaften und die Universitätsstudien den Zeitbewegungen gegenüber. Königsberg 1848.

Chr. J. Braniß, Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart. Breslau 1848.

Le Duc de Dino, Considérations sur l'établissement sur bibliothèques communales en France. Par. 1846.

De la nécessité de créer des bibliothèques scientifiques industrielles. Par. 1848.

P. Emiliani-Giudici, Storia delle belle lettere in Italia. Firenze 1844.

M. Siegenbeck, Oratio de incrementis quae literae Neerlandicae per hos L annos ceperunt. Lugd. 1847.

Diario del nono congresso degli scienziati italiani convocati in Venezia nel Settembre 1847. Venezia 1847.

G. Jahn, Gesammelte Schriften. Bd. 1. 2. Stettin 1848.

Dr. R. Grosche, De Ariana linguae gentisque Armeniacae indole prolegomena. Berl. 1847.

J. N. Madvig, Bemerkungen über einige Punkte der griechischen Wortfügungslehre. Göttingen 1848.

K. W. Krüger, Griechische Sprachlehre. Th. 1. 2. Berlin 1847.

Dr. F. Böttcher, Aehrenlese zur Homerisch-Hesiodischen Wortforschung. Dresden 1848.

Fr. Wey, Histoire des révolutions du langage en France. Par. 1848.

Dizionario tascabile del dialetto Veneziano. Padova 1847.

E. Schulze, Gothisches Glossar. Mit einer Vorrede von Jak. Grimm. Magdeb. 1848.

E. L. Ritsert, Die Lehre vom deutschen Style. 4. verb. Aufl. Darmstadt 1848.

J. Gaugengigl, Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache erhalten in Ulfilas gothischer Bibelübersetzung Passau 1848.

— — Gothischer Wortschatz als Grundlinien zur hochdeutschen Rechtschreibung. Passau 1848.

F. G. Gesenius, De lingua Chauceri. Bonn 1847.

L. Alph. Chassant, Paléographie des chartes et manuscrits du onzième au dix-septième siècle. Par. 1847.

M. Botta, Mémoire sur l'écriture cunéiforme Assyrienne. Par. 1848.

E. Prisse d'Avennes, Fac-simile d'un papyrus Egyptien en caractéres hiératiques. Par. 1847.

Dr. C. L. Roth, Zur Theorie und inneren Geschichte der römischen Satire. Stuttg. 1848.

Dr. Borberg, Hellas und Rom. Stuttg. 1847.

Mnasae Patarensis fragmenta. Collegit et commentario instruxit E. Mehler. Lugd. Bat. 1847.

Lycurgi deperditarum orationum fragmenta, coll. disp. illustravit Fr. G. Kisslingius. Halis 1847.

M. A. Ferratius, Epistolarum libri sex. Venetiis 1738.

Dr. W. U. Meiſel, Prinz und Derwiſch oder die Makamen Ibn Chisbais. Stettin 1847.

J. Stevenson, The Kalpa Sútra and Nava Tatva. Translated from the Mágadhi. Lond. 1848.

Les séances de Harîri, publiées en Arabe avec un commentaire choisi par Silvestre de Sacy. 2. edit. revue par M. Reinaud et M. Derenbourg. Par. 1847.

Chronicon Samaritanum, Arabice conscriptum cui titulus est liber Josuae. Edid. Th. G. J. Juynboll. Leyden 1848.

Ouekaki-Morikouni, Yo-San-Fi-Rock, l'art d'élever les vers à soie au Japon. Annoté et publié par M. Bonafous. Ouvrage traduit du texte Japonais par Dr. J. Hoffmann. Paris 1848.

Alex. Moreau de Jonnès, Eléments de statistique. Par. 1847.

L. Roß, Reiſen des Königs Otto und der Königin Amalie in Griechenland. Bd. 1. 2. Halle 1848.

Alb. Montémont, Voyages nouveaux par mer et par terre effectués ou publiés de 1837 à 1847. Vol. 1 — 5. Par. 1847.

Ed. Dechy, Voyage. Irlande en 1846 et 1847. Par. 1847.

J. Gaume, Les trois Rome. Journal d'un voyage en Italie. T. 1 — 4. Par. 1847.

W. Scharenberg, Handbuch für Sudeten-Reiſende. Breslau 1848.

Fr. Nolan, The Egyptian chronology analysed. Seeleys 1848.

Sammlung rhätiſcher Geſchlechter. I. Jahrgang 1847. Chur 1848.

G. F. Schömann, Das ſittlich-religiöſe Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüthe. Greifswald 1848.

Fr. Wieſeler, Das Satyrſpiel. Nach Maßgabe eines Vaſenbildes. Göttingen 1848.

J. S. C. Schweigger, Ueber das Elektron der Alten und den fortdauernden Einfluß der Myſterien des Alterthums auf die gegenwärtige Zeit. Greifswald 1848.

Jaubert de Passa, Recherches sur les arrosages chez les peuples anciens. P. 1—6. Par. 1847.

L. Urlichs, Die Aspis der alten Baſiliken. Greifswald 1847.

Dr. L. Lerſch, Apollon der Heilſpender. Bonn 1848.

Dr. H. Hettner, Vorſchule zur bildenden Kunſt der Alten. Bd. 1. Oldenb. 1848.

Memorie numismatiche per l'anno 1847 pubblicate da Demet. Diamilla. Anno I. Fasc. 1. Roma 1847.

W. Ward, Remarks on the monetary legislation of Great Britain. Lond. 1847.

Dr. G. S. Kriegk, Die Völkerſtämme und ihre Zweige. Frankf. 1848.

G. Uhrig, De Hippone atheo. Gießen 1848.

Storia del risorgimento italiano. Fasc. 1—5. Torino 1848.

M. L. Galibert, Histoire de la république de Venise. Par. 1847.

C. Porzio, Opere per cura di C. Monzani. Firenze 1846.

G. La Farina, Storia d'Italia (568 — 1815). Vol. 1 — 4. Firenze 1846 — 47.

Dr. W. Stricker, Das Königreich beyder Sicilien nach eigenen Anſchauungen in den Jahren 1839, 1840 und 1844. Leipzig 1848.

Collezione di storici e cronisti Italiani, editi ed inediti. Vol. 1 — 7. Firenze 1844.

A. Mazure, Petite bibliothèque des chroniques de l'histoire de France. T. I. II. Par. 1847.

H. Say, Etudes sur l'administration de la ville de Paris et du département de la Seine. Par. 1846.

J. F. Samazeuilh, Histoire de l'Algenais du Condomois et du Bazadais. T. I. Auch 1847.

J. C. F. Ladoucette, Histoire, topographie, antiquités, usages, dialectes des Hautes-Alpes. Avec un Atlas. Par. 1847.

M. Courtépée et M. Beguillet, Description générale et particulière du duché de Bourgogne. Vol. I. Dijon 1847.

Ch. Barthélemy, Histoire du village de Chaténay-les-Bagneux. Châtenay 1847.

A. Dumesnil, La délivrance du peuple. Par. 1848.

Richardot, Nouveaux mémoires sur l'armée française en Egypte et en Syrie. Par. 1848.

Dr. C. G. Giebel, Gaea excursoria germanica. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. A. M. Schulze, Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha. Bd. 1 — 3. Gotha 1847.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

(Fortsetzung.)

The Hindi language. Thompson's dictionary. — Calcutta Review 1848 June.

Newman (F. W.), On the intrusive elements of Latin. — Classical Museum. 1849 Jan.

Watkiss Lloyd (W.), Homer, his art and his age. — Ebendas.

Fragments du Humaïoun-Namèh, publiés et traduits par Adrien Royer. — Journ. asiat. 1848. Nov.—Déc.

Ariel (E), Lettre à M. Burnouf sur les Kur'al de Tiruvalluvar. — Ebendas.

Antar en Perse, ou les Chamelles Açâfîr; extrait du roman d'Antar, traduit de l'arabe par Gustave Dugat. — Ebendas.

Bargès, Souvenirs de la province d'Oran, ou voyage à Tlemcen, relatif à la prononciation de l'hébreu usitée chez les juifs de cette province. — Ebendas.

Catafago, Lettre à M. Mohl sur un manuscrit ismaélien. — Ebendas.

Wilkes (Ch.), Narrative of the United States exploring expedition. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848. Déc.

Funkhänel (K. F.), Ordeals among the Greeks and Romans. — Classical Museum 1849 Jan.

Maury, Observations sur la divinité égyptienne que les Grecs avaient assimilée à leur Pan. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

Canina (L.), Descrizione dell' antico Tusculo etc. (4 art. de M. Raoul-Rochette.) — Journ. des Sav. 1848 Déc.

Belgiojoso (Mme la princesse de), L'Italie et les révolutions italiennes. La révolution et la république de Venise. — Rev. des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Saulcy, Les templiers de Metz. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

Delisle, Le clergé normand au XIII siècle, d'aprés le Regestrum visitationum archiepiscopi Rothomagensis (publ. p. Th. Bonnin. Louen 1847. 4.) — Univ. cathol. 1848 Nov.

Guizot, De la démocratie en France. Paris 1848. — Correspond. T. XXIII. Livr. 17.

Austria and Germany. — Quart. Review 1848 Dec.

Rey (William), Les Hongrois. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1848 Déc.

Langsdorff (E. de), La Hongrie. Troisième partie. Les réformateurs et les révolutionnaires. — Rev. des deux mondes 1848. Livr. 23. 24.

Kemble (J. M.), The Saxons in England; a history of the English Commonwealth until the Norman conquest. 2 vols. Lond. 1848. — Edinburgh Review 1849. Jan.

Layard (Austen Henry), Nineveh and its remains. 2 vols. Lond. 1848. — Quart. Rev. 1848 Dec.

The acts of the Governor-General of India in Council. — Calcutta Review 1848 June.

A history of the reigning family of Lahore, with some account of the Jammu Rajahs, the Sikh soldiers and their Sirdars. Calcutta 1847. — Ebendas.

The Punjab. — Edinburgh Rev. 1849 Jan.

Jancigny (A. D. B.), Les Indes hollandaises en 1848. Histoire et organisation du gouvernement colonial de Java. (2 Part.) — Revue des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Gliddon (George R.), Ancient Egypt. Her monuments, hieroglyphics, history and archaeology etc. New York. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Jan.

Mémoires de F. de Rovéréa écrits par lui-même et publiés par G. de Tavel. (2 art.) — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.) 1848 Déc.

Noailles (Le duc de), Histoire de Madame de Maintenon et des principaux évènements du règne de Louis XIV. — Correspondant T. XXIII. Livr. 15.

Notice nécrologique sur M. Rossi. — Journal des Economistes 1848 Déc.

Memoirs of the R. R. Daniel Corrie, first bishop of Madras. Lond. 1847. — Calcutta Review 1848 June.

Valery, Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon. Par. 1846. — Edinburgh Review 1849 Jan.

Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers. Edited by P. Grimblot. 2 vols. 1848. — Ebendaſ.

Castlereagh papers. — Quarterly Review 1848 Dec.

Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts. In three volumes. Lond. 1848. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Jan.

Life, letters and litterary remains of John Keats. Edited by Richard Monckton Milnes. 2 vols. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Eckermann, Gespräche mit Göthe. Dritter Band. Magdeb. 1848. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe. P. I. London 1848. — Ebendaſ.

Creuzer (Friedrich), Aus dem Leben eines alten Professors. Darmstadt. — Ebendaſ.

Narrative of the life of Sir Walter Scott. Begun by himself and continued by J. G. Lockhart. 2 vols. Edinb. 1848. — Ebendaſ.

Notice sur M. Letronne, garde général des archives nationales. — Revue archéologique. Année V. Livr. 10.

La Rive (de), Note sur les mouvements vibratoires qu' éprouvent les corps non magnétiques sous l'influence des courants extérieurs et transmis. — Bibliothèque universelle de Genève (Sc. phys.) 1848 Déc.

Pictet (Ad.), Essai sur les propriétés et la tactique de fusées de guerre. Turin 1848. — Ebendaſelbſt.

Ladame, Note sur les phénomènes électriques de l'air. — Ebendaſ.

Brunner (C.) fils, Sur une observation d'éclairs sans tonnerre. — Ebendaſ.

Piddington (Henry), The sailor's horn-book for the law of storms; being a practical exposition of the theory of the law of storms, shewn by transparent storm-cards etc. Lond. 1848. — Calcutta Review 1848 June.

Hartlaub (G.), On the present state of our knowledge of the ornithology of Madagascar. — Annals and Mag. of natur. hist. 1848 Dec.

Alder (Joshua), Description of a new british Limnaea. — Ebendaſ.

M' Coy (Fred.), On some new mesozoic Radiata. — Ebendaſ.

Walker (Francis), Description of Aphides. (contin.) — Ebendaſ.

Gray (J. E), On the arrangement of the Brachiopoda. — Ebendaſ.

Strickland and Melville, The Dodo and its kindred. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Newman (Edward), The great sea-serpent. An essay, showing its history, authentic, fictitious, and hypothetical. — Westminster and Foreign quarterly Review. 1849 Jan.

Greville (R. K.), Algae orientales: Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. — Annals and Magazine of natural history 1848 Dec.

Deakin (R.), The ferns of Britain and their allies, comprising Equisetaceae, Filicaceae etc. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Moore (Thomas), A handbook of british ferns. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Thomas (K.), On the amber-beds of East Prussia. — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.), On three species of mould detected by Dr. Thomas in the amber of East Prussia. — Ebendaſ.

Geology of India. — Calcutta Review 1848 June.

The progress of mechanical invention. — Edinburgh Review 1849 Jan.

Lettres sur l'instruction publique. — Correspondant T. XXIII. Livr. 12. 13.

Public instruction in France under M. Guizot. — Quart. Rev. 1848 Dec.

Eastlake's literature of the fine arts. — Blackwood's Magazine 1848 Dec.

Wallbridge (Arthur), A sequential system of musical notation. — Westminster and foreign quart. Rev. 1849 Jan.

Curwen (John), A grammar of vocal music, founded on the tonic Sol-fa method. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

Von den bedeutendſten literariſchen Acquiſitionen, welche die kgl. Hof- und Staatsbibliothek der Munificenz auswärtiger Staaten verdankt, jedesmalige öffentliche Kundgabe zu veranlaſſen, erachtete die Bibliothekdirection immer als eine ſowohl dem gelehrten Publicum als den reſpectiven Schenkern ſchuldige Pflicht *). Auf den Grund gleicher Obliegenheit ſoll aber fortan auch von minderumfaſſenden, wenn nur wiſſenſchaftlich intereſſanten Schenkungen, welche der genannten Anſtalt vom In- oder Auslande, von Regierungen oder deren Regenten, von wiſſenſchaftlichen Inſtituten oder Privaten zukommen, von Zeit zu Zeit, je nachdem ſich Stoff und Gelegenheit dazu bieten, den Leſern dieſer Blätter in Form kurzgefaßter, zunächſt nur bibliographiſcher Anzeigen Nachricht ertheilt werden, wodurch übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, ausführlicheren, vom fachwiſſenſchaftlichen Standpunkte ausgehenden Würdigungen der betreffenden Donationsobjecte in keiner Weiſe vorgegriffen, ſondern vielmehr Anregung zu ſolchen gegeben werden ſoll.

Wir eröffnen die Reihe dieſer Mittheilungen durch nachholende Aufzählung der wichtigeren, im Laufe der letztverfloſſenen zwey Jahre der kgl. Hof- und Staatsbibliothek von auswärtigen Regierungen durch gefällige Vermittlung der betreffenden k. b. Geſandtſchaften zugekommenen Büchergeſchenke. Im Verhältniſſe zu dem bezeichneten Zeitraume wird man die nachfolgende Liſte eben nicht ſehr reichhaltig finden, hiebey aber den unfreundlichen Einfluß der getrübten politiſchen Zuſtände, wie allenthalben, ſo auch in dieſem anſpruchloſen Documente literariſchen Völkerverkehrs nicht verkennen. Vergebens wird man namentlich darin nach den Fortſetzungen der ſo großartig begonnenen franzöſiſchen und italieniſchen Nationalwerke ſuchen, nach den noch vor den Umſturztagen erſchienenen neueſten Bänden der „Collection de documents inédits sur l' histoire de France“ *) und der Monumenta historiae patriae Sardiniens **). — Bey Beurtheilung des geringen Umfanges der nachfolgenden Aufzählung möge auch die Bemerkung nicht umgangen werden, daß in der Regel nur unmittelbar oder durch das k. Staatsminiſterium an die k. Hof- und Staatsbibliothek gelangte Donationen in den Kreis der vorliegenden Anzeigen gezogen werden ſollen, hingegen alle zunächſt der k. Akademie der Wiſſenſchaften dahier von öffentlichen Behörden, von wiſſenſchaftlichen Vereinen oder von Privaten dargebrachten, und erſt unter Vermittlung der k. Akademie zur k. Hof- und Staatsbibliothek kommenden Büchergeſchenke den eigenen deßfallſigen Verzeichniſſen im Bulletin der k. Akademie, reſp. hinter den in den Gelehrten Anzeigen zum Abdruck gelangenden Klaſſenſitzungsvorträgen, wie bisher, vorbehalten bleiben, und höchſtens nur ſolche Sammelwerke jener Kategorie, die in den akademiſchen Verzeichniſſen nur nach ihrem allgemeinen Sammlungstitel aufgeführt ſind, auch hier noch einer näheren Specification ihres Inhalts unterworfen werden.

1. Büchergeſchenke von Seite deutſcher Regierungen.

Von dem gegenſeitigen Austauſche der Landtagsverhandlungen, Geſetzſammlungen und einiger anderer officieller Publicationen aus dem Gebiete der Staatsverwaltung, Rechtspflege, Statiſtik ꝛc. abgeſehen, iſt hier nur zu nennen das von S. M. dem Könige von Preußen

*) Auſſer den in der Allgemeinen Zeitung gleichzeitig erſtatteten kurzen Berichten verweiſen wir insbeſondere hinſichtlich der Geſchenke aus England auf den Aufſatz: „The public Records of Greatbritain vollständig in der k. Hof- und Staatsbibliothek.“ Baieriſche Annalen 1834. Nr. 114. Blatt für Vaterlandskunde Nr. XXXVIII. S. 909. Bezüglich der Bücherſchenkungen von der ruſſiſchen Regierung vgl. m. Gel. Anzeigen 1845. Bd. XXI. Nr. 235. 1846. Bd. XXIII. Nr. 258.

*) Von dieſer ausgezeichneten Geſchichtsquellenſammlung hat die k. Hof- und Staatsbibliothek während der Jahre 1838 — 1846 ein und ſechzig Bände erhalten. Vgl. Gel. Anz. 1838 Bd. VI. Nr. 105. 1841. Bd. XIII. Nr. 189. 1846. Bd. XXIII. Nr. 183.

**) Der k. Hof- und Staatsbibliothek ſind hievon bis jetzt nur zugekommen: Chartarum Tomus I. Aug. Taurin. 1836. Scriptores. (T. I.) 1838. Leges municipales. (T. I.) 1839.

der k. Hof- und Staatsbibliothek gewidmete, prachtvoll gebundene Geschenkexemplar der

Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome 1—5. Berlin 1846—1847. Imprimerie royale. (R. Decker) gr. 4.,

ein Werk, das an Schönheit typographischer Ausstattung, namentlich bezüglich des Papieres, alle aus deutschen Pressen bisher hervorgegangenen Prachteditionen weitaus überbietend mit den berühmtesten derartigen Producten Englands wetteifern kann.

Die ersten sieben Bände der vorliegenden Ausgabe sollen die „Oeuvres historiques" Friedrichs des Großen in sich fassen. Demgemäß enthalten von den bis jetzt erschienenen fünf Bänden:

Tome I (ausser der Préface de l'éditeur (J. D. E. Preuß) die Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg und die vier Essais historiques (du militaire depuis son institution jusqu' à la fin du règne de Frédéric Guillaume; de la superstition et de la religion; des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences; du gouvernement ancien et moderne du Brandenbourg.)

Tome II. III. Histoire de mon temps. T. 1. 2.
Tome IV. V. Histoire de la guerre de sept ans. T. 1. 2.

Daß für die Durchsicht, Berichtigung und Ergänzung des Textes alle gedenkbaren Hülfsmittel aufgeboten, namentlich die noch vorhandenen eigenhändigen Aufzeichnungen Friedrichs des Großen sorgfältigst benützt wurden, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

2. Geschenke von Seite Englands.

a) Description of the collection of ancient marbles in the British Museum; with engravings. Part X. London: Printed by W. Nicol, sold at the British Museum; by Longman and Co.; Payne and Foss, and W. Pickering. MDCCCXLV. (VIII und) 141 S. gr. 4.

Den Gegenstand des vorliegenden neuesten Bandes dieses für die Geschichte der Plastik wichtigen Werkes bilden die im sechsten Saale des Britischen Museums aufgestellten, aus der Towneley collection stammenden Sculpturen. Den meisterhaft ausgeführten Kupferstichen (58 an der Zahl) liegen die Zeichnungen des in Darstellung antiker Kunstdenkmäler unübertroffenen, noch vor dem Erscheinen des Bandes mit Tod abgegangenen Künstlers H. Corbould zum Grunde. Verfasser des Textes zu dem vorliegenden Bande ist Edw. Hawkins, der auch jenen zum fünften, achten und neunten Bande (1826, 1839, 1842) lieferte, während die ersten vier

Bände des Werkes (1812—1820) von Taylor Combe, der sechste und siebente Band aber (1830, 1835), von C. R. Cockerell besorgt worden waren.

b) Catalogus codicum manuscriptorum orientalium qui in Museo Britannico asservantur. Pars tertia, codices aethiopicos amplectens. Londini: Impensis curatorum Musei Britannici. MDCCCXLVII. 78 S. fol.

Der erste im Jahre 1838 erschienene Theil dieses Catalogs, die codices syriacos et carshunicos enthaltend, ist von J. Forshall und dem noch vor der Beendigung des Druckes verstorbenen Rosen bearbeitet; vom zweyten Theil, der das Verzeichniß der arabischen Handschriften zum Inhalte hat, ist bis jetzt nur die erste Abtheilung: „Codices christiani, item theologici, juridici et historici muhammedani," verfaßt von dem Unterbibliothekar des britischen Museums William Cureton, im Jahre 1846 erschienen.

Den vorliegenden dritten Theil anbelangend, so ist derselbe auf Seite der Vorsteher des britischen Museums nur mit einem kurzen Vorworte F. Madden's begleitet, die Anzeige enthaltend, daß die Beschreibung der Codices selbst von Dr. A. Dillmann aus Tübingen verfaßt worden sey.

Aus Dillmann's eigener Vorrede geht hervor, daß von den 82 theils äthiopischen, theils amharischen Handschriften, welche hier beschrieben sind, bey weitem die meisten von den beyden Priestern der anglicanischen Missionsgesellschaft, C. W. Isenberg und J. L. Krapf, in Abyssinien selbst gesammelt und von der genannten Gesellschaft im Jahre 1846 dem britischen Museum zum Geschenke gemacht worden sind.

Auf die von dem Verfasser nach dem Inhaltsbetreffe der Codices ausgeschiedenen Fächer vertheilt sich die Gesammtzahl der ersteren in folgender Weise:

Biblia . . . . Cod. I—IX.
Exegetica . . . . — X—XII.
Dogmatica et ethica. — XIII—XIX.
Liturgica, ecclesiastica, canones . . — XX—XXXV.
Historica, acta sanctorum — XXXVI — XLVIII.
Preces, encomia — XLIX — LXIX.
Vocabularia — LXX — LXXII.
Magica — LXXIII — LXXXII.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Travels in Western Africa in 1845 and 1846.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiger Fall trug sich hier zu mit einem von den Dienern unsers Reisenden, einem Freyneger von Sierra Leone. Derselbe hatte auf dem Markte Einkäufe zu machen nnd traf daselbst ein altes Weib, in dem er bald seine Mutter und sie ihren Sohn erkannte, der ihr vor zwanzig Jahren in dem Annagu-Lande, wo sie zu Hause war, entrissen und in die Sklaverey geführt wurde. Er war auf ein Schiff gebracht worden, um nach Brasilien transportirt zu werden, aber ein englischer Kreuzer nahm dasselbe, und führte es nach Sierra Leone. Hier wurde der junge Mensch mit fünfhundert andern Sklaven befreyt und auferzogen, ohne daß jedoch dadurch eine edlere Gesinnung in ihm geweckt worden wäre. Zwanzig Jahre waren seit seiner Hinwegführung verflossen, als er unvermuthet wieder mit seiner Mutter und Schwester zusammen traf, die in einem Kriege des Königs von Dahomey mit den Bewohnern von Annagu zu Sklaven gemacht worden waren. Duncan erbot sich gegen seinen Diener, ihm bey dem König die Befreyung seiner Mutter und Schwester zu erwirken. Anfangs nahm der Freyneger das Anerbieten gerne an; nachdem er es sich aber etliche Tage überlegt hatte, daß die Erhaltung seiner Mutter ihm doch täglich einen halben Penny kosten dürfte, erklärte er seinem Herrn, daß, da selbige in guter Behandlung bey ihrem Eigenthümer wären, er es für besser fände, sie bey demselben zu belassen. So hatte der Eigennutz bey ihm das Gefühl der kindlichen Dankbarkeit erstickt, und zu einiger Entschuldigung mag nur das angeführt werden, daß in Dahomey die Sklaven wirklich eine gute Behandlung erfahren, indem sie als Glieder der Familie angesehen sind.

Mittlerweile war vom König Alles vorgerichtet worden, um seinem Gaste die Reise nach dem Konggebirge so sicher und bequem als möglich zu machen, zumal da sie durch das Mahi-Land führte, das der Herrscher von Dahomey vor Kurzem zwar erobert hatte, dessen Bewohner aber noch keineswegs mit der Wendung der Dinge sich zufrieden gaben. Die Leibwache, die dem Reisenden zur Begleitung mitgegeben wurde, bestand aus hundert auserlesenen Männern, die alle den letzten Krieg in dem Theil des Konggebirges, das er nun besuchen wollte, mitgemacht hatten, und daher über das Land Auskunft geben konnten. An ihrer Spitze stand ein Kabosir, ein Mann von großem Ansehen, der aus dem Mahi-Lande abstammte und sich also daselbst völlig auskannte. Seine Instruction lautete dahin, daß er vor dem Kopf von Duncans Pferde nicht weiter als fünf Ellen vorausmarschiren sollte, um nahe genug zu seyn, jede Frage sogleich zu beantworten; zugleich sollte er auf den schmalen Pfaden mit einem Stocke jedes Hinderniß sondiren, um das Stolpern des Pferdes zu verhüten. Der nächste nach ihm hatte den Titel des Königs Weib, und ihm lag es ob, die Klagen, die etwa Duncan gegen seinen Kapitän oder einen Statthalter hätte, anzuhören und alsbald durch einen Boten dem König zu berichten.

So brach am 9. Juli Duncan mit seinem Gefolge auf, nachdem er noch vom König mit Geld und Proviant reichlich beschenkt worden war. Der Weg führte anfangs durch schön cultivirte Felder von mancherley Arten Getreide, Bohnen und Erbsen. Dann wechselten Hügel und Thäler mit einander ab, bis man mit Anbruch der Nacht nach einem angestrengten Marsche von 34 engl. Meilen die Stadt Setta erreichte, wo übernachtet und der Fremde mit allen Ehren empfangen wurde. Der folgende Tag war ein Rasttag, und wurde benützt zur Besichtigung der Stadt, welche 9000 Einwohner enthält und in gutem Stande sich befindet. Die Gegend ist gut bebaut, Rinder, Schafe, Ziegen und verschiedenes Geflügel wird in Menge gehalten, aber keine Pferde, so daß nur wenige Einwohner solche gesehen haben, außer in Dahomey, wohin etliche dem König als Geschenk zugesendet worden waren.

Am 11. wurde die Reise fortgesetzt und nach 6 Meilen der Zoa-Fluß erreicht, der hier 40 Ellen breit und 7 Fuß tief ist, und über den vermittelst eines Kahnes gesetzt wurde. Es ist dieß derselbe Fluß, der an der Küste bey Badagry den Namen Lagos führt. Nachdem ein hohes Granit- und Gneißgebirge bey Seite gelassen worden war, kam man nach 21½ Meilen nach Pawia, einer ziemlich großen Stadt von 16,000 Seelen, wo die Atmosphäre viel reiner als an der Küste und selbst zu Abomey gefunden wurde, so daß die benachbarten Berge deutlich gesehen werden konnten. Die Einwohner verstehen sich gut auf Viehzucht und Feldbau und auf Verfertigung guter Zeuge. Der Reisende machte von hier aus einen Abstecher nach dem steilen und schönen Zoglobo-Berge, dessen Höhe übrigens nicht mehr als 1800 Fuß betrug, und auf dessen Gipfel eine Stadt der Mahis liegt, von der aus man noch höhere Berge sieht, unter denen einer bis zu 2500 Fuß aufsteigt.

Die Stadt Baffo war zu einem längeren Aufenthalte und zu weiteren Excursionen in der Umgegend und im Gebirge bestimmt. Duncan trachtete aber noch darüber hinaus, und insbesondere gieng sein Verlangen zu einem Besuch der Dab-a-dab Berge, wo er, wie ihm in Abomey von einem mahomedanischen Priester berichtet worden war, einen Mann Namens Terrasso-wia finden könnte, der bey der Ermordung Mungo Parks gegenwärtig war, und ihm genaue Aufschlüsse über das unglückliche Ende dieses berühmten Reisenden zu geben vermöchte. Diese Nachricht war hinreichend, um in Duncan den lebhaften Wunsch zu erregen, den genannten Mann ausfindig zu machen. Einem solchen Vorhaben stand aber das doppelte Hinderniß im Wege, einmal daß der Kabosir keine Vollmacht hatte, seinen Schützling über die Gränze der Dahomeyschen Herrschaft zu lassen, und zweytens, daß Niemand ihm die Lage der Dab-i-dab Berge anzeigen konnte oder mochte. Da jedoch Duncan sich versichert hielt, daß die Berge, welche er durch sein Fernrohr in der Ferne erblicken konnte, wirklich mit der Beschreibung, die der alte Priester von ihnen gegeben hatte, übereinkämen, so entschloß er sich, unter dem Anschein, als ob er eine Jagdparthie unternehmen wollte, sich von Baffo wegzuschleichen, um auf eigne Gefahr das Ziel seines Sehnens zu erreichen. In Begleitung zweyer von seinen eignen Dienern, die halbwegs darum wußten, und dreyer Soldaten, die mit seinem eigentlichen Vorhaben unbekannt waren, und denen er nur unterwegs sagte, daß er einen Freund in der am Fuße des Gebirges liegenden Stadt besuchen wolle, trat er seine Wanderung an.

Nach einem angestrengten Marsche erreichte Duncan die Stadt Zafura, wo er bald bemerken mußte, daß er sich außer dem Bereich der Dahomeyschen Herrschaft befand, indem er dort von dem König oder Kabosir sehr mißtrauisch aufgenommen wurde, und überdieß zu seinem Schrecken erfuhr, daß Terrasso-wia sich nicht mehr hier, sondern in Adafudia aufhalte, was 8 bis 9 starke Tagreisen davon entfernt läge. Gleichwohl ließ sich unser Reisender durch diese unangenehme Nachricht nicht abschrecken, sondern er sendete einen von den drey Soldaten nach Baffo zurück, um dem Kabosir sagen zu lassen, daß sein Freund eine Reise unternommen habe, und er deßhalb genöthigt sey, noch einige Tage auszubleiben, um denselben treffen zu können, und mit den andern vier Begleitern setzte er seinen Weg nach Adafudia fort, so gefährlich auch eine solche Tour

durch unbekannte Gegenden und ohne Empfehlungen war. Er war jetzt im Lande der Fulahs (Fellatahs), und ein Glück für ihn war es, um sich verständlich machen zu können, daß unter seinen Soldaten einer diesem Volksstamme angehörte.

Die erste Nacht wurde in Akwaba zugebracht, wo Duncan anfangs mit großem Mißtrauen empfangen, dann aber zugelassen wurde, als er sein Vorhaben, seinen Freund Terrasso-wia zu besuchen, kundgab. Die Einwohner sind hier Mahomedaner, die jeden Beweis gastfreundlicher Aufnahme unterließen. Den andern Tag kam er durch reich bebaute Gegenden, und näherte sich der Stadt Komor, als der König im Gefolge einer Schaar Reiter ihm entgegen kam, was das Gefolge des Reisenden nicht wenig in Schrecken setzte, da sie vorher nie berittene Soldaten gesehen hatten. Der König kam indeß in freundlicher Absicht, und führte Duncan, von dessen Ankunft und Absicht er gehört hatte, in seine Stadt, die wie alle andern in dieser Gegend ringsum befestigt, und nur mit zwey Thoren versehen ist. Nach guter Bewirthung setzte unser Reisender noch an demselben Tage seinen Weg weiter fort, um in der Stadt Babakanda zu übernachten, in der er, als dem König von Koma gehörig, ebenfalls eine gute Aufnahme fand. Am folgenden Tage passirte er die Stadt Seka, die sehr belebt und viel Handel zu treiben schien, insbesondere auch mit Sklaven, für die ein Preis von 46 bis 49,000 Kauries verlangt wurde. Die Nacht brachte er in der ziemlich großen Stadt Assofudah zu, wo er ganz ungastlich aufgenommen worden war, was ihm sehr empfindlich fiel, da er nicht mehr einen Kaurie zum Einkaufe von Lebensmitteln besaß, sondern diese nur gegen Nadeln und Maultrommeln, die er mitgenommen hatte, eintauschen konnte.

Ohne Frühstück mußte Duncan morgens mit seinen Leuten aufbrechen, doch konnten sie beym Durchzuge durch die Felder ihre Säcke mit Vorrath füllen, und bald gelang es ihm auch, ein großes Perlhuhn zu erlegen, das ihnen einen herrlichen Braten versprach. Schon nach 4 Meilen erreichten sie eine kleine Stadt von Mahomedanern bewohnt, von denen sie freundlich tractirt, mit Honig bewirthet und mit Holz versehen wurden, um von ihren Vorräthen ein Frühstück zu bereiten. Denselben Tag passirten sie noch die Stadt Quampanissa, in der sie aber nicht verweilten, sondern die Nacht im Freyen zubrachten, was auch in der folgenden wieder geschah. Eine sehr freundliche Aufnahme fanden sie beym Weiterziehen in den Städten Zabakano, Gruba und Sagdo, wo sie Kameele und Elephanten gezähmt antrafen, und Zuckerrohr angebaut wurde. Der weiße Mann war allenthalben ein Gegenstand der Verwunderung. Unterwegs erlegte er eine Riesenschlange, die nicht weniger als 31 Fuß lang war, und doch behaupteten die Eingebornen, daß es noch größere bey ihnen gebe.

Am 1. August erreichte endlich Duncan das ersehnte Adofoodia, wo ihn der König, der schon durch das Gerücht von seiner Ankunft benachrichtigt war, sehr freundlich aufnahm, und selbst persönlich ihn bey Terrasso-wia, der als mahomedanischer Priester wie als reicher Handelsmann in großem Ansehen stand, einführte. Auch dieser war sehr erfreut über Duncans Besuch, der der zweyte Weiße war, den er im Verlauf seines Lebens zu Gesicht bekam. Unvermuthet fand hier unser Reisender einen schon ältern Bekannten, nämlich einen Handelsmann, mit dem er während der unglücklichen Nigerexpedition in Egga zusammen getroffen war, und der nun in den Diensten des Terrasso-wia sich befand. Während noch Duncan mit diesem Manne sich unterhielt, kam ein anderer gut aussehender Neger herbey, der plötzlich ihn spanisch und dann englisch anredete. In einer so entfernten Gegend und so ganz unvermuthet in seiner Muttersprache angeredet zu werden, versetzte unsern Reisenden in die freudigste Stimmung, zumal als er sich bald überzeugte, daß er es hier mit einem wohlgesinnten und ziemlich gebildeten Menschen zu thun hatte. Die interessante Lebensgeschichte dieses Negers ist folgende. Er war ein Eingeborner von Bornu, der im Kriege gefangen und als Sklave verkauft worden war. Von einem Ort zum andern geschleppt, wurde er endlich nach Widdah gebracht, und von da nach Bahia verkauft, wo er 21 Jahre uno darunter 10 als Koch im Handlungshause Boothby und Johnston von Li-

verpool zubrachte. Als er bey der Emancipation der von brittischen Unterthanen gehaltenen Sklaven seine Freyheit erlangt hatte, erwachte in ihm die lebhafteste Sehnsucht, seine Heimath, in der er die glücklichen Tage seiner Kindheit verlebt hatte, wieder zu besuchen. Er schiffte sich nach Widdah ein, und gelangte von da im Verlauf zweyer Monate nach seiner Vaterstadt. Aber wie hatte sich hier seit 20 Jahren Alles verändert! Die Stadt war zweymal vom Feind verbrannt worden, und jetzt größtentheils von Fremden bewohnt, die ihn mit mißtrauischen Augen betrachteten. Gebrochenen Herzens eilte er fort aus seiner Heimath, und suchte wieder nach der Küste und wo möglich nach Bahia zu gelangen. Einstweilen war er in die Dienste von Terrasso-wia getreten, den er als einen vortrefflichen Mann schilderte, und der sich auch als solcher gegen Duncan bewies.

Ueber Mungo Park's Ermordung erhielt unser Reisender von Terrasso-wia folgende Aufschlüsse. Während er als ein junger Mann in Yaouri als Priester lebte, kam ein weißer Mann auf einem Kahne den großen Fluß Joleeba (Niger) herab, der von verschiedenen Negern begleitet war. In seinem Gefolge befand sich ein Eingeborner aus der Nähe von Yaouri, Namens Amadi Fatuma, der hier zurückbleiben wollte, und deßhalb seine Löhnung empfangen hatte. Dieser Mensch hatte Mungo Park versprochen, für ihn hier Einkäufe zu machen, und deßhalb hielt letzterer hier an, und ließ sich dem Könige vorstellen, der ihn mit Lebensmitteln versah, und dafür die volle Bezahlung erhielt. Hierauf begab sich Mungo Park nach seinem Boote zurück, um weiter zu segeln, aber auf dem Wege ereilte ihn ein königlicher Bote, und bedeutete ihm, daß Amadi Fatuma Klage gestellt hätte, daß er von ihm keinen Lohn empfangen hätte, und daß deßhalb der König Park so lange zurückhalten ließe, bis die Forderung befriedigt worden wäre. Unwillig sprang Park in sein Boot und mit ihm sein Gefolge; zugleich verlangte er, daß ihm Amadi vor Augen gestellt werden solle. Dieß geschah, aber der freche Kerl blieb auf seiner Anforderung bestehen, obwohl alle Begleiter Parks versicherten, daß ihm mehr als ihm gebührte, bezahlt worden wäre. Terrasso-wia, der der ganzen Scene als Augen- und Ohrenzeuge beywohnte, ließ es zweifelhaft, ob nicht der König, ein schändlicher Despot, den Amadi zur Stellung seiner ehrlosen Forderung angereizt hatte, denn die meisten der Anwesenden schenkten der Erzählung des weißen Mannes Glauben.

Des Königs Befehl wurde jedoch ausgeführt, denn als Park's Leute sich anschickten, das Seil loszumachen, an welches der Kahn befestigt war, so versuchte es einer der Offiziere, dieß zu verhindern. Mit seinem Schwerte schlug aber Park demselben mit einem Hieb die Hand ab, was die Leute aufbrachte, so daß sie Steine in das Boot warfen, worauf Park auf den Haufen feuerte, einige tödtete und mehrere verwundete. Nun brach aber ein allgemeiner Sturm aus, und Pfeile und Speere wurden in Menge geschleudert, so daß Park bald tödtlich getroffen niedersank, obwohl er noch am Leben war, als er aus dem Kahne vor den König geschleppt wurde. Alle seine Leute wurden ermordet, sein Eigenthum von Letzterem in Beschlag genommen, und Einiges davon gleich an seine Hofleute vertheilt. Ohngefähr 26 Monate nach diesem Vorfall kam ein weißer Mann aus Tripolis, und kaufte einige Papiere, die in einer langen Metallbüchse aufbewahrt wurden und, wie der Berichterstatter sich ausdrückte, Schnörkellinien und viele Schrift enthalten hätten. Er kaufte diese Papiere um einen hohen Preis; als er aber abgereist war, ließ ihn der König durch einen Boten zurückrufen, und machte noch eine Forderung, so groß als die erste, bevor er ihm die Weiterreise gestattete. Die andern Bücher wurden einzeln an Priester verkauft, um daraus Amulette zu machen, die weit umher verbreitet wurden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843—46. Von Moritz Wagner. In 2 Bänden (erster B. 242, zweyter B. 223 S.) Dresden 1848.

Der berühmte Verfasser der Reisen in der Regentschaft Algier, der lehrreich unterhaltende Briefsteller aus Südrußland und den Gebirgsländern des Kaukasus versteht in meisterhafter Weise die Kunst seine Leser und Hörer so vor die Scenen der Natur und der kriegerischen Ereignisse, die er beschreiben will, hinzustellen, daß er von dem ersten Augenblicke an die lebendigste Theilnahme gewinnt und dieselbe fortwährend in Spannung erhält. Wir sind mit ihm, gleich beym Lesen der ersten Seiten des oben genannten Buches, vor die halbgeöffneten Pforten eines Erdenwinkels hingestellt, zu welchem die europäische Wißbegierde seit mehreren Menschenaltern vergeblich den Zutritt zu erringen gesucht hat; er ist keineswegs ein Paradies, dieser Erdwinkel, aber die feindseligen Mächte, die ihn bewachen, leisten Jedem, der sich nahen will, einen furchtbareren Widerstand als die fabelhaften Greife, die den Eingang zum vormaligen Paradiese hüten; der Schatz, den sie so eifersüchtig bewahren, ist die ungebundenste Freyheit eines in seiner altväterlichen Sitte und wilden Kraftäußerung noch ungebrochenen Volksstammes.

Vor allem ist der Landstrich zwischen den Bergen, aus denen der kleine Gebirgsstrom Mazumta seinen Lauf nach dem schwarzen Meere nimmt, und dem Gebiet der Schapzuchen für alle Fremde so fest verschlossen, daß die große kaukasische Karte des russischen Generalstabes für diese Gegend einen leeren Raum lässet, auf welchem nicht einmal die Richtung angedeutet werden konnte, welche die hohe Centralkette des Kaukasus in diesen Gegenden nimmt. Hier, im Dickig der Urwälder, auf den steilen, durch tiefe Schluchten und Engthäler geschiedenen Felsenhöhen hauset der kriegerische Stamm der Ubichen. Nur zwey Europäer der neueren Zeit haben bisher sein Gebiet betreten; der eine war der Engländer Bell, der Eigenthümer eines Schiffes, das die Gebirgsbewohner für den Vorläufer einer englischen Flotte hielten, die ihnen gegen die Russen zu Hülfe kommen wolle. Selbst in dieser Eigenschaft eines vermeintlichen Verbündeten ward Bell von den Ubichen wie ein Gefangener behandelt, den man zwar aufs Beste verpflegte und manche Ehrenbezeugung wiederfahren ließ, dessen Schritte man aber so argwöhnisch bewachte und beschränkte, daß er es niemals wagen durfte die Küstengegend zu verlassen und ins Innre des Landes einen Ausflug zu machen. Nur mit Mühe gelang es ihm aus dieser lästigen Ueberwachung zu entkommen, denn die Ubichen gedachten ihn als Geißel zurückzuhalten, bis die erwartete Hülfe aus England ihnen käme.

Noch ungleich gefährlicher als für einen Engländer würde für einen Russen der Versuch seyn als Forscher oder Ausspäher das wohlverwahrte Ubichien zu betreten. Pflegen doch selbst in andren Gegenden am Kaukasus, welche ungleich leichter zugänglich und minder scharf bewacht sind, solche Versuche nur äußerst selten zu gelingen und von vier Offizieren des russischen Generalstabes, welche kurz vor Moritz

Wagners Ankunft am Terek ausgesendet waren, um einige Theile von Legistan geographisch aufzunehmen, kehrte nur einer lebend zurück, die andren waren ohngeachtet ihrer Verkleidung in die kaukasische Tracht von den Gebirgsbewohnern erkannt und ermordet worden. Dennoch faßte ein junger Offizier, der Adjutant des General-Lieutenant Gurko, ein Herr von Turnau vor einigen Jahren den kühnen Entschluß eine Aufgabe zu lösen, an welche noch keiner seiner Waffengenossen sich gewagt hatte: er wollte das Land der Ubichen durchforschen. In jeder ihm möglichen Weise suchte er für das Abentheuer sich vorzubereiten; er gab seiner Haut durch beitzende Mittel einen bräunlichen Teint, seinem Barte die Form, welche bey Ubichiens Männern die gewöhnliche ist, er lernte die Sprache dieses Gebirgsvolkes; da er jedoch fand, daß gewisse rauhe Töne dieser Sprache für seine Zunge unnachahmlich seyen, beschloß er, in Begleitung eines erkauften Führers als Taubstummer, das Land zu durchziehen und als solcher das Mitleid und die Gastfreundschaft der Bewohner anzusprechen. Der Eintritt gelang; der Wanderer hatte einige Tage lang nur mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Natur des Landes dem Fortkommen in den Weg legt. Denn solche wilde Formen der steilen Felsenhöhen, solche tiefe Abgründe und Spaltenthäler, durch welche unter Gesteintrümmern die reissend schnellen Gebirgsbäche hindurchbrechen, ein solches Dickig der Urwälder, über welche die beschneiten Gipfel der höchsten Bergkette des Landes sich erheben, hat keine andre Landschaft am Kaukasus aufzuweisen als die von Ubichien. Es war mehr eine Aufgabe für Steinböcke und Gemsen als für einen menschlichen Wanderer, hinanzuklimmen zu den Auls oder Wohnsitzen des dortigen Volkes, welche wie Geyernester auf den steilen Felsenhöhen am Rande der Abgründe stehen oder in den dichtesten Innren der Wälder versteckt liegen.

Mehrmalen hatte schon der vermeintliche Taubstumme in diesen Auls gastfreye Aufnahme gefunden, da errieth in ihm einer der Works (Edelleute), bey dem er übernachtete, den Fremdling, zwang den Führer durch seine Drohungen zur Aussage der Wahrheit und behielt sogleich den Baron als Gefangenen zurück. Nur die Hofnung auf ein großes Lösegeld wendete die drohende Todesgefahr von dem kühnen Abentheurer ab, sein Loos war jedoch lange Zeit noch schwerer als ein schneller Tod. Er war zu den härtesten Sklavenarbeiten bey Winterfrost und Hunger gezwungen, selbst bey Nacht und wenn er von Arbeiten frey war kam nur selten ein kurzer Schlummer auf seine Augen, denn sein unbarmherziger Herr sperrte ihn dann in einen Käfich, welcher halb in die Erde eingegraben und dabey so eng war, daß der Gefangene weder aufrecht darin stehen noch ausgestreckt liegen konnte. Dabey waren ihm die Kleider von der Feuchtigkeit des Bodens vermodert und in Lumpen zerfallen, sein ganzer Körper von Geschwüren bedeckt. So schien ihm jede andre Aussicht auf Rettung versagt als auf die, welche der Tod gewährt, da geschah es, daß sein Herr einen seiner Diener schwer beleidigte. Das dortige Volk ist für manche Arten der Beleidigung unversöhnlich; der Knecht dachte nur an Rache, und als er eines Tages mit seinem Herrn allein im Hause war, brachte er diesen um, befreyte den gefangenen Russen aus dem Käfich, band ihn, da der elende Mann vor Schwäche sich nicht im Sattel halten konnte, auf dem Pferde mit Riemen fest und jagte mit ihm im Galopp davon. Achtzig Werste (fast 12 geogr. Meilen) legten die Flüchtlinge in einem Tage zurück; sie erreichten glücklich die russische Festung Ardler, wo der Gerettete und sein Retter vor aller weitren Verfolgung gesichert waren.

Was der Kühnheit eines einzelnen Mannes unmöglich gewesen, das sollte, wenigstens zum Theil, durch die bewaffnete Macht einer ganzen Heeresabtheilung errungen werden. General Anrep wollte im October 1841 die nur wenige Meilen lange Strecke der Meeresküste zwischen den Festungen Ardler und Sotsch, welche die Seegränze von Ubichien bildet, genauer kennen lernen und die Zugänge von da ins Gebirge erforschen, ohne dieses selber zu betreten. Eine Colonne von 6000 russischen Soldaten und 2000 Hülfstruppen aus den verbündeten kaukasischen Gebirgsvölkern stund ihm für diesen Recognoscirungsritt zu Gebote; bey der ersten Bewegung der Feinde gegen ihre Gränze hatten die Ubichen und Tschigeten ein Heer von 10000 Kriegern versammlet, in welchem fast jeder einzelne Mann

mit der heißen Kampfgier eines Bluträchers den Russen entgegentrat. Denn da ist selten ein Geschlecht oder Haus, das nicht schon im Kriege mit Rußland eines oder mehrere seiner Mitglieder verloren hätte. Auf der Höhe eines Felsens stund der alte Held und Fürst (Pschi) seines Volkes, der Hadschi-Dokhum-Oku, der in seinen kräftigeren Jahren ein Schrecken aller Bewohner der Kosakenebenen am Kuban und mancher russischer Heeresabtheilung gewesen war. Der Greis gab von der Höhe herab Befehle, seine Söhne und Enkel, tiefer unten am Abhang des Berges an der Spitze ihrer Vasallen und Leibeigenen, beachteten pünktlich jedes Commandowort, das der Alte gab. Vor allen anderen Kämpfern war damals ein Enkel des alten Fürsten, der jugendliche Ali Oku, von den Seinen als der Kühnste und Tapferste geachtet; gegen die andringenden Russen hielt der 18jährige Jüngling, als schon alle Waffengenossen um ihn her gefallen und gewichen waren, noch festen Stand. Auch ihn traf zuletzt eine feindliche Kugel, sein Fall jedoch, statt die Seinigen zu entmuthigen, entzündete die Kampfgier der Gebirgsmänner zu solcher Stärke, daß die Russen, trotz der Uebermacht, die ihnen ihre Feuergewehre und Bajonette gaben, den sauer errungenen Standort räumen mußten. Denn diesem Volk erscheint die Rettung der Leichen ihrer gefallenen Krieger aus der Hand der Feinde als eine heilige Heldenpflicht, an deren Erfüllung sie das eigne Leben, oder wenn nur Ablösung durch Geld möglich ist, das höchste Opfer wenden, dessen sie in ihrer großen Armuth fähig sind. In furchtbarer Weise war durch den Fall ihres jungen, heldenstarken Fürsten die Blutrache der Ubichen aufgeregt. Wäre der russischen Streitmacht nicht eine Flottille von Kriegsschiffen zur Seite gewesen, die mit ihren Kanonen die Höhenpunkte bestrichen, dann hätte General Anrep schwerlich seinen Recognoscirungs-Plan auszuführen vermocht; er bedurfte drey Tage und Nächte um unter beständigem Kampfe die kleine Strecke von 30 Werften (etwas über 4 Meilen) zurückzulegen; den Heimweg machte er nicht wieder zu Lande, sondern schiffte seine Truppen auf der Escadre ein, die ihnen auf dem Hinmarsch zur Seite gewesen war.

Dieser lebendigen Schilderung eines kaukasischen Gebirgsvolkes stellt der Verfasser des vor uns liegenden Werkes ein andres Charakter- und Sittengemälde zur Seite; die Züge aus dem Leben eines Häuptlinges der Donschen Kosaken, dessen Sohn selber sie unsrem Landsmanne mittheilte. Wassily Iguroff, so hieß der Kosakenheld, hat in seinem mehr als hundertjährigen Lebenslaufe mit den Kriegern der verschiedensten europäischen Nationen eine ritterliche Lanze gebrochen; er hat die Kraft seines Armes und die Schnelligkeit seines Rosses an berittenen wie unberittenen Negern und Mongolen gemessen. Wenn Wassily an der Spitze seiner Söhne und Enkel zu den Heereszügen der Russen kam, da jauchzte ihm alles Kriegsvolk, das von Kosakenblut entsprossen war, entgegen, mochte ihr Wohnsitz jenseits oder diesseits dem Don und dem Kuban seyn. Denn wo sich der Altvater der Iguroffs in seiner riesenhaften Gestalt zu ihren leicht berittnen Schaaren gesellte, da gab es Sieg und große Beute; mitten im Dunkel der Nacht oder im winterlichen Nebel diente sein Hurrah-Schlachtruf in dem durchdringend lauten Baßton, der wie die Stimme des Ares andre Hörer mit Schrecken erfüllte, den Kosakenschwärmen zu einem Signal, das sie alle zur gemeinsamen Waffenthat zusammenrief. Unter Münnich und Dolgoruki hatte Wassily gegen die Chane der Krim, unter Suwarow gegen die Polen gekämpft und in diesem letzteren Feldzuge war er, nachdem ihm sein Pferd durch eine Kanonenkugel gefallen, einer der vordersten, der gegen seine sonstige Gewohnheit zu Fuße andringend, die polnische Batterie bey Praga erstürmte. Als im Jahr 1812 der von den Kosaken hochgeliebte Czar Alexander bey dem Vordringen der Heere unter Napoleon alle Völker seines Reiches zum Kampfe für Glauben und Vaterland zusammenrief, da griff der mehr als neunzigjährige Wassily noch einmal nach seiner Lanze und nach seinem muntren Kosakenrosse. Dreyzehn Söhne und fast ein halbes Hundert seiner Enkel begleiteten ihn und an diese kampflustige Schaar der Iguroffs schlossen sich die alten Waffengefährten aus dem Steppenlande zwischen dem Don und Manytsch und von den Ufern des Salflußes freudig an.

(Fortsetzung folgt.)

Travels in Western Africa in 1845 and 1846.

(Schluß.)

Auch nach Timbuctu erkundigte sich Duncan bey dem viel gereisten priesterlichen Handelsmanne und erfuhr von ihm, daß er von dort in 10 Tagreisen hieher gekommen sey. Adofudia fand Duncan so groß als Abomey und den Markt wohl versehen; Sklaven werden hier in großer Menge verkauft. Seine Lage ist unter 13° 6′ nördl. Breite und 1° 3′ östl. Länge (Greenwich). Gerne hätte unser Reisender länger hier in der freundlichen Umgebung verweilt, aber er wollte seine Leute in Baffo nicht weiter in peinlicher Unruhe lassen, und so nahm er Abschied von Adofudia und traf ohne weitere besondere Ereignisse am 13. August wieder in Baffo ein, zur unaussprechlichen Freude seines dahomanischen Kabosirs, der alsobald mit der fröhlichen Kunde einen Boten nach Abomey absandte, indem der König von Dahomey in Zwischenräumen Leute aufgestellt hatte, um sich tagtäglich von dem Befinden seines Gastes Nachricht ertheilen zu lassen. Der folgende Tag wurde daher als ein allgemeiner Festtag in Baffo gefeyert, und am andern Morgen der Rückweg nach Abomey angetreten. Am 25. langte die Karawane daselbst wieder an, und der König gab die herzlichste Freude über die glückliche Rückkehr seines weißen Gastes zu erkennen.

Die kurze Zeit, die sich noch Duncan hier aufhielt, benützte der König, um mit ihm wegen einer nähern Verbindung mit der englischen Regierung zu verhandeln, als woran ihm außerordentlich viel lag. Als ihm unser Reisender bemerklich machte, daß ein Haupthinderniß einer solchen Verbindung der Sklavenhandel wäre, den der König betriebe, so entgegnete dieser, daß ihm an der Aufrechthaltung dieses Handels so wenig als an der Anhäufung von Reichthümern liege, daß er aber ein hinlängliches Einkommen haben müsse, seinen Offizieren und Kabosirs die hergebrachte Summe von Kauries auszuzahlen, um damit nach Landessitte sein Volk zu beschenken. Er würde gerne den Sklavenhandel aufgeben, wenn durch einen andern Handel er den dadurch entstehenden Verlust seines Einkommens decken könnte, und er wolle deßhalb Verbindungen mit England anknüpfen um vermittelst der Beyhülfe der Engländer Ackerbau, Industrie und Bildung in seinem Lande zu verbreiten. Ja er gieng so weit, daß er sich nicht bloß anbot, Widdah an die Engländer abzutreten, sondern er dictirte auch gleich Duncan den Brief an den englischen Staats-Sekretär der Kolonien, in welchem er förmlich Widdah der brittischen Regierung anbot.

Sein letzter Aufenthalt in Dahomey würde unserem Reisenden größere Annehmlichkeit gewährt haben, wenn nicht bald bey ihm ein Fieber, das er sich durch die Strapazen der Reise zugezogen hatte, zum heftigen Ausbruch gekommen wäre, wodurch sein altes Uebel am Beine neuerdings aufgeregt wurde und in einen so gefahrdrohenden Zustand gerieth, daß er zu dem desperaten Entschluße kam, im Nothfalle sich selbst mit Beyhülfe seiner Leute das Bein zu amputiren. Glücklicher Weise hob sich auf angewandte äußere Umschläge das Uebel wieder, so daß er wenigstens kräftig genug war, die Rückreise nach Widdah anzutreten, wozu er sich am 29. August anschickte. Nach einigem Aufenthalte hier und in Cape Coast, wo er vollkommen hergestellt wurde, schiffte er sich im Februar 1846 nach England ein.

Die Reise Duncans ist sehr lehrreich, als sie zeigt, daß es von der Sklavenküste aus nicht besonders schwer hält, ins Innere Afrikas einzudringen, und daß dorten eine höhere Kultur und Gesittung besteht, als bey den ganz demoralisirten Negervölkern der Küste. Sie zeigt ferner, daß wenigstens in Dahomey nicht bloß keine Abneigung gegen die Weißen sich findet, sondern daß der König dieses Landes dringlichst wünscht, mit den Engländern in Verbindung zu kommen, um vermittelst derselben Wohlstand und Bildung seines Volkes zu heben. Es ist im Interesse der Humanität sehr zu wünschen, daß seinen Anträgen in förderlicher Weise bald entsprochen werden möchte.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3 März

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 1846.

(Fortsetzung.)

Obgleich Wassily weder russisch lesen noch schreiben und daher den öffentlichen Rang eines russischen Offiziers nicht empfangen konnte, übergab ihm dennoch General Platow das Commando über eine ganze Schwadron. Wer hätte zum Heerführer nicht nur einzelner Schaaren, sondern der gesammten Kosakenmacht besser getaugt als der alte Iguroff, der genügsam und dauerhaft wie sein Pferd bey Mangel, Frost und Nässe auf die Jagd der Franzosen so munter ausgieng, wie in den heimathlichen Steppen auf die Jagd der Hasen, der bey Tag wie bey Nacht den fliehenden Schaaren keine Ruhe ließ, welche Napoleon aus den verschiedensten Ländern von Europa, unter sein Panier, (dabey selbst einzelne Neger), zusammengetrieben hatte und der hierbey, durch eine Art von Instinkt geleitet, immer die Punkte des Angriffes heraus fand, an denen es die leichtesten Siege und die meiste Beute gab. Auf den Schneefeldern von Rußland, in der härtesten Zeit des Winters, bey einem Stück Schwarzbrod und am Abend bey der dampfenden Tabakspfeife hatte der Alte sich wohl befunden, keine der vielen feindlichen Kugeln, die gegen ihn gerichtet waren, hatte ihn getroffen, er nahm es an leiblicher Munterkeit und Kräftigkeit mit dem jüngsten seiner Enkel auf. Als er aber im weitren Verlauf des Feldzuges mit den Seinigen an den Rhein kam, und, wenn auch mäßig die Güter des reichen Landes genoß, da wandelte ihn ein Unwohlseyn und ein unwiderstehliches Heimweh nach seinen vaterländischen Steppen an; er nahm Urlaub und jagte auf seinem Kosakenpferde mit seinen erbeuteten, im ledernen Gurt verwahrten Goldstücken hinweg aus dem schönen Lande, zu seinem Hüttendorfe, das ihm besser zusagte als die Städte mit ihren hohen Häusern und engen Gassen, dahin der Sturm nur spärlichen Zutritt findet.

So, wie wir hier ihn schilderten, war der Ahnherr der Iguroffs als Soldat, im russischen Heere; in seiner Heimath kannte man ihn noch von ganz andren Seiten. Das Volk des Landes nannte ihn den Steppenteufel (Stiepa Tschort) ein Beyname ähnlichen Ursprunges als jener der Mannteufel; die furchtbare Tapferkeit des Mannes andeutend. Bey Wassily Iguroff konnte übrigens dieser Beyname noch eine andre Bedeutung haben, denn in seinem Wesen und Benehmen lag etwas so Wunderliches und Unheimliches, daß selbst seine Nachbarn und Hausgenossen ihn mit einer Art von Furcht betrachteten. Nur wenn er auf dem Schlachtfelde kämpfte, da war sein Thun Allen verständlich und klar, nicht aber wenn er daheim uralte Lieder aus der Ahnenzeit vor sich hinbrummend gerade dann, wenn draussen der Sturm und das Ungewitter am stärksten tobten, sich auf sein Pferd warf und nach einer alten Mohille (einem Grabeshügel aus unbekannter Vorzeit) hinritt, auf dessen grasreichen Abhang keiner seiner Hirten bey Todesstrafe das Vieh treiben durfte, oder wenn er unter den Heiligenbildern seiner Hauskapelle, nachdem er all die Seinigen entfernt hatte, stundenlang bey geheimnißvollem Thun verweilte. Da hörte man ihn öfter noch bey später Nacht häm-

mern, während die Nachbarn, die aus der Ferne, von ihm ungesehen, sein Thun auf der Mohille beobachteten, ihn hineingraben sahen in den Boden.

Zu diesen unheimlichen Sonderbarkeiten des alten Iguroff kamen noch andre Züge seines Wesens, die ihn für seine fernere wie nähere Umgebung öfters zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens machten. Die Heftigkeit seines Zornes gränzte an Wahnsinn, sein Auge, das ohnehin beständig wie mit Blut unterlaufen war, starrte dann so fürchterlich, daß selbst seine geliebtesten Enkel und Kinder vor seinem Blick entflohen. In solchen so wie in andern Aufwallungen der Leidenschaft schien er nicht mehr zu wissen, was er that, und im Ganzen konnte man von diesem Altvater der Kosaken sagen, daß nur, wenn es draußen stürmte, in seinem Innren warmes Wetter, nur wenn es um ihn her Krieg gab, in seinem Innern eine Art von Frieden, während des äußren Friedens aber Krieg war.

Viele, die ihn von Jugend auf gekannt hatten, behaupteten, daß jene ungeheure Aufregung der Seele, welche, gepaart mit einem Körper von riesenhafter Gestalt und ungewöhnlicher Kraft, aus dem vormals ruhigen und sanften Wassily einen Steppenteufel gemacht hatte, ihren Anfang durch ein Ereigniß genommen habe, bey welchem die Fortdauer des hochberühmten Geschlechtes der Iguroffs nur noch an den Faden eines einzigen unter der Decke des Schnees athmenden Lebens hieng. Die Sache, von der wir hier reden, hat sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen und so verhalten.

Unter den Kosaken gab es zwar keine Leibeigne; jeder, den die kosakische Mutter gebar, war als Freyer geboren; es gab keinen erblichen Adel des Familien-Namens, wohl aber der Kräfte und jenes begünstigenden Vorurtheiles des Volkes, das an dem Familiennamen haftete. Die Iguroffs hatten seit alter Zeit bey ihren kriegerischen Unternehmungen gegen die Tataren ein besonders Glück der Waffen durch Stärke des Armes und kriegerische Einsicht gehabt; wenn man hörte, sie ziehen aus gegen den Feind, da kamen von allen Seiten die Reiter mit ihren rothen Lanzen und Dolchen und sprachen zu dem Aeltesten der Iguroffs: wir gehen mit dir, wohin du uns führen willst, zum Sieg und zur gemeinsamen Beute. Vor allen war ein alter, unauslöschlicher Haß und fortwährend blutiger Kampf zwischen den als Christen getauften Kosaken und den mohamedanischen, nachbarlich angränzenden Nogajer-Tataren. Ein Nogajer, der noch niemals das Haupt eines Kosaken vom Rumpfe getrennt, noch niemals die Hütte eines solchen Feindes in Flammen gesetzt, die Kinder und Säuglinge desselben zerhauen hatte, der galt bey den Seinen nicht als ein Mann, und der Chan der Tataren in Baktschi-Sarai pflegte jeden abgeschlagnen Kosakenschädel, den einer seines Volkes ihm brachte, mit baarer Münze zu bezahlen. Auf der andren Seite pflegten auch die Kosaken der Nogajer nicht zu schonen; schnell und unvermuthet wie ein Sturmwind brachen sie in das Land der Tataren ein, zündeten die Hüttendörfer an, mordeten alle, die nicht entfliehen konnten, trieben die Heerden der reicheren Nachbarn hinweg, raubten was ihnen von Werth unter die Hände kam. Jeder Raubzug dieser Art war gelungen, wenn die Iguroffs ihn leiteten, aber das Glück der Lanze und der schnellen Rosse hatte die Kühnheit dieser Führer zur Tollkühnheit gesteigert, einst bey schon vorgerückter Jahreszeit wagten sie es bis gen Perekop zu streifen. Ungewöhnlich groß war die Zahl der erbeuteten Viehheerden, schwer die Last des andern Raubes. Während jedoch die Kosaken, minder schnell als gewöhnlich, auf dem Zuge zur Heimath waren, hatten die Tataren ein kriegerisches Aufgebot durch ihre Gauen ergehen lassen; ein Heer von ihren Reitern, dem Schwarm der Kosaken zwanzigmal an Zahl überlegen, lauerte diesen auf am Wege zum Don. Ein tiefer Schnee bedeckte das Land, die Kosakenpferde hatten sich in ihm müde gearbeitet und nirgends einen Grashalm zum Futter gefunden; die Pferde der Tataren waren bekräftigt durch Ruhe und Futter; da errang der krumme Säbel der Tataren einen leichten Sieg über die Lanzen ihrer Feinde, diese wurden umzingelt und niedergehauen. Mehr denn hundert Männer, alle vom Geschlecht der Iguroffs, dreyhundert ihrer Verbündeten lagen als Leichen oder als Sterbende am Boden; die Nogajer schnitten sich mit ihren Säbeln die Ernte der Köpfe ab, womit sie als verkäufliches Siegeszeichen ihre Rosse beluden, nur einer ihrer Feinde, vom Heldengeschlecht der Iguroffs, lebte noch, obgleich er

mit tief gespaltenem Schädel am Boden lag; dies war Wassily. Mit ihm zugleich hatte sein schnelles Pferd die Todeswunde empfangen; es lag mit seinem Reiter auf der Erde und deckte diesen mit seiner langen Mähne. Wassily war durch die Kälte des Schnees aus seiner Ohnmacht erwacht, er grub sich unter dem Roß in die Schneedecke ein und durch eine glückliche Wendung, welche das sterbende Thier noch machte, lag er da vor den Augen der Feinde verborgen. Man hörte nur noch das Stöhnen einzelner sterbender Rosse, das der menschlichen Leichname, die nur als Rumpf da lagen, war auf immer verstummt, da grub sich der Iguroff aus dem Schnee, dessen Kälte den Blutverlust aus seiner Wunde wo nicht gestillt, doch gemildert hatte, hervor. Der Mond beleuchtete den blutroth gefärbten Schnee und die Schaaren der Schakale und Wölfe, die am Fleische der Todten sich sättigten. Die furchtbare Baßstimme des wiedererwachten Helden verscheuchte die Bestien; unter den Körpern der hauptlos Daliegenden suchte und erkannte Wassily den seines Vaters an einer Narbe der rechten Hand, bestattete diesen so tief als möglich im Schnee, fand dann ein Kosakenroß, das nach dem Tod seines Reiters herrnlos, und vor Hunger im Schnee scharrend in der Nähe des Schlachtfeldes verweilte, lockte dasselbe durch den gewohnten Ton der Kosakenpfeife an sich heran und entkam auf ihm unversehrt aus dem Lande der Feinde in die Heimath am Don. Er der einzige Uebergebliebene aus allen Iguroffs, welche damals die Lanze führen und das Roß tummeln konnten, der einzige Gerettete aus der Schaar von vierhundert streitbaren Männern, die zu jenem Kampfe auszogen, lag in seiner Hütte am Wundfieber hart darnieder, während Tausende seines Volkes außen im Freyen versammelt saßen, um bey dem Mahle der geschlachteten Lämmer und an den Branntweinschläuchen, welche Wassilys Vater seinen Erben in Menge hinterlassen, die Todtenfeyer zu begehen. Da erhob der Kranke sich von seinem Lager. Es ist nicht genug, so sprach er, daß wir das Andenken der Todten feyern, sondern wir müssen dasselbe durch die Blutrache an den Feinden und durch das Bestatten der Leichen ehren. Das Volk, wie ein einiger Mann, beschwor die Blutrache; mitten im Winter, bey furchtbarem Schneegestöber brach das Heer der Kosaken auf, überfiel bey nächtlicher Weile die bevölkertsten Ortschaften der Nogajer, rächte den Tod der Seinigen durch Mord und Brand, begrub von ihren Leichnamen, was die Wölfe übrig gelassen, auf dem Schlachtfelde, und nahm die Reste des Heerführers, Wassilys Vater, mit in die Heimath zum Grab seiner Väter. Seit diesen Stunden der nächtlichen Rache, so sagte man, sey der Iguroff-Wassily ein Anderer geworden, als er vorher war.

Was aber der Grund von dieses Kosakenhäuptlings wunderlich-räthselhaftem Thun, seiner Geschäftigkeit am uralten Todtenhügel und bey seinen Heiligenbildern gewesen sey, von deren naher Berührung ein durch das Zimmer gezogenes Seil außer ihm selber alle Hausgenossen abhielt, das erfuhr man erst nach seinem Tode. Man hatte wohl schon bey den Lebzeiten des Alten bemerkt, daß in ihm ein außerordentlicher Zug, namentlich zum Golde sey. Während des verunglückten französischen Feldzuges in Rußland hatten alle seine Söhne und Enkel, hatten alle unter ihm versammelten Iguroffs dem Ahnherrn am Abend, beym Wachtfeuer, ihre an Geld gemachte Beute zu Füssen gelegt. Das Silbergeld theilte er unter sie aus, das Gold aber, mit einem schmunzelnden Lächeln und mit einem beyfälligen charascha (gut) steckte er in seinen ledernen Gurt. Jeder konnte berechnen, wie viel der Alte auf all seinen Raub- und Feldzügen erbeutet haben müsse, und doch sah man daheim nur wenig Geld in seinen Händen, und mit dem Wenigen kargte er. Nach seinem Tode fand man die Haufen des von ihm gewonnenen Goldes in dem hohlen Innern und im hölzernen Gestell seiner Heiligenbilder versteckt, die Massen des Silbergeldes waren im Hügel der Mohilla vergraben.

Von der Schilderung eines asiatischen Reiters der Vergangenheit, dessen Gleichen an Kraft und Wildheit Asien mit seinen Keimen künftiger Völkerbewegungen noch viele hat, kehren wir von neuem zu der Betrachtung der lebenden Gegenwart zurück, in deren Mitte unser Reisender jetzt eingetreten war. Die russische Festung Fanagoria (das alte ponti-

sche Phanagoria) ist in unmittelbarer Nähe des Kosakenstädtchens Taman erbaut. An diesem hatte der Reisende bey der Ueberfahrt von Kertsch, da einst des Königes Mithridates Wohnsitz war, gelandet, so bald als möglich aber eine bequemere Wohnung in der Festung gesucht, bey einem Apotheker, der dem Namen so wie der väterlichen Abstammung nach ein Deutscher war, dabey aber sein Deutsch unter den Russen und Polen so sehr verlernt hatte, daß er es nicht mehr zu sprechen wagte. Mit der russischen Sprache und Sitte hatte der wackere, in seinem Geschäft vorzüglich tüchtige Mann, auch einen andren Charakterzug angenommen, welcher gleich einer Influenza fast Allen sich mittheilt, die in russischen Diensten stehen. Es ist dieß die Ordenssucht, deren fieberhafter Drang bey dem Militär wie im Civilstand öfters ungewöhnliche Anstrengungen und wahrhaft bewundernswerthe Leistungen hervorruft. Man hatte dem Apotheker in Fanagoria Gehaltszulage und andere Verbesserungen seiner Stellung angetragen, er aber wies das Alles von sich, er wünschte und ersehnte sich kein höheres Glück auf Erden, als einen Orden, und wovon das Herz voll war, davon gieng sein Mund beständig über. Ist doch selbst das naturkräftige Kosakenblut jener allgemeinen, geistigen Seuche unterworfen; schon der Knabe, dessen Vater irgend eine Offiziersstellung im Heere hat und durch Thaten der Tapferkeit ein Ordenszeichen sich erwarb, träumt in seiner Steppe von nichts Andrem als von der Seligkeit eines solchen Besitzes, der ihn zu einen geehrten Herrn macht, welchem der Genuß aller Herrlichkeiten der russischen Kaiserstadt offen steht.

Während der junge Bewohner der Steppe von den Freuden träumt und von der Pracht, deren Vollgenuß in St. Petersburg, in Moskau und andren großen Städten des gewaltigen Kaiserreiches vielleicht auch ihm zu Theil werden kann, sind die Träume und Belustigungen der Phantasie bey den jungen Mädchen der kaukasischen Gebirgsbewohner von ganz anderer Art. Dort, in den Häusern und Hütten der Auls, die im Urwald oder in wilder Felsenkluft versteckt liegen, sind die Schilderungen eines Harems, namentlich der türkischen Hauptstadt,

ein Lieblingsgegenstand der weiblichen Unterhaltung. Zwar hat keine der Mütter und Frauen, welche ihren Kindern von der Pracht, von dem Reichthum und den täglichen Belustigungen eines solchen Harems erzählt, jemals selber eines gesehen, desto freyer und größer ist jedoch der Spielraum, den die Erzählerin zur Ausschmückung ihrer Geschichten erhält. Anlockend genug allerdings lautet das, was die Sklavenhändler, wenn sie bey ihrem Geschäft an die Küste kommen, dem leichtgläubigen Volk berichten; ehe jedoch ein solcher Bericht von dem Glück, das die bereits nach Konstantinopel hinüber geführten Tscherkessierinnen genießen, von Mund zu Mund hinauf ins Gebirge kommt, wo die Verwandten jener Glücklichen wohnen, hat er an reizender Ausbildung so zugenommen, daß er aus einem türkischen Harem, wo nicht einen Himmel, doch ein Paradies macht. Ein Palast mitten in Gärten, deren Bäume in der Fülle der lieblichsten Früchte prangen; da lustwandelt zwischen den Blumenbeeten, in Seide und Sammet gekleidet, geschmückt mit Gold und Perlen die Schaar der glücklichen Bewohnerinnen; gesättigt von der Fülle der köstlichsten Speisen und Getränke, erquickt durch die geselligen Bäder, hört sie am Tage wie bey Nacht in den von Kerzen hell erleuchteten Sälen Musik, und vergnügt sich mit Tanz und Spiel. Und das Ende solcher Beschreibungen, womit man die tscherkessischen Mädchen am Feuerherd unterhält, während draußen der Schneesturm durch den Forst tobt und das Geheul der Wölfe aus der Bergschlucht sich vernehmen läßt, bilden dann jene Geschichten von schönen Tscherkessierinnen, welche das Glück der Liebe in der prachtvollen Kaiserstadt auf den Thron einer Padischah-Gemahlin oder auf den Fürstinnen-Sitz im Palast eines mächtigen Paschas erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 46.

(Fortsetzung.)

Darf es uns da verwundern, daß noch immer der Handel der Türken mit Mädchen aus den kaukasischen Gebirgsvölkern, die fast durchgängig dem Islam zugethan sind, seinen guten Fortgang hat, und daß die Mädchenkäufer, wenn sie im Winter, in der stürmischsten Jahreszeit, wo die russischen Schiffe in sicheren Häfen ihre Zuflucht suchen, an die nur für kleine Fahrzeuge zugänglichen Küsten kommen, mit leichter Mühe ihre schöne Waare auffinden? Der Abschied von den Ihrigen scheint diesen Kindern und Jungfrauen nicht schwer zu fallen; in fröhlicher Erwartung gehen sie der Erfüllung ihrer Träume entgegen.

Unser Reisender traf einst mit einem türkischen Mädchenhändler und seiner lebendigen Ladung auf einem österreichischen Dampfschiff zusammen. Unter den jungen Schönen waren mehrere Töchter oder Verwandte von Häuptlingen, dicht verschleyert; sie wurden von dem Händler mit Kaffee und andren Dingen der Art bewirthet, während die Töchter der Leibeignen unverschleyert auf dem Verdeck saßen und gemeine Kost erhielten. Für jene hoffte der Kaufmann, weil sie die schönsten seyen, große Summen, für diese nur geringere zu bekommen. Sie schienen alle gutes Muthes, denn in das Harem eines Türken geht jede gern, während sie das Schicksal, das sie nach ihrer Vorstellung im Haus eines Russen erwartet, mehr als den Tod fürchtet, so daß einst viele Tscherkessen-Mädchen, als das Schiff, das sie nach Konstantinopel führen sollte, von einem russischen genommen wurde, mit lautem Wehegeschrey ins Meer sprangen, um da zu ertrinken.

Das weit ausgedehnte Flachland im Norden des Kuban, die Einöde der Steppen, darin die Tschernomorzkischen Kosaken hausen, lädt den Reisenden, den wie unsren Landsmann sein Weg dahin führt, nirgends zum Verweilen ein, sondern regt ihn nur in unwiderstehlicher Weise zum Eilen an. Und dieser Drang, schnell hinwegzukommen über die einförmige Fläche, ist an wenig Punkten der Erde so leicht zu befriedigen als hier, wo nirgends ein Hügel, noch weniger ein Berg den galoppirenden Lauf oder raschen Trab der Kosakenpferde hemmt, die auf fetter Weide wohl genährt und kräftig sind wie der kosakische Führer, der mit mächtigen Peitschenhieben sie antreibt. Nicht einmal ein Stein liegt da am Wege, an welchem die Räder der leicht gebauten Postkarren sich stoßen könnten, denn nirgends ist auf diesem schwärzlichen Boden oder auf den grasreichen Triften ein Stein zu finden; viele Tagreisen weit sieht man keinen Wald, ja kaum eine Gruppe von Gesträuch oder einen vereinzelten Baum. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, das die langsam und träge durch die Ebene dahin schleichenden Flüsse abgesetzt haben, und aus ihrem trüben, schlammreichen Wasser noch fortwährend ablagern. Nicht einmal Sand führen diese Flüsse, sondern was sie dem Flachland aus dem waldreichen Gebirge bringen, das sind nur die feinsten Theile des aufgelösten, fruchtbaren Waldbodens und des Gebirgswiesen-Grundes, eine Gabe, die allerdings, wenn sie benützt

würde, dem Ackerbau in ähnlicher Weise förderlich seyn könnte wie unsre vaterländischen Gauen der sogenannten güldnen Aue, an den Ufern der Unstrut. Aber statt der Getreid- und Krautfelder sieht man im Lande der Tschernomorzken nur das Dickich der hochwüchsigen Binsen, das seiner Länge nach unübersehlich weit und in einer Breite von mehreren Werften an den Ufern der Flüsse und Lachen, so wie über das Sumpfland sich ausbreitet. Die Kosaken setzen diese Rohr- und Binsenmassen gewöhnlich in der trocknen, dürren Zeit des Spätsommers, dann wenn der sibirische Nordostwind wehet, in Brand; ausnahmsweise geschah dieses auch nach dem trocknen Winter, der vorher gegangen war, im Frühling 1843, als unser Landsmann hier durchreiste. Nach dem langen unerfreulichen Einerley, damit die Steppenfläche das Auge ermüdete, gewährte der Anblick dieses Binsenbrandes, den unser Reisender meisterhaft beschreibt, eine sehr erwünschte Unterhaltung. Aus der Asche erhebt sich dann das üppige Grün der Triften, welche meist nur zur Zucht der Rosse benutzt werden, während ganze Heerden der wohlgemästeten Schweine den weichen Boden tief hinab nach Würmern durchwühlen, ohne bey ihrem Hinabgraben auf sandigen oder festen Grund zu stoßen, denn wie mächtig in diesem Lande die Lager des Schlammes sind, das bezeugen gegen das schwarze Meer hin die Schlammvulkane (bey Taman), deren aus der Tiefe heraufsteigende Gasströme nur Schlamm, mit Rohr und Binsenstücken vermischt, auswerfen und auf mehrere Werften weit umher ergießen.

Die Tschernomorzkischen Kosaken sind weit verschieden von jenen Mischlingen, aus denen die kosakischen Linientruppen bestehen, fast durchgängig ein wohlgebildeter kräftiger Menschenschlag von slavischer Abstammung. Doch gilt das Beywort „wohlgebildet“ fast nur den Männern, das andre Geschlecht kann hier nur äußerst selten „das schöne“ genannt werden. Die Tschernomorzen bilden den mächtigen Vorposten der russischen Macht gegen die feindlichen oder wenigstens unzuverläßigen Völkerstämme von Tscherkessischer Abkunft, deren Gebiet sich bis an das linke Ufer des Kuban erstreckt. Ohne Aufhören muß der Kosake gegen diese Nachbarn auf seiner Hut seyn, ihre Schaaren setzen schwimmend über den Kuban, verstecken sich unter den hochwüchsigen Binsen und überfallen, am gewöhnlichsten bey Nacht, die Ortschaften der Kosaken so wie die Reisenden, welche dann noch auf der Straße sind. Der niedere Wasserstand des Kuban erleichterte damals, als unser Landsmann hier reiste, die Einfälle jener Russenfeinde so sehr, daß man am Morgen niemals eher ans Weiterreisen denken durfte, bis erst das Dickich der Rohrgewächse weit umher von den Kosakenreitern durchsucht war. Nur selten stößt man bey dieser Gelegenheit auf einen der Räuber, denn so wie die Sonne höher steigt, ziehen sie sich weit nach ihrer Gränze zurück, und wenn man die nöthige Vorsicht beobachtet, noch am hellen Tage eine Stanitza (Wachtposten und Poststation) oder größere Ortschaft zu erreichen, dann hat man auch in der Regel keinen Anfall zu fürchten. Die Hauptstadt der Tschernomorzen, Jekaderinodar, in russischer Weise mit breiten, geradlinigen Strassen angelegt, ist weder von Mauern noch von Wällen geschützt, doch findet sich im Inneren der Stadt eine Art von Veste, deren niedere Wälle, schmale und seichte Gräben, wenige Geschütze und geringe Anzahl der Vertheidiger nur einen schwachen Widerstand gegen einen geregelten, kräftig geleiteten Angriff leisten würden. Aber ein solcher Angriff ist von den kampflustigen Tscherkessen nicht leicht zu fürchten, denn so furchtbar auch diese dem andringenden Feinde auf ihrem heimischen Grunde, in den Felsenschluchten und Waldungen ihrer Gebirge sind, so wenig sind sie auf der andern Seite geneigt, auf dem ungewohnten Terrain einer Ebene sich in Kampf einzulassen. Ueberhaupt ist die Bemerkung unsres Reisenden eine wohlbegründete, daß es vorzugsweise solche Völkerschwärme waren, die im weiten Flachlande der Steppen und selbst der Wüsten geboren, des Herumziehens über weite Landstriche gewohnt, Eroberungszüge in ferne Länder machten. Der Steppenbewohner hat keine so fest stehende Heimath als der Bewohner des Gebirgsthales, im Schutze seiner hohen Felsenwände, im Schatten der Wälder. Jenes Heimweh, das den Gebirgsbewohner nach dem väterlichen Herde zieht und an ihn festhält, kann schwerlich in die Brust eines Nomadenvolkes kommen, das in einem Lande wohnt, wo ein Punkt der einförmigen Fläche dem andren gleicht, nirgends ein Gegenstand da ist,

der das aufmerkende Auge in andauernder Weise beschäftigt, der Erinnerung tiefer sich einprägt. Ueberall und nirgends ist da gut wohnen und seyn; wie der leichte Sand, den der Wind vom Boden auftreibt, läßt sich das wohlberittene Volk der Steppen durch den Heeresruf von einem Lande zum andren jagen, Beute suchend und gewinnend.

Jekaderinodar faßt mit dem Militär eine Einwohnerzahl von etwa 5000, die Häuser sind nur einstöckig und mit Ausnahme dessen, das der Hettmann der Kosaken bewohnt, mit Stroh gedeckt. Statt der Mauern mögen ihm die vielen Pfützen und Lachen, die es umgeben, zur Schutzwehr gegen Ueberfälle dienen; die Einwohner wie der Fremde würden sich diese Schlamm-Behältnisse noch gern gefallen lassen, wenn sie bloß außerhalb, nicht auch innerhalb der Stadt sich fänden, was nur zur Bequemlichkeit der vielen Schweine, nicht der Menschen dient, unter deren Pflege jene nutzbaren Thiere stehen. Die sogenannte Domkirche der Stadt, aus Holz gebaut und mit 6 hölzernen Thürmen fast eben so sehr verunstaltet als verziert, mag aus jener Ferne, in welcher ein englischer Reisender durch das Fernrohr sie beschaute, in der Mitte der niedrigen Häuser einem stattlichen Gebäude gleichen; in der Nähe gesehen macht sie von außen wie von innen, mit all ihren silbernen und goldenen Zierrathen, die am Altar und als Ueberkleidung der Heiligenbilder angebracht sind, einen barbarischen Eindruck. Der kosakische Kunstsinn scheint bey seinen Bildern weniger auf die Richtigkeit der Zeichnung und auf eine Annäherung an Schönheit als auf den Effect der dick aufgetragenen, grellen Farben zu achten, so wie bey den riesenhaften Glocken, die an den Thürmen hängen, weniger auf den harmonischen Klang, als auf die Metallmasse derselben.

Nicht allein unser Landsmann, sondern selbst ein Ungar, der sein Reisebegleiter war, fanden in der Physiognomie und äußern Gestaltung, so wie in der Sprache der Tschernomorzen viele Züge der Aehnlichkeit mit dem Volksstamm der Magyaren. Einen auffallenden Kontrast bilden mit diesen fleischlich hübschen, meist wohlgenährten Kosakenmännern, die schlanken Tscherkessen mit ihrem geistvollen Angesicht und ihren gleich wie Feuer sprühenden Augen. Unser Reisender hält die Männergestalten der Adighes-Tscherkessen, die er auf dieser Reise auch in Jekaderinodar gesehen, für die vollendet schönsten, die ihm jemals vorgekommen. Vornämlich gilt dieses von jenen, die zu dem Stande der Works oder der Adeligen gehören, welche sorgfältiger, als vormals der ahnenstolzeste Adel von Europa, über der Reinheit ihres Stammbaumes wachen, indem sie jederzeit nur Eheverbindnisse innerhalb der Gränzen ihres Standes schließen. Die russische Regierung hat aus einleuchtenden Gründen den Verkehr der kaukasischen Gebirgsbewohner mit den Unterthanen ihres Reiches so sehr als möglich zu begünstigen gesucht, deßhalb finden sich ohne Unterlaß auf den Märkten der russischen Städte am Kuban Tscherkessen in Menge, auch aus jenen Stämmen ein, mit denen draußen auf dem Gebirge der härteste Kampf besteht. Ja es kann öfters sich ereignen, daß die nämlichen Raubritter, die in der Nacht nahe bey der Stadt alle Wege unsicher machten, am andern Tage als Geschäftsleute, welche der Handel dahin führte, in die Stadt kommen und ungestört auf dem Bazar ihr Geschäft treiben. Man wußte damals, als unser Landsmann hier war, daß eine Schaar von 500 jener Kriegsleute über den Kuban herüber gekommen waren, und in der Gegend weit umher wegelagerten; zu dieser Schaar mochten vielleicht die meisten jener Männer gehören, die in ihrem prachtvollen Waffenschmuck auf dem Freytagsmarkt von Jekaderinodar umherschritten und mit stolzer Miene auf die Kosaken wie auf ihre fremden Gäste herabschauten. Ein Adighe-Work tritt überall so zuversichtlich auf, als gehöre die ganze Welt, auch das Feindesland sein eigen.

In diesem von der sogenannten gebildeten Welt der europäischen Völker so fern abgelegenen Landstrich wird der seltene Besuch eines Reisenden von einiger Bedeutung einer ganz besonders ehrenden Anerkennung werth gehalten. Unser Landsmann empfieng unter den Kosakenoffizieren der Tschernomorzischen Hauptstadt so viele Beweise der Achtung und Gastfreundschaft, als kaum anderswo auf seinen Reisen in heimathlichen oder fremden Ländern. Das

willkommenste und überraschendste Ereigniß jedoch, das ihm hier begegnete, war das Zusammentreffen mit einem deutschen Arzte. Dieser merkwürdige Mann gehörte nicht zu jener größeren Zahl unsrer im Orient sich herumtreibenden Landsleute, welche als nutzlose, untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft oder als unruhige Abentheurer die Heimath verließen, um in der Fremde unter einem Volk, das leicht zu blenden durch den äußeren Schein, den auch ein Stümper sich zu geben versteht, eine Rolle zu spielen, sondern unter jene Wenigen, die das wirklich in vollem Maaße leisteten, was ihr Geschäftsberuf von ihnen forderte. Seine Neigung zu Schlägereyen war das Unglück, das ihn von seiner Jugend an verfolgte; von der deutschen Universität, an welcher er studirt hatte, entfernt, war er nach Rußland gekommen, wo ihm seine ärztlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten bald eine gute Anstellung bey der Marine erwarben. Nach seiner in jeder Hinsicht glücklichen Verheirathung wurde er russischer Unterthan; als er jedoch einen an Rang über ihm stehenden Mann beleidigte und zum Duell herausforderte, ward er zum gemeinen Soldaten degradirt und als solcher unter das Heer am Kaukasus gesendet. Nach einjährigem Soldatendienst ließ man ihn abermals als Subalternoffizier in den vierzehnten Rang eintreten. Aber das alte Ehrgefühl des gewesenen deutschen Studenten war noch nicht gedämpft; er forderte abermals einen höher Gestellten zum Zweykampf heraus, und mußte jetzt ohne Gnade neun Jahre lang als gemeiner Soldat dienen, wobey man freylich immer in dringenden Fällen zugleich seine ärztliche Geschicklichkeit in Anspruch nahm, bis er endlich abermals Offiziersrang und die Stelle eines Militärarztes erhielt. Sein treues Weib hatte ihn auf all diesen Kreuz- und Querzügen begleitet, war ihm zu den Feldzügen am Kaukasus und hieher in das Kosakenland gefolgt. Als Arzt war er öfter auch von den Tscherkessen zu Rathe gezogen worden, und hatte dieses Volk auf seinem Berufswege näher kennen gelernt, denn irgend einer seiner Kriegsgefährten. Eine Begebenheit jedoch aus seinem Leben, wobey sich der ritterlich edle Sinn eines Tscherkessenhäuptlings in sehr augenfälliger Weise kund gab, scheint uns auch hier, aus dem Bericht unsers Reisenden, einer Mittheilung werth, weil sie einen wesentlichen Zug jener Charakterschilderung des merkwürdigen Volkes bildet, welche wir dem vorliegenden Werke mit besonderer Vorliebe entnehmen.

Während seines zweyten Strafdienstes als gemeiner Soldat nahm einst der Arzt an einer nächtlichen kriegerischen Expedition von Stawropol nach Kawkaskaja, einem benachbarten, von den Russen befestigten Orte Theil. Der Commandant dieser Festung hatte durch einen Eilboten Hülfe aus Stawropol herbeygerufen, weil ihm durch seine Spione angezeigt war, daß ein starker Heerhaufen der Tscherkessen zu einem stürmischen Angriff heranrücke. Das Hülfscorps aus Stawropol kam noch eben zur rechten Zeit; die Feinde, statt wie sie gehofft hatten die Russen im Schlaf zu überraschen, wurden ihrerseits durch einen so kräftigen Widerstand der Artillerie so wie der Bajonette und Kosakenlanzen überrascht, daß sie nur an eilige Flucht dachten. Man hatte ihnen den Rückzug zum Kuban abzuschneiden versucht, sie retteten sich zum Theil in das Dickich des Schilfes, während ein andrer Haufe der Ihrigen, von allen Seiten gedrängt, sich auf eine vereinzelt stehende Poststation an der Heerstraße warf, alle Bewohner des Posthauses niedermachte und dann so gut als möglich sich verschanzte. Die Linienkosaken machten ihren Anlauf; ihre vordersten Reihen stürzten durch die Kugeln der Tscherkessen getroffen vom Pferde. Da wurde die Infanterie zum Sturm mit dem Bajonett befehligt; eine ganze Compagnie derselben, geführt von ihrem Hauptmann, drang durch die gesprengten Thorwege in das Gebäude ein. Nach einem mörderischen Kampfe, Mann gegen Mann, im Haus und in den Ställen, lagen bald alle Tscherkessen blutend am Boden, aber auch von den Russen waren alle Offiziere und ein Drittel der Mannschaft gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 46.

(Fortsetzung.)

Man wollte die Leichname in eine Grube werfen, da fand sich, daß ein alter Tscherkesse aus seiner Ohnmacht wieder erwacht war. Er blickte um sich und schien mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Ergebung und Ruhe in seinem schönen Greisenangesicht den Todesstreich zu erwarten, den so eben ein Soldat ihm geben wollte. Da wurde der Arzt von einem Mitleid gegen den Alten ergriffen, deßgleichen er noch niemals gegen einen Kriegsfeind empfunden. Er ließ den hart verwundeten in das Hospital einer benachbarten Militärstation tragen, dahin man auch die verwundeten Russen gebracht hatte. Er selbst, als Gehülfe des Oberarztes leistete da chirurgische Dienste; auch dem Tscherkessengreise mußte er drey Finger der linken Hand abnehmen und die Wunden des rechten Armes, so wie des Kopfes verbinden. Die Lebenskraft, welche in diesem alten Körper wohnte, leistete mehr denn alle Pflaster und Binden, der Tscherkesse war bald außer Gefahr und bedurfte nur noch der Pflege, welche der Arzt, der ihn auf sein Zimmer nahm, und sein treues Weib mit Sorgfalt ihm gewährten. Der Greis war ein Mollah; sein Pfleger verschaffte ihm einen Koran, darin er mit großem Vergnügen las und dabey viel, mit wahrhafter Andacht betete. Er war so weit bekräftigt, daß er schon zuweilen hinausgehen konnte ans Ufer des Flußes, um da sich zu sonnen, doch hielt man ihn für jeden Versuch zur Flucht noch viel zu schwach. Eines Tages jedoch, als der Arzt von einem Besuche der Patienten nach Hause kam, erfuhr er, daß sein Tscherkesse plötzlich durch Schwimmen über den Fluß entkommen sey. Die Trennung that ihm leid, er hatte den Alten so lieb gewonnen wie einen väterlichen Freund.

Der Lohn, den die Tscherkessen ihrem Arzte für seine Mühe zu bezahlen pflegen, ist freylich gering genug; er besteht in einem halben Lamme, und ein solches wurde eines Tages der Frau des Doctors von einem gemeinen Tscherkessen, ohne Angabe, woher es komme, ins Haus gelegt. Fünf Jahre später wurde der Arzt, der jetzt wieder zu seinem früheren Range gelangt war, an den Kuban versetzt, um bey einer dortigen Militärstation ein Hospital einzurichten. Nicht selten geschah es ihm hier, daß Tscherkessen vom jenseitigen Ufer des Flußes seine ärztliche Hülfe begehrten; zuweilen wurde er auch hinüber in ihre Auls geholt, wo er stets die gastfreundlichste Behandlung erfuhr. Eines Tages kam ein sehr junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Tscherkesse und bat den Arzt, er möge mit ihm zu seinem kranken Großvater eilen. Der Doctor, vielleicht ermüdet von der Last der Geschäfte, war in keiner guten Laune, er schlug dem Jüngling die Bitte ab, dieser aber bat in so eindringend rührender Weise, daß jener am Ende nachgab. Er befahl, unwillig über seine eigne Schwäche und über den Zwang, den ihm die fremde Zudringlichkeit anthat, dem Diener sein Pferd zu satteln, und setzte mit diesem so wie mit dem jungen Tscherkessen bey

Ustlaba über den Kuban. Der Jüngling hatte versichert, daß der Aul seines Großvaters weiter nicht als 15 Werste jenseits dem Fluße läge; man war aber bereits viel weiter geritten und der Kosakendiener bedeutete seinem Herrn, daß sie nicht mehr im Gebiet der neutralen Pfaduchen, sondern ohnfehlbar schon in dem eines feindlichen Stammes sich befänden. Dabey wurde der Weg durch den tiefen Moorgrund und das Dickig des Schilfes immer schwieriger. Der Arzt warf seinem jungen Tscherkessenführer mit Bitterkeit vor, daß er ihn getäuscht und vielleicht verrathen habe, dieser aber blickte ihn ruhig an, reichte ihm die geladene Pistole in die Hand und sprach: schieße mich nieder, wenn du mich als feindlichen Verräther befindest. Endlich zeigte sich in einer Schlucht des Vorgebirges das Ziel der Reise, der längst erwartete Aul. Der Arzt wurde in das ansehnlichste Gebäude des Ortes eingeführt, bey welchem ein hoher viereckiger Thurm mit seinen Zinnen an die Bauart unserer alten Ritterburgen erinnerte. Ein Greis saß da in einem der Zimmer neben dem Kohlenfeuer; beym Eintritt des Arztes erhob er sich von seinem Sitze und begrüßte den Gast ehrfurchtsvoll, mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen. Es war der alte Mollah, um dessen Heilung und Pflege der Doctor sich so verdient gemacht hatte. Die Freude des Wiedersehens war bey beyden eine herzliche, und an ihr nahmen auch die Söhne und Töchter, die Enkel und Enkelinnen Theil, welche sich bald nachher um den Gast versammelten. Angelegentlich fragte man diesen nach dem Befinden seiner Frau, und die Freude wurde auf einige Zeit getrübt, als er sagte, daß die treue Gefährtin ihm gestorben sey. Indeß that man Alles, um den Wohlthäter des Vaters und Großvaters zu ehren, aufs Beste zu bewirthen und angenehm zu unterhalten, wozu die Töchter und Enkelinnen, ausgezeichnet durch Schönheit und natürlichen Anstand, das Ihrige nach Möglichkeit beytrugen. Noch nie hatte der Arzt die Freuden seines Standes in solchem Maaß genossen, als hier im Hause des Arti Mollah. Indeß vergaß er dennoch nicht unter all den angenehmen Zerstreuungen, die man ihm zu machen suchte, zu fragen, wer und wo denn eigentlich der Kranke sey, der seine Hülfe begehre? Am Abend, so sagte man endlich, werde er Alles erfahren.

Der Abend kam, statt des Angekündigten Kranken stellte sich jedoch ein Besuch der Gesunden ein, welchen der Arzt heute nicht erwartet hatte. Ein Getös von Reitern und Rossen ließ sich vernehmen, das mit jedem Augenblick stärker und lauter wurde; noch vor Anbruch der Nacht waren einige Tausend der bewaffneten Tscherkessen an den Bergabhängen in der Nähe des Auls versammelt. Die jüngeren Glieder der Familie giengen ab und zu, der Mollah blieb in gleicher äußerer wie innerer Ruhe und wich keinen Augenblick von der Seite seines Gastes, der seine Unruhe über das, was um ihn her vorgieng, nicht verbergen konnte. Das Zimmer füllte sich jetzt allmählig mit Gästen; hohe, männlich schöne, ritterliche Gestalten im glänzenden Schmuck der Waffen. Der Mollah unterhielt sich mit ihnen in der Adighe-Sprache, welche der russische Arzt nicht verstund, und schien ihnen sein Verhältniß zu dem Fremden zu erläutern, den sie anfangs alle mit einem Blick, den der Falke auf eine Feldtaube wirft, betrachteten und mit Verwunderung an der Seite ihres Mollah sitzen sahen, der im Rang unter ihnen so hoch stand, daß nur der Fürst, nicht aber ein Adeliger in seiner Gegenwart sich zu setzen wagte. Sie begrüßten dann auch den Fremdling aus Feindesstamm auf Tatarisch, und die Unterhaltung wurde jetzt in dieser ihnen so wie dem Arzte verständlichen Sprache geführt.

In einer späteren Stunde der Nacht entfernten sich alle diese Gäste, mit ihnen die Söhne, die waffenfähigen Enkel und alle Männer des Auls; es blieb fast Niemand in der stillen Burg zurück als der greise Mollah mit den Frauen und Mädchen. Erst jetzt wagte der Gast eine Frage an den befreundeten Alten über die Bedeutung dessen, das er so eben gesehen. Er erfuhr nun, daß der Haufe der Bewaffneten, der sich am Aul versammelt hatte, fortgezogen sey, um gerade jenen russischen Militärposten, bey welchem sich das Hospital des Arztes befand, zu überfallen und zu vernichten. Ein polnischer Ueberläufer hatte ihnen die Schwäche des

Postens und alle Gelegenheit, seiner sich zu bemächtigen, verrathen; er war der Führer der Tscherkessen, deren krummem Schwert kein männlicher Bewohner des Postens entgehen sollte. Der Mollah wußte es, daß sein Wohlthäter und Krankenpfleger an diesem Ort verweile; er hatte ihn durch seinen Enkel hereinlocken lassen in seinen Burgfrieden, um ihn aus der sonst unvermeidlichen Todesgefahr zu retten.

Bey diesem Bericht, so sehr er die Sorge des alten Mollah für ihn und sein Leben erkennen mußte, mag es freylich dem Arzte nicht wohl zu Muthe gewesen seyn. Man suchte indeß auf jede Weise durch alles, was zur besten Bewirthung so wie Unterhaltung gehörte, es ihm vergessen zu machen, daß er ein halber Gefangener in der Ritterburg sey. Erst in der folgenden Nacht kehrte das tscherkessische Kriegsvolk jubelnd zurück. Kaum jemals war ihm am Kuban der Ueberfall eines feindlichen Militärpostens so leicht, so wohl gelungen. Geleitet durch ihren polnischen Führer waren sie an der schwächsten Stelle der kleinen Festung unbemerkt in ihr Inneres gedrungen, hatten die Besatzung großentheils noch im Schlafe überrascht, die Männer gemordet, die Frauen und Kinder als Gefangene auf Pferde gebunden und sammt der andern reichen Beute an Waffen und Munition, so wie allem Werthvollen, das sie vorfanden, mit sich fortgeschleppt. Unter den Gefangenen fanden sich auch das Weib und der Knabe des Kosakenknechtes, der den Arzt begleitet hatte; gegen ein versprochenes und von dem Arzt verbürgtes Lösegeld an Ochsen und Schafen wurden sie frey gegeben. Der Mollah beschenkte seinen Freund noch mit einem trefflichen Roß aus der edelsten tatarisch-tscherkessischen Rasse, der Arzt konnte nur mit einem Gefühl der Dankbarkeit von dem Greise scheiden, der ihm zur Wiedervergeltung seiner That das Leben gerettet hatte; er durfte überdieß seitdem sich rühmen, daß er mit der Blüthe des tscherkessischen Adels, mit ihren berühmtesten damaligen Helden aus fürstlichem und adeligem Geschlecht (denn die meisten von ihnen waren zu jenem kriegerischen Unternehmen vereint) friedlich unter einem Dache geschlafen, mit ihnen als einem ihres Gleichen getrunken

und gegessen habe. Dieß sind allerdings Begünstigungen, welche in jenen Ländern fast nur der Stand des Arztes erfahren kann.

Blutige Erreignisse derselben Art, wie das so eben beschriebene, kamen auch gerade in jener Zeit als unser Reisender dort war, in dem Gränzgebiet der Tschernomorzen nicht selten vor und der nächtliche Ueberfall eines Militärpostens, bey welchem ein ansehnlicher Theil der Besatzung und Einwohner durch Feindesschwert und in den Flammen der brennenden Gebäude umkam, war noch in frischem Andenken. Auch hatten die Tscherkessen erst vor 14 Tagen einen Trupp von 50 Kosaken, der eine Kanone transportirte, auf der Landstraße überfallen, 47 derselben niedergemacht, 3 als Gefangene sammt der Kanone mit sich fortgeschleppt. Eine Eskorte von 20 Kosaken wurde den Reisenden zu ihrer Bedeckung mitgegeben, denn ihr Weg nach Stawropol führte sie an den Gräbern der eben erwähnten 47 Kosaken vorüber. Allmählig entfernt sich aber gegen Stawropol die Straße von dem Kuban und von der Gränze der Tscherkessen, an deren Stelle die Tataren als Nachbaren des russischen Gebietes auftreten. Das Reisen ist jetzt gefahrloser und schon 25 Werste vor Stawropol konnte man die Kosakenbegleiter entlassen. Man findet sich jetzt, jenseits der Gränzen der Tschernomorzen, in dem Lande der Linienkosaken; in Cis-Kaukasien, in dessen Hauptstadt, dem regelmäßig gebauten, freundlichen Stawropol der Generalstab des commandirenden Generals der Linie sich befindet. Auch die Umgegend der Stadt sticht sehr vortheilhaft gegen das ermüdende Einerley des Steppenlandes ab, auf dessen Ebene man fast keine andren Erhöhungen sieht als die Erdhaufen der Ziesel- (Spermophilus Citillus) und Blindmäuse.

Unser Reisender rühmt sehr die Milde, mit welcher, namentlich unter dem Generalstatthalter Woronzow, die Nogajer und Kabarden-Tataren von der russischen Regierung behandelt wurden, obgleich diesen Bewohnern der Steppe zwischen dem Kuban und Terek alle Mittel zum Widerstand so wie, wenn sie es auch wollten, zur Auswanderung fehlen. Sie zahlen nur sehr geringe Abgaben und ge-

nießen große Freyheiten, namentlich auch die von der Conscription. Auf dem Markte von Georgiews'k fand unser Reisender auch Deutsche: Auswandrer aus Schwaben, die seit 40 Jahren in Kharas am Elbrus sich angesiedelt haben. Ohngeachtet ihrer halb tatarischen, halb kosakischen Tracht erkannte man an ihnen doch leicht die schwäbisch deutsche Physiognomie und körperliche Haltung; sie waren übrigens der tatarischen Sprache vollkommen mächtig, betrieben den Handel um Vieh, um dessen willen sie gekommen waren, so verständig, daß sie weder von den Tataren noch von den schlauen Armeniern und den Russen sich überlisten ließen. Sie schienen mit ihrer Lage sehr zufrieden und rühmten die Sicherheit ihres Wohnsitzes. Die Nähe des Badeortes Pätigorsk an Kharas gewährt ihnen große Vortheile, denn an die zahlreichen Gäste, welche das Bad besuchen, setzen sie die Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens um sehr gute Preise ab.

In der Kosakenstadt am linken Ufer des Terek, in Jekaderinograd, die ohngefähr von gleicher Größe und Einwohnerzahl ist als das ihr fast gleichlautende Jekaderinodar am Kuban, genoß unser Reisender zum ersten Mal nach dem lang anhaltenden schlechten Wetter den vollen, klaren Anblick der ganzen Gebirgskette des Kaukasus. Mit Recht nennen die Orientalen dieses herrliche Gebirge das tausend-gipfliche. So viele Zacken, Kuppen und Pyramiden, so zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen als der Kaukasus haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan und die Apenninen. Dennoch hat der Kaukasus nur aus der Ferne gesehen diesen vorzüglichen Reiz für das Auge, in seinem Innern steht er durch den Mangel an Seen, Wasserfällen und großen Gletschern, so wie an schönen Gebirgsthälern unseren Alpen nach. Um Jekaderinograd scheinen die Fasanen fast gemeiner als bey uns die Krähen; sie sind so billig zu haben, daß der ärmste Soldat fast täglich zu seiner Zwiebelsuppe und seinem dick mit Honig bestrichenen Commißbrode gebratne oder gesottene Fasanen speist. Uebrigens war es damals diesen guten Leuten nur selten vergönnt ihr Brod in Ruhe zu essen, denn die kriegerischen Tschetschenzen, angefeuert zu den kühnsten Unternehmungen durch ihr mächtiges Oberhaupt, den berüchtigten Schamyl, fielen von Süden her in das Land ein, das sie durch Mord und Brand verheerten. So ansehnlich die Streitkräfte sind, welche Rußland in der Festung Wladikawkas versammlet hat, reichen sie doch nicht einmal aus, um nur der nächsten Umgebung eine Sicherheit vor dem räuberischen Gebirgsvolk zu geben, kein russischer Soldat wagt es in der Richtung gegen die Berge hin einen Büchsenschuß weit von den Wällen der Festung sich zu entfernen.

Im westlichen Theile des Kaukasus sind es, wie bereits erwähnt, die Tscherkessen, welche der riesenhaft ihnen überlegnen Macht der Russen einen bisher unbesiegbaren Widerstand leisten, im östlichen Theile sind es die Tschetschenzen, die als eben so furchtbare Feinde des großen, nordischen Reiches auftreten. An Zahl der Seelen und waffenführenden Arme sind allerdings die Gebirgsvölker des westlichen Kaukasus denen des östlichen weit überlegen. Denn nach einer gewiß nicht übertriebenen Schätzung der Russen darf man die Volkszahl der Tscherkessen mit den ihnen stammverwandten und verbündeten Abchasen, Ubichen, Tschigeten, Tataren (vom Elbrus) und Kabarden auf 400,000 bis 500,000 schätzen, während die der östlichen Gebirgsvölker, welche unter dem gemeinsamen Namen des einzelnen Volksstammes der Tschetschenzen auch die Inguschen, Kisten, und mehrere andre kleine „Nationalitäten" in sich fassen, kaum auf 150,000 sich belaufen. Die eifrigen Freunde der strengen Abscheidung der Nationalitäten und der Forschungen über diesen in unsren Tagen so laut besprochnen Gegenstand möchten wir zu den Bergvölkern des östlichen Kaukasus verweisen können, denn es ist kaum ein andrer Punkt der Erde, welcher für solche Bemühungen angemessenere Früchte tragen würde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The History of England from the Accession of James II., by Thomas Babington Macaulay. London 1849. Zwey Bände. Bd. 1. S. 669. Bd. 2. S. 670. gr. 8.

Erster Artikel.

Mit diesen zwey starken Bänden beginnt ein Geschichtswerk, das in dem größten Maßstabe und Style angelegt ist. Sie umfassen, nächst einer freylich weit zurückgehenden Einleitung, nur die vier Regierungsjahre K. Jacobs II. Drey angesehene Schriftsteller, Hume, Fox und Mackintosh waren auf diesem Felde Vorgänger, die einen minder begabten Mann von neuen Versuchen darauf abschrecken konnten. Macaulay steht ihnen gleich an Kunst; an Reichthum übertrifft er sie weit. Allerdings waren ihm ungleich mehr Hulfsmittel zur Hand, da in den jüngsten dreyßig Jahren eine Menge zuvor unbekannter Papiere aus jener Zeit zu Tag gekommen oder doch zugänglich geworden ist. Aber je größer nun der Vorrath, desto schwerer wurde ein Binden und Formen des großentheils rohen und losen Stoffes, wie es dem Verf. gelungen ist.

Der Eingang, welcher den Plan des ganzen Werkes darlegt, kann an des Livius Vorrede erinnern; nur schlägt in jenem froher Muth noch mehr vor als in der letzteren Wehmuth.

„Ich nehme mir vor die Geschichte Englands von der Thronbesteigung K. Jacobs II. an bis auf eine Zeit, deren sich noch Manche unter den jetzt Lebenden erinnern, zu schreiben. Ich werde die Fehltritte nachweisen, die binnen weniger Monate dem Hause Stuart die ihm zuvor anhängliche Gesammtheit des niederen Landadels und der Geistlichkeit entfremdet haben. Ich werde den Verlauf jener Revolution beschreiben, durch welche dem langen Kampfe zwischen unseren Herrschern und ihren Parlamenten ein Ziel gesetzt und ein Bündniß zwischen den Rechten des Volkes und der Zuständigkeit des regierenden Hauses gestiftet worden ist. Ich werde erzählen, wie die neue Staatseinrichtung während mancher unruhvollen Jahre gegen einheimische und auswärtige Feinde glücklich vertheidigt wurde; wie sich in dieser Einrichtung das Ansehen der Gesetze und die Sicherheit des Eigenthums mit einer zuvor nie gekannten Freyheit jedes Einzelnen für seine Person und seinen Verkehr mit Andern vereinbar bewies; wie aus dem beglückten Bunde der Ordnung mit der Freyheit ein Wohlstand entsprang, für welchen die frühere Geschichte kein Gegenstück aufzuweisen hat; wie unser Land aus einer schmählichen Abhängigkeit schnell zu der Stellung des Obmannes unter den Mächten Europa's stieg; wie sein Reichthum zugleich mit seinem Kriegsruhme wuchs; wie Treu und Glauben, weise und entschlossen gehalten, allmählich einen Staatscredit schuf, der Wunder wirkte, dergleichen die Staatsmänner jeder früheren Zeit unmöglich erachtet hätten; wie ein riesenhafter Handelsverkehr den Grund einer Seemacht legte, neben welcher jede andere, von ehemals und jetzt, unbedeutend erscheint; wie Schottland nach Jahrhunderten der Feindschaft endlich mit England vereinigt wurde, nicht durch Gesetzes Kraft allein, sondern durch das unauflösliche Band gegenseitigen Vortheils und Wohlwollens; wie in America die brittischen Ansiedelungen rasch viel mächtiger und reicher wurden als die Königreiche, die zur Herrschaft Carls V. Cortes und Pizarro gefügt; wie in Asien brittische Abenteurer ein Reich gegründet, dauerhafter und nicht minder glanzvoll als des großen Alexander.

Aber auch Unfälle vermischt mit Siegen und große nationale Verirrungen und Frevel, weit demüthigender als irgend ein Unfall, wird mir obliegen treu darzustellen. Es wird sich zeigen, daß selbst was wir mit Recht als unsere vornehmsten Güter schätzen, nicht ohne Schlacken war; zeigen, daß die Staatsordnung, wodurch unsere Freyheiten wider die Eingriffe der Königsmacht wirksam geschützt wurden, eine neue Art Mißbräuche, die den unbeschränkten Monarchieen unbekannt sind, erzeugte; zeigen, daß in Folge theils unverständigen Einschreitens theils unverständigen Versäumens die Zunahme des Handels und des Reichthums neben unermeßlich viel Gutem gewisse Uebel aufkommen ließ, von denen arme und rohe Gemeinheiten frey sind; zeigen, wie an zwey wichtigen Bestandtheilen des Reiches Unrecht geschah und gerechte Vergeltung darauf folgte; wie Unverstand und Eigensinn die Bande brach, durch welche die Ansiedlungen in Nordamerica mit dem Mutterlande verbunden waren; wie Irland, unter dem Fluche der Herrschaft eines Stammes über den andern und einer Kirche über die andere, zwar ein Glied des Reiches blieb, aber ein verrenktes und verschrumpftes Glied, das dem Staatskörper keine Kraft zulegt und auf welches alle, die Englands Größe beneiden oder fürchten, mit Hohn deuten.

Dennoch wird, ich müßte denn mich sehr irren, der allgemeine Eindruck dieser vielgestaltigen Erzählung seyn: in allen frommen Gemüthern Dankgefühl, in der Brust jedes Vaterlandsfreundes Hoffnung. Denn unsere Geschichte während der jüngstverflossenen Hundert und sechzig Jahre ist vorzugsweise Geschichte von Verbesserungen aller Art. Mögen von Ausartung und Verfall die sprechen, welche die Zeit, worein sie gesetzt sind, mit einem goldenen Zeitalter, das nur in ihrer Einbildung da ist, vergleichen; niemand, der die Vergangenheit genau kennt, wird versucht seyn, mürrisch oder muthlos zu werden, indem er die Gegenwart ins Auge faßt.

Ich würde die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, nur unvollständig lösen, wollte ich nur von Schlachten und Belagerungen, von Emporkommen und Abtreten von Ministerien, von Ränken im Palaste und von Verhandlungen des Parlaments reden. Mein Vorhaben ist, nicht nur die Geschichte der Regierung, sondern auch des Volkes zu geben, die Fortschritte der Künste, sowohl der nutzbringenden als der zierenden, zu verfolgen, das Entstehen religiöser Secten und den Wechsel des Geschmacks in der Litteratur zu beschreiben, die Sitten auf einander folgender Geschlechter darzustellen und selbst die Veränderung in Kleidung, Hausrath, Mahlzeiten und öffentlichen Veranügungen nicht zu übergehen. Gern will ich den Vorwurf tragen, unter die Würde der Historie herabgestiegen zu seyn, wenn es mir gelingt, den Engländern des neunzehnten Jahrhunderts ein treues Bild von dem Leben ihrer Vorfahren vor Augen zu stellen."

Diese reichliche Aufnahme von Gegenständen, die von Vielen mit Unrecht als unter der Würde der Geschichte angesehen werden, gereicht dem vorliegenden Werke zu besonderem Reize und Werthe. Schon der Vater der Historie ging ebenso tief herab und ist dadurch um so anziehender und lehrreicher. Bey seinem größeren Nachfolger treffen wir dagegen auf eine so vornehme Einrichtung, daß die Ergänzung mit dem Niederen bey Aristophanes dazu genommen werden muß. Gleich eng zogen die römischen Geschichtschreiber ihre Kreise. In der neueren Zeit ließ Hume zwar von dieser Strenge ab, verwies aber, wie verschämt, alles was nicht den Staat zunächst betraf, in Anhänge. Bey uns hat zuerst Johannes Müller die Nothwendigkeit, alles Denkwürdige aus einer Zeit in den Vortrag aufzunehmen, erkannt und, besonders in dem vierten Buche der Schweizergeschichte, die sprechendsten „Bilder von dem Leben der Vorfahren" aufgestellt.

Der Verf. begnügt sich mit Einflechtungen in die Erzählung nicht, sondern widmet der sorgfältigsten Beschreibung des ganzen Zustandes Englands um das Jahr 1684 eines der zehen großen Capitel, worein die zwey Bände getheilt sind. Zuerst handelt er von der Volksmenge, die er auf ein nicht volles Drittel der dermaligen schätzt. Dann von dem ordentlichen Einkommen der Krone, das nicht über 1,400,000 Pf. Sterl. stieg. Ferner von der bewaffneten Macht zu Lande; die Miliz (Landwehr) zählte 130,000 Mann; das stehende Heer, die Leibwache mitbegriffen, nicht ganz 8000. Die Seemacht war durch vielerley Mißbräuche herabgekommen, so freygebig dafür das Parlament gewesen.

Großen Aufwand erforderte die Hofhaltung; desto mäßigeren die Regierung, obgleich die mancherley Bezüge der obersten Stellen weit höher standen als jetzt, so daß unter Jacob II. der erste Minister mit Recht und Unrecht 30,000 Pf. St. bezog, zu einer Zeit, wo das Einkommen der reichsten Häuser vom hohen Adel nicht leicht 20,000 Pf. überstieg (II. 445); allein der Besoldeten waren gar nicht viele; die Gerichtsbeamten waren auf die Sporteln angewiesen. Jetzt ist der Boden wenigstens zu drey Viertheilen, damals war er nur zur Hälfte angebaut. Der Ertrag der Landwirthschaft so mittelmäßig als der Stand der Viehzucht. Von Bergwerk gab die ansehnlichste Ausbeute das Zinn, doch nur ein Drittel der jetzigen; Kupfer, von dem jetzt 1,500,000 Tonnen gewonnen werden, war noch nicht aufgefunden; Arbeit in Eisen aber so selten, daß viel von auswärts eingeführt werden mußte. Steinkohlen verbrauchte London damals 350,000 Tonnen, jetzt das Zehnfache. Unter der Landbevölkerung war der zahlreiche niedere Adel (gentry) nicht wie jetzt durch Bildung, nur durch seinen Besitz ausgezeichnet, der ihm gestattete, das Friedensrichteramt und die Aufsicht über die Landwehr unentgeltlich zu führen. Mit ihm wetteiferte, nur in fester Anhänglichkeit an die wiederhergestellte Verfassung in Staat und Kirche, die ihm sonst an Einkommen und Ansehen sehr ungleiche, an Bildung nicht überlegene, Landgeistlichkeit. Kleine Landeigenthümer gab es noch in großer Zahl und behaglichen Umständen. Der Taglohn auf dem Lande stand zwischen vier und sechs Schilling wochentlich; im Durchschnitte auch nicht höher für städtische Handarbeit; und mancher Lebensbedarf war dabey nicht so wohlfeil als jetzt. Die Zahl der auf Unterstützung aus der bereits sehr hohen Armentaxe gewiesenen wird, vielleicht übertrieben, zu einem Fünftel der Gesammtbevölkerung angegeben; gewiß überstieg sie bey weitem die jetzige, die höchstens ein Zehntel beträgt. Das einzige, was damals die Armen und die wenig Bemittelten voraus hatten, war die ihnen frey stehende Benützung großer unangebauter Strecken, deren Eigenthümer nicht einsprachen, wenn darauf gehütet, gejagt oder Holz und Torf geholt wurde. Zwischen London, das bereits über eine halbe Million Einwohner zählte und den Landstädten, deren keine 30,000 hatte, war der Abstand viel größer als jetzt. Liverpool, wo gegenwärtig der Zoll dreymal so viel einbringt als das ganze Staatseinkommen Jacob's II. betrug, hatte nur 4000 Bewohner; jetzt sind ihrer 300,000. Die Städte wurden von dem Lande aus wenig besucht, hauptsächlich weil die Straßen, die nur durch Arbeit oder auf Kosten der Landbevölkerung unterhalten werden mußten, in einem Zustande waren, der, verbunden mit der Gefahr von zahlreichen Straßenräubern, vom Reisen abschreckte.

An diese Schilderung, woraus man hier nur wenige Züge ausgehoben hat, knüpft der Verf. zwey lehrreiche Bemerkungen. Erstens:

„Je sorgfältiger wir die Geschichte der Vergangenheit erforschen, desto mehr finden wir Grund nicht einzustimmen wo behauptet wird, viel neue Uebel seyen zu unserer Zeit über die bürgerliche Gesellschaft gekommen. In Wahrheit sind die Uebel, fast ohne Ausnahme, alt. Das neue ist die Einsicht die sie wahrnimmt und die Menschlichkeit die ihnen abhilft."

Ohne Zweifel begreift der Verf. unter der Einsicht, von der er spricht, auch das cognoverunt se esse nudos, in welchem wohl der größte Unterschied von Ehemals und Jetzt liegt. Zweytens:

„Manche bilden sich immer noch ein, England unter dem Hause Stuart sey ein reizenderes Land gewesen als das England in dem sie leben. Auf den ersten Anblick scheint es sonderbar, daß während die Gesellschaft stets rasch vorwärts eilt, sie stets mit zärtlichem Bedauern rückwärts sieht. Aber diese scheinbar un-

vereinbaren Neigungen stammen beyde aus unserer Ungeduld über den Zustand in dem wir eben sind. Indem uns diese Ungeduld treibt, vergangene Geschlechter übertreffen zu wollen, macht sie uns geneigt das Glück derselben zu überschätzen. Es ist einerseits unvernünftig und undankbar von uns, daß wir mit einem Zustande, der sich stets bessert, stets unzufrieden sind. In der That aber wird nur darum stets gebessert weil stets Unzufriedenheit ist. Wären wir mit der Gegenwart vollkommen zufrieden, so würden wir nicht mehr mit Rücksicht auf die Zukunft sinnen, arbeiten und sparen. Und es geht natürlich zu, wenn wir, mit der Gegenwart nicht zufrieden, zu günstige Vorstellungen von der Vergangenheit nähren."

So sinnreich dieses Lob der Unzufriedenheit über die Gegenwart, so ist es doch nicht erschöpfend. Wünscht jemand eine Vergangenheit zurück, so meint er damit gewöhnlich nicht derselben ganzen Inhalt, sondern Einzelnes das ihm vorzüglicher erscheint als was er vor sich sieht. Ein solcher Wunsch begehrt nun zwar das Unmögliche; allein die Unzufriedenheit darüber, daß er nicht erfüllt werden kann, erzeigt sich darin fruchtbar, daß sie dem Uebermaße gewißer Bestrebungen einen Widerstand entgegensetzt, der nicht so mächtig seyn könnte wenn er sich nicht auf geschichtliche Erinnerungen stützte. Der Wunsch z. B. daß die Zahl der kleinen Landeigenthümer in England, welche kläglich abgenommen hat, wieder so groß seyn möchte als ehedem, ist zwar schön aber vergeblich; allein wer ihn hegt wird zuverläßig, so weit sein Vermögen reicht, fernerer Abnahme entgegenwirken.

Mit einer hohen Meynung von den Fortschritten der neueren Zeit und den Vorzügen der Gegenwart verband sich bey manchen Schriftstellern, namentlich des vorigen Jahrhunderts, eine tiefe Geringschätzung des Mittelalters. Von diesem Abwege blieb der Verf. fern. Ref. will von den beredten Worten, mit welchen in der Einleitung das Verdienst der Kirche jener Zeit um die bürgerliche Ordnung hervorgehoben wird, nur einige anführen.

„In unsern Tagen wäre es ein großes Uebel wenn die Priesterschaft in die Zuständigkeit der bürgerlichen Obrigkeit übergriffe. Aber was bey einer guten Regierung ein Uebel ist, kann bey einer gröblich schlechten ein Segen seyn. Es ist besser, das Volk werde durch weise und wohl gehandhabte Gesetze als durch Pfaffenthum regiert; aber es ist besser daß es durch Pfaffenthum als durch rohe Gewalt, besser daß es durch einen Oberpriester wie Dunstan, als durch einen Krieger wie Penda regiert werde. Geistige Macht, selbst wenn sie mißbraucht wird, wie es damals geschah, ist immer eine edlere und bessere Macht als die auf Leibesstärke allein beruhende. Wir lesen in den angelsächsischen Chroniken von Tyrannen, die, auf dem Gipfel der Größe angelangt, von Gewissensbissen angefallen wurden, die Ehren und Genüsse, welche sie durch Frevel erlangt hatten, verabscheuten, ihre Kronen ablegten und die Sühne ihrer Vergehungen in harten Bußen und anhaltendem Gebete suchten. Von diesen Geschichten haben nur mit bitterer Verachtung Schriftsteller gesprochen, die, indem sie ihrer Freysinnigkeit sich rühmten, in der That so beschränkten Geistes waren als irgend ein Mönch in den finstern Jahrhunderten, und deren Gewohnheit war, an alle Erscheinungen der Weltgeschichte den Maßstab der Pariser Gesellschaft ihrer Zeit anzulegen. Aber eine Ordnung, die, wenn auch entstellt durch Aberglauben, sittliche Widerhalte in Gemeinheiten brachte, über denen zuvor nur ein starker Arm und ein trotziger Sinn gewaltet hatte; eine Ordnung die den mächtigsten und hochmüthigsten Herrscher lehrte daß er, gleich seinem geringsten Knechte, Rechenschaft von seinem Thun und Lassen schuldig sey; diese hat gewiß verdient von Philosophen und Philanthropen mit größerer Achtung erwähnt zu werden."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Professor am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen. Erstes Heft. Die drey olynthischen Reden. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XII u. 67 S. kl. 8.

Die erste olynthische Rede des Demosthenes, übersetzt von Dr. Ludwig Döderlein, k. Studienrektor (bey dem Jahresbericht der k. Studienanstalt). Erlangen 1848. 8 S. 4.

Die erst erwähnte Ausgabe der drey olynthischen Reden des Demosthenes hat nach der Vorrede den Zweck, die Schüler bey der Lesung dieser Reden zu einer fleißigen Vorbereitung auf die Lectionen anzuleiten und anzuhalten. Demselben Zwecke hat Ref. das im Jahre 1845 geschriebene Programm des Schweinfurter Gymnasiums gewidmet, in welchem er auch eine den in demselben ausgesprochenen Ansichten entsprechende Anleitung zur Vorbereitung auf die erste olynthische Rede gegeben hat. Daß dieses Programm hier ganz unberücksichtigt geblieben ist, nimmt den Ref. in so ferne Wunder, als seit längerer Zeit ein Programmentausch zwischen den beyden benachbarten Gymnasien besteht. Doch möchte er um so weniger glauben, daß Hr. Doberenz jenes Programm absichtlich ignorirt habe, da er seinerseits den im Jahre 1844 von Herrn D. als Programm herausgegebenen Bemerkungen zu der Rede über die Angelegenheiten im Chersones die verdiente Berücksichtigung nicht versagt hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, Ref. hat diesen neuen Versuch auf einem früher von ihm selbst betretenen Felde mit Freuden begrüßt, und im Vertrauen auf den in dem erwähnten Programm des Hrn. D. sich kund gebenden Geist das Buch seinen Schülern in die Hände gegeben, um es durch den Gebrauch kennen und würdigen zu lernen; und, nachdem dieses geschehen ist, nimmt er keinen Anstand zu erklären, daß Hr. D. seine Aufgabe im Allgemeinen glücklich gelöst hat, wenn auch dessen Ansichten mit denen des Ref. nicht überall zusammen treffen.

Wer die beyden Bearbeitungen der ersten olynthischen Rede mit einander vergleicht, wird dabey folgende Verschiedenheiten wahrnehmen.

Hr. D. hat sich bey seinen Anmerkungen der deutschen, Ref. der lateinischen Sprache bedient. Jener bringt damit die mündliche lateinische Interpretation in Verbindung, die er vermieden wissen will, weil bey derselben die Lectüre langsamer vor sich gehen müßte. Referent sieht in dem Gebrauche der lateinischen Sprache bey solchen Anmerkungen noch keine Nothwendigkeit, sich derselben auch bey der mündlichen Interpretation zu bedienen; kann aber auch nicht zugeben, daß die letztere dem schnellen Lesen einen Hemmschuh anlege.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaukasus und das Land der Kosaken, in den Jahren 1843 — 1846.

(Schluß.)

Wenn wir, wie billig, vor allem die Sprache als Abzeichen „der Nationalitäten“ betrachten, dann finden sich nach Massudi dort 72 derselben und mit Recht nennt schon Abulfeda den Höhenpunkt der albanischen Pforte einen „Berg der Sprachen.“ „Keine Gegend der Welt“ so sagt unser Reisender mit Recht, „bietet auf einem engeren Raum ein ähnliches Gemisch von Völkern und Sprachen als der östliche Kaukasus.“ Es gleichet diese Durchgangspforte zwischen den Völkern und Reichen zweyer Welttheile einer Khan oder Herbergsorte an einer vielbereisten Straße, darin die vorbeyziehenden Wandrer aus den verschiedensten Gegenden ein sichres Unterkommen suchen und finden. Wie ein Sturm die Blätter des Waldes da und dort in den Spalten und Kesseltiefen der Felsen zusammenhäuft, wo sie vor seinem Treiben gesichert liegen, so hat das Schwert der übermächtigen Feinde, die von Osten oder Norden her die vereinzelt wohnenden Völker überfielen und aufrieben, die verstreuten Reste von diesen hineingescheucht in jene Wildniß des Gebirges, wo sie vor dem Andrang der Heere gesichert waren. Aber so bunt und verschiedenartig zusammengemischt auch das Gedräng „der Nationalitäten“ im östlichen Kaukasus erscheinen mag, ist dasselbe dennoch mit seinen Elementen fester verschmolzen und einiger, eben deshalb auch furchtbarer für einen äußeren Feind als die an Menschenzahl viermal stärkere Bevölkerung des westlichen Kaukasus. Diese zeigt bey weitem nicht eine solche Verschiedenheit der Sprachen als jene, denn der tschudische Sprachstamm, der am nächsten dem finnischen verwandt ist, läßt sich in gleicher Deutlichkeit in der Sprache der Tscherkessen als in jener der Kabarden und Abasen erkennen. Dennoch hat diese innre Verwandtschaft bey den Tscherkessen bisher niemals eine äußere Einigung zu begründen vermocht. Könnten sich dieselben entschließen sich einmal alle den Befehlen und der Führung eines gemeinsamen Oberhauptes unterzuordnen, dann wäre es ihnen ein Leichtes mit einem Heere von 10000 ja von 20000 Reitern in das russische Gebiet am Kuban einzufallen und keine der dortigen Städte und Festungen könnte einer solchen Macht des kriegerischen Bergvolkes widerstehen. So aber schaaren sich zu den räuberischen Einfällen in das feindliche Nachbarland immer nur 2000 bis 3000 Reiter zusammen, welche bloß für die Dauer dieses einen kriegerischen Unternehmens einem selbst gewählten Anführer sich unterwerfen. Einzelne Feinde und Gegner der russischen Herrschaft am schwarzen Meere riethen den Tscherkessen, um sie den russischen Heeren furchtbarer zu machen, daß sie unter ein gemeinsames Oberhaupt sich vereinigen sollten. „Die Georgier,“ so antworteten sie darauf, „hatten ein Oberhaupt, eben so die Abchasen, die Mingrelier und Imerthiner; jetzt sind diese aller den Russen unterthan. Wir Adighe, obwohl von jeher zerspalten und uneinig, haben unsre Unabhängigkeit uns erhalten.“ — Ein Beweis gegen die Richtigkeit dieses Schlußes wäre übrigens den Tscherkessen ganz nahe gelegen, in dem Zustand ihrer Nachbaren der Tschetschenzen, welche von Scheich Mansur bis auf Schamyl immer unter einem gemeinsamen Oberhaupt zusammengeschaart, der gewaltigen Kriegsmacht der Russen einen furchtbareren Widerstand geleistet haben als die Tscherkessen. Von dem zuletzt genannten Oberhaupt der Tschetschenzen und dem ungeheuren Erfolg seiner Waffen theilt unser Reisender mehrere zu seiner besondern Kunde gelangte, höchst interessante Züge mit. Schamyl ist eine jener seltnen Persönlichkeiten, welche andre Menschenseelen wie mit Sturmesgewalt mit sich zu gemeinsamen Thaten fortreißen; er weiß seine Krieger eben sowohl durch Furcht und Schrecken, als durch anlockende Vortheile und Vergünstigungen, welche er ihnen gewährt, an sich zu ketten. Er für seine eigne Person begehrt weder Geld noch Gut und besitzt auch beydes nicht, „er genießt“ so erzählte von ihm ein Pole, der einige Zeit bey ihm gelebt hatte, „eine schlechtere Kost als bey uns die Schweine.“ Dagegen sucht er seinen Kriegern Beute zu verschaffen, sucht vor allem in ihnen den Haß und den Muth zum Wi-

derstand gegen die Feinde des gemeinsamen Glaubens und der Freyheit zu entflammen. Und dieses gelingt ihm fast wie einst den ersten Verbreitern des Islam durch fanatisch begeisterte Rede, Feuer und Schwert. Eine Schaar, bereit sich für den Glauben ihres Volkes und für den Vertheidiger desselben bey jeder Gefahr zu opfern, die fanatischen Müriden, sind um ihn versammelt, ihre Thaten erinnern an die der altnordischen Berserker; von ihrer aufopfernden Hingebung des eignen Lebens für Schamyl gaben sie nach der Erstürmung der für unbezwingbar gehaltnen Felsenburg Akulcho durch die Russen ein merkwürdiges Zeugniß.

Akulcho, jetzt eine verlassene Ruine, liegt auf einem pfeilerartig isolirt dastehenden Sandsteinfelsen, dessen Fuß fast zu drey Viertheilen seines Umfanges von einem wilden Gebirgsstrom, dem Koisu, der hier eine Krümmung macht, umflossen, nur an einer Stelle vom Lande her zugänglich ist. Der Burgberg hat drey natürliche Terrassen, zu denen ein schmaler Pfad hinanführt, dessen Zugang durch 500 Tschetschenzen kühn vertheidigt war. Bomben und Congreve'sche Raketen wurden durch die gutbediente russische Artillerie hinaufgesendet nach der Burg, sie thaten an Mauern und Häusern bedeutenden Schaden, nicht aber an den Personen der Belagerten, die sich in die dort häufig angelegten, künstlichen Höhlen zurückzogen. Dagegen trafen ihre sicher gezielten Flintenschüsse manchen der Russen, namentlich manchen Offizier derselben, und öfters sprangen einzelne Müriden, die sich dem, wie ihnen schien unvermeidlichen Tod geweiht hatten, und denen dieser durch das Schwert der Russen leichter erschien als durch den Hunger, plötzlich unter die ruhig am Boden lagernden Feinde hinein und verbreiteten da, ehe das Bajonet derselben ihre Brust traf, Tod und Schrecken. Nach einer dreymonatlichen Belagerung wurde der erste Versuch von den Russen gemacht die Bergfeste auf dem schmalen Felsenpfad zu erstürmen, auf welchem nur zwey Mann neben einander emporsteigen konnten. Von den 1500 Mann, welche diesen Sturm wagten, blieb nur der zehnte Theil am Leben. Endlich nach einer noch zweymaligen Wiederholung des gefahrvollen Wagstückes nahm man die beyden untersten Terrassen des Berges, von da gelang es den Russen durch die Unvorsichtigkeit der Belagerten, die sich aus ihrer Burg zu weit hervorgewagt hatten und mit denen, als sie fliehen mußten, die Belagerer zugleich in die Feste eindrangen, Akulcho zu erobern. Ein Theil der besiegten Tschetschenzen hatte sich in Höhlen geflüchtet, die an der gähen Wand des Felsens gegen den Fluß zu lagen, und zu deren Eingang man nur an Seilen sich hinablassen konnte. Hier entspann sich noch ein nach beyden Seiten mörderischer Kampf und alle Höhlen, mit Ausnahme einer einzigen, darinnen Schamyl sich befand, waren in Kurzem nur von Leichen gefüllt, und von den Siegern besetzt. Da beschloßen die Müriden sich alsbald für ihren Heerführer zu opfern. Sie zimmerten aus dem Holzwerk, das in der Höhle war, ein Floß, stürzten dieses und dann sich selber ins Wasser, und überließen sich nun mit dem Fahrzeug, an dessen Balken sie sich fest klammerten, der Strömung. Die Russen, welche den ganzen Umfang des Felsens so wie beyde Flußufer sorgfältig bewachten, konnten nichts Anders vermuthen als daß Schamyl selbst auf dem Flosse sey. Man feuerte auf dieses, die Kosaken warfen sich ins Wasser, die Infanterie folgte auf beyden Ufern dem Flosse und die Tschetschenzen erlagen dem feindlichen Geschütz und den Lanzen der Kosaken. Sie ließen ruhig sich abschlachten, denn während aller Blicke auf das Floß gerichtet waren, sprang noch ein Mann aus der Höhle herunter in den Strom, schwamm über diesen hinüber und entkam an einer unbewachten Stelle des jenseitigen Flußufers glücklich in das Dickig des Bergwaldes. Dieser Mann war Schamyl, dessen Rettung gleich einem Wunder von Gott, die fanatische Begeisterung seines Volkes mehr denn jemals wieder bestärkte und entflammte. Auf seine Person war es von den Belagerern und Eroberern der Felsenburg vornämlich abgesehen gewesen; dreytausend Russen hatte die Einnahme von Akulcho das Leben gekostet, 700 Tschetschenzen lagen als Leichen da, die man herab in den Koisustrom warf, selbst ein Theil ihrer Frauen hatte den eindringenden Siegern mit den Waffen in der Hand Widerstand geleistet und mit den Männern zugleich den Tod gefunden, die andren Frauen und Kinder, einige Hundert an der Zahl, wurden

als Gefangene bis zum Rückzug der Russen in den oberen Felsenhöhlen gefangen gehalten. Unter diesen gefangenen Frauen war eine durch ausnehmend hohen Wuchs ausgezeichnet. Ein junger russischer Offizier näherte sich neugierig der verschleierten Gestalt, da warf dieselbe Schleier und Uebergewand von sich und zeigte sich bewaffnet mit dem krummen Säbel und Dolch als bärtiger Krieger, der erst nach mörderischer Gegenwehr von den Bajonettstichen der herbeyeilenden Wache niedergestreckt wurde. So waren die Müriden erlegen bis auf den letzten, nicht aber bis auf den ersten Mann, der als bewegende Seele nicht nur von ihnen, sondern von Tausenden der andren, für die fanatisirende Aufregung des Imam Schamyl empfänglichen Bewohnern des östlichen Kaukasus fortwährend wirksam blieb. Das Felsennest Akulcho wurde als völlig untauglich für eine nutzbare militärische Station den Fledermäusen und Eulen zur Wohnstätte überlassen.

In solcher Weise wird vielleicht der Kampf zwischen Rußland und den Gebirgsvölkern des Kaukasus noch länger fortdauern, wenn nicht bey den letzteren ein Element der höheren geistigen Bildung Eingang findet, das zur Wiederbegründung der vormaligen innren Einheit dieser Völker mit der europäischen Christenheit ein Wesentliches beyträgt. Denn vorzugsweise ist es der Fanatismus des Islam, der jene kriegerischen Stämme zu ihren Waffenthaten gegen Rußland begeistert. Und dennoch stellen die Inguschen, die Verbündeten der Tschetschenzen öfters Wallfahrten nach den Ruinen der christlichen Kirchen an, deren Errichtung, so wie die der steinernen und zum Theil noch in morschen Ueberresten vorhandnen, hölzernen Kreuze, der christlichen Königin Thamar von Georgien zugeschrieben werden; eine dunkle ehrfurchtsvolle Erinnerung an einen vormaligen Glauben der Väter, die selbst bey den streitbar-wilden Ubichen im westlichen Kaukasus, (denn auch dort finden sich die alten Kreuze) gefunden wird. Aber bey dem allen sind die eben genannten Inguschen, welche nach Pallas Zeugniß so undeutlich sprechen als ob sie Steine im Maule hätten, weder dem Islam noch dem Christenthum geneigt, sondern eher noch einer Art von Opferdienst ergeben, welcher auf älteren Ursprung als beyde hindeutet. Ein alter Mann von unbescholtenem Wandel, den sie Zaninstag (reinen Mann) heißen, verrichtet denselben; er scheint von ihnen als ein Vertrauter des höchsten Wesens, das sie Dale nennen, vorzugsweise geehrt. Dabey herrschen vielerley heidnische Gebräuche und Vorstellungen von den Zuständen der Seelen in der jenseitigen Welt. Auf eine von diesen Vorstellungen gründet sich unter anderen der Gebrauch, nach welchem, wenn einem Inguschen der Sohn stirbt, ein andrer, der eine Tochter durch den Tod verlor, zu jenem kommt und zu ihm sagt: „dein Sohn kann in jener Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter; zahle mir den Brautpreis.“ Und ein solcher Antrag wird niemals zurückgewiesen, obgleich jener Preis bis auf 30 Kühe gesteigert werden kann.

Wir glauben durch die vorstehende Anzeige den Zweck derselben erreicht zu haben: das Interesse für ein Werk unsers ehrenwerthen Landsmannes zu wecken, welches durch seinen Inhalt wie durch seine wohlgelungene Form eben so lehrreich als unterhaltend ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10 März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Die erste olynthische Rede des Demosthenes.

(Fortsetzung.)

Je nachdem er einen mehr oder weniger fähigen Curs vor sich hatte, hat er sich bisher bald der lateinischen, bald der deutschen Sprache bey der Erklärung der Klassiker bedient; im ersteren Falle aber mindestens eben so viel als im letzteren gelesen. Uebrigens hat Ref. schon früher (s. Gel. Anzeigen 1847. Nr. 184. S. 445 f.) erklärt, daß er den Gebrauch der lateinischen Sprache keineswegs zu einer Principienfrage erheben wollte, und daß sich ihm diese hauptsächlich nur durch ihre größere Präcision empfehle, welche eine bedeutende Raumersparniß ohne Nachtheil für den Zweck möglich mache, was durch die Vergleichung der zwey Bearbeitungen derselben Rede eine neue Bestätigung erhalten möchte.

So sehr ferner Hr. D. mit dem Ref. in dem Grundsatze einverstanden ist, daß man den Schüler namentlich bey dem Beginne der Lesung eines alten Schriftstellers nicht ganz rathlos lassen dürfe, so ergeben sich doch in der Durchführung desselben manche nicht unwesentliche Verschiedenheiten. Wir erwähnen zuerst die Grammatik. Ref. hat bey wirklichen Schwierigkeiten keinen Anstand genommen, auf die eingeführte Schulgrammatik zu verweisen. Wo dieß nicht möglich war, suchte er eine lateinische oder griechische Parallelstelle auf, die auf das Rechte hinleiten könnte. Die Anführung der Grammatik wäre vielleicht weniger oft nöthig erschienen, wenn die Schüler der bayerischen Gymnasien, bevor sie in die dritte Gymnasialklasse kämen, die ganze griechische Grammatik durchgemacht hätten, wie es der Schulplan fordert. Allein dieß ist jetzt nicht der Fall, und kann nicht der Fall seyn, so lange nicht der bereits so vielfach, aber leider immer vergebens, ausgesprochenen, und noch von keinem Sachverständigen widersprochenen, Forderung der Zurückführung des Anfangsunterrichtes im Griechischen in die dritte lateinische Klasse von oben Folge geleistet wird. Hr. D. hat solche Citate aus Grundsatz ganz vermieden; an wenigen Stellen (zu δέοι, I, 22; zu προσῆκεν II, 13) finden sich die dahin gehörigen Regeln aus Krügers Grammatik mitgetheilt. Ref. gesteht gerne zu, daß Citate aus der Grammatik bey Schulbüchern, die für einen weiteren Kreis bestimmt sind, dadurch erschwert werden, daß es sich fragt, welche Grammatik man wählen solle, und daß selbst bey einer und derselben Grammatik die Zahlen auf neuere Auflagen oft nicht mehr passen; allein es fragt sich, was an die Stelle zu setzen sey? Hr. D. hat die meisten Fälle, in denen Ref. die Grammatik citirt hat, ganz unberührt gelassen; so gleich §. 1. das causale ὅτε, §. 2. die Verschiedenheit des Tempus in ψηφίσασθαι und πέμπειν, die Verschiedenheit des Tempus und des Modus in βοηθήσετε und μὴ πάθητε. In andern Fällen appellirt er an die Kenntnisse des Schülers; so §. 5. „ἄπιστον — ἡ τυραννίς, dergleichen Fügungen kannst du gewiß erklären;“ §. 8. „Wie παρῆσαν, ein Verb der Ruhe sich verbindet mit dem Casus der Bewegung, kannst du bestimmt selbst erklären;“ §. 10. „Das zweyte ἄν ist eine Wieder-

holung des ersten entfernteren; ἂν mit dem Inf. ist dir geläufig; §. 14. „οὐκ ἐστιν ὅπως die Bedeutung dieser Worte muß dir bekannt seyn.“ In anderen Fällen, namentlich bey den Partikeln, ist durch Beyfügung einer bloßen Uebersetzung geholfen. Dabey fließt manches Unrichtige mit unter, so zu §. 24. „εἶτ'“ also, d. h. wenn es sich so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten,“ und zu II, 25.: „δήπου = οἶμαι, mit unwilligem Spott gesagt,“ wofür sich I, 22, richtiger findet: „δήπου, scilicet, wie ihr alle wißt; doch wohl.“ In ähnlicher Weise ist ohne Grund eine Ironie angenommen I, 20 in den Worten: λέγουσι δὲ καὶ ἄλλους τινὰς ἄλλοι πόροι und I, 26 in μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ.

Daß der hier eingeschlagene Weg das schnelle Lesen fördert, ist nicht in Abrede zu stellen; doch fragt es sich, ob nicht auf Kosten der Gründlichkeit und der geistigen Uebung des Lernenden. Die letztere, und namentlich die Weckung des wissenschaftlichen Bestrebens, überall möglichst auf die Quelle zurückzugehen, hat Ref. auch durch die in andern Fällen angeführten Parallelstellen zu erzielen gesucht; ein Mittel, welches bey Andern Anerkennung gefunden hat, und zu den schwierigsten Aufgaben für den Bearbeiter solcher Anmerkungen gehört, welches aber von Hrn. D. gar nicht in Anwendung gebracht worden ist, indem er meistens eine kurze Worterklärung oder eine Uebersetzung des zu erläuternden Ausdruckes statt dessen gegeben hat. An einer hieher gehörigen Stelle ist Hr. D. durch Berufung auf das von dem Schüler bereits Gelernte offenbar auf einen Irrweg gerathen. Ref. hat nämlich §. 16. die Worte ἐν ὀργῇ ποιεῖσθε durch die Parallelstellen, Herodot. IX. 42. τῶν δὲ εἰδότων ἐν ἀδείῃ δὲ οὐ ποιευμένων τὸ λέγειν, und Caes. B. Civ. I, 77. Quos ille postea magno in honore habuit zu erklären versucht, wonach ἐν ὀργῇ ποιεῖσθαι eigentlich hieße „des Zornes würdig achten,“ d. i. „zum Gegenstande des Zornes machen.“ Dafür sprechen die ähnlichen Ausdrücke, ἐν ὁμοίῳ und ἐν θαύματι ποιεῖσθαι, „für gleich und für ein Wunder halten.“ Die Bemerkung des Hrn. D. lautet aber: „Es ist dir bekannt, daß ποιεῖσθαι mit einem Verbalsubstantiv oft den transitiven Begriff dieses Verbums umschreibt. Der passive Begriff wird ebenso mit welchem Verbum umschrieben?“ Dieß führt auf Ausdrücke, wie λόγον ποιεῖσθαι, μνήμην ποιεῖσθαι u. dgl., die gar nicht hierher gehören.

Der zweyte Theil der eben angeführten Bemerkung leitet uns auf den Gebrauch der Frage zum Behufe der Erregung der Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Lernenden. Referent hat sich derselben in einigen wenigen Fällen bedient; weit häufiger findet sie sich aber bey Hrn. D. in so fern geschickt angewendet, als dem Schüler meistens die Beantwortung nicht schwer fällt; doch oft so, daß der Sprache dadurch Gewalt angethan wird, wie in dem eben angeführten Beyspiele, und zu §. 2.: „αὐτοῖς steht im Gegensatze zu?;“ zu §. 8. „τὴν πόλιν, er meint?“ zu §. 11.: „Zu ὅπερ ist das Prädicat zu ergänzen?“ u. dgl., was nicht zu billigen ist.

In geeigneter Weise ist die Frage zur Recapitulation des Zusammenhanges nach größeren Abschnitten benützt, worauf hier, wie auch theilweise auf das rhetorische Element, besondere Rücksicht genommen ist. Die historischen Thatsachen, auf welche sich die Reden beziehen, sind theils in einer kurzen Einleitung, theils in einzelnen Anmerkungen gut erörtert.

Da wir uns oben vorzugsweise auf die erste Rede bezogen haben, mag noch bemerkt werden, daß das dort Ausgesprochene der Hauptsache nach auch auf die beyden andern Reden seine Anwendung findet, bey denen Ref. nur auf wenige Unrichtigkeiten anderer Art gestoßen ist, die etwa einer Erwähnung werth wären. So ist zu den Worten II, 1.: τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὅπορον καὶ δύναμίν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας bemerkt: „τοὺς πολεμήσοντας ist Subj. zu dem Inf. τὸ γεγενῆσθαι: in welchem Sinne ist nun κεκτημένους und ἔχοντας hinzugefügt?“ Wenn die hier ausgesprochene Behauptung wahr wäre, müßte γεγενῆσθαι bedeuten exstitisse, was sich wohl kaum erweisen läßt. Richtiger Franke: „Subiectum infinitivi continetur verbis κεκτημέ-

νους et ἔχοντας; quod enim ii qui regionem finitimam teneant, ad bellum cum Philippo gerendum exorti sunt.“ Dieselbe Constructionsweise schlägt Bömel vor, der u. a. Matthiä's Grammatik §. 268. anführt, wo namentlich das Beyspiel hierher paßt: Xenoph. Anab. II, 4, 5. αὖθις δὲ ὁ ἡγησόμενος οὐδεὶς ἔσται, nemo erit qui nobis viam monstret, denn offenbar ist hier οὐδεὶς das Subjekt. Es scheint, Hr. D. hat sich durch den Artikel bey dem Prädikate irre führen lassen. Ein ähnlicher Fall findet sich III, 5, wo Hr. D. zu den Worten: ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός bemerkt: „Verbinde nicht οὗτος ὁ καιρὸς; οὗτος gehört zum Prädikat;“ οὗτος aber vielmehr als das Subjekt zu betrachten ist. — An einer andern Stelle (III, 18) scheint Hr. D. das Richtige im Sinne zu haben; sein deutscher Ausdruck läßt aber jedenfalls eine Mißdeutung zu, wenn er bemerkt: „Construire: πλὴν εἰ παραλείπει (τὸ εὔξασθαι) δέον εὔξασθαι: es müßte denn seyn, daß er (ὁ λέγων) Wünsche auszusprechen, was doch nothwendig sey, unterläßt,“ wo es heißen sollte: „was doch nothwendig wäre, unterließe;“ denn der Sinn ist: „wenn es darauf ankame, daß man Wünsche ausspräche, und er dieses unterließe.“

Abgesehen von den erwähnten Einzelheiten hat aber Hr. D. den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, dem Schüler ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihn in den Stand setzte, bald rasch weiter lesen zu können, doch so, daß seine Selbstthätigkeit rege erhalten wird, wie schon bemerkt worden ist, glücklich erreicht; er hat im Ganzen das rechte Maß zwischen zu viel und zu wenig gut eingehalten, wenn man auch hier und da, wie bey dem oben erwähnten μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ (I, 26), einen genauen Aufschluß über die Wortfügung wünschte. Daß er alle gelehrten Erörterungen ferne gehalten hat, ist auch nur zu billigen; doch fragt es sich, ob nicht in der oben angegebenen Weise etwas mehr auf den wissenschaftlichen Sinn der Schüler hinzuarbeiten gewesen wäre. Jedenfalls möchte aber bey weiterer Fortsetzung des verdienstlichen Unternehmens Ref. den Hrn. D. ermahnen, daß er namentlich in den Fragen es mit dem deutschen Ausdrucke nicht allzu leicht nehmen möge.

2. Des gleichen Gegenstandes wegen reiht Ref. die Döderlein'sche Uebersetzung der ersten olynthischen Rede hier an, welche einen neuen, glänzenden Beweis von der ausgezeichneten Uebersetzungskunst des Hrn. Verfassers liefert; denn bey aller Treue liest sie sich so leicht und fließend, und bringt so den Eindruck des Frischen und Urkräftigen hervor, daß selbst der trefflichen Jacobs'schen Uebersetzung gegenüber der Fortschritt nicht zu verkennen ist, und daß man kaum eine aus einer andern Sprache übertragene Rede vor sich zu haben glaubt. Doch dürfen uns diese Vorzüge nicht gegen die Unebenheiten blind machen, welche sich im Einzelnen finden, und Ref. nimmt keinen Anstand diese, unbeschadet seiner Verehrung gegen den Herrn Verfasser, hier mit einigen Worten zu besprechen.

Dabey fallen zuerst die Stellen in die Augen, an welchen Hr. D. den Text abändern zu müssen geglaubt hat, da an mehreren eine Abänderung nicht nöthig, und in der vorgeschlagenen Weise nicht einmal zulässig seyn möchte.

Wenn nämlich Hr. D. §. 2. statt ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε, καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον liest: μὴ καὶ πάθητε, da nur ὅπως βοηθήσετε von παρασκευάσασθαι abhängig sey, dagegen μὴ πάθητε vom Hauptsatze, und damit Soph. Phil. 13. vergleicht, so wäre dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn die Autorität der Handschriften dafür spräche. Gegen diese zu ändern ist aber wohl kein Grund vorhanden; denn die von Hr. D. vorausgesetzte Verbindung der Worte: παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε ist keineswegs so sicher; es möchte vielmehr zu παρασκευάσασθαι aus dem Vorhergehenden ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν das Object herabzuziehen seyn, so daß sich die beyden folgenden Satzglieder mit ὅπως an die zwey vorhergehenden anreihen, welche zusammen §. D. den Hauptsatz zu nennen scheint, da ja doch das von ihm Gewünschte μὴ καὶ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον sich nicht an die Worte: ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα allein anschließen kann. Mit dieser Stelle läßt sich vergleichen §. 8: οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι οὐδὲ παθεῖν ταὐτὸ ὅπερ ἤδη πολλάκις πρότερον

πεπόνθατε. Wer aber etwa an βοηθήσετε neben μὴ πάθητε Anstand nimmt, und lieber mit Franke nach Cod. Σ. βοηθήσητε schreiben möchte, mag bedenken, daß der Sinn ist: „damit ihr euern Hülfszug von hier wirklich ausführt, und verhindert, daß ihr nicht wieder zu spät kommt, wie früher.“

Gegen die Aufnahme des Sauppe'schen ὑπαρξάντων statt προϋπαρξάντων (§. 11.) ist nichts einzuwenden; allein in der Uebersetzung: „Denn nach dem endlichen Erfolg beurtheilt er die Mittel die ihm zu Gebote standen,“ ist wenigstens das Wort Mittel etwas zweydeutig, da sich bey dem Lesen der Gedanke an eine causale Verbindung zwischen Mittel und Erfolg aufdrängt, an welche Demosthenes gewiß, und wahrscheinlich auch H. D., nicht gedacht hat. — Nur Beyfall verdient §. 20. die Aufnahme von λαμβάνειν für λαμβάνετε mit Sauppe und Franke, da sich so der Gedanke viel schöner abrundet, und die Fortsetzung der Construction mit dem Infinitiv ganz der Wiederholung des ὡς in §. 14 entspricht.

Auffallend ist aber die Bemerkung zu §. 26: „Im Text: εἰ ἃ νῦν ἄνοιαν ὀφλισκάνων ὅμως ἐκλαλεῖ, ταῦτα δυνηθεὶς μὴ πράξει. Dieses ὅμως als Gegensatz von ἄνοιαν ὀφλισκάνων wäre widersinnig. Eben so widersinnig wäre es, wenn man den bekannten griechischen Gebrauch, diese Adversativpartikel dem Concessionssatz vorangehen zu lassen, auf diese Stelle anwenden wollte. Es muß heißen: εἰ ἃ νῦν ἄνοιαν ὀφλισκάνων ἐκλαλεῖ, ταῦτα δυνηθεὶς ὅμως μὴ πράξει,“ nebst der darauf gegründeten Uebersetzung: „wenn er einen Plan, den er jetzt in seinem Unverstand ausplaudert, dann doch nicht ausführte, wann er könnte,“ Hier ist offenbar die Schwierigkeit, welche Hr. D. im Texte findet, eine selbst bereitete, indem er die Worte ἄνοιαν ὀφλισκάνων und ἐκλαλεῖ anders faßt als Demosthenes, der mit dem Ersteren gewiß nicht sagen wollte: „in seinem Unverstande,“ sondern: „auf die Gefahr des Unverstandes hin,“ d. i. „auf die Gefahr hin unverständig zu scheinen,“ (wie Sophokles Antig. 465 sagt: Σοὶ δ'εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν, Σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω), und bey dem Zweyten

nicht an das Ausplaudern eines Geheimnisses dachte, sondern an das unbesonnene Heraussagen einer Sache, die jedem Vernünftigen als ein Hirngespinnst erscheinen muß. Sollte, so gefaßt, der Gegensatz, den Hr. D. widersinnig nennt, nicht ganz in der Ordnung seyn: „obgleich er Gefahr läuft, wenn er so etwas sagt, für unvernünftig gehalten zu werden, so sagt er es doch?“ So bildet auch ἄνοιαν ὀφλισκάνων, als Bezeichnung der Zeit, wo noch niemand so etwas für möglich hielt, einen schönen Gegensatz zu δυνηθεὶς, der Zeit, wo das scheinbar Unmögliche möglich geworden ist. In diesem Sinne hat auch Jacobs übersetzt: „wenn Philippus ein Vorhaben, das er jetzt, mit Gefahr für einen Thoren zu gelten ausspricht, dann, wenn er kann, nicht zur Ausführung brächte.“

Auch die Bemerkung zu §. 27: in welcher εἰ δὲ δὴ πόλεμός τις εἰσήξει statt ἥξει verlangt wird, beruht auf einer unbegründeten Voraussetzung. Es wird nämlich ein scharfer Gegensatz gegen einen Krieg an der Gränze verlangt, der im Vorhergehenden verlangt werde; allein die Worte ἔξω γενέσθαι, welche Hr. D. übersetzt: „außer Landes seyn,“ werden wohl richtiger von Jacobs wiedergegeben: „außer der Stadt im Felde liegen,“ so daß man nicht an ein Ausrücken in einen Krieg an den Gränzen Attika's zu denken hat, sondern an ein Lagern (στρατοπέδῳ χρωμένους) innerhalb Attika, so daß das Land nur das eigene Heer ernähren muß, aber kein Krieg in demselben ist, wozu dann das Folgende allerdings einen Gegensatz bildet: „wenn erst ein Krieg kommt.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Die erste olynthische Rede des Demosthenes.

(Schluß.)

Endlich ist es zu verwundern, daß Hr. D. §. 28. die Worte καλῶς ποιοῦντες in: τοὺς μὲν εὐπόρους ἵν' ὑπὲρ τῶν πολλῶν ὧν καλῶς ποιοῦντες ἔχουσι μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς, mit Reiske: „quorum de possessione iis congratulor," d. i. „welche ich ihnen recht gerne gönne," zu erklären verschmähte, da doch ganz ähnliche Stellen, wie de cor. §. 231. τῆς δὲ φιλανθρωπίας . . ἡμεῖς καλῶς ποιοῦντες τοὺς καρποὺς κεκόμισθε u. a. bey Franke zu d. St., dafür sprechen, und lieber eine Umstellung vorschlug: τῶν πολλῶν ὧν ἔχουσι, καλῶς ποιοῦντες μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς (wo die beyden Participia neben einander fast unerträglich sind) um folgenden Sinn zu gewinnen: „um fernerhin ihr Land ohne Sorge zu bauen, indem sie kluger Weise für ihren großen Besitz ein kleines Opfer bringen."

Doch auch an einigen andern Stellen ist Ref. mit der hier gegebenen Uebersetzung nicht ganz einverstanden. So §. 1., wo übersetzt ist: „Unter diesen Umständen müßt ihr jeden, der euch rathen will, bereitwillig anhören; denn so bekommt ihr nicht bloß Rathschläge, die ein Redner nach reiflicher Erwägung mitbringt, ich erkenne auch eine Gunst des Schicksals für euch darin, daß manchem mancher gute Gedanke urplötzlich in den Sinn kömmt; so könnt ihr aus allem leicht das auswählen, was euch frommt." Hier könnte man beanstanden, daß in den Worten: „so bekommt ihr," der griechische Optativ mit ἄν ganz unberücksichtigt gelassen ist; die Nichtbeachtung dieser Constructionsweise hat aber offenbar einen üblen Einfluß auf die Uebersetzung der Worte: καὶ τῆς ὑμετέρας τύχης ὑπολαμβάνω ausgeübt, welche wiedergegeben sind durch: „ich erkenne auch eine Gunst des Schicksals für euch darin," wie wenn es sich um die Erkennung eines Factums handelte, während nach dem Zusammenhange wohl nur von einer Vermuthung die Rede ist, indem Demosthenes sagen will: „es werden, wenn ihr alle, die sich melden, anhöret, wohl nicht bloß Redner mit wohlüberdachten Reden auftreten, sondern ich vermuthe (hoffe, erwarte) auch von dem bekannten Glücke unsrer Stadt, daß dann wohl auch mancher Redner aus dem Stegreife mit einem guten Einfalle auftreten wird." Auch Jacobs hat die Sache zu sehr als factisch hingestellt: „sondern ich halte auch das für euer Glück, daß Manchem hier auf der Stelle vieles Erforderliche beyfällt," und die Uebersetzung des Hrn. Prof. Arnold im Bamberger Programm von 1848: „sondern ich erachte es als ein Glück für euch, wenn einigen aus dem Stegreife vieles von dem, was nothwendig ist, zu sagen, einfällt," stellt als Bedingung hin, was nach unsrer Ansicht als Erwartung ausgesprochen seyn sollte. Hr. Doberenz gibt nur die Construction an. Seine Vermuthung, daß nach dieser Stelle Demosthenes, der sonst stets vorbereitet gesprochen hätte, diese Rede unvorbereitet gehalten habe, möchte wenig Beyfall finden, und hier wäre sie jedenfalls besser

unterdrückt worden. — §. 4. ist ἐπιεικῶς, wie es scheint, durch „eben," übersetzt. Richtiger ist aber wohl die auch mit der Ableitung des Wortes überein stimmende limitirende Uebersetzung „so ziemlich," welche Franke vorschlägt. —

Statt „die Tyranney" wäre §. 5. wohl besser gewesen mit Jacobs den Ausdruck „die Gewaltherrschaft" beyzubehalten, da jener Ausdruck als Bezeichnung einer Staatsverfassung nicht gebräuchlich ist. — Wenn §. 6. übersetzt ist: „denn es gibt kein Reden und kein Besinnen," so scheint es fast, als habe Hr. D. statt ἡ σκῆψις gelesen ἡ σκέψις. —

Das Wort καιρὸς ist §. 9. übersetzt: „ein günstiger Augenblick," dazu passt aber offenbar nicht οὗτος ὁ τῶν Ὀλυνθίων, „dieser mit Olynth." Der Sinn ist: „die uns von den Olynthiern gebotene günstige Gelegenheit." Jacobs übersetzt etwas zu frey: „Jetzt ist der günstige Zeitpunkt für die Stadt gekommen, dieser frey entstandene Krieg der Olynthier."

Eine bedeutendere Abweichung von der gewöhnlichen Erklärungsweise findet sich §. 15., wo Hr. D. übersetzt hat: „Aber thun wir das, dann ergeht es uns, fürchte ich, eben so wie jenen, die leichtsinnig Gelder gegen große Zinsen ausleihen und nach einem kleinen Gewinn hinterher auch ihr Capital verlieren," Jacobs dagegen: „Sollte dieses geschehen, so fürchte ich, ihr Männer Athens, daß, wie Leute, welche leichtsinnig auf hohe Zinsen borgen, dann eine kurze Frist in Gemächlichkeit leben, nach einiger Zeit aber auch das ursprüngliche Vermögen abtreten müssen," u. s. w. H. D. scheint bey seiner Uebersetzung von den Worten καὶ τῶν ἀρχαίων ἀπέστησαν ausgegangen zu seyn, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß τὰ ἀρχαῖα gewöhnlich das Capital heißt. Allein dazu paßt schon das Verbum ἀπέστησαν nicht recht, und der Scholiast bemerkt: ἀρχαῖα τὰ ἐνέχυρα καὶ τὰς ὑποθήκας πολλάκις ὁ Δημοσθένης λέγει, wofür freylich Ref. keine Beweisstellen zur Hand zu haben gesteht. Daß δανείζεσθαι gewöhnlich vom Schuldner gebraucht wird, in der Bedeutung „sich leihen lassen," ist bekannt. Wenn es Hr. D. vom Gläubiger in der Bedeutung „leihen" braucht, so kann er dafür Etymol. M. p. 248, 23. und Bekk. Anecd. p. 239. 2. Δανειζόμενοί τινες λέγονται οὐ μόνον οἱ ὑπόχρεοι ἀλλὰ καὶ οἱ δανεισταί anführen. Die Worte lassen also an sich eine verschiedene Deutung zu; es komme dennoch nur auf den Zusammenhang an, welche die richtige sey. Hierbey möchte besonders die einander entsprechenden Ausdrücke ἐπὶ τοῖς μεγάλους τόκοις und ἐπί πολλῷ in Anschlag zu bringen seyn, welche nach der gewöhnlichen Erklärung beyde auf die zu bringenden Opfer gehen, während Hr. D. das Erstere auf die einzunehmenden Zinsen, das Zweyte, welches er übersetzt: „um jeden Preis," auf das Hinzugebende bezieht. Dieß ist schon mißlich. Betrachten wir ferner die damalige Lage der Athener, so läßt sie sich gewiß eher mit der Lage eines Mannes vergleichen, der sich durch Aufnahme von Capitalien um jeden Preis noch einige Zeit zu halten sucht, als eines solchen, der Capitalien ausleiht, und weil er mit seinem Gelde zu viel gewinnen will, alles verliert. Endlich spricht aber entschieden für die gewöhnliche Erklärung der Schluß des Vergleichs: μὴ . . πολλὰ καὶ χαλεπὰ ὧν οὐκ ἠ. βουλόμεθα ὕστερον εἰς ἀνάγκην ἔλθωμεν ποιεῖν καὶ κινδυνεύσωμεν περὶ τῶν ἐν αὐτῇ τῇ χώρᾳ, welcher den Worten: ὕστερον καὶ τῶν ἀρχαίων ἀπέστησαν entspricht, so daß τὰ ἀρχαῖα nichts andres als das ursprüngliche Vermögen bedeuten kann; woraus sich ja auch die Bedeutung Capital, im Gegensatze zu den damit zu erwerbenden Zinsen, ganz gut ableiten läßt. Daß die Worte μικρὸν χρόνον bey Jacobs eine genauere Beachtung gefunden haben, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Außerdem ist noch die Uebersetzung folgender Stelle zu beanstanden (§. 19.): „Denn wenn ihr diese Gelder für die Truppen hergebt, so ist gar keine Geldquelle weiter nöthig; wo nicht, dann ist eine nöthig und nöthiger als irgend etwas." H. D. hat nämlich in den Worten μᾶλλον δ' ἅπαντος ἐνδεῖ τοῦ πόρου den Genitiv von μᾶλ-

λον abhängig gemacht, statt von dem Verbum ἐνδεῖ, und damit die Epanorthosis in der Aufeinanderfolge der Verba προσδεῖ „wir haben nicht genug," und ἐνδεῖ, „wir haben gar keine Mittel," aufgegeben. Die Auffassung der Stelle von Jacobs: „Werdet ihr dieses nun den Streitern zurück geben, so bedarf es keiner andern Hülfsquellen; wo nicht, so bedarf es deren, oder vielmehr fehlt es an jeglichen Mittel" verdient daher den Vorzug, wenn gleich der Ausdruck: „so bedarf es deren," nämlich „anderer Mittel" das Verbum προσδεῖ auch nicht nachdrücklich genug wieder gibt.

Doch, wenn wir einerseits zur Steuer der Wahrheit das offen ausgesprochen haben, worin uns die vorliegende Uebersetzung nicht befriedigt hat, so halten wir es für unsre Pflicht, so wohl dem Verfasser als dem Leser gegenüber, eine im Einzelnen wie im Ganzen wohlgelungene Stelle, als Beleg für die dieser Uebersetzung oben zuerkannten Vorzüge, hier anzufügen. Wir wählen dazu die Paragraphen 21—24.

„Es ist der Mühe werth, zu erwägen und zu bedenken, wie des Philippus Sachen jetzt stehen. Nicht so wohlgerüstet, wie man bey einer oberflächlichen Betrachtung glaubt und behaupten möchte, und nicht sonderlich gut für ihn; auch würde er den Krieg nimmermehr begonnen haben, wenn er geglaubt hätte, ihn führen zu müssen; sondern er hoffte damals durch seine bloße Erscheinung alles in seine Gewalt zu bekommen, und darin hat er sich getäuscht. Diese für ihn unerwartete Wendung der Dinge ist das erste, was ihn nun verwirrt und ganz niederschlägt; zweytens, seine Verhältnisse zu den Thessaliern. Denn dieß war doch gewiß von Natur schon von jeher ein unzuverlässiges Volk für jedermann, ganz besonders aber ist es jetzt gegen ihn wie es immer war. Denn sie haben beschlossen ihm Pagasä abzufordern, haben ihn gehindert Magnesia zu befestigen. Ich hörte auch sagen, sie wollten ihm sogar die Einkünfte von ihren Häfen und ihren Märkten nicht länger gestatten; denn mit diesen müsse man das thessalische Gemeinwesen verwalten, die dürfe Philippus nicht wegnehmen. Verliert er diese Gelder, so kömmt er mit der Verpflegung seiner Miethstruppen sehr in die Enge. Und vollends die Päonier und Illyrier und kurz alle diese Völker, das darf man glauben, wollen lieber unabhängige und freye Völker seyn als Sclaven. Denn sie sind des Gehorsams nicht gewohnt, und er ist ein übermüthiger Gebieter, wie sie behaupten. Und bey Gott, das ist auch nicht unglaublich, sollt ich denken, denn ein unverdienter Glücksstand ist für den Thoren eine Aufforderung zu schlechter Denkart; daher scheint es so oft schwieriger ein Gut zu bewahren als es zu erwerben. Drum müßt ihr Athener, die Verlegenheit des Philippus als eine Gelegenheit für euch betrachten, und bereitwillig Hand mit ans Werk legen, müßt Gesandte überall hinschicken, wo es noth thut, müßt in Person zu Felde ziehn, müßt alle andern Staaten zur Theilnahme auffordern; denn wenn Philippus einen so günstigen Augenblick fände uns zu schaden, und in unserer Nähe ein Krieg ausbräche, denkt, wie bereit er sich zeigen würde euch anzugreifen. Und ihr schämt euch nicht, wenn euch der Muth fehlt, bey gegebenem Anlaß gegen ihn das zu thun, was ihr von ihm, falls er es vermöchte, zu leiden hättet?"

Wer dieses liest, wird zugeben, daß wir mit der im Eingange ausgesprochenen Anerkennung trotz alles dessen, was wir im Einzelnen zu erinnern fanden, nicht zu viel gesagt haben, und in den Wunsch mit einstimmen, daß die vorzüglichsten aus dem Alterthume uns überlieferten Reden in einer ähnlichen Uebersetzung zu einer Sammlung vereinigt werden möchten, um als Muster für die moderne Beredsamkeit zu dienen.

L. v. Jan.

Physisch-geographische Skizze von Island mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. Von W. Sartorius von Waltershausen. Göttingen 1847. 142 S. 8. (Abgedruckt aus den Göttinger Studien 1847.)

Eine Reise nach Island, die der Verfasser im Sommer 1846 durch die Liberalität des Königs von Dänemark zu machen Gelegenheit hatte, gab ihm den Stoff zur vorliegenden Skizze der physisch-geographischen Verhältnisse dieser merkwürdigen Insel, die so überaus selten von deutschen Naturforschern besucht worden ist. Die Schilderung, die er von ihr entwirft, ist so frisch und lebendig, daß sich ein sehr klares Bild von ihrer Beschaffenheit gewinnen läßt. Die allgemein topographischen, die klimatischen, die geognostisch-geologischen und vulkanischen Verhältnisse Islands sind ausführlich erörtert. Da es uns hier nicht darum zu thun ist, den Leser in das Detail eines leicht zugänglichen Werkes einzuführen, als vielmehr nur auf dasselbe aufmerksam zu machen, so begnügen wir uns, bloß des Verf. Urtheil über eine merkwürdige Erscheinung, die sogenannten Gletscherstreifen, Schlifflächen und die Diluvionsschrammen anzuführen, die seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen im hohen Grade erregt und sehr verschiedenartige Erklärungen und heftige Streitigkeiten erregt haben.

Der Verf. stellt sich nämlich mit der größten Entschiedenheit der Annahme von einer allgemeinen Eiszeit der Erde gegenüber, indem er von dieser Hypothese behauptet, daß sie sowohl voreilig, als irrig sey. In ersterer Beziehung äußert er sich also:

> Es hat sich auch bey dieser Frage der große Nachtheil herausgestellt, der sich trotz so vieler Erfahrungen aus der Geschichte der Wissenschaft immer aufs Neue wiederholt, daß man eine Erscheinung bey vorgefaßten Meinungen durch unzeitige Hypothesen zu erklären suchte, während der Weg exacter umsichtiger Beobachtung zuerst betreten, uns von selbst auf einen sichern Boden und hinterher zu einer haltbaren Theorie geführt haben würde.

Als irrig bezeichnet der Verf. die Annahme, daß die Politur und Streifung mancher Felsen durch die in der allgemeinen Eiszeit erfolgten Gletscherbewegungen bewirkt worden sey, indem mit einer solchen Voraussetzung das Vorkommen von undulirten Schlifflächen und von bogenförmig übereinander greifenden, zu einem Netzwerke sich verbindenden Linien, wie solche in Island und Skandinavien gefunden werden, sich nicht vereinigen läßt.

> Um so mehr ist das eine Zeitlang ziemlich allgemein verbreitet gewesene Mährchen einer sogenannten Eiszeit, woran wohl Niemand je im Ernst geglaubt hat, als mit allen Erscheinungen im Widerspruch auf das Entschiedenste zurückzuweisen und als eine schon todt zur Welt gekommene geologische Mißgeburt, der man wie einem falschen Götzen von vielen Seiten ohne allen Grund Weihrauch zu streuen für gerathen hielt, endlich aus der Wissenschaft zu verdrängen.

Der Verf. ist der Meinung, daß die Streifung und Glättung mancher Felsen eine Wirkung des Treibeises sey, und das Vorkommen dieser Erscheinungen in sehr verschiedenen Höhen leitet er aus dem Umstande der allmähligen Emporhebung des Festlandes ab; eine Annahme, der freylich auch noch zu ihrer Evidenz jeder sichere Haltpunkt abgeht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.
Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. December 1848.

Herr Prof. Pettenkofer las:
über die Trennung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden.

Seit mehreren Jahren bediene ich mich zur Trennung der Phosphorsäure von den Oxyden des Kalciums und Magnesiums, wie wir diese Verbindungen in den thierischen Knochen finden, einer Methode, welche mir sehr viele Bequemlichkeiten darzubieten scheint. Sie beruht auf der längst bekannten innigen Affinität des Kalkes und der Oxalsäure. — Man hat bisher vorzüglich drey Methoden zur Scheidung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden benützt.

Nach der ersten derselben werden die phosphorsauren Erden mit kohlensaurem Natron oder Kali, oder mit einem Gemenge aus beyden geschmolzen, um kohlensaure Erden und phosphorsaure Alkalien zu erhalten. Durch dieses Verfahren, wodurch zwar der Bittererde die Phosphorsäure vollständig entzogen wird, können die phosphorsaure Kalk-, Strontian- und Baryt-Erde nie gänzlich zersetzt werden. — Es ist eines jener vielen Beyspiele von partieller Zerlegung in der analytischen Chemie.

Nach der zweyten Methode werden die Erdphosphate in Salzsäure gelöst, mit Spiritus und Schwefelsäure versetzt, wodurch man in Spiritus unlösliche schwefelsaure Erden darstellt. Baryt und Strontian werden auf diese Weise vollkommen abgeschieden — natürlich auch ohne Spiritus; die Kalkerde wird gleichfalls vollständig, wenn auch schwieriger abgeschieden; nur theilweise oder unter Umständen selbst gar nicht die Bittererde.

Wegen dieser Uebelstände haben Will und Fresenius die Eigenschaft des phosphorsauren Eisenoxydes, in freyer Essigsäure unlöslich zu seyn, benützt, und dadurch sehr genaue Resultate erlangt. Diese Methode hat die einzige Unbequemlichkeit, daß dieser Niederschlag von basisch phosphorsaurem Eisenoxydhydrat, dem sich unter den Umständen seiner Entstehung auch noch eine nicht unbedeutende Menge von Eisenchlorid-Eisenoxydhydrat beygesellt, sehr voluminös ist, viele Zeit zum Auswaschen erfordert, — und die Phosphorsäure an eine verhältnißmäßig große Quantität Eisenoxyd gebunden erhalten wird.

Baron von Bibra hat bey seinen zahlreichen Knochenanalysen, wo er immer mit der Trennung der Phosphorsäure von Kalk- und Bittererde zu schaffen hatte, die Erdphosphate in Salpetersäure gelöst, und diese Lösung mit essigsaurem Bleyoxyde in Ueberschuß versetzt. Man erhält die Phosphorsäure mit sehr wechselnden Mengen von Bleyoxyd verbunden, kann mithin aus diesem Niederschlage nicht direct die Menge der Phosphorsäure bestimmen, und muß, um Kalk und Bittererde dann zu fällen, zuvor alles Bleyoxyd durch einen Strom Schwefelwasserstoff entfernen.

Da die Phosphorsäure in so verschiedenen stöchiometrischen Verhältnissen mit den alkalischen Er-

den zu Salzen sich verbindet, so muß es von sehr großer Wichtigkeit seyn, jede sogenannte Bestimmung durch den Verlust zu umgehen, und sowohl Säure als auch Basis direct bestimmen zu können.

Die von mir angedeutete Methode wird nach folgenden allgemeinen Regeln ausgeführt.

Man löst die Erdphosphate in möglichst wenig Salzsäure, und prüft mit Kieselfluorwasserstoffsäure und Schwefelsäure auf Baryt und Strontian, welche durch diese beyden Säuren auch quantitativ auf bekannte Weise bestimmt werden. Um Kalk und Bittererde zu bestimmen, werden aus der Auflösung einer gewogenen Quantität Baryt und Strontian durch Schwefelsäure zugleich entfernt, und die freyen Mineralsäuren des Filtrates durch essigsaures Alkali neutralisirt. Man gießt nun oxalsaures Ammoniak so lange hinzu, als ein Niederschlag entsteht, und erhitzt zum Kochen, wobey aller Kalk frey von Phosphorsäure als Oxalat gefällt wird. Das Kochen ist unumgänglich nothwendig. Der Kalk wird als kohlensaurer gewogen. In der Auflösung, woraus die drey eben genannten alkalischen Erden entfernt worden sind, ist alle Phosphorsäure und alle Bittererde enthalten. Man fügt nun Ammoniak bis zum Ueberschuß hinzu, wodurch alle Bittererde als phosphorsaure Ammoniakmagnesia gefällt wird, welche mit ammoniakhaltigem Wasser ohne Verlust ausgewaschen werden kann (Fresenius). Nach dem Glühen und Wägen berechnet sich mit Leichtigkeit die Menge Bittererde und Phosphorsäure nach der Formel $PO_5 + 2\,MgO$.

Um die mit den übrigen alkalischen Erden verbundene Phosphorsäure zu präcipitiren, versetzt man das ammoniakalische Filtrat unter den üblichen Cautelen mit einem Bittererdesalze, wodurch wieder phosphorsaure Ammoniakmagnesia erhalten wird, welche ganz so wie der vorhergehende Niederschlag behandelt wird. Man ersieht, daß auf diese Weise mit Leichtigkeit jede alkalische Erde und auch die Gesammtmenge der Phosphorsäure mit größter Präcision bestimmt werden kann. — Besonders bey der Analyse der Knochen, wo man es vorzüglich nur mit dem Kalk- und Magnesiaphosphat zu thun hat, bietet diese Methode, den phosphorsauren Kalk in oxalsauren zu verwandeln ꝛc., viele Bequemlichkeiten dar. Hat man zu gleicher Zeit Eisenoxyd und Thonerde bey den Erdphosphaten, so wird dadurch dieser Gang der Untersuchung nicht im mindesten gestört. — Wie die Bittererde, so bleiben auch Eisenoxyd und Thonerde anfänglich in der Oxalsäure gelöst. Um ihre Präcipitation zugleich mit der Bittererde zu verhindern, setzt man vor dem Hinzugießen des Ammoniaks eine hinreichende Quantität weinsteinsaures Kali oder Natron zu, wodurch die Fällbarkeit der Bittererde als $PO_5 + 2\,MgO + AmO$ nicht im mindesten beeinträchtigt, die des Eisenoxydes und der Thonerde aber bekanntlich gänzlich verhindert wird. — Die beyden letzten Körper können nach Entfernung aller Phosphorsäure nach andern bekannten Methoden gefällt werden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Januar 1849.

Herr Hofrath von Martius legte vor:

Herrn Dr. Sendtner's Bericht über die Bereicherungen der oberbayrischen Moosflora seit den letzten zwey Jahren.

Der Jahrgang 1846 der gelehrten Anzeigen enthielt (N. 197—202) eine Schilderung der Laubmoosflora von Oberbayern. Es wurden 280 Arten von Laubmoosen angeführt, welche in diesem Gebiete bis dahin aufgefunden waren, doch dabey die Vermuthung geäußert, daß mit dieser Zahl die Laubmoosflora Oberbayerns keineswegs erschöpft sey (S. 554). Das Resultat der seit dieser Zeit fortgesetzten bryologischen Thätigkeit bestätigt nicht blos diese Vermuthung, sondern übertrifft sie weit, indem es nicht blos einen großen Theil der muthmaßlich in dem Gebiete gedachten Arten, sondern auch mehrere höchst seltene Moose als überraschende Funde unserer Flora beyzählt. Manche derselben sind bis jetzt nur an sehr vereinzelten und mitunter weit entlegenen Standorten angetroffen worden. So wurde Bryum articum nur am Faulhorn in der Schweiz, am Manhard in den julischen Alpen und in Norwegen

angetroffen; Desmatodon Laureri auf der Leite bey Heiligenblut in Kärnthen, am Manhard, am Faulhorn und in Norwegen; Desmatodon obliquus auf der Pasterze bey Heiligenblut, am Rastadtertauern im Salzburgischen und in Norwegen; Desmatodon systylius auf Dovrefjeld und Gulbrandsdalen in Norwegen; Encalypta longicolla in der Wohein und in Norwegen; Tayloria Rudolphiana auf dem Rastadtertauern und in Oberösterreich am Dürrenstein; Gymnostomum bicolor am Rastadtertauern und auf der Czerniala in den julischen Alpen.

Vermehrt durch diese neuen Funde zählt die oberbayrische Moosflora bereits 320 Arten, so daß sie jetzt nur mehr um 8 Arten ärmer erscheint als die Sudeten. Hingegen haben neuerdings stattgefundene Zahlungen auch die Moosflora des Harzes (nach Hampe) auf 338 Arten und die Scandinaviens (nach J. Angström) auf 448 Arten festgestellt.

An diese Entdeckungen für das Areal neuer Arten knüpfen sich noch die einiger neuer Standorte für früher bereits aufgefundene seltene Arten, welche vereint hier vorgelegt werden, mit dem Bemerken, daß auch einige Arten aufgeführt sind, welche in den die oberbayrischen Alpen zunächst begrenzenden und demselben Zuge sowie derselben petrographischen Bildung angehörigen Algäueralpen gefunden wurden, da es sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß unter den obwaltenden gleichen climatischen und geognostischen Bedingungen auch auf oberbayrischem Boden dieselben ihr Vorkommen haben.

Anacalypta latifolia Br. germ. *). Im Algäu auf dem Linkerskopf bey 6856 par. Fuß Höhe.

Anodus Donianus Br. eur. Auf Molassensandstein um Rothenbuch bey Schongau und am Peissenberg; ferner in den Schleifsteinbrüchen bey Weil unweit Schlehdorf: Gattinger, Arnold.

Barbula mucronifolia Br. eur. Im Algäu auf dem Zeiger, Schattenberg und Seekopf, nie unter 5300 Fuß.

Bryum acuminatum Br. eur. γ. polyseta Br. eur. Im Algäu auf dem Schlappoltereck bey 5400.

Bryum annotinum Hedw. Im Algäu auf dem Zeiger und Daumen, an beiden Orten über 5000 Fuß.

Bryum arcticum Br. eur. Sehr schön und häufig im Algäu auf dem Linkerskopf von 6856 Fuß an.

Bryum cernuum Br. eur. Auf dem Krotenkopf bey Partenkirchen.

Bryum crudum Schreb. Auf der Römerschanze bey München: Gattinger. Am Hohenofen im Algäu bis 6358 Fuß.

Bryum demissum Hook. Dieses ausgezeichnete Hochalpenmoos fand Herr Dr. Einsele, Gerichtsarzt in Berchtesgaden, auf dem Hochbrett in schneefreyen Ritzen des Felsplateau's.

Bryum Ludwigii Spreng. Auf der Linkersalpe im Algäu bey 5199 Fuß.

Bryum intermedium Brid. Am Isarkies unter der Menterschweige bey München: Gattinger.

Bryum pallescens Schw. β. contextum Br. eur. In der Einsattlung zwischen dem Krotenkopf und Bischof bey Partenkirchen.

γ. boreale Br. eur. Am Linkerskopf im Algäu.

Bryum pyriforme Hedw. Pullach bey München: Gattinger.

Bryum turbinatum Hedw. γ. latifolium Br. eur. (Br. Schleicheri Schwägr.). In sehr kalten Quellen ($1\frac{1}{2}-2^{\circ}$ R. im August) auf der Benediktenwand: Gattinger; im Algäu auf dem Daumen und Schlappoltereck.

Bryum Zierii Dicks. In der Grafeckerklamm bey Partenkirchen: Arnold; an der Römerschanze bey Grünwald und bey der Ochsenalpe auf der Benediktenwand: Gattinger.

Buxbaumia indusiata Brid. Grafeckerklamm bey Partenkirchen: Arnold.

Catharinea angustata Brid. Am Buchberg bey Tölz auf Molassensand mit Dicranum heteromallum, Polytrichum aloides und Catharinea undulata; im Algäu bey Tiefenbach.

Catharinea tenella Röhl. Im Walde zwischen Forstenried und Sendling bey München: Arnold.

*) Die mit gesperrter Schrift gedruckten Arten sind neu für die Flora.

Ceratodon cylindricus Hüb. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

Desmatodon latifolius Brid. Im Algäu auf dem Hohenifen und Linkerskopf.

Desmatodon Laureri Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf.

Desmatodon obliquus Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf.

Desmatodon systylius Br. eur. Im Algäu auf dem Linkerskopf. Auf einem sehr beschränkten Platze auf steiler Nordwestlehne wuchsen bey 6856 Fuß Höhe (barometrisch gemessen) auf riesselig thonigkalkigem Boden die vier genannten Desmatodonten mit Anacalypta latifolia, Barbula mucronifolia, Encalypta ciliata, Bryum arcticum, Hypnum apiculatum, Leskea laeta, Draba Wahlenbergii und Saussurea alpina.

Dicranum curvatum Hedw. Bey Balderschwang im Algäu.

Dicranum rufescens Turn. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat December 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft II. August. Landau 1848. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 18. Lausanne 1848. 8.

Von Hrn. M. Johnson:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, year 1846. Vol. VII. Oxford 1848. 8.

Von der Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal of literature and science. July — December 1847. No. 33. Vol. XIV. Part II. Madras 1848. 8.

Von der Observatory of Cambridge:

Astronomical observations. Vol. IX — XIII. For the year 1836 — 1841. Cambridge 1837 — 1844. gr. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVII. No. 10 — 16. Sept. — Octbr. 1848. Paris 1848. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in München:

Centralblatt. November 1848. München 1848. 8.

Von der Académie imperiale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires. Sciences Mathématiques, Physiques et Naturelles. Première partie. Tom. IV. V. 1. u. 2. 5. u. 6. livraisons. Seconde partie. Tom. VI. 1. u. 2. livrais. St. Pétersbourg 1848. 4.

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 11. Janvier 1847 u. le 29. Decbr. 1845. St. Pétersb. 1847. 4.

Von Hrn. Lieut.-Colonel Everest in London:

An account of the measurement of two sections of the meridional arc of India. London 1847. 8.

Von der Société des sciences de Finlande in Helsingfors:

Acta Societatis scientiarum Fennicae, Tomi secundi fasciculus IV. Helsingforsiae 1847. 4.

Notiser ur sällskapets pro fauna et flora Fennica förhandlingar. Första Häftet. Helsingfors 1848. 4.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Schaffhausen, 26. 27. 28. Juli 1847. Schaffhausen 1847. 8.

Mittheilungen aus dem Jahre 1847. No. 103 — 134. Bern 1847. 8.

Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der drey ersten Jahrzehnte der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Zürich 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Fischer in St. Petersburg:

Abhandlung über die in der Umgebung von St. Petersburg vorkommenden Crustaceen aus der Ordnung der Branchiopoden und Entomostraceen. St. Petersburg 1848. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Hofrath v. Martius legte vor:

Hrn. Dr. Sendtner's Bericht über die Bereicherungen der oberbayrischen Moosflora seit den letzten zwey Jahren.

(Schluß.)

Dicranum Sauteri Br. eur. Hohe Tanne bey Schlehdorf und im Algäu nicht selten.

Dicranum Schreberi Hedw. Im Moose zwischen Thalkirchen und dem Judenkirchhof an einem Graben häufig.

Dicranum squarrosum Schrad. Am Seealpersee im Algäu.

Dicranum virens Hedw. Auf dem Karwendl: Gattinger. In den Algäueralpen z. B. auf dem Hochvogel, Daumen, Schlappoltereck.

Didymodon cylindricus Br. eur. Um Klein-Weil bey Schlehdorf und bey Benediktbeuern: Gattinger.

Encalypta ciliata Hedw. Auf dem Linkerskopf im Algäu über 5000′ Höhe.

Encalypta longicolla Br. eur. Auf der Nordseite des Schattenberges und des damit zusammenhängenden Seekopfes bis zur sogenannten Fischerrinne im Algäu. Ueber 5000 Fuß Höhe.

Encalypta rhabdocarpa Schw. Im Algäu auf dem Linkerskopf, Hochvogel, Hohenifen, Seekopf, immer über 6000′ Höhe.

Encalypta vulgaris Hedw. δ. alpina. Auf dem Karwendl: Gattinger.

Gymnostomum bicolor Br. eur. Im Algäu auf dem Hochvogel in der Nahe des sogenannten Balkens bey 6200′ Höhe.

Gymnostomum curvirostrum Hedw. γ. pallidisetum N. et H. Algäu am Stuibenfall im Oythal. γγ. brevisetum N. et H. Am Karwendl: Gattinger.

Gymnostomum tenue Schrad. Weil bey Schlehdorf: v. Martius.

Hypnum (Isothecium) apiculatum Hüb. Auf dem Linkerskopf im Algäu.

Hypnum callichroum Brid. Im Algäu mit Früchten am Schattenberg und Schlappoltereck zwischen 5000 und 5500 Fuß; steril in compacterer Form in bedeutendern Höhen am Linkerskopf und Hohenifen.

Hypnum grimsulanum Schimp. Im Algäu auf dem Daumen und Hohenifen über 6200′ Höhe.

Hypnum nemorosum Koch. Im Grünwalderpark bey München: Arnold. Zwischen Schlehdorf und Ohlstadt auf der sogenannten Hohentanne am Hirnschnitte eines faulen Buchenstammes.

Hypnum pseudoplumosum Brid. Auf der Sauersbergeralpe bey Tölz.

Hypnum rivulare Bruch. Am Kesselberg beym Wallersee, am Blomberg bey Tölz, im Grünwalderpark.

Hypnum rugosum Hedw. Dieses Moos wurde von H. Gattinger ober der Menterschweige bey München mit einer Frucht aufgefunden.

Leskea irrorata Sendt. (Leskea chrysea Hornsch.?) Mit Früchten an den Isarabhängen

bey Grünwald: Gattinger, und im Höllenthale bey Garmisch: Arnold. Steril häufig an feuchten Felswänden in Ritzen, z. B. bey Harlaching um München, bey den sieben Quellen um Starnberg, in den Alpen.

Leskea laeta Schimp. Auf dem Linkerskopf im Algäu.

Leskea pallescens Hedw. In der obern Berg- und untern Alpenregion in den Alpen, z. B. am Wege von der Kohlstatt zur obern Hausstadtalpe an der Benediktenwand: Gattinger. Desgleichen im Algäu.

Meesia tristicha Bryol. eur. Geht bis ins Hochgebirge, z. B. auf der Schatzkehlalpe bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Mnium affine Bland. Im Höllenthal bey Garmisch in der Nähe der Marklamm; im Algäu.

Mnium Novnum L. Spielmannsau im Algäu.

Mnium orthorrhynchum Brid. Im Höllenthal bey Garmisch in der Nähe der Marklamm.

Mnium spinosum Hedw. Oesteralpe bey Partenkirchen: Arnold. Kakenköpfe und Oythal im Algäu.

Mnium stygium Br. eur. Moos bey Lochhausen an der Augsburger Eisenbahn.

Neckera pumila Hedw. Schellenberg bey Berchtesgaden: Berger in C. Schimpers Herbar.

Orthotrichum tenellum Bruch. In den Isarauen bey München an einer Weide: Gattinger.

Polytrichum nanum Brid. Außerhalb Grünwald bey München im Graben neben dem Gangsteig nach dem Park.

Polytrichum piliferum Schreb. Haiden um Maisach an der Augsburger Eisenbahn: Arnold. Deutenhausen bey Dachau: Gattinger.

Polytrichum sexangulare Hoppe. Am Daumen und Zeiger im Algäu mit Früchten, und zwar schon bey einer Höhe von 5300 Fuß.

Pterogonium repens Schw. Um Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Pterogonium striatum Schw. Im Algäu.

Racomitrium aciculare Brid. Langewang im Algäu auf Quarzfels.

Racomitrium sudeticum Br. eur. An einem erratischen Block auf dem Buchberg bey Tölz; mit Früchten auf dem Schlappoltereck im Algau.

Splachnum ampullaceum L. Am Ufer der Bischofwieserachen bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Splachnum Fröhlichianum Hedw. Häufig in den Algäueralpen.

Splachnum serratum Hdw. Im Algäu auf dem Zeiger und Hochvogel.

Splachnum sphaericum L. In den Algäueralpen.

Splachnum urceolatum Hedw. Am Gipfel des Schneibsteins bey Berchtesgaden: Dr. Einsele.

Tayloria Rudolphiana Br. eur. Haufig um Partenkirchen, z. B. auf der Oesteralpe, bey der Hammersbacherklamm, im Rainthale, an Buchen- und Ahornstämmen bey 20 Fuß über dem Boden: Arnold. In der Spielmannsau im Algäu.

Tayloria splachnoides Hook. Ried bey Schlehdorf, Rabenkopf bey Kochel.

Timmia austriaca Hedw. Wasserscheide an der Schönbergalpe im Algäu.

Trichostomum glaucescens Hedw. Krotenkopf bey Partenkirchen: Arnold.

Trichostomum pallidum Hedw. Bey Ebersberg: Kummer.

Trichostomum tophaceum Brid. Klein-Weil bey Schlehdorf: Arnold.

Weisia crispula Hedw. Häufig im Algäu, z. B. im Berggündlesthal, im Rappenalperthal.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. Februar 1849.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Nathaniel Wallich, auswärt. Mitglied der k. b. Akademie an den Classensecretär d. d. London 27. Oct. 1848.

Die Stelle als Superintendent des botanischen Gartens zu Calcutta, welche, nach D. Roxburgh und Francis (Buchanan) Hamilton, von mir

bekleidet war, ist nun von dem Hofe der Directoren der ostindischen Compagnie dem Dr. Falconer übertragen worden.

Die ihm ausgeworfene Besoldung beträgt monatlich 1500 Compagnie-Rupien oder 1800 Pf. Sterling jährlich. Dr. Falconer hat sich neuerlich auf dem Felde der Paläontologie durch seine wichtige Fauna antiqua Sivalensis und durch eine interessante Abhandlung in den Researches der Asiatic Society über das Sivatherium, ein erloschenes Geschlecht von Wiederkäuern, hervorgethan. Er ist ebenso, wie ich es war, Prof. der Botanik an dem medical College von Calcutta. An dem botanischen Garten zu Searampore im nordwestlichen Indien ist gegenwärtig Dr. Jameson angestellt, welcher Garten zuerst von Goven, dann von Royle und endlich von Falconer dirigirt wurde. Von diesem Etablissement abhängig sind die Theepflanzungen in Kamaon, wo der ächte chinesische Theestrauch vortrefflich gedeiht.

Herr Fortune, welcher vor Kurzem ein interessantes Buch über China veröffentlicht hat, ist vor einigen Monaten von den Directoren der ostindischen Compagnie wieder nach jenem Land geschickt worden, um Erkundigungen über die Cultur des Thees, so wie Pflanzen und Saamen von den geschätztesten Varietäten einzusammeln

Auf einer Mission nach Thibet befindet sich Dr. Thomson, Sohn des berühmten Prof. zu Glasgow. Wir dürfen von ihm sehr schätzbare botanische Nachrichten erwarten, ebenso wie von Dr. Jos. Hooker, Sohn des würdigen Superintendenten der Gärten zu Kew, welcher bereits im sechsten Bande des botan. Journals von London Nachrichten über die Reise seines Sohnes über Aegypten nach Calcutta mitgetheilt hat.

In der Präsidentschaft von Madras wirkt fortwährend mit größtem Eifer und Erfolg Dr. Rob. Wight, welcher, wie Sie wissen, die der Compagnie gehörigen Baumwollen-Plantagen in Malabar beaufsichtigt und höchst wichtige Verbesserungen in der Culturmethode eingeführt hat. Von seinem großen Werke Icones plantarum Indiae orientalis ist nicht bloß der dritte Theil geschlossen, sondern bereits das erste Heft des vierten erschienen. Das Spicilegium Neilgherense und die Illustrations of Indian botany, von welchen der zweyte Band fast vollendet, enthalten viele höchst schätzbare Nachrichten.

Der botanische Garten zu Bombay steht unter der Aufsicht von Dr. Alex. Gibson. Außerdem wirken noch mehrere Civil- und Militärbeamte mit großem Enthusiasmus für die Untersuchung der ostindischen Flora, so Hr. Edgeworth im nordwestlichen Hindostan und Hr. J. S. Low zu Tannah in der Präsidentschaft Bombay. Dr. Stocks, welcher Vaccinator general und Inspektor der Wälder in Scinde ist, und Major Madden von der bengalischen Artillerie sind sehr eifrige und kenntnißreiche Botaniker. Der erstere hat reiche Sammlungen aus Scinde an Sir William Hooker und an Dr. Royle gesendet, begleitet von höchst schätzbaren Notizen. Die dortige Flora kommt in vielen Punkten mit jener von Arabien und Aegypten überein. Gegenwärtig ist Dr. Stocks mit einer Arbeit über die Pflanzen beschäftigt, welche in den Geschichtschreibern von Alexander des Großen Zug nach Indien vorkommen. Major Madden hat eine sehr schätzbare Nachricht über die indischen Zapfenbäume geliefert, so wie neuerlich andere über die Flora von Kamaon.

In dem botan. Garten zu Peradenia bey Candy auf Ceylon wirkt Dr. Gardner mit immer regem Enthusiasmus, und wir dürfen bald eine reiche Flora jener Insel aus seiner Feder erwarten.

Sie sehen demnach, daß die Botanik in Ostindien mehr als früher und sehr thätige Arbeiter besitzt.

Auch auf dem Cap der guten Hoffnung wird nun ein Gouvernementsgarten unter der Leitung des Rev. Dr. James Adamson eingerichtet, wozu die Regierung einen Theil des Grundes zunächst dem Gouvernementshause, worauf ehemals schon ein botan. Garten stand, abgetreten hat. Die wichtigsten Gewächse aus dem Garten des verstorbenen Bar. Ludwig sind dafür angekauft und dorthin versetzt worden. Dieses Etablissement war schon früher durch mich, so wie später durch Sir W. Hooker und

Sir J. Herschel beantragt worden, und die Wichtigkeit und Nützlichkeit desselben wird sich alsbald ergeben.

Dr. Adamson hat bereits den ersten Rapport über diese Anstalt drucken lassen.

Von dem lithographirten Catalog der durch mich vertheilten ostindischen Pflanzen ist folium 299 erschienen, welches die Zahl der Arten auf 8911 bringt. Es erübrigen aber noch mehrere Arten aus den Familien der Aristolochieä, Araceä u. s. w., so daß die Gesammtzahl sich zwischen 9000 und 9100 Arten erheben wird. Außerdem sind noch zahlreiche Herbarien von solchen Pflanzen vorhanden, welche ursprünglich nicht in Indien einheimisch, aber in dem Garten von Calcutta gezogen worden sind.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Januar und Februar 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Sr. kaiserl. Hoheit dem Hrn. Herzog von Leuchtenberg:

Ausführliche Untersuchung des schwarzen Niederschlags, welcher sich an der Anode bildet bey der Zersetzung des Kupfervitriols in großen Massen durch den galvanischen Strom. Peterhof 1848. 8.

Von Hrn. Director Kupfer in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines etc. Année 1845. No. 1. 2. St. Pétersbourg 1848. gr. 4.

Résumés des observations météorologiques faites dans l'étendue de l'empire de Russie etc. I. Cahier. St. Pétersb. 1846. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. Nov. 1848. Berlin 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon in Algier:

Histoire chronologique des épidémies du nord de l'Afrique. 8.

Von Hrn. Director Karl Kreil:

Magnetische und geognostische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. I. Jahrg. Prag 1848. 4.

Von dem landwirtschaftlichen Verein in Bayern:

Centralblatt. December 1848. 8.

Von Hrn. Director C. L. v. Littrow:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 30 Th. Neuer Folge X. Band. Wien 1848. 4.

Von der Société royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom. X. Année 1847. Lyon. gr. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1847. Breslau 1848. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVII. No. 17 — 25. Octbr. Novbr. 1848. Paris 1848. 4.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen I. u. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft II. No. 14 — 20. Zürich 1848. 8.

Von der Asiatic Society in London:

Journal. No. XVIII. London 1848. 8.

Von der Royal Irish-Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. III. Part. I. II. Dublin 1846. 8.

Transactions. Vol. XXI. Part. I. II. Dublin 1846. 1848. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 15. August 1848. London 1848. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Januar d. J. hielt Hr. Prof. Dr. Rudhart einen Vortrag über:

Die Schlacht bey Tulbiacum und ihre Folgen *).

Die Schlacht zwar nicht, wohl aber der Ort, wo sie sich zugetragen, und die Folgen der Schlacht sind wieder, wie schon früher, so auch in unsern Tagen in Zweifel gezogen worden **); daher einige Worte über das Ereigniß und seine Folgen.

Zuerst eine möglichst getreue Schilderung der Schlacht nach dem Berichte der Quellenschriftsteller sammt einer Erklärung derselben, sodann die Folgen dieses Treffens im Allgemeinen und insbesondere für die deutschen Stämme. Vielleicht läßt sich aus dem Vortrage beyder bestimmen, um welche Zeit und an welchem Ort die Schlacht vorgefallen.

I.

Die Alamannen-Schlacht vom J. 496.

(Gregor. Turon. hist. Francorum, L. II. cap. 30, verglichen mit L. II. cap. 37. Edit. Ruinart.)

Schwerlich würde es dem frommen Gregor von Tours († 595) in den Sinn gekommen seyn, über diese Alamannen-Schlacht in solcher Ausführlichkeit sich zu verbreiten, hätte sich nicht an dieselbe die endliche Bekehrung Chlodwig's zum orthodoxen Christenthume als unmittelbare Folge geknüpft. Das Leben heiliger Väter der Kirche, Gründungen von Gotteshäusern, kirchliche Feyerlichkeiten mit einer gewissen Vorliebe und Salbung zu beschreiben, dieß

*) Tulbiacum, heut zu Tage Zülpich in der preußischen Rheinprovinz und im Kreise Eüskirchen gelegen, ein Städtchen mit einem Friedensgericht und 1260 Einwohnern. Tacitus nennt es Tolbiacum in finibus Agrippinensium, Hist. IV. c. 79; das Itinerar. Antonini, Tolpiacum. Man vergl. Hadriani Valesii Notitia Galliarum, Parisiis 1675, gr. fol. p. 556, col. 2. — Pertz M. G. H. II. 279. I. 592. V. 375 etc.

**) Für die Schlacht bey Tulbiacum und für Chlodwigs Vordringen in das Alamannenland spricht sich Hadrian Valois (rerum Francicarum usque ad Chlotarii senioris mortem Libri VIII. Lutetiae Parisiorum, 1646 gr. fol. I. Th. Lib. VI. p. 255 ff., vorzüglich p. 259, 260, 261, 262) aus; anderer Neuerer z. B. Joh. Jac. Mascou, Geschichte der Teutschen, II. Th. 2. Aufl. Leipzig 1750. 4. p. 14, 15 Not. 4. nicht zu gedenken. — Gegen dieselbe, oder vielmehr für diese am Oberrhein vorgefallene Schlacht: AA. SS. Febr. 6. T. I. p. 295, col. 1 et 2. Vita S. Vedasti ab Alcuino emendata, vorzügl. p. 796, not. e. u. l. — Ferner AA. SS. Septemb. T. VII. (25. S pt.) Vita S. Solennis, im Comment. praevio §. 20 — 25. p. 66 — 67. — Zeuß in den Gel. Anz. 1842. p. 491, u. die Deutschen und die Nachbarstämme p. 322, 323; da heißt es: „die Schlacht sey ohne Zweifel an den Ufern des Oberrheines vorgefallen," und in den Gel. Anz. am angef. Orte: „man wisse nicht einmal mit Sicherheit, wo diese Schlacht vorgefallen." —

Geschäft sagt dem Gregor von Tours mehr zu, als sich mit der Schilderung grausamer und würgender Schlachten zu befassen. —

„Die Königin (Chrotechilde = Clotilde) hörte nicht auf," — so erzählt Gregor, — „dem Könige Chlodovech vorzustellen, er möge den wahren Gott erkennen und die Götzen vernachläßigen; aber auf keine Weise konnte er bewogen werden, dieß zu glauben, bis ihn endlich einmal der Krieg gegen die Alamannen bewog; in welchem Kriege er durch die Noth gezwungen wurde, zu bekennen, was er früher ohne Zwang geweigert hatte. Es geschah aber, daß beym Kampfe beyder Heere viel Volkes erschlagen wurde und das Heer Chlodovech's anfing, eine völlige Niederlage zu erleiden. Dieß sehend, sprach Er mit zum Himmel erhobenen Augen, zerknirschten Herzens und bis zu Thränen bewegt also: Jesus Christus, Du, den Chrotechildis als den Sohn des lebendigen Gottes preist, der Du den mit Mühen ringenden Hülfe bringen und Jenen, die auf Dich hoffen, den Sieg verleihen sollst; den Ruhm Deines Beystandes flehe ich an, so, daß, wenn Du mir den Sieg über diese Feinde hier verleihen wirst, und ich jene Gewalt werde erfahren haben, welche das nach Deinem Namen genannte Volk von Dir erprobt zu haben sich rühmt, ich an Dich glauben und auf Deinen Namen getauft werden will. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich gewahre, sind sie entfernt, mir zu helfen, weßhalb ich glaube, sie seyen mit keiner Macht begabt, weil sie denjenigen, die ihnen gehorchen, nicht beyspringen. Dich rufe ich nun an, und begehre, an Dich zu glauben, nur damit ich meinen Gegnern entrissen werde." Und als er dieß sagte, fingen die Alamanen an, den Rücken zu kehren, und sich in die Flucht zu werfen. Als sie ihren König getödtet erblickten, unterwarfen sie sich Chlodovech's Botmäßigkeit, indem sie riefen: Nicht länger mehr sterbe das Volk, wir sind ja dein! — Aber nachdem Er den Kampf verboten und das Volk eingeengt (prohibito bello coarctatoque populo), zog er im Frieden heim und erzählte der Königin, wie er durch Anrufen des Namens Christi den Sieg zu erhalten gewürdigt worden."

So weit Gregor über die Schlacht. Man sieht, hier ist des Ortes, wo geschlagen worden, mit keiner Sylbe gedacht, auch wer von den Vornehmen des fränkischen Volkes, von den Häuptlingen der Franken, deren damals, im Jahre 496, noch einige an der Spitze ihrer Stämme sich befanden, dem Könige Chlodwig beygestanden, wird von Gregor nicht angegeben.

An einer andern Stelle jedoch kommt er nochmals auf diese Alamannenschlacht und fügt gleichsam nachträglich eine Kunde bey, die er oben, wie es scheint, im Eifer der Erzählung von Chlodwigs Bekehrung vergessen. Von der Schlacht bey Vouglé, 3 Lieues von Poitiers (in campo Vogladense, ao. 507) L. II. cap. 37 redend, berichtet er von Chlodwig, dem Besieger des Westgothen-Königs Alarich: „Er (Chlodovech) hatte zu seiner Hülfe den Sohn Sigiberts des Hinkenden, Namens Chloderich. Dieser Sigibert war gegen die Alamannen bey der Stadt Tulbiacum kämpfend am Knie verwundet worden und hinkte. (Im dritten Buche c. 8 wird der Thüringer-König Hermenefrid von den Mauern der civitas Tulbiacensis herabgestürzt.) — Zwar hat schon Henschen (AA. SS. Febr. 6. pag. 796 l. c) die Behauptung aufgestellt, die Verwundung Sigiberts von Cölln beziehe sich wohl auf einen andern Einfall der Alamannen; allein seit 496, dieß darf mit Sicherheit angenommen werden, konnten die Alamannen keinen Einfall mehr machen; er müßte also vor diesem Jahre Statt gefunden haben. Wir glauben auch, daß die feindlichen Berührungen zwischen den Franken vom Reiche Sigiberts von Cölln und den Alamannen bey der Stellung beyder Völker unausbleiblich waren, zumal an den Gränzen. Allein daß die Alamannen so beträchtlich auf fränkisch-ripuarischem Gebiete vor dem Jahre 496 siegreich vorgedrungen wären, dieser Umstand hätte für die Franken von den nachtheiligsten Folgen seyn müssen, und wäre alsdann dem Geschichtschreiber der Franken sicher nicht entgangen. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die feindlichen Berührungen zwischen Alamannen und Franken auf bloße Gränzgefechte sich beschränkt haben, keineswegs aber, daß es eine förmliche Schlacht in so beträchtlicher Entfernung von der Gränze der Alamannen, bey Tulbiacum (Zülpich) gewesen sey. Und dieser Um-

stand ist es auch, welcher die Mehrzahl der neueren Forscher bewogen hat, die große Alamannenschlacht vom Jahre 496 auf den Grund von Gregor's von Tours Aeußerung L. II. c. 37 als zu Tulbiacum vorgefallen anzunehmen. Der Sitz von Sigiberts Reich war nach L. II. c. 40 p. 96 ed. Ruinart, Colonia; aber auch rechts des Rheines hatte dieser König Besitzungen, wie aus derselben Stelle zu entnehmen.

Ehe wir uns den wundersamen Umschlag der Dinge, wie ihn Gregor erzählt, — die Alamannen Sieger, die Franken geschlagen, Erstere plötzlich in wilder Flucht, Letztere ebenso unerwartet die Sieger, — zu erklären suchen, sey es gestattet, hier noch Einiges über diese Schlacht aus der Vita S. Vedasti († 540) kurz anzuführen, weil im Grunde aus dieser Vita die Reise Chlodwigs nach der Alamannenschlacht über Toul nach Rheims zu entnehmen ist, gerade aber aus dieser Reise die Neueren seit Henschen Tulbiacum als den Ort der Schlacht in Zweifel zu ziehen begonnen haben. „Victos," sagt die ältere Vita brevior p. 792 col. 2 nro. 2 in fine, „deinde Alamannos cum Rege in ditione cepit, ovansque ad patriam festinus rediens, ad Tullum oppidum venit," und weiter nro. 3 „Deinde ad Remorum urbem." Die von Alcuin emendirte Vita S. Vedasti sagt: Igitur superatis hostibus et rebus in pace compositis, et Alamannis suae subjectis ditioni, Rex ovans cum laude triumphi ad patriam rediit. Et ut fidelis tantae sibi gloriae largitori sponsor appareret, festinavit servorum Christi sacra imbui praedicatione et sancti baptismatis ablui sacramentis. Venit autem ad Tullum oppidum etc. (Vergl. Aimoin bey Freher I. 265. Victor Clodoveus exinde regrediens, Tullo civitatem devenit, repertumque inibi beatum Vedastum etc. Ventum cum esset Remis etc.) Hierzu bemerkt Henschen p. 796 lit. l. „Ergo non procul circumivit (Chlodwig): quod factum esset, si Tulpiaco per urbem Tullensem rediisset." Und lit. c. „Circa partes Argentorato vicinas pugnam contigisse arbitramur" und zwar erstens „quod ab altera Rheni parte sedes Alamannorum fuerit *)," zweytens **) vorzüglich deßhalb, weil, da Chlodwig nach Rheims und Soissons eilte, er Toul und die Aisne passirte, Oertlichkeiten, welche zwischen Straßburg und Rheims gelegen sind. Er hätte zu seinem Königssitz heimkehrend nicht über Toul zu ziehen gebraucht, wenn das Treffen in der That zu Tulbiacum vorgefallen wäre. Daß Henschen sich weiter damit behilft, die Stelle Gregors L. II. c. 37, die Verwundung K. Sigiberts von Cölln betreffend, sey wohl auf einen anderen Einfall der Alamannen zu beziehen, ist bereits besprochen worden. — Henschen und seine Nachbeter schließen demnach so: weil Chlodwig nach dem Siege über Toul nach Rheims gezogen ist, so kann die für ihn siegreiche Schlacht nicht am Niederrhein, sondern sie muß am Oberrhein, etwa um Straßburg herum, vorgefallen seyn.

Dagegen läßt sich kurz einwenden, daß dann die Alamannen auf ihrem eigenen Grund und Boden von den Franken wären heimgesucht worden, wenn wir das Treffen am Oberrhein in Straßburgs Umgegend ansetzen, während doch die Alamannen außerhalb ihrer Besitzungen und zwar auf fränkischem Boden gekämpft haben. Wir werden zu zeigen bemüht seyn, daß Chlodwig in der Gegend von Cölln siegen konnte und dennoch keinen Umweg machte, wenn er über Toul nach Rheims sich begab.

---

*) Als ob nicht damals der Elsaß alamannisch gewesen wäre!

**) Secundo ac potissimum, quod cum Remos, Suessionesque festinans repeteret, transierit Tullum urbem ac pagum Vongisum (Vouzy) ad fluvium Axonam (Aisne), quae loca inter Argentoratum et Remos interjacent. Recentiores scriptores proelium hoc assignant Tulpiaco, vulgo Zullich, oppido ducatus Juliacensis; sed itinere diei à Rheno distat, et erat tum sub regno Sigeberti Regis Coloniensis, qui istuc secundum Gregorium Turonensem L. II. c. 37 pugnans contra Alamannos percussus in geniculum claudicavit: quod in alia hostium irruptione factum fuerit: nec enim ad sedem regiam rediturus Clodoueus Tullum venisset. —

Die Stellung der Franken und Alamannen vor diesem Entscheidungs-Treffen vom J. 496 war aber folgende. Die ripuarischen Franken saßen am linken Ufer des Niederrheins bis über Bonn hinauf, in ziemlicher Nähe von Andernach und in die Eifel hinein. Zu ihrem Gebiete gehörten aber auch die gegenüber liegenden Bezirke rechts des Rheines. Hinter den Ripuariern, gegen Westen und Nordwesten, waren die neuen Eroberungen Chlodwigs, die er seit 486 gemacht und die über Paris bis zur Loire sich erstreckten. Südlich der Loire begann das Reich der Westgothen. — Die Alamannen hatten sich, bereits seit dem Abzug der Burgunder nach dem J. 435 *), wieder in die von ihnen früher schon behaupteten Sitze links des Rheines in der Gegend von Speyer, Worms bis Mainz ausgebreitet. Rechts des Rheines saßen sie in jenem Winkel, welchen der untere Lauf des Maines, bis zu dessen Südufer sie wohnten, mit dem rechten Ufer des Mittelrheines bildet, bis auf die Höhen der silva Marciana (Schwarzwald) und der rauhen Alp, bis an die Ufer der Wörnitz.

Bey solcher Stellung zweyer kriegerischer Völker konnten, wie gesagt, die Reibungen nicht ausbleiben. Die Alamannen am linken Rheinufer gedachten sich weiter Rhein abwärts auszubreiten. Chlowigs Blicke waren auf Burgund und das Westgothenreich gerichtet. Der ripuarische König Sigibert würde bey so bewandten Umständen kaum auf die Unterstützung seines Verwandten Chlodwig haben zählen können, wenn er von den Alamannen rasch und mit überlegenen Streitkräften angegriffen worden wäre. Wirklich mußte Sigibert vor dem Andrange derselben zurückweichen. Allein Chlodwig, entweder von Sigibert um Hülfe gerufen, oder auch ohne einen solchen Hülferuf, war zum Beystand entschlossen, weil er die auch für ihn große Gefahr begriff, wenn die Alamannen obsiegten; er kam an der Spitze seines Heeres. Der Sieg lächelte den Alamannen. In der höchsten Noth that Chlodwig das Gelübde, Christ zu werden. Siehe, da trat plötzlich die Aenderung ein! —

Ohne damit sich gegen ein Dogma zu verfehlen, wenn man das von Gregor von Tours erzählte Wunder bezweifelt, glauben wir uns nach der Ursache dieses plötzlichen Wechsels vom Siege zur Niederlage umsehen zu dürfen. Die Alamannen nämlich waren bereits ihres Sieges über die Franken so gewiß, daß sie sich im Gefühle desselben aus ihrer Schlachtordnung begaben und übermüthig in einzelnen Schwärmen über das Schlachtfeld raubend und plündernd sich zerstreuten. Es ist dieß eine in der Kriegsgeschichte dieses Volkes öfters wiederkehrende Erscheinung, daß dem Sieger durch seine Plünderungslust die Palme des Sieges entwunden wird und ihn alle Nachtheile der Niederlage treffen; man denke an die Schlacht bey Tagliacozzo 24. August 1268! — Zudem wurde der König der Alamannen im Getümmel getödtet und alle Bande der Kriegszucht löseten sich. sofort. „Sufficiat," sagt der Ostgothen-König Theodorich in seinem Briefe an Clodwig bey Cassiodor, Variarum Lib. II. ep. 41, „illum Regem (der Alamannen) cum gentis suae superbia cecidisse!" Diesen Zustand seiner Gegner benutzte sogleich der kluge Frankenkönig, brachte seine eigenen weichenden Haufen zum Stehen und führte sie gegen die plündernden und durch ihres Königs Fall bestürzten Alamannen, die von den ermuthigten Franken angegriffen, auf allen Punkten geschlagen, getödtet, gefangen und zerstreut wurden.

(Schluß folgt.)

*) Siehe darüber Archiv von Oberfranken, II. Bd. II. Heft. Bayreuth, 1843. p. 54, 55.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17 März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die Schlacht bey Tolbiacum und ihre Folgen.

(Schluß.)

II.

Die Folgen der Schlacht.

Wäre der Sieg, welcher anfänglich den Alamannen gelächelt, von ihnen wirklich errungen worden; so wäre als nächste Folge desselben Ripuarien mit seiner Hauptstadt Cölln bis zum Ardennerwald (silva Arduenna) eine Beute der Alamannen geworden. Auch die Länder gegen die Nordsee zu, die Eroberungen der Jahre 486 und 493 bis an die Seine (Sequana) und die Loire (Liger) hin waren gefährdet, und frische durch den Sieg ermuthigte alamannische Schaaren konnten vom Süduser des Maines die fränkischen Besitzungen am rechten Ufer des Niederrheines anfallen und unterwerfen. Westgothen und Burgunder würden die vom Rheine abgeschnittenen, gänzlich isolirten salischen Franken Chlodwig's in ihren neuen Erwerbungen an der Seine und Loire schwerlich in Ruhe gelassen haben; und so hätte das kleine Reich Chlodwigs zwischen der Seine und Somme (Sumna) in kurzer Zeit verkümmern und erlöschen müssen. Waren ja die Franken dadurch, daß sie vom Rhein zurückgedrängt wurden, von jedweder Einwirkung auf die übrigen deutschen Stämme abgehalten, und die Alamannen, — dieß konnte nicht fehlen, — mußten, wie nun ihre Stellung war, das vorherrschende Volk unter den Deutschen werden! Allein die Vorsehung hatte es anders bestimmt! Chlodwig gewann wider Erwarten den Sieg, und sicherte durch die ebenso kluge als kräftige Benutzung dieses Sieges den Einfluß der Franken auf die deutschen Stämme auch rechts des Rheines. Wenn gleich nur fürs Erste die Alamannen allein die schwere Hand des Siegers empfinden mußten; so war doch der Weg zur Unterjochung der Uebrigen dadurch angebahnt, und nur 3 Jahrzehnte etwa später (527—531 Krieg der Franken wider die Thüringer und Unterwerfung derselben) wird Thüringen zur fränkischen Provinz gemacht, gerieth wenige Jahre später (536—538) der Rest des alamannischen Landes und Volkes in die Hände der Frankenkönige. Bald darauf sahen sich auch die östlich des Lech's wohnenden Bajovarier zum Bunde mit den Frankenherrschern gedrungen.

Aber, höre ich einwenden, die Quellenstelle, Gregor von Tours, spricht kein Wort von den Eroberungen, die Chlodwig im Lande der Alamannen selbst gemacht. — Hierauf entgegne ich: Gregor von Tours sagt in seiner Weise dem aufmerksamen Leser genug in zwey Worten: „coarctato populo," und die späteren fränkischen Chronisten, die seine Aussagen benutzten, haben diese Worten, wie uns dünkt, meistens gut und treffend erklärt. So z. B. die Gesta Francorum cap. XV. „Coepitque (Chlodwig) ipsos Alamannos, atque terram eorum sub jugo tributarios constituit" etc. Die Vita brevior S. Vedasti: „Victos deinde Alamannos cum Rege in ditione cepit" etc. Aimoin bey Freher p. 265. „Victoriam Clodoneo relinquunt (Alamanni): ac demum Regem suum gladio caesum conspicientes, jure tributario Francis se

fore servituros libentissime spondent. Victor Clodoueus exinde regrediens, Tullo civitatem devenit" etc.

Nach diesen Stellen ist Chlodwig, seinen Sieg rasch benutzend, den fliehenden Alamannen in ihre Sitze nachgefolgt. Zwar Neuere (Zeuß, die Deutschen p. 322) nennen es übertrieben, „ein Volk nach einem einzigen Treffen, nachdem es sich dem Sieger unterwirft, aus einem Striche, der fast die Hälfte seiner ganzen Ausdehnung ausgemacht hätte, verjagen, die Alamannen jetzt erst durch Chlodwig vom Main und den äußeren Höhen bis über die Enz und Murg zurücktreiben zu lassen." Allein die Geschichte älterer und neuerer Zeiten zeigt uns mehr als ein Beyspiel, daß zahlreiche, kriegerische Völker einer einzigen Entscheidungsschlacht zur Beute geworden. Ich erinnere an die Schlacht bey Jerez de la Frontera, den 26. Julius 711, welche in wenig Monaten die Unterwerfung von fast ganz Spanien zur Folge hatte; dem Nordmann Wilhelm dem Eroberer gewann die einzige Schlacht von Hastings (Octob. 1066) ganz England. Wir haben die Wirkungen erlebt und gesehen, wenn auf ein zahlreiches und durchaus kriegerisches Volk, — wie das französische es unläugbar ist, — die Schrecknisse feindlicher Waffen fallen (Schlacht bey Waterloo 1815 Juny)! — Geflohen sind die Alamannen, wie wir aus Theodorichs, des Ostgothenköniges Brief an seinen Schwager Chlodwig entnehmen: „motus vestros in fessas reliquias temperate: quia jure gratiae merentur evadere, quos ad parentum vestrorum (Chlodwigs Schwester Audesledis oder Odesledis war Theodorichs Gattin) defensionem respicitis confugisse. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti. Memorabilis triumphus est, Alamannum acerrimum sic expavisse, ut tibi eum cogas de vitae munere supplicare: Sufficiat, illum Regem cum gentis suae superbia cecidisse; sufficiat, innumerabilem nationem partim ferro, partim servitio subjugatam etc. Dieser Stelle nach sind die Alamannen weithin vor dem Siegesschwert Chlodwigs geflohen, denn sie haben eine Zufluchtsstätte innerhalb der Grenzen des ostgothischen Reiches gefunden, d. h. diejenigen Alamannen, welche Chlodwigs Schwerte entrinnen konnten; wie vielen dagegen muß dieß unmöglich geworden seyn *)! Solche blieben im Lande und hatten das Loos besiegter Völker, d. i. was von der Blüthe der Edlen nicht im Kampfe selbst gefallen war, das ist in Gefangenschaft gerathen, oder, wo die Franken sie im Lande beließen, möglichst unschädlich gemacht und unter die Aufsicht fränkischer Grafen und ihrer Leute gestellt worden; fränkische Krieger ließen sich im eroberten Lande nieder u. s. w.

Wie weit Chlodwig östlich des Rheines und südlich des Maines vorgedrungen, berichtet uns zwar kein Geschichtschreiber; Allein um die Alamannen zu unterwerfen, wie er nach den Aussagen der Chronisten gethan hat, mußte er doch in ihr Land selbst ziehen **), das jedoch, wie oben angegeben, nicht blos, wie Henschen meint, am rechten Ufer des Oberrheines gelegen war, sondern auch am linken Ufer dieses Stromes, und welches bis zu den Westhängen der Vogesen und der Haardt sich erstreckte. Bis nahe an die Grenzen des ostgothischen Reiches, zu welchem nach dem Laute unverdächtiger Urkunden auch Rhätia gehörte, mag Chlodwig mit seinem siegenden Heere vorgedrungen seyn; sonst würde Theodorich der Ostgothe kaum ihm die Bitte

*) Siehe Archiv d. Geschichte von Oberfranken Bd. II. Hft. II. p. 55—57.

**) Gar naiv nimmt sich aus, was die Bollandisten, Sept. T. VII. p. 66. §. 22. vorbringen: Quis quaeso, inde (aus Gregors Schlachtbericht) eliciat, Clodoveum post Alamannorum Cladem exercitum per tantum terrarum tractum circumtulisse, et non potius conficiat, profligatorum Alamannorum reliquias victoris clementiam implorasse, et ne internecione omnes delentur, se tributarios obtulisse, eamque rem et proelio et bello finem fecisse?" S. 67. „Certe, qui praejudiciis non laborabit, nihil aliud ex Gregorii verbis extundet" etc. Und §. 23. zur Stelle der gesta Francorum: ipsos terramque eorum sub jugo tributarios constituit wird von den Bollandisten die Meynung ausgesprochen; dieß hätte bewerkstelligt werden können, ohne mit dem Heere in das Alamannenland zu ziehen (quod sane, licet eorum terras ipse cum exercitu ingressus non sit, fieri pactione potuit!" Das nenne ich doch die Natur eines Eroberers und einer Eroberung ganz und gar mißkennen! Und des Westgothenkönigs Theodorich Brief?

um Schonung nicht nur der auf sein Gebiet geflüchteten, sondern auch der übrigen „geschwächten Ueberreste“ haben zukommen lassen. Wenn wir nun den seit den folgenden Jahrhunderten urkundlich ermittelten Lauf der Nordgrenze des Herzogthums Alamannien und die Südgrenze des Herzogthums Ostfranken in das Auge fassen, so werden wir wohl auch damit so ziemlich die äußerste Grenze des Vordringens der Franken auf alamannischem Grund und Boden gefunden haben: die nördlichen Sitze der Alamannen vom Südufer des Maines bis zur Murg, Rems und Dos gingen verloren und bildeten die Grundlage eines Theiles des nachmaligen Frankenlandes oder Ostfranken (Francia orientalis *).

Die Zeit, wann diese Entscheidungsschlacht geschlagen worden, läßt sich nach dem Glückwünschungsschreiben des Bischofs Avitus von Vienne vom Beginn des Jahres 497 (Brequigny, tables chronologiques des diplomes, chartes, titres et actes imprimés, concernant l'histoire de France, T. I. Paris 1769, grß. fol. p. 15, und Ruinarts Edit. des Greg. Turon. p. 1322) schon etwas näher bestimmen, nämmlich auf den Herbst des Jahres 496. Nach dem Siege geschah der Zug in das Alamannenland östlich des Rheines, südlich des Maines bis zu den angegebenen Punkten; auf Widerstand von Bedeutung scheint Chlodwig im Lande selbst nicht gestoßen zu seyn, denn die Kraft der Alamannen war, nach Theodorichs Zeugniß, gebrochen. Darum konnte er alles Nöthige zur Befestigung seiner Herrschaft hier in diesen Landstrichen anordnen — rebus in pace compositis, — und alsdann von der Murg und Dos auf das linke Rheinufer übergehend, auch dort — (denn auch da war Alamannenland) — seine Vorkehrungen treffen. Die Matra (Sur) und Selz bildeten hier fortan die Gränze und die Alamannen verloren die Districte nördlich von diesen Flüßchen bis gegen Mainz hin; denn Chlodwig, der in Bezug auf Ländergewinn nichts halb zu thun pflegte, beutete alle Vortheile und Folgen des Sieges für sich in vollem Maße aus.

Jetzt erst, nach dem Geschäfte des Ordnens dieß- und jenseits des Rheines, kehrte er in Eile über Toul nach Rheims erstlich zum Unterricht im Christenthume, dann zur Taufe heim. Dahin zu gelangen beflügelten seine Schritte die Königin Chrotechilde und in ihrem Auftrag, so wie aus eigenem Antrieb der heil. Remigius und S. Vedast, welch letzteren Chlodwig auf dem Wege getroffen. Am Weihnachtsfeste, 25. December des Jahres 496, ging die Taufe mit großer Feyerlichkeit vor sich, welche uns Gregor von Tours umständlich beschreibt *). Wir glauben, die Zeit von nicht vollen drey Monaten, von der Schlacht an gerechnet, sey für die Thätigkeit eines Mannes von Chlodwigs Charakter weder zu kurz noch zu lang gesteckt. Er selbst empfing mit mehr als 3000 Franken die heilige Taufe und auch seine Schwester Albofledis erhielt dieselbe; während die Vita S. Solennis bloß von 364 der edelsten Franken spricht (p. 69 §. 8. „et simul cum eo duces trecentos sexuaginta quatuor nobilissimos Francorum); eine Stelle, auf welche bereits Hr. Staatsrath v. Roth Erc. in seiner vortrefflichen Rede über den Einfluß der Geistlichkeit im Frankenreiche, p. 8 not. 21, aufmerksam gemacht hat.

*) Siehe Rudhart, älteste Geschichte von Bayern p. 153. 154. not. 2.

*) S. Greg. Tur. ed. Ruinart L. II. c. 31. p. 84. „Cui ingresso ad baptismum Sanctus Dei (Remigius) sic infit ore facundo: Mitis depone colla Sicamber: adora quod incendisti, incende quod adorasti!“ Demnach war das Geschlecht der Merowinger diesem, dem Sicambrischen, Volksstamm entsprossen. Daß die Dynastie der Karolinger oder Pippiniden aus Ripuarien stammte, und auch nach ripuarischem, — wie die Merowinger nach salischem — Gesetze lebten, ersieht man aus Pertz III. p. 200 §. 16. Divisio imperii ao. 817 Juli. S. Rudhart l. c. p. 483, not. 2. Der im Texte erwähnte Brief des Bischofs Avitus von Vienne aus dem Beginn des Jahres 497 an den König Chlodwig sagt (Ruinart Appendix p. 1322): — (Epistola Aviti Viennensis episc. ad Chlodoveum regem) — — Siquidem et occiduis partibus in Rege non novo novi jubaris lumen effulgurat, cujus splendorem congruae Redemtoris nostri nativitas inchoavit: ut consequenter eo die ad salutem regenerari ex unda vos pareat, quo natum redemtioni suae coeli Dominum mundus accepit. Igitur qui celeber est natalis domini, sit et vestri, quo vos scilicet Christo, quo Christus ortus est mundo etc.

Nach den von Chlodwig im unterworfenen Lande getroffenen Anordnungen bewerkstelligte er seine Rückkehr über Toul und die Aisne nach Rheims; wobey gewiß dem aus dem Elsaße, etwa von Selz Herkommenden die Stadt Toul auf seinem geraden Wege nach Rheims gelegen war, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Charte zeigt. Es ist also ganz unnöthig, dieser Reise über Toul wegen, die Alamannenschlacht in Straßburgs Nähe, sohin vom Niederrhein an den Oberrhein zu verlegen, oder gar wegen des verwundeten Sigiberts ein anderweitiges Gefecht mit den Alamannen in der Gegend von Tulbiacum anzunehmen. Allerdings hat Chlodwig von Tulbiacum über den Rhein bis an die Murg und Oos Umwege gemacht, weil er nicht gerade vom Schlachtfelde aus auf die Heimath zuging; allein dergleichen Umwege, auf denen er Provinzen zu gewinnen dachte und wirklich gewann, machte Chlodwig sicherlich gern. Ueberhaupt dürfte es in der Geschichte wenige Siege geben, welche die Mühen, die mit dem Obsiegen verbunden zu seyn pflegen, so reichlich gelohnt hätten, wie diese von Chlodwig gewonnene Alamannenschlacht; die wir denn, ohne die Stellungen der Völker jener Zeit völlig zu verrücken, wohl an keinem andern Orte vorgefallen annehmen dürfen, als gerade bey Tulbiacum, d. h. Zülpich.

Noch muß schließlich eines Hauptvortheiles gedacht werden, der dem Frankenkönige Chlodwig durch seine Bekehrung zum Christenthume, — und diese Bekehrung war ja eine Folge der siegreichen Schlacht bey Tulbiacum! — zugeflossen ist. Alle germanischen Könige, die sich innerhalb des alten römischen Galliens niedergelassen, waren zwar Christen, aber nach arianischem Lehrbegriff, während die von ihnen regierten Romanen der römisch-katholischen Kirche eifrigst ergeben gewesen sind. In Folge der Bekehrung Chlodwigs zum orthodoxen Christenthum, — welches jedoch auf Besserung seines Charakters durchaus keinen Einfluß hatte, und das er nur zu seinen Staatsabsichten gebrauchte oder, richtiger ausgedrückt, mißbrauchte, wandten sich die Armoriker und die Ueberreste der römischen Truppen in Gallien ihm zu und alle Herzen der katholischen Gallier hatte er durch diesen Uebertritt für sich gewonnen. Unter dem Drucke der arianischen Geistlichkeit lebend, harrten die gallischen Unterthanen der Burgunder und

Westgothen, besonders ihre hart verfolgten Bischöfe und Priester auf eine Gelegenheit, in des Frankenkönigs Arme sich zu werfen. — Nach Allem, was uns Gregor von Tours über den mit den Westgothen im Jahre 507 geführten Krieg L. II. c. 37 p. 91, 92 erzählt, trug derselbe völlig den Charakter eines Religionskrieges an sich; ja, der schlaue Chlodwig wollte ihn als einen solchen betrachtet und und behandelt wissen: „Valde moleste fero," sagt er zu seinen Franken und Galliern, „quod hi Ariani (Westgothen) partem teneant Galliarum. Eamus cum Dei adjutorio, et superatis redigamus terram in ditionem nostram" etc. —; und dann Chlodwigs Boten, die er zur Basilica des heiligen Martinus von Tours mit der Weisung sendet, auf ein günstiges Vorzeichen für den Sieg zu achten ꝛc. So war es mithin seine Bekehrung zum Christenthume, welche dem Könige Chlodwig den Weg zur Herrschaft über das gesammte vormals römische Gallien, — mit Ausnahme Burgunds, welches Reich durch die Zwiste im Königshause schon seit 500 n. Chr. den Franken zinsbar war, — angebahnt hat. Wie fränkischer Einfluß rechts des Rheines bey den deutschen Stämmen in Folge dieser Schlacht erst recht gehoben worden sey, ist bereits gesagt worden. Uebrigens ließen Chlodwigs Nachfolger, im orthodoxen Christenthum erzogen, es sich eifrigst angelegen seyn, bey den Völkern östlich des Rheines durch Missionare das Christenthum zu verbreiten, und mit diesem die Frankenherrschaft.

Erwägt man die Wirkungen und Folgen dieser einen großen Alamannenschlacht, so wird man bekennen müssen, daß in der Geschichte nur wenige Treffen sich auffinden lassen, welche in Bezug auf die Großartigkeit ihrer Folgen mit dieser hier verglichen zu werden verdienten. Wir aber nennen mit Recht diese verhängnißvolle und fränkisches Uebergewicht anbahnende Schlacht mit den Alamannen, — ungeachtet aller dagegen erregten Zweifel, — bey ihrem, dem großen Publikum seit langen Jahren her bekannten Namen: „Die Schlacht bey Tulbiacum!" —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20 März

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. S. PATRIS NOSTRI CYRILLI HIEROSOLYMORUM ARCHIEPISCOPI OPERA QUAE SUPERSUNT OMNIA. Ad libros MSS. et impressos recensuit, notis criticis, commentariis indicibusque locupletissimis illustravit Guiliemus Carolus Reischl, SS. Theologiae Doctor et Regii Lycei Ambergensis Professor. Vol. I. Monaci, MDCCCXLVIII. Sumtibus Librariae Lentnerianae. (G. Keck.) 8. maj. P. CLXII. u. 322.

Wenn auch Kyrillos von Jerusalem in Bezug auf großartige kirchlich-politische Wirksamkeit und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit nicht mit seinen berühmten Zeitgenossen, dem Alexandrinischen Athanasios, Basileios dem Großen und Gregorios von Nazianzus verglichen werden kann, so wird er doch wie diese mit Recht als eine Säule der Kirche gepriesen. Denn ihm gebührt das Verdienst, das Ansehen und die Rechte seiner Kirche als der Mutter aller Kirchen standhaft gewahrt und für die Aufrechthaltung der apostolischen Lehre unerschütterlich gekämpft zu haben. Durch seine arianisch gesinnten Widersacher dreymal von seinem Bischofssitze vertrieben, brachte er unter der Regierung des Kaisers Valens allein eilf Jahre in der Verbannung zu, bis er endlich nach dem Tode desselben unter der milden Herrschaft des Kaisers Gratianus seiner Herde wieder geschenkt wurde. Er wohnte noch der im Jahre 381. oder 382. unter Theodosius dem Großen zu Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung bey und rechtfertigte seine von seinen Gegnern als unkanonisch angefochtene Wahl auf das glänzendste, so daß ihm die ehrenvollste Anerkennung und Auszeichnung zu Theil ward. Er starb am 16. März des Jahrs 386. in einem Alter von ungefähr siebzig Jahren.

Wie er gedacht und gewirkt, davon geben uns die auf uns gekommenen dreyundzwanzig katechetischen Vorträge, welche er noch als Priester und Katechet an der Kirche zu Jerusalem gehalten, das schönste Zeugniß; sie sind eine kostbare Reliquie des christlichen Alterthums, ebenso interessant für den Dogmatiker und Liturgiker, wie für den kirchlichen Redner und Katecheten; denn Kyrillos folgte durchaus der praktischen Richtung, während hingegen sein Zeitgenosse Gregorios von Nyssa in seinem *Λόγος κατηχητικός* mehr der speculativen sich zuneigte.

Die beste kritische Ausgabe der Werke des Kyrillos verdanken wir dem gelehrten Fleiße des Mauriners Dom Anton Augustin Touttée. Da er jedoch die Vollendung des Druckes derselben nicht mehr erlebte (denn er ging am 25. Dec. 1718 mit Tod ab), so legte sein ebenso gelehrter, als fleißiger Ordensgenosse Dom Prudent Maran die letzte Hand an das Werk. Touttée hatte nämlich den Text, die lateinische Uebersetzung, die Vorrede und Abhandlungen noch glücklich zu Stande gebracht, als er starb. Dasselbe erschien 1720. zu Paris in Fol.

Auffallend ist es, daß späterhin, zumal bey dem in neuerer Zeit allenthalben so rege gewordenen Eifer für patristische Studien, kein Gelehrter sich entschloß, eine, wenn auch nur auf Touttée's Hülfsmittel gegründete, aber nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik bearbeitete, verbesserte Handausgabe zu besorgen, besonders da die Pariser Edition einer Seits sehr selten geworden ist, anderer Seits sehr hoch im Preise steht.

Diesem lange gefühlten Bedürfnisse suchte nun Hr. Professor Reischl abzuhelfen, wozu er sich um so mehr in den Stand gesetzt glaubte, als er so glücklich war, bisher noch unverglichene Handschriften benutzen zu können, von welchen sich eine sowohl durch ihr hohes Alter, als durch ihren inneren Werth gleich vortheilhaft auszeichnet.

Ehe wir zur Beurtheilung der neuen Textesrecension übergehen, müssen wir einige Bemerkungen über die Einrichtung des vorliegenden Bandes dieser Ausgabe vorausschicken.

Die erste Stelle in den Prolegomenen nimmt Touttée's Vita S. Cyrilli mit des Herausgebers Zusätzen ein; die zweyte die von Hrn. Reischl selbst verfaßte Dissertatio de Catecheseon S. Cyrilli Hieros. indole, autoritate, origine et authentia. Ref. hätte jedoch gewünscht, daß die mit dem gründlichsten Fleiße und umfassender Gelehrsamkeit von Touttée bearbeitete Dissertatio II. de scriptis S. Cyrilli ac potissimum de Catechesibus beybehalten worden wäre. Ungern vermißt man auch des französischen Herausgebers dritte Abhandlung de doctrina S. Cyrilli, welche dem Dogmatiker ganz unentbehrlich ist. Die dritte Stelle vertritt bey Hrn. Reischl der Apparatus litterarius, in welchem die in verschiedenen Bibliotheken befindlichen Handschriften, die Ausgaben und die Uebersetzungen der Werke des Kyrillos aufgeführt werden. — Bey der Charakteristik der Münchner Pergamenthandschrift, welche in das zehnte Jahrhundert hinaufreicht, hätten der Genauigkeit wegen nach Cod. CCCXCIV. die Worte: olim Augustanus, beygesetzt werden sollen, sowohl zum Unterschiede von der folgenden, eigentlichen Münchner, Nro. CCLXXVIII., als auch weil S. CXLV. Anmerk. 1. angedeutet wurde, daß die erstere mit andern Augsburger Handschriften nach München gekommen, und sodann auf den Apparatus literarius verwiesen wird. Statt uncialibus minutis soll vielmehr litteris minutis stehen; denn der Text jener Handschrift ist mit schöner, kräftiger Minuskel geschrieben, während zu dem Inder Uncial-, und zu Anfang jeder Katechese Capitalbuchstaben gebraucht sind. Uebrigens ist ganz richtig bemerkt, daß der Codex im Oriente geschrieben worden. Er stammt nämlich, was Hr. Reischl nicht wissen konnte, aus der Bibliothek des Antonios Eparchos, Bischofs von Corfu, welcher sich nach der Unterwerfung Griechenlands unter die türkische Herrschaft mit seinem Handschriftenschatze nach Venedig geflüchtet hatte, und, weil er dort in sehr bedrängten Umständen lebte, sich genöthigt sah, denselben zu veräußern. Früher bot er ihn der kaiserlichen Bibliothek in Wien, wie aus einer Bemerkung bey Lambek (Comment. de Bibl. Caes. Vindob. ed. Kollar. L. V. p. 249.) erhellt, zum Kaufe an. Da aber dieser nicht zu Stande kam, so ließ der Senat der Stadt Augsburg die herrliche, meistens aus griechischen Kirchenvätern bestehende, Handschriftensammlung durch Philipp Walther, seinen Geschäftsträger in Venedig, im Jahre 1544 [1]) um 800 Ducaten ankaufen. In dem ersten von dem berühmten Philologen Hieronymus Wolf darüber angefertigten und höchst seltenen Verzeichnisse, welches die Aufschrift führt: Catalogus Graecorum librorum manuscriptorum Augustanae Bibliothecae August. Vindel. ex offic. Mich. Mangeri. Anno MDLXXV. 4., ist der erwähnte Codex unter Nr. 16. aufgeführt. Der Titel lautet dort ganz fehlerhaft so: Joannis Episcopi Hierosolymit. Catechesis mystagogica. Ignatii Martyr. Epistolae 12. Wolfs Schüler und Nachfolger,

1) Nach der Angabe Pauls von Stetten (Geschichte der h. Röm. Reichsfreyen Stadt Augsburg. Th. I. S. 374.), welcher sich auf die Raths-Decreta ad an. 1544. p. 41. Vol. II. p. 88. beruft, und Mertens über die Augsburg. Stadtbibliothek St. I. S. 8. Für das Jahr 1545. stimmen Gasser Annall. Augustburgg. ad ann. 1545 (in Menken Scriptorr. rerr. Germ. T. I.) und Mertens Diatrib. II. de biblioth. Augustan. cimeliis p. V.

David Höschel hingegen, dem wir ein vollständigeres und genaueres Verzeichniß [2]) verdanken, schreibt S. 20. Nr. XXIII. beyde Werke, sowohl die Institutiones catecheticae, als die Catecheses mystagogicae, dem Kyrillos zu; und aus diesem Verzeichnisse schöpfte der Verfasser der von Hrn. Reischl mit Unrecht dem M. Welser zugeeigneten Beschreibung der Augsburger griechischen Handschriften theologischen Inhalts in Possevin. Apparat. sac. Colon. Agripp. 1608. (nicht 1708.) T. II. Append. p. 66. nr. XXIII. Dessen ungeachtet nahmen Georg Henisch [3]), El. Ehinger [4]) und Ant. Reiser [5]) wieder den Bischof Johannes von Jerusalem als Verfasser beyder Schriften an. Wenn übrigens Hr. Reischl sagt: qui (d. i. hic Cod.) — cum (wozu cum?) Ottobonianis et Coisliniano affinis videtur, so müssen wir bemerken, daß wir diese Handschrift mehr mit der des Engländers Roe und mit Casaubons Varianten übereinstimmend fanden. — Der Münchner Papiercodex CCLXXVIII., von Andreas Darmarios geschrieben, ist allerdings von geringerem Werthe; doch keineswegs zu verachten. Denn er hat viele treffliche Lesarten mit dem erstern gemein. Hr. Reischl bezeichnet ihn irrig als Cod. Velseri; denn er war weder je Eigenthum des M. Welser, noch je der Augsburger Stadtbibliothek einverleibt. Er wurde am 27. September 1583. nebst mehreren andern Handschriften von Andr. Damarios aus Epidauros, welcher, aus Griechenland vertrieben, zu Venedig durch Abschreiben griechischer Handschriften seinen Unterhalt verdiente, für die herzoglich bayerische Bibliothek gekauft, wie aus den Münchner Bibliothekacten des sechszehnten Jahrhunderts [6]) hervorgeht. Vermuthlich aber verirrte sich jener Zusatz aus der Beschreibung der obigen Handschrift hieher. Jedenfalls ist jene Bezeichnung ganz unpassend; denn auch der ehemalige Augsburger Codex war nie in Welsers Besitz, noch wurde er von Welser beschrieben. Ebenso unrichtig ist es, wenn Hr. Reischl von der Münchner Papierhandschrift

2) Dieses erschien unter dem Titel: Catalogus Graecorr. Codicum, qui sunt in biblioth. Reip. August. Vindel. Augustae Vindel. ad insigne pinus 1595. 4. und ist, wie alle Verzeichnisse über die Augsburg. Bibliothek, sehr selten. Daß es von Dav. Hoeschel verfaßt worden, ersieht man aus dem vorstehenden Sendschreiben an Hieron. Commelin, wo es heißt: „Hoc certe consilio (näml. die Augsb. Handschriften gemeinnützig zu machen) novum bibliothecae August. indicem a me confieri voluisse nobil. et clariss. dn. Marc. Velserum, Reip nostrae Consulem, ipse mihi persuadeo.“ Vgl. Brucker. Miscell. philos. litter. crit. p. 454.

3) S. Biblioth. inclytae Reip. August. utriusque tum Graecae, tum Latinae librorum et impressorr. et manu exaratorr. Catalogus. Aug. Vind. per Valentin. Schönigk. Anno Domini MDC 4. obl. p. 16. Nr. LVII. S Denis Einleit. in d. Bücherkunde. Th. I. S. 199.

4) Catalog. biblioth. Reip. Aug. 1633. Fol. (Aug. Vind.) p. 21. Nr. XXXIV.

5) Index Manuscriptorr. biblioth. Aug. 1675. 4. p. 13. nr. 34.

6) S. Codd. Bavar. Cat. 48. fol. 131. — Fol. 332. Nr. 32. stehen Cyrilli Catecheses Photizomenon 18. Dieses Verzeichniß wurde von dem bayerischen Hofkanzler und Oberhofbibliothekar Joh. Georg Hörwart von Hohenburg angelegt und ist vom 1. Dec. 1585. datirt. Von der nämlichen Hand rührt auch die Bezeichnung auf der innern Seite des obern Deckels der Handschrift her. Die gegenüber stehende Numer LXXIV. ist von dem Verfasser des ersten gedruckten Verzeichnisses der griechischen Handschriften der Münchner Hofbibliothek, welches unter folgendem Titel erschien: Catalogus Graecorr. Manuscriptorum Codicum, qui asservantur in inclyta sereniss. utriusque Bavariae ducis etc. Bibliotheca. Ingolstadii, excud. Adam Sartorius. Anno salutis MDCII. in 4., wo p. 24. Nr. LXXIV. S. Cyrilli Catecheses illuminatorum XIIX. Eius tres Catecheses mystagogicae et epistola ad Constantium de signo crucis Hierosolymis viso. chart. 4. aufgeführt sind.

sagt: Occurrit conjectura, codicem hunc editioni Viennensi 1560 curandae inserviisse, cuius copiam nec Th. Millesius, nec D. Tonttéus habuere, neque ipsi adhuc ejusdem exemplar investigare potuimus. Fürwahr ein sonderbarer Einfall! Wir glauben kaum zu irren, wenn wir annehmen, daß die erwähnte Handschrift vom Darmarios beynahe um zwanzig Jahre später geschrieben worden sey; denn Darmarios mußte in seiner bedrängten Lage vor allem darauf bedacht seyn, seine Abschriften so bald als möglich an Käufer abzusetzen. Er scheint deßhalb öftere Reisen unternommen zu haben, wie er denn am 30. August des Jahres 1584 auch nach Tübingen kam, wo er am 8. Sept. dem Mart. Crusius und Dr. Gerlach einige griechische Handschriften um 35 italienische Kronen für die herzogliche Bibliothek zu kaufen gab [7]).

Die dritte Münchner Handschrift Nr. DLI. auf Baumwollenpapier in Quart aus dem XV. Jahrhundert enthält, nach Hrn. Reischls Angabe, das 27. Kap. der IV. Katechese ganz. Mit nichten! Sie beginnt (Bl. 30, a.) erst mit den Worten: *Καὶ περὶ τροφῆς ἡμῖν* (so die Handschrift) *ἔστω ταῦτα τὰ δόγματα* und springt Z. 6. von u. von *τὰ κρέα* sogleich auf (Z. 3. v. u.) *ἀπεχόμενος*. Ja, sie enthält auch noch das 28. Kap. und bietet mehrere bemerkenswerthe Lesarten, in einigen sogar mit den besten der zwey andern Münchner übereinstimmend. Allein Hr. Reischl sagt geradezu: Liber ceteroquin pro nostro fine nullius pretii, woraus erhellt, daß er diesen Cod. nur obenhin angesehen habe.

Nach den Münchner Handschriften wird die Wiener Nr. LV. aufgeführt, welche Hr. Reischl für den zweyten Band zu seinem Gebrauche erhalten zu können sich schmeichelt. In der kaiserlichen Bibliothek aber werden noch mehrere aufbewahrt, unter welchen Nr. XIII. beachtungswerth scheint, wie er aus Fabric. Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 439. hätte ersehen können. Uebrigens hätte Lambecius st. Lambeccius geschrieben werden und Lib. III. nach Comment. eingefügt werden sollen.

Auffallend ist es, daß Hr. Reischl den Cod. Coislin. CCXXVII. an die Spitze der englischen setzt. Dieser Verstoß rührt aber vermuthlich daher, weil die genannte Handschrift von Fabricius a. a. O. S. 440. gerade vor den Oxfordern erwähnt wird. Ganz oberflächlich wurde Fabricius a. a. O. S. 439. auch in Betreff der Venediger Handschriften (Codd. Venetiani (!) schreibt Hr. Reischl) angesehen.

S. CL. ist in dem Titel der dort angeführten Wiener Ausgabe der mystagogischen Katechesen zwischen dubitet und latinis die Präposition de ausgefallen. Nach Viennae Austriae hätte zur Bezeichnung des Formats die Ziffer 4. aus der später citirten Jenaer Literaturzeitung. 1806. N. CCXXX. p. 613. (nicht N. CCXXIII. p. 603.) beygesetzt werden können.

Unter Nr. IV. des Apparatus litter. folgen sodann die Testimonia Veterum de S. Cyrillo Hieros. eiusque scriptis selecta, aber keineswegs so vollständig, wie sie Touttée zusammengestellt hat. Ungern werden auch manche Leser die lateinische Uebersetzung, welche der Raumersparung halber weggelassen wurde, vermissen. Daß der h. Hieronymus seinen Catalogus Scriptorum eccles. nicht griechisch, sondern lateinisch geschrieben, ist bekannt; und doch führt Hr. Reischl die den Kyrillos betreffende Stelle aus Cap. 12. griechisch an.

Daran schließt sich unter Nr. V. die aus dem ältesten Münchner Cod. aufgenommene Inhaltsanzeige der in diesem Bande enthaltenen eilf Katechesen, wobey zu erinnern ist, daß in Hrn. Reischls Ausgabe *στ'*. 1. nach *περὶ Θεοῦ μοναρχίας* die Worte *εἰς τὸ πιστεύω εἰς ἕνα Θεὸν* fehlen, und Prevot und Touttée vor *εἰς τὸ π.* die Partikel *καὶ* einfügen.

(Fortsetzung folgt.)

7) Mart. Crusii Annales Suev. p. 790. ad ann. 1584. Vgl. Muratori Antiq. Ital. T. III. p. 927.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

S. 1 — 321. folgt sodann die Urschrift mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung und den unter beyden angebrachten Anmerkungen des Herausgebers. Für den zweyten Band wird überdieß in der Vorrede ein exegetischer Commentar, in welchem das Zeit- und Dogmengeschichtliche erörtert werden soll, cum notis variorum selectis und neuen Sach- und Wortregistern versprochen. Da Hr. Reischl noch eine Vergleichung des erwähnten Wiener Codex zu erhalten hoffte, so hätte er gut gethan, wenn er das Ergebniß derselben abgewartet hätte, um es mit den Varianten der Münchner Handschrift vereinigen zu können. Auch läßt sich nicht billigen, daß die exegetischen Anmerkungen, welche vielmehr in Andeutungen, als ausführlichen Erörterungen bestehen dürften, von den kritischen getrennt wurden.

Wenn die möglichst genaue Vergleichung ganz unbenutzter Handschriften als wesentliches Erforderniß zu einer gründlichen Textesrecension und zur richtigen Bestimmung des Werthes und der Verwandtschaft der Handschriften zu betrachten ist, so kann man es nur beklagen, daß die Münchner Codd. von Herrn Reischl nicht verbotenus mit der größten Sorgfalt, sondern nur stellenweise verglichen worden.

Das Resultat der von dem Ref. über Herrn Reischls Text mit Zuratheziehung der Handschriften angestellten Untersuchungen findet man in den nachstehenden Bemerkungen niedergelegt.

In der Prokateches. S. 2. K. I. z. A. läßt der Münchn. Cod. 1., welcher allein diesen Vorunterricht enthält, die Worte ὦ φωτιζόμενοι, weg, wie der Cod. Reg. [8]) Im Folgenden fehlt in beyden νοητά. Darüber aber schweigen die Anmerkungen des Herausgebers. Statt ἔπνευσεν bietet die Handschrift richtig ἐνέπνευσεν, was ganz unbeachtet blieb. Nach εὐωδία hätte statt des Punktes ein Semikolon gesetzt werden sollen. Zwischen γένοιτο δὲ und καὶ ὑπὸ βασιλέως ist bey Hrn. Reischl ἵνα ausgefallen. Besser unsere Handschrift γ. δ' ἵνα. Anstatt εἰσαχθῆτε hat sie ἀχθῆτε, ohne daß man in den Anmerkungen hierüber irgend etwas bemerkt findet. Bey den bald darauf folgenden

8) Dieser Cod. führt die Num. 476. (nicht 467., wie Hr. Reischl in d. Apparat. litterar. pag. CXLVIII. schreibt) und ist kein chartaceus, wenn er auch in dem, keineswegs mit bibliographischer Genauigkeit gearbeiteten, Catalog. Codd. MSS. Biblioth. Reg. T. II. p. 67. sq. als solcher bezeichnet ist, sondern ein membranaceus, wie schon aus der Zeitbestimmung „Sec. X." erhellt und aus Garniers Elenchus vett. librorr. vor dem zweyten Bande seiner Ausgabe der Werke des Basil. d. Gr. zu ersehen ist, wo unter den drey dort namhaft gemachten Codd. Regg., in welchen, wie in dem in Frage stehenden, die Homilien des genannten Kirchenvaters enthalten sind, kein chartaceus sich findet, sondern lauter alte membranacei vorkommen.

Worten: γένοιτο δὲ ἵνα καὶ ὁ καρπὸς, hätte ἵνα, welches der Cod. Reg. mit Recht wegläßt, eingeklammert werden sollen, nachdem das in mehreren Handschriften nicht vorkommende τέλειος ᾖ durch Klammern abgeschlossen ward. Im nächsten Satze gibt unsere Handschrift γέγονεν für γέγονε. Da sie das ν ἐφελκυστικὸν nach Art der ältesten und besten Handschriften häufig am Ende des Satzes vor einem Punkt, Semikolon und auch Komma, ja selbst im Laufe der Rede Nachdrucks und Wohllauts halber (s. Buttmanns ausführliche griech. Grammat. Bd. I. §. 26. 3. Anm. 1.) setzt, und die besten Kritiker dasselbe wohl berücksichtigten (s. Boissonade z. Eunap. S. 464. und z. Aristänet. S. 455., Poppo in d. Prolegg. ad Thucyd. pag. 219., Grauert z. Aristid. S. 117., Ast z. Plat. Protag. S. 30. u. 128. und zu dessen Phädr. S. 429. und Jacobs zu Aelian. Thiergesch. Th. I. Vorr. S. XXII. ff.; vergl. d. allgem. Litteraturzeit. 1830. Bd. I. S. 141.), so hätte diese Eigenheit nicht unbeachtet bleiben sollen. Besonders nachdrücklich steht dieses ν in unserer Handschrift vor γὰρ und δέ. Z. B. S. 4. Z. 12. συνεχώρησεν γάρ. S. 36. Z. 8. ἡτοίμασεν γάρ. Vgl. S. 66. Z. 11. S. 118. Z. 6. v. u. S. CLXI. E. 2. u. S. 134. Z. 4. ἔστιν δέ. S. 42. Z. 10. ἥμαρτεν δ' οὐκ. — Z. 9. v. u. liest unser Cod. εἰς ἀγαθὸν, nicht εἰς τὸ ἀγαθόν.

Kap. II. Z. 3. v. u. Σίμων τῷ λουτρῷ ὁ μάγος]. Da unsere Handschrift und der Cod. Reg. ὁ μάγος nicht anerkennen, so möchte man versucht werden, diesen Zusatz für ein Glossem, zumal in dieser Wortstellung, anzusehen, wenn nicht III. 7. S. 74. Z. 6. v. u. Σίμωνος ἔχων τοῦ μάγου τὴν ὑπόκρισιν ohne Variante vorkäme. — S. 4. Z. 3. liest die Handschrift nicht ἐγίνετο, wie Hr. Reischl angibt, sondern ἐγένετο und in der folgenden Zeile statt des harten μέχρις σήμερον, welches unbedenklich aus der Mauriner Ausgabe aufgenommen wurde, richtig μέχρι σήμερον (vgl. VI. 23. S. 186. Z. 14. VII. 2. S. 210. Z. 5. X. 19. S. 284. Z. 3. v. u. und 286. Z. 5. und 5. v. u.). — Z. 7 — 8. lassen die Münchner Handschrift und der Cod. Reg. die Worte: τὸ δὲ ὀφθῆναι οὐ προσδοκᾶς, nicht bloß das Verbum προσδοκᾶς weg, wie in den Anm. 5. fälschlich berichtet wird. — Z. 9. schreibt unser Cod. γινόμενα, wie oben Z. 7., st. γιγν.

Kap. III. Z. 12. bietet er δ' f. δέ. So auch anderwärts, was allerdings Berücksichtigung verdient hätte. Unten Z. 17. hat er nicht ἔμελλεν, sondern ἔμελλε, was aus ἔμελε entstand. Uebrigens wurde dieser Satz unrichtig mit Klammern umgeben, anstatt in Parenthesen gesetzt. Z. 13. liest auch unsere Handschrift, wie die Pariser, ἰδών τινα ἄλλότριον ἔχοντα γάμου ἔνδυμα. Z. 6. v. u. erkennt die erstere den Artikel vor θυρωρὸς nicht an; eben so wenig, mit dem Cod. Reg. übereinstimmend, vor συμπόσιον. Z. 2. v. u. hat sie ganz deutlich: οὐκ ἔδεισε εἰσελθεῖν εὐκαίρως, ἵνα καὶ εὐκαίρως ἐξέλθῃς. Wie konnte nun Hr. Reischl am Ende der Anm. 14. schreiben: „C. Mon. scriptio h. l. dubia εἰς — sive ἐξέλθῃς (sic)“ ? Hierauf liest unsere Handschrift: νυνὶ (st. νῦν) δὲ ἀκαίρως εἰσῆλθες, ἵν' εὐκαίρως (f. ἵνα ἀκαίρως) ἐκβληθῇς. Doch darüber schweigen die Anmerkungen. — S. 6. Z. 3. läßt der Cod. καὶ vor ἐκβάλετε mit Recht weg, indem der rednerische Nachdruck durch die Bindepartikel nur geschwächt wird. Im Folgenden hat derselbe ἴδε, nicht ἰδὲ, wie Hr. Reischl irrig bemerkt. Daß übrigens das erstere dem Sprachgebrauche der Spätern angemessener ist, als das letztere, zeigt Matthiä in seiner griech. Gramm. §. 231. 1. Th. I. S. 565.

Kap. IV. S. 6. Z. 8 — 9. liest man in der Handschrift: οὐ χωρεῖ δέ σε βεβορβορωμένην τὴν ψυχὴν ἔχειν ἁμαρτίαις καὶ τὴν προαίρεσιν ἐσπιλωμένην st. οὐ χωρεῖ — ἔχοντα τὴν ψυχ. ἁμαρτ. καὶ τ. προαίρ. ἐσπιλ. εἰσελθεῖν, wie in der Anm. 4. fälschlich angegeben wird.

Kap. V. a. E. ἀπὸ τοῦ σήμερον ζῆσον] Richtig die Handschrift ἀπὸ τῆς σήμερον ζ., was dem Herausgeber entging. Man vergl. Kyrillos I. 8. S. 10. a. E.

Kap. VII. verbessere man μόνοι (so die Handschrift st. μόνον) γὰρ αἱρετικοί τινες ἀναβαπτίζονται.

Kap. IX. S. 12. Z. 6 — 8., wo Touttée und Hr. Reischl νόμισον εἶναι ἀργὸν χρυσὸν,

καὶ δεδολωμένον, ποικίλαις ὕλαις ἀναμεμιγμένον, χαλκῷ, καὶ κασσιτέρῳ, καὶ σιδήρῳ, καὶ μολύβδῳ lesen, sagt Letzterer in d. Anm. 2.: „Pro ἀργόν (so) forte (wofür vielmehr fortasse hätte geschrieben werden sollen) lectio MSS. Re. Casaub. Mon. ἀργύριον probanda.“ Daraus geht nur zu deutlich hervor, daß er die Handschrift nicht genau angesehen habe. Diese hat ἄργυρον ἢ χρυσὸν καὶ δεδολωμένον ποικίλαις ὕλαις, ἀναμεμιγμένον χαλκῷ καὶ κασσ. καὶ σιδ. καὶ μολίβδῳ, was nicht zu verwerfen ist, mit Ausnahme der Schreibung des Wortes μολίβδῳ, wofür μολύβδῳ den Vorzug verdient. St. οὕτω τῶν ἐπορκιζόντων gibt der Münchner Cod. Z. 18. trefflich οὕτως δ' ἐπ. Daß nämlich οὕτως auch vor Consonanten gesetzt wird, ist bekannt. S. Weiske z. Longin. S. 347., Frotscher z. Xenoph. Hieron. S. 9. f., Bornemann z. Xenoph. Anab. I. 1, 10. S. 7. und Schäfers Apparat. crit. et exeget. ad Demo th. T. I. p. 207. So unsere Handschrift K. XI. S. 16. Z. 4. οὕτως προσφέρομεν. Vgl. Prokatech. K. XI. S. 16. Z. 3. Katech. I. 3. S. 30. Z. 1. v. u. οὕτως καὶ. Ebenso I. 3. S. 32. Z. 10. III. 12. S. 80. Z. 13. u. 4. v. u. V 1. geg. d. E. V. 11. S. 148. Z. 6. V. 12. S. 150. Z. 12., und IV. 19. S. 110. Z. 10. v. u. οὕτως νῦν.

Kap. XI. S. 14. Z. 7 — 6. v. u.: Νόμισόν [μοι] φυτείας εἶναι δένδρον καιρόν] Mοι will Hr. Reischl, weil es bloß der Cod. Reg. hat, getilgt wissen; aber ohne genügenden Grund; denn diesem Satze entspricht im Folgenden: Νόμισόν μοι οἰκοδομὴν εἶναι τὴν κατήχησιν, worauf schon Touttée aufmerksam machte.

Kap. XII. S. 16. Z. 19 — 20. sollen die Worte: οὐκ οἶδε γὰρ — — τὸ λεγόμενον, wie in der Mauriner Ausgabe, in Parenthesen eingeschlossen und in der lateinischen Uebersetzung statt der Klammern Parenthesen gebraucht seyn.

Kap. XIV. S. 18. Z. 17.: ἀλλὰ ἐσχημάτιστο τὰ πράγματα] Besser die Munchner Handschrift ἀλλ' ἐσχ. Statt τὰ πράγματα möchte Ref. hier und im Folgenden τὰ τάγματα (vgl. V. 1) lesen; denn τά πράγματα paßt hier durchaus nicht. Unten hat unser Cod. καὶ πάντες ἡμεῖς (st. ὑμεῖς) ἔνδον. Hierauf ἀλλ' ἐστάλθω, nicht ἀλλ' εὐστάλθω, wie der Herausgeber unrichtig las, und Z. 5. v. u. statt καὶ ἐχέτωσαν βιβλίον χρήσιμον mit den ältern Ausgaben ἐχέτωσαν καὶ β. χρ. Touttée strich καὶ, Hr. Reischl aber setzte es, ohne irgend einen Grund anzugeben, vor ἐχέτωσαν, irrig bemerkend, daß die Münchner Handschrift, wie der Cod. Reg., nach ἐχέτωσαν den Zusatz μετὰ χεῖρας hat. Z. 2. v. u. lesen beyde Codd. fälschlich ὁ λόγος st. ὁ σύλλογος, was nicht beachtet wurde. — S. 20. Z. 2.: καὶ ἡ ἔγγαμος [δὲ] ὁμοίως μιμείσθω] Δὲ erkennt die Münchner Handschrift nicht an. Demnach klammerte es der Herausgeber ein; aber ohne einen Grund dafür anzugeben. Unten hätte die bessere Wortstellung ἡ στεῖρά σου ψυχὴ st. σου ἡ στ. ψ.; ferner θεοῦ ἐπακούοντος f. θ. ἐπακούσαντος bemerkt werden sollen.

Kap. XV. S. 20. Z. 9. liest die Handschrift αἱ περισσαὶ, wie Touttée nach dem Ottob. und und Roeschen Cod. Prevots Lesart αἱ περισσοὶ verbesserte; Hr. Reischl aber gab αἱ περιτταὶ, ganz unrichtig bemerkend: „Sic Ottob. Mon. et Re. Alias οἱ περισσοί (!)“ — Z. 15. Τότε ὑδάτων ἀπολαύσητε Χριστοφόρων, ἐχόντων εὐωδίαν] Unser Cod. hat ὑδάτων ἀπολ. καὶ ῥευμάτων Χριστ. Ref. möchte demnach καὶ in der Bedeutung und zwar fassen, so daß ῥευμάτων Χριστ. als nähere Erklärung von ὑδάτων zu betrachten ist. S. Jacobs. Additam. in Athenaeum p. 157. und Foertschs Observatt critt. in Lys. Oratt. p. 58. — Z. 6. v. u. läßt die Handschrift, wie der Cod. Reg., die Worte: Τὸν δὲ μονογενῆ ἐν δεξιᾷ συγκαθήμενον, nicht bloß συγκαθήμενον, weg, wie es in der Anm. 7. fälschlich heißt. Nach πνεῦμα fügt sie ἅγιον bey, was nicht hätte übersehen werden sollen. Unbemerkt blieb auch, daß im Folgenden in derselben καὶ ἑκάστην vermißt wird u. Z. 2. v. u. πότε — οἱ ἄγγελοι ἐπιβοήσωσιν und πότε — εἰσέλθητε vorkommt. Ueberdieß bietet sie nicht φαιδροὶ τῷ σχήματι, sondern φαιδρῷ τ. σχ.

Kap. XVI. S. 22. Z. 5. σφραγὶς ἁγία ἀκατάλυτος· ὄχημα πρὸς οὐρανόν] Die Hand-

schrift hat σφραγὶς ἁγία· ἀκατάλυτον ὄχ. πρ. οὐρ. Unser Herausgeber aber sagt in d. Anm. 3.: „C. M. vocibus σφραγὶς ἁγία omissis (!) coniungit ἀκατάλυτον ὄχ.“ — Z. 12 — 13. verbessere man κρηπῖδα st. κρηπίδα und Katech. V. 7. S. 142. Z. 13. κρηπῖδος st. κρηπίδος. Ebenso hier unten K. XVII. S. 24. Z. 3. v. u. σφραγῖδα f. σφραγίδα, welcher Fehler Katech. I. 2. S. 30. Z. 15. I. 3. S. 32. Z. 5. u. 8. und anderwärts wiederkehrt. Auch bietet der Cod. I. 3. S. 32. Z. 8. σφραγῖδα. — Z. 15 — 16. ἵνα ὁ θεός σε καταξιώσῃ] Kräftiger die Handschrift ἵνα θεὸς σέ. So IV. 4. S. 92. Z. 11. v. u. ὅτι θεὸς und IV. 8. S. 98. Z. 14. εἰ θεὸς ohne Artikel. — Z. 2. v. u. hätte die Variante παρασκευάζει st. κατασκευάζει Erwähnung verdient. — S. 24. Z. 1. Φύλασσε τὴν σαυτοῦ ψυχήν] Die Handschrift gibt ἑαυτοῦ, was wieder nicht beachtet wurde. Daß nämlich ἑαυτοῦ nicht bloß von der dritten, sondern auch von der ersten und zweyten Person gebraucht wird, haben Jacobs ad Themist. Or. XXI. p. 285. am Ende des Dionys. Halic. de compos. verbb. ed. Göller. u. z. Achill. Tat. S. 421. u. 932., Bekker im Spec. Philostrat. p. 68., Boissonade z. Eunap. S. 342. u. 591. u. in d. Anecdott. Gr. Vol. II. p. 18., Bornemann z. Xenoph. Anab. S. 451., Held z. Plutarch. Aemil. Paulus S. 130. u. A. sattsam gezeigt. III. 7. S. 74. Z. 15 — 16., wo die Handschrift richtig ἀπόθλιψον ἑαυτὸν hat, gab Hr. Reischl ἀποθλ. σεαυτὸν, die Bemerkung beyfügend: „Ita C. M. (!) Re. Casaub. — Editt. nec non Maurin. ἀποθλίψας ἑαυτὸν (melius f. ἀποθλίψας σεαυτόν).“ Ganz im Widerspruche mit diesem Verfahren steht III. 15. S. 82. Z. 4. v. u.: εἴπερ ἑτοιμάζεις ἑαυτὸν, woran er keinen Anstoß fand, ungeachtet die Handschrift σεαυτὸν liest, was er ohne Zweifel übersah. IV. 18. S. 110. Z. 7 — 8. φεύγων ὁμολογῆσαι τὰ σεαυτοῦ κακὰ hat der Cod. umgekehrt ἑαυτοῦ. Auch darüber gleitete Hr. Reischl hinweg. — Z. 9 — 10. hätte mit περὶ ψυχῆς τρέχομεν I. 5. S. 34. Z. 12. u. 5. v. u. und I. 1. S. 28. Z. 17. verglichen werden können. — Z. 11 — 12. sind die Klammern, wofür Touttée Parenthesen setzte, zu beseitigen, da die eingeschlossenen Worte keineswegs unächt sind. Auffallend ist es, daß Z. 14. die Optativform ἐξαλείψαι, ungeachtet in d. Anm. 7. aus den Handschriften ἐξαλείψειε, wofür die Münchner ἐξαλείψειεν hat, angeführt wird, stehen blieb, obgleich weiter unten πληρώσειε (der Münchner Cod. liest πληρώσειεν) vorkommt. In der nächsten Zeile wurde die Lesart des Münchner Cod. ἀμνηστείαν (f. das gemeine ἀμνεστίαν) übersehen. Ebenso der iotacistische Fehler παράσχῃ und die Lesart πραγμάτων st. παραπτωμάτων. Im Folgenden hätte φυτεύσοι δὲ — — καὶ στρατεύσοι, wofür die Münchner Handschrift φυτεύσει δ' — — καὶ στρατεύσει bietet, mit Recht in φυτεύσειεν δ' — — καὶ στρατεύσειεν umgewandelt werden können; denn die Verwechselung des Futurums mit dem Aorist ist nicht ungewöhnlich. S. Jacobs z. Achill. Tat. S. 745.

Katech. I. Befremdend ist es, daß hier Anm. 1. die Aufschrift des zweyten Münchner Codex, welche so lautet: Κυρίλλου κατήχησεις πρὸς φωτιζομένους. Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Κυρίλλου ἀρχιεπισκόπου Ἱεροσολύμων κατήχησις ἁ φωτιζομένων κτλ., nicht berücksichtigt wurde, um so mehr, als im ersten Münchner Cod. Bl. 1, a. u. 3, a. der Name des Verfassers nicht genannt ist, weßhalb einige Kritiker diese Katechesen dem Bischof Johannes von Jerusalem vindiciren wollten. S. Fabric. Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 438 sq. und Reischls Prolegg. P. CXLV. K. 1. S. 28. Z. 13. wurde die Abkürzung οὐνοῖς (d. i. οὐρανοῖς) und unten Z. 16. οὐνοὺς (d. i. οὐρανοὺς) für οὐρανίοις und οὐρανίους angesehen. — Z. 6. v. u. hätte unbedenklich οἱ τὸν χαλεπὸν τῶν πταισμάτων ῥύπον ἡμφιεσμένοι st. οἱ τὸ χαλεπὸν τ. πτ. ἡμφ. aus der ersten Münchner Handschrift aufgenommen werden dürfen. Ueber den attischen Ausdruck ὁ ῥύπος (vgl. III. 15. S. 84. Z. 7. u. 16. v. u. und anderw.) s. Lobeck z. Phrynich. S. 150. f. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

Katech. I. K. 1. S. 28. Z. 3. v. u. entging dem Herausgeber, daß in den Worten: *ἀφίλετε τὰς πονηρίας ὑμῶν* das Pronomen, welches auch der Text bey Hesaias I. 16. nicht hat, in der genannten Handschrift weggelassen wird. — S. 30. Z. 4. bietet sie *τὸ νυμφικὸν καὶ ὑμῖν ἅσαι παράσχῃ μέλος*, während in den Ausgaben *καὶ* fehlt (in der lateinischen Uebersetzung aber steht bey Touttée und bey Hrn. Reischl richtig quoque) und dort außerdem *παράσχοι* vorkommt.

— Kap. 2. S. 30. Z. 14. lesen beyde Münchner Handschriften *δεχθῆναι δυνηθῆτε* in umgekehrter Wortstellung. — Z. 15. vermißt man die Anführung der alexandrinischen Aoristform *προσέλθατε* (s. Sturz de dialect. Maced. et Alexandr. p. 61.) aus der ältesten Münchner. Ebenso Katech. III. 3. S. 66. Z. 11. v. u.

— K. 3. S. 32. Z. 3. *εἰ δὲ ἄξιον καταλάβῃ*] Richtig die zwey Münchner Codd. *καταλάβοι*.

— K. 4. S. 32. Z. 15. schreibe man mit denselben *καταφυτεύῃ λοιπὸν* (st. *μεταφυτ. λ.*); denn da *καταφυτεύῃ λ.* kurz vorhergeht, so erfordert hier schon die oratorische Symmetrie *καταφυτεύῃ*. Ein anderer Grund, welcher dafür spricht, ist der, daß der Verf. S. 34. Z. 1. des nämlichen Verbums sich bedient. — Z. 7. v. u. *αὔξῃ ὡς κλῆμα καρποφόρον*] Hier hätte die Lesart der ersten Münchner Handschrift *αὔξεις* nicht übersehen werden sollen. Ueber den Gebrauch von *αὔξειν* s. *αὔξεσθαι* handeln Thom. Mag. S. 126. und Oudendorp daselbst und Valckenaer in den Adnotatt. ad Thom. in Ruhnken. etc. ad Ernest. Epist. p. 151. So sagt z. B. Kyrill. unten IX. 15. S. 256. Z. 11.: *Πῶς τὸ μὲν βρέφος εἰς παιδίον αὔξει κτλ.*; und Synesios in der Rede üb. d. Königth. S. 31. C.: *ὅτῳ γὰρ βασιλεὺς χαίρει, τοῦτο εὐθὺς αὔξειν ἀνάγκη καὶ ὑπὸ πλείστων ἐπιτηδεύεσθαι.* Ferner über die Vorseh. K. 12. S. 26. unt. in der Sulzbacher Ausg.: *Αὔξειν δὲ ἅπαν ἀνάγκη τὸ τιμώμενον, καὶ ἔρρειν ἀνάγκη τὸ ἀμελούμενον*, und im Lobe der Kahlköpfigkeit S. 79. A.: (*τρίχες*) *τεθνεώτων αὔξουσι*. — S. 33. Anm. 8. wird unrichtig bemerkt, daß (S. 32. Z. 1. v. u.) die Worte: *ἐλαία οὐκ αἰσθητὴ, ἀλλὰ νοητὴ φωτοφόρος* im Münchner Cod. 1. durch die Fahrlässigkeit des Schreibers ausgefallen seyen.

— K. 5. S. 34. Z. 11 — 12. *Πᾶσαν μέριμναν ἀνθρωπίνην ἐξάλειψον ἀπὸ σοῦ*] Der nämliche Cod. läßt *ἀπὸ σοῦ* weg.

— K. 6. S. 36. Not. 1. wird der Schreiber des erwähnten Cod. ohne Grund beschuldigt (S. 34. Z. 1. v. u.) die Worte: *Ἄφες μοι τὰς πολλάς μου ἁμαρτίας* übersehen zu haben. Der Cod. erkennt bloß *μου* nicht an.

Katech. II. K. 1. S. 38. Z. 10. hat er, wie die Handschriften Roe's und Casaubon's, *βλάστημα προαιρέσεως* nicht. — Z. 14 — 15., wo

es heißt: *Ἡ φυτεία καλή, ὁ δὲ καρπὸς ἐκ προαιρέσεως κακός· καὶ διὰ τοῦτο ὁ φυτουργὸς ἀναίτιος*, bemerkt der Herausgeber in der Anm. 5.: „Secuti sumus nos C. M. Coisl. et Ottob. 2. quorum primus accurate exhibet quam in textum recepimus lectionem," obgleich der Münchner Cod. 1. (denn der Cod. 2. stimmt mit der Mauriner Ausgabe) *δὲ* vor *καρπὸς* nicht anerkennt und nach *φυτουργὸς* die Partikel *μὲν* hinzufügt. Wie konnte aber Hr. Reischl den Coisl. beysetzen, da sich bey Touttée S. 32. keine Spur davon findet? Im Folgenden fehlt *πυρὶ* nach *κατακαυθήσεται* nicht bloß in dem Münchner Cod. 1., sondern auch in dem des Roe und in Casaub. Varianten, wie man bey Touttée sehen kann. — Z. 17. läßt der nämliche Münchner, wie Roe's, Casaubons und Grodeks Handschriften die Worte *ἐκ προαιρέσεως* weg. Z. 6. v. u. schreibt er *πολλούς. Καὶ ὁ ἀπόστολός φησιν· Αὐτοῦ γὰρ* (im zweyten Münchner fehlt *γὰρ*). Nach *ἐπὶ ἔργοις ἀγαθοῖς* haben beyde Münchner den Zusatz: *οἷς προητοίμασεν ὁ θεός, ἵν'* (der zweyte *ἵνα*) *ἐν αὐτοῖς περιπατήσωμεν*. Daran knüpft der Letztere die Worte *φησὶν ὁ ἀπόστολος*. Darüber aber schweigen die Anmerkungen. Zur S. 40. Z. 2., wo Herrn Reischls Text so lautet: „*Εἰ δὲ ἀπόθοιτο τὸν ἄνθρακα, συναπίβαλε ἄν* (!) *καὶ τὸ φλέγον*, heißt es in der Anm. 2.: „Editt. antiquae *συναπέλανε ἄν* (sic): emendavit Millesius *συναπέλαυνε ἄν*, quod placuit etiam Touttéo. Rectius C. M. (d. i. C. M. 1.) *συναπέβαλε ἄν* (sic)." Mit nichten! Denn die alten Ausgaben bieten *συναπέλανε* (d. i. *συναπέλαβε*) und zwar ohne *ἄν*. Milles schrieb, der Vermuthung folgend, *συναπέλαυνε*, ohne *ἄν*. Ihm trat zwar Touttée bey; doch ist dieser Verbesserungsvorschlag nichts weniger, als passend. Richtig der Münchner Cod. 1. *συναπέβαλεν ἄν* (*καὶ* weglassend); der zweyte Münchner hingegen liest *συναπέβαλε καί*. Im Folgenden hätte die bessere Wortstellung des erstern, welcher *εἰ δέ τις ἁμαρτάνων νομίζει* (der andere gibt *νομίζοι*) *μὴ κατακαίεσθαι* hat anstatt *εἰ δέ τις νομίζει μὴ κατακ. ἁμαρτ.*, berührt werden sollen. — Z. 5 — 7. *Καίει γὰρ ἡ ἁμαρτία· τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς* [*ὑποτέμνεται καὶ συντρίβει τὰ νοητὰ τῆς διανοίας ὀστέα· καὶ σκοτοῖ τὸ φωτεινὸν τῆς καρδίας*] So der älteste Münchner Cod. und der zweyte Ottob.; der zweyte Münchner *κ. γ. ἡ ἁμαρτία νεῦρα τ. ψ., καὶ συντρίβει τὰ νοητὰ ὀστὰ* (sic) *τ. δ.* Die vorhergehenden Ausgaben hingegen *καὶ γὰρ ἡ ἁμαρτία τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς*, was Erwähnung verdient hätte. Wie konnte aber der Herausgeber den abgeschmackten Zusatz für ächt ansehen und ihm sogar eine Stelle im Texte einräumen? Schon das Schwanken der Handschriften hätte ihn bedenklich machen sollen; und da er jene Worte für ächt erklärt, warum klammerte er sie ein?

Katech. II. K. 3. z. A. *Οὐ μόνος δὲ σὺ καθέστηκας τοῦ πράγματος ἀρχηγός· ἀλλὰ καὶ ἄλλος τίς ἐστι κάκιστος ὑποβολεύς*] Trefflich der Münchner Cod. 1. *ἀλλὰ γὰρ καί* S. Jacobs z. Achill. Tat. S. 477. Unterhalb beyde Münchner Handschriften: *Ἐὰν ἀποκλείσῃς τὴν θύραν* (*σου* hier weglassend), *μακράν σου* (st. *μάκρον σου*, sic) *τυγχάνων οὐ βλάψει σε*. Vgl. VI. 13. S. 172. Z. 15. — S. 40. Z. 3. v. u. verbessere man *τὴν ἐνθύμησιν τῆς* (so unsere Codd., während in d. Ausg. der Artikel fehlt) *ἐπιθυμίας*. Vgl. unten die Anm. zu Katech. V. K. 10. S. 146. Z. 7. — Z. 2. v. u. steht im Cod. 1. deutlich *καταδεσμεύει*. Ferner hätte in demselben die kräftigere Wortstellung: *καὶ εἰς βόθρον σε κατασπᾷ κακῶν* f. *καὶ κατασπᾷ σε εἰς β. κακ.* Berücksichtigung verdient. — S. 42. Z. 1. hat der genannte C. *μου ἡ ἐπιθυμία*, während in dem andern und in der Ausgabe der Artikel fehlt. Hierauf *ἐπιθυμήσω* (nicht *ἐνθυμήσω*), der jüngere *ἐνθυμηθῶ*.

— K. 4. z. A. der Cod. 1.: *Τοῦτο δὲ Ἰησοῦς εἴρηκεν ὁ κύριος, οὐκ ἐγὼ* st. *τοῦτο δὲ ὁ Κύριος εἰρηκ.* Vgl. über diese Redeweise III. 4. S. 68. Z. 9. u. 16 — 17. IV. 23. S. 114. Z. 4. v. u. II. 4. S. 42. Z. 4 — 3. v. u. IX. 1. S. 240. Z. 3 — 4. XI. 18. S. 312. Z. 6. und d. Anmerkk. z. Greg. v. Nyssa de anima et recurr. Leipz. Ausg. S. 185. Im Folgenden hätte aus dem nämlichen Cod. *πρὸ αὐτοῦ γὰρ* (so liest auch der Münchner 2.) *ἥμαρτεν οὐδείς. Ἥμαρτεν δ' οὐκ* verbessert werden können; denn *γὰρ* fehlt in der Ausgabe und das gewöhnliche *ἥμαρτε δὲ οὐκ* klingt matt. Ebenso bald darauf nach unsern zwey Handschriften *ἀνατρέχει τῆς ἁμαρτίας ἡ πρόφασις* f. *ἀνατρ. ἡ τ. ἁμ. πρόφ.* Ferner, nach der er-

sten ἀλλ' ἀγαθὸς κατασκευασθείς, γέγονεν ἐξ οἰκείας προαιρέσεως διάβολος f. — διαβ. γέγ. ἐξ οἰκ. πρ. (die letzten drey Worte fehlen in der zweyten). Etwas unterhalb διάβολος ὕστερον ἀπὸ τοῦ διαβάλλειν ἐκλήθη f. διαβ. ὕστ. (Letzteres ist in der Papierhandschrift ausgefallen) ἐκλήθη ἀπὸ τοῦ διαβ. — Z. 5. v. u. hätte unbedenklich φερώνυμος st. φερωνύμως aufgenommen werden sollen. — Z. 4. v. u. verbessere man ἔστι (so richtig beyde Münchner Codd.) und nach dem ältesten δ' st. δέ.

— K. 6. S. 46. Z. 18. Bey den Worten: Οὐ νικᾷ σου τὰ συναχθέντα ἁμαρτήματα, welchen die folgenden: Οὐ νικᾷ τὰ τραύματα entsprechen, hätte das einem Glosseme ähnelnde συναχθέντα ohne weiters getilgt werden sollen, da es die erste Münchner Handschrift, Casaubons Varianten und Grodeks lateinische Uebersetzung nicht anerkennen. Unterhalb würden wir mit der nämlichen Handschrift ἔξειπε τῷ ἰατρῷ τὸ πάθος (die zweyte hat τὴν κάκωσιν), λέγων κατὰ τὸν Δαβίδ (die zweyte liest μετὰ τ. Δ.) gegeben haben.

— K. 7. S. 48. Z. 1—2. sind Parenthesen sen st. der Klammern zu setzen. — Z. 3. καὶ ἐξ οἵων, εἰς οἷα κατηνέχθη] Man streiche das Komma, welches unsere Handschriften mit Recht weglassen. Dieser Redensart bedienten sich übrigens schon Sophokles im Aias V. 557. u. in der Elektra V. 751., Platon im Gastm. S. 195. A., Euripides in d. Alkest. V. 144., Plutarch. im Leben des Marcellus K. 19., Appian. üb. d. Bürgerkr. III. 36. Bd. II. Th. I. S. 445., Basil. d. Gr. üb. d. Neid Bd. II. K. 2., Joh. Chrysost. in d. Homil. in Stat. IX. Bd. VI. S. 524. Z. 41. ed. Savil. u. Synes. Br. 57. S. 196. D. Vgl. Wyttenb. in d. Biblioth. crit. Vol. III. P. II. p. 21. u. Jacobs z. Antholog. Palat. p. 889. Aehnlich Kyrill. VI. 11. S. 170. Z. 12.: Βλέπεις ἐκ πόσου μεγέθους ποῦ κατελήλυθασιν;

— K. 8. S. 48. Z. 15. Ganz richtig der Cod. 1. εἰς ἑκατὸν ἐτῶν παρατεινομένης χρόνον anstatt εἰς ἑκατὸν παρατ. χρόνους, wie Hr. Reischl mit Touttée gab, die sonderbare Bemerkung beyfügend: „Loco [vocis] χρόνους C. M. habet χρόνον (suppl. ἐτων)." Der Cod. 2. schreibt εἰς ἑκατὸν ἔτη ἐπιτεινόμενον. Daß ἐτῶν nach ἑκατὸν leicht ausfallen konnte, springt von selbst in die Augen. Hierauf beyde Codd. ἆρα γάρ. Obgleich Prevot, Touttée und der neueste Herausgeber γὰρ nicht im Texte haben, so nahmen sie doch aus Grodek enim in die lateinische Uebersetzung auf.

— K. 9. S. 48. Z. 1. v. u. ὦ μεγάλης τοῦ θεοῦ φιλανθρωπίας] Richtig die beyden Handschriften ὦ μεγ. θεοῦ (so die erste; die zweyte τῆς θεοῦ) φ. Ebenso V. 10. in der Mitte. VI. 9. S. 168. Z. 3.; K. 10. Z. 12.; K. 12. S. 172. Z. 2—3.; K. 18. S. 180. Z. 16. Ueber diese Verwechselung s. die gelehrten Anzeigen. 1843. Nr. 254. S. 1003. u. Boissonade z. Pachymeres S. 94.

— K. 10. S. 50. z. A.: Κἂν ὁλόκληρος δὲ ὁ λαὸς ἁμάρτῃ] So der Cod. 1.; im Gedruckten fehlt der Artikel. — Z. 10. haben beyde Codd. μόνον. Hierauf der erste ganz deutlich δ' (nicht δέ) — ἥμαρτεν. Unten ἐπὶ Ἀαρών. Im Folgenden läßt er ὁ θεὸς weg. — Z. 14. verbessere man nach dem nämlichen Cod. ἁμαρτόντος st. ἁμαρτάνοντος und Z. 12. v. u. ἐλθεῖν εἰς σωτηρίαν f. εἰσελθειν εἰς τὴν σωτ.; denn diese Worte entsprechen dem vorhergehenden ἐλθεῖν εἰς ἀρχιερωσύνην. — Z. 11 — 10. v. u. καὶ οὐ κεκώλυταί σοι ἡ χάρις] Trefflich beyde Handschriften σου ἡ χάρις. — Z. 9 — 7. v. u. οὐ δυνήσεται —. οὐδ' — — οὐδ'] Unrichtig die erste οὐδ. — · οὐδ' — — οὔτε (s. Matthiä's griech. Gramm. §. 609. c. β.), nicht, wie in der Anm. 5. angegeben ist, οὔτ' — — οὔτε. Die zweyte bietet οὐδ' — — οὐδὲ ohne nachfolgendes οὔτως und ohne τι. — Z. 6. v. u. die erste κατ' ἀξίαν (diese Worte fehlen im Gedruckten) διηγήσασθαι δυνήσονται. Λέγομεν γὰρ ἡμεῖς (f. ἡμ. γὰρ λεγ.). In dem Münchner Papiercoder wird γὰρ vermißt. — Z. 3 — 2 ἐπείδη εἷς μόνος ἀναμάρτητος, ὁ τὰς ἁμαρτίας ἡμῶν καθαρίζων Ἰησοῦς] Vortrefflich der älteste Münchner — ὁ ἀναμάρτητος ὁ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμᾶς καθαρίζων (der jüngere καθαρίσας) Ἰησοῦς. So Kyrill. X. 3. S. 262. Z. 1. v. u. καθαρίζον τὴν οἰκουμένην τῶν ἁμαρτιῶν. Vergl. Prokatech.

9. S. 12. Z. 5. v. u. und 2—1. v. u. und d. Anm. des Herausgebers Nr. 5. Mit der Präpoſition ἀπό und dem Genitiv hingegen III. 16. S. 84. Z. 2 — 1. v. u. Ebenſo Gregor. von Nyſſa üb. d. Seele u. d. Auferſteh. S. 254. A., u. üb. d. Gebet d. Herrn Bd. I. S. 755. A. u. 757. D.

Katech. II. K. 11. S. 52. Z. 1.: *Εἰ δὲ βούλει σοι περὶ ἡμῶν καὶ ἄλλους τύπους τῆς μετανοίας παραστῆναι*] So die Handſchrift 1., während in den Ausgaben *τῆς μετανοίας*, welches durch die Worte: *μετανόησον, ἄνθρωπε, λοιπὸν καὶ αὐτὸς* (S. 50. Z. 17 — 18.) und durch die hier ſogleich folgenden Worte: *καὶ τύπον αὐτὸν λάβε τῆς* (den Artikel hat die Handſchrift nicht) *μετανοίας* (vergl. Touttée S. 35.) gerechtfertigt wird, weggelaſſen iſt. Wie konnte aber Hr. Reiſchl in der lateiniſchen Ueberſetzung typos conditionis nostrae geben? Sodann die nämliche Handſchrift ganz richtig *ἐσφάλη γάρ* (die Bindepartikel fehlt in den Ausgaben) *ὁ μέγας*. Im Folgenden hätte auch ohne die Handſchrift, welche deutlich *εἶδεν* hat, *ἴδεν* in *εἶδεν* umgewandelt werden können. — Z. 8. *τῷ βασιλεύοντι ὁ ἰδιώτης ἔλεγεν*] Beſſer die Handſchrift *ὁ ἰδιώτ. ἔλεγ. τ. βασ.* — Z. 11. verwandle man *στίφος* in *στῖφος* (ſo beyde Codd.) und ſchreibe Z. 13. *ἠγωνίασεν*, was die ältere Handſchrift bietet, ſ. *ἠγωνίασε*, zumal in clausula. — Z. 14. läßt die erwähnte Handſchrift *ἀποκρινάμενος* und mit der jüngern *τοῦ* vor *βασιλέως* weg, Z. 16. gibt ſie *συνῄδεσαν* ſ. *συνῄδεισαν* (ſ. Phrynichos und Lobeck daſ. S. 149. f.) und Z. 3 — 2. v. u. *παρεβίβασεν τὸ ἁμάρτημά σου* ſt. *παρεβίβασε τὴν ἁμαρτίαν σου*, wie S. 54. Z. 6. S. Touttées Anm. S. 27. Im Folgenden ſchreibe man mit derſelben *πολλοὺς μὲν γὰρ εἶχες ἐχθροὺς διὰ τὴν δικαιοσύνην* ſt. *π. μὲν διὰ τ. δικ. εἶχ. ἐχθρ.* So las auch Grodek. Hr. Reiſchl aber ließ, wie Prevot und Touttée, *γάρ* im Texte weg und gab doch enim in der Ueberſetzung.

— K. 12. S. 54. Z. 6. kann man *ὁ βασιλεύς*, welches der Münchner Cod. 1. nicht anerkennt und Hr. Reiſchl ſehr gezwungen durch quamvis rex überſetzte, füglich entbehren; ja auch Grodek fand es in ſeiner Handſchrift nicht. — Z. 11. hätten die von Touttée aus dem Texte entfernten und von dem neueſten Herausgeber aus der ältern Münchner Handſchrift und anderen (damit ſtimmt auch die jüngere Münchner) wieder zurückgeführten Worte: *καὶ τὸ πόμα μου μετὰ κλαυθμοῦ ἐκίρνων*, nicht eingeklammert werden ſollen. — Z. 14. leſen wir mit der erſten Münchner Handſchrift *εἰς δ'* (in den Ausgaben fehlt *δ'*) *ἑβδόμην* und unterhalb *σὺ ὁ ἰδιώτης ἄρ' οὐκ ὀφείλεις ἐξομολογήσασθαι*; Die Fragepartikel wird in den Ausgaben vermißt. — Z. 17. bieten beyde Münchner Codd. *Ἀβεσαλὼμ* ſt. *Ἀβσαλώμ*.

— K. 13. S. 54. Z. 6. v. u. geben beyde *Σολομὼν* ſ. *Σαλ.* (vergl. VII. 2. S. 210. Z. 17. u. IX. 2. S. 240. Z. 15.). Ferner der erſte Z. 2 — 1. v. u. *Ἰεζάβελ*, der zweyte *Ἰεζάβελ* ſt. *Ἰεσαβὲλ* (sic). Vorher jener *ἐπιθυμητὴς ἀγρῶν ἀλλοτρίων*. — S. 56. Z. 1. *περιεβάλετο σάκκον*] So der Cod. 1. mit Recht, wie oben II. 12. S. 54. Z. 7.; die Ausgaben hingegen *περιεβάλλετο σ.* — Z. 2. hat derſelbe *κύριος* ſt. *Θεός*. Hierauf *ἐώρακας ὅπως* (ſt. des gewöhnlichen *πῶς*) *κατενύγη*; Z. 6. *καὶ μετὰ τὴν συγχώρησιν* und am Ende des Kap. *δικαίου γὰρ δικαστοῦ τὸ* (ſt. *ἐστί*. Der zweyte *ἐστὶ τῷ*) *πρὸς ἕκαστον τῶν γινομένων* (der Cod. 2. *γεγενημένων*, wie der Coisl. und Roeſche ſt. des unpaſſenden *γεγεννημένων*) *προσφόρως ἀποκρίνασθαι* (wofür *ἀποκρίνεσθαι* im Papiercoder geleſen wird).

— K. 14. S. 56. Z. 11. ſchreibt unſer Cod. 1. *ὁ Ἱεροβοάμ*, ſodann *ἐπὶ βωμοῦ*, nicht, wie es in der Anm. 3. heißt, *ἐπὶ τοῦ βωμοῦ*. Im Folgenden *ἡ χεὶρ αὐτοῦ*, wie Z. 15. — Z. 7. v. u. ebenderſelbe *μηδὲν τοιοῦτον* (ſt. des gewöhnlichen *τοσοῦτον*) *ἐργασάμενος*. Jenes fand auch Grodek in ſeiner Handſchrift, da er eiusmodi überſetzte. Unbegreiflich aber iſt es, wie der neueſte Herausgeber dieſer Ueberſetzung folgen konnte, indem er im Griechiſchen *τοσοῦτον* beybehielt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

— K. 15. S. 58. Z. 3. Der Münchner Cod. 1. bietet τὰ περὶ τοῦ οἴκου. — Z. 4., wo er ποῖα (sic) πρὸς σωτηρίαν ἐλπὶς liest, schreibt ihm Hr. Reischl die falsche Wortstellung: ποία ἐλπὶς πρὸς σωτ., zu. — Z. 14. hätte aus dem nämlichen Cod. ἕως ὅτε st. ὅτε aufgenommen werden sollen. Hr. Reischl aber vermuthet ἕως ὅτου, als wenn zwischen ἕως ὅτε und ἕως ὅτου ein Unterschied Statt fände. — Z. 15. ist nach ᾧ τὸ ζῆν ἀνέλπιστον διὰ τὴν προφητικὴν ἀπόφασιν aus der Münchner Handschrift 1., mit welcher auch die des Engländers Roe und des Casaubon stimmen, ἦν, welches von der Endsylbe des W. ἀποφάσιν absorbirt wurde, einzufügen. — Z. 9. v. u. setzt die nämliche Handschrift nach πορείαν, wofür sie πορίαν hat, nicht δέκα βαθμούς, sondern δ. β. ὑπέστρεψεν bey. Ganz anders unser Papiercodex. Dort lautet diese Stelle so: καὶ ᾧ τὸ ζῆν εἰς ἀνελπιστίαν περίεστιν, τούτῳ πεντεκαιδεκαέτης χρόνος εἰς ζωὴν προσετέθη, καὶ τὸ σημεῖον δέκα ἀναβαθμοὺς ὁ ἥλιος ἀνέστρεψεν. Man vergleiche Touttée S. 36. E.. Wie ungenau ist demnach Hrn. Reischls Angabe, welcher in d. Anm. 3. S. 59. sich hierüber so vernehmen läßt: „Libri quoque Monacenses post ποιησ. τ. πορείαν apponunt: δέκα βαθμούς?“ — Z. 8. v. u. würde Ref. st. διὰ — τὸν Χριστὸν im Gegensatze zu διὰ — τὸν Ἐζεκίαν unbedenklich διὰ — τὸν Ἰησοῦν aus der ältern Münchner Handschrift aufgenommen haben, mit Rücksicht auf das Folgende: δείξας τὴν διαφορὰν ἑκατέρων, Ἐζεκίου λέγω καὶ Ἰησοῦ.

— K. 16. S. 60. Z. 1. Εἰ δὲ ἀπιστῆς] Richtig die eben genannte Handschrift εἰ δ' ἀπιστεῖς, wie unten Z. 7.

— K. 19. S. 62. Z. 16 — 17: Πέτρος ὁ κορυφαιότατος — τῶν ἀποστόλων] Ueber den bey den Spätern häufig vorkommenden Ausdruck κορυφαιότατος (s. Lobeck z. Phrynich. S. 69. f.) hätten wir eine Bemerkung erwartet.

Katech. III. K. 1. S. 64. Z. 11. αἱ μὲν οὐράνιαι δυνάμεις] Der Münchner Cod. 1. liest οὐράνιοι δ. und IV. 37. S. 132. Z. 9. ἐν οὐρανίοις στρατείαις (s. οὐρανίαις στρατιαῖς). Vgl. IV. 15. S. 106. Z. 9.: βασιλείαν οὐράνιον, αἰώνιον καὶ (die eben genannte Handschrift läßt καὶ mit Recht weg) ἀτελεύτητον. — Z. 16. hat die nämliche Handschrift κατὰ κόσμον, nicht, wie in der Anm. 3. fälschlich steht, κατὰ τὸν κόσμον.

— K. 2. S. 66. Z. 8. v. u. findet sich in dem Cod. 1. nicht ἑτοιμάσθητε καὶ παρασκευάσθητε, sondern ἑτοιμάσθητε καὶ παρασκευάσασθε.

— K. 4. S. 68. Z. 11. hat Hrn. Reischls Text φησὶ· Ἐὰν (sic). Bey Touttée liest man φησὶ γάρ· Ἐὰν, wie Roes und Casaubons Handschriften haben. Richtig beyde Münchner φησίν· Ἐὰν, was der neueste Herausgeber nicht beachtete.

— K. 6. S. 72. Z. 3.: Κἂν Ἠλίαν — εἴποις] Man verbessere εἴπῃς. So unsere beyden

Codd. und der Roesche und der Casaub. Unten, wo es heißt: *Μωσῆς μέγιστος νομοθέτης καὶ πάντες* [*θαυμαστοὶ*] *οἱ προφῆται· ἀλλ' οὐ μείζονες Ἰωάννου*, nahm Touttée *θαυμαστοὶ* mit Recht aus Roe's und Casaubons Handschriften auf, weil die Worte *πάντ. οἱ προφ.* des Prädicates nicht entbehren können. Sonach ist *θαυμαστοὶ*, wenn es auch die übrigen Handschriften nicht anerkennen, von den Klammern zu befreyen. Hrn. Reischls Conjectur: *καὶ θαυμασιώτερος ἢ καὶ πάντες οἱ προφῆται*, hat wegen der Unähnlichkeit der Schriftzüge durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sich. — Z. 14. *πτεροφυήσαντα τὴν ψυχήν*] Offenbar eine Nachahmung des Platonischen *ἡ τοῦ πτεροφυεῖν ἀρχομένου ψυχή* (s. Phädr. S. 251. C.; vergl. ebendas. S. 255. D.). — Z. 5. v. u. bieten st. *ἐπροφήτευσεν* beyde Münchner Handschriften *ἐπροεφήτευσεν*, welches nicht hätte übersehen werden sollen.

— K. 7. S. 74. Z. 14. *οὕτως εἰσελθε καὶ σὺ κτλ.*] „Post *εἰσελθε*, bemerkt der Herausgeber hiezu, delevimus *φησι* ad fidem C. M. Coisl. Re. Casaub." Allein die erste Münchner Handschrift hat *εἰσελθε, φησίν*, die zweyte *φησὶ*, und Touttée that ganz gut, daß er *φησὶ* nicht strich, in Rücksicht des vorhergehenden *ἀπόδυσαι, φησί*. — Z. 8. v. u. steht in der ältern Münchner Handschrift *ἀλλ' εἴ ἐστι τις*, nicht *ἀλλ' εἴ τις*. — Z. 4. v. u. hätte in der Bibelstelle: *ἤδη δὲ καὶ ἡ ἀξίνη πρὸς τὴν ῥίζαν τῶν δένδρων κεῖται*, die Partikel *καὶ*, welche weder der Münchner Cod. 1., noch die besten Ausgaben b. Matth. 3, 10. anerkennen, eingeklammert oder weggelassen werden sollen.

— K. 8. S. 76. Z. 2—5. sind Klammern statt der Parenthesen gesetzt. — Z. 8.: *Οἱ τελῶναι καὶ αἱ πόρναι προάγουσιν ὑμᾶς εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ Θεοῦ*] Hr. Reischl sagt: „Excidit pronomen *ὑμᾶς* in C. M. Re. Casaub." Diese Handschriften aber lassen *ὑμᾶς* mit vollem Rechte weg; denn *ὑμᾶς* ist hier ganz unpassend. Man ergänze vielmehr in Gedanken *ἑαυτούς*. Der Sinn ist demnach: Die Zöllner und die Huren gehen eher in das Reich Gottes ein.

— K. 10. S. 78. Z. 13. sind die Worte *ἀναμάρτητος γὰρ ἦν* wieder eingeklammert, anstatt mit Parenthesen umschlossen. — Z. 5. v. u. schreibe man *συντρῖψαι* st. *συντρίψαι*. — Z. 4. v. u. *καταβὰς ἐν τοῖς ὕδασιν*] Ueber den Gebrauch der Präposition *ἐν* mit dem Dativ bey Zeitwörtern der Bewegung anstatt *εἰς* mit dem Accusativ (vgl. Katech. III. K. 12.) bey spätern Schriftstellern hätten wir eine Anmerkung erwartet. Man sehe Palairet z. Matth. X. 16. XVI. 28. u. z. Joh. V. 4., K. E. Ch. Schneiders Index Graecit. ad Fab. Aesop. ed. de Furia. p. 134. ed. Lips., Jacobs. Addidam. in Athenae p. 95., Bekker. Spec. Philostr. p. 81., Hess. Observatt. in Plutarch. Timol., Behr. ad Ctes. p. 106. u. Matth. gr. Gramm. Th. II. S. 1343.

— K. 14. S. 82. Z. 4. erkennt der Münchner Cod. 1. *ἐπ' αὐτὸν* nicht an. — Z. 10. hätte bey den Worten: *ἐὰν καὶ αὐτὸς ἔχῃς* nach *ἐὰν* aus dem nämlichen, dem Roeschen und dem Casaub. *οὖν* eingefügt werden dürfen.

— K. 15. S. 84. Z. 6. würde Ref. unbedenklich *ποία τοίνυν ἐστὶν ἔμπλαστρος* und unten *τηλικαύτης* (s. *τῆς τοιαύτης*) *ἀπωλείας* aufgenommen haben. — Z. 9. läßt die Münchner Handschrift *κυρίου ἡμῶν* (nicht bloß *ἡμῶν*) mit Recht weg. Auch steht es in der Apostelgesch. II. 38. nicht.

— K. 16. S. 86. Z. 6 — 7. *διὰ τὴν διπλῆν χάριν, λέγω δὲ τὴν ἐξ ὕδατος καὶ Πνεύματος τελουμένην*] „C. M. *λέγων*: perperam," bemerkt Hr. Reischl. Doch hätte nicht übersehen werden sollen, daß der Cod. *δὲ* nicht anerkennt. Sonach ist *λέγων* mit *ἐπιφωνήσει* zu verbinden und keineswegs anstößig.

Katech. IV. K. 1. S. 88. Z. 11. haben beyde Münchner Codd.: *Καὶ ὁ διάβολος μεταχειρίζεται μὲν εἰς ἄγγελον φωτός*] Unser Herausgeber wagte es aber nicht, *μὲν* in den Text zu setzen, weil ihm in dem Folgenden kein *δὲ* entspricht, was keineswegs nothwendig ist, wie man aus Asts Annotatt. in Platon. Phaedr. T. I. p. 351. und aus dem Lexic. Plat. desselben Vol. II. p. 302. ersehen kann. — Z. 1. v. u. f.: *τὴν φθοροποιὸν τῆς ἀσεβείας ἐκ τῶν ὀδόντων προσχέουσιν ἰόν*] Richtig die Münchner Handschriften *προχέουσιν*, was leider übersehen wurde. So las in der seinigen

auch Grodek, welcher eiaculantem übersetzte. — S. 90. Z. 7 — 8.: *Διὰ τοῦτο ἡ Ἐκκλησία νουθετεῖ, διὰ τοῦτο τὰ παρόντα διδασκαλεῖα, διὰ τοῦτο τὰ ἀναγνώσματα γίνονται*] Die Worte *διὰ τοῦτο τ. παρ. διδασκ.* sind bey Prevot eingeklammert; die ältere Münchner Handschrift aber gibt — — *διδασκάλια παραδιδεῖ*, wofür entweder *δ. παρατιθεῖ* (s. Asts Lexic. Plat. unt. d. W.) oder *δ. παραδιδοῖ* zu lesen seyn dürfte. Ueber diese Präsensformen sehe man Matth. gr. Gramm. §. 210. 1. Th. I. S. 482. u. Buttm. ausf. gr. Gramm. Th. I. S. 524. Daß das Verbum hier nicht fehlen dürfe, ist einleuchtend; denn dasselbe fordert schon die Symmetrie. *Γίνονται* ist in unserer Handschrift ausgefallen.

— K. 2. S. 90. Z. 15.: *Μέγιστον τοίνυν κτῆμά ἐστι*] Hr. Reischl in d. Anmerk. 4.: „Loco *τοίνυν* Codd. uterque citt. *μὴν οὖν* (melius: *μενοῦν*), *ἐστι* post *κτῆμα* omiss." Nun werden gerade vorher C. M. Re. Casaub. genannt. Da aber der Cod. M. *τοίνυν ἐστι κτ.*, wofür auch der zweyte Münchner stimmt, bietet, so sind unter Cod. uterque citt. vermuthlich Re. Casaub. gemeint. Wo hat aber der Herausgeber gefunden, daß diese so lesen, da sich bey Touttée weder S. 52., noch in den Varr. Lectt. p. 390. die geringste Spur davon findet? Das darauf folgende Komma ist zu streichen. Trefflich sodann der Münchner Cod. 1. *τὸ τῶν εὐσεβῶν* (nicht *ἀσεβῶν*, wie Hr. Reischl las) *δογμάτων μάθημα* (vergl. oben Z. 10. u. 12.) st. *τὸ τῶν δογμ. μ.*, wie er im Texte gab. — Z. 18. *διὰ τῆς εὐγλωττίας*] So auch beyde Münchner Handschriften. Hr. Reischl aber schreibt der ersten *εὐλογίας* zu. Man könnte vielleicht vermuthen, diese Bemerkung habe sich am unrechten Orte eingeschlichen, da Z. 4 — 3. v. u. die eben genannte Handschrift *διὰ τῆς χρηστολογίας καὶ εὐλογίας* (f. *εὐγλωττίας*. So die zweyte Münchner), bietet, wäre nicht zu dieser letzteren Stelle bemerkt: „*εὐγλωττίας* hic quoque C. M., ubi Re. et Casaub. *εὐλογίας*." Wie verwirrt! Warum wurde der Cod. Ottob. nicht genannt, in welchem ebenfalls *εὐλογίας* steht, am Rande aber von der nämlichen Hand und mit der nämlichen Dinte *εὐγλωττίας* geschrieben ist?

— K. 3. S. 92. Z. 6. hat der Cod. 1. allerdings *ἁγίας* nicht. Daß dieses Wort auch in Roes und Casaubons Handschriften nicht vorkommt, finden wir bey Touttée nirgends bemerkt. — Z. 9. liest der Münchner Cod. 1. *ἀνεχέσθωσαν* st. *ἀνασχέσθωσαν*, was nicht beachtet wurde.

Die Aufschrift: *ΠΕΡΙ ΘΕΟΥ*, wie auch die folgenden hätten füglich wegbleiben können; denn sie sind offenbar bloße Randbemerkungen, welche in den Text geflossen. Schon das Schwanken der Handschriften hätte über die Aechtheit derselben Bedenken erregen sollen.

— K. 5. S. 94. Z. 8. beyde Münchner Codd. schreiben ganz richtig *οὐδὲ ἔστι* st. *οὐδέ ἐστι*. — Z. 13. geben sie *πολὺ μᾶλλον*. Doch verdient die bisherige Lesart *πολλῷ μᾶλλον* den Vorzug. S. Jacobs z. Achill. Tat. S. 649. f., Jacob z. Lukian. Torar. S. 113. u. Alexand. S. 47. u. Ellendt z. Arrian. Bd. I. S. 297.; vergl. hier unten IV. 30. S. 122. Z. 8.

— K. 7. S. 96. Z. 2. v. u. sind, was so häufig geschehen ist, Klammern statt der Parentheses gebraucht. Uebrigens verbinde man, das Einschließungszeichen nach *ἐκ πατρὸς* setzend, *ἀεὶ* mit dem Folgenden.

— K. 8. S. 98. Z. 11. hat der Münchner Cod. 2. *θεὸς λόγος· ἄναρχος λόγος, οὐ προφορικὸς καὶ εἰς ἀέρα διαχεόμενος.* Die Bindepartikel *καὶ*, welche auch der Cod. 1. anerkennt, mangelt bey Touttée und bey dem neuesten Herausgeber, ungeachtet sie in der lat. Uebersetzung atque setzen.

— K. 9. S. 100. Z. 7. Hier schreibt der ältere Münchner Cod. *καὶ ὡς ἡμεῖς*, der jüngere *ὡς καὶ ἡμεῖς*. Obgleich aber Touttée und Hr. Reischl im Texte bloß *ὡς ἡμεῖς* haben, so übersetzten sie doch sicut et nos. In der folgenden Zeile liest der Cod. 1. nicht *καὶ ὡς ἡμεῖς*, wie der Herausgeber in der Anm. 2. angibt, sondern *ὡς ἡμεῖς* ohne *καὶ*, der Cod. 2. hingegen, wie oben, *ὡς καὶ ἡμεῖς*.

— K. 13. S. 102. Z. 1. v. u.: *λυτρωσάμενος τοὺς ἀνθρώπους τῶν ἁμαρτιῶν*] Da nun der Cod. 1. *τ. ἀνθρ. τ. ἁμ. λυτρ.* hat, wo-

für auch der Cod. 2. ſtimmt, wie konnte Hr. Reiſchl ſagen: „Verborum ordinem mutavimus ad fidem C. M.?“

— K. 15. S. 104. Z. 2. v. u.: *Οὗτος ὁ Ἰησοῦς ὁ ἀναβὰς Χριστὸς ἔρχεται*] Hr. Reiſchl: „Ita C. M. 1. Coisl. Re. et Casaub. Vulg. *Οὗτος Ἰησοῦς ὁ Χρ. ὁ ἀναβ. ἔρχ.*“ Wie ungenau! Denn der Münchner Cod. 1. ſchreibt: *Οὗτος* β *ισ* α *ὁ ἀναβὰς, χσ, ἔρχ.* (ſo von der nämlichen Hand) d. i. *Οὗτος ισ χσ ὁ ἀναβ. ἔρχ.*, wie Prevot; der Münchner 2. hingegen: *Οὗτος ὁ ισ χσ ἀναβ. ἔρχ.* Statt vulg. ſollte vielmehr Touttéus ſtehen, welcher zu *ὁ Χριστὸς* bemerkt: „Articulum praeposui ex cod. Coisl. Roe et Casaub., qui tamen ambo voci *Ἰησοῦς* eum praefigunt.“ — Z. 1. v. u. *Καὶ εἶπον*] So der Münchner Cod. 2., ſo auch Touttée und Hr. Reiſchl; in der Ueberſetzung aber gaben beyde: Dixi autem, welches der Lesart des ältern Münchner Cod. *εἶπον δὲ* entſpricht.

— K. 18. S. 110. Z. 11. haben unſere beyden Handſchriften *ὡς φρύγανα*, wie der Text bey Heſaias 47, 14., nicht *φρύγανον*.

— K. 20. S. 110. Z. 1. v. u. Nach *οὐκ ἔστι* (*οὐκ ἔστιν* die ältere Münchner) fügen beyde mit Recht *γὰρ* ein.

— K. 21. z. A. *τὸ δὲ καὶ ἀναγκάσαι παρὰ προαίρεσιν, οὐκ ἔχει τὴν ἐξουσίαν*] Trefflich die Münchner Handſchrift 1. *τοῦ δὲ ἀνάγκασαι*. Ungeachtet Hr. Reiſchl dieſe Lesart in der Anm. 2. anführt und in der Ueberſetzung: „cogendi autem praeter voluntatem, omnino potestatem non habet,“ gibt, nahm er, was unerklärlich iſt, im Texte doch keine Aenderung vor. Die Papierhandſchrift hat *τὸ δὲ ἀναγκ. καί*. Wozu übrigens das Komma nach *προαίρεσιν*? — Z. 15. hätte *καὶ τίνος ἕνεκεν* anſtatt *τίνος ἕνεκεν* entſprechend dem vorhergehenden *καὶ τίνος ἕνεκα* nach der Münchner Pergamenthandſchrift (die andere hat an beyden Stellen *καὶ τίνος ἕνεκεν*) geſchrieben werden ſollen.

— K. 27. S. 118. Z. 10. Hier lieſt der Cod. 1. nicht *περὶ τῶν βρωμάτων* (ſ. *περὶ τὰ βρώματα*), ſondern *περὶ βρ.* — Z. 13. *τοῦ ἐσθίειν καὶ μὴ τε* (sic)] Man verbeſſere *τοῦ τε ἐσθ. καὶ μὴ* nach Touttée, mit welchem der Münchner Cod. 1. übereinſtimmt. Der zweyte hat *τοῦ τε ἐσθ. καὶ μὴ ἐσθίειν*. Im dritten, welcher in dieſem und dem folgenden Kapitel in Berückſichtigung kommt, fehlen dieſe Worte. — Z. 14. mangelt *γὰρ* in dem nämlichen, welcher ſodann *ἀπὸ οἴνου καὶ κρεῶν ἀπεχόμεθα* lieſt. *Τε* erkennt keine der Münchner Handſchriften an. Statt *βδελύγματα μισοῦντες* bietet die dritte *ταῦτα βδελυττόμενοι*. Im Folgenden fügt ſie *τῆς* vor *πνευματικῆς* ein. Z. 17. geben die zweyte und dritte *σπείροντες*. Z. 9. v. u. die erſte *διὰ τὴν τῶν σωμάτων ἀσθενείαν*, die zweyte und dritte *διὰ τὴν τοῦ σώματος ἀσθένειαν*. Z. 1. v. u. lieſt die dritte *νοητὰ καὶ καλλίονα*.

— K. 28. S. 120. Z. 1. iſt *τι* in der dritten weggelaſſen. Ebenſo *τῶν βρωμάτων* nach *τούτων*. Hierauf ſchreibt ſie *οὐχ ἡμῖν μόνον* anſtatt *οὐκ ἐμοὶ νῦν μόνον* und Z. 4. *γέγονε* ſ. *γέγονεν*. Z. 6. geben alle drey *ἀπέχεσθαι τῶν εἰδωλοθύτων* ſt. *τ. εἰδ. ἀπέχ.* Z. 7. die drey *τῶν ἐν ἀνθρώποις*, was Hr. Reiſchl für beſſer erklärt als *τῶν ἀνθρώπων*, aber nicht in den Text aufnahm. Z. 9. läßt die dritte, wie die erſte, *μιμούμενοι* weg. Z. 10. bietet ſie mit der erſten und zweyten *ἔχε καὶ τὸ — ἐσθίειν*, was anſtatt des gewöhnlichen *ἔχε τὸ — ἐσθ.* in den Text geſetzt zu werden verdient hätte.

— K. 30. S. 120. Z. 5. v. u.: *Εἰ δέ σοι τις ἀπιστίας λόγος ὑπεισέρχεται*] Ganz richtig der Cod. 1. *σέ τις*. Denn *ὑπεισέρχεσθαι* und *ὑπεισίεναι* fordern den Accuſativ, wie Baſt z. Greg. von Kor. S. 375. und Jacobs z. Achill. Tat. S. 995. zeigen. Z. 1. v. u. hat auch der Münchner Cod. 1., wie die des Roe und Caſaubon, *ὑποθέσεως* (ſt. *ὑποστάσεως*), was überſehen wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Historische Beyträge zur Philosophie. Von Adolf Trendelenburg. Erster Band. Geschichte der Kategorienlehre. Berlin 1846.

Der Verfasser will durch diese Untersuchungen nicht nur für Erforschung und Beurtheilung des Geschichtlichen in den Systemen wirken, sondern auch „das Ergebniß für die gegenwärtigen Aufgaben der Wissenschaft verwenden," denn die Geschichte enthalte, „richtig aufgefaßt," auch auf diesem Gebiete Warnungen und Hinweisungen genug. Sollen wir zunächst im Allgemeinen aussprechen, ob wir in dieser Darstellung eine wesentliche Förderung des höchst wichtigen Gegenstandes, einen geschichtlichen Fortschritt in der Behandlung der Kategorienlehre erkennen, so müssen wir dieß verneinen. Eine wahre, dem Bedürfniß unserer Zeit entsprechende Kategorienlehre würde eine Entfaltung der Idee der Vollkommenheit seyn, sie würde mit den logischen auch die realen Kategorien begreifen, sie würde die lebendigen Kräfte des Geistes und der Natur umfassen: des Verfassers Grundgedanken sind unfruchtbare Abstractionen.

Bekannt ist des Verfassers preiswürdige Sorgfalt für die literarische Thatsache, sein Eifer für geschichtliche Forschung, wie er das Factische, wo es dunkel ist, aufzuklären, wo es zweifelhaft ist, festzustellen strebt. Da ist er auf seinem Lieblingsfelde und der Leser folgt mit Lust dem kundigen Führer. Der aristotelischen Kategorienlehre widmet er die Hälfte seines Buches, er betrachtet die Kategorien des Aristoteles nicht nur in ihrer ursprünglichen Zusammenstellung, sondern er verfolgt sie in ihren Wirkungen, in ihrer concreten Anwendung. Denn „nur, wo sie wirken, kann man erkennen, was sie leisten und was sie nicht vermögen, und wo an ihre Stelle durch die Sache selbst andere Begriffe treten, da bemerkt man ihre Mängel: sie werden erst in ihrem Zusammenhange mit realen Fragen und in ihrer Anwendung auf besondere Begriffe wahrhaft erkannt: und was der Urheber mit ihnen wollte, sieht man erst da, wo sie in seiner Hand zu Werkzeugen der Untersuchung werden."

(Fortsetzung folgt.)

ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΙΕΡΟΣΟΛΥΜΩΝ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

(Schluß.)

Katech. IV. K. 30. S. 122. Z. 6—7. ἀλλὰ ὅλα (d. i. τὰ δένδρα), τοῦ χειμῶνος παρελθόντος, αὖθις ὥσπερ ἐκ νεκρῶν ἀναβιοῖ] Die Münchner Codd. lassen ὅλα weg; auch Grodek drückte es nicht aus. Ref. wundert sich daher, daß es der Herausgeber nicht einklammerte. — Z. 8.: Οὐ πολλῷ μᾶλλον ἡμεῖς καὶ εὐκοπώτερον ἀναζήσομεν] Πολὺ μᾶλλον, welches Roes und Casaubons Codd. haben, zog Milles mit Unrecht dem seltneren πολλῷ μᾶλλον (s. oben die Anm. zu IV. 5. S. 94. Z. 8.) vor. „Καὶ," sagt Herr Reischl, „Codd. Mon. 1. 2. rectius omittunt."

Wohl! Warum aber verwies er nicht auf IV. 12. S. 102. Z. 17 — 18., wo es heißt: καὶ ὁ τῶν ἀνθρώπων ποιητὴς δυνάμει Πατρὸς ἆρ' οὐχὶ μᾶλλον εὐκοπώτερον ἐγείρεται; Daß μᾶλλον dem Comparativ bisweilen nicht pleonastisch, wie es Einige unrichtig erklären, sondern zur Verstärkung und der Klarheit und Lebhaftigkeit wegen beygefügt wird, hat Ref. z. Synes. Aegypt. Erzählungen üb. d. Vorseh. S. 270. gezeigt.

— K. 33. S. 124. Z. 13. *Πρὸ γὰρ τοῦ ἰλθεῖν*] Kräftiger unsere Handschriften πρὸ τοῦ γὰρ ἰλθεῖν.

— K. 34. S. 126. Z. 5. *τὰς κατὰ παντα χοῦ βίβλους*] Das unpassende κατὰ, welches so wie Roes und Casaubons Handschriften, auch beyde Münchner mit Recht weglassen, hätte ohne weiters gestrichen werden sollen. — Z. 11. hat auch die zweyte Münchner Handschrift fälschlich δουλοῦται, was nicht beachtet wurde, wie die von dem Herausgeber angeführten Codd. des Roe und Casaubon. Die hierauf bezügliche Bemerkung wurde am unrechten Orte eingeschoben. — Z. 8. v. u. liest die ältere Handschrift καὶ τὸ μὴ, nicht καὶ πρὸς τὸ μὴ (so nämlich die jüngere), wie S. 127. Anm. 4. irrig berichtet wird. Daß die Präposition, welche Touttée, obgleich er sie keineswegs für nothwendig erachtete, aus mehreren Handschriften aufnahm, auch bey Casaubon vorkommt, wurde von Hrn. Reischl in der Eile übersehen. Im Folgenden schreibe man mit den Münchner Handschriften παρὰ τὴν Ἀλεξάνδρειαν s. πρὸς Ἀλεξ. — Z. 2. v. u. *ἀλλήλοις μὴ προσιόντες*] So unsere beyden Codd.; προσιέντες Touttée und der neueste Herausgeber, welcher admissi übersetzte, ungeachtet sein Vorgänger ganz passend accedentes gab. — Z. 2 — 1. Unsere Handschriften haben συναγαγὼν εἰς (st. ἐπὶ) τὸ αὐτό.

— K. 35. S. 128. Z. 6. v. u. bietet der Münchner Cod. 1. (mit Zustimmung des zweyten) τῶν δώδεκα προφητῶν, nicht, wie S. 129. Anm. 4. unrichtig angegeben ist, τῶν μὲν δώδ. προφ.

— K. 36. S. 130. Z. 8.: ὅσα [μὲν] ἐν ἐκκλησίαις μὴ ἀναγινώσκεται] Nach Hrn. Reischl läßt der Münchner Cod. 1. μὲν richtiger weg. Allerdings. Doch hätte bemerkt werden sollen, daß nicht bloß der erste, sondern auch der zweyte Münchner Cod., welche gar nicht berücksichtigt wurde, ὅσα μὴ ἐν ἐκκλ. ἀναγ. liest.

— K. 37. S. 130. Z. 15 — 16. *μηδὲ ταῖς μυθώδεσι τῶν Ἑλλήνων μαντείαις. Φαρμακίαν καὶ ἐπαοιδίαν*] Beyde Handschriften μήτε. Doch ist das stärkere μηδὲ vorzuziehen (s. Matthiä's griech. Gramm. §. 609. c. β.). Fehlerhaft sodann die erste Münchner Handschrift θυμώδεσιν. Hierauf die nämliche φαρμακίαν γὰρ καὶ ἐπαοιδὴν, die zweyte φαρμακείαν γὰρ καὶ ἐπαοιδίαν. — Z. 6. v. u. bietet die erste μέχρι ἀκοῆς st. μέχρις ἀκ. nach der Vorschrift der Atticisten, welche die ältesten und besten Handschriften befolgen. S. Lobeck z. Phrynich. S. 14. f., Ast z. Plat. Protag. S. 100. f. u. z. Phädr. S. 651. u. Lex. Plat. Vol. II. p. 332.; vgl. Poppo's Prolegg. ad Thucyd. P. I. Vol. I. p. 147. sq. u. Bornemann z. Xenoph. Anab. I. 4, 13. Dagegen stimmt Jacobs z. Achill. Tat. S. 479.

Katech. V. K. 10. S. 146. Z. 7. *συγκατάθεσιν [τῆς] ψυχῆς ἔχον*] Den von der zweyten Münchner Handschrift bestätigten Artikel würden wir, wenn ihn auch die erste wegläßt, nicht eingeklammert haben, da er der Rede Nachdruck gibt. Vgl. d. Anm. z. II. 3. S. 40. Z. 3. v. u. — Z. 2. v. u. *μετάβα ἐντεῦθεν*] So der Cod. 2.; der erste μετάβηθι ἐντεῦθεν. So Joh. 7, 3. Die Hauptstelle aber findet sich bey Matth. 17, 20 (nicht 19.), wo Griesbach und Tischendorf ebenso lesen; Lachmann hingegen μετάβα ἔνθεν hat, was Hr. Reischl vorziehen möchte.

— K. 11. S. 148. Z. 5 — 6. *μεγάλους κλάδους περιέχει, ὃς αὐξηθεὶς δύναται καὶ τὰ πετεινὰ σκεπάζειν*] Hätte der neueste Herausgeber die erste Münchner Handschrift eingesehen, so würde er gefunden haben, daß sie ὡς — δύνασθαι liest, wie er vermuthete; ὃς — δύνασθαι hat die zweyte. — Z. 9. *κόσμου τε τὰ πέρατα περιπολεῖ*] Nach Platon, wo es im Phädr. S. 246. B. heißt: πᾶσα ἡ ψυχὴ — πάντα οὐρανὸν περιπολεῖ, ferner im Theaetet. S. 176. A.: τὴν — θνητὴν φύσιν καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης (näml. τὰ κακά). Greg. v. Nyssa üb. d. Gebet d. Herrn Bd. I. S. 744. B.: πᾶσα δὲ

ἐμπαθὴς κίνησίς τε καὶ διάθεσις τὴν κάτω ζωὴν περιπολεῖ.

Katech. VI. K. 7. S. 164. Z. 15. *πάντων ἀγαθώτερος*] Ueber dieſe Comparativform, welche von den Atticiſten mißbilligt wird (ſ. Phrynich. S. 92. und Lobeck daſ., und, wie es ſcheint, eine Eigenheit des alexandriniſchen Dialekts war (ſ. Sturz de dialect. Maced. et Alexandr. p. 143.), hätten wir eine Bemerkung erwartet. Man findet ſie bey Plotinos de numeris S. 690. f., wie Creuzer z. Plotin. de Pulcr. p. 296. sq. bemerkt. Eben dieſer Gelehrte führt S. 385. die Superlativform *ἀγαθώτατος*, welche auch Plotinos kannte, aus Euſebios de praeparat. Evangel. I. p. 42. A. an. Außer dem Kaiſer Julian. Br. 44. geg. d. E. und Br. 63. S. 132. ed. Heyler. bediente ſich derſelben auch Syneſ. Br. 143. S. 280. C.

Katech. VI. K. 15. S. 176. Z. 5. *ἀγαθῶν ξυνωρίς*] Nämlich Petrus und Paulus. Schon Sophokles ſagte im Oedip. auf Kolon. V. 894. f.: *Κρέων ὅδ' — οἵχεται τέκνων Ἀποσπάσας μου τὴν μόνην ξυνωρίδα.* Liban. Br. 497., an Ariſtaenet. S. 250. ed. Wolf.: *Καλή γε ἡ συνωρὶς σὺ καὶ Δομέτιος ὁ χρηστός.* Gregor. v. Naz. Red. VII. S. 202. D. in d. Maur. A.: *Ξυνωρὶς γὰρ ἐδοκοῦμέν τις.* Syneſ. Br. 136. geg. d. E.: *ἡ ξυνωρὶς τῶν σοφῶν Πλουταρχείων.*

— K. 30. S. 198. Z. 2. *Θυλάκου δίκην*] Reichliche Beyſpiele hierüber findet man bey Gataker z. Marc. Antonin. VIII. 37. S. 251. f. Vgl. Greg. v. Naz. Br. 32. S. 28. E. f., Gedicht IX. S. 449. V. 688. ff., Epigr. IV. V. 2. S. 1165. in dem von Caillau beſorgten II. Bande der Maur. Ausg. der Werke dieſes Kirchenvaters.

Katech. XI. K. 1. S. 290. Z. 6. v. u. *πατρόθεν*] Dieſe aus der Ilias X. 68. geborgte Ausdrucksweiſe, welcher ſich Kyrillos auch K. III. S. 292. Z. 10. v. u. bedient, findet man frühzeitig bey den Proſaikern, z. B. bey Herodot. an mehreren Stellen (ſ. Schömann z. Isaeos S. 271.), bey Thukyd. VII. 69. und bey Spätern (ſ. Syneſ. üb. d. Königth. S. 14. A. und Br. 127. S. 262. B.). Ebenſo gebraucht Kyrill. Katech. X. K. 2. S. 262. Z. 6. u. Katech. X. K. 19. S. 292. Z. 11. *οὐρανόθεν*. Ueber dieſe und ähnliche Ausdrücke vgl. man Lobeck z. Phrynich. S. 93. f.

So viel über die mancherley Mängel und Verſehen, welche wir in Hrn. Reiſchls Behandlung des Kyrilliſchen Textes gefunden. Alle Abweichungen der Handſchriften in den von uns beurtheilten Katecheſen vollſtändig anzugeben, konnte um ſo weniger unſere Abſicht ſeyn, als wir, hätten wir dieſes thun wollen, genöthigt geweſen wären, die Gränzen unſerer Recenſion zu weit auszudehnen.

Außer den bereits bemerkten Accentfehlern muß Ref. den Herausgeber noch auf einen Uebelſtand aufmerkſam machen. Er ſchreibt nämlich S. 34. Z. 13 — 12. v. u. *ὁ Θεός, φησιν.* S. 74. Z. 11. *ἀποδύσαι, φησι.* S. 150. Z. 7. v. u. *μή τις.* S. 164. Z. 18. *ἑωράκατέ, φησιν* ſtatt *ὁ Θεὸς, φησὶν, ἀπόδυσαι, φησί, μή τις, ἑωράκατε, φησί.* Vergl. S. 168. Z. 5. S. 192. Z. 5. v. u. S. 200. Z. 4. v. u. und S. 254. Z. 14.

Nicht zu billigen iſt, daß er ſich bey mehreren Wörtern ohne Grund großer Anfangsbuchſtaben bedient. So finden wir im Proslog. S. 26. z. A. *Φωτιζομένων.* S. 300. Z. 17. *Φωτιζόμενοι.* S. 32. Z. 14. *Κατηχούμενος* u. Z. 15. *Πιστός.* S. 36. Z. 2. *Συνάξεις.* S. 124. Z. 1. v. u. *Ἑρμηνευτῶν*, während S. 126. Z. 6. v. richtig *ἑρμηνευτῶν* ſteht. S. 54. Z. 12. v. u. *Ἐλαιῶν.* Ebenſo S. 286. Z. 9. Ferner S. 70. Z. 5. v. u. *Σκηνῆς.*

Wenn der Herausgeber in der Vorrede S. X. ſagt: Anxie etiam interpunctionibus juste eligendis vigilavimus, ſo können wir ihm keineswegs beyſtimmen; denn man ſtößt häufig theils auf falſche, theils auf unnöthige Interpunctionen; beſonders müſſen wir die vielen überflüſſigen und den Zuſammenhang ſtörenden Kommata tadeln.

Wenn er ferner ebendaſelbſt ſeinem hochverdienten Vorgänger den Vorwurf macht, daß er als Ueberſetzer zu ſehr der Eleganz gehuldigt habe, ſo müſſen wir bemerken, daß ſeine Ummodelungen der Touttée'ſchen Ueberſetzung den Leſer nichts weniger, als befriedigen werden. So z. B. überſetzt Herr Reiſchl die Worte (S. 48. unten): (*μαρτυρίαν*)

ἔχεις ἀνάγραπτον, (wozu hier ein Komma?) ἐν ψαλμοῖς· Μνησθήσομαι Ῥαὰβ καὶ Βαβυλῶνος, (daß das Komma hier unnütz ist, leuchtet doch ein) τοῖς γινώσκουσί με, durch: habes scriptum in psalmis: Memor ero Rahab (warum nicht Rhaab?) et Babylonis scientium me, und ebenso S. 51., ungeachtet Touttée: — Memor ero Rahab et Babylonis cognoscentibus me gab. Wie konnte er von dem Texte der Siebziger abgehen und dem römischen Psalterium und der lateinischen Vulgata folgen? S. 58. Z. 10 — 9. v. u.: ἡλίου παλίνδρομον διὰ τὸ σημεῖον ποιησαμένου τὴν πορείαν, wo Kyrillos den Propheten Hesaias 38, 7. f. vor Augen hatte, was doch hätte bemerkt werden sollen, drückte der französische Herausgeber διὰ τὸ σημεῖον durch signi gratia aus. Hr. Reischl aber, damit nicht zufrieden, gab in portentum. Wie läßt sich dieß grammatisch rechtfertigen? S. 64. Z. 12 — 10. v. u., wo der griechische Text so lautet: Αἱ μὲν γὰρ κατὰ τὸν κόσμον ἐπιγαμίαι καὶ συνδῆκαι, (wozu dieß Komma?) οὐ πάντως γίνονται κατὰ κρίσιν, übersetzte Touttée: Nam mundana connubia et conventiones non omnino cum iudicio fiunt; Hr. Reischl dagegen: Nam connubia secundum mundum et conventiones non omnino cum discretione fiunt, was nicht gebilligt werden kann. S. 75. Z. 12. wurde peccatricis vitae (ἁμαρτητικῆς ζωῆς) gegen das mitteralterliche peccaminosae (!) vitae vertauscht und. S. 93. Z. 11—10. v. u. statt conversionis omnis ac mutationis expers (ἄτρεπτος, ἀναλλοίωτος) incommutabilis et non alterabilis geschrieben. Ausdrücke, wie abbreviatim st. per compendium (S. 98. Anm. Col. 2. Z. 4.) und immediate f. statim oder proxime (S. 70. Anm. 1. Z. 3.) gebrauchte man selbst im Mittelalter nicht. Wer schreibt: Religio nobis visum, qui textum — servaremus st. religiose nos servavimus, wie man S. 59. Anm. 4. Col. 2. Z. 5 — 6. liest? Nicht zu billigen ist forte f. fortasse (s. Krebs Antibarbarus d. Lat. Sprache. S. 225. f.) und exhinc f. exinde (s. Krebs ebendas. S. 211.). S. 91. Z. 5. und allenthalben ist autor f. auctor (passender wäre scriptor, s. Krebs S. 119.) und autoritas f. auctoritas geschrieben.

Nach dem bisher Bemerkten finden wir es für überflüssig, uns weiter in die Beurtheilung der Latinität des Herausgebers, besonders in der Vorrede, in der Abhandlung: De Catecheseon S. Cyrilli Hieros. indole etc. und in dem Apparatus litterarius, einzulassen.

Für die äußere, sehr elegante Ausstattung hat der ehrenwerthe Hr. Verleger sein Möglichstes gethan. Schade nur, daß sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben! S. CXLVII. Z. 14. verbessere man ab Andr. Darmario st. a Andr. Darm. S. 11. Z. 12. redintegrabo und Z. 13. redintegrandum st. reintegr. S. 15. Z. 2. v. u. laxum f. taxum. S. 26. Z. 1. τῷ f. τῳ. S. 30. Z. 2. λησῆ f. λησῃ. S. 38. Z. 14. κακὸς f. κακούς. S. 44. Z. 3. εὑρέθη f. εὑρ. S. 52. Z. 8. setze man einen Punkt st. des Komma vor τῷ βασιλεύοντα. S. 53. Z. 7. ist inquit nach iratus est ausgefallen und Z. 8. vor regem st. des Komma ein Punkt zu setzen. S. 64. Not. 2. z. A. schreibe man δυν. st. δον. S. 98. Z. 1. setze man Semikolon nach εἴρηται. Ebendas. verbessere man in der Anmerk. Col. 2. Z. 1. ἐστὶν nach der Handschrift st. ἐστί. S. 99. Z. 1. [vero] f. (vero) u. Z. 9. Deus Verbum f. Deus — Verbum. S. 100. Anm. Col. 2. Z. 4. v. u. ideirco f. ideirca. S. 106. Z. 1. γὰρ f. γαρ. S. 112. Z. 4. προτιμότερον f. προτιμώτερον u. Z. 7. ἐνεχθῆς f. ἐνεχθῆς. S. 148. Z. 4. καὶ f. και. S. 298. Z. 3. ἐθεασάμεθα f. ἐθεάσ. Nichts weniger, als mit gehöriger Aufmerksamkeit wurde im Brechen der Sylben bey dem Uebergang von einer Zeile zur andern verfahren. So findet man S. 2. Z. 3 — 2. v. u. ἐβαπ-τίσθη st. ἐβα-πτίσθη; S. 35. Z. 2. v. u. ignos-cas st. igno-scas; S. 61. Z. 11 — 10. v. u. raptum st. ra-ptum u. s. w. ganz unrichtig abgetheilt.

Möge Hr. Reischl diese freymüthigen Bemerkungen, die wir im Interesse der Wissenschaft niedergeschrieben haben, einer freundlichen Aufnahme würdigen!

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Trendelenburgs historische Beyträge zur Philosophie.

(Fortsetzung.)

Aber schon aus dieser äußerlichen Auffassung der Kategorien als verwendbarer Werkzeuge in der Hand ihres Urhebers erhellt, daß es nicht die Idee des lebendigen Geistes ist, welche den Verfasser bey Beurtheilung der geschichtlichen Systeme geleitet hat. Er betrachtet die Kategorien als Gebilde der formellen Logik, hervorgegangen aus der logischen Begriffsbestimmung, und er dringt darauf, diesen Gesichtspunkt als den entscheidenden für die Kategorienlehre festzuhalten, „um nicht reale Principien mit logischen Kategorien zu verwechseln."

Diese Ausschließung der realen Principien von den „höchsten und letzten Begriffen" ist nicht ein Fortschritt in dieser Bahn, sondern ein willkührlicher Rückschritt; wir sollen die logischen Kategorien und die realen Principien zwar nicht verwechseln, aber wir müssen sie verbinden, und nur in dieser Gemeinschaft und gegenseitigen Durchdringung sind beyde Ordnungen logisch denkbare und für die Erkenntniß der Natur und des Geistes fruchtbare Principien. Denn sie sind beyde aus einem und demselben Grunde hervorgegangen, aus der Idee der Vollkommenheit, dem Urquell alles Lebens, Denkens und Seyns.

Was der Verfasser zufolge seiner abstracten Voraussetzung als eine Eigenthümlichkeit Platons bezeichnet, ist vielmehr eine im Wesen des Geistes und in der Natur der Dinge begründete Nothwendigkeit. Der Verfasser selbst geht bey der Begründung seines eigenen Entwurfes von dieser Nothwendigkeit aus, wenn er sagt, daß das Denken eine Gemeinschaft mit dem Seyn in sich tragen müsse, daß die Grundbegriffe des Denkens zugleich die Grundbegriffe der Dinge sind, daß wir unter den Grundbegriffen die Dinge fassen, weil sie ihr Wesen sind. Also nicht nur in der platonischen Dialektik, sondern in jeder lebendigen Erkenntniß „verschmelzen sich Logik und Metaphysik," da das Seyn und das Denken in der Idee denselben Mittelpunkt haben, und nicht nur bey Plato, sondern in jeder wahren Ideenlehre „müssen die höchsten Begriffe zugleich die höchsten Formen des Seyns bilden." Die Erkenntniß dieser innern Einheit beyder Principienordnungen wirkt in Platon jene noch dem Verfasser „uns auffallende" Begeisterung, mit der er von „nüchternen Eintheilungen" redet, es ist dieser Ueberblick, der Seyn und Denken innerlich zusammenfaßt (ὁ γὰρ ξυνοπτικὸς διαλεκτικός), es ist die Ahnung von der signatura rerum und dem Mysterium des heiligen Geistes, die den erhabenen Denker durchdringt. Deßhalb kann man auch nicht sagen, er habe mit den letzten Begriffen „operirt" und von ihnen „Gebrauch gemacht."

Eine principielle Trennung der Logik von der Metaphysik ist auch Aristoteles fremd. Wenn es „in der zergliedernden Richtung des aristotelischen Geistes lag, daß sich ihm die Kategorien als eine logische Aufgabe darboten," so lag es eben so sehr in dieser zergliedernden Richtung des aristotelischen Geistes, daß er unter den höchsten und allgemeinsten Begriffen auch reale Principien begriff. Hat auch Aristoteles die innere Einheit und Zusammengehörig-

keit der Logik und Metaphysik nirgends ausdrücklich bezeichnet, so hat er sie doch immer vorausgesetzt, denn es enthalten nicht nur die „Kategorien“ metalogische Principien, sondern auch die metaphysischen Bücher logische Untersuchungen; er bezeichnet als logische Untersuchungen die Betrachtung über das Wesen der Dinge und die Ideenlehre, er betrachtet den Satz des Widerspruches als die Voraussetzung alles Denkens und Seyns, er beleuchtet in der Metaphysik das Wesen des denkenden Geistes. Nicht die Begründung der Logik durch die Metaphysik fehlt bey Aristoteles, sondern seine eigenthümliche Schranke ist die Zurückführung des denkenden Geistes auf den Begriff der *νόησις νοήσεως*: es ist der Geist in seiner Formthätigkeit, nicht der Geist in seiner gehaltvollen Lebendigkeit, den Aristoteles darstellt.

Dem Aristoteles eine solche Ansicht zuzugestehen ist der Verfasser so weit entfernt, daß er lehrt, diese allgemeinsten Begriffe hätten bey Aristoteles einen grammatischen Ursprung und der grammatische Leitfaden ziehe sich durch ihre Anwendung hindurch. Die Kategorien seyen aus der Zergliederung des grammatischen Satzes entstanden! Diese Ansicht hatte der Verfasser schon bey andern Gelegenheiten ausgesprochen; inzwischen haben Ritter, Spengel und Zeller sich gegen diese Auffassung erklärt; nun sucht der Verfasser sie aufs Neue geltend zu machen, ohne durch überzeugende Beweisgründe sie zu unterstützen.

Es ist erstlich überhaupt unmöglich, aus dem grammatischen Satz die letzten und allgemeinsten, die höchsten und alle andern maaßgebenden Denkbestimmungen abzuleiten, weil die grammatische Satzform nur die Abstraction des Urtheils ist, gegen den Inhalt also sich gleichgültig verhält. Etwas Anderes ist es, die Kategorien, wie Kant gethan, aus dem logischen Urtheil abzuleiten, weil im logischen Urtheil das Subject in seiner innern Selbstthätigkeit erscheint; aber der grammatische Satz ist die Abstraction des logischen Urtheils und reale Kategorien folgen aus dieser Form so wenig, als aus der Form des Kelchglases auf die Güte des Weines geschlossen werden kann.

Zweytens hat auch Aristoteles eine solche Ableitung der Kategorien aus dem grammatischen Satze gar nicht versucht: er hat diesen Gesichtspunkt weder in der Schrift von den Kategorien noch sonst ausgesprochen, und weist er auf grammatische Verhältnisse gelegentlich hin, so sind diese Andeutungen nicht leitende Grundsätze, sondern vereinzelte Analogien. Die *οὐσία* ist nicht identisch mit dem grammatischen Subject, denn die Selbstständigkeit des grammatischen Subjectes ist eine bloß relative, durch seine Stellung im Satz bedingte; die Selbstständigkeit der *οὐσία* als philosophischer Kategorie aber ist eine absolute, die Begriffe der Einheit und Mannichfaltigkeit in sich schließende, alle andern Kategorien aus sich selbst erzeugende, eine freye und schöpferische Selbstständigkeit. Und wie sollten *ποιεῖν*, *πάσχειν* und *κεῖσθαι*, weil sie der formellen Bedeutung nach den grammatischen Begriffen des Activs, Passivs und Intransitivs entsprechen, auch in ihrer realen Bedeutung durch diese grammatische Analogie erschöpft seyn? Sie sind vielmehr die Selbstthätigkeit und das Selbstgefühl des Wesens, der *οὐσία*. Und *ἔχειν* sollte die Eigenthümlichkeit des griechischen Perfects, den Besitz der Wirkung anzeigen? Das *ποσὸν* und *ποιὸν* sind freylich Adjectiva, aber es kommt auf ihre specifische Bedeutung an, wenn sie den Werth einer Kategorie erhalten sollen; ebenso bey den Adverbien *πού* und *ποτέ*. Wenn auch das *πρός τι* „die Spuren der grammatischen Behandlung an sich trägt,“ so ist es doch als Kategorie nicht ein grammatisches Abstractum, sondern Inbegriff mannichfacher Einheitsformen und vielfacher Verhältnißweisen der *οὐσία*.

Aristoteles bezeichnet diese allgemeinsten Begriffe vielmehr als *τὰ κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγόμενα*. Und wenn der Verfasser sagt: „In wie ferne die Kategorien als die Materie des Satzes den Inhalt dessen bezeichnen, was sich verbindet oder trennt: so haben sie in so fern einen Bezug auf die Dinge (!) und diese reale Bedeutung begleitet (!) daher die Kategorien trotz ihres Ursprunges aus der aufgelösten Satzverbindung:“ — so hat er zwar die Zusammengehörigkeit der logischen und der realen Kategorien als sehr äußerlich und

gleichsam wie ein lose geknüpftes Band bezeichnet, aber wenn wir seinen Satz in ernster Folgerichtigkeit auffassen, so ist dieses Zugeständniß der Zusammengehörigkeit beyder eine Widerlegung der Ansicht vom grammatischen Ursprung der Kategorien.

Im Verlaufe dieser Untersuchungen gibt der Verfasser eine berichtigende Ergänzung früherer Behauptungen über den Unterschied des τί ἐστιν und des τὶ ἦν εἶναι. Das τὶ ἦν εἶναι wurde vom Verfasser schon früher (Rhein. Mus. 1828. 4. Heft und De anima) als der schöpferische Begriff nachgewiesen, der dem Daseyn vorangehend Alles, was wahrhaft ist, als das bestimmt, was es ist. Der Begriff des τί ἐστιν aber erscheint in jener frühern Auffassung zu eng begränzt, da es „mit seiner Bezeichnung der angeschauten Gegenwart an das Quantitative und Qualitative gewiesen wurde," und die Stelle, worauf diese Begriffsbestimmung gegründet war, ist ihr bereits „durch eine richtigere Interpunction entzogen." Dieses Komma findet sich in Bonitz kritischen Observationen zur aristotelischen Metaphysik, wo gezeigt wird, daß Metaph. L. 4. p. 1030. a. 29 nicht ὥσπερ καὶ τὸ τί ἐστιν οὐχ ἁπλῶς τί ἦν εἶναι, sondern ὥσπερ καὶ τὸ τί ἐστιν, οὐχ ἁπλῶς τὶ ἦν εἶναι zu lesen sey. Das τὶ ἐστιν bezeichne vielmehr entweder das Geschlecht oder das Geschlecht mit seinem artbildenden Unterschiede. „Es vollendet sich in der Definitive, indem sie das τὶ ἦν als ihren eigenthümlichen Gegenstand in sich trägt. Wo sie unterschieden worden, ist τί ἐστιν das Geschlecht, τὶ ἦν εἶναι das Wesen der Sache, das erst durch das Geschlecht im Verein mit seinem artbildenden Unterschied ausgedrückt wird."

Wie Kant aus seinem logischen Gesichtspunkte die aristotelischen Kategorien zusammengerafft genannt hat, so findet auch der Verfasser von seiner Voraussetzung aus diese Kategorienlehre mangelhaft, — mag man an die Lehre den Anspruch eines systematischen Ganzen machen, oder die Anwendung der Kategorien verfolgen. „Es fehlt der sich in sich zu einem nothwendigen Ganzen abschließende Entwurf." Wie wäre aber ein solcher Entwurf möglich? In der That nur so, daß der Geist der Vollkommenheit in allen seinen Formen und Kräften sich entfalte, nur so, daß die realen Ideen zugleich mit den logischen Kategorien aus der einzig schöpferischen Idee, aus der Idee göttlicher Vollkommenheit abgeleitet werden. Auch bey Aristoteles sind die Kategorien Entwicklungen des Begriffs einer selbstständigen Einheit; auf Einheit ist aber bey Aristoteles der metaphysische Begriff des Wesens, aus dem nur die Begriffe der Einheit und der Mannichfaltigkeit, der Thätigkeit und des Leidens, der Eigenschaft und der Größe, der Zeit und des Raumes und andere solche Verhältnißbegriffe abzuleiten sind. Die wahrhaft absolute Einheit, die keines Anderen, um zu seyn und gedacht zu werden bedarf, ist ein ethisch fruchtbares Princip, die Idee selbstgenugsamer Vollkommenheit. Anstatt diesem wahren Ziele der Betrachtung durch die geschichtliche Forschung sich zu nähern, unterläßt der Verfasser diejenigen Systeme, welche die Keime einer wahrhaften „Metaphysik und Logik, Ethik und Naturphilosophie gleichmäßig umfassenden Kategorienlehre enthalten, in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit darzustellen. Hat er die innere Wahrheit der platonischen Ideenlehre nur als eine Eigenthümlichkeit Platons betrachtet, so kann uns nicht befremden, wenn der Verfasser Plotins Kategorienlehre als eine vereinzelte bezeichnet, die ohne Wirkung geblieben sey. Und doch enthalten Platon und die Neuplatoniker die wichtigsten Probleme für alle Zukunft der Philosophie, namentlich auch für die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft, denn Alles deutet auf die erhabene Wahrheit hin, von der auch Platon ausgegangen: die Idee des Guten ist der höchste Alles befassende Gedanke. Eine Kategorienlehre hat nur dann dauernden Werth und entspricht nur dann dem Bedürfnisse unserer Zeit, wenn sie die Kräfte des sittlichen Geistes umfaßt; der logische Gedanke selbst ist nur als Kraft dieses lebendigen Geistes ein denkbares und reales Wesen. Wie sollte nun „durch den platonischen Standpunkt" die klare logische Aufgabe, die scharfe Eintheilung, die sichere Unterordnung bey Plotin gelitten haben?

Am auffallendsten zeigt sich der Einfluß, den der Verfasser seinen Grundgedanken gestattet, bey

Erwähnung Krause's. Dieser tiefsinnige Denker machte in ausführlicher und durchdachter Exposition wiederholte Versuche, eine umfassende Kategorienlehre zu entwerfen. Er stellt sie dar als die Grundeigenschaften Gottes, als die Grundgesetze der Wahrheit, als die Grundformen des Denkens sowohl als des Seyns. Diese reiche Kategorienlehre erwähnt der Verfasser nur, um sie zu beseitigen, ohne die geringste innere Bereitwilligkeit, auf sie einzugehen.

In rascher Folge gedenkt der Verfasser der stoischen, der patristischen und scholastischen Philosophie, führt die ars universalis des Raymundus Lullius an, Melanchthon, Thomas Campanella, Baco, Cartesius und Spinoza, Locke und Leibnitz, Thomasius, Wolf, Reimarus u. A. Wir vermissen die Termini metaphysici des Giordano Bruno, die durch Mannichfaltigkeit und Reichthum sich auszeichnen. Und wie der Verfasser von Cartesius und Spinoza und Leibnitz sagt, daß sie keine eigentliche Kategorienlehre gegeben, so hätte er auch hinzufügen sollen, daß sie neue selbstständige Kategorien für die Wissenschaft geschaffen und das menschliche Bewußtseyn durch diese wissenschaftlichen Entdeckungen wesentlich erweitert haben. Nirgends zwar hat Leibnitz, obgleich den Empirismus bekämpfend, den Begriff der Nothwendigkeit und Allgemeinheit geltend gemacht, nirgends die über der Erfahrung liegenden Begriffe, welche die Erfahrung erst möglich machen, aus einem Allgemeinbegriff abgeleitet und zu einem sich selbst verbürgenden vollständigen Ganzen entwickelt. Aber er hat dieß deßhalb nicht gethan, weil er von jeder neuen Untersuchung, von jeder neuen Entdeckung eine Bereicherung des menschlichen Geistes und Bewußtseyns erwartete: seiner Forschung Ziel war nicht, den Umfang des menschlichen Verstandes auszumessen, sondern denselben durch neue Entdeckungen zu erweitern.

Erst Kant unternahm eine solche Ausmessung des menschlichen Verstandes und bey dieser Darstellung verfolgte er jenen allgemeinen Begriff „bis in seine ersten Keime" im menschlichen Geist. Die Consequenzen des kritischen Standpunktes bezeichnet der Verfasser klar und treffend. „Der Empirismus war verlassen, der Geist wurde Herr. Aber neben dieser Erhebung lag das an Skepticismus streifende Ergebniß. Wenn sich die Erfahrung nach uns richtet, so erfahren wir nicht das Ding, wie es an sich ist: wir suchen die Dinge und finden nur uns — der Sieg war eine Niederlage, der Geist siegt nur, wenn er die Dinge bewältigt."

Wie aber geschah es, daß der scheinbare Sieg in eine solche Niederlage sich verwandeln mußte? Weil Kant nicht in dem gehaltvollen Geist das Princip des Denkens und den Grund des Seyns erkannte, sondern im logischen Verstand, dessen Grundthätigkeit das logische Urtheil ist. Denken ist ihm Vereinigung des in der Vorstellung gegebenen Mannichfaltigen in der Einheit des Bewußtseyns, die Urtheile sind die Arten dieser Vereinigung. Aus dieser Urthätigkeit des Verstandes leitet Kant die Kategorien ab, sie sind ihm — reine Verstandesbegriffe. Und in diesem eng begränzten Gedankenkreise verweilt Kant auch dann, wenn er über diese Sphäre hinaus einen Blick in die Sphäre des allumfassenden Geistes wirft. Er führt die Thätigkeit des Urtheils als auf ihren letzten Grund auf die synthetische Einheit des Selbstbewußtseyns zurück, ohne in dieser ursprünglichen Apperception einen Act sich selbst begreifender Vollkommenheit zu erkennen, er wendet, um jede Untersuchung „systematisch zu machen," diese reinen Verstandesbegriffe auf alle realen Gegenstände an, ohne diese realen Principien als selbstständige zu begreifen. Der Verfasser bezeichnet nirgends diese innerliche Schranke der kritischen Philosophie, weil er selbst nicht wahrnimmt, daß die logischen Kategorien zu ihrer Ergänzung, ja zu ihrer Begründung einer metaphysischen, einer pneumatologischen Grundlage bedürfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von Chr. von Rommel. Frankfurt am Main, lit. Anstalt 1847. 2 Bände in 8.

Man hat von diesem französisch geschriebenen Briefwechsel schon seit geraumer Zeit Kunde gehabt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist ein beträchtlicher Theil desselben in Böhmers Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte erschienen; als 1819 das sogenannte theol. System Leibnizens bekannt gemacht wurde, beriefen sich die Herausgeber zum Beweis der Aechtheit dieser Schrift auf mehrere Briefe ihres Verfassers an Landgraf Ernst; Guhrauer nimmt in seiner Biographie Leibnizens auf seinen brieflichen Verkehr mit diesem vielfach Rücksicht; und vor zwey Jahren hat Grotefend einen „Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst von H. Rh." als ersten Band der zweyten Folge von Leibnizens gesammelten Werken von Pertz, Hannover 1846, herausgegeben.

Grotefends Sammlung beruht auf einem Fascikel von Briefcopien, welchen Leibniz selbst geordnet hat. Zu den philosophischen Briefen zwischen ihm und Arnauld, deren Vermittler Landgraf Ernst gewesen, wählte Leibniz nach dem Tode beyder aus seinem Briefwechsel mit dem Letzteren diejenigen Briefe aus, welche zum Verständniß jener nothwendig waren, und bestimmmte das Ganze zum Druck.

Hiernach könnte man zweifeln, ob Leibniz auch die übrigen zwischen ihm und Landgrafen Ernst gewechselten Briefe des Drucks für werth gehalten habe; jenes vermittelnden Elementes beraubt, könnten sie ihm vielleicht werthlos erschienen seyn. Doch ist dieß durchaus nicht der Fall gewesen. Gegen Basnage, der ihn nach des Landgrafen Tode um Herausgabe seiner Correspondenz mit demselben gebeten, spricht er sich willfährig dazu aus und sagt nur, daß er, um Niemanden zu beleidigen, mit der Auswahl des herauszugebenden Stoffes sehr genau verfahren, auch nur eine bestimmte Anzahl von Exemplaren für Freunde abziehen lassen werde.

Weder der eine, noch der andere Plan ist zur Ausführung gekommen. Jetzt, nachdem die Bedeutung der Leibnizischen Correspondenz immer mehr erkannt wird — Guhrauer nennt sie geradezu den Körper seines literarischen Nachlasses — und die Grotefendsche Sammlung erschienen ist, wird die Herausgabe des gesammten Briefwechsels mit Landgraf Ernst jedermann willkommen seyn.

Zur Charakterisirung seines Inhalts finden wir nöthig, mit wenigen Zügen das Bild des Landgrafen zu vergegenwärtigen.

Dieser, ein Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel aus zweyter Ehe, geboren 1623, mit ängstlicher Religiosität im reformirten Glauben erzogen, durch Reisen in Frankreich und der Schweiz gebildet, gegen Ende des dreyßigjährigen Kriegs als hessischer Reiteroberst thätig, ward nach dem Tode seiner Brüder der alleinige Besitzer der von seinem Vater gestifteten sogenannten Universalquart Hessen-Rheinfels. Er war bemüht, diesen Besitz zu einer un-

abhängigen Herrschaft in Deutschland zu erheben und verwickelte sich dadurch in viele Streitigkeiten mit der Linie Hessen-Cassel. Das Hervortretendste an ihm ist, daß er, im Jahr 1652 katholisch geworden, sich mit größtem Eifer auf das Gebiet der theologischen Literatur warf, in alle Controversen der damaligen Zeit eingieng, sich mit Jansenisten wie Jesuiten, Calvinisten wie Lutheranern in Correspondenz setzte und alles aufbot, um den Boden der katholischen Kirche weiter auszudehnen; zahlreiche Reisen nach Paris, Wien, Venedig und Rom gaben ihm Gelegenheit, Verbindungen mit den Politikern und Gelehrten seiner Zeit in diesem Sinne anzuknüpfen. Dabey war er nicht blind gegen die Schwächen seiner Kirche; 1666 schrieb er ein Buch: „der so wahrhafte als ganz aufrichtig und discret gesinnte Katholische," worin er die Uebelstände in der Praxis der katholischen Kirche offen darlegte und dadurch ebenso eine Reform derselben anbahnen, als die Protestanten zum Rücktritt anlocken wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Trendelenburgs historische Beyträge zur Philosophie.

(Schluß.)

Es versteht sich von selbst, daß dieser innere Mangel des kritischen Standpunktes noch klarer, als bey Kant selbst, bey Fichte hervortrat, als dieser in der ersten Phase seiner Entwicklung die formelle Thätigkeit des Ich, die Selbstthätigkeit um ihrer selbst willen zum Princip allees Denkens und Seyns macht, um das Wesen in seinem Werden, das Bewußtseyn in seiner Genesis zu begreifen, doch lag schon in diesem Principe einseitiger Selbstthätigkeit der Keim jener erhabenen Philosophie des starken Willens und der freyen Selbstbestimmung, durch welche Fichte mehr zur sittlichen Erhebung und zur Befreyung unseres Vaterlandes beygetragen, als irgend ein anderer seiner großen Zeitgenossen.

Wenn endlich der Verfasser das Princip der hegel'schen Kategorienlehre verwirft, so müssen wir zwar diesem allgemeinen Urtheil beystimmrn, können aber weder die Gründe, auf die er dieses Urtheil stützt, noch die Folgerungen, die er daraus zieht, als die richtigen anerkennen.

Mit Recht sagt der Verfasser: „die Dialektik des reinen Denkens producirt die Definitionen, in welchen das Absolute sich erfaßt. Sie ist mit jeder Kategorie, die sie hervorbringt, die Selbstbestimmung des Denkens zum Seyn. — — Wie verfährt das reine bildlose Denken, um aus sich seine Grundbegriffe zu erzeugen? Jeder Begriff hat in seiner Gränze schon sein Gegentheil an sich und erkennt sich mit seinem Gegentheil durch die Beziehung, in welcher sich beyde gleichen, als Eins und dasselbe. Das reine Denken wird so von einem Begriff zum andern fortgezogen, durch die sich selbst im immanenten Zusammenhang erzeugenden Positionen und Negationen u. s. f." Ein solches reines Denken könne es aber nicht geben; das reine bildlose Denken sey vergeblich. Das Denken, aus dem die bildende Anschauung stammt, könne seine Grundbegriffe nicht aus Abstractionen schöpfen: es müsse das Princip der bildenden Anschauung in sich tragen.

Die Unvollkommenheit dieser hegel'schen Kategorienlehre besteht aber nicht darin, daß sie „zur Metaphysik geworden ist," sondern es ist diese Zurückführung aller Kategorien auf ihre metaphysische Grundlage vielmehr Hegels unsterbliches Verdienst. Sagt doch selbst der Verfasser, Hegel sey darin groß, daß er in allen Gestalten des Daseyns die objective Vernunft wolle und sie als das Erste hinstelle. Nur daß der objectiven Wahrheit eine die subjective Wahrheit überwiegende Kraft zugeschrieben wird, nur diese fast ausschließlich objective Richtung ist ein Fehler der hegel'schen Lehre. Der wahre Grundirrthum dieser Metaphysik ist die Anschauung vom Geiste als einer in ihrem Princip formelen Thätigkeit. Ein reines Denken im Sinne Hegels ist eine bloße Abstraction, nur als Act des sittlich gehaltvollen Geistes ist der Gedanke ein denkbares, nur in seiner Ganzheit, in der Zusammenwirkung aller seiner Kräfte und Vermögen ist der Geist ein fruchtbares Principium.

Deßhalb ist durch des Verfassers „Anschauung" nicht geholfen, es ist durch diese Ergänzung des

hegel'schen Princips kein wesentlicher Fortschritt erreicht.

Auch der Verfasser geht von der ursprünglichen Einheit des Denkens und Seyns aus. „Kein Denken ohne ein Seyn: die Grundbegriffe des Denkens sind zugleich die des Seyns: das Denken kann nur, indem es die Grundthätigkeit mit dem Seyn theilt, dieß verstehen; ohne eine solche vermittelnde Thätigkeit im Denken keine Erkenntniß der Dinge. Wie vereinigen sich nun im Erkennen Denken und Seyn? Wie kommt das Denken zum Seyn? Wie tritt das Seyn ins Denken? Wie bringt das Denken diese Uebereinstimmung hervor und zwar auf eine solche Weise, daß es selbst der Uebereinstimmung gewiß wird?“ Dieß Problem behandelt der Verfasser in seinen logischen Untersuchungen, die er durch gegenwärtige Schrift erläutert und ergänzt. Das den Gegensatz Vermittelnde, sagt der Verfasser in den logischen Untersuchungen, muß etwas den Gliedern Gemeinsames seyn, — und zwar nicht eine ruhende Eigenschaft, sondern eine dem Denken und Seyn gemeinsame Thätigkeit: — eine ursprüngliche und einfache Thätigkeit. Nun ergreift der Verfasser aber nicht Geist und Natur in ihrer ursprünglichen Gemeinschaft, die alles Lebens Quelle ist, er erkennt sie nicht als Selbstbewußtseyn und Selbstgefühl innerer Genugsamkeit, sondern er begnügt sich für seine Erklärung mit zwey abstracten Begriffen: als das Princip der sinnlichen Anschauung betrachtet er die Bewegung, als Princip der geistigen Sphäre den Zweck.

Die Bewegung, lehrt der Verfasser, sey eine solche vermittelnde Thätigkeit, die allgemeine Bedingung des Denkens, und indem sie Raum und Zeit, Figur und Zahl aus sich hervorbringt, sey sie in sich productiv. Und somit die constructive Bewegung eine geistige That, welche nicht erst von der Erfahrung abhängt, sondern diese erst möglich macht. Indessen ist dieß reine Denken nicht mehr bildlos, sondern ist Princip aller Anschauung. Gegen diese Auffassung müssen wir sagen, daß der Verfasser eine ganz abstracte Thätigkeit eine productive, eine erzeugende That nennt, und zwar eine solche, welche die Kategorie der Causalität in sich schließt. Für die Kategorienlehre kommt aber Alles darauf an, daß die Begriffe der Productivität, der Erzeugung nicht mit Abstractionen verwechselt, nicht den Evolutionsmomenten der Dialektik gleichgestellt werden. Sodann entsteht uns durch diese Thätigkeit der Bewegung nur die Kategorie des Raums und der Zeit, der Figur und der Zahl — nicht aber der Begriff der Materie und der Substanz. Nur scheinbar ist des Verfassers Erklärung: „Wenn sich durch diese constructive Bewegung ein Ganzes absetzt und abschließt, so enthält ein solches relativ selbstständiges Ganze den Grundbegriff der Substanz.“ Warum nicht gar! Ja — wenn sich ein Ganzes durch diese Bewegung abschlöße: dieß geschieht aber nicht und es kann nur das mathematische Ganze auf diese Weise entstehen. Von jener Voraussetzung aus entstehen dem Verfasser Combinationen, die ebenso grundlos sind, als die Voraussetzung selbst ist. — Das Verfahren oder die Handlungsweise der Erzeugung ergibt nach dem Verf. das, was im weitesten Sinne die Kategorie der Form heißt, welche die Materie befaßt. Indem sie die Substanz determinirt und zu eigenthümlichen Bewegungen bindet (!), so daß (!) an derselben Causalität haftet (!), wird durch dieß Grundverhältniß die Qualität im weitesten Sinn erzeugt u. s. f.

Die Bewegung, wie sie eine Grundthätigkeit des Denkens ist, liegt allerdings auch in den Dingen: „so weit die Natur reicht, so weit die Bewegung: — wie sie in den Dingen Gestalt und Eigenschaft (?) erzeugt, so erzeugt sie im Denken das Bild.“ Doch ist sie nicht Princip, weder der Substanzen, noch ihrer Eigenschaften, weder der Causalität, noch der Ordnung, weder der sinnlichen Anschauung, noch der Einbildungskraft; wir können dem Verfasser also deßhalb nicht beystimmen, weil er eine relativ bedeutende, für die sinnliche Sphäre wichtige Kategorie zum einzigen und erzeugenden Princip der Sinnenwelt gemacht hat.

Ebenso in der Sphäre des Geistes. Wohl ist der Zweck eine objectiv-subjectiv wesentliche, aber er ist doch nur eine relativ bedeu-

tende, nur in seiner Unterordnung unter den gehaltvollen Geist fruchtbare Kategorie; das erzeugende Princip der Geisterwelt ist selbstgenugsame Vollkommenheit, die sich auch selbst Zweck ist, wie sich selbst Ursprung ist, Gesetz, Beweggrund, Selbstbewußtseyn und Selbstgenuß u. s. f. Und wie die Bewegung in der Sinnenwelt von den Substanzen ausgeht, sie aber nicht erzeugen kann, so kann der Zweck im Reiche des Geistes die specifischen Differenzen nicht hervorbringen, sondern ihnen nur angehören. Wahrheit, Schönheit und Güte, sittliche Thatkraft, Liebe und Seligkeit — alle Ideen sind Zweck ihrer selbst; aus dieser ihrer innern Zweckmäßigkeit aber folgt nicht ihre eigenthümliche, specifisch verschiedene Kraft, Wesenheit und Bedeutung.

Schon in den logischen Untersuchungen hatte der Verfasser den Zweck die andere Macht genannt, die dem Denken — Seyn gemeinschaftlich angehört, und den Grundbegriff der praktischen Sphäre. Nur daß die Begriffe der Ursprünglichkeit und der Gesetzmäßigkeit, der Thatkraft und der Productivität nicht minder solche gemeinschaftliche Mächte sind! Schön sagt er ferner vom Zwecke, daß er die Grundlage unserer organischen Weltansicht bilde, nach welcher der Geist die bildende Seele der Dinge und die Dinge Werkzeuge des Geistes sind. Aber die geistige Harmonie des Ganzen, in welcher sich aller Zwiespalt löset, ist nicht durch den Zweck selbst begründet, sondern durch die Vollkommenheit, deren Energie, deren Selbstbezug und Selbstdarstellung wir den Zweck nennen.

In dieser Anschauung verweilend stellt der Verfasser die Kategorie des Zweckes als die Alles erklärende Grundkategorie der geistigen Sphäre dar. Das Seyn ist auf diesem Standpunkte im Gedanken gegründet; es geschieht dieß im ethischen Rathschluß bewußt und erscheint wie bewußtlos in jeder Thätigkeit des gegliederten Lebens. — Die wirkende Ursache, vom Zwecke bestimmt, wird zum Mittel. Von hier aus gewinnen alle Kategorien einen tiefern Sinn, ein inneres Maß; die physischen Kategorien verwandeln sich in organische, in welchen Alles durch den inwohnenden Zweck des Ganzen bestimmt wird. Dadurch ist die ethische Stufe vorgebildet, auf welcher nicht, wie in der Natur der Zweck des Ganzen blind verwirklicht, sondern erkannt und mit freyem Bewußtseyn ausgeführt wird; alle sittlichen Begriffe ruhen auf dem Zwecke, der als göttliche Bestimmung dem Menschlichen zu Grunde liegt. So der Verfasser. In der That aber ist es nicht die Form des Zweckes, welches die geistige Welt zusammenhält, und diese mit der organischen Welt verbindet, sondern es ist der Gehalt des geistigen Zweckes das schöpferische Princip der Welt: die göttliche Weisheit, die menschliche Vernunft, der Vollkommenheitstrieb der Natur sind die schöpferischen Mächte, die in der Form des Zweckes als wirkende Kräfte erscheinen.

So ist dem Verfasser die Kategorienlehre die Darstellung der gesetzmäßigen Abfolge aller Begriffe aus dem Zweckbegriff. Seine Methode ist ein Verfahren, „das alle scharfen Begriffsbestimmungen bedingt, indem immer die frühere Stufe als das Allgemeine durch den artbildenden Unterschied zu einer neuen und mehr besondern erhoben wird.“

Liegt nun nach dem System des Verfassers in der Kategorie des Zwecks alle Kraft der Bewegung, des Fortschritts, der Vollendung, so versteht es sich von selbst, daß die gehaltvollen Ideen der Freyheit und der Liebe, der Güte und der Schönheit, der Wahrheit und der Heiligkeit hier nicht in ihrer innern Kraft und eigenthümlichen Herrlichkeit erscheinen. So hat der Verfasser die Darstellung der absoluten Kategorien nicht unternommen, sondern nur mit wenigen Worten ihre Möglichkeit angedeutet, es lasse sich noch eine höhere und letzte Stufe der Kategorie, eine Uebersetzung der Grundbegriffe in das Absolute denken, wobey natürlich die Speculation großer Vorsicht bedürfe.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Fortsetzung.)

Eben dieses Buch hat nun den Anlaß zu seinem Briefwechsel mit Leibniz gegeben. Er wollte nach dem Tode des Herzogs Joh. Friedrich von Hannover das demselben übersandte Exemplar sich zurückgeben lassen und hatte sich deßhalb an einen hannov. Beamten gewendet; Leibniz antwortete ihm 21. April 1680, daß es nicht zu finden sey, und giebt dabey zu erkennen, wie sehr er das Buch schätze und es selbst zu besitzen wünsche.

Das sey doch, sagt Ernst in der Antwort, ein vernünftiges und liebevolles Urtheil über seine Schrift! — Hiemit ist der Briefwechsel zwischen ihnen, der bis zum Tode des Landgrafen 1693 währt, eröffnet. Leibniz giebt dem Landgrafen zuerst, unter Rücksicht auf das Buch, seine Ansicht über das Verhältniß der beyden Confessionen zu erkennen. Alles komme darauf an, daß die Protestanten aus allen Kräften nach der Vereinigung mit der röm. Kirche streben, die Katholiken aber ihnen den Weg durch Beseitigung der Mißbräuche in ihrer Kirche erleichtern müßten. Diese bestünden weniger in dem weltlichen Leben der Geistlichkeit, als in der Art des Cultus, der zur Verehrung der Creatur verleite, da doch die wahre Frömmigkeit in der Liebe zu Gott bestehe; würde ein Papst hier reformatorisch wirken, so werde das Werk der Reunion sehr gefördert werden.

Allerdings, antwortete der Landgraf. Das sey die Pflicht der beyden streitenden Theile! Aber keiner denke daran. Unter andern reden die Fürsten Deutschlands viel lieber von Jagd und Pferden, als vom Schaden Josephs. Auch die kirchlichen Fürsten seyen mit so viel andern Dingen, die nicht die ersten seyn sollten, beschäftigt, daß die Reunion liegen bleibe. O, ruft er aus, wenn Katholiken und Protestanten nur wollten, was sie sollten und mit Gottes Hülfe können, sie würden den Weg wohl finden! Aber Iliacos intra muros peccatur et extra. Selbst der sonst so fromme Spener sage: wenn auch Alles so würde, wie der discrete Katholik es wolle, so bleibe doch die Grundsuppe des Gräuels in der Lehre von der Justification. Und eifrige Katholiken meinen, wenn man an Cultus und Disciplin Etwas tadele oder dafür halte, daß der Papst ohne Concilien nicht extra cathedram über Glaubensartikel entscheiden könne, so sey die Kirche gefährdet. Dieß führt ihn auf eine weitere Besprechung dessen, was er vom Papste hält und wünscht. Er könne eine Infallibilität des Papstes, unabhängig von einem allgemeinen Concile, nicht behaupten; doch halte er den nicht für einen rechtgläubigen Christen, der den Papst nicht ex jure divino als Oberhaupt der Kirche anerkenne. Uebrigens bedürfe es für den Papst mehr, als Klugheit und Frömmigkeit. Er müsse jung und gesund seyn und dürfe sich um das weltliche Regiment des Kirchenstaats nicht bekümmern, da er ohnehin für sein pastorales Amt nicht hinlängliche Muße habe. So sollte der h. Stuhl durch Herausgabe von Auszügen aus der Bibel u. dergl. für die religiöse Bildung der unwissenden Italiener sorgen; aber es geschehe dafür Nichts; der Grund sey, daß man das Bes-

sere, z. B. den andächtigen Gottesdienst der Lutheraner zu Amsterdam, gar nicht kenne.

Leibniz, hiemit einverstanden, nimmt doch die geforderte machtlose Stellung des Papstes in Anspruch. Allerdings sey der Kaiser zum Schirmherr der Kirche berufen; es bedürfe keiner Macht auf Seite des Papstes, wenn die Geistlichen mit ihm wohl verbunden und durch einen Wandel ausgezeichnet wären, der dem Volke Respect einflößte; allein nach der gegenwärtigen Lage der Dinge müsse man dem Papst eher ganz Italien geben, als ihm Etwas entziehen; es sey ihm eine Macht zu wünschen, vermöge deren er in gewisser Weise Schiedsrichter zwischen den christlichen Fürsten seyn könne.

Bey dem Eifer des Landgrafen für Ausbreitung des Katholicismus müssen wir es ganz natürlich finden, daß ihm der Wunsch kam, einen Mann, der sich so äußerte, in den Schooß seiner Kirche zurückzuführen.

Der Versuch, diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen und Leibnizens Antworten darauf, bilden einen der belangreichsten Theile des Briefwechsels.

Im Nov. 1683 sendet er ihm alles Ernstes einen „Bußwecker" (Sueglarino), worin er ihn auf die stärkste Weise ermahnt, sich zu bekehren. Zuerst warnt er ihn vor Indifferentismus; dieser, sagt er, führe zum Atheismus; und schilderte ihm dann, wie mißlich es sey, der protestantischen „Secte" anzugehören. Je talentvoller Jemand sey, desto mehr müsse er Rechenschaft abgeben, das menschliche Leben sey hinfällig, die Ewigkeit allen Gütern der Welt vorzuziehen, auch werde ihn der Herzog von Hannover ohne Zweifel gern in seinem Dienst behalten und er brauche nicht zu sorgen, wohin er nach seiner Bekehrung sein Haupt legen solle. Gewiß, er meine es herzlich, Leibniz möge das Herz nicht verschließen! Die Ehre seiner ruhmwürdigen Bekehrung aber möge er nächst Gott dem trefflichen Arnauld lassen, der, obwohl alt, ihm bey diesem guten Werke gern behülflich seyn werde. „Welcher Trost," fügt er dem Brief noch eigenhändig hinzu, „vor dem Tod bey einem katholischen Priester eine Generalbeicht zu halten und von ihm Absolution zu empfangen."

Höchst merkwürdig ist nun des Philosophen Antwort. Nachdem er kurz bemerkt, daß ihn in diesen Dingen keine weltlichen Rücksichten bestimmen, macht er der kath. Kirche die größten Zugeständnisse: die Hierarchie, die Auszeichnung eines Oberpriesters, als eines Leiters der Bischöfe und Priester, beruhe auf gemeinem göttlichen Rechte; in allen zum Heil nothwendigen Glaubenspunkten sey die kathol. Kirche durch einen besondern Beystand des h. Geistes untrüglich. Warum nun, wendet er sich ein, trete ich nicht in sie zurück? Ich habe, sagt er, einige philosophische Meinungen, welche zu ändern mir in meiner jetzigen Geisteslage unmöglich ist. Obwohl nun dieselben weder der h. Schrift, noch der Tradition, noch einem Concil widersprechen, so werden sie dennoch von den Schultheologen, welche sie für glaubenswidrig halten, gemißbilligt und bisweilen selbst der Censur unterworfen. Man wird sagen, ich könne sie verheimlichen. Doch das ist unmöglich. Sie sind von großer Bedeutung für die Philosophie und wenn ich mich einmal über beträchtliche Entdeckungen in Bezug auf Erforschung der Wahrheit und Beförderung der menschlichen Kenntnisse, in deren Besitz ich zu seyn glaube, werde äußern wollen, so muß ich von ihnen als grundlegenden ausgehen. Allerdings, wäre ich in der röm. Kirche geboren, so würde ich sie nur verlassen, wenn man mich davon ausschlöße, wenn man mir auf meine Weigerung, mich für gewisse verbreitete Meinungen zu erklären, die Gemeinschaft aufkündigte. Jedoch nun, da ich außerhalb derselben geboren und auferzogen bin, halte ichs weder für aufrichtig noch sicher, bey dem Bewußtseyn, daß man im Fall einer Herzensenthüllung vielleicht nicht aufgenommen werden würde, sich zum Eintritt zu melden. Immer würde man in dem unangenehmen Falle seyn, seine Gesinnung verbergen zu müssen oder sich einem Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes aussetzen; dieß aber würde bey Vielen Anstoß erregen und mich anstatt in Geistesruhe in sehr große Mißverhältnisse bringen, abgesehen von der einem Zurückgefallenen drohenden bürgerlichen Gefahr. Wohl könnten diese von Mönchen verdammten Meinungen, durch sehr fromme und aufgeklärte Bischöfe und Theologen gebilligt, zum Mindesten geduldet werden; aber einem vielleicht darf man sich nicht aussetzen; man müßte es im Voraus zu erfahren

suchen. Ich habe darüber oft und seit mehreren Jahren nachgedacht, doch habe ich das Mittel noch nicht gefunden. Ew. Hoh. sieht daraus, daß ich Ihnen meinen Herzensgrund entdecke und so hoffe ich, daß dieses für sie allein geschrieben seyn wird; denn ich wünsche, vor ihrem Geist gerechtfertigt zu erscheinen. Was mich noch mehr zu so freyer Aeußerung vermocht hat, ist, daß Ew. Hoh. mich vielleicht besser als irgend Jemand aus dieser Ungewißheit ziehen könnte. Denn gern bekenne ich Ihnen, daß ich gern um jeden Preis in der röm. Kirche seyn möchte, vorausgesetzt, daß ich den Schritt mit einer wahren Geistesruhe und mit dem Gewissensfrieden, dessen ich jetzt genieße, zu thun im Stande wäre, wohl wissend, daß ich meinerseits nichts unterlasse, um einer so wünschenswerthen Union zu genießen. Wüßte ich, daß Ew. Hoh. es zu Herzen nähme, so würde ich mich über das Mittel aus meiner Ungewißheit zu kommen, genauer erklären. — In einem spätern Briefe erklärt er sich genauer darüber. Ungenannt will er über einige Streitpunkte schreiben und sehen, ob die Schrift von einsichtsvollen und gemäßigten Leuten gebilligt wird. Ich kenne, schreibt er, mehrere verdiente Männer, welche sagen, daß, wenn sie in der röm. Kirche geboren wären, sie dieselbe nicht verlassen würden, vorausgesetzt, daß man ihnen Nichts in den Weg legte, von dem zu reden, was sie geändert wünschten. Aber daraus folgt nicht, daß dieselben, geboren in einer andern Gemeinschaft, in die römische einzutreten verpflichtet wären. Denn man würde von ihnen verlangen, Dinge gut zu heißen, die ihnen mißfallen; oder doch ihre Erklärung darüber nicht annehmen. Und gesetzt, sie fänden damit Aufnahme, so würde man immer Verdacht gegen sie haben und ihnen die Klagen, die sie äußern, viel höher anrechnen, als gebornen Mitgliedern der röm. Kirche. Das Sicherste ist also, ausdrücklich zu erklären, was man zu sagen hat. Damit aber eine solche Erklärung leichtere Aufnahme fände, müßte man sich einer unschuldigen List bedienen und eine Schrift verfassen, welche durchaus nicht von einem Akatholiken zu stammen schiene; denn so würde man die Approbation leichter erlangen. Und das ist das Mittel, wovon ich bereits geredet habe. Aber ich bitte, davon Niemanden etwas zu sagen.

Um Verschwiegenheit zu bitten hatte er um so mehr Ursache, als der Landgraf Leibnizens erste Herzensergießung gegen seinen ausdrücklichen Willen an Arnauld mitgetheilt und dadurch eine Aeußerung von dessen Seite über Leibnizens sonderbares Zögern veranlaßt hatte. Hierauf ersucht der Philosoph seinen fürstlichen Freund, an Arnauld weiter nichts zu schreiben, als daß „unser Freund“ bey so wichtigen Dingen es für das Beste halte, vollkommen offen zu seyn; daß es weder sicher noch aufrichtig sey, seine Gesinnungen zu verheimlichen, wofern man Grund habe zu glauben, daß ihre Offenbarung die Nichtaufnahme nach sich ziehen werde; daß man sich durch Annahme eines geheimnißvollen Benehmens aus der Ruhe in eine Unruhe innerer und äußerer Art stürzen würde; daß unser Freund, weit entfernt von den Herzensbeängstigungen, in denen ihn Arnauld befangen meine, sich einer wahren Geistesruhe rühme, indem er seine Schuldigkeit nicht allein reiflich überlegt, sondern auch gethan habe; daß man ihn daher keiner Hartnäckigkeit beschuldigen könne; daß er sich der innern Gemeinschaft der Kirche in demselben Grade versichert halte, wie die mit Unrecht Ausgestossenen, weil es nicht an ihm gelegen habe, daß er nicht auch der äußeren theilhaftig sey. Uebrigens seyen die Meinungen, wegen deren er Schwierigkeiten fürchte, nicht rein philosophisch, sondern bilden einen sehr beträchtlichen Theil der Fundamente der natürlichen Theologie; und die einzig nothwendige Angelegenheit der Seele, Gott über alle Dinge zu lieben und folglich ihm zu dienen, ziehe nach der Ansicht dieses Freundes daraus mehr Bestätigung, als beynah aus Allem, was man über ähnliche Gegenstände in den Schulen zu lehren pflege.

Man sieht hieraus, von welcher Wichtigkeit der Briefwechsel für die Frage nach Leibnizens religiösem Bekenntniß ist.

Ueberdieß bespricht derselbe noch mehrere andere Angelegenheiten religiöser oder doch kirchenhistorischer Natur; so den Unionsversuch Spinola's, und die Streitigkeiten zwischen den Jansenisten und Jesuiten; und zwar zum Theil so gründlich, daß der Kirchenhistoriker von diesen Berichten und Urtheilen wird Gebrauch machen müssen. Der Kürze wegen

wollen wir indeß nur noch den vielfachen politischen Stoff, der darin enthalten ist, andeuten.

Es ist kein irgend bedeutendes Ereigniß der Zeit von 1680 bis 1693, welches darin nicht, mit mehr oder weniger großer Aufmerksamkeit beachtet wurde. Und wie ereignißreich waren diese Jahre!

Bevor wir Einiges hievon mittheilen, scheint es uns zweckmäßig, auf den Gedankenaustausch der beyden Correspondenten in Bezug auf einen Gegenstand von allgemein politischer Natur, der in unsern Tagen vielfach besprochen wird, hinzuweisen.

Bey Gelegenheit eines Buchs von Arnauld bemerkt Leibniz (I, p. 318), daß die reformirten Politiker meist Bestreiter der Monarchie seyen, was ihnen von den Lutheranern, besonders von der Universität Helmstädt zum Vorwurf gemacht werde.

Hierauf erklärt der Landgraf seine Vorliebe für die republikanische Staatsform. Gewiß, sagt er, werden sich Republiken, wie Venedig oder die Niederlande, nicht so schnell und mit solcher Freudigkeit zu einem Krieg entschließen, wie die Könige von Frankreich oder Dänemark; und was gewinnt denn z. B. Braunschweig und Hessencassel durch all die großen Kriegsrüstungen und prächtigen Hofhaltungen, in denen sich die Fürsten von „Hannover und Cassel" gefallen? und zwar auf Kosten derjenigen, für deren Wohl solche Würden und Aemter ursprüglich eingesetzt worden? Nicht für ihre Personen, nicht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit sind die Völker gemacht. Sie verstehen, was ich sagen will; und ich halte den Staat Venedig, obwohl er gleichfalls Unvollkommenheiten an sich trägt, für viel glücklicher, als wenn er durch einen erblichen und ganz absoluten König oder Herzog regiert würde, wiewohl ich dem Dogen etwas mehr Ansehen wünschen möchte, als man ihm zugesteht . . . Ich glaube allerdings, daß Constantin der Große, nachdem er Christ geworden, nach dem Willen des Volks oder der Republik Kaiser bleiben konnte, doch ich glaube nicht, daß er als wahrer Christ sich um die Würde bewerben, noch weniger, sie erblich zu machen suchen und sich in Eitelkeit und Stolz den andern Potentaten der heidnischen Welt hätte gleichstellen dürfen . . . Wie durften die Könige von Schweden und Dänemark ihr beschränktes Wahlkönigthum zu einem erblichen und despotischen erheben? . . . Gereicht es zum Wohl des Reiches, daß es gegenwärtig eben so viel vom Kaiser in der That unabhängige Zaunkönige zählt, als es einigermaßen mächtige Reichsstände giebt? — So läßt der Landgraf, freylich ein nachgeborner und mit der regierenden Linie seines Stammes in Streitigkeiten verwickelter Prinz seinem Unmuth wider die Fürsten Lauf und schließt mit dem Satze: die Christenheit sey vom wahren Christenthum weit entfernt.

Leibniz faßt den Gegenstand allgemeiner und bespricht ihn mit parteyloser Ruhe. Die Frage, sagt er, ob es gut sey, erbliche und absolute Fürsten zu haben, kann verschieden gemeint seyn. Erstlich, ob die Völker verpflichtet sind, ihnen zu gehorchen; zweytens, ob ein Fürst ein solches Recht in Anspruch nehmen und ausüben darf, wenn es von seinen Voraltern auf ihn gekommen ist; drittens fragt man mit Zugestehung des Einen wie des Andern, welche Regierungsform die beste, die dem Geist des Christenthums am meisten gemäße ist. In Bezug auf das Erste wird Ew. Hoh. mit den Andern zugestehen, daß die Völker verpflichtet sind, zu gehorchen oder zu leiden, und daß keine Empörung ohne Verbrechen geschieht. Dieß erscheint eben so wohl dem Geist des Christenthums als der wahren Politik gemäß; denn gewöhnlich sind die Rebellionen gefährlicher, als eine schlechte Regierung. Zwar hat die Regel Ausnahmen. Grotius giebt zu, daß man sich einem Tyrannen, der offenbar auf die Zerstörung des Staats ausgienge, widersetzen dürfe, aber doch müsse man sich gemäßigt verhalten und ich würde Mühe haben, Virgils Worte zu verdauen: Ergo omnis furiis surrexit Hetruria justis, Regem ad supplicium presenti morte reposcens.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. C. Zehrt, Die Einführung des Christenthums auf dem Eichsfelde durch den heil. Bonifacius. Mainz 1847.

H. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848.

A. T. Kruse, Geschichte der Stralsunder Stadtverfassung. Abth. 1. bis zu dem Bürgervertrage vom 16. December 1595. Stralsund 1847.

Dr. F. Ph. Funcke, Geschichte des Fürstenthums und der Stadt Essen. Mühlheim 1848.

Topographie des Erzherzogthums Oesterreich. Bd. 1 — 18. Wien 1840.

G. Bartal de Beleháza, Commentariorum ad historiam status jurisque publici Hungariae aevi medii libri XV. Vol. 1 — 3. Posonii 1847.

A. de Gerando, De l'esprit public en Hongrie depuis la révolution française. Par. 1848.

S. Cassel, Magyarische Alterthümer. Berlin 1848.

Dr. F. W. C. Dieterici, Mittheilungen des statistischen Bureaus in Berlin. I. Vierteljahr. Berlin 1848.

H. Konopacki, Die Verfassung Westpreußens zur Zeit der polnischen Oberhoheit. Berlin 1848.

O. L. Gödsche, Geschichte der Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises. Breslau 1848.

C. Roth, Urkunden der Stadt Obermoschel in der vormaligen Grafschaft Veldenz. München 1848.

J. Osterhammer, Topographie und Geschichte der k. Salinen-Stadt Reichenhall und deren Umgebung. München 1848.

Dr. A. Schnitzlein und A. Frickhinger, Die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl. Nördlingen 1848.

M. v. Deutinger, Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. München 1848.

A. Köllner, Der Landshuter Erbfolgekrieg nach dem Tode Georgs des Reichen. Landshut 1847.

Uebersicht der gedruckten ältern und neuern Lokal-Statuten, Oeffnungen und Gemeinds-Reglemente des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1847.

L. Rilliet-de Constant, Fribourg, Valais et la première division. Berne 1848.

Mémoires du Colonel de Roverea écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel. T. 1 — 3. Zurich 1848.

Berchthold V. Herzog von Zähringen, der Erbauer Berns. Bern 1847.

Ch. Poplimont, Révolution Belge. 1830 — 1848. Bruxelles 1848.

The court and times of Charles the First. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

The court and times of James the first. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

John Lord Hervey, Memoirs of the reign of George the second from his accession to the death of Queen Caroline. Ed. by W. Croker. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Aubrey de Vere, English misrule and Irish misdeeds. Lond. 1848.

R. R. Pearce, A history of the Inns of Court and Chancery. Lond. 1848.

Verhandlungen des englischen Unterhauses über die Emancipation der Juden. Berlin 1848.

Will. S. Gibson, Remarks on the mediaeval writers of English history. Lond. 1848.

J. Garnier, Richard Cobden, les ligueurs et la ligue. Par. 1846.

M. P. W. Becker, Samlinger til Danmarks Historie under kong Frederik III. Regierung af udenlandske Archiver. Deel I. Kjobenhavn 1847.

Fr. Kilvert, A selection from unpublished Papers of W. Warburton. Lond. 1841.

F. v. Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Th. 1 — 3. Berl. 1848.

L. L. Sawaszkiewicz, Tableau de l'influence de la Pologne sur les destinées de la révolution française et de l'empire. Par. 1847.

A. R. Thümmel, Mexiko und die Mexikaner. Erlangen 1848.

Hugh Low, Sarawak; its inhabitants and productions. Lond. 1848.

A. R. Thümmel, Neueste Geschichte der Republik Mexiko. Erlangen 1848.

F. Pruner, Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie als Einleitung zu den Krankheiten des Orients. Erlangen 1847.

F. Pruner, Topographie medicale du Caire. Munich 1847.

W. Barry, A history of Framingham, Massachusetts, including the plantation from 1640 to the present time. Boston 1847.

A. Brummelkamp, Holland in Amerika oder die holländische Colonie im Staate Michigan. Mühlheim 1848.

H. Berghaus, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Gotha 1848.

Resumen de los desastres ocurridos en el puerto de la Habana y sus jurisdicciones immediatas del departemento occidental de la isla de Cuba. Habanna 1846.

H. E. Ludewig, The literature of American local history. New York 1846.

F. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati 1847.

W. Arthur, A mission to the Mysore. London 1847.

Ed. Burke, List of patents for inventions and designs issued by the united states from 1790 to 1847. Washington 1847.

Dr. C. Haas, Nordamerika, Wisconsin, Calmuet. Elberfeld 1848.

Mass. d'Azeglio, Dell' emancipazione civile degl' Israeliti. Firenze 1848.

J. N. Müller, Die Emancipation der Israeliten. Magdeburg 1847.

R. Williams, A biographical dictionary of eminent Welshmen. P. 1 — 4. Lond. 1847.

K. von Schlözer, Choiseul und seine Zeit. Berlin 1848.

Vinc. De-Conti, Dissertazione storico-critico-letteraria sul grande ammiraglio Cristoforo Colombo. Alessandria 1847.

Carl von Nostitz, Leben und Briefwechsel. Leipzig 1848.

H. Montfort, Biographie politique et militaire du Général Cavaignac. Par. 1848.

C. Martens, Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Leipzig 1848.

Th. Lucas, Versuch einer Charakteristik Kimon's nach den Quellen dargestellt. Glogau 1848.

A. Rastoul de Mongeot, Lamartine, poète, orateur, historien, homme d'état. Leipz. 1848.

M. Leroux de Lincy, Les femmes célèbres de l'ancienne France. T. I. Par. 1848.

J. P. Eckermann, Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. Th. 3. Magdeb. 1848.

W. Havemann, Francisco Ximenez. Götting. 1847.

R. Dunglison, A public discourse in commemoration of Peter S. Du Ponceau. Philad. 1844.

G. Fr. v. Vega, Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. 30. Aufl. Herausg. von Dr. J. A. Hülsse. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Gerhardt, Die Entdeckung der Differentialrechnung durch Leibnitz. Halle 1848.

Dr. G. Paucker, Fünf berühmte Fragen aus der Bildlehre. Mitau 1845.

F. Steinmann, Die Luftschifffahrtskunde. Weimar 1848.

G. G. Schwahn, Lehrbuch der praktischen Mühlenbaukunde. Abth. 1. Berl. 1847.

C. F. A. Leroy, Die Holzverbindungen (la Charpente). Aus dem Franz. von Kauffmann. Stuttg. 1848.

Alb. Schillings, Traité pratique du service de l'exploitation des chemins de fer. Par. 1848.

C. Fries, Die Schneewehen und die Mittel erstere unschädlich zu machen. Erlangen 1848.

Stephen H. Long, Description of Col. S. H. Long's bridges. Philadelphia 1841.

O. Wild, Die neueſten Betriebseinrichtungen auf den engliſchen Eiſenbahnen. Stuttgart 1848.

Dr. G. A. Jahn, Aſtrognoſie. Leipzig 1848.

B. A. Gould, Unterſuchungen über die gegenſeitige Lage der Bahnen der zwiſchen Mars und Jupiter ſich bewegenden Planeten. Göttingen 1848.

Dr. J. R. Mayer, Beyträge zur Dynamik des Himmels. Heilbronn 1848.

Dr. W. Hankel, Grundriß der Phyſik. Stuttgart 1848.

J. van der Hoeven, Ergebniſſe der Naturforſchung für das Leben. Berlin 1848.

M. C. Wolfring, Verhältniß des Organiſchen zum Anorganiſchen. Erlangen 1848.

G. Schilling, Akuſtik oder die Lehre vom Klange. Stuttg. 1848.

Dr. H. Helmholtz, Ueber die Erhaltung der Kraft. Berlin 1847.

J. J. Hanuſch, Grundzüge eines Handbuches der Metaphyſik. Lemberg 1845.

H. W. Dove, Ueber Electricität. Berlin 1848.

Alph. Cahagnet, Magnétisme. Arcanes de la vie future dévoilée. Par. 1848.

Dr. O. B. Kühn, Syſtem der anorganiſchen Chemie. Göttingen 1848.

Dr. L. v. Babo, Ueber die Spannkraft des Waſſerdampfes in Salzlöſungen. Ein Beytrag zur Statik der Atome. Freiburg 1847.

A. F. A. Wiegmann und J. F. Ruthe, Handbuch der Zoologie. 3. verm. Aufl. herausg. v. Dr. F. H. Troſchel und F. Fr. Ruthe. Berlin 1848.

H. Frey, Ueber die Bedeckungen der wirbelloſen Thiere. 1. Abhandlung. Göttingen 1848.

O. Schmidt, Die rhabdocoelen Strudelwürmer (Turbellaria rhabdocoela) des ſüßen Waſſers. Jena 1848.

W. G. Roſenhauer, Beyträge zur Inſekten-Fauna Europa's. Bd. 1. Erlangen 1848.

L. Graf, Handbuch der Zoophyſiologie der nutzbaren Hausſäugethiere. Wien 1848.

Dr. Schmidt, Flora von Pommern und Rügen. Stettin 1848.

St. Endlicher, Prodromus florae Norfolkicae. Vindobonae 1833.

A. Griſebach, Ueber die Vegetationslinien des nordweſtlichen Deutſchlands. Göttingen 1847.

J. Ch. Döll, Zur Erklärung der Laubknospen der Amentaceen. Frankf. 1848.

Alph. De Candolle, Notice sur le jardin botanique de Genève. Genève 1845.

Ad. Brongniart, Enumération des genres de plantes cultivés au muséum d'histoire naturelle de Paris. Par. 1843.

Fr. Man. Blanco, Flora de Filipinas. Manila 1837.

Dr. J. C. Maly, Enumeratio plantarum phanerogamicarum Imperii Austriaci universi. Wien 1848.

A. Lasegue, Musée botanique de M. Benjamin Delessert. Par. 1845.

Martial Lamotte, Catalogue des plantes vasculaires de l'Europe centrale, comprenant la France, la Suisse, l'Allemagne. Par. 1847.

A. de Jussieu, Note sur la famille des Penaeacées. Par. 1846.

C. L. B. de Hügel, Enumeratio plantarum quas in Novae Hollandiae ora Austro-occidentali ad fluvium Cygnorum et in sinu regis Georgii collegit. Vindob. 1837.

A. de Jussieu, Géographie botanique. Par. 1845.

Dr. A. Garcke, Flora der Umgegend von Halle. Th. 1. Phanerogamen. Halle 1848.

Alph. De Candolle, Mémoire sur la famille des apocynacées. Par. 1844.

— — Mémoire sur la famille des Myrtacées. Genève 1842.

N. B. Ward, On the growth of plants in closely glazed cases. Lond. 1842.

Dr. A. Sprengel, Anleitung zur Kenntniß aller in der Umgegend von Halle wildwachſenden phanerogamiſchen Gewächſe. Halle 1848.

M. Adrien de Jussieu, Monographie des Malpighiacées. Par. 1843.

Asa Gray, A manual of the Botany of the northern united states. Boston 1848.

Dr. C. F. L. Fiedler, Beyträge zur Mecklenburgiſchen Pilzflora. Heft 1. Uredo. Schwerin 1848.

Dr. G. A. Eiſengrein, Einleitung in das Studium der Pflanzenklaſſe der Akotyledonen. Heft 1 — 3. Freiburg 1844.

Th. Baskerville, Affinities of plants: with some observations upon progressive development. Lond. 1839.

C. Ch. Beinert, Der Meteorit von Braunau vom 14. Juli 1847. Breslau 1848.

K. C. von Leonhard, Naturgeſchichte des Steinreichs. Stuttgart 1846.

Dr. F. A. Quenstedt, Ueber Lepidotus im Lias E Württembergs. Tübingen 1848.

Leop. Pilla, Sopra la produzione delle fiamme ne' Vulcani. Lucca 1844.

L. de Koninck, Recherches sur les animaux fossiles. P. I. Monographie des genres productus et chonetes. Liège. 1847.

F. J. Dochnahl, Die allgemeine Centralobstbaumschule, ihre Zwecke und Einrichtung. Jena 1848.

Dr. W. Pfeil, Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung und Jagdbenutzung mit Rücksicht auf eine zweckmäßige Jagdpolizeygesetzgebung. Leipzig 1848.

F. M. Krauß, Die Ermittelung des nachhaltigen Ertrages der Wälder. Cassel 1848.

W. A. Kreyssig, Die sichere Verhütung der Faulkrankheit der Kartoffeln. Königsberg 1848.

Dr. J. E. Hedenus, Die Roßkastanien. Freiberg 1848.

J. A. Schlipf, Der Pflanzenbau nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit. Reutlingen 1848.

Dr. v. Pabst, Anleitung zur zweckmäßigen Kultur und Bereitung des Flachses. Stuttg. 1848.

L. G. Nefflen, Der Topinambur als Stellvertreter der kranken Kartoffel. Stuttg. 1848.

Dr. H. O. Lenz, Die Lothröhrschule. Gotha 1848.

L. C. Bleibtreu, Die Wirthschaftslehre für den Fabrikanten und Handwerker. Mannheim 1848.

C. Meindel, Die Bereitung der Farben zur Porzellanmalerei. Quedlinburg 1848.

— —, Bereitung der Emailfarben, Glasflüße und Glaspasten zum Behufe der Glasmalerei. Quedlinburg 1848.

K. A. Winkler, Die europäische Amalgamation der Silbererze und silberhaltigen Hüttenprodukte. Zweyte verm. Aufl. Freib. 1848.

J. N. Lang von Hanstadt, Anleitung zur Markscheidekunst. Pesth 1835.

L. Wachler, Die Eisenerzeugung Oberschlesiens. Oppeln 1848.

Report on the gold mines of the Philadelphia and North Carolina mining and smelting company. Philad. 1847.

Dr. C. Hartmann, Ueber Auffindung, Gewinnung und Förderung der mineralogischen Brennstoffe, namentlich des Torfs, der Braun- und der Steinkohle. Weimar 1848.

F. Selner, Systematische Darstellung aller über den Hausirhandel bestehenden k. k. österreichischen Gesetze und Verordnungen. Carlsbad 1848.

F. Fischer, Lehrbuch des österreich. Handelsrechtes, bearb. von Dr. J. Ellinger. 3. verm. Auflage. Wien 1848.

E. C. Walther, Ueber die Errichtung deutscher Consulate. Jena 1848.

J. G. Hubbard, Letter to the Right Hon. Sir Charles Wood, on the monetary pressure and commercial distress of 1847. Lond. 1848.

Dr. J. Heinemann, Die Organisation der doppelten Buchhaltung. Berlin 1848.

Die allgemeine deutsche Wechselordnung mit Einleitung und Erläuterungen. Leipzig 1848.

Die englische Navigationsacte. Hamburg 1848.

Dr. C. W. Asher, Aus den Verhandlungen der Specialcommission des Parlaments über die Navigationsacte. Berlin 1848.

J. H. v. Wessenberg, Ueber Schwärmerey. Heilbronn 1848.

Dr. J. F. C. Hecker, Ueber Sympathie. Berl. 1848.

J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Herausg. von Dr. R. Wagner und Dr. J. G. Fr. Will. Bd. 4. Oceanische und amerikanische Völker. Leipzig 1848.

Dr. F. W. Hagen, Psychologische Untersuchungen. Studien der physiologischen Psychologie. Braunschweig 1847.

Dr. K. W. Ideler, Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung erklärt durch Krankengeschichten. Bd. 1. Bremen 1848.

J. D. Morell, An historical and critical view of the speculative philosophy of Europe in the nineteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Dr. M. E. A. Naumann, Metaphysisches in der Physiologie. Bonn 1848.

F. Fischer, Naturrecht und natürliche Staatslehre. Gießen 1848.

Gorgias Beredsamkeit und Improvisation oder die Redekunst aus dem Stegreif, vor den Gerichtsschranken . . . Deutsch von M. Fr. Teuscher. Weimar 1848.

Le opere di Agnolo Firenzuola, ed. B. Bianchi. Vol. 1. 2. Firenze 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1848.

(Schluß.)

Smirke (E.), On certain obscure words in charters, rentals, accounts etc. of property in the West of England. (Cont.) — Archaeological Journal 1848 Dec.

Closset (Léon de), Quelques mots sur le but, que s'est proposé Tacite en écrivant son ouvrage sur la Germanie. — Revue de Bruxelles 1848 Déc.

Géographie d'Aboulféda, traduite de l'Arabe en Français par Reinaud. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 98, 99.

Chamberet (G. de), Extrait des souvenirs de l'expédition dirigée dans le sud de la subdivision de Tlemcen en Avril et Mai 1847. — Bulletin de la Société de Géographie. 1848 Sept.

Beaufort, Rapport sur les travaux entrepris par le service hydrographique de l'amirauté anglaise de 1838 à 1847 inclusivement. — Ebendaselbst.

Cortambert (L.), Voyage en Orient. Côte du golfe de l'Akabah en Arabie. — Ebendas.

Berthelot (S.), Lettres sur la ville de Sainte-Croix de Ténériffe. — Ebendas.

Smith (William), Dictionary of greek and roman antiquities. 2nd edition, improved and enlarged. — Archaeological Journal 1848 Dec.

Etudes sur la littérature byzantine: Anne Comnène. — Journal général de l'instruction publique 1848 No. 79, 81.

Desprez (H.), La revolution dans l'Europe orientale. Les Roumains, le protectorat russe et la Turquie. — Revue de deux Mondes 1848 Livr. 24.

Lamartine, Histoire des Girondins. — Revue de Bruxelles 1848 Nov.

Charlton (Edw.), On the sepulchral slabs existing in the counties of Northumberland and Durham. — Archaeological Journal 1848 Dec.

Way (Albert), Illustrations of medieval manners, chivalry and costume, from original documents. — Ebendas.

Berkshire antiquities by J. W. — Ebendas.

Clutterbuck (J. C.), Discovery of a Saxon interment at Long Wittenham. — Ebendas.

Vattier de Bourville (J.), Lettre à M. Jomard sur les antiquités de la Cyrénaïque. — Bulletin de la Société de Géographie 1848 Sept.

Ampère (J. J.), Des castes et de la transmission héréditaire des professions dans l'ancienne Egypte. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1848 No. 85.

Etude sur la vie et les ouvrages de Chr. G. Heyne. — Ebendas. No. 88. u. 97.

Nécrologie. M. Antoine-Jean Letronne. — Ebendas. No. 104.

Beaufort (Marquis de), Bossuet et l'ordre social. — Revue de Bruxelles 1848 Nov.

Domestic architecture of the thirteenth and forteenth centuries by J. H. P. — Archaeological Journal 1848. Dec.

Ayliffe Poole, A history of architecture in England. Lond. 1848. — Ebendas.

Petit (J. L.), The abbey church of Tewkesbury,

with a description of its plan and architectural peculiarities. Cheltenham 1848. — Ebendaſ.

Piérot (F.), Cours de sciences physiques, étudiées au point de vue matériel et religieux. — Univ. cathol. 1848 Déc.

Oersted (H. C.), Précis d'une série d'expériences sur le diamagnétisme. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

Pasteur (L.), Recherches sur les relations qui peuvent exister entre la forme cristalline, la composition chimique et le sens de la polarisation rotatoire. — Ebendaſ.

— —, Note sur la cristallisation du soufre. — Ebendaſ.

Bravais (A.), Sur la hauteur des nuages. — Ebendaſelbſt.

Danger (T. P.), Note sur la hauteur des ménisques que présente la surface du mercure contenu dans les vases en verre. — Ebendaſ.

Observations météorologiques. Octobre 1848. — Ebendaſ.

Tables of temperature and rain at Bankok. — Journal of the Indian Archipel. 1848 Oct.

Maxima and minima of atmospherical temperature at Singapore. June 1848. — Ebendaſ.

Schroetter (A.), Sur une nouvelle modification du phosphore. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

Grange (Jules), Analyse des eaux de la vallée de l'Isère sur les terrains talqueux, anthracifères et crétacés. — Ebendaſ.

Boussingault, Recherches sur l'influence que certains principes alimentaires peuvent exercer sur la proportion de matières grasses contenue dans le sang. — Ebendaſ.

Persoz (J.), Des dangers qui peuvent résulter, dans les constructions, de l'action des dissolutions salines sur le fer. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Resumé des observations faites en 1841 sur les gastéropodes phlébentérés. — Annales des sciences naturelles (Zool.) 1848 Sept.

Blanchard (Emile), Note sur les Coléoptères du genre Eurhinus, de la famille des Curculioniens. — Ebendaſ.

Flourens, Note sur le nonvomissement du cheval. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Etudes embryogéniques. Mémoire sur l'embryogénie des Annélides. — Ebendaſ.

Gervais (Paul), Sur les animaux vertébrés de l'Algérie, envisagés sous le double rapport de la géographie zoologique et de la domestication. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Quatrième mémoire: Monographie des Astréides. — Ebendaſ.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. — Annales des sciences naturelles (Botanique) 1848 Sept.

Lestiboudois (Th.), Phyllotaxie anatomique, ou recherches sur les causes organiques des diverses distributions des feuilles (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Planchon (J. E.), Sur la famille des Salvadoracées. — Ebendaſ.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

(Fortſetzung *).

3. Von Seite Toscana's.

Einem perſönlichen Beſuche, den Se. Kaiſerliche Hoheit der Großherzog Leopold von Toscana bey ſeinem letzten Aufenthalte in München der k. Hof- und Staatsbibliothek widmete, folgten alsbald nachſtehende unter den Auſpicien desſelben erſchienene Werke als Bibliothekgeſchenke nach:

a) Opere di Lorenzo de' Medici detto il Magnifico. Firenze per Giuseppe Molini co' tipi Bodoniani. MDCCCXXV. Vier Bände, gr. 4.

Dem Großherzog Leopold II. gebührt nicht nur das Verdienſt, die Koſten des vorliegenden Prachtwerkes mit großmüthiger Freygebigkeit dargeboten zu haben, ſondern er iſt auch der Veranſtalter und eigentliche Bearbeiter desſelben. Er hatte ſich nemlich die Vorbereitung dieſer erſten vollſtändigen Geſammtausgabe der Dichtungen des berühmten Mediceers mittelſt ſorg-

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 341—344.

fältiger Vergleichung aller noch vorhandenen Handschriften und Ausgaben zu einer literarischen Beschäftigung seiner Jünglingsjahre gemacht, und legte noch als Erbprinz das deßfallsige, der Hauptsache nach bereits im Jahre 1822 zum Abschluß gebrachte Material, unter Berichterstattung über das von ihm befolgte Verfahren ꝛc., der florentinischen Akademie (della Crusca) zum unbefangenen Gutachten vor, welche sodann ihrerseits, nachdem der Erzherzog inzwischen zur Landesregierung gelangt war (17. Juni 1824), die wirkliche Herausgabe und die Ueberwachung des Druckes durch einige ihrer Mitglieder besorgen ließ.

Der erste Band, welcher durch das von Raphael Morghen nach einem Originalgemälde Giorgio Vasari's gestochene Porträt des fürstlichen Dichters geziert ist, enthält außer der Vorrede der Akademie, dem erwähnten an letztere ergangenen Aufforderungsschreiben des Erzherzogs Leopold vom 22. December 1822, dann der Aufzählung der für die Ausgabe benutzten Handschriften und Editionen ꝛc. die erste Abtheilung der „Poesie varie del Magnifico etc.," den eigentlichen Canzoniere (Sonette, Canzonen, Balladen ꝛc.); der zweyte Band enthält den Schluß der Poesie varie (namentlich die Stanze o sia Selva d'amore, Ambra, la caccia col falcone etc.); der dritte Band die Poesie sacre (p. 1 — 107) und burlesche (p. 109 — 188); der vierte Band endlich enthält den, nur als Bruchstück erhaltenen, von dem Dichter selbst verfaßten „Commento sopra alcuni de' suoi sonetti." Jedem Bande sind reichliche, zunächst die abweichenden Lesarten der Texte betreffende Anmerkungen, größtentheils aus der Feder des erlauchten Editors beygefügt.

b) Carta geometrica della Toscana ricavata dal vero nella proporzione di 1 a 200,000 e dedicata a S. A. J. e R. Leopoldo II. da Giovanni Inghirami. Firenze 1829.

Erste Ausgabe dieser trefflichen (von Stucchi gestochenen), aus vier Blättern größten Regalformates bestehenden Karte, ohne Terrainzeichnung, am untern Rande der Blätter die Grundpläne der bedeutenderen toscanischen Städte (sechsundzwanzig an der Zahl), im obern Rande aber die Höhenbestimmungen der vorzüglichsten Berge und Orte des Großherzogthums enthaltend.

c) Dieselbe Karte mit Terrainzeichnung und der Jahrzahl 1830 *).

*) Ein erneuerter Abdruck dieser Karte erschien im Jahre 1832, gleichzeitig mit einer von Girolamo Segato besorgten Reduction derselben im Maßstabe von 1 : 400,000.

Giovanni Inghirami, nachmals Provincial der Scuole pie in Toscana, als namhafter Gelehrter und Schriftsteller im Gebiete der Mathematik und Astronomie rühmlich bekannt, hat durch obige geometrische Leistung ein großes Verdienst um die topographische Literatur seines Heimathlandes sich erworben und als würdiges Seitenstück zu der von seinem Bruder, dem bekannten Archäologen Francesco Inghirami verfaßten Geschichte Toscana's *) eine bleibende Grundlage zur Gebietskunde dieses in so vielfacher Beziehung interessanten italienischen Staates geliefert.

d) Dizionario geografico fisico storico della Toscana, contenente la descrizione di tutti i luoghi del Granducato, ducato di Lucca Garfagnana e Lunigiana compilato da Emanuele Repetti. Volume I — V. Firenze, presso l'autore e editore coi tipi di A. Tofani 1833 — 1843.

Supplemento al dizionario etc. Volume unico. Firenze 1845. Appendice al dizionario etc. Vol. VI. Fir. 1846. gr. 8.

Ein musterhaft gearbeitetes Werk, und als die Frucht der Bemühungen und Kenntnisse eines einzelnen Mannes um so mehr jener vollen Anerkennung würdig, welche ihm allenthalben und namentlich auch in Deutschland zu Theil geworden **). Wer Gelegenheit hatte, die Brauchbarkeit und Reichhaltigkeit dieses Wörterbuches zu erproben, und zugleich die eigenthümlichen Schwierigkeiten kennt, welchen lexicalische Arbeiten der Art überhaupt unterliegen, wohin namentlich die unabweisbare Nothwendigkeit gehört, daß das gesammte zu Gebot stehende Quellenmaterial bereits durchforscht und für den Zweck des Unternehmens vollkommen erschöpfend

*) Storia della Toscana compilata ed in sette epoche distribuita dal Cav. Francesco Inghirami. T. 1 — 16. Poligrafia Fiesolana dai torchi dell' autore 1841 — 1843. 8. Die eigentliche Landesgeschichte schließt mit dem 11. Bande. T. 12 — 14 enthaltend in lexicalischer Form eine „Biografia degli uomini memorabili Toscani; T. 15, 16 aber ein alphabetisch-bibliographisches Verzeichniß der toscanischen Geschichtsliteratur: „Biblioteca storica della Toscana e de' suoi abitatori." Dem Ganzen ist ein Quartband von CLIX. Abbildungstafeln beygegeben: Monumenti per l'intelligenza della storia della Toscana. Ebend. 1843.

**) Vergl. Allgemeine Zeitung 1841. Beilage Nro. 78. S. 619. Nro. 128. S. 1018.

ausgebeutet seyn muß, ehe die letzte Ausarbeitung und der Druck auch nur der allerersten Artikel nach der alphabetischen Ordnung beginnen kann, der wird Repetti's rüstige Kraft und ausgezeichnete Befähigung wirklich bewundern, wenn er dabey noch erwägt, in welch verhältnißmäßig kurzer Frist derselbe dieses umfassende, an sechshundert Druckbogen enggeschlossener, zweispaltiger Petitschrift haltende Werk zu Tage förderte. Im Mai 1831 erschien die erste Ankündigung des Unternehmens. Ermuthigt durch die von Seite des Großherzogs von Toscana, dann der Herzogthümer Lucca und Modena dem Verfasser zugesicherten Druckprivilegien verwendete derselbe zunächst dritthalb Jahre auf Bereisung des Landes, auf Durchforschung der Archive und Bibliotheken, auf Sammlung und Richtigstellung der bisherigen Nachrichten über physikalische Topographie, kirchliche und weltliche Verwaltung, über die ökonomischen und industriellen Verhältnisse jeder einzelnen Stadt, jedes Klosters, Schlosses, Dorfes, — und schon im Jahre 1833 erschien der erste Band des Werkes, auf 842 Seiten die Buchstaben A — C umfassend, welchem ohne Verzug (1835, 1839, 1841, 1843) in eben so gediegener und ganz gleichmäßiger Bearbeitung die übrigen Bände nachfolgten.

Der im J. 1845 erschienene Supplementband (278 S. stark) lieferte die nöthig gewordenen Berichtigungen und Zusätze zu den ersten fünf Bänden, namentlich auch die Anzeige der Bevölkerung Toscana's nach dem Stande des Jahres 1845. (Nach des Verfassers Intention sollen seine Söhne oder Erben von zehn zu zehn Jahren eine ähnliche Ergänzung und Berichtigung des Werkes veranstalten.)

Der im Jahre 1846 nachgelieferte Appendice (102 Seiten) enthält die ausführliche, auch für die deutsche Geschichte vielfaches Interesse bietende Genealogie der kaiserlichen Pfalz- und Markgrafen (Conti Palatini e Marchesi imperiali), welche in den verschiedenen Theilen Toscana's von der Mitte des zehnten bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts herrschten; dann einen geologisch-historischen Index über die vorzüglichsten, im Gesammtwerke vorkommenden Artikel dieses Betreffs, und endlich die allgemeine, absichtlich für den Schluß des Werkes aufgesparte Einleitung zum Ganzen. Dieselbe zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die Naturgeschichte und Topographie Toscana's im Allgemeinen behandelt (Lage der Inseln des toscanischen Archipels, Ausdehnung und Grenzen Toscana's in den verschiedenen Perioden der römischen Republik, der Kaiserzeit, unter den longobardischen Königen, zur Zeit der mittelalterlichen Republiken und in der Gegenwart, Uebersicht und Beschreibung der Flüße, Seen, Sümpfe, Canäle, Eisenbahnen, geographische Höhen- und Breitenbestimmung aller Städte, Hauptorte und Berge des Großherzogthums, geologische Darlegung der Natur des Bodens ꝛc.). Die zweyte Abtheilung liefert einen Abriß der politischen Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, dann eine vergleichende, auf officiellen Erhebungen beruhende Bevölkerungsstatistik, vertheilt nach den fünf Verwaltungsbezirken (Compartimenti) und den ihnen untergeordneten 248 Gemeinden (comunità) des Großherzogthums nach vier verschiedenen Epochen: 1745, 1819, 1833 und 1846, und endlich eine synoptische Darstellung der bedeutenderen toscanischen Manufacturen und industriellen Institute.

Die vorstehende flüchtige Aufzählung des Inhalts dieses Werkes dürfte hinreichen, um dessen Trefflichkeit und die Verdienste seines Verfassers zu beurkunden.

e) Memorie sul bonificamento delle Maremme toscane. Firenze per Giuseppe Molini. MDCCCXXXVIII. (VIII. und) 154 Seiten. Mit sechs statistischen Uebersichtstafeln und 27 Kupfertafeln, gr. fol.

Dem allgemein ausgesprochenen Wunsche, die Beschaffenheit und Erfolge der in den letzten Jahren zur Cultivirung der toscanischen Maremmen unternommenen Arbeiten näher kennen zu lernen, wollte der regierende Großherzog auf eine würdige Weise entsprechen. Er sorgte demzufolge dafür, daß dem Verfasser des vorliegenden Werkes, Ferdinando Tartini, Secretär bei der Direction des Ingenieurscorps zu Florenz, sämmtliche officiellen Documente und Verwaltungspapiere, sowie alle nöthigen historischen und statistischen Hülfsmittel für den erwähnten Zweck zur Hand gestellt wurden. Derselbe wurde zugleich in den Stand gesetzt, die Maremmen selbst zu bereisen, um den Stand der gegenwärtigen wie der früheren Trockenlegungs- und Bodenverbesserungs-Vorkehrungen ꝛc. an Ort und Stelle untersuchen zu können. Das Resultat seiner Untersuchungen hat dann der Verfasser im obigen Werke, von welchem gleichzeitig auch eine Octavausgabe (486 S.) in der nemlichen Verlagshandlung erschien, zur Publicität gebracht. Die beigegebenen Kupfertafeln enthalten: Vergleichende Karten der Maremmen zu verschiedenen Epochen seit der Römerzeit, Abbildungen der Brücken, Canäle, Schleußen, Faschinenbauten, Werkzeuge und Maschinen aller Art, Tav. 7. insbesondere liefert die Abbildungen der bey Gelegenheit verschiedener Ausgrabungen in den Maremmen aufgefundenen Anticaglien, Urnen und anderer Gefäße von antiker Töpferarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Fortsetzung.)

„In Bezug auf das Gewissen der Fürsten könnte man sagen, daß nicht die Macht, sondern nur der schlechte Gebrauch derselben tadelnswerth ist; doch reicht dieß noch nicht hin. Denn so tugendhaft ein Fürst seyn mag, er kann für seinen Nachfolger nicht haften, und man könnte sagen: er hat Unrecht, ein Recht zu begründen oder zu erhalten, welches in andern Händen dem Mißbrauch ausgesetzt ist und verderblich werden kann. An M. Antoninus Philosophus hat man weiter Nichts getadelt, als daß er das Reich einem Sohn überlassen hat, der desselben unwürdig war. Zwar könnte ein Fürst für die Erziehung der zukünftigen Fürsten geeignete Sorge tragen, aber auf den Erfolg kann man nicht mit Gewißheit zählen; so daß ich gegen die absolute Macht stimmen würde, wenn es in unsern Tagen solche Tyrannen gäbe wie weiland die römischen Imperatorenungeheuer. Heutzutage aber giebt es keinen so schlechten Fürsten, unter dem es sich nicht besser lebte als in einer Democratie. Daher kommt Alles auf die oft besprochene Frage zurück, welche Regierungsform die beste ist. Es wäre zu wünschen, daß die Mächtigsten immer die Weisesten wären oder die Weisesten die größte Macht besäßen; aber die Weisheit der Menschen ist sehr beschränkt; oft machen die größten Geister die größten Fehler. Ueberdieß ist die Weisheit nicht immer leicht zu erkennen, es giebt Weise, die nicht weise, Tapfere, die nicht tapfer sind. Die Völker haben eine Ehrfurcht vor hoher Geburt, welche sie vor der Tugend nicht haben, so daß ich glaube, daß die Wahlreiche den Unruhen sehr ausgesetzt sind, und die Erfahrung bestätigt es; selbst in diesen Reichen muß man so viel als möglich auf Succession halten. Auch sieht man: es ist nicht immer gut, daß den Fürsten die Hände sehr gebunden sind; denn dieß macht sie unfähig, zweckmäßig für die Bedürfnisse des Staats zu sorgen. Wäre der König von England so absolut, wie der König von Frankreich, so würde er sich den Fortschritten Frankreichs zeitig entgegengesetzt haben, und Europa würde in einem ganz andern Zustande seyn als dem gegenwärtigen. Die nordischen Völker haben die Erfahrung gemacht, wie wenig ihnen damit gedient war, daß sie ihre Könige unter der Aufsicht der Senatoren hielten und 50 Könige hatten anstatt eines einzigen; daher haben sie für gut befunden, sie von diesem Joch zu befreyen. Von der andern Seite bemerkt Ew. Hoh. sehr richtig, daß die absoluten Fürsten zu geneigt zum Kriegführen sind, und daß es, was ich durchaus zugestehe, für Erhaltung des allgemeinen Friedens besser seyn würde, wenn alle Völker Fürsten hätten, deren Macht durch die Stände gebunden wäre. Denn hat ein kriegerisches Volk oder ein großes Reich einen absoluten Fürsten, so sind die durch weniger absolute Fürsten regierten Nachbarn in großer Gefahr und müssen oft, um sich gegen Unternehmungen sicher zu stellen, ihren Fürsten dieselbe Macht einräumen. Indeß denken gute Fürsten, so mächtig sie seyn mögen, immer daran, daß sie im Hinblick auf Gott nicht Eigenthümer, selbst nicht einmal Nutznießer ihrer Lande sind, sondern einfache Verwalter eines Gott angehörigen Gutes; daß sie

nicht Thiere, sondern Seelen leiten, welche Gott mit dem Theuersten, was er besaß, erlöst hat; daß er dereinst gestrenge Rechnung von ihnen fordern wird; und daß ein ungerechter Krieg beynahe das größte Verbrechen ist, welches begangen werden kann."

Diese bedeutsame Unterhandlung zwischen den beyden Correspondenten fällt in den Sommer 1683. In derselben Zeit beschäftigt sie die Aussicht auf den damals noch ungewissen Ausgang des Türkenkriegs und es ist von Belang, in Leibniz den viel umfassenden Gelehrten, in Ernst den erfahrnen Kriegsmann darüber reden zu hören. Leibniz erkennt die ungeheure Gefahr, die mit dem Heranzug der Türken dem Reiche droht, und bemerkt, daß die türkischen Soldaten zu den verschiedenen Arten der Kriegführung tüchtiger ausgebildet seyen, als die deutschen Musquetiere. Der Landgraf hat eine andre Ansicht. Ich halte dafür, sagt er, daß um Polens willen der Türke seine Kräfte theilen muß; und daß die Unsrigen durch bloße Bewachung der Waag- und Raab-Ufer die Türken an jeglicher Unternehmung hindern werden. Zu spät ins Feld gerückt und nach Gewohnheit zuerst wieder abziehend werden sie bereuen, diesen Krieg mit solcher Lebhaftigkeit angefangen zu haben. Gott gebe indeß, daß ich mich um unsrer Sünden willen nicht täusche. — Der Türke hat nur 18,000 Janitscharen gute Infanterie und etwa 15,000 Spahis gute Reiterey; all sein übriges Heer, europäischen und asiatischen Ursprungs wie Moldauer, Walachen und Bulgaren besteht nur aus Gesindel und herbeygezwungenem Volk, gegen welches ein einziger guter deutscher Fußgänger oder Reiter so viel als 10 oder 12 vermag. Leibniz, dessen Zweifel an der deutschen Heereskraft indessen durch das Vordringen der Türken über die Raab bestätigt worden, begründet seine Ansicht durch einen Ueberblick über das Wesen der deutschen Kriegführung von den Zeiten der Kreuzzüge an: mit der Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerkunst habe sich Alles verändert; jetzt komme es im Kampf nur auf das Losschießen an; in Deutschland lege sich jedermann auf das Studiren; überdieß sey im Heer keine Mannszucht, der Soldat werde nicht gut genährt und besoldet, und statt erprobter Anführer wähle man junge unerfahrne Officiere. Anderseits werde die Stärke der Türken von Andern höher angeschlagen: außer den 18,000 eigentlichen in den Schulen von Constantinopel erzogenen Janitscharen gebe es im ganzen türkischen Reiche eine große Anzahl ähnlicher Mannschaften. Auch möchte ich glauben, sagt er, daß sich unter den europäischen und asiatischen Timarioten, denen ihre Lehenspflicht auferlegt, mit einer gewissen Anzahl von Leuten Kriegsdienste zu leisten, genug geschickte Krieger befinden, besonders in den Landestheilen, deren Bewohner von jeher für tapfer gegolten haben. Die Griechen, Macedonier, Thracier, Triballer und andre gegenwärtig der europ. Türkey einverleibte Völker sind es, welche unter Alexander einen Theil der Welt unterjocht haben. Und da diese Leute in besserer Zucht und Ordnung leben, als die Unsrigen, da ihr Lager reinlicher und geregelter ist, und sie selbst zu Anstrengungen tauglicher, so wundere ich mich nicht, wenn sie noch frisch und muthig sind, während den Unsrigen schon der Muth gefallen ist. Ich weiß nicht, ob der Glaube an die vorgebliche Prädestination und der Maslach oder das Opium dazu etwas beytragen, aber ich glaube, daß Reis und Kaffee ihnen dienlicher sind, als den Unsrigen Fleisch und Wein: falls diese nämlich davon mit jener gewöhnlichen Gefräßigkeit genießen, welche sich oft in Hunger und Kummer verkehrt. Trotzdem, meint er, könne man dem Feinde widerstehen, wenn die Befehlshaber ihre Pflicht thäten und man das grobe Geschütz wohl bediente; durch dieses vor Allem könne unsre Schwäche gegen die Kühnheit und Wuth der Barbaren siegen. Außerdem räth er noch zwey Mittel an, von denen besonders das erste von der größten, in unserm Jahrhundert erprobten Bedeutung ist: Landwehr und Anlegung von Gränzfestungen. Es würde vielleicht räthlich seyn, sagt er, unter das Heer eine Anzahl deutscher und ungarischer Landmilizen zu mischen. Denn 20,000 Bauern, unter 40,000 gute Soldaten gemischt, werden beynah ebenso gute Dienste thun, als eigentliche Soldaten. Auch wundere ich mich, daß man bey dem Heranzug eines so furchtbaren Feindes nicht einen Theil des Gränzvolkes bewaffnet hat, um seinen Lauf zu hemmen; und daß nicht alle Lehnsträger Befehl bekommen haben, aufs erste Lärmzei-

chen das Pferd zu besteigen. Leibniz hat hiebey ein Vorbild aus der früheren französischen Geschichte vor Augen. Man könnte, sagt er, von solchen Anordnungen vielleicht gegenwärtig Vortheil ziehen; wenn ich nach Hannover zurückgekehrt bin, werde ich darüber Vorschläge machen. — Dabey ist er nicht ohne Sorge, daß der König von Frankreich den Türkenkrieg zum Vorwand nehmen könne, in das Reich einzudringen, um die Fortschritte der Ungläubigen aufzuhalten. Doch hoffe ich, fügt er hinzu, Gott werde uns nicht so weit verlassen, daß uns nur die Wahl zwischen zwey Arten von Sclaverey übrig bliebe.

Wie Leibniz hier bey Gelegenheit des Türkenkriegs auf Frankreich blickt, so beschäftigt ihn und den Landgrafen die französische Politik fast in allen ihren Briefen. Beyde verfolgen die Schritte derselben in Spanien, Italien, Amerika, in Bezug auf den Papst und das deutsche Reich mit den wachsamsten Augen.

Es ist bekannt, mit welcher seltsamen, aus Furcht und Bewunderung gemischten Stimmung Leibniz auf den mächtigen Ludwig XIV. hinsah: wie er es selbst gewagt hat, ihm Pläne zur Vergrößerung seines Reichs nach Süden hin vorzulegen; wie er von ihm die größten Dinge zur Beförderung der Wissenschaften und der Christenheit zu erwarten, ja zu erwirken sich berechtigt glaubte.

Hieraus erklärt sich die Behutsamkeit, womit er kurz vor dem Mordkrieg von 1689 über die von Ludwig einige Jahre lang gepflogene Ruhe urtheilt. Nachdem er die Stärke Frankreichs geschildert, wirft er die Frage auf, warum sich dasselbe jetzt so gemäßigt verhalte? Nicht Schwäche, nicht Furcht, nicht Zartheit des Gewissens könne Ludwig dazu vermocht haben; es beruhe wohl nur auf Laune. Der König, meint er, ruhmessatt und in Betracht der großen Eroberungen, durch welche er die Grenzen seiner Monarchie ausgedehnt habe, halte vielleicht für besser, sie zu befestigen, als sie von Neuem zu gefährden. Er erinnerte sich wohl, daß er es zum Theil dem Zufall und der Unklugheit seiner Feinde verdanke, aus den Mißgriffen, worein ihn der vorige Krieg verwickelt, so glücklich entkommen zu seyn. Daher habe er vielleicht den Entschluß gefaßt, sich in's Künftige mehr dem Innern seines Reiches zuzuwenden, Mißbräuche abzustellen, seine Völker unter Einem Glauben zu vereinigen, eingedrungene Unordnungen in Rechtspflege, Polizey und Finanzen zu verbessern und ruhig die Frucht seiner Mühen und seines Ruhms zu genießen. Leibniz meint, vielleicht habe eine Krankheit des Königs dazu beygetragen, seine Leidenschaften abzukühlen und so den für Deutschland günstigen Zustand der Ruhe herbeyzuführen: ebendeßhalb müsse man ihm eher langes Leben, als den Tod wünschen.

Wenn Leibniz den König darin richtig beurtheilt, daß er seine Handlungsweise aus der Macht seiner Laune erklärt, wie sehr hat er sich freylich in der nächsten Wirkung derselben geirrt. Nur wenige Monate, und der entsetzlichste Krieg ward gegen Deutschland begonnen.

Während des unglücklichen Jahres 1689 war Leibniz in Italien, und so kömmt es, daß der Briefwechsel über die Ereignisse dieses Zeitraumes nur wenig enthält. Interessant ist eine sonst vielleicht wenig bekannte Anekdote, welche der Landgraf Ernst in einem Brief vom J. 1691 Leibniz mittheilt. Er erzählt: „Als der König von Frankreich im Herbst 1688 vernahm, daß sich der Graf Kaunitz, außerordentlicher kaiserlicher Gesandter bey der Kölner Wahl, ebenso gegen Frankreich als gegen die Person des Cardinals (des von Frankreich vorgeschlagenen Fürstenberg) ereifert habe, sagte er, in einer Fensterböschung stehend, ganz laut zu den Umstehenden, wenn es deshalb zum Krieg komme, so werde er sich an den Deutschen und dem Churfürsten von der Pfalz dermassen rächen, daß sie es bereuen würden, ihn so gereizt zu haben. Dictum, factum; und zwar mit der äußersten Härte einer barbarischen Wuth; ohne zu schonen, ohne auf irgend Etwas Rücksicht zu nehmen. Dieß bezeugen die so alten und ehrwürdigen Kathedralen zu Worms und Speyer, und so viel andere Stifts- und Klosterkirchen, einerley, ob sie den Mönchen oder Nonnen gehörten, welche diesem König nichts gethan hatten, der sich den „sehr christlichen“ nennt, aber nach Allem sich g e g e n die Christen auf die Seite der Türken stellt.“

Nachdem Leibniz aus Italien zurückgekehrt und die unterbrochene Correspondenz mit dem Landgrafen wieder begonnen ist, sind die Kriegsereignisse ein häufiger Gegenstand ihrer Unterhaltung. Leibniz erkennt, woran es den Deutschen fehlt: an Einheit des Willens und Kriegsplans. In einem Briefe vom July 1692 sagt er: ich glaube, daß der Kaiser besser gethan haben würde, das Commando am Rhein dem Grafen Caprara oder sonst einem geschickten General zu überlassen, als einem Fürsten, der allzu stolz seyn und sich nicht genug mit dem Landgrafen von Hessenkassel in Uebereinstimmung setzen wird. Der fränkische und schwäbische Kreis thun beyde ihre Pflicht; es mangelt uns nicht an Leib und Stoff, wohl aber an Seele und Gestalt, um unsere Heere in geeigneter Weise auftreten zu lassen. Ich glaube, daß wir eben so geschickte Leute haben, als Herr Vauban; bey Herrn Flemming, den ich genau kenne, könnte Herr Vauban in die Schule gehen; aber was hilfts einem geschickten Jäger, gut schießen zu können, wenn er kein Pulver hat? In Deutschland hat der Eine Macht, der Andere Kenntniß; in Frankreich findet sich Beydes vereinigt. So sieht Leibniz den unglücklichen Ausgang des Kriegs, dessen Ende der Landgraf übrigens nicht erlebte, aus der Beschaffenheit der streitenden Theile Jahre lang voraus.

Bemerkenswerth für Leibnizens Politik ist die Art, wie er die damalige Lage Schwedens in Bezug auf seine deutschen Besitzungen beurtheilt: vor dem Nachdruck, den er auf das politische Gleichgewicht legt, scheint der nationale Standpunkt bey ihm in den Hintergrund zu treten. Schweden, schreibt er 1683 im Juni, läuft Gefahr, seine Besitzungen in Deutschland zu verlieren. Selbst seine Gönner dürften am Ende, wenn sie ihm nicht helfen können, an seiner Beraubung Theil nehmen. Indeß hat der König von Frankreich wohl nicht Ursache, Dänemark und Brandenburg so zu begünstigen, daß sie hernach seiner nicht mehr bedürftig sind. Namentlich Brandenburg nicht; denn hätte dieser Churfürst einmal Pommern, so würde er im Betreff des Reiches eine ganz andere Sprache führen können, als gegenwärtig. Greife der Churfürst von Brandenburg Pommern an, so wird er schwerlich daran gehindert werden können.... Obwohl ich glaube, daß der König von Polen gegen Brandenburg gestimmt ist, so bedürfte er doch der Zustimmung des Reichstages, in welchem die brandenburgische Partey, mit der französischen vereinigt, stark genug ist, um mindestens ein Nein zu bewirken.... Zwar ist es wenig ehrenvoll und giebt ein böses Beyspiel, wenn man duldet, daß ein König, der Reichsfürst ist, im Reich selbst angegriffen wird; aber man hat bereits so viel noch üblere Dinge hingehen lassen, wo es sich nicht darum handelte, einen fremden Fürsten im Reiche gegen Reichsfürsten zu erhalten, sondern Fürsten und Stände des Reichs gegen die Unterjochung eines Fremden zu beschützen, daß ich nicht viel davon sagen mag, was man um des Ehrenpunktes willen thun sollte; und ich bekenne, daß das Sonderinteresse der Mächtigsten in Deutschland bey den Verlusten am Rhein wenig betheiligt war, während es sehr in ihrem Interesse zu liegen scheint, nicht zu dulden, daß Dänemark und Brandenburg allzu mächtig werden.... Die Deutschen haben sich nie Sorgen wegen der Zukunft gemacht, und haben von jeher Mächte emporkommen lassen, die ihnen später furchtbar geworden sind.

Es ist allerdings die Politik des Reichs und des hannoverschen Hofes, die hier aus Leibniz spricht; doch redet er aus eigener Ueberzeugung, und so haben wir hier den eigenen Fall, daß er gerade gegen das Emporkommen des Staates auftritt, zu dessen steigendem Ansehen er in einer spätern Zeit seines Lebens auf's Eifrigste und Erfolgreichste mitgewirkt hat. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The history of England etc. by Th. B. Macaulay etc.

Zweyter Artikel.

(S. den ersten in Nro. 48.)

Unter den Charakterzeichnungen, woran das Werk reich ist, glänzt das Bild König Wilhelms III. hervor. Ref. bedauert, daß die Grenzen, die er dieser Anzeige setzen muß, nicht gestatten die ganze Ausführung darin aufzunehmen. Doch wird schon folgender Auszug erkennen lassen, wie weit der Verf. seine Vorgänger in der Schilderung und Würdigung des Mannes übertrifft, welchem das germanische Europa mehr als irgend einem andern zu danken hat, daß es von dem romanischen zu einer Zeit, wo dieses das stärkere war, nicht überwältigt worden ist. I. 217. II. 162.

Wilhelm (in Holland wie in England der dritte dieses Namens) kam 1650 zur Welt, acht Tage nach dem Tode seines Vaters, der in beständigem Unfrieden mit den anderen Gewalten des jungen Freystaates gelebt hatte. Die Mutter, K. Carls I. von England Tochter, starb bald hernach. Statt der beynahe königlichen Rechte und Ehren, die das Haus Oranien wohl verdient in der Statthalterschaft der Niederlande besessen hatte, und die nun hastig von der herrschenden Aristokratie aufgehoben wurden, blieben dem letzten Sprößling Wilhelms des Schweigsamen nur seine Güter in Deutschland und Holland. Argwohn der Machthaber umgab ihn schon im Knabenalter, weil das Volk überall, wo er sich zeigte, zu erkennen gab, wie es ihn als das rechtmäßige Oberhaupt betrachtete. Täglich kamen die Vorsteher der Republik, die Todfeinde seines Geschlechts, angeblich ihm ihre Achtung zu bezeigen, in der That, ihn zu belauschen. Niemand war um ihn, auf dessen Rath er trauen konnte. Da er fünfzehn Jahre alt war, entzog man ihm, trotz seinem nachdrücklichen Widerspruche, alle ihm anhängliche Diener. So auf sich allein gewiesen, lernte er zugleich fest und behutsam auftreten. Schon als zarter Jüngling wußte er Geheimnisse zu bewahren, zudringliche Fragen durch trockene Antwort abzuweisen und alle Leidenschaft unter der stets gleichen Hülle ruhigen Ernstes zu verbergen. Seine Studien waren einzig auf die Vorbereitung zu den großen Geschäften des Friedens und des Krieges gerichtet; dazu lernte er die vornehmsten der lebenden Sprachen. Zur Erholung diente ihm damals und in der Folge nur die Hirschjagd, auf welcher seine Begleiter oft nicht wagten, seinem kühnen Ritte zu folgen. Im achtzehnten Jahre nahm er in den General-Staaten als deren Mitglied Platz und that es alsbald an Besonnenheit und Einsicht den ältesten gleich. Als nun Ludwig XIV. vereint mit England, dessen König in seinem Solde stand, die Niederlande mit Krieg überzog, erhob sich da fast einstimmig der Ruf, nur Wilhelm könne das Land retten. Durch das Volk wurden die ihm abgeneigten Obrigkeiten genöthigt, die Ehren und Gewalten seiner Väter ihm wieder zu geben. Jetzt kamen von den zwey Königen, deren einer sein Oheim war, lockende Anerbietungen; er lehnte sie ab. Den gebeugten General-Staaten sprach er Muth

ein, obgleich der übermächtige Feind bereits im Herzen des Landes, die Kraft zu widerstehen schwach und Hülfe noch von keiner Seite nahe war. Im äußersten Falle, sprach er, besteigen wir mit 200,000 Landsleuten unsere Schiffe, deren wir dafür genug haben, und gründen in Asien ein neues Holland. Solcher Muth, aus des Jünglings Brust, durchdrang das Land, so daß es die tapfersten Entschlüsse faßte. Die Friedensvorschläge des Feindes, der Unterwerfung forderte, wurden verworfen. Bereitwillig riß das Volk die schützenden Dämme nieder und setzte das Land so unter Wasser, daß es einem großen See glich, aus welchem nur die Städte, wohin das Landvolk geflüchtet war, hervorragten. Die Franzosen, gedrängt von der Wassersnoth, traten eilig den Rückzug an. Auf der Grenze, wo sie in großer Macht blieben, setzte Wilhelm den Krieg fort, an dem nun auch Oesterreich und Spanien, mit denen er Bündnisse geschlossen, Theil nahmen. Das und Englands, durch sein Parlament erzwungenes, Abtreten von dem Bunde mit Frankreich minderte die Ungleichheit der Streitkräfte. Wilhelm, der erst im Kriege selbst Krieg führen zu lernen hatte, unterlag oft, wo er den geprüften Heerführern Ludwigs XIV. gegenüberstand; eben so oft und auf das schnellste war er wieder aufrecht. Kein Unglück schwächte je das Zutrauen seiner Schaaren, das ihm vornehmlich seine persönliche Tapferkeit erworben hatte. Denn alle Abmahnung unbeachtet warf er sich mitten in das heißeste Gefecht und wich nicht, wenn ihm auch das Blut aus einer Wunde strömte; ja, nie sah man ihn freudiger als in dem stärksten Schlachtgetümmel. Dieß erregte desto mehr Bewunderung, weil er von zartem, schmächtigem Baue und kränklich von Kindheit an war. Da er so auf das herzhafteste sein eigenes Leben daran wagte, so verlor der Vorwurf, der ihm oft gemacht wurde, daß er mit seinen Streitkräften verschwenderisch umgehe, viel von seiner Bitterkeit. Ungern ließ er sich in die Friedensunterhandlung ein, welche durch die, des Krieges müden, General-Staaten angeknüpft wurde. Nicht Ehrgeiz noch Rachgier machte ihm die Fortsetzung des Kampfes wünschenswerth, sondern er war durch Beobachtung und Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangt, daß Frankreichs Uebermacht gebrochen werden müsse, damit es nicht Europa unterjoche. Das war hinfort das Leben hindurch sein leitender Gedanke, vor welchem alle Neigung und Abneigung zurücktrat. Als er zu dem Nimweger Frieden, der Ludwig's Macht durch Abtretungen Spaniens sogar verstärkte, sich bequemen mußte, sann er sogleich auf neue Wege, die fortdauernde Gefahr abzuwenden, die ihm in ihrer ganzen Größe, wie keinem andern Zeitgenossen, gegenwärtig war. Denn nicht nur in sich selbst erstarkte Frankreich zusehends, während die anderen Mächte von langer Anstrengung oder Zerrüttung erst anfingen sich zu erholen, sondern es stand bevor, daß Ludwig Herr von Spanien würde und mit dessen unermeßlichen Hülfsmitteln aus drey Welttheilen alles erdrückte, was sich ihm nicht ergab. Dem entgegenzuarbeiten, fand Wilhelm vor allem nöthig, daß ihm die Macht seines mütterlichen Heimatlandes zu Gebot stände. So lang er das in Güte zu erlangen hoffte, blieb er allen Aufforderungen, an die Spitze der Unzufriedenen in England zu treten, unzugänglich, wie denn auch der Verdacht, er habe Monmouth's Empörung insgeheim gefördert, als grundlos erwiesen ist. Zu den Waffen griff er gegen Jacob II., seinen Oheim und Schwiegervater, erst als dieser sich an Frankreich offen und entschieden anschloß, um der Hülfe desselben bey dem Umsturze der englischen Verfassung, worauf er ausging, sicher zu seyn. Lag die Rettung dieser Verfassung, wozu Wilhelm durch unzählige Stimmen aus England berufen wurde, auch ihm selbst am Herzen, so bestimmte ihn zu dem Unternehmen doch hauptsächlich die Einsicht, daß kein anderes Mittel übrig sey, die brittische Macht für die Bündnisse zu gewinnen, die er zum Schutze gegen Frankreich unabläßig betrieb. Als die Unternehmung gelungen war, deren unermeßliche Schwierigkeit zwar durch große Fehler sowohl Jacob's als Ludwig's vermindert, zumeist aber durch Wilhelm's Besonnenheit und Willenskraft besiegt wurde, hielt dieser auf dem Throne, worauf das englische Volk ihn gesetzt hatte, so wenig Ruhe, daß er vielmehr sein ganzes übriges Leben unter Sorgen, Mühen und Kümmernissen der Aufgabe, die er als Jüngling ergriffen, Frankreich zu demüthigen, gewid-

met ließ, und rastlos jene Kräfte sammelte, ordnete und pflegte, durch welche der große Zweck erst lange nach seinem frühen Hintritte vollständig erreicht wurde.

Nicht weniger gelungen, als diese Bestimmung des einzig richtigen Standpunctes zur Beurtheilung von Wilhelm's Verhalten gegen England, ist die Vertheidigung seiner, von vielen Schriftstellern in das ungünstigste Licht gestellten, Persönlichkeit. Sehr dienlich waren dazu die von dem Verf. zuerst benutzten „Briefe" des Königs an seinen Jugendfreund Bentinck, der nachher in England der Stammvater des Hauses Portland wurde. Wilhelm, der sonst überall verschlossen, kalt, sogar abstoßend erscheint, in Folge theils der harten Geschicke seiner Jugend, theils bitterer Erfahrungen, anhaltender Anstrengungen und dabey oft schwerer körperlicher Leiden, zeigt sich in diesen Briefen aufgeräumt, offen, theilnehmend, ganz einem Bunde sich hingebend, dessen Innigkeit und Reinheit an die gepriesensten Freundschaften der alten Welt erinnert.

(Schluß folgt.)

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

(Schluß.)

Hiemit haben wir aus dem reichen Stoffe politischer und kirchlicher Art, den der Briefwechsel enthält, einiges, wie uns scheint, Bedeutende angeführt. Auf vieles Andere, was theils Leibniz selbst, theils die Geschichte und besonders die Literatur seiner Zeit, die von beyden Correspondenten vielfach besprochen wird, angeht, könnten wir noch hindeuten, wenn es der Raum erlaubte. Ueber die Vorgänge am hannoverschen Hofe, der bekanntlich gerade in der Zeit dieses Briefwechsels viel Merkwürdiges darbot, erwarte der Leser keine Berichte; Landgraf Ernst beklagt sich selbst über Leibniz, daß er über dergleichen allzu schweigsam sey. Indeß ist gerade diese Erscheinung für Leibniz charakteristisch: nie hat wohl ein Fürst einen so discreten Untergebenen gehabt, wie Herzog Ernst August an Leibniz besaß. Unter den Bemerkungen über Hannover, welche besonders gegen Ende des Briefwechsels vorkommen, möchte einen geschichtlichen Werth haben: die bestimmte Erklärung, daß die erste Anregung für Hannover, sich um die Churwürde zu bewerben, von Berlin ausgegangen sey (II. 452). —

Was nun die Herausgabe dieses Briefwechsels betrifft, so muß Jedermann den Fleiß und die Sachkenntniß, womit Herr von Rommel dabey zu Werke gegangen, ehrend anerkennen. Er benutzte vor Allem den in der Bibliothek des letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg befindlichen Nachlaß des Landgrafen Ernst, worin sich die Zuschriften und Antworten Leibnizens an denselben zugleich mit den Briefen anderer Correspondenten copirt und chronologisch geordnet finden, ferner eine in der Handschriftensammlung der cassel'schen Bibliothek aufbewahrte vollständige Copiensammlung des Leibniz-Ernstischen Briefwechsels vom Jahre 1692 und ergänzte diesen Stoff durch Vergleichung einer in Hannover befindlichen, von Leibniz hinterlassenen Sammlung der landgräflichen Briefe, unter denen die zuweilen auf dem Umschlag derselben stehenden Antwortentwürfe Leibnizens gefunden werden. Mit Recht hat er mehrere Briefe des Landgrafen, welche bloße Empfangsbescheinigungen oder sonst Bedeutungsloses enthalten, ganz ausgelassen. Die einzelnen Briefe hat er chronologisch geordnet, mit Inhaltsangaben versehen und an schwierigen Stellen erläutert: der ganzen Sammlung eine ausführliche historische Einleitung über Landgraf Ernst, Leibniz und den Unionsversuch (p. 1 — 240) vorausgeschickt.

Wir können indeß nicht umhin, dem gelehrten Herausgeber einige Ausstellungen kund zu geben.

Die erste betrifft die Auswahl des Stoffes, namentlich im Verhältniß zu der oben erwähnten, ein Jahr vorher erschienenen Grotefend'schen Sammlung. Da in diesem, fast durchweg philosophischen Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnould, in deren Mitte Landgraf Ernst als gütig vermittelnder Briefbesorger steht, mehrere zwischen Leibniz und Ernst gewechselte Briefe vorkommen, so standen Hrn. von Rommel 2 verschiedene Wege offen: entweder betrachtete er die Grotefend'sche Sammlung als nicht vor-

handen und druckte sämmtliche Leibniz-Ernstische Schreiben ab, auch die dort bereits erschienenen, wie er es z. B. mit den in Böhmers Magazin gedruckten gehalten hat; oder er nahm thatsächliche Rücksicht auf sie und ließ den dort veröffentlichten Stoff in seiner Sammlung aus. Aber Herr v. Rommel hat keinen dieser beyden Wege eingeschlagen. Einerseits, und zwar an einer höchst bedeutenden Stelle (II. 78 Anmerkung Nro. 1) verweist er auf Grotefend; anderseits druckt er (vgl. ib. Nr. 3 und 4) Dortiges ab, und zwar Solches, was ohne jenes Ausgelassene nicht gründlich verstanden werden kann. Wollten wir nun letzteres Verfahren dennoch gerechtfertigt finden, und zwar dadurch, daß die Rommelsche Handschrift am Schluß von No. 4 vgl. p. 91 einige Zeilen mehr enthält, als die Grotefend'sche, so würden wir sogleich mit Nro. 3 in Verlegenheit gerathen; wenn nämlich Hr. v. R. diesen Brief mit abdrucken wollte, so mußte er ihn vollständig, d. i. mit der von Leibniz sorgfältig nachgetragenen, bey Grotefend p. 15 und 16 befindlichen Ergänzung abdrucken. Aber auf diese hat er so wenig geachtet, daß er nicht einmal auf sie verwiesen hat. Da der Leser der Rommelschen Sammlung die Grotefend'sche in Wahrheit nebenbey benutzen muß, so wäre wohl das Einfachste gewesen, erstere an letztere vollständig anzulehnen, und das hier Gedruckte unter Anfügung nothwendiger Bemerkungen nicht wieder abzudrucken. Scheint hiernach Hr. v. Rommel in Bezug auf das Verhältniß zum Arnauld-Leibniz'schen Briefwechsel kein festes Princip behauptet zu haben, so ließe sich wohl auch über einige Stücke des speciell Ernst-Leibniz'schen Briefwechsels mit ihm rechten. Wenigstens erwähnt Grotefend in seiner Vorrede zwey in Hannover befindliche Schreiben des Landgrafen aus der Zeit vor und nach dem Spätherbst 1685 (vgl. daselbst p. XII.), welche auf eine Stelle in der Rommelschen Sammlung Anspruch gehabt hätten.

Die zweyte Ausstellung betrifft die Einleitung. Diese kündigt sich zwar gleich auf ihrem Titelblatt als „eine zum Verständniß des folgenden Briefwechsels ausführliche Darstellung der damaligen kirchlichen und politischen Zustände“ an, so daß der Leser auf ein weit angelegtes Ganzes von vornherein vorbereitet wird, aber in der That, der gelehrte Herausgeber möge es uns zu gute halten, was zu viel ist, ist zu viel. Eine Einleitung bleibt doch immer Einleitung und muß überall auf den Stoff hinzielen, dem sie dient. Dieß ist aber hier, wenigstens mit dem größten Abschnitte derselben, dem Capitel über Landgraf (p. 1 — 160) durchaus nicht der Fall. Statt einer für das Verständniß seiner Briefe für sich allein vollkommen hinreichenden Charakteristik bekommen wir hier eine von local hessischem Standpunkt abgefaßte Familiengeschichte desselben, die uns z. B. sämmtliche Brüder des Landgrafen sowie seine Verwickelungen mit der regierenden Linie seines Stammes genau vorführt; statt einer Hinweisung auf seine literarische Stellung einen Auszug seiner verschiedenen Streitschriften und wiederum nicht allein seiner eigenen, sondern auch derjenigen, die wider ihn geschrieben worden: der Schriften des reformirten Predigers Drelincourt (p. 76 — 107), welche mit dem Ernst-Leibniz'schen Briefwechsel auch nicht das Geringste zu thun haben. Ein wahres Musterstück unberechtigter Weitläufigkeit aber wird jedem Leser entgegentreten, wenn er an die Stellen der Einleitung gelangt, wo von den Einwürfen des Landgrafen gegen die praktischen Mißstände in der katholischen Kirche (p. 116 — 155) die Rede ist: diese Einwürfe werden, obwohl Theile einer Einleitung, ihrerseits eingeleitet, und zwar durch seitenlange Citate aus Dante's göttlicher Komödie, deren hie und da dunkler Inhalt natürlicher Weise durch erklärende Anmerkungen dem Leser näher gebracht werden mußte!

Wollte der Herausgeber seine Arbeit so ausdehnen, so würde er sich durch unmittelbaren Abdruck betreffender Stücke aus dem seltenen und gewiß auch in seiner Fassung höchst interessanten „discreten Katholiken“ des Landgrafen ein viel größeres Verdienst erworben haben.

Indeß, wie gesagt, sind dieß nur Ausstellungen an der sonst anerkennenswerth tüchtigen Arbeit.

Ernst Ranke.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5 April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand, by Georg French Angas. In two Volumes. London 1847.

Das eben genannte Werk, welches in seinem Vaterlande bald nach seinem Erscheinen in einer zweyten und seitdem wahrscheinlich auch in einer dritten Auflage verbreitet wurde, hat diese lebhafte Theilnahme nicht allein den wohl gelungenen Abbildungen zu danken, mit denen es ausgestattet ist, sondern, wenigstens eben so sehr, der anspruchslos einnehmenden Weise, in welcher der Künstler, der jene Abbildungen entwarf, das, was er gesehen und erlebte, beschreibt. Der Verfasser des vor uns liegenden Buches hatte sich schon früher durch seine malerischen Darstellungen von Neuseeland, seine bildlichen Scenerien aus Südaustralien, so wie durch seine (artistischen) Streifzüge durch Malta und Sicilien bekannt gemacht. Er gehört zu jener den Frieden liebenden Parthey seiner Landsleute, welche für die Zukunft der Entwicklungsgeschichte der Völker, auf deren heimathlichem Boden die brittische Flagge steht, weniger von der Macht der englischen Waffen als von dem stillen Einfluß des Christenthums und einer wahrhaft geistig sittlichen Bildung erwarten, die unter Englands Schutze den Bewohnern der fern gelegenen Inseln und Länder sich nahen. Es scheint, als ob in der Persönlichkeit des Mannes ein Zug gelegen sey, der auch auf die verwildertsten Stämme von Australien und Neuseeland in ähnlicher Weise wirkte als der Anblick eines Palmenzweiges oder eines andern Friedenszeichens, denn er fand ungehemmten Zutritt und freundliche Aufnahme auch bey denen, die sonst mit gewaffneter Hand ihre Gränzen den Fremden verschließen. Er kündigt sich, gleich am Eingang seiner Darstellungen „des Naturlebens und der Vorgänge in Australien und Neuseeland“ nicht als Gelehrten, sondern als Künstler von Profession an, der in der ihm naturgemäßen Rede eben so treu die Eindrücke, welche er empfangen, wieder giebt als sein Bleistift und Pinsel die zu gleicher Zeit aufgenommenen Anschauungen des Auges. Es ist eine Sprache der Gefühle und Stimmungen, welche weniger in unserm ernst bewegten Deutschland, als in dem noch ruhenden England einen theilnehmenden Kreis der Hörer und Leser finden kann.

Adelaide, das reiche ergiebige Feld der tapfren bergmännischen Unternehmungen unsrer Tage, das zweyte Vaterland vieler ehrenwerthen Deutschen, die in den letzt vergangenen Jahrzehnten dort sich ansiedelten, läßt unter dem 34° der südlichen Breite die Erzeugungen seiner Natur gerade in jener Jahreszeit in reifester Vollendung sehen, in welcher Hr. Angas seinen Fuß nach einer fast halbjährigen Seefahrt daselbst ans Land setzte, und von der Küste seine ersten Streifzüge in das Innere nach den Ufern des Murrayflußes unternahm, nämlich in der Mitte des südlichen Sommers, im Januar. Der Weg führt zuerst über das hüglige Land, das sich längs der östlich gelegenen Barkers-Bergkette von Süd nach Norden hinzieht; so wie er jedoch jenseits des Engpasses Osmond sich weiter erhebt nach dem Gebirgsrücken, bemerkt auch das Auge eines Fremdlings im Gebiet der Mineralogie und Bergbaukunde, daß hier Eisen in Menge sey, dessen Oxyde dem Boden seine Färbung geben. Von einer Schonung

der Urwälder und ihrer mächtigen Holzmassen, für einen wenigstens künftigen Bedarf dieses erzreichen Landes konnte unser Reisender noch keine Spur bemerken; die schönen Stämme der Waldbäume, meist vom Geschlecht Eucalyptus, waren bis zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß stark berußt und zum Theil verkohlt in Folge der forstmännisch-barbarischen Landessitte, vermöge welcher man in der trockenen, heißen Jahreszeit den Niederwuchs der Forsten mit den Gebüschen und hohen Grasgewächsen entzündet, so daß man dann von Adelaide aus den schönen Gebirgswald am Tage mit Rauchwolken bedeckt, bey Nacht von Gluthsäulen durchzogen sieht. Doch war auch in manchen Engthälern und schattigen Schluchten, durch die eine Quelle oder Bach sich ergießt, bereits eine bessere Benutzung der Waldungen bemerkbar: es gab da ganze Gesellschaften von rüstigen Arbeitern, welche die oft 80 bis 100 Fuß hohen Bäume fällten, für die Benutzung zum Bauholz zubereiteten, sie in Dachschindeln und Bretter zersägten. Der eisenhaltige, thonige Boden hält auch die Feuchtigkeit besser und länger an sich als ein andrer, deßhalb grünt dort im Schatten der Bäume ein üppiger Graswuchs, wenn unten an der Küste und auf den luftigeren Höhen die niedrere Pflanzenwelt überall gelb und verwelkt von der Hitze aussieht.

Ein Urwald von Australien zeichnet sich durch die ganz eigenthümlichen Formen seiner (immergrünen) Bäume vor den Urwäldern aller andren Welttheile aus, wenn er auch keineswegs an Fülle und kräftiger Naturschönheit mit den Urwäldern von Ceylon und Brasilien einen Vergleich aushalten kann. Die Menge der Acacienarten, die hohen Banksien, die Casuarinen, die hellgrünen Exocarpen mit ihrem eine rothe Beere bildenden Fruchtboden, die Menge der Blumen von vorherrschend gelber und rother Farbe, gruppiren sich da in einer Weise zusammen, die für den Reisenden, der schon manche andre Gegend der Erde sah, einen Reiz der Neuheit hat. Die Ortschaft Macclesfield am kleinen Flusse Angas hat eine so vortheilhafte Lage, daß sie in der Mitte ihrer Gärten und Getreidefelder das Musterbild einer friedlich durch den Fleiß der Menschenhände gedeihenden europäischen Colonie darstellt. Sie wird durch die Begünstigung, die ihre Umgebung und ihre Lage zwischen Adelaide und der Mündung des Murray in den Alexandrinasee ihr gewährt, bald zu einer bedeutenden Stadt anwachsen. In der Nähe des Ortes sind die Quellen des Angas, beschattet von einem Wald der Mimosen; das treffliche Trinkwasser, mit welchem jene Quellen ihre Nachbarschaft versorgen, ist für dieses Land kein geringer Vorzug.

Weiter nach Süden, gegen den Alexandrinasee hin, sind die Wege, welche die Reisenden durch den Wald und das dichte Buschwerk einschlagen, weniger durch Menschenhände als durch die Fußtritte der Heerden der verwilderten Rinder gebahnt. Es herrscht da eine Stille, die am Tage nur durch das Geschrey der Vögel aus der Familie der rabenartigen oder der Papageyen, und bey Nacht durch die melancholischen Töne des australischen Kukuks unterbrochen wird. Doch ist der letzt genannte Vogel, der durch sein pausenweis absetzendes, aus zwey Noten bestehendes Geschrey sehr an unsren Kukuk erinnert, kein Verwandter von diesem, sondern eine kleine Eulenart, welche bey Nacht ihren leisen Flug durch die Wälder macht.

Der Boden gegen den kleinen Bremerfluß hin besteht aus tiefem Sand, der Lauf des Flußes selber ist in der trockenen Jahreszeit fast nur durch eine Reihe von tiefen Lachen und Wassertümpeln bezeichnet, deren Ufer von Bäumen und Gebüschen beschattet sind. Weiterhin nimmt die Vegetation während der heißeren Jahreszeit einen sehr dürftigen Charakter an, denn der flache sandige Boden, dessen Niveau nur wenig über den Meeresspiegel erhaben scheint, ist vom Salz durchdrungen, das durch seine Menge auch das Wasser der einzelnen Lachen ungenießbar macht. In andrer Gestalt zeigt sich jedoch diese Gegend zur Zeit des Frühlings, wo ihr Grund überall von dem bunten Blumenteppich namentlich der Hottentottenfeigen (Mesembryanthemen) bedeckt ist, deren beerenartige Früchte zum Theil den Eingebornen als Nahrungsmittel dienen und auch von den Europäern nicht verachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

The history of England etc.

(Schluß.)

Die Verhandlungen in England seit Wilhelm's Landung Anfangs November 1688 bis zu dessen, mit seiner Gemahlin Maria gemeinschaftlichen, Erhebung auf den Thron, zu Anfang Februars 1689, sind zwar ausführlich jedoch nicht in der Umständlichkeit erzählt, die man bey einem Gegenstande von so ausnehmender Merkwürdigkeit wünschen möchte. Zwar handelte es sich hier nicht um die Gründung einer neuen, sondern um die Sicherung einer bestehenden Verfassung; nicht auf ein natürliches Recht war zurückzugehen, sondern ein ererbtes zu wahren. Allein über den Umfang dieses Rechts waren die Meynungen so verschieden, zum Theil einander so entgegengesetzt, daß für die allerseits begehrte Feststellung in der dazu berufenen Convention eine große Mehrheit, und zwar in dem kurzen Zeitraume von drey Monaten, zu gewinnen nur einem Zusammenwirken ausgezeichneter Kräfte möglich war, deren Entfaltung im Einzelnen genau zu kennen nicht anders als erwünscht seyn könnte. Den Vf. mag von Mittheilungen aus Reden und Gegenreden seine Abneigung gegen den alten Schulwitz abgehalten haben, welcher darin so üppig, nur weit unschädlicher, als in Reden zu unserer Zeit der neue, gewesen ist.

Daß ein so schwieriges Werk so schnell zu Stande gebracht wurde, verdankt England vornehmlich der bewundernswerthen Haltung Wilhelms in dem ganzen Laufe der Verhandlungen, denen er die unbeschränkteste Freyheit ließ und sicherte, indem er seinen Anhängern keinen raschen Schritt zu thun erlaubte, die er aber, als die Entscheidung schwankte, durch die entschlossenste Erklärung zu dem beabsichtigten Ende führte. Viel Antheil an dem Verdienste dieser Vereinbarung hatte indessen auch der gesunde Sinn, die Genügsamkeit und Friedsamkeit der leitenden und glücklicherweise durch großes Vertrauen getragenen Männer, die so weit entfernt waren, kühn eingreifen oder auf einmal alles bessern zu wollen, daß sie vielmehr das augenblicklich Nothwendige allein, und das auf die geradeste Weise, mit der mindest möglichen Abweichung von alten Ordnungen und Satzungen, anstrebten und verdientermaßen auch erreichten*).

Der Verf. beschließt die Erzählung mit einer Betrachtung welche den Geist seines Werkes besser als irgend ein anderer Theil desselben erkennen läßt.

Vergleichen wir, sagt er, die englische Revolution mit denen, welche binnen der letzten sechzig Jahre so manche alte Regierung umgestürzt haben, so zeigt sie sich uns in einer Eigenthümlichkeit, welche früher von Lobrednern sowohl als Tadlern nicht gehörig aufgefaßt wurde. In den großen Staaten des Festlandes hatte sich das Königthum aller Beschränkungen entledigt, alle Gewalt an sich gerissen. Jene aus dem Mittelalter stammenden Einrichtungen und Anstalten, in denen einst das Recht des Volkes Ausdruck und Schutz fand, waren längst untergegangen oder bedeutungslos geworden. Was Wunder, daß die Willkür-Herrschaften nicht nur gestürzt sondern auch gehaßt wurden? daß die Leute, denen nicht sie der Aufruhr gelang, so begierig abzubrechen, so unfähig zu erbauen waren? daß sie die Vertilgung aller Formen, Titel und Gebräuche der gestürzten Ordnung zum Hauptgeschäfte machten? und daß sie in ihrem Widerwillen gegen das Ueberkommene, der Geschichte absagten und ihr Verfassungswerk nach den Einfällen von Theore-

*) Unter den Theilhabern an diesen Verhandlungen waren manche, die darauf drangen, daß die Gelegenheit benützt würde, sehr umfassende Verbesserungen in dem ganzen Umfange des Staatshaushaltes sogleich durchzusetzen. Auch wurde darüber ein großer Bericht entworfen, und als dieser verlesen war, kamen erst noch eine Menge Wünsche zur Sprache, bis herab auf die Abstellung von Mißbräuchen, sogar beym Kaminfegen; nur die Censur focht niemand an. So geneigt aber die Versammlung diese Wünsche anhörte, ließ sie sich gleichwohl durch Somers belehren, daß Verbesserungen wie die begehrten lange Nachforschung und Ueberlegung erforderten, also auf künftige Berathungen ausgesetzt werden müßten und nicht das zunächst dringende Geschäft, die Festsetzung der Thronfolge aufhalten dürften. Man begnügte sich also mit einer sehr kurzen „Erklärung der Rechte," die über das Bestehende, wie solches von bewährten Rechtsgelehrten dargelegt wurde, nicht hinausging und nur Angriffe darauf, wie deren manche vorgekommen waren, für die Zukunft abwehrte.

tikern oder in äffischen Nachahmungen Athens und Roms anlegten? Nicht anders wäre das Geschick Englands gewesen, hätte es sich gegen eine unbeschränkte Herrschaft zu erheben gehabt. Allein hier und hier allein war eine beschränkte Monarchie aus dem dreyzehnten Jahrhundert unversehrt auf das siebzehnte bewahrt. Die Verfassung lag nicht in Einer Urkunde, aber ihre Grundzüge durchwirkten eine große Zahl Gesetze und ruhten, was noch mehr ist, seit vier hundert Jahren in den Gemüthern. Daß ohne die Zustimmung der Vertreter des Volkes kein Gesetz eingeführt, keine Auflage erhoben, kein stehendes Heer unterhalten werden könne, daß niemand, auch nur einen Tag lang, in willkürlicher Haft gehalten, daß kein Diener der Staatsgewalt sich gegen die Beschwerde des geringsten Unterthans wegen Rechtsverletzung auf einen königlichen Befehl berufen dürfe, das waren die allgemein anerkannten Grundrechte. Wo solche Grundrechte bestanden, da bedurfte es einer neuen Verfassung nicht. Und gleichwohl waren Aenderungen nöthig. Die Verfassung schrieb sich aus Zeiten her, wo man die Begriffe noch nicht scharf zu bestimmen wußte. Unmerklich waren Ungebühren aufgekommen und hatten sich wie durch Verjährung festgesetzt, die mit den Grundsätzen der Verfassung in einem gefährlichen Widerspruche standen. Dieser mußte dadurch entfernt werden, daß man die Rechte des Volkes in einen Ausdruck faßte, der keinen Zweifel mehr zuließ, und daß man erklärte, kein Vorgang könne je der Unverletzlichkeit dieser Rechte Abbruch thun. Solches geschah durch die Erklärung der Grundrechte. Aber auch damit allein wäre die Verfassung noch nicht vollständig gesichert gewesen, da in vielen Gemüthern noch der alte Wahn herrschte, nur die Krone sey von Gott, nicht aber auch das Recht des Volkes; und die Dauer der Beschränkungen, die sich die Staatsgewalt auferlege, hänge lediglich von ihrem eigenen Gutdünken ab. Durch den Beschluß, welcher den Thron für erledigt erklärte und Maria und Wilhelm, zwar die nächsten jedoch augenblicklich noch nicht berechtigten Erben, darauf berief, wurde Kronrecht und Volksrecht gleich gestellt und zusammengefaßt. Die Aenderung erscheint nicht groß. Das Kronrecht wurde nicht gemindert, das Volksrecht nicht erweitert; wenige Puncte, über die man stritt, erhielten eine Festsetzung wie sie, nach dem Ausspruche der bewährtesten Rechtskundigen, sich aus den alten Rechten ergab; und in der Thronfolge fand eine gar nicht weit gehende Abweichung Statt. Das war alles und das war genug . . . .

Das größte Lob unserer Revolution vom Jahre 1688 ist, daß es unsere letzte war. Nie hat seitdem ein wohldenkender Engländer auf Widerstand gegen die bestehende Regierungsform gesonnen. Die tägliche Erfahrung befestigt in allen unverdorbenen Gemüthern die Ueberzeugung, daß die Mittel zu jeder erforderlichen Verbesserung der Verfassung in der Verfassung selbst liegen.

Nun, mehr als je zuvor, sind wir im Stande, die Wichtigkeit der von unseren Vorfahren gegen das Haus Stuart genommenen Stellung zu ermessen. Weit um uns her die Welt durch Zuckungen großer Nationen erschüttert; Regierungen plötzlich gestürzt, die auf Jahrhunderte gegründet schienen; die stolzen Hauptstädte Westeuropa's triefend von Bürgerblut; alle böse Leidenschaften, Gewinnsucht, Rachsucht, Haß der Stände, Haß der Stämme gegeneinander losgebrochen von dem Halt aller göttlichen und menschlichen Gesetze; Furcht und Angst auf dem Antlitz und im Herzen von Millionen; gestörter Handel, gelähmter Gewerbfleiß; die Reichen arm, die Armen noch ärmer geworden. Lehren, die, gegen alle Wissenschaft und Kunst, allen Fleiß und allen häuslichen Frieden feindselig, in dreyßig Jahren, wenn sie die Oberhand hätten, alles, was dreyßig Jahrhunderte der Menschheit erworben haben, vernichten und aus den schönsten Ländern des Westens Wildnisse wie Congo und Patagonien machen würden, sind von der Rednerbühne herab verkündigt, mit dem Schwerte verfochten worden. Barbaren haben Europa mit Unterjochung bedroht, mit welchen verglichen das Gefolge Attila's und Alboin's verständig und menschlich war. Die treuesten Freunde des Volks haben mit tiefem Kummer bekannt, daß Güter von größerem Werthe als irgend ein politisches Recht in die Wage gesetzt seyen und daß es vielleicht nöthig werde, die Freyheit aufzuopfern, um die Gesittung zu retten. Auf unserem Eilande wurde unterdessen der regelmäßige Gang der Regierung nie unterbrochen. Der kleinen Zahl von Uebelgesinnten, die auf Unordnung und Plünderung harrten, fehlte der Muth, sich an der Stärke eines treuen, fest um einen väterlichen Thron geschaarten, Volkes zu versuchen. Fragt man, was den Unterschied zwischen Anderen und uns mache, so ist die Antwort das, daß wir nie verloren hatten, was die Anderen wild und blind wieder zu erlangen trachten. Darum weil wir im siebzehnten Jahrhundert eine erhaltende Revolution hatten, traf uns nicht eine zerstörende im neunzehnten. Für die Macht des Gesetzes, die Sicherheit des Eigenthums, den Frieden auf unseren Straßen und das Glück in unseren Häusern gebührt unser Dank, nächst dem, welcher Nationen nach seinem Gefallen erhebt und demüthigt, dem langen Parlamente, der Convention, und Wilhelmen von Oranien.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Ein neues Leben der Vegetation bringt dieser Landschaft der herrliche Murray, der Hauptstrom des südlichen Australiens, der mit seinen Nebenflüssen ein Gebiet befruchtet und großentheils für die Flußschiffahrt so wie für Cultur und Gewerbe zugänglich macht, das sich, von den australischen Alpen in Osten bis zum Alexandrinasee in Westen, seiner Länge nach über 1200 englische Meilen weit ausdehnt. Der kühne, glückliche Entdecker jenes Flußes, Capitän Short, befuhr denselben von da, wo er einige hundert Meilen von seinem Ursprung schiffbar wird, bis zu seiner Mündung und kam auf dieser nahe an 1000 Meilen weiten Wasserreise an den Gränzen der verschiedensten wilden Völkerstämme vorüber.

Einige Meilen oberhalb der Mündung des Murray wohnt ein Polizey-Corporal Namens Mason, der zwischen den Eingebornen und den europäischen Colonisten wo nur immer möglich als ein friedlicher Vermittler des Verkehres dasteht. Er hat einige berittene Polizeysoldaten unter seinem Commando und durch diese, so wie mehr noch durch sein mildes, friedliches Benehmen hat er sich bey den Wilden am untern Murray in so große Achtung gesetzt, daß diese ohne Widerstreben seinen polizeylichen Anordnungen und seinen Richtersprüchen sich unterwerfen. Hr. Mason wurde auch der Begleiter unsers Reisenden, der durch den Gouverneur in Adelaide an ihn empfohlen war, auf der Wanderung nach den benachbarten Seen.

Der niedre Landstrich, durch den zuletzt vor seiner Mündung der Murrayström seinen Lauf nimmt, trägt die offenbaren Spuren an sich, daß er zum Theil noch vor nicht gar langer Zeit Seegrund gewesen sey. Selbst die jetzigen Eingebornen haben sich noch die Erinnerung oder die Kunde von einer solchen weiten Ausdehnung des Wasserspiegels erhalten; sie deuteten es unsren Reisenden durch die Zeichensprache der Hand an, daß die ganze Breite des Flußthales und selbst ein Theil des Landstriches, welcher jenseits seines niedren Dammes liegt, bis zu den blauen Hügeln in Osten vormals hoch von Wasser bedeckt gewesen sey. In jedem Fall gehört dieser Landstrich am untern Murray zu den jüngsten Ausgeburten des Festlandes aus dem Schooße der Fluthen, und der Alexandrinasee, in welchem er sein Ende nimmt, zu jenen letzten Ueberresten einer Bedeckung durch das Wasser, welche dem Fleiße der Menschenhand, im Bunde mit dem Einfluß der Sonnenstrahlen, die ohne Aufhören die Verdünstung befördern, in nicht ferner Zeit werden weichen müssen. Der eben genannte See, der eine sehr bedeutende Ausdehnung in seiner Länge wie in der Breite hat, ist keineswegs, so wie ein großer Theil der andren Seen der Erde durch eine Einsenkuug des Landes, durch den Einsturz des Deckengebirges einer anfänglichen unterirdischen Weitung, sondern nur durch eine Anschwemmung des Sandes und Schlammes entstanden, den der Fluß mit sich führte und mit welchem er seinen Ausfluß ins Meer verstopfte. Zwar hat sich die Ueberfülle des Wassers nach dem Entstehen des Sees einen solchen Ausfluß ins Meer gebrochen, aber dieser Abzugskanal ist so überaus seicht, daß er nicht einmal von einem Fischerkahn,

sondern nur allenfalls von einer Fähre passirt werden kann. Der See selber ist an vielen Stellen so seicht, daß er mehr der Ergießung eines austretenden Flußes über seine flachen Ufer und über ein angränzendes, niedres Flachland, als einem wirklichen Landsee gleicht. Zur Zeit der Fluth staucht sich sein ausfließendes Wasser, steigt aber dabey nur um 8 Zoll höher als gewöhnlich. Der salzige Geschmack dieses Wassers mag fast mehr noch in den Salzmassen, von denen der sandige Boden des Flachlandes durchdrungen ist, als in dem Eindringen der Meeresfluth seinen Grund haben. Der Strom selber, vor seinem Ausfluß in den See, hat sich bey einer Breite von 700 — 800 Fuß ein Bette in das sandig thonige Flachland gegraben, das bis über 50 Meilen hinanwärts eine Tiefe von 25 Fuß hat. Seine Ufer sind so niedrig, daß der Fuß in der Regenzeit sein ganzes Thal, dessen Breite von $\frac{1}{4}$ bis zu 3 geogr. Meilen wechselt, überschwemmt; der üppig fruchtbare Boden des Thales ist mit Rohrgewächsen und Gras bedeckt, in dessen Dickig eine giftige schwarze Schlange nicht selten ist; die Anhöhen zu beyden Seiten des Flußthales sind von einem Kalkstein der jüngsten Meeresformation gebildet. Die Wurzeln der dortigen Sumpf- und Rohrgewächse geben den wenig zahlreichen Eingebornen ein dürftiges Nahrungsmittel; dasselbe herrliche Land würde bey besserer Benutzung einen Ertrag, nur allein an Reis geben, welcher zur reichlichen Ernährung von Hunderttausenden der Landesbewohner den Stoff böte.

Das Volk der Eingebornen, so wie unser Reisender in Uebereinstimmung mit andren seiner Vorgänger und Nachfolger dasselbe beschreibt, steht auf einer Stufe der innren wie äußren Entwicklung, auf welcher die Ansprüche an das Leben noch im höchsten Grade beschränkt sind. Der Zustand dieser Menschenseelen ist nur wenig von dem dumpfen Traume des Seelenlebens der Thiere verschieden; ein solcher Halbschlaf der Menschennatur hat aber für die, welche einmal in ihn versenkt waren, einen so unwiderstehlich anziehenden Reiz, daß bisher nur bey wenigen dieser Wilden der Versuch gelungen ist, sie in dauernder Weise an das europäische Culturleben und seine vielfachen höheren Genusse zu gewöhnen. Es ergeht ihnen wie dem Bären, den man zum Tanzen und zum aufrechten Gange abgerichtet hat, der aber bey erster Gelegenheit in seine vierfüßige Stellung und seinen Gang auf allen Vieren zurücksinkt. Dennoch hat der längere Umgang mit Europäern namentlich auf die Kinder der Wilden einen allmählig, wenn auch langsam voranschreitenden bildenden Einfluß, und dieser würde noch erfreulicher seyn, wenn jene Europäer immer zu den geistig veredelten ihres Geschlechtes gehörten. Die Eingebornen, welche in der Nähe der Station des vorhin erwähnten wackren Polizeycorporals Mason hausen, leben mit diesem in sehr friedlichen Verhältnissen, die Alten wie die Jungen sind ihm als Holz- und Wasserträger so wie zu andren häuslichen Geschäften behülflich, und namentlich die Kinder ergötzten unsren Reisenden durch ihre Munterkeit und ihren Witz. So war ihnen die wohlbeleibte Gestalt eines der Reisegefährten eine so auffallend komische Erscheinung, daß sie, ums Feuer tanzend, in ihrem gebrochenen Englisch den „vollgegessenen Mann“ besangen. Einer der Häuptlinge hatte mit Mason nach seiner Weise ein so vertrautes Freundschaftsbündniß geschlossen, daß er mit ihm, nach Landessitte, den Namen vertauschte, denn der alte Australier nannte sich von nun an Mason, und wenigstens unter den Leuten seines Stammes galt von nun an Hr. Mason unter dem Namen Mulu als einer der Ihrigen. Ungestört in ihrer Lebensweise brieten sich übrigens die wilden Nachbarn in der heißen Asche ihrer Feuerstätten die Muscheln und Wurzeln des Binsengrases, welche beyde in großer Fülle am schlammigen Ufer des Stromes gefunden werden, und das Bedürfniß einer Bekleidung des nackten Körpers schien, wenigstens bey den Männern, nur sehr selten sich zu regen.

Nicht überall in diesem Landstrich sind die Eingebornen gegen den Fremden so friedliebend und zahm als in der nächsten Nachbarschaft von Masons Station; dieß zeigt sich ganz besonders an dem feindseligen Benehmen des Milmendura-Stammes, der an den sandigen Ufern des Curong wohnt, jener schmalen Meerenge, die von der niedren, sandigen Seeküste aus gegen 20 Meilen weit in der Richtung von S. nach N. verläuft, wo sie mit dem natürlichen Abzugskanal zusammentrifft, den sich der Alexandrinersee nach dem Meere hin gebildet hat. Auf einem näheren Wege steht übrigens der Alexan-

drinasee nach Westen in der Encountersbay mit dem großen Ocean in Verbindung, obgleich dieser Ausgang durch Inseln und Klippen so wie durch Sandbänke so verengt und versperrt ist, daß er den Fahrzeugen keinen Eingang verstattet.

Die Eingebornen, welche diese öde Gegend bewohnen, sind von ganz besonders wildem Aussehen; ihre langen, scharfen Spieße sind ohne Aufhören gegen Jeden gezückt, der nicht zu ihren Befreundeten gehört und sie nicht durch Macht der Waffen in Furcht erhalten kann. Wie grausam dieses Volk gegen die Fremden sey, das erfuhr wenige Jahre zuvor, ehe Hr. Angas hier war, die Mannschaft sammt den Passagieren des Schiffes „Maria," das an der Küste bey Cap Jaffa gescheitert war. Die, welche sich ans Land gerettet hatten, eine nicht unbedeutende Zahl, bestehend aus Männern, Frauen und Kindern, wanderten 90 engl. Meilen weit der sandigen Küste entlang, wo sie nur zuweilen eine spärliche Kost von Muscheln und Wurzeln gefunden und von der Sonnenhitze ungemein gelitten hatten, bis sie endlich hungrig, durstig und großentheils barfuß bey dem Milmenduraſtamme ankamen. Die Wilden beraubten sie ihrer noch übrigen Kleidungsstücke und ermordeten sie, wie dieß die bald nachher aufgefundenen Leichname bezeugten, in grausamer Weise. Namentlich hatten sie einigen der Damen, die sich unter der Schiffsgesellschaft befanden, die Finger mit Muschelschaalen, die bey diesen Wilden die Stelle der Messer vertreten, abgeschnitten, um sich der Ringe zu bemächtigen. Ein erschütternder Anblick war es für die leider zu spät zur Rettung der Schiffbrüchigen herbeygekommenen Engländer, als sie in den Hütten der Barbaren die mit Blut bedeckten Kleidchen und Hemden der kleinen ermordeten Kinder sahen. Man fand auch noch unter einem in der Nähe der Mordscene stehenden Baum einen halbzerrissenen Brief, den eine junge Dame wahrscheinlich kurz vor ihrer Ermordung geschrieben hatte, darin sie die Rotte der Wilden schildert, unter die sie gerathen war. Die Uhren, welche die Mörder erbeutet hatten, fanden sich unter allerhand Lumpen versteckt, wahrscheinlich weil die Räuber diese nach ihrer Meinung lebenden Wesen als Werkzeuge europäischer Hexerey fürchteten. Allerdings war man bemüht, unter dem mörderischen Stamm der Milmenduras durch Feuer und Schwert einen Schrecken zu verbreiten, der sie künftig von solchen Unthaten abhalten könnte; man hieng zwey der gefangenen Mörder an den Bäumen auf, die meisten aber waren entflohen und das Zerstören ihrer aus Rasen und Lehmen erbauten, an Gestalt den Bienenkörben gleichenden armseligen Hütten brachte ihnen nur wenig Schaden.

Die Gesellschaft, bey welcher unser Reisender sich befand, war mit Waffen wohl versehen, dieß vor allem mochte die Wilden, von denen sie in der Nähe des Curong und des Prinz Albert Sees umschwärmt waren, in Respect halten. Diese wagten nicht nur keinen Angriff, sondern sie brachten sogar den Fremden eine Menge der Monterries-Früchte, die von Gestalt kleiner Aepfel sind, und durch lieblichen Geschmack so wie durch ihren aromatischen Duft sich auszeichnen. Die Pflanze, an der diese Früchte wachsen (wahrscheinlich von der Familie der Myrten), hat einen am Boden kriechenden Stamm und ist auf den Sandhügeln jenes armseligen Landstriches sehr häufig. Auch eine Menge der wohlschmeckenden Fische und selbst wilde Enten brachten die Wilden herbey, welche sich dieser Vögel ohne Schießgewehre dadurch bemächtigen, daß sie mit einer Decke von Seegras auf ihrem Haupte ganz nahe zu ihnen hinschwimmen, dann untertauchen und die Enten bey den Füßen ergreifen. So fehlt es den Einwohnern jener Landschaft nicht an Nahrungsmitteln, um so mehr, da in ihrer Gegend auch der Beuteldachs oder Wombat häufig vorkommt, den sie dadurch fangen, daß sie an der Mündung seiner Höhle ein Feuer anzünden, von dessen Rauch das Thier erstickt wird. Dennoch sind mehrere der dortigen Stämme Kannibalen, welche in der Zeit des Mangels sogar ihre eigenen Kinder umbringen und verzehren.

Im Einklang mit der Natur der dort wohnenden verwilderten Menschen steht die der wilden Hunde (Canis australis), die in ganzen Schaaren bey Nacht herumziehen und ihr Geheul mit dem Gebrüll der Eingebornen vermischen, das eine Art von Gesang seyn soll, welcher jedoch eben so unharmonisch lautet, als in den nordischen Waldungen unsres Continents das Brummen der Bären und das Heulen der Wölfe. Jene häßlichen wilden Hunde sind dieselben, die in den europäischen Niederlassungen von

Australien bey Nacht die Schafheerden anfallen und die selbst den Stieren, wenn sie tief ermüdet von der Arbeit des Wagenziehens und matt vor Durst wie vor Hunger am Boden liegen, die Schwänze abbeißen. In der benachbarten Einöde wohnt übrigens mitten unter jenen mißgestalten Thieren auch ein sehr zierliches: das kleine, Greyische Känguruh, das man fast nur in diesem Theil von Australien aufgefunden hat.

Die Stämme der Eingebornen leben in den südlicheren Gegenden vom Alexandrinasee überall nur sehr vereinzelt und zerstreut, keiner von ihnen ist zahlreich zu nennen, und die beständigen Kämpfe, die sie unter einander führen, so wie der Kindermord, der bey ihnen im Schwange geht, vermindern ihre Zahl noch täglich. Etwas besser bewohnt sind die fruchtbaren Ufer am Murray. Die Wurzeln der Rohrgewächse, die Süßwassermuscheln, der Fang der Fische, die Eier und das Fleisch der Flußschildkröten wie der Wasservögel, die Jagd der Känguruhs, Opossums und neuholländischen Strauße, selbst die Larven und Puppen einer Art von Nachtschmetterlingen, die an den Eucalyptusarten leben, gewähren dort reichlichere Nahrung. Der menschliche Erfindungstrieb ist hin und wieder erwacht und hat sich kund gegeben an der Fertigung von mancherley Geräthschaften: Jagd- wie Fischernetzen (aus den Fibern der Rohrgewächse), dann von etwas besser gearbeiteten Waffen, so wie durch die Zähmung der wilden Hunde, von denen bey jeder Hütte etliche gehalten werden. Doch sind diese Spuren einer Cultur überall nur schwach und kümmerlich, obgleich manche Gebräuche, z. B. das Errichten von Grabhügeln für angesehene Verstorbene, die Sitte der Beschneidung, das Geschäft der Klageweiber vielleicht als letzte Reste einer Ueberlieferung zu betrachten sind, welche das geistig verarmte Volk mit sich aus einer uralten Heimath der Väter brachte. Nicht zwar eine Furcht vor Gott, wohl aber die vor bösen Geistern und Gespenstern ist bey diesen Wilden herrschend. Namentlich äußert sich diese Furcht bey Nacht, denn dann, so meinen sie, halten jene bösen gespenstischen Wesen ihren Umgang auf Erden und suchen die Menschen zu beschädigen, darum wagt es keiner während des nächtlichen Dunkels ohne einen Feuerbrand in der Hand auch nur einige Schritte weit zu gehen. Sie personifiziren sich den Tod als ein Wesen von Gestalt eines kurzen, dicken, häßlichen Mannes, dessen Nahe sich durch einen sehr üblen Geruch kund giebt. Sie halten viel auf ihre Hexenmeister, die zugleich ihre Aerzte sind und denen sie die Macht zuschreiben, Regen und Donnerwetter, so wie andere wunderliche Dinge hervorzurufen. Sonne und Mond, so sagen sie, haben einst auf der Erde gewohnt: die Sonne ist das Weib, der Mond der Mann, als dessen Jagdhunde sie einige der augenfälligsten Planeten betrachten; die Sternbilder sind Schaaren von Kindern, die Sternschnuppen sind arme Waisen.

Ein seltsamer Gebrauch herrscht bey diesen Wilden in Bezug auf die Namen, die man den einzelnen Personen ertheilt. Die Mutter giebt dem Kind diesen Namen von irgend einem Gegenstand, den ihr Auge bald nach der Geburt desselben erblickte, oder von irgend einer zufälligen Wahrnehmung der andern Sinne. So wird das eine Kind „Vielfuß“ genannt, weil die Mutter bald nach der Geburt ein solches Thier am Boden laufen sah, ein anderes nennt sie „Hundegebell“ oder „Vogelpfiff“, weil sie gerade damals einen Hund bellen, einen Vogel pfeifen hörte. Von der Beziehung, in welcher der Name auf das Wesen des Menschen steht, der ihn empfing, müssen sie ganz eigenthümliche Vorstellungen haben, denn eben so wie man es gefährlich hält, einen Nachtwandler bey seinem Namen zu rufen, weil ihn dieses aus seinem Zustand erwecken und seinen Herabsturz auf den Boden veranlassen könnte, so vermeidet man auch auf's Sorgfältigste, den Namen eines Verstorbenen zu nennen, oder, wenn es geschehen muß, spricht man ihn so leise aus, daß, wie man meint, der Verstorbene es nicht hören kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Wenn sich übrigens dieser Gebrauch auf die Furcht vor einem gespenstischen Wiederkommen des Todten gründet, dann erscheint er um so seltsamer, da man dem Leichnam sein etwa gefürchtetes Wiederkehren aus der Ruhestätte auch noch dadurch unmöglich macht, daß man ihm den Kopf abschneidet, und nur den Rumpf eingräbt. Den Schädel des Todten empfängt der nächste Erbe, der ihn als Feldflasche und Trinkgefaß benutzt. Selbst den Leichnamen der Häuptlinge und der im Kampfe gebliebenen Krieger wiederfährt diese Ehre, obgleich man dieselben vorher durch Räuchern und Ausdorren zu einer Art von Mumie macht.

Von dem Schicksal der Seele nach dem Tode berichten die Wilden, daß die Seele nach ihrem Abscheiden aus dem Leibe eine Zeit lang im Dunklen umherschweife, bis sie einen Strick findet, an welchem Urundu sie von der Erde hinaufziehe. Dieser Urundu aber, so erzählen sie weiter, war ein großer schwarzer Mann, der vor uralter Zeit auf einem Canoë hieherkam und auf dessen Machtwort das Gewässer sich erhob und den Strom bildete. Er war es, der in diesem Strome die Binsen und Rohrgewächse erschuf und denselben mit Fischen erfüllte. Seine beyden Frauen waren ihm minder gehorsam, als die Elemente, sie entliefen ihm, und der mächtige Urundu erschuf zwey Seen (den Alexandrina- und Albertsee), um in ihren Fluthen sie zu ertränken.

Etwas verschieden von den eben erwähnten Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen der Indianer am unteren Murraystrom sind die der Bewohner der höher gelegenen Gegenden, so wie die der Portland Bay und an der Südostspitze des australischen Continents. Die Letzteren verbrennen ihre Todten, nachdem sie dieselben aufrecht in einen hohlen Baum gestellt haben, zugleich mit diesem Baum. Die aber, welche unter dem Namen der Murundis die oberen Gegenden des Flußgebietes bewohnen, fürchten in abgöttischer Weise einen Flußgott, der zuweilen unter der Gestalt eines riesenhaften Seesternes sich sehen lassen soll. Bey den Wirramayos herrscht die Sitte der Beschneidung, die als Zeugniß für die angehende männliche Reife betrachtet wird. Anderwärts ist statt dessen das Herausreissen eines Vorderzahnes in Gebrauch, das unter vielen Ceremonien von den Zauberern verrichtet wird. Ganz eigenthümlicher Art sind die Vorstellungen der Parakalla- und Nane-Volksstämme, welche die Küstengegenden um Port Lincoln und im Westen vom Spencers-Golf jenseits der Coffinsbay bewohnen. Diese glauben an die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und an den Aufenthalt derselben auf verschiedenen Inseln der Nachbarschaft, bis sie von Neuem als Weiße (als Europäer) verkörpert auftreten, so daß in Folge dieser Vorstellung manche Europäer in der Boston-Bay-Colonie von den Eingebornen mit den Namen ihrer verstorbenen Verwandten belegt werden. Bey den eben genannten Stämmen werden die Todten weder verbrannt noch geköpft, sondern in gebogener Stellung in Gräbern beerdigt.

Allgemein scheint es von diesen westwärts woh-

nenden Stämmen zu gelten, daß sie kein Mittel kennen, sich ein Feuer anzufachen. Sie erzählen, daß ihnen das Feuer von Norden her zugebracht worden sey, und ihre Frauen haben, wie einst die vestalischen Jungfrauen, die unverbrüchliche Aufgabe, das Feuer beständig zu unterhalten. Diese für den Haushalt so wichtige Aufgabe schützt übrigens das schwächere Geschlecht nicht vor dem Loos der wegwerfenden Geringschätzung, welches dasselbe überall unter den verwilderten Völkern neben all der Mühe und Arbeit trifft, die das fleischlich stärkere Geschlecht ihm aufbürdet. Im Allgemeinen ist der Kindermord auch bey diesen Eingebornen von Australien etwas Gewöhnliches, vorzugsweise aber werden die neugebornen Mädchen mit kaltem Blute umgebracht. Die Knaben müssen wenigstens bey ihren Einweihungen in die Reihe der Jünglinge und in den Stand der Krieger die barbarische Grausamkeit erfahren, die der herrschende Charakter ihres Volkes ist; denn obgleich unter den 3 Weihen, die sie empfangen, die erste, die ihnen im 14. Jahre auferlegt wird, noch die erträglichste ist, weil sie dann nur auf einige Zeit von der Gesellschaft der Ihrigen abgeschlossen werden und kein lautes Wort reden dürfen, hat doch schon die zweyte, die ihnen 2 bis 3 Jahre später wiederfährt und deren Zweck eine Art von Beschneidung ist, so viel Barbarisches an sich, daß sie nur noch in einigen Zügen an die religiöse Sitte von ähnlicher Art bey den Orientalen erinnert; der Act der dritten Einweihung trägt aber vor Allen den Charakter einer mörderischen Grausamkeit an sich, die nur um wehe zu thun, nutzlose, tiefe Wunden schneidet. Mit Recht verhüllen die Frauen und Kinder, wenn sie das übliche Getöne bey diesen Einweihungsscenen vernehmen, mit Schauder ihr Haupt, und keines von ihnen wagt den Orten der Marter nahe zu kommen.

In Gesellschaft des Herrn Capitän Grey fand unser Reisender die erwünschte Gelegenheit, einer Expedition nach den südöstlichen Küstengegenden von Australien beyzuwohnen. Er besuchte auf dieser geographischen und für ihn zugleich artistischen Wanderung die Lacepedebay und den weiter an dieselbe angrenzenden Landstrich der Wüste, nahm jenseits der Rivolibay Antheil an den Freuden der Entdeckung eines noch nicht von den Europäern gekannten, im hohen Grade culturfähigen Gebietes und verweilte einige Tage in der Umgegend des Schanck, so wie des Gambier-Berges und ihrer vulkanischen Kessel. Wir entnehmen dem Bericht über diese Untersuchungsreise nur einige dem Zweck der diesmaligen Anzeige entsprechende Züge.

Es war im April, als die Reisegesellschaft von Adelaide aufbrach, mithin in einer Jahreszeit, welche in jener Zone unserem Oktober entspricht. Die Witterungswechsel, welche H. Angas auf dieser Herbstreise erlebte und in seinem Werke beschreibt, geben allerdings keine günstige Vorstellung von der Beschaffenheit der südaustralischen Herbsttage, deren Vortheil jedoch für die, welche dann die sandigen Küstenstriche besuchen wollen, schon darinnen besteht, daß sie der Sonnenhitze weniger ausgesetzt sind, und daß sie auch in den dürresten Landstrichen Trinkwasser für sich und ihre Lastthiere finden. Uebrigens kann man im Allgemeinen von dem Klima jener Weltgegend sagen, daß es in einem beständigen Uebergang des Frühlings zum Sommer und umgekehrt bestehe; denn die dortigen Bäume und Gesträuche verlieren niemals das Gewand ihrer grünen Blätter, auch im Winter oder vielmehr in der nassen Jahreszeit sind die Wiesen, und gerade dann am Meisten mit üppigem Grün bedeckt, auf welches niemals der Schnee fällt, und mitten in der Reihe der stürmisch regnigen Tage treten solche ein, welche unsern lieblichsten, schönsten Frühlingstagen gleichen. Selbst die Wüste ist dann mit einem Teppich der prachtvollsten Blumen bedeckt, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. In ihrem höchsten Reiz zeigt sich jedoch die dortige Natur in den Monaten August, September, October, welche die eigentliche Frühlingszeit der südlichen Halbkugel sind; am beschwerlichsten fallen dem Gefühl des Einwanderers aus unsern nordisch-europäischen Ländern die Monate Januar und Februar, in denen die Hitze zuweilen sehr hoch steigt, so daß Hr. Angas einmal den Thermometerstand im Schatten zu 107° F. oder 33° R. beobachtete. Namentlich tritt diese Hitze dann ein, wenn der australische Sirocco aus

N.-N.-W. wehet, doch hält sie nur selten länger als etliche Stunden an, und schon am Abend des Tages, an dem die Hitze auf 33° R. gestiegen war, stellte sich der S.-W.-Wind und mit ihm zugleich eine wohlthuende Abkühlung der Luft ein. Auch bemerkte unser Reisender in Uebereinstimmung mit Allen, welche längere Zeit in Südaustralien gelebt haben, daß bey der reinern, trocknern Luft dieses Erdstriches die Hitze niemals in solcher abspannenden, niederdrückenden Weise auf die Natur des Menschen wirke, als in den meisten Gegenden der Wendekreise und der warmen temperirten Zone. Im Ganzen kann man deshalb Hrn. Angas Recht geben, wenn er das Klima von Südaustralien für eines der angenehmsten, gesündesten der ganzen Erde hält, ähnlich dem von Paläſtina und den gepriesensten Küstenländern des Mittelmeeres.

Vielleicht wäre dieses Urtheil anders ausgefallen, wenn man den Reisenden in der Nacht vom 16. zum 17. April am Curong darum befragt hätte, als der Regen in Strömen herabgoß und zugleich der Sturm das Zelt hinwegriß, so daß die Gesellschaft auf dem Wiesengrund, an dessen blühenden Murraylilien und blauen Caloſtemmen-Glockenblumen das Auge am Tage sich ergötzt hatte, nach unten wie nach oben in einem Wasserbade saßen. Sturm und Regen tobten noch in mancher der spätern Nächte und Tage und der erstere war oft so heftig, daß man sich kaum aufrecht gegen ihn erhalten konnte, und daß die Zelte nur in sehr geschützter Lage stehen blieben. Man befand sich jetzt wieder in dem Gebiet des grausamen Milmendura-Stammes, von welchem nur die Knaben und jungen Leute dem bewaffneten Gefolge des Gouverneurs sich zu nahen wagten, während die älteren Männer im Bewußtseyn ihrer früher an den Weißen verübten Gräuelthaten sich scheu in der Ferne hielten. Denn hier ganz in der Nähe war der Ort, an welchem zwey Jahre vorher der Schottländer Grath, der in Gesellschaft von noch zwey andern Europäern da vorbey nach Portland-Bay gehen wollte, von den Wilden, deren Führung er sich anvertraut hatte, grausam ermordet wurde.

In einem Gebüsch saß ein alter elender Mann, abgezehrt bis zu Haut und Knochen, bey dem sich ein etwa zehnjähriges Mädchen, wahrscheinlich seine Enkelin, als Pflegerin befand. Der Alte war zu schwach, um zu entfliehen, und vergeblich bemühte er sich, in dem niedern Gesträuch sich zu verbergen, denn der Rauch des Feuers, in dessen Nähe er sich erwärmt hatte, verrieth ihn. So nahe seinem Ende wurde der Alte dennoch bey dem Anblick der bewaffneten Weißen von Todesfurcht befallen; er schüttelte heftig mit dem Kopfe und schrie in gebrochenem Englisch: „mich gut, mich alter Mann“. Er war hier von aller Welt verlassen, außer dem treuen Kinde, das sich, mehr besorgt, wie es schien, um den Großvater als um sich selber, ängstlich an seine Seite drängte. Man reichte den beyden Einsamen etwas Speise, und sie wurden bald so vertraut gegen ihre Wohlthäter, daß sie sich entschlossen, auf einem der Fouragewägen sitzend, einige Meilen mit ihnen zu fahren, um ihnen den Weg zu den Süßwasser-Tümpeln zu zeigen, die sich dort fanden. Das Kind trug einen Menschenschädel in seiner Hand. Es war der seiner Mutter, der ihm als Trinkwassergefäß diente.

An den Ufern des Curong treten öfters Kalkfelsen über die niedere Fläche des Sandes hervor. An einer Stelle rücken dieselben von beyden Ufern so nahe zusammen, daß sie das Gewässer bis zur Breite von wenig tausend Schritten zusammendrängen. Von der Höhe dieser Felsen aus hat man eine weite Aussicht über den merkwürdigen Kanal, den hier die Natur aus dem Zusammenfluß des Land- und Seewassers gebildet hat. Ueber sein seichtes Gewässer erheben sich unzählige Klippen und kleine Inseln, auf denen die Schaaren der mannigfaltigsten Arten von Wasser- und Sumpfvögeln nisten und von ihnen auf Beute ausgehen. Ueberhaupt ist dort ein rechter Sammelplatz des Geflügels, denn in den Bäumen und Gebüschen wimmelt es von bronzeflüglichen Tauben, Erdpapageyen, buntfarbigen Sylvien und andern prachtvollen Vögeln, die sich durch die Nachbarschaft der Raubvögel, welche mitten unter ihnen sitzen und nisten, in der Luft des kurzen Lebens nicht stören lassen.

In der Richtung von dem Südende des Curong nach dem Cap Bernoulli hin zeigt sich das Granit-

gebirge in vereinzelten Kuppen; jenseits der Lacepedebay findet sich ein gutes, des Anbaues fähiges und seiner im hohen Grade werthes Weideland. Zwischen dem Hawdensee und der Rivolibay kamen die Reisen zu dem häßlichsten, anscheinend ärmsten Volksstamme der Eingebornen, den sie bis dahin gesehen hatten. Auch an Geschicklichkeit der Hände und an Kräften der Glieder, so wie in allen Fähigkeiten der Menschennatur scheinen diese armen Wesen im höchsten Grade verkümmert. An der Rivolibay traf die Reisegesellschaft mit englischen Wallfischfängern zusammen, deren Schiffe hier vor Anker lagen. In dieser Bucht sind die Seelöwen (Phoca jubata) nicht selten; ein männliches Thier dieser Art wurde durch einen Schuß des Gouverneurs erlegt; es maß in der Länge über 8, im Umfang 6 Fuß. Unser Künstler nahm eine genaue Zeichnung von demselben, ehe man das Fell und Skelet zum Mitnehmen für das britische Museum zubereitete.

Eine erwünschte Abwechslung brachte es in die Einförmigkeit der diesmaligen Reiseereignisse, als die Gesellschaft weiter südwärts von der Rivolibay in der Nähe des Bluffhügellandes auf einem Landstriche, der zu den fruchtbarsten und schönsten in ganz Australien zu gehören scheint, zu der Wohnstätte des Herrn Arthur kam. Dieser reiche Schafereybesitzer hat sich mit seinen zahlreichen Heerden aus dem Innern von Neu-Südwales hieher gewendet, wo er wie ein kleiner König ein weites Gebiet beherrscht, dessen Besitz ihm durch Niemand streitig gemacht und beschränkt wird. Seine stattlichen Wohnhäuser mit einem großen Theil ihres Meublements sind aus einem jüngeren Corallenkalkstein gebaut und gearbeitet, der in vorherrschender Weise den Boden jenes Küstenstriches bildet. Diese Steinart ist, wenn man sie frisch aus dem Boden herausbricht, anfangs so weich und darum so leicht zu bearbeiten als Salz, sie erhärtet aber allmählig an der Luft und wird dann sehr fest und dauerhaft. „König Arthur", der mit seiner Lage sehr zufrieden schien, nahm die unerwarteten Gäste mit großer Freude auf, und gab denselben alle ihm zu Gebote stehenden Beweise von Gastfreundlichkeit.

Die beyden erloschenen Vulkane Schanck und Gambier würden für jeden Naturfreund, der ihre Anhöhen und Kesseltiefen durchforschte, dasselbe hohe Interesse haben, wie für unsern reisenden Künstler. In einer der Höhlen am Fuße des Schanck, welche der Gouverneur genauer untersuchen ließ, fand man eine Menge von Ueberresten einer vormals hier einheimischen Thierwelt, unter anderm die Knochen von einem riesenhaften Känguruh, und den Zahn von einer Art von Beutelthier, das, nach jenem Zahn zu schließen, von ungeheurer Körpergröße gewesen seyn muß. Unter den Resten dieser ausgestorbenen Thierformen zeigten sich auch häufig die Gebeine des noch jetzt lebenden neuholländischen Kasuars. Die Krater oder Kesseltiefen, deren Rand durch eine schlackenartige, poröse Lava gebildet wird, sind auf ihrem Grunde theils von Quellwasser erfüllt, theils aber auch von der üppigsten Vegetation überkleidet. Kesselartige, mit Wasser erfüllte Einsenkungen in den Boden hatten die Reisenden auch schon auf ihrem Wege von der Rivolibay hieher zu den Schanck- und Gambier-Bergen mehrmalen gesehen. Sie schienen durch den Einsturz des Deckengebirges einer tiefen unterirdischen Weitung sich gebildet zu haben.

Auf ihrem Rückwege nach der Gegend des Murray hatten die Reisenden mehrmalen Gelegenheit, den unwiderstehlichen Hang der Eingebornen zu Diebereien zu beobachten. In einem der Fälle, wo dies geschah, war der Plan zu dem sehr weit gehenden, ziemlich ansehnlichen Diebstahl mit einer List angelegt und ausgeführt worden, welche an die ausgelerntesten Künste unserer europäischen Diebsbanden erinnerten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Fortsetzung.)

Nach einem abermaligen kurzen Ausruhen in Adelaide trat unser Reisender, begünstigt von dem schönsten Herbstwetter (im Mai), eine Fahrt an nach der benachbarten, für die Geschichte der europäischen Niederlassungen sehr interessanten Känguruh-Insel. Dieses felsige, zur Cultur des Bodens nur sehr wenig geeignete Eiland war schon seit länger als einem Menschenalter der Wohnsitz einer Schaar von meist englischen Seeleuten, welche der ergiebige Wallfisch- und Robbenfang hieher gezogen hatte, und die an dem ungebundenen Leben eines Jägers und Fischers so großes Gefallen fanden, daß sie der Heimkehr nach dem Vaterlande darüber vergassen. Von den benachbarten Küstengegenden des australischen Festlandes raubten sie sich Weiber und Mädchen, und begründeten so eine Art von Hausstand, der freylich kein europäisch-christlicher zu nennen war. Die Insel war damals in ihrem buschreichen Innern von unzähligen Wallabykänguruh's (Halmaturus nemoralis Wagn.), an ihren Küsten von den Arten der Otaria-Robben bevölkert und beyde, so wie die Seefische und Krebse gewährten den Insulanern im Ueberfluße die nöthige Nahrung. Zugleich gewannen sie auch durch diese Ausbeute ihrer Jagden Handelsartikel, gegen welche sie von Mäckler-Schiffern, die aus Sydney und Hobart-Town hieher kamen, Tabak, Kleidungsstücke, Pulver und Bley, so wie andere europäische Waaren eintauschten, die ihnen von den Mäcklern zu ungeheuer hohen Preisen gegen die Wallaby-Felle und die aus ihnen gefertigten Decken angerechnet wurden. Jene halbwilden Insulaner lebten in Hütten, die an verschiedenen Stellen der Küste der Insel zerstreut standen. Noch jetzt findet man da einen Rest jener Mischlinge, deren Frauen noch immer mit Fertigung der Wallabyfell-Teppiche beschäftigt sind, die von den Ansiedlern der gegenüber gelegenen Küstengegenden und des Binnenlandes, so wie von allen andern Europäern in Australien sehr gerne gekauft werden, weil sie beim Uebernachten im Freyen sehr brauchbar und vortheilhaft sind. Unser Reisender lernte noch einen der alten Insulaner selber kennen, der ihm erzählte, daß er schon zwanzig Jahre vorher, ehe man einen Versuch machte, hier eine eigentliche europäische Niederlassung zu begründen, auf der Insel gelebt habe, und daß sein Weib, die eine gute Jägerin war, den letzten neuholländischen Casuar erlegt habe, den es noch auf Känguruh-Eiland gab, wo vormals ganze Heerden dieser jagdbaren Thiere herumliefern. Den ersten Versuch zu einer europäischen Niederlassung machte im J. 1834 eine Handelsgesellschaft, die sich unter dem Namen der australischen Compagnie etablirt hatte, in der Nähe der Nepeanbay, welche an der ganzen Insel den bequemsten Ackergrund darbietet. Die Niederlassung erhielt den Namen Kingscote, sie hatte auf einer felsigen Höhe eine sehr malerische Lage, und ihre jetzt verlassenen, ansehnlichen Gebäude bezeugen es, daß die bald nachher mit ihrem Unternehmen verunglückte Compagnie keinen Aufwand scheute, um sich dort im fernen Südmeer einen Fürstensitz des Handelsverkehrs und der

Schifffahrt zu begründen. Wie konnte jedoch eine Niederlassung auf so ungünstigem Felsenboden, der an Trinkwasser Mangel leidet, und wo nur selten ein Morgen ergiebigen Ackerlandes zu finden ist, sich halten, gegenüber den Niederlassungen an der Küste der St. Vinzentbay, wo bald nachher Adelaide in einer Weise zur Blüthe des innern Wohlstandes und des Verkehres nach Außen sich erhob, welche schon jetzt kaum an einer andern Küstengegend des Südmeeres ihres Gleichen hat. Für den Naturforscher, namentlich für den Freund der Thierwelt, hat indeß die Känguruh-Insel noch immer einen anziehenden Reiz. Zwar die Wallaby-Känguruh's, die vormals hier so häufig waren, daß man ihre Felle zu Tausenden ausführte, haben sich so vermindert, daß ihre Jagd den Aufwand an Zeit und Mühe nur spärlich lohnt, auch die Seelöwen und andere Robbenarten aus der Familie der Otarien sind im Vergleich mit sonst sehr selten geworden, dennoch ist auf diesem vormaligen Tummelplatz einer antarktischen Thierwelt noch genug vorhanden, das des Sehens und Sammelns würdig erscheint. Noch giebt es da eine Menge der australischen Opossums und Ameisenfresser (Tachyglossus hystrix), die Lagunen sind erfüllt von Wasservögeln, namentlich von ganzen Heerden der Pelicane; in den Felsenklüften des benachbarten kleinen Althorp-Eilandes nistet ein Sturmvogel in solcher ungeheuern Menge, daß seine Eier und Jungen ein reichliches Nahrungsmittel für die Bewohner der Inseln wie der benachbarten Küstengegenden abgeben, indem man die letzteren einpökelt und so für längere Zeit zum Genuß aufbewahrt. In mehreren Buchten der Insel giebt es auch die zarten Schalen eines Papiernautilus in großer Menge, welche der Nordwind von dem Spencer-Golf her ans Land treibt und sie auf dem weichen Teppich des Seegrases so wohlbehalten ablagert, daß die meisten derselben für Sammlungen benutzbar sind.

Auf der Känguruh-Insel waren es die Dürftigkeit des Bodens und der Mangel an hinlänglichem Trinkwasser, was die Anpflanzer wieder verscheuchte; beydes konnte man der Niederlassung in Port Lincoln, an der Westseite des Spencer-Golf nicht nachsagen, denn die Umgebung dieses Ortes ist überaus reich an Schönheiten und an allen Gaben der Natur, welche durch den Fleiß der Menschenhand das Leben leicht und angenehm machen können. Der Hafen ist ausgezeichnet durch seinen Umfang und durch seine geschützte Lage, und dennoch vergehen oft viele Wochen, ehe man wieder ein Schiff in ihm sieht; nur zwey Schooner unterhalten den Verkehr zwischen Port Lincoln und Adelaide, wohin sich die meisten Ansiedler des erstgenannten Ortes hingezogen haben, so daß zu der Zeit, als unser Reisender hier war, nur noch etwa 30 Familien europäischer Pflanzer in Port Lincoln wohnten. Der erste Grund, der die andern zu ihrem Umzug bewog, mag vornämlich die Unsicherheit der Gegend gewesen seyn, die noch vor wenig Jahren den raubmörderischen Anfällen der Wilden sehr ausgesetzt war. Die erste Mordthat verübten diese im J. 1840 an einem 12jährigen Knaben, dem Frank Hawson, als derselbe sich allein in seiner, von der Colonie etwas abgelegenen Wohnung befand; anderthalb Jahre nachher mordeten sie Herrn Brown, einen Heerdenbesitzer, und einen jungen Aufseher seiner Heerden, so wie fast um dieselbe Zeit den alten Pflanzer Biddle sammt seiner gleich ihm schon bejahrten Frau und einigen ihrer Diener. Ehe die Frau des Pflanzers ihre Todeswunde erhielt, waren ihre letzten Worte an den zwar auch schon aus mehreren Wunden blutenden, doch nicht tödtlich verletzten Gemahl: „Nicht wahr Karl, wenn du mit dem Leben davonkommst, dann versprichst du mir, daß wir wieder zurück nach England gehen"? Das Heimweh im Fremdlingslande wurde indeß wenige Minuten nachher bey Beyden auf andere Weise gestillt. Einige Monate darauf endigte Hr. Dutton mit seinen vier Begleitern auf einer Reise längs der Küste der Bucht unter den Mörderhänden der Wilden, und bald hernach traf Herrn Darke, der sich das Raubgesindel durch reichliche Gaben, wie er meinte, zu Freunden gemacht hatte und in Gesellschaft seiner 3 Begleiter sich sicher wähnte, dasselbe Schicksal. Diese Mordthaten im Jahre 1844 sind übrigens, wie Hr. Angas sagt, die letzten gewesen, welche von der Hand der Wilden in der Nähe von Port Lincoln verübt wurden; seit der Zeit sind die Eingebornen an der Westseite der Spencersbay, ebenso

wie die am untern Murray, in einem ungestört friedlichen Verhältniß mit den Colonisten geblieben, auch sollte ihnen jetzt bey der guten Handhabung einer polizeylichen Macht und Aufsicht ein Bruch des Friedens schwer werden oder wenigstens übel zu stehen kommen. Dieser gesicherte Zustand des herrlichen Landes wird auch ohnfehlbar bald wieder viele Ansiedler nach Port Lincoln hinziehen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Voraussage unsers Reisenden sich bestätigen und jener wohlgelegene Hafenort zu einer ansehnlichen Handelsstadt sich ausbilden werde.

Vor der Hand behält Adelaide vor allen im südwestlichen Australien begründeten Städten einen unbestreitbaren Vorzug, und unsere deutschen Landsleute, die großentheils ein Verlangen nach religiöser Freiheit aus preußisch Schlesien hieher führte, haben wohlgethan, daß sie eine solche Auswahl der Stätte für ihren neuen Wohnsitz trafen. Diese Auswanderer haben mehrere deutsche Ortschaften in dem Gebiet von Adelaide errichtet, unter denen Klemsich am Torrensfluße, $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt, die ansehnlichste ist. Hiervon einige Meilen nach Süden entfernt liegt Hahndorf im Hügellande des Barkergebirges, nordwärts in einer überaus reizenden Lage am Fuße der Barossabergkette, nahe am Angasparke liegen Bethanien, Lobethal und Langmeil. Unser Reisender beschreibt die dortigen Deutschen als ein nüchternes, höchst genügsames Volk, das sich unverdrossen der mühsamsten, härtesten Arbeit unterzieht und so durch Fleiß und häusliche Sparsamkeit das ersetzt, was ihm in Vergleich mit seinem englischen Nachbarn an Unternehmungsgeist und Verstand zu glücklichen Spekulationen abgeht. Die deutschen Einwanderer beschäftigen sich meist auf ihren kleinen Stücken Landes mit Feld- und Gartenbau, halten dabey ansehnliche Viehheerden und tüchtige Zugochsen. Manche von ihnen gehen auch gern bey den englischen Ländereybesitzern in's Taglohn, weil ihnen da die Arbeiten und Ochsenfuhren besser bezahlt werden, als bey ihren Landsleuten. Uebrigens halten sie sich sehr eng zusammen, und nur selten findet eine Heirath zwischen ihnen und einem Mitglied anderer Colonistenfamilien statt. Ohngeachtet dieses strengen Absonderns und der festen ausschließenden Beharrlichkeit bey der Glaubensformel ihrer Kirche sind sie allgemein wegen ihres guten Betragens geliebt und geachtet. Ihre Gemeinden stehen unter der geistlichen Zucht und Pflege des ehrwürdigen Hauptpastors Kavel, der in seinem Beruf unermüdet thätig ist, indem er regelmäßig die verschiedenen Gemeinden besucht und Frieden zu erhalten, fromme Gesinnung zu erwecken und zu bestärken bemüht ist. Sie Alle verehren und lieben ihn auch wie einen Vater, dessen Urtheil sie gern sich unterwerfen, dessen bessere Einsichten sie in jedem Anliegen zu Rathe ziehen. Es thut wohl, ein solches Urtheil von unbefangenen Fremden über Deutsche zu vernehmen, die sich mit dem bessern Theil ihres Volkscharakters aus den jetzigen Wirren ihres Vaterlandes in eine neue Heimath gerettet haben, wo unter dem Schutz des Volkes, das vor anderm Gesetz und Ordnung achtet, ein nach innen wie nach außen „ruhiges und stilles Leben“ möglich ist.

Die Deutschen im Bezirk von Adelaide sind schon jetzt für die neue Heimath, die sie bewohnen, und werden es noch mehr künftig seyn, kräftig thätige Begründer des Wohlstandes und des Aufschwunges eines Verkehres mit Europa und Amerika, der von ausdauernderer Art seyn kann als jener der Goldgräbereyen von Californien. Nordwärts von der Barossa-Bergkette und wenige Meilen über den sogenannten „deutschen Paß“ hinanwärts beginnt jener District der Kupferminen, die an Ergiebigkeit und an Mächtigkeit ihrer Erzmassen alle andre, die man jetzt auf Erden kennt, übertreffen. Schon jene Hügel, durch welche der sogenannte deutsche Paß sich hinzieht, mußten die Aufmerksamkeit jedes Mineralogen und Bergmannes reizen durch die Menge ihrer Chalcedone, ihrer opalartigen Gesteine, Eisen- und Kupfererze, welche dort zu Tage ausliegen. Sechs Stunden nordwärts von der am deutschen Paß in malerisch-schöner Umgebung gelegenen Stadt Angaston am kleinen Flusse Light wurde zuerst ein Bergbau auf salzsaures Kupfer betrieben; seitdem kamen die Kupferminen zu Burra Burra in Betrieb. Man baut bereits in 29 Schächten, deren tiefester jedoch

nur erst bis auf 140 Fuß hinabgeht, auf den dortigen Erzgängen und der reine Ertrag, nach Abzug aller Kosten der Förderung aus der Tiefe, des Land-Transportes und der Schifferfracht nach England belief sich schon in den ersten 13 Monaten auf 150,000 Pf. St. Der Deutsche hat seit alter Zeit vor andern Nationen den Ruhm eines tapferen, geschickten Bergmannes sich erworben, er weiß sich diesen guten Ruf auch in den Bergwerken von Adelaide zu erhalten, denn schon findet man dort eine Menge tüchtiger deutscher Bergleute und ihnen ziehen alljährlich noch andre nach.

Bey Gelegenheit einer Seefahrt, welche Hr. Angas nach Neuseeland machte, lernte er auch die Kupferminen auf der Insel Kawau, nahe bey Neuseeland kennen, welche auf Kosten der „Compagnie der schottischen Anleihen" betrieben werden. Obgleich der Gang, dessen Ausgehendes gerade damals von zwanzig Bergleuten in Anbruch genommen war, von großer Mächtigkeit ist und außer dem Kupfer auch Spuren von Silber in den Felsen von Kawau gefunden worden sind, wird dennoch vor der Hand dieser Bergbau neben dem von Adelaide schwerlich aufkommen können, um so weniger, da der Boden der kleinen Insel für jeden Anbau von Feldfrüchten durchaus ungeeignet ist, so daß alle Lebensmittel für die Bergleute von außen her eingeführt werden müßten.

Eine werthvolle Zugabe zu den Beschreibungen der Ereignisse und Anschauungen, welche dem Hrn. Angas auf seiner dießmaligen Reise nach Australien begegneten, sind jene Bemerkungen, welche er im Allgemeinen über die Bewohner der Inseln des Südmeeres und Neuhollands mittheilt. Es sind zwey verschiedene Volksstämme, die sich in den Besitz dieser schönen, von der Natur so reich begabten Länderstriche und Eilande getheilt haben. Der eine schwarze ist unter dem Namen der australischen Neger bekannt und scheint ursprünglich der äthiopischen Menschenrace anzugehören, der andre von lichter kupferrother, zum Theil fast weißer Hautfarbe stimmt mit der amerikanischen Menschenrace überein und es ist höchst wahrscheinlich, daß er aus den südlichen Gegenden des westlichen Continents, nicht aus Asien hieher kam und allmählig von Osten gegen Westen über die Inseln des stillen Meeres sich ausbreitete. Die Meeresströmung, welche von Südamerika her diese Richtung nimmt, begünstigt von dem in den niedren Breitegraden beständig herrschenden Ostwind, machte eine Uebersiedlung auch solchen Bewohnern des südlicheren Amerikas nach der westwärts im großen Ocean gelegenen Inselwelt leicht möglich, welche nur wenig Uebung in der Schiffahrtskunde hatten.

Zu dem schwarzfarbigen australischen Negerstamm gehören sämmtliche Eingeborne von Neuholland, eben so die von Vandiemensland, von denen freylich nur noch ein geringer Ueberrest vorhanden ist, dann die von Neu-Guinea, den neuen Hebriden, Neu-Caledonien, St. Cruz, Neu-Brittanien, Neu-Irland, den Salomons-Inseln, dem Loyalty-Eiland und der ganzen Gruppe der Fidschi-Inseln. Auch über manche andre östlichere Inseln scheint sich vormals diese Negerrace ausgebreitet zu haben, sie ist aber von späteren Ankömmlingen ins Innere der Gebirgswälder vertrieben worden, wo man ihre Reste noch findet. Die australischen Neger gehören großentheils unter die häßlichsten Völkerformen der Erde; ihr Schädel ist durch die überwiegende Ausbildung des Hinterhauptes entstellt, das Haar wie bey der äthiopischen Race wollenartig, Schenkel und Arme, selbst bey den Eingebornen von Neu-Südwales, welche verhältnißmäßig besser proportionirt sind als die andren, so dünn und fleischlos, daß sie mit dem übrigen Körper in auffallendem Mißverhältniß stehen; ihre Sprache zerfällt in so viele Idiome nnd Dialekte, daß ein geistiger und geselliger Verkehr selbst zwischen den Gränznachbarn schon dadurch unmöglich wird. Es ist aber auch bey ihnen kein inneres Bedürfniß nach solchem Verkehr da; die schwarzen Australländer stehen auf einer der niedersten Stufen der Entwicklung der Menschennatur.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Dodo and its kindred; or the history, affinities and osteology of the Dodo, Solitaire and other extinct birds of the Islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. By H. E. Strickland and A. G. Melville. London 1848. 141 S. 4. mit 15 Tafeln und 9 Holzschnitten.

Untersuchungen über die Verwandtschaften, die systematische Stellung, die geographische Verbreitung und die Vertilgung des Dodo, nebst Bemerkungen über die im Vaterlande des Dodo oder auf den Nachbarinseln desselben früher vorhandenen großen Wadvögel, von J. F. Brandt (Bullet. de la Classe phys. mathem. de l'Académie de St. Pétersbourg. Vol. VII. N. 3. 1848.)

Das Aussterben von Thierarten innerhalb der historischen Zeit gehört zu den so ganz außergewöhnlichen Ereignissen, daß selbst seine Möglichkeit bis vor Kurzem bezweifelt wurde. In der That sind bisher auch nur zwey Fälle der Art mit Sicherheit nachgewiesen worden *), nämlich das Erlöschen der Rhytina, die an den Küsten der Inseln und des Festlandes im kamtschadalischen Meere ihren Aufenthalt hatte, und das des Dodo oder der Dronte nebst einer oder andern verwandten Species, die auf den kleinen maskarenischen Inseln Mauritius, Rodriguez und Bourbon gelebt haben. Fälle so ungewöhnlicher Art haben daher auch die Aufmerksamkeit der Naturforscher im höchsten Grade erregt, und man hat sich in neuester Zeit mit größtem Fleiße bemüht, die Spuren dieser ausgestorbenen Thiere, wie sie sich in schriftlichen Nachrichten und in Sammlungen vorfinden, zu sammeln, um, so weit als möglich, ein Bild von ihnen sich zusammensetzen zu können. Für die Rhytina hat diese Arbeit E. v. Baer und Brandt übernommen; für die Dronte und ihre Verwandte auf den maskarenischen Inseln haben dieß ebenfalls der letztere und Hamel, und mit noch größeren Hülfsmitteln haben es Strickland und Melville ausgeführt.

Um zuerst von letzteren zu sprechen, so haben Strickland und Melville in einem Prachtwerke Alles, was sich von den ausgestorbenen kurzflügeligen Vögeln der maskarenischen Inseln an wirklichen, in den Sammlungen aufbewahrten Ueberresten, so wie an schriftlichen Nachrichten und Abbildungen von ihnen auftreiben ließ, zusammengestellt. Sie haben sich dabey so in die Arbeit getheilt, daß Melville die Beschreibung der noch vorhandenen Ueberreste des Knochengerüstes, und Strickland das übrige Naturgeschichtliche übernahm. Wir werden zuerst von ihrer Arbeit sprechen, und uns dabey kurz fassen, indem wir auf unsere frühere, in diesen Blättern (Bd. XXV. S. 1018) mitgetheilten Aufsatz „über die systematische Stellung der Dronte" verweisen.

*) Die wenigen andern von Strickland (S. 5) angeführten Fälle sind noch nicht ganz verbürgt.

Am besten bekannt ist die Dronte (der Dodo) von Mauritius, von der wir ziemlich genaue Nachrichten, schöne Abbildungen, Schädel und Füsse besitzen. Mit Reinhardt sind Strickland und Melville der Meinung, daß die Dronte nach der Beschaffenheit ihres Schädels und der Füsse zu schließen der Ordnung der Tauben angehörig sey und zwar als ein abnormes Glied derselben, was schon der Mangel des Flugvermögens kund giebt; zu dieser Ordnung stellen sie auch noch den seltsamen Didunculus (Gnathodon strigirostris). Mit der scrupulösesten Genauigkeit hat Melville die osteologischen Verhältnisse des Schädels und der Füsse erörtert und mit denen der andern Ordnungen verglichen und ist dadurch zu dem Resultate gelangt, daß die Aehnlichkeiten dieser Theile mit denen der Taubenvögel weit über die Differenzen überwiegend sind.

Von den andern als ausgestorben angeführten Vögeln der maskarenischen Inseln ist nur noch der Solitaire von Rodriguez mit einiger Verlässigkeit nach den Nachrichten und einer Abbildung von Leguat bekannt. Dieser Vogel ist durch die Seefahrer ausgerottet, ohne daß von ihm irgend ein Theil in unsere Sammlungen gelangt ist. Wir würden uns daher hinsichtlich seiner systematischen Stellung bloß an die oberflächlichen Angaben Leguats zu halten haben, wenn nicht Strickland der Meinung wäre, daß einige auf Rodriguez in Höhlen ausgegrabene Knochen, die theils nach Paris, theils nach Glasgow gelangten, von dem ächten Solitaire herrühren. Die nach Paris gebrachten Ueberreste bestehen aus einem Femur, Laufknochen, Oberarmknochen, dem Mittelstheil eines Brustbeins und einem Stück vom Hinterhaupt, die alle stark mit Tropfstein überzogen sind. Die in Glasgow aufbewahrten Knochen sind 3 Femur, 1 Schienbein und 2 Laufknochen, die noch fast ganz ihre thierische Substanz enthalten, eine glänzende Oberfläche und beträchtliche Schwere zeigen; sie scheinen aus einem röthlichen Boden einer trocknen Höhle herzurühren. Strickland und Melville hatten alle diese Knochen zur Ansicht vor sich und sie konnten sich dadurch überzeugen, daß sie sämmtlich von einer und derselben Art herrühren. Im Vergleich mit den gleichnamigen Knochen der Dronte ergab es sich, daß der Laufknochen um einen Zoll länger ist als der der letztern, und daß auch die andern Knochen der Gliedmassen einen langbeinigeren Vogel, als es der Dodo ist, anzeigen, daß sie aber im Uebrigen von derselben Form wie bey letzterem sind. Das Schädelbruchstück vom Solitaire ließ auch bey manchen Abweichungen eine große Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Theile der Dronte nicht verkennen. Ein Stück, das mit dem gleichnamigen am letztern, als bey diesem nicht bekannt, nicht verglichen werden konnte, war das Brustbein, das sich durch einen stark entwickelten Kiel auszuzeichnen scheint. Aus diesen Vergleichungen ziehen Strickland und Melville den Schluß, daß der Solitaire eine mit der Dronte nah verwandte Gattung bildet, der jener den Namen Pezophaphs beylegt und daß beyde zusammen als eine abnorme Gruppe der Taubenordnung zugesellt werden müssen. Uns bleibt hinsichtlich der Deutung dieser Knochen von Rodriguez zunächst das Bedenken, ob die Vermuthung, als ob sie von denen des Leguat'schen Solitaire herrühren, am Ende doch nicht ganz fehlgegriffen ist, indem nach ihren Lagerungsverhältnissen sie eher von einem antediluvianischen Vogel als von einem aus der modernen Zeit herrühren, und also von den noch nicht mit Sicherheit ermittelten Knochen des Solitaire weit verschieden seyn könnten.

Einer andern Meinung hinsichtlich der systematischen Stellung der Dronte ist Brandt. Ohne die Aehnlichkeit des Schädels derselben mit dem der Tauben zu verkennen, macht er doch auch auf die großen Differenzen aufmerksam und kommt dadurch auf den Schluß, daß die Dronte den Wadvögeln zuzuzählen sey und zwar als eine eigenthümliche und abnorme Gruppe derselben, die sich zunächst an die Regenpfeifer, deren Schädel in dieser ganzen Ordnung am meisten mit dem der Tauben Aehnlichkeit hat, anschließe. Wir können nicht läugnen, daß

wir dieser Meinung vor der andern den Vorzug geben möchten, müssen aber immerhin gestehen, daß so lange wir das Brustbein der Dronte nicht kennen, ihre systematische Stellung nicht mit Sicherheit festgesetzt werden kann.

Druck, Papier und Zeichnungen sind in Strickland's Werke von größter Vollkommenheit. Alle Knochen sind in natürlicher Größe abgebildet und zugleich die ältern Abbildungen der Dronte in genauen Kopien vorgeführt.

Lectures on Embryology, by Prof. Agassiz before the Lowell Institute (American Traveller und Daily Evening Traveller. Boston 1848 und 1849.)

Professor Agassiz, der schon seit einigen Jahren zum Behufe naturhistorischer Untersuchungen sich in Nordamerika aufhält und nunmehr auch daselbst Vorlesungen übernommen hat, hat im Laufe dieses Winters vom 12. December v. J. an bis zum 20. Januar l. J. 12 Vorträge über Embryologie vor dem Lowell Institut in Boston gehalten, und dieselben alsobald auch in dem viel gelesenen American und Daily Evening Traveller veröffentlicht.

Es ist dieß eine Reihe höchst interessanter Vorlesungen, die in gedrängter Kürze eine sehr klare Uebersicht über dieses ganze Gebiet gewähren, um so mehr als sie durch eine große Anzahl eingedruckter Holzschnitte auch bildlich erläutert werden. Der Verfasser bezeichnet seinen Gegenstand als vergleichende Embryologie und will unter diesem Namen verstanden wissen die Vergleichung derjenigen Erscheinungen, welche während des Wachsthums der verschiedenen Thiere eintreten, und der verschiedenen Modificationen, welche in den individuellen Arten, durch die verschiedenen Klassen, in ihrer natürlichen Gradation, bis sie ihr volles Wachsthum beendigt haben, zum Vorschein kommen. In seinen Vorlesungen unterscheidet daher der Verf. zwey Ordnungen von Erscheinungen: die Bildung des Keimes im Ey und die Veränderungen des Thiers in verschiedenen Umrissen; das Erstere bezeichnet den Gegenstand der eigentlichen Embryologie, das Andere wird unter dem Namen der Metamorphose eines Thieres begriffen und ist insbesondere bey den Insekten, wo das neue Wesen durch sehr differente Formen hindurchgeht, studirt worden.

Der vergleichenden Embryologie, in dem Sinne wie sie hier genommen ist, legt der Verfasser eine große Bedeutung bey, um hinsichtlich der systematischen Bestimmung der lebenden als der ausgestorbenen Thiere zu einem festen Resultate zu gelangen, sobald einmal die Entwicklungsgeschichte der Thiere umfassender als jetzt gekannt seyn wird. Insbesondere meint er, daß wenn einmal Letzteres geschehen seyn wird, es an der Zeit wäre, das ganze Gebiet der Paläontologie wieder vorzunehmen, um die Formen der ältern Perioden mit den frühern Zuständen des Wachsthums der Thiere aus der gegenwärtigen Schöpfung zu vergleichen. Wie der Verfasser am Schlusse seiner Vorlesungen zufügt, ist es nothwendig, daß die ganze Kenntniß der untergegangenen Thiere, die ganze Kenntniß der früheren Altersperioden mit den embryonischen Formen verglichen werde, um zu einer richtigen Kenntniß der Analogie zu gelangen, welche zwischen diesen ältern Typen und den allmähligen Veränderungen, denen die unserer Tage bis zu ihrer letzten Form unterworfen sind, besteht. Der Verfasser erklärt, daß wenn er sich nicht gänzlich irre, man durch die Zeichnungen dieser embryonischen Formen richtigere Figuren von den untergegangenen Thieren erlangen werde, als man

sie zur Zeit durch ihre gegenwärtige Restauration erhalten hätte.

Ein Uebelstand dieser Publication ist, daß das Blatt, in dem sie erschienen, von dem allergrößten Zeitungsformat und jede Seite in 7 Spalten gebrochen ist, so daß das Lesen und insbesondere die Vergleichung der eingedruckten Figuren sehr lästig ist. Es ist daher sehr zweckmäßig, daß nach einer Ankündigung des Daily Evening Traveller vom 24. Januar heurigen Jahres, nunmehr von diesen Vorlesungen eine besondere Octavausgabe veranstaltet wird, auf die wir hiemit unsere Leser bey Zeiten aufmerksam machen wollen.

Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand.

(Schluß.)

Von ganz andrer Art ist der lichte kupferfarbige Völkerstamm, welcher Neuseeland bewohnt und der sich über eine Strecke des großen Oceans ausgebreitet hat, die von den Sandwichs-Inseln bis nach Neuseeland sich ausdehnt und die Marquesas-, die Gesellschafts-, die Schiffer-, die Freundschafts- oder Tonga-Inseln, Mangia und die Osterinsel, Rotorna, dann die Gruppen der Chathams-, der Kingsmills-, der Radak- und Ralik-, der Carolinen-, Mariannen-, Ladronen-, Pelew-Inseln u. ff. umfaßt. Durch seine helle Hautfarbe und die Regelmäßigkeit, ja selbst Schönheit seiner Gesichtsform, so wie des Baues der Glieder nähert sich dieser edlere Stamm der Südsee-Insulaner dem kaukasischen so sehr, daß er kaum von den Bewohnern des südlichen Europas zu unterscheiden ist; seine Sprache, obgleich in verschiedene Dialekte gesondert, läßt in diesen allen den gemeinsamen Stamm erkennen; in moralischer so wie intellectueller Hinsicht zeigt er einen hohen Grad der Entwicklung, er hat geregelte Staatsverhältnisse und bürgerliche Ordnung. Der Mittelpunkt seiner Macht und der Zusammenschaarung seiner Volksmassen ist in Neuseeland; hier hat sich auch die Ueberlieferung aus der ältesten Zeit seiner Geschichte und eine Menge jener Züge des äußern wie des innern Volkscharakters erhalten, aus denen sich die uranfängliche Abstammung der Neuseeländer aus Osten — zuletzt aus dem südlichen Amerika — erkennen läßt. Nach der ältesten Sage, die sich bey den Bewohnern der Insel erhalten hat, kamen ihre Urväter aus einem fern abgelegenen Lande und erreichten erst nach einer sehr langen Reise Neuseeland. Ihr Weg, so berichtet die Sage weiter, hatte sie über die Insel Hawaihi (die in Osten von Neuseeland liegt) geführt; einige spätere, ebenfalls aus Osten kommende Einwanderer brachten Hunde und Bataten (Convolvulus Batata) mit sich, ein Gewächs, das in Mexico und den Sandwichsinseln einheimisch ist. Noch jetzt zeigt sich in der Bauart der großen öffentlichen Gebäude zu Volksversammlungen und einzelner Prunkgebäude von Neuseeland eine große Aehnlichkeit mit den Werken der altmexicanischen Architektur, nur daß die letzteren aus Stein, jene aus Holz aufgeführt sind, und wie oft der Fall eintreten konnte, daß Fahrzeuge von der westamerikanischen Küste durch die Ost-Strömung des Meeres und den beständigen Ostwind hieher geführt wurden, das bezeugen noch fortwährend die Erfahrungen der neuesten Zeit. Denn nicht selten trafen europäische Schiffe mit reichlich bemannten Fahrzeugen zusammen, welche über tausend Seemeilen weit von ihrer Heimath waren verschlagen worden und viele Wochen lang auf dem Wasser gewesen waren. Uebrigens hat sich die amerikanische Menschenform in Neuseeland noch verschönert und veredelt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1849.

Vortrag des Hrn. Hofrath Friedrich Thiersch, d. Z. Vorstandes der Akademie, zur Feyer ihres Stiftungsfestes.

Die Feyer des Festes, welche uns hier vereinigt hat, ruft jene Zeit in die Erinnerung zurück, wo i. J. 1759 am Geburtstage des Churfürsten Maximilian Joseph, also heute vor neunzig Jahren die Akademie der Wissenschaften gestiftet wurde, welche seitdem unter vielem Wechsel und nicht ohne Kampf und Gefahr, aber im Innern sich immer gleich und klar über ihre Bestimmung bestanden hat. Es wird darum und weil es überhaupt erfreulich und nutzbar ist, wichtige Dinge bey ihrem Ursprunge zu betrachten und an ihrer ersten Entfaltung ihre Natur zu erkennen, nicht außer der Zeit, oder der Feyer dieses Tages ferne geachtet werden, wenn wir aus den uns vorliegenden akademischen Urkunden und Correspondenzen jener Zeit nachweisen, unter welchen Umständen sie gegründet wurde, und was sie gleich Anfangs gewesen ist und gewollt hat. Obwohl diese Nachweisung für Viele nur eine Erinnerung an Bekanntes seyn wird, mag sie doch dadurch Theilnahme gewinnen, daß nichts soll gesagt werden, was nicht und zwar in der Hauptsache wörtlich in jenen Urkunden, besonders in den Briefen des reichbegabten Lori, des eigentlichen Gründers, während des Stiftungsjahres und aus den Antworten an ihn über Lage der Zeit, über Beweggründe, über Charakter und Gesinnung der handelnden Personen entnommen wird.

Es war schon am 22. October des Jahres 1758, als vier Männer, unter ihnen Lori und Limbron zusammentraten, um was auf dem Gebiete der Bildung und Wissenschaft für Bayern ersprießlich sey, anfangs aus Furcht vor mächtigen Gegnern, im Geheim zu berathen. Lori selbst vergleicht in seinen Briefen an Gottsched in Leipzig und Kolb in St. Gallen sich und seine drey Freunde mit den Gründern der schweizerischen Freyheit. Wie diese Männer sich auf dem Rütli durch Eid zur Befreyung ihres Vaterlandes von fremder Gewaltherrschaft verbanden, so seyen sie für die Befreyung ihrer Heimath von schwerem Geistesdrucke im Verborgenen zusammengetreten.

Bayern, damals unter der Pflege des weisen und guten Maximilian Joseph, heilte, während der Norden von Deutschland durch den siebenjährigen Krieg erschüttert wurde, die schweren Wunden, die ihm kurz zuvor der österreichische Krieg geschlagen hatte; gleiche Ruhe genossen die andern südlichen Länder von Deutschland. In der Verwaltung war vieles zum Bessern geführt, Mißbräuchliches abgestellt, die Gesetzgebung durch Kreittmayr, die Zierde des bayerischen Namens, neu geordnet worden. Aber auf dem Gebiete der Intelligenz lastete noch der alte Druck eines herrschsüchtigen Ordens und eine Geistesverarmung, die von den edlern Männern um

so tiefer empfunden ward, als daran die Schmach des bayerischen Namens geknüpft wurde und weit umher in deutschen Landen der Geist freyerer Wissenschaft und regerer Forschung seinen Flügelschlag vernehmen ließ. Selbst die großen Erschütterungen des Krieges im Norden trugen mächtig bey, die Geister aus langer Lethargie aufzuregen und mit dem Getöse der Waffen und der Verkündigung der Siege erscholl in friedsamen Klängen die Kunde anderer Siege herab, welche der deutsche Genius auf dem Gebiete der Bildung gewonnen hatte. Den begeisterungsvollen Schlachten-Gesängen von Gleim gesellte sich bald die Erhabenheit der Oden und des Messias von Klopstok. Mit Rührung und Begeisterung wurden die ungewohnten heimathlichen Töne auch im Süden von Deutschland vernommen und wir erinnern uns, mit welcher Erhebung der ehrwürdige Westenrieder noch im spätesten Alter des Eindrucks gedacht hat, welchen sie damals auf die empfänglichen Gemüther der Knaben und Jünglinge hervorbrachten, während ihnen selbst die neuen Gaben der deutschen Muse von der Vertrocknung veralteter Schulweisheit als gefährliche Neuerung und fast als Jugendverführung verpönt wurden. In gleicher Bewegung war die Wissenschaft, und Sachsen, obwohl durch Kriege zerrüttet, erscheint auch nach Lori's Briefen damals als das deutsche Toskana auf dem Gebiete der Bildung. In Berlin unter der geisterregenden Thätigkeit des großen Friedrich, in Halle, in dem neugegründeten Göttingen eroberte die deutsche Wissenschaft neue Gebiete und schmückte die Stirn ihrer Pfleger mit vorher nie gesehenen frischen Lorbeeren. Derselbe Pulsschlag eines idealen Lebens durchdrang die Länder geistlicher Fürsten, den Rhein herauf, in Franken und in Salzburg, und in dem großen deutschen Kaiserreiche entfaltete sich unter dem Schirm der größten deutschen Frau auf dem Throne wissenschaftliches Bestreben mit neuer Kraft, welche sich bald darauf in den großen Anstalten Kaiser Josephs für Wien bewähren sollte. Unmöglich war, daß von so manchfacher tiefer Bewegung Bayern unberührt blieb; sie drang von allen Seiten in die damals noch beschränkten und zerrissenen Gränzen des Herzogthums ein. Viele der reichen Stifter und Abteyen besonders der obern Lande, wetteiferten mit denen des benachbarten Oesterreichs. Während in mehreren, wie in Pollingen, Astronomie und Naturwissenschaft reichere Pflege fanden, war in anderen genauere Kunde der Philosophie von Leibnitz und Wolf eingedrungen, um sich vorläufig wenigstens neben der Scholastik anzusiedeln. Dazu kam die enge Verbindung mit der freyern und regeren Pfalz bey Rhein, wo damals Karl Theodor in Manheim einen glänzenden und auch den Musen zugänglichen Hof hielt, und Heidelberg, welches regere Thätigkeit entfaltete, so wie die Nothwendigkeit der Reisen, welche vorzüglich junge Geschäftsmänner nach dem Auslande und selbst nach norddeutschen Universitäten führten. Das Alles wirkte zusammen, Kunde dessen, was ausser Bayern gewonnen wurde, und das Verlangen nach gleichem Besitze im Innern des Landes weiter zu verbreiten. Diesem aber stand entgegen, was in jenen Briefen als die Schulweisheit von Bayern bezeichnet wird. Zwar ist der Unterricht der gelehrten Schulen in jener Zeit wenigstens auf den mittlern Stufen nicht überall ein unfruchtbarer gewesen. Er hielt durch ein gründliches, wenn auch meist formelles Studium des Lateinischen doch den Weg wenigstens zu der klassischen Literatur der Römer offen, und nicht alle Lehrer waren gegen die Schönheit und bildende Kraft derselben verschlossen. Nicht der Geist aller Zöglinge wurde durch die Starrheit der alten Lehrform gebeugt und gebrochen. Darauf aber beschränkt sich auch, was jene Schulen Nützliches leisteten, und außer diesen engen Gränzen hielten sie alles in trauriger Armuth und gänzlichem Verfall. Kunde der deutschen Sprache, der vaterländischen oder deutschen Geschichte, wissenschaftliche Begründung der Mathematik waren in ihnen so wenig zu suchen, als auf der höhern Stufe des Unterrichts wissenschaftliche Studien der Natur; die Philosophie aber wurde fortwährend nach den mißverstandenen Formeln des Aristotelischen Systems und der Methode der Scholastik gelehrt, in welche kein Strahl freyer Erforschung der Tiefe der Natur und des menschlichen Geistes gefallen war. Der Geist und Ruhm Bacos von Verulam so wenig wie Descartes' oder Galilai' waren über diesem finstern Himmel aufgegangen, und die Größe von Kopernikus und Keppler

blieb mit wenigen Ausnahmen ihnen so verborgen, wie der Aufschwung, den die französische Wissenschaft und Literatur seit Ludwig XIV. genommen hatte. — „Bey uns," klagt Lori, „sind alle Wege, auf denen man die Jugend führt, Abwege von der Wissenschaft, und glücklich, wer am Ende seiner Studien das Gefühl gerettet hat oder neu gewinnt, daß er, wie jener gute Prälat Amort von Pollingen, der Stifter des Parnassus Boicus, von vorn anfangen müsse, um etwas zu lernen." Der Verfall der theologischen, der juristischen und medizinischen Studien war darum ein allgemeiner, selbst die praktische Heilkunde in kläglichem Zustande und die Künste so herabgekommen, daß die Akademie in München keinen Kupferstecher fand, der geschickt genug war, das akademische Diplom zu graviren, und deßhalb sich nach Augsburg wenden mußte. Was Wunder, wenn den von der neuen Bewegung Ergriffenen das ganze Reich der Schule als eine Verfinsterung des Geistes und eine Verwilderung edlerer Wissenschaften; wenn ihr Lehrstoff als Gestrüpp und Gestein bezeichnet wurde, durch welches der Weg zur Wissenschaft regern Bestrebungen versperrt würde, und wenn die Frucht jener Studien, welche in barocken Formen eines veralteten und kraftlosen Styles und Geschmackes sich offenbarte, als eine Barbarey bezeichnet wird, der man mit Muth entgegentreten, die man besiegen müsse, damit die Schmach gelöst werde, mit welcher von ihr bey den übrigen deutschen Völkern der ehedem ruhmreiche Name der Bayern und ihr Land bedeckt werde, welches im 15. Jahrhundert den Deutschen die Fackel der Wissenschaft zumeist angezündet hatte. Es lag in diesen Verhältnissen und Ansichten tief begründet, daß der Orden der Jesuiten, welcher damals den mittleren und höheren Unterricht in Bayern beherrschte und eifersüchtig überwachte, als ein Feind der neuen Zeit und ihrer regen Bestrebung betrachtet wurde. Zwar hatte die neue Bewegung ihn bereits außer Deutschland erschüttert und um die Zeit, wo in Bayern gegen ihn die Anstalt keimte, deren Daseyn wir feyern, war er schon in Portugal überwältigt worden. Auch in Bayern war er Gegenstand eines weit verbreiteten Widerwillens und Hasses geworden, obwohl man einzelnen Mitgliedern die ihnen gebührende Achtung nicht versagte. Kaum kann ein Mann von höherer Bedeutung genannt werden, der damals ihm, sey es am Hofe, oder in der höchsten Verwaltung, oder an der Universität Ingolstadt oder endlich im höhern Klerus günstig gewesen wäre; gleichwohl stand er noch in dem wenn auch bestrittenen doch unerschütterten Besitze der Macht. Er schien aber den Vertretern der neuen Bildung um so mehr zu fürchten, weil er seit der Zeit Herzog Wilhelm IV., den er beherrschte, jeder Aenderung und Verbesserung in wissenschaftlichen Dingen widerstanden hatte, und man erwarten mußte, daß er auch gegenüber den neuen Forderungen seine Herrschaft über die Schulen und den Unterricht, damit aber über Intelligenz und Politik des Landes zu behaupten suchen und auf diesem Gebiete Alles niederhalten werde, was sich ausser ihm und gegen ihn geltend machen würde. Um sich aus seiner Verdächtigung möglichst fern zu halten, beschloßen die Urheber der neuen wissenschaftlichen Bewegung alles auf Politik, Religion und Kirchenlehre unmittelbar Bezügliche von ihrer Sphäre auszuschließen und diese zumeist auf Erforschung der Alterthümer, der Geschichts-Urkunden, der Geographie und Geschichte von Bayern, auf Mathematik und den Betrieb der Naturwissenschaften mit vorzüglicher Beachtung ihres Nutzens für Ackerbau und Gewerbe zu lenken, daneben aber auf Bildung der deutschen Sprache und auf Reinigung des verwilderten Geschmackes hinzuarbeiten. Eben so ausschließend suchte die neue Gesellschaft gegen die Mitglieder des Ordens der Jesuiten selbst zu verfahren. Man war überzeugt, daß auch nur einzelne Jesuiten in die Akademie aufgenommen, nach Beherrschung derselben, dadurch aber nach Vereitlung ihrer Plane trachten würden. Diese, wenn auch nicht ausgesprochene, aber doch stillschweigend vollzogene Ausschließung des Ordens von der Akademie, während man bedeutende Gelehrte protestantischer Confession aller deutschen Länder zum Beytritt aufforderte, legte den Grund zu der leidenschaftlichen und aufregenden Befehdung, welcher von Seite des Ordens die Akademie nach Unterzeichnung ihrer Stiftungsurkunde und noch mehr bey dem Hervortreten ihrer Thätigkeit ausgesetzt war, zumal durch die Besonnenheit und Energie ihrer Gründer der Plan der Jesuiten scheiterte, die Schrif-

ten der Akademie der Censur ihres Ordens unterworfen zu sehen.

Man hatte das erwartet: Die Solipsen (Parteynamen der Jesuiten, wie es scheint aus ihrem übermüthigen Spruche soli ipsi sapimus geschöpft), „die Solipsen", schrieb Lori, „werden unsere Feinde, nicht aber Mitglieder seyn."

Desto freudiger im ganzen Lande war die Ueberraschung über die plötzliche, so besonnen vorbereitete als muthig durchgeführte Erscheinung der Akademie, die sich als einen engern Verband des mittägigen Deutschlands ankündigte, damit man der Barbarey mit Nachdruck entgegen treten könne, und war die Zufriedenheit mit ihren schnellen Leistungen, mit der Energie ihrer Thätigkeit und mit der Raschheit ihres Erfolges.

„Alles geht trefflich gut", schreibt Lori an Kenedy, „hier schafft man Instrumente an und Mitglieder schicken Abhandlungen ein ꝛc." Lori selbst ist die Seele der ganzen regen Thätigkeit, überall mit Rath und Hilfe, mit Aufmunterung oder Tadel gegenwärtig, und muß eben darum als der eigentliche Gründer der wichtigen Anstalt und der Schöpfer ihres regen wissenschaftlichen Lebens gepriesen werden. „Es mag kosten, was es wolle," schrieb er an den geistl. Rath Indobler zu Freysing, „so müssen wir bis Ende des Jahres einen Band der historischen und philosophischen Abhandlungen zu Stande bringen." Auch die ersten Bände der naturwissenschaftlichen Abhandlungen und der monumenta boica ließen nicht auf sich warten, durch welche', wie er unterm 1. September an Kolb in St. Gallen schreibt, die Akademie bey der gelehrten Welt Sitz und Stimme nehmen könne.

Nicht minder war die Theilnahme und die Freude der übrigen Länder von Deutschland. „Die Herren Sachsen," schreibt Lori an Kenedy, „sind über unsere Anstalt in großer Freude, viele wollen mitarbeiten, wie mir unser Leibmedicus von Wolker aus Dresden meldet.

Lori hatte unterm 2. August darüber an Gottsched in Leipzig, den er zum Beytritt aufforderte, folgendes geschrieben:

„Euer Hochwohlgeboren werden eher die Erscheinung von ein Paar Dutzend neuer Cometen als die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften in Bayern erwartet haben. Und doch ist dieses Ereigniß geschwinder, als man hier selbst vermuthete, in seine Wirklichkeit gekommen.

Vier Waghälse sind es gewesen, die sich den 12. Oktober v. J. nach Art der ersten Schweizer für die Freyheit der Wissenschaften verschworen haben. Es wurde der Entwurf einer Akademie gemacht. Kaum war durch den Beytritt einiger Prälaten und Gelehrten auf dem Lande die Partie verstärkt, und die Minister von unserm Vorhaben unterrichtet worden, so erfolgte an dem Geburtstag Seiner Churfürstlichen Durchlaucht den 28. März die landesfürstliche Genehmhaltung.

Die Jesuiten gaben sich alle Mühe, die Gesellschaft, so sie nicht mehr hemmen konnten, unter ihr Joch zu bringen. Es seyen unter den Mitgliedern ausschweifende Köpfe, die durch die Censur der hohen Schule in Ingolstadt (d. i. durch Jesuiten) im Zaum müßten gehalten werden. Allein unsere Standhaftigkeit schlug diese Heuchler bald zu Boden. Die Akademie ist aller Jurisdiction und fremder Censur befreyet worden. Seine Churfürstliche Durchlaucht selbst sind Protector. Der Bergcollegii-Präsident Graf von Haimhausen, Präsident der Akademie, Vicepräsident der Staatskanzler, H. B. von Kreittmayr, und ich habe vom Anfang her die Stelle eines Sekretärs übernehmen müssen."

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Vortrag des Hofrathes Thiersch.

(Schluß.)

Gottsched antwortete unterm 23. desselben Monats:

Hochedelgeborner und Hochgelahrter insonders hochzuverehrender Herr Hofrath, Hochgeneigter Gönner,

Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch Dero geehrte letztere Zuschrift in der That mehr erschrecket, als der ansehnlichste Comet hätte thun können. Solche Erscheinungen, als dieselben mir anzukündigen geruhten, sind wirklich über dem bayerischen Horizonte etwas, wo nicht unmögliches doch gewiß etwas unerwartetes. Doch leben wir jetzo in Zeiten da tausend unglaubliche Dinge geschehen, so daß man sagen kann:

Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam!

Warum sollte denn nicht in Bayern eine Akademie der Wissenschaften erstehen können? Hier in Sachsen haben wir seit mehr als 20, ja 30 Jahren umsonst nach einer Bestätigung entweder der vormaligen deutschen Gesellschaft neuerlich aber der Gesellschaft der freyen Künste gearbeitet und gestrebet. Aller Mühe ungeachtet sind uns alle Götter und Göttinnen, ja alle Sterne in ihren Kreisen ungeneigt gewesen. In Bayern hebt man kaum an, daran zu denken: so gelingts. Es liegt also nicht an jemands Laufen oder Rennen, sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.

Ich statte aus aufrichtiger patriotischer Gesinnung meinen erfreuten Glückswunsch dazu ab. Es müssen diesem neuen Helikon ferner Apollo und alle Musen günstig verbleiben; damit sie, wenn irgend ihres Bleibens hier in Sachsen nicht länger seyn sollte, doch anderswo in Deutschland einen sichern Aufenthalt haben mögen! Daß es an Widerstand gewisser Solipsen nicht gefehlet haben werde, kann ich mir leicht einbilden. Glücklich ist die Akademie, wenn sie sich ferner gegen alle Nachstellungen sicher machen kann, damit sie nicht etwa in Kurzem nach Paraguai verbannt werde u. s. w."

Der Wunsch und die Hoffnung, welche Gottsched ausspricht, auch in Sachsen und zumal in Dresden eine ähnliche Anstalt wissenschaftlicher Forschung gegründet zu sehen, ist noch lange nachher nicht in Erfüllung gegangen, obgleich ein üppiger und prachtliebender Hof dort über große Mittel gebot und es seitens der Bevölkerung so wenig wie in Bayern an Bereitwilligkeit und Talenten gefehlt hätte, mit der neuen Anstalt und mit den kurz vorher in Berlin und in Göttingen gegründeten in Wetteifer zu treten. Auch im südlichen Deutschland fand das Beyspiel keine Nachahmung, und die schon von Leibniz so warm empfohlene Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien konnte daselbst trotz des Reichthumes wissenschaftlicher Mittel und Kräfte unter der Regierung einer Maria Theresia so wenig, als unter Joseph des gewünschten Erfolges sich erfreuen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die einer sol-

chen Schöpfung dort entgegenstehenden Bedenklichkeiten und Hindernisse zu besiegen, und wir betrachten es als ein günstiges Ereigniß, daß unsere Akademie bey ihrer 90jährigen Stiftungsfeyer die Errichtung einer Schwester-Anstalt in Wien begrüßen und ihr ausdrücken kann, mit welcher Freude wir auf ihre Einladung vom 22. Febr. 1849 mit derselben in Verbindung und in Gemeinschaft der Studien treten, nicht ohne den herzlichsten Wunsch, daß es ihr gelingen möge, die Ehre und den Nutzen deutscher Wissenschaft aus den reichen Quellen, über welche sie gebietet und mit den bewährten Kräften, die sie in sich vereiniget über alle dem kaiserlichen Scepter unterworfenen bildungsfähigen Völker auszubreiten.

Unsere Akademie hat übrigens das Ziel, welches ihr gleich bey der Gründung gestellt wurde, unter keinem Wechsel der Zeiten, der Form und der Verhältnisse aus den Augen verloren. Noch jetzt bestrebt sie sich, in ihrer ersten Classe deutsche Sprache und Literatur und in Verbindung damit die classische und orientalische Literatur, und was auf Unterricht und Schulen sich bezieht, nach Kräften zu fördern. In ihrer historischen Classe verfolgt sie mit gleichem Eifer durch Fortsetzung des Nationalwerkes der monumenta boica, denen sich die Regesta rerum Boicarum autographa, von Lang gegründet und von Max Baron v. Freyberg bis zum 9. Bande und bis in das Jahr 1407 fortgesetzt, anschließen, und durch Vorbereitung eines alle, auch die kleinsten Ortschaften umfassenden, historisch-topographischen Lexicons, die historische Kunde des Vaterlandes nach allen Seiten hin zu befördern, während die mathematisch-physikalische Classe bemüht ist, neben dem Betrieb und der Bereicherung der ihr vertrauten Wissenschaften die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches endlich zum Ziele zu führen. Die Akademie sucht durch diese und ähnliche Arbeiten sich als die Vertreterin freyer und höher gehender Wissenschaften des Vertrauens würdig zu erweisen, mit welchem sie von der Nation und der Regierung sich umgeben sieht, und zufolge von welchem es auch im letzten Jahre geschehen ist, daß sie seitens der Regierung über Erfindungen und Unternehmungen, welche mit den Wissenschaften verkehren, wiederholt zu Gutachten aufgefordert wurde.

Noch zuletzt ward ihr der Auftrag, über das beste System einer, das ganze Reich umfassenden, Anlage eines elektromagnetischen Telegraphen Bericht zu erstatten, der am 15. d. M. abgegangen ist.

Zugleich ist sie durch die enge Verbindung der größtentheils von ihr gegründeten wissenschaftlichen Anstalten des Staates in dem Falle, zur Bereicherung, Vermehrung und Führung derselben beyzutragen und durch ihre Mitglieder belebend in den reichen Unterricht der Universität einzugreifen, welche durch die Verbindung mit den materiellen und doktrinellen Kräften der Akademie allein sich zum Range einer der ersten wissenschaftlichen Lehranstalten von Deutschland erheben konnte.

Die weitere Entwicklung dieser Thätigkeit ist von der Vermehrung der Mittel, von der Erweiterung der physikalischen und botanischen Anstalt und von der Gründung einer physiologischen abhängig, über welche die Berichte und die Nachweisung ihres Bedarfs zum Behuf der Berücksichtigung bey der nächsten Finanzperiode im Laufe des letzten Jahres erstattet worden.

Daß unter den Auspizien der wohlwollenden Regierung eines Königs, welcher Förderung der Wissenschaft zu den heiligen Pflichten, zu den größten Zierden seiner Krone rechnet, ihr jene reicheren Mittel und eine ihrer Aufgabe würdige Stellung nicht vorenthalten bleiben werden, davon hat sie im Laufe der letzten Monate mehr als einen Beweis empfangen. Durch Allerhöchste Entscheidung vom 26. Februar l. J. ist unser Mannheimer Reserve-Fond einer jährlichen Leistung von 1200 fl. für fremde Zwecke mit der Bestimmung entlastet worden, daß die dadurch gewonnenen Mittel auf die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreichs sollen verwendet werden, und vor zwey Tagen hat das neue Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten seine Wiederherstellung, die wir mit der höchsten Freude als eine den Wissenschaften erwiesene Wohlthat begrüßen den Anfang seiner Thätigkeit durch die Kundgabe der Allerhöchsten Entscheidung vom 25. März zu uns gelangen lassen,

daß der Eintritt in diesen gelehrten Verein als ordentliches Mitglied fortan nur auf den Grund einer freyen Wahl der Akademie und erfolgter königlicher Bestätigung stattfinden solle. Erst dadurch ist unserer Akademie die ihr wesentliche Selbstständigkeit und gebührende Ebenbürtigkeit zurückgegeben worden, welche sie in Folge trauriger Ereignisse vor 8 Jahren dadurch verlor, daß die oberste Staatsbehörde sich vorbehielt, einer jeden Classe sechs Mitglieder eigener Wahl zuzuweisen.

Seit unserer letzten öffentlichen Sitzung hat die Akademie durch den Tod verdienter Mitglieder, wie Letronne in Paris, Gottfried Hermann in Leipzig und Fröhlich in München bedeutende Verluste erlitten. Letronne erfreute sich als vorzüglichster Vertreter und Pfleger der Alterthumswissenschaft in Frankreich eines europäischen Rufes, und vorzüglich seine Werke über Aegypten und über griechische und römische Inschriften in Aegypten werden seinem Namen unvergängliche Achtung sichern. In Gottfried Hermann verlor Deutschland nach Heine und Wolf den größten und gefeyertsten Gründer der klassischen Gelehrsamkeit, dessen Ruhm vorzüglich durch die ihm vor allen verdankte Gründung der griechischen und römischen Metrik, durch seine kritischen und exegetischen Arbeiten über die griechische Grammatik, über Homer, Orpheus, die Tragiker, Aristophanes und Plautus, endlich durch die Bildung einer großen philologischen Schule und Genossenschaft über alle die Völker verbreitet wurde, von denen Betrieb und Nutzen der klassischen Studien in verdienter Ehre gehalten werden.

Was der öffentliche Unterricht und was die Akademie durch den Tod von Fröhlich verloren hat, darüber wird unser Collega Herr Professor Spengel zunächst Bericht erstatten.

Hierauf hielt Hr. Professor Leonhard Spengel folgende

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

Die Akademie der Wissenschaften weiht den aus ihrer Mitte Dahingeschiedenen ein äußeres Andenken dadurch, daß sie ein dem Verstorbenen durch gleiches Studium befreundetes Mitglied veranlaßt, das Wirken und die Thätigkeit des Mannes, den sie durch freye Wahl in ihren Kreis aufgenommen hatte, mit wenigen, wenn auch schwachen und ungenügenden Worten ins Gedächtniß zu rufen, um auch hier zu zeigen, wie gering die Kräfte des Einzelnen gegenüber den Anforderungen der Wissenschaft selbst sind, wie diese fort lebt, wenn das Individuum längst verschwunden ist, aber andere das Begonnene zu fördern und dem Ziele näher zu führen berufen sind.

Nicht gleiches Studium allein ist es, was den Sprechenden mit dem Dahingeschiedenen befreundete und ihn bewog, dem an ihn ergangenen ehrenvollen Auftrage gerne zu folgen; er ehrt in ihm wie in einem andern früher verstorbenen Mitgliede derselben Classe, dem trefflichen Joseph Kopp, seinen Lehrer, dessen Unterricht entscheidend auf ihn wirkte; er hat später sechzehn Jahre hindurch mit und unter ihm gelebt, indem er in ihm seinen Collegen und Vorstand achten und schätzen lernte, und diese Achtung und Zuneigung hat sich durch die Ausscheidung aus dem dienstlichen Verhältnisse nicht gemindert, sie dauerte auch in der Ferne fort, und folgte bis zu dessen Grabe, sie wird noch länger dauern.

Wenn auch alle Mitglieder einer Akademie von demselben Eifer beseelt sind, mit Zurücksetzung jeden Nebenzweckes rein der Wissenschaft zu dienen, so wird der Erfolg ihrer Thätigkeit dennoch ein sehr ungleicher seyn. Dem einen gelingt es, seine Forschungen von dem günstigsten Ausgange gekrönt zu sehen, sie bringen dessen Namen aus dem engen Raume seiner Umgebung selbst in das Volk, das sonst um die Forschungen unbekümmert nur Ergebnisse will, Resultate verlangt. Eine wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Natur kann den größ-

ten Einfluß auf das Menschengeschlecht üben, den Ehrgeiz befriedigen und den Erfinder der spätern Nachwelt überliefern. Ein anderer entwickelt eine unerwartete Thätigkeit und seltene Kenntniß in dem, was die Ereignisse des Tages und der nächsten Vorzeit brachten, er gilt als das Orakel, das viele Fragen allein zu beantworten versteht, und greift er selbst in die Ereignisse ein, ist er nicht bloß Beobachter und Zuschauer von der Ferne, sondern leitend und führend, so wird seine Bedeutung um so größer, und die Aufschlüße, die er wie kein anderer zu geben vermag, werden mit größter Andacht vernommen.

Unser dahingeschiedene Freund hat keine Entdeckungen gemacht, die seinen Namen weit bis in die untersten Reihen des Volkes verkünden, er war kein Staatsmann, von dem man noch nach seinem Tode die Lösung verwickelter Fragen zu hören wünscht, oder mit Sehnsucht erwartet, er hat nicht hundert Bände geschrieben, deren Titel auf lange hin seinen Namen in Bibliotheken und bey Antiquaren in Andenken erhalten; es stände schlimm um ihn, wenn er nach diesem Maßstabe allein sollte beurtheilt werden; schon sein Studium an sich ist der Art, daß selbst die vorzüglichsten Leistungen in diesem ihn nur seinen Fachgenossen näher stellen, nicht der großen Welt in Berührung bringen konnten; er lebte in der Betrachtung und Würdigung dessen, was längst verschwundene Völker herrliches hervorgebracht haben. Hat er aber, wie es scheinen möchte, auch hierin nicht geleistet, wozu ihn sein Scharfsinn berechtigte, und kann man das Bedauern nicht unterdrücken, daß ein solch glänzendes kritisches Talent, wie er es besaß, um einen bezeichnenden Ausdruck alter philosophischer Anschauungsweise zu gebrauchen, doch mehr δυνάμει, als ἐνεργείᾳ und ἐντελεχείᾳ aufgetreten ist, und darum weniger die Aufmerksamkeit, als es verdiente, auf sich gezogen hat, so kann der Grund davon ihm selbst nur zur Ehre gereichen; es war die große Gewissenhaftigkeit des Mannes, der das ihm aufgelegte beschwerliche Amt nach Kräften verwalten, und diesem als dem wichtigsten seine gesammte Zeit widmen zu müssen glaubte; so hat er der Pflicht seine innere Neigung geopfert, und nur die wenigen Stunden, die der Erholung gewidmet waren, konnten seinen eigentlichen Studien geweiht werden; darum ist der pädagogische Standpunkt in seinem Wirken das überwiegende, der wissenschaftliche, philologische, durch die Verhältnisse, nicht durch seinen Willen herbeygeführt, bedingt und jenem untergeordnet; aber an Begeisterung für die Wissenschaft, reinster Gesinnung, unermüdetem Streben das Wahre zu erforschen stand er keinem nach, und das Andenken des schlichten Schulmannes, der von jeder Eitelkeit, wie sie besonders scharfsinnige Gelehrte seines Faches — und auch anderer Fächer — so gerne zur Schau tragen, ferne war, lebt fort in dem Herzen von vielen hunderten von Schülern, die er im Laufe von mehr als vierzig Jahren gebildet hat, und die Männer geworden in treuer Erinnerung bewahren, was sie seinem Unterrichte verdanken.

Johann von Gott Fröhlich wurde geboren zu Markt-Bissingen im sogenannten Kesselthale zwischen Donauwörth und Nördlingen am ersten März des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzig, von dreyzehn Kindern des Martin Fröhlich, Leibkutschers der damals verwittweten Gräfin von Wallerstein, das dritte. Der Knabe zeigte in der Schule bald so viele Lust zum Lernen und solche Anlagen, daß der Pfarrer, Herr Ignaz Wild, und der Chorregent und Schullehrer des Ortes für gut fanden, ihn zum Studiren zu bestimmen; so wurde er, nachdem er bey diesem ausser den Elementarkenntnissen auch die Anfangsgründe der Singkunst gelernt und geübt, von jenem aber den Elementarunterricht in der lateinischen Sprache erhalten hatte, im Herbste des Jahres 1790 an das Gymnasium zu Ellwangen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.
Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Fortsetzung.)

Sein Pfarrer selbst führte ihn dahin, da er eben in der Mitte zwischen dem 10. und 11. Lebensjahre stand; Kost und Wohnung erhielt er im Hause des Chorregenten an der Ellwanger Stiftskirche, Dreyer, welchem ihn Graf Friedrich von Oettingen-Wallerstein, Domherr zu Ellwangen, Sohn der Gräfin von Wallerstein, in deren Dienste sein Vater stand, zur Pflege empfohlen hatte, so wie derselbe auch die Kosten der Verpflegung im ersten Jahre bestritt. In Dreyers Hause fuhr er fort, sich in der Singkunst zu üben, und fing auch an musikalische Instrumente Violin, Flöte ꝛc. zu erlernen. Am Gymnasium trat er in die sogenannten Rudimenta unter dem Professor Pater Columbus (Zeller), des Capuzinerordens, (nachmaligem katholischen Stadtpfarrer in Nördlingen) einem durchaus wackern, aufgeklärten und für seine Lage und Zeit gelehrten Manne, an dessen verständige Behandlung (vier Jahre nacheinander war er sein Classenlehrer) er immer mit dankbarer Freude sich erinnerte.

Im Herbste des Jahres 1791 wurde er unter die Zahl der Sing- oder Chorknaben aufgenommen, deren immer sechs an der Domkirche zu Ellwangen unterhalten wurden. Als solcher gewann er vier Jahre hindurch volle Verpflegung in Dreyers Hause; Kleidung sogar, ja selbst Schreibmaterialien wurden unentgeldlich gereicht.

In den folgenden zwey Jahren erwarb er sich als Hauslehrer der Chorknaben den größeren Theil des Kostgeldes, welches Graf Friedrich von Wallerstein vervollständigte; durch Nebeninstructionen theils in den Schulstudien, theils in Musik das Erforderliche für Kleidung und andere Bedürfnisse.

In den Studien machte er im ersten Jahre sogleich einen Fortgang, der für die folgenden besseres versprach. Obschon er nämlich bey seinem Pfarrer erst etwas über ein Jahr lateinisch zu lernen angefangen hatte, so erwarb er sich doch in Ellwangen unter 30 Mitschülern den vierten Platz, wurde im zweyten Jahre, der Grammatik, dem ersten gleichgesetzt, im dritten aber, der Syntax, und den folgenden zwey Jahren, in Poesie und Rhetorik, behauptete er denselben Platz ausschließend, nicht minder während des zweyjährigen Curses der philosophischen Studien am Lyceum. Hauptstudium war durch diese ganze Zeit lateinische Sprache gewesen, nebenbey hatte man Universalgeschichte, Naturbeschreibung, Geographie, Mathematik und griechische Sprache betrieben.

In den Jahren des philosophischen Cursus studirte er ausser den Schulautoren Schriften von Kant und Kantianern, wiewohl mit geringem Erfolge, fing die griechische Sprache, von der er bisher so viel als nichts wußte, von vorne an, hauptsächlich durch Ehrgeiz gespornt, indem er einen seiner Freunde weit vor sich voraus sah, und doch nicht gern hinter ihm zurückbleiben wollte, nahm auch einige Monate Unterricht im Französischen.

Im Herbste des Jahres 1797 ging er zu einem Examen, um die Aufnahme ins Seminarium der Bartholomäer in Dillingen zu erlangen. Er wurde aufgenommen und studierte drey volle Jahre Theologie; am 21. September 1799 nahm er zu Augsburg die ordines minores. Indessen war ihm diese drey Jahre seine Schultheologie nur Nebensache, die meiste Zeit verwendete er auf Lectüre philosophischer Schriften aus der Kantischen und Fichteschen Schule, auf das Studium der griechischen, französischen und englischen Sprache; machte aber in keinem Fache bedeutende Fortschritte, indem er planlos, sich selbst überlassen, ohne alle oder nur mit den nothdürftigsten Hülfsmitteln versehen, in den Tag hinein las und studirte.

Nach vollendetem Studium der Theologie nahm er, indem er zur Priesterweihe noch viel zu jung war, im Jahre 1800 einen Ruf nach Ellwangen als Informator, und benutzte die Muße, die ihm bey diesem Geschäfte blieb, zur Fortsetzung seiner bisherigen Studien, denen er noch die italienische Sprache beygesellte.

Schon seit ein paar Jahren war sein Entschluß Priester zu werden, wankend geworden; jetzt nachdem er von mehrern guten Freunden die Zusicherung jährlicher Beyträge zu seinem Unterhalte bekommen hatte, vertauschte er jenes Vorhaben vollends mit dem neuen, sich der Jurisprudenz zu widmen.

Im Frühjahre 1802 ging er in dieser Absicht nach Landshut, wo er in dritthalb Jahren die juristischen Studien absolvirte, dann im Herbste 1804 trat er beym Landrichter in Aichach, Hrn. v. Baur, einem Freunde seiner ersten Jugend, als Praktikant in die Kanzley. Indessen war auch das Studium der Jurisprudenz keineswegs für seine Neigungen befriedigend, vielmehr hatte er es mit mühsamer Anstrengung vollendet, und nebenbey immer seine Lieblingsgeschäfte, Lectüre philosophischer, jetzt besonders Schelling'scher Schriften und Sprachstudium betrieben, nicht ohne den Wunsch zu hegen, daß ihm dereinst etwa ein Lehramt im Fache der Sprachkunde zu Theil werden möchte, auf welchem Felde allein er mit Lust arbeiten zu können glaubte.

Seine Wünsche gingen in Erfüllung. Noch im Herbste 1804 wurde er beynahe ohne sein Wissen durch einen Freund, der seine Wünsche, Neigungen und Studien kannte, zu einer Professorstelle an das neu zu organisirende kurfürstliche Gymnasium zu Kempten in Vorschlag gebracht, und schon wirklich angestellt, ehe er mit sich selbst einig geworden war, ob er in den Vorschlag willigen sollte oder nicht; denn er war zu gewissenhaft, um seinen Wünschen zu Liebe sogleich in die Annahme eines Amtes zu willigen, welchem er vielleicht nicht gewachsen seyn könnte, da er sich für kein Fach eigentlich vorbereitet und absichtlich geübt, sondern nur planlos allerley Studien für sich selber betrieben hatte. Nachdem nun aber die Sache einmal so weit gediehen war, ließ er sich durch freundschaftliche Aufmunterungen endlich bewegen, die ihm angebotene Stelle zu übernehmen, reiste in der ersten Hälfte Novembers 1804 von Aichach nach Kempten, um sein Lehramt daselbst anzutreten, und erhielt im Januar 1805 das allerhöchste Rescript seiner vor der Hand provisorischen (v. 28. Dec. 1804), im July 1806 das der definitiven Anstellung (v. 2. Mai 1806) als Professor der klassischen Litteratur.

Diese kurzen Angaben, die Fröhlich selbst von seinem Leben aufgezeichnet hat, zeigen, daß der gänzlich unbemittelte, aber talentvolle Jüngling einem Studium zugeführt wurde, das dessen künftigen Unterhalt sichern sollte, seine geistige Kraft aber die hemmenden Fessel zerbrach und unsicher umherirrte, bis der innere Trieb zum Bewußtseyn eigener Bestimmung gelangte und glücklich gewählte Freundschaft ihn unerwartet dem Ziele zugeführt hat, in welchem allein er die volle Befriedigung seines Strebens und seiner Wünsche erkannte. Als er dem theologischen Stande entsagte und einen neuen Beruf wählte, war es mehr die Ueberzeugung, daß er in jenem seine Bestimmung nicht erreiche, als daß er sie in dem neu gewählten sicher finden werde; aber wie er nichts halb that, hielt er auch hier getreulich aus, sollte er auch ungeachtet aller Aufmunterung seiner Lehrer, besonders Gönners, der seinen juristischen Aufsätzen alle Aufmerksamkeit und Anerkennung schenkte, zuletzt sich selbst gestehen müssen, daß seine eigene Wahl nicht die glücklichste gewesen sey. Was er damals fühlte und dachte, hat er oft der dichterischen Muse anvertraut und ein Büchlein

unter seinen Schriften enthält seine poetische Producte aus den Jahren 1797 — 1802, Beziehungen auf sein eigenes Schicksal, gewöhnlich Freunden zur Erinnerung gewidmet, heiter aber stets würdig an Inhalt und Form. Während der dritthalb Jahre, die er an der Universität Landshut zubrachte, hatte er nach eigenem Geständnisse manches Leiden zu bestehen, manche bittere Stunde zu kosten und manchen trüben Tag zu ertragen; doch waren die Freuden im Ganzen überwiegend, die er im Kreise guter Freunde sowohl als im Umgange mit den Musen voll des seligsten Gefühles seiner Jugend und Freyheit genossen hatte.

In Kempten hatte er jetzt Muße, was er bis dahin planlos getrieben, gründlich zu studieren, er war einer von den Wenigen, welche durch eigene Kraft, nur mit Hilfe der damals ganz kleinen Buttmann'schen Grammatik das Griechische erlernten, sicher der einzige, welcher es sich in dem Grade aneignete, daß er nach einigen Jahren an den Autoren die Kritik im Großen zu üben vermochte. Um Kenntnisse des griechischen Alterthums, Philologie im weitern und engern Sinne des Wortes, in Bayern zu verbreiten, mußten tüchtige Männer aus den nächsten deutschen Gauen gerufen werden, an welche sich mancher feindseliger Einflüsse ungeachtet eine eifrige und kräftige Jugend gesellte; auch Fröhlich erzählte, wie er in Kempten den wenigen Schülern seiner Classe oft im Freyen Unterricht ertheilt habe, im Kleinen, ohne daran zu denken, das Bild einer peripatetischen Schule; nie habe er aufmerksamere Jünglinge gehabt.

Als 1811 am Schlusse des Schuljahres er voraus sah, daß er in Kempten für die Obergymnasialclasse nächsten Jahres keine Schüler haben, also wohl einen andern Bestimmungsort erhalten würde, so suchte er um eine Versetzung nach Amberg nach, welchem Gesuche durch allerh. Rescript vom 23. Oktober 1811 willfahren wurde.

Er hatte jetzt durch eigenes Studium ohne die nöthigen Hilfsmittel, welche ihm weder Kempten noch Amberg bieten konnte, schon solche Fortschritte gemacht, daß er sich in den Jahren 1812—16 an die Emendation des Sophokles und Theokritos wagte, und nebenbey des Euripides Cyclops ausarbeitete und metrisch übersetzte *).

Nach allerh. Rescript vom 18. May 1817 wurde er an die Oberclasse nach München versetzt, zugleich erhielt er die Inspektion der lateinischen Vorbereitungsschule, dafür eine Remuneration von 100 und einen Quartierbeytrag von 150 fl. Er freute sich, durch diese Versetzung seinen Gehalt vermehrt zu haben, fand aber, hier angelangt, zu nicht geringem Erstaunen, daß die gesammte Zulage nicht einmal reichte, um auch nur den Mehrbedarf der jährlichen Miethe in München bestreiten zu können. Auch die größte Einschränkung machte es ihm unmöglich, seine zahlreiche Familie von acht Kindern durch die Besoldung in jenen bedrängnißvollen Tagen mit dem nur Nothdürftigen zu versorgen und er mußte das Fehlende durch Stundengeben und Instruktionen zu decken suchen; dazu bot sich ihm allerdings Gelegenheit, er war in vornehmen Familien zur Vorbereitung der Jünglinge gerne gesehen, erhielt auch bald in der k. Pagerie die Stelle eines Repetitor mit einer Remuneration von 400 fl., hatte aber auch daselbst täglich drey Stunden zu geben und behielt diese Funktion, bis die vielen Geschäfte seines Rektorats ihn sie aufzugeben nöthigten.

So war durch öffentlichen und Privatunterricht der ganze Tag von Morgens bis Abends acht Uhr in Anspruch genommen, erst Nachts konnte er die nöthigen Correcturen der schriftlichen Arbeiten besorgen und sich vorbereiten.

Ein Glück war es für Fröhlich — nicht daß damals die Verordnung noch nicht erschienen war, die jedem Professor überhaupt auf das strengste verbietet, Privatunterricht zu ertheilen, und ihm bey seiner nicht zureichenden Besoldung die einzige Möglichkeit nimmt, sich und seine Familie ehrlich zu nähren, ohne ihn zu belehren, wie er dem gänzlichen Untergange entrinnen solle, solche oft gut gemeinte Verordnungen heben sich, so lange die Gehalte der Lehrer nicht besser gestellt sind, von selbst auf, und werden der Vergessenheit überliefert — aber ein Glück war es für ihn, daß er als Pro-

1) Handschriftlich vorhanden.

fessor der obersten Classe Gegenstände zu lehren hatte, die an sich eine Nahrung des Geistes bilden, und über die Sphäre des dem Jünglinge zu ertheilenden Unterrichtes Stoff zu weiteren Untersuchungen bieten. Hatte er auch anfangs den gesammten Unterricht der Classe, so waren doch die griechischen und lateinischen Autoren seine vorzügliche Aufgabe, so daß auch eine Wiederholung für ihn nur die Veranlassung wurde, tiefer einzudringen und frühere Ansichten zu berichtigen. Darum ist das Gymnasium dem denkenden und forschenden Lehrer selbst eine geistige Uebungsschule, in der er seine Kenntniß fördern kann, darum dieses von den tüchtigsten Studienlehrern, die einer geistigen Verkümmerung weit näher stehen und deren Kräfte nach oben verwendet vorzüglich ersprießlich wären, als das höchste Ziel ihrer Wünsche ersehnt.

Als Fröhlich nach München gerufen wurde, standen die Studienanstalten unter der Leitung des Lyceumsdirektors. Das Lyceum, an welchem selbst ausgezeichnete Lehrkräfte wirkten, war zahlreich besucht; Eltern, welche in München lebten, waren froh, ihre Söhne nach Vollendung der Gymnasialstudien noch länger in ihrer Aufsicht und Pflege zu haben, von außen aber kamen viele, weil sie hier eine Unterstützung fanden, welche ihnen keine Universitätsstadt gewähren konnte. Das Gymnasium und die lateinischen Schulen waren bey nur einfach besetzten Classen gewöhnlich überfüllt, daß schon dadurch es unmöglich wurde, strengen Anforderungen zu genügen, auch waren diese gering und bestanden zumeist in den lateinischen Uebungen und der Fertigkeit zu übersetzen, ohne Rücksicht eines genauern Verständnisses; ebenso wenig fehlte es an auffallenden Einrichtungen, in der dritten Gymnasialclasse wurden die Oden Pindars und Thukydides gelesen, während die Schüler nicht zur Hälfte richtig declíniren und conjugiren konnten, und so wenig geregelt waren die Bestimmungen, daß wer nur einen erträglichen Fortgang machte, leicht die vorgeschriebene Zeit verkürzen konnte; der Uebergang von der ersten Progymnasialclasse in die erste Gymnasialclasse, oder aus der zweyten in die zweyte des Gymnasiums, von dieser in die Oberclasse war nicht selten, und dadurch schon allein ein gleichmäßiger methodischer Unterricht aller Schüler unmöglich gemacht.

Eine rühmliche Ausnahme machte Jos. Kopp, der unbekümmert, um das Treiben über und unter ihm, an seine Schüler bis dahin nie geahnte Forderungen stellte, sie zwang, das versäumte nachzuholen und alles Gewicht auf ein genaues Erlernen der Geschichte und Grammatik legte; da genügte nicht jeder beliebige Ausdruck oder was man kurz vorher aus einem gedruckten Buche geholt hatte, man mußte von Allem Rechenschaft geben, und erfuhr, was es wäre, auf diesem Gebiete eine Sache begreifen und verstehen zu lernen; aber so streng war die Zucht des kleinen Mannes, so rauh und barsch der Ton gegen seine Schüler, daß die meisten wünschten, das harte Jahr glücklich überstanden zu haben, um im nächsten desto gemächlicher ausruhen zu können.

Bey diesem Zustande der Schulen konnte Fröhlich, als er sein Amt hier antrat, keine großen Ansprüche machen und leistete, was unter den gegebenen Umständen zu leisten möglich war; unter den bessern war, wenn auch die erforderlichen Kenntnisse fehlten, doch ein großer Wetteifer. Als Lehrer wußte er seine Schüler durch Ernst und Liebe zu gewinnen; man schätzte seine Kenntnisse, und da er stets mit Ruhe, Milde und Zuneigung gegen die Jugend sich benahm, so konnte allgemeine Achtung nicht ausbleiben. Er war von allem pedantischen ferne, und wurde, wenn er, was jedoch selten und mit großer Vorsicht geschah, im Religionsunterrichte oder in Geschichte seine eigenen Gedanken und Ansichten vortrug, mit größter Aufmerksamkeit gehört. Sein Urtheil über die Schüler legte er in den damals üblichen Censuren nieder, in welchen er, wenn er auch Fleiß und Talent gerne würdigte, Mängel und Gebrechen nicht zu übergehen pflegte; aus allem sprach die große Besonnenheit des Mannes, eine Tugend, welcher er aus den Tragödien des größten attischen Dichters, seines Lieblinges, aber auch im Kampfe eines mühevollen Lebens selbst üben gelernt hatte.

Im Jahre 1823 wurde das Gymnasium vom Lyceum getrennt und er durch allerh. Rescript vom 23. October zum Rektor der Anstalt (des alten Gymnasiums) ernannt. Jetzt wurde er (allerh. Rescript 14. May 1825), wie er es längst verdiente, auch äußerlich würdig gestellt, so daß er die Privatin-

struktionen aufgeben konnte, er hatte zwanzig Jahre hindurch obengenannte Nebenbezüge abgerechnet, nur den Gehalt seiner ersten Anstellung bezogen, später (26. October 1830) nach Erwerbung eines besondern Schulhauses erhielt er daselbst eine Amtswohnung, und seine Wünsche waren in dieser Beziehung vollkommen befriedigt, hätte nicht die harte Vergangenheit ihre drückende Wirkung auch noch auf die Zukunft übergetragen und den Genuß der ihm jetzt gegönnten Lage erschwert.

Seine Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, die Zöglinge der Anstalt durch einen mehr geregelten Gang zu bilden und es wurden ihm, da der zahlreiche Besuch des Gymnasiums eine Trennung der Classen in Abtheilungen nothwendig machte, jüngere Lehrer zugetheilt, die, selbst einst Schüler Fröhlichs, ihre Funktion unter seiner Leitung anzutreten sich freuten. Wenn es gelang, mancher nachtheiligen Einflüße ungeachtet, das Ansehen des Gymnasiums zu heben, so war es die Folge seiner Thätigkeit durch ein gleichmäßiges Zusammenwirken aller ihm untergeordneten Lehrkräfte.

Da die Aenderungen der Universitätsstatuten voraussetzten, daß die Jünglinge mit gründlicher Schulbildung versehen die Universität bezögen, so konnte eine neue Revision der Schulgesetze nicht ausbleiben; Bayern liebte es von jeher, auf diesem Gebiete Versuche zu machen, ohne die gewünschte Festigkeit zu erreichen. Der Wahn, daß mit einem neuen Schulplane alles abgemacht sey und die Ausführung durch die Lehrer sich von selbst verstehe, hat von jeher großen Nachtheil gebracht. Ist das Princip, wornach zu verfahren ist, einmal festgestellt, so ergiebt sich die Ausführung von selbst; diese soll dem treffenden Lehrpersonale überlassen werden, da sie nicht immer dieselbe bleiben kann und sich nach dem Zustande der Schüler richten muß; in das einzelne gehende Verordnungen werden, hält man sie strenge ein, eher verderblich als vortheilhaft wirken. Hier muß die Gewissenhaftigkeit, Erfahrung und Kenntniß des Lehrers Alles thun, er wird, wo es fehlt, nachhelfen, und gemeinsame Berathung der Lehrer unter einander, einen geordneten zusammenhängenden Unterricht erzwecken. Darum ist unentbehrlich, daß einem kenntnißvollen, durch vieljährige Erfahrung im Lehrfache erprobten Manne die Leitung der Anstalt übertragen, möglichst tüchtige Lehrer ihm zur Seite gestellt werden, ihnen aber auch das nöthige Vertrauen nicht entzogen sey, damit es möglich werde, ihre Aufgabe würdig zu lösen.

Zu der neuen Berathung wurden die Rektoren der beyden hiesigen Gymnasien gezogen, und das Ergebniß war der seiner Zeit viel besprochene Lehrplan von 1829. Ist es auch unrecht, das Resultat einer solchen Commission dem einen Mitgliede vorzüglich zuzuschreiben, so darf doch sicher behauptet werden, daß bey gleicher Gesinnung aller, Fröhlich, der durch seine pädagogische Kenntniß jeden Vorschlag überzeugend begründen, jeden Einwand beseitigen konnte, dabey eine entscheidende Stimme führte [2]).

Glaubte vordem sich jeder durch den Besuch der Schule zum weitern Vorrücken berechtigt, so wurden jetzt, und die übergroße Zahl der sich Meldenden allein schon schien dieses zu rechtfertigen, die Anforderungen an die Schüler gesteigert, ein mehr methodischer Unterricht auf der herkömmlich überlieferten Grundlage der alten Sprachen in Verbindung mit der Muttersprache, der Geschichte, Mathematik und Religion gegründet, um Herz und Verstand zu bilden, sollte strenge eingehalten werden, und nur wer diesen Anforderungen genüge, in die nächst höhere Classe vorrücken dürfen; wenn die Schüler im allgemeinen verhältnißmäßig wenig Kenntniß und Eifer zum Studium zur Universität brachten, so sollte das Gymnasium jetzt für alle eine wahre geistige Uebungsschule dadurch werden, daß sie nach Ueberwindung der sprachlichen Schwierigkeiten in der la-

2) Thiersch Ueber gelehrte Schulen III. 359. „Die meisten und wesentlichsten Bestimmungen (des Planes) wird man den Ansichten entsprechend finden, welche der erste Theil dieser Schrift darlegt und schirmt, und ich trage kein Bedenken, sie als die meinigen in Anspruch zu nehmen, weit entfernt übrigens sie als mein Eigenthum anzusehen . . . Ebenso wenig wird Schelling oder Fröhlich Bedenken tragen, sie als sein Eigenthum zu betrachten. Jeder hat sie, so weit er ihnen huldigt, unabhängig von mir, sich aus dem, was er an sich und durch sich erfahren hat, herangebildet und mit mir an ihnen vollkommen gleiches Recht."

teinischen Schule nicht einen kleinen abgerissenen Theil, sondern ein ganzes zusammenhängendes, und damit den Geist eines Autors kennen lernen, durch das Studium der Vorzeit am Edlen und Schönen als solchem Freude empfinden und ihrem Herzen tief einprägen, wie ideales Streben den Menschen als Vorbild des Handelns stets begleiten müsse, daß sie Liebe und Begeisterung zum Studium mit zur Hochschule bringen würden.

Solche Gedanken liegen dem Plane von 1829 zu Grunde, um aber diesen Zweck zu erreichen, schien es nöthig, für tüchtige Lehrer und deren bessere Stellung zu sorgen; es wurde bestimmt, daß der Gehalt der Gymnasialprofessoren mit 700 fl. beginne, nach fünf Jahren auf 1000 fl., nach neuen fünf Jahren auf 1200, und nach 15 Jahren von der Anstellung auf 1500 fl. erhöht werde; das königliche Wort, welches dem Schulplane die Genehmigung ertheilt, erwartet von dem Lehrerstande, dem durch die beabsichtigte Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse ein neuer Beweis wohlwollender Würdigung seines wichtigen Berufes gegeben sey, die bereitesste Befolgung der neuen Anordnungen. Dieselben Zusagen hatte schon der Plan von 1824 gegeben.

Ein Jahr wurde nach diesem Plane gelehrt und der Erfolg versprach vorzügliches Gedeihen, aber die Mittelmäßigkeit fühlte sich gewaltig aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht, sprach von übertriebenen Anforderungen an die Jugend, und die Bestimmung, daß für jedes geringere Amt das Absolutorium des Gymnasiums verlangt wird, unterstützte die Klage; anderseits fanden sich die Freunde der Naturwissenschaften gekränkt, daß diese nicht berücksichtigt worden sind, und Oken entwarf in einem Aufsatze einen neuen Plan, der Alles umfassen sollte. Es fehlte nicht an Vertheidigern des Alten; Fröhlich selbst hat in einer besonderen Schrift das Oken'sche Verfahren entschieden zurückgewiesen und dargethan, daß Zöglinge einer solchen Schule zwar im Kreise geselliger Unterhaltung sich zu bewegen und von allem zu sprechen verstünden, aber gründlicher Kenntnisse so wie des wissenschaftlichen Strebens überhaupt bar wären [3]).

3) Fröhlich's Name liegt in dem angeblichen Verfasser der Schrift: Ueber die Aufnahme der Naturwissenschaften in den bayer'schen Schulplan, wider den Hrn. Hofrath Oken von J. Chr. Höfl. München 1830.

Nach Jahresfrist wurde eine neue Commission ernannt und der Plan von 1829 in die Schulordnung von 1830 verwandelt, welche den Freunden der Naturwissenschaften ebenso wenig genügte, denn auch hier blieben diese übergangen, aber auch die Masse nicht befriedigte, weil ihr noch immer zu viel gefordert wurde. Eine ausführliche, in das einzelne eingehende scharfe Prüfung aller Bestimmungen gegenüber denen des früheren Planes hat Fröhlich in seinen Papieren zurückgelassen. Am bedenklichsten schien die neue Ordnung den Lehrern selbst; die zugesagte Verbesserung der äußeren Verhältnisse war in diesem Plane nicht zu finden, er erschien ohne eine Bestimmung über die Lehrerbesoldungen.

Diese Ordnung gilt dem Namen nach noch jetzt, erhielt aber 1834 bedeutende Modifikationen, welche seit dem Jahre 1837 selbst wieder so vielen Aenderungen und Zusätzen unterworfen waren, daß einer der vorzüglichsten Schulmänner Bayerns sich nicht mehr zurecht finden konnte, und sein Amt, das er 22 Jahre mit dem besten Erfolge und zur größten Zufriedenheit verwaltet hatte, aufgab, nicht ohne eine Darstellung zurückzulassen, welche den Freunden des Schulwesens auch noch in später Zukunft eine unerwünschte Belehrung geben wird.

Der Schulplan von 1829 ist vergessen, aber sein Geist, der uralt ist und nicht erst von jenem Jahre her, ist nicht untergegangen, er lebt noch und wird leben in dem Herzen eines jeden tüchtigen Schulmannes, der seine Schüler möglichst zu bilden, und ohne von jenem Plane etwas zu wissen, das dort gesteckte Ziel zu erreichen suchen wird; aber daß die Thätigkeit dieser vereinzelt dasteht, daß dem gemeinsamen gleichen Wirken aller Lehrer viele Hemmungen entgegenstehen, dadurch wird in den Schulen nicht geleistet, was geleistet werden soll.

Fröhlich lebte ganz seiner Anstalt. Jeder würdige Schüler fand die möglichste Unterstützung, und an den nöthigen väterlichen Ermahnungen ließ er es nie fehlen; wie er nicht säumte, seine Lehren auf

etwaige Mißgriffe gegen die pädagogische Klugheit, wie sie auf diesem Gebiete leicht vorkommen, aufmerksam zu machen, so wußte er sie gegen falsche Anschuldigungen bey den höheren Behörden auf das kräftigste in Schutz zu nehmen, er hatte alle ihre Vorzüge und Mängel scharf wie Keiner durchschaut, und während er jene schätzte, war er gegen diese nicht blind. Bey den gemeinsamen Berathungen über Schulangelegenheiten vorzüglich zeigte sich sein hervorragender Geist, er war uns allen, wie an Alter und Erfahrung, so an Einsicht und Kenntniß weit überlegen und wußte seine Meinung stets durch überzeugende Gründe zu vertreten, dabey war er immer bescheiden und ließ uns schwächern nie sein Uebergewicht fühlen; daher aber auch die ungeheuchelte wahre Liebe und Achtung, die alle Lehrer gegen ihn trugen, die sonst so seltene Eintracht zwischen den Collegen und ihrem Vorstande.

Daß er als Rektor der größten Anstalt des Landes an dem Erscheinen so vieler Verordnungen, welche einzuhalten und auszugleichen selbst sein Scharfsinn nicht hinreichte, wenig Freude empfand, bedarf keiner Erwähnung, aber er that, was allein zu thun war; er wies das nachtheilige in der Ausführung nach, erbat sich in zweifelhaften Fällen Auskunft, und suchte mit steter Rücksicht auf das, was das Wohl der Schule forderte, von den Verordnungen die möglichst beste Anwendung zu machen. Er hatte eine sehr schwierige Stellung. Während das neue Gymnasium aus dem k. Erziehungsinstitute besteht, von den Zöglingen der k. Pagerie besucht wird, welche beyde unter besonderer Aufsicht stehen, und von den Stadtschülern nur solche aufnimmt, welche ihm genehm sind, bildet sich das alte Gymnasium vorzüglich aus den Jünglingen, welche vom Lande kommen und, sich selbst überlassen, der häuslichen Aufsicht entbehren. Erwägt man die Verlockungen der großen Stadt, die Sucht der Schüler, was den Studirenden der Universität gestattet ist, schon jetzt sich anzueignen, die gänzlich unzureichenden Mittel der Anstalt, dagegen zu wirken, so wird man gestehen, daß der Rektor des alten Gymnasiums eine nicht beneidenswerthe Stellung besitze, und zu entschuldigen sey, wenn es ihm weniger als dem einer andern Anstalt gelingen sollte, die Disciplin in ihrer erforderlichen Strenge aufrecht zu erhalten.

Dennoch wurde die Ordnung aller Schwierigkeiten ungeachtet lange aufrecht gehalten, allmählig aber wurde sie immer lockerer und damit minderte sich zugleich der Eifer des Lernens. Fröhlich war zu ehrlich, um gegen die Schüler selbst nachsichtiger zu seyn, oder den Zustand seiner Anstalt andern zu verheimlichen. Die Ursachen liegen theilweise in Zeitumständen, welche zu heben vielleicht jetzt nicht gegeben ist, und welche die Zeit, die sie gebracht hat, auch wieder entfernen wird; aber sie liegen noch anderswo, und die Wichtigkeit des Gegenstandes gebietet, sie nicht zu verschweigen, damit baldige Abhilfe nicht lange ausbleibe; es handelt sich nicht um das alte Gymnasium allein, sondern um alle Anstalten des Landes.

Nicht der Rektor, der mit Betrübniß den Verfall herankommen sah, und Alles, was er vermochte, zur Abwehr that, nicht die Professoren kann der Vorwurf einer Vernachlässigung treffen. Kam auch die versprochene Besoldungsverbesserung nicht zur Ausführung, wurden die Direktiven vom 14. May 1832 durch das Rescript vom 20. April 1838 aufgehoben und damit jede Hoffnung auf Verbesserung vernichtet, die Lehrer haben sicher im Ganzen ihre Pflicht erfüllt, und werden sie auch in Zukunft erfüllen; der Verfall der Disciplin ist dadurch entstanden, daß dem Rektor und dessen Lehrerpersonale die Vollmacht, wo es nöthig ist, mit Ernst einzuschreiten, entzogen und auf andere ferne stehende Personen übertragen ist. Von dieser Zeit an wurde es unmöglich, Zucht und Ordnung gebührend zu erhalten und das Ansehen schwand mehr und mehr.

Immer wurde früher dem Rectorate der Einfluß zugestanden, die der Anstalt verderblichen Schüler zum Wohle der übrigen entfernen zu können. Der Plan von 1829 verpflichtet den Lehrer bey Zeichen unbesiegbarer Rohheit, Unsittlichkeit und Trägheit an einem Schüler diesen nach eingeholter Zustimmung des Rectors von der Schule unnachsichtlich zu entfernen; noch die Vollzugsinstructionen von 1834 gewähren dasselbe und lassen keine Berufung gegen die von dem Lehrerrathe einstimmig beschlossene Dimission zu. Dagegen wurde bald darauf noch in demselben Jahre diese Befugniß dem Rectorate genommen und verordnet, daß die sämmtlichen Ver-

handlungen über die Dimission eines Schülers dem k. Regierungscommissäre — dem k. Polizeydirector in München, dem Stadtcommissär, Land- oder Herrschaftsrichter des Ortes, wo ein Lyceum, Gymnasium oder lateinische Schule sich befindet — vorzulegen seyen, der die rechtlichen Gründe zur Entlassung zu untersuchen habe, und erst seine Zustimmung gebe dem Lehrerbeschluße Gültigkeit, doch stehe dem betheiligten Schüler der Recurs an das k. Präsidium offen.

Jeder weiß, daß in einer Schule anfangs nur wenige sind, welche störend auf die übrigen wirken; werden diese eingeschränkt oder nöthigenfalls entfernt, so wird die Ordnung leicht erhalten. Die Furcht jeden Augenblick ausgewiesen zu werden, hält von allem Ungeziemenden zurück, die Ueberzeugung dagegen, daß man ihm nichts anhaben könne, steigert die Bequemlichkeit des Schülers und reizt den jugendlichen Muthwillen. Man täusche sich nicht; der Verfall der Schulen wäre nicht in diesem Grade gekommen, hätte man die Autonomie der Rectorate nicht gänzlich gebrochen; ohne Herstellung der frühern Autorität ist eine Besserung nicht zu hoffen; selbst mit ihr wird, wie es jetzt steht, die frühere Disciplin nicht sogleich wiederkehren, sie ist aber jedenfalls der erste unentbehrliche Schritt zu einer bessern Gestaltung.

Die Errichtung der Universitäts-Commissäre, welche dafür zu wachen haben, daß kein unfähiger Schüler des Gymnasiums die Universität beziehe, kann durch richtige Anwendung, als wissenschaftliche Controlle der Gymnasien, vortheilhaft werden, ist aber durch die bisherige Ausführung nutzlos gewesen. Die Absendung von noch so ehrenwerthen und gelehrten Männern, aber von verschiedenen Richtungen, welche den jetzigen Anforderungen der Schule längst entfremdet sind, wird nie die erforderliche Zuverläßigkeit geben, und gewiß ist es nicht im Interesse der Schule, wenn an das eine Gymnasium ein Theolog, an das andere ein Philolog, an ein drittes ein Historiker, an ein viertes ein Philosoph oder Mathematiker geschickt wird, es kann nur oberflächliches Lob oder Tadel erfolgen, und wundern dürfte man sich nicht, wenn, falls diese im nächsten Jahre ihre Gymnasien wechselten, selbst entgegengesetzte Berichte über dieselbe sich vollkommen gleich bleibende Anstalt einlaufen würden. Auch die Schule hat ihre sichern und festen Anforderungen, die richtig zu beurtheilen und zu würdigen nicht jeder deßwegen im Stande ist, weil er einst selbst in ihr gesessen und den damaligen Forderungen entsprochen hat. Eine zuverläßige Einsicht von dem Standpunkte jeder einzelnen Schule, ihren Gebrechen und Mitteln sie abzuwehren, wird dann gegeben werden, wenn anerkannt tüchtigen Lehrern, älteren Rectoren — und Fröhlich wäre jedenfalls der tüchtigste und geeignetste gewesen — die Gelegenheit gegeben wird, die Schulen genau und nicht vorübergehend zu prüfen; diese haben die beste Einsicht und werden zumeist mit den Lehrern sich zu verständigen wissen.

Die Anordnung dieser Commissäre zum Abiturienten Examen wurde bey ihrem Entstehen von dem Rector und den Professoren des alten Gymnasiums deßhalb mit Freude begrüßt, weil dadurch wie zu erwarten stand, Gelegenheit gegeben war, die Unfähigen zu entfernen, ohne die Schuld des Gehässigen allein tragen zu dürfen. Man ging ehrlich zu Werke und mehrere wurden zurückgewiesen; die Folge aber war, da nicht alle mit derselben Offenheit verfuhren, und die Verschiedenheit der Commissäre keine Gleichheit erzielen ließ, daß man das Gymnasium, an welchem die meisten zurückgewiesen worden sind, als das schwächste hielt, und so wurde es bald Ehrensache sämmtlicher Gymnasien, die Universität immer, wenn möglich mit allen Zöglingen zu beglücken. Es ist lobenswerth, daß den Commissären keine andere Vollmacht gegeben ist, als die ihnen nicht genügenden zu einer weitern Prüfung an die Universität, vorausgesetzt, daß diese dort mit der erforderlichen Genauigkeit gehalten wird, zu verweisen, da sie bey einer so großen Anzahl von Schülern, wie sie die katholischen Gymnasien geben, in so kurzer Zeit kein absolutes Urtheil über Fähigkeit und Unfähigkeit der Schüler gewinnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Fortsetzung.)

Dieses aber vermögen die Lehrer, welche sie jahrelang unter Aufsicht, und Fleiß und Fähigkeiten zu prüfen täglich Veranlassung hatten; darum soll das Urtheil des Rectors und Lehrerpersonals vorzüglich darüber zu entscheiden haben. Einseitige Berichte aber und am wenigsten Lobeserhebungen der Anstalten von diesen Abgeordneten sind gewiß nicht geeignet, die Gebrechen der Schule kennen zu lernen und zu heben; diese liegen tiefer, als daß sie oberflächlicher Betrachtung leicht zugänglich wären. Anderseits können durch solch einseitige Berichte von Commissären oft die verdientesten Lehrer bey ihren Behörden in falsches Licht gesetzt, ja angeschwärzt werden, und selbst dem gewiß in seiner Sphäre unübertrefflichen Fröhlich ist, wie man erzählt, in den letzten Jahren seines Lebens diese Ehre widerfahren. Jeder Tadel der Art sey offen und gewähre der Rechtfertigung den gebührenden Platz.

Wenn alle Stellen des Gymnasiums mit streng gebildeten Schulmännern, welche Kenntniß und Charakter mit inniger Liebe für die Schule verbinden, besetzt werden — und dieses wird dadurch erleichtert, weil die Candidaten für das höhere Lehramt nicht sogleich in das Gymnasium eintreten, sondern eine jahrelange Probe, eine wahre Feuerprobe an der lateinischen Schule zu bestehen haben, an welcher sie die erforderlichen Eigenschaften in Wirklichkeit darlegen können — wenn dem Rector und einem solch tüchtigen Lehrerpersonal die Vollmacht wiedergegeben wird, die absolut untauglichen entfernen zu können, dann bedarf es auch keiner solchen Prüfungscommissäre, welche in ihrer jetzigen Gestaltung den beabsichtigten Zweck nicht erfüllen und oft selbst nicht wissen, was ein Gymnasium leisten kann und leisten muß.

Daß der Unterricht der Geschichte den Geistlichen ausschließlich übergeben worden, hielt Fröhlich für einen großen pädagogischen Mißgriff, nicht nur, weil diesen dadurch eine größere Last aufgebürdet wurde, sondern weil die weltlichen Lehrer an sich für unfähig gehalten worden Geschichte vorzutragen. Alte Geschichte falle von selbst in den Kreis des Klaßlehrers und er müsse aus den Quellen darüber Aufschluß zu geben wissen, wie es der Geistliche als solcher nie und nimmer vermöge; der eingeschlagene Weg sey zwar der sicherste, die allgemeine Geschichte der mittlern und den Anfang der neuern Zeit in eine Kirchengeschichte zu verwandeln, aber keineswegs heilsam für die Jugend, welche auf der Schule von den religiösen Streitigkeiten vielmehr fern zu halten sey, dagegen die Thatsachen desto fleißiger und genauer zu erlernen habe; den innern Zusammenhang und die Beweggründe im einzelnen nachzuweisen, sey weniger Aufgabe des Gymnasiums als der Universität; die Gründe, warum den Geistlichen der Unterricht in der Geschichte allein übertragen worden, seyen auch den Schülern nicht verborgen, und da Schriften entgegengesetzter Richtung ihnen

leicht zugänglich wären, ja gerade jetzt sie solche zu suchen veranlaßt würden, so sey die Stellung des Lehrers und das Vertrauen zu ihm bedeutend erschwert; diese wie die so vielen die Religion betreffenden Verordnungen würden nicht frommen religiösen Sinn und damit sittlichen Lebenswandel in das jugendliche Herz pflanzen, wohl aber sey zu fürchten, daß sie die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringen, Erbitterung und Verstocktheit des jugendlichen Gemüthes, und damit alle bösen Folgen, wenn dieser Schulzwang sein Ende erreicht habe.

Es konnte nicht die Absicht seyn, hier einzelne Verordnungen vom Standpunkte der Schule aus zu betrachten, aber die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte, nachzuweisen wie es stehe und wie es besser werden könne. Die Gymnasien sind die Pflanzschulen der Universitäten und das Wohl dieser hängt von dem Gedeihen jener ab. Wir sind in unserm Schulwesen dahin gekommen, wohin einst die Athenienser mit ihren vielen Gesetzen, und der kluge Rath des Demosthenes, in wenige Worte zusammengefaßt, wird auch auf dem Gebiete des Unterrichts, wenn er befolgt wird, Heil bringen: *νομοθέτας καθίσατε. ἐν δὲ τούτοις τοῖς νομοθέταις μὴ θῆσθε νόμον μηδένα (εἰσὶ γὰρ ἱκανοὶ ὑμῖν), ἀλλὰ τοὺς εἰς τὸ παρὸν βλάπτοντας ὑμᾶς λύσατε.* Nicht neue Verordnungen brauchen wir, man hat seit mehr als anderthalb Decennien des Neuen nur zu viel gegeben, wohl aber Aufhebung aller jener Bestimmungen, welche nachtheilig wirken, und Zurückführung auf den alten einfachen, natürlichen Stand, dann strenges Einhalten dessen, was bestimmt ist, und keine willkürlichen Ausnahmen. Man hat lange genug sich mit den Schulplänen befaßt, möge nun die Aufmerksamkeit auf die Lehrer selbst gerichtet werden. Ein schlechter Lehrer wird, wenn der Plan noch so vortrefflich ist, doch schaden, ein guter auch einen schlechten Plan so ordnen, daß dessen Mängel weniger fühlbar werden. Das Gedeihen der einzelnen Schulen hängt nicht von dem Plane, sondern von der Tüchtigkeit der Lehrer ab; darum wird erfordert, daß diese nicht muthlos ihre Pflicht erfüllen, sondern einer freudigern Zukunft entgegensehend mit inniger Liebe ganz ihrem wichtigen Berufe leben.

Fröhlich hatte zugleich die Aufsicht über die Privatanstalten, wurde den 27. April 1832 zum Kreisscholarchen, den 13. März 1833 zum Schulreferenten der Regierung des Isarkreises ernannt, bat aber, da er die Verbindung beyder Aemter nicht vereinbar hielt, um Enthebung dieser letzteren Stelle (13. März 1833) und lebte ausschließlich seinem Gymnasium, das seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm; kam das Ende des Schuljahres, so hatte er als Vorstand einer Doppelanstalt auch doppelte Mühe; als Rector selbst keine Ferien und nur einmal vor vier Jahren hat er es gewagt, in Begleitung eines jungen philologischen Freundes auf einige Tage eine Fußreise nach Tirol zu machen, auf den Höhen und Bergen die Schulsorgen zu vergessen und neuen Muth zu holen. Den 1. Jäner 1841 wurde er mit dem Ritterkreuze des Verd. Ord. vom heiligen Michael beehrt, aber seine Bescheidenheit erlaubte nicht diese Auszeichnung seinen Verdiensten anzurechnen, er glaubte vielmehr, daß die allerhöchste Gnade seines Königs und dessen wohlwollende Gesinnung sich nun auch dem Schulfache zugewendet und ihn zunächst als den ältesten Rector in der Residenzstadt bedacht habe. 1842 wurde er zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt und bestätigt, und besuchte regelmäßig alle Sitzungen seiner Classe, so lange es seine Gesundheit erlaubte, wie er allem Wissenschaftlichen rege Theilnahme bezeigte.

Er hat sich immer einer dauernden Gesundheit erfreut; ein unscheinbares Fußübel fesselte ihn im verflossenen Frühjahre längere Zeit ans Bett und entkräftete ihn; da er statt sich während der Sommermonate eine Erholung zu gönnen, schon aus Mangel eines Assistenten, die Bekümmerniß um die Schule im Herzen tragend, sogleich wieder in sein Amt eintrat, so konnte seine frühere Kraft nicht wiederkehren; die vielfachen Anstrengungen am Schluße des Schuljahres hatten seine jetzt geschwächte Gesundheit nun vollends untergraben, er wurde gefährlich krank; doch folgte mit dem Anfange dieses Jahres sichtbare Besserung, er selbst und seine Freunde hofften volle Genesung, da machte am letzten Januar (im 69. Jahre des Alters) ein unerwarteter Schlagfluß seinem thätigen und segenvollen Leben ein Ende.

Ist die pädagogische Wirksamkeit Fröhlich's eine höchst ersprießliche zu nennen, in welcher er durch Kenntniß, Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit sich allgemeine Achtung erworben hat und den Lehrern der Jugend als ein Vorbild gezeigt werden kann, so ist der Gang und die Entwicklung, welche er in seiner Wissenschaft genommen hat, belehrend, und das Resultat seiner Studien in den spätern Arbeiten höchst beachtenswerth.

Fröhlich war von der Natur mit feiner Beobachtungsgabe und einem ungewöhnlichen Scharfsinne ausgestattet, er würde dadurch auch in andern Fächern, in Jurisprudenz, Mathematik, Medicin, sicher eine ausgezeichnete Stellung errungen haben; er dachte klar, alles Schwankende und Zweydeutige war ihm, wie im Leben, so in der Wissenschaft zuwider, er faßte seinen Gegenstand scharf auf, und ruhte nicht eher, als bis er an ein ihn befriedigendes, klares und deutliches Ziel gelangt war. Dabey besaß er ein für alles Edle und Schöne höchst empfängliches Gemüth; kein Wunder also, daß er in den Alten, wie für sein Herz, so in der Art wie er ihre Erkenntniß erringen mußte, für seinen Verstand hinreichende Nahrung fand. Aber Fröhlich hatte sich in seiner Disciplin selbst gebildet, ihm fehlte, was zu einem sichern Gelingen darin unentbehrlich ist, und ohne welchem selbst das größte Talent statt zu befruchten, oft mehr zerstörend wirkt, das was man in der Wissenschaft eine strenge Schule zu nennen pflegt; erst in spätern Jahren, in welchen auch das Verlernen dessen, was man sich angewöhnt hat, schwer wird, nach vielen Versuchen war er zu diesem Bewußtseyn gekommen. Hätte er in seiner Jugend die erforderliche Anleitung bekommen, wie sie heut zu Tage leicht ertheilt wird, wäre es ihm gegönnt gewesen, die dahin einschlägigen unentbehrlichen Studien zu betreiben, er würde im Fache der Kritik seine Zeitgenossen weit übertroffen haben; nicht Talent, nicht Scharfsinn fehlte ihm, wohl aber die Methode, welche seine geistige Kraft zügelte und durch richtige Anwendung vor Abwegen ferne hielt. Seine Stärke lag nicht in der Extension des Wissens, sondern in der Intension desselben, und so suchte er sich zunächst von dem geringen Umfange dessen, was seine Schule forderte, die strengste Rechenschaft zu geben. Hier war gar manches, was Niemanden noch befremdet hatte, seinem regsamen und lebendigen Geiste ungenügend, er fand es bald am Gedankengange, bald am Ausdrucke unrichtig, und wenn er in dem überlieferten Texte sachlich oder sprachlich nicht fand, was er finden zu müssen glaubte, so folgte nach seiner Ansicht von selbst, daß der Autor nicht so, sondern anders geschrieben habe; sein Scharfsinn zeigte ihm das wie; war das neu hergestellte dann äußerlich dem überlieferten auch noch so unähnlich, es befriedigte ihn durch den gewünschten und nun erreichten innern Gedankengang, dadurch daß die gewöhnliche Form des Ausdruckes gewonnen war.

Dieses Princip, das er stets und überall befolgte, war ebenso wahr als falsch, und konnte nicht minder nachtheilig, als heilsam wirken; wahr, weil der Geist der Alten durch eine Klarheit ausgezeichnet ist, welche bey den Neuern selten gefunden wird, und er die scharfe Prüfung nicht scheut, vielmehr fordert; falsch, weil dabey die Verschiedenheit der Autoren selbst unbeachtet blieb, und derselbe Maßstab an alle auf gleiche Art gelegt wurde. Ein Philosoph wird in der Sprache nicht die Concinnität des Ausdruckes suchen, welche der Redner anstreben muß. In einem Programme seines Gymnasiums [4]) hatte Fröhlich unter andern auch Versuche zu einigen Stellen der Annalen des Tacitus mitgetheilt; man könnte deren Richtigkeit großentheils zugestehen, wäre die Kritik an dem durch Gegensätze nach Klarheit und Abrundung ringenden Cicero, nicht an dem die Kürze des Ausdrucks liebenden Tacitus geübt. Anderseits war irrthümlich vorausgesetzt, daß weil die Alten ihren Zeitgenossen klar und deutlich gewesen, sie es überall auch uns seyn müßten, ohne zu erwägen, daß zahllose Zustände des Alterthums, welche kurz berührt oder angedeutet werden, uns unbekannt

4) Verbesserungsvorschläge zu einigen Stellen aus Horatius, Tacitus und Theokritos. Programm. München, 1827. Aus seinen Papieren sieht man, daß er mit Tacitus sich zu beschäftigen, öfter durch die neuen Collationen Baiters auch in der letzten Zeit seines Lebens veranlaßt war. Vgl. Gelehrte Anzeigen 1839. Nr. 81 — 82.

sind und bleiben, und es verwegen wird, weil wir diese nicht kennen und sie uns ungelegen sind, sie zu entfernen. Endlich ist selbst der Sprachschatz des Alterthums uns bey weitem nicht erschöpfend überliefert, um mit Sicherheit überall die Form beanstanden zu können, oder die Berechtigung anzuerkennen, ein nahe liegendes, dem Buchstaben nach nicht ferne stehendes Wort an dessen Stelle zu setzen. Richtet sich ein solch kritisches Talent auf einen Dichter, so ist es zwar durch die Gesetze des Rhythmus und Metrums beschränkt, und hat nicht die Freyheit, die ihm in der ungebundenen Rede zu statten kommt, aber die strenge logische Entwicklung, welche der Verstand fordert, mag nur zu leicht sich an dem dichterischen Gehalte selbst vergreifen und diesen in Prosa umstellen, wie man glaubt, daß der poetische Geist des Horatius durch Bentlei's Ingenium nicht gewonnen, sondern vielmehr verloren habe.

Fröhlich hatte in der Oberclasse die Tragödien des Sophokles zu erklären; diesem vollendeten, tragischen Dichter widmete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und so lange nicht die Sorge für die Erhaltung einer zahlreichen Familie ihn nöthigte, jede freye Zeit des Tages dem Privatunterrichte zu opfern, konnte er ununterbrochen diesen Studien obliegen. Da entstanden ihm Zweifel, die er von seinem Standpunkte aus nicht zu lösen vermochte, ohne an dem bestehenden Texte gewaltig zu rühren. Die Kritik hat, wie Gottfried Hermann gerade in Beziehung auf die griechischen Tragiker bemerkt, überall drey Perioden; anfangs bey noch beschränkter Kenntniß ihres Stoffes, begnügt sie sich, bloß offenbare und ausgemachte Fehler wegzuschaffen; später, wenn bey zunehmender Bekanntschaft mit denselben sich immer mannigfachere Zweifel und immer verwickeltere Fragen hervorthun, wird nach und nach alles unsicher und problematisch, und neben einigem Unrichtigen, das verbessert wird, wird mehr noch Richtiges verdorben. Endlich erst, wenn das Verworrene geordnet, das Schwankende bestimmt worden, und so die Kenntniß des Stoffes ihrer Vollendung näher rückt, wird das bisherige Verfahren als Vermessenheit erkannt, und es entsteht die Einsicht, daß ungleich Wenigeres in den Schriften der Alten einer Verbesserung als einer verständigen Erklärung bedarf, und nur erst, wenn die Kritik das Verdorbene von dem Unverdorbenen unterscheiden gelernt hat, ist sie daran, ihr Ziel zu erreichen. War Fröhlich weit über die erste Periode hinaus, so hatte er das dritte Stadium noch nicht erlangt, wo die Ansicht in Einsicht übergehen muß; er war ganz in der zweyten befangen, war, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, destructiv geworden, und je leichter sein Scharfsinn ihm überall Abhilfe bot, desto mehr mußte er glauben, die einzig richtige Bahn betreten zu haben.

Für den Anfang als Vorübung zum Uebergange in die letzte Stufe waren solche Versuche belehrend genug, ja nothwendig, wie jeder diese Durchgänge an sich selbst erfahren muß, wenn er auf dem Gebiete des Alterthums Bleibendes leisten will; anders aber gestaltete sich die Sache, wenn er damit vor das Publikum treten wollte. Ehe er das wagte, mußte er alle Dramen des Aeschylus und Euripides auf gleiche Art vollständig ausgearbeitet haben, wodurch gar manches von seinen Sophokleischen Studien eine andere Gestalt gewonnen hätte, auch mußten zur Würdigung der Sprache wenigstens alle attischen Autoren gründlich durchgegangen werden, so aber war es ein gewagtes Unternehmen, ohne zu wissen, was die holländische Schule durch Valckenaer, die englische durch Porson, die deutsche durch Hermann für die Tragiker geleistet haben, den Sophokles zu emendiren. Indeß der jugendliche Eifer riß unsern kühnen Autodidacten dahin, den ersten Theil seiner Versuche, den Philoktetes, die Electra und Trachinierinnen enthaltend, in der Art drucken zu lassen, daß dem gewöhnlichen Texte seine eigenen Vermuthungen untergesetzt sind [5]). Die Aufnahme war in Norddeutschland, in welchem damals das Studium der Tragiker vielfach verbreitet war, wie sich erwarten ließ, keine für ihn erfreuliche; Passow deckte in einer Recension schonungslos alle Gebrechen dieses Verfahrens auf, und schloß seine Anzeige

5) Sophokles Tragödien, emendirt und erläutert durch J. v. G. Fröhlich, I. Theil, enthaltend: Philoktetes, Electra, die Trachinierinnen. Sulzbach, 1815. Von dem übrigen ist nur der Text des Aias gedruckt worden.

mit dem doppelten Abdrucke einer Stelle, um anschaulich zu machen, wie gegenüber dem alten Sophokles in Athen der neue Sophokles in Amberg gedichtet und geschrieben habe.

Durch solche Gegenreden fühlte er sich nicht entmuthigt oder widerlegt, höchstens zu größerer Vorsicht aufgefordert, er hatte die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten im Ganzen nicht geändert, wenn er auch das Unsichere in Vielem zugestehen mußte. Da er nur darauf ausging, das Wahre zu finden, nicht sich selbst zu zeigen, und seine Forschungen immer von Neuem begann, so hatte er an sich erfahren, wie er das Gefundene wieder preisgeben mußte, wie leicht daher der Autor sich in seinen Interpreten verwandle.

Obschon er mit richtigem Takte, wie von seiner pädagogischen Einsicht zu erwarten stand, im Unterrichte jede Kritik des Textes als etwas über die Forderung der Schule hinausgehendes ferne hielt, und sich nur auf die nöthige Exegese beschränkte, so hatte er doch acht Jahre später, als er zwey Hefte kritischer Versuche über schwierige Stellen des Oedipus auf Kolonos, nach seiner Art behandelte, bekannt machte [6]), diese „seinen geliebten Schülern und allen Studirenden der höhern Classen vaterländischer Studienanstalten gewidmet;“ er traute dem Zunftwesen der Philologen nicht, die in ihrer Hyperorthodoxie für die Handschriften an den Buchstaben klebten, den Geist zu fassen entweder sich nicht getrauten oder nicht vermochten, und wandte sich an die lautere Jugend, welcher er durch sein Beyspiel, worin sie ernstliches und unbefangenes Streben nach gründlicher Einsicht erkennen solle, nützlich zu werden wünschte; nicht blindlings annehmen, sondern selbst prüfen und untersuchen sollten die Jünglinge, welche tiefer einzudringen sich berufen fühlten. Sind die Tragödien des Sophokles auch nicht in der Reinheit erhalten, wie man gewöhnlich glaubt, so sind sie ebenso gewiß nicht in dem Grade verfälscht, wie Fröhlich darzuthun suchte.

Ein Freund Fröhlichs, der dessen kritischen Scharfsinn bewunderte und nicht selten in eigener Rathlosigkeit und Dürre aus dessen reichhaltigem Borne schöpfte, wenn auch das Dargebotene, um völlig genießbar zu werden, noch mancher Läuterung bedurfte, suchte ihn von der Nothwendigkeit eines strengen methodischen Verfahrens zu überzeugen, und seine Divinationsgabe durch besondere Beachtung der diplomatischen Kritik, auf welche er bis dahin keinen Werth gelegt hatte, in die engen aber unentbehrlichen Schranken, so weit möglich zu bringen. Unterredungen führten wenig zum Ziele, hatte er auch theoretisch die Richtigkeit dessen zugegeben, in der Anwendung kehrte die alte Ungebundenheit seines Geistes und mit ihr alle frühere Unsicherheit wieder. Er mußte durch augenscheinliche Beweise die Ueberzeugung gewinnen, daß ohne feste Principien und genaue Einschränkung in der Conjecturalkritik alles Verfahren gefährdet sey, und selbst der glänzendste Scharfsinn es nur dem Zufalle danke, wenn er das Richtige treffe.

Nichts schien, ihm diese Nothwendigkeit aufzudringen, mehr geeignet, als ihn auf die in den Inschriften erhaltenen Gedichte hinzuweisen. Hier hatte er nicht eine Copie späterer Jahrhunderte, dessen Inhalt im Laufe von fast zwey Jahrtausend durch viele Hände gegangen und darum vielfacher, zufälliger und absichtlicher Fälschung ausgesetzt, *möglicherweise* eine der ursprünglichen fast unkenntliche Gestalt angenommen hatte; hier konnte er nicht, was er so gerne that, sein geistreiches Spiel treiben, und demonstriren, wie aus dem von ihm gefundenen, vermeintlich Ursprünglichen die Corruption diese und jene Gestalt bekommen habe, bis sie in das Vorhandene übergegangen sey. Es lag die unmittelbare Abschrift des Originals vom Steine selbst vor, wenn auch in einzelnen Zügen unsicher und verwischt, doch im Ganzen unantastbar; sein Scharfsinn war genöthigt, sich nur auf dieses wenige Unsichere zu werfen, alles Andere aber als vollkommen bewährt anzuerkennen, aus diesem sicher Gegebenen durch Denkkraft das Unbekannte aufzufinden; er konnte nicht abirren; denn die Bahn, auf welcher er wandeln mußte, war ihm vorgeschrieben, um auch da, wo diese ausging oder unkenntlich wurde, den verlassenen Weg aufzuspüren; nicht so wie bey den Autoren, in welchen er bisher gegen den überlieferten, oft schon interpolirten Text, ohne zu wis-

6) Kritische Versuche über Sophokles Tragödien, von Joh. v. G. Fröhlich. I. Heft, München, Finsterlin 1823. II. Heft, 1824.

sen und zu suchen, wie dieser entstanden war, seine Bedenken geltend machte, dem sich zunächst darbietenden Gedanken hingab, diesen mit aller Gewalt dem Autor aufzudringen suchte, und um dieses zu erreichen, die Worte gewaltig zu ändern sich nicht scheute.

Dieses wirkte; einige Gedichte von Böckh's Corpus Inscriptionum zur Lösung und besserer Herstellung, als bis dahin gelungen war, ihm vorgelegt — und bald war Welker's Sylloge der griechischen Epigramme auf Jahre hin sein Lieblingsbuch geworden. Was er davon bekannt gemacht hat, ist zwar nur wenig [7]) — manches ist unter seinen Papieren erhalten — aber ganz gediegen, und zeigt, welche schöne Aufschlüße man seinem Scharfsinne zu danken hatte, wenn dieser den rechren Weg betrat.

Hatte er sich nun auch auf diesem Gebiete nicht ohne Glück geübt, so war der Gewinn für die kritische Behandlung der Autoren selbst noch weit größer. Er hatte durch das Studium mit den Inschriften thatsächlich die vollste Ueberzeugung gewonnen, daß von einer erfolgreichen Ausübung der Kritik nur dann die Rede seyn könne, wenn — abgesehen von dem, was seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften geleistet worden ist — der Zustand des bestehenden Textes eines Autors so weit als möglich hinauf verfolgt ist, wenn die ältesten und besten vorhandenen Manuscripte genau verglichen vorliegen; dadurch werde das Sichere von dem Unsichern ausgeschieden, und letzteres auf gleiche Art mit Hilfe des ersteren erkannt.

So war Fröhlich nach jahrelangen, oft fruchtlosen Versuchen endlich da angekommen, wovon er hätte ausgehen sollen, und wovon die Kritik, wenn sie einigermassen ihren Zweck erreichen will, ausgehen muß; seine Arbeiten aus dieser Periode tragen daher einen ganz andern Charakter, als die frühern, und wenn einen furchtsamen und minder geisteskräftigen, als er gewesen ist, noch manches an seine frühere Zeit erinnert und viel zu kühn scheint, so ist doch Alles schon deßwegen beachtenswerth, weil er, auf dem richtigen Wege wandelnd, stets neue Anhaltspunkte gewährt, durch welche das Wahre leichter zu finden ist. Jetzt arbeitete er, weil mit ungleich besserem Erfolge, wie er selbst erkannte, auch um so eifriger, und sein Nachlaß lehrt, daß ihm nichts von dem, was seine Freunde ihm mittheilten, oder er selbst in Programmen und Zeitschriften Bedeutendes fand, gleichgiltig war, überall versuchte er seine eigene Kraft, wenn ihm, was andere gegeben hatten, nicht gelungen schien.

Die gelehrten Anzeigen der Akademie der Wissenschaften haben schon öfter kundige Männer veranlaßt, ihr Schweigen zu brechen und sich in denselben auszusprechen; in unserm Lande arbeitet noch mancher im Stillen mit Eifer, eilt nicht, was er gefunden zu haben glaubt, sogleich öffentlich feil zu bieten, forscht weiter und überläßt das Glück bekannt zu werden, gerne andern, die ruhmbegieriger sind. Was Jos. Kopp seit Errichtung dieser Jahrbücher bis zu seinem Ableben auf dem Gebiete der Philosophie und Sprachenkunde dort mitgetheilt hat, ist eine Zierde, wie sie in neuerer Zeit kein Blatt dieser Art aufzuzeigen hat; ohne sie wäre er so schweigsam wie vordem geblieben. Eben so Fröhlich, den seine Freunde immer drängen mußten, um ihm etwas abzuringen, und hatte er auch manchmal Lust, so hinderten ihn Amtsgeschäfte, das gewünschte in der Form zu geben, welche er wollte; nie aber ruhte er im Studium selbst.

Bald nachher wurde er veranlaßt — gerne suchte er allen an ihn ergangenen Anforderungen zu genügen, und was andern nicht gelungen war, mit besserm Glücke zu verfolgen — die Gedichte des Valerius Catullus und die neuern Versuche zu denselben einer strengen Prüfung zu unterwerfen, das Wahre von dem Falschen auszuscheiden und eigene Kraft an diesen denkwürdigen Ueberresten des Alterthums zu erproben. Dieß schien ein seiner Forschungsgabe würdiges Unternehmen, bey welchem er nach den gemachten Erfahrungen die früheren Fehler meiden, den Dichter aber wesentlich fördern konnte. Alle jetzt vorhandenen Handschriften des Catullus

7) Ueber einige griechische Inschriften: Jahrbücher der Philologie, Archiv. 1839. V. Supplementb. III. Heft p. 325 — 41. Vgl. M. Gel. Anzeigen 1847 p. 1007.

stammen aus einem im vierzehnten Jahrhunderte gefundenen, nun verlornen Codex, und sind so verstümmelt, daß es nicht geringe Mühe erfordert, auch nur einige Gedanken im Zusammenhange zu finden. Geistreiche Italiener, welche den Werth der herrlichen Poesie des Catullus, der Kraft mit Anmuth wie Wenige zu vereinigen versteht, würdigten, haben diese verständlich gemacht, bey vielem Richtigen aber mehreres Willkürliche, krititisch Unhaltbare eingesetzt, anderes als unheilbar unberührt gelassen. Es ist das Verdienst vorzüglich C. Lachmann's, in den Text, wo nicht die Itali entschieden das Wahre aufgefunden, die ursprüngliche Gestalt der Handschriften zurückgeführt zu haben, um aus den verdorbenen, oft unkenntlichen Spuren das Richtige zu entdecken.

Hätte nun Fröhlich sich nach seiner früheren Art mit Catullus beschäftigt, und wie er sonst zu thun pflegte, die Zweybrücker Ausgabe zu Grunde gelegt, so würde er ohne Zweifel auch so viel Scharfsinniges, aber sicher wenig oder nichts Haltbares gegeben haben, weil er den Sitz des Uebels, die durch Interpolation verdeckten Corruptelen nicht kannte, und demnach gewöhnlich fehlgreifen mußte, Lachmann aber, der die Varianten von zwey den relativ besten Handschriften mitgetheilt hatte, zeigte ihm den ursprünglich überlieferten, deplorabilen Zustand des Dichters und nun konnte er mit seinem Talente erfolgreich an die Herstellung dieser Gedichte gehen; er stand jetzt auf gleicher Linie mit den Itali, aber er hat seine Aufgabe schärfer und consequenter durchgeführt. Daß es auch hier nicht an kühnen Griffen fehlen kann, ist einleuchtend, aber gar vieles ist, was ohne Widerrede gebilligt werden muß, anderes, was sorgsame Prüfung nicht verwerfen wird, wieder anderes, wozu er die Anleitung und nachfolgenden Forschern zum Auffinden des Richtigen die Möglichkeit gegeben hat. Was er in einer Beurtheilung der schönen Quaestiones Catullianae von M. Haupt, dann in den Sitzungen der Akademie mitgetheilt hat [8]), kann zu dem Vorzüglichsten, was zu Catullus geleistet worden ist, gezählt werden, sind aber nur einzelne Proben; er hat viele Jahre diesem Dichter gewidmet, und in seinem Nachlaß findet sich ein vollständig ausgearbeitetes Heft, in welchem er das Ergebniß seiner Forschungen für sämmtliche Gedichte des Catullus niedergelegt hat. Wie sehr er von der Bedeutung und Wichtigkeit dieser seiner philologischen Studien überzeugt war, spricht klar folgende in seinen Papieren enthaltene Aeußerung aus:

„Möchte es uns, wie wir wünschen, in diesen über Catullus gemachten Studien gelungen seyn, thatsächlich gezeigt zu haben, was und wie zur Herstellung reiner Texte durch Conjecturalkritik gewirkt werden dürfe und könne! Gewiß ist, daß alle Handschriften aus alten Jahrhunderten noch mehr oder weniger Fehler und Mängel enthalten, denen entweder gar nicht oder nur durch vernünftig geübte Conjecturalkritik abgeholfen werden kann. Darum bekämpfe man den Mißbrauch und jegliche über Gebühr sich ausdehnende Anmassung dieser Art von Kritik, berichtige man jeden Mißgriff, den sie zu machen nach Natur der Sache kaum oder gar nicht vermeiden kann: nur lasse man sie selbst unangefochten in ihrem uralten Recht und Besitze bestehen, damit sie uns — was bey stets neu wiederholten Versuchen, sofern diese nicht als bloßes Spiel jugendlicher Vorübung, sondern der Wichtigkeit der Sache gemäß mit Besonnenheit und männlichem Ernste unternommen werden, nicht ausbleiben kann — endlich dahin führe, reine und ohne Anstand und ohne allen Aufwand von Künsteley, welche die guten Alten durchaus verschmähen, lesbare Texte derselben genießen und zu allen sonst noch dabey denkbaren Zwecken gebrauchen zu können."

Durch die Jahre lang fortgesetzte Beschäftigung mit Catullus (er hatte 1838 begonnen und das zuletzt revidirte und neu zusammengeschriebene Heft trägt die Bezeichnung des März 1845) waren zugleich die besten Vorstudien gemacht, um den ähnlichen, aber viel schwächern (dem Muretus ist er simia Catulli) und in weit besserer Gestalt erhaltenen Val. Martialis vollständig durchzuarbeiten; ein neun Bogen starker Fascikulus enthält das Ergeb-

8) Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 135 — 8. 1846 Nro. 131 — 33. 1847 Nro. 254 — 5. Denkschriften der Akademie, philos. philolog. Classe III. 3 p. 691 — 716.

niß (angefangen December 1845, geendet am 23. Januar 1846).

Früher schon hatte ihn die neue Bearbeitung der lateinischen Anthologie [9]) durch H. Meyer angezogen, und er lieferte darüber mit besonderer Rücksicht auf den Dichter Luxorius eine ausführliche Beurtheilung, die erste welche von ihm in unsern gelehrten Anzeigen erschienen ist [10]). Seine geistreichen Versuche zur Anthologie verdienen deswegen hier erwähnt zu werden, weil eine spätere Vergleichung der ältesten Pariser Handschrift manche kühne Vermuthung bestätigte und er seine scharfe stets den Gedanken des Autor verfolgende Kritik urkundlich bewährt sah. Was er gab, sollten übrigens nur einige Proben seyn, wie der Inhalt dieser Ueberreste durch eine kundige Hand eine ganz andere geistige Gestalt gewinnen könne, als sie jetzt an sich trügen.

Die Streitfrage über die Echtheit der Fabeln des Phädrus in der Handschrift des Perottus, welche von Orelli durch seine Ausgabe in Deutschland wieder angeregt war, hatte er lebhaft ergriffen und um sie mit aller Sicherheit entscheiden zu können, bis in das einzelnste durchgeführt; er hat für den Phädrus sorgfältige und anhaltende Studien gemacht, und dieser liegt vollkommen ausgearbeitet zum Drucke fertig, wie es seine Gewohnheit war, was er einmal begonnen hatte, nicht halb liegen zu lassen. Eine Probe seiner Ergebniße hat er bey Gelegenheit einer Anzeige der Dreßlerschen Ausgabe des Phädrus [11]) geliefert, woraus man erkennt, welchen Werth er jetzt auf die Ueberlieferung der Handschriften legt. Die Halieutika des Ovidius, und Cynegetika des Gratius und Nemesianus von M. Haupt wurden vorübergehend [12]) gewürdigt, wie er auch schon einige Jahre vorher in einem Jahresprogramme seines Gymnasium über einige Stellen des Horatius sich ausgesprochen hatte [13]).

Als er von der versificirten Figurenlehre eines unbekannten Autor (de figuris vel schematibus), welchen der französische Gelehrte Jules Guicherat in einer Pariser Handschrift entdeckt und 1839 herausgegeben hatte, durch die Epistola critica des Herm. Sauppe 1841 zuerst Kenntniß bekommen hatte, arbeitete er dieses durch antike Sprache und eigenthümliche Form beachtenswerthe Werk vollständig aus, und trug sich sorgfältig ein, was später Schneidewin, Ahrens u. a. bemerkt haben, so wie eine zweyte Revision derselben Handschrift durch Mommsen; darüber hat er in einer Sitzung der Akademie (3. Febr. 1844) [14]) berichtet, die Abhandlung jedoch nicht für die Denkschriften bestimmt, sondern einer eigenen Ausgabe, wie es scheint, vorbehalten; das ganze liegt im Entwurfe und in Reinschrift vor.

Casp. v. Orelli hatte, nachdem er in Basel die amerbachische Abschrift des einzigen, nun verloren gegangenen, Codex Murbacensis der Geschichtsbücher des Vellejus Paterculus gefunden, diese, da die erste Ausgabe des Beatus Rhenanus als unsicher zu betrachten sey, als die älteste Quelle der Kritik zu Grund gelegt und 1835 bekannt gemacht. Auf diese festere Grundlage einer kritischen Behandlung, wie man allgemein glaubte, gestützt, hatte schon im nächsten Jahre Kreissig einen neuen Velleius geliefert, ein Jahr später (1837) ebenfalls Bothe, mit dem Fröhlich in seiner frühern Periode fast auf gleicher Linie stand, welcher sich aber nicht gleich ihm, aus ihr herauszuarbeiten verstand und in ihr untergegangen ist; andere wie Laurent hatten ausführliche Emendationen gegeben und es schien eine neue glückliche Aera für die Kritik dieses Historikers zu beginnen.

(Schluß folgt.)

9) In Beziehung auf Dübners Mittheilungen zur Anthologia latina in Jahns Jahrbücher 1828. Heft. 3. hatte er bereits 1830 daselbst. p. 216—19: Fernere Beyträge zu einer neuen Bearbeitung der Anthologia latina gegeben.

10) 1836 No. 113—20.

11) Gel. Anzeigen 1839 No. 59—63.

12) Gel. Anzeigen 1840 No. 107—8.

13) Einige Stellen in Horatius Oden und Satiren kritisch behandelt. München 1837.

14) Gel. Anzeigen 1844 No. 72.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.
Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium.

(Schluß.)

Fröhlich, der gerade in jener Zeit auf dem oben bezeichneten Wendepunkte stand und durch die Behandlung der griechischen Inschriften die Wichtigkeit genauer diplomatischer Ueberlieferung schätzen gelernt hatte, begann eigene Untersuchungen, sammelte alle in München vorhandenen Exemplare der Editio princeps, da er in dieser selbst Abweichungen bemerkt zu haben glaubte, und fand bald das Resultat, daß die Amerbach'sche Abschrift unzuverlässig, die Burer'sche Vergleichung dagegen des Murbacensis, (nach dem Drucke der Editio princeps verfertigt und ihr beygegeben) weit sicherer und für die Kritik des Velleius als der eigentliche wahre Anhaltspunkt zu betrachten sey.

Diese Entdeckung ist sehr verdienstlich, sie hat von dem Wege, auf welchem man damals wandelte, und allen schlimmen Folgen dessen zurückgeführt, und diese Belehrung, die nicht eines durchdringenden Scharfblickes bedurfte, sondern durch stete Aufmerksamkeit und anhaltende Vergleichung sich leicht einem darbieten konnte, mußten achtbare und vorsichtige Philologen von Fröhlich, der früher alle handschriftliche Ueberlieferung gering achtete, zuerst erfahren! Ausführlich ist der Beweis davon in einer Anzeige dessen, was damals für Velleius geleistet wurde [15]) niedergelegt, dann später in einem zweyten besonderen Aufsatze: Ueber den Werth der Amerbach'schen Handschrift des Velleius [16]). Auch dieser Autor liegt in seinem Nachlasse vollständig ausgearbeitet vor; einzelne Proben hat er bey obiger Gelegenheit mitgetheilt, dann bey der Beurtheilung der neuen Ausgabe Kritz's 1840 — der vierten, die Velleius im Laufe von fünf Jahren bekommen hatte, so sehr wurden die Philologen durch Orelli's vermeintliche Entdeckung in Bewegung gesetzt: Kritz, welcher Fröhlich's Verdienste wohl erkannte, forderte ihn auf, sich über seine neueste Bearbeitung dieses Autors öffentlich auszusprechen. Er that es, erkannte, daß die Kritik, welche den von ihm als den richtig nachgewiesenen Weg betrat, im ganzen weit besonnener als vordem geübt war, zeigte sich jedoch in einzelnem selten einverstanden, und gab mehrere Beyspiele, indem er das unrichtige und unmögliche bisheriger Versuche darthat, wie er sich das schwierige und verdorbene klar gemacht und zurecht gelegt hatte [17]).

Aus dem Angeführten möchte man schließen, daß seine Thätigkeit der römischen Litteratur einzig

15) Gelehrte Anzeigen 1837. No. 34—41. 45—7. 65—74.
16) Archiv für Philologie und Pädagogik. VI, 4. p. 512—28. 1840.
17) Gel. Anz. 1843. No. 25—32. Fröhlich hat den von Kritz aus Priscian aufgenommenen Vornamen M. Vellei durch kritische Behandlung der Stelle des Grammatikers zurückgewiesen.

gewidmet gewesen sey; doch war es mehr Zufall und äußere Veranlassung was ihn dazu führte; seine Zuneigung zu dem griechischen Geiste, blieb wie sie es anfangs gewesen ist, auch später immer; geschrieben jedoch hat er hierüber allerdings weniger. Wir erwähnen, was er über Hartungs Ausgabe von Euripides Iphigenia in Aulis bekannt gemacht hat [18]), weil auch hier, wie wir es bey den obigen gesehen haben, hinter dieser unscheinbaren Anzeige die Bearbeitung des ganzen Autors liegt. Darum tragen diese auch nicht den sonst Recensionen eigenen süßlichen und schmeichelnden Ton, er ist streng, hält sich nur an die Sache, ist aber immer belehrend und bietet stets neue Gesichtspunkte. Die von Hermann herausgegebenen Tragödien des Euripides hat er einem sorgfältigem Studium unterworfen und seine Bemerkungen aufgezeichnet.

In der Sitzung der philos. philologischen Classe von 5. Junius 1845 hielt er einen Vortrag über die in Demosthenes Rede de corona erhaltene Grabschrift auf die bey Chäronea gefallenen Athenäer. Fröhlich ist der erste, der durch genaue Beachtung des Gedankenganges die richtige Erklärung dieses schon von Themistios [19]) mißverstandenen Epigramms erkannt, und die vielen verfehlten Aenderungen zurückgewiesen hat; hier hat er selbst den Beweis geliefert, wie gesunde und richtig geübte Exegese oft alle Verbesserung entbehrlich macht. Dem Drucke hat er auch diese schöne Abhandlung nicht übergeben.

Dieses sind die wichtigsten Arbeiten Fröhlich's, die wir aus seinem Nachlasse hervorheben zu müssen glauben; außer diesem findet sich manches einzelne; der oben bezeichnete Autor de figuris vel schematibus führte ihn zu allen dieses Gebiet berührenden Schriften und so treffen wir gelegentliche Bemerkungen zu Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, dem vierten Buche des Charisius, Aphthonius, Theon, Alexander. Diese litterarische Thätigkeit wird man um

18) Gel. Anzeigen 1838. No. 126—8. Ferner Anzeige von Schneidewins Delectus poesis Graecorum. 1840 No. 11—17.

19) Die Richtigkeit der Erklärung Fröhlich's halte ich für unbezweifelt; er hat mich schon vor zwanzig Jahren darauf aufmerksam gemacht; Göttling spricht in einem vor etwa drey Jahren erschienenen Programme, wenn ich nicht irre, denselben Gedanken aus, ohne ihn jedoch zu begründen, er glaubt sogar Demosthenes selbst habe das Epigramm verfaßt!? Merkwürdig und bedenklich mag scheinen, daß Themistios den Sinn falsch aufgefaßt habe. Aber nicht bloß Themistios hat es so verstanden, auch der weit ältere Rhetor Aristides (aus welchem es jener wahrscheinlich genommen hat) kannte keine andere Bedeutung, dieses zeugen dessen Worte I, 592. II, 298. 331 Dind. und vergleicht man die von Bentlei Phalar. p. 447 Lips. nachgewiesenen Stellen, so erhellt, daß der Vers: *Μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστὶ θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν* ein von den Atticisten aus Demosthenes vielfach wiederholter Gedanke gewesen, von keinem anders verstanden, als daß nur die Götter unfehlbar seyen und alles vermögen, wie Lysias bey Rutilius Lupus p. 115 Ruhnk. sagt, consilio valuit, fortuna lapsus est, homo fuit, fatetur. Concedendum non omnia posse; hoc enim deorum est proprium oder in den Briefen des Pseudodem. p. 1487 wohl mit Beziehung auf unsere Stelle zu lesen ist, und dennoch ist dieses wie Fröhlich gezeigt hat, dem Zusammenhange entgegen. Den nöthigen Aufschluß finde ich in Folgendem. Das Epigramm selbst fehlt nicht blos in dem besten Codex Σ, sondern auch in allen Handschriften der zweyten Classe; erst die der dritten Familie haben es; dadurch wird wahrscheinlich, daß Demosthenes selbst das Gedicht nicht beygelegt habe, sondern es von einem andern später aus einer Sammlung beygeschrieben worden sey. Von Aristides aber ist erwiesen, daß er die Reden des Demosthenes in der Gestalt hatte, wie diese uns in Σ vorliegen. Er kannte also das Epigramm nicht, weil es in seinem Exemplar des Demosthenes so wenig als in Σ stand, er kannte nur die Worte die Demosthenes selbst daraus anführt: *μηδὲν ἁμαρτεῖν — κατορθοῦν*, und alle Citationen der Alten aus der Grabschrift beziehen sich nur auf diese Worte, diese aber aus dem Zusammenhange gerissen wird niemand anders verstehen, als sie gewöhnlich verstanden werden. Die falsche Auffassung des Epigrammes bey den Alten selbst ist dadurch hinreichend erklärt und gerechtfertigt; möglich daß sie von eben dem viel bewunderten und nachgeschriebenen Aristides ausgeht. Auf gleiche Art fehlt in denselben Urkunden des Demosthenes das lange Solonische Gedicht, welches die Rede *περὶ παραπρεσβείας* anführt.

so mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß der ganze Tag seinem beschwerlichem Amte geopfert werden mußte; was er auf einsamen Spaziergängen, die ihm ein Bedürfniß des Lebens geworden sind, erdacht und gefunden hatte, wurde Nachts zu Papier gebracht; auch wäre dieser günstige Erfolg nicht möglich gewesen, hätte er nur den scharfen, alles in das einzelne auflösenden Geist gehabt, und nicht zugleich den ordnenden Sinn, der, nachdem er das einzelne geprüft und erkannt hat, es zu einem ganzen zu verbinden strebt. Sollte ihm, äußerte er öfter zu seinen Freunden, noch eine längere Lebensdauer gegönnt seyn, was er bey seiner stets anhaltenden Gesundheit wohl hoffen durfte, so freue er sich deßwegen vorzüglich, weil er nach bald vollendetem siebenzigsten Jahre endlich einzig und allein dem Studium seiner Wissenschaft leben könnte.

Sie war ihm nicht gegönnt!

Die philosophisch-philologische Classe der Akademie, von dem wissenschaftlichen Werthe dessen, was Fröhlich erstrebt hat, überzeugt, hat einstimmig beschloßen, alles aus seinem Nachlasse geeignete in ihre Denkschriften aufzunehmen und damit das Andenken dieses biedern wahrhaft deutschen Mannes zu ehren.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. März 1849.

Hr. Prof. v. Kobell las:

1) Ueber den Skolopsit, ein neues Sulfat-Silicat.

Das Mineral, welches den Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung bildet, kommt in derben Stücken vor, welche eine unvollkommen körnige Zusammensetzung zeigen. Als Fundort wird der Kaiserstuhl im Breisgau angegeben. Die Farbe der Hauptmasse ist rauchgrau, in einzelnen reinen Parthien graulichweiß, auch blaß röthlichweiß; es ist durchscheinend in dünnen Stücken, von splittrigem Bruche und zeigt stellenweise Spaltungsflächen, welche aber an den mir zu Gebote stehenden Exemplaren nicht näher zu bestimmen waren.

Das spec. Gewicht ist 2,53.

Die Härte ist nahezu die des Apatits, wenig spröde.

Vor dem Löthrohre schmilzt das Mineral ungefähr wie Vesuvian mit Schäumen und Sprudeln zu einem glänzenden kleinblasigen grünlichweißen Glase.

In Borax ist es langsam zu einem farblosen Glase auflöslich, ebenso in Phosphorsalz mit Entwicklung einiger Luftblasen und Ausscheidung eines Kieselskelets.

Mit Soda auf Kohle bekommt man eine Masse mit bräunlichrothen Flecken, welche mit Wasser auf Silber deutliche hepatische Reaction zeigt. Dieses Verhalten, ganz ähnlich dem des Hauyn, charakterisirt vorzüglich die Sulfat-Silicate, da die Heparfarbe bey Gegenwart von Kieselerde besonders deutlich hervortritt.

Mit Phosphorsalz und Kupferoxyd konnte keine deutliche Reaction von Chlor erhalten werden, obwohl das Mineral eine geringe Menge davon enthält.

Im Kolben giebt es Spuren von Wasser ohne saure Reaction, ein Glühversuch mit einer größern Menge zeigte aber keinen merklichen Verlust, bey einem zweyten mit einem andern Stücke betrug der Verlust 0,8 Proc., so daß kein wesentlicher Wassergehalt angenommen werden kann.

Von Salzsäure wird das Pulver sehr leicht zersetzt und bildet eine Gallerte, dieses geschieht vor wie nach dem Glühen. Die Auflösung reagirt auf Schwefelsäure. Wenn man das Pulver mit Kalihydrat schmilzt und die Masse mit Wasser auflöst und in die Auflösung eine Silberspatel stellt, indem man sie mit Salzsäure ansäuert, so läuft das Silber schwach graulich an, ein Beweis, daß wie beym Hauyn eine kleine Menge von Schwefel in dem Mineral enthalten ist.

Wenn man die Zersetzung mit Salpetersäure vornimmt, so erhält man in der Auflösung die Reaction von Chlor.

Das Mineral scheint die graue Farbe zum Theil einer feinen Beymengung eines in Säuern unauflöslichen Minerals zu verdanken, zum Theil einer organischen Substanz, welche sich kund giebt, wenn man das Pulver mit Wasser behandelt und diesem Silberauflösung zusetzt, nach einiger Zeit färbt sich dann die Flüßigkeit schwach rosenroth und das Glas belegt sich mit einem hyazinthrothen Anfluge. Das beygemengte Mineral bleibt bey der Behandlung mit Säuern als ein schwärzlichgrünes Pulver zurück. Es ist ein eisenhaltiges Silicat und enthält viel Kalkerde, auch etwas Talkerde. Weiter habe ich es nicht untersucht.

Dem neuen Mineral ist auch etwas kohlensaurer Kalk beygemengt, auch scheint an einigen Stücken Magneteisenerz eingesprengt, die Probe der Präcipitation der Auflösung mit kohlensauerm Baryt gab Spuren von Eisenoxydul an. Die Analyse wurde in bekannter Weise ausgeführt. Zur Bestimmung des Alkali's wurde eine besondere Menge zersetzt und nach Abscheidung der Thonerde mit Aetzammoniak und des Kalkes mit kleesauerm Ammoniak die Flüßigkeit zur Trockne abgeraucht und der Rückstand ausgeglüht. Das Salz wurde dann in Kalkmilch aufgelöst, filtrirt, der Kalk mit kleesauerm Ammoniak gefällt, filtrirt, abgedampft und das Salz wieder ausgeglüht. Es wurde hierauf mit Salzsäure befeuchtet, um die theilweise gebildete kohlensaure Verbindung in eine Chlorverbindung zu verwandeln, abermals geglüht und gewogen.

Das in Wasser gelöste Salz krystallisirte vollständig in Würfeln und enthielt außer Chlornatrium eine kleine Menge Chlorkalium, welche mit Platinauflösung bestimmt wurde. Mit besondern Quantitäten wurde der Gehalt an Schwefelsäure und Chlor ermittelt.

Um den beygemengten kohlensauern Kalk zu bestimmen wurde eine Parthie des zur Analyse gebrauchten Pulvers in tarirte Salzsäure eingetragen und aus dem sich ergebenden Gewichtsverlust der kohlensaure Kalk berechnet und von dem bey der Analyse erhaltenen abgezogen, er betrug nicht über $1\frac{1}{2}$ Proc. Das beygemente in Säuern unauflösliche Mineral betrug in den analysirten Proben 6 Proc. und wurde durch Auflösen der Kieselerde in Kali als Rückstand erhalten und ebenfalls in Abzug gebracht. Mit Rücksicht auf den sich ergebenden Ueberschuß sind die Resultate für 100 Theil berechnet nach einem Mittel aus zwey Analysen folgende:

Kieselerde	44,06
Thonerde	17,86
Eisenoxyd mit etwas Oxydul	2,49
Manganoxydul	0,86
Kalkerde	15,48
Talkerde	2,23
Natrum	11,54
Kali	1,30
Schwefelsäure	4,09
Chlornatrium	0,93
Spur von Schwefel	
	100,84

Diese Mischung hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der des Hauyn, sie unterscheidet sich aber bey genauer Betrachtung durch mancherley Verhältnisse. Es wird zweckmäßig seyn, die neueren Analysen dieses Minerals so wie anderer Sulfat-Silicate, welche beygezogen werden können, anzugeben. Wir haben sorgfältige Untersuchungen hierüber durch Varrentrapp und Withney erhalten *).

(Schluß folgt.)

*) Poggendorff's Annal. XLIX. 515. u. LXX. 431.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.
Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1) Ueber den Skolopsit, ein neues Sulfat-Silicat.

(Schluß.)

Hauyn.

Analyse des Hauyn von Niedermendig von Varrentrapp 1., desselben von Withney 2. und 3., der Varietät vom Albaner-Gebirge von Withney 4.

	1.	2.	3.	4.	
Kieselerde	35,012 „	33,90 „	34,83 „	32,44	
Schwefelsäure	12,602 „	12,01 „	12,13 „	12,98	
Thonerde	27,415 „	28,07 „	28,51 „	27,75	
Natrum	9,118 „	19,28 „	18,57 „	14,24	
Kalkerde	12,552 „	7,50 „	7,23 „	9,96	
Eisen	0,172 „	— „	— „	2,40	Kali
Eisenoxyd	— „	— „	0,31 „	—	
Chlor	0,581 „	— „	— „	—	
Schwefel	0,239 „	— „	— „	—	
Wasser	0,619 „	— „	— „	—	
	98,340 „	100,76 „	101,58 „	99,77	

Nosin. (Nosean.)

Analyse des Nosin's vom Laacher-See von Varrentrapp 1., von Withney 2. und 3.

	1.	2.	3.
Kieselerde	35,993 „	36,52 „	36,53
Schwefelsäure	9,170 „	7,66 „	7,13
Thonerde	32,566 „	29,54 „	29,42
Natrum	17,837 „	23,12 „	22,97
Kalkerde	1,115 „	1,09 „	1,62
Eisenoxyd	— „	0,44 „	—
Eisen	0,041 „	— „	—
Chlor	0,651 „	0,61 „	0,61
Wasser und Glühverlust	1,847 „	1,37 „	1,37
	99,222 „	100,34 „	99,65

Ittnerit.

Analyse des Ittnerit vom Kaiserstuhl von G. Gmelin 1., von Withney 2.

	1.		2.	
Kieselerde	34,016	„	35,69	
Schwefelsäure	2,860	„	4,62	
Thonerde	28,400	„	29,14	
Natrum	12,150	„	12,57	
Kali	1,565	„	1,20	
Kalkerde	7,266	„	5,64	
Eisenoxyd	0,616	„	—	
Chlorwasserstoffsäure	0,751	„	1,25	Chlor
Wasser und Schwefelwasserstoff	10,759	„	9,83	
	98,388	„	100,00	

Der Ittnerit steht, obwohl durch den geringen Gehalt an Schwefelsäure und durch die Menge des Alkali's ähnlich, doch durch den bedeutenden Gehalt an Wasser und durch die große Differenz im Thonerde- und Kalkgehalt zu weit ab, um in nähere Vergleichung gezogen werden zu können. Wenn man seine Mischung als wasserfrey berechnet, so tritt die Differenz noch mehr hervor, da dadurch der Thonerdegehalt bis auf 32,3 Proc., also über die Hälfte größer sich herausstellt als bey dem fraglichen Mineral.

Vom Hauyn und Nosin ist das Mineral durch den geringen Gehalt an Thonerde und Schwefelsäure unterschieden, aber auch die Berechnung über mögliche Beymengungen erweist seine Eigenthümlichkeit. Berzelius hat schon die Ansicht ausgesprochen, daß Beymengungen von Sodalith bey dergleichen Mineralien sehr wohl möglich seyen und Rammelsberg hat unter dieser Voraussetzung die Analyse des Nosins von Varrentrapp berechnet, indem er vom Chlorgehalte ausgehend nach der von mir gegebenen Formel für den Sodalith ($Na\,Cl + Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i$) die betreffende Einmengung dieses Minerals berechnete. Dabey hat sich herausgestellt, daß nach Abzug des so ausgemittelten Sodaliths der Rest folgende Formel geben würde:

$$Na\,\ddot{S} + (Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i)$$
$$2\,(Na\,\ddot{S}i + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i)$$

Die Analysen von Withney aber, welche zum Theil nur Spuren von Chlor angeben, führen zu nachstehenden Formeln:

Nosin $= Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + Na\,\ddot{S}$

Hauyn vom Albanergebirge $=$

$$Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 2\,Ca\,\ddot{S}$$

Hauyn von Niedermendig $=$

$$Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + Na\,\ddot{S}$$
$$2\,(Na^3\,\ddot{S}i + 3\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 2\,Ca\,\ddot{S})$$

oder dieser Hauyn wäre eine Verbindung von 1 Mischung Nosin und 2 Mischungen des Hauyn von Albano. Withney vergleicht noch damit den als isomorph angesehenen Sodalith mit der oben angegebenen Formel, die er durch eine neue Analyse der blauen Varietät von Litchfield bestätigt und es ergeben sich daraus Andeutungen zu einem isomorphen Vertreten von $Na\,Cl$, $Na\,\ddot{S}$ und $2\,Ca\,\ddot{S}$, worüber weitere Untersuchungen entscheiden müssen.

Wenn es nun auch nichts weiter als eine Hypothese ist, daß der Chlorgehalt der Sulfat-Silicate von eingemengtem Sodalith herrühre, so ist doch klar, daß man zu einer bestimmtern Vergleichung der hieher gehörenden Mineralien gelangt, wenn man bey allen eine solche Berechnung für eingemengten Sodalith vornimmt, als es ohne diese möglich wird, denn nach Abzug der hypothetischen Sodaliths muß sich Uebereinstimmung oder Unterschied der übrig bleibenden Mischung jedenfalls deutlicher herausstellen.

Ich habe daher meine Analyse ebenfalls dieser Berechnung unterworfen und es geben 0,93 Chlornatrium an Sodalith:

Kieselerde	2,93
Thonerde	2,44
Natrum	1,48
Chlornatrium	0,93
	7,78 Sodalith.

Mit Rücksicht hierauf ergiebt sich die Mischung als bestehend aus:

		Sauerstoff.
Kieselerde	41,13	„ 21,37
Thonerde	15,42	„ 7,22
Eisenoxyd mit etwas Oxydul	2,49	„ 0,74
Manganoxydul	0,86	„ 0,19
Kalkerde	15,48	„ 4,42
Talkerde	2,23	„ 0,86
Natrum	10,06	„ 2,59
Kali	1,30	„ 0,22
Schwefelsäure	4,09	„ 2,39
Sodalith	7,78	
	100,84	

Die Bildung von $\dot{Na}\ddot{S}$ in Abzug gebracht, wird der Rest des Sauerstoffs des Natrums 1,79 und die Summe des Sauerstoffs der Basen $\dot{R} = 7{,}48$, die der Basen $\ddot{R} = 7{,}96$ und von $\ddot{Si} = 21{,}37$. Wenn man berücksichtigt, daß das Eisen zum Theil als Oxydul enthalten, vielleicht auch etwas Schwefeleisen beygemengt ist, so erscheint das Verhältniß der Sauerstoffmengen von $\dot{R}$ und $\ddot{R}$ so nahe gleich, daß es wohl als normal angenommen werden kann. Während nun der Nosin die Formel hat:

$$\dot{Na}\ddot{S} + \dot{Na}^3\ddot{Si} + 3\,\ddot{Al}\ddot{Si}$$

giebt das fragliche Mineral den Ausdruck

$$\dot{Na}\ddot{S} + 3\left\{\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Na}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\ddot{Si}$$

Das Mittelglied ist also in beyden Mineralien ein auffallend verschiedenes. Vom Natrumsulphat abgesehen ist die Mischung des Nosins die eines wasserfreyen Comptonits (Thomsonit), die Mischung des fraglichen Minerals aber die eines wasserfreyen Glottalith's. Will man die Berechnung weiter fortsetzen und aus der Schwefelsäure einen Nosin berechnen, so bleibt eine Mischung, welche sich in die Nähe des Humboldtilith's stellt, aber doch nicht mit ihm übereinkommt.

Aus diesen Gründen dürfte das Mineral als eine eigenthümliche Species angesehen werden und ich benenne sie **Skolopsit** von σκόλοψ Splitter, in Beziehung auf den splittrigen Bruch.

2. Krystallographische Notizen.

Streifung am Bergkrystall.

In der hiesigen Universitätssammlung befindet sich ein Quarzkrystall mit einer eigenthümlichen Streifung. Der Krystall ist die gewöhnliche Combination der heragonalen Pyramide oder der sie bildenden Rhomboeder mit dem heragonalen Prisma und ist an beyden Enden ausgebildet. Die Pyramidenflächen sind an jedem Ende in gleicher Weise abwechselnd gestreift, doch so, daß die gestreiften Flächen der obern und untern Pyramide nicht alterniren, sondern auf einander stehen. Die Streifung geht parallel mit der für den Beobachter rechtsliegenden, der Scheitelkante entsprechenden Seite des gestreiften Dreyecks die übrigen Flächen sind glatt. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, daß die übereinanderliegenden Flächen diese Streifung zeigen, da man bey der Zusammensetzung der Quarzpyramide aus zwey Rhomboedern erwarten sollte, daß die oben und unten abwechselnden Flächen von gleichem physikalischen Charakter seyen. Mit Rücksicht auf die bekannten Eigenthümlichkeiten der Krystallisation des Quarzes erklärt sich die Erscheinung aber dadurch, daß die Streifung parallel geht der Combinationskante der Fläche eines trigonalen Trapezoeders mit den betreffenden Rhomboederflächen. Die Trapezoederflächen sind übrigens nicht sichtbar, wie auch sonst durch die Streifung oft Flächen angedeutet werden, welche nicht weiter an dem gestreiften Krystall entwickelt sind. Bey dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die Streifungen aufmerksam machen, welche der trigonalen Pyramide angehören, einer Gestalt, die bis jetzt nur beym Quarz beobachtet worden ist. Es gilt als ein allgemeines Gesetz, daß Flächen, welche sich physikalisch ungleichartig verhalten, auch krystallographisch nicht gleichartig sind, selbst wenn ihre geometrischen Verhält-

nisse, Winkel ꝛc. vollkommen dieselben wären. Das Hauy'sche Gesetz der Symmetrie bewährt sich nicht nur bey eintretenden Combinationen darinn, daß die gleichartigen Theile einer einfachen Gestalt auf gleiche Weise verändert werden, sondern auch darinn, daß der physikalische Charakter gleichartiger Flächen derselbe ist. Dieses Gesetz erleidet aber bestimmte wieder gesetzmäßige Ausnahmen bey dem Auftreten hemiedrischer oder tetartoedrischer Gestalten, wie ich solches vielleicht zuerst ausgesprochen habe, so daß dergleichen Abweichungen vom Symmetriegesetz auf Hemiedrie und Tetartödrie hinweisen. Bezüglich der Streifung geben die gestreiften Würfel des Schwefelkieses ein bekanntes Beyspiel. Auf den Würfelflächen sind nach dem Symmetriegesetze mehrere Streifungen möglich, aber keine mit einem Streifensystem, welches in einer einzigen Richtung die Flächen zeichnet. Die Schwefelkieswürfel aber machen eine Ausnahme, indem die Streifung nur parallel mit zwey Seiten der Flächen geht, diese Ausnahme kündet daher die Combination mit einer hemiedrischen Gestalt an und eine genauere Untersuchung erkennt diese im Pentagondodecaeder. Wenn die Pyramide des Quarzes eine einfache Gestalt wäre, so müßten die Flächen einer diagonalen Pyramide, wenn sie als Abstumpfungen der Randecken erscheinen, welche die normale Pyramide mit dem hexagonalen Prisma bildet, im Falle einer Streifung eine federartige Streifung zeigen, wie sie auf den Rhomboederflächen des Chabasits, auf den Prismenflächen des Harmotoms und an anderen Krystallen vorkommt, und selbst bey dem hemiedrischen Auftreten dieser Flächen zur Trigonalpyramide müßte diese Streifung eine federartige seyn. Sie ist aber, wo sie erscheint, immer nur eine einfache und die Streifen laufen entweder nach links oder nach rechts gegen die Pyramidenflächen. Es wird also durch diese Erscheinung eine abermalige Andeutung gegeben, übereinstimmend mit andern hierauf bezüglichen Verhältnißen, daß die Hexagonpyramide keine einfache Gestalt, sondern eine Doppelgestalt zweyer in den Winkeln gleicher Rhomboeder ist. Die Streifung der Rhombenflächen geht immer parallel der Combinationskante dieser Flächen mit dem Hauptrhomboeder, daher die Rhombenflächen, welche links vom Hauptrhomboeder liegen, in entgegengesetztem Sinne gestreift sind als die Rhombenflächen, welche rechts vom Hauptrhomboeder liegen. Wäre die Quarzpyramide eine einfache Gestalt, so ließe sich diese Erscheinung der einfachen Streifung nur erklären, wenn man annehmen wollte, daß diese Rhombenflächen zur Reihe der Trapezoeder gehörten, was in so ferne möglich wäre, als ihre Neigung nach links und rechts eben nur sehr wenig verschieden seyn könnte, die bisherigen Messungen scheinen aber dagegen zu sprechen.

Zwillingskrystall von Glanzkobalt.

Bekannt sind die Zwillingskrystalle des Pentagondodecaeders am Eisenkies von Elba, an denen die beyden Individuen gegen einander um die Hauptaxe rechtwinklich gedreht erscheinen. Ich besitze durch die Güte des Herrn Prof. Scheerer einen Zwillingskrystall von Glanzkobalt von Modum in Norwegen, welcher nach diesem Gesetze gebildet ist, an dessen Individuen aber die Oktaederflächen vorherrschen. Die Pentagondodecaeder- und die Würfelflächen sind untergeordnet. Die beyden Individuen sind mit parallelen Hauptaxen an einander und zum Theil in einander gewachsen. An den Flächen des Pentagondodecaeders ist bey beyden Individuen kein Unterschied zu bemerken. Wären die Individuen noch etwas mehr in einander geschoben, so würde, da sie nicht ganz gleich groß sind, der Zwilling wie ein einfacher Krystall aussehen, seine Zusammensetzung aber dadurch verrathen, daß sich unter den Ecken eines fände, an welchem die Flächen des Pentagondodecaeders denen des gegenüberliegenden Ecks nicht parallel, sondern in einer um die Axe um 90° gedrehten Lage wären. —

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.
Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. März 1849.

Hr. Prof. Pettenkofer las:

Vorläufige Notiz über einen neuen Körper, welcher im sogenannten Harnextractivstoff enthalten ist.

Es ist schon längst bekannt, daß Queckſilberchloridlösung im Harne einen weißen voluminösen Niederschlag erzeugt, welcher eine organische Materie, etwas von den Extractivstoffen des Harnes enthält. Bey näherer Untersuchung fand ich diesen Niederschlag aus frischem Menschenharne bestehend aus phosphorsaurem, schwefelsaurem und harnsaurem Queckſilberoxyde, ferner aus einer Verbindung des Queckſilberchlorides mit einer organischen Materie. Um letztere Verbindung in reinerem Zustande zu erhalten, wird der frische Harn mit etwas kohlensaurem Kali neutralisirt, und mit Chlorbariumlösung alle Phosphorsäure und Schwefelsäure ausgefällt, wobey zugleich ein großer Theil der Harnsäure als harnsaurer Baryt niederfällt. Die filtrirte Lösung wird mit Queckſilberchlorid gefällt, der Niederschlag mit kaltem Wasser ausgewaschen und getrocknet. Er besteht sodann aus harnsaurem Queckſilberoxyd, und aus einem amorphen queckſilberchloridhaltigen sehr stickstoffreichen organischen Körper, welcher von etwas brauner, mit Säuren roth werdender Materie gefärbt ist. Diesen Niederschlag behandelt man im fein zerriebenen Zustande in Wasser vertheilt mit Schwefelwasserstoff bis zur völligen Zersetzung, und filtrirt vom Schwefelqueckſilber ab. Bey diesem bleibt auch fast die ganze Quantität der ausgeschiedenen Harnsäure sammt der braunen Materie zurück. Das äußerst schwach gefärbte, stark sauer reagirende Filtrat enthält neben äußerst geringen Mengen Harnsäure, Salzsäure und eine sehr stickstoffreiche Substanz. Die Salzsäure steht in chemischer Beziehung zu dieser Substanz, denn beym Abdampfen im Wasserbade entweicht keine Salzsäure mit den Wasserdämpfen. Es bleibt ein brauner, sehr scharf saurer Syrup, in welchem nach längerem Stehen sich deutliche Spuren von Krystallisation zeigen. Die Krystalle zeigen mit dem Syrup gleiche Reactionen. Die kohlensauren Alkalien werden unter lebhaftem Brausen zerlegt, und vollständig neutralisirt. Um ein zur vollständigen Reinigung der Substanz geeignetes Salz darzustellen, bedient man sich am besten des kohlensauren Zinkoxydes. Es bildet sich eine Verbindung, welche Chlor, Zink und die organische Substanz enthält, und die Eigenschaft besitzt, in Wasser sehr leicht, in Alkohol aber gar nicht löslich zu seyn. Vermischt man nun eine concentrirte wässerige Lösung mit absolutem Alkohol, so fällt die Zinkverbindung in käsigen Flocken nieder, während der noch anhängende braune Farbstoff größtentheils gelöst bleibt. Wiederholt man das Auflösen in Wasser und Fällen mit Alkohol einigemal, so erhält man ein vollkommen weißes Pulver. Die wässerige Lösung gibt mit Queckſilberchlorid selbst bey sehr großer Verdünnung voluminöse Niederschläge von gleichem Ansehen mit dem aus dem Harne, — ebenso wird sie gefällt, und zwar sehr stark von basisch essigsaurem

Bleyoxyde, aber nicht von neutralem. Ebenso geben Niederschläge damit die löslichen Kupferoxydsalze und Eisenoxydsalze. Aus der wässerigen Lösung verdampft bleibt eine gummiartige spröde, vollkommen glasartig durchsichtige Masse, welche an der Luft nicht feucht wird. — 344 Milligramme der durch Alkohol gefällten, vollkommen weißen Verbindung untersuchte ich auf ihren Chlor- und Zinkgehalt. Ich erhielt 60 Milligramme Zinkoxyd und 103 Milligr. Chlorsilber. Diese entsprechen 48 Milligr. Zink und 26 Milligr. Chlor. Dieses ist gerade das Verhältniß von 1 Aeq. Chlor zu 2 Aeq. Zink. Das Aequivalent der organ. Substanz wäre hienach 4690.

Ich bin eben mit genauer Untersuchung des Gegenstandes beschäftigt, und enthalte mich aller weitern Erörterungen. Nur eine Eigenschaft des neuen Körpers will ich erwähnen: er ist es nämlich, welcher die Zersetzung des Harnstoffes zu kohlensauerm Ammoniak vorzüglich bedingt, welche Eigenschaft man bisher mit Unrecht dem Blasenschleim allein zugeschrieben hat; denn es ist längst bekannt, daß auch Harn, welcher durch Filtriren vom Schleim befreyt worden ist, noch ziemlich rasch fault. Filtrirter Harn, aus welchem der von mir gefundene Körper entfernt worden ist, hat die Fähigkeit zu faulen vollkommen verloren. Ich bewahre wenigstens schon $\frac{3}{4}$ Jahre solchen Harn auf, ohne daß dessen Gehalt an Harnstoff nur im Geringsten abgenommen hätte. Außer Queckſilberchlorid fällt auch noch Gerbsäure diesen Körper. Es läßt sich deßhalb auch durch Zusatz einer zur vollständigen Fällung ausreichenden Menge Gerbsäure die Fäulniß des Harnes verhindern.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. April 1849.

Hr. Prof. von Kobell las:

1. Ueber die Bestimmung des Arseniks mittelst schweflichter Säure.

Wöhler hat vor mehreren Jahren das Verhalten der schweflichten Säure zur Arsenikſäure in Auflösungen untersucht und gefunden, daß diese bey hinreichend andauernder Einwirkung zu arsenichter Säure reducirt wird. Seitdem ist diese Reduction vielfach angewendet worden, um Auflösungen von Arsenikſäure durch Schwefelwasserstoffgas zu zersetzen und das Arsenik zu fällen, da der Niederschlag von Schwefelarsenik bey Gegenwart von arsenichter Säure leicht erfolgt, während er, wenn Arsenikſäure in Auflösung, nur sehr langsam hervorgebracht wird. Da die Reduction der Arsenikſäure unter diesen Umständen die Bildung von Schwefelsäure bedingt, so schien nur damit ein Mittel gegeben, den Gehalt einer Flüßigkeit an Arsenikſäure bestimmen zu können, woraus sich dann der Gehalt an Arsenik weiter berechnen läßt. Zunächst überzeugte ich mich durch einen Versuch, daß die Reduction der Arsenikſäure nicht weiter gehe als zur Umwandlung in arsenichte Säure. Es wurde eine Quantität arsenichter Säure in Salzsäure aufgelöst und mit chlorsauerm Kali oxydirt und gehörig ausgekocht. In die Auflösung wurde andauernd schweflichtsaures Gas geleitet, dann salzsaurer Baryt in Ueberschuß zugesetzt, die Flüßigkeit gekocht, bis kein Geruch von schweflichter Säure mehr bemerkbar war, der Niederschlag filtrirt und das Filtrat abermals durch schweflichte Säure gesättigt und gekocht. Es zeigte sich kein Niederschlag mehr und nur ein leichtes Opalisiren der Flüßigkeit war bemerkbar. Nach einiger Zeit setzte die verdünnte Flüßigkeit arsenichtsauern Baryt ab, der sich in Salzsäure auflöste.

Ich stellte nun mehrere quantitative Versuche an und gelangte zu einem sehr befriedigenden Resultate, nachdem ich die zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln kennen gelernt hatte. Die möglichen Fehler liegen nämlich darin, daß das Arsenik der

Auflösung nicht vollständig zu Arsenikſäure oxydirt wurde oder daß, wenn ſolches geſchehen, der Strom von ſchweflichtſauerm Gaſe nicht lang genug durch die Flüßigkeit gegangen, um die Reduction zu arſenichter Säure vollſtändig herzuſtellen oder daß durch die Art der Entwicklung unzerſetzte Schwefelſäure in die Flüßigkeit gelangt oder endlich dadurch, daß durch Zutritt der Luft in der mit ſchweflichter Säure geſättigten Flüßigkeit etwas Schwefelſäure gebildet wird. Es mißlangen mir einige Verſuche, wobey die Reduction nicht vollkommen ſtattgefunden hatte und man kann annehmen daß für eine Quantität von ohngefähr 30 Gran arſenichte Säure die ſchweflichte Säure gegen drey Viertelſtunden durch die Flüßigkeit ſtreichen muß. Es mißlangen auch einige Verſuche, wobey ich die mit ſchweflichter Säure geſättigte Flüßigkeit mit Zuſatz von ſalzſauerm Baryt in einer Glasflaſche hermetiſch verſchloß und nachdem der Niederſchlag ſich abgeſetzt hatte, die Flüßigkeit abgegoßen und filtrirt wurde. Dabey iſt es nicht möglich die Luft ſo abzuhalten, daß nicht die Quantität der Schwefelſäure zu groß ausfiele.

Bey nachſtehendem Verfahren erhielt ich ein gutes Reſultat. Die arſenikſäurehaltige Flüßigkeit wurde in ein langes ſchmales Cylinderglas gegoßen und dieſes durch einen doppelt durchbohrten Kork ſo verſchloßen, daß die Gasleitungsröhre durch die eine Oeffnung leicht in die Flüßigkeit zu ſenken war. Die ſchweflichte Säure wurde in einem geräumigen Kolben aus Streifen von metalliſchem Kupfer mit concentrirter Schwefelſäure entwickelt und zur Aufnahme übergehender Schwefelſäure wurden zwey Mittelflaſchen mit etwas Waſſer gebraucht. Nachdem das Gas etwa drey Viertelſtunden durch die Flüßigkeit gegangen war, wurde ſie ſogleich in einen Glaskolben von paſſender Größe gegoßen, die gehörige Menge ſalzſaurer Baryt zugeſetzt und ſchnell zum Kochen erhitzt und darin erhalten, bis ſich kein Geruch von ſchweflichter Säure mehr zeigte. Dann wurde Flüßigkeit und Präcipitat in ein Cylinderglas umgegoßen und wie gewöhnlich dekantirt und filtrirt. Man hat dabey nur allenfalls eine Verunreinigung des Niederſchlages mit arſenichtſauerm Baryt zu befürchten, welchen man aber durch heiße Salzſäure und alsbaldiges Filtriren entfernen kann.

Aus dem erhaltenen ſchwefelſauern Baryt berechnet man die gebildete Schwefelſäure. Wenn man dieſe zu ſchweflichter Säure reducirt berechnet und die erhaltene Zahl von der der Schwefelſäure abzieht, ſo iſt der Reſt die Menge des Sauerſtoffs, welchen die Arſenikſäure abgegeben hat und woraus dieſe zu finden iſt. Man kann aber eine einfachere Rechnung machen.

Da die ſtöchiometriſche Zahl der ſchweflichten Säure = 4, und die der Schwefelſäure = 5, ſo iſt $\frac{1}{5}$ der erhaltenen Schwefelſäure die Sauerſtoffmenge, welche die arſenichte Säure zu Arſenikſäure oxydirte oder von dieſer an die ſchweflichte Säure abgegeben wurde. Dieſe Sauerſtoffmenge verhält ſich zu der ganzen Sauerſtoffmenge der aufgelöſten Arſenikſäure wie 2 : 5 und da $5 = 2 \times 2{,}5$, ſo iſt der fünfte Theil der erhaltenen Schwefelſäure $2\frac{1}{2}$ mal zu nehmen, um den ganzen Sauerſtoffgehalt der Arſenikſäure zu erfahren, da aber $\frac{1}{5} \times 2\frac{1}{2} = \frac{1}{2}$, ſo vereinfacht ſich die Rechnung dahin, daß die Hälfte der gefundenen Schwefelſäure den Sauerſtoff der geſuchten Arſenikſäure angiebt.

20 Gran arſenichte Säure gaben in erwähnter Art behandelt 47,35 ſchwefelſauern Baryt, welche 16,27 Schwefelſäure enthalten. Die Hälfte davon 8,13 iſt der Sauerſtoffgehalt der Arſenikſäure und beſtimmt dieſe zu 23,32, welche 20,07 arſenichter Säure entſprechen. Der kleine Ueberſchuß iſt offenbar nicht Fehler der Methode.

Wenn man es, wie gewöhnlich der Fall iſt, mit Schwefelarſenik zu thun hat, ſo wird derſelbe mit Königswaſſer und chlorſauerm Kali oxydirt, die Flüßigkeit eingedampft, allenfalls noch mit Zuſatz von etwas Schwefelſäure erhitzt, um alle Salpeterſäure auszutreiben, dann mit Salzſäure aufgelöſt und mit ſalzſauerm Baryt die Schwefelſäure gefällt und filtrirt. Das Filtrat wird dann mit ſchweflichter Säure geſättigt und wie angegeben weiter behandelt. Um ſicher zu ſeyn, daß die Arſenikſäure vollſtändig desoxydirt worden, kann man durch die vom erhaltenen ſchwefelſauern Baryt (nach dem Kochen) abfiltrirte Flüßigkeit abermals ſchweflichte Säure ſtreichen laſſen und war die Desoxydation nicht voll-

ständig gewesen, so erhält man noch ein Präcipitat, welches man dem ersten zufügt.

Wenn der Apparat in einer bequemen Weise eingerichtet ist, so ist das Wesentliche der Operation in einer Stunde vollendet.

Was die Anwendung dieser Methode für die Bestimmung anderer Metalle betrifft, deren höhere Oxyde durch die schweflichte Säure auf eine bestimmte Stufe desoxydirt werden, so habe ich das Verhalten der Chromsäure untersucht. Man erhält aber dabey den schwefelsauern Baryt immer etwas chromhaltig und es ist deßhalb die Methode nicht mit Vortheil anzuwenden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Januar und Februar 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 13. Jahrg. Herausgegeben von G. S. F. Lisch und W. G. Beyer, Secretären des Vereins. Schwerin 1848. 8.

Quartals-Berichte des Vereines. XIII. 2. 3. XIV. 1. Januar, April, Oktober 1848. Schwerin 1848. 8.

Register über den sechsten bis zehnten Jahrgang der Jahrbücher und Jahresberichte des Vereines von Ritter II. Regist. Schwerin 1848. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 8. Octobre 1848. Paris 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 12. livraison. Décembre 1848. Paris 1848. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift des Vereines. Bd. V. Heft 1. Kassel 1848. 8.

Periodische Blätter. No. 9. 10. 11. Mai, Oktober 1848. Kassel 1848. 8.

Historisch topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. G. Landau. 1. Heft. Kassel 1848. 8.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol von Jakob Andrä Frhrn. v. Brandis, Landeshauptmann von Tyrol in den Jahren 1610 — 1628. III. IV. Heft. Innsbruck 1848. 8.

Von Hrn. Domprobst Dr. v. Deutinger in München:

Die ältern Matrikeln des Bisthums Freysing. 1. Band. München 1849. 8.

Von Hrn. Rektor Dr. Bensen in Rothenburg a/T.

Historisch-geographischer Atlas von Europa. Stuttgart 1849. gr. Fol.

Von der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. I. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. V. Folge. V. Bd. Prag 1848. 4.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 24. Bd. Erstes (Doppel-) Heft 1847. 3. u. 4. Heft 1848. Görlitz. 8.

Anzeigen der Oberlausitzischen Gesellschaft. Zwölftes Stück. 1846 — 1847. Görlitz 1847. 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. 12. Bd. der gesammten Verhandlungen und 4. Bd. der neuen Folge. Regensburg 1848. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2. Ueber die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen und über die Molecular-Gemenge.

Ich habe im vorigen Jahre eine Abhandlung über die Bestimmung der Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen bekannt gemacht, welche von Hrn. Prof. Fuchs einige Entgegnungen veranlaßt hat. Verschiedene Arbeiten hinderten mich, diese Entgegnungen sogleich zu beantworten; die folgenden Bemerkungen sollen das Versäumte nachholen.

Es handelt sich in der betreffenden Hauptfrage darum, ob Species, in welchen vicarirende oder isomorphe Mischungstheile auftreten, von diesen nur einen oder auch mehrere als wesentlich enthalten können. Wird nur das Erste zugestanden, so sind Dolomit, Mesitinspath, Kalktalkchrysolith, Diopsid, Hedenbergit, die meisten Augite und alle bekannten Amphibole keine Species; wird das Letztere zugegeben, so sind nicht allein diese Mineralien Species, sondern je nach der Ausdehnung, die zuläßig befunden wird, können es auch noch viele andere seyn, die in ähnlichem Verhältniß stehen.

Hr. Prof. Fuchs nimmt das Erstere an, die letztere Meinung dagegen ist zur Zeit die allgemeine, jedoch in verschiedenem Sinne. Ich bin ebenfalls der letztern Ansicht, aber nicht unbedingt und mein Aufsatz hatte eben zum Zweck, darzuthun, wie weit man damit, durch Erfahrung und Analogie geleitet, gehen dürfe.

Ich habe recht wohl eingesehen und es auch ausgesprochen, wie schwer hierin zu urtheilen, konnte aber die Sache durch die Ansicht des Hrn. Prof. Fuchs, die ich übrigens jederzeit hoch geehrt habe, doch auch nicht als abgemacht ansehen. So entstand meine Abhandlung.

Vor allen sind es zwey sehr bekannte Mineralien, in welchen zweyerley isomorphe Basen vorkommen, die ich als Species annehme und die auch, mit Ausnahme des Hrn. Prof. Fuchs, von allen Mineralogen als solche angenommen sind, nähmlich der Bitterkalk oder Dolomit und der Diopsid.

Meine Gründe dafür sind folgende:

1. Kommen diese Mineralien an den verschiedensten Fundorten mit ihren eigenthümlichen Charakteren vor und zeigen in ihren reinen Varietäten vorherrschend eine bestimmte Verbindung gleicher Mischungsgewichte der sie bildenden Carbonate und Silicate.

2. Zeigen sie in ihrem chemischen Verhalten Eigenthümlichkeiten, welche auf eine chemische Verbindung der sie bildenden Gränzglieder hindeuten. Diese sind, daß Krystalle von Bitterkalk mit Salzsäure befeuchtet nicht das Brausen wahrnehmen lassen, wie es dem enthaltenen Kalkcarbonat im isolirten Zustande zukommt, daß aber Dolomit mit einem Ueberschuß dieses Kalkcarbonats das gewöhnliche Brausen allerdings zeigt. Auch wird Kalkspath von kohlensäurehaltigem Wasser leicht angegriffen, während dieses (nach Versuchen von Sukow) mit Bitterspath

in Berührung selbst nach 14 Tagen weder eine Reaction auf Kalk-, noch auf Talkerde zeigt. Noch auffallender verhält sich aber der Diopsid, welcher von Salzsäure nicht angegriffen wird, während das enthaltene Kalksilicat, Wollastonit, für sich sogar eine vollkommene Gallerte bildet.

Hr. Prof. Fuchs entgegnet auf 1, daß solche Gemische nicht nach bestimmten Verhältnissen gebildet seyen und nur ausnahmsweise bisweilen solchen nahe kommen, was bey dem häufigen Vorkommen mancher nicht auffallen könne, es wäre vielmehr das Gegentheil auffallend. Hr. Prof. Fuchs hat dabey wie mir scheint nur den Dolomit im Auge gehabt, dessen Gränzglieder allerdings oft genug vorkommen; mit dem Diopsid verhält es sich aber anders, denn der Wollastonit ist ziemlich selten und das Talksilicat kennt man nur von einem Fundorte, es wäre aber doch auffallend, daß dieses Gränzglied so äußerst selten vorkäme, wenn der Diopsid nichts weiter wäre als eine gemengähnliche Zusammenkrystallisation dieser Gränzglieder, auch ist die Mischung des Diopsids, selbst wie er sich zuweilen in Hochöfen bildet, so constant aus gleichen Mischungsgewichten der Gränzglieder bestehend, daß die Wesentlichkeit der Verbindung noch evidenter als beym Bitterspath sich herausstellt.

Hr. Prof. Fuchs fügt ferner bey, daß die Mischungstheile keinen merklichen chemischen Gegensatz zeigen. Ich habe, diesen Punkt betreffend, in der Abhandlung bereits auf die Verbindungen Brongniartin, Barytocalcit und Gaylussit hingewiesen, welchen noch der Polyhallit zugefügt werden kann, wo es an ähnlichem Gegensatze fehlt, die aber Hr. Prof. Fuchs selbst als Species annimmt. Da Hr. Prof. Fuchs Kalialaun, Natrumalaun und Bittererdealaun zu einer Formation stellt, also Kali, Natrum und Bittererde als isomorph genommen werden, so gehören natürlich auch Kalkerde, Eisenoxydul ꝛc. in die Reihe und ebenso Baryt, Strontian ꝛc. Es würde nach dem obigen Satze, daß nur eine isomorphe Base (oder gleichbedeutender Mischungstheil) in der Species wesentlich seyn könne, folgen, daß der bekannte Polyhallit aus drey Species von der Formel $2\,\dot{R}\ddot{S} + \dot{H}$ oder $\dot{R}\ddot{S} + \frac{1}{2}\,\dot{H}$ bestünde, der Gaylussit aus zwey Species $\dot{R}\ddot{C} + 3\,\dot{H}$ und der Barytocalcit aus den bekannten Species Witherit und Kalkspath oder Arragonit, gleichwohl werden diese Mineralien von Hrn. Prof. Fuchs als Species angeführt und der Barytocalcit ausdrücklich eine chemische Verbindung von kohlensauerm Baryt und kohlensauerm Kalk genannt, nämlich von den Gränzgliedern, die Hr. Prof. Fuchs selbst als zur Formation der rhombischen Carbonate gehörend angiebt. Von dieser Seite ist also offenbar von ihm zugestanden, daß der chemische Gegensatz solcher Gränzglieder groß genug sey, um sie eine chemische Verbindung bilden zu lassen. Oder giebt es isomorphe Verbindungen, welche weiter solche chemische Verbindungen eingehen können und andere, die es nicht können? Hr. Prof. Fuchs hat wenigstens darüber keine Erklärung gegeben.

Ueberhaupt kann es aber nicht darauf ankommen, ob der Gegensatz merklicher oder weniger merklich ist, wenn er nur überhaupt besteht und das ist nicht zu läugnen.

Aehnlich verhält es sich mit dem weitern Einwurfe, daß chemische Verbindungen der zweyten Ordnung ohne wesentliche Veränderung der Krystallisation nicht in Verbindungen der dritten und vierten übergehen. Ich halte diesen Einwurf für sehr beachtenswerth, gleichwohl kommt es hier darauf an, was man unter wesentlicher Veränderung der Krystallisation versteht und eine constante Winkeldifferenz, wenn auch nur eine geringe, wie sie genau messende Krystallographen angeben, kann mit Berücksichtigung des Uebrigen in diesem Falle wenigstens mit demselben Recht für wesentlich gelten, als man sie für zufällig nehmen kann. Beym Barytocalcit ist die Differenz in der Krystallisation allerdings bedeutend, wenn man die klinorhombische Form im Auge hat und wahrscheinlich hat Hr. Prof. Fuchs deßhalb dieses Mineral als Species gelten lassen, es haben aber Johnston und Miller gezeigt, daß der Barytocalcit auch ganz isomorph mit dem Witherit vorkomme und damit wird auch dieses Mineral in seiner Art ein Analogon zum Bitterspath, Diopsid ꝛc.

Gegen das eigenthümliche Verhalten, welches ich unter 2. angeführt habe, bemerkt Hr. Prof.

Fuchs, daß die Eigenschaften solcher Gemische von den Eigenschaften der Gränzglieder nicht in dem Grade abweichen, wie es bey den chemischen Verbindungen der Fall sey. Hr. Prof. Fuchs wird aber zugeben, daß die angeführte Abweichung des Diopsids im Verhalten zur Salzsäure wenigstens von dem des Gränzgliedes Wollastonit bedeutend genug sey, wenn auch der Bitterkalk nur eine geringere zeigt, die übrigens als ein Zeichen ihrer Beständigkeit überall in die Charakteristik aufgenommen ist.

Hr. Prof. Fuchs bemerkt ferner, daß bey dem Zusammenkrystallisiren isomorpher Species die Mischungstheile sich gegen einander nicht ganz indifferent verhalten, sondern der eine gewissermassen seine Eigenschaften auf den andern überzutragen strebe, wie wir es z. B. auch bey den Gemischen von Gold und Silber ꝛc. finden, daher komme es, daß bey den einaxig krystallisirten Körpern sich bey ihrer Mischung die Krystallwinkel etwas ändern nach Maßgabe des quantitativen Mischungsverhältnisses, wie dieses Beudant bey den Gemischen von Kalkspath und Magnesit nachgewiesen hat, daher auch, daß Kalkspath, wenn ihm ein gewisses Quantum Magnesit beygemischt ist, nicht mehr mit Säuren so stark braust, als wenn er davon nichts oder nur sehr wenig enthält ꝛc.

Was die Differenz der Krystallisation betrifft, so bedarf es, wenn man solche, z. B. bey den Gemischen der rhomboedrischen Carbonate, als wesentlich nicht zugeben will, eben keiner solchen influirenden Potenz eines Mischungsgliedes, um sie zu erklären, denn sie erklärt sich auch wohl dadurch, daß die Ebenen der verschieden-winkligen im Krystallgemenge befindlichen Species für die gleiche Stellung ihrer Hauptaren nicht vollkommen zusammenfallen können. Vom klinorhombischen Barytocalcit und seiner Krystalldifferenz kann natürlich nicht die Rede seyn, denn sonst hätte ein Verbindungsglied auf das andere übertragen müssen, was es selbst nicht besitzt.

Daß eine auf irgend eine Weise verunreinigte Mischung nicht ganz so die Reaction zeigen kann, wie eine reine, ist natürlich; was aber das hier gemeinte Uebertragen der chemischen Eigenschaften betrifft, so ist unser Wissen darüber noch höchst mangelhaft und bezieht sich nur auf einige Legirungen. Beobachtungen hierüber hat Hr. Prof. Pettenkofer mitgetheilt, welche darthun, daß auf gewöhnliche Weise kleine Mengen Silber von Gold nicht geschieden werden können, er hat ferner gezeigt, daß aus einer Legirung von einem Theil Platin und vier Theilen Bley das Bley nicht vollständig durch Salpetersäure extrahirt werden kann und andrerseits weiß man, daß aus einer Legirung von Silber und Platin bey Behandlung mit Salpetersäure sich mit dem Silber auch etwas Platin auflöst. Alle diese Beobachtungen betreffen aber nur ganz kleine Mengen der chemisch alterirten Metalle und lassen keine Vergleichung zu mit dem Verhalten des Diopsids, weder in Rücksicht auf die Qualität der Substanz noch in Beziehung auf die Quantität des als alterirt angenommenen Antheils. Es ist also damit nur eine Möglichkeit beygezogen, gegen welche die der chemischen Verbindung besagter Gränzglieder gewiß nicht zurücksteht.

Endlich führt Hr. Prof. Fuchs noch an, daß jede Species ein abgeschlossenes Ganzes bilde und keine durch Zwischenglieder in eine andere übergehen kann. Damit bin ich vollkommen einverstanden und ersehe aus dieser Angabe nur, daß Hr. Prof. Fuchs die von mir aufgestellten Abtheilungen, die ich Mittel- und Zwischenglieder genannt habe, lediglich um meine Entwickelungen zu ordnen, für Uebergangsstufen der Gränzspecies genommen hat, was ich keineswegs so genommen wissen wollte. Gerade weil das Bestehen solcher Uebergänge meine Ansicht nicht ist, suchte ich mit den angeführten Gründen zu unterstützen, daß zwischen jenen Gränzspecies noch bestimmte Verbindungen liegen, ein Bemühen, dessen ich gänzlich überhoben gewesen wäre, hätte ich Uebergänge annehmen wollen.

Hiemit glaube ich Punkt für Punkt das Wesentliche erwiedert zu haben, was mir von Hrn. Prof. entgegnet wurde und ohne im Geringsten meine Ansicht für die bessere zu halten, glaube ich doch gezeigt zu haben, daß sie nicht minder wie die gegentheilige ihre guten Gründe habe. —

Alles Uebrige in meiner Abhandlung ist Consequenz des eben Angeführten und was den Umstand betrifft, daß ich die Formationen des Hrn.

Prof. Fuchs für die eigentlichen mineralogischen Genera genommen habe, wie auch G. Rose, so habe ich die Gründe dafür in meinen Grundzügen der Mineralogie auseinander gesetzt. Es war also nicht bloß darum zu thun, sie lieber Genera zu nennen, denn sie stehen diesen gewiß sehr nahe, und will man die Gleichartigkeit in Krystallisation und Mischung für die Species in Anspruch nehmen, wie dieses auch Hr. Prof. Fuchs thut, so wird man, um consequent zu verfahren, auch die das Genus begründende Aehnlichkeit auf Krystallisation und Mischung zu beziehen haben und so gelangt man fast nothwendig zu den Formationen.

Im Uebrigen bin ich mit Hrn. Prof. Fuchs darin ganz einverstanden, daß die bey solchen Species als unwesentlich anzuerkennenden Mischungsantheile keine gewöhnlichen Einmengungen seyen. Sie sind in der Masse in derselben feinen Vertheilung enthalten wie Salzgemische in wässriger Auflösung, wie Zink- und Eisenvitriol im Kupfervitriol, wenn sie mit ihm zusammenkrystallisiren. Ohne daher in eigentlicher chemischer Verbindung zu seyn, finden sie sich in jedem Theile des Krystalls, der sie enthält, in gleicher Menge, was bey den gewöhnlichen Mengungen nicht der Fall ist. Es dürfte zweckmäßig seyn, diese Art von Gemengen auch unterscheidend zu bezeichnen und ich möchte dafür die Benennung Molecular-Gemenge vorschlagen, denn sie bestehen aus kleinsten Theilen der Masse. Diese Annahme steht aber der Anerkennung der erwähnten Species nicht entgegen und wenn ich bey einer Mischung, in welcher vorherrschend gleiche Mischungsgewichte von kohlensaurer Bittererde und von kohlensauerm Kalk, jedoch mit einem kleinen Ueberschuß des letztern vorkommen, annehme, daß das Ganze wesentlich aus Bitterkalk mit etwas molecular eingemengtem Kalkspath bestehe, so scheinen mir nach dem eben Gesagten dafür ebenso gute Gründe vorhanden, als wenn Hr. Prof. Fuchs annimmt, daß das Ganze ein regelloses Moleculargemenge von Kalkspath und Magnesit sey.

Hr. Prof. Wagner las:

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

Durch die Gewogenheit Sr. Kaiserlichen Hoheit, des Herzogs von Leuchtenberg hat die hiesige zoologisch-zootomische Sammlung 3 aus dem kamtschatkischen oder Behrings-Meere herstammende Skelete des Seebären (Phoca s. Otaria ursina) und ein Skelet des Seeotters aus denselben Gewässern erhalten. Die Felle und noch mehr die Skelete dieser fernen Meeresbewohner gehören zu den allerseltensten Vorkommnissen in unsern Sammlungen und um so dankbarer dürfen wir daher dem hohen Geber für dieses werthvolle Geschenk seyn.

I. Der Seebär (Otaria ursina).

Die 3 Seebären, deren Skelete nunmehr in unserer Sammlung aufbewahrt werden, sind in den Jahren 1838 und 1839 an der St. Pauls-insel, die nebst der St. Georgsinsel den Hauptaufenthaltsort dieser Thiere abgiebt, erlegt worden. Der Schädel des größten Exemplares hat eine Länge von $6\frac{3}{4}''$, der des mittlern mißt $6''$ und der des kleinsten Individuums $5''$. Daß letzteres ein sehr junges Thier war, zeigt die ganze Beschaffenheit seines Knochengerüstes, insbesondere auch noch der Umstand, daß die Eckzähne nur schwach entwickelt und der hinterste oder sechste Backenzahn des Oberkiefers eben erst im Durchbruche begriffen ist. Es ist Schade, daß von den beyden andern Individuen das Geschlecht nicht angegeben ist, da in dieser Beziehung eine auffallende Größenverschiedenheit besteht, indem die Männchen eine Länge von 7 Fuß erlangen, während die Weibchen nur halb so groß werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.
Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

(Fortsetzung.)

Da nun das Skelet unsers mittlern Exemplares schon die Länge von 3 Fuß, also die des erwachsenen Weibchens, erreicht, während gleichwohl das flache Dach des Schädels, die gute Erhaltung der Näthe und die unversehrte Beschaffenheit der Kauflächen der Zähne es außer Zweifel setzen, daß dieser Schädel von keinem alten Thiere herrührt, so werde ich wohl nicht irren, wenn ich ihn einem halbwüchsigen Männchen zuschreibe. Mit um so größerem Rechte darf ich zuletzt annehmen, daß unser größtes Skelet von einem Männchen herrührt, das jedoch ebenfalls noch lange nicht sein volles Wachsthum beendigt hatte, da die Länge seines Knochengerüstes (von Alveolenrande der Schneidezähne an bis zur Spitze der Schwanzwirbel gemessen) erst $3\frac{1}{2}$ Fuß beträgt.

Zu diesem Rathen hinsichtlich der Bestimmung des Geschlechtes, dem diese uns zu Theil gewordenen Exemplare angehören mochten, bin ich gezwungen, da Angaben über die etwaigen Geschlechtsdifferenzen, die sich in der Form des Schädels vorfinden könnten, uns ganz abgehen. Alles, was sich überhaupt in der Literatur über die Beschaffenheit des Knochengerüstes der nordischen Seebären vorfindet, ist eine kurze Notiz, die Johannes Müller*) nach Schädeln, die Chamisso aus Kamtschatka mitbrachte, mitgetheilt hat. Weder Cuvier, noch Nilsson in seiner meisterhaften Arbeit über die Robben, noch auch Blainville in seinem neuesten großen osteographischen Werke hatten irgend einen Theil von diesem Thiere vor sich. Die ganze Kenntniß, die wir bisher vom Knochengerüste der Seebären erlangt haben, ist lediglich von Individuen aus der südlichen Halbkugel entnommen. Es bleibt selbst zweifelhaft, ob die reiche Leidner Sammlung das Knochengerüste des nordischen Seebären besitzt, denn obgleich Schlegel **) auch die aleutischen Inseln unter den verschiedenen Lokalitäten aufführt, von denen die dortigen beyden Skelete, die Schädel und Felle herrühren, so ist doch von ihm nicht ausdrücklich bemerkt, daß unter den Exemplaren von jenen Inseln auch Theile des Skelets befindlich waren. Mithin sind die von J. Müller erwähnten Schädel die einzigen, von denen man die Versicherung hat, daß sie aus dem kamtschatkischen Meere herrühren. Indem unsere Skelete ebenfalls von daher stammen, kann ich nicht bloß die Beschaffenheit des ganzen Knochengerüstes erörtern, sondern auch zur Lösung der Frage, ob die Seebären der nordischen Halbkugel der nämlichen Art als die der südlichen Erdhälfte angehören, einen nicht unwichtigen Beytrag liefern. Es konnte diese Frage bisher nicht zur Evidenz gebracht werden aus Mangel an den erforderlichen Vergleichungs-

*) Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte. VII. 1. S. 331.

**) Fauna japonica. Mammalia, decas 3. p. 8.

mitteln, denn wiewohl die Zoologen, die sich mit dieser Aufgabe befaßten, Schädel und zum Theil auch ganze Skelete von südlichen Seebären vor sich hatten, so fehlten ihnen doch, wie vorhin erwähnt, die Skelete solcher Thiere aus den kamtschatkischen Gewässern. Diese Frage erregt aber ein um so höheres Interesse, da es sich von der Identität von Thieren handelt, die zwey ganz getrennte und zwar durch einen ungeheuern Zwischenraum von einander geschiedene Verbreitungsbezirke einnehmen, denn während in der südlichen Halbkugel der Wohnungsdistrikt der Seebären von den Polarküsten an bis gegen den 30° südlicher Breite, und zwar auf diesem Raume in seiner ganzen Ausdehnung um die südliche Erdhälfte herum sich erstreckt, folgt alsdann ein unermeßlicher Zwischenraum, indem die nördlichen Seebären erst in dem Behringsmeere zum Vorschein kommen, während der nördliche Theil des großen Ozeans gar keine Spur von ihnen aufzuweisen hat.

Bevor ich jedoch auf eine nähere Vergleichung eingehe, halte ich mich zuerst für verpflichtet den Nachweis zu liefern, daß unsere Skelete wirklich dem ächten Seebären, wie ihn Steller beschrieben hat, angehören. Im Ganzen sind es nur 2 Arten, die uns aus diesen Gewässern bekannt sind, nämlich der Steller'sche Seelöwe (Otaria Stelleri Less.) und der Steller'sche Seebär (Ursus marinus Stell., Phoca s. Otaria ursina). Vom ersteren kennen wir den Schädel und das ganze Knochengerüste nach den Beschreibungen, die uns J. Müller und Schlegel geliefert haben. Als die hervorstechendsten Merkmale des Schädels vom Steller'schen Seelöwen lassen sich folgende bezeichnen: 1) der Interorbitaltheil erweitert sich ganz allmählig in den Hirnkasten; 2) der Gaumenrand ist quer und liegt in der Mitte zwischen dem hintersten Backenzahn und dem Hamulus pterygoideus; 3) der letzte oder sechste Backenzahn des Oberkiefers geht frühzeitig verloren. Lauter Merkmale, die durchaus nicht auf die vor uns liegenden Schädel passen, daher diese auch nicht der Otaria Stelleri zugewiesen werden können.

Ueber die von Kamtschatka durch Chamisso mitgebrachten Schädel des wahren Steller'schen Seebären macht J. Müller die Bemerkung, daß bey ihnen der Schädel zwischen den Augenhöhlen sich plötzlich zum Hirnschädel erweitere, und daß auf sie die Beschreibung, welche Nilsson vom südlichen Seebären gegeben, so wie auch die von Fr. Cuvier gelieferte Abbildung des letzteren passe. Schlegel fügt nach japanischen Exemplaren bey, daß der Schädel des Seebären in vielen Stücken mit dem des Steller'schen Seelöwen übereinstimme, daß er sich aber von letzterem durch die Länge des hintern Orbitalcylinders, den die Stirnbeine bilden, so wie durch das ständige Vorkommen des sechsten Backenzahns im Oberkiefer unterscheide. Müller wie Schlegel sehen die nördlichen Seebären für identisch mit den südlichen an und da uns über den Schädelbau der letzteren mehrere Notizen vorliegen, so bin ich dadurch in den Stand gesetzt, Vergleichungen zwischen beyden vorzunehmen, wiewohl es sich bald zeigen wird, daß die bisher publicirten Angaben für mein Vorhaben in mehreren Stücken nicht ausreichend sind.

Um mit aller Sicherheit Vergleichungen der Schädel der nördlichen Seebären mit denen der südlichen vornehmen zu können, wäre es freylich erforderlich, daß man dazu Exemplare gleichen Alters und Geschlechtes, also gleicher Größe, vor sich liegen hätte. Mit dem Alter gehen nämlich bey den Ohrrobben höchst auffallende Veränderungen in den Formen des Schädels vor sich, so daß man, wenn dieser Vorgang nicht durch die Erfahrung constatirt wäre, leicht verleitet werden könnte aus jungen, mittelwüchsigen und alten Schädeln drey ganz verschiedene Arten zu bilden. Man betrachte nur in der Fauna japonica die 22. Tafel der Mammalia, um sich von der außerordentlichen Veränderung des Schädels mit dem Alter eine klare Vorstellung zu bilden. Das früher flache Hinterhaupt steigt alsdann hoch über den Gesichtstheil empor und trägt eine starke Scheitelleiste, während der breite Interorbitaltheil zugleich mit den Nasenbeinen sich immer mehr verschmälert und in die Länge sich streckt, indem gleichmäßig der Hirnkasten vorn sich verkleinert. Wenn nun gleich bey den Seebären diese Veränderungen nicht so ganz enorm wie bey den Seelöwen sind, schon aus dem Grunde, weil sie die Größe der letztern nicht erreichen, so sind sie doch, nach Cu-

viers *) Angaben, immer noch auffallend genug, um bey Vergleichungen einer sorgfältigen Berücksichtigung unterstellt zu werden. Ehe ich jedoch eine solche übernehme, will ich zuerst eine Beschreibung unserer Schädel vorlegen, wobey ich zunächst an den größten mich halte und hauptsächlich nur solche Merkmale hervorhebe, die zur Unterscheidung der verschiedenen Arten von Ohrrobben von Bedeutung seyn können.

Der Hirnkasten ist gerundet mit flacher Dachung, ohne Spur von einer Scheitelleiste; die halbbogenförmigen Linien weit auseinander gerückt. Der Interorbitaltheil des Stirnbeins (Zwischenbalken von Nilsson genannt) ist beträchtlich lang, etwas gewölbt und erweitert sich plötzlich in den Hirnkasten. Jeder Seitenrand hat in der Mitte einen spitzen Vorsprung (Orbitalfortsatz), der vorwärts in eine aufgeworfene Leiste ausläuft; der hintere Theil des Zwischenbalkens ist breiter als der vordere, welch letzterer an den Seiten stark ausgeschweift ist. Die beyden Stirnbeine sind unter sich durch eine Naht geschieden und greifen mit vorspringenden spitzen Winkeln rückwärts zwischen die Scheitelbeine, vorwärts zwischen die Nasenbeine ein; letztere laufen vorwärts sehr breit aus. Die Oberkieferbeine legen sich breit an die Nasenbeine an, über die sie noch etwas hinausgreifen, und ihr Orbitalfortsatz ist schmal zusammengedrückt und zugespitzt. Der knöcherne Gaumen ist längs der Oberkieferbeine concav gewölbt, längs der Gaumenbeine verflacht. Die letzteren sind vorwärts in einen tiefen Winkel zur Aufnahme des spitz auslaufenden Gaumentheils der Oberkieferbeine ausgeschnitten und ihre spitzen Seitenzipfel endigen gegenüber dem Vorderrande des obern fünften Backenzahnes. Der hintere Gaumenrand ist spitz und sehr tief ausgeschnitten, so daß die Spitze dieses Abschnitts ziemlich nahe dem Hinterrande des sechsten oder letzten obern Backenzahns gegenüber liegt; hinterwärts verlaufen die Gaumenbeine einfach ohne Seitenleiste in den Hamulus pterygoideus. Der Unterkiefer ist ohne merklichen Winkel und der zwischen diesem und dem Gelenkfortsatz befindliche Fortsatz ist breit, flach und horizontal nach innen gewendet.

*) Rech. sur les ossem. foss. V. 1. p. 220.

Die beyden andern Schädel verhalten sich in den eben besprochenen Beziehungen gerade so wie der große, nur sind ihres geringern Alters wegen die halbbogenförmigen Linien noch weiter auseinander gerückt und bey dem jüngsten Schädel ist überdieß der Zwischenbalken verhältnißmäßig kürzer.

Die Zähne sind bey allen Schädeln in gleicher Anzahl und Vertheilung vorhanden, nämlich $\frac{6}{4}$ Schneidezähne, $\frac{1 \cdot 1}{1 \cdot 1}$ Eckzähne und $\frac{6 \cdot 6}{5 \cdot 5}$ Backenzähne.

Im Oberkiefer sind die 4 mittlern Schneidezähne klein, seitlich schmal zusammengedrückt und durch eine tiefe Querkerbe in 2 schneidende Zacken zerspalten; die beyden seitlichen sind weit größer und eckzahnartig. Die Eckzähne sind am großen Schädel außerordentlich entwickelt, indem sie eine Länge von 10‴ und an der Basis eine Breite von 5‴ haben; ihre innere Seite ist stärker gewölbt als die äußere, vorn sind sie etwas abgeplattet, hinten laufen sie längs der hintern Krümmung in eine scharfe Schneide aus. Die 4 ersten Backenzähne sind einfache, etwas rückwärts gebogne, kegelförmige Zacken, deren Basis auf der Innenseite verdickt ist. Die 2 letzten Backenzähne sind flacher und haben hinter dem Hauptzacken noch eine zweyte kleine Spitze.

Im Unterkiefer sind sämmtliche 4 Schneidezähne klein, quer und seicht ausgerandet. Die untern Eckzähne sind ebenfalls bedeutend groß, aber schmäler als die obern, doch auf beyden Seiten gewölbt, wobey die äußere zwey seichte Längsfurchen zeigt; der hintere Rand ist schneidend. Die 4 vordersten Backenzähne entsprechen ziemlich den obern, haben jedoch vorn eine kleine accessorische Spitze, die indeß am letzten oder fünften kaum angedeutet ist.

Noch füge ich schlüßlich etliche Maaßangaben bey, die ich von dem größten unserer Schädel abgenommen habe.

Ganze Länge des Schädels	6″	9‴
Breite, größte, des Hinterhaupts	3	6
Breite zwischen den Jochbögen	1	8
Breite des Zwischenbalkens am hintern Ende	1	3
Breite des Zwischenbalkens zwischen den Orbitalfortsätzen	1	$5\frac{1}{2}$

Breite des Zwischenbalkens vor den letztern	0″	11‴
Breite zwischen den Orbitalfortsätzen der Oberkieferbeine	1	10
Länge der Stirnbeine längs ihrer Naht	3	8
Länge des Gaumens längs der Mittelnaht	2	6
Länge des Gaumens bis zum Hamulus pterygoideus	3	8
Entfernung des letztern vom hintersten Backenzahn	1	5
Entfernung des letztern von der Spitze des Ausschnittes des hintern Gaumenrandes	1	3
Breite des Gaumens zwischen den ersten Backenzähnen	0	8
Breite des Gaumens zwischen den letzten Backenzähnen	0	10

Vergleichen wir nunmehr nach den vorliegenden Angaben die von unsern 3 Schädeln angeführten charakteristischen Merkmale mit denen, die im Allgemeinen von dem Schädel der Otaria Stelleri schon vorhin von uns bezeichnet worden sind, so ergiebt es sich sogleich, daß wir es hier mit zwey verschiedenen Arten zu thun haben. Sehen wir weiter zu, so werden wir dann uns bald überzeugen, daß unsere Schädel sich auch nicht der Otaria jubata zuweisen lassen, schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil bey dieser der hintere Gaumenrand quer ist und bis zu den Hamulis pterygoideis reicht. Somit sind wir auf die Otaria ursina von selbst hingewiesen und die von J. Müller, Schlegel und Nilsson angegebenen specifischen Merkmale für letztere würden im Allgemeinen auf unsere Schädel passen, wenn nicht die beyden letztern, so wie auch Fr. Cuvier *) vom hintern Gaumenrand, den sie als bogenförmig angeben, aussagten, daß er sich in der Mitte zwischen dem Hamulus und dem hintersten Backenzahn liege, während an unsern Exemplaren die Spitze des Ausschnitts nur wenig von der Querlinie, die man sich zwischen den Hinterrändern des letzten Backenzahns jeder Seite denken kann, entfernt ist.

*) Mém. du Muséum d'hist. nat. XI. p. 207 tab. 15 fig. 1. b.

Ob nun die durch das Wachsthum herbeygeführten Veränderungen in der Form des Schädels sich auch in der Art auf den Gaumen erstrecken, daß er hinterwärts zu einer größern Ausdehnung gelangt und dadurch zugleich der spitzwinklige Ausschnitt in einen bogenförmigen sich umbildet, kann ich nicht versichern, da G. Cuvier *), der einzige, welcher einige Details über die durch das Alter veranlaßten Veränderungen in der Schädelform des südlichen Seebären aufzählt, über diesen Punkt schweigt, und nur von den jungen Schädeln des letztern (Phoca pusilla) bemerkt, daß bey ihnen im Vergleich mit Phoca monachus der Gaumen schmäler, weiter nach hinten verlängert und durch einen spitzern Winkel ausgeschnitten ist. Wahrscheinlich sind es die nämlichen Schädel der Phoca pusilla, von denen Blainville **) hervorhebt, daß bey ihnen der Gaumen sehr tief ausgeschnitten sey, indem er eine lange und tiefe Oeffnung bilde. In letzterer Beziehung würden sich unsere Schädel auch der Otaria Lamarii annähern, von der ohnedieß Schlegel der Meinung ist, daß sie von der Otaria ursina nicht zu trennen sey. Es wäre also wohl möglich, daß unsere Schädel mit Beendigung ihres Wachsthums eine solche Ausdehnung des Gaumens erlangten, wie sich selbige bey den alten Exemplaren der südlichen Otaria ursina einstellt und wie man sie aus den Bemerkungen von J. Müller für die nördlichen Seebären ebenfalls folgern darf.

(Schluß folgt.)

*) A. a. O. S. 221.

**) Ostéographie. Fasc. 10. Phoca p. 25.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters.

(Schluß.)

Bedenklicher hinsichtlich der specifischen Identificirung würde die Differenz in der Form des vordern Randes der Gaumenbeine seyn. Nach der Abbildung, die Fr. Cuvier auf Tab. 15. fig. 1. b. vom Gaumen des alten südlichen Seebären gegeben hat, greift dieser Vorderrand bey demselben zungenförmig in den Hinterrand der Oberkieferbeine ein, während bey unsern Schädeln gerade das Gegentheil stattfindet, indem die Oberkieferbeine mit einer scharfen Spitze sich zwischen die Gaumenbeine eindrängen. Da J. Müller erklärt, daß seine alten, aus dem kamtschatkischen Meere herrührenden Schädel mit der Abbildung von Fr. Cuvier stimmen, so dürften wir darnach annehmen, daß in der That mit dem Alter eine solche Veränderung in den Begränzungslinien der Oberkiefer- und Gaumenbeine vor sich geht, wie sie letzterer hingezeichnet hat.

Eine dritte Differenz würde in der Form der Backenzähne liegen. Wie Fr. Cuvier sagt, charakterisiren sich diese Zähne bey den südlichen Seebären dadurch, daß sie beständig eine Spitze vor und eine andere hinter dem Hauptzacken haben; ein Merkmal, das in der von Quoy und Gaimard*) gelieferten Abbildung allerdings mit großer Bestimmtheit hervortritt. Wenn unsere Schädel in dieser Beziehung eine geringere Entwicklung der accessorischen Spitzen zeigen, so könnte dieß immerhin nur Folge ihres jugendlicheren Alters seyn, und eine vorzunehmende Vergleichung der Chamisso'schen Schädel ist daher nothwendig, um hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen.

Andere Differenzen, die sich noch zwischen unsern Schädeln und den von dem südlichen Seebären gelieferten Schädelabbildungen wahrnehmen lassen, können wohl sämmtlich auf Rechnung des verschiedenen Alterzustandes gebracht werden, indem alle Abbildungen des Schädels des letztern nach erwachsenen Individuen gefertigt worden sind. Die wichtigste unter diesen Veränderungen ist, nebst der Entwicklung der Leisten, die, welche der Interorbitaltheil der Stirnbeine (der Zwischenbalken) erleidet, indem sich dessen Hintertheil dermassen verschmälert, daß alsdann seine vordere Hälfte selbiges an Breite weit übertrifft. Es ist dieß eine Formveränderung, die, wie man von der Otaria jubata und Otaria Stelleri mit Bestimmtheit weiß, lediglich Folge des Alters ist.

Aus dem bisher Gesagten glaube ich demnach nicht bloß zu dem Schluße berechtigt zu seyn, daß — wie dieß außer Zweifel ist — unsere 3 Schädel von der St. Paulsinsel die jüngern, bisher unbekannten Alterszustände des ächten Steller'schen Seebären aus dem Behringsmeere repräsentiren, sondern

*) Voyage de la Corvette l'Astrolabe sous le commandem. de M. Dumont d'Urville. Atlas zool. tab. 15.

daß auch die Differenzen, welche zwischen ihnen und den Schädeln des südlichen Seebären gefunden wurden, wahrscheinlich nur auf Rechnung der Altersverschiedenheiten zu bringen seyn möchten. Jedenfalls hoffe ich jetzt genug Anhaltspunkte gegeben zu haben, um nach meinen Angaben sichere Vergleichungen mit solchen Schädeln des südlichen Seebären, die einer gleichen Altersstufe als die unserigen angehören, vornehmen und dadurch die Vermuthung von ihrer specifischen Identität in Evidenz setzen zu können.

Diese Entscheidung wird allerdings zunächst durch die Vergleichung der Schädel gewonnen werden müssen, da wir in gedachter Beziehung von dem übrigen Skelete wenig zu hoffen haben, indem Schlegel die Erklärung gegeben hat, daß er überhaupt, abgesehen von den Schädeln, zwischen dem Knochengerüste der Otaria jubata, Stelleri und ursina weder in der Zahl noch in der Conformation der Knochen einen merklichen Unterschied gefunden habe und daß es auch in der Zahl der Wirbel, der Rippen und Brustbeinstücke, (nämlich 15 Rippenpaare, 5 Lendenwirbel und 9 Stücke des letzteren) mit dem Skelet von Phoca übereinstimme. Auch Blainville weiß von den Ohrrobben keine Differenzen in dem Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen anzugeben. So weit ich mir in dieser Beziehung ein Urtheil erlauben darf, da ich lediglich auf die Vergleichung meiner Skelete mit den von Blainville und Schlegel gelieferten Abbildungen des Knochengerüstes der Otaria jubata und Otaria Stelleri beschränkt bin, scheint in der That am knöchernen Rumpfgerüste unserer Exemplare von der nördlichen Otaria ursina keine wesentliche Differenz von den beyden andern Arten vorzukommen.

Unsere 3 Skelete haben die gleiche Anzahl von Wirbeln miteinander gemein, nämlich 7 Halswirbel, 15 Rückenwirbel, 5 Lendenwirbel und 14—15 Becken- und Schwanzwirbel, von denen die letzten noch sehr klein und knorpelig sind. Es sind dieß dieselben Zahlenverhältnisse, die Blainville von den Robben überhaupt angiebt.

Von den 15 Rippenpaaren sind wie bey allen Ohrrobben 9 ächte und 6 falsche. Das Brustbein besteht blos aus 8 Stücken und nicht aus 9, wie Schlegel wohl unrichtig angiebt, indem Blainville ebenfalls nur 8 Stücke aufzählt, und seine Abbildung des Brustbeins der Otaria jubata (Tab. 7) ist hiemit in Uebereinstimmung. Auch in den Formen der einzelnen Knochen kommt das Brustbein der letztgenannten Art mit dem unserer Skelete überein; wenn jedoch Blainville vermuthet, daß der knorpelige Anhang des Schwertfortsatzes sich nicht spatelartig auszubreiten scheint, so ist an seinem Exemplare wohl nur jener verstümmelt, denn an den unserigen ist sein Ende spatelartig erweitert.

II. Der Seeotter. Lutra s. Enhydris marina.

Unter allen Thieren, welche ihres Felles wegen gejagt werden, ist weitaus der Seeotter das werthvollste. Bey seiner Kostspieligkeit, bey der beschränkten geographischen Verbreitung und bey der durch einen schonungslosen Verheerungskrieg herbeygeführten reißenden Verminderung dieser Thiere gehören sie zu den allergrößten Seltenheiten in den Sammlungen, denn wie Blainville noch vor Kurzem berichtet hat, besitzt das pariser Museum weder Felle, noch irgend ein Stück von dem Skelete des Seeotters. Hinsichtlich der Kenntniß des letzteren hat man sich längere Zeit mit den dürftigen Notizen von E. Home behelfen müssen, bis im Jahre 1836 Martin eine über das ganze Knochengerüste sich erstreckende, wenn auch sehr kurz gehaltene Beschreibung lieferte, wobey jedoch die Angabe der Zahl der Becken- und Schwanzwirbel fehlte. Das Geschenk eines Seeotter-Skeletes, das unsere Sammlung ebenfalls der Gewogenheit Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg verdankt, ist ihr daher von nicht minderem Werthe als das der Seebären, und indem sie schon von früherer Zeit her ein großes ausgestopftes Exemplar von dem berühmten Reisenden v. Langsdorff erhalten hat, ist in ihr nunmehr dieses merkwürdige Thier in doppelter Beziehung aufs Beste repräsentirt.

Unser Skelet rührt von einem noch nicht vollständig erwachsenen Thiere her, indem seine ganze Länge nur $3\frac{3}{4}$ Fuß beträgt, während unser ausgestopftes Exemplar um einen ganzen Fuß länger ist. Ueber seine Beschaffenheit will ich um einige kurze Bemerkungen beyfügen, theils nur einige Angaben von Martin zu ergänzen, theils um die systematische

Stellung des Seeotters zwischen den Fischottern und Robben näher zu bestimmen.

Daß der Schädel und das Gebiß im Wesentlichen nach dem Typus des Fischotters und nicht nach dem der Robben gestaltet ist, habe ich schon in meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere angegeben. Die Wirbel sind in folgender Anzahl und Vertheilung vorhanden: 7 Halswirbel, 14 Rückenwirbel, 6 Lendenwirbel, 3 Kreuzwirbel und 21 Schwanzwirbel, also auch hier wieder, mit Ausnahme der etwas geringeren Anzahl der Schwanzwirbel, die Norm, welche bey den Fischottern obwaltet *). Martin bestreitet die Richtigkeit von Home's Angabe, daß 14 Rippenpaare vorhanden seyen und setzt sie blos auf 13 an, allein in diesem Falle hat er Unrecht, denn es sind wirklich 14 Rippenpaare vorhanden und zwar ist auch das letztere noch beträchtlich lang, indem sein knöcherner Theil allein 5'' mißt.

In den Vordergliedmassen findet in allen ihren Theilen gar keine Aehnlichkeit mit den Robben statt, sondern sie sind ganz wie die der Fischottern gebaut, nur daß die Ober- und Vorderarmknochen weit stärker und die Hände auffallend verkürzt sind.

Auch das Becken ist durchaus ein Otter-, nicht ein Robbenbecken, indem die Pfanne nicht wie bey letzteren im obern Drittel desselben, sondern wie bey ersteren etwas unterhalb der Mitte liegt, dabey der obere Seitentheil schmal, der untere breit ist, doch nicht in dem Maaße wie bey den Fischottern, weshalb auch das eiförmige Loch mehr in die Länge gezogen ist als bey diesen.

*) In der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren habe ich die Anzahl der Schwanzwirbel von Lutra vulgaris nach unserem Skelet nur zu 23 angegeben; seitdem habe ich ein zweytes von einem frisch erlegten Thiere anfertigen lassen, das in Uebereinstimmung mit Daubenton's Angabe 25 Schwanzwirbel hat.

An den Hintergliedmassen ergiebt sich eine etwas größere Abweichung von der gewöhnlichen Otterform, während gleichwohl die Verschiedenheit vom Robbentypus auch hier eine durchgreifende ist, was sich schon gleich im Längenverhältniß der Haupttheile ausgesprochen zeigt, indem weder der Oberschenkel so ungemein kurz und platt, noch auch der Fuß so übermäßig gestreckt ist. Im Ganzen sind die Ober- und Unterschenkelknochen verhältnißmäßig kürzer als bey den Fischottern, dabey aber viel stärker, und während bey diesen der Oberschenkel fast so lang als der Unterschenkel, ist dagegen beym Seeotter der erstere merklich kürzer. In dieser Beziehung, so wie in der stärkern Verbreiterung des Femurs liegt eine entfernte Annäherung an die Robben, an welche allenfalls auch noch die größere Streckung des Hinterfußes erinnern dürfte, der übrigens in seinen einzelnen Theilen ganz von dem der letzteren abweicht und sich weit mehr dem regelmäßigeren Bau der Fischottern anreiht. Außer der schon erwähnten größern Länge und Stärke des Hinterfußes bey dem Seeotter giebt sich als hauptsächlichste Differenz das relative Längenverhältniß der Zehen zu erkennen, denn während bey ihm die Zehen von innen nach außen an Länge fortschreitend zunehmen, sind dagegen beym Fischotter die 3. und 4. Zehe fast gleich lang und die seitlichen kürzer als diese. Mit dem Hinterfuße der Robben zeigt sich auch im Längenverhältniß der Zehen keine Uebereinstimmung, indem bey den ungeöhrten Seehunden die Mittelzehe die kürzeste, bey den geöhrten alle Zehen fast gleich lang sind.

Wie nach seinem äußern Baue, so auch nach seinem Knochengerüste zeigt sich der Seeotter als ein ächtes Glied der Gruppe der Ottern, so daß er mit den Robben nur in einer sehr entfernten Beziehung steht.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues lausitzisches Magazin. Erstes Doppel- und III. IV. Heft. Görlitz 1847. 48. 8.

Anzeigen der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. 12. Stück. 1846 — 1847. Görlitz. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. No. 15. 16. London 1848. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. I. II. III. Heft. Wien 1848. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen I. II. Heft. Wien 1848. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. III. IV. V. Philadelphia 1848. 8.

Von der American philosophical Society of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. July 1846 — Decbr. 1847. No. 36 — 39. Vol. V. Januar — April 1848. No. 40. Philadelphia. 8.

Transactions. Vol. X. New Series. Part. I. Philad. 1847. 4.

Von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfte Folge. V. Bd. v. J. 1847. Prag 1848. gr. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Decbr. 1848. Januar 1849. Berlin. 8.

Von dem historischen Vereine von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. XII. Bd. (IV. der neuen Folge.) Regensburg 1848. 8.

Von Hrn. Prof. Grunnert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 12. Th. 1. u. 2. Heft. Greifsw. 1848. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. 1. Th. 2. Heft. Leipzig 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 1 livrais. Janvier 1849. Par. 8.

Von der Société de l'histoire in Paris:

Bulletin. No. 9. Novbr. Decbr. 1848. No. 1. Janvier 1849. Paris 1848. 49. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren verwandte Grundwissenschaften in Zweybrücken:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft 3. u. 4. Septbr. Oktbr. 1848. Landau. 8.

Von dem Observatory of Cambridge:

Astronomical observations. Vol. XV. for the year 1843. Cambridge 1848. gr. 4.

Von Hrn. Karl Oberleitner in Wien:

Die nordischen Runen. Wien 1848. gr. 4.

Von Hrn. Dr. Boguslawski, Direktor der k. Sternwarte in Breslau:

Sammlung der Hauptresultate der meteorologischen Beobachtungen auf der k. Univers. Sternwarte zu Breslau in den Jahren 1834 — 48. Breslau. 4.

Report on the comet of 1843. London 1846. 8.

Uranus, synchronistisch geordnete Ephemeride aller Himmelserscheinungen des Jahres 1849. IV. Jahrg. Breslau 1848. 8.

Von Hrn. Baron Jules de St. Gervis in Gent:

Sur des lettres inédits de Jacques de Vitry. Brux. 1848. 4.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. X. Bd. 1. Heft. Würzburg 1848. 8.

Von Hrn. Professor Karl Halm:

M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Cnei Pompei. Lipsiae 1848. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern:

Centralblatt. März 1849. München 1849. 8.

Von der Académie royale de Belgique in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Monuments pour servir à l'histoire des Provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. Publiés par le Baron de Reiffenberg. T. VIII. Brux. 1848. gr. 4.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.
Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Prof. Pettenkofer las:
Betrachtungen über die neueste Gährungstheorie.

Bereits in der Decembersitzung der mathem. physikal. Klasse habe ich mir erlaubt, Herrn Professor Dr. Vogel jun. gegenüber meine Bedenken zu äußern, welche sich mir bey Lesung seiner Anzeige von Schubert's Weingährung *) bezüglich der in dieser Monographie aufgestellten Ansichten über die Wirkungsweise der Hefe beym Gährungsprocesse aufdrängten. Ich hatte damals die Arbeit Schubert's noch nicht gelesen, konnte mithin weder über die Begründung einzelner seiner, von Hrn. Prof. Vogel jun. angeführten Schlußfolgerungen, noch über den Werth der ganzen Ansicht ein hinlänglich sicheres Urtheil gewinnen. Nun ich aber die Monographie Schubert's aufmerksam gelesen und geprüft habe, glaube ich im Stande zu seyn, meine schon früher in der Sitzung geäußerten Bedenken vollkommen begründen zu können, und ich halte mich im Interesse der Akademie der Wissenschaften auch hiezu verpflichtet.

Mehrere Behauptungen des Hrn. Dr. Schubert sind von so großer Wichtigkeit und von so unabsehbaren Folgen für die organische Chemie, sie sind so widerstreitend mit den gegenwärtig herrschenden Ansichten, daß sie wohl erwogen und genau geprüft werden müssen, ehe man ihnen das Bürgerrecht einräumen darf. Ich werde mich nur mit Beleuchtung desjenigen Theiles beschäftigen, der sich zunächst auf die Theorie der Gährung bezieht, den Werth des übrigen zu beurtheilen, überlasse ich der Praxis.

Nach Angabe der allbekannten Bedingungen für die geistige Gährung wird die Frage erörtert: Wie wirkt die Hefe? Wahrlich eine Cardinalfrage. Sollen wir mit Liebig annehmen, sie übertrage ihre chemische Bewegung, ihren Zustand des Zerfallens in einfachere Verbindungen auf den Zucker, welcher dadurch veranlaßt wird, sich in Kohlensäure und Alkohol zu spalten? sollen wir mit Berzelius die Bildung von Alkohol und Kohlensäure einer eigenen Kraft der Hefe, die er katalytische genannt hat, zuschreiben, welche überall wirksam seyn soll, wo ein Körper Verbindungen oder Zersetzungen veranlaßt, ohne selbst in sie einzugehen? sollen wir mit Schwann Kohlensäure und Alkohol als Resultat eines Vegetationsprocesses, des Lebens der Hefenzelle in verdünntem Zuckerwasser gelten lassen? sollen wir nach andern Autoren noch andere Vorstellungen hegen? oder sollen wir mit Dr. Schubert glauben, die Hefe wirke bloß durch ihre Fähigkeit, Gase zu absorbiren (S. 11.) und könne durch alle Körper ersetzt werden in dem Grade, als sie die nämliche Fähigkeit besitzen?

Da Herr Dr. Schubert für seine Person auf eine Kritik der verschiedenen Gährungstheorien ausdrücklich verzichtet hat, und sich nur mit seiner eignen

*) Ueber die Weingährung von Dr. Fr. Schubert in Würzburg 1849.

Ansicht beschäftigt, so glaube ich seinem Beyspiele ohne Vorwurf folgen, und mich gleichfalls auf diese jüngste Theorie beschränken zu dürfen. Sie ist eine rein physikalische, und hat zur Grundlage die Adhäsionskraft. Es ist diese Kraft allerdings bey der Auffassung des chemischen Prozesses bisher ziemlich obenhin gewürdigt und meist viel zu gering angeschlagen worden, und in so ferne wäre der Versuch immerhin dankenswerth, die Phänomene der Gährung, oder vielmehr die Wirkung der Hefe dabey als Folgen der Adhäsion zu erweisen.

Um eine breitere Basis zu gewinnen, führt Herr Dr. Schubert mehrere chemische Vorgänge an, die nach seiner Meynung durch die Kraft der Adhäsion bewirkt werden. Es sind die meisten darunter, welche bisher von Berzelius der katalytischen Kraft zugeschrieben worden sind. Die chemische Kraft der Adhäsion besteht nach Schubert einzig und allein darin, daß feste Körper auf ihren Oberflächen eine Verdichtung anderer zu bewirken im Stande sind. Poröse Körper besitzen diese Eigenschaft in einem um so höhern Grade, als compakte, als sie eine größere Oberfläche haben. Die bekannten Wirkungen des Platinschwammes, der Kohle ꝛc. ꝛc. bey Schließung und Trennung chemischer Verbindungen werden besprochen.

Das wäre ein ziemlich fester Boden gewesen, worauf Dr. Schubert sein Gährungsgebäude aufzuführen allerdings hätte versuchen sollen, um so mehr, da er principiell als die beyden einzigen Grundbedingungen der geistigen Gährung poröse Körper, und eine gehörig verdünnte Zuckerlösung annimmt. (S. 17.) Aber er findet es für gut, noch ehe sich sein Gebäude über den Grund erhebt, zuerst eine Art Stütze oder Krücke herbeyzuschaffen. Er gibt nämlich an, daß außer der Adhäsionskraft noch eine weitere Ursache hinzutreten müsse, um die Vorgänge zu ermöglichen. Man erfährt bey dieser Gelegenheit, daß Herr Schubert ein unbedingter Bekenner der elektrochemischen Hypothese ist. Die sauern Salze organischer Säuren spielen eine mächtige Rolle bey der Gährung; ihre Gegenwart soll eine gesteigerte elektrische Spannung zwischen Hefe und Zucker bedingen, so daß in Folge dieser Spannung das Zuckeratom gleichsam zerspringt in Kohlensäure und Alkohol. Zur Stütze dieser Stütze führt er Versuche von Millon an, welcher gefunden hat, daß schwache Pflanzensäuren, wie Citronensäure, Metalle aufzulösen im Stande sind, wenn man ihnen gewisse Salze zusetzt, während sie dieß für sich nicht im Stande sind. Es ist unbegreiflich, wie der Vf. in solchen Vorgängen die unerwiesene und unerweisbare elektrochemische Spannung erblicken konnte, nachdem er doch viel natürlichere Ursachen hätte sehen können. Wenn man selbst die schwächste Pflanzensäure mit dem neutralen Salze einer stärkeren Säure vermischt, so erfolgt jederzeit eine theilweise Theilung in die Basis — die schwache Säure macht etwas von der stärkeren aus dem Salze frey, und diese stärkere vermag zu thun, was der schwachen unmöglich ist. Vermischt man nach Liebig's Vorschrift eine Lösung von gewöhnlichem phosphorsauren Natron mit Harnsäure, so lange sich diese darin löst, so reagirt zuletzt die Flüssigkeit so sauer, als wenn man ihr eine freye Mineralsäure zugesetzt hätte. Die saure Reaktion der Harnsäure ist sehr schwach — verdünnt man nun ihre Lösung in phosphorsaurem Natron so weit, daß noch einmal so wenig Harnsäure in einem gewissen Volum enthalten ist, als in einer gesättigten Lösung der Säure in Wasser, so wird die Reaktion der ersteren Lösung auf Pflanzenfarben dennoch viel stärker seyn, als bey der letztern. Ein untrügliches Zeichen, daß die kräftige Phosphorsäure theilweise ihre Basis an die schwache Harnsäure abgegeben hat.

An einer späteren Stelle wird die Gährung so dargestellt, als beruhe die Kraft der Hefe auf der Fähigkeit, Gase zu absorbiren. Es hat den Anschein, als stelle sich Herr Dr. Schubert vor, der Zucker zerfalle deßhalb in Alkohol und Kohlensäure, damit der Durst der Hefe nach einem absorbirbaren Gase gestillt werden kann. „Man muß annehmen, die Gährung werde dadurch eingeleitet, daß das Ferment Kohlensäure aus den Bestandtheilen des Zuckers zu bilden strebt.“ (S. 20). Gleich darauf (S. 21) heißt es; „das Ferment braucht nur eine Zeit lang mit Luft, d. h. mit Sauerstoff oder Kohlensäure in Berührung zu kommen . . . .“ Dann heißt es einige Zeilen zuvor: „sowohl Sauerstoff als Koh-

lensäure sind elektronegative Substanzen, sie bilden einen Gegensatz zum elektropositiven Alkohol ꝛc. ꝛc.“ Einmal ist das Bestreben der Hefe, Kohlensäure aus Zucker zu bilden, das anderemal die elektrische Spannung zwischen dem verdichteten Sauerstoff oder Kohlensäure und Zucker die Ursache der Gährung. Bey einer zweyten Auflage wird der H. Verf. gewiß die Gefälligkeit haben, einige Aufschlüsse über die quantitativen Momente dieser beyden Gährungsursachen zu geben, oder die Leser nur in Kenntniß zu setzen, welcher Ursache er die größere Bedeutung beylege.

Die ganze Ansicht des Verfassers beruht auf Angaben von Brendeke (Archiv der Pharmazie XL. 10.), daß nämlich poröse Körper mit etwas saurem weinsaurem Ammoniak versetzt in einer Lösung von 1 Thl. Traubenzucker in 10 Thl. Wasser bey einer Temperatur von 25—26 Graden nach mehrern Tagen die wein-geistige Gährung hervorriefen, welche hingegen bey Hinweglassung des Ammoniaksalzes nicht eintrat. Dr. Schubert findet die Gegenwart des Ammoniaksalzes zwar sehr fördernd, aber nicht prinzipiell nothwendig; denn er ist in Erforschung der Wahrheit noch weiter gekommen, als Brendeke, und hat Gährung von Zuckerwasser durch Kohle und Platinschwamm allein beobachtet.

Berzelius sagt in Beziehung auf die Angaben von Brendeke in seinem Jahresberichte (Bd. 26. S. 729): „Ich muß hinzufügen, daß ich im Frühjahre 1845 einige Versuche nach seiner Vorschrift mit Birkenkohle als Gährungsmittel angestellt habe, aber daß es mir nicht glücken wollte, die Weingährung weder dadurch, noch mit E. Davy's Platinschwarz hervorzubringen. Die Flaschen blieben bis in den Herbst stehen, und waren schimmlig geworden. Beym Verdunsten bekam ich den Traubenzucker größtentheils wieder, zugleich mit dem sauren weinsauren Ammoniak. Viel war in Dextrin übergegangen.“ So spricht Berzelius, dem man die Kunst des Experimentirens gewiß wird zugestehen müssen. Was mag nun wohl die Ursache gewesen seyn, daß Berzelius nach Brendeke's Verfahren keine Gährungserscheinungen erhielt, Dr. Schubert hingegen Brendeke's Angaben bestätigen konnte? Höchst wahrscheinlich hat Berzelius ganz reinen Zucker und Ammoniakweinstein, frey von allen stickstoffhaltigen eyweißartigen Beymengungen angewendet; Brendeke und Schubert hingegen mit einem dadurch verunreinigten Zucker oder Ammoniak-Weinstein gearbeitet. Brendeke giebt zwar an, daß er das Amylum, welches er zur Bereitung seines Traubenzuckers benützte, mit Alkohol, Kali und Säure gereinigt habe (Schubert scheint ganz gewöhnlichen Zucker aus dem Kaufladen benützt zu haben), aber die Weinsäure hat Brendeke zu prüfen unterlassen; und weder er noch Schubert haben von ihrem Zucker eine Elementaranalyse, vorzüglich Stickstoffbestimmung gemacht, um die postulirte Reinheit ihres Materiales zu erhärten. Etwas von den stickstoffhaltigen Substanzen kann, wie erwähnt, durch die Weinsteinsäure, womit das saure, weinsaure Ammoniak dargestellt wurde, geliefert worden seyn. Die Weinsteinsäure löst bekanntlich Casein (sowohl Pflanzen- als Thiercasein) mit größter Leichtigkeit auf. Will und Varentrapp haben bey Beschreibung ihrer meisterhaften Arbeit über die Bestimmung des Stickstoffgehaltes organischer Substanzen mehrmalen darauf hingewiesen, wie viele Vorsicht man anwenden muß, um Zucker und überhaupt Substanzen, welche in ihrer Constitution keinen Stickstoff enthalten sollen, auch völlig frey davon zu erhalten. Sie haben z. B. gefunden, daß wenn man selbst Zinnkrystalle nur mit den Fingern berührt, ehvor man sie in das Verbrennungsrohr brachte, sie dann schon deutliche Spuren von Platinsalmiak gaben. — Ein wesentlicher Punkt ist noch, ob während der Versuche des Hrn. Dr. Schubert die Luft zu den Zuckerlösungen ungehinderten Zutritt hatte oder nicht. Seit Ehrenberg's Entdeckungen dürfen wir unsere atmosphärische Luft nicht mehr frey von organischen, mithin auch albuminartigen Substanzen halten, welche unter Umständen zu Fermenten werden können, wie Fleisch, Blut u. s. w. — Denke man sich, daß der von Brendeke und Schubert benützte Zucker oder die Weinsteinsäure nur $\frac{1}{10}$ Procent Stickstoff bey der Analyse geliefert hätte, so würde dieser auf Albumin, (oder eine sonstige diesem analoge stickstoffhaltige Substanz, welche Gährungserreger werden kann) berechnet, bereits mehr als ein halbes Procent liefern. Da aber die Hefe sich bekanntlich aus

diesen stickstoffhaltigen Substanzen bildet, und ein Gewichtstheil derselben bereits 100 Gewichtstheile Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu verwandeln vermag, so mag jeder Unbefangene selbst entscheiden, ob es zu verwundern ist, wenn eine Lösung gewöhnlichen Zuckers nach Wochen unter sonst günstigen Umständen hie und da einige Procente Kohlensäure und Alkohol liefert, ohne daß man Hefe aus einem Brauhause oder ein sonstiges Ferment eigens zugesetzt hat. Die porösen Körper mögen in so ferne beytragen und günstig wirken, als sie durch ihren absorbirten und verdichteten Sauerstoff die wenige stickstoffhaltige Substanz in den Zustand überführen, daß sie ein Ferment für die Weingährung abgibt, ehe sie auf andere Weise in der Auflösung zersetzt wird. So lange Schubert die völlige Abwesenheit dieser stickstoffhaltigen Substanzen in dem Materiale des Versuches vor und nach der Gährung nicht durch die der gegenwärtigen Chemie disponiblen Mittel dargethan hat, verdient seine Ansicht nicht die geringste Beachtung. Zu gleicher Zeit müssen aber auch die Gährungsversuche quantitativ, nicht bloß qualitativ ausgeführt werden. Hr. Dr. Schubert führt keinen einzigen Versuch an, in dem er bestimmt hätte, wie viel Alkohol oder wie viel Kohlensäure er aus einem bestimmten Gewichte Zucker erhalten habe. Er hat stets nur beobachtet, ob eine Gährung sich zeigte, oder nicht. Die geringe Gährung, welche statt gefunden haben mag, erklärt sich mehr als genügend aus dem geringen Gehalte des Zuckers oder der Weinsteinsäure an solchen fermentfähigen Substanzen. Wenn Platinschwamm frisch ausgeglüht und ohne mit den Händen berührt worden zu seyn in einer Lösung von vollkommen reinem Zucker in reinem destillirten Wasser ohne freyen Luftzutritt eine Gährung hervorbringt, und wenn diese Gährung nicht nur theilweise sondern vollständig den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zersetzt, dann wird Hrn. Dr. Schubert das Recht nicht mehr streitig gemacht werden können, die Hefe und den Platinschwamm, die Kohle und den Bimsstein als gleichwirkende Körper, als Fermente zu betrachten.

Den längst beobachteten Einfluß der Gegenwart gewisser Salze in gährenden Flüssigkeiten auf den Verlauf des Prozesses faßt Schubert folgendermaßen auf: „die Salze scheinen überhaupt die Gährung in dem Maaße zu begünstigen, je elektronegativer sie sich verhalten, d. h. eine je kräftigere elektrische Spannung sie mit dem neu zu bildenden basischen Körper, dem Alkohol, hervorzurufen im Stande sind, um so dessen Entstehung zu prädisponiren. Das ist der Grund, warum sich besonders die sauren pflanzensauren Salze, und von diesen wieder die einer möglichst schwachen Basis, nämlich des Ammoniaks in der Beförderung der Weingährung auszeichnen .... Die sauren Salze, besonders die der Pflanzensäuren, begünstigen zwar in allen geistigen, und zuckerhaltigen Flüssigkeiten, welchen sie beygemengt sind, die Essigbildung, und in ihrem Gefolge die Entstehung von Kahn und Schimmel, aber sie wirken einem andern weit unangenehmern Uebelstände, nämlich der Schleim- und Milchsäure-Bildung entgegen. Sie disponiren vermöge ihrer elektronegativen Natur mehr zur Bildung eines basischen Produktes, nämlich des Alkohols, als eines sauren, wie die Milchsäure. Erst wenn sich Alkohol wirklich gebildet hat, treten sie wieder mit diesen in kräftige Spannung, und die Verwandtschaft des letztern, als eines elektropositiven Körpers zum Sauerstoffe wird hiedurch so gesteigert, daß er sich damit zu Essigsäure verbindet.“ —

Herr Dr. Schubert bedient sich der elektrischen Spannung mit der nämlichen Zuversicht und Gewandtheit, wie sich frühere alchymistische Schriftsteller des solarischen Schwefels und des Naturfeuers bedient haben. Das saure Pflanzensalz bringt den Zucker und den porösen Körper in eine solche Spannung, daß der Zucker zerspringt in Kohlensäure und in basischen Alkohol, bloß deßwegen, damit die Säure eine Gelegenheit finden möge, sich zu neutralisiren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Al. Bulgarini, L'assedio di Siena. P. 1. 2. Firenze 1845.

J. Sobieski and Ch. E. Stuart, Tales of the century or sketches of the Romance of history between the years 1746 and 1846. Edinb. 1847.

J. J. Nyssen, Kritisch = literarische Prüfung der Joh. Ladislav Pyrker'schen Tunisias. Pesth 1847.

Supplementa ad epistolas D. Ruhnkenii et D. Wyttenbachii . . . ed G. L. Mahne. Leyden 1847.

S. Grynaeus, Epistolae. Ed. Streuber. Basel 1847.

A. Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesangs. 2te Aufl. Marb. 1848.

Dr. Frz. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2te Aufl. Mit Zusätzen von Dr. J. Burckhardt. Lief. 1. Stuttg. 1848.

Biblioteca dell' artista. Disp. 1 — 78. Firenze 1846.

H. F. Mannstein, Die große italienische Gesangschule nebst prakt. Uebungsstücken. 2te Aufl. Leipz. 1848.

P. J. Proudhon, Solution du problème social. Livr. 1. 2. Par. 1846.

Th. Mundt, Die Staatsberedsamkeit der neueren Völker. Berl. 1848.

B. Noldran, Les conservateurs et les réformistes. Par. 1848.

T. Bromme, Die Verfassungen der vereinigten Staaten von Nordamerika, der Freystaaten Pennsylvanien und Texas. Stuttgart 1848.

Dr. G. Kellner, Zur Geschichte des Physiokratismus. Quesnay. — Gournay. — Turgot. Götting. 1847.

J. H. Schürmayer, Handbuch der medizinischen Polizey. Erlangen 1848.

Alfr. Darimon, Exposition méthodique des principes de l'organisation sociale, théorie de Krause. Par. 1848.

K. Marlo, Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie. Bd. 1. 2. Cassel 1848.

F. C. Gray, Prison discipline in America. Lond. 1848.

L. Blanc, Organisation du travail. 4e édit. Par. 1845.

Th. Fix, Observations sur l'état des classes ouvrières. Par. 1846.

K. Biedermann, Vorlesungen über Socialismus und sociale Fragen. Leipz. 1847.

C. Friccius, Entwurf eines deutschen Kriegsrechtes. Berlin 1848.

Carl Du Jarrys Laroche, der 30jährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet. Bd. 1. Schaffhausen 1848.

J. P. G. von Heim, Beyträge zur Ballistik in bes. Beziehung auf die Umdrehung der Artilleriegeschoße. Ulm 1848.

J. H. L. Wiebke, System einer Befestigung in unabhängigen Werken. Hamburg 1848.

R. Wagner, Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven und die Struktur der

Ganglien. Supplement zu den Icones physiologicae. Leipz. 1847.

J. Ch. Schmidt, Ueber Lage und Anordnung der menschlichen Organismen, Organe und Organentheile. Abth. 1. Würzb. 1848.

Dr. F. H. Bidder, Zur Lehre von dem Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern. Leipzig 1847.

Dr. J. Gerlach, Handbuch der allgemeinen und speciellen Gewebelehre des menschlichen Körpers. Lief. 1. Mainz 1848.

F. A. Longet, Anatomie und Physiologie des Nervensystemes der Menschen und der Wirbelthiere. A. d. Franz. von Dr. J. A. Hein. Bd. 1. Leipz. 1848.

Phil. Pacini, Neue mikroscopische Untersuchungen über die feinere Textur der Retina beim Menschen, bey den Wirbelthieren, Cephalopoden und Insekten. Freiburg 1847.

F. Nebel, die Muskeln, Knochen und Bänder des normalen menschlichen Körpers. Heidelb. 1847.

G. Herbst, Die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung. Götting. 1847.

Dr. Underwood, Handbuch der Kinderkrankheiten. Uebers. von Dr. F. W. Schulte. Leipz. 1848.

Dr. C. F. Riecke, Der Kriegs- und Friedens-Typhus in den Armeen. Potsdam 1848.

Dr. G. W. Scharlau, Die Zucker-Harnruhr (Diabetes mellitus). Berlin 1846.

Dr. C. A. W. Richter, Der Typhus. Gekrönte Preisschrift. Neubrandenburg 1847.

Dr. Fr. Engelken, Beyträge zur Seelenheilkunde. Bremen 1846.

Dr. H. Bühler, Ueber Wirbeltuberkulose und über den Krebs der Wirbelsäule. Zürich 1846.

Dr. C. E. Bock, Lehrbuch der pathologischen Anatomie. Leipz. 1848.

Dr. K. H. Baumgärtner, Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre. 4te verb. Auflage. Lief. 1 — 6. Stuttg. 1847.

Dr. W. Kramer, Beyträge zur Ohrenheilkunde. Berl. 1845.

Dr. J. Ch. G. Jörg, Zehn Gebote der Diätetik. Leipz. 1847.

Dr. R. H. Geyer, Die Rückenmarksschwindsucht. Leipz. 1848.

Dr. K. Meyer-Ahrens, Der Stich in den Jahren 1564 — 1565. Zürich 1848.

K. F. H. Marx, Ueber die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode. Götting. 1848.

C. Haubold, Homöopathisches Repertorium der in der Geschlechtssphäre des Mannes wie des Weibes vork. Krankheitserscheinungen. 2te verm. Auflage. Gera 1847.

H. L. v. Guttcit, Die Cholera in Orel im Jahre 1847. Leipz. 1848.

Brönner, Die Blasensteinzerpulverung. Erlang. 1847.

F. Heyfelder, Die Versuche mit dem Schwefeläther, Salzäther und Chloroform. Erlang. 1848.

Dr. C. Bruch, Die Diagnose der bösartigen Geschwülste. Mainz 1847.

Dr. Civiale, Lettres sur la lithotritie ou l'art de broyer le pierre. Lettre 1 — 6. Par. 1848.

Dr. Fr. Hauser, Das freywillige Hinken (Coxalgia), seine Entstehung, Erkenntniß und Behandlung. Olmütz 1848.

Dr. C. Ph. Falck, Handbuch der gesammten Arzneymittellehre mit Einfluß der Toxikologie. Heft 1. Marburg 1848.

Dr. R. Ficinus, Die Hamospasie. Leipz. 1848.

Dr. J. S. Melion, Geschichte der Mineralquellen des österreich. Kaiserthums. Prag 1847.

Dr. F. C. Thomas, Die Normaldosen der Arzneymittel. Berlin. 1847.

Dr. A. L. Richter, das Institut der Chirurgen. Düsseldorf 1847.

M. Aschenbrenner, die neueren Arzneymittel. Erlangen 1848.

H. Walter, Das Mathildenbad in Wimpfen. Frankf. 1848.

Dr. J. C. H. Roloff, Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apotheker-Visitationen. Magdeb. 1847.

Dr. H. Fr. Nägele, Lehrbuch der Geburtshilfe. 2te verb. Aufl. Th. 1. 2. Mainz 1848.

Dr. W. L. Grenser, Ueber Aether-Einathmungen während der Geburt. Leipz. 1847.

M. Langenbeck, Ueber die Wirksamkeit der medizinischen Polizey. Götting. 1848.

Dr. Falke, Lehrbuch über den Hufbeschlag. Leipzig 1848.

L. R. de Fellenberg, Fragmens de recherches comparées sur la nature constitutive de differentes sortes de fibrine du cheval dans l'état normal et pathologique. Berne 1841.

G. F. König, Die Verfassungen der hannöverschen Städte und Flecken. Hamb. 1848.

Duc de Pasquier, L'interprétation des institutes de Justinien. Par. 1847.

L. Frey, Lehrbuch des badischen Landrechts. Karlsruhe 1848.

Sammlung der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche das bürgerliche Recht des Herzogthums Schleswig betreffen. Herausgg. von Esmarch. Schleswig 1846.

Dr. G. M. Kletke, Preußisches Verjährungsrecht. Berl. 1848.

Dr. O. v. Wydenbrugk, Briefe über deutsche Nationalgesetzgebung. Jena 1848.

Dr. B. W. Pfeiffer, das deutsche Meierrecht nach seiner rechtlichen Begründung und dermaligen Gestaltung. Abth. 1. Cassel 1848.

J. G. K. E. Kühler, Die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. Darmstadt 1848.

R. C. Mühlböck, Baugesetzsammlung aller in den k. k. österreich. Staaten ergangenen Bauverordnungen und Bauvorschriften. Th. 1 — 3. Wien 1848.

C. F. Roßhirt, Ueber das französische, rheinische und badische Civilrecht. Heidelb. 1847.

C. Limosin de Voulx, Nouveau système hypothécaire. Par. 1847.

Dr. Chr. E. Weiß, Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Leipz. 1848.

Dr. A. v. Daniels, Ursprung und Werth der Geschwornen-Anstalt. Berl. 1848.

Dr. C. Th. Tittmann, Ueber Gerichtsverfassung, Strafrecht und Strafproceß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipz. 1848.

G. Carmignani, Cause celebri. Vol. 1 — 4. Pisa 1843 — 45.

Dr. G. F. König, die Geschwornen und das öffentliche mündliche Rechtsverfahren. Hamburg 1848.

Dr. F. W. Schubert, Die Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's, der Nordamerikanischen Freystaaten und Brasiliens. Bd. 1. Königsb. 1848.

Bunsen, Memoir on the constitutional rights of the Dutchies of Schleswig and Holstein. Lond. 1848.

H. Zöpfl, Constitutionelle Monarchie und Volkssouveränität. Frankf. 1848.

Dr. W. Levercus, Eine authentische Interpretation der englischen und französischen Garantie-Akten wegen des Herzogthums Schleswig. Oldenb. 1848.

Dr. H. Hellmar, Die Norwegische Verfassung. Halle 1848.

Dr. G. M. Kletke, Die preußischen Domainen in staatsrechtlicher, juristischer und administrativer Beziehung. Th. 1. Berl. 1848.

P. A. Schultheis, Das Recht und die Gerechtigkeit und ihre Vermittelung durch das Richteramt. Cassel 1847.

L. Graf von Pfeil, Entwurf eines Credit-Institutes für Rustikalbesitzer. Breslau 1848.

K. F. Eichhorn, Rechtsgutachten betreffend die Succession in die reichsgräflich Bentink'sche Herrschaft. Heidelb. 1847.

Acta apostolorum ab Sancto Luca conscripta ad Codicis Cantabrigiensis .... rec. Fr. Aug. Bornemann. P. I. Grossenheinae 1848.

J. H. Kurtz, Geschichte des alten Bundes. Bd. 1. Berlin 1848.

Dr. F. Chr. Baur, die Ignatianischen Briefe und ihr neuester Kritiker. Tübing. 1848.

J. Rusbroek, Vier Schriften in niederdeutscher Sprache. Hannover 1848.

Dr. L. Reinke, Die Weissagung von der Jungfrau und vom Immanuel Jes. 7, 14 — 16. Münster 1848.

Dr. G. L. Hahn, Ueber den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Kritik. Breslau 1848.

Dr. K. Wieseler, Chronologie des Apostolischen Zeitalters bis zum Tode der Apostel Paulus und Petrus. Götting. 1848.

A. W. Krahmer, Paulus und Johannes mit ihren Geistes-Verwandten in dem Neuen Testament dargestellt. Quedlinb. 1848.

Aug. Nicolas, Etudes philosophiques sur le christianisme. 3me edit. Vol. 1 — 4. Par. 1848.

H. Schmidt, Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Erlangen 1847.

K. F. A. Schelling, Protestantismus und Philosophie. Hamburg 1848.

Dr. J. B. v. Hirscher, Die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthumes in allen Klassen der Gesellschaft. Tübing. 1848.

J. A. Dorner, Sendschreiben über Reform der evangelischen Landeskirchen. Bonn 1848.

Dr. R. Rothe, Theologische Ethik. Bd. 3. Wittenberg 1848.

Dr. C. A. Auberlen, Die Theosophie Fr. C. Oetinger's nach ihren Grundzügen. Tübing. 1847.

Dr. J. Wiggers, Zeugnisse von Christus aus der

Mecklenburgischen Kirche vom 16. bis in das 19. Jahrhundert. Rostock 1847.

A. Schweizer, Homiletik der evangelisch-protestantischen Kirche. Leipz. 1848.

G. Fr. von Tucher, Schatz des evangelischen Kirchen-Gesanges im 1. Jahrhundert der Reformation. Th. 1. 2. Leipz. 1848.

C. v. Winterfeld, Ueber Herstellung des Gemeinde- und Chorgesanges in der evangelischen Kirche. Leipz. 1848.

Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausg. von Ph. Wackernagel. Stuttg. 1848.

Andr. Strocchi, Serie cronologica storico-critica de' Vescovi Faentini. Faenza 1841.

Dr. J. Wiggers und M. Wiggers, Geschichte der 3 Mecklenburgischen Landesklöster Dolbertin, Malchow und Ribnitz. 1. Hälfte. Rostock 1848.

Eustathius von Thessalonich, Betrachtungen über den Mönchsstand. A. d. Griech. von G. L. F. Tafel. Berlin 1847.

Dr. J. A. M. Brühl, Die geheime Geschichte der Wahl Clemens XIV. und der Aufhebung des Jesuitenordens. Aachen 1848.

Geschichte der Stiftung und Entwicklung der freyen evangelischen Gemeinde zu Königsberg. Th. 1. Königsberg 1848.

K. F. Ledderhose, Die Mission unter den freyen Buschnegern in Surinam und Rasmus Schmidt. Heidelb. 1847.

Dr. L. A. Warnkönig, Umrisse einer kirchlichen Verfassungs- und äußeren Rechtsgeschichte. Tübingen 1848.

N. M. Lesenne, Condition civile et politique des prêtres. Par. 1847.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

Edw. Edwards, A statistical view of the principal public libraries of Europe and America. Lond. 1848.

M. Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie comparée aux principales écoles contemporaines. T. III. Philologie. Critique. Litterature. Par. 1848.

Annales des Universités de Belgique. Année 1846. Bruxelles 1847.

Dr. B. Hildebrand, Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmüthigen. Marburg 1848.

Dr. J. E. Erdmann, Ueber einige der vorgeschlagenen Universitäts-Reformen. Leipz. 1848.

L. Hahn, Das Unterrichtswesen in Frankreich mit einer Geschichte der Pariser Universität. Breslau 1848.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Winterthur 1846. 31. Versammlung. Winterthur 1847.

Denkschriften der allg. schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 8. 9. Neuchatel 1847.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Vol. 13. Amsterd. 1848.

The annual Register or a view of the history and Politics of the year 1847. Lond. 1848.

Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. T. IV. — VIII. Torino 1842 — 1846.

List of the Linnean society of London for 1847. Lond. 1847.

Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för år 1845. Stockholm 1847.

P. Saveljeff, Sur l'importance des études de l'archéologie et de numismatique orientales en Russie. Petersb. 1847.

Casopis ceského museum. Ročník 22. W Praze 1848.

J. Moore, Works, with memoirs of his life and writings by Rob. Anderson. Edinb. 1820.

Will. E. Channing, Works. Vol. 1 — 6. Lond. 1840 — 48.

Th. Browne, The Works, by S. Wilkin. Vol. 1 — 4. Lond. 1846.

Ferd. Delbrück, Ergebnisse akad. Forschungen. 2te Sammlung. Bonn 1848.

Dr. H. Steinthal, Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

Pellerin de la Vergne, Etudes physiologiques sur l'origine de l'homme et des races humaines (5 art.). — Univ. cathol. 1848 Dec.

The Khonds-abolition of human sacrifice and female infanticide. — Calcutta Review 1848 Dec.

Exposure of the sick on the banks of the Ganges. Ebendaſ.

The voluntary system as applied to education. (Crosby Hall lectures on education.) — English Review 1848 Dec.

Christus patiens, Ezechieli et christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex codicibus emendavit Fred. Dübner Par. 1847. (2 art.) — Journ. des Savants 1849 Janvier.

Quicherat (J.), Henri Baude, poëte ignoré, du temps de Louis XI. et Charles VIII. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848 Nov. — Déc.

Marchese (L. Vincenzo), Memorie dei più insegni pittori, scultori e architetti Domenicani. 2 vol. Firenze — Dublin Review 1848 Dec.

Stirling (William), Annals of the artists of Spain. 3 vols. Lond. 1848. — Ebendaſ. Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Cherbuliez (Joël), Du rôle et du devoir de la littérature dans les circonstances actuelles. — Bibliothèque universelle de Genève. (Litt.) 1849 Jan.

Mounier (L.), De l'action de la noblesse et des classes supérieures dans les sociétés modernes. Avec des remarques par Rubichon. Paris 1848. — Journal des Economistes 1848 Déc.

Cherbuliez (E), Lettre à M. Proudhon (sur le droit au travail et le droit de propriété). — Ebendaſ.

Champagny (Franz de), De la propriété. — Revue de Bruxelles 1848 Nov. Dec.

Teyssier-Desfarges, Examen du livre de M. Thiers sur la propriété. — Revue de droit français et étranger 1848. Dec.

Langlois, Essai sur le crédit privé dans la société moderne, et de la réforme des lois qui doivent le constituer. — Ebendaſ.

Forcade (E), La guerre du socialisme. I. La philosophie révolutionnaire et sociale. II. L'économie politique révolut. et sociale. — Rev. des deux Mondes 1848. Livr. 23.

Bastiat (Fréd.), Harmonies économiques. — Journ. des Economistes 1848 Déc.

De l'organisation du crédit foncier. II P. Les associations de crédit, par L. Wolowski. — Ebendaſelbſt.

Crawfurd (John), A scheme for representing Malayan sounds by Roman letters. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept.

Windsor Earl (Geo.), Specimens of the dialects of Timor and of the chain of islands extending thence to New Guinea. — Ebendaſ. Nov.

Crawfurd (John), On the alphabets of the Indian Archipelago. — Ebendaſ. Decemb.

Cherbonneau (A.), Définition lexigraphique de plusieurs mots usités dans le langage de l'Afrique septentrionale. — Journal asiatique 1849 Janv.

Malay Pantuns. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Octob.

The Virgin daughter of Sultan Bongsu, a Dayak tale, with a translation. — Ebendaſelbſt. Novemb.

Hammer-Purgstall, Sur la chevalerie des Arabes antérieure à celle de l'Europe, et sur l'influence de la première sur la seconde. — Journal asiatique 1849 Janv.

Histoire des Seldjoukides, extraite du Tarikhi-Guzideh, ou histoire choisie d'Hamd-Allah Mustaufi. Trad. p. Defrémery. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Lancereau (Ed.), Analyse et extraits du Radj-Niti. — Ebendaſ.

The Bhagavat-Gita, or dialogues of Krishna and Arjun, in Sanskrit, Canarese and English, edited by J. Garett. Bangalore at the Wesleyan mission press. (1848.) — Calcutta Review 1848 Decemb.

Ballantyne (Rob.), Un séjour à la baie d'Hudson, ou esquisses de la vie sauvage en Amérique. (Fin.) Un voyage sur la neige. — Bibliothèque universelle de Genève. (Litt.) 1849 Janv.

Rigg (Jonath.), A trip to Probolinggo (in the east of Java). — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept. Octob.

Journal of a voyage to the eastern coast and islands of Johore. — Ebendaſ. Sept.

Kalamantan, Letter from the interior of Borneo (Westcoast.) No. III. — Ebendaſ. Oct.

Zollinger (H.), A visit to the Mountaineers, Do Dongo, in the country of Bima. — Ebendaſ. Novemb.

Horsfield (Thomas), Report on the island of Banka. — Ebendaſ.

Notices of the history and present condition of Malacca. — Ebendaſ.

Spreeuwenberg, A glance at Minahassa (Menado) in Celebes. — Ebendaſ. Dec.

Richardson (James), Travels in the great desert of Sahara, in the years 1845 and 1846. 2 vols. Lond. 1848. — English Review 1848 Dec.

Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, ou tableau de la domination des princes de la maison de Hohenstaufen dans le royaume des Deux-Siciles, jusqu' à la mort de Conradin. Paris 1844—47. 3 vols. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848 Nov. — Déc.

The Stellinga — Saxony in the ninth century. (Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Carlinger. Freiburg 1848.) — Dublin Review 1848 Dec.

The german mind. — English Review 1848 Dec.

Van der Meersch (D. J.), Notice historique et généalogique sur la vicomté d'Audenarde. — Messager des sciences histor. de Belgique 1848 Livr. 4.

Bakhuizen van den Brink (R. C.), Notice sur le dixième denier. (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Toilliez (Désiré), Notice sur des antiquités trouvées dans le Hainaut. — Ebendaſelbſt.

Liber domicilii, ou compte des dépenses de la table et de l'écurie du roi d'Ecosse Jaques V. (1525 — 1533.) — Bibliothèque de l'école des chartes. 1848 Nov. — Déc.

The court and times of Charles the first; illustrated by authentic and confidential letters. 2 vols. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

Maslatrie, Documents relatifs à l'histoire de l'Afrique septentrionale pendant le moyen âge. — Bibliothèque de l'école des chartes 1848. Nov. — Déc.

Antiquity of the Chinese trade with India and the Indian Archipelago. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Sept.

Notices of the Chinese intercourses with Borneo Proper prior to the establishment of Singapor in 1819. — Ebendaſ.

Some notices of the northern or Dutch half of Celebes. — Ebendaſ.

Historical and statistical sketches of Aden in Arabia Felix. Madras 1848. — Calcutta Review 1848 Dec.

Thornton (Edward), The history of the British empire in India. — Ebendaſ.

Satara, and british connexion therewith. — Ebendaſelbſt.

Stacy (Lewis Rob.), Narrative of services in Beluchistan und Affganistan in the years 1840 — 1842. Lond. 1848. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenke auswärtiger Regierungen.

(Fortsetzung *).

4. Von den vereinigten Staaten von Nordamerika.

a) United States exploring expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes, U. S. N. Vol. VI. Ethnography and philology. By Horatio Hale, philologist of the expedition. Philadelphia: Printed by C. Sherman. 1846. XII und 666 Seiten. gr. 4. Mit drey Karten.

Vol. VII. Zoophytes. By James Dana, A. M. geologist of the expedition. With a folio atlas of sixty-one plates. Ibid. 1846. X (VI) und 740 Seiten. gr. 4.

Ueber die ersten fünf Bände des vorstehenden Werkes, welche die Reisebeschreibung (Narrative) von dieser ersten durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's veranlaßten Weltumseglungs-Expedition enthalten, wurde bereits im Jahrgange 1845 dieser Blätter (Bd. 21 Nro. 241 — 243) ausführlicher Bericht erstattet; ein Gleiches wird demnächst auch bezüglich der vorliegenden neuesten zwey Fortsetzungsbände von Seite des nämlichen Referenten geschehen. Die gegenwärtige Anzeige der letzteren beschränkt sich daher um so füglicher nur auf untenstehende vorläufige Mittheilung einer kurzen Inhaltsübersicht des sechsten Bandes **), hinsichtlich des siebenten Bandes aber auf die Bemerkung, daß der auf dem Titelblatte desselben angegebene Folio-Atlas von 61 Kupfertafeln der unterm 10. Juny 1848 bey der k. Hof- und Staatsbibliothek eingetroffenen Sendung des vorliegenden Geschenkes nicht beygefügt war. Daß dieser Atlas beym Erscheinen des Textbandes (1846) noch nicht vollendet war, und deßhalb zugleich mit ihm nicht ausgegeben werden konnte, ist uns aus einer Anzeige des fraglichen Textbandes in der Zeitschrift: The American Journal of science and arts. Conducted by Prof. Silliman etc. II. Series Vol. I. May 1846. p. 178. Anm., bekannt; ob er aber in dieser langen Zwischenfrist noch immer nicht erschienen seyn sollte, wie man bey den reichen, dem Unternehmer zu Gebot stehenden Hülfsmitteln doch vermuthen möchte, darüber finden wir nirgends Nachricht. Wie wenig übrigens dieses so wichtige Werk auf dem europäischen Continent verbreitet ist, dürfte allein schon aus dem Umstande hervorgehen, daß eines der wissenschaftlich gediegensten Journale Frankreichs, nämlich das Journal des Savants, das im Novemberhefte 1848 eine von J. B. Biot verfaßte Recension der ersten fünf Bände des vorliegenden Werkes liefert, von der Existenz des 6. und 7. Bandes, welche beide im Jahre 1846 die Presse bereits verlassen hatten, nicht die geringste Kunde hat *). Auch über die Ausgaben und das Format dieses Werkes scheint allenthalben Unbestimmtheit zu herrschen. Während z. B. das vorerwähnte zu New Haven in Nordamerika selbst erscheinende Journal von Silliman nur die im Jahre 1845 bey Lea und Blanchard zu Philadelphia erschienene Großoctavausgabe kennt **), weiß

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 341—344, dann Nro. 65 S. 524 — 528.

**) Ethnografical Part. Oceanica. (Polynesia, Melanesia, Viti or the Feejee group, Micronesia: Tobi or Lord North's island, Banabe or Ascension island, Mille or the Mulgrave islands, Tarawa or the Kingsmill islands, Australia) p. 1 — 116. Migrations of the Oceanic tribes. (Polynesia: Tahiti, Nukuhiva, Hawaii, Rarotonga, Mangareva, Rapa, the austral islands, Paumotu, New Zealand, Catham island, Fakaafo, Vaitupu.) General illustrations p. 117 — 196. Northwestern America p. 197 — 225. Philology. Comparative grammar of the Polynesian dialects p. 229 — 289. Essay at a lexicon of the Polynesian language p. 291 — 356. Dialect of Fakaafs and Vaitupu p. 357. Grammar and dictionary of the Vitian language p. 365 — 391. Vocabularies of the dialects of Tobi, Mille, of the Tarawan language, of Rotuma, Australia, Nordwestern America p. 425—650. Patagonia p. 651 — 656. Southern Africa p. 657 — 666. Die diesem Bande beygegebenen drey Karten haben die Aufschrift: 1) Chart of oceanic migrations; 2) Tapaia's chart; 3) Ethnographical map of Oregon.

*) Pag. 677. „La partie scientifique du voyage n'étant pas encore publiée, on peut seulement constater, avec éloge, le nombre et la diversité des sujets qu'elle paraît avoir embrassés etc.

**) Vol. XLVIII. April 1845 p. 211. Vol. XLIX. October 1845 p. 149.

obiger Recensent im Journal des Savants nur von einer Quart-Ausgabe v. J. 1845. Man könnte vielleicht meynen, es walte hier nur eine irrthümliche oder willkürliche Bezeichnung des Formats vor. Allein dem ist nicht so. Es existiren (von den ersten fünf Bänden des Werkes wenigstens) wirklich zwey, dem Inhalte nach zwar übereinstimmende, im Drucke aber völlig von einander verschiedene Originalausgaben, und außerdem noch ein willkürlich verstümmelter (bey Whittacker in London) erschienener Nachdruck.

Die eine von den beyden Originalausgaben erschien bereits im Jahre 1844 im sog. Royal-Quartformat. Sie ist als eigentliche, unmittelbar von der Regierung der Vereinigten Staaten herausgegebene Prachtedition nicht für den gewöhnlichen Buchhandel bestimmt, daher auch auf dem Schmutztitel jedes einzelnen Bandes mit der Bezeichnung „By authority of Congress" versehen.

Dieser Quartausgabe (welcher auch die vorliegenden neuesten, der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Fortsetzungsbände VI. und VII. angehören) folgte im Jahre 1845 die — für den buchhändlerischen Verkehr berechnete — zweyte Ausgabe in sog. Imperial- oder Großlexiconsoctav und ein Stereotypen-Druck, mit der Verlagsfirma: Philadelphia, Lea und Blanchard, während die Quartausgabe nur die Angabe der gemeinsamen Druckofficin (C. Sherman) auf dem Titelblatte trägt. Die wahrscheinlich zur Schonung der ausgezeichnet schönen Lettern bewerkstelligte Stereotypirung wurde zufolge der auf der Rückseite des Titels angebrachten deßfallsigen Notiz durch J. Fagan besorgt.

Die zahlreichen, zu den ersten 5 Bänden gehörigen Abbildungen (nach einer Zählung der erwähnten Anzeige im American Journal (Vol. 148 p. 212) aus 68 selbstständigen Stahlstichplatten, dann aus 45 in Stahl gestochenen und 300 in Holz geschnittenen, in den Text eingedruckten Vignetten und 13 Karten*) bestehend) sind beyden Ausgaben gemeinschaftlich; das für die Stahlplatten gewählte Format beweist übrigens, daß ihre gleichmäßige Verwendung für eine Großoctavausgabe schon ursprünglich im Plane lag. Das gegenseitige Verhältniß der Bogenzahl beyder Ausgaben ist folgendes:

	Quartausgabe.	Octavausgabe.
Erster Band	LXVI. u. 455 —	LX. u. 434 Seiten
Zweyter „	XVI. „ 505 —	XV. „ 476 „
Dritter „	XV. „ 463 —	XV. „ 438 „
Vierter „	XVI. „ 574 —	XVI. „ 539 „
Fünfter „	XV. „ 591 —	XV. „ 558 „

Den Londner Nachdruck kennt Referent nicht aus eigener Ansicht, sondern nur aus jener Notiz, welche der deutsche Bearbeiter des Werkes, d. h. des Wilkes'schen Reiseberichts*) davon giebt, und worin bemerkt wird, daß in dieser Ausgabe „ohne weiters ganze Capitel und zum Theil die wichtigeren ausgelassen" seyen. Es ist dieß ohne Zweifel jene Octavausgabe in fünf Bänden, welche im London Catalogue from 1814 — 1846. Lond. 1846. p. 525 zu 2 L. 10 Sh. notirt ist, woselbst auch und zwar unter gemeinschaftlicher Beyfügung der Buchhandlung Wiley et P. der Ladenpreis der Royalquartausgabe zu 18 L. 18 Sh., jener der Imperialoctavausgabe aber zu 8 L. 18 Sh. angesetzt sind.

Daß übrigens diese letztere (die Stereotypausgabe) wirklich als zweyte Auflage zu betrachten ist, obschon sie auf dem Titelblatte als solche nicht bezeichnet ist, ergiebt sich daraus, daß in ihr sämmtliche Druckfehler der Quartausgabe (deren jedoch nur wenige sind) sich bereits berichtigt finden.

*) Was insbesondere den auf dem Titelblatte erwähnten, zu den ersten 5 Bänden gehörigen Atlas betrifft, so besteht derselbe aus folgenden fünf, wie es scheint nur für die Quartausgabe mit einem eigenen Titelblatte und Inhaltsverzeichnisse in gleichem Formate versehenen Karten: 1) Track map (die Fahrten jedes einzelnen Schiffes des Entdeckungsgeschwaders, die Richtung der Winde, die Meeresströme ꝛc. zeigend). 2) Map of the antarctic continent. 3) Map of the Feejee group. 4) Map of the Oregon territory. 5) Map of the southeast portion of Hawaii.

*) Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in d. J. 1838 bis 1842 unter Lieutenant Ch. Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Bd. I. Stuttgart und Tübing. 1848. Cotta. S. VII. VIII. (Ed. Widenmann und H. Hauff's Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Lief. 23.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1 Mai
Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Betrachtungen über die neueste Gährungstheorie.

(Schluß.)

Nun ist aber der Alkohol eine so schlechte oder widerspenstige Basis, daß er sich nicht mit der Säure verbindet. Darüber gleichsam erzürnt versetzt die getäuschte Säure den Alkohol abermals in kräftige Spannung, und dieser entschließt sich, um endlich einmal aus diesem überspannten Verhältnisse zur Säure zu kommen, Sauerstoff zu verschlingen, und dadurch selbst eine Säure — Essigsäure — zu werden. Jetzt hat die Spannung ein Ende, und Bier und Wein ist Essig geworden. Herr Dr. Schubert scheint nicht zu bedenken, daß die Kohlensäure, welche sich neben Alkohol und zwar in einem äquivalenten Verhältnisse von 2 : 1 gleichzeitig aus dem Zucker bildet, eine viel stärkere Säure, als der Alkohol eine Basis ist. Er hätte mit größerem Rechte sagen können, die elektrische Spannung, welche die Pflanzensäure verursacht, disponire zur Entstehung ebenfalls einer Säure — der Kohlensäure. Während Dr. Schubert den Alkohol als Basis aufführt, spricht er vom Ammoniak als einer möglichst schwachen Basis. Wie ein Chemiker dazu kommen kann, das Ammoniak eine schwache Salzbasis zu nennen, ist mir rein unbegreiflich, da es nach allen seinen Verhältnissen zu den Alkalien, zu den stärksten Basen, die man kennt, gezählt werden muß. Vielleicht weil dieses flüchtige Alkali bey gewissen Temperaturen von andern fixen Basen aus den Verbindungen getrieben wird? Dann muß man auch die Schwefelsäure im Vergleich zur Kieselsäure und Borsäure eine möglichst schwache Säure nennen, weil sie von diesen in gewissen Temperaturen ausgetrieben wird. Dann muß man auch sagen, das Eisen habe mehr Verwandtschaft zum Sauerstoff, als das Kalium, weil in der Weißgluth Kali und Eisen sich zu Kalium und Eisenoxydul umsetzen.

Zu erwähnen ist noch, wie Herr Dr. Schubert den bekannten Lüdersdorff'schen Versuch interpretirt, wo sich ergeben hat, daß, wenn Hefe so lange auf einer harten Unterlage zerrieben wird, bis alle Hefenzellen zerrissen sind (was 1 — 2 Stunden bey einigen Grammen Hefe erfordert), dieselbe den Zucker nicht mehr in geistige Gährung zu versetzen vermag. Nach Dr. Sch. sind die zerrissenen Hefenzellen nicht mehr so porös, wie die ganzen; sie können nicht mehr Gas absorbiren, also auch nicht mehr gährungserregend wirken. Abgesehen davon, daß nichts zur Annahme berechtigt, daß die zerriebene Hefenzelle weniger porös sey, als die ganze, da andere sehr zarte Pulver, wie frisch gefälltes Thonerdehydrat ꝛc. nach Schubert ebenfalls wie Hefe wirken, so hat er ganz den Einfluß des atmosphärischen Sauerstoffes während des Zerreibens auf das in den Zellen enthaltene Ferment unberücksichtigt gelassen. Dieser Einfluß auf das Ferment muß natürlich viel heftiger und schneller seyn, wenn dessen Hülle zerrissen ist, als wenn es darin eingeschlossen bleibt. Was die Form der Hefenzelle bey der Gährung für eine direkte Rolle zu spielen vermag, das zeigen Versuche von Mulder auf das deutlichste, welche von Berze-

lius bestätigt worden sind. Hören wir die Ansicht Mulders, wie sie von Berzelius im Jahresberichte Bd. 25. S. 722 Jahr 1846 mitgetheilt wird: „Die Zellenform und die Membran, welche sie bildet, haben keinen Einfluß auf die Gährung. Sie haben nur den Endzweck, daß der darin eingeschlossene, die Gährung erregende (flüssige) Körper als ein Niederschlag aus einer gährenden Flüssigkeit abgeschieden, und auf einen andern übertragen werden kann, um diese in Gährung zu versetzen. Aber daß es nicht die Zelle, oder deren Kugelform, sondern der darin enthaltene Körper ist, welcher die Gährung hervorruft, ersieht man aus folgendem Versuche. Vermischt man die abgeschiedene Hefe mit lauwarmem Wasser und läßt sie eine Weile darin liegen, so tritt in Folge von Exosmose das Protein durch die Zellenwand heraus, und dafür Wasser hinein, und wird das Wasser dann abfiltrirt, ein wenig Zucker darin aufgelöst, und die Lösung einer angemessenen Gährungstemperatur ausgesetzt, so geräth sie in lebhafte Gährung. Auf diese Weise kann man mit reinem Wasser viel von dem proteinartigen Körper in aufgelöster Form entfernen, damit Zucker in Gährung setzen, und zuletzt die unversehrten Zellen unwirksam zurückbehalten. Rascher und vollständiger wie mit reinem Wasser geschieht dieses, wenn man die Hefe mit einer starken Zuckerlösung übergießt, in einer Temperatur, bey der die Weingährung noch nicht beginnt. Nach den Gesetzen der Endosmose und Exosmose dringt nun durch die Zellenwände der Zucker hinein und die Proteinlösung heraus, so daß die Zuckerlösung nun in einer geeigneten Temperatur eine flüssige Hefe wird, während das zurückgebliebene Ungelöste alle, oder den größten Theil seiner Kraft verloren hat.“ Im Jahresberichte Bd. 27. S. 500 Jahr 1848 sagt Berzelius in Beziehung auf den Lüdersdorff'schen Versuch: „Nachdem der proteinartige Körper ausgezogen worden, waren die Hefenzellen noch unbeschädigt, aber sie erregten in einer Zuckerlösung keine Gährung mehr... Es bleibt noch zu erforschen übrig, warum der die Gährung erregende Körper durch das einstündige Reiben in der Luft bey den Versuchen von Lüdersdorff jenes Vermögen verloren hat.“

Diese Untersuchung ist auch bereits von K. Schmidt ausgeführt worden, und Hr. Schubert hätte sie in den Annalen für Chemie und Pharmacie Bd. 51. S. 168 nachlesen und prüfen können. Schmidt hat das interessante Resultat gefunden, daß die in den Zellen enthaltene Proteinlösung durch den atmosphärischen Sauerstoff unter Ammoniakbildung in der Art verändert wird, daß sie zwar aufgehört hat, ein Ferment für den Zucker zu seyn, aber dafür ein sehr wirksames Ferment für Harnstoff geworden ist.

Hr. Dr. Schubert hat überhaupt den generellen Begriff Gährung in dem speciellen der Weingährung aufgehen lassen. Er scheint zu glauben, daß kein anderer Körper als der Zucker in der Welt existire, welcher eine der Gährung des Zuckers streng analoge Zersetzungsweise befolge. Er hat ganz unberücksichtigt gelassen, wie Harnstoff in Berührung mit gewissen stickstoffhaltigen Körpern (worunter auch die Bier- und Weinhefe gehört) sich in Kohlensäure und Ammoniak spaltet — die Gährung des Salicins, Amygdalins in Berührung mit Emulsin und andern Fermenten ꝛc. Er hat den Begriff der Gährung so einseitig aufgefaßt, daß ihm die Wahrheit verborgen bleiben mußte.

Um Beweise zu geben, daß er sich auf den Gebieten der Chemie und Physik mit gleichem Glücke bewege, hat Hr. Dr. Schubert auch noch die Störungen der Gährung bey Gewittern zu erklären versucht. Ich wünsche ihm, daß kein Physiker dazu genöthigt werde, die Rechte der Physik zu wahren, wie ich die Rechte der Chemie wahren zu müssen glaubte.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the suppression of piracy, with extracts from the journal of James Brooke, Esq. of Sarawak (now H. M. Commissioner and Consul-General to the Sultan and independent Chiefs of Borneo.) By Captain the hon. Henry Keppel, R. N. Third edition. With an additional chapter, comprising recent intelligence by Walter K. Kelly. In two Volumes. London 1847. Vol. I. 429 S.; Vol. II. 315 S. 8.

Die vorliegende Reisebeschreibung des Kapitäns H. Keppel hat binnen Jahresfrist nicht weniger als drey Auflagen erlebt, und schon dieser Umstand wird ihr im Voraus eine günstige Meinung gewinnen. Diese große Theilnahme hat sie dadurch erlangt, daß sowohl Keppel's Kreuzzüge gegen die Piraten, die im Nordwesten von Borneo ihren Sitz haben, und wobey er stromaufwärts an 80 englische Meilen in's Innere dieser großen Insel eindrang, eine höchst interessante Lektüre gewähren, als auch insbesondere dadurch, daß ihm James Brooke seine reichhaltigen Erfahrungen über Borneo mittheilte, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, über diese bisher noch so wenig bekannte, durch ihren Reichthum an Gold, Diamanten, Kampher und andern köstlichen Waaren berühmte, der malayischen Seeräuber wegen aber auch von den Schiffern sehr gefürchtete Insel bedeutende Aufschlüsse über die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner zu liefern. Für England erlangen dieselben aber noch ein ganz besonderes Interesse, da nunmehr durch Brooke's kühne und verständig ausgeführte Unternehmungen die Engländer auf der Nordwestküste Borneo's festen Fuß gefaßt und ihre Handelsunternehmungen hiemit eine neue Richtung gewonnen haben.

Mit Brooke wurde Capitän Keppel bekannt, als letzterer nach Beendigung des chinesischen Kriegs vom Vice-Admiral W. Parker die Weisung erhielt, mit der Dido sich in die Straße von Malakka, einer Station, zu der auch Borneo gehörte, zu begeben, um daselbst den Handel zu schützen und die Seeräuberey zu unterdrücken. Während nun der Kapitän im März 1843 zu Pinang verweilte, erhielt er von dem Gouverneur die Nachricht, daß an der Küste von Borneo Seeräuber einige nach Singapore Handel treibende Schiffe überfallen hätten. Er begab sich daher nach diesem Hafen und machte hier die Bekanntschaft mit Brooke, der bereitwillig die Einladung, auf der Dido nach Sarawak zurückzukehren, annahm, während Keppel keinen angenehmeren und besser unterrichteten Begleiter als eben diesen hätte finden können. Von ihm erhielt nun auch der Kapitän sein Journal, in dem er seine auf Borneo gemachten Erfahrungen aufgezeichnet hatte und diese sind es, welche fast den ganzen Inhalt des ersten Bandes und einen großen Theil des zweyten ausmachen. Von ihnen haben wir daher hauptsächlich zu sprechen, und wir werden bey ihnen in unserer Anzeige auch am längsten verweilen, da in ihnen das Wichtigste zur Kenntniß der Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner niedergelegt ist.

Um zuvörderst den Leser mit der Persönlichkeit von James Brooke bekannt zu machen, so heben wir kürzlich das Wichtigste aus seiner Lebensgeschichte gleich hier zu Anfang hervor. Er wurde am 29. April 1803 geboren und ging nach Indien als Cadet, wo er sich im birmanischen Krieg durch seine Tapferkeit auszeichnete. Ein Schuß, den er in den Unterleib erhielt, zwang ihn, nach England zurückzureisen, um sich daselbst wieder zu erholen. Hierauf kehrte er auf seine Station zurück, verließ aber bald den Dienst und begab sich im Jahre 1830 zur Stärkung seiner Gesundheit und zur Unterhaltung von Calcutta nach China. Auf dieser Reise sah er zum Erstenmal die Inseln des indischen Archipels, Inseln von großer Wichtigkeit und unvergleichlicher Schönheit, und gleichwohl meist vernachläßigt und unbekannt. Durch weitere Nachforschungen kam er bald zur Ueberzeugung, daß Borneo und die östlichen Inseln ein weites Feld zu Unternehmungen und Untersuchungen darbieten. Den malayischen Völkern, so lange der Schrecken der europäischen Handelsschiffe, die Wohlthaten der Civilisation zu bringen, die Seeräuberey zu unterdrücken

und den Sklavenhandel auszurotten, wurde von nun an sein Streben, dem er sich mit der ganzen Kraft eines festen Willens und edler Begeisterung hingab.

Zu diesem Behufe rüstete er ein eigenes Schiff, den Royalist, aus, und besetzte dasselbe mit einer auserlesenen, ihm ganz ergebenen Mannschaft. Zu Ende des Jahres 1838 verließ er damit England und langte am 1. Juny des folgenden Jahres in dem Hafen von Singapore an. Nachdem er hier die nöthigen Vorbereitungen gemacht, die Mannschaft durch 8 Malayen verstärkt und an einem jungen Manne, Williamson, einen Dollmetscher und an dem Dänen Westermann einen Schiffsarzt gefunden hatte, segelte er am 27. July ab, und nahm die Richtung nach dem nordwestlichen Theil der Insel Borneo, wo der im engeren Sinne sogenannte Bezirk Borneo liegt. In diesem Theile, sonst ein Hauptsitz der Seeräuber, hatte jetzt der Radscha Muda Hassim, der als ein Mann von edlem Charakter und als Freund der Engländer gerühmt wurde, eine große Gewalt. An ihn hatte Brooke von der Regierung in Singapore überdieß einen Empfehlungsbrief erhalten und außerdem hatte er an Geschenken und Tauschwaaren Vieles mitgenommen, wodurch er bey dem Radschah einer freundlichen Aufnahme sich versichert halten konnte. Da sich dieser dermalen in Sarawak aufhielt, so warf Brooke daselbst Anker und fand bey Muda Hassim einen sehr günstigen Empfang. Sarawak liegt an einem Flusse gleichen Namens, ohngefähr 25 englische Meilen von der Küste entfernt, und war nur ein gelegentlicher Aufenthalt des Radscha, indem er durch eine Empörung im Innern hier zum Verweilen gezwungen war. Die Stadt besteht aus Lehmhütten, die auf Pfeilern errichtet sind, und mochte damals an 1500 Bewohner zählen, von denen die Mehrzahl zum Gefolge des Radscha und seiner 14 Brüder gehörte, nach deren Entfernung nur eine geringe und arme Bevölkerung übrig bleiben konnte. Sowohl durch eine Excursion den Fluß aufwärts und noch mehr durch eine andere auf dem Lundu wurde Brooke auch mit den Dajakken bekannt. Nachdem er sich hinlänglich informirt hatte, nahm er Abschied von dem Radscha und nach einem kurzen Besuche bey dem Sheriff Sahib, der väterlicher Seits arabischer Abkunft war, kehrte Brooke nach Singapore zurück.

Um Celebes kennen zu lernen, machte er auch dahin einen Abstecher, hielt sich aber daselbst nicht lange auf, um zum zweytenmale Sarawak zu besuchen. Hier fand er ernstliche Vorkehrungen, um die Rebellen zum Gehorsam zurückzuführen, indem der Radscha Muda Hassim von seinem Oberherrn, dem Sultan von Borneo, hiezu gemessene Befehle erhalten hatte. Ein Haufe Malayen und Dajakken wurde gegen die rebellischen Dajakken ausgeschickt und Brooke nahm an diesem Zuge Theil, um dadurch von Land und Leuten sich nähere Kenntniß zu verschaffen. Der Feldzug hatte einen glücklichen Erfolg, die Aufrührer wurden wieder unterworfen und durch Brooke's Vermittlung ihnen günstige Bedingungen zugestanden.

Durch die thätige Mitwirkung, die Brooke bey diesem Feldzuge geleistet hatte, erwarb er sich das Vertrauen des Radscha und seiner Leute, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er hier einen gedeihlichen Erfolg von seinen Bemühungen um Verbreitung der Civilisation, um Unterdrückung der Seeräuberey und Anknüpfung eines geregelten Handelsverkehrs erwarten konnte, indem Muda Hassim die daraus hervorgehenden Vortheile einzusehen anfieng, ließ er sich auf dessen Antrag ein, der dahin gieng, daß Brooke unter dem Titel eines Radscha die Verwaltung des Bezirks Sarawak übernehmen sollte.

Es läßt sich leicht denken, daß die Ordnung völlig ungeregelter und verwirrter Verhältnisse dem neuen Radscha, der nicht nach malayischer, sondern nach englischer Weise sein Amt verwalten wollte, ungeheure Mühe machte, und daß er damit anfangs nur langsam vorrücken konnte. Seine Untergebenen waren Dajakken und Malayen, von denen die ersteren die Mehrzahl ausmachten, gleichwohl aber von letzteren auf jede Art mißhandelt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Mai.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido.

(Fortsetzung.)

Dabey standen die einzelnen kleinen Stämme der Dajakken unter sich selbst in beständiger Feindschaft, und überfielen einander, um Köpfe abzuschneiden, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft zu schleppen und Dörfer und Felder zu verwüsten. Am Grausamsten wütheten die Piraten, an deren Geschäft sowohl Malayen als Dajakken Theil nehmen, und die mit ihren leichten und schnellsegelnden Schiffen unerwartet bald da und dort erschienen und längs der Küsten wie auf den Flüssen ihr schreckliches Gewerbe trieben. Das Elend der Bewohner von Sarawak und des ganzen Bezirkes war so groß geworden, daß binnen zehn Jahren die Hälfte der Bevölkerung umgekommen, verjagt oder in Sklaverey geschleppt war.

Unter solchen Verhältnissen hätten Brooke's eigene Kräfte nicht ausgereicht, um seinen Untergebenen einen sichern Schutz, zumal gegen die Piraten, die mit ganzen Flotten ausliefen, zu gewähren, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Kapitän Keppel den Auftrag erhalten hätte, gegen diese Freybeuter eine Expedition zu unternehmen. Hier war es nun, wo er in Singapore mit Brooke, der dahin in Geschäften gekommen war, zusammentraf und von ihm den besten Aufschluß über die Wohnsitze und Schlupfwinkel der Piraten erlangen konnte. Mit ihm zugleich segelte Keppel nach Sarawak, und begann hier in kühnen Unternehmungen die Raubnester derselben, die sie stromaufwärts angelegt hatten, zugleich mit ihren Flotten zu verbrennen. Was Kapitän Keppel begonnen hatte, setzte dann, nach dessen Abberufung, Kapitän Belcher fort, und Schrecken und Entsetzen verbreitete sich nun unter den Fluß- und Seeräubern, die bisher ganz ungestört ihr Handwerk getrieben hatten. Brooke konnte jetzt hoffen, daß er mit der Herstellung der äußern Sicherheit seinen Untergebenen einen Wohlstand begründen könnte, wie er bisher in diesen Ländern etwas ganz Unbekanntes war.

Indeß so leicht sollte es ihm doch noch nicht damit werden. Der Radscha Muda Hassim war zwar mit größter Bereitwilligkeit auf die Unterdrückung der Seeräuberey und der Plünderungszüge überhaupt eingegangen, nicht so aber viele andere Malayen-Häuptlinge, die gerade von diesen Raubzügen ihre Haupteinkünfte bezogen. Sie brachten den schwachen Sultan von Borneo auf ihre Seite, die geschlossenen Verträge zu brechen und dieser ließ den Radscha Muda Hassim und Alle, die es mit den Engländern zur Unterdrückung des Piratenwesens hielten, ermorden und gab Befehl, auch Brooke aus dem Wege zu schaffen. In dieser Absicht kam ihm aber der Admiral Cochrane zuvor, indem letzterer plötzlich vor Borneo erschien, die Batterien, welche die Mündung des Bruniflußes decken sollten, zerstörte und die Hauptstadt in Besitz nahm. Der Sultan mußte sich unterwerfen, die Verträge mit England erneuern und die Insel Labuan an letzteres abtreten. Brooke wurde von der englischen Regierung als General-Consul bey dem Sultan und den unabhängigen Häuptlingen von Borneo ernannt, wo-

mit er in der That der Sultan des ganzen Landstriches von Point Api bis Malludi, einer Küste von 700 Meilen Länge, geworden war, denn die Macht des malayischen Herrschers war nunmehr für immer gebrochen. Zum Glück, daß diese Gewalt in die Hände eines Mannes übergieng, der sie nur gebrauchte, um unter einem ganz demoralisirten, ins äußerste Elend herabgesunkenen Volke die Segnungen der Civilisation zu verbreiten. Nach allen neuern Berichten sind seine Bemühungen daselbst vom gedeihlichsten Erfolge gekrönt.

Hiemit haben wir in der Kürze den historischen Verlauf von der Thätigkeit Brooke's, Keppel's und der Nachfolger des letzteren angegeben und wollen nun ausführlicher auf die Ergebnisse eingehen, die durch sie für Länder- und Völkerkunde gewonnen worden sind, da bisher unsere Kenntniß von Borneo, zumal von dessen nördlichem Theile, eine höchst mangelhafte gewesen ist. Das 9. Kapitel des zweyten Bandes des vorliegenden Werkes giebt uns hierüber die wichtigsten Aufschlüsse und diese wollen wir hiemit im Auszuge zur Vorlage bringen.

Die Nordwestküste von Borneo ist nur dünn bevölkert und die Eingebornen, welche die Ufer einiger der schönsten Flüße bewohnen, unterscheiden sich durch Lebensweise und Sitten und haben nur wenig Verkehr untereinander. Die Süd-, Ost- und Nordostküste von Borneo ist auch nur schwach bewohnt und überdieß sehr wenig bekannt. Es leben hier mehrere Abtheilungen der Malayen und verschiedene Stämme von Dajakken, die gelegentlich Krieg miteinander führen und die Seeräuberey zu ihrem Hauptgeschäfte machen. Der nördliche Theil der Insel war ehemals im Besitz der englisch-ostindischen Compagnie, welche auf der Insel Balambangan eine Niederlassung und Faktorey hatte, die im Jahre 1775 von den Sulus überrumpelt und geplündert wurde, und seitdem verlassen war.

Das Uebrige von der nordwestlichen Küste wird nunmehr das eigentliche Borneo (Borneo Proper) genannt, zum Unterschiede von dem Namen, der jetzt gewöhnlich der ganzen Insel gegeben wird, deren ursprünglicher Namen Kalamantan war und Bruni der der nun Borneo genannten Stadt. Letztere war wahrscheinlich der erste Küstenpunkt, den Europäer besuchten, die dann die besondere Benennung der ganzen Insel beylegten. Die Provinz Sarawak, die vom Sultan nunmehr ganz an Brooke abgetreten ist, liegt am südwestlichen Ende von dem Reiche Borneo, hat längs der Küste eine Ausdehnung von ohngefähr 60 und im Durchschnitte eine Breite von 50 englischen Meilen. Sie ist von Flüssen und Bergen durchzogen und hat ein gesundes Klima. Der Boden und seine Producte sind von der reichsten Art und Kapitän Keppel meint, es sey nicht zu viel gesagt, wenn man behaupte, daß in der ganzen Welt nicht ein anderer Fleck von gleicher Größe gefunden werden könnte, der denselben Reichthum aus dem Mineral- und Pflanzenreiche aufzuweisen hätte. Die Ebenen sind vortrefflich zum Reisbau geeignet und die Dajakken befassen sich gern mit demselben; die tiefern Gründe eignen sich außerdem zum Erzeugniß des Sago, so wie für Zuckerrohr und für Zimmerholz von der vortrefflichsten Art zum Schiffsbau wie zu andern nützlichen Zwecken. Die hügeligen Gegenden so wie die Abhänge der höhern Berge gewähren alle Vortheile zur Gewinnung von Muskatnüssen, Kaffe, Pfeffer und andern werthvollen tropischen Produkten. Außer diesen Artikeln giebt es Vogelnester, Bienenwachs und verschiedene Arten riechender Hölzer, die von Singapore begehrt und von den Dajakken herbeygeschafft werden.

Das Mineralreich liefert Diamanten, Gold, Zinn und Antimonerz; auch von Kupfer wird berichtet. Diamanten sollen in großer Anzahl und von schönem Wasser gefunden werden. Mit Goldsuchen befassen sich an 3000 Chinesen; die Menge Golds, die jährlich in Sambas zusammengebracht wird, läßt sich auf 130,000 Bunkals, d. h. auf mehr als eine halbe Million Sterling schätzen.

Die Einwohner bestehen aus 3 Klassen, nämlich aus Dajakken, Malayen und Chinesen. Die ersteren sind die Urbewohner und der Name Dajakk wird von allen wilden Völkern der Insel Borneo gebraucht, obwohl sie sich selbst dieses Ausdrucks nicht bedienen und nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sitten und Lebensweise nach untereinander sehr differiren. Als die Hauptvölkerschaften der Dajakken bezeichnet Brooke folgende.

1) Die Dunsun oder die Dorfbewohner des nördlichen Endes der Insel sind ein Stamm, mit dem Brooke in keine persönliche Berührung kam; ihr Name jedoch bezeichnet sie als ein ackerbauendes Volk. Sie sollen nicht tatuirt seyn, des Sumpitans (eines Blaserohrs, woraus vergiftete Pfeile geschossen werden) sich bedienen und einen eignen Dialect haben.

2) Die Murut bewohnen das Innere des eigentlichen Borneo, sind nicht tatuirt, gebrauchen den Sumpitan und haben einen besondern Dialect. In denselben Localitäten und ähnlich den Murut giebt es einige Stämme, die Bisaya genannt werden.

3) Die Kadians oder Idaans der Reisenden bedienen sich des Sumpitan und haben ebenfalls einen eigenthümlichen Dialect; in anderer Hinsicht unterscheiden sie sich jedoch keineswegs von den Bornesen, weder in Religion, noch in Tracht und Lebensweise. Sie sind ein industriöses friedliebendes Volk, welches den Boden in der Nähe des eigentlichen Borneo und bis gegen Tanjong Barram bebauet. Die herunter gekommene Hauptstadt ist größtentheils von ihnen abhängig und wegen ihrer Anzahl und Industrie bilden sie eine schätzbare Bevölkerung. Im Innern und am Balyet Fluße lebt ein gleichfalls Kadian genannter und nicht zum Islam übergetretener Stamm, der noch die Sitte des Kopfabschneidens beybehalten hat.

4) Die Kayan bilden das zahlreichste, mächtigste und kriegerischste Volk von Borneo. Sie sind Binnenländer und ihr Wohnsitz erstreckt sich von ohngefähr 60 Meilen landeinwärts von Tanjong Barram bis zu derselben Ausdehnung weiter im Innern, unter 3° 30′ N. und von da über die Insel wahrscheinlich bis zu einer ähnlichen Entfernung von der Ostküste. Ihre Sitten, Gebräuche und Kleidung sind eigenthümlich und zeigen meist die charakteristischen Züge eines wilden und unabhängigen Volkes. Die Malayen der Nordwestküste fürchten die Kayans und besuchen selten ihr Gebiet; die Millanows aber stehen in gutem Vernehmen mit ihnen und dadurch sind manche ihrer Eigenthümlichkeiten bekannt geworden. Sie werden beschrieben als außerordentlich gastfrey, freygebig und gefällig gegen die Fremden, festhaltend an ihrem Wort und ehrlich in ihren Geschäften; dagegen sind sie auch wild und blutdürstig und wenn sie einmal in einer Expedition begriffen sind, morden sie ohne Schonung. Die Kayans sind zum Theil tatuirt, bedienen sich des Sumpitan, haben mehrere Dialecte und sind merkwürdig wegen der seltsamen und auffallend verstümmelnden Sitte, die von den Männern angenommen ist und derer von Raffles gedacht wird.

5) Südwärts und westwärts von Barram sind die Millanows, welche die Flüsse nicht weit vom Meere bewohnen. Sie sind im Allgemeinen ein intelligenter, industriöser und thätiger Stamm, und befleißigen sich hauptsächlich der Kultur des Sagos und des Sammelns des berühmten Kamphers. Ihr Gebiet erstreckt sich von Tanjong Barram bis Tanjong Sirak. Von Person sind sie stark und wohlgebaut, von mittlerer Größe, runden gutartigen Gesichtszügen und schöner als die Malayen. Es giebt mehrere Dialecte unter ihnen, sie bedienen sich des Sumpitan und sind nicht tatuirt. Sie behalten die Practik des Kopfabschneidens bey, streben aber selten darnach und haben wenig von der Wildheit der Kayan.

6) In der Nachbarschaft der Kayans und Millanows giebt es einige wilde Stämme, Tatows, Balanian, Kanowit u. s. w. genannt, die wahrscheinlich nur einen Zweig der Kayans bilden, obschon sie sorgfältig über den ganzen Leib tatuirt sind.

7) Die Dajakken werden in Dajakk Darat und Dajakk Laut oder Land- und See-Dajakken eingetheilt; ein Unterschied, der übrigens nur von äußern Umständen abhängt. Die Stämme des Sarebus und Sakarran, welche Flüsse in der tiefen Bai zwischen Tanjong Sipang und Tanjong Sirak bewohnen, sind mächtige Gemeinschaften und gefürchtete Piraten, welche die Küste in großen Flotten verwüsten und ohne Unterschied morden und plündern; dieß darf jedoch keineswegs für ein Abzeichen der Dajakken gehalten werden. Auf diesen Zügen gesellen sich ihnen oft die Malayen bey und sie dienen diesen auch als Werkzeuge zur Unterdrückung der See-Dajakken. Die Sarebus und Sakarran sind ein schöner Menschenschlag, besser gestaltet als die Malayen, mit scharfen durchdringenden Augen,

dünnen Lippen und gefälligen Gesichtszügen, obwohl häufig mit einem Ausdruck von Verschlagenheit. Die Balows und Siwnowans sind liebenswürdige Stämme, entschieden kriegerisch, aber nicht räuberisch. Die See-Dajakken tatuiren sich nicht, bedienen sich auch nicht des Sumpitans; ihre Sprache assimilirt sich genau mit der malayischen, war aber ursprünglich ohne Zweifel identisch mit der der inländischen Stämme. Sie begraben ihre Todten und legen ihnen ins Grab einen großen Theil des Vermögens, das letzteren angehörte, oft bis zu einem beträchtlichen Betrage an Goldschmuck, Waffen und Krügen. Die Hochzeitsfeyerlichkeit besteht darin, daß zwey Stück Geflügel getödtet und mit dem Blute das neue Ehepaar an Stirn und Brust bespritzt wird, worauf der Häuptling oder ein alter Mann ihre Köpfe mehrmals aneinander stößt und die Ceremonie mit Lustbarkeiten und Schmausereyen beschlossen wird. In diesen beyden Beziehungen sind sie von den Land-Dajakken verschieden.

Nach dieser Aufzählung der wilden Völker der Insel, wobey der Verfasser noch bemerklich macht, daß so beträchtlich auch die Verschiedenheit der Dialecte ist, sie doch entschieden aus einem gemeinschaftlichen Stamme sich ableiten lassen, geht er zu einer specielleren Schilderung der Land-Dajakken über.

In dem Landstrich, den sie bewohnen und der Sambas, Landak, Pontiana, Sangow, Sarawak u. s. w. begreift, sind zahlreiche Stämme, die alle in den hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten übereinkommen und fast desselben Dialects sich bedienen. Brooke ist zwar zunächst nur mit den Stämmen am Sarawak und einigen andern, die weiter im Innern außerhalb der malayischen Herrschaft wohnen, bekannt; er giebt jedoch die Versicherung, daß die Beschreibung eines Stammes für alle gelten kann, da sie so wenig verschieden sind.

Diese Dajakken sind seit undenklichen Zeiten als die Leibeignen der Malayen angesehen worden und die Radschas betrachten sie nicht viel anders als eine Heerde Ochsen, d. h. als ein persönliches und verfügbares Eigenthum. Sie wurden mit Arbeiten und Abgaben überladen und konnten sie diese nicht leisten, so wurden ihre Weiber und Kinder in Sklaverey geführt. Dazu waren sie den beständigen Ueberfällen der Malayen und Sakarran-Dajakken ausgesetzt, welche all ihr Habe fortschleppten oder zerstörten, die Männer erschlugen, die Weiber und Kinder zu Sklaven machten, die Dörfer verbrannten und die Fruchtbäume umhieben. Es war dahin gekommen, daß die Dajakken am Sarawak nicht länger in Stämmen zusammenleben konnten, sondern wie ein gejagtes Wild in den Gebirgen und in den Wäldern vereinzelt ihre Zuflucht suchten. Im Laufe von zehn Jahren war die Bevölkerung auf die Hälfte herabgesunken und ihre Ausrottung in der Provinz Sarawak wäre nicht mehr fern gestanden, wenn nicht eine höhere göttliche Leitung Brooke herbeygeführt und ihren Leiden ein Ziel gesteckt hätte.

In Sarawak leben auf ohngefähr 50 Quadratmeilen 20 Stämme. Die hier ansässigen Dajakken haben ein nicht ungefälliges Ansehen; das Gesicht ist gutartig mit einem milden und unterwürfigen Ausdruck, die Augen sind weit auseinander gerückt und die Gesichtszüge bisweilen wohlgebildet. Die Weiber sind nicht so gut geformt als die Männer. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Stück Zeug von ohngefähr 15 Fuß Länge, das zwischen die Beine gezogen und um die Hüften befestigt wird; hiezu kommt noch ein eigenthümlicher Kopfputz. Die Arme und Beine sind oft mit Ringen von Silber, Messing oder Muscheln geziert; der Hals mit Bändern von Menschenzähnen oder denen von Bären, Hunden oder weißen Kugeln. Ein Schwert an der einen Seite, ein Messer und Betelkörbchen an der andern machen den gewöhnlichen Anzug des Mannes vollständig. Die Weiber tragen einen kurzen Unterrock, der von den Lenden bis zum Knie reicht, um die Hüften Ringe von Messing oder rothen Bambus und bisweilen Zierrathen an dem Arm. Die Haare werden lang getragen, die Ohren sind durchbohrt und gelegentlich werden messingne Ohrringe eingehängt; die Zähne der jungen Leute werden bisweilen spitz gefeilt und gefärbt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler. Von K. Fr. Hermann (vorgelesen am Winkelmannstage, den 9. December 1846.) 72, 8.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon. Von F. W. Schneidewin. 71.
3. Das Satyrspiel. Nach Maaßgabe eines Vasenbildes dargestellt von Friedrich Wieseler. 205.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit. Von A. Ellissen. Erste Abhandlung: Momente aus der Geschichte Athens von der Begründung der römischen Herrschaft in Griechenland bis zum ersten Einfall der Gothen in Attika. 132.
5. Ueber Cicero's Akademika. Von A. B. Krische. 74.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Ascalon. Abhandlung von Eble im Programm des Offenburger Gymnasiums (1847.) 31.

Diese Schriften gehören der größern Anzahl nach dem Jahrgang 1847 der „Göttinger Studien“ an, wo sie neben andern aus den Gebieten der Philosophie, Aesthetik, Kunstgeschichte, wie der altdeutschen und orientalischen Philologie ihre eigentliche Stelle einnehmen; indeß hat die Verlagsbuchhandlung Vandenhoek und Ruprecht für die Separatabdrücke von jeder einzelnen gesorgt und dadurch die Benützung dieser meistentheils sehr gediegenen und wichtigen Abhandlungen erleichtert. Wenn wir in unserer Anzeige die „über Platons Phaedros, von A. B. Krische“ nicht berühren, so geschieht dieß, um einem mit Plato seit vielen Jahren beschäftigten Freund nicht vorzugreifen; dafür möge es uns gestattet seyn auf desselben in den Göttinger Studien früher erschienene Schrift über Ciceros Academica hier zurückzugehen.

In 1 trägt der berühmte Verfasser seine Ideen über die Entwicklung der griechischen Kunst, d. i. Plastik und Malerey vor. Er schließt sich dabey nur in der allgemeinen Eintheilung an das eben diesen Titel führende Werk Schorns an, indem hier wie dort die Thätigkeit des Künstlers in eine poetische, eine wissenschaftliche und eine technische Seite zerfällt; wie aber ein griechischer Meister sich Technik und Wissenschaft aneignete, und welcher Eindrücke er bedurfte, um ideale Schöpfungen ins Leben zu rufen, das hat Schorn nicht angegeben, und ist auch von O. Müller in seinem Handbuch nicht erschöpfend nachgewiesen worden; weßhalb man sich freuen darf, daß Hermann, dem neben einem ausgebildeten Kunstsinn die reichste Gelehrsamkeit zu Gebot steht, diesem Gegenstand eine besondere Untersuchung gewidmet hat, von der wir die wesentlichsten Resultate jetzt wiederholen.

Die künstlerische Erfindung ist bekanntlich durch Wissenschaft (σοφία), wie diese durch Technik (τέχνη) bedingt; merkwürdig ist nun, wie letztere nach antiker Vorstellungsweise mit dem Handwerk zusammenfällt, und selbst die Sprache für beydes gleiche Ausdrücke hat; das Vorurtheil des Publikums sah sogar in Malern und Bildhauern noch βάναυσοι, (vgl. Galen. Protr. c. 14. Senec. epp. 88), weil

allerdings auch der größte Künstler, so lang er thätig ist, nicht aufhört, mit seiner Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Siehe Plut. Pericl. 2. Denn daß die Kunst nur nach Ruhm und Ehre strebte, und nicht nach Brod ging, ist eine durchaus unbegründete Annahme (vgl. Wachsmuth Hell. Alterthumsk. II 829), die sich auf wenige außergewöhnliche Fälle stützt, während sie durch zahlreiche Beweise des Gegentheils widerlegt wird. Wie das Handwerk vererbte sich die Kunst gewöhnlich vom Vater auf den Sohn, und nicht standen, wie bey uns, die Künstler isolirt den Zünften der Werkmeister gegenüber. Die Erscheinung, daß in gewissen Familien dieselbe Kunst fort und fort gepflegt und nicht bloß eigenthümliche Erfahrungen, sondern auch das Talent hereditär wurden, muß, den wenigen zerstreuten Nachrichten zufolge, die zu uns gelangt sind, sehr gewöhnlich gewesen seyn, und daraus erklärt sich, wie auch die einzelnen Orte, an welchen die Kunst geübt wurde, einen bestimmten Charakter der einheimischen Produktion aufweisen konnten, selbst wenn sich der Kreis der artistischen Beschäftigung über den der Familie ausgedehnt hatte. Diese örtlichen Unterschiede können in der Wassermalerey jetzt noch verfolgt werden. Jemehr indeß die Kunst in ausgezeichneten Meistern über die bloße Technik sich erhob, um so häufiger trat freye Wahl von Seiten der Lehrlinge an die Stelle ererbten Berufs, besonders, als die größten Männer ihres Faches aufgehört hatten, bloß in der Heimath zu arbeiten, vielmehr allerwärts eingeladen die Lust zu ihrer Kunst bey Vielen rege machten. Auf diese Weise bildeten sich auch Successionen zwar anderer Art, als jene frühern, bey welchen man aber doch die Vorstellung einer geschlechtlichen Fortpflanzung fest hielt. Man sehe Paus. 6, 4, 2, wo von einem Künstler im vierten Glied, ibid. 6, 3, 2, wo von einem im fünften, und 6, 3, 4, wo gar von einem im siebten Glied gesprochen wird.

Die in solchen Schulen geübte Technik mußte natürlich immer sicherer und wissenschaftlicher werden; wir lernen aus Plin. 35, 12, 45, daß der Maler Pamphilus sogar die Besitzgüter mathematischer Kenntnisse zur Bedingung des Eintritts in seinen Unterricht machte. Ueber die Einzelheiten der Technik fehlt es sehr an Nachrichten bey den Schriftstellern, Einiges veranschaulichen uns die Bildwerke, in denen Werkstätten nebst den verschiedenen Verrichtungen darin dargestellt sind; vgl. Gerhard Trinkschalen des K. M. Tab. XII, XIII, Micali Monum. T. 49. Roulez Bull. de l'Acad. Belg. T. XIII, p. 9.

Außer der Vorbereitung durch die Schule gilt allgemein die Betrachtung von Meisterwerken für ein vortreffliches Bildungsmittel des angehenden Künstlers. Dieses mußten sich aber die Griechen erst selbst schaffen; keine andere Nation hat ihnen vorgearbeitet. Wollte man die Anfänge griechischer Sculptur aus Aegypten herleiten, so sind jene steifen Figuren auf jeden Fall keine Muster; dann haben auch die ältesten Versuche der Art in Griechenland als Rundwerke einen Vorzug vor den nie freystehenden Aegyptischen (vgl. Schnaase, 1, 446). Uebrigens stellt Hermann, wie Schöll, Campana, Thirlwall u. A. einen Aegyptischen Einfluß durchaus in Abrede; diese Unbehülflichkeit und Plumpheit, die überall das Zeichen der Kindheit einer Kunst ist, kann als allgemeiner Durchgangspunkt nicht wohl zum Beweis der fremden Abkunft hellenischer Plastik verwendet werden. Das eigentliche Studium musterhafter Werke trat in Griechenland erst spät ein; selbst die Künstler der macedonischen Epoche gingen lieber ihren eigenen Weg, als daß sie dem ihnen allerdings wohlbekannten Styl eines Phidias oder Polyklet gefolgt wären.

Glänzende Wirkung im Einzelen zu erzielen, war namentlich Lysipps Streben; das versteht nach Hermanns Deutung Plinius (34, 8, 19) unter argutiae operum, es ist „jenes affektirte und erkünstelte Leben, das mit derselben frostigen Berechnung wie bey Theokrit oder Kallimachus in jeden einzelnen Zug gelegt wird.“ Das Haschen nach picantem Effekt nannten die Zeitgenossen jenes Künstlers Nachbildung der Natur. An Copien älterer Werke dachte man ebenfalls nicht, wohl aber an Vervielfältigung von Porträtbüsten in Gyps oder Wachs, die Lysipps Bruder Lysistratus einführte, welcher die sprechende Aehnlichkeit ebenfalls als eigentliches Problem seiner Kunst ansah und erstrebte, (vgl. Plin. 35, 12, 44). Zur Nachbildung alter Meisterwerke

wurden die griechischen Bildhauer und Maler erst durch die Römer veranlaßt, welche den Mangel eigener Produktivität durch eine unbefangene Anerkennung des Trefflichsten, was Griechenland geschaffen hatte, ersetzten und wo sie nicht vermochten, in den Besitz der Originale selbst zu gelangen, wenigstens gute Copien zu erhalten suchten. Auf diese Weise waren die Griechen angewiesen, ihre Kunst wieder aufzufrischen, da, um auch nur als Copist zu befriedigen, die sorgfältigste Betrachtung und Aneignung jener antiken Kunstschätze vorausgegangen seyn mußte. Was man Jahrhunderte hindurch nur aus religiösem Bedürfniß in Ehren gehalten hatte, oder auch als ein von uralten Ahnen vererbtes Kleinod, gewann plötzlich einen neuen Werth als großes, von Römischen Kunstenthusiasten begierig aufgesuchtes und angestauntes Meisterwerk. Jetzt fing man an, mit etwas mehr Sinn für das Artistische, nicht bloß aus historischem Interesse die Tempel, gleichsam als Kunstgalerien zu durchmustern; hiemit war geraume Zeit schon vor Pausanias (vgl. 5, 20) die Abfassung von Reisebeschreibungen, oder von Kunstgeschichten nöthig geworden, man bedurfte ihrer, um in der ungeheuren Masse des Sehenswerthen sich orientiren zu können. Es versteht sich, daß der erwachte Kunstsinn der Griechen nicht bey der bloß nachbildenden Thätigkeit stehen blieb; abermals thaten sich bedeutende Talente hervor; unter die Produkte dieser Zeit zählt der Verf. auch den Laokoon, freylich im Widerspruch mit mehrern Archaeologen, die noch neuerdings die Gruppe der Macedonischen Epoche vindicirt haben; andrerseits aber mußte diese weniger schaffende als nachahmende Kunst auf den Abweg gerathen, die verschiedenen Stile der Vorbilder zu vermengen und selbst archaistische Starrheit mit der Eleganz späterer zu vermählen.

Wir haben gesehen, daß der Höhezeit selbst keine Muster vorlagen, sie war also auf Betrachtung der Natur allein hingewiesen; da indeß auch die Natur in ihren Hervorbringungen niedere und höhere Grade der Schönheit darbietet, bedarf der Künstler, der sie in ihren edelsten Gestalten wiedergeben will, auch der ausgedehntesten Naturstudien. So ist es keineswegs erst die lysippische Zeit, für welche sich das künstlerische Studium schöner Menschenkörper nachweisen läßt; gerade die meisten urkundlichen Beyspiele dieses Studiums steigen um ein Jahrhundert früher in die Zeit der höchsten und wahrsten Kunstblüthe herauf; und bereits auf den früheren Stufen ist dasselbe Bestreben wahrzunehmen, wenn auch theilweise durch das Conventionelle priesterlicher Satzungen beengt.

(Fortsetzung folgt.)

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido.

(Schluß.)

Die Dajakken, so wie sie Brooke kennen gelernt hat, sind gutartig und lenksam, dankbar für Wohlthaten, industriös, züchtig, einfach, wahrhaft und festhaltend am gegebenen Wort. Der Zustand derer, die unter Brookes Leitung kamen, hat sich schnell gebessert und es läßt sich mit Recht erwarten, daß von Sarawak aus die Civilisation sich weiter unter den Urbewohnern Borneos ausbreiten wird.

Zur Ergänzung dieser Schilderung mag noch Einiges zugefügt werden, was Brooke bey Gelegenheit eines Besuches der Sibnowan-Dajakken, die am Lundu-Fluße wohnen, über diese im dritten Kapitel des ersten Bandes gesagt hat. Er besuchte sie in ihrem Dorfe Tungong, das von einer Einpfählung umgeben war, innerhalb welcher nur ein einziges ungeheures Haus für die ganze Bevölkerung sich befand, und außerdem noch 3 oder 4 kleine Hütten für Malayen. Dieses Haus hatte eine Länge von nicht weniger als 594 Fuß; der vordere Hauptraum nahm diese ganze Länge und dabey die Breite von 21 Fuß ein. Der hintere Raum ist durch Matten in die verschiedenen Gemächer der einzelnen Familien abgetheilt und von diesen aus führen 45 Thüren zu dem vordern öffentlichen Raume. Der Boden dieses Hauses steht 12 Fuß über dem Grunde und man kann zu ihm nur vermittelst eines eingekerbten Stammes aufsteigen. Vorn befindet sich eine

große Terrasse von 50 Fuß Breite, die nebst dem großen vordern Raume nicht bloß zur Aufnahme der eigentlichen Hausbewohner, sondern auch der Schweine, Hunde, Affen und des Geflügels bestimmt ist, und wo zugleich die gewöhnlichen Hausarbeiten vorgenommen werden. Man kann sich einen Begriff von dem Durcheinander in diesen Räumen machen, wenn man erfährt, daß dieses Haus nicht weniger als 400 menschliche Bewohner zählt.

Die Sibnowan-Dajakken sind im Allgemeinen gut gebildet, von großer Rührigkeit, aber ohne besondere Muskelentwicklung; ihre Größe ist nur mittelmäßig, denn der größte unter mehreren gemessenen Männern hatte bloß eine Höhe von 5′ 4″. Ihre Farbe ist eben so dunkel als die der Malayen und die Form ihrer Gesichtsbildung spricht nicht für die Meinung, daß sie einen verschiedenen Ursprung haben. Sie verheirathen sich nie mit Malayen und die Keuschheit ihrer Weiber läßt keine Vermuthung einer anderweitigen Vermischung zu. Die Augen sind klein und lebhaft und die Nase ist gewöhnlich verflacht; beyde Geschlechter tragen das Haar lang und aufgerichtet, nur die Männer schneiden es oft kurz ab.

Der Mann heirathet nur Eine Frau, muß aber, bevor er dazu Erlaubniß erhält, den Schädel eines von ihm erlegten Feindes vorzeigen können; auch das gemeinsame Wohnhaus war mit einer Reihe von Menschenschädeln verziert. Concubinat ist unbekannt und Fälle von Verführung und Ehebruch kommen nur selten vor. Den Weibern sind zwar alle häuslichen Plackereyen und Arbeiten überlassen, sonst aber leben sie in den meisten Stücken in einem so freyen Verhältnisse wie in Europa. Von einem göttlichen Wesen scheinen diese Dajakken wenig oder gar keine Idee zu haben und es giebt bey ihnen weder Priester noch Ceremonien. Der Häuptling hat in Friedenszeiten nur eine sehr geringe Gewalt. In Verfertigung von Eisenwaaren sind sie berühmt; auch bauen sie geschickt große Kähne.

Uebrigens, wie schon früher erwähnt, kommen unter den entferntern Dajakkenstämmen vielerley Verschiedenheiten in Sitten und Gebräuchen vor. Schon am Sarawak giebt es Dörfer, die aus vielen einzelnen Häusern bestehen; andere verehren ein göttliches Wesen und bringen ihm Opfer dar. Die Stämme sind zu lange schon von einander getrennt und die Einwirkung auf sie durch die Malayen, Chinesen und früher wahrscheinlich auch durch Hindus hat bereits Mancherley an ihren alten Gebräuchen und Sitten geändert. Jedenfalls bilden sie einen begabten Menschenschlag, der, wenn erst das Christenthum sich seiner bemächtigt hat, zu schönen Erwartungen für die Zukunft berechtigen dürfte.

Selbst gegen die Malayen ist Brooke theilweise günstiger gestimmt als es die meisten Reisenden sind. Er gesteht gerne zu, daß die Radschas und ihr Gefolge in der Regel zu den lasterhaftesten Menschen gehören, dagegen rühmt er es den Malayen, die entfernt von ihren Großen im Innern des Landes leben, nach, daß er sie friedfertig, dankbar und gehorsam der Regierung gefunden hätte. Ein durchgreifender Fehler im Charakter der Malayen sey ihr gänzlicher Mangel an Aufrichtigkeit und Offenheit; Wahrhaftigkeit sey eine ihrer seltensten Eigenschaften, und aus der Unterdrückung eines Ungläubigen machten sie sich gar kein Gewissen.

Zum Schluße wollen wir nur noch auf das siebente Kapitel des zweyten Bandes aufmerksam machen, in welchem Brooke eine Aufzählung der Hauptsitze der Piraten im malayischen Archipel und ihrer bewaffneten Macht giebt, und dann die gehörigen Mittel zu ihrer Unterdrückung und in deren Folge zur Erweiterung des brittischen Handels in diesen Gegenden darlegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4 Mai

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Das treue und liebevolle Auffassen der Natur, besonders der des menschlichen Körpers, war freylich auch durch die vortheilhaftesten Einflüsse des Klimas und den feinsten Schönheitssinn der Nation begünstigt, der sich bereits entfaltet hatte, ehe noch ein bedeutender Schritt in der bildenden Kunst gethan war; die wirkliche Umgebung rührte selbst die Fähigkeit Ideales zu erdenken und zu gestalten, die Spiele der männlichen Jugend in den Gymnasien, die Reigen und Aufzüge der Jünglinge und die mimisch-orchestischen Produktionen schärften den Blick und das Gefühl für Schönheit, ohne daß eine bestimmte Absicht bey dem Bildner vorausgesetzt werden müßte, den frühern Meistern wenigstens glaubt der Verf. eine solche nicht beylegen zu dürfen; auch als in das Kunstleben der Einfluß eines geistig bewegten Zeitalters eingedrungen war, vermied man es wenigstens, den Ausdruck der reinen Individualität wiederzugeben, und betrachtete ausgezeichnete Gestalten nur als Mittel, um das höchste Ideal menschlicher Schönheit zu erfassen, (vgl. die bekannte Erzählung von Zeuris bey Dionys. Hal. V. 417. ed. R. Plin. 35, 9, 36.). Erst Lysipp entfernte sich von dieser Regel und machte sich die Nachbildung der individuellen Gestalt zur Aufgabe; hatte man früher bey Athletenbildern geflissentlich von einer ganz entsprechenden Aehnlichkeit abgesehen, so galt es von nun an das Charakteristische im Aeußern bedeutender oder hochgestellter Personen, gleichviel ob schön oder nicht, hervorzuheben, bald glaubte man am undankbarsten Stoff vorzugsweise die Virtuosität des Künstlers zeigen zu müssen.

Die Abnahme der schöpferischen Kraft und die Richtung auf specielle täuschende Wahrheit machte die Nothwendigkeit eines mehr wissenschaftlichen Betreibens der Kunst fühlbar. Nicht als ob Phidias der Perspektive unkundig gewesen wäre, oder Polyklet von Meßkunst nicht die erforderliche Kenntniß besessen hätte; aber die Methode der spätern, weniger von Begeisterung gehobenen Meister verlangte in bey weitem höhern Grad jene Hülfsmittel, welche Pamphilus in die Propaedeutik der Kunststudien einführte. In dieser Epoche kommt es häufig vor, daß bedeutende Künstler theoretische Werke verfassen; selbst Apelles, von welchem Plinius 35, 10, 36 berichtet: picturae plura solus quam ceteri omnes contulit voluminibus quoque editis, quae doctrinam ejus continent.

Schließlich spricht der Verf. von der Conception des Künstlers. Indem er anerkennt, daß die geistige Thätigkeit des Genius immer ein Geheimniß bleibt, sucht er wenigstens die äußern Bedingungen derselben nachzuweisen und rechnet darunter „vor Allen die mythischen Ueberlieferungen des griechischen Volkes selbst, wie sie theils in seinem Cul-

tus zu bedeutsamen und eindrucksvollen Ceremonien ausgeprägt, theils von den Dichtern zu den reichen und reizenden Organismen verschmolzen worden waren, in welcher sich die Lebensfrische der Gegenwart mit dem Adel der Vergangenheit vermählte." Um diese Objekte kunstmäßig zu reproduciren, genügt keineswegs die Nachahmung der Natur in ihren edelsten Formen, hier muß die Phantasie wirken, „welche auch das darstellt, was sie nicht sieht" (vgl. Philostr. V. A. 118, 30 unserer Ausgabe). Auch in dieser Hinsicht steht die macedonische Periode der frühern nach, deren Gebilde häufig nur der Reflexion ihren Ursprung verdanken.

Wir gehen zu 2 über, einer an bedeutenden Ergebnissen und evidenten Emendationen reichen Abhandlung, welche zugleich durch den frischen und heitern Ton anzieht, der, Schneidewin überhaupt eigenthümlich, hier in erhöhtem Grad hervortritt, wo eine Reihe der interessantesten Entdeckungen aufzuführen war. An dem Hymnus des Homeriden auf Apollo ist wohl schon früher manche Interpolation von Ruhnken ausgeschieden, besonders auf mehrere Unebenheiten und Lücken von G. Hermann hingewiesen worden, dann hat K. Lehrs in einer Recension von F. Rankes Hesiodeis in Jahns Jahrb. 1840, p. 261 sq. erkannt, daß 1—13 ein Hymnus für sich ist und 181—206 ebenfalls, und zwar ein Gegenstück zu jenem; aber durch vorliegende Abhandlung erlangen wir erst eine klare Einsicht in das Verhältniß und den Zustand der beyden größern Hymnen an den Delischen und den Pythischen Apollo, und der sich ihnen anreihenden kleinern Stücke. Um von letztern anzufangen, so ist der vermeintliche Eingang des Liedes auf den Delischen Apollo vielmehr ein Gesang auf Ἀπόλλων ἕκατος (1—13). Die Scene ist zu großartig, auch zu sehr ausgeführt, als daß sie zu einem Prooemium sich eignete. Der Dichter, der mit solcher Erhabenheit sein Werk einleitete, hatte sich damit selbst die schwierige Aufgabe gestellt, auf gleicher Höhe durch das ganze Poem sich zu erhalten, und eine Steigerung von vorne herein unmöglich gemacht. Diese Parthie ist übrigens unversehrt geblieben; leider ist nicht dasselbe bey dem Hymnus auf den citherspielenden Apollo 182—206 der Fall; seine ersten Verse mußten der Laune des Interpolators weichen, dem es beliebte, dieß reizende Gedicht hier einzurücken, wo er den Eingang nicht beybehalten konnte. Dieser Hymnus kann mit den Worten angehoben haben: μνήσομαι, οὐδὲ λάθωμαι Ἀπόλλωνος κιθαριστέω — „ihn will ich singen, des Zeus und der Leto Sohn, dem die Phorminx zu Theil geworden, durch deren Spiel er alle Götter entzückt" (vgl. Schneidewin unter II.). Auch er ist zu bedeutend für ein Prooemium, und der Grund, der den Sammler bestimmte, ihm hier seine Stelle zu geben, wo gleich darauf die Sage von der Stiftung Pytho's erzählt wird, liegt wahrscheinlich nur in dem Zufall, daß im vs. 183 Pytho, wenn auch nur vorübergehend, vorkömmt. Ein drittes Stück, 14—18, hat ebenfalls seine selbständige Existenz für sich, wenn es auch als Einleitung eines Gesangs auf die Leto oder, wie Lehrs wollte, als Schluß eines solchen dienen konnte. In den Zusammenhang der beyden größern Lieder kann es ohne Zwang nicht eingereiht werden; den Platz, welchen es jetzt einnimmt, erhielt es, wie S. vermuthet, weil χαῖρε an das vorhergehende χαίρει sich äußerlich wohl anfügt. Ein vierter Hymnus ist uns fragmentarisch erhalten, der nämlich auf den Apollon Nomios, 20, 21, welchen der Verf. aus der ἤπειρος πορτιτρόφος herausliest, indem er folgerecht vs. 21. νομὸς aus νόμος macht und die Emendadation G. Hermanns benutzend μεμέλῃται ἀοιδῆς schreibt. Auf die angegebenen 2 Verse beschränkt sich dies Bruchstück. Der ihnen vorausgehende 19. verdankt abermals seine Stelle nur dem albernen Grundsatz, ähnlich Lautendes zusammenzubringen: weil πάντως vorausgeht, müßte πάντῃ folgen. Daß der Reichthum des Apollinischen Sagenstoffs zu der Verbreitung des Kultus dieses Gottes in keinem Bezug stehe, machte den Compilator nicht irre, er freut sich vielmehr dem πάντως in 19 und πάντῃ in 20 noch ein πᾶσαι in 22 nachschicken zu können. Bloßes Flickwerk endlich sind die leeren Verse 179—181; wenn sie den Uebergang zu dem Folgenden bilden sollen, ungeschickt genug fabricirt und angebracht.

Zieht man die bezeichneten Stücke ab, so muß sogleich klar werden, daß beyden größern Hymnen der Eingang fehlt. Der erste von den auf den de-

lischen Apoll erhaltenen Versen ist in dem vorliegenden Text der 30. Gewiß ist es, daß das Lied mit denselben Worten begann, wie das auf den Ἕκατος; dann, nach einer allgemeinen Angabe seines dichterischen Vorhabens muß der Epiker von Zeus Liebe zur Leto und die Eifersucht der Hera, welche der Leto eine ruhige Geburtsstätte versagte, erzählt haben; das Prooemium war demnach ähnlichen Inhaltes, wie das im Hymnus auf den Hermes. Hatte er sich aber vorgenommen, die Geburt des Gottes auf Delos zu besingen, so durfte er die Frage πῶς τ' ἄρ σ' ὑμνήσω πάντως εὔυμνον ἐόντα nicht mit ἦ ὥς σε πρῶτον Λητὼ τέκε Χάρμα βροτοῖσιν; ohne Weiteres beantworten, da πάντως die Voraussetzung an die Hand gibt, es werde erst eine Uebersicht der Mythenfülle gegeben werden, aus welcher der Dichter das angemessenste Thema sofort auswählte. Ueberdieß war aber jene Formel hier ungehörig, weil man von den spätern Thaten des Gottes nicht wohl auf seine Geburt zurückkommen und diesen Gegenstand jenen vorziehen durfte. Deßhalb ist es ein guter Gedanke Schneidewins, die Verse 19, 25—28 aus dieser Umgebung, der sie doch auf den ersten Blick anzugehören scheinen, ganz zu entfernen, und dem Hymnus auf den Pythischen Apollo anzueignen. Ob der Vers 29 ein späterer Versuch ist, einigermassen den Riß zu verstecken, oder ob der Vers an v. 28 sich wirklich anschloß, will S. dahin gestellt seyn lassen; wir möchten uns für die erstere Ansicht entscheiden; gewiß darf man nicht mit Kiesel (de hymno in Apollinem Homerico Berol. 1835,) p. 44 annehmen, daß die von der kreisenden Göttin durchwanderten Orte zugleich Hauptstätten des Apolliniſchen Cultus waren und deßhalb die Herrschaft darüber an passender Stelle dem Gott beygelegt werde; es ist vielmehr ausgemacht, daß viele der genannten Städte den Apollo nicht verehrten; (vgl. Schierenberg über die ursprüngliche Gestalt der beyden ersten Homerischen Hymnen, Lemgo 1828, p. 7,) es wäre auch verkehrt, wenn der Dichter, um die Größe und Ausdehnung jenes Cultus zu bezeichnen, gerade die Orte genannt hätte, die den ihnen zugedachten Gott abwiesen.

Das Prooemium zum zweyten Hymnus, dem ebenfalls die ersten Worte fehlen, erweitert nun S., indem er 19, 25—28 vor 208 einschiebt. So wird die Frage: wie soll ich dich besingen den in alter Weise ruhmvollen durch die dreyfache mit ἦ ὡς eingeleitete Darlegung des Stoffes (passend vergleicht S. die Vorbilder in H 2, 381 sqq. Od. ε 116 sqq. und aus dem Hymnus auf Aphrodite 200 sqq.) erwiedert. Die Aufzählung der drey Hauptsituationen, in welchen Apollons Lob besungen werden konnte, sind 1. Geburt des Gottes auf Delos. 2. Eroberungen des auf manchfache Liebesabenteuer mit Heroinen und schönen Knaben ausziehenden jugendlichen Gottes. 3. Gründung des Pythischen Heiligthums und Ueberweisung desselben an die kretischen Orgionen. Treffend bemerkt hiezu S. „unsere Stelle hat das Eigenthümliche, daß, während Geburt (1) und Gründung des Pythischen Heiligthums (3) eine bestimmte Situation in fester Begränzung vor Augen stellt, die Werbungen Apollons (2) sehr vielfach waren, so daß der dichterischen Behandlung die freyeste Wahl aus der Menge frey stand. Deßhalb ist es ganz in der Ordnung, daß der Dichter die Reichhaltigkeit des Stoffes hier durch Hervorhebung einzelner Abenteuer genauer individualisirte, gleichwie er nicht umhin konnte, der trocknen Frage, ob er die Geburt auf Delos singen solle, den poetischen Zug beyzufügen, daß bey Apollons Geburt das Meer selbst sich gefreut habe. Hingegen im dritten Falle die bündigste Kürze, indem der ganze Hymnus dieser Ausführung gewidmet ist.“

Die kritische Herstellung der arg verderbten Verse 208—213 ist eine der glänzendsten Seiten dieser trefflichen Schrift. Gleich das ἐν μνηστῆρσιν καὶ φιλότητι kann nicht richtig seyn; S. schreibt μνηστῆσιν, worauf freylich auch Bothe schon gefallen war, aber ohne von diesem Fund den rechten Gebrauch zu machen, indem er ἐν μ. übersetzte de sponsis tuis. Denn μνηστοὶ muß hier ein abstractum seyn, gebildet nach der Analogie von κρυπτή, was auch bisweilen = κρυπτεία ist; falls nicht die Corruptel weiter geht und nach einem zweyten Vorschlag des Verf. ἦ σ' ἐν μνηστείῃσιν geschrieben werden muß. Sonst ist nur noch durch F. A. Wolfs ὅππως und Ilgens Φλεγυαντίδα κούρην (209) vorgearbeitet, das Uebrige war bis-

her in verzweifeltem Zustand, den die Bemühungen der Kritiker eher verschlimmerten als erträglicher machten; das gilt selbst von G. Hermanns Behandlung dieser Verse. So ist in 211 ἦ ἅμα Φόρβαντι Τριόπου γένει, ἦ ἅμ' Ἐρεχθεῖ von allen Interpreten angenommen worden, daß Phorbas und Erechtheus Nebenbuhler des Gottes seyen, d. h. von Ilgen, F. C. Matthiae, Völcker, Franke, Kiesel, und keiner erinnerte sich der Stellen, wo Phorbas unter den schönen Knaben genannt wird, die Apollo liebte; Plut. Num. 4. Hygin. Poet. Astr. II, 14, an welcher letzteren dasselbe ausdrücklich als Triopae filius aufgeführt ist. Der Irrthum ward durch die Gedankenlosigkeit der Abschreiber veranlaßt, die das ἅμα aus dem einen Vers, wo es hingehört (210) auch in die beyden folgenden schoben. Die Apposition Τριόπεω γένος konnte auf das Richtige leiten, wie es jetzt von S. hergestellt ist ἦ ὡς Φόρβαντα. Den Erechtheus aber, der mit Apollon hier in ein unerklärliches Verhältniß tritt, beseitigt die Randnotiz einer vorzüglichen Italienischen Handschrift, aus welcher der Name Ἀμάρυνθος gewonnen wird. In der ersten Sylbe desselben fanden die librarii wieder ihr ἅμ', das übrige konnte leicht in Ἐρεχθεῖ metamorphosirt werden, wenn das nicht aus der Glosse Ἐρετιεῖ entstand, wie S. vermuthet. Amarynthos, der rüstige Jäger der Artemis Amarysia auf Euboea erschien dann hier, was sehr glücklich, wenn auch sonst nicht bezeugt ist, als ein anderer Liebling des Gottes. Mit dem unseeligen ἅμα ging man wie schon bemerkt, auch in den folgenden Vers über, so unbegreiflich es auch seyn muß, daß Leucipp sammt seiner Gattin den Apollo bey seinen Liebeswerbungen begleitet habe. Ueber die Gemahlin des Leucipp gibt Apollodor 3, 10, 3 erwünschte Auskunft, sie heißt bey ihm Philodike; ihre Töchter Hilaira und Phoebe nennt überdieß Pausanias, der aus dem Kyprian schöpfte Συγατέρας Ἀπόλλωνος (3, 16, 1), das berechtigt wohl zu einer so kühnen Aenderung wie ἦ ὡς Φυλοδίκην, τὴν Λευκίπποιο δάμαρτα und Analogieen wie Φυλονόμη (Paus. 10, 14, 2), Φυλομέδουσα Il. η, 10 sprechen für die Abänderung des Namens, welche das Metrum verlangt. In den Worten vs. 213 πεζὸς, ὁ δ' ἵπποισιν entdeckt S. die Beziehung auf den Idas, der mit Marpessa auf den geflügelten Rossen seines Vaters Poseidon enteilte, aber von Apollo (πεζὸς) eingeholt, als guter Bogenschütze den Kampf mit diesem wagte. Das ἐνέλιπεν am Schluß des Verses ist weiter nichts als ein verschriebenes ἐλλείπει, Τρίοπος sicher eine hieher verirrte Variante zu vs. 211; nur οὐ μὴν dürfte nicht seyn und den Gedanken eröffnet haben, daß dem Idas die Schnelligkeit seiner Rosse nichts half. Natürlich muß vor und nach 213 mehreres ausgefallen seyn, was eben durch jenes λείπει in den Handschriften bereits angedeutet war.

Weiterhin bereichert S. aus einem vorzüglichen italienischen Codex, welchen er nicht näher bezeichnete, den Text mit einem neuen Vers, der zwischen 325 und 326 eingereiht, dem letztern erst zu einem verständigen Sinne verhilft; er lautet: φράζεο νῦν, μή τοί τι κακὸν μητίομ' ὀπίσσω. Für das metrisch bedenkliche Πύθιον in 373 wird Πυθῶνα vorgeschlagen, und in 374 statt αὐτοῦ sehr annehmlich δεινόν, die unhaltbare Form προφύλαχθε in 538 fällt weg durch die Emendation νηὸν δ' εὖ περφύλαχθε. Diese hat auch C. F. Creuzer in seiner Abhandlung „Pytho's Gründung; ein nomischer Hymnos, aus dem Homerischen Hymnos auf Apollon ausgeschieden" ꝛc. Marburg 1848 gemacht, sonst aber den guten Gedanken der Stelle nicht richtig aufgefaßt, indem er, den fünfzeiligen Strophen zu lieb, vs. 537 tilgte, und 538 φῦλ' ἀνθρώπων beybehielt, statt Wanebenburgs unzweifelhafte Verbesserung δῶρ' ἀ. aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zu den vorhergehenden Stücken zurück, in welchen uns ebenfalls mehrere ganz evidente Emendationen begegnen. So im ersten kurzen Liede μείνε statt des unpassenden Imperfekts μιμνε, und vs. 8 ἄμφω für τόξον; Apollo hat ja den Bogen nicht auch auf dem Rücken, nur den Köcher, wie kann also Leto jenen von den Schultern ihm nehmen, den er spannend, mithin in den Händen haltend eingetreten war? Aber wozu erscheint überhaupt Apollo auf eine so furchtbare Weise unter den seligen Göttern? Darauf kann man nur die eine Antwort mit Schneidewin geben, daß der Dichter eben diese Furchtbarkeit schildern wollte, daher von der Zweckmäßigkeit eines solchen Auftretens ganz absah. Möglich wäre es auch, daß, wie S. vermuthet, das Gedicht eine Nachbildung des andern auf Apollo den Citherspieler (182 — 206) ist, wo dann im Bestreben ein Gegenstück aufzustellen, die geringere Wahrscheinlichkeit unberücksichtigt blieb. Das Uebertragen von Situationen führt, wie selbst die großen Homerischen Epopöen zeigen können, immer manche Unebenheiten mit sich, wodurch eben die secundäre Poesie sich dem aufmerksamen Beobachter verräth. — Am Schluß des eben genannten Liedes auf den Gott als Citherspieler verleitete vs. 203 selbst O. Müller (Dorier I, 345) den Apollo sich zugleich tanzend und singend vorzustellen, welche Verrichtungen sonst doch immer getrennt sind. Der Glanz, welcher ihn hier umstrahlt, geht von dem Schimmer der Füsse des Götterchors und seinem eigenen Prachtgewand aus; ein richtigeres Bild erhält man mit der Correktur μαρμαρυγῆς, welche in Anm. 6 vorgeschlagen wird.

Besonders ausgezeichnet ist im Hymnus an den Delischen Apollo die Verbesserung des vs. 60. Ausgestossen von A. Matthiä und Fr. Spieß (im Duisburger Programm 1833: „Hymnus auf den Delischen Apollo. Einleitung, Anmerkungen und Uebersetzung") ist ihm durch G. Hermann, Ph. Buttmann, Franke, Schierenberg und Bothe kein Heil widerfahren. Der Text besteht nun aus einem zwar verderbten, aber doch aus älterer Tradition herrührenden Hemistich: δηρὸν ἄναξ εἰ βόσκοις und einem allmählig hinzugepfuschten θεοί κέ σ' ἔχωσιν, wodurch zum folgenden χειρὸς ἀπ' ἀλλοτρίης wenigstens ein Verbum, gleichviel ob mit Sinn oder Unsinn, gegeben war. Auf den ursprünglichen Gedanken weist aber deutlich der Schlußsatz hin, daß Delos keinen fruchtbaren Boden habe. Dann mußte es sich von fremder Hand nähren, d. h. durch die milden und reichen Gaben der Pilger. Gestützt auf diese sichern Prämissen entdeckte S. das richtige Verbum ἀναΐξει zu dem bisher mangelhaften oder verstümmelten Satz vorher: κνίσσῃ δέ τοι ἄσπετος αἰεί, so wie, daß βόσκοις bereits den Worten χειρός ἀ. ἀ. entspricht; und indem er das corrupte

δηρὸν durch βωμοῦ ersetzt, die übel verdeckte Lücke aber mit δέ κε δῆμον ἅπαντα ergänzt, liefert er den untadeligen Vers:

βωμοῦ ἀναΐξει, βόσκοις δέ κε δῆμον ἅπαντα.

Näher als βωμοῦ, wofür übrigens der Anklang von Il. β, 310 spricht, liegt den Schriftzügen noch νηοῦ.

Wie wichtig die Kenntniß sämmtlicher diplomatischen Hülfsmittel ist, zeigt der Vf. an vs. 136 — 139, welche G. Hermann für willkührliche Interpolation eines Dichters hielt, der um den ganzen Hymnus hier zu enden, den nachdrucksvollern Schluß selbst hinzugefügt habe. Indeß fehlen sie in allen Handschriften, außer zweyen, wo sie als Parallele am Rand geschrieben stehen. Eine von diesen lag dem ersten Herausgeber vor. Also erhielten sie ihren Platz hier nicht schon in klassischer Zeit, sondern erst von Demetrius Chalcondylas. Am Schluß des Hymnus in der merkwürdigen an die Delierinnen gerichteten Apostrophe hat Bothe zwar treffend μερόπεσσι corrigirt, statt des im Mund eines epischen Sängers, der nur daran denkt, in der Gegenwart zu wirken, ganz unpassenden μετόπισθεν, er hätte aber in Folge dieser Verbesserung auch πᾶσιν schreiben sollen für das sinnlose πᾶσαι. S., welcher dieß nachträgt, macht zugleich darauf aufmerksam, daß beyde corrupten Worte aus 166 irrthümlich wiederholt sind.

Das hier gereichte γεῦμα kann nur die günstigste Vorstellung von Schneidewins Ausgabe der Homerischen Hymnen begründen, welcher wir mit großem Verlangen entgegen sehen.

In 3 hat Hr. Prof. F. Wieseler eine Darstellung der scenischen Alterthümer des Satyrspiels gegeben, die auf einer umfassenden Kenntniß der schriftlichen wie bildlichen Quellen beruht, und eine große Fülle von interessanten Aufschlüssen gewährt. Es ist unmöglich, diese in der hier gebotenen Kürze vollständig aufzuführen, Ref. muß sich darauf beschränken, die Punkte, welche ihm am wichtigsten erschienen, auszuheben und zweifelt übrigens nicht, daß die Archäologen bereits den hohen Werth dieser Abhandlung erkannt haben; sie ist insbesondere jedem unentbehrlich, der sich über das Scenische des antiken Theaters belehren will.

Zu Grund liegt das in den Monum. d. Inst. di corrisp. arch. Vol. III, t. 31 abgebildete Vasenbild von Ruvo, welches de Witte in den Annali XIII, 1841, p. 303 sqq. beschreibt. Es stellt ein Dionysisches Fest, näher betrachtet, ein Satyrspiel vor. Dionysus und Kora sitzen in zärtlicher Umarmung auf einer Klina, an welche rechts ein junges Weib sich lehnt, mit einer Maske in der Linken; nach Wieselers sehr wahrscheinlicher Vermuthung die Muse des satyrischen Dramas. Umherstehen einige Satyre, Silen und Herkules, beyde die gewöhnlichsten Personen in dieser Gattung, ferner eine dritte nicht näher zu bezeichnende; diese in der obern Reihe; in der untern erblickt man außer mehrern Satyrn Pronomos den Flötenspieler und Charinus den Cythariſten; endlich sitzt in ihrer Mitte eine Rolle in der Hand haltend der von O. Jahn als Dichter bezeichnete Demetrius (vgl. Arch. Aufsätze 143 sqq.). Den Satyrn sind, mit Ausnahme eines Paares, Namen beygeschrieben, wie Eunikos, Kallias, Dorotheos, Nikomachos. Der Epheukranz, welchen Demetrius, die Musiker, die unmaskirten Satyrn außer zweyen, endlich Silen tragen, der aber dem Herkules und dem dritten Schauspieler fehlt, ist überhaupt Bezeichnung derer, welche dem Dionysus zu Ehren ein Fest feyern, nicht, wie man sonst glaubte, ein Insigne der Choreuten, oder auch der Schauspieler; letzterer, die häufig keine Athener waren, noch weniger, als der Choreuten, die wenigstens durch den Epheukranz zu erkennen gaben, daß sie ein vaterländisches Fest begingen. Die Schauspieler sind bärtig, die Uebrigen unbärtig, jenen ist der Name der Rolle, nicht, wie den Andern der Eigenname beygeschrieben. Die Choreuten des Satyrspiels erscheinen auch sonst auf den Bildwerken als junge Leute. Daß der Auletes (Pronomus) keinen Bart hat, findet seinen Grund darin, daß ein Mann mit starkem Bart sich schlecht ausnahm, wenn er Flöten im Mund hielt, oder gar die Mundbinde trug. Freylich ließ sich dadurch Pronomos selbst nicht abschrecken einen starken Bart zu ziehen (Aristoph. Eccl. 102), wie späterhin auch Timotheus (Athen. XIII, 565 a.). Doch zeigen die

Bildwerke selbst fast nirgends einen bärtigen Flötenspieler. Wie Pronomus sind auch die Choreuten und offenbar Demetrius historische Personen, während die Schauspieler, als durch ihre Rollen schon ausgezeichnet, anonym bleiben. Wer war aber Demetrius? Nur aus einer Epoche, die viel später ist, als die, in welcher das Vasenbild gefertigt seyn muß, nennt Diogenes einen σατυρογράφος Demetrius (V, 85), der Tragiker aber, den Fabricius nennt (Ind. trag.), wird wohl, wie bey Hesychius s. v. nur ein Schauspieler gewesen seyn. Daher vermuthet W., daß der Genannte bloß Chorlehrer des Satyrspiels war, aber statt der gedungenen Leute des Fachs dießmal ein Jüngling aus guter Familie, der vorzugsweise unterrichtet und geübt in den musischen Künsten die Unterweisung und Einübung seiner Standesgenossen in ihrer Eigenschaft als Choreuten übernommen hatte. Sonst zeigen die Bildwerke den Chorlehrer als bejahrten Mann, was diese Leute auch gewöhnlich waren. Was den Pronomus betrifft, so nahm man bisher an, daß drey Thebaner diesen Namen geführt hätten, worunter zwey Flötenspieler und ein Chorodidaskalos. W. reducirt ihre Zahl auf zwey, da es allerdings unwahrscheinlich ist, daß Alcibiades außer dem Antigenidas noch den Pronomus in seiner Jugend zum Lehrer im Flötenspiel, welches er so bald aufgab, gehabt habe. Er will, was freylich nicht sehr probabel, im Athen. XIV, 631, f. πρὸς νομικοῦ lesen, statt Προνόμου. Lieber pflichten wir der hier ebenfalls ausgesprochenen Annahme bey, daß Duris sich im Namen irren konnte. Pausanias (4, 27, 7) kennt nur einen als Virtuos berühmten Pronomus. Auf der Vase erscheint er in dem den Musikern eigenthümlichen Prunkcostüm, während der Citharist nur eine einfache Chlamis trägt; vermuthlich war auch er ein Dilettant, aber kunstgeübt genug, um bey einer solchen Aufführung sich betheiligen zu können. Die Dreyfüße beziehen sich auf den Sieg des bezeichneten Satyrdramas.

Hierauf wird die Meinung bestritten, als wären im Satyrspiel immer nur zwey Schauspieler beschäftigt und der Silen bloß als Chorführer der Satyrn zu betrachten — eine Ansicht, die auch Bernhardy theilt (Grundr. der Griech. Litteratur Th. II. p. 644), da doch der Euripideische Cyklope erweisen kann, daß Silen keine solche Bestimmung habe. Aufseher der Satyrn ist er, aber darum nicht ihr Koryphäus. Das zeigt unter Andern Horaz A. P. 239, indem er ihn mit Bühnenpersonen, wie Davus und Pythias zusammenstellt. Ueber die dritte nicht bezeichnete Rolle vermag der Verf. nichts zu bestimmen, als daß es jedenfalls eine heroische Person sey, nur nicht Midas, wie de Witte meinte.

Merkwürdig ist der Umstand, daß eilf Choreuten auf der Vase abgebildet sind, eine Zahl, welche nie üblich gewesen seyn kann; warum sollte aber der Maler, welcher bey der Darstellung eines bestimmten Ereignisses streng historisch verfahren mußte, durch Weglassung eines einzigen Mitglieds gegen die feststehende Ordnung verstossen. Eine sehr einleuchtende Vermuthung Wieselers beseitigt diese Schwierigkeit: er erklärt den Chorodidaskalos, als welchen wir oben den Demetrius genommen haben, zugleich für den Koryphäus, und gewinnt so die gesetzliche Anzahl wieder. Diese dürfte niemals kleiner als in der Tragödie seyn.

Die Anwendung nur eines Flötenspielers, während in den Vögeln bey Aristophanes drey beschäftigt sind, soll aus Pausanias (9, 12, 5) sich erklären lassen, wo nämlich angegeben wird, der auf dem Vasenbild vorkommende Pronomus habe die drey Tonarten auf einer Flöte blasen können, wozu es sonst dreyer bedurfte. Doch verliert dieser „erwünschteste Aufschluß“ viel von seinem Gewicht, wenn man bedenkt, daß jene Flötenbläser bey Aristophanes in gewissen nur diesem Stück eigenthümlichen Umständen ihren Grund haben. War doch selbst den dithyrambischen Chören in der Regel nur ein Auletes beygegeben, der aber als Virtuose ausgezeichnet seyn mußte. Das erhellt aus Demosth. adv. Mid. 519, 520. Die sogenannten αὐληταὶ ἄνδρες (ib. 565) sind durchaus nur die vom Flötenspieler dirigirten Choreuten; seine Bezahlung vertheuerte diese Liturgie am meisten, eben weil er Künstler und nicht einfacher Musiker war, wie bey dem Drama. Auch in dieser behauptete die Flöte in der Begleitung der Chöre den Vorrang vor der Cither, weßhalb der Citharist auf scenischen Monumenten öfters fehlt. Wenn nun Pronomus, der

größte Flötist seiner Zeit, zu einem solchen Accompagnement sich herabließ, wird man darin eine Ausnahme von der Regel erkennen, wofern nicht anzunehmen ist, daß in den letzten Jahren des Euripides und besonders durch Agathon das musikalische Element in der Tragödie und dem enge damit verbundenen Satyrspiel zu sehr bevorzugt worden sey, so daß es den dithyrambischen nahe kam, also auch die Unterstützung durch einen gewandten Künstler nöthig wurde. Bey dieser Gelegenheit behandelt der Verf. ausführlich das Epigramm von Dioskorides (A. P. VII, 707), und weist nach, daß Sositheus darum dort gepriesen werde, weil er zur einfachen Weise des Pratinas in der Begleitung der Chöre zurückgekehrt sey. Ueber die σχήματα des Tanzes im Satyrdram geben die Bildwerke nicht genug Aufklärung. Die ihm eigenthümlichste Gattung war die σίκιννις, in welcher W. nicht, wie meistens geschieht, einen raschen und muthwilligen, sondern einen würdevollen und feyerlichen Charakter erkennt, mit Bezug auf das ἑλκόμενος im angeführten Epigramm und zugleich auf Stephanos bey Cramer (Anecd. Paris. I, 307). Es ist die mit starker Gesticulation verbundene ποδὸς διαῤῥιφά bey Pratinas (vgl. Bergk, Poet. Lyr. 843). Einer leichtfertigern und raschern Weise gehört die Orchestik im Cyklops des Euripides an, worin, wie der Verf. annimmt, die Satyrn selbst tanzten, die vs. 84 erwähnten Diener seyen, da die Aufgabe jener, nach Lucian. de salt. 16 die schwierigere war.

Hierauf bespricht W. die Masken und Kostüme, zunächst die der Schauspieler. An der Maske des Herkules gewahrt man den Kopftheil der Löwenhaut, wie es auch auf Vasenbildern öfters vorkömmt. Die Maske des Silen ist außer dem Epheukranz mit einer Stephane geziert; übrigens muß man sich den Scheitel des Silen kahl, ihn selbst bärtig vorstellen, wiewohl selbst der sogenannte Pappositen einige Male auf Bildwerken unbärtig erscheint. Vgl. Poll. IV, 133, 148, an welcher Stelle auch andere scenische Greise als zugleich haar- und bartlos beschrieben werden. Was die Fußbedeckung betrifft, so paßte auf den als Abenteurer im Satyrdrama auftretenden Herkules der tragische Kothurn nicht; er trägt Jagdstiefel, welche ziemlich hoch hinaufgehen und die Waden umschließen. Hier werden mehrere beachtenswerthe Beobachtungen über den Gebrauch des Cothurns mitgetheilt, der nach Umständen höher oder niedriger, prächtiger oder einfacher war, (worauf Cicero de Fin. III, §. 46. anspielt). Ihm entsprechen bey den Frauen die *Περσικαί*. Der Silen erscheint auf dem Vasenbild baarfuß, das ist nicht eben gewöhnlich, selbst in der Umgebung der oft baarfüssigen Satyrn trifft man ihn doch mit Fußbekleidung als den weichfüssigen, üppigen Lyder, vgl. Lucian. Deor. concil. §. 4. Wahrscheinlich trug er im Satyrspiel Halbstiefel, oder nur Schuhe, welche für die nackten Stellen an seinen Beinen am besten paßten, auch mit der Stephane harmoniren, welche eine elegante Haltung voraussetzen läßt. Die Gewandung der dritten unbekannten Person auf der Vase ist der χιτὼν κατάστικτος, auch ζωωτὸς oder ζωδιωτὸς genannt. Das Kostüm des Herkules ist ein mit Aermeln versehener, kurzer, nur bis zu den Knieen reichender Leibrock, die κυπασσὶς (Poll. VII, 60) und darüber am Oberleib ein Harnisch von Leder, σπολὰς (Poll. VII, 70), wie ihn der Herkules unter den Aeginetischen Statuen (zu München) trägt. Das des Silen besteht in einem über die linke Achsel geworfenen Pantherfell und einer zottigen enge anliegenden Bekleidung, welche außer den Extremitäten den ganzen Körper bedeckt. Diese ἀναξυρὶς besteht aus Fellen oder einem vließartigen Gewand; sie soll die zottige Haut des Silen selbst darstellen. Bey den Satyrn ist die Rauhhaarigkeit auf Bildwerken sehr selten angedeutet; nur den Silen dachte man sich behaart, jedoch bloß in dem Fall, wo er als feister Schlemmer und Weichling vorgestellt werden sollte; und da er dem Gott zunächst steht, lag eine thierische Auffassung seines Wesens weniger in dem Sinn der alten Künstler.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Von einer solchen Anaxyris wird nun in einer ausführlichen Darstellung der χιτὼν χορταῖος — μαλλωτός — ἀμφίμαλλος unterschieden. Der erstere Name geht auf den Gebrauch eines solchen Gewandes im Landleben, nicht wie man lächerlicherweise meinte, auf einen Chiton von Heu. Andere, wie Visconti, verwechseln ihn mit dem ἀγρηνόν, was ein netzartiger wollener Ueberwurf ist; eher wird er mit σίσυρνα (bey Poll. VII, 70) zusammen zu stellen seyn. Der Ausdruck μαλλωτός bezieht sich auf die wollenen Zotteln, die auf das Leder gesetzt wurden. Die Anaxyriden sind als Kniehosen zu betrachten und reichen bis auf die Knöchel, jene Chitonen als Jacken, beyde können mitunter aus einem Stück gewesen seyn, müssen aber doch genau unterschieden werden, wie auch Poll. VII, 60 zeigt, welcher den χιτὼν χορταῖος von den ἀναξυρίδες getrennt anführt. Mit jenen verband sich als Ueberwurf das Himation, oder die Chlamis, wo aber die Anaxyris getragen wird, findet man nie ein weites Obergewand. Sie ist bald mit Glied und Schwanz versehen und entspricht alsdann dem Satyrschurz mit derselben Ausstattung, bald fehlt beydes, wie auch einigemale dem περίζωμα der Satyrn, dann hat man beyde eben nur als Kleid, nicht als charakteristische den Leib vorstellende Decke zu betrachten. An diese Erörterung schließt sich die über das Kostüm des Silen außerhalb des Theaters, vom rauhen Fell bis zu der bunt gefärbten oder gestickten φοινικίς, auch ϑήραιον oder ζωγραφητόν genannt, womit ein Himation oder auch ein Chiton bezeichnet werden kann, da der Ausdruck nur auf den Schmuck, nicht auf die Form geht. Ebenso hat man unter den περιβόλαια ἐκ παντὸς ἄνθους gefärbte oder gestickte Kleider zu verstehen.

Die Satyrmasken sind bärtig, sie haben Stumpfansen und Ziegenohren. Die Gesichtsfarbe war, wie bey andern bacchischen Wesen, gewöhnlich roth. Das röthliche Haar bezeichnet den verschmizten Barbaren. Die Bekleidung besteht blos in dem Schurz um den Unterleib περίζωμα (subligar) aus Ziegenfell, an welchem hinten der Schweif angebracht ist; das stehende Glied war aus rothem Leder. Der Schurz ist bey einer Satyre auf dem Bild auch von Zeug und durch Stickereyen verziert, wodurch, wie W. vermuthet, die Protostaten ausgezeichnet werden sollten. Sonst warfen sich die Satyrn auf der Bühne noch ein Bocksfell um, aber während des Tanzes mußten sie es ablegen. Die τράγου Χλαῖνα (Eur. Cycl. 80) soll nur eine andere Beziehung des Perizoma seyn. Den Gegensatz zu diesem ländlichen Kostüm bildeten die schönen Purpurgewänder, welche Sophokles im Satyrchor einführte, vgl. Anth. P. VII, 37, wo Dioskorides den Satyr auf Sophokles Grab sagen läßt:

τύμβος ὅδ' ἐστ' ἄνδρωπε, Σοφοκλέος —
ὅς με τὸν ἐκ Φλιοῦντος ἔτι τρίβολον πατέοντα
πρίνινον, ἐς Χρύσεον σχῆμα μεθηρμόσατο
καὶ λεπτὴν ἐνέδυσεν ἁλουργίδα κτλ.

Dadurch wurden die derben stachelredneriſchen Geſellen des Pratinas in feinere Spaßvögel umgewandelt. Vielleicht beziehen ſich auf das bedenkliche einer ſolchen Neuerung die Verſe des Horaz A. P. 244 silvis deducti caveant, me judice, Fauni, ne, velut innati triviis aut paene forenses, aut nimium teneris juvenentur versibus unquam etc. Spätere Dichter des Faches ſind daher auf dem von Sophokles eingeſchlagenen Weg nicht fortgegangen; aber auf die feinere Bildung von Satyrn in plaſtiſchen Darſtellungen iſt die Neuerung desſelben nicht ohne Einfluß geblieben. Das gewöhnlichſte Koſtüm iſt freylich ein über die Schultern gefügtes Thierfell, welches wie eine Exomis behandelt wird. Bey Eur. Bacch. 695 deute man ἀμμάτων σύνδεσμα als die Knoten des zuſammengebundenen Felles, welches vor dem Hals befeſtigt war. Aus demſelben Stoff, nur anderſt umgelegt, iſt der Schurz περίζωμα, διάζωμα, welchen immer die Chorſatyrn tragen; er mußte nur ſo breit ſeyn, daß er die Scham deckte. Als Bauern, Hirten und Jägern kömmt ihnen eine ſolche Tracht zu; in letzterer Eigenſchaft ziert ſie wohl auch die νεβρὶς oder παρδαλῆ. Sehr ſelten iſt Bekleidung aus Zeug als χλανὶς oder χλαμύς.

Da das Gewand auf dieſe Weiſe nur einen kleinen Theil des Körpers verhüllte, blieb doch das Uebrige in ſceniſcher Darſtellung blos ſcheinbar nackt; die wirkliche Entblößung würde die Illuſion zerſtört haben, auch oft zu dem Weſen der Bühnenperſonen und des Chors in Widerſpruch geweſen ſeyn. Man half ſich mit Färbung, oder mit Anaxyriden, woran die bedeckten Stellen des Körpers, welche man als entblößt ſich vorſtellen ſollte, angedeutet waren; ſpäter mit Tricots. Selbſt die Hände mußten gefärbt oder mit geeigneter Bedeckung verſehen ſeyn. Dasſelbe fand bey den Füßen ſtatt, wenn man Choreuten oder ſelbſt Perſonen mitunter baarfüßig vorführte; die Chorſatyrn erſcheinen auf dem Vaſenbild ohne Kopfſchmuck, was aber nicht Regel war; man findet vielmehr ſie auf Bildwerken häufig mit Tarnien und Epheukranz oder gar mit Mitra und Diadem ausgeſtattet; hier fehlen ihnen ferner die Abzeichen in den Händen, welche ſie ſonſt gewöhnlich tragen, wie der Thyrſus oder das Pedum, wohl auch das Tympanum. In Bezug auf den Schweif hat man den Unterſchied machen wollen, die Silenen hätten Pferdeſchwänze, die Satyrn Bockſchwänze gehabt. W. läßt aber nicht einmal gelten, daß zwiſchen beyden Weſen eine Unterſcheidung gültig ſey außer der blos conventionellen des Theaters, wornach der eine alte und immer als Bühnenperſon behandelte der Silen iſt; die übrigen jugendlich kräftigen im Chor als Satyrn figuriren. Er ſagt: „der Name Σειληνὸς gilt für den alten Satyr, für die alten Satyrn, und für die jungen Satyrn; der Name Σάτυρος für den alten Silen, für die alten Silene und für die jungen Silene. Ja dieſer Name iſt noch umfaſſender. Er wurde auch von den Panen gebraucht. (Lucret. IV. 584, Horat. Carm. III, 19). Und wie könnte das Wunder nehmen, da Σάτυρος den Geilen, den Bock bedeutete, der Name Σειληνὸς aber aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts Anderes als die σιμότης bezeichnete. — Will man aber die Sache ſo faſſen, daß ſich der Name Silen für die eine Figur grade durch das Theater feſtſetzte und daß in Folge desſelben derſelbe Name außerhalb des Theaters auch für die jener Maske in Betreff der Jahre näher ſtehende Claſſe der alten Silene oder Satyrn feſtere Geltung erhielt, ſo habe ich Nichts dagegen einzuwenden.“ Darauf entſcheidet er ſich für den alleinigen Gebrauch von Bockſchwänzen auf der Scene, wofür nicht nur die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit ſpricht, ſondern auch die bekannte Ausdruckweiſe, wornach man nur τράγος, τραγῆ, τραγικὴ in Beziehung auf den Anzug und die Tänze der Chorſatyrn ſagte, während nirgends eine Andeutung von Roßſchweifen zu entdecken iſt. Die Abhandlung ſchließt mit einigen Bemerkungen über das Koſtüm der Muſiker und die urſprüngliche Beſtimmung wie Bedeutung des Vaſengemäldes.

Man darf ſich wohl ein wenig darüber verwundern, daß neben ſolchen Werken eine Schrift, die nicht mehr iſt, als eine ungründliche Compilation aus einigen andern, die längſt dieſen Gegenſtand befriedigend behandelt haben, eine Stelle finden konnte. Der weſentliche Inhalt der Abhandlung

des Hrn. Ellissen liegt nämlich seit 20 Jahren vor in der von Ahrens de Athenarum statu politico et literario inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum tempora. — Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht, MDCCCXXIX, welcher sich die minder bedeutenden, in demselben Jahr erschienenen von Beutler und Theobald anschließen. Letztere scheint E. nicht gekannt zu haben; die von Beutler wird von ihm irgendwo als eine sehr fleißige und reichhaltige Quellensammlung empfohlen; daß sie ziemlich unkritisch ist, konnte er nicht bemerken, da er manche bereits anderswo berichtigte Fehler desselben aufs Neue vorbringt. Aber auch der sehr ausgezeichneten Abhandlung von Ahrens durfte eine neue Forschung nicht blindlings folgen, wie es hier geschehen ist, wenn z. B. der Verf. sagt: „Suchte Rom gleich das alte Ansehen des Areopags als des einzigen bedeutenden aristokratischen Elements in der attischen Republik in seinem Interesse möglichst wieder zu heben, und zugleich durch Erweiterung der Macht des obersten Strategen einer früher wenig in Betracht kommenden Obrigkeit bis zu fast diktatorischer Gewalt, so wie durch Wiedereinführung der Magistratswahlen durch Abstimmung statt der seit Aristides üblich gewesenen durchs Loos dem Wiedererstarken einer seinem Einfluß gefährlichen zügellosen Volksherrschaft in Athen vorzubeugen, so blieb doch im Ganzen die demokratische Verfassungsform mit den neun mehr angesehenen als einflußreichen Archonten an der Spitze der Regierung, mit dem Rathe der Sechshundert unter wechselndem Vorsitz der je 41 oder 42 Prytanen, mit den berüchtigten Ekklesien endlich und den in ihnen unmittelbar sich geltend machenden Rechten des souveränen Demos, wenigstens in den ersten Zeiten der keineswegs förmlich anerkannten, sondern nur faktisch bestehenden römischen Oberhoheit durchaus unangetastet.“ Vergl. dazu Ahrens p. 34 sqq. und 45, wo unter andern die Worte vorkommen: strategum tota hac aetate magna et fere dictatoria praeditum fuisse potestate intelligimus. ea vero est ejus potestas cui in antiqua republica nil simile inveniri possit, ferner p. 39; von welchen Stellen E. eigentlich ausgegangen ist, obgleich er nur die von Ahrens citirten Autoren, nicht diesen selbst anführt. Nach dieser von ihm mißverstandenen Darstellung muß er einen Strategen zur Römerzeit für einen viel mächtigern Beamten halten, als vordem Themistokles und Perikles waren, wenn sie dieses Amt bekleideten, er muß sich eine eigene Idee von den Archonten gebildet haben, die trotz jener Uebermacht des Strategen an der Spitze der Regierung stehen, auch scheint er zu glauben, daß alle Magistrate in den Zeiten der Republik durch das Loos bestimmt wurden, wenn in der Note 3) auf pag. 5 die Wahl des Athenion zum Strategen die Abänderung des Verfahrens erweisen soll; überhaupt aber ist es fast possierlich, wenn die polizeilichen Vorkehrungen, welche die Römer für Athen trafen, als politische Maaßregeln betrachtet werden. Athen war längst zu sehr aller Mittel, die eine Erhebung möglich machen konnten, beraubt, als daß die Römer die „Zügellosigkeit des Volks, die berüchtigten Ekklesien“ zu scheuen nöthig gehabt hätten. Bedeutung konnte es nur durch Anschliessen an eine fremde Macht, wie Mithridats, der seine günstige Localität zu benutzen verstand, erhalten; isolirt war es, wie ganz Griechenland, nicht nur ohnmächtig Rom gegenüber, sondern auch den Launen jedes einzelen Römers preisgegeben.

Eine andere Probe von E.'s Gelehrsamkeit mag p. 16 darbieten, wo nach Anführung eines vom Areopag ertheilten „unendlich läppischen Bescheids“ er fortfährt: Entsprach der Weisheit solcher Richter die der damaligen attischen Philosophen als ihrer Lehrer und Genossen, so haben wir den Verlust der Schriften des Akademikers Aristos von Askalon, des Peripatetikers Andronikos von Rhodos, der Stoiker Panaetios (eben daher), Mnesarchos, Dionysios, Antipatros von Tyrus ꝛc., der Epikureer Diogenes von Tarsos, Apollodoros Kepotyrannos, Phaedros und seines Sohnes Lysias, Zenon von Sidon und Andrer nicht sehr zu beklagen.“ Dennoch ist ihm nicht von ferne bekannt, wie wichtig für die Beurtheilung von Ciceros Buch de natura deorum die Entdeckung von Phaedrus Schrift περὶ θεῶν ist; er ahnt wohl nicht, daß sein College Krische in mehreren Abschnitten der „Forschungen auf dem Gebiet der alten Philosophie,“ gerade diese Fragmente commentirt hat, so wenig als daß Ciceros Officia ebenfalls ein Werk von Panaetius περὶ τοῦ καθήκοντος zu Grund

liegt. Was helfen doch aus dem Mund eines solchen Literarhistorikers Deklamationen wie p. 18. „In weit geringerem Ansehen, als die Schulen der Philosophen standen damals die der Rhetoren in Athen, unter welchen Cicero nur den Syrer Demetrios erwähnt, und es scheinen im Ruhme der Beredsamkeit die dorischen Rhodier den Enkeln des Isokrates und Demosthenes in gleichem Maaße den Rang abgelaufen zu haben, wie in Handel und Seemacht, durch deren Blüte in allen griechischen Städten der Aufschwung des öffentlichen Lebens und damit der öffentlichen Beredsamkeit so wesentlich bedingt war. Wie in Rom Schiffschnäbel als Rednerbühne dienten, hatte in Athen der Anblick des Meeres, Redner und Volk begeistert, und schon von der Verödung des Piraeus und der Rhede von Phaleron konnte man jetzt auf das Verstummen der Pnyx und der Agora schließen, von wo die Beredsamkeit zu eitler Rhetorik herabgesunken sich in die Schulen der Sophisten zurückgezogen hatte. Reden von verhängnißvoller politischer Wirkung, zumal solche, die der römischen Herrschaft hätten gefährlich werden können, kommen seit Athenions Zeit nicht vor.“ Sie kamen auch vor Athenion nicht vor, und dieser selbst war nur mit Archeluus Hülfe gefährlich. Auf die vielen Unrichtigkeiten, die in dieser Tirade mitunterlaufen, wollen wir nicht weiter aufmerksam machen; nur auf das gänzliche Uebersehen der fortbestehenden gerichtlichen Beredsamkeit, oder soll auch diese nur eitle Rhetorik gewesen seyn? Wie wenig aber auch von diesen Dingen der Verf. weiß, zeigt eine Note p. 33 „jener Sophist Gorgias scheint derselbe Rhetor zu seyn, von dessen σχῆμα (sic) διανοίας καὶ λέξεως ein lateinischer Auszug von einem gewissen (sic) Rutilius Lupus aus der Zeit des Augustus sich erhalten hat.“ Einer paradoxen Vorstellung begegnet man p. 37 „bey alle dem läßt der Ovidische Vers: Quid Pandioniae restant, nisi nomen, Athenae? auf kein allzuglänzendes Aussehen der Minervenstadt in jener Zeit schließen und der einst an Größe und Macht (sic) mit Athen wetteifernde Piraeus gar sammt dem alten Munychia war seit Sulla's Zeit zu einem ärmlichen Flecken herabgesunken.“ Herr E. muß wohl der Meynung seyn, daß der Piraeus einmal einen selbstständigen Staat neben Athen bildete. Bey Gelegenheit des Apollonius von Tyana, der in der Zeit des Kaiser Claudius Athen besucht haben soll, äußert er sich über die philostratische Biographie und insbesondere den Abschnitt 155 — 161 ed. Ol. in folgender Weise: „Leider verläugnet auch diese Erzählung (mit Inbegriff der nackt in der Sonne spazierenden atheniſchen Philosophen) sich nicht als ein Bruchstück des Gewebes von Abgeschmacktheiten, aus welchem die ganze Biographie jenes seltsamen Mannes besteht.“ Was den Werth des ganzen Buches betrifft, so haben darüber Leute, auf deren Urtheil man etwas geben kann, wie Jacobs vor der Uebersetzung desselben, Baur in seiner Schrift „Apollonius und Christus oder das Verhältniß des Pythagorismus zum Christenthum,“ Preller in der Jenaer Allg. Literaturzeitung 1846, p. 462 sq. und in der Allg. Encyklopaedie von Ersch und Gruber s. v. Philostratus billiger und richtiger sich ausgesprochen. Die nackt in der Sonne spazierenden Philosophen verdanken ihre Existenz bloß der Unkunde des Verf., welcher γυμνοὶ von gänzlicher Entblößung versteht. Uebrigens bildet ihm Apollonius den Uebergang zur Erscheinung des Apostel Paulus in Athen; die mit den pompösen Worten eingeleitet wird: Unendlich verhängnißvoller als der ohnmächtige Versuch dieses „neuen Pythagoras“ den ausgearteten Kultus der Olympier auf dem Weg der Reform, insbesondere durch Vermittelung einer mystischen Philosophie zu regeneriren, war auch für Athen die Revolution, womit gleichzeitig eine neue Religion an den längst morschgewordenen Säulen des alten Tempels zu rütteln begann, um ihn endlich, wenn auch erst nach Jahrhunderten, siegreich zu zertrümmern.“ Was er darauf über das Bedürfniß einer bessern Religion sagt, welches man in allen griechischen Landen stärker empfunden habe, als gerade in Athen, wo Kunst und Philosophie der Anhänglichkeit an das Alte noch am meisten Nahrung gaben, ließe sich schon hören, wäre es nicht mit zu viel Bombast und Prätension vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Mai.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Fortsetzung.)

Paulus knüpft seinen Bekehrungsversuch bey den Athenern bekanntlich an die *βωμοὶ τῶν ἀγνώστων θεῶν* (vergl. über diese Paul. I, 1, 5. V. 14, 8, Philostr. V. A. VI. 232 ed. Ol. Diogenes Laert. I, c. 10, 3. gehört nicht hieher) an; darüber erklärt sich E. folgendermassen: „der heilige Hieronymus (comment. in ep. ad Titum I, 12) macht diese jesuitische Bekehrungsmethode, wie man sie jetzt nennen würde, dem Apostel zum Vorwurf und erklärt insbesondere die Berufung auf den vermeinten Altar des unbekannten Gottes für eine willkührliche Verdrehung, da der fragliche Altar nach der Aufschrift nicht einem unbekannten Gotte, sondern den Göttern von Asien, Europa und Afrika, den unbekannten und fremden Göttern geweiht gewesen sey, — doch scheint das Vorhandenseyn nicht eines, sondern mehrer Altäre mit der von Paulus genannten Inschrift durch unverdächtige Stellen beym Pausanias, Philostratos und Diogenes von Laerte hinlänglich constatirt, und a priori ist es nicht wahrscheinlich, daß der Apostel die Religion der Wahrheit durch eine so handgreifliche Verdrehung desselben, wie die von Hieronymus ihm zur Last gelegte, den Athenern habe empfehlen wollen." Dem ungeachtet hat der Kirchenvater vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß Paulus nicht mit historisch-strenger Wahrheitsliebe verfuhr, indem er den Singular an die Stelle des Plurals setzte, da bey den obengenannten Schriftstellern allerdings nicht ein oder gar mehrere Altäre eines unbekannten Gottes, sondern mehrere der unbekannten Götter, mit welchen sich die Superstition der Athener so abzufinden glaubte, angeführt sind. Der Apostel konnte aber die Mehrzahl der Götter gar nicht brauchen, wenn er von dem Begriff der unbekannten Gottheit eine geschickte Anwendung machen wollte; die Accommodation selbst aber durfte auf einer obwohl grammatisch starken, doch praktisch gleichgültigen Abänderung beruhen, sie war, wie unzählige Citate des alten Testaments im neuen, gut genug, wenn sie ihren Zweck erfüllte. Ueber alle Begriffe von Abenteuerlichkeit geht hinaus, was E. über die Paulus opponirenden Stoiker entdeckt hat: „hinsichtlich derselben kann man sich kaum erwehren, bey dem vermeinten Scheltwort *σπερμολόγος* (vs. 18, von Luther durch Lotterbube übersetzt) mit Voraussetzung einer gänzlichen Corruption des Textes an Zenon's *σπερματικὸς λόγος* zu denken, den jene vielleicht in dem christlichen (keineswegs ausschließlich Johannischen) *λόγος* wieder zu finden wähnten." Ist es so schwer, mit halbverdauter Gelehrsamkeit an sich zu halten? Eben so interessant ist die Verwendung des Areopag zur Rednerbühne für die Athenische Ekklesia: „die vom heiligen Chrysostomos aufgestellte und noch von Ahrens getheilte Ansicht, daß die Philosophen den Apostel auf den Areopag geführt hätten, um sich vor Gericht wegen Einfüh-

rung einer fremden und unerlaubten Religion zu verantworten, wird durch den ganzen Hergang der Sache, wobey sich von gerichtlicher Verhandlung keine Spur zeigt, widerlegt, und ist dahin zu berichtigen, daß man mit ihm auf jenen Hügel ging, damit seine Rede von dem erhabenen Platze besser vernommen werden könne." Die Bekehrung weniger Athener, der Damaris, („vielleicht corrumpirt aus dem sonst als Eigennamen vorkommenden Δάμαλις") und des Areopagiten Dionysius veranlaßt den Verf. viel von der Legende zu erzählen, wornach dieser Dionys erst in Athen verbrannt wurde, und dann den Kopf unter dem Arm nach Saint-Denys wanderte. Er schließt seine durch 3 Seiten darüber fortgeführte Note mit den bedeutungsvollen Worten: „Mir schien die seltsame und gleichwohl so viele Jahrhunderte hindurch als notorisch anerkannte Verschmelzung des Schutzheiligen von Athen mit dem Patron Frankreichs, worin man fast eine prophetische Hindeutung auf die erst in unserm Jahrhundert recht ins Leben tretenden, beyde Völker an Charakter und Interessen politisch verbindenden Sympathieen erblicken möchte, merkwürdig genug, um wegen dieser literarischen Nachweisungen darüber auf Nachsicht zu hoffen." Allerdings werden wenige Leser denselben, da sie so absurde Fabeln betreffen, gerne gefolgt seyn. Wollte er aber über Entstehung und Wachsthum des Christenthums in Athen schreiben, so hätte er wohl besser gethan, die philologischen Zuthaten weg zu lassen und nur die Berührungspunkte heidnischen Cultus und heidnischer Bildung mit der christlichen anzudeuten.

Der historische Gang leitet zunächst auf Nero, welcher zum erstenmal hier als Tänzer erscheint. Sein Gedanke, Griechenland ganz frey zu geben, ist nicht bloß auf den Erlaß der Steuern zu beschränken, (Finlay Greece under the Romans I, 9, p. 70 sq. der dieß behauptet, scheint Paus. 7, 17, 4, nicht gehörig beachtet zu haben), sondern er beabsichtigte eine totale Emancipation, welche das nur im Andenken seiner alten Zeiten lebende Volk mit Entzücken aufnahm, aber nicht mehr zu brauchen verstand. Wie erfreulich die Gabe der Nation war, kann man aus dem Urtheil der sonst Einsicht verrathenden Schriftsteller, Plutarch (Mor. 567, f.), Pausanias (b. c.), Philostratus schließen, welcher letztere keine „deklamatorische Floskel" anwendet, wenn er meldet, Griechenland sey durch diese Befreyung zu attischer und dorischer Sitte zurückgekehrt und habe sich zu schöner Eintracht erhoben, was für die kurze Zeit und im Allgemeinen, wahr seyn kann; Vespasian hatte gewiß noch andere Motive, das Geschenk Neros zurückzunehmen, als die unter den Griechen ausgebrochenen Unruhen. „Am wenigsten, meint E., war ihm" (Nero) „für die vermeinte Befreyung das ohnehin wenigstens der Form nach fortwährend frey gebliebene Athen verpflichtet," indeß erlag es doch auch als freye Stadt der Beaufsichtigung des Proconsuls von Achaia und gewann also ebenfalls durch jene Freygebung. Weiterhin spricht der Verf. von dem Archontate des Domitian und erzählt nach Philostrat V. A. 360. ed. Ol., wie der Weise von Tyana über diese Affektation des Kaisers geurtheilt habe; er befolgt aber dabey die ebenso ungriechische als unverständige Correktur εἰ δὲ für εἴθε, indem er dem Apollonius die Frage in den Mund legt: „ob Domitian denn auch am Panathenaeenfest als Archon in Athen schalte" statt des kühnen Wunsches; wenn er doch auch in den Panathenaeen sie anführte! um nämlich als Tyrann, wie Hipparch, einen Harmodius zu finden. Die Archonten als solche scheinen bey den Panathenaeen keine besondern Funktionen gehabt zu haben, in früherer Zeit die Strategen und übrigen Militärbehörden; später unter den Kaisern wurde die Leitung einem eigenen Agonotheten übertragen, vgl. Ph. V. S. 550, und Aehnliches ib. 534, 542, 597. War es Herrn E. unbequem, nach einen correktern Text sich umzusehen, so konnte schon Jacobs Uebersetzung ihm den nöthigen Aufschluß geben. Unter Domitian soll Dionysius, der Areopagite, seinen Tod als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen gefunden haben, desgleichen der heilige Anaklet oder Anenkletos, Sohn eines Philosophen Antiochos in Athen. Hiezu ist bemerkt, daß dabey keinenfalls an den bey Philostratus (V. S. 568) geschilderten Sophisten Antiochus zu denken sey, dessen Zeitalter zwar sein Biograph nicht angäbe, den aber Dion (p. 1304) als Zeitgenossen von Kaiser Septimius Severus erwähne. Ein neuer Beweis von der Flüchtigkeit des Verf., der den Schüler von Dionysius (vgl. V. S. 524) noch im

dritten Jahrhundert leben läßt. Um die Philologen zu erheitern, wird p. 51 von dem „berüchtigten alexandrinischen Kritiker Aristarchos“ gesprochen. Ein solcher Knalleffekt hebt die Wirkung von einer Menge kleinerer Versehen auf, deren Nachweis wir deshalb unterlassen wollen; um so mehr als nach solchen Proben nicht zu besorgen steht, diese Abhandlung werde bey fernern Forschungen als authentisches Hülfsmittel zu Grund gelegt werden.

Auf p. 65 kömmt E. zur Darstellung der rhetorischen Studien in Athen unter Hadrian, welche vorzüglich Lollianus repräsentirt. Trotz des in unserer Dissertation über diesen Sophisten gelieferten Beweises, daß die Rede, worin er den Verkauf der Insel Delos widerrieth, dem ganzen Zusammenhang bey Philostrat (V. S. 527) nach nur eine μελέτη seyn konnte, besteht E. darauf, Lollian habe gegen die wirkliche, damals beabsichtigte Veräusserung gesprochen. Und warum das? „weil der beantragte Inselverkauf a priori in die Zeit Lollian's besser zu passen scheine, als in irgend eine Periode der ältern Geschichte ꝛc.“ So läßt sich Alles beweisen, daraus, daß sonst die Zeit, worin die Athener einen solchen Entschluß faßten, nicht zu bestimmen ist, folgt gewiß nicht, daß es während Hadrian's Regierung, der so viel für Athen that und ihnen insbesondere die Insel Cephallenia schenkte (vgl. Dio Cass. 1164), geschehen seyn müsse; will man aber das ἀντιλέγων durchaus von einer Staatsrede verstehen, so mache man den Lollian auch wegen des vorhergehende κατηγορῶν zu einem Coaetanen des Leptines, wie V. S. 575 den Sophisten Alexander zum Zeitgenossen des Perikles. Ob Lollian unter Hadrian lebte und lehrte, oder später, das, meint E., müsse dahingestellt bleiben. Doch die Anordnung, in welcher der Rheter nach Dionysius und vor Markus Polemo zu stehen kommt, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß seine Blüthe in die Zeit von Hadrian fällt, als Schüler des Isaeus, welchen Plinius der jüngere als einen Sechziger kannte, dürfte er kaum die ersten Herrscherjahre des Antoninus Pius erreicht haben. Daß im cod. Bodl. 2483 nichts Neues aus dem Nachlaß Lollian's zu gewinnen steht, worauf nach der Note p. 66 man schließen konnte, hat Rec. schon vor zehn Jahren bemerkt. Dieser Sophist zog viele lernbegierige junge Leute nach Athen; doch sieht der Verf. wohl ein, „wie wenig alle Wohlthaten fremder Herrscher und einzelner reicher Bürger und selbst das Zusammenströmen so vieler Fremden dem öffentlichen und Privatwohlstande der Athener, nachdem einmal mit der Seemacht und dem dadurch bedingten Handel sein wahrer Lebensnerv zerstört war, wieder aufzuhelfen vermochten.“ Um so weniger kann man begreifen, wie derselbe ein Urtheil über den Herodes Attikus fällen konnte, wie das p. 84: „es drängt sich der Gedanke auf, daß dieser allgefeyerte Krösus seinem Vaterlande durch Wiederherstellung des Piraeus, durch Beförderung des Schiffbaues und überhaupt durch Aufmunterung der Betriebsamkeit und des Handels unendlich ersprießlichere Dienste würde geleistet haben, als durch alle jene Summen, die er als todte Capitale und nur zur unfruchtbaren Verewigung seines Namens in prunkende Stadien und Odeen steckte, oder gar durch seine sophistischen Wettkämpfe und gedrechselte Chrieen.“ Dann hätte Herodes mehr als Krösus seyn, er hätte die damalige Menschheit moralisch und politisch umgestalten müssen. Was übrigens E. sonst noch von Herodes und seinen Schülern erzählt, wie auch von einigen spätern Sophisten, könnte zu vielen Berichtigungen Gelegenheit geben, welche aber alle auf dasselbe Resultat — Mißverständnisse aus Mangel der erforderlichen Sprachkenntniß — herauskommen würden. Er spricht auch von der damals in Athen fleißig bearbeiteten Grammatik, „jenem trockenen Niederschlag der Poesie“ und — von Aristophanes in einer langen Capucinade p. 91 — 93, der man wenigstens einen komischen Effekt nicht absprechen kann, und führt dann die Geschichte Athens bis auf Dexippos einschließlich fort. Vielleicht ist in der zweyten Abtheilung seiner Schrift, wo die griechischen Quellen noch viel dürftiger fließen, der Herr Verfasser mehr auf seinem Felde.

5. Die Abhandlung von Herrn Professor Krische erschöpft ihren Gegenstand mit größter Gründlichkeit und Umsicht; sie theilt sowohl im Allgemeinen über Cicero's philosophische Studien und Leistungen neue Aufschlüsse, wie insbesondere über beyde akademische Dialoge, ihre Bezüge zu einander und zu andern

verwandten Inhalts, die vorausgingen oder folgten, über die dabey auftretenden Personen und die bey der Abfassung benutzten Quellen; der Inhalt der verlornen Theile wird aus Fragmenten und Andeutungen der erhaltenen Reste reconstruirt; bey dieser Gelegenheit hat der Verfasser die Zahl der Bruchstücke selbst vermehrt (vgl. z. B. p. 26, 28) und, was bey einer so tief eindringenden Untersuchung kaum anderst möglich war, zur Kritik dankenswerthe Beyträge geliefert.

Versuchen wir nun, den reichen Inhalt übersichtlich darzustellen, nur um Lesern, die für Cicero und sein Werk Interesse haben, auf die Wichtigkeit der Abhandlung hinzuweisen, welche genau und sorgfältig studirt seyn will.

Mit dem Hortensius (dessen Inhalt p. 26 angegeben wird) begann Cicero im Jahre 709 eine Reihe philosophischer Schriften zu verfassen. Jener war ein Protreptikus zur Philosophie, die Hauptperson erschien darin anfangs als Gegner derselben, wurde aber von Cicero bekehrt, welcher von seinem Standpunkt aus den Satz durchführte, daß zur Glückseligkeit des Lebens, welches wir alle erstrebten, die Beschäftigung mit der Philosophie nothwendig sey, und dabey bemerkte, daß diese Glückseligkeit auch schon durch die Forschung nach Wahrheit erreicht werde (vgl. den von unserem Verf. dem Dialog vindicirten Satz aus Augustin contra Academicos I., 3, 7 (placuit Ciceroni nostro) beatum esse, qui veritatem investigat, etiamsi ad ejus inventionem non valeat pervenire). Auf den Hortensius folgten die Academica priora, aus zwey Büchern Catulus und Lucullus bestehend, in dem die nämlichen Personen, wie dort, auftraten, welche also wohl auch als Fortsetzung des einleitenden Gesprächs betrachtet werden sollten. Wenigstens versteht Cicero die duo magna syntagmata im Briefe an Atticus XII., 45, 1 vom Hortensius und den Academica; diese und die Bücher de Finibus sind damit nicht gemeint, wie ehedem Görenz (Introd. in lib. de Fin. XIII.) annahm, und auch Madvig noch (Praef. ed. de Fin. LX.); denn diese wurden erst allmählig ausgearbeitet und einzeln ausgegeben, als schon die Academica in Attikus Händen war (Att. XIII., 32, 3). Daß die in beyden frühern Werken eingeführten Personen mit den ihnen in den Mund gelegten Lehren zu wenig vertraut waren, als daß sie mit einigem Schein als würdige Vertreter derselben gelten konnten, erkannte Cicero wohl, besonders nachdem ihn Attikus auf den Mißgriff aufmerksam gemacht hatte; er wollte an die Stelle des Lucullus den Brutus, den Cato an die des Catulus setzen, und wie aus Ep. ad Att. XIII., 16, 1 hervorgeht, die Nebenrolle des Hortensius ganz fallen lassen. Kaum hatte er aber diesen Wechsel vorgenommen, so machte ihm sein Freund briefliche Vorschläge in Betreff des Varro. Nach einigem Zögern ergriff Cicero diese Idee und arbeitete darnach beyde Theile der Academica, obwohl bereits mit den Büchern de Finibus beschäftigt, in der Weise um, daß er die Vorträge des Catulus und Lucullus auf Varro übertrug, dem Attikus aber die Rolle des Hortensius als des Tritagonisten zutheilte. Da alle vier Bücher, aus welchen diese Academica bestanden, nur ein Gespräch bildeten, konnten die einzelnen nicht wie früher durch besondere Personennamen unterschieden werden. Bey späterer Bezugnahme, wie Tusc. II., 2, erkannte Cicero nur diese zweyte Ausgabe an, die erste war aber ebenfalls in's Publikum gekommen, und er vermochte nicht mehr, sie zu beseitigen, wollte es vielleicht auch nicht, da sie mit dem Hortensius zusammenhing. Um die verfehlte Wahl der Personen durch reiches Lob derselben zu beschönigen, setzte er dem Catulus und Lucullus neue Einleitungen vor (ad XIII., 32, 3.). Attikus besorgte das agglutinare dieser Zusätze, wie später bey dem neuen Prooemium zum Buch de Gloria (ad Att. XVI., 6, 4). Darin liegt eine apologetische Beziehung den Lesern gegenüber, die sich mit dem Inhalt des Buches bereits bekannt gemacht hatten. Im ersten Theil konnte Catulus allerdings nur von Hörensagen berichten, was ihm sein Vater über die Karneadeische Schule, der er selbst angehörte, und den Abfall des Philo von derselben erzählt hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum. Collegit, disposuit, notis et prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Franciae Typographo. 1848. S. XLII. und 631 Lexiconformat.

Erste Abtheilung.

Praefatio. Wenn der Herausgeber sagt, er schöpfe, statt ängstlicher Besorgnisse aus den großen Weltbewegungen unserer Tage, vielmehr frohe Hoffnungen auf neue Belebung auch des Studiums der Alterthumswissenschaften und somit auch die Aussicht, die von Hrn. Firmin Didot seit zwölf Jahren unternommene Vereinigung aller Schriften der griechischen Literatur in Einer Sammlung zu einem glücklichen Ende geführt zu sehen, so wollen wir solchen Muth mit den besten Wünschen begleiten, müssen den Erfolg aber der göttlichen Vorsehung überlassen. — Der immer noch wachsende Eifer dieses keine Opfer scheuenden Unternehmers habe sich auch auf die Sammlung aller Bruchstücke jener Literatur ausgedehnt. Ein solches Bestreben sey besonders bey den Historikern von höchster Bedeutung. Hierbey sey Friedrich Creuzer mit seinem Beyspiel durch Herausgabe der Historicorum grr. antiquissimorum Fragmenta Heidelb. 1806. vorausgegangen [1]), dem sich dann Andere angeschlossen; er selbst mit dem ersten Bande der Fragmenta Historicorum grr., Paris 1841 in dieser Sammlung; mit Ktesias, als Zugabe zum Herodot ed. Guil. Dindorf 1844, und mit den Bruchstücken der Geschichtswerke über Alexander d. Gr. (Anhang des Arrian von Dübner) 1846; Beydes in dieser pariser Sammlung.

Da der Herausgeber diese herculische Arbeit einmal angefangen, so wolle er sie nun auch nach Kräften fortsetzen, und demzufolge von den Incunabeln der Historik an eine Uebersicht der griechischen Geschichtschreiber acht Jahrhunderte hindurch bis auf Constantin den Gr. in chronologischer Ordnung aufstellen; die, deren Zeitalter ungewiß sey, sollen in alphabetischer Folge angereiht werden. Diese ganze Masse habe er in neun Bücher eingetheilt; wovon die vier ersten, bis auf des Ptolemäus Philadelphus Zeit, dieser vorliegende Band enthalte; der zweyte Band, mit den nöthigen Personen-, Sach- und Zeit-Registern solle mit Gottes Hülfe demnächst nachfolgen. — Obschon der Herausgeber beym Beginne des Sammelns allein die Bruchstücke solcher

---

1) Vielmehr, wie ich zur Steuer der Wahrheit selbst berichtige, F. V. Sturz, durch seine Ausgaben der Fragmente des Pherecydes und des Hellanicus, Gera und Leipzig 1787, denen eben daselbst die zweyten Ausgaben 1824 folgten. Dagegen darf ich den Gedanken einer Sammlung aller Fragmente griechischer Historiker, die ich mit einem Verein gelehrter Freunde herausgeben wollte, für mich in Anspruch nehmen (s. meine Ankündigung in Chr. D. Beck Commentarr. Soc. philol. Lips. II. 2. pag. 335 sqq.) Zu meiner Freude scheint dem Hrn. K. Müller allein zu gelingen, was mir und meinen Freunden damals mißlungen ist.

Werke im Auge gehabt, welche die bürgerliche und Völker-Geschichte behandeln, so habe er doch im Fortgange des Werks für gut gefunden auch andere Schriften der Historiker nicht bloß anzuzeigen, sondern auch auszuziehen; so habe er auch später alles Historische, was die Schriften des Aristoteles enthalten, aufgenommen; eben so das Gleichartige seiner Schüler (der Peripatetiker) ausgenommen Theophrastus; für dessen Schriften ein eigener Band vorbehalten bleibe. Obschon nun alles Periegetische eigentlich dem Pausanias hätte beygefügt werden sollen, so habe er doch, da dieß versäumt worden, auch alles Derartige in seine historische Fragmentensammlung aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

1. Ueber die Studien der griechischen Künstler.
2. Die Homerischen Hymnen auf Apollon.
3. Das Satyrspiel.
4. Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit.
5. Ueber Cicero's Akademika.
6. Ueber den Sosus des Antiochus von Askalon.

(Schluß.)

Philo bekämpfte nämlich das Stoische Kriterium in der Art, daß er zugleich die von Karneades durchweg behauptete Akatalepsie aufgab; damit im Zusammenhang läugnete er zum großen Aerger der Karneadeer das Bestehen einer Differénz zwischen alter und neuer Akademie, und behauptete, den Schein eines solchen Unterschieds verdanke die angebliche neue Akademie nur ihrer Opposition gegen die Stoiker. Man kann sich nun vorstellen, mit wie geringer Wahrheit der nur als tüchtiger Staatsmann gerühmte Catulus die spinöse Polemik des Philo und seiner Gegner als einen ihn besonders interessirenden Gegenstand in dem Dialog behandelte. Cato aber, welchen Cicero anfangs an die Stelle des Catulus bringen wollte, war nur geeignet, die Philonische Lehre vom Standpunkt der Stoa anzugreifen, er ersetzte also keineswegs die Stelle eines Anhängers von Karneades. — Lucullus erscheint in dem erhaltenen Dialog als Anhänger des Antiochus, nachdem dieser die sceptische Haltung der neuen Akademie aufgegeben und dem Stoicismus so weit sich genähert hatte, daß er, wenige Punkte abgerechnet, für einen völligen Stoiker gelten durfte. Er begleitete den Lucullus während seiner Quästur in Aegypten und später auf seinen asiatischen Feldzügen. Es ist zwar denkbar, daß Lucullus damals mehr Empfänglichkeit für philosophische Untersuchungen zeigte, als später, wo eine behagliche Muße auf den prächtigen Landsitzen zu Neapolis und Bajae seine geistige Energie gelähmt haben mag. Da indeß Cicero auch ihm die ἀπραξία in iis rebus (ad Att. XIII., 16, 1) beylegt, so kann die, Acad. prior. §. 12 erzählte, mehrere Tage fortgesetzte Unterredung des Antiochus mit dem Tyrier Heraklitus, welcher die Sätze des Karneades vertheidigte (in Gegenwart einiger andern Philosophen, des Lucullus selbst und anderer vornehmen Römer), nur als Fiction Cicero's betrachtet werden, welcher dem Lucullus ein bewundernswürdiges Gedächtniß zuschreibt, um ihn den Inhalt jener Discussionen wiederholen lassen zu können. Auch Brutus, der einstweilige Ersatzmann von Lucullus, war der Lehre des Antiochus zugethan, aber zunächst Schüler des Aristus, Bruders von Antiochus. Insofern hätte die Uebertragung der Rolle auf ihn weniger historische Berechtigung gehabt.

Antiochus selbst hatte seine frühere Richtung aufgegeben, entweder weil er nicht vermochte, der Evidenz sinnlicher Wahrnehmungen länger zu widerstehen (vgl. Plut. Lucull. c. 4), oder aus subjektiven Beweggründen (vgl. Acad. prior. §. 70); was das wahre Motiv gewesen ist, können wir nicht beurtheilen. Hinsichtlich des Kriterions unterschied er sich durchaus nicht von Chrysippus (vgl. p. 17), glaubte aber, die Lehre des letztern stimme im Wesentlichen mit der des Plato und Aristoteles überein, nur die stoische Ausdrucksweise bringe den Schein der Abweichung hervor. Er näherte sich wirklich den Peripatetikern in der Ethik und Bestimmung des höchsten Gutes. Die Aussprüche Philos in dem nicht näher bezeichneten Buche (Acad. pr. §. 11) gegen die καταληπτικὴ φαντασία der

Stoiker veranlaßte ihn, diese in einem Werk zu vertheidigen, welches er Sosus betitelte; hatte Philo behauptet, daß eine neue Akademie im Gegensatz der alten gar nicht vorhanden sey, weil beyde nur die Wahrheit der sinnlichen Eindrücke, nicht aber die Erkennbarkeit des Wahren selbst läugneten, so mußte Antiochus auf seinem neugewonnenen Standpunkt sich gedrungen fühlen, eben die Begreiflichkeit der äußern Objekte darzuthun und von ihr jedes weitere Erkennen abzuleiten. Was er gegen Philo vorbrachte, ist uns mit dem Catulus des Cicero leider verloren gegangen, wir können nur aus wenigen Hinweisungen, die nicht viel Aufschluß gewähren, einige Parthien jener Controverse angeben. Das kömmt daher, weil Lucullus es nicht mit Philo zu thun hat, sondern mit der von Catulus vertheidigten Skepsis eines Arcesilaus und Karneades, welche Cicero in seiner Gegenrede abermals zu Ehren zu bringen sucht; bey dieser Gelegenheit unterläßt er nicht, mehrere Inconsequenzen des Antiochus aufzudecken, der weder mit der alten Akademie noch mit der Stoa völlig übereinstimmte.

Die zweyte Bearbeitung der Academica vertauschte die Rolle des Lucullus, wie schon bemerkt, mit der des Varro. Dieser hatte ebenfalls den Antiochus gehört und dessen Synkretismus sich angeeignet. Seine schriftstellerische Thätigkeit war lange mehr antiquarisch als philosophisch, er hielt nämlich dafür, die lateinische Sprache sey zu philosophischen Darstellungen wenig geeignet. Erst in Folge der an ihn gerichteten Academica und insbesondere der Aufforderung (§. 12) scheint Varro sich bekehrt zu haben, wie das große von Augustinus de civ. D. XIX., 1 — 3 erhaltene Bruchstück der Schrift de philosophia vermuthen läßt. In dem erhaltenen Abschnitt der Acad. post. schildert derselbe bis §. 42 die alte Akademie, welche, der Behauptung des Antiochus zufolge, in der Peripatetischen Schule keine wesentlichen Aenderungen erfahren und in der Stoischen sich nur durch zweckmäßige Modificationen erneuert habe. Dabey stellt er die Ethik als Lehre vom höchsten Gut an die Spitze, ihr dient materiell die Physik, formell die Logik. An seinen Vortrag knüpft Cicero die Geschichte der neuen Akademie an, er muß in dem verlornen Theil des ersten Buches die Berührung der angeblich neuern Akademie mit den Stoikern, Philos Abfall von der Schule des Karneades wie den des Antiochus nach einer andern Seite hin besprochen haben. Daß die vermeinte Differenz zwischen alter und neuer Akademie auch hier vorkam, und dargethan wurde, wie der Schein einer Neuerung nur durch den Streit mit den Stoikern entstanden sey, erhellt aus Augustinus c. Acad. II., 6, 14, 15. Vom zweyten Buch dürfen wir annehmen, daß es eine Wiederholung des Catulus enthielt; Cicero bewies darin die Unzulänglichkeit der Sinne wie des Denkens und vindicirte in einer längern, ebenfalls von Augustinus c. Acad. III., 7, 15, 16 aufbewahrten Stelle der akademischen Schule, welche nur das probabile zulasse, den höchsten Rang, der ihr schon darum gebühre, weil jede Schule ihrem Weisen den ersten, dem Akademischen dagegen den zweyten anweise; denn derjenige müsse sich doch als den Ersten betrachten, welcher nach dem Urtheile der Uebrigen der Zweyte sey. Im dritten Buch muß dann Varro die Rede des Lucullus für die Unentbehrlichkeit eines feststehenden Wissens wiederholt haben, und im vierten Cicero seine Gegenrede. Der bedeutendste Unterschied der zweyten Ausgabe von der ersten bestand wohl in der Weglassung der von Catulus vertretenen Polemik gegen Philo, sie lag Varro fern, er konnte sich damit begnügen, den Unterschied der neuen Akademie von der alten zu behaupten, und in dieser die Vorgängerin der Stoa zu erkennen.

Quelle der beyden Ausgaben war für Alles, was Antiochus gegen Philo und die frühern Akademiker seit Arcesilaus vorbrachte, der Sosus dieses Philosophen. Beyden Reden des Cicero scheint nicht ein einziges griechisches Original zu Grund gelegen zu haben, sondern da er hier mehr auf seinem Felde war, als bey der Darstellung der von ihm bestrittenen Systeme, bewegte er sich auch freyer und combinirte die Schriften verschiedener Gewährsmänner.

Anderer Ansicht ist indeß der Verf. des unter 6 genannten Programms, welches aus einem recht fleißigen Studium der Ciceronischen Schriften hervorgegangen einige schätzbare Nachträge zu Krisches Abhandlung liefert. Er glaubt nämlich aus dem Titel schließen zu müssen, daß der Sosus ein Dialog war, vergl. p. 21. Die Bemerkung erinnern wir

uns anderswo noch nicht gefunden zu haben, sie hat aber alle Analogien für sich. Diesem Dialog nun theilt Hr. Eble den ganzen Inhalt der vollständigen Academica zu; Heraklit von Tyrus, der akademische Philosoph, welchen Antiochus zu Alexandria trifft, mußte demnach die Rolle des Catulus und des Cicero zugleich spielen, oder wer übernahm die Vertheidigung der Philonischen Ketzereyen? Hr. Eble gibt darüber keine rechte Auskunft. Was er p. 29 sagt: „Philo hatte die Identität der alten und neuen Akademie behauptet, aber nicht in der Art, daß er dieselbe in der gemeinsamen Skepsis gefunden hätte, da schon vor ihm Arcesilaus dieß behauptet hatte. Also bestand jenes Auffallende darin, daß Philo die Uebereinstimmung in der Festhaltung einer ideellen Erkenntniß der Wahrheit zu finden glaubte.“ — „Auf diese Ansicht Philo's war Antiochus in seinem Sosus wohl zuerst eingegangen; er hatte mit ihr leichtes Spiel, er hatte bloß zu zeigen, daß die Lehre der neuen Akademie wirklich ganz skeptisch sey. In Philo bekämpfte er also bloß eine falsche Auffassung derselben,“ hebt die Schwierigkeit nicht, welche seiner Annahme sich entgegengestellt, da im Catulus Cicero offenbar seinen Lehrer ausführlich vertheidigt hat. In diesem Theil des Werks würde demnach Cicero über das p. 11 ihm ausschließlich zugewiesene Geschäft griechische Philosophen in gutes Latein zu übertragen, hinausgehen.

In einem Dialog, wo Antiochus seine Sätze gegen Philo und die Akademiker verfocht, muß er natürlich Recht behalten; umgekehrt wußte Cicero in seinen Gesprächen der von ihm vorgezogenen Philosophie den Vorrang den übrigen Systemen gegenüber zu verschaffen. Machen wir die Anwendung auf die Hypothese Ebles, so resultirt aus ihr, daß Cicero bey der Uebertragung des Sosus genöthigt war, die beyden Hauptredner ihre Stelle vertauschen zu lassen; was er denn auch selbst in folgenden Worten thut: „während Cicero, der Akademie huldigend, im Lucullus die Lehre des Antiochus voranschickt, und die der Akademie folgen läßt, wird Antiochus in umgekehrter Weise dem vorausgestellten Vortrage des Heraklitus seine Meinung als Kritik derselben angeschlossen haben; und während bey Cicero am Schlusse des Lucullus sämmtliche Gesprächstheilnehmer zu der Ansicht des akademischen Cicero sich bekennen, und den Lucull einsam stehen lassen, so hat wohl Antiochus am Ende seiner Darstellung um einen vollkommenen Triumph zu feyern, die Zustimmung der mehr passiven Gesprächspersonen, des Aristus, Ariston und Dion u. s. w. für sich in Anspruch genommen, um so mehr, da dieselben sämmtlich Stoiker waren. Heraklit aber wird, wie Lucull bey Cicero, einsam gestanden seyn.“ Das liest sich ganz angenehm; will man aber das Kleid wirklich umkehren, und mit Voranstellung der Ciceronischen Rede sich den Eindruck des angeblichen Originals vergegenwärtigen, so entstehen allenthalben Bedenken; kaum ein Satz in dem Vortrag Ciceros ist der Art, daß der entsprechende in dem des Lucullus als eine Widerlegung aufgefaßt werden kann: sehr vieles ist aber bey Cicero ganz neu, worauf in der Rede des Lucullus keine Beziehung entdeckt wird. Also müßte hier der römische Bearbeiter abermals sich über die Thätigkeit einer freyen Uebertragung bedeutend erhoben haben; die Umgestaltung der defensio in die accusatio und umgekehrt war so mühsam, daß wir vorziehen, Krisches Behauptung zu folgen, die durch das Programm keineswegs zu Fall gebracht ist, daß man nämlich für den zweyten Theil des Lucullus nach keiner bestimmten Quelle fragen dürfe, weil der Sosus keine Gegenschrift des Philo hervorrief. Demungeachtet glaubt der Verf. mit den Ausdrücken mentitur Acad. pr. §. 12. und 18., homuncio §. 134. und der Apostrophe §. 135. tibi vero, Antioche minime zu erweisen, Cicero habe in großer Eile das griechische Werk übertragen, wobey dann wieder an eine so durchgreifende Umschaffung, wie sie uns so eben unvermeidlich schien, nicht zu denken wäre. Doch ist jenes mentiri nur eine Wiederholung von der Anklage des Catulus, bey homuncio haben wir eher eine Anspielung auf Ter. Eun. III, 5, 43 anzunehmen, als eine sklavische Uebersetzung des griechischen Textes. Die Apostrophe endlich als einen rhetorischen Effekt lieber dem Redner Cicero absprechen zu wollen, um ihm als Uebersetzer eine arge Nachlässigkeit aufzubürden, ist ein starkes Wagniß, das durch den Zusammenhang der Stelle keineswegs gerechtfertigt wird.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Mai.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

Es folgt nun (p. III) die Erwähnung von Vorarbeiten auf diesem Gebiet des historisch-kritischen Sammelns. Neumanns Sammlung der Republiken des Aristoteles sey von ihm (K. M.) mit wenig Neuem vermehrt, jedoch sey noch Manches ausgelassen worden. Dieses, so wie Verschiedenes, was ihm sonst entgangen oder in erst neulich edirten Scholien enthalten sey, werde er im letzten Bande nachtragen.

Beym Nicolaus von Damascus habe er die Turiner Handschrift sorgfältiger als Valois verglichen; außerdem habe er diesen Historiker aus seiner bisherigen Dunkelheit und Dürftigkeit hervorgerufen, und so ausgestattet, daß den Ueberbleibseln seiner Werke neben denen der übrigen Geschichtschreiber nicht mehr der letzte Rang einzuräumen seyn werde. Nämlich Herr Firmin Didot habe nicht nur die französischen, sondern auch die spanischen Bibliotheken zu den gemeldeten Zwecken durchsuchen lassen. In der des Escurial rühmt K. M. das Wohlwollen der Vorsteher derselben, der Herren Quevedo und Sanchez. — Es folgt die Notiz über den Escurial-Coder, den der Herausgeber für die Historiker ausgezogen: eine Papierhandschrift in Fol. aus dem 16. Jahrhundert, enthaltend Aeliani V. H., sodann: *Περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν ἐκλογαί*, worin Excerpte des Nikolaos Damaskenos, des Johannes von Antiochien, des Mönchs Georgios, des Diodor von Sicil., des Dionysius von Hal. enthalten sind. Da in der Handschrift, woraus der angeführte Titel der Constantinischen Excerpte abgeschrieben worden, Unordnung der Blätter eingerissen war, so daß mitten unter Excerpten aus Dionysius ein sehr ansehnliches Fragment aus Polybius eingeschoben ist, so zieht K. M. daraus den Schluß, daß vielleicht noch mehrere werthvolle Fragmente der Historiker von diesem Coder abgerissen, oder von nachlässigen Abschreibern nicht copirt worden seyen, mit dem Beyfügen: „Quae quidem iactura tanto magis dolenda est, quod Eclogas illas in intimis historiae penetralibus versari tum ex titulo *περὶ ἐπιβουλῶν* coniicitur, tum parte superstite luculenter admodum confirmatur.“ — Es ist nun bereits in diesen Gel. Anzeigen aus Anlaß des Dionysius von Halik. bemerkt worden, was K. M. aus demselben Titel dieser Handschrift in diesem (zweyten) Bande der Fragg. Historicc. grr. herausgegeben; dem dritten und letzten hat er ohne Zweifel den Nicolaus Damascenus u. A. vorbehalten; ferner, daß Hr. Gh.R. Feder dieselben Fragmente, die er aus derselben Handschrift eigenhändig früher abgeschrieben, mit etwas ausführlicheren Einleitungen und Anmerkungen vor Kurzem zu Darmstadt herauszugeben angefangen hat; wovon ich in derselben Anzeige über Dionysius von Hal. einige Proben geliefert.

Liber Primus.

Inde ab incunabulis artis historicae usque ad finem belli Peloponnesiaci. 520—404 a. Chr.

(Für historische Kunst würde Ref. Geschichtschreibung oder Historik sagen, da diese Logographen oder Chronikschreiber keine historischen

Künstler waren.) Nomina auctorum: Cadmus Milesius [Hecataeus Milesius] etc., denn der Herausgeber hat, wie er bemerkt, die bereits im ersten Band edirten Historiker in diesen Verzeichnissen in Klammern eingeschlossen, welche ich daher im Verfolg der Kürze wegen übergehen werde.

P. 2 — 4. Cadmus Milesius.

Da man neuerlich gegen die Benennung Logographen für die prosaischen Sagenschreiber vor, neben und zum Theil nach Herodot Einrede erhoben hatte, so verweist der Herausgeber in der ersten Anmerkung auf meine historische Kunst der Griechen S. 265 ff. zweyte Ausgabe; wonach er immer citirt. Ich verweise jetzt auf Krüger zu Dionysii Hal. Historiographica p. 496 unter λογογράφοι. Böttiger nennt sie die prosaischen Sagensammler (s. zur Symbolik und Mythol. IV. S. 518 dritte A.) und erkennt ebenfalls jenen von den alten griechischen Kritikern in der angegebenen Bedeutung gebrauchten Namen an. Ueber den sogenannten ältesten Logographen Kadmos von Milet prüft darauf K. M. die von mir zum Theil schon (hist. K. der Gr. S. 40 ff. S. 274 zweyter Ausg.) zusammengestellten Ueberlieferungen, weiset nach, daß schon die Alten Zweifel hegten, ob nicht aus dem Erfinder der Schrift Kadmos (Movers, Religion der Phönizier S. 518 ff.) ein ältester griechischer Schrifterfinder und Schriftsteller herausgedichtet worden, da keiner von ihnen urkundliche Schriften eines alten Milesischen Kadmos vor sich gehabt zu haben scheine, und sucht endlich durch Verbesserung mehrerer höchst verdorbener Stellen des Suidas (in Κάδμος) wahrscheinlich zu machen, daß es zwey spätere Schriftsteller dieses Namens gegeben habe, einen Eleusinier, welcher Attische Geschichten, und einen aus der Insel Kos, der als einer der dortigen Asklepiaden ärztliche Schriften (über die Fieber) geschrieben habe. — Keine dieser ältesten Personalitäten der Historik schwebt auf so unsicherm Boden als dieser Kadmos, obgleich noch einige andere mit Ungewißheit umgeben sind.

P. 5 — 10. Dieß zeigt sich sogleich bey dem folgenden Artikel, wo unter dem Namen Dionysius verschiedene Historiker aufgeführt werden. Der Herausgeber geht mit Recht von der Klage aus, daß der in seinen Schriftstellerverzeichnissen überhaupt so gedankenlose Sammler Suidas unter diesem Namen Vieles verwirrt habe, das zu entwirren sehr schwierig sey. Daß ein Logograph Dionysios aus Milet unter Anderm Persische Geschichten geschrieben habe, läßt sich nicht bezweifeln. Der Herausgeber verweiset hierbey auf meine hist. K. der Gr. (p. 91. p. 72 zweyte Ausgabe), ist aber anzunehmen geneigt, daß dieses Werk mit den Geschichten der Assyrer und Meder begonnen, und wie die Schriften des Hellanikos, Ktesias und Dinon mehrere Abtheilungen gehabt habe. (In der ersten Note p. 5. 6 muß gebessert werden Herodot VI. 98, statt 69.) Sichere Bruchstücke aus den Persika weiß er nicht beyzubringen. Von zweyen (Nr. 1. et 2.) vermuthet er, daß sie der Medischen Kriegsgeschichte angehören.

Woran aber Heyne angestoßen, ohne es doch zu lösen, sind die vielen Mythologumena, welche von Diodor unter dem Namen des Milesiers Dionysios des Breiteren erzählt werden, ob sie gleich in ihrer durchaus evhemeristischen Manier einem späteren Mytilenäer, auch Skytobrachion genannt, angehören, der ganz unter alexandrinischen Einflüßen mythische Schriften nicht nur herausgab, sondern sie auch jenem alten Milesier andichtete, so wie er vermuthlich den Topographen Xanthos aus Lydien überarbeitet hatte. Diese Ergebnisse hat K. M. aus den neuern Untersuchungen von Bernhardy, Lobeck, Nitsch, Welker u. A. gewonnen, aber mit kritischem Geiste verarbeitet und mit eigenen Zusätzen vermehrt, so daß daraus der Artikel in der Paulyschen Real-Encyklopädie II. S. 1088 ff. ergänzt werden kann. Auch den κύκλος ἱστορικὸς hatte man jenem Milesier Dionysios beygelegt und bey dem Namen κυκλογράφος an diesen gedacht. Er gehörte aber dem Rhodier oder Samier dieses Namens an, war vermuthlich mit der ἱστορία παιδευτική ein und dieselbe Schrift, und war nach dem weitschichtigen Namen historisch, eine zum Unterricht junger Leute abgefaßte Sammlung mythischer Erzählungen.

Nach dieser kritisch-sichtenden Vorbereitung folgt zweytens p. 7—9: Dionysius Mytilenaeus. Ἀργοναυτικά; woran sich unter 11 Numern die

Bruchstücke, mit Inbegriff einiger, *Μυθικὰ* und *Τρωικὰ* genannter, anschließen.

Drittens (p. 9): Dionysius Rhodius sive Samius. *Κυκλὸς ἱστορικός.* Es folgen Fragmente unter 10 Numern; wobey der Herausgeber zeigt, daß die unter diesem Namen vorkommenden Bruchstücke eben so wenig dem Mytilenäer als dem Milesier Dionysios angehören. Zuletzt unter Nr. 11 folgt: *Περὶ Θεῶν*, worin in nicht weniger als 33 Büchern gleiches Inhalts wie in dem gleichbenannten Werke des Apollodoros, von den Gottheiten gehandelt war. Einige legten jenem Samier auch *Βασσαρικὰ* oder Bakchische Geschichten be, Andere jedoch diese einem Afrikaner Dionysius.

P. 12 — 15. Hippys Rheginus.

Die Betrachtung wendet sich von Jonien und den Inseln zu den Westländern, besonders Italien, wo glückliche Umstände die historischen Studien früh begünstigten; aber dennoch wird ein uralter Messenischer Historiograph Polyzelos beseitigt und Theagenes aus Rhegium von den Geschichtschreibern ausgeschieden und den Auslegern Homer's beygefügt, wovon er der älteste ist, da er dem Perikleischen Zeitalter vorhergeht (nach Fr. A. Wolf, Lobeck, Nitsch, Welker u. A., aber auch mit eigenen kritischen Bemerkungen. — Die Berichtigung Clinton's ist jetzt der Note 27 Westermanns ad Voss. de historicc. Gr. p. 10 beyzufügen, und hinwieder ist über Isigonus jener ad *Παραδοξογραφ.* p. XXX u. p. 162 sq. zu vergleichen.

Es folgt Suidas in *Ἵππυς, Ῥηγῖνος, ἱστορικός*, der ihn in die Zeit der Perserkriege versetzt, ihm die ersten Sicilischen Geschichten, die ein gewisser Myes epitomirt habe, und außerdem eine italische Urgeschichte, Chronika und Argolika beylegt. Nach den Bruchstücken erscheint er als ein Mann, der Athen und Argos vielleicht aus Anschauung gekannt, in die pythagoreischen Lehren eingeweiht, vom gelehrten Phanias aus Eresos gelesen war, und wahrscheinlich auch die Zeitalter der Poeten, Musiker und Philosophen so wie ihre Werke bezeichnet hatte. Weil der Herausgeber es dahin gestellt seyn läßt, ob nicht Alles, was von Italischen und Sicilischen Geschichten neben den fünf Büchern der Chronik citirt wird, zu diesen selbst gehört habe, so gibt er erst unter dem Titel *χρονικὰ* 6 Fragmente, klammert dann die folgenden Aufschriften *Σικελικὰ* und *Ἀργολικὰ* ein, und liefert unter diesen Titeln noch zwey Fragmente (7. 8.) — Alle mit lat. Uebersetzung und kritisch und historischen Erläuterungen.

P. 16. Eugeon Samius. Mit Recht geht der Herausgeber von der Hauptstelle des Dionysius Hal. de Thucyd. iudic. cap. 5. (s. p. 68 sq. ed. Krüger) aus, wo unter vielen Historikern, die an vielen Orten vor dem peloponnesischen Kriege gelebt, Eugeon (*Εὐγέων*) der Samier zuerst genannt wird; — eine Stelle, welche den großen Reichthum der griechischen Literatur auf diesem Gebiet schon in so alter Zeit beurkundet. — K. M. ist geneigt, den ersten unter den acht genannten wirklich für den ältesten von denen zu halten, die als Annalisten aufgeführt werden und im Laufe der Zeit eine ganze Classe bildeten, so daß er von diesen Nachfolgern verdunkelt worden sey. Ihm werden nämlich *Ὧροι Σαμίων*, Annales Samiorum, beygelegt, von welchen Jahrbüchern aber mit Gewißheit nur drey Fragmente aufzubringen gewesen, eines über wunderbare vorweltliche Thiere auf Samos, das zweyte über Meles als Vater Homers, und das dritte über Aesopos, als gebürtig zu Mesembria in Thracien. Von zwey andern vermuthet der Herausgeber in seinen kritischen Anmerkungen Spuren beym Grammatiker Herodian, und weiset die Stellen nach.

P. 17 sqq. Deiochus et Bion Proconnesii. Der Herausgeber zieht mit Clinton, Dindorf und Westermann die Schreibung *Δηίοχος* vor, und bestreitet Schneidewin's Unterscheidung, wonach dieser ältere Prokonnesier *Δηίλοχος* zu schreiben und von einem jüngern Deiochos von Kyzikos zu unterscheiden sey (s. d. hist. K. der Gr. S. 51 zw. A., wo Dionys. ed. Krüger p. 69, st. p. 59 zu bessern ist), weil jener erste ebensowohl Kyzicener heißen kann, da er sich dort lange aufgehalten, Kyzikos auch in die Gewalt der Prokonne-

sier kam. Auch beschränken sich sämmtliche neun Fragmente seiner Schrift περὶ Κυζίκου auf die Beziehungen dieser Stadt zu den Abentheuern der Argonauten. Nur ein zehntes, wobey die Schrift, woraus es entnommen, nicht angegeben ist, handelt von der Stadt Lampsakos.

P. 19. Bion Proconnesius. Zeitgenosse des Pherecydes von Syros oder vielmehr von Leros, nach der Aenderung des Herausgebers im Diog. Laert. IV. 58, wo man, statt τῷ Συρίῳ, lesen soll: τῷ Λερίῳ, so daß also dieser Bion (Βίων) nicht Zeitgenosse des Philosophen Pherecydes, sondern des Logographen gewesen wäre (Westermann ad Voss. de historicc. p. 8. hat Anstoß an jener Lesart genommen. Uebrigens verweiset K. M. auf den Artikel von Kadmos (oben p. 2. nicht p. 1.); woraus die Stellen des Dionys. iud. de Thuc. 23. p. 126 Krüg. und Clemens Alex. Strom. VI. 267. vergl. die hist. K. d. Gr. S. 50. zw. A.) das Ergebniß liefern, daß die sogenannten Bücher des Kadmos aus Schriften des Bion und A. zusammengestoppelt waren. Es folgen zwey Fragmente des Bion: 1) beym Plutarch Thes. cap. 26, wonach Theseus die Amazone mit List auf sein Schiff gelockt und entführt habe, 2) beym Athen. II. p. 45. C. (nach Schweighäuser im Index „wenn dort nicht Bion von Soli erzählt, dem Voßius p. 409 ed. Westerm. auch die Erzählung von der Amazone beylegen möchte, wie K. M. diese zweyte) von der Quelle Inna zwischen dem Lande der Maeder und Päoner, woran Midas den Silenos gefangen, (vergl. darüber Cr. in den Studien II. S. 292 ff.).

P. 20. Eudemus Parius. K. M. ist erstens geneigt mit Vossius p. 440 den Napier und Parier wegen der Nachbarschaft dieser Inseln für Eine Person zu halten; zweytens, mit Marktscheffel ad Hesiodi Eumeli etc. For. p. 223 sqq. ein unter Eumelos des Korinthiers Namen umgegangenes prosaisches Sagenbuch anzunehmen. Drittens widerspricht er mir, wenn ich dem Parier Eudemos, beym Dionys. de Thuc. p. 69. Krüg. und beym Clem. Strom. 6. p. 267, der den Logographen Melesagoras ausgeschrieben, sehr viele Fragmente beylegte (hist. K. d. Gr. S. 374 zw. A.) und zwar mit vollem Recht, indem die einem gewissen Eudemos nach erzählten Geschichten bey Aelian in der Thiergeschichte sicherlich einem andern Schriftsteller dieses Namens angehören. Von jenem Topographen bringt K. M. gar keine Ueberreste bey.

Democles Pygelensis. Beym Dionysius iud. de Thucyd. 5. p. 69 Kr. seit er ὁ Φυγαλεύς wie Vossius verbessert hat, statt Φυγελεύς, (vergl. Pape Eigennamen, wo Φιγαλεύς bemerkt ist aber jene Form fehlt.) Herr K. Müller nimmt aber an Phigalia Anstoß, weil unter den alten jonischen Logographen sonst auf einmal einer mitten aus Arkadien auftreten würde. — Als wenn Dionysius nicht an derselben Stelle sage, diese Schriftsteller hätten an vielen Orten gelebt, und als wenn er nicht gleich darauf den Akusilaos von Argos unter ihnen nenne. Folgendes läßt sich eher hören: Die jonische Hafenstadt Πύγελα komme auch unter der Form Φύγελα vor, und alle Handschriften des Dionysius haben Φυγελεύς, so daß also jene Aenderung nichtig wäre. Auf jeden Fall bezieht sich das erste und vielleicht einzige Fragment beym Strabo I. 58 auf Lydien, Jonien und Troas (von den großen Erdbeben die diese Länder vormals betroffen, vergl. Symbolik IV. S. 425 f. u. 781 dritt. A.). — Ein zweytes Fragment bey Strabo XIV. p. 639, über die Stiftung der Stadt Pygela und den Ursprung ihres Namens ist K. M. geneigt diesem Demokles beyzulegen; ferner ein Drittes bey Athen. IV. p. 174. (über die Adonis-Flöten, vergl. Symbolik II. S. 422 ff. dritt. A.) möchte Schweighäuser diesem Demokles zuschreiben, obschon er Δημοκλείδης genannt wird, weil dieß nur eine andere Form vom Δημοκλῆς sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 21. Amelesagoras Chalcedonius. K. M. schließt sich hiermit an Steph. Thes. Didot. V. 735. unter *Μελησαγόρας* an, wo die Namensform *Ἀμελησαγόρας* vorgezogen wird, die allerdings beym Antigonus Caryst. Mirab. 12. p. 63. ed. Westerm. und öfter vorkommt. Die zweyte Hälfte des Namens gehört zu denen, die nach Pape (Eigennam. S. 17.) eben so wohl vom Nomen *ἀγορά* als vom Verbum *ἀγορέω* herkommen; die erste könnte man, meint der Herausgeber, nach einer Sage beym Max. Tyr. 23. von den *μελίσσαις*, in der Bedeutung von Nymphen, herleiten, so daß er eigentlich als *Μελισσάγορας* einen von den Nymphen begeisterten Wahrsager und Sprecher bezeichnet. Dächte man aber auch an das Zeitwort *μέλειν*, so würde die andere Form das *ἀμελεῖν* voraussetzen. Das Vaterland wird ebenfalls verschieden angegeben, Attika und Chalcedon; welches so vermittelt werden könnte, daß er als Attischer Demeterpriester die damit verwandten Cultusorte am Pontus besucht, und sich in Chalcedon niedergelassen habe. Auf jeden Fall wird ihm eine Atthis (*Ἀτθίς*) zugeschrieben; und das Wenige, was wir von Fragmenten haben, bezieht sich auf attische Mythen und Religionen. Sie werden (p. 22.) unter drey Fragmente mitgetheilt, das erste handelt von Kekrops Töchtern und Erichthonios; das zweyte von der Wiederbelebung des Glaukos Minos Sohn durch Asklepios; das dritte von des Androgeos Beynamen Eurygyes, wobey K. M. die Symbolik IV. S. 120 anführt (s. jetzt S. 265 dritt. Ausg. wo aber im Register das Eurygyges zu corrigiren ist.) — Uebrigens verräth Verschiedenes was aus jener Atthis angeführt wird ein Alexandrinisches Zeitalter; woraus folgt, daß dem Melesagoras, wie den andern älteren Logographen (Dionys. Hal. de Thuc. 5. p. 69 nennt ihn zuletzt unter diesen) Manches angedichtet oder interpolirt worden.

P. 23 sq. Glaucus Rheginus. Zeitgenosse des Demokritos, nicht zu verwechseln mit Andern jenes Namens, welches K. M. kritisch festzustellen sucht, verräth durch den Inhalt seiner Schriften, daß er dem italischen Rhegium angehört. Ihm wird beygelegt ein Werk *περὶ ποιητῶν καὶ μουσικῶν*, woraus unter sechs Numern schätzbare Bruchstücke mitgetheilt werden, wovon die besten von Plutarch de Musica aufbewahrt worden: 1. über Musaeos, 2. über Terpander, 3. über Olympos und Stesichoros, 4. Ueber Thaletas von Kreta, (in jedem dieser Artikel wird auch von musikalischen Weisen, *νόμοις*, gehandelt); von Demokritos als Zuhörer eines Pythagoreers; 6. von des Empedokles Ankunft in der neugebauten Stadt Thurii.

P. 24 — 26. Democritus Abderita. Ueber ihn haben wir eine gründliche Sammlung erhalten: Democriti Fragmenta ed. Mullach. Berol. 1843. woraus K. M. das Meiste hat schöpfen können. Da es sich hier von den historischen Schriften handelt, so können wir uns ganz kurz fassen. Unser Herausgeber nimmt das Jahr v. Chr. 494 als sein Geburtsjahr an, abweichend von Mullach und Clinton (wo es auf 460, Olymp. 80. 1 gesetzt wird s. F. H. p. 44 ed. Krüger.) Wenn irgend einem Alten die verschiedensten und seltsam-

sten Schriften beygelegt worden sind, so ist es bey diesem berühmten Manne geschehen. Das hier gelieferte Ergebniß wird daher sehr kurz zusammengefaßt: das ihm beygelegte Buch περὶ ἱστορίης gehörte einem Aegyptier Bolos an, und handelte von dem Nutzen, den wir aus der Lesung von Geschichtswerken schöpfen können, und die acht Bücher ὑπομνήματα, welche unter besondern Titeln aufgeführt werden, waren ihm auch von einem späteren Autor untergeschoben, und enthielten nichts, was man eigentlich und wahrhaftig historisch nennen kann.

P. 27—41. Herodorus Heracleensis; nämlich aus Heraklea im Pontus, für welche seine Vaterstadt er in seinen Schriften Vorliebe zeigt, Vater des Sophisten Bryson und also Zeitgenosse des Sokrates. Der Geist seiner Schriften unterscheidet ihn von der einfachern Weise der Logographen, wie des Pherecydes und Hellanikus. Während diese entweder die gesammte Mythologie der Griechen oder die Sagengeschichte Einer Stadt kurz und schlicht erzählten, hielt Herodor sich innerhalb weniger Mythenkreise, erzählte diese aber ausführlich, immer in Bezug auf seinen Geburtsort Heraklea, und aus einem weiteren Gesichtskreis, der ihm durch das Studium mehrerer Wissenschaften insbesondere der Philosophie aufgegangen war. Denn als Zeitgenosse und vielleicht Schüler des Anaxagoras und von den Sophisten hatte er auch in das damals aufblühende Studium der Kosmologie und Physik Einsicht gewonnen. Es werden ihm zwey Hauptwerke unter oft genannten Titeln beygelegt; woneben er noch einige andere, nicht näher bezeichnete, geschrieben haben mag. Von jenen sind zahlreiche Fragmente vorhanden, bey deren näherer Anordnung jedoch manchmal Schwierigkeiten eintreten, einmal weil es mehrere Herodore gegeben, namentlich einen Grammatiker, sodann weil die Abschreiber die Namen Herodotos, Heliodoros und ähnliche mit jenem zum öftern verwechseln. — Aus dem ersten Werke, betitelt ὁ καθ' Ἡρακλέα λόγος, führt der Herausgeber vier und dreyßig auf, die meisten so wie die darauffolgenden mit kritisch-mythologischen Anmerkungen; die zweyte Schrift Herodor's, Ἀργοναυτικά, liefert die übrigen bis zur Zahl sechszig, einschlüßlich mit den erstern. Zwey werden unter der Aufschrift Πελόπεια nachgetragen und Eins unter: Incerta macht den Beschluß.

Zu den Bemerkungen über Fr. 1, Taphos betreffend, bemerke man noch die Auslegung zu Odyss. ά, 181 mit Will. Gell's Ithaka p. 91 u. Millin's Mineralogie Homerique p. 122. — Zu Fr. 6. zeigt sich K. M. zu der Annahme geneigt, daß Herodoros in einem seiner Bücher, Οἰδίπους betitelt, die Thebanischen Mythen besonders behandelt habe (s. p. 30. vgl. p. 41.) Fr. 9. von dem aus dem Monde gefallenen Nemeischen Löwen habe ich auch an den Vers des Epimenides erinnert und an das astronomisch-kosmische Element dieses Mythus, in der Symbol. II. S. 244 dr. A. Unser Herausgeber hat schon vorher (p. 28) an denselben die Bemerkung über die damals aufblühende Naturphilosophie angeknüpft. Zu Fr. 13. giebt. K. M. erwünschte Nachweisungen aus den übrigen Historikern, und verbessert jetzt nachträglich im Scholiasten zu Platon's Phädon p. 381 Bekker καὶ Κλέαρχος statt κ. Κώμαρχος. — Zu Fr. 25. über das Acherusische Vorgebirg, wo Herakles den Kerberos aus dem Hades heraufgeholt haben sollte, werden aus Mythologie, Archäologie u. s. w. treffliche Erläuterungen gegeben. Man verbinde damit die kritische Bemerkung zu Fr. 17. Da die Herakleenser zur Verewigung dieser Sage ein Weihgeschenk gestiftet hatten, so hat ihr patriotischer Landsmann in seinem ausführlichen Herakles-Buche nicht zurückbleiben wollen, sondern gewiß dieselbe in ein helles Licht gestellt. — Nicht minder gelehrt und ausführlich waren gewiß die Oertlichkeiten und Abentheuer aus der Argonauten-Sage behandelt worden; wie uns auch die Bruchstücke dieses Werkes beurkunden. Aus der Pelopee wird unter Fr. 61. aus Athen. VI. 231 die aus Sophokles und Plato berühmte Sage vom goldenen Widder des Atreus und vom veränderten Sonnenlauf (vgl. Welcker, die griech. Tragöd. II. S. 360) nach Herodoros Ausdeutung beygebracht, wonach es nichts als eine silberne Schaale mit dem goldenen Bilde eines Lammes in der Mitte gewesen; welche Deutung ein merkwürdiger Beleg für die Manier ist, die Mythen in Geschichte zu verwandeln, und ein Beweis, daß der Evhemerismus schon zu Anaxagoras und So-

krates Zeit im Entstehen war, ein System, dem von da an so viele Historiker folgten.

Es folgt Nr. 62. noch ein Fragment aus demselben Buch über Laodamia und Orestes, schon angeführt bey den Fragmenten des Pherecydes, Nr. 96. (p. 94). — Endlich ist unter Incerta verzeichnet vom Seegott Phorkys, wie er sich in Kephallenia niedergelassen, und wie ein Hafen auf Ithaka von ihm genannt worden (s. Odyss. XIII. 96 u. Porson ad Schol. Harlei.) Wenn man aber an die Taphier als alte Bewohner von Cephallenia denkt (Strabo X. p. 699. Alm.) und das erste Fragment (p. 28) vergleicht, wo Taphos und seine alten Bewohner erwähnt werden, so könnte man vermuthen, daß dieses Fragment dorthin und somit zur Heraklee des Herodoros einzuordnen sey. Zuletzt wird ein ethisches Fragment angehängt, das bloß den Namen Herodoros ohne Nennung eines Buchs beygeschrieben trägt.

P. 41. Simonides Ceus. Nach Suidas ein Tochtersohn des Leoprepiden oder des Lyrikers (wie Bakchylides Schwestersohn desselben war; s. das genealogische Täflein bey Schneidewin, Simonidis Cei Carminum Reliquiae p. V.), vor dem peloponnesischen Krieg, Verfasser von Genealogien in drey Büchern (daher der Genealoge genannt) und von den Erfindungen in eben so vielen. Aus dem ersten Werke folgen zwey Fragmente: 1) über den Steuermann der Argo Ankäos. 2) Ueber des Itonos Töchter Athena und Iodama (*Ἰοδάμα*, über diese Namensform und über den ganzen Mythus habe ich mich mit Anführung desselben Simonides erklärt im Capitel: Minerva Itonia in der Symbolik III. S. 377 ff. dritte Ausg.). — Unter dem Titel *Σύμμικτα* werden noch zwey Bruchstücke angeführt, 1. von Iolkos und von den Minyern; 2. von Ileus, des Ajas Vater mit fünf Versen aus dem Hesiodos. Notizen über andere Männer des Namens Simonides beschließen diesen Artikel.

P. 43. Unter den kurz vor dem peloponnesischen Kriege bis auf Thucydides Zeit lebenden Historikern (Dionys. de Thuc. cap. 5.) wird auch Xenomedes Chius. aufgezählt. Eine zweyte Spur dieses Logographen weiset unser Kritiker nach, indem er durch eine Capital-Emendation im Lucian (Herodot. cap. 4. [cap. 3. p. 834 West.] p. 243 Didot.) für *Ἀνακιμένης ὁ Χῖος* schreibt *Ξενομήδης ὁ Χ.*, theils des Vaterlandes wegen, denn beyde Anaximenes waren aus Lampsakos — man verbessere den Druckfehler Nitsch. Hist. Homeri statt: Rom. — theils wegen der Zeitgenossen, neben denen er genannt wird. Noch eine andere Spur vermuthet er beym Athen. XIII. p. 601, F., wo *Ζηνὶς ἢ Ζηνεὺς ὁ Χῖος* vielleicht ebenfalls in *Ξενομήδης* zu ändern ist. Es folgen drey Fragmente: 1) von *Ταυροπόλος* als Beyname der Athene, 2) vom Karischen Dynasten Amisodoros, 3) von den Telchinen, wenn man nämlich Dindorfs Aenderung *Ξενομήδης*, statt *Ἐνομίδης* annimmt. Es folgt eine weitere kritische Erörterung, und am Ende giebt K. M. zu bedenken, ob hierbey nicht vielleicht *Ἐπιμενίδης* zu schreiben, oder ob die Historia Telchiniaca dem Xenomedes zuzueignen sey.

P. 44 — 51. Jon Chius. Zu diesem Abschnitt vergl. man noch den Artikel Jon in Pauly's, Walz und Teuffel Real-Encykl. IV. 227 f. (worin aber Manches zu verbessern ist) und Fr. G. Wagner, Poetarum Tragicor. graecor. Fragmenta 1848. p. 21 — 48. Unser Herausgeber beschränkt sich natürlich bey diesem Dichter, Philosophen und Historiker auf zweyerley, einmal auf die Feststellung seiner Lebensjahre und auf die Erörterung seiner geschichtlichen Werke und Anordnung der Fragmente derselben, welche bey Voßius de historicc. grr. gänzlich übergangen worden. Geboren zu Chios Olymp. 74. vor Chr. 484 — 481 scheint er gegen Olymp. 89. 3. vor Chr. 421. gestorben zu seyn. Seine Bildung empfieng er wahrscheinlich zu Athen, in welcher Stadt hauptsächlich er auch abwechselnd mit seinem Geburtsorte seinen Aufenthalt theilte; wie denn Chios damals unter Athenischer Herrschaft stand und, wie Athen selbst, eine aristokratische Verfassung hatte, woraus sich ergiebt, warum Jon im Umgang und in Grundsätzen sich besonders an Kimon anschloß, obwohl er in dem ganzen Kreis von Männern, wie neben jenem Perikles, Sopho-

kles, Euripides, Sokrates u. A. sich bewegte, und so, durch Geist, Bildung und Glücksgüter begünstigt und von den Elementen einer großen Zeit getragen und gehoben konnte er in der Tragödie glänzen, in mehrern Arten der lyrischen Poesie sich auszeichnen, aber auch in der Philosophie und in der Historie sich hervorthun; so daß vielleicht keiner unter den Griechen mehr an den Deutschen Schiller erinnert als eben dieser Jon aus Chios.

Uns gehen nur zunächst die Titel und Gegenstände seiner Geschichtswerke an. Ein πρεσβευτικὸς λόγος, der unter seinem Namen geht, läßt, obschon wir von diesem Buche nichts Genaueres wissen, gleichwohl vermuthen, daß er sich auf Gesandtschaften bezog; wie denn ein Mann in seiner hohen Stellung ohne Zweifel auch zu öffentlichen Geschäften und als Botschafter unter den damaligen Staaten verwendet worden seyn wird. Die Gründungsgeschichte von Chios, Χίου κτίσις, war vermuthlich aus kyklischen Poemen entnommen und mußte ihrer Natur nach viel Mythisches enthalten, wie denn auch das erste Bruchstück daraus beurkundet. Ueber die Titel Ὑπομνήματα (Denkschriften) und Ἐπιδημίαι (Berichte von Besuchen hier oder dort) sind die Meinungen getheilt. Der Herausgeber geht in diese Erörterungen ein, und schließt sich mit Beseitigung übertriebener Skepsis von Fr. Ritter, der Erklärung von K. Fr. Hermann an, wonach die ὑπομνήματα von den ἐπιδημίαι nicht verschieden seyen, und darunter Berichte von seinem Aufenthalte in Athen und in andern Städten, die der Reisende selbst besucht habe, wozu dann vielleicht als Anfang ein Συνεκδημητικὸς gekommen sey, unter welchem letzteren Titel eine Schrift des Jon (II. 88. p. 76 Bekker) angeführt wird.

Dagegen trennt sich K. M. von Hermann, der über die historische Treue des Jon sehr strenge geurtheilt hatte, und bemerkt, daß die Bruchstücke dieser Schriften zu einem Tadel keinen Anlaß geben, wenn man von einer gewissen Partheylichkeit gegen Perikles absehen wolle, welche ihm dem Freunde des aristokratischen Kimon gegen den Demokraten Perikles nur als verschiedene politische Stellung anzurechnen sey. — Seine historische Auswahl und sein heiterer Vortrag verrathe den heiteren Geist eines gesellschaftlichen Dichters. — In der That, füge ich bey, so weit wir aus den verhältnißmäßig wenigen historischen Ueberresten ersehen können, bekunden sie einen Schriftsteller von großer vielseitiger Bildung, einen Mann, der das Leben von allen Standpunkten gesehen, und der es liebt, ihm seine heitern Seiten abzugewinnen. Bedenken wir, daß in diesen Fragmenten die köstlichsten Züge aus dem Privatleben der Griechen in der schönsten Zeit aufbewahrt liegen, und daß sich Spuren des jonischen Dialektes zeigen, in welchem sie aufgezeichnet waren, — der anmuthigen Entfaltung, wie wir aus Herodot gewahr werden, besonders günstig, — so müssen wir in der That beklagen, daß uns kein ganzes Geschichtsbuch dieses Jon übrig geblieben. — Es folgt die Aufzählung und Mittheilung von siebenzehn Fragmenten unter ihren Titeln Ὑπομνήματα (Ἐπιδημίαι), Συνεκδημητικὸς [Πρεσβευτικός, eingeklammert, weil seine Aechtheit bezweifelt ward], Χίου Κτίσις, — eine Uebersicht, welche den großen Reichthum der abgehandelten Gegenstände anschaulich macht.

P. 52 — 58. Stesimbrotus Thasius. Obwohl in Thasos gebürtig, doch größtentheils in Athen lebend und dort nach der Sophisten Weise für Geld lehrend, hatte er den Cimon und Perikles zu Zeitgenossen und den Nikeratos und den Dichter Antimachos zu Schülern. Letzterer hatte über Homers Vaterland und Leben geschrieben und eine Ausgabe seiner Werke besorgt, worin er durch den Vorgang seines Lehrers bestimmt wurde, denn Stesimbrotos gehörte zu den ersten, welche die allegorische und sogenannte pragmatische Auslegung der Homerischen Gedichte in Aufnahme brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Mai.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Außerdem hatte er ein Buch über Themistokles, Thukydides (des Milesias Sohn) und Perikles geschrieben, und zwar ganz im Sinn und Interesse der atheniſchen Aristokratie, wonach Themistokles und Perikles als Volksverführer, Cimon als Musterbild der alten strengen lakoniſchen Sitte und Thukydides als ein durch demokratiſche Kabalen Unterdrückter dargestellt und über das Leben und die Sitten jener Staats- und Volksmänner die maßloſeſten Verläumdungen verbreitet wurden, ſo daß Plutarchus dieſe Erzählungen des Sophiſten auf gleiche Linie mit den ſchonungsloſen Darſtellungen ſetzt, womit die Komiker den Perikles u. A. auf der Bühne mißhandelt hatten, und in edlem Unmuth über die Schwierigkeiten klagt, womit die hiſtoriſche Wahrheit bey Zeitgenoſſen und Nachkommen zu kämpfen habe. (Plutarch. Pericl. cap. 13. p. 321 sq. Sintenis; vgl. Heeren de fontib. Vitar. Plutarch. p. 37 sq. und unſern Herausgeber p. 52). — So mißlich ſtand es im Ganzen mit der Stellung der damaligen Sophiſten einerſeits zur Politik, als deren Lehrer ſie ſich aufwarfen, und zur Hiſtorik, die ſie durch ihre Partheyſchriften entſtellten. Und daß in allen dieſen Stücken Steſimbrotos um nichts beſſer als die Uebrigen geweſen, beweiſet die tiefe Vergeſſenheit, worin er bey den nächſtfolgenden und ſpäteren Hiſtorikern und Kritikern verſunken, ſo daß auch ſeine Sprache und ſein Vortrag keine Würdigung genießen, und erſt mit dem Zeitalter des Hadrian, welches das Studium der alten Sophiſten wieder aufweckte, Plutarch ihn, den gleichzeitigen Zeugen über jene großen Männer anführt, aber auch nicht unterläßt, ſeine Berichte ſcharfen Kritiken zu unterwerfen, ſo daß man bey ihm an die heutigen ſogenannten Literaten erinnert wird, welche, gleich jenen alten Sophiſten, über Alles zu ſchreiben leichtſinnig unternehmen.

Noch wird ihm ein Werk *περὶ τελετῶν*, de mysteriis, beygelegt, und unter ſeinen Bruchſtücken finden ſich auch verſchiedene mythologiſchen Inhalts, welche, wie jene, etymologiſche Herleitungen und allegoriſche Deutungen verrathen.

Hieran ſchließen ſich die Fragmente ſelbſt: *Περὶ Θεμιστοκλέους καὶ Θουκυδίδου καὶ Περικλέους.* Bey Nr. 1 ſucht K. M. Plutarch's chronologiſche Kritik in einer Epikriſe zu widerlegen und zu zeigen, daß Themiſtokles einerſeits den Anaxagoras und andererſeits den Meliſſos gar wohl gehört haben könne. Bey Nr. 2 ſucht er darzuthun, daß Steſimbrotos die ſiciliſche Reiſe des Themiſtokles an den Hof des Hieron nicht ſelbſt erdacht, ſondern vom Komiker Timokreon, der die perſiſch geſinnten, griechiſchen Notabilitäten an dieſem Hofe in Conſpiration gegen die griechiſche Freyheit auf die Bühne gebracht, entlehnt haben möge. — Es folgen mehrere Fragmente bey Plutarch und Eins beym Athenäus über die Lebensereigniſſe des Cimon und Perikles. Mit Nr. 13 ſchließen ſich aus der Schrift *Περὶ Τελετῶν* einige Bruchſtücke über die Idäiſchen Daktylen und Korybanten mit wenigen andern Mythologumenen an. Den Beſchluß machen aus dem Buche *Περὶ Ὁμήρου* die Notiz, Steſimbrotos habe

den Homer für einen Smyrnäer gehalten, und einiges Andere über homerische Verse.

P. 59 — 63. Hippias Eleus. Die drey Altmeister der Sophistik Gorgias, Prodikos und Protagoras haben kein eigentliches Geschichtswerk geschrieben. Ganz anders schon ihre nächsten Nachfolger, unter denen Hippias aus Elis, wie der anmassendste, so der gelehrteste war. Wenn K. M. mit Geel den Antiphon von Rhamnus und den Musiker Lampros für seine Lehrer hält, so widerspricht L. Kayser ad Philostrat. Vit. Sophistar. I. 11. p. 205 [2]). Eben derselbe bemerkt, daß der Annahme, Hippias habe sich Olymp. 87. 2. vor Chr. 431. in Athen aufgehalten, nichts im Wege stehe; sonst war er, der beständigen Gesandtschaftsreisen wegen, seltener dorten; auf welchen Botschafterposten in den verschiedenen Städten Griechenlands er sich allenthalben Ehren und Gelder gewann, indem er allenthalben öffentliche Vorträge über die verschiedensten Wissenschaften und Künste hielt. Davon machten die in Lakedämon gehaltenen eine Ausnahme, denn die Spartaner, deren einziges Streben auf Herrschaft gerichtet war, wollten ihn nur hören über die Arten der Städteverfassungen, der Colonien und der Thaten derselben (Plato l. l. p. 133 ed. Heindf. Philostr. l. l.) — welche Forderungen er, nach der historischen Richtung, die er zur Heroen- wie zur Menschengeschichte genommen hatte, befriedigen konnte. — Unter den Schriften dieser Art, die ihm beygelegt werden, ist eine Συναγωγὴ betitelte; welche unbestimmte Aufschrift eben deswegen von Osann für eine von einem Späteren gemachte Sammlung von Declamationen, von Bode für eine ästhetische Schrift über das Schöne gehalten, von K. M. aber so ergänzt wird: Συναγωγὴ τῶν ἐνδόξων γυναικῶν, und dafür scheint in der That das einzige Fragment zu sprechen, das uns Athen. XIII. p. 609 A. (vgl. Nr. 1.) davon aufgehalten hat, wo von der schönen Milesierin Thargelia erzählt wird. Eine zweyte Schrift wird unter dem Titel Ὀλυμπιονικῶν Ἀναγραφὴ, Verzeichniß der Sieger in den Olympischen Spielen, aufgeführt (S. Nr. 2). Als eine dritte Schrift werden angeführt Ἐθνῶν ὀνομασίαι, Benennungen der Völker (S. Nr. 3 sqq.), worin außer diesem eigentlichen Inhalt viel Mythologisches, Literarisches, Historisches, Ethisches, Sprachliches u. dgl. vorkommt, und der compilatorische Charakter, welchen die Schriften der Sophisten an sich trugen, in einer sehr sprechenden Stelle (S. Nr. 6) kenntlich sich selbst zeichnet. Die Summa aller zum Theil blos unter Hippias Namen aufbehaltener Bruchstücke beläuft sich auf fünfzehn.

P. 64 — 67. Damastes Sigeensis. Auch er wird vom Dionysius (de Thucyd. cap. 5) kurz vor den peloponnesischen Krieg gesetzt, fast gleichzeitig mit Herodot, gebürtig aus Sigeum in Troas, Sohn des Diorippos und zu den reichsten Bürgern gehörig, wenn anders die Stelle des Suidas (in Δαμάστης, vgl. denselben unter Πῶλος) in diesen Worten richtig ist, denn im Folgenden ist sie zum Theil sehr verdorben, und Bernhardy und K. M. haben dankenswerthe Verbesserungsversuche gemacht. Schüler des Hellanikos betrat er fast dieselben Gebiete der Logographie, und schrieb in zwey verschiedenen Büchern von den Eltern und Vorfahren der Griechen und Barbaren, welche vor Troja gekämpft, und wie ein jeder sich weggewendet (wahrscheinlich nach den Kyklikern, Nosten-Dichtern u. dgl.); einen Katalog von Völkern und Städten; über Poeten und Sophisten und mehrere andere Werke, vermuthlich Chroniken, denn er wird der Chronologe genannt, und über die Erfindungen. Seine geographischen Schriften hatte Eratosthenes zum Oeftern benutzt, und wird deßwegen von Strabo (I. 47) mit einem Tadel überschüttet, der um so ungerechter ist, weil dabey jenen alten Zeiten nicht Rechnung gehalten ist. Uebrigens war Damastes in den Gegenständen seiner Schriften von Hekatäos und Hellanikos ganz abhängig, und scheint sein eigenthümliches Verdienst in einem gebildeteren Vortrag gesucht zu haben, wozu er sich durch den Umgang der Sophisten zu Athen und vielleicht auch durch das Studium ihrer Werke die Fähigkeit erworben haben mochte.

Der Herausgeber ordnet darauf des Damastes Fragmente unter folgende Titel: Περίπλους (περὶ

2) Welcher ganze Artikel auf Plato's Hippias mai. p. 285 sqq. beruht, s. L. Kayser zu Philostr. I. 2 in der größern Ausg. p. 279.

Ἐθνῶν) unter sechs Numern, zum Theil mit kritisch-literarischen Anmerkungen, über die Skythen und andere nördliche Völker; über die Gränzen von Troas, über Cypern u. s. w. (*Χρονικά*), Nr. 7 und 8 über den Monat Thargelion; über die Gründung von Rom durch Aeneas und die Benennung der Stadt nach einer der Troerinnen Ῥώμη (Dionysius Halic. I. 72, wo der Sammler des Argivischen Pristerinnen-Katalog's (Hellanikos) als Zeuge angeführt, und beygefügt wird: Ὁμολογεῖ δ' αὐτῷ καὶ Δαμάστης ὁ Σιγειεύς [3]) — [*Περὶ Εὑρημάτων*, eingeklammert, weil es ungewiß ist, ob Damastes ein Buch dieses Titels geschrieben] mit der Einen Numer 9. — *Περὶ ποιητῶν καὶ Σοφιστῶν*. Nr. 10: Homer sey in Chios geboren und ein Nachkomme des Orpheus.

P. 67. Anaximander Milesius; nämlich der jüngere, Zeitgenosse des Artaxerxes Mnemon und zu unterscheiden vom Philosophen, denn er wird ausdrücklich Historiker genannt, vielleicht Eine Person mit dem in Xenophons Gastmahl III. 6. Genannten. Ihm werden beygelegt eine Auslegung der pythagorischen Symbole und eine Heroologie. Unter diesem letztern Titel (Ἡρωολογία) werden hier zwey Fragmente aufgeführt; im letztern zugleich mit Hekatäos und Dionysios und wie diese beyden Milesischen Logographen hatte er sich auch des jonischen Dialekts bedient, und in einem dritten, wenn es ihm angehört, erscheint er als ein pragmatischer oder realistischer Ausleger der griechischen Mythen.

Pag. 68 — 71. Critias Atheniensis. Zu den vom Herausgeber angeführten Schriften über diesen merkwürdigen Schüler des Gorgias und des Sokrates sind noch beyzufügen K. Friedr. Hermann System der platonischen Philosophie I. S. 93 ff. und die Sammlung seiner Elegien in Schneidewin delectus poes. eleg. I. p. 136 sqq. Irrig behaupte Alexander Aphrod., dieser Tyrann Kritias habe nichts als Elegien geschrieben; seine *πολιτεῖαι* in Prosa, wovon wir nur noch wenige Fragmente über die von Lakedämon, Thessalien und Athen übrig haben, und mehrere, glaubt K. M., habe er auch nicht geschrieben. Unter der Aufschrift: *Λακεδαιμονίων πολιτεία*, folgen sechs prosaische Bruchstücke, denen unter Nr. 2 ein poetisches längeres aus den Elegien beygeordnet ist. Es folgt: *Θετταλῶν πολιτεία* mit Nr. 7, wobey bemerkt wird, Kritias habe, aus Athen verbannt, sich einige Zeit unter den Thessaliern aufgehalten. Dieses Bruchstück handelt vom Luxus derselben mit einer politischen Rüge, wogegen man die Bemerkung machte: Kritias habe die Thessalier mehr verdorben, als die Thessalier den Kritias. (Philostr. Vit. Sophist. I. 16. p. 502, wozu man überhaupt L. Kayser p. 225 vergleiche.) Unter dem Titel *Ἀθηναίων πολιτεία* folgen noch zwey Numern, 8 und 9. — Ob Kritias auch unter dem Titel *βίοι* Lebensnachrichten ausgezeichneter Männer verfaßt habe, wird nicht besonders erörtert. Ohne eine eigene Rubrik zu machen, führt der Herausgeber noch vier Fragmente Nr. 10 — 13 mit der Bemerkung an, sie seyen vermuthlich aus seiner Schrift: *περὶ ποιητῶν καὶ σοφῶν* entnommen, und sie betreffen wirklich den Orpheus, Musäus, Homerus, Archilochus und Chilon.

3) Wie K. M. die alte Lesart *Σιγεύς* mit Recht verbessert hat. Im Capitel vorher (Cap. 71) vom König Aventinus muß im Dionysius ebenfalls aus dem Cod. Vat. corrigirt werden: *ἀφ' οὗ τῶν ἐπτὰ λόφων τις ἐπώνυμος ἐγένετο.* Vergl. Meineke ad Scymnum Chium p. 162.

Liber Secundus.

Inde a fine belli Peloponnesiaci usque ad tempora Alexandri Magni (Ctesias Cnidius, s. ad calcem Herodoti dieser Sammlung).

P. 74 — 78. Themistogenes. Sophaenetos. Cratippus. Mit Recht schließt meines Bedünkens K. M. aus der Stelle des Suidas unter *Θεμιστογένης*, wo ihm außer der Anabasis noch andere Schriften beygelegt werden, daß sein Name keine Fiction, sondern der eines wirklichen Historikers sey, so wenig wir auch sonst von ihm wissen. Dies hängt mit der viel besprochenen Stelle Xenophon's Hell. III. 1. 2. zusammen, der uns berichtet, der Feldzug des jüngeren Kyros und der Rückzug der Hellenen bis an's Meer sey von Themistogenes dem Syrakusier geschichtlich abgefaßt worden. Obschon nun Plutarch de glor. Athen.

1. p. 416 Wytt. p. 423 ed. Didot [4]) darüber einen deutlichen Aufschluß giebt, so haben sich doch verschiedene Vorstellungen gebildet, welche Jacobs in den vermischten Schriften VI. S. 45 ff. Westermann ad Voss. de Histor. gr. p. 53 und K. M. a. a. O. zusammengestellt haben. Wenn der Letztere meine Ansicht in der histor. K. d. Gr. S. 230 — 232 anführt, wonach Themistogenes neben der Anabasis des Xenophon in einer eigenen Schrift jene Begebenheiten erzählt, aber nicht so weit wie dieser fortgeführt hatte, so wird er jetzt aus den Wiener Jahrb. der Liter. Band 122 S. 3 ersehen, daß ich seitdem die große Auctorität des Plutarchischen Zeugnisses anerkannt, und mit Jacobs (S. 68 — 72) annehme, Xenophon habe aus tristigen Gründen, um seine Erzählung glaublicher zu machen, dem Werke, das er geschrieben hatte, und das so von keinem Andern geschrieben werden konnte, den Namen des syrakusischen Themistogenes vorgesetzt, der aber dennoch bald in der allgemeinen Meinung seinem eigenen Namen habe weichen müssen.

Dagegen hatte Sophänetos aus Stymphalos (Σοφαίνετος ὁ Στυμφάλιος) wirklich eine Anabasis des jüngern Kyros geschrieben. Er, ein Gastfreund dieses Prinzen, ist wahrscheinlich derselbe, der ihm tausend schwerbewaffnete Fußgänger zugeführt hatte und der als der älteste der Heerführer beim Rückzug mehrmals von Xenophon genannt wird. Vier geographische Notizen werden aus Stephanus von Byzanz von K. M. hier aufgeführt.

Cratippus. Daß er aus Lesbos gebürtig war, ist eine nur schwach begründete Vermuthung des Herausgebers. Daß er Zeitgenosse des Thucydides war und dessen Geschichtswerk ergänzte, ist von Dionysius (Jud. de Thucyd. cap. 16. p. 102 sqq. Krüger.) bezeugt. Die übrigen Zeugnisse des Plutarch [5]), des Pseudoplutarch und des Marcellinus geben aber Stoff zu verschiedenen Erörterungen, in welche K. M. eingeht und deren Ergebniß folgendes ist: Seines Bedünkens gab Kratippus ein historisches Werk heraus, welches die Historien des Thucydides mit den Hellenika des Theopompus umfaßte, doch so, daß Kratippus die letzten Parthien des Thucydideischen Werkes überarbeitete, und aus seinen eigenen Sammlungen hinzufügte, was bis zu Ende des peloponnesischen Kriegs sich ereignet hatte, denn dieses Letztere hatte Theopomp in einem einzigen Buche sehr kurz behandelt, wogegen eben derselbe die Begebenheiten der folgenden eilf Jahre in eben so viel Büchern erzählt hatte. Auf diese Weise lasse es sich erklären, warum der weniger aufmerksame Plutarch, das Ganze, dessen erster Theil nur dem Kratippus, der zweyte aber dem Theopompus angehört habe, unter des Kratippus Namen anführe [6]). Alles was hier über Kratippus gesagt ist, füllt drey Abschnitte, welche aber eigentliche Fragmente aus den Geschichtswerken des Kratippus nicht enthalten, über deren gänzlichen Mangel bey den Schriftstellern Krüger a. a. O. mit Recht sich wundert.

(Fortsetzung folgt.)

4) Wobey jedoch dem Herausgeber entgangen ist, daß Wyttenbach mit Meziriac u. Codd. statt καὶ Θεμιστογένη, περὶ τούτων συντετάχθαι τὸν Συρακόσιον die Lesart vorzieht: κ. Θεμιστογένει — τῷ Συρακοσίῳ, näher der Construction bey Xenophon selbst.

5) De glor. Athen. 1. p. 345 E., wo Wyttenbach (Animadv. p. 137) schon vor Krüger Ἀρχίνου statt Ἀρχίππον verbessert hatte, und eben daselbst eine Lücke vermuthet, wodurch die Erwähnung der Xenophontischen Hellenika ausgefallen. Im Suidas sub v. Σαβῖνος vermuthet K. M. ἔγραψεν εἰς Θουκυδίδην καὶ Ἀκουσίλαον — ὑπομνήματα, es sey zu lesen — καὶ Κράτιππον, so daß dieser Sophist zu Hadrian's Zeit Commentare über Thucydides und seinen Ueberarbeiter und Fortsetzer geschrieben habe.

6) Womit man jetzt den kurzen Artikel Westermann's in Pauly's Realencyclop. II. p. 742 vergleiche.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Mai

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 79. Aristippus Cyrenaeus. Diesem Sokratiker werden mehrere Schriften beygelegt. Historischen Inhalts war die über Libyen, die er dem sicilischen Tyrannen Dionysius gewidmet hatte, vielleicht auch eine über dessen Tochter (s. Vossius p. 53 ed. Westerm.); sodann eine περὶ παλαιᾶς τρυφῆς, d. h. eine Beyspielsammlung von Liebesneigungen und Genüssen, denen sich Männer vor ihm hingegeben. Die daraus beym Diogenes Laertius aufbewahrten anstößigen Liebesgeschichten des Sokrates, Xenophon, Plato, Xenokrates u. A. hat K. M. als die einzigen Fragmente mitgetheilt; denn von den übrigen Schriften sind keine erhalten worden, und diese gehören unserm Philosophen sicherlich nicht an, wie schon Brucker (Hist. Philos. I. p. 592) vermuthet und Joh. Luzac (Lectt. Atticc. p. 108) näher bewiesen hat; sie widersprechen nicht nur der Denkart und dem Geiste der Philosophie des Aristippus, sondern zum Theil offenbar der Chronologie. Zu dem, was K. M. angeführt, verdient noch nachgelesen zu werden H. Ritter Gesch. der alten Philosophie II. S 88 ff. und K. Friedr. Hermann, Gesch. d. platon. Philosophie I. S. 263 ff.

P. 80 — 84. Dionysius tyrannus. Hermias. Athanas. Timonides. Nach Suidas in Διονύσιος hatte der ältere Tyrann dieses Namens außer Tragödien und Komödien auch historische Schriften verfaßt; weil davon sonst nirgends etwas verlautet, so vermuthet K. M. einen Irrthum.

Hermias (Ἑρμείας), aus Methymna auf Lesbos, wird als Verfasser von zehn oder zwölf Büchern sicilischer Geschichten genannt, welches K. M. so erklärt, daß er die Geschichte des älteren Dionysius bis zu 10 Büchern gebracht, die sodann ein Anderer, weil sie nicht bis zum Lebensende reichten, in 2 Büchern vollendet habe. Es werden zwey Fragmente daraus mitgetheilt, das Letztere aus Vermuthung, daß es diesem Hermias angehöre (wobey von andern Schriftstellern dieses oder ähnlicher Namen gehandelt wird), über den Gryneischen Apollo, mit einer sehr lebendigen Beschreibung eines Festes. Daß das Heiligthum dieses Gottes der Mittelpunkt eines Aeolischen Zwölfstädte-Bundes gewesen, wird nach K. Fr. Hermann Griech. Alterth. §. 76 not. 12 für eine unbegründete Vermuthung erklärt. Unter Nr. 3 wird aus einer Periegese des Hermias eine Stadt Chalkis im Lande der Skythen angeführt, aber dahin gestellt gelassen, ob es nicht dem Hecatäus angehöre.

Athanas auch Athanis (Ἀθάνας, Ἄθανις[7]) aus Syrakus, nach K. M. Zeitgenosse des Dion und Timoleon, obschon er zum eigentlichen Gegenstande seiner sicilischen Geschichte die Zeit von Dion's Auftreten an (356 vor Chr.) erwählt hatte, fügte doch die Ereignisse der vorhergehenden sieben Jahre (363 — 356) in Einem Buche hinzu, damit sein Werk in Verbindung mit des Philistus Büchern eine zusammenhängende Geschichte Siciliens darstelle, und führte sie vermuthlich bis zu Timoleon's Tod

7) Athanes haben Codd. s. K. M. p. 82, und so citirt Heeren. de fontib. Plutarchi p. 55.

(Ol. 110. 4. vor Chr. 387) fort. Seine Glaubwürdigkeit und wie viel ihm Diodor verdanke, bleibe ungewiß. — Dem Herausgeber ist hierbey unbekannt geblieben: J. C. Held Prolegomenon ad Plutarchi vitam Timoleontis Caput tertium. Baruthi 1841; in welcher dieser mein Freund und Schüler p. 5 sqq. ihm nicht nur in den Epikrisen über die Heyne'schen und Göller'schen Ansichten zuvorgekommen ist, sondern auch über Athanas und sein Werk sich ausführlicher erklärt, woraus ich nur die Eine Bemerkung ausheben will (p. 7), daß der Schluß, im Athanas als Fortsetzer des Philistos einen gleichgesinnten Tyrannenfreund zu vermuthen, ein übereilter seyn würde, da er ja als Geschichtschreiber Dion's sich eher als einen Freysinnigen ankündige. — Bey K. M. folgen aus dem Werke des Athanas drey interessante Fragmente mit Anmerkungen desselben.

Timonides der Leukadier. Er schloß sich, auf die Nachrichten, welche Speusippus aus Sicilien gebracht, dem Zug des Dion gegen Dionysius den jüngern an, und war nicht nur Zeuge sondern auch Theilnehmer an den Unternehmungen gegen diesen Tyrannen. Darüber hatte er briefliche Berichte an den Speusippus erstattet. Diese und die Briefe des Plato waren die Quellen, woraus Plutarch im Leben des Dion fast alle seine Nachrichten geschöpft, weßwegen K. M. diese Berichte mit einigem Mißtrauen betrachtet. Doch führt Plutarch im Leben des Dion auch den Ephorus und den Timäus neben den Timonides an [8]). — Es folgen zwey Fragmente, über den Sohn des Dion und über des Philistos Tod. Ein drittes, mythologischen Inhalts, möchte eben deßwegen der Herausgeber einem Lobgedicht des Simonides auf die Insel Sicilien beylegen (vergl. jetzt Schneidewin ad Simonidis Cei carmm. reliqq. p. XIX. sqq.).

P. 84 — 87. Dionysodorus et Anaxis Boeoti. Diodor [9]) berichtet, beider griechische Geschichten seyen bis zu Olymp. 104. 4. vor Chr. 360, ein Jahr vor Philipp's von Macedonien Thronbesteigung fortgeführt. Vom Leben des ersteren ist mit Sicherheit nichts bekannt, als daß er Zeitgenosse Philipp's und Alexanders war. Ist er Eine Person mit dem Thebaner dieses Namens gewesen, so hat er als Gefangener Alexanders dessen Großmuth erfahren (Arrian. Exped. II. 15. 5.). Es gab mehrere Dionysodore, aber ein Fragment, das man dem Werke jenes Böotiers sicher beylegen könnte, ist nicht beyzubringen.

Nicht bekannter ist Anaxis. Man könnte beym Dionysius Archaeol. I. 1. (nicht 2.), wo ein Anaxilaos wegen Verläumdung anderer Geschichtschreiber getadelt wird, an diesen denken. Aber K. M. möchte dort vielmehr Anaximenes bezeichnet sehen, auf welchen diese Rüge recht eigentlich paßt. Uebrigens hielt Vossius de hist. grr. p. 384 (nicht 484) ed. Westerm. mit dem Anaxilaos beim Diog. L. I. 107. jenen bey Dionysius a. a. O. für Eine Person.

Zoilus Amphipolita, der bekannte Homeromastix, Verfasser mehrerer kritischer und grammatischer Werke, die K. M. mit einer reichen literarischen Ausstattung in einer Note anführt, soll 1) über Amphipolis geschrieben haben; 2) eine Geschichte von der Theogonie an bis auf Philipp's Tod, dessen so wie Alexanders Zeitgenosse er war. Allein es ist auch nicht die geringste Spur von beyden Schriften vorhanden.

Cephissodorus, aus Athen, Schüler des Isokrates und selbst Redner, aber auch, wie die

8) Mit Anführung von Heeren de fontib. Plutarchi p. 53 sq. Jetzt bemerke ich, daß einer unserer Commilitonen dem Herausgeber nicht nur in der Verbesserung Diogen. Laert. IV. 5. *Τιμωνίδης* statt *Σιμωνίδης* und *Δίωνος* statt *Βίωνος*, sondern auch in manchen Erörterungen über die Verhältnisse dieses Akademikers zuvorgekommen ist. S. Speusippi Atheniensis Vita scr. Max. Achill. Fischer Rastadii 1845 p. 16 sqq., eine Heidelberger philologische Preisschrift.

9) XV. 9. 4. (nicht 5. II. p. 64. Didf.), wo mir Reißig's Verbesserung die ungezwungenste scheint: *Διονυσόδωρος καὶ Ἄναξις — τὴν τῶν Ἑλληνικῶν ἱστοριῶν εἰς τοῦσον τὸν ἐνιαυτὸν κατεστρόφασι τὰς συντάξεις.*

meisten Schüler jenes Meisters, Geschichtschreiber. Von einem Ausleger des Aristoteles (Eusthatius ad Ethic. Nicom. III. 8.) wird aus dem zwölften Buche vom heiligen Krieg eine Beschreibung einer Schlacht von Koronea unter seinem Namen angeführt, welche Ruhnkenius (Hist. crit. Oratorr. p. 48) jenem Kephisodoros beyzulegen geneigt ist. K. M. bringt noch Mehreres über seine andern Schriften bey.

Demophilus, Sohn des Ephoros von Kuma und Fortsetzer seines Geschichtswerks (s. K. M. Vita Ephori p. LXI. not. 1. in Vol. I. dieser Fragg. historicc. grr.). Hier wird aus der Heroengeschichte von Theben ein Fragment nachgetragen, welches dem 152. Bruchstück des Ephorus einzuordnen sey. Der von Jo. Lydus de mens. IV. 2. p. 148 (nicht 248) Rötheri angeführte Demophilus sey auf jeden Fall ein anderer.

Theocritus Chius., Mitbürger des Theopompos, aber entschiedener politischer Gegner desselben als Demokrat und Bekämpfer der aristokratisch-macedonischen Parthey, welcher Theopomp angehörte, ein berühmter Sophist und wegen seiner Sarkasmen gegen Hohe und Niedere gepriesen und gefürchtet, die ihm auch endlich vom König Antigonus den Tod zuzogen [10]). — Unter den ihm beygelegten Schriften kommen Briefe wunderbaren Inhalts vor, wozu ein Fragment bey Fulgentius Mythol. 1. 26. wohl gehören könnte. Da Suidas (in *Θεόκριτος*) von der ihm zugeschriebenen Libyschen Geschichte blos vom Hörensagen spricht, so hat K. M., der einen solchen Gegenstand nicht für die Sache eines Sophisten hält, ein einziges Fragment unter der Aufschrift *Θεοχρήστου Λιβυκά* angeführt, und unter diesem andern Namen wird es auch citirt (beym Schol. Apollon. IV. 1750).

P. 88 — 100. Dino. [*Δείνων.*] [11]) Vater des Geschichtschreibers Alexanders Klitarchus und folglich Zeitgenosse des Königs Philippus von Macedonien. Da das Vaterland dieser Historiker nicht genannt wird, so hat K. M. [12]) aus manchen Spuren auszumitteln gesucht, daß der Vater Aegypten angehöre und der Sohn, wo nicht dort geboren, so doch längere Zeit dort gelebt habe, und zwar am Hofe des Ptolemäus Lagi, als dessen Client er sich in seinen Schriften kenntlich mache. Das ziemlich ausführliche Werk der sogenannten *Περσικά* Dinon's scheint in drey Abtheilungen zerfallen zu seyn, ohne daß wir über die Scheidepunkte bestimmte Nachweisungen geben können. Unserm Herausgeber scheint Sonderung in die Assyrische, die Medische und die Persische Geschichte die natürlichste zu seyn, und sonach hat er auch die Fragmente geordnet. Die Erzählung Dino's vom Ursprung des persischen Reichs lasse sich, glaubt K. M., mit der des Ktesias leicht in Uebereinstimmung bringen. Uebrigens gewann der erstere im historischen Zutrauen schon im Alterthum in demselben Maße, als er von dem Letzteren abzuweichen pflegte; und die neuern Kritiker und Geschichtsforscher haben sich dieser Würdigung großentheils angeschloßen [13]), obschon auch er manch

10) K. M. hat eine Reihe davon zusammengestellt. Den mißverstandenen Sinn eines Witzwortes gegen Anaximenes habe ich gegen Geier, Alexandri M. Scriptores p. 283, in der histor. K. d. Gr. S. 386 f. erläutert, und dazu die Bestimmung unsers Herausgebers ad Anaximenis fragg. p. 33 erhalten; auch ebendaselbst ein Mehreres über die Schriften dieses Theokritos beygebracht.

11) So hat Wilh. Dindorf im Athen. XIV. p. 1406 unten und K. M. in dieser Fragmentensammlung statt *Δίνων* geschrieben, und obschon Pape, Eigennamen S. 114, die letztere Schreibart neben der ersteren anführt, so haben doch die Kritiker von jeher für jene gestimmt. Eine ganze Reihe von Stellen derselben hat unser Professor Ludwig Häußer, Verfasser einer Geschichte der Pfalz, in einer noch ungedruckten Abhandlung über Dinon beygebracht, worauf ich neulich, da sie den Schriften des hiesigen philologischen Seminars angehört, in den Wiener Jahrbb. d. Lit. Bd. 122. S. 233 aufmerksam gemacht habe. Auch Westermann in einem kurzen Artikel über Dino in Pauly's Real-Encyclop. II. S. 1024, hat bloß die Form *Δείνων* beygesetzt.

12) Historicor. graecc. fragm. Vol. I. 2. p. 74. Ueber Dino's Zeitalter vergl. Clinton, F. H. I. p. 387 ed. Krüger.

13) Cornel. Nepos Conon. cap. 5 fin. „Dinon historicus, cui nos plurimum de rebus Persicis credimus“ vergl. Voss. de hist. grr. I. p. 68

Unglaubliches erzählt. Ueberhaupt ist K. M. weniger günstig für Dino gestimmt, und glaubt, daß das Meiste, was Plutarch im Leben des Artaxerxes gegen die Glaubwürdigkeit und Charaktertüchtigkeit des Ktesias vorbringe, dem Dino entnommen sey, dessen vielfache Opposition gegen Ktesias ihm bey vielen Lesern Gunst erworben habe. Auch möge nicht sowohl die Schärfe des Urtheils als die Fülle der von ihm erzählten Ereignisse die Leser für ihn bestochen haben. (Im Letzteren dächte ich doch möchte er den Ktesias kaum überboten haben.) — Auch möchte die Eleganz seines Vortrags [14]) für ihn eingenommen haben; im Allgemeinen aber möchte wohl den Tadel, der seinen Sohn Klitarchos treffe, auch er einigermaßen verdient haben. Endlich sey er nicht frey von Fehlern gegen die Chronologie. — Es folgen die Fragmente, nach obiger Ansicht geordnet unter drey Rubriken; zuerst *Ἀσσυριακά*, mit 1. 1 a. 2. 3. und kritischen Anmerkungen. — *Μηδικά*, mit Nr. 4; 5. 6. [15]); 7. *Περσικά*, mit 8. [16]) — 30.

Heraclides Cumanus. Sein Zeitalter sey ungewiß, doch könne man aus Plutarch. Themistocl. cap. 27 (vid. Dinon fr. 6. vielmehr fr. 20.) schließen, daß er jünger als Dino und Klitarch gewesen sey. Unter den vierzehn Personen jenes Namens, welche Diogenes L. V. 93 aufführt, kommen zwey Cumaner vor, beym Herodotus ebenfalls zwey Heraklides aus Kuma (zu den angeführten Stellen füge man bey Herodot. V. 37 mit „Aristagoras, Sohn des Kumäers Heraklides"). Der Alexandriner Heraklides, der *Περσικὰ ἰδιώματα* geschrieben, möchte nach des Herausgebers Vermuthung mit unserm Geschichtschreiber Persiens Eine Person seyn. Er hatte sein Werk in zwey Massen getheilt, in die Vorbereitungs-Bücher, wenigstens zwey an der Zahl, worin die heiligen Gebräuche, die Sitten, die Einrichtungen mit Einem Wort, die Eigenthümlichkeiten der Perser beschrieben waren, und in die Bücher der eigentlichen Königsgeschichten. Hiernach ordnet nun K. M. die Fragmente: *Περσικά*. *Παρασκευαστικά*. Aus dem ersten Buch Fr. 1., aus dem zweyten B. Frr. 2. — 5. — Aus der Geschichte der Perserkönige: Frr. 6. (wozu man Dinonis frgg. nr. 20 vergleiche) und 7.

Aristagoras Milesius. Vielleicht aus der Nachkommenschaft des im jonischen Kriege berühmten Vorstehers von Milet desselben Namens, nicht viel jünger als Platon, und Verfasser ägyptischer Geschichten, deren Fragmente K. M. so ordnet und größtentheils mit Anmerkungen begleitet: *Αἰγυπτιακά*; erstes Buch mit zwey Numern; zweytes Buch mit Einer; aus ungewissen Büchern, mit Nr. 4 — 11 einschließlich. In Nr. 6. aus Steph. Byzant. in *Γυναικόπολις* schöpfen wir die angegebene Notiz über sein Zeitalter. Unter Nr. 9., wo aus Plin. XXXVI. 12. 17. die Schriftsteller über die ägyptischen Pyramiden, worunter auch Aristagoras, aufgezählt werden, hat K. M. reiche chronologische und literarische Nachweisungen gegeben, namentlich über den Euemeros. Unter Nr. 10. wird aus Diogen. L. Prooem. §. 11. Aristagoras als ein Schriftsteller über die ägyptische Theologie bezeichnet, welches K. M. um so mehr auf unsern Milesier bezieht, weil er mit Plato zusammengestellt werde (Fr. 6.).

(Fortsetzung folgt.)

Westerm. und Sintenis ad Plutarch. Themistocl. 27. p. 170.

14) Valkenaer schätzte diesen sehr und suchte Spuren davon besonders in mehreren Erzählungen des Aelianus, namentlich V. H. I. 31. 32. 33. 34. II. 17; VI. 14; XII. 1. vergl. ad Theocrit. Adon. vs. 11. p. 304. Häußer hat Nachweisungen gegeben, daß Dino's Styl im Ganzen attisch, aber nicht mehr rein gleich dem der älteren Attiker Xenophon's u. A. war.

15) Bey Diog. Laert. IX. 50 über Protagoras, wobey K. M. mit Recht bemerkt, daß die Erwähnung dieses Philosophen mit einem Bericht über asiatische Religionen sehr wohl verträglich sey; s. das Nähere in meinen Fragg. Historicc. grr. antiqq. p. 14.

16) Von der Weissagung der Magier aus Tamariskenzweigen, worüber ein Mehreres bemerkt ist in meinem dritten Band zur Archäologie S. 466. Zu Fragment. 20. bemerkt K. M. einen chronologischen Verstoß des Dino. Er steht dort im Widerspruch mit Charon und Thucydides erscheint; s. meine Bemerkk. in den Fragg. Historr. grr. p. 93.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Liber Tertius.

Aristoteles eiusque discipuli.

(Es wird dabey bemerkt, daß die Fragmente der gleichzeitigen Geschichtschreiber Alexanders d. Gr. der Ausgabe von Arriani Anabasis angehängt seyen.)

P. 102—192. Aristoteles Stagirita.

Vorausgeschickt wird ein Verzeichniß der Schriften des Aristoteles, worin historische Sachen abgehandelt werden, unter zwölf Numern, welches ich hier übergehe, da die Titel doch im Verfolg noch einmal vorkommen. Aus der Anmerkung zu Nr. 4. (wo es heißt: Ἀλέξανδρος ἢ περὶ ἀποικιῶν. Diog. L. V. 22. Anonym. Menag. mit der Bemerkung, daß von dieser Schrift sich nichts erhalten habe) hebe ich nur folgendes Wenige aus: Eine Schrift des Aristoteles über Alexander habe nie existirt. Wenn ferner κτίσεις desselben Stagiriten angeführt werden, so seyen darunter desselben πολιτεῖαι gemeint, welche ja auch die Gründungen der Städte berührten, obschon Plutarch (Non posse suav. v. s. Epicur. cap. 1093. Wytt. p. 1337 Didot.) diese Schriften zu unterscheiden scheint. Die Schriften von den Flüssen und von den Inseln gehen den Aristoteles eben so wenig etwas an. Ebendaselbst wird über die Sammlung: Aristotelis Rerum publicarum Reliquias collegit C. F. Neumann. Heidelberg. 1827. ein strenges Urtheil gefällt und gesagt, daß K. M. keinen Gebrauch davon habe machen können, tam supina est auctoris negligentia. — Die Zahl der Bücher betreffend, so müsse man, wie die Sachen stehen, das Zeugniß des Diogenes L. V. 27 und des anonymen Biographen p. 404 Westerm. gelten lassen, welche 158 angeben; die andern Angaben mit weniger oder mehr Zahlen bis zu 255 seyen vielleicht daraus zu erklären, daß man die Staatsverfassungen, deren Aristoteles in andern Schriften gedenkt, hinzugerechnet habe, oder auch solche mitgezählt, welche von Andern verfaßt, fälschlich dem Aristoteles beygelegt habe, wie denn aus Simplic. Prolegg. in Categor. p. 2 hervorgehe, daß es unächte πολιτεῖαι unter jenem Namen gegeben habe. In vorliegender Sammlung ist die Gesammtzahl 95, worunter 45 unter dem ausdrücklichen Titel, die übrigen wegen ihres homogenen Inhalts; überhaupt sey diese Sammlung der πολιτεῖαι als ein Hand- und Exempel-Buch zu der Politik (πολιτικά) zu betrachten. Es folgt das Verzeichniß der 95 Fragmente, wobey der Herausgeber so verfahren ist, daß er die Staatsverfassungen der Athener, Lacedämonier und Kreter vorangestellt, und die übrigen in geographischer Ordnung ihnen angereiht, die Republiken, die ihres Inhalts wegen aufgenommen worden, in Parentheses (); die aus den Büchern der Politik hereingenommenen in Klammern [] eingeschlossen hat.

Ueber die Methode, die Aristoteles bey dem Bericht über jede Staatsverfassung beobachtet haben möge, worüber wir mehr Vermuthung als sichere Nachweisung aus diesen Bruchstücken geben können, macht K. M. folgende Vorbemerkung: Er gieng vermuthlich bey jedem Staat vom Ursprunge des

Volkes aus, das ihn bewohnte und behauptete. Da er sich hier auf mythischem Boden befand, so gab er die Ueberlieferungen ganz roh und naiv, wie er sie vorfand, ohne irgend Auslegungen einzumischen, wie es sich Ephorus und seine übrigen Nachfolger erlaubten. Und das ist der größte Theil des Inhalts dieser uns aufbehaltenen Fragmente. Wenn also Aristoteles bey jedem einzelnen Staat von der Natur des Landes, des Bodens, des Stammes nach seiner individuellen Beschaffenheit den Ausgangspunkt nahm, und so als Angelpunkt eine Geschichte entwarf, die mit dessen Verfassung und deren Veränderungen in engster Verbindung stand, so zeigen sich von diesem letzteren wichtigsten Theil in diesen Bruchstücken nur sehr schwache Spuren, und wir müssen das meiste hierher Gehörige aus den Büchern von der Politik entnehmen. Mit welchem Fleiß und Scharfsinn jedoch der Verfasser in der Schilderung der Staatseinrichtungen, der Obrigkeiten, des Staatshaushaltes, der öffentlichen Ordnung, des Kriegswesens, des Handels, des Maaß- und des Münzwesens, wie nicht minder der Sitten des Privatlebens verfahren sey, läßt sich noch jetzt aus den zwey Capiteln über die Staaten von Athen und Lacedämon abnehmen; wie er denn auch sich angelegen seyn lassen, eine große Anzahl von Sprichwörtern aus der Geschichte oder aus den Sitten zu erklären.

Es folgen darauf die Fragmente selbst unter dem Generaltitel *Πολιτεῖαι* und beginnen mit I. *Ἀθηναίων*, enthaltend 74 Numern. Aus der vom Herausgeber vorausgeschickten Epitome läßt sich der reiche Inhalt dieses Abschnitts übersehen. K. M. liefert von p. 105 — 127 diese Auszüge aus des Aristoteles Republik der Athener, jeden mit kritisch berichtigtem Text und mit Anmerkungen, worin er sich der Kürze wegen auf die neuesten Bearbeiter der griechischen, besonders attischen Alterthumskunde, Böckh, C. Fr. Hermann, Heffter, Hudtwalker, Meier, C. O. Müller, Platner u. A. zu verweisen sich beschränken muß. (Jetzt würde wohl noch auf die History of Greece, by George Grote Lond. 1847 hinzuweisen seyn, der im 30. und 31. Capitel des vierten Bandes den Entwicklungsgang der Athenischen Verfassung seit Pisistratus bis auf Klisthenes dargestellt hat. Man s. Kortüm in den Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1848. S. 824 ff. Ingleichen ist es interessant, wie Niebuhr in den Vorträgen über alte Geschichte sich über viele der hier vorkommenden Gegenstände erklärt, besonders im ersten Band, S. 340 ff.) — Ueber die athenienfische Republik beläuft sich die Zahl der von K. M. zusammengebrachten und kritisch wie sachlich behandelten Fragmente des Aristoteles auf 74. Die über den Lacedämonischen Staat gesammelten Bruchstücke vergrößern diese Zahl nur bis Nr. 88 einschließlich. — Zu dieser letzten Nr. wird vom Herausgeber Olympiodor in Platonis Alcib. pr. p. 164 angeführt. Das ist meine Ausgabe; wo aber im Text steht: *Ἀ φιλοχρημοσύνα τὰν Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο κ' οὐδέν*. Doch s. meine Anmerk. daselbst. — Unter Nr. 88 a und 88 b werden aus der Politik II. 7. 1. und VII. 9. 1. Betrachtungen über die Staatseinrichtungen der Kreter aufgenommen, wobey ich überhaupt auf L. Spengels Abhandlung über die Politik des Aristoteles (in den Abhandl. der Münchner Akad. d. Wissensch. V. Bd. erste Abth.) verweisen muß. — Es folgen die übrigen griechischen Staatsverfassungen, einschließlich der karthagischen, bis zu der von Massilia Nr. 241 incl. mit ähnlichen kurzen Nachweisungen. Zu Nr. 145 ff. vergleiche man jetzt L. Preller, zu Aristoteles Politie der Thessaler, in Schneidewin's Philologus III. 2. 5. 1848. Daran schließen sich die *Νόμιμα βαρβαρικά*, die staatlichen Einrichtungen der nichtgriechischen Völker, von den Römern bis zu den Persern Nr. 253. incl.

P. 181 folgt darauf der Titel: *Δικαιώματα πόλεων* mit zwey Fragmenten. Der Herausgeber übersetzt: Privilegia urbium. Das ist einmal unklassisch, und müßte in diesem Sinne: Immunitates Civitatum heißen. Aber ist dieß denn der Sinn? und sind Freyheiten der Städte gemeint? Ich habe neulich im 119. Band der Wiener Jahrbb. d. Lit. mich ausführlich darüber erklärt, was ich nicht wiederholen will; hier hebe ich nur Folgendes aus: Hugo Grotius, Valois, Hemsterhuis, Valkenaer und Schöll, der Lesart des Ammonius in *Νῆες* (s. Nr. 255 der Fragmente) *πολέμων* folgend, hatten sich eine Schrift über kriegs-

rechtliche Gesetze und Bestimmungen darunter gedacht. Da aber diese Lesart sich nicht halten läßt (s. Neumann u. K. M. p. 181 b oben), so hatten Einige nach der arabischen Uebersetzung den Titel De urbium moribus adoptirt, Sitten der Städte. Dann müßte es aber heißen ἔθη, νόμοι oder βίος πόλεων. Von Lasaulx übersetzte: Stadtrechte; dann müßte aber im Griechischen stehen: Δίκαι oder Δίκαια πόλεων, Buhle wollte den Begriff der Stadtrechte durch den Zusatz: Polizeyverordnungen näher bestimmt wissen. — Erwägt man aber, daß Anaximenes um diese Zeit die Städte Athen, Sparta und Theben auf das härteste angegriffen hatte, und Aristoteles sich veranlaßt sehen konnte, ihre Rechtfertigungen schriftlich zu unternehmen: so wäre am Ende die Auffassung in einer altlateinischen Vita Aristotelis (s. p. 181 a in der Mitte) die richtige: „Et scriptas ab eo Justificationes graecarum civitatum, quibus lites Graecorum determinabat," vielleicht die richtigste. — Zunächst folgt:

Εὑρήματα. Clemens Alex. Strom. I. 77. nennt nämlich unter mehrern andern Schriftstellern über Erfindungen auch den Aristoteles. Ob darunter Auszüge aus seinen Schriften, worin er dieses Gegenstandes gedacht, oder eine besondere Schrift dieses Inhalts und Titels zu denken und diese für ächt zu halten sey, bleibe dahin gestellt. — Die Numern der Fragmente sind 256 — 259 incl. Bey der ersten Numer vergl. man Ephori Fragg. Nr. 128, verbunden mit Marx ad Ephor. p. 239 — 241. — Bey Nr. 258, wo auf die Symbolik verwiesen wird, hätte meine Abhandlung über Herakles-Buzyges im 7. Band der Annali dell' Instituto archeologico di Roma p. 92 sqq. vielmehr angeführt werden sollen. — Es folgen: *Ὀλυμπιονῖκαι* und *Πυθιονῖκαι* von Nr. 261 — 266 mit einigen kritischen Anmerkungen. Im Vorwort glaubt K. M., Aristoteles habe dabey eine ähnliche Schrift des Menächmos, eines Zeitgenossen Alexanders des Gr., vor Augen gehabt und zum Theil berichtigt. — Hieran schließen sich die *Διδασκαλίαι* von Nr. 267 bis 272 incl. — Ferner werden aufgeführt: drey Bücher *Περὶ Ποιητῶν*, deren Aechtheit neuerlich von Nitsch bezweifelt, von Welcker hingegen vertheidigt worden. Die hier mitgetheilten Fragmente sind sieben, von Nr. 273 — 279. Den Beschluß macht: *Πέπλος*, oder auch *Πέπλοι*, worunter eine vermischte Sammlung von alten Mythen und Sagen zu denken ist, dergleichen unter verschiedenen Titeln geschrieben worden. Wenn Schneidewin (Philologus I. 1.) diese Sammlung dem Aristoteles vindiciren wollte, so widerspricht ihm K. M. (p. 189) aus sehr triftigen Gründen. Da er die Epigramme des Peplos, die in der griech. Anthologie aufgenommen worden, hier ausgeschlossen, so beläuft sich die Zahl der Fragmente wieder auf sieben von Nr. 281 — 287, wovon das letzte dem Aristoteles wahrscheinlich nicht einmal angehört.

P. 192 — 196 wird nachgeholt Dioscorides. Der Herausgeber bemerkt nämlich, er habe schon oben im zweyten Buch neben den übrigen Schülern des Isokrates aufgeführt werden sollen, denn auch er sey ein Isokratiker gewesen, womit zugleich dem Jonsius (de script. philos. II. 6. 5. p. 172) widersprochen wird, der ihn mit dem Zeitgenossen des Ptolemäus Evergetes für Eine Person gehalten hatte. K. M. erklärt den Verfasser der Schrift über die lacedämonische Staatsverfassung für denselben Dioskorides, dem auch Bücher *περὶ νομίμων*, von Sitten und Gebräuchen, beygelegt und zum Theil unter besondern Titeln citirt werden. Auch werden *Ἀπομνημονεύματα*, Denkwürdigkeiten unter demselben Namen angeführt; doch kommen im Ganzen nur 8 Fragmente heraus.

Zu Nr. 1. aus Plutarch Lycurg. cap. 11, 7. über dessen Stiftung eines Tempels der Athena *ὀπτιλέτις*, verweise ich noch auf Koraes zu dieser Stelle pag. 383 vergl. Symbolik III. S. 406 dr. A. — Zu Nr. 5. vermuthet K. M., daß viele interessante Nachrichten über die Sitten und Lebensweise der homerischen Heroen beym Athenäus diesem Dioskorides angehören. Einiges, bemerke ich, wird auch aus Demetrius Phaler. angeführt.

P. 197 — 224. Heraclidae Pontici Liber de Rebus Publicis. Dieses ist der Titel dieses ungemein reichhaltigen Artikels, der sich an die gleichartigen Fragmente des Aristoteles anschließt. Heraklides der ältere, aus Heraklea am Pontus (denn es gab noch einen jüngern zur Zeit des Kaisers Claudius, einen Grammatiker eben daher)

war ein Schüler des Plato, Speusippus und des Aristoteles (Cic. de N. D. 1. 13 p. 59 ed. Cr. et Moser., de Divin. I. 23 et 57 Tuscul. V. 3. p. 18 mit Mosers Note) war nach Denk- und Schreibart, deren Eleganz gepriesen ward, Platoniker; dem Umfang seiner Gelehrsamkeit und der großen Zahl seiner Schriften nach Peripatetiker. Nachdem K. M. von dieser Sammlung, welche schon durch ihre Titel: Ἐκ τῶν Ἡρακλείδου περὶ Πολιτειῶν bloße Auszüge aus einem größeren Ganzen verräth, die Ausgaben des Peruscus, Cragius, Köler, Koraes, Schneidewin und die Abhandlungen von Roulez und Deswert angeführt hat, bemerkt er, daß ihn diese Vorgänger der Mühe überheben, von dem Leben, den Studien und den Schriften dieses Mannes, deren sechzig angeführt werden, auch seiner Seits zu handeln, zumal da nur sehr wenige derselben eigentlich historischen Inhalts seyen, und geht sofort zu einigen Bemerkungen über die letztern über [17]). Als eigentlich historisch führe Diog. L. V. 88. nur die zwey Schriften über die Pythagoräer und über Erfindungen an. Von letzterer zeige sich keine Spur mehr, von ersterer Anführungen bey verschiedenen Autoren, worüber der Herausgeber in einer Note Nachweisungen giebt (die Stelle des Joh. Lydus steht IV. 29 de menss. p. 186 ed. Röth, nicht p. 181) und noch einige Citate über Abaris und Zoroaster nachträgt. Von Andern werden außerdem angeführt Schriften über die Inseln und über die Städte in Griechenland, welche K. M. für Theile einer Periegese hält, ein Werk, welches von Philostephanos benützt, oder manchmal dem einen oder dem andern beygelegt worden. Eben so möge auch ein anderes Werk, welches unter den Titeln von den Orakeln und von den Stiftungen der Heiligthümer angeführt werde, nur eine einzige Schrift gewesen seyn. (Die Aenderung im Apollonius, mir. hist. cap. 19. Ἡρακλείδης ὁ κριτικός statt ὁ κρητικός, hat bereits Westermann Paradoxogr. p. 109 in den Text aufgenommen, und der Heraklides Mopseates wird auch von Athen. VI. p. 234, D. angeführt.)

Wenn man neuerlich daraus, daß in den Schriften des Heraklides Ponticus so viele historische Personen vorkommen, wie Pisistratus, Solon, Perikles und viele andere, auf ein besonderes, dem plutarcheischen ähnliches Werk von Biographen berühmter Männer, das Heraklides geschrieben, hatte schließen wollen, so bemerkt K. M. (p. 198 sqq.) dagegen richtig, daß dieser Philosoph die Gewohnheit hatte, in allen seinen ethischen u. a. Werken eine Menge historischer Ereignisse und Personen aufzuführen. Er gehet auch in dieser Absicht von den im Verzeichniß beym Diogenes L. V. 87 sqq. angeführten Schriften des Heraklides die wichtigsten durch, und giebt in einer Reihe von Anmerkungen die Belege durch die beygefügten Fragmente. (Hierbey will ich nur zwey nachtragen: Plin. H. N. VII. 52. „Huc pertinet nobile illud apud Graecos volumen Heraclidis, septem diebus feminae ad vitam revocatae.“) Der Titel dieser Schrift hieß: περὶ τῆς ἄπνου, und sie wird von Galenus und Diogenes L. Prooem. §. 12 ausdrücklich dem Ponticus beygelegt; sonst könnte man aus Plinius und Diogenes L. VIII. 60 sqq., wo blos Heraklides und beym letztern das Buch von den Krankheiten περὶ νόσων, citirt wird, auf einen der Aerzte dieses Namens schließen.

(Fortsetzung folgt.)

17) Zu den Schriften über Heraklides Ponticus dürfte noch an eine Abhandlung von Burette in den Mém. de l'Acad. des Inscr. X. p. 190 ff. und an Westermann's Anmerkk. zum Vossius de hist. grr. p. 78 f. erinnert werden. — Zum Schluß der Note 2 wäre auf Schellenberg ad Antimach. p. 36 zu verweisen gewesen. — Diese ganze Untersuchung wird schwierig durch die Mehrzahl der Schriftsteller dieses Namens, denn außer jenem jüngern Heraklides Ponticus werden angeführt: Heraklides Lembos, H. Mopseates, H. der Arzt, H. der Komiker, H. von Syrakus, H. von Tarent u. s. w. Vierzehn zählt Diog. L. V. 93 sq. auf. Vgl. Menage daselbst und Vossius de H. grr. p. 168 sq. Westerm.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Mai.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

In der letzten Stelle wird die Zahl der Tage statt zu sieben, zu dreyßig angegeben, und die Wiederbelebung dem Empedokles beygelegt. Einen neuen Zweifel gegen Heraklides Pontikos, als Verfasser jener Schrift, möchte der Umstand erregen, daß eben dieser Philosoph wegen des Glaubens an Wiederbelebungen (der wie die ganze Sage περὶ παλιμβίων schon vor Plato die Philosophen beschäftigte und ein Hauptcapitel der παραδόξων ausmachte) den Demokritus zu widerlegen gesucht hatte; s. meine Deutsch. Schriften zur griech. und röm. Literatur S. 294. — Sodann wird bey einem verwandten Gegenstand ebenfalls unser Philosoph angeführt. In einem Fragment des Varro περὶ ταφῆς p. 269 ed. Bip. wird dem Heraklides Ponticus deßwegen ein Lobspruch ertheilt, weil er das Verbrennen der Leichen empfohlen habe. S. Böttiger, zur Holzsparkunst der alten Römer, in dessen kleinern Schriften III. S. 150.

Es folgt nun die kritische Erörterung über diese Schrift von den Politien, hauptsächlich nach Schneidewin, der zuerst die kritischen Hilfsmittel geprüft und bey seiner Ausgabe (Göttingen 1847) in größerem Umfange angewendet hat. Wie es so oft in der griech. Literatur der Fall ist, so fließen auch bey diesem Buche alle Handschriften aus Einer Urquelle. Es war dieß ein uralter Codex in Uncialschrift, der aber von zwey sehr verschieden verfahrenden Abschreibern copirt worden. Daher hauptsächlich die Verschiedenheiten der übrigen Handschriften herrühren. Sie werden (p. 201) aufgeführt und charakterisirt. Die drey Pariser hat K. M. einer nochmaligen Revision unterworfen. Hieran schließt sich nun unseres Herausgebers Epikrise (p. 202 sqq.) der verschiedenen Vorstellungen, die sich in neuerer Zeit Köler, Koraes, Grashof und Schneidewin über die Entstehung und die jetzige Beschaffenheit dieser Schrift gebildet haben. — Wenn Köler, durch einen Artikel des Suidas bewogen, einen Attiker Heron für den Verfasser dieser aus verschiedenen Autoren zusammengetragenen Politien erklärte, so erweiset K. M. mit Meursius, Roulez, Deswert und Welcker, daß die von Suidas angeführte Ἐπιτομὴ τῶν Ἡρακλείδου ἱστοριῶν ein Auszug aus einem großen historischen Werke des Heraklides Lembus [18]) gewesen sey. — Welcker hält diese Politien ebenfalls für Excerpte aus mehreren Werken des Heraklides Ponticus, besonders aus dessen Schriften über die Inseln und über die Städte Griechenlands, und glaubt, der Titel rühre nur vom Eklogar her, da der Pontische Heraklides wahrscheinlich kein besonderes Buch Politien geschrieben habe. Genauer wird darauf Schneidewin's Theorie besprochen, die eine kritische Ausführung des Grashofischen Satzes ist, der so lautet: „Ich halte den Heraklides Ponticus für einen Compilator des Aristoteles, oder richtiger, die unter sei-

18) Λέμβος. Dieser Zeitgenosse des Ptolemäus Philometor zwischen Olymp. 50, 1 und 58, 3, Sohn eines Serapion und wahrscheinlich aus Aegypten, hatte Historien geschrieben, aus welchen Athen. III. p. 88 E. bis zum 37. Buche citirt. S. Vossius de Historicc. grr. I. 20. p. 168 ed. Westerm. Ich denke, K. M. wird uns in seinem fünften Buche auch dieses Heraklides Auszüge geben.

nem Namen vorhandenen Fragmente für eine mangelhafte Compilation aus den Politien des Aristoteles.“ Dieses sucht Schneidewin durch Induktion einzelner Abschnitte der beyden Politien zu erhärten, woraus sich ergebe, daß allenthalben, wo wir die Heraklideischen Fragmente mit den Aristotelischen annoch vergleichen können, die ersteren von den letzteren entlehnt sind, daß sie aber dürftig gegen jene erscheinen, und wie geringe Bächlein vom reichen Weltmeer abgeleitet, wenn wir uns besonders die Aristotelischen Politien in ihrer ursprünglichen Ganzheit und Vollkommenheit denken; mit Einem Worte, daß dieser sogenannte Heraklides sich in diesem Büchlein als ein winzig kleiner Aristoteles darstellt. — Gegen diese Ansicht erklärt sich K. M. im Wesentlichen so: Jene einzelne Uebereinstimmungen dieser beyden Schriften beweisen keineswegs, daß diese Heraklideischen Politien ganz aus den Aristotelischen geschöpft seyen; je bekannter auch des Aristoteles Politien gewesen, und je häufiger dem großen Stagiriten Schriften angedichtet wurden, desto unwahrscheinlicher sey es, daß man einer aristotelischen Schrift den Namen eines andern Verfassers vorgesetzt habe, und der Name des Heraklides tritt um so mehr hervor, als er einer zweyten Sammlung den Namen giebt. Diese letztere verrathe aber durch die Unordnung, in welcher die Fragmente durcheinander geworfen erscheinen, die ungeschickte Hand von Auszugmachern, die den Heraklideischen Artikeln viele aus den Aristotelischen Politien und aus andern Schriftstellern beygemischt haben [19]). Fragen wir nach der Grundlage der eigentlich Heraklideischen Politien, so sey sie in den ersten und in den ausführlichern Abschnitten (ausgenommen den über Samos, der ganz aus Aristoteles entnommen scheine) zu setzen, nämlich in den Politien der Athener, der Lacedämonier, der Kreter, der Kyrenäer, der Korinthier, der Eleer, der Tenedier, der Parier, der Keer, der Kumäer, der Rheginer (der Tarentiner), der Lokrer, der Krotoniaten und der Agrigentiner. — Die Ordnung, die Heraklides befolgt habe, sey nach den Stämmen und Verwandtschaften der Völker und der Uebereinstimmung ihres öffentlichen und Privatlebens eingerichtet gewesen, und diese naturgemäße Anordnung habe wohl auch Aristoteles in seinen Politien beobachtet; denn der Herausgeber meint, Diogenes L. irre, wenn er sage, Aristoteles habe die Eintheilung nach den Gruppen der tyrannischen und der demokratischen Verfassungen gemacht. — Hieran schließen sich unter 43 Numern die Heraklideischen Bruchstücke mit reichhaltigen Anmerkungen Schneidewin's und K. Müllers selbst. Ich füge zwey kleine Notizen bey: Zu I. 9 über die dreyßig Tyrannen bemerke ich, daß Schneider zu Xenophon Hellen. II. 4. 24 von diesem Fragment Gebrauch gemacht hat, und zu Frag. IX. über die Insel Ceos, daß man jetzt die Symbolik I. S. 31 ff. dritt. A. und dazu noch L. Roß, Reise in die griech. Inseln vergleichen möge.

P. 225 — 268. Dicaearchus Messenius. Ueber diesen peripatetischen Polyhistor haben in neuerer Zeit M. Marx in meinen Meletemm. e. discipl. antiq. III. p. 173 sqq.; Lehrs im Rhein. Museum für Philologie II. 3; Osann in den Beyträgen zur griech. u. röm. Literaturgeschichte II. p. 1 — 119 und M. Fuhr, Dicaearchi Messenii quae supersunt Darmst. 1841 u. A. mehr oder minder ausführlich gesprochen. Da zuletzt Westermann in Pauly's Real-Encyclop. das Wesentliche dieser Verhandlungen in einem fruchtbaren Artikel III. S. 996 — 998 zusammengedrängt hat, so werde ich hauptsächlich nur das berühren, was nun K. M. hier dazu beygetragen hat. Dicäarchus (Δικαίαρχος), Sohn des Phidias aus Messana in Sicilien, gehörte wahrscheinlich zu einer der peloponnesischen Colonisten-Familien, die in Griechenland Angehörige zurückgelassen hatten, worauf sein Aufenthalt im Peloponnes, seine Schrift über den Staat von Sparta und die ihm dorten gewordenen Ehrenbezeugungen hindeuten. Ja es ist selbst wahrscheinlich, daß der von Suidas angeführte Lacedämonische Grammatiker Dicäarchus eben unser Messanier selber sey, wie denn K. M. dieser Vermuthung Fuhr's (p. 44) beyzupflichten kein Bedenken trägt. Schüler des Aristoteles (Cic. de Legg. III. 6. 14. p. 406 Cr. et Moser) und wahrscheinlich einer der späteren Mitschüler des Aristoxenus und Theophrastus bestritt er

19) P. 205 muß das Citat Cic. de Div. I. 57, statt I. 53 heißen.

doch nicht nur seinen Meister, sondern trennte sich auch über Hauptpunkte von diesem letzteren Genossen [20]). Geboren gegen 347 vor Chr. trat er nach Aristoteles Tod wahrscheinlich in's öffentliche Leben, war darin eine Reihe von Jahren bis zum Greisenalter thätig, und kam auch mit den damaligen Königen in Berührung, deren Unterstützung er für seine wissenschaftlichen Arbeiten genoß (Plin. H. II. 65 p. 105 Hard.). Weiter ist uns von seinem Lebensgange nichts bekannt.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Dicäarch als Schriftsteller wird von vielen Alten bezeugt. Diese Zeugnisse schickt K. M. voraus, und knüpft (p. 227) daran unter vier Abtheilungen und sechszehn Numern eine tabellarische Uebersicht der Schriften. Sie zerfallen nämlich in Werke: a) über bürgerliche Geschichte; b) über Wissenschaften, Künste und deren Geschichte; c) geographische und geometrische; d) philosophische; wobey aber die in der griechischen Literaturgeschichte sich zum Oefteren aufdringende Bemerkung festzuhalten ist, daß viele aufgeführte Titel nur einzelne Theile eines größeren Gesammtwerks bezeichnen, und somit die Zahl der Schriften um ein Beträchtliches zu beschränken ist. Obschon nun die eigentlich historischen allein hieher gehören, hat der Herausgeber doch auch die Fragmente aller übrigen in die vorliegende Sammlung aufgenommen, was im höchsten Grade zu billigen ist.

Vor allen andern ragt hervor das *Βίος Ἑλλάδος* betitelte Werk, eine Aufschrift, die, obschon vom Nachahmer Varro in seiner Schrift: De vita populi Romani, wörtlich übersetzt, im Deutschen jedoch sich kurz und bündig nicht wiedergeben läßt. Einen Begriff gewinnen wir aus der Inhaltsangabe des gleichbetitelten Werkes des Argivers Jason, eines späteren Nachtreters des Dicäarchus, und K. M. verweilt hier (p. 227 sq. u. ad fragg. Scriptorr. Alexandri M. p. 160 sq.) um so mehr dabey, als Buttmann u. A. und selbst Fuhr es haben fehlen lassen. Als Resultat seiner Untersuchungen ergiebt sich nämlich über den Inhalt jenes Hauptwerks Folgendes: Dikäarchos hatte im *βίος Ἑλλάδος* von den Anfängen des Menschengeschlechts überhaupt den Ausgang genommen, und die Stufenfolge, welche die Menschen bis zur Entwicklung des gebildeten Lebens durchlaufen müssen, dargelegt, hatte die ältesten Reiche und Staaten der Welt bis zum Beginn der ältesten Erinnerung der Griechen durchmustert. Hierauf, seinem Hauptzwecke sich nähernd, hatte er die Städte Griechenlands, deren öffentliches und Privatleben, die Sitten und Einrichtungen, die Denkmäler der Literatur und der Künste, ihr Fortschreiten und ihre Wandelungen beleuchtet, und zwar zuerst bis zur Epoche der Perserkriege. Auf gleiche Weise hatte er im zweyten Buch Griechenland geschildert, wie es sich, zum Verein Eines Staatenbundes fügend, stark und stolz erhoben; dann durch Hoffahrt zwieträchtig und vielfach durch innere Kriege zerrüttet, unter die Botmäßigkeit eines fremden Königs gefallen. Im dritten Buche hatte er Griechenland beschrieben, wie er es selber gesehen, und wie Alexander, Macedonier von Geburt, der Gesinnung nach Grieche, durch Glück und Genie den Grund zu einer neuen Ordnung der Länder der Welt gelegt. — Eine so ungeheure Masse von Gegenständen konnte nur möglicher Weise in drey Büchern zusammengefaßt werden, wenn der Verfasser mit Uebergehung kleinlicher Einzelnheiten seine Aufgabe im Ganzen aufgefaßt und in großen Umrissen die gewaltigen Massen der zu behandelnden Stoffe bewältigt hatte. Dazu hatte er auch seinen Vortrag und seine Schreibart ausgebildet; sie war übersichtlich, gedrängt aber deutlich, und ein philosophischer Kritiker (Porphyrius de Abst. IV. 1. 2) hatte darüber geurtheilt: Dikäarchos sey einer von denen, welche zusammengedrängt und genau zugleich die hellenischen Geschichten verfaßt haben.

20) Das Erstere erweiset jetzt zuerst K. M. durch eine von Allen übersehene Stelle des Themistius pag. 285 B. — Daß die Controverse mit letzterem Mitschüler, und vielleicht auch mit dem Lehrer selbst, die Frage betraf, ob der Philosoph sich ganz allein dem theoretischen Leben widmen oder auch ins praktische eingreifen sollte, welches letztere Dicäarch gegen jene behauptete, ersehen wir aus Cic. ad Attic. II. 16; und es ist daher wahrscheinlich, daß diese politische Bestimmung, die Dicäarch der Philosophie gegeben, vom Cicero im Eingang seiner Bücher vom Staat ausführlich besprochen worden war (Moser ad Cic. de Re publ. p. LXXVII. vergl. K. M. p. 225 sq.)

Hieraus wird man ersehen, daß wir in diesem Werk eine allgemeine, besonders griechische Culturgeschichte verloren haben.

Die geographischen Fragmente werden theils von vielen Schriftstellern als Citate geliefert, theils erscheinen sie abgesondert in mehreren Handschriften und zwar in doppelter Gestalt, in Prosa und in Versen; in einer Pariser Handschrift (worüber sich Letronne Fragments des poëmes geographiques Paris 1839 p. 1 sqq. verbreitet; womit man jetzt Meineke Praefat. ad Scymn. Chium. p. VI. sqq. vergleiche) erscheint unter dem Titel: *Δικαιάρχου ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος*, ein Gedicht dieses Inhalts in jambischen Trimetern, welches man aber schon früher für späteren Ursprungs gehalten (s. Fuhr p. 118 u. p. 126) und wovon Lehrs (im rhein. Mus. für Philol. II. 3. p. 340 ff.) erwiesen hat, daß es einem spätern Autor angehört, dessen Namen *Διονυσίου τοῦ Καλλιφῶντος* in den Anfangsbuchstaben der 23 Einleitungsverse zu lesen ist; ein Ergebniß, das auch K. M. adoptirt, der nun in die Untersuchung der geographischen Stücke näher eingeht, und p. 231 zu dem Resultate gelangt, daß diese geographischen Fragmente dem *Βίος Ἑλλάδος* fremd seyen und einem wahrhaft geographischen Werke: *Περὶ τῆς Ἑλλάδος πόλεων* angehören, welches Dicäarch in seinem hohen Alter verfaßt zu haben scheine, nachdem er früher eine *Γῆς περίοδος* und die geometrische Schrift: *Καταμετρήσεις τῶν ἐν Πελοποννήσῳ ὀρῶν* abgefaßt hatte.

Es werden darauf die Fragmente selbst mit kritisch-historischen Bemerkungen mitgetheilt, und zwar zuerst (p. 233 sqq.) aus dem *Βίος Ἑλλάδος* nach den drey Büchern. Die aus dem ersten Buch berühren die Urzeiten, die altägyptischen Geschichten, wobey das Bruchstück über Sesonchosis Sesostris nach den neuesten Untersuchungen Bunsen's genau behandelt wird (s. jetzt I. Appendix p. 676 ff. der englischen Uebersetzung von Cottrell); Ninus und Ninive; die Chaldäer und Babylon; die ältesten Elemente der hellenischen Stämme und Staatsverbindungen, die Sagen und Mythen von Kronos, Herakles, den Tyndariden. Den Beschluß macht Nr. 19 mit der Erzählung von Alexander des Großen Opferhandlung in Ilion, welche Erzählung K. M. aus guten Gründen den letzten Abschnitten jenes *Βίος Ἑλλάδος* zutheilt[21]).

Daran schließen sich an die Schriften politischen Inhalts und zwar zuerst die von den Staatsverfassungen, nämlich die *πολιτεῖαι* der Pellenäer, der Korinthier, der Athener und der Lacedämonier. Es folgt der *Τριπολιτικός*, dessen Inhalt nach Buttmann sich auf die Verfassungen der drey ersteren der vier genannten Städte bezogen hätte, eine Vorstellung, die Osann mit Recht bestritten habe; der dagegen erwiesen, daß in dieser Schrift von der besten, aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen gemischten Staatsverfassung sey gehandelt worden. Dies sey das bey Photius cod. 37 bezeichnete *εἶδος* oder *γένος Δικαιαρχικόν*, dessen Wesen nach Dicäarch's Vorgang Polybius VI. 3 und 10 auseinandergesetzt, und welches auch von Cicero vom Staat für das beste erklärt worden sey (s. Cic. de Republ. I. 29 p. 121 ed. Cr. Mos. mit den Anmerk. vergl. Osann, Fuhr und K. M. p. 241 ff.). Uebrigens scheine Dicäarch mehrere politische Schriften in dialogischer Form und nach den Oertern, wo die Gespräche nach der Angabe gehalten worden, betitelt verfaßt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

21) Wenn der Herausgeber p. 241 in einer Note nachzuweisen sucht, daß Dicäarchs Nachahmer Jason in seinem dritten Buch des *βίος Ἑλλάδος* ebenfalls von Alexander d. Gr. gehandelt habe, und dabey die Beweisstelle des Athenaeus XIV. p. 620 D. (p. 246 Schwgh. p. 1378 Dindf.) anführt, so muß in den Worten: — *ὑποκρίνασθαι Ἡγησίαν τὸν κωμῳδὸν τὰ Ἡροδότου, Ἑρμόφαντον δὲ τὰ Ὁμήρου* doch wohl geändert werden *τὰ Ἡσιόδου*, s. meine Deutsch. Schriften zur griech. u. röm. Liter. S. 95.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Es folgen die Lebensbeschreibungen der Philosophen (*Βίοι Φιλοσόφων*), woran sich dann die Andern aus dem Kreise der Wissenschaften und Künste nebst Berichten über künstlerische Wettstreite u. dergl. anschließen. Wenn K. M. beym ersten Fragment, über Plato, Nr. 24 das Citat des Diogenes L. III. 4. *Δικαίαρχος ἐν πρώτῳ Περὶ βίων* berichtigend sagt: "Frequenti negligentia pro *ἐν πρώτῳ Βίων*," so muß dabey auf Wyttenbach's Anmerkung ad Plutarch. de educ. puer. p. 113 hingewiesen werden, welcher unterscheidet *βίοι* u. *βίοι ἀνδρῶν* Lebensbeschreibungen, wie z. B. die Plutarcheischen, und *περὶ βίων* wissenschaftliche Schriften über die Lebensweisen. — Noch umfassender war, wie wir oben gesehen, Dicäarchs *Βίος Ἑλλάδος*. — Auf die Fragmente über Plato folgen die über die Sieben Weisen; vielleicht über Xenophanes, sodann über Homer, über Alcäus, über die Dramatiker, Sophokles, Euripides, Aristophanes, über die musikalischen Wettstreite (hierbey frage ich: Sollte hierher nicht das Fragment des Dicäarch über das Odeum in Athen gehören, welches Hemsterhuis in Wesselingii Probabilia Crit. p. 335 verbessert hat? Vergl. Böttigers Andeutungen zur Archäologie XVII. S. 66); über die Dionysischen Wettstreite; der Panathenaische, der Olympische Wettstreit (*ἀγών*) und vermuthlich über andere Festspiele mehr, bey welchen Citaten aber immer die Annahme offen bleiben muß, daß sie sich zum Theil auf einzelne Parthien der großen Culturgeschichte (*Βίος Ἑλλάδος*) oder der philosophischen Schriften beziehen, als worin Dicäarchus auch viel Historisches über Künste und Wissenschaften einzumischen pflegte.

Daß dieser Polyhistor auch ein Werk über die Erdbeschreibung verfaßt hatte, ist durch eine Stelle des Joh. Lydus de mens. IV. 68. p. 264 [nicht 164, wie es unter Nr. 52 bey K. M. heißt], wo *Δικαίαρχος ἐν Περιόδῳ γῆς* angeführt wird, erwiesen. Schon diese Stelle, noch mehr aber andere beweisen, daß Dicäarch sich ein geographisches System der Welt gebildet hatte, welches ein Gegenstand von Kritiken der Nachfolger war. Unser Herausgeber macht Einreden gegen die Vorstellung, daß Dicäarch auch Bildtafeln (Landkarten) verfertigt, und diese im gedachten Werk erläutert habe. Aber abgesehen von der unbestimmten Stelle des Diog. L. V. 51 läßt sich doch die des Cicero ad Attic. VI. 2 [s. Fragm. 73, nicht 74], nur gezwungen anders deuten, wo auch Niemand Dicaearchi tabulis mit Fuhr in D. fabulis wird verwandeln wollen, wie dann auch Westermann (a. a. O. S. 997) Osann's (S. 72) Erklärung beygepflichtet hat, und ein Gelehrter, füge ich hinzu, der, wie wir sofort sehen werden, sich mit orographischen Vermessungen beschäftigte, wird auch Landkarten nicht haben entbehren wollen. — Denn, um sogleich zu diesem Zweig der gelehrten Arbeiten des Dicäarchus überzugehen, so bezeugt Plinius [22]), dieser habe

22) H. N. II. 65. p. 105 Hard. — „Dicaearchus, vir inprimis eruditus, regum curâ permensus montes." Geminus Elem. astronom. I. 14. p. 55 Petav. — Aus Anlaß der königl. französi-

im Auftrag von Königen Gebirgshöhen gemessen, und läßt eine bestimmte Angabe folgen, wie denn auch andere Schriftsteller weitere Belege geben.

Hieran reihen sich Nr. 59 — 61 größere geographische Bruchstücke: über Griechenlands Städte, über den Berg Pelion, über die Gränzen und Eintheilungen Griechenlands, welche der Herausgeber aus Pariser und andern Handschriften mit kritischen und exegetischen Anmerkungen mittheilt.

Es folgen die philosophischen Schriften, Nr. 62 — 73. Zuerst von der Seele (περὶ ψυχῆς), obwohl Dicäarchus selbst diesen Dialogen den angeführten Titel nicht vorgesetzt, sondern die eine Abtheilung Λεσβιακὸς, die andere Κορινθιακὸς überschrieben zu haben scheint, nämlich nach den Orten, wohin der Verfasser jene zweymal drey Gespräche verlegt hatte, die ersteren nach der Lesbischen Mytilene, die zweyten nach Korinth. Da Dicäarchus in denselben die Vergänglichkeit der Menschenseele gegen die Vertheidiger der Unsterblichkeit behauptet, so ist wohl kaum zu zweifeln, daß Cicero, wenn er desselben Philosophen Schrift: „de interitu hominum" anführt (de Offic. II. 5. Consol. ad Tull. pag. 351 Bip.) keine andere als jene gemeint habe. In diese Classe gehört auch die Schrift περὶ μαντικῆς, de divinatione (fr. 71) von der Weissagung. Zur Ethik scheint die Schrift: ἡ εἰς Τροφωνίου κατάβασις, der Hinabgang in die Höhle des Trophonios (fr. 72 — 74) gehört zu haben; worin der Verfasser moralische Schilderungen der üppigen Lebensweise mancher Hellenen und namentlich einiger Priesterschaften vorgetragen haben mochte. Der Herausgeber theilt die neuern Erörterungen Buttmanns, Fuhrs, K. O. Müllers, welchem letztern Osann beystimmt (pag. 267 sq.) mit, und schließt dieses ganze reiche Capitel mit zwey Anführungen (fr. 74 u. 75) aus unbestimmten Büchern des Dicäarchus. Den räthselhaften Titel Φαίδρου περισσῶν (den man in Φ. περὶ θεῶν hat ändern wollen) weiset endlich Westermann a. a. O., als den Dicäarch gar nichts angehend, entschieden zurück.

P. 269 — 292. Aristoxenus Tarentinus. Der Artikel des Suidas: Ἀριστόξενος enthält zu Anfang eine verwirrte Notiz, vielleicht entstanden aus Verwechselung mit Andern gleichen Namens [23]).

Sohn des Musikers Spintharos hatte Aristoxenus erst diesen seinen Vater selbst, dann den Erythräer Lampros, den Pythagoreer Xenophilos und endlich den Aristoteles zu Lehrern, und beym letzteren den Dikäarchos zum Mitschüler, und obwohl zu Tarent in Großgriechenland gebürtig hielt er sich doch wie dieser, und vielleicht ebenfalls wegen verwandtschaftlicher Verbindungen daselbst, längere Zeit im Peloponnes auf, wo er zu Korinth mit dem jüngern Dionysius dem Tyrannen und Erulanten bekannt wurde; zu Athen, in der Schule des Aristoteles, muß er sich zwischen Olymp. 111 — 114, vor Chr. 334 und 322 aufgehalten haben, durch welche Verhältnisse sein Zeitalter hinlänglich festgestellt ist. Die Bestellung des Theophrastus zur Nach-

schen Expedition nach Morea hatte ich diese und andere Stellen in einer wissenschaftlichen Frage behandelt, deren Inhalt ich später in der Praefatio ad J. H. Chr. Schubart Quaestiones genealogicae historicc. Marburg 1832 p. VIII sqq. mitgetheilt habe. Jetzt vergl. man über diese Καταμετρήσεις ὀρῶν, wie diese Schrift des Dicäarchus citirt wird, K. M. zu frr. 57 u. 58 p. 253. Dieser bemerkt wohl mit Recht, daß diese Schrift entweder der größeren περίοδος γῆς angehörte oder Theil eines anderen geometrisch-geographischen Werkes war.

23) Mit selbstständigem Urtheil hat K. M. dabey die Monographie benützt: Diatribe de Aristoxeno, philosopho peripatetico, auctore Guil. Leon. Mahne. Amstel. 1793. 8. Ich verweise dabey noch auf Wyttenbach, Bibl. Crit. VIII. p. 111 —113. X. p. 133 u. XI. p. 47—52. — Bey den während meiner Anwesenheit in Leyden 1809 von O. Sluiter herausgegebenen Jo. Luzacii Lectiones Atticae L. B. 1809 muß man nicht vergessen, daß dieß eine gegen Wyttenbach und seine Schule gerichtete Partheyschrift ist, und was neulich Westermann zum Vossius de Historicc. grr. pag. 77 not. 31. daraus p. 246 sqq. anführt: „Aristoxenus sey der Urheber aller Verläumdungen, die auf die Nachwelt verbreitet worden, über Sokrates und Aristoteles besonders" ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wir werden darauf zurückkommen.

folge auf dem Lehrstuhle des Lyceums, den Aristoxenus für sich in Anspruch genommen, soll diesen zu Verläumdungen des Aristoteles veranlaßt haben. Dagegen versichert Aristokles [24]), daß er niemals anders als sehr ehrenvoll über diesen seinen Lehrer geurtheilt habe. Ueberhaupt müsse wohl die Beschuldigung seines Hanges zu üblen Nachreden theils auf seine Neigung zu auffallenden Aussprüchen, theils auf seinen etwas finstern Charakter geschoben werden.

Der Herausgeber liefert sodann (p. 270 sq.) unter fünf Hauptabtheilungen mit vielen Unterabtheilungen eine Uebersicht der sämmtlichen Schriften, mit der hierbey immer nöthigen Bemerkung, daß, bey der Verschiedenheit mancher Ueberschriften, aus der Vielheit der Titel sich nicht sofort auf eine gleiche Vielheit von Werken schließen lasse. Die Fragmente hat K. M. sämmtlich aufgenommen mit Ausschluß jedoch der eigentlich technischen über die Musik, welche schicklicher mit den Elementa harmonica [25]) verbunden werden. — Der Herausgeber bringt Zeugnisse über das große Gewicht bey, welches Aristoxenus in allen theoretischen Zweigen der Musik behauptet habe, und wie er nach der Strenge seiner Denkart auf der einfacheren und keuscheren Weise in der praktischen Ausübung derselben bestanden habe. In der historischen Masse der Schriften tritt das Capitalwerk der *Βίοι ἀνδρῶν* hervor, welches Plutarch (Non poss. suav. vivi sec. Epicur. p. 1093 B. p. 465 Wyttenb.), um das Anmuthige und Untadelhafte der historischen Lectüre zu erweisen, mit Herodots, Xenophons, mit des Aristoteles und Eudoros geschichtlichen Werken zusammenstellt. Aber Aristoxenus scheint sich darin auf die Lebensskizzen einiger Philosophen, Poeten und vielleicht Künstler beschränkt zu haben. Manches Historische mag von ihm auch in andern Schriften berührt, manches auch daraus ausgefallen seyn. Auch war dieses sonst so belobte Hauptwerk von mehreren Verstößen keineswegs frey. So war es z. B. ein arger Parachronismus, wenn er denselben Lysis, der sich aus dem Cyloneischen Brande gerettet hatte, zum Lehrer des Epaminondas gemacht hatte, obschon sein eigner Vater Spintharos mit Epaminondas verkehrt hatte (Plutarch. de gen. Socrat. p. 592. p. 380 Wytt.), und so hatte er sich im Leben des Pythagoras, des Sokrates und des Platon verschiedene Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen [26]).

Es folgen nun die Fragmente selbst, und zwar zuerst aus den *Βίοις ἀνδρῶν*, wie sie bey Plutarch, Athenäus, Diogenes, Porphyrius, Jamblichus, der Manches dem Aristoxenus entlehnt hat ohne ihn zu nennen [27]), Stobäus und A. stehen. Bey Fragm. 16 ist die Ueberschrift *Βίος Ξενοφίλου* eingeklammert, weil es nämlich zweifelhaft ist, ob Aristoxenus das Leben des Musikers und Pythagoreers Xenophilos beschrieben habe; für diese Annahme stimmt jedoch K. M. dem Jonsius bey (p. 277.). Dieselben Zweifel haben sich über die Lebensbeschreibungen des Hippo, Heraclides Ponticus, Lycurges, Xenocrates und Praxidamos erhoben (s. Wyttenb. B. Cr. XI. p. 50). Hieran schließen sich einige Fragmente aus den Pythagorischen Aussprüchen (*Πυθαγορικαὶ Ἀποφάσεις*). — Die Fragmente 29 und 30 enthalten das Zeugniß des Plutarch Aristid. cap. 27 und daraus des Athenäus XIII. p.

24) Beym Euseb. Praep. Ev. XV. 2. vergl. fragm. 35 bey K. M. p. 282, und Mahne ebendaselbst p. 270. Dagegen giebt Wyttenbach B. Cr. VIII. p. 112 zu, daß Aristoxenus über Sokrates u. A. nachtheilige Berichte gegeben. Daß er auch den Plato nicht ganz verschont hatte, beweist ein Discurs bey Lucian de parasit. cap. 35. vgl. fr. 35.

25) Herausgegeben von Meursius und Meibom und von Jac. Morelli zu Venedig 1785 vermehrt durch Elementa rhythmica (s. Wyttenb. B. Cr. X. p. 131 — 133.)

26) Wyttenb. Bibl. Crit. VIII. p. 111 und K. M. p. 272; der auch die Uebertreibung des Joh. Luzac berührt, der sich dadurch zu einem unversöhnlichen Haß nicht nur gegen Aristoxenus, sondern gegen alle Peripatetiker habe verleiten lassen (vgl. unten zu §. 30.). Früher war Chr. Meiners als Skeptiker gegen dieselben Philosophen aufgetreten und hatte dadurch Wyttenbachs Epikrise (a. a. O. p. 109 sqq.) veranlaßt.

27) Nämlich neben andern Auszügen, wo er ihn nennt: Nachweisungen giebt Wyttenbach l. l. p. 112. sq.; der zugleich bemerkt, daß Aristoxenus das Meiste über die Pythagoreer aus deren eignen Schriften namentlich aus denen des Okellos entlehnt habe.

555, über die Doppelehe des Sokrates und zwar auf die Auctorität des Aristoteles, des Aristoxenus und anderer Peripatetiker. Man rechtfertigte dieses durch einen Volksschluß der Athener, veranlaßt durch die in Folge der Kriege entstandene Entvölkerung (διὰ τὸ λειπανδρεῖν Diog. L. II. 26 oder διὰ σπάνιν ἀνθρώπων, Athen. l. l). Nachdem aber schon Panätius sich gegen jene Sage von der Digamie des Sokrates erklärt hatte, ist Joh. Luzac mit einer Heftigkeit dagegen aufgetreten, welche sich nur aus persönlichem Groll gegen seinen Amtsgenossen Wyttenbach und dessen Schüler erklären läßt. Es läßt sich nämlich hören, wenn er einerseits die damals bestehenden Attischen Gesetze, andrerseits die athenischen Sitten, wie sie auf der Bühne erscheinen, dagegen anführt. Wenn er aber nun auch den Aristoxenus zu einem Lügenfabricanten stempeln, und den Peripatetikern sammt und sonders, selbst den Demetrius Phalereus nicht ausgenommen, alle historische Glaubwürdigkeit absprechen will, so ist dieß kaum anders als aus den so eben und schon oben angedeuteten Motiven zu erklären [28]).

Es folgen mit No. 32 Fragmente aus dem Leben Platon's; des Dichters Telestes; des Lykurgos, des Hippon und des Heraklides Pontikos. Daran schließen sich mit No. 40. an die Bruchstücke der Schriften über die tragischen Poeten; über den tragischen Tanz; Vergleichungen (das einzige Fragment No. 50. betrifft auch Tänze); aus einer Schrift Praxidamantia betitelt, vielleicht ein Theil der *Bioi*, auf jeden Fall einen Musiker Praxidamas betreffend, ohne daß ein Grund vorliegt ihn auch für einen Schriftsteller zu halten; über die Flötenspieler; über die Flöten und musikalischen Instrumente; über das Bohren der Flöten; über die Musik; über das musikalische Gehör.

Die zwey Werke, aus denen drey Fragmente 78—80. folgen, müssen von größerem Umfang gewesen seyn, da aus dem ersten, den Erziehungs-Gesetzen, das zehnte und aus dem zweyten, den Staats-Gesetzen, das achte Buch citirt wird. Ein darauf folgendes Bruchstück mag einer Schrift über die Arithmetik angehört haben [29]). Es folgen einige Fragmente angeführt unter den Titeln: historische Denkwürdigkeiten; Denkwürdigkeiten im Kurzen; vermischte Denkwürdigkeiten; zerstreute Blätter (τὰ Σποράδην); vermischte Bemerkungen Gastmäler betreffend. — Den Beschluß macht eine Aufschrift: Ἐπιμήθεια, wozu K. M. mit Recht ein Fragzeichen gesetzt hat, denn der Gewährsmann ist ein später nicht sehr bewährter Schriftsteller (Fulgentius Mythol. II, 9. In dessen Text aus Petronius lepidi poetae, statt tepidi p. zu corrigiren ist); die Varianten jenes Titels geben keinen Sinn, Mahne und Wyttenbach (B. Cr. XI. p. 5) wissen nichts daraus zu machen, und Bode der (ad Mythogr. Vatic. prim. p. 167.) die Stelle anführt sagt über den Titel gar nichts.

(Schluß folgt.)

28) Weil nämlich Wyttenbach die historische Glaubwürdigkeit der Peripatetiker gegen Meiners im Ganzen vertheidigt, und seinen Schüler Mahne zu jener Schrift über Aristoxenus veranlaßt hatte s. Mahne de Aristoxeno p. 94. Joh. Luzac Lectt. Atticc. p. 54 sqq. und was darüber mein Freund und Schüler K. Fr. Hermann im Lehrb. der griech. Staatsalterth. §. 119 S. 263 dritt. Ausg. weiter angeführt hat; auf den ich mich auch wegen des Satzes beziehe, daß das attische Recht gegen Kebsweiberei sehr nachsichtig war.

29) Unter dieser Rubrik werden dann auch Nr. 82 die Sätze des Dicäarch und Aristoxenus über die Seele bey Cicero (Tuscull. I. 10; I, 18 u. A.) mitgetheilt, und letzterer, als Musiker wegen seiner Meynung, die Seele sey die Harmonie des Körpers, unter seinen Lehrer, den Philosophen, tief herabgesetzt, welcher, wie ebendaselbst bemerkt wird, die Seele ἐντελέχειαν, wie Cicero erklärt: quasi quandam continuatam motionem et perennem, genannt hatte. — Es ist bemerkenswerth, daß Göthe, wo er von der Unsterblichkeit der Seele spricht, diese aristotelische Entelechie geltend macht, wie ebenfalls an andern Stellen die Leibnitzische Monade (vergl. meine deutsche Schrift. Zur Griech. u. röm. Lit. S. 462).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Mai.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

P. 293—302. Phanias Eresius [30]). Nach Strabo XIII. p. 618. und Suidas aus Eresos auf Lesbos, neben Theophrast, an welchen Briefe von ihm angeführt werden (Diog. L. V. 37.), Schüler des Aristoteles, peripatetischer Philosoph und Historiker (Plutarch. Themistocl. cap. 13). Gleich die erste der neun ihm zugeschriebenen Schriften *Περὶ πρυτανέων Ἐρεσίων* sey vermuthlich eine Chronik gewesen, worin vielleicht die Attischen Archonten mit den Eresischen Prytanen chronologisch verglichen waren; doch scheinen die Anführungen aus der Athenischen Geschichte unter Phanias Namen eher einem andern historischen Werke desselben anzugehören, dessen Titel wir nicht kennen. — Uebrigens ziehen diese und andere historische Schriften des Phanias eine besondere Aufmerksamkeit auf sich, seitdem Böckh durch Vergleichung mehrer chronologischen Angaben zu erweisen gesucht hat, daß der Verfasser der bekannten Parischen Chronik sie vor Augen gehabt und sie, wenn auch nicht immer getreu, in vielen Puncten copirt habe [31]). Zu diesen geschichtlichen Büchern des Phanias gehörten unter Andern auch die über die Sicilischen Tyrannen und über die aus Rache wegen erlittener Mißhandlungen erfolgten Tyrannenmorde (vergl. Ebert, Dissertatt. Sicull. I. p. 76 sqq.)

Es folgen nun die Fragmente und zwar zuerst aus den eben genannten historischen Werken. In der aus dem Phanias entlehnten Erzählung beym Parthenius (Erot. cap. 7.) hat jetzt auch Westermann (Mythogr. p. 159.) die hier in den Text aufgenommenen Lesarten (nr. 16. p. 298. sq.) befolgt — daran reihen sich zwey Bruchstücke (No 17. 18) aus der Schrift über die Dichter, und ein einziges aus der gegen die Sophisten; woraus, nach Eberts Vermuthung, auch das Fragment No. 24. überschrieben *πρὸς Διόδωρον* entlehnt seyn dürfte. Der Aufschrift *περὶ τῶν Σωκρατικῶν* hat K. M. eine andere *περὶ Φιλοσόφων* in Klammern vorgesetzt, weil er vermuthet, es sey damit nur ein Theil eines größern Werks über die Philosophen bezeichnet. Die Schrift über die Pflanzen muß ziemlich ausführlich gewesen seyn, weil eines der Fragmente (Nr. 28.) aus dem siebenten Buch entnommen ist. Hie und da zeigt sich auch eine Spur anderer Bruchstücke, die dem Phanias angehören möchten. Auch kommen Epigramme in der griechischen Anthologie (Tom. II. p. 53 sqq. Jacobs) vor, die mit diesem Namen bezeichnet sind.

30) Wie Mahnes Schrift neben andern eine Frucht der Batavischen Schule Wyttenbachs ist, so folgen zunächst zwey der Belgischen G. Jos. Bekker's. Beyde benützte, aber berichtigte und bereicherte vielfach der Herausgeber, der in seiner ersten Anmerkung sagt: „Phaniae reliquias collegit Voisin, Diatribe de Phania Eresio. Gjandav. 1824.“ Es folgen Anführungen anderer hier einschlägiger Schriften von Böckh, Ebert und Plehn, und Erinnerungen an andere Personen, des verschieden geschriebenen Namens, dessen wahre Schreibung sey *Φανίας*.

31) Ad Marmor Parium im Corp. Inscr. II. p. 305 vergl. K. M. hier p. 293 u. in Historicc. grr. fragmm. Vol. I. p. 537.

P. 302—327. Clearchus Solensis, aus Soli auf der Insel Cypern [32]). Von dem Leben dieses, keinem der übrigen Peripatetiker nachstehenden Schülers des Aristoteles (Joseph. c. Apion. I. 22. Athen. p. 701. C.) und fruchtbaren Schriftstellers wissen wir weiter gar nichts. Obgleich nun unter allen diesen Schriften keine einzige ist, die man eine eigentliche historische nennen kann, so hat der Herausgeber doch von allen die Fragmente mitgetheilt, weil dieser Moralphilosoph es in der Art hatte, seine ethischen Lehren durch eingestreute zahlreiche Beyspiele aus der Geschichte zu erläutern. Gleich das erste seiner Werke, die *Βίοι*, von dem wir 24 Ueberreste hier mitgetheilt besitzen, seyen nicht, wie Verraert irrig sich vorstelle (p. 115), Lebensbeschreibungen gewesen, wie die *βίοι ἀνδρῶν* des Aristoxenus, sondern Schilderungen der Sitten und Eigenheiten von Völkern, Städten und einzelnen Personen, sichtbar in der moralischen Absicht verfaßt, den günstigen Einfluß der Einfachheit und Enthaltsamkeit und den ungünstigen der Schwelgerey und Ueppigkeit auf das Glück der Menschen und ganzer Völker vor Augen zu stellen. — Alle seine Schriften zeigen uns übrigens einen Mann von großer vielseitiger Gelehrsamkeit, der also insofern gegen die vornehmsten Peripatetiker keineswegs zurück stand, obschon im Alterthum ihm der Vorwurf gemacht wurde, er habe viele Lehrsätze des Aristoteles seines alten Genossen verdrehet (Plutarch. de fac. in orb. lun. cap. 2.); und Neuere ihn nicht ganz mit Unrecht bezüchtigen, er sey manchmal fade, manchmal überspannt und gezwungen. Im Ganzen ist er ein angenehmer Schriftsteller, aber die Reize seiner Schreibart sind nicht natürlich, sondern studirt und äußerlich herbeygesucht. Unser Herausgeber hat sich auch hier das Verdienst erworben, die zahlreichen Fragmente der verschiedenen Klearchischen Schriften zusammen zu tragen; bey weitem die meisten zwar ohne alle Anmerkungen, weil diese bey den Auslegern des Athenäus, der die größte Anzahl liefert, anzutreffen sind. Und so werde denn auch ich nur einige wenige kurz berühren.

Also 1. *Βίοι*. Wenn bey Nr. 2. K. M. p. 303 zu den Worten: *Εὐξίθεος ὁ Πυθαγορικός* sagt, dieser Pythagorcer Eurytheos sey sonst nicht bekannt; es sey wahrscheinlich Deritheos beym Jamblichus V. Pythag. §. 265. gemeint (*Δεξίθεος ὁ Πάριος* p. 526 ed. Kiessl.), so ist ihm mit dieser Vermuthung Reinesius (bey G. Dindorf. ad Athen. IV. p. 351) zuvorgekommen. Hier macht mich jedoch Aeneas von Gaza bedenklich; dieser nennt in seinem Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele den einen der Sprecher beständig Eurytheos, und hier wird der pythagoreische Satz, daß die Menschenseele zur Strafe in den Körper wie in einen Kerker eingeschlossen sey, unter dem Namen eines Pythagoreers Eurytheos von Klearch angeführt (s. meine Deutsch. Schriften zur griech. und röm. Lit. S. 473. — Im nächsten Satz hat W. Dindorf p. 1516 das *ἀνευρόντας* ohne Bemerkung in seinem Athenäus beybehalten.) — Zu der Schrift *Περγίθιος* (de adulatoribus) muß zum Anfang von Nr. 25 bey der Erörterung über das Wesen und die Wirkungen der Schmeicheley (p. 310 sq.) der Commentar des Is. Casaubonus zum Artikel des Theophrast *περὶ κολακείας* (II. p. 26 ed. Fischer.) nachgelesen werden, der von diesen Sätzen des Klearchos Gebrauch gemacht hat. — Es folgen mit Nr. 27 sqq. die Bruchstücke aus der Schrift über Bildung und Unterricht; mit Nr. 30 sq. die über die Freundschaft; mit Nr. 32 sqq. die *Ἐρωτικά*; Nr. 43 sq. Lobschrift auf Platon; über die mathematischen Stellen in Platon's Schriften; Nr. 44 *Ἀρκεσιλᾶς*, über dessen Inhalt wir wenig wissen; doch vermuthet K. M., es betreffe dieses Buch den Akademiker Arkesilaos, Klearch's Zeitgenossen, der bis zum Jahr 214 vor Chr. lebte (s. Clinton F. H. ad annum 299). — Nr. 45 sqq. Ueber die Sprichwörter. Nr. 61 sqq. Ueber die Räthsel (*περὶ γρίφων*). — Da in meh-

32) *Σολεύς*. Wenn J. B. Verraert in der Diatriba de Clearcho Solensi, Gandavi 1828 ihn deswegen für einen Cilicier hielt, weil er als Cyprier *Σόλιος* heißen müßte, so zeigt K. M. das Richtige dieser Unterscheidung, und führt auch aus des Klearchos Erzählung beym Athenäus VI. p. 255. C. mehrere Stellen an, worin er von den Cyprischen Königen sagt: *παρ' ἡμῖν*, „bey uns, unsers Landes." Darauf werden andere Klearche von diesem Cyprier unterschieden.

teren Stellen des Athenäus π. γραφῶν steht, so dachte Schweighäuser sonderbarer Weise an Gemälde, und gab davon eine gezwungene Erklärung. Dindorf p. 1378 hat auch mit Recht γρίφων gegeben. — Vgl. Verraert de Clearcho p. 57 sqq. Klearch unterschied sieben Arten von Griphen; (vergl. Symbolik IV. S. 545. ff. dritt. A., wo ich ein Mehreres darüber bemerkt habe). Nr. 69. Ueber den Schlaf (in mehreren Büchern mit einer merkwürdigen Erzählung des Aristoteles von den Juden bey Joseph. c. Apion. I. 22. die man für eine Erdichtung hat ausgeben wollen, Verraert p. 72 sqq. jedoch mit Zustimmung des Herausgebers vertheidigt.) Nr. 70. περὶ νάρκης; nr. 71. περὶ Πανικοῦ; nr. 72. περὶ σκελετῶν. nr. 73; περὶ τῶν ἐνύδρων. (Zu dieser Schrift über die Wasserthiere gehörte vielleicht Nr. 70. über den Krampfrochen; Nr. 74. περὶ ϑινῶν (über die Sandwüsten); nr. 74. a. περὶ φώων, aber mit einem Fragezeichen, da Suidas und Photius, die dieses Bruchstück liefern, περὶ οἴνων haben. Weil jedoch der Inhalt desselben sich auf Eyer bezieht, so hält der Herausgeber Toups Verbesserung für wahrscheinlich; Nr. 75 Taktik. Es ist jedoch zweifelhaft, ob dieser Klearchus ein solches Buch geschrieben. Den Beschluß machen, Nr. 76—82., Stellen aus ungenannten Büchern des Klearchos.

P. 328. sqq. Leo Byzantius. Dieser Artikel ist bey Suidas und Eudocia verwirrt. Es ist daher dankenswerth, daß Bernhardy und K. M. ihn zu entwirren suchen. Es ist aber hier nicht der Ort in's Einzelne einzugehen. Ich beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen: Zuerst sollte p. 228 statt: „de oraculo Besae, deae Aegyptiae, quae in Besa urbe colebatur" und p. 229: „deque Besae Aegyptiae oraculo" es heißen Besae dei Aegyptii und Besae Aegyptii. Τοῦ ϑεοῦ βησᾶς Euseb. Hist. eccles. VI. 41 und Besae dei, Ammian. Marcell. XIX. 12. Ueber diesen Gott habe ich Mehreres gesagt in den Commentt. Herodott. p. 101 sq. Die hier angeführte Schrift περὶ βησαίου, wenn anders der Titel richtig ist, legt aber K. M. vielmehr dem Leon von Pella bey, wovon hernach. Wenn derselbe sodann bemerkt, daß Leon der Demagog der Byzantiner, der im Jahr 340 vor Chr. sein Leben endigte, verschieden von dem Byzantiner Leo sey, der die Geschichte Philipps und Alexanders geschrieben, und daß jener erstere als Schüler Platon's beym Philostratus de vitis Sophist. I. 2. aufgeführt sey, woraus auch Suidas geschöpft habe, so hätte ihm hierbey unser L. Kayser ad Philostr. p. 162. sq. gute Dienste leisten können. Der Dialog Alcyon, den Nicias und Favorinus dem Akademiker Leo beylegten, steht jetzt unter den Lucianischen (s. die Ausleger zu Tom. I. p. 176 sq. ed. Wetst.). Der Historiker Leo, ebenfalls aus Byzanz, wo dieser Name häufig war, ist uns seinen Lebensumständen nach weiter nicht bekannt. Vielleicht, meint der Herausgeber, sey es derselbe Leo, der bey Diog. L. V. 51. im Testament des Theophrastus vorkomme. Uebrigens, glaubt K. M., daß die Bücher über Philipps Krieg gegen die Byzantier; die vom heiligen oder phocensischen Krieg und über Alexander, als dem Inhalt nach unter sich verwandt, diesem Aristoteliker gar wohl zugeschrieben werden, während andere Schriften andere Leonten angehören möchten.

Unter den Fragmenten des Aristotelikers Leon wird nur ein einziges über den Krieg des Philippos gegen Byzanz aus Athenäus XII. p. 550 F. (p. 1226 Dindf.) aufgeführt, wobey der Herausgeber bemerkt, auch dieß sey nicht über alle Zweifel erhoben, und weiter seyen keine aus den Schriften dieses Historikers nachzuweisen. Dieses Eine wird darauf genau behandelt.

Unter den Titeln βοιωτιακά, περὶ ποταμῶν, περίπλους folgen andere Fragmente Nr. 2—5. unter dem Namen Leon des Byzantiers; welche vielleicht Theile eines größeren Werks über die Flüße seyen, wenn nicht das letzte etwa dem Leo Alabandensis angehöre. Diesem Rhetor werden 4 Bücher Carica, 2 Bücher Lyciaca und eine rhetorische Schrift, aber von Suidas fälschlich auch die Geschichte des heiligen Kriegs beygelegt, welche Leo dem Byzantier angehört; sein Zeitalter ist unbekannt.

Leo Pellaeus. Er schrieb: περὶ τῶν κατ' Αἴγυπτον ϑεῶν, und wahrscheinlich war dieses

Werk an Alexanders d. G. Mutter Olympias gerichtet (s. zu Nr. 3). Aus den Anführungen der Kirchenväter und des Hyginus (s. Nr. 2—6) stellt sich klar heraus, daß dieser Leo die ägyptischen Gottheiten in demselben Geiste behandelt hatte, wie Euhemeros die Griechischen.

P. 333. Clytus Milesius. Dieser Schüler des Aristoteles hatte über seine Vaterstadt ein Werk von mehrern Büchern, *περὶ Μιλήτου* betitelt, geschrieben. Sein Name *Κλύτος* war früher *Κλεῖτος* verschrieben. Aus dem ersten Buch folgt hier aus Athenäus eine Beschreibung der Meleagriden auf der Insel Leros; worüber K. M. die weitern Mythologumena über diese Vögel nachweist. (Man vergl. noch Laur. Beger, Meleagrides p. 5; Muncker ad Hygin fab. 174. p. 292 Stav. und Heyne ad Apollodor I. 8. 3. pag. 51). Es folgen aus ungenannten Büchern desselben Werks noch zwey Fragmente: über Polykrates Tyrann von Samos und über Thales von Milet.

P. 334—338. Maeandrius Milesius (Leander Milesius). Der Zusatz in Klammern bezieht sich auf das Ergebniß der Vergleichungen, daß *Λέανδρος* und *Μαιάνδριος* nur Verwechselung des Namens Einer Person sind; wogegen das öftere Vorkommen der Form *Λεάνδριος* ohne gehörige Auctorität seyn möchte (doch s. Pape, griech. Eigennam. p. 232, wo auch *Λείανδρος* angeführt wird.)

Ebenfalls aus Milet gebürtig, wie Klytos, hatte er ebenfalls über diese seine Vaterstadt, und vermuthlich auch deren Colonieen geschrieben. Er scheint etwas älter als Klearchos oder dessen Zeitgenosse gewesen zu seyn. Seine Hauptschrift wird unter dem Namen *ἱστορίαι* oder *Μιλησιακά* angeführt. Unter den eilf Fragmenten zeichnen sich aus das auf einer Inschrift von Priene über den Krieg dieser Stadt mit Samos über die Wanderung der Heneter aus Kappadocien an den Adriatischen Meerbusen, über Delphi, Elis, über Thales und die übrigen sieben Weisen. Ein zwölftes wird aus einer vermuthlich grammatischen Schrift *Παράγγελμα* angeführt.

P. 338. Antipater Macedo. Dieser Feldherr Philipps, Alexanders d. Gr. Reichsverweser während dessen Abwesenheit in Asien, war Schüler des Aristoteles. Ihm werden zwey oder zwanzig (letztere Angabe möchte die richtige seyn) Bücher von Briefen und eine Geschichte der Kriegsthaten des Perdikkas in Illyrien beygelegt. Aus diesem letztern Buch ist nichts übrig. Auch die Briefe waren eine reiche Quelle für die Geschichte und von Plutarch fleißig benützt (Heeren de fontib. Vitar. Plutarch. p. 60 seqq.); wie denn überhaupt die Briefe Alexanders und seiner Zeitgenossen noch eine besondere Untersuchung verdienen, die wir von Geier (s. ad Scriptorr. rer. Alexandri p. XXIV.) zu erwarten haben.

Palaephatus Abydenus. Liebling des Aristoteles. Unter den vier *Παλαίφατοι*, die Suidas aufzählt (M. s. Westermann ad Histor. poet. Scriptorr. p. XI. sqq. und in Pauly's Real-Encyclop. V. 2. p. 1069.) legt er diesem Kyprische, Delische, Attische und Arabische Geschichten bey; da er aber gleich darauf beyfügt, seiner habe Theodoros in den Troischen Historien gedacht, so wagt K. M. die Vermuthung, es sey vorher *Τρωικά*, statt *Ἀραβικά*, zu lesen, obschon Suidas in denselben Artikeln bemerkt hatte, die *Τρωικά* würden von Einigen dem Parier Paläphatos von Andern dem Athener beygelegt. Wer aber auch von ihnen der Verfasser sey, auf jeden Fall war es ein sehr umfangreiches Werk von wenigstens 9 Büchern, voll von periegetischer Gelehrsamkeit, ähnlich dem Werke des Demetrius von Skepsis über Trojas. Unter den wenigen hier aufbewahrten Fragmenten jedoch bezieht sich nur Eins auf Trojas Land- und Sagenkreis. Zu Nr. 3. p. 339 bemerke ich, daß Werfer in den Act. philoll. Monacc. II. p. 513 sq. die Stelle des Grammatikers Asklepiades gelehrt behandelt hat, ohne jedoch über die Nisa etwas zu bemerken. K. M. möchte aus dem orphischen Hymnus 41 statt *Νίσην* lesen *Μίσην*.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23 Mai

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England etc. by John Lord Campbell, LL. D. *) F. R. S. E. Vol. VI. pp. 709. Vol. VII. pp. 736.

(Vgl. Gel. Anz. 1848 Nro. 103 und 167.)

Diese zwey Bände beschließen das gehaltvolle Werk Lord Campbell's. Sie enthalten nur drey Lebensbeschreibungen: Loughborough, Erskine, Eldon. Die erste ist nicht eben anziehend. Lord Loughborough (zuvor Alexander Wedderburn) hatte bey ausgezeichneten Fähigkeiten, die aber nicht vollständig ausgebildet waren, und bey mancher schätzbaren Eigenschaft, so wenig Festigkeit in seinem Wesen, daß er die Achtung nie erlangen konnte, die nur aus dem Vertrauen zu einer sich gleich bleibenden Persönlichkeit entspringt. Das Wichtigste in seinem Leben ist der Antheil, den er an der Stillung des großen Aufstandes zu London 1780 gehabt hat. Ein junger Schwärmer, Lord Gordon, hielt eine Versammlung zum Schutze der angeblich bedrohten englischen Kirche; daraus entstand ein Auflauf, der vier Tage lang einen großen Theil der Hauptstadt wilden Rotten preis gab. Es wurden Häuser gestürmt, geplündert und in Brand gesteckt, Gefängnisse erbrochen und die Verhafteten losgelassen. Die Obrigkeiten scheuten sich Waffengewalt dagegen zu brauchen, weil nicht lange zuvor in Folge eines kleineren Aufstandes mehrere Klagen über die zu dessen Unterdrückung angewandten Mittel bey den Gerichten waren angebracht und von diesen zum Nachtheile der Behörden entschieden worden. Endlich berief der König den geheimen Rath, fand aber diesen auch schüchtern. Erst der letzte, der gefragt wurde, Generaladvocat Wedderburn, wußte Rath. Es sey unzweifelhaften Rechtens, sagte er, daß, wenn bey einem Auflaufe Verbrechen wie Raub und Brand vorkommen, auch ohne die Förmlichkeit der Aufforderung durch die Obrigkeit, Feuer darauf gegeben werden könne. Die Andern ließen sich das gefallen; der König befahl, die Garderegimenter einrücken zu lassen; in Kurzem war der Aufuhr gedämpft, und keine Klage erhob sich über Mißbrauch der Gewalt.

Die Lebensgeschichten Lord Erskine's und Lord Eldon's gehören zu den merkwürdigsten der neueren Zeit. Sie laufen neben einander und dazu mehrfach in einander.

Thomas Erskine (nachher Lord Erskine), geb. 1750, war einer der drey Söhne eines schottischen Grafen Buchan von uraltem Geschlecht, der in seinen Vermögensumständen so herabgekommen war, daß sein jährliches Einkommen nur 200 Pf. Sterl. betrug. Der Verf. merkt dabey an, daß unter dem schottischen Adel ungleich mehr Armuth als unter dem englischen sey, obgleich diesem eine viel freyere Verfügung über ererbten Grundbesitz zustehe als jenem. So viel Anlage und Neigung für höhere Bildung der junge Erskine auf der Schule bewies, mußte er sich doch entschließen, sein Glück im Seedienste zu suchen, weil es seinen Eltern an den Mitteln gebrach, ihn für eine andere Bestim-

*) d. h. legum doctor, zuvor war er nur M. A. d. h. magister artium.

mung zu erziehen. Er diente vier Jahre lang als Seecadett in den westindischen Gewässern, konnte aber die Beförderung, wozu er empfohlen war, nicht erlangen. Nun erkaufte er mit dem wenigen, das ihm aus dem Nachlasse seines verstorbenen Vaters zufiel, eine Fähndrichstelle bey einem Infanterieregimente. In einer Landstadt, wohin dieses verlegt war, heirathete er, noch nicht 21 Jahre alt, die Tochter eines angesehenen Parlamentsgliedes, die ihm kein Vermögen zubrachte. Bald darauf ging er mit seinem Regiment auf die damals England unterworfene Insel Minorca. Die Muße, die er da genoß, benützte er zu so fleißigem Lesen der englischen Dichter, daß er zu der vertrautesten Bekanntschaft mit denselben, namentlich mit Shakspeare und Milton, gelangte und dadurch ganz Meister seiner Muttersprache wurde. Das erprobte er schon dort, indem er seinem Regiment, in Abwesenheit des Feldcaplans, erbauliche Predigten aus dem Stegreife hielt, wozu die Erinnerungen aus Gesprächen mit seiner frommen Mutter und mit ihr befreundeten Geistlichen guten Stoff gaben. Nach zwey Jahren heimgekehrt, zu London in die beste Gesellschaft eingeführt, gewann er durch die Anmuth seines Umganges Freunde, die ihn jedoch nur wenig unterstützen konnten. Er wurde Lieutenant und mußte abermals in einer Landstadt Quartier nehmen. Da wandte sich seine Bestimmung. Bey einer strafgerichtlichen Verhandlung, der er beywohnte, dünkte ihm, er hätte können die Sache besser führen als die Anwälte, deren Vorträge er hörte. Rasch entschloß er sich, wenn seine Mutter beystimmte, die Rechte zu studiren. Als die Mutter billigend und aufmunternd geantwortet hatte, nahm er zuerst Urlaub, dann verkaufte er seine Officierstelle und widmete sich drey Jahre, theils in London theils zu Cambridge, unter großen Entbehrungen, aber allezeit heiter, dem Rechtsstudium. Brachte er es darin nicht zu gründlicher Gelehrsamkeit, so erlangte er doch Kenntnisse genug, um bey seinen großen Gaben jedem Rechtsfalle, der ihm vorkam, gewachsen zu seyn. Bald nachdem er als Anwalt aufgenommen war, übernahm er mit vier anderen die Vertheidigung eines verdienten Seeofficiers, welchen die Admiralität wegen einer Schrift, in der sie heftig angegriffen war, als der Schmähung schuldig, anklagen ließ. Seine Rede gab den Ausschlag zu Gunsten des Angeklagten. Jetzt wurde der junge Anfänger, auf den noch niemand aufmerksam gewesen war, mit Aufträgen überhäuft. Ein vor ein Kriegsgericht gestellter Admiral führte siegreich seine Vertheidigung durch eine Rede, die Erskine verfaßt hatte; dieser bekam dafür Eintausend Pf. St. Ehrensold. Nachdem er auch den oben erwähnten Lord Gordon gegen die Anklage auf Anstiftung von Aufruhr vertheidigt und dessen Freysprechung erlangt hatte, war er, kaum anderthalb Jahre nach seinem ersten Auftreten, bereits unter allen Anwälten seines Kreises der gefeyertste.

Lord Eldon's (zuvor Joh. Scott's) Laufbahn hat in ihrem Beginne viel Aehnlichkeit mit Erskine's. Geboren 1751 in einer Stadt an der schottischen Gränze, war er von seinem Vater, einem Kohlenhändler, zu demselben Gewerbe bestimmt. Sein älterer Bruder, welcher noch sehr jung auf der Universität Oxford eine Aufseherstelle erlangt hatte, bat den Vater, ihm den Knaben zu überlassen, damit er unter seinen Augen den Wissenschaften obläge. Dieß geschah, und in wenig Jahren brachte es Scott so weit in den allgemeinen Wissenschaften, die in England als die hauptsächliche Vorbereitung für den geistlichen Stand gelten, daß auch ihm eine Aufseherstelle zu Theil wurde. Hier gedachte er nun zu warten bis an ihn die Reihe käme, der Landpfarreyen eine zu erhalten, welche die Universität zu vergeben hat. Er war aber mit einer Schönen seiner Geburtsstadt heimlich bereits verlobt. Damit sie ihm nicht entzogen würde, da ihr wohlhabender Vater eine andere Heirath für sie im Sinne hatte, entschloß sich Scott mit ihrer Einwilligung sie zu entführen, und sich mit ihr in Schottland trauen zu lassen. Dadurch ging die Aufseherstelle, mit ihr die Aussicht auf eine Pfarrey verloren. Mit dem spärlichen Einkommen, das ihm sein Vater und der bald versöhnte Schwiegervater ausmachten, das aber die junge Frau so zu Rath hielt, daß er zu entlehnen, wovor er sich scheute, niemals nöthig fand, legte er sich nun auf die Rechtskunde, zuerst in Oxford, dann zu London, so anhaltend, aber freylich auch ausschließend, daß er alle Tiefen des englischen Rechts ergründet hatte, als er zur Anwalt-

schaft berufen wurde. So glänzend wie Erskine's waren seine Anfänge nicht. Die Sachen, die er zu führen bekam, erregten kein Aufsehen und trugen ihm wenig ein. Er war nahe daran, sich um die unscheinbare Stelle eines Rechtsrathes in seiner Vaterstadt zu bewerben, wurde jedoch durch Zureden älterer Anwälte in London zurückgehalten. Der Kanzler, der ihm wohl wollte, ließ ihn eine Anstellung hoffen, gab sie ihm aber nicht, weil, sagte er später, das mäßige Einkommen ihn befriedigt und nur faul gemacht haben würde. Endlich hob seinen Ruf der Sieg, den er in einer Rechtssache errang, zu deren Entscheidung der Kanzler drey Tage Bedenkzeit nöthig gefunden hatte. Von da nahm seine Anwaltschaft so zu, daß der Ertrag manches Jahr auf zehntausend Pf. St. und darüber stieg.

Erskine und Scott traten beyde 1783 in das Unterhaus ein; beyde sprachen an demselben Tage zum erstenmale und über denselben Gegenstand, nur in entgegengesetzter Richtung; beyde auch mit gleich wenig Beyfall. In Erskine's Rede vermißte man das Feuer, womit er vor Gericht die Gemüther hinriß; Scott überlud seinen Vortrag mit einem gesuchten Schmucke, den er, von den Gegnern deßhalb verlacht, sodann für immer aufgab. Erskine war mit Fox gewöhnlich in der Mehrheit, Scott mit Pitt in der Minderheit des Hauses, bis im folgenden Jahre das Parlament aufgelöst wurde. Zu diesem Schritte war die Regierung vornehmlich durch einen die Verweigerung der Steuern drohenden Beschluß des Unterhauses, welchen Erskine hervorgerufen und Scott bekämpft hatte, getrieben. Die öffentliche Meynung gab der Regierung Recht, wie Scott vorausgesagt hatte; Erskine und viele andere derselben Parthey fielen bey den folgenden Wahlen durch. Scott hingegen wurde wieder gewählt, fand jedoch lange Zeit wenig Gelegenheit sich im Parlamente hervorzuthun. Erskine gewann unterdessen mehr und mehr Ansehen als der Redner vor Gericht, der namentlich in Preßprocessen den schwersten Anschuldigungen geschickt und meist glücklich zu begegnen wußte. Damit arbeitete er dem noch jetzt geltenden Preßgesetze (law of libel) vor, das Fox 1791 einbrachte und durchsetzte. Damals war Erskine schon wieder Mitglied des Unterhauses geworden, stand jedoch so wenig als Scott unter den Vordersten. 1793, nachdem Scott Generaladvocat geworden war, kam es zwischen den beyden zu dem ersten Kampfe vor Gericht. Ein Anwalt Namens Frost hatte in einem Kaffehause, da er von Wein erhitzt und durch zudringliche Nachbarn aufgereizt war, unter Anderm gesagt: Ich bin für Gleichheit und keinen König. Die gegen ihn deßhalb bereits anhängige Klage wurde von Scott fortgeführt. Erskine begann die Vertheidigung damit, daß er zu verstehen gab, der Generaladvocat halte wohl selbst den Angeklagten nicht für strafbar, sondern betreibe die Klage nur weil sein Vorgänger sie angebracht habe. Dann stellte er den Geschwornen vor: Welch unerträglicher Zwang dem Leben angethan, wie alle Sicherheit und Fröhlichkeit des Umganges, alle Offenheit und Hingebung im geselligen Verkehr abgeschnitten würde, wenn man bey einem sonst untadelhaften Wandel befürchten müßte, wegen zufälliger, leichtsinniger oder heftiger Aeußerungen zur Strafe gezogen zu werden. Vieles, das unrecht und tadelnswerth sey, komme nicht vor ein Strafgericht, weil man dem Frieden und Glücke des gesellschaftlichen Lebens zu lieb darüber hinwegsehe. Die Sicherheit freyer Regierungsformen und das sorglose Betragen der Bürger sey nicht nur vereinbar, sondern unzertrennlich von einander. Anzeigen von frevelhafter Absicht, nicht von unschicklichen Aeußerungen, selbst nicht von bedenklichen, aber nicht zum Handeln führenden, Meynungen gehören vor die Gerichte. Scott erwiederte, ganz irrig habe sein gelehrter Freund vorausgesetzt, er stelle die Klage nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern weil sein Vorgänger sie ihm hinterlassen habe. Dem Generaladvocaten liege ob, selbst zu prüfen, ob er einen Auftrag, der ihm ertheilt werde, mit gutem Gewissen, als dem Staate zuträglich, ausführen könne; und wenn er das verneinen müßte, so wäre seine Pflicht, den Auftrag abzulehnen und, wenn darauf bestanden würde, seine Entlassung zu nehmen. Dieß würde er gethan haben, wenn er die Klage für ungeeignet gehalten hätte. Das wäre sie auch nach seiner Ansicht allerdings gewesen, hätte von dem Angeklagten etwa ein Dienstbote ausgesagt,

er habe die angegebene Aeußerung in seinem Zimmer fallen lassen. Allein es sey an einem öffentlichen Orte geschehen, von einem Manne, den sein Beruf an die der Verfassung gebührende Achtung erinnern mußte, in Gegenwart Mehrerer, die ihn um seine Meinung fragten, und als sie über seine Antwort entrüstet waren, noch Schlimmeres zu hören bekamen. In einem solchen Falle sey es kein Eingriff in die Freystätte des Privatlebens, wenn die Anzeige beachtet und vor Gericht gebracht werde. Frost wurde schuldig befunden und mit dem Verluste seiner Anwaltschaft, Gefängniß auf ein halbes Jahr und Ausstellung am Pranger bestraft *).

Im folgenden Jahre ließ die Regierung durch Scott zwölf Mitglieder verschiedener Vereine, die sich mit Einleitungen zu Verbesserung der Verfassung abgaben, auf Hochverrath anklagen. Deren Vertheidigung übernahm Erskine. Der erste, welcher vor Gericht gestellt wurde, denn gemeinsame Verhandlung hatten sie abgelehnt, war ein Schuster, Hardy. Scott entwickelte die Anklage, mit Berufung auf eine große Menge Zeugen und Papiere, in einer Rede, die neun Stunden dauerte. Zwar konnte er nicht Handlungen nachweisen, die unter den scharfen Begriff des Hochverrathes fielen; aber von Gesinnungen und Bestrebungen, die zum Hochverrathe führen mußten, brachte er Beweise in großer Zahl bey. Dem Vertheidiger lag ob, nicht nur die Unanwendbarkeit des Hochverrathgesetzes auf die vorgetragenen Thatsachen, sondern auch diese selbst in einem minder ungünstigen Lichte zu zeigen, um den Eindruck von Abneigung zu mildern, den auf die Geschwornen das Anhören vieler tolldreister Aeußerungen von Haß gegen die bestehende Verfassung machen konnte. Vier Tage, zuvor unerhört, dauerte die Verhandlung bis Mitternacht, wo die Geschwornen zu kurzer Ruhe unter Wache entlassen wurden. Erskine war unermüdlich die Aussagen der Zeugen anzufechten und zu entkräften, die Bedeutung der vorgelegten Druckschriften und Briefschaften herabzusetzen. Zum Schlusse sprach er sieben Stunden lang, zuletzt so erschöpft, daß er bey tiefster Stille kaum mehr gehört wurde. Diese Rede ist sein Meisterstück; „sie wird ewig leben," schrieb nachher auf einen Abdruck der vornehmste der Beklagten. Erskine begann mit Lob der englischen Verfassung, die das Land vor den Gräueln einer Umwälzung schützte, die aber, damit sie das ferner leistete, ganz unverletzt erhalten werden müßte. Schwere Verletzung derselben wäre es, wenn ein Angeklagter auf Hochverrath nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes über dieses Verbrechen, sondern nach einer dehnenden Auslegung desselben gerichtet würde. Daß die Geschwornen das Gesetz allein ins Auge fassen und sich in ihrem Ausspruche von dem Gesetz allein leiten lassen, was auch ihre Meynung von dem Betragen des Angeklagten seyn möchte, selbst wenn sie es höchst verwerflich fänden, daran sey jetzt alles gelegen. Ob Hardy das gethan habe, was das Gesetz für Hochverrath erkläre, das allein sey die Frage. Nun zeigte er, daß alles, was zur Begründung der Anklage vorgebracht worden, auf Folgerungen verbrecherischer Absichten und nirgends auf Beweisen auch nur versuchter Ausführung derselben beruhte. Die schwerste Aufgabe der Vertheidigung war, den Verein, dem Hardy als eine Hauptperson angehörte, von dem Verdachte zu reinigen, den seine unläugbare Berührung mit den französischen Jacobinern auf ihm gelassen hatte. Diese Schwierigkeit überwand der Anwalt so geschickt als kühn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Frost wurde über 90 Jahre alt und starb vor noch nicht langer Zeit. Er war einer der sehr wenigen Anwälte in England, die der französischen Revolution anhingen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Fortsetzung.)

Wohl, sagte er, hat der Verein warmen Theil an dem Gelingen der französischen Revolution genommen; daraus folgt aber nicht daß er auf den Umsturz unserer Verfassung ausgehe. Den siegreichen Widerstand der Franzosen gegen den Bund von Königen, der unbefugt sich in ihre inneren Angelegenheiten mischte, den billigte und lobte er; den billige und lobe auch ich und werde das immer laut bekennen. Nähme ich an, es stehe Fremden zu, einem Volke vorzuschreiben, wie es seine Verfassung zu ordnen habe, was könnte ich sagen, wenn die Franzosen uns die ihrige aufdringen wollten? Ich könnte nichts sagen, aber zu den Waffen würde ich greifen. Als er geendet hatte, erscholl donnernder Beyfall im Gerichtsaale und darauf in den angränzenden Straßen, die so voll gedrängt waren, daß die Richter nicht zu ihren Wägen gelangen konnten, bis Erskine das Volk durch Anrede bewog schnell auseinander zu gehen. Die Geschwornen beriethen sich lange. Die Spannung, worin ihr Spruch von der wieder versammelten Menge erwartet wurde, löste sich, da er auf Nicht Schuldig lautete, in Freudengeschrey.

Scott ließ nicht, wie man erwartet hatte, ab, sondern zog nun den als Sprachforscher berühmten Horne Tooke, einen alten Geistlichen, vor Gericht. Auch dessen Freysprechung in Folge der glänzendsten Vertheidigung durch Erskine schreckte den Ankläger noch nicht; erst als ein dritter Angeschuldigter, der sich in Worten weit am meisten vergangen hatte *), für nicht schuldig erklärt war, ließ man die Sache fallen. Hatte Erskine den Preis in diesem Kampfe davon getragen, so war auch Scott nicht unrühmlich davon geschieden. Es wurde anerkannt, daß die Anklage von ihm ohne alle Bitterkeit auf das Ruhigste und Würdigste geführt worden sey. Er gestand in der Folge daß er selbst, wenn er Geschworner gewesen wäre, Bedenken würde getragen haben, das Schuldig auszusprechen. Ueber den Ausgang der Sache war die Freude fast allgemein durch ganz England, da auch solche, die den Angeklagten, ihres frechen Treibens wegen, abgeneigt waren, in der Freysprechung derselben kraft des Wortlautes des Gesetzes vielmehr eine Befestigung als eine Gefährdung der Verfassung erkannten; wie denn auch die Kraft der Regierung nicht im Geringsten dadurch vermindert wurde.

Vor Gericht standen von jetzt an Erskine und Scott nur einmal noch in einer ähnlichen Sache einander gegenüber, und auch da siegte der erstere. Mehr zu streiten gab es im Parlamente. Von der Unzulänglichkeit des alten Hochverrathsgesetzes durch das Mißlingen der jüngsten Anklagen überzeugt, ließ die Regierung nun durch Scott Ergänzungen vorschlagen, die sehr weit gingen, aber

*) Dieser schrieb an Erskine während des Zeugenverhörs ein Briefchen: lieber wolle er gehangen seyn als länger zuhören und schweigen. Erskine antwortete: Thut ihr den Mund auf so werdet ihr zuverläßig gehangen.

ungeachtet heftigen Widerspruches von Seiten Erskine's und seiner Freunde, die das alte Gesetz vollkommen zureichend fanden, mit großer Mehrheit angenommen wurden. Am nachdrücklichsten hatte Scott eine Bestimmung empfohlen, welche die Strafe des Hochverrathes auf die Urheber von Druckschriften ausdehnte die den Umsturz der Verfassung bezweckten. Es sey, sprach er, keineswegs eine Ausdehnung des Hochverrathgesetzes über dessen Sinn und Absicht hinaus, sondern nur eine Erläuterung desselben, wie sie zu geben, nach dem dort beygefügten Vorbehalte, jederzeit dem Parlamente zustehe. Diese nunmehr anzurathen erachte er als seine Pflicht in Anbetracht der beyspiellosen Menge Schmähschriften, welche die Verfassung und die Regierung untergruben. Von ihm sey alles Mögliche geschehen um diesem Uebel mit Hülfe der bestehenden Gesetze Einhalt zu thun; denn in den jüngst verflossenen zwey Jahren seyen mehr Anklagen wegen Schmähschriften gestellt worden als je zuvor in zwanzig; allein der Unfug sey nun zu einer Größe angewachsen die mit dem hergebrachten Rechte nicht mehr bezwungen werden könne. Es gebe jetzt Leute die von Schmähschriften leben, damit ein Gewerb treiben. Nicht selten finde man auf einer Seite eines Kramladens Waaren, auf der andern Schmähschriften ausgelegt. Dem heillosen Treiben könne nur durch Schärfung des Gesetzes begegnet werden. So schwer es einem Freunde der Verfassung falle, die persönliche Freyheit beschränkt zu sehen, so müsse doch jeder Vernünftige zugeben, daß, wo alles was ihm theuer sey durch eine Rotte von Aufruhrstiftern gefährdet werde, ein Theil von den Rechten des freyen Staatsbürgers, um das Ganze zu retten, eine Zeit lang aufgegeben werden möge.

Seltsamer Weise gerieth Erskine bald nachdem er sich dieser strengen Einschränkung der Preßfreyheit vergebens widersetzt hatte, mit sich selbst in Widerspruch, indem er einen Antrag von Fox lebhaft unterstützte, daß ein Mann, welcher Vorstand einer gegenrepublicanischen Gesellschaft war, einer Schrift über die englische Verfassung wegen, vor Gericht gezogen werden sollte. In dieser Schrift war das Königthum als der Stamm vorgestellt, von welchem die anderen Bestandtheile der Staatsgewalt, Oberhaus und Unterhaus, entsprungen wären und immer noch abhingen so daß jenes wohl ohne sie, aber nicht sie ohne das Königthum bestehen könnten. Scott, dem als General-Advocaten die Stellung der Anklage, wenn sie beschlossen wurde, oblag, war nicht geradezu entgegen, bemerkte aber, es möchte räthlicher seyn, die Klage zu unterlassen, deren Erfolg ungewiß wäre, und deren Abweisung eine Folge haben würde, die sorgfältig vermieden werden sollte, daß nämlich zwischen dem Parlament und den Gerichten ein Zwiespalt der Meynungen sich aufthäte. Erskine dagegen eiferte für den Antrag; die Schrift sey ein Angriff auf die Rechte des Unterhauses, der nicht ungestraft bleiben dürfe, und kein Zweifel, daß das Schwurgericht alsbald das Schuldig aussprechen werde. Diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Scott stellte die Klage wie sie ihm aufgetragen war; die Geschwornen aber erklärten nach einer kurzen Berathung, wiewohl die vorgelegte Schrift zu tadeln, sey doch ihr Verfasser der bösen Absicht, die ihm Schuld gegeben worden, nicht schuldig zu erachten.

Erskine's bekannte Vorliebe für die Preßfreyheit hielt den „Verein gegen Laster" nicht ab, ihm eine Anklage wider den Verbreiter des abscheulichen Buches von Thomas Paine „das Zeitalter der Vernunft" zu übertragen. Paine selbst war einige Jahre früher von ihm vertheidigt worden als er wegen seiner Schrift von den Menschenrechten angeklagt war. Jetzt übernahm Erskine ohne Bedenken eine Anklage wegen dessen neuer, gegen das Christenthum gerichteter Schrift. In seiner Rede, von der er nachher sagte, daß er sie ganz aufbewahrt wünsche, sollten auch seine übrigen alle vergessen werden, bekannte er sich auf das entschiedenste zum Christenthume. Mein fester Glaube an das Evangelium, sagte er, ruht nicht etwa auf einem Vorurtheile, das aus meiner Erziehung herrührte, die allerdings, Dank der besten Mutter, religiös war, sondern auf dem anhaltendsten und umfassendsten Nachdenken in meinen reiferen Jahren. Jetzt ist er mir der große Trost eines Lebens das wie ein Schatten hinflieht. Ohne ihn würde ich mein lange dauerndes Glück und Wohlseyn nur als einen Staub, welchen der Wind verweht, und mehr als einen Fallstrick denn als einen Segen ansehen können. Nach-

dem er die anstößigsten Stellen der Paine'schen Schrift verlesen und ihre Verwerflichkeit erörtert hatte, rechtfertigte er die Anklage wider den Vorwurf, daß sie gegen freye Forschung feindselig sey. Ein wissenschaftliches Werk, sagte er, gerichtet an die wissenschaftlichen Kreise, über Fragen solcher Tiefe und Weite, kann, ist es auch voll Irrthum, niemals den Schaden thun, welchem zu steuern Absicht gegenwärtiger Klage ist. Solch ein Werk treibt vielmehr wissenschaftlich gebildete Leute nur an, den ihrer beharrlichen Untersuchung so würdigen Gegenstand immer genauer zu prüfen. Die Wirkung ist jedenfalls ein Fortschritt, eine Verstärkung der Kraft der Wahrheit. Aber gegenwärtiges Buch hat kein solch Absehen noch Vermögen; es geht nicht darauf aus, die Denkenden und Unterrichteten zu überzeugen, sondern es mißhandelt den Glauben des brittischen Volkes mit Sport und Schimpf und verführt die gedankenlose Menge zu Verachtung von Sittengebot und Bürgerpflicht. Der Anwalt des Beklagten scheute sich gleichwohl nicht, die in dem Buche vorgetragene Meynung zu vertheidigen. Erskine nahm davon Anlaß über die Beweise für das Christenthum zu sprechen. Giebt es, fragte er, einen nur etwas unterrichteten Mann, der bey sich einen Zweifel daran aufkommen ließe, daß die Weissagung des göttlichen Wortes, seiner Ehre werde alles voll seyn, in der weitesten Bedeutung in Erfüllung gehe und gehen müsse? Ich spreche nicht als Anwalt sondern drücke meine eigenste Ueberzeugung aus: die Zerstreuung der Juden über die ganze Welt, ihr beyspielloses Unglück und ihre unvertilgbare Eigenthümlichkeit, verglichen mit der Geschichte jedes anderen Volkes, so wie mit den ältesten Weissagungen ihrer eigenen Gesetzgeber und Propheten über ihr Geschick, würde allein vollkommen ausreichen, die christliche Wahrheit zu bekräftigen, wenn auch alle andere Urkunden und Zeugnisse davon unwiederbringlich verloren wären. Die Geschwornen sprachen das Schuldig aus. Anstatt aber nun ein Straferkenntniß wie ihm gebührte zu begehren, stellte Erskine dem Vereine, in dessen Namen er geklagt hatte, vor, wie er den angeklagten Buchführer kennen gelernt und nicht nur in den ärmlichsten Umständen, die ihn ohne Zweifel zu dem Vergehen allein veranlaßt, sondern auch reumüthig und bereit gefunden habe, sich alsbald zu bemühen, alle von ihm verkaufte Abdrücke des schändlichen Buches zurückzufordern und zu vernichten; wie ihm darum gerathen scheine, die Anklage, nachdem sie ihre Wirkung gethan, nicht weiter zu verfolgen sondern an dem bußfertigen Uebertreter christliche Barmherzigkeit zu üben. Da der Verein darauf nicht einging, gab Erskine den Auftrag ab; der Buchtrödler kam auf ein Jahr in das Zuchthaus.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden Erskine und Scott auf mehrere Jahre einander fern gerückt, indem dieser das Amt eines Oberrichters und bald darauf das Kanzleramt erhielt, und als Lord Eldon in das Oberhaus trat, während ersterer noch Anwalt und Mitglied des Unterhauses blieb, an dessen Verhandlungen er jedoch nur wenig Theil nahm. Lord Eldon setzte sich als Richter in das größte Ansehen, ob ihm gleich zuweilen eine Langsamkeit Schuld gegeben wurde, die er scherzend von einem Spruche ableitete, welcher ihm als Inschrift der Landkutsche, die ihn als Knaben nach Oxford gebracht, aufgefallen und im Andenken geblieben sey: Sat cito si sat bene. Im Oberhause war seine Thätigkeit damals noch nicht ausgezeichnet; als nächster Rathgeber des Königs Georg III. aber, der ihn gern seinen Kanzler nannte, (was von dem Verf. mißbilligt wird), übte er großen Einfluß. Gleichwohl mußte ihm dieser König 1806 den Abschied geben, weil die nach Pitt's Tod eingetretenen Minister es begehrten. Erskine, nun Lord Erskine wurde sein Nachfolger. Es ist euer Kanzler, sagte der König zu den Ministern, nicht der meinige; und als Lord Eldon kam, das Siegel abzugeben, nahm es Georg nicht an sondern hieß es ihn auf den Tisch legen.

Erskine's Erhebung zum Kanzleramte tadelten die Anwälte, die an diesem Gerichtshofe beschäftigt waren desto mehr, weil, neben seiner Unkenntniß des dort hergebrachten äußerst künstlichen Verfahrens, auch sein Widerwille dagegen wohl bekannt war; wie er denn einst, als der Oberrichter der Königsbank eine Sache an den Kanzleygerichtshof verweisen wollte, denselben fragte, ob er wohl

einen Hund, der ihm werth wäre, dahin abgeben möchte. Indessen wußte er theils durch den Fleiß, mit welchem er sich, von Kundigen gern unterstützt, dem Geschäft hingab, theils durch sein leutseliges Betragen zwar nicht das Ansehen, in welchem sein Vorgänger gestanden war, doch nicht geringe Achtung und Zuneigung zu erwerben. Am meisten Ehre machte ihm in der kurzen Zeit seines Kanzleramtes die Leitung des Verfahrens in der von dem Unterhause vor das Oberhaus gebrachten Anklage wider Lord Melville (zuvor Heinr. Dundas) wegen übler Verwaltung des Seewesens. Obwohl früher ein entschiedener Gegner des Angeklagten, erwies er diesem alle zuläßige Gunst durch sorgfältige Beseitigung alles dessen was ihn unbilliger Weise in Nachtheil setzen konnte und durch ungewöhnliche Beschleunigung der Verhandlung, die nur vierzehn Tage dauerte, weil der Kanzler alles, was nicht zur Sache gehörte, scharf bemerkte und unerbittlich abwies.

Seines Bleibens auf der hohen Stelle war jedoch nicht lange. Schon im folgenden Jahre wurden die Minister die ihn mit sich emporgehoben hatten, und mit ihnen auch er entlassen. Lord Eldon bekam das große Siegel wieder und behielt es hinfort trotz mancher Anfechtung, zwanzig Jahre lang. Erskine, der auf das Feld, wo er so viel errungen und gewonnen hatte, jetzt nicht mehr zurückkehren, auf dem neuen aber festen Fuß nicht erlangen konnte, sank beynahe in Dunkelheit. Eine Zeit lang besuchte er zwar noch das Oberhaus gewöhnlich und flammte noch zuweilen auf; nachher machte ihn die geringe Wirkung, die seine Reden hervorbrachten, überdrüssig. Ich gebe, sagte er 1819, die Hoffnung auf, durch irgend etwas, das ich sagen mag, Eindruck zu machen, und dadurch werde ich unfähig so zu sprechen wie ich sollte. Die meiste Zeit meines Lebens durfte ich mich der Erwartung freuen, daß ich nicht vergebens sprechen würde; ohne das kann in der Rede kein Geist seyn. Oft hörte ich sagen und halte es für wahr, daß der beredteste Mann, so voll er seines Gegenstandes seyn möchte, beynahe verstummen würde, wenn er wüßte, daß er allein stehe und an die todte Wand spreche. Doch bewies er sich im folgenden Jahre, dem siebzigsten seines Lebens, noch sehr rüstig in der berühmten Verhandlung des Oberhauses über die Anschuldigungen wider die Gemahlin K. Georgs IV., deren Grundlosigkeit darzuthun er eifrig bemüht war. Als die Anfangs beträchtliche Mehrheit der Stimmen für den Antrag der Regierung bey der zweyten Verlesung kleiner und bey der dritten so gering ausgefallen war, daß man für gerathen hielt, den Antrag aufzugeben, hielt er seine letzte Rede, um zu diesem für die Rechtspflege und die Verfassung heilvollen Ausgange der Sache dem Lande Glück zu wünschen. Es war ein glänzender Widerschein seines alten Ruhmes. Er starb 1823. Seine gerichtlichen Reden, nach des Vers. Urtheile die vortrefflichsten dieser Gattung in der englischen Sprache, sind unter seinen Augen gedruckt worden. Er hatte sie zwar nicht selbst niedergeschrieben, doch wurde von ihm die Schnellschrift, in der sie aufgefaßt waren, vor dem Drucke durchgesehen.

Dem Lord Eldon, als Richter, läßt der Vf. volles Recht widerfahren. Darüber war auch schon zu seiner Lebzeit nur Eine Stimme, obwohl die Langsamkeit seines Verfahrens oft beklagt wurde, die jedoch nur von seiner Gewissenhaftigkeit herrührte, wie denn sein Nachfolger im Amte versicherte, nur der Kanzler selbst habe an der Richtigkeit seiner Entscheidungen gezweifelt, sonst niemand. Streng und meist ungünstig wird dagegen Lord Eldon's Wirken im Cabinet und im Oberhause beurtheilt, wie freylich von dem Vf., einem entschiedenen Whig, zum voraus zu erwarten war. Doch stimmt er nicht in all den Tadel ein, welchen seine Parthey über den alten Kanzler ausgoß. Er rechtfertigt z. B. dessen entschlossenes Verfahren, welches auf das heftigste jedoch vergebens angegriffen wurde, da er in der letzten Zeit K. Georg's III. durch die Erklärung der Aerzte, der gemüthskranke König sey nicht im Stande, auf Geschäfte einzugehen, sich nicht abhalten ließ, desselben Unterschrift, die für eine dringende Sache unentbehrlich war, nachzusuchen und, da er sie erhalten hatte, das große Siegel anzufügen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Mai.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung. 1848. (Auch als Anhang zum zweyten Bande der Geschichte des Volkes Israel von H. Ewald.)

Jedenfalls ein in vieler Hinsicht bedeutendes Werk! Schon die Vorrede, Anfang Mai 1848 in Tübingen geschrieben, ist hoher Beachtung werth, und wer den tiefen Ernst, mit welchem der berühmte Verfasser die Wissenschaft behandelt, nicht bereits kannte, der dürfte nur auf diese Vorrede hingewiesen werden, um ihn gründlich kennen zu lernen. Mit edlem Zorne rügt der Verf., daß die deutsche Schriftstellerey, besonders auch in Zeitungen und Zeitschriften, je mehr sie sich des Beyfalles vieler Leser erfreuen will und erfreuet, desto mehr ein Spiegel, aber auch ein Werkzeug jener unseligen Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit ist, welche seit Jahren in unserem großen Vaterlande immer allgemeiner und zerstörender zu werden drohet. Besonders unter dem jüngeren Geschlechte sey eine Verwirrung der Gedanken und eine Umkehrung aller Grundlagen eines edlen menschlichen Wirkens groß gewachsen, welche schlimmer sey, als der offene Feind. Sogar die ernste deutsche Wissenschaft drohe in solchen Gebieten, welche näher mit den Angelegenheiten von Staat und Kirche zusammenhängen, in die verderblichste Leichtfertigkeit auszuarten. Ein strenges Gericht wird über die Universität Tübingen gehalten, wie denn der Verf. bekanntlich, theils in selbständigen Schriften (Ueber einige wissenschaftliche Erscheinungen neuester Zeit auf der Universität Tübingen, Stuttgart 184[illegible]. Ueber die Sittlichkeit und Religion der deutschen Wissenschaft, 1847), theils in dem in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Artikel der A. A. Zeitung im Mai 1847 sich über diesen Gegenstand ausgelassen hat. Man meine nicht, der Verf. werde hier von persönlicher Ab- oder Zuneigung geleitet. Die Sache hat für ihn eine sehr weit greifende Bedeutung, wie man aus folgenden Worten ersehen wird: „Hätten die vielen deutschen Universitäten seit 30 Jahren geleistet, was sie sollten, so wäre Deutschland nun wenigstens nicht durch ihre Schuld in Folge der jüngsten Pariser Umwälzung in den Abgrund gerathen, in welchen es jetzt gestürzt ist und aus dem es sich zu erheben ganz anderer Mittel bedarf, als ihm unsere Strauße und Vischer mit allen ihren älteren oder jüngeren Anhängern darreichen können.“ Die Vorrede schließt mit der Klage über die furchtbar leichtsinnigen Urtheile, welche auch die verhältnißmäßig besseren Zeitungen über das Verhältniß Deutschlands zu den umliegenden Völkern in neuester Zeit gefällt, und mit dem gerechten Wunsche, die Universitäten möchten sich künftig bestreben, bessere Urtheile und Ansichten zu gründen.

Gehen wir nun zu dem Werke selbst über, so war von dem Vf., unter dessen Händen Alles eine eigenthümliche Gestalt annimmt, nicht zu erwarten, daß er die Alterthümer des Volkes Israel in der herkömmlichen Weise, die man uns hier kurz als die unorganische zu bezeichnen gestatte, behandeln werde. Er läugnet nicht, daß es seinen Nutzen haben möge, zu wissen, wie das alte Volk sich klei-

dete, oder welcher Art seine Wohnungen waren; aber er behauptet mit Recht, das Volk Israel habe gerade in solchen Dingen wenige oder gar keine Eigenthümlichkeiten gehabt, und noch weniger habe es andern Völkern darin ein Beyspiel gegeben. Was der Verf. daher darstellen will, das ist „das Ganze aller durch das Gesetz oder sonst durch öffentliche Geltung bestehenden Einrichtungen des alten Volkes, oder das Leben des Volkes, so fern es durch die in ihm rege gewordenen Wahrheiten und Triebe des Jahvethumes bestimmt und beherrscht wurde.“ Nur dem hieher Gehörigen gesteht der Verf. für seinen Zweck volle Bedeutung zu; aber solche Bedeutung vindicirt er dann auch dem Kleinsten und scheinbar Unbedeutendsten auf diesem Gebiete, sofern es wirklich durch das Walten des Jahvethumes eine nähere Bestimmtheit erfahren hat und dadurch den Satz bestätigt, daß eine kräftige Religion das ganze Volksleben immer völliger durchdringt. Hieraus erhellt zur Genüge, daß der Verf. aus dem großen Umfang der Alterthümer des Volkes Israel sich dasjenige engere Gebiet ausgesondert hat, wodurch dieses Volk ein welthistorisches in eminentem Sinne geworden ist, nämlich die religiösen Alterthümer, oder kurz die Religion desselben. Es möchte gut gewesen seyn, den Titel des Buches hienach zu gestalten, da er in seiner gegenwärtigen ganz allgemeinen Fassung dem, was der Verf. sich als Aufgabe gestellt hatte, nicht ganz entspricht.

Hinsichtlich der Eintheilung des Stoffes geht der Verf. von folgenden Gedanken aus. Alle Religion setzt ein lebendiges Verhältniß zwischen Gott und Mensch, ein Ringen des Menschen, um sich zu Gott zu erheben und ihn zu sich herabzuziehen, ein dennoch stets Erhabenbleiben, Herrschen und Befehlen Gottes über den Menschen. Der Begriff der wahren Religion drückt sich nun zwar durch das ganze A. T. in den kurzen Worten aus: „Israel mein Volk und ich ihr Gott,“ und wenn dieses wechselseitige Verhältniß zwischen dem Volke und dem wahren Gott vollendet ist, so ist damit alle Religion in diesem Volke vollendet. Allein im Verlaufe der Geschichte sehen wir nur ein Streben nach dieser Vollendung; und schon dieses Streben gewährt den festen Boden zum Fortschritte in der wahren Religion. Der Mensch also versucht von seiner Seite Alles, um das Wohlgefallen seines Gottes zu erringen; und in jeder Religion bildet sich geschichtlich ein Kreis von erlaubten und geheiligten menschlichen Bestrebungen, um der göttlichen Nähe und Gnade sich stets zu versichern, in Israel aber, wo alles Gottmenschliche, d. i. Religiöse, sich aufs höchste zu vollenden strebte, bildete sich ein solcher Kreis aufs vollkommenste aus. Allein unabhängig von allen diesen menschlichen Bestrebungen stehen die göttlichen Anforderungen menschlicher Gerechtigkeit, welchen der Mensch genügen soll und denen er doch keineswegs bloß durch jene Bestrebungen genügt. Welche menschliche Bestrebungen und Werke, um zum wahren Gott zu gelangen, das Jahvethum erlaubte, und welche göttliche Anforderungen wahrer Gerechtigkeit es an den Menschen stellte, das ist nach der Ansicht des Verf. hier in seinem ganzen Umfang zu erörtern. Da aber das Jahvethum noch nicht die vollendete Religion ist und daher noch einen Mangel in sich schließt, so macht es eine Reihe von Einrichtungen nöthig, die diesen Mangel von Zeit zu Zeit heben sollen. Eine Erörterung dieser Einrichtungen darf daher nicht fehlen.

So kommt der Vf. zu folgender Eintheilung:

Die eine Seite:

Die menschlichen Bestrebungen und Werke gegen Gott.

I. Die Aeußerungen durch heilige Worte (Gebet, Eid, Gelübde).

II. Die Aeußerung durch Opfer.

1. Die Eigenthumsopfer (Tischopfer, Feueropfer, einfache heilige Gaben).
2. Die Leibes- und die Leibeslust-Opfer (Fasten, Nasiräer, Beschneidung).
3. Das Ruheopfer: der Sabbath.

III. Die heiligen Reinigungen und Weihungen.

Die Heiligthümer (Sacramente) Jahve's.

Die heiligen Aeußerlichkeiten (heilige Menschen, Zeiten, Geräthe u. s. w.).

Der Vorgang des Gottesdienstes in der Gemeine.

Die andere Seite:

Die göttlichen Anforderungen der Heiligkeit und Gerechtigkeit.

I. Die Heiligkeit des Menschen (der Person).
1. Die Heiligkeit des menschlichen Lebens.
2. Die Heiligkeit des Hauses (Kind und Eltern, Mann und Weib, Sclave und Herr).
3. Die Heiligkeit der Fremden.

II. Die Heiligkeit der Natur.
1. Das Unreine.
2. Die widernatürlichen Vermischungen.
3. Die Schonung der Natur.

III. Die Heiligkeit Jahve's und seines Reiches.
1. Die Heiligkeit Jahve's und seiner Verehrung.
2. Die Heiligkeit des Volkes.
3. Die Heiligkeit des Reiches (das Volk und seine Leiter; besondere Mächte im Volk, das Prophetenthum, das Priesterthum; die Einigung des Reiches).

Die Ergänzung der beyden Seiten.

Die weiteren Sabbathkreise.
1. Der Sabbathmonat mit den 7 jährlichen Festen.
2. Das Sabbathjahr.
3. Das Jubeljahr.

Man sieht, der Verf. geht von Anfang bis zu Ende ganz seinen eigenen Weg, er geht ihn mit vollkommener Consequenz. So gut es nun immerhin seyn mag, daß dieser Weg einmal von einem so consequenten Geiste eingeschlagen worden ist, so können wir doch nicht bergen, daß er uns nicht zum Ziele zu führen scheint. Wenn wir die Religion des alten Testamentes fassen wollen, dürfen wir ihr nicht mit Abstractionen, die uns etwa die Betrachtung anderer Religionen dargeboten hat, beyzukommen suchen, denn sie steht in ihrer Zeit vollkommen einzig da. Mag man bey anderen Religionen von dem menschlichen Bestreben, sich zu Gott zu erheben oder Gott zu sich herabzuziehen, Vieles ableiten und, als auf diesem Bestreben ruhend, einer gesonderten Betrachtung unterwerfen können: bey dieser Religion findet dieses Verfahren keine Statt, denn darin besteht gerade ihre wichtigste Eigenthümlichkeit, daß in ihr Alles durch ein göttliches Gesetz normirt ist. Die Opfer sammt den Reinigungen und Weihungen, die der Verf. in der ersten Abtheilung als Aeußerungen menschlichen Strebens behandelt, können von dem, was er göttliche Anforderungen nennt und in der zweyten Abtheilung behandelt, durchaus nicht getrennt werden. Sie bilden vielmehr einen wichtigen Theil der göttlichen Anforderungen und können nur als integrirender Theil dieser Anforderungen recht gefaßt werden. So muß es auch auffallen, daß der Verf. da, wo er von den göttlichen Anforderungen spricht, die er sämmtlich unter den Begriff der Heiligkeit stellt, zuerst von der Heiligkeit des Menschen, sogar des Fremden, dann von der Heiligkeit der Natur und erst an dritter Stelle von der Heiligkeit Gottes redet, während doch in Wahrheit von dieser Alles ausgeht und auf dem Gebiete der alttestamentlichen Religion von einer Heiligkeit der Natur wohl keine Rede seyn kann. Können wir aber die Trennung des Ganzen in jene zwey Seiten nicht anerkennen, so können wir auch die Stellung desjenigen nicht billigen, was er als Ergänzung der beyden Seiten betrachtet wissen will, und was wir nur als Theil jenes ganzen religiösen oder gesetzlichen Organismus begreifen.

Wie diese ganz eigenthümliche Eintheilung des Stoffes dem Werke keinen Vortheil gebracht hat, so thut es auch die dem Verf. eigenthümliche Ansicht der Quellen nicht. Zwar ist der Verf. weit davon entfernt, den Mosaischen Ursprung der wichtigsten Gesetze des Volkes Israel läugnen zu wollen. Nichts sey thörichter und zugleich ungerechter, als zu meinen, die Gesetze und Einrichtungen der Theokratie hätten keinen ächt geschichtlichen Grund, oder stammten in der Hauptsache nicht von Mose, als von ihrer letzten Quelle, ab. Es heiße die Seele des alten Schriftthums von der einen, und das innerste Wesen, so wie den großen Zusammenhang der wichtigsten Gesetze selbst völlig verkennen, wenn man den geschichtlichen Grund und die zuletzt bis auf Mose zurückweisende Abstammung derselben läugnen wolle, und der Verf. beklagt es ausdrücklich, daß man dieß in Deutschland vor zwanzig bis vierzig Jahren, ja noch vor zehn Jahren sehr allgemein gethan habe, wogegen er sich der Hoffnung hingiebt, seine ganze Erörterung werde die beste Widerlegung solcher Verkennungen seyn. Wir haben hier also keineswegs einen jener Gelehrten vor uns, die von einer so vollständigen Gering-

schätzung des ganzen alttestamentlichen Wesens ausgehen, daß ein auch nur annäherndes Verständniß desselben bey ihnen zu einer völligen Unmöglichkeit geworden ist.

(Fortsetzung.)

The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.

(Schluß.)

Lord Eldon war von ganzer Seele und mit allen Kräften was man damals anfing conservativ zu nennen, er selbst aber, diesem neuen Ausdrucke abgeneigt, mit dem alten Partheynamen Tory bezeichnete. Von dieser Richtung, die er als Jüngling schon genommen, wich er nie ab, mochten die Regierenden ihr zugethan seyn oder nicht, und schätzte das Zeugniß hoch, das er einst wenig Jahre vor seinem Ende aus dem Munde des Volkes zu Oxford empfing, wo die Leute auf ihn mit den Worten deuteten: da ist der alte Kanzler der nie ein Ueberläufer war. Das achteten an ihm auch seine zahlreichen Gegner, die er überdieß durch die ausnehmende Offenheit und Freundlichkeit seines Betragens zu besänftigen oder milder zu stimmen wußte. Unbedingtes Festhalten an dem Bestehenden war übrigens seine Sache nicht. Derselbe Mann, der gegen die Ertheilung des vollen Staatsbürgerrechtes an die Katholiken beharrlich eiferte, (jedoch gar nicht aus Abneigung gegen diese, sondern weil er Einheit von Kirche und Staat für unentbehrlich hielt), beförderte die Wiedereinsetzung des katholischen Herzogs von Norfolk in das Ehrenamt des Reichsmarschalls. Er, der alle Aenderungen an dem englischen Gerichtswesen ablehnte, setzte durch, daß in Schottland auch für bürgerliche Rechtssachen das Schwurgericht bestellt wurde. Seinem Widerwillen gegen Neuerungen, der sich bey jeder Gelegenheit auf das entschiedenste kund gab, lag die Ueberzeugung zum Grunde, daß die Verfassung, die ihrem Wesen nach als gut anzuerkennen sey, stets als ein Ganzes betrachtet werden müsse, woran einzelne

Theile, so unvollkommen sie erscheinen möchten, nicht ohne Gefahr abgeändert werden könnten; und daß Verbesserungen die man durch neue Satzungen erzielen zu können meynte, weit sicherer bey dem Fortbestehen der alten durch Sitte und Gewohnheit zu erreichen seyen.

Als im J. 1827 gegen Lord Eldon's Rath, Canning, dem er nie befreundet gewesen war, zum ersten Minister ernannt wurde, gab der Kanzler seine Entlassung. Er schied aus dem angestrengtesten Geschäftsleben (manchmal war er eilf Stunden des Tages zu Gericht gesessen), nun ein 76 jähriger Greis, mit ungeschwächten Kräften. Bis 1834 blieb er ein thätiges Mitglied des Oberhauses, wo er namentlich wider die Reformbill, worin er den Anfang des Umsturzes der Verfassung sah, die letzten Kräfte aufbot, zuletzt aber, indem er bey der dritten Lesung absichtlich nicht erschien, auf eben so anständige als verdienstliche Weise nachgab, weil er das Mittel, womit die Regierung drohte, die Annahme des Gesetzes zu erzwingen, (Ernennung von achtzig ihr ergebenen Personen zu Mitgliedern des Oberhauses), als einen noch größeren Schaden fürchtete. Zum letztenmale sprach er im Oberhause 1834, und zwar gegen die Eisenbahnen als „eine gefährliche Neuerung," (was nach dem Vf. nicht ganz ohne Grund war). Er starb 1837 und hinterließ ein tadellos erworbenes, durch Sparsamkeit sehr groß gewordenes, Vermögen dem Enkel der ihn überlebte, dem jetzigen Grafen Eldon.

Der Verf. beschließt sein Werk mit dem Wunsche, daß der Neuerungslust nicht gelingen möge, das mit der Monarchie aufgewachsene Kanzleramt, wie bereits vorgeschlagen worden, zu zerstückeln oder in ein Justizministerium zu verkleinern.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald.

(Fortsetzung.)

Vielmehr geht der Verf. mit dem größten Ernst und, wir verkennen es nicht, mit großer Liebe auf die Untersuchung ein, und was ihm Vortreffliches auf dem Gebiete alttestamentlicher Wissenschaft gelungen ist, können wir als eine Frucht dieses Ernstes und dieser Liebe betrachten, wobey es ihm unmöglich war, in irgend einer Weise der Oberflächlichkeit, die sich leider gerade auf diesem wichtigen Gebiete so lange behauptet hat, Recht zu geben. Aber offenbar erschwert er sich und dem Leser das Verständniß durch seine Ansicht über die Quellen der Mosaischen Geschichte, die ihm nicht erlaubt, die Mosaischen Bücher zu nehmen, wie sie selbst genommen seyn wollen, sondern zuweilen in auffallender Weise in dem Umfang eines einzigen Capitels Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten zu suchen. Das möchte bey einem andern Verfasser nicht so viel zu bedeuten haben; der unsrige, entschlossen und consequent wie er ist, baut auf diese Hypothese sogleich die Entwicklungsgeschichte eines Gesetzes, einer Einrichtung, die, so neu und geistreich sie seyn mag, doch den Beyfall aller Derer nicht gewinnen wird, die der zu Grunde liegenden Hypothese nicht beystimmen können. Der Verf. hütet sich wohl, den Bahnen seiner Vorgänger in dieser Methode, deren er hier nur zu viele hat, zu folgen; er ist eindringender, besonnener, gemäßigter, als irgend Einer aus jener Zahl, und vor allen Dingen, er hat eine Ehrfurcht vor dem großen Gegenstande seiner Untersuchung, von welcher jenen auch nicht das geringste Maß beywohnte; aber indem er sich ihnen doch in vielen Punkten nähert, thut er seiner sonst so gediegenen Forschung einen bedeutenden Eintrag, was wir in der That im höchsten Grade bedauern.

Vieles könnte von einem Schriftsteller, der ausdrücklich als Apologet der Mosaischen Gesetzgebung auftreten wollte, nicht besser gesagt werden, als es von dem Verf. gesagt worden ist. So spricht er vortrefflich über die Sclaverey im Volke Israel. Er weist zuerst nach, wie tief die Sclaverey längst in der ganzen alten Welt in allem Hauswesen gewurzelt war, als die Religion des alten Testamentes in derselben erschien. Dann behauptet er mit Recht, wiewohl diese Religion nicht sogleich auf Aufhebung der Sclaverey habe ausgehen können, so sey doch keine alte Religion ihrer eigenen Entstehung, so wie ihrem unauslöschlichen Triebe nach so entschieden gegen die Sclaverey, oder wenigstens gegen das Unmenschliche in ihr, und bereite schon ihre Aufhebung so sicher vor, wie diese. Doch auch hier wird die klare Auffassung der Sache getrübt durch die Hypothese des Verf. über die Urkunden, aus denen er schöpft. Er entwickelt trefflich den hieher gehörigen Inhalt desjenigen Gesetzes, welches er mit gutem Recht als ältestes bezeichnet. Dann aber behauptet er in überraschender Weise, ziemlich früh müsse die in jenem ältesten Gesetz gebotene Freylassung eines Sclaven hebräischen Blutes nach sechs vollen Dienstjahren außer Gebrauch gekommen

seyn. Man sehe dieß deutlich aus dem Buch der Ursprünge (welches nach der Ansicht des Verf. den größten Theil der gesetzlichen Stücke der drey mittleren Bücher des Pentateuchs enthalten soll), denn dieses Buch kenne zwar den Unterschied zwischen hebräischen und nichthebräischen Sclaven und hebe ihn sehr nachdrücklich hervor, indem es [wie das älteste Gesetz] für jene die mildeste Behandlung fordere, beschränke aber die Freylassung doch schon auf das Jubeljahr, welche Frist doch nicht von Allen habe erlebt werden können. In der That sonderbar, daß der Verf. nicht sah, daß in der hieher gehörigen Stelle des Leviticus, die er seinem Buch der Ursprünge zutheilt, nicht von fern davon die Rede ist, daß die Freylassung hebräischer Sclaven auf das Jubeljahr beschränkt werden solle, womit seine ganze Ansicht in sich selbst zusammenfällt. Er geht dann weiter und behauptet, der Deuteronomiker stelle das alte Gesetz wieder her, so daß, wie vorher zwischen dem ältesten Gesetz und dem Buch der Ursprünge, hier zwischen letzterem und dem Deuteronomium ein bedenklicher Zwiespalt angenommen wird, der jedoch, sobald die von dem Verf. ohne gehörigen Grund angenommene Beschränkung im Buch der Ursprünge beseitigt ist, sich vollständig löse. Die Sache verhält sich vielmehr so, daß das Gesetz über die Behandlung der Sclaven an den verschiedenen Orten seines Vorkommens in der Mosaischen Gesetzgebung sich in zweckmäßigster Weise immer höher erhebt, worüber jedoch das Nähere nicht hieher gehört.

Vortrefflich spricht der Verf. über den Stolz des Volkes Israel. Aus dem Begriff der Heiligkeit des Volkes, bemerkt er sehr richtig, lasse sich weder eine Verachtung der übrigen Völker, noch ein vermeintes Recht, gegen diese ungerecht zu seyn, ableiten. Freylich beginne die Gemeine Jahve's mit einer tiefen Abneigung gegen Aegypten, gegen Amalek und andere Völker, und bald sey ihr das schöne Kanaan so heimisch geworden, daß ihr jedes fremde Land mit allen seinen Speisen und Schätzen als unheilig und unrein erschienen sey; allein jene Abneigung und dieser Abscheu habe doch streng genommen nicht weiter führen sollen, als bis zu einer desto innigeren Liebe der eigenen höheren Religion und des Sitzes derselben, so wie zu einer desto aufmerksameren Vermeidung alles Heidnischen. Das stolze Bewußtseyn, vor allen Völkern der Erde ausgezeichnet zu seyn, durchdringe zwar dieses Volk, aber wehe einem Volke, welches nicht ein ähnliches Streben in sich fühle, und nicht wenigstens eine höhere weltgeschichtliche Lebensaufgabe als die seinige erkenne und festhalte; und indem Israel die edelste und zugleich schwerste dieser Aufgaben festgehalten habe, sey es mitten in diesem Stolze während der schönen Zeiten seiner ältern Geschichte nie in die Gefahr gekommen, dadurch übermüthig und gegen andere Völker ungerecht zu werden. Es sey das Eigenthümliche der wahren Religion, daß sie den einzelnen Menschen, so wie das ganze Volk, das sich ihr ergiebt, in sich selbst vertiefe und vor eitlem Verachten oder Befeinden des Fremden schütze; nie habe die Religion Israel's wie der Islam das Schwert gegen alles Fremde herausgefordert.

Stehen wir nun nicht an, diese Darlegung eines oft mißverstandenen Verhältnisses als eine treffende zu bezeichnen, so sehen wir uns um so unangenehmer überrascht, wenn der Verf. auch hier von jener Hypothese nicht loskommt und das Gesagte mit eigner Hand wieder zerstört. Er beachtet nicht, daß diejenigen Aussprüche des Gesetzes, in welchen die Forderung ausgesprochen wird, Israel solle keinen Bund, d. i. keinen Vertrag, noch Freundschaft mit den Kanaanitern schließen, sich mit seiner Ansicht der Sache sehr wohl vereinigen lassen, sondern er vermag es über sich, dieselben einer späteren Zeit zuzuschreiben. In den ältesten Gesetzeswerken finde sich kein Ausspruch dieser Art; erst das allerdings auch nach seiner Meinung sehr alte, aber doch erst etwa ein Jahrhundert nach Mose geschriebene Buch der Bündnisse enthalte den Befehl, daß Israel mit den Stämmen Kanaan's nicht zusammenwohnen, dagegen sie aus ihren Wohnsitzen vertreiben und ihre Altäre zerstören solle, was sodann von dem Erzähler, den der Verf. den vierten nennt, wiederholt und weiter ausgeführt werde. Hiebey versäumt der Verf. nicht, auch seinen Deuteronomiker wieder einzuführen, der solche Befehle wiederholt

eingeschärft habe. Der Verf. hat hiebey die beste Absicht, denn er will hiemit nachweisen, daß die Strenge des Gesetzes in Bezug auf die Kanaaniter wohl aus der Befürchtung, daß das Volk Israel mit seiner reineren Religion von dem mächtigen Heidenthum erdrückt werden möge, keineswegs aber aus Zerstörungslust und blinder Feindschaft hervorgegangen sey. Das ist ohne Zweifel richtig; aber um dieß zur Anerkennung zu bringen, bedurfte es durchaus nicht jener Hypothese, die das wohl Verbundene gewaltsam von einander reißt. Ueberdieß sieht sich der Verfasser selbst veranlaßt, ausdrücklich zu behaupten, auch jenen Gesetzen, die von ihm als die ältesten anerkannt werden, sey schon die wirkliche That und Erfahrung vorangegangen, denn seit Mose's letzten Jahren habe es sich bereits gezeigt, daß das Jahvethum nicht ohne gewaltsame Verdrängung wenigstens Eines älteren Volkes auf Erden einen festen Sitz gewinnen konnte. Allein dennoch sey die von dem Verf. angenommene geschichtliche Entwicklung solcher Gesetze wohl zu beachten, da man auf diesem Wege verstehen lerne, wie dieselben nur eine zeitliche Bedeutung gehabt. Man wird aber schwer begreifen, welchen Gewinn die Vertheilung jener Gesetze an verschiedene Zeiten bringen soll, wenn bereits den ältesten dieser Gesetze dieselbe Erfahrung zu Grunde lag, die der Verf. bey den angeblich einem späteren Zeitalter angehörigen voraussetzt. Wir bedürfen dieses ganzen Apparates in keiner Weise, da die Sache in ihr volles Licht tritt, sobald wir nur das von Alters her verbunden gewesene nicht von einander reißen und die fraglichen Gesetze im Zusammenhang jener ganzen geschichtlichen und legislatorischen Entwicklung, der sie angehören, zu fassen suchen, wobey diejenigen Momente aus der früheren Geschichte der Kanaaniter, welche das Gesetzbuch enthält, keineswegs so übersehen zu werden verdienen, wie von dem Verf. geschehen ist.

Mit vieler Einsicht spricht der Verf. über die siebenzig Aeltesten, die zuerst Mose, dann auch Josue zur Seite standen. Doch die ihm in hohem Grade beywohnende Leichtigkeit der Combination verleitet ihn, eine seltsame Annahme hiemit zu verbinden. Er glaubt nämlich in den Erzählungen über die siebzig Kinder berühmter Richter die letzten Ueberbleibsel des Ansehens und Wirkens jener siebenzig Aeltesten mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erkennen. An sich leuchtet, nach des Verf. Ansicht, ein, daß jeder Richter nach Mose und Josua, wenn er länger herrschte, gern eine ähnliche Versammlung von 70 Großen neben sich zu haben suchte, und war damals der ursprüngliche Senat aus irgend einer Ursache schon zerstört, so daß er nicht mehr aus den Häuptern der alten Geschlechter zusammengesetzt werden konnte, so mochte ein solcher Richter doch gern aus seinen eigenen Söhnen und näheren Verwandten eine möglichst ähnliche Versammlung bilden, welche nach seinem Tode seine Herrschaft ganz erbte; deßwegen konnten sie sämmtlich kurz seine „Söhne" genannt werden, auch wenn sie das im eigentlichen Sinn nicht immer alle waren. Man sieht, der berühmte Verf. muthet seinen Lesern ziemlich viel zu. Aber lassen wir uns einmal diese Zumuthungen einen Augenblick gefallen und fragen nur: Wie aber wenn diese siebenzig Söhne — sie kamen bey Gideon vor — ausdrücklich als eheleibliche Söhne des Richters bezeichnet werden, und zwar mit der motivirenden Bemerkung, er habe viele Weiber gehabt (Judic. 8, 30), und wenn zum Ueberfluß mit diesen eheleiblichen Söhnen ein Bastard (Abimelech ibid. v. 31) in Conflikt gebracht wird? Will der Verf. dieser einfachen, vollkommen bestimmten Erzählung gegenüber seine Ansicht geltend machen? Er will es in der That; gerade die siebenzig Söhne Gideon's sind es, auf die er sich bezieht. Er beruft sich außerdem noch darauf, daß Abdon 40 Söhne und 30 Enkel, Ibsan 30 Söhne und 30 Töchter, Jair aber nur 30 Söhne gehabt. Diese Nachrichten über die Kinderzahl einiger Richter können nun allerdings unsere Aufmerksamkeit erregen; aber auf die Ansicht des Verf. bringen sie uns schwerlich, obwohl derselbe versichert, es lasse sich nicht wohl verkennen, daß darin kurze Erinnerungen an wichtige Reichsverhältnisse liegen, und obwohl er es mit einer in der That merkwürdigen Zuversicht sogar für undankbar erklärt, wenn wir jene Angaben über Kinderzahl nicht auf ihren lebendigeren Sinn im großen Zusammenhange der Geschichte zurückführen, und wenn

wir verkennen wollten, daß die Zahlen 70, 40, 30 hier nicht so zufällig gewählt seyen. Wir sehen hier nur dieß, daß der Geschichtsforscher sich nicht sorgfältig genug hüten könne, die Geschichte zu machen, und daß in der Leichtigkeit der Combination auch eine Gefahr, und zwar eine ungemeine Gefahr liege.

Doch der Verf. geht noch weiter, indem er seine Annahme, die wir nun wohl als eine unbegründete bezeichnen dürfen, auch der vormosaischen Zeit aufdrängt. Ein Beweis dafür, daß jener „Aeltesten-Körper" in die ältesten Zeiten lange vor Mose zu verlegen sey, liege in der uralten Sage, daß Israel 70 Seelen stark nach Aegypten gezogen sey. Daß darunter nach dem ursprünglichen Sinne die 70 Häupter von 70 kleinen Gemeinschaften Israels verstanden wurden, erhellt, wie der Verf. meint, schon daraus, daß unter den 70 Seelen eben nur solche Namen erscheinen, die auch sonst in den Geschlechtsverzeichnissen über die Urzeiten immer nur als Väter oder Mütter jener Gemeinschaften angeführt werden; daß also wenigstens ursprünglich gar nicht die Absicht da war, mit dieser Zahl alle die einzelnen Personen anzugeben, welche mit Israel nach Aegypten zogen. Wir werden diesem Beweise des Verf. nicht gerade eine bedeutende Kraft zuschreiben, wollen aber nur ganz einfach darauf aufmerksam machen, daß der alte Erzähler ohne allen Zweifel nicht von einem Senat, sondern von den Kindern und Kindeskindern reden will, die mit dem Patriarchen nach Aegypten gezogen seyen. Der Verf. konnte nicht umhin, dieß selbst zu bemerken, aber dennoch bleibt er, wie dort bey Gideons eheleiblichen Söhnen, auch hier bey seiner Annahme eines Aeltesten-Körpers, und hiebey behilft er sich mit der Annahme, man könne in jener Erzählung „sehr klar" eine ältere und eine spätere Bearbeitung unterscheiden, und nur die letztere stimme nicht mit seiner Ansicht überein. Er bemerkt, alle Häupter Israels seyen nach den vier Weibern des Stammvaters, also nach den vier Haupttheilen des Volkes, unter folgende Zahlen gebracht:

Lea 33,
Silpa 16,

Rahel 14,
Bilha 7.

Dieses mache gerade 70, und man dürfe nicht zweifeln, daß sich einst das Verhältniß der Hauptglieder und Häupter des Volkes so gestaltet habe. Und bedenke man, daß diese Zahlenverhältnisse doch nur sehr leichte Abwechselungen von den sich völlig entsprechenden 32, 16; 16, 8 seyen, so komme man dadurch zu der Grundzahl 72.

Man sieht, der Verf. nimmt es mit den Zahlen der alten Urkunde eben nicht genau. Es sind deren im Ganzen nur vier; und nicht weniger, als drey, erlaubt er sich abzuändern, indem er 33 in 32 verwandelt, sodann 14 in 16, endlich 7 in 8. Wir sehen, wie entsetzlich schlüpfrig der Boden ist, auf dem der Verf. sich hier bewegt, und er möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir auf dieses schlüpfrige Gebiet ihm nicht folgen mögen.

Ueber das Priesterthum im Volke Israel spricht der Verf. zum Theil in sehr treffender Weise. Die hohe Bedeutung desselben ist ihm unbezweifelt, und er scheut sich nicht, das vollkommen begründete Urtheil auszusprechen, die Priesterschaft dieses Volkes lasse jede andere des Alterthums weit hinter sich zurück. Es sey nicht auffallend, daß diese Priesterschaft in der Zeit ihrer Entstehung sich aus einer ganz neuen Menschenart als ihrem gefügigen Stoffe gebildet habe. Neue Menschen, sagt er, mußten zur Zeit Mose's seine nächsten Gehülfen zum Erhalten des einmal von ihm gegründeten und vom ganzen Volke gebilligten Besseren werden: das ist gewiß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia. Singapore, printed at the Mission Press. Jahrgang 1847, Nr. I. Juli bis December. 6 Hefte mit zwey Supplementen, dann Jahrgang 1848. Januar und Februar. 2 Hefte.

Wir begrüßen mit Freuden die Begründung einer eigenen Monatsschrift für den östlichen Archipelagus. In diesen vielfach gegliederten, vielfach zerrissenen Gegenden, von so zahlreichen eigenthümlichen barbarischen und halbbarbarischen Völkerstämmen bewohnt; in diesem Inselwelttheile, wo sich im Laufe der Jahrhunderte alle Kulturvölker der Erde ansiedelten, der Chinese und der Hindu, der Muselman und der Christ; bey solchen Ländermassen, unter solchen Verhältnissen können nur einzelne Forschungen und Abhandlungen dem Ziele der Erkenntniß näher führen. Singapura, in dessen Freyhafen alle Bewohner der östlichen Inselwelt und des benachbarten asiatischen Festlandes zusammenströmen, ist aber der geeignetste Ort für solch eine umfassende wissenschaftliche Unternehmung. Das erste Heft des Journals (1. Juli 1847) beginnt mit einer einleitenden Darstellung des ganzen östlichen Archipelagus, die, wie der Inhalt zeigt, von einem sachkundigen Manne herrührt. Man vermißt jedoch an dieser Einleitung, wie an allen asiatischen Zeitschriften eine einfache, alles hieher nicht gehörigen Schmuckes entkleidete Sprache. Unwillkührlich wird man an das Urtheil Cicero's: Asiatici oratores parum pressi et nimis redundantes erinnert. — In dem nachfolgenden haben wir einen umfassenden Auszug aus dieser gehaltreichen Schrift gegeben.

Aus der physischen Beschaffenheit der Inselwelt, sagt der Verfasser, erkennen wir alsbald ihre innige Verwandtschaft mit dem Festlande von Asien. Die riesige Masse Asiens hat gegen Südosten eine Strecke Landes hinaus geschoben, welche unter dem Gewässer des indischen und stillen Oceans fortlaufend, durch Wasser und Feuerkraft sich bald mehr, bald weniger erhebt und ausbreitet. Eine Anzahl Inseln bezeichnet diese Bahn. Der Zusammenhang zwischen dem Archipelagus und dem Festlande von Asien läßt sich thatsächlich nachweisen, obgleich, wenn wir die Geschichte desselben geben wollten, wir uns bloß im Reiche der Vermuthungen bewegen müßten. Die Sagen der Eingebornen, die Sprachverwandtschaft und die Forschungen der Europäer weisen auf eine ehemalige geographische Einheit hin. Würde bey fortgesetzter steigender und sinkender Bewegung, welcher die Gegenden wohl noch jetzt ausgesetzt sind, das Land nur um ein geringes sich heben, wir würden seichte Seen sich vertrocknen sehen, die Bergketten von Sumatra, Borneo und Java würden gleich denen der malay'schen Halbinsel sich ans Festland anschließen; große Ströme würden in die Meerenge von Malacca münden; durch die weite Niederung des chinesischen Meeres, so wie durch die tiefen und schmalen Pässe von Sunda würden sie in den indischen Ocean fließen. Man könnte mit vielen Gründen beweisen, daß die große Terrasse, wo man jetzt sich bloß Hügel und Berge über den Meeresspiegel erheben sieht, in Wahrheit nur eine weitere Ausdehnung des asiatischen Festlandes sey.

Diese asiatische Halbinsel wird in den dichten Insel- und Felsenketten fortgesetzt, welche sich von Singapura nach Banka erstrecken und Sumatra berühren. Borneo und Celebes bilden den breiten östlichen Theil der südasiatischen, indochinesischen Halbinsel, von der sie durch den Einbruch des chinesischen Meeres getrennt wurden. Der ganze Archipelagus ist endlich von einer großen vulkanischen Curve umgeben, die in Asien beginnt. Diese unterirdische Verbindung beweist, daß die Terrassengegend und der gegenüber liegende Theil des Festlandes auch geologisch zu einem Ganzen gehören. Die Form und Lage dieser Inseln zeugen von einem größeren Alter als irgend eine andere kleinere oder größere Hebung jener Gegend. Sie wurden von derselben Kraft gebildet, welche das Terrassenland selbst hervorgebracht; es war nur eine Fortsetzung der unterirdischen Gewalt, welche den Himalaya in die Höhe des ewigen Schnees erhob, das unterseeische Bett ausgebreitet, an welches dann später die Ströme vermittelst Alluvionen die heißen Ebenen Bengalens ansetzten. Es ist dieselbe Kraft, welche die Oberfläche der Südgegend gebildet, bey deren Hebung und Senkung Luft, Wasser und Land in ein so glückliches Verhältniß kamen, daß, während das Land sich vermittelst der Luft der Reife und Schönheit des Sommers erfreut, es der benachbarten See Frische und Fruchtbarkeit des Frühlings verdankt. Daher kommt es, daß, während die schwarzlehmigen, von den Fluthen täglich überspülten Ufer mit dichten Wäldern bedeckt sind, während die Zasergewächse kaum daß sie über die Oberfläche des Meeres emporragen, sich schon in eine grüne Insel verwandeln: die höchsten Granitfelsen und der Rauch vulkanischer Gipfel sich mitten aus der üppigen, mannichfaltigen Pflanzenwelt erheben. Unstreitig ist das reiche, immer grünende, immer sich erneuende Pflanzenleben das charakteristische Merkmal des Archipelagus; es übt den bedeutendsten Einfluß auf die Sitten und Geschichte der Bewohner. Sobald wir in die Gewässer des Archipelagus kommen, befinden wir uns in einer neuen Welt. Land und Wasser wechseln wunderbar ab. Große Inseln sind durch schmale Meerengen getrennt, welche wie jene von Sunda aus dem wilden, undurchdringlichen Wall äußerer Küsten in sanfte grüne Uferlande führen. Wir fahren von Binnensee zu Binnensee, und kommen hier an so kleinen Inselchen vorbey, daß wir deren eine Menge in einer Stunde sehen, und dort umschiffen wir die Küsten so großer Inseln, daß Monate erforderlich sind, um den Weg zurückzulegen. Dieß wunderbare frische Grün, das alle Inseln bedeckt, macht einen unauslöschlichen Eindruck auf den Reisenden, und zeichnet jene Länder vor allen anderen aus. Die südliche Wärme der Luft ist gemildert, sie ist befruchtet durch beständige Ausdünstung, sie ist gereinigt durch die periodischen Winde. Von solcher durchdringenden, belebenden Kraft ist sie erfüllt, daß unter ihrem Einfluße selbst der Felsen fruchtbar wird. Aus diesem Grunde erscheinen die Gruppen kleiner Inseln, welche die größeren wie von Trabantenschaaren umgeben, oder den Weg bezeichnen, den diese unter dem Meere weiter nehmen, namentlich dann, wenn ein weißes, lebhaftes Licht sie umstrahlt und ihre Küsten verdunkelt, wie schattige, auf der weiten See schwimmende Gärten, deren glänzende Oberfläche zu blendend wäre, würden nicht Wolken ihren Schatten darauf werfen, oder Winde mit unaufhörlichem Spiele von Licht und Schatten darüber schweben. Ganz verschieden von den anmuthigen Scenen wirken die hohen Bergrücken und Gipfel, die an andren Theilen jener Länder sich in die Luft erheben. Hier sieht der Reisende dieselbe Großartigkeit, wie in den Gebirgen Europas, aber anstatt mit düsterer Wildniß, ist sie hier mit sanfter Schönheit umgeben. Schnee und Gletscher sind durch mächtige Wälder ersetzt, die milden Schatten verbreiten, und Gipfel und Rücken der Berge mit schimmerndem Licht bedecken. Sogar die eigenthümlichen Schönheiten, welche die Alpengipfel von der Luft erhalten, finden sich zuweilen hier entfaltet. Der Schweizer, wenn er die luftige, majestätische Gestalt eines Vulkans betrachtet, wird staunen, wenn er sieht, wie bey Aufgang der Sonne die Gipfel in derselben rosigen Glut erglänzen, wie der schneeige Mont Rosa und Mont Blanc bey deren Untergang; er wird staunen, wenn er beym Herabsteigen in den mittleren Regionen sieht, wie der Rauch in goldenen Farben glänzt, gleich den Wolken des Himmels. Wie herrlich und prachtvoll aber auch diese Gebirge erscheinen, sie bergen in ihrem Innern Elemente des Schreckens und der Zerstörung, mit deren Gewalt verglichen, selbst die

verheerendsten Ausbrüche des Vesuv und Aetna verschwinden. Wenn man die Berge von außen betrachtet, kann man die Geschichte ihrer Entstehung kaum glauben; und doch sind die inneren Gewalten, obwohl gefesselt, nicht verschwunden! Dieselbe innere Kraft, welche diese Berge bis zu den Wolken erhebt, breitet sich im dunklen Schooß der Erde aus, und fördert von Zeit zu Zeit ihre Geburt zu Tage. Der Boden öffnet sich und strömt zerstörendes Feuer aus auf die lebenden Wesen, oder schließt sich, um sie zu ersticken. Von der Lava werden Wälder überschwemmt, oder von schweflichen Dünsten vernichtet; die Sonne birgt sich am hellen Mittag hinter dem schwarzen Dampf, welcher die Luft verdichtet, und über hundert Meilen weit regnet es Asche. Zum Glücke sind so gewaltige Erschütterungen selten, obgleich fast kein Jahr vergeht, ohne daß ein Vulkan ausbricht. Nicht minder reich und prachtvoll ist die Thierwelt. Gleich am Eingange werden wir von zahlreichen Liedern der Vögel empfangen, welche bald laut, bald leise durch die Gegend hinklingen. Insekten mit ihrem schrillenden Geschrey erfüllen beständig die Lüfte, und die Klagen der Ankas, welche laut und immer lauter ertönen, erhöhen das Gefühl der Einsamkeit. Dringen wir tiefer in den Wald, so sehen wir erst, wie reich das Land an Thieren ist. Harmlose Schlangen hängen da wie zarte Zweige; andere, gefährlichere, liegen da zusammengerollt umher; erschreckt durch den Anblick des Menschen nehmen sie einen wilden, drohenden Blick an, und verschwinden. Es ziehen in jenen Wäldern Heerden von Elephanten herum; Rhinocerosse, Tiger verschiedener Art, Tapire, Babirusa, Orangutang und Faulthiere. Von Vögeln sieht man den herrlich geschmückten Paradiesvogel, den Lori, Pfau und Argusfasan. Die zahlreichen Flüsse und Buchten sind von riesigen Alligatoren bewohnt. Eine Anzahl verschiedenartiger, farbenreicher Muscheln liegen an den sandigen Gestaden umher, und sind von einer Masse Insekten angefüllt, welche jeden zurückgebliebenen Nahrungsstoff aussaugen. Von den zahlreichen Fischarten, welche alle Gewässer bewohnen, erregt der Dugang oder die malayische Seejungfer am meisten unsere Aufmerksamkeit.

Wie diese Inselwelt eine Fortsetzung des asiatischen Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen oder Familien, die zufällig diesen oder jenen Weg einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich aber nur wenig vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern; die Stämme der bewohnten Inseln lebten zerstreut und blieben abgeschlossen von allen übrigen, bis ein neuer Zufall ihnen einige neue Bewohner zuführte. Wir können in der Geschichte der östlichen Inselwelt zwey große Perioden unterscheiden: die erste, in der die Bewohner des asiatischen Tafellandes durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd an den Gränzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimath Nomaden wurden. Die zweyte, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporwuchsen. In diesem Zustande von Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den ersten Reisenden der civilisirten Welt aufgefunden. In dieser Periode erschienen zuerst vor etwa 2000 Jahren die Kling, ein civilisirtes Seevolk aus dem südlichen Indien, welche die Inseln wegen ihrer eigenthümlichen Produkte besuchten. Sie weckten in den Eingebornen den Geschmack an indischen Manufakturen, ließen sich unter ihnen nieder, führten ihre Künste und Religion ein, und verbreiteten theilweise ihre Sitten und Gebräuche. Erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit verdrängte der Islam fast in allen Theilen des Archipelagus die Hindulehre; doch war bey der großen Masse des Volkes die Bekehrung zum Theile nur eine scheinbare. In Folge der Einwanderungen, der Umwälzungen und Vermischungen bildete sich im Archipelagus eine außerordentliche Anzahl von Stämmen, verschieden in Farbe, Sitten, Bildung und Sprache, deren Gesetze und Verwaltungsformen die größte Mannigfaltigkeit darbieten. Dieselbe Ursache, welche die rohen Bewohner ge-

trennt hielt und in viele Stämme sonderte — die Ueppigkeit der Pflanzenwelt — verhinderte auch den Einfluß fremder Civilisationen. Die eingebornen Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Die mehr cultivirten Stämme trennten sich oft von den übrigen und benützten ihre geistige Uebermacht zur Unterdrückung ihrer Nachbarn. Im Innern der Wälder begegnen wir immer noch Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfem Auge gleich einem Raubthiere erspähen, und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer des Volkes Israel von Heinrich Ewald.

(Schluß.)

Daß diese neuen Menschen aber gerade nur aus dem Stamme Levi kamen und das ganze Priesterthum sich bald auf das engste an ihn knüpfte, das erscheint ihm als eine Folge des alten Stämmelebens, wonach ein einzelner Stamm unter der Leitung eines Führers aus seiner Mitte im festen Aneinanderhalten seiner Geschlechter und Häuser am fähigsten gewesen sey, alle seine Kräfte festvereint auf ein einzelnes, aber besonders wichtiges Bedürfniß im Volke zu richten; und daß das Priesterthum sich in dem Stamme Mose's bald erblich festsetzte und von ihm unzertrennlich blieb, sey zugleich eine Folge des Zusammenfallens der glücklichen Festsetzung aller Dinge Israel's unter Josua mit der großen Anstrengung und hohen Achtung dieses Stammes in jener Zeit. Erblichkeit der Lebensbeschäftigung trete überall leicht ein, wo das alte Stammesleben noch vorherrsche und die besonderen Wissenschaften, Künste und Fähigkeiten sich auch deßwegen noch in engeren Kreisen erhalten; das Alterthum begann mit ihr und konnte so lange nicht ohne sie fertig werden, als die Künste und Wissenschaften noch nicht sich zu solcher Höhe emporgeschwungen hatten, daß der einzelne, ihnen genügende Mann mehr galt, als Abkunft und Zunft.

Sagt nun der Verf. hierin und im weiteren Zusammenhang viel Treffendes, so stößt er uns, sobald er auf sein Buch der Ursprünge kommt, sogleich wieder ab. Zur Zeit dieses Buches habe die Erblichkeit des Priesterthumes im Stamm Levi längst unwidersprochen fest gestanden, und darum führe dieses Buch das Priesterthum als Erbtheil des Stammes Levi auf eine göttliche Einrichtung und Bestätigung zurück; es sey das erste Buch, welches die Ansicht vom göttlichen Vorzuge dieses Stammes gelehrt habe. Der Verf. vertieft sich auch in diese Ansicht und sagt nach seiner sinnigen Weise: In der That, wenn schon jeder gute menschliche Beruf in der Gemeinde eine göttliche Berechtigung für sich hat, so muß unter allen einzelnen Ständen leicht am meisten das Priesterthum durch göttliche Einsetzung und Ordnung geweihet gedacht werden, weil die höhere Religion sich im Reiche in ihrer ganzen Klarheit so wie in ihrer vollen Wirkung erhalten muß, welches ohne das Daseyn dazu tauglicher und dazu befugter Werkzeuge nicht möglich ist. Man sieht, der Verf. weiß auch dieser Einrichtung eine gute Stellung im Zusammenhang des Ganzen zu geben. Aber worauf kommen wir hier? Jenes Buch, dessen größeren Theil der Verf. das Buch der Ursprünge nennt, redet von einer vollkommen bestimmten göttlichen Offenbarung, durch welche Aaron sammt seinem Geschlecht in die Würde des Priesterthums eingesetzt wurde. Wohin kommen wir, wenn wir dem Verf. folgen? Auf Dichtung? Auf bewußte oder unbewußte Unwahrheit? Man erinnere sich nur an die Strafen, die auf jeden Eingriff in die Geschäfte des Priesterthums gesetzt waren.

Wir haben hiemit den schwächsten, den eigentlich kranken Punkt des Ewald'schen Buches berührt. Doch auch nur berühren wollten wir ihn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Mai.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortsetzung.)

Dr. A. Schleicher, Sprachvergleichende Untersuchungen. Th. 1. Zur vergleichenden Sprachengeschichte. Bonn 1848.

G. Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnisse zur klassischen Philologie. 2. verm. Aufl. Berlin 1848.

C. P. Caspari, Grammatica Arabica. P. II. Lips. 1848.

Guil. Gesenius, Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum in V. T. libros. Ed. altera emend. ab auctore ipso adornata atque a Th. Hoffmanno recognita. Lips. 1847.

W. Sonne, Epilegomena zu Dr. Th. Benfey's griechischem Wurzellexikon. Wismar 1847.

Etymologicon magnum seu verius lexicon saepissime vocabulorum origines indagans. Ad. codd. Mss. recensuit . . . Th. Gaisford. Oxonii 1848.

Dr. K. J. Clement, Der Franzose und seine Sprache. Frankf. 1848.

J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1. 2. Leipzig 1848.

Dav. Booth, An analytical dictionary of the english language. Lond. 1836.

Henr. Brugsch, Numerorum apud veteres Aegyptiacos demoticorum doctrina ex papyris et inscriptionibus nunc primum illustrata . . Berl. 1848.

S. L. Heilberg, Sammlung aus alten schätzbaren (hebräischen) Manuscripten. Breslau 1847.

Rechtsgutachten der Gaonim. Nach einer Handschrift herausgegeben von D. Cassel. Berlin 1848.

Itinéraires de la terre sainte de 13, 14, 15, 16 et 18 siècle. Traduits de l'Hébreu et accompagnés de tables, de cartes et d'eclaircissements par Carmoly. Bruxelles 1848.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes. Livr. 2. Leyde 1847.

Hamasae carmina ed. G. G. Freytag. Pars posterior continens versionem latinam, comment. et indices. Fasc. I. II. Bonn 1848.

Hamzae Ispahanensis annalium libri X. Ed. Dr. J. M. E. Gottwaldt. T. II. Translatio latina. Lips. 1848.

Beidhawii commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresd. ..... instruxit H. O. Fleischer. Fasc. VI. VII. Lips. 1848.

Pir Mohammed Bin Pir Ahmed Bin Chalil, Das Kapitel von der Freygebigkeit. Aus der türkischen Handschrift übersetzt von Dr. R. Peiper. Breslau 1848.

Omar Ben-Suleimân, Die Erfreuung der Geister. Türkisch und Deutsch mit Anmerk. herausg. von Dr. L. Krehl. Leipzig 1848.

C. Ritter, Die Erdkunde. Th. 13. 14. Westasien. Berlin 1848.

Dr. L. Fr. v. Froriep, Fortschritte der Geographie und Naturgeschichte. Bd. 1 — 3. Weimar 1846 — 1848.

A. Th. von Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. III. Th. 1. Ueber die Spra-

che der Jakuten. Lief. 1. Jakutischer Text. Petersburg 1848.

R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840 — 44. Bd. 2. Leipzig 1848.

Alex. von Humboldt, Reisen in Amerika und Asien. Bd. 2. Berlin 1848.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie. Atlas d'histoire naturelle. Anthropologie par M. Dumoutier. Livr. 8 — 10. Schluß.

Campagne dans les mers de l'Inde et de la Chine à bord de la frégate l'Erigone, commandée en 1841 — 1843 par Cécile et Roy. T. III. Météorologie. Par. 1848.

Le voyageur en Belgique et sur les bords du Rhin. Anvers 1847.

W. A. Ross, A Yacht Voyage to Norway, Denemark and Sweden. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

J. Beresby, The memoirs and travels. London 1813.

F. Deycks, Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem mit bes. Rücksicht auf Ludolf's von Suchen Reisebuch des heil. Landes. Münster 1848.

H. Keppel, The expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the suppression of piracy. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Dr. H. Berghaus, Der Führer im Harz. Potsdam 1847.

G. Fr. Angars, Savage life and scenes in Australia and New Zealand. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

A. Ziegler, Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien mit bes. Berücksichtigung des deutschen Elements in dem neuen Staate Wisconsin. Bd. 1. 2. Dresden 1848.

Shoberl, Excursions in Normandy. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Dr. H. Berghaus, Sicherer Führer in Deutschland. Stuttg. 1848.

G. C. F. Lisch, Urkundliche Geschichte des Geschlechtes von Oertzen. Th. 1. Vom Ursprunge des Geschlechtes bis zum Jahre 1400. Schwerin 1847.

A. Fahne, Geschichte der Kölnisch, Jülichschen und Bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln und Urkunden. Th. 1. Cöln 1848.

A. Pappermann, Der deutsche Reichsadler. Leipzig 1848.

Th. Hope, Costume of the ancients. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Ed. Gerhard, Ueber die Kunst der Phönizier. Berlin 1848.

J. Y. Akerman, An introduction to the study of ancient and modern coins. Lond. 1848.

F. Schweitzer, Serie delle Monete e Medaglie d'Aquileja e di Venezia con cenni storici. Vol. I. Trieste 1848.

X. Frey, Münzbuch oder Abbildung der kursirenden Münzsorten. 1. Hälfte. Bern 1848.

Dr. R. Geier, Ueber Erziehung und Unterricht Alexanders des Großen. Th. 1. Halle 1848.

W. Drummond, Origines. Vol. 1 — 4. Lond. 1824 — 29.

Die Ansprüche der Slawen in den österreichischen und preußischen Staaten. Weimar 1848.

H. Hallam, Supplementary Notes to the View of the state of Europe during the middle ages. Lond. 1848.

Dr. H. W. Bensen, Historisch-geographischer Atlas von Europa. Lief. 1. Stuttg. 1849.

P. Merimée, Histoire de Don Pedre I. Roi de Castille. Par. 1848.

Archivio storico italiano. Disp. 27. Storia della guerra di Paolo IV. sommo pontifice contra gli Spagnuoli scritta da Pietro Nores. Firenze 1847.

W. Sartorius von Waltershausen, Atlas des Aetna. Lief. 1. Göttingen 1848.

W. Gell, The Topography of Rome and its vicinity. Lond. 1846.

E. Quinet, Les révolutions d'Italie. P. I. Par. 1848.

C. Baudi di Vesme, Considerazioni politiche ed economiche sulla Sardegna. Torino 1848.

Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. T. I. p. 2. Fin des chroniques d'Alsace. Strasb. 1848.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. III. Par. 1848.

Nettement, La révolution de Février. Par. 1848.

M. de Lamartine, Discours sur le projet de constitution. Par. 1848.

— — Trois mois au pouvoir. Par. 1848.

E. Pelletan, Histoire des trois journées de Février 1848. Par. 1848.

C. F. W. Keferstein, Ansichten über die keltischen Alterthümer. Bd. II. Abth. 1. Sprachlichen Inhalts. Halle 1848.

R. von Raumer, Vom deutschen Geiste. Drey Bücher geschichtlicher Ergebnisse. Erlangen 1848.

J. Andresen Siemens, Vorschläge zur Begründung einer deutschen Kriegsmarine. Frankf. 1848.

— — Deutschlands See-Geltung. Hamb. 1848.

L. Wienbarg, Krieg und Frieden mit Dänemark. Frankf. 1848.

Chr. v. Rommel, Deutschland und die deutsche Nationalverfassung. Cassel 1848.

J. H. C. Förster, Die Geschichte der Deutschen und Grundzüge des deutschen Rechts. Bd. 1. Königsb. 1848.

Dr. Egger, Deutschlands Wiedergeburt vom österreichischen Standpunkte. Wien 1848.

K. Limmer, Urkundlich pragmatische allgemeine Geschichte der neu-sächsischen Lande oder derer des Hauses Wettin beyder Linien. Bd. 2. 3. Grimma 1848.

J. Kerner, Die Bestürmung der württembergischen Stadt Weinsberg. Heilbronn 1848.

Dr. K. Steifensand, Das Herzogthum Limburg als deutscher Bundesstaat. Crefeld 1848.

P. Kaiser, Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein. Chur 1847.

Denkschrift über die Verhältnisse des Herzogthums Limburg. Frankf. 1848.

J. P. Jordan, Aktenmäßiger Bericht über die Verhandlungen des ersten Slavencongresses in Prag. Leipzig 1848.

St. L. Endlicher, Rerum Hungaricarum monumenta Arpadiana. P. I. Scriptores. St. Gallen 1848.

Die ständischen Verhältnisse des Königreichs Böhmen. In 74 Urkunden. Leipzig 1848.

J. Nader, Medizinal-Schematismus und Jahrbuch für die Medizinal-Statistik der österreichischen Monarchie. Neue Folge. I. Jahrgang. Wien 1848.

Dr. J. Beidtel, Uebersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Brünn 1842.

K. Schönwälder, Geschichtliche Ortsnachrichten von Brieg und seinen Umgebungen. Th. 2. Brieg 1848.

L. Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte. Bd. 3. Berlin 1848.

W. Dieterici, Die Bevölkerung des preußischen Staates nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1846. Berlin 1848.

F. W. Böttcher, Die landwirthschaftlichen Vereine in den k. preußischen Staaten. Berlin 1848.

C. Wendt, Uebersicht der preußischen Handelsmarine. Berlin 1848.

J. Freiberg, Preußische Chronik aus der Handschrift herausgegeben von Dr. F. A. Meckelburg. Königsberg 1848.

Th. Campbell, Frederick the great, his court and his times. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. C. Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich. Bd. 2. Abth. 2. Von der Reformation bis nach dem Kappelerkriege. Zürich 1848.

Dr. J. C. Zellweger, Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich von 1698 — 1784. Bd. 1. Abth. 1. St. Gallen 1848.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Documents historiques inédits concernant les troubles des Pays-Bas, 1577 — 1584. Livr. 2. Gand 1848.

C. von Vincke, Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens. Berlin 1848.

E. Ogborne, The history of Essex. Lond. 1814.

Erdeswick, A survey of Staffordshire. Ed. by Th. Harwood. Lond. 1844.

J. G. Cumming, The Isle of Man: its history, physical, ecclesiastical civil and legendary. Lond. 1848.

Britannia after the Romans. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

J. O'Donovan, Annals of the kingdom of Ireland by the four Masters from the earliest period to the year 1616. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

J. Pinkerton, An Enquiry into the history of Scotland, preceeding the reign of Malcolm III. or the year 1056. Vol. 1. 2. Lond. 1814.

J. Francis, History of the Bank of England, its times and traditions. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

R. Chambers, The Life of King James I. Vol. 1. 2. Lond. 1830.

H. Steffens, Der norwegische Storthing im Jahre 1824. Berlin 1825.

Skandinavisches Portfolio. Nr. 1. 2. Leipzig 1848.

Die Polen. Ein Beytrag zur Charakteristik dieses Volkes aus der Erinnerung eines alten Justizbeamten. Berlin 1848.

A. L. Krysinnski, La question polonaise dans l'état actuel de l'Europe. Brussel 1848.

J. Mill, History of British India, by Wilson. Vol. IX. Schluß des Werkes. Lond. 1848.

W. Jordan, Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaates. Th. 2. Abth. 1. Leipzig 1848.

K. von Hügel, Caschmir und das Reich der Siek. Bd. 4. Abth. 2. Stuttg. 1848.

K. Weichardt, die vereinigten Staaten von Nordamerika und deren Territorien. Leipzig 1848.

Sully-Brunet, Considérations sur le système colonial. Par. 1840.

O. G. von Kienbuſch, Bericht über die deutſche Colonie Wartburg in Oſt-Tenneſſee. Leipzig 1848.

Lord Kingsborough, Antiquities of Mexico comprising Fac-Similes of ancient Mexican paintings and Hieroglyphics. Vol. 8. 9. Schluß des Werkes. Lond. 1848.

J. Hedde, Description méthodique des produits divers recueillis dans un voyage en Chine. Saint-Etienne. 1848.

Die Entdeckung und Eroberung von Mexiko, nach des Bernard Diaz del Castillo gleichzeitiger Erzählung bearbeitet. Mit einem Vorworte von K. Ritter. Bd. 1. 2. Hamburg 1848.

Ch. Robin, Galerie des gens de lettres au XIX. siècle. Par. 1848.

J. M. Düx, Der deutſche Cardinal Nicolaus von Cuſa und die Kirche ſeiner Zeit. Bd. 1. 2. Regensburg 1847.

L. Lurine, Histoire poétique et politique de M. de Lamartine. Par. 1848.

Life, letters and literary remains of John Keats. Ed. by Rich. Monckton Milnes. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Alex. Jung, Friedrich Hölderlin und ſeine Werke. Stuttg. 1848.

J. O. Halliwell, The life of William Shakespeare. Lond. 1848.

J. W. M. von Hahnke, Eliſabeth Chriſtine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrichs des Großen. Berlin 1848.

Dr. H. Ewald, Ueber ſeinen Weggang von der Univerſität Tübingen. Stuttg. 1848.

H. von Kleiſt, Leben und Briefe. Herausg. von Bülow. Berlin 1848.

H. W. Woolrych, Memoirs of the life of Judge Jeffrey. Lond. 1827.

J. G. Lockhart, Memoirs of the life of Sir Walter Scott. Edinb. 1845.

W. Hutton, Life. Lond. 1841.

R. Thoresby, The Diary. Vol. 1. 2. Lond. 1830.

Bunbury, The correspondance of Th. Hanmer. Lond. 1838.

W. J. O'N. Daunt, Personal recollection of the late Daniel O'Connell. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

D'Arblay, Diary and letters. 1788 — 1840. Vol. 1 — 7. Lond. 1843 — 1846.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscriti Palatini. T. VII. Firenze 1848.

C. Kunze, Ueber einige theils bekannte theils neue Sätze vom Dreyeck und Viereck. Halle 1848.

— —, Entwickelung des binomiſchen Lehrſatzes für jede Art von Exponenten. Halle 1848.

C. F. Schneitler, Die Inſtrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunſt. Leipzig 1848.

J. H. Schmidt, Anweiſung zum Landwegebau. Berl. 1848.

Ueber das Abſtecken von Eiſenbahncurven. St. Gallen 1848.

Dr. J. H. Mädler, Unterſuchungen über die Fixſtern-Syſteme. Th. 2. Das allgemeine Syſtem. Mitau 1848.

Dr. K. F. Klöden, Der Sternenhimmel. Weimar 1848.

Dr. J. H. Mädler, Die Centralſonne. Dorpat 1846.

M. J. Johnson, Astronomical observations, made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1844. Vol. VI. Oxford 1847.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève. 5. Série. Genève 1848.

Connaissance des temps pour l'an 1851. Par. 1848.

Th. Henderson, Astronomical Observations made at the royal Observatory Edinburgh. Vol. 1 — 6. Edinb. 1838 — 1847.

W. Whewell, The philosophy of the inductive Sciences founded upon their history. A new edition with corrections . . . Vol. 1. 2. Lond. 1847.

G. Biſchof, Lehrbuch der chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie. Bd. 2. Bonn 1848.

F. E. Neumann, Ueber ein allgemeines Princip der mathemat. Theorie inducirter elektriſcher Ströme. Berlin 1848.

W. Eiſenlohr, Anleitung zur Ausführung und Viſitation der Blitzableiter. Karlsruhe 1848.

B. Cotta, Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Th. 1. Leipzig 1848.

J. Pelouze et E. Frémy, Cours de chimie générale. Vol. 1. 2. Par. 1848.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

(Fortsetzung.)

Eliot (Samuel A.), A sketch of the history of Harvard College. Boston 1848. — North American Review 1849 Jan.

The Phenomena and Diosemeia of Aratus, translated with notes by John Lamb. Lond. 1848. — Christian Remembrancer 1849 Jan.

Pertz, Sur un fragment inédit de Tite-Live. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849. No. 6.

Dawson Borrer, A campaign in the Kabylie. Lond. 1848. — Blackwood's Magaz. 1839. Jan.

Ampère (J. J.), La Nubie. Ibsamboul et la seconde cataracte. — Revue de deux Mondes 1849 Livr. 1.

Merruau, (P.), Une expedition de la marine anglaise sur le Niger, — Ebendaſ. Livr. 2.

Chauffour (V.), Du socialisme dans le droit romain. — Revue de législation et de jurisprudence 1849 Janv.

Grellet-Dumazeau, Recherches sur la plaidoirie chez les Romains. — Ebendaſ.

Résumé comparatif du tableau décennal du commerce de la France de 1837 à 1846, avec ses colonies et les puissances étrangères. — Journal des Economistes 1849 No. 2.

The revolution in Prussia. — North American Review 1849 Jan.

Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers, illustrative of the domestic and foreign politics of England from the peace of Ryswick to the accession of Philip V. of Spain. Edited by Paul Grimblot. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1849. Jan.

La Roquette, Notice sur l'Islande. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1848. Oct.

Borring, Sur la limite méridionale de la monarchie danoise et sur l'étymologie des noms géographiques du Slesvig et de la Normandie. — Ebendaſ.

Ruxton (George Fred.), The migration of the ancient Mexicans, and their analogy to the existing Indian tribes of northern Mexico. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Lives of the chief fathers of New England. Boston: Massachusetts Sabbath School Society. 1846 — 1847. 5 vols. — North American Review 1849 Jan.

Humbert (Ed.), Guillaume de Humboldt. (Lettres à une amie.) — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Janv.

Monnard (C.), Henri de Gagern, président du ministère de l'empire. — Ebendaſ.

Catalan (E.), Études sur Montaigne, analyse de sa philosophie. — Ebendaſ.

The life and writings of Louis Agassiz. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Noailles (M. le Duc de), Histoire de Mme. de Maintenon. Par. 1848. — Journal général de l'instruction publique 1849 No. 2.

Memoirs and adventures of Sir Wm. Kirkaldy of Grange. Edinburgh and London (1848). — Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Notice biographique sur J. B. G. Wallez. — Mes-

sager des Sciences histor. de Belgique. 1848 Livr. 4.

Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts. 3 vols. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry. Vol. 1. 2. Lond. 1848. — Dublin Review 1848 Dec.

The diplomatic and official papers of Daniel Webster, while Secretary of State. New York 1848. — North American Review 1849 Jan.

The life and works of Henry Fielding. — Ebendaſelbſt.

Talfourd (Th.), Final memorials of Charles Lamb. Lond. 1848. — Revue des deux Mondes 1849 Livr. 2.

Alexander (J. H.), On a new formula for interpolations. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Heath (J. M.), A simple rule for converting intervals of sidereal into intervals of mean solar time, and vice versa, without the help of tables. — Philos. Magaz. 1849 Jan.

Graves (Charl.), On the calculus of operations. — Ebendaſelbſt.

Kirkman (Thom. P.), On pluquaternions and homoid products of sums of n squares. — Ebendaſelbſt 1848 Vol. 33. Suppl.

Davies (T. S.), Geometry and geometers No. III. Ebendaſ.

On a property of the hyperbola. — Ebendaſ.

Cockle (James), On a new imaginary in Algebra. Ebendaſ. 1849 Jan.

Verneilh (Fel. de), La cathédrale de Cologne. (Suite et fin.) — Annales archéologiques T. IX. Livr. 1.

Cheminée de l'hôtel-de-ville de Courtrai, exécutée au XVI. siècle. — Messager des sciences historiques de Belgique. 1848 Livr. 4.

Pringle (W.), On the continuance of a solar spot. — Philos. Mag. 1849 Jan.

Duhamel, Sur la résonnance multiple des corps. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Janv.

Gavarret, Etude sur les recherches électro-physiologiques de Galvani. — Ebendaſ.

Lefebvre (Gust.), Hygrométrie. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Novembre 1848. — Ebendaſ.

Daubre (A.), Notice sur des dégagements de gaz inflammables observés dans des gîtes métallifères. — Annal. des Mines 1848 Livr. IV.

Rivot et Philipps, Note sur la conductibilité électrique des principales roches à de hautes températures. — Ebendaſ.

Brunner (fils), Des effets que differentes substances produisent, par le contact, sur des personnes affectées de maladies nerveuses. — Bibliothèque universelle de Genève (Sc. phys.) 1849 Janv.

Collomb (Ed.), Envahissement séculaire des glaciers des alpes. — Ebendaſ.

Tableau des observations météorologiques faites à l'observatoire de Genève et à l'Hospice du Grand Saint-Bernard pendant le mois de Décembre 1848. — Ebendaſ.

Locke (John), On single and double vision produced by viewing objects with both eyes: and on an optical illusion with regard to the distance of objects. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Marshall Hall, Researches into the effects of certain physical and chemical agents on the nervous system. (Sect. II.) — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Brewster (Dav.), On the phaenomenon of luminous rings in calcareous spar and beryc, as produced by tubular cavities containing the two new fluids. — Philosophical Magazine 1848. Vol. 33. Suppl.

Stokes (G. G.), On some points in the received theory of sound. — Ebendaſ. 1849 Jan.

Cahours (Aug.), Recherches relatives à l'action du mélange d'acide sulfurique et d'acide nitrique fumants sur les matières organiques. — Annales de Chimie et de Physique 1849 Janv.

Ebelmen, Sur un nouveau mode d'emploi de l'hydrogène sulfuré de l'analyse chimique. — Ebendaſ.

Goergey (J.), Mémoire sur les acides gras du beurre de coco. — Ebendaſ.

Damour (A.), Nouvelle analyse de la faujasite. — Annal. des Mines 1848. Livr. IV.

Delesse, Composition chimique de quelques minéraux. — Ebendaſ.

Boyé (M. H.), Analysis of the bittern of a saline on the Kiskiminetas river, near Freeport, Arm-

strong County, Pennsylvania. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Fyfe (Andrew), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination, and on methods not hitherto practised for ascertaining the value of the gases they afford. — Ebendaſ.

Decomposition of substances by steam and manufacture of sulphate and muriate of potash. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Derouen (Th.), Observation sur le kermès minéral. — Journ. de Pharmacie et de Chim. 1849 Janv.

Lefort (J.), Mémoire sur les carbonates métalliques. — Ebendaſ.

Bineau, Des combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ebendaſ.

Huraut, Examen comparatif des différents modes de préparation de l'iodure de plomb. — Ebendaſelbſt.

Lepage, Expériences pour servir à l'histoire chimico-pharmaceutique des feuilles de laurier-cerise. — Ebendaſ.

Svanberg (L.) and H. Struve, On the atomic weight of Molybdenum and some of its compounds. (Concl.) — Philos. Mag. 1848 Vol. 33. Suppl.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapour of water at any temperature. — Ebendaſelbſt 1849 Jan.

Brown (John), On the products of the soda manufacture. — Ebendaſelbſt.

Milne-Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Quatrième mémoire: Monographie des Astréides. (Suite.) Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Nov.

Schaum (H.), Remarks on the British Geodephaga, with notes on some Scydmaenide and Pselaphidae. — Annals and Magaz. of natur. history. 1849 Jan.

Walker (Francis), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſ.

Egerton (Phil. de Malpas Grey), Observations on Mr. M' Coy's description of the tail of Diplopterus. — Ebendaſ.

Strickland and Melville, The Dodo and its kindred. Lond. 1848. — American Journal of science and arts 1849 Jan. Blackwood's Magaz. 1849 Jan.

Bleeker, A contribution to the ichthyology of Sumbawa. — Journ. of the Indian Archipel. 1848 Sept.

Pictet (F. J.), Remarks on the succession of organised beings on the surface of the earth. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Straus-Durckeim (H.), Anatomie descriptive et comparative du chat, type des mammifères en général et des carnivores en particulier. T. 1. 2. — Journal des Savants. 1849 Janvier.

Quatrefages, Les animaux utiles. I. Le hareng. — Revue des deux Mondes 1849 Livr. 1.

Robin (Ch.), Mémoire sur l'existence d'un oeuf ou ovule chez les mâles comme chez les femelles des végétaux et des animaux. (Fin.) — Revue zoolog. 1848 Nov.

Duvernoy, Cours d'histoire, naturelle des corps organisés (Suite.) — Ebendaſ.

Guérin-Méneville, Cicindélètes de la Guinée portugaise, découvertes par M. Bocandé. — Ebendaſ.

Morelet (Arthur), Testacea quaedam Africae occidentalis terrestria et fluviatilia. — Ebendaſ. Déc.

Desmarest (Eug.), Note sur la disposition anormale des organes génitaux, observée dans l'Astacus fluviatilis. — Ebendaſ.

Raulin (Victor), Sur les transformations de la flore de l'Europe centrale pendant la période tertiaire. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Octob.

Duchartre, Mémoire sur les embryons qui ont été décrits comme polycotylés. — Ebendaſ.

Dickie (G.), Sur l'ovule de l'Euphrasia officinalis. — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Sur les Ulmacées (Ulmacées et Celtidées de quelques auteurs), considérées comme tribu de la famille des Urticées. — Ebendaſ. Nov.

Dickie (George), Note on the colour of a freshwater loch. — Annals and Magazine of natur. hist. 1849 Jan.

Salwey (T.), Stirpes cryptogamae Sarnienses, or contributions towards the cryptogamic Flora of Guernsey. — Ebendaſ.

Henfrey (Arthur), On the structure and habits of the Orobanchaceae. — Ebendaſ.

Ralfs (John), On the mode of growth in Oscillatoria and allied genera. — Ebendaſ.

Oxley (Thomas), Some account of the Nutmeg (Myristica Moschata) and its cultivation. — Journal of the Indian Archipelago 1847 Oct.

Martins (M. Ch.), On the vegetable colonisation of the british islands: Shetland, Feroe and Iceland. — Edinburgh new philosophical Journal 1849 Jan.

Hooker, On the vegetation of the carboniferous period, as compared with that of the present day. (Concl.) — Ebendaſ.

Munro, Report on the timber trees of Bengal. — Ebendaſ.

Girardin, Sur la germination de quelques graines antiques. — Journal de Pharmacie et de Chimie 1849 Janv.

Guibourt, Sur la semence de chia. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Sur la diorite orbiculaire de Corse. — Annales de Chimie et de Physique 1848 Déc.

— — Sur la protogine des Alpes. — Ebendaſ. 1849 Janv.

— — Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Annales des Mines 1848 Livr. III.

Gras (Scipion), Considérations sur les anciens lits de déjection des torrents des alpes et sur leur liaison avec le phénomène erratique. — Ebendaſ. Livr. IV.

Mémoire sur le terrain tertiaire et les lignes d'ancien niveau de l'Océan du Sud, aux environs de Coquimho (Chili.). — Ebendaſ.

Domeyko (Ign.), Mémoire sur la composition géologique du Chili, comprenant la description du volcan d'Antuco. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new genera and species of palaeozoic corals and foraminifera. — Annals and Magazine of natural hist. 1849 Jan.

Owen, On the structure of the teeth of some fossil fish of the carboniferous period. — Ebendaſelbſt.

Dana (James D.), Review of Chamber's ancient sea margins, with observations on the study of terraces. — American Journal of science and arts 1849 Jan.

Mantell (Gideon Algernon), On the fossil remains of birds collected in various parts of New Zealand by Mr. W. Mantell. — Ebendaſ.

Verneuil (Ed. de), Parallelism of the palaeozoic formations of North America, with those of Europe. — Ebendaſ.

Horsfield (Thom.), Mineralogical description of the island of Banka. — Journal of the Indian Archipelago 1848 Dec. — Ebendaſ.

Morlot (A. v.), On dolomisation. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Jan.

Silliman, jun. (B.), On emerald nickel from Texas, Lancaster county. — Ebendaſ.

Milward (A.), Account of an extensive mud-slide in the island of Malta. — Ebendaſ.

— — An attempt to illustrate the origin of „Dirt-bands“ in glaciers. — Ebendaſ.

Forbes, Fifteenth letter on glaciers; containing observations on the analogies derived from mud-slides on a large scale etc. — Ebendaſ.

Chambers (Rob.), Geological notes on the valleys of the Rhine and Rhone. — Ebendaſ.

Naumann, On the smoothed rock surfaces of the porphyritic hills of Hohburg, near Wurzen. — Ebendaſ.

Jackson (C. T.), On extracting pure gold from alloys, and on the discovery of Tellurium in Virginia. — Ebendaſ.

Studer, Geological observations made in Scotland. — Ebendaſ.

Prichard (James Cowles), Anniversary address, for 1848, to the Ethnological Society of London, on the recent progress of ethnology. (Concl.) — Ebendaſ.

The poetry of spanish America. — North American Review 1849 Jan.

Didron, Iconographie des cathédrales. (Le premier jour de la Création.) — Annales archéol. T. IX. Livr. 1.

Lassus, Les anciens autels du moyen âge. — Ebendaſ.

Thiers, De la propriété. Paris 1848. — Journal des Economistes 1849 No. 2.

Clément (Felix), Le drame liturgique (Semaine-Sainte.) — Annales archéol. T. IX. Livr. 1.

Neale (John Mason), A history of the holy Eastern Church. The patriarchate of Alexandria. 2 vols. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1849 Jan.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Journal of the Indian Archipelago and eastern Asia.

(Fortsetzung).

Wir sehen die Leute in einsamen Buchten und Wasserstraßen auf kleinen Barken; diese sind ihre Wiege, ihr Haus und Todtenbett. In den Ebenen und längs den Ufern verwandelt der gebildete Pflanzer die fruchtbaren Flächen in Reisfelder; er beschattet seine niedliche Hütte aus Bambus, Nibong und Palmblätter mit dem schönen Kokosbaum; rings um seine Wohnung baut er Früchte, um deren Mannigfaltigkeit und Wohlgeruch ihn der europäische Luxus beneidet; oder blühende Bäume und Stauden, wie sie kein Treibhaus des Westens besitzt. Wo sich das Land nicht für feuchten Reis eignet, da beobachten die Leute einen ganz eigenthümlichen Wirthschaftsplan, den der europäische Pächter mit Staunen vernehmen wird. Sie wissen, daß der Boden aus eigner Kraft nicht zweymal nacheinander eine Reisärnte zur Reife bringt; aber zu bequem, um durch Dünger ihn zu stärken, lassen sie den Boden zehn Jahre brach liegen, bis er sich wieder durch die Pflanzenstoffe des neu aufgehenden Waldes gestärkt, zünden diese an und düngen das Feld vermittelst Asche. Ist die Aernte vorüber, dann sucht der Malaye den Wald durch und forscht nach indianischem Rohr, Zuckerrohr, Bauholz, wohlriechenden Hölzern, Oel, Wachs, Gummi, Cautschuck, Guttapercha, Farben, Kampher, wilden Muskatnüssen, Elephantenzähnen, nach dem Horn und der Haut des Rhinoceros, nach Tigerfellen, Papageyen, dem Paradiesvogel, Argus, Fasanen; nach Material zu Matten, Dächern, Körben ꝛc. Der Küstenbewohner sammelt Fische, Fischmäven, Schnecken, Seegras, Schildkröten, seltene Korallen und Perlmutter. Der Bewohner des Ostens macht jährlich große Reisen an die australischen Küsten, um den Trepang zu fangen. In vielen Gegenden gedeiht Pfeffer, Kaffee, Betel in sehr großer Menge; dann Tabak, Ingwer und andere Gewächse. Da, wo die eßbare Schwalbe lebt, wird in Bergen und Höhlen eifrig nach ihrem Neste geforscht. In vielen Theilen des Archipelagus gräbt man Zinn, Spießglas, Eisen, Gold und Diamanten. Die gebildeten Völker machen Kleider und Waffen sowohl zum eigenen Gebrauch als zur Ausfuhr. Die Kaufleute mit Einschluß der Radschah kaufen die erwähnten Produkte, und verkaufen sie an die Europäer, Chinesen, Araber und Kling, welche ihre Ufer besuchen; oder sie schicken dieselben in ihren eigenen Schiffen auf die Märkte von Singhapura, Batavia, Samarang, Manilla und Macassar. Auf die Märkte bringen die Schiffe des ersten Seevolks im Archipelagus, die Bugis, so wie viele malayische Handelsleute die Produkte ihres eignen Landes und diejenigen, welche sie von benachbarten Stämmen und wilden Völkern eintauschen. Obwohl dem Bewohner des Archipelagus jener unermüdliche Fleiß mangelt, der den Europäer und Chinesen auszeichnet, so gewährt die Industrie doch einen mannichfachen, erfreulichen Anblick. Die Bewohner des Archipelagus arbeiten so viel, als die Natur ihres Landes erfordert; sie brauchen die Welt in keine Werkstätte zu verwandeln, wie der Chinese oder Kling, noch brauchen sie dar-

nach zu streben, sich große Schätze aufzuhäufen, um sich gegen die rauhe Witterung und mißliche Zeiten zu schützen. Während in den vulkanischen Gegenden von Dschava, von Celebes und andern Theilen des Archipelagus die Bevölkerung zunahm, eine der Natur angemessene Industrie sich bildete, und verschiedene Völkerschaften sich entwickelten, wurden andere von Natur weniger begünstigte Inseln der Sitz großer Räuberhorden, die von Zeit zu Zeit bedeutende Flotten aussandten, um die Seefahrer ihrer Güter und Freyheit zu berauben, und Frauen und Kinder der Dorfbewohner ihrer Heimath zu entwenden. Aus den Buchten und Strömen von Borneo und Dschohor, von den zahlreichen Inseln zwischen Singhapura und Banka, so wie von anderen Theilen des Archipelagus werden Jahr für Jahr solche Fahrten ausgerüstet. Keine Küste ist so dicht bevölkert, kein Hafen so gut geschützt, um vor ihnen sicher zu seyn; wo Kraft nicht hinreicht, nehmen sie zur List ihre Zuflucht. Es wurden Leute am hellen Tage in den Häfen von Pinang und Singapura gestohlen, und erst vor kurzem befreyten Holländer Leute aus der Sclaverey, die aus ihrer Wohnung in Wellesley hinweg geführt, durch den Hafen von Pinang und die Straße von Malacca gegen Süden geführt wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Seeräuber ist nicht weit von den europäischen Niederlassungen. Die Seeräuber des Archipelagus werden aber in der nächsten Zeit dem mächtigen Arm Großbritanniens ebenso unterliegen, wie dieß mit den Landräubern in Hindostan geschehen ist. Die Niederlassung der Engländer auf Borneo und die Kolonisirung der Insel Labuan bildet einen neuen Abschnitt in der Kulturgeschichte der südasiatischen Inselwelt. In den persönlichen und geselligen Verhältnissen jener Länder findet man eine wunderbare Mischung von Einfachheit und Kunsttüchtigkeit, von Rohheit und Verfeinerung. Doch überwiegen ihre Tugenden bey weitem ihre Fehler. Sie unterscheiden sich in sittlicher Beziehung sehr zu ihrem Vortheil von Chinesen und Kling. Sehr anziehend ist die eigenthümliche Verbindung von Höflichkeit und Ungezwungenheit, welche sie auszeichnet. Nirgends als in Piratenländern oder in jenen Gegenden, die mit dem Europäer, dem gemeinen Chinesen und Kling in Verbindung stehen, sehen wir, auch nicht bey dem Aermsten, eine unverschämte Miene oder einen frechen Blick, Nirgends eine Unbescheidenheit. Fluchen und Schimpfen ist dem Eingebornen fremd. In ihrem gegenseitigen Verkehr sind sie höflich, munter und offen; dabey klug und bedächtig. Ihre Unterhaltungen sind verschiedener Art. Sie lieben Musik, Poesie und Romane; sogar im gewöhnlichen Leben bringen sie gehaltvolle Bemerkungen, Sprüchwörter oder poetische Anspielungen vor. Wie die Pflanzen, so kommen auch die Menschen des Archipelagus dem Europäer eine zeitlang ganz fremd vor; Farbe, Gesichtszüge, Kleidung und Gewohnheiten, Sitten und Sprache scheinen die einer neuen Welt zu seyn. Aber mit dem Reiz der Neuheit schwindet auch diese Ansicht. Täglich sieht man mehr, wie trotz der großen äußerlichen Verschiedenheit, trotz einer andern Natur und Geschichte, die wesentlichen inneren Merkmale mit denen der Europäer übereinstimmen. Je tiefer wir eindringen, desto mehr zeigt sich diese Uebereinstimmung. Es sind nicht bloß allgemein menschliche Eigenschaften, es sind eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eigenthümliche, abergläubische Ansichten, die mit den unsrigen übereinstimmen. Und gerade in den entlegensten Gebirgen des Archipelagus, wo die Menschen seit Jahrtausenden fern von allem fremden Einfluße leben, gerade dort finden wir die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern Europa's. So sehen wir bey den Jakun, ist auch seine Hüfte mit der Terapinde bekleidet, ist er auch mit dem Sompitan und den vergifteten Pfeilen bewaffnet, dennoch dieselben schlichten und munteren Sitten, dieselben einfachen Ideen, wie der ungebildete Landmann in den entlegenen Gegenden unseres Erdtheils sie hat. Wenn er von seinen Tänzen, seinen Liedern erzählt, so erinnert dieß unwillkührlich an die heiteren, freyen, wenn auch etwas rohen Sitten der unteren ländlichen Klassen des Westens. Frey von den zurückstoßenden Vorurtheilen und dem gekünstelten Schmucke der Hindu und Muhammedaner stimmen ihre Gebräuche mit denen des ungebildeten Europäers in vielen Richtungen überein.

(Schluß folgt.)

The Kalpa-sûtra and Nava-tatva: two works illustrative of the Jain religion and philosophy, Translated from the Mâgadhi with an appendix containing remarks on the language of the Original by the Rev. J. Stevenson. London 1848. XXVIII. und 144 p. 8.

Die Gesellschaft für Uebertragung orientalischer Texte in London, welche bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von wichtigen Werken zu Tage gefördert hat, bietet in dem oben genannten neuesten Beweise ihrer Thätigkeit den Orientalisten eine nicht unwillkommene Gabe. Unter den vielen indischen Secten gehören die Dschainas zu den bedeutenderen, sie sind besonders im Süden Indiens verbreitet, ihr Glaube und, wie es scheint, auch ihre Literatur haben mit der der Buddhisten viele Aehnlichkeit. Letztere ist wie die Buddhistische sehr umfangreich und sehr nüchtern, doch läßt sich gewiß Manches für die indische Geschichte Wichtige aus ihr hervorholen, ebensogut wie aus der Buddhistischen. Das Wenige, was wir bis jetzt von den Dschainas, ihrer Religion und ihrer Literatur wissen, verdanken wir den Mittheilungen Mackenzies und Colebrookes im neunten Bande der Asiatic Researches und dem ersten Bande der Transactions of the Royal Asiatic Society in London. Die Arbeiten Colebrookes über die Dschainas sind in seinen Miscellaneous Essays wieder abgedruckt worden. Mackenzie stützte sich bey seinen Berichten auf die Aussagen des Oberpriester der Dschainas, Colebrooke fügte hierzu Notizen aus dem Tagebuche des Dr. Buchanan, die aus einer ähnlichen Quelle stammen, dazu Einiges aus seinen eigenen Forschungen. So schätzenswerth nun diese Beyträge auch für uns sind, so erschöpfen sie doch den Gegenstand lange nicht und es ist ganz an der Zeit auch über diesen Theil des indischen Lebens ein besseres Licht zu verbreiten. Sehr dankenswerth würde es seyn, wenn Jemand es unternehmen wollte eine ähnliche Arbeit über die Dschainareligion anzufertigen wie wir von Burnouf über den nördlichen Buddhismus besitzen, die londoner Handschriftensammlungen würden reichliches Material dazu liefern. Herr Stevenson, in Europa bereits durch seine Arbeiten über die Vedas bekannt, hat sich die Aufgabe gestellt in dem vorliegenden Bande die Uebersetzung zweyer von den Dschainas am höchsten geachteten Werke zu geben. Zwar sind dieß eben die nämlichen, welche schon Colebrooke bey seinen Arbeiten benützt hat, doch bilden sie immer eine feste Basis für weitere Forschungen und wir dürfen daher dem Hrn. Uebersetzer dankbar dafür seyn.

Die Weltansicht der Dschainas, obwohl mit einer Menge ihnen eigenthümlichen Abentheuerlichkeiten ausgestattet, ist doch im Ganzen und Großen von der buddhistischen und überhaupt von der indischen nicht abweichend. In gewissen Perioden finden Umwälzungen der Erde statt, wodurch die darauf befindlichen lebenden Wesen alle vertilgt werden, dann beginnt ein neues Zeitalter. Diese Umwälzungen betreffen jedoch nach der Ansicht der Dschainas das Bharata-Khanda oder Indien allein (p. XX), die übrigen Theile der Erde, welche von Barbaren bewohnt werden, sind davon ausgenommen. Hierbey versteht es sich nun von selbst, daß die Lehre eines vor einer solchen großen Umwälzung lebenden Religionsstifters der ganz verschiedenen Bevölkerung nach derselben unbekannt seyn müsse, in jeder Weltperiode wird daher ein neuer Religionsstifter nöthig, der die Dschainareligion der neuen Bevölkerung zugänglich macht. Solcher Religionsstifter zählen nun die Dschainas bereits vier und zwanzig, wie denn auch in dem buddhistischen Mahâvanso (I. 5 ff. ed. Turnour) vier und zwanzig Buddhas aufgezählt werden. Diese Religionsstifter nennen nun die Dschainas Tîrthakâras, merkwürdiger Weise derselbe Name, mit dem die Buddhisten die brahmanischen Asceten bezeichnen (cf. Burnouf Introd. à l'histoire du Buddhisme indien p. 158). Von diesen vier und zwanzig Tîrthakâras sind aller Wahrscheinlichkeit nach die drey und zwanzig ersten blos erfundene Namen, wie auch bey den vier und zwanzig Buddhas nur der letzte eine historische Person ist, die Namen dieser Heiligen werden in unserem Buche p. V. aufgezählt, Colebrooke hatte sie schon früher angegeben. Der letzte Tîrthakâra war Varddhamâna, er ist indeß bey den Dschainas gewöhnlich unter dem Namen Mahâvîra bekannt. Sein Leben, und besonders seine wunderbare Geburt zu erzählen, ist nun die Aufgabe des ersten der beyden übersetzten Bücher des Mahâkalpasûtra. Es gehört dieß zu den geachtetsten Werken der Dschainaliteratur, und ein großer Theil der Fastenzeit ist dem Vorlesen dieses Buches gewidmet. Das Zeitalter Vardhamânas rücken die Dschainas nicht in eine so übertrieben entfernte Zeit hinaus, wie man dieß von den Indiern gewohnt ist, was sehr für die historische Glaubwürdigkeit der Angabe spricht. Die Angaben über das Todesjahr Vardhamânas schwanken bey den Dschainas in den verschiedenen Gegenden Indiens zwischen 663—527 vor unserer Zeitrechnung, die Entstehung der Dschainareligion, fiele demnach in dieselbe Zeit wie die des Buddhismus, wenn man die Angabe der singhalesischen Buddhisten (543 v. Chr.) als die richtige annimmt. Das Kalpasûtra selbst ist offenbar viel später, nämlich erst im Jahre 411 unserer Zeitrechnung von Srî-bhadra-

bâhu-svâmi geschrieben worden (cf. p. 13.). Hr. Stevenson, der in Bombay lebt, hat reiche Hülfsmittel zu seiner Uebersetzung dieses Buches benützen können, es sind nicht weniger als vier Commentare dazu vorhanden: von Yaçovijaya, Devichandra, Jnânavimala und Samayasundara, den beyden ersteren ist Hr. S. vorzüglich gefolgt. Solche Hülfsmittel waren aber auch um so nöthiger, da das Buch in einem Prakritdialecte geschrieben ist, zu dessen Verständniß die Kenntniß des Sanskrit nicht immer ausreicht.

Der Hr. Uebersetzer hat seinem Buche eine ziemlich lange Vorrede gegeben, die Manches auf die Dschainareligion Bezügliche enthält, wovon wir Einiges in den vorstehenden Bemerkungen ausgehoben haben. Dem ersten der übersetzten Bücher hat er noch eine Einleitung beygefügt, die ohne Zweifel dem Commentare Yaçovijayas entnommen ist. In dieser Einleitung erklärt der Commentator das Wort kalpa durch sâdhûnâmâchârah, Kalpasûtra bedeutet demnach das Sutra vom Wandel des Heiligen. Die Kennzeichen dieses Wandels werden dann näher beschrieben. Endlich nennt der Verfasser dieser Einleitung den Namen des Verfassers des Kalpasûtra, den wir schon oben angegeben haben und die Werke, welche derselbe bey Ausarbeitung seines Buches benützt hat, zugleich giebt er einige Vorschriften die bey dem Lesen dieses Buches zu beachten sind. Auch verfehlt derselbe nicht nach orientalischer Weise den hohen Werth des Buches mit den glühendsten Farben zu schildern. Trotz der hohen Achtung, die das Kalpasutra bey den Dschainas genießt, wird wohl kein Europäer im Stande seyn eine sonderlich hohe Meynung von dem Buche zu fassen. Ref. erinnert sich kaum, unter den buddhistischen Werken, die doch ihrer Langweiligkeit und Breite wegen bekannt sind, eines gefunden zu haben, welches unter einem so großen Wortschwall so wenig Data gegeben hätte, wie das vorliegende. Man kann den Inhalt des ganzen Buches, ohne etwas Wesentliches auszulassen auf wenige Seiten zusammendrängen. Das Buch ist in sieben Capitel getheilt, die darin erzählte Lebensgeschichte Mahâvîras ist in Kürze folgende: der heilige Mahâvîra entschloß sich aus dem Himmel Pushpottara, wohin er seiner früheren verdienstlichen Thaten wegen gekommen war, herab zu steigen und seinen Wohnsitz in dem Leibe der Devanandi, der Gattin des Rishabhadatta, beyde aus dem Brahmanengeschlechte, zu nehmen. Devanandi wurde von diesem für die ganze Welt so glückbringenden Ereignisse durch Träume in Kenntniß gesetzt, sie sah nämlich folgende vierzehn Gegenstände: einen Elephanten, einen Ochsen, einen Bären, die Göttin Lakhshmi, einen Blumenkranz, den Mond, die Sonne, eine Fahne, einen Krug, einen Lotosteich, das Milchmeer, den Aufenthalt der Dschainaheiligen, Perlen und Feuerflammen ohne Rauch (p. 25.). Diese Träume erzählte Devanandi ihrem Gemahle und sie wurden von ihm so gedeutet, daß sie einen Sohn gebären werde, der durch seine Kenntnisse und Heiligkeit in der Welt sich auszeichnen werde. Zu dieser Zeit wurde aber Indra, das Oberhaupt der Götter — bey den Dschainas wie bey den Buddhisten ist Indra das Oberhaupt der Devas, aber sammt diesen den Heiligen weit untergeordnet — auf Mahâvîra aufmerksam und stieg auf die Erde herab, um ihm seine Verehrung zu bezeugen. Es schien ihm, als ob der Leib einer Brahmanin wie Devanandi nicht der passende Aufenthalt für einen so hohen Heiligen sey, da alle übrigen Heiligen aus königlichen Geschlechtern hervorgegangen seyen. Aus diesem Grund befahl er seinem Diener Harinagamesi den Embryo aus dem Leibe der Devanandi zu nehmen und in den der Triçâlâ, Gattin des Königs Siddhârtha zu bringen. Dieser letzte Zug in der Erzählung ist, wie mir scheint, spätere Erdichtung und rührt von dem Hasse her, den die Dschainas gegen die Brahmanen hegen; weßhalb sie einen so heiligen Mann wie Mahâvîra nicht aus dieser Kaste geboren wissen wollten. Was nun folgt ist durchaus bloß ausgeschmückte Wiederholung des ersten Capitels. Zuerst Cap. 2. Trisâlâs dreams, die Träume der Trisala sind die nämlichen wie sie vorher Devanandi gehabt hat, aber sie werden hier mit ermüdender Breite beschrieben. Trisâlâ erzählt die Träume ihrem Gemahle und dieser ist der Ansicht, daß sie von glücklicher Vorbedeutung seyen und andeuten sollten, daß sie einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Sohn gebären werde, welcher der Stolz seiner ganzen Familie werden würde. Damit er aber die Sache ganz sicher erforsche, beruft er die ausgezeichnetsten Traumdeuter an seinen Hof, um Trisâlâs Träume zu deuten. Die Ankunft und Bemühungen der Traumdeuter werden im vierten Capitel erzählt. Durch genaue Untersuchung der Träume finden sie nicht nur Siddhârthas Vermuthung vollkommen bestättigt, sie verkünden ihm auch, daß sein Sohn den höchsten Grad der Heiligkeit erlangen werde. Nach Verlauf einiger Zeit kommt denn nun Mahâvîra wirklich zur Welt, seine Geburt, die Wunder, die ihr vorausgiengen und nachfolgten, erzählt mit ermüdender Weitschweifigkeit das fünfte Capitel.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia.

(Schluß.)

Werfen wir einen Blick auf die gegenwärtigen politischen Zustände des Archipelagus, so finden wir, daß die Veränderungen, welche diese seit vier Jahrhunderten erfahren haben, sehr groß sind. Wohl sind die Privatverhältnisse dieselben geblieben, wie die ersten europäischen Seefahrer sie fanden, aber die Staaten und ihre Einrichtungen mußten der Uebermacht des Europäers erliegen. Der nie erloschene Nomadengeist machte ehemals die Stämme kriegerisch und zu Abenteuern geneigt; jetzt sind sie besiegt und in Furcht gejagt von der Macht der Europäer. Die Völker des Archipelagus haben diese ihre Eigenthümlichkeit verloren, und nur wenigen Piratenstämmen blieben sie zum Theile erhalten. Ihr Stolz ist dahin; ihre Literatur ist mit ihrer Kraft, mit ihren Kämpfen, ist mit ihrem Ruhm untergegangen. Der Dschavanese kann Singapor nicht mehr bekämpfen; Dschohor kann seine Herrschaft nicht mehr bis Borneo und Sumatra ausbreiten, und die Flotten von Atschin und Malacca werden sich nicht ferner um die Herrschaft des östlichen Meeres streiten. Die malayischen Fürsten, wenn auch die alten feudalen Bande der Unterthanen zu ihnen theilweise noch bestehen, sind fast überall zu unthätiger Schwelgerey und gierigen Monopolisten herabgesunken. Die Herrschaft der Holländer und Spanier, der Handel und die Niederlassungen der Engländer, die christlichen Lehrer und Sendboten, und das beständige Zunehmen der chinesischen Gemeinden und Einwanderer sind von dem größten Einfluße auf die Bewohner des Archipelagus. Breitet England seinen Einfluß nicht weiter aus, so ist es wahrscheinlich, daß der ganze Archipelagus in Kurzem mit Ausnahme der malayischen Halbinsel, der Philippinen und eines kleinen Theils von Borneo einen Theil Hollands bilden wird. Man macht in Holland die größten Anstrengungen, um dieß große Unternehmen durchzuführen. Es wäre dieß ein Glück für die Bewohner, wenn Holland ihnen dieselben Rechte ertheilte, die es seinen europäischen Besitzungen gewährt, Daran ist aber bey der Beschränktheit und Selbstsucht dieses Volkes gar nicht zu denken. England hat dadurch, daß es den freyen Handel einführte, dabey aber die Eingebornen in dem ruhigen Besitz ihrer Industrie ließ, ein treffliches Beyspiel politischer Verwaltung gegeben, das in der letzten Zeit von den Holländern gezwungen nachgeahmt wurde. Wie groß der Einfluß der Chinesen noch werden wird, läßt sich nicht bestimmen. Wie in China die Bevölkerung stets zunimmt, so wächst auch stets die Zahl der Auswanderer nach dem Archipelagus. Dieser Umstand ist für die Geschichte der Zukunft jener Gegenden von der größten Bedeutung.

Die gesitteten und dereinst mächtigen Staaten der südöstlichen Inselwelt sind in dem Grade gesunken, ihre Regierungen haben in dem Grade alle Kraft verloren, daß ihnen nur die Gewalt zu schaden geblieben ist. Die in viele kleine Stämme zersplitterte Bevölkerung kann dem schlauen, muthigen

und eifrigen Malayen oder Bugi, der eroberungssüchtig ihre Küsten angreift, nicht widerstehen. Geraubt und zu Sclaven gemacht von ihren Brüdern, betrogen von den Chinesen, Kling und Araber, vernachläßigt von dem Europäer, der, hat er seinen Gewinn in der Tasche, wieder heimkehrt, aller Mittel entbehrend, sich selbst emporzuschwingen, können die Bewohner des Archipelagus nur dadurch, daß in Europa Interesse für sie geweckt wird, gehoben werden. Um nun diese wenig gekannten Völkerschaften bekannter zu machen und ein größeres Interesse für sie zu erregen, ist das Journal des indischen Archipelagus unternommen worden. Die Abhandlungen der Zeitschrift berühren alle die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft, welche wenigstens so weit der Unterzeichnete den mannigfachen Stoff beurtheilen kann, zum großen Theile dadurch bereichert wurden. Man mußte sich jedoch bey dem beschränkten Raume der Anzeigen auf die Angabe der Ueberschriften beschränken; nur hie und da konnte eine denkwürdige Thatsache in kurzen Worten herausgehoben werden. Der leichteren Uebersicht wegen hat man die zum Reiche der Natur und der Geschichte gehörigen Abhandlungen, wovon mehrere aus holländischen zu Dschava erscheinenden Journalen übersetzt wurden, aus den verschiedenen Heften der Zeitschrift zusammengestellt.

I.

Naturbeschreibende und physikalische Abhandlungen.

Beschreibung des Saftes Gutta-Percha, richtiger Dschittah Pertscha*). Dieser Stoff wurde zuerst durch einen Dr. D'Almeida nach Europa gebracht, und so schnell vermehrte sich der Gebrauch desselben, daß vom Januar 1845 bis Januar 1847 schon gegen 6918 Picul nach England und dem Kontinent gingen. Picul heißt im Malayischen die Schulter und die Masse, die ein Malaye auf einmal über die Schulter tragen kann. Ein Picul oder solch eine Tracht ist ein Gewicht von 133⅓ Pfund Troy, welches jetzt und seit langer Zeit in allen Ländern des östlichen Asiens gebräuchlich ist. 2) **Beschreibung der Rafflesia Patma von Herrn Zollingen.** Der Verfasser behauptet, die Pflanze wäre nicht so selten, als man gewöhnlich annimmt. 3) **Beschreibung der Kohlen der Insel Labuan.** 4) **Beschreibung der geologischen Beschaffenheit Singhapurs und einiger benachbarten Inseln.** 5) **Beschreibung der Gegend Karrang Bolong auf Dschava und der Vogelnester in den Felsen.** 6) **Bemerkungen über Kohlenlager an den Küsten Siam's und den benachbarten Inseln.** 7) **Einige Bemerkungen über die Conchologia und Malachologia, sowie über die bemerkenswerthen Testaceen in Singhapur und der Umgegend.** 8) **Nachforschung an den Küsten der malayischen Halbinsel wegen Kohlenlager.** 9) **Ueber den Gebrauch des Opium zu Singhapur von Dr. Little.** Eine ausführliche, in's Einzelne eingehende Abhandlung, die ein ganzes Heft einnimmt. 10) **Skizze der Geologie und physischen Geographie der malayischen Halbinsel.** Der Verfasser trennt die malayische Halbinsel durch den Meerbusen Siams von der indochinesischen Halbinsel gegen 13° 30′ nördlicher Breite.

*) Aus einer zufälligen Bemerkung in der Beschreibung der Eingebornen Dschohors, Journal 1847 Vol. I. 261, ersieht man, daß der Baum, woraus dieses Gummi gewonnen wird, nicht Dschittah Pertscha, sondern Taban heißt. Dieß ist, sagt der Verfasser, eine so handgreifliche Verwechslung, wie wenn man statt Apfel Birne sagen wollte.

II.

Sprachliche und geschichtliche Abhandlungen.

1) **Einige Bemerkungen über die Daik zu Banjarmaßing.** 2) **Jährliche Geldsendungen der chinesischen Ansiedler zu Singhapur nach ihrer Heimath.** Sie belaufen sich in manchem Jahr auf 70,000 Dollars; der Agent, der sie nach dem Mittelreiche sendet, zieht $\frac{10}{100}$. 3) **Schair Bidassari, ein malayisches Gedicht mit englischer Uebersetzung.** Baron Hoëvell hat den malayischen Text mit einer holländischen

Uebersetzung sammt vielen erläuternden Bemerkungen in dem neunzehnten Bande der Verhandelingen van het Bataviaasch genootschapp van Kunsten en Wettenschappen, Batavia 1848 herausgegeben. Die englische Uebersetzung scheint nach der holländischen gearbeitet zu seyn. Unter Schair verstehen die Malayen eine Gattung moralisch-didaktischer Gedichte und Erzählungen, in der Weise des Rosengartens und Pendnameh's von Sadi. Auch werden mehrere malayische Lieder, Pantun genannt, in der Ursprache und Uebersetzung gegeben. 4) Einzelnheiten über Cochin-China, von dem apostolischen Vicar P. Le Fevre. Dieser Aufsatz geht durch mehrere Hefte. 5) Kurze Beschreibung der Insel Rhio. 6) Statistik von Dschava. Der Flächenraum beträgt 39,113 englische Geviertmeilen, worauf 1845 eine Bevölkerung von 9,542,045 Seelen lebten. Von diesen sind 105,983 Chinesen und nur 16,270 Europäer. 7) Temmink's Ueberblick der niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus. Es ist dieß ein vollständiger Auszug des bekannten, in Holland erschienenen Werkes, das den Titel führt: Coup d'oeil général sur les possessions Neerlandaises dans l'Inde Archipelagique. Das Werk geht durch mehrere Hefte. 8) Einleitung in die Völkerkunde des jetzigen Archipelagus. 9) Beschreibung der Binua, d. h. der Eingebornen oder Aborigines von Dschohor und anderer barbarischen Stämme der malayischen Halbinsel, die von den Malayen Orang-utang, Waldleute, auch Orang darat liar, Leute aus dem Innern, heißen. Die Stämme selbst betrachten diese Benennungen als Schimpfnamen, und nennen sich Binua. Die Binua auf der malayischen Halbinsel, die Deiak auf Celebes und die Batta auf Sumatra, sowie wahrscheinlich noch andere Wilde dieser Gegenden gehören zu einem und demselben Volke. 10) Die Uebersetzung eines Auszuges des siamesischen Gesetzbuches von Kapitän Low, dem bekannten Verfasser der Thai oder siamesischen Grammatik und einer Menge Abhandlungen in den verschiedenen englisch-asiatischen Zeitschriften ist ein selbstständiges Werk, das zwey Hefte einnimmt. Diese eigenthümliche Bereicherung unserer asiatischen Rechtskunde verdiente wohl eine besondere Anzeige, welche auf die Gesetze Menu's und die chinesischen Gesetzbücher Rücksicht nehmen, und die verwandten Sammlungen miteinander vergleichen müßte. Die siamesischen Gesetze sind nämlich kein selbstständiges Erzeugniß des Landes, sondern beruhen zum Theil auf chinesischen Quellen.

Neumann.

The Kalpa-sûtra and Nava-tatva.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst, nach solchen langen Einleitungen kommt der Verfasser des Kalpa-sutra zur Beschreibung des Lebens seines Heiligen, die er aber mit dem sechsten Capitel bereits zu Ende bringt. Aber auch aus dem sechsten Capitel läßt sich nur Weniges entnehmen, das für das Leben Mahâviras von Werth wäre. Er blieb bis zu seinem dreyßigsten Jahre in der Welt als Grihastha oder Hausbalter, nach der alten brahmanischen Vorschrift, dann zog er sich in die Einsamkeit zurück und lebte zwölf Jahre seinen Bußübungen, nach Verlauf dieser Zeit erlangte er den höchsten Grad eines Heiligen, den eines Arhats oder Dschinas. Er kam nun wieder aus seiner Einsamkeit hervor und lebte noch dreyßig Jahre an verschiedenen Orten in Champa, Prishtachampa, in Vânijyagrâma bey Vaisâli, in Nalinda bey Râjagriha in Mithila u. s. w. zuletzt in Pâpa, wo er im zwey und siebenzigsten Jahre seines Lebens starb. Den größten Theil des Capitels füllen absurde Legenden. Hiermit endigt die Lebensbeschreibung Vardhamânas, der historische Gehalt ist, wie man sieht, sehr gering, vielleicht ist bloß das einzige darin wahr, daß Mahâvîra ursprünglich ein Brahmane war. — Das siebente Capitel ist bloß ein Anhang, wahrscheinlich erst später von einem anderen Verfasser hinzugefügt, da sein Inhalt in den verschiedenen Handschriften wechselt (pref. p. VIII), es enthält die kurze Geschichte der drey Tirthankâras: Parçva, Nemi und Rishabha, eine Liste der Sthaviras oder Patriarchen — die Dschainas haben ebensogut Patriarchen als die Buddhisten — zuletzt Regeln für die Priesterschaft der Dschainas, meist das Essen betreffend.

Von anderer Art ist das zweyte der beyden übersetzten Bücher, der Nava-tatva-sûtra, d. i. das Sutra von den neun Principien. Dieses Buch, der populärste religionsphilosophische Tractat der Dschainas, bestättigt voll-

kommen, was schon früher Colebrooke über die Dschainalehre nach brahmanischen Quellen mitgetheilt hat (Misc. Essays I p. 378 ff.). Auch möchte es Jedem, der das Nava-tatva-sûtra studirt, anzurathen seyn, die Abhandlung Colebrookes nachzulesen, da dasselbe erst durch die in ihr gegebenen Erläuterungen recht verständlich wird. Der Verfasser dieses kurzen Tractats beginnt sein Buch damit, neun Principien aufzustellen, aus denen er alle Dinge ableitet. Da diese Principien das Wichtigste in dem ganzen Buche sind, so setzen wir dieselben her: 1) jîva oder lebende Wesen 2) ajîva oder leblose Dinge 3) punya oder verdienstliche Handlungen 4) pâpa, sündliche Handlungen 5) âçrava, die Anwendung der Sinne auf äußere Objecte 6) samvara, die Herrschaft über die Sinnlichkeit 7) nirjarâ oder gänzliche Vertreibung der Sünde durch Buße, gute Werke u. dgl. 8) bandhah Verbindung mit der Welt 9) mokhsa oder Befreyung von allem Irdischen. Nach dieser Aufzählung wendet der Verfasser den ganzen übrigen Theil des Buches dazu an, die einzelnen Erscheinungen unter diese Categorien zu bringen, er zählt also unter 1. die hauptsächlichsten lebenden Wesen, unter 2. die leblosen Dinge auf, unter 3. rechnet er Alles, was der Mensch Angenehmes hat, Geburt in einer angesehenen Familie, schöner Körper, übernatürliche Kräfte, u. s. w., unter 4. rechnet er das Gegentheil von allem diesen u. s. f. Es würde einem Europäer schwer werden in den verschiedenen Principien den leitenden Gedanken zu entdecken, wenn ihn nicht die brahmanischen Schriften auf die richtige Spur leiten. Cankara Achârya, der in seinen Schriften die Dschainalehre bekämpft, kennt auch die aufgestellten Principien derselben, zählt aber deren nur sieben auf, indem er 3 und 4 wegläßt; auch nennt er dieselben, meiner Ansicht nach richtig, nicht Principien (tatva) sondern Categorien (padârtha). Nr. 1. und 2. sind klar, sie bilden zusammen eine Classe; Nr. 5—9 die zweyte; die letztere Classe theilt sich wieder in zwey Unterabtheilungen, sâdhya, das zu Bewirkende und sâdhana oder die Mittel wodurch bewirkt wird. Sâdhana heißen nun Nr. 5—7 in Bezug auf die zwey letzteren Categorien, weil vermittelst der Anwendung dieser Hülfsmittel einer der zwey Zustände — Gebundenheit an die Welt oder Befreyung von derselben — erreicht wird.

Es wäre nun sehr zu wünschen, daß wir über Lehre und Geschichte der Dschainas genauer unterrichtet würden, als wir es gegenwärtig sind. Die angesehensten Schriften einer Religionspartey sind keineswegs immer die ältesten, dieß beweist auch die Literaturgeschichte anderer Religionen. Weder das Kalpa-sûtra noch das Navatatwa-sutra gehören zu den ältesten Schriften der Dschainareligion, soviel darf jetzt schon mit Bestimmtheit behauptet werden. Aber genau zu unterscheiden, was alt und was jung sey, das kann nur der europäischen Critik und einer tüchtigen Belesenheit in der Dschainaliteratur gelingen, letzterer hat aber bis jetzt noch kein europäischer Gelehrter eine sonderliche Aufmerksamkeit gewidmet. Wenn einmal der Inhalt von Schriften dieser Art bekannt und die vorzüglichsten Entwicklungsperioden dieser Literatur festgestellt sind, dann wird man auch mit Leichtigkeit entscheiden können, was der Veröffentlichung werth ist. Ein weiterer Punkt, der eine genauere Untersuchung verdiente, ist das Verhältniß der Dschainareligion zum Buddhismus. Daß eine Verwandschaft zwischen beyden Religionen stattfindet ist ganz unzweifelhaft. Zuerst ist es allen beyden gemein, daß sie die Vedas als Autorität verwerfen, sowie beyde keinen persönlichen Gott annehmen. Eine weitere Aehnlichkeit liegt in der Persönlichkeit der Stifter, beyde sind bloße Menschen, Söhne von Königen. Wie in der einen so auch in der anderen Religion werden denselben vier und zwanzig Vorläufer gegeben, die vor ihnen gelehrt haben sollen; vielleicht, daß die Legenden von dem Leben Mahâvîras noch mehr Parallelen mit dem Sakyamunis abgeben könnten, wenn wir ausführlichere Notizen über dasselbe besäßen als die kärglichen Nachrichten, die uns das Kalpa-sûtra giebt. Weitere Aehnlichkeiten zeigt die äußere Einrichtung und der Cultus beyder Religionen. Die Buddhistischen Priester wohnen während der Regenzeit beysammen und leben ihren religiösen Uebungen, dieselbe Einrichtung besteht bey den Dschainas, bey den ersteren heißt sie varshavasana, bey den letzteren pajjusana. Wir haben schon erwähnt, daß die Dschainas von Mahâvîra an eine ununterbrochene Reihe von Patriarchen zählen, auch die Buddhisten haben solche, doch wurden sie durch Verfolgungen frühzeitig gezwungen aus Indien zu flüchten und nur bey den nördlichen Buddhisten hat sich die Folge der Patriarchen in der Person des Dalai Lama ununterbrochen erhalten.

Diese und andere Berührungen der Dschainareligion und des Buddhismus sind so auffällig, daß man schon in früher Zeit dieselben hervorgehoben hat. Eine weitere Frage ist nun: welche von beyden Religionen ist die ältere? Die allgemeine Meynung hat sich für das größere Alter des Buddhismus entschieden. Die entgegengesetzte Ansicht wurde geltend gemacht von Colebrooke (Misc. Ess. II. p. 315 ff.) und neuerdings von unserm Hrn. Uebersetzer. Colebrooke macht darauf aufmerksam, daß von den zwey Schülern, die Mahavîra überleben, der erste Gautama Indrabhûti der zweyte Sudharma genannt ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Gliederung oder Logik der Geschichte. Eine pragmatische Uebersicht von C. G. Weitbrecht. Stuttgart 1847.

—

Das erhabenste Thema der Philosophie, das Verständniß der Geschichte durch die Religion, ist Gegenstand dieser Schrift. Es ist aber zwischen dem Vorsatz des Verfassers und der Erfüllung ein so großer Widerspruch, daß dieser Schrift, an sich selbst betrachtet, eine literarische Bedeutung nicht zugeschrieben werden kann. Indessen vertritt sie uns eine ganze Reihe von Schriften, die dasselbe Problem mit ähnlichen Mitteln und mit gleicher Erfolglosigkeit behandeln. Nichts liegt näher, als die allgemeine Forderung auszusprechen, daß der Sohn Gottes, durch den Alles gemacht ist, auch als der Mittelpunkt der Weltgeschichte, als der Wendepunkt zwischen der alten und neuen Zeit dargestellt werde; aber nichts ist schwerer, als in einer universalhistorischen Uebersicht dieser Forderung durch die Darstellung zu genügen. Denn eine solche Darstellung erfordert nicht nur metaphysischen Tiefsinn und religiöse Inbrunst, sondern auch genialen Kunstsinn, um den Gegensatz der alten und der neuen Welt aus diesem Gesichtspunkte für die Einbildungskraft anschaulich zu machen.

In beyden Beziehungen hat es der Verfasser bey dem guten Willen bewenden lassen. Er will einen Beytrag zu dem „interessanten Thema des Tages“ geben, will die Geschichte „christianisiren;“ es ist ihm aber ganz dasselbe begegnet, was er an Andern, z. B. an Dittmar tadelt: die Ausführung entspricht nicht dem Motto seiner Schrift, der Inhalt nicht ihrer Tendenz. Am allerwenigsten ist ihm gelungen, den allumfassenden Gegensatz der christlichen gegen die unchristliche Welt durch künstlerische Wahrheit und Innigkeit der Darstellung zu vergegenwärtigen; es ist in dem ganzen Buche kein lebendiger Hauch eines schöpferischen Geistes, es ist nirgends ein Wort, das ein Mitgefühl bezeugt für die göttliche Hoheit und Anmuth des Evangeliums oder für die Schönheit und Größe menschlicher Tugend.

Eine Logik der Geschichte müßte die lebensvollsten Kategorien zu ihrem Ausgangspunkte und zu ihrem Ziele haben; des Verfassers „Gliederung“ aber ist unerträglicher Formalismus. Das „Grundgesetz aller Geschichte und Entwicklung“ ist nach dem Verfasser: S. 2. „daß das Ende der höhere vermittelte Anfang ist und in der Mitte zwischen Anfang und Ende — — die Vermittlung liegt (!), theils zum Anfang zurück, theils zum Ende vorwärts sehend“ (!). Und S. 112. „Hiemit tritt auch die zweyte Epoche mit der ersten und dritten in das Wechselverhältniß, daß die zweyte Periode der ersten Epoche in die erste Periode der zweyten Epoche noch eingreift und diese auf jene zurücksieht und ebenso die zweyte Periode der zweyten Epoche in die erste Periode der dritten Epoche noch eingreift und diese auf jene zurücksieht u. s. f.“

Was aus einem solchen Formalismus werden muß, versteht sich von selbst; auf solcher Grundlage ist nur eine inhaltslose, d. i. in der Sphäre der

Geschichte eine anschauungslose Behandlung und Darstellung möglich. Bey der Größe des Gegenstandes ist es noch Keinem gelungen, die Geschichte in ihrer eigenthümlichen Entwicklung in allen einzelnen Thatsachen und Persönlichkeiten aus dem göttlichen Plane der Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zu dem göttlichen Ebenbilde abzuleiten. So hat auch Fr. Schlegel diese Wiederherstellung der Menschheit nach dem Stufengang der Gnade in den verschiedenen Weltaltern von der anfangenden Offenbarung bis zum Mittelpunkt der Rettung und Liebe und von diesem bis zur letzten Vollendung historisch zu entwickeln versucht, aber diesen Stufengang nach den Erweisungen der göttlichen Gnade nicht im Einzelnen nachzuweisen und diesen großen Plan nicht folgerichtig durchzuführen vermocht. Wie völlig mußte dem Verf. bey seiner formalistischen Manier ein Unternehmen mißlingen, welches den höchsten Schwung der Einbildungskraft voraussetzt! Christus soll Mittel- und Wendepunkt der Geschichte seyn, aber wie drückt der Verf. dieß aus! S. 87. „Ein neuer Tag (!) begann für die Weltgeschichte mit Christus. Gälte dieß nur, wenn die Geschichte nach Christus im großen Ganzen sich von den drey Schäden, die wir die ganze vorchristliche Geschichte durchdringen sehen, falscher Religiosität, beziehungsweise religiöser Aeußerlichkeit, Sinnlichkeit und Egoismus befreyt sähen, so wäre die Behauptung sogleich wieder zurückzunehmen.“

So wäre die Behauptung sogleich wieder zurückzunehmen! Und doch glaubt der Verf. an das von ihm aufgestellte Princip. Allerdings, es stört ihn dieser Widerspruch nicht im Geringsten. Er fährt also fort: „Die Geschichte nach Christus ist im großen Ganzen keine heiligere Geschichte, als die vorchristliche (?). Eben deßwegen könnte es scheinen (!), als ob man kein Recht hätte, die Geschichte durch die Erscheinung Christi in ihre beyden großen Hälften zu theilen. Aber dennoch (!) begann der Menschheit mit Christo — — ein neuer Tag.“

Ein neuer Tag! das ist freylich nicht viel gesagt, aber doch zu Viel, wenn die Geschichte nicht heiliger, die Menschheit nicht besser geworden ist. Und warum ein neuer Tag? Der Verfasser fährt fort: „denn alle Bedingungen hiezu (wozu?) waren mit seiner Erscheinung und seinem Auftritt gegeben, und das Vorhandenseyn dieser Bedingungen und irgend welche Wirksamkeit derselben in der ganzen Geschichte nach Christus, dieß ist es, was sie zu einem ganz neuen macht.“

Also das zweytausendjährige Vorhandenseyn der Bedingungen, ohne daß dieselben zur wirklichen Erfüllung sich vereinigen, weil sie nur in einer vereinzelten, in irgend welcher Wirksamkeit sichtbar werden, dieß ist nach dem Verf. der neue Tag, der die Geschichte zu einer ganz neuen macht. Es ist aber eine wahrhaft christliche Betrachtung der Geschichte nur eine solche, welche die Wirklichkeit, wie sie ist, aus dem Christenthum und dieses aus jener erklärt. Was das Christenthum ist und vermag, das leistet und vollbringt es in der Geschichte wirklich und wahrhaftig, es ist nicht bloß die Bedingung, sondern die Verwirklichung eines neuen Weltentages. Woher diese schwankende Auffassung des Verfassers? Er will das christliche Princip und doch scheut er sich, die christliche Geschichte anzuerkennen. Die Christen sind aber für ihre Geschichte verantwortlich — müssen diese Verantwortung nicht scheuen. Schlegel ist auf seinem katholischen Standpunkte fester begründet, als auf dem protestantisch kirchlichen der Verfasser, der das Princip festhalten will und doch der Geschichte der Kirche, der christlichen Staaten sich gleichsam schämt.

Von dem Umfang seines Planes gibt der Verf. eine hohe Vorstellung, indem er sagt: „Bey dieser Absicht unserer Gliederung und bey dem theologischen und metaphysisch-anthropologischen Element, welches die Logik der Geschichte hat, konnte sich nicht auf die Geschichte im engern Sinn des Wortes, auf Kriege und Siege, Reiche und Fürsten u. s. f. beschränkt, sondern es mußte auch das ganze religiöse und kirchengeschichtliche Gebiet hereingezogen werden.“

Der Verf. sagt zwar: „Es könnte sich auf die Geschichte nicht beschränkt werden,“ aber es ist sich vielmehr auf vereinzelte Notizen beschränkt worden, es ist die Geschichte im engern Sinn nur hie und

da hereingezogen. Wie zusammenhangslos und in welch unklassischer Form diese Notizen herbeygezogen sind, davon nur wenige Beyspiele. Die erste Epoche der Geschichte nach Christus ist, nach dem Verfasser, „die Epoche der dem neuen Licht- und Lebensprincip vorzugsweise theils feindlichen, theils förderlichen (!) politischen Macht.“ Da findet sich in der ersten Abtheilung folgende Charakteristik: S. 87. „Von Galba bis auf Domitian bilden Vespasian, welcher die Kriegszucht wieder herstellte und die Finanzen ordnete, Titus, sein Sohn, die Lust und Wonne des Menschengeschlechtes, die Licht-, der Fresser Vitellius und der grausame Domitian die schwarzen Parthien der römischen Geschichte.“

Dann heißt es in einem Abschnitt über die Rechte der heidnischen und jüdischen Cultur: S. 99. „heißt doch (!) das Zeitalter des August das goldne Zeitalter der römischen Literatur und sind die philosophischen Schriften eines Seneca so vortrefflichen Inhalts, daß man schon (!) vermuthete, sie seyen von Christen interopolirt. In Betreff der Baukunst haben besonders die Bauten von Palmyra und Baalbeck großen Ruhm (!). Uebrigens (!) nahm, wie die heidnisch römische Macht, so auch die heidnisch römische Literatur immer mehr ab. Unbedeutend ist, den Neuplatonismus ausgenommen, die antichristliche heidnische Literatur.“

In solchen Zusammenstellungen ist nicht nur die Zusammenhangslosigkeit störend, sondern wahrhaft peinlich für den Leser ist die Leerheit dieser allgemeinen Sätze, die, so ausgedrückt, den Verdacht erregen, als spreche der Verfasser von diesen Dingen nur von Hörensagen. So, wenn er vom Neuplatonismus fortfährt: „Er hat aber wenig eigentlichen philosophischen Werth,“ und endlich hinzusetzt: „der jüdische Talmud und die jüdische Kabbala, die sich in dieser Periode ausbildeten, liefern zwar Proben großen Scharfsinns, aber eben so viele der größten Abgeschmacktheiten.“

Solche Sätze sind keine „Proben“ eines selbstständigen Quellenstudiums und intimer Vertrautheit mit diesem Literaturgebiete.

(Schluß folgt.)

The Kalpa-sûtra and Nava-tatva.

(Schluß.)

Nur von dem zweyten werden Schüler namhaft gemacht, während der erste gar nicht weiter vorkommt. Nun sey dieser Gautama wahrscheinlich kein anderer als Gautama-buddha oder Sakyamuni bey den Buddhisten — eine Annahme, zu der das traditionelle Zeitalter der beyden Religionsstifter trefflich stimmt, da nach Angabe der singhalesischen Buddhisten das Todesjahr Sakyas 543 v. Chr. nach der gewöhnlichen Angabe der Dschainas der Tod Mahâvîras etwa 600 vor unserer Zeitrechnung stattgefunden hat. Colebrooke nimmt nun an, der eigentliche Stifter der Dschainareligion sey der Tîrthankara Pârçvanâtha, seine Lehre sey dann von seinem Schüler Mahâvîra erst völlig ausgebildet worden, die orthodoxe Lehre Mahâvîras habe Sudharma fortgepflanzt, während der zweyte Schüler Gautama eine eigene Secte gestiftet habe, die bald an Bedeutsamkeit die Dschainareligion weit übertraf. Etwas anders unser Hr. Uebers. Er nimmt Rishabha als den eigentlichen Stifter der Dschainareligion, er identificirt ihn mit dem Rishabha der Purânas, von welchem gesagt wird er habe sich großen Bußübungen hingegeben und sey nackt gestorben: Wilson Vishnupur: p. 163 und besonders not. 7. Im Uebrigen theilt er ganz die Ansichten Colebrookes und fügt noch bey, daß die so wenig übertriebene Lebensdauer, welche die Dschainas ihren Patriarchen geben, eben für deren Glaubwürdigkeit sprechen

Ob Colebrooke noch jetzt nach den neueren Forschungen über den Buddhismus, seine frühere Meynung festhalten würde, mag dahin gestellt bleiben. Wie jetzt der Stand der Forschungen steht, so gesteht Ref. daß er sich mit der Ansicht von dem hohen Alter der Dschainareligion nicht befreunden kann. Bey dem gänzlichen Mangel aller historischen Hülfsquellen für die ältere Geschichte Indiens muß meines Erachtens auf zwey Punkte ein großes Gewicht gelegt werden, auf die Inschriften und auf die Sprache. Die ältesten Monumente der Dschainareligion sind die Inschriften von Abu aus dem Jahre 1032 n. Chr. Die eigentliche Blüthe der Dschainareligion war das dreyzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Den Buddhismus dagegen können wir durch die Inschriften des Açoka bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurückführen. Die Dschainas sowohl als die südlichen Buddhisten haben ihre Religionsbücher nicht in Sanskrit geschrieben sondern in einem Vulgärdialekt, welche beyde den Na-

men Magâdhi führen, da sowohl Sâkya als Mahâvîra vorzüglich in Magadha lehrten und dort starben. Man braucht nun nur die wenigen Proben, die Hr. Stevenson von dem Mâgadhi der Dschainas in den Anmerkungen gegeben hat, mit dem Mâgadhi der Buddhisten oder dem Pali zu vergleichen, und kein Sprachforscher wird leugnen, daß der erstere weit verderbter und mithin jünger sey. Kennt man ferner die Art und Weise, wie sich besonders der Cultus der Buddhisten so einfach und natürlich, durch die Zeitumstände getrieben aus dem brahmanischen entwickelt hat, und man wird schwerlich sehr geneigt sein irgend eine Einwirkung der Dschainas anzunehmen. Und endlich, warum sollten in den Schriften der Buddhisten nicht ebenso gut die Dschainas erwähnt seyn wie die Brahmanen, wenn sie zu jener Zeit wirklich vorhanden gewesen wären? Die wahrscheinlichste Annahme bleibt also vor der Hand immer noch, daß die Dschainas erst zu einer Zeit entstanden sind, wo buddhistischer Cultus und Lehre schon ziemlich ausgebildet waren, und daß sie vieles schon fertig aus dem Buddhismus überkommen haben. Doch giebt Ref. gerne zu, daß die Acten über diesen Gegenstand nicht eher geschlossen werden können, als auch die Schriften der Dschainas zum wenigsten eben so bekannt sind wie der Buddhisten.

Wir müssen hier nochmals auf einen schon oben berührten Punkt zurückkommen, auf die Sprache, in der die Schriften der Dschainas geschrieben sind. Bis jetzt ist kein Text gedruckt, wir sind also in der Kenntniß dieser Sprache auf die Stellen beschränkt, welche Hr. St. in den Noten im Originale anführt und auf die Bemerkungen über diese Sprache die er selbst in dem Anhange zu seiner Uebersetzung p. 131—44 giebt. Wir haben schon oben gesagt, daß die Dschainas ebenso wie die Buddhisten ihrer heiligen Sprache den Namen Mâgadhi geben, es ist schon von den Verfassern des Essai sur le Pali gezeigt worden, daß das Mâgadhi der Buddhisten der Beschreibung durchaus nicht entspricht, welche indische Grammatiker von dieser Sprache geben. Viel mehr nähert sich das Mâgadhi der Dschainas der Beschreibung des Grammatiker Vararuchi, wenn es auch nicht in allen Punkten mit seinen Regeln übereinstimmt. Während das gewöhnliche Prakrit so wie das Pali die Laute ç, sh, s alle drey durch s ausdrückt, soll sie das Magadhi nach Vararuchi in ç verwandeln. Diese Eigenthümlichkeit ist allerdings dem Dialecte der Dschainas in gewissem Grade eigen; ç findet sich sehr häufig für die anderen Laute gesetzt, doch auch häufig s und die Dschainas behaupten, es sey kein Unterschied zwischen den beyden Lauten. Eine andere Regel des Grammatikers, daß j immer in y verwandelt werde, während im gewöhnlichen Prakrit und im Pali umgekehrt y in j übergeht, findet in dem Dschainadialecte beständig Anwendung z. B. gaya-gaja, râya-râja u. s. w. Ch. soll im Mâgadhi seine Stelle behalten, während es im gewöhnlichen Prakrit ausgeworfen wird, dieß geschieht auch in der Regel, in einigen Fällen wandelt sich auch ch in y. Der Nom. sg. geht auf ê, nicht auf ô aus wie im Prakrit und Pali z. B. gaye-gajo, mahâvîrê-mahâvîro u. s. w. Wenn nach diesem Allen nicht bezweifelt werden kann, daß das Magadhi der Dschainas dem Magadhi der Prakritgrammatiker am nächsten steht, so ist doch ebenso gewiß, daß es beträchtlich jünger ist als das Pali, der Beweis davon ist die weit größere Weichheit des Magadhi, das viele Consonanten ganz und gar auswirft oder erweicht, von den Aspiraten nur h übrig läßt. Dergleichen zeigt sich im Pali nur in einzelnen Anfängen, die meisten Consonanten entsprechen ganz den sanskritischen und nur die Consonantenverbindungen nehmen durch Assimilation eine veränderte Gestalt an. Da es nun von dem buddhistischen Pali sowohl als von dem Magadhi im höchsten Grade wahrscheinlich ist, daß sie erst dadurch, daß die Schriften der Buddhisten und Dschainas in ihnen geschrieben waren, von diesen Secten als heilige Sprachen angesehen wurden, nicht umgekehrt diese Schriften in den beyden Sprachen geschrieben wurden, weil sie heilig waren; so ist es gewiß ebenso wahrscheinlich, daß die Dschainareligion jünger sey als der Buddhismus, weil das Magadhi jünger ist als das Pali.

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil über die beyden übersetzten Schriften zusammen, so sind sie zur Vervollständigung unserer Kenntnisse über die Dschainareligion allerdings von Werth, noch dankenswerther aber würde es seyn, wenn uns die noch unbekannten Werke der Dschainareligion zugänglich gemacht würden. Wir hoffen von Hrn. Stevenson, dem in seiner gegenwärtigen Stellung die besten Quellen offen stehen, daß er uns noch mit manchem wichtigen Beytrage aus der Literatur dieser Secte beschenken werde.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6 Juni

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

Adventures in Mexico and the rocky mountains, by George Ruxton Esquire. London 1847.

Es mag kein geringer Schmerz gewesen seyn, den Herr Ruxton empfand, als er am Ende eines wohlbenutzten Aufenthaltes und einer Reise in Meriko, als er nach den glücklich überstandenen Beschwerden und Gefahren einer Wanderung durch das Felsengebirge auf einmal die Entdeckung machte, daß die Hauptausbeute seiner langen Reise, daß der in seinen Augen werthvolleste Schatz, den er bey sich führte, für immer dahin und verloren sey. Es war dieß jene sorgfältig von ihm angelegte Sammlung von Notizen, jener umständlich genaue Rechenschaftsbericht über Alles, was er während seines Aufenthaltes und bey seinem Wanderzügen in Centralamerika erforscht, erfahren und erlebt hatte.

Der sonst, in allen seinen Unternehmungen so vorsichtige und glückliche Mann, war schon so manches Mal mit all seinen beschriebenen und unbeschriebnen Papieren unversehrt über Meere und Ströme, über Berg und Thal gezogen, jetzt war er auf dem Rückweg nach der Küste, die Vorrathskammer seines Notizenbuches war gefüllt mit all den Früchten, auf deren Einsammlen er ausgegangen war, da ist nur noch ein Binnenwasser zu passiren, das durch den Regen und das Austreten des benachbarten Arkansasflußes mehr als sonst gewöhnlich angeschwollen war; die Ochsen, welche die Bagagewägen zogen, das muntre Thier, darauf unser Reisende ritt, waren solcher Wasserpartieen gewohnt und hatten schon manches Abentheuer der Art wohl bestanden, was bedurfte es da eines längeren Zögerns; man begiebt sich hinein, „es wird so tief nicht seyn“ und erreicht auch glücklich das andre Ufer. Die Manuscripte des Herrn Ruxton fanden sich in einem Tornister, der von wasserdichtem Zeug gefertigt war, was konnte diesem widerfahren seyn; man denkt nicht daran sich jetzt, wo man mit dem Weiterkommen zu thun hat, nach ihnen umzusehen. Erst nach 14 Tagen wird die Schatzkammer geöffnet, aber — o wehe — es war von oben her, durch eine unbemerkte Oeffnung das Wasser eingefloßen, hatte durch den wasserdichten Sack nicht wieder hinausgekonnt und darum mit den Papieren von mexicanischer Fabrik, welche mehr von Beschaffenheit des englischen Fluß- als Schreibpapieres waren, sich zu einer breyartigen Masse verbunden, in welcher kein Buchstabe mehr zu erkennen war. Eine Art Taschenbuch war indeß dem Reisenden noch geblieben, darin er mit wenig Worten die Hauptereignisse der einzelnen Reisetage angedeutet hatte; im Vergleich mit den weiter ausgeführten schriftlichen Berichten bildeten die hingeworfnen Sätze und wörtlichen Aufzeichnungen mancher Gespräche, welche das Taschenbuch enthielt, nur eine Art von Beywagen für Gegenstände von nicht streng wissenschaftlicher, wohl aber unterhaltender Art; sie gaben dem Verfasser einen Stoff zu jenen lebendigen Schilderungen der Völker und Landessitten, die er beobachtete und für dessen Bearbeitung ihm zum Vortheil der größeren Zahl seiner Leser, nach Verlust der Notizenbücher, desto mehr Muße und Neigung blieb.

So eben wurde in jeder Stunde der damalige Gewalthaber oder wie das in Furcht gejagte Volk schmeichelnd ihn nannte, der „unsterbliche Retter“ des Landes: Santa Anna in Veracruz erwartet, als unser Reisender am 11. Aug. 1846 dort vor Anker gieng. Die bleichen Gesichter, die verkümmerten Gestalten, das elende Militär, das häufig an seinen Flinten kein Schloß hat, sondern zum Losbrennen derselben statt der Lunte seiner immer glimmenden Cigarren sich bedient, machen auf den Fremden einen Eindruck, der, wenn keine andren Gründe ihn zum Verweilen nöthigten, alsbald ihn hinwegtreiben würde aus dieser „Stadt des Todes,“ wie die Eingebornen selber sie nennen. Alle größeren Gebäude tragen noch die Spuren der Beschießung während der letzten Kriege an sich, die kleineren, schwächern Gebäude liegen zum großen Theil in Trümmern da. Eine lebhafte Einbildungskraft fügt zu dem Eckel, welchen der Anblick der elenden Stadt und ihrer Bewohner erregt, noch einen andren hinzu, der dem Fremden während der Sommermonate fast das Athmen verleiden möchte; die Luft ist dann wie durch einen Aushauch der Gräber verpestet und in der That hier ist eine große Grabstätte, namentlich der Europäer, welche, wenn sie in der Zeit der Sumpffieber hierher kommen, in ganzen Schaaren der Seuche erliegen. Man findet es an solchem Orte begreiflich, daß der Soldat, dessen Loos ein höchst armseliges und bedauernswürdiges ist, zwar keinen eigentlichen, tapfern Muth, wohl aber in vorkommenden Fällen eine Geringschätzung des Lebens bezeugt, die ihn gegen die Gefahren des Todes gleichgültig macht. An Subordination und militärische Zucht ist selbst bey der Besatzung des durch seine Lage wichtigen Castells, (San Juan de Ulloa) gar nicht zu denken. Und doch waren eben in jener Zeit amerikanische Kriegsschiffe in der Nähe, von denen jeden Tag ein Angriff auf das Fort und die Stadt erwartet werden konnte. Das Naheseyn dieser respectgebietenden fremden Macht war es wohl auch, was dem Zinngießer Souza, einem Bürger von Veracruz, die Keckheit gab, dem Präsidenten Santa Anna in seinem eignen Palast und in der Mitte seines Generalstabes Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, die den ohnmächtigen Grimm des Gewalthabers aufs Heftigste reizten. Unser Reisender kam zu dem Auflauf des wild durch einander schreienden Volkes; auf seine Frage, was es da gebe? antwortete man ihm: „o es ist nichts, es ist nur eine Revolution.“

Ungleich mehr als der Lärmen dieser unblutigen Revolution trieb den Herrn Rurton das Gerücht, daß die Cholera in der „Stadt des Todes“ sey, aus ihr hinweg; er trat nach wenig Tagen seine Weiterreise nach der Hauptstadt an, welche er übrigens nicht, wie es die Landessitte ist, in einer von 2 Maulthieren getragnen Sänfte machte, die so eingerichtet ist, daß man auf ihrem gepolsterten Boden gerade ausgestreckt liegen kann, und durch ihr Dach ziemlich hinreichend vor den Strahlen der Sonne und dem Eindringen des Regens geschützt wird, sondern zu Pferde, während er in der Sänfte sein Reisegepäck unterbrachte. Der Regen floß am Nachmittag in Strömen herab, die Viehheerden von Santa Annas Besitzthum, das sich gegen 50 (englische) Meilen weit längs der Straße hier ausdehnt, lagerten bey Anbruch der Nacht so dicht auf dem Wege, daß man die Station, die zum Nachtlager bestimmt war, nicht erreichen konnte, sondern in einer Indianerhütte, unbequem genug, übernachten mußte. Die Beschreibung, welche H. Rurton von der Weiterreise giebt, kann den Leser nicht zum Besuch des Landes, wenigstens in solcher Jahreszeit einladen; der böse, faulige Geruch, der sich aus dem heißen, nassen Boden erhob, regte eine so melancholische Stimmung an, daß der Reisende selbst in den üppig grünenden Bäumen und Gebüschen, an denen sein Weg ihn vorüber führte, lauter Giftgewächse zu erblicken glaubte.

Allerdings machte sich dazwischen auch die Schönheit und Trefflichkeit dieses Himmelsstriches und seines fruchtbaren Bodens bemerkbar, in jenen Stunden, da der Weg über etwas höher gelegne Gegenden führte und von hellem, wärmenden Sonnenschein bestrahlt war. Dann waren alle Zweige mit den buntfarbigsten Vögeln erfüllt, die Flüsse und Sümpfe von Enten, Kranichen und Reihern bedeckt und die Brust fühlte sich erleichtert. Namentlich war dieses in der Umgegend der wahrhaft schön gelegnen Stadt Jalapa der Fall, deren Bewohner von ächt und alt castilischem Blute so wie selbst die Gebäude von alt

spanischer Architectur sind. So viel auch die Jalapenser auf die Reinheit ihres „blauen“ ächt kastilischen Blutes halten, das sich auch durch die Schönheit der Gesichtsform, namentlich bey den Frauen kund giebt, haben sie dennoch in neuerer Zeit sehr gern den Leuten von nicht so ächt blauem Blute den Zutritt in ihren engeren Kreis gestattet, denn ganz in der Nähe der Stadt finden sich zwey Baumwollen-Fabriken, deren Besitzer und Bearbeiter Engländer und Amerikaner sind, denen ihr Geld eben so viel bürgerliche Beachtung unter den spanischen Nachbarn erwirbt, als diesen selber ihre Abstammung. Uebrigens haben jene Fabrikherren es vortheilhafter befunden junge Indianerinnen und Mestizen zu ihren Geschäften zu verwenden, weil diese ungleich leichter die Aufgabe ihrer Thätigkeit begriffen, dienstfertiger und arbeitsamer, dabey auch genügsamer waren als das Volk von altkastilischem Geschlecht, welches hochmüthig auf die farbigen Arbeiter der Fabriken herabblickt und müßig daher gehend mit hungrigem Magen seine Cigarre raucht, während die Fabrikarbeiter bey ihrem guten Lohne alles in Fülle haben, dessen sie in diesem wohlfeilen Lande bedürfen.

Von Jalapa nach Mexico pflegt man, namentlich in dieser Jahreszeit, nicht anders als in der Diligence zu reisen. Nur wegen der Bequemlichkeit, nicht wegen der Sicherheit, denn wer diese Reise in solcher Art macht, der kann sich mit leichter Mühe einen Nachgeschmack der mittelalterlichen Zustände unsrer vaterländischen Gegenden verschaffen, da noch die Raubritter und Buschklepper die Straßen unsicher machten. Denn allerdings sind hier die Straßen eben so schlecht und der Räuberbanden giebt es eben so viele als bey uns in jener älteren Zeit, aber eines fehlt um den Vergleich anpassender zu machen, das ist die muthige Gegenwehr, mit welcher die vormaligen Reisenden bey uns, selbst die Landfuhrleute den Buschkleppern Widerstand leisteten. Denn hier in Mexico geschieht es nicht selten, daß 10 Passagiere in einer Diligence von einem einzigen Ladrone sich ausplündern lassen, während man auf der andern Seite Fälle kennt, daß ein oder zwey entschlossene und bewaffnete Engländer oder „Amerikaner,“ die in der Diligence saßen, einen ganzen Haufen solchen Raubgesindels in die Flucht schlugen. Als unser Reisender mit seiner Doppelflinte, seinem Carabiner mit doppelten Läufen, mit 2 Paar Pistolen und einem Doppelhacken bewaffnet zu den andern, einheimischen Passagieren in den Postwagen stieg, da erbleichten diese vor Schrecken und protestirten gegen jeden Widerstand im Fall eines räuberischen Angriffes, weil dadurch das Leben Aller in Gefahr gesetzt werde. „Meine Herren,“ sagte der Engländer, hier sind Waffen für sie Alle.“ „Bedenken Sie,“ antworteten die Andern, „daß dieses nicht Sitte des Landes ist.“ An mehreren Stellen auf dem Wege nach Puebla sah man zu beyden Seiten der Straße die Kreuze, welche zum großen Theil die Stelle bezeichneten, wo ein Reisender unter den Händen der Raubmörder sein Leben verlor; öfter rief der Conducteur in den Wagen hinein: hier ist eine sehr gefährliche Stelle. Eine Frau aus La Puebla, die unterweges in der Diligence ihren Platz nahm, erzählte, daß sie und ihre Reisegesellschaft erst gestern hier in der Nähe von sehr unverschämtem Gesindel seyen beraubt und mißhandelt worden, dennoch kam die Diligence, darin der Engländer mit seiner auf allen Stationen angestaunten Batterie der Feuergewehre saß, ohne allen Anstoß nach Puebla. In einem Lande, wo das Gesetz nur dem Namen nach, eigentlich aber nur rohe Gewalt der Einzelnen gegen Einzelne oder Viele herrscht, giebt es kein anders Mittel als Furcht und Schrecken, um sich gegen Raub und Mord zu schützen.

Puebla macht bey dem ersten Eintritt auf den Fremden den Eindruck einer sehr ansehnlichen, bedeutenden Stadt, die selbst in Europa durch ihre prächtigen, massiven öffentlichen Gebäude, so wie durch ihre in breiten, regelmäßigen Straßen stehenden Wohnhäuser als eine sehenswerthe gelten würde. Anziehender noch als die Stadt selber ist ihre Umgebung, die von der Natur im höchsten Maaße begabt und an alterthümlichen Erinnerungen reich ist. Denn hier finden sich die Pyramiden von Cholula und jene berühmte uralte Cypresse des letzten eingebornen Herrschers von Mexico (des Atlicho), welche 76 Fuß im Umfange misset. Riesenhaft in ihrer Art, wie diese altberühmte Cypresse, war eine vornehme,

dort eingeborne Dame, in deren Haus Herr Ruxton eingeführt wurde. Sie war die längste und wohlgenährteste Figur ihres Geschlechtes, welche der Reisende jemals in seinem Leben gesehen hatte, und dabey dennoch so gut proportionirt, daß sie zum Modell einer schönen Riesinnenstatue hätte dienen können. Sie schien den Blick, damit der Fremde sie betrachtete, wohl zu verstehen. „Können Sie es wohl glauben," sagte sie zu ihm, als er neben ihr beym Souper saß, „daß hier in der Stadt ein Fräulein lebt, das noch von massiverem Körperbau ist als ich bin" — „Gewiß aber dabey nicht so schön, antwortete der galante Tischnachbar" — „Ah, erwiederte die Dame, Sie spotten über mich; ich weiß, daß ich eine Kuh bin, freue mich aber, daß eine andre noch fetter ist als ich."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gliederung oder Logik der Geschichte.

(Schluß.)

Wir schließen mit einer Uebersicht über diese Gliederung.

Der erste Zeitraum der Weltgeschichte umfaßt die Zeit von der Schöpfung bis zur Sündfluth (1657 Jahre), der zweyte Zeitraum die Zeit von der Sündfluth bis auf Christus (2343 Jahre), der dritte die Zeit von Christi Geburt bis auf unsere Tage.

Der erste Zeitraum entzieht sich weiterer geschichtlicher Darstellung „aber nicht wegen Mangels geschichtlicher Notizen," sondern weil noch kein Völkerleben sich gebildet hat und dieß den Reichthum der Geschichte constituirt.

In der Völkergeschichte vor Christus unterscheidet der Verf. 1) die Ebräer als das Hauptvolk der Religion, 2) die Griechen als das Hauptvolk der Cultur, 3) die Römer als das Hauptvolk der Macht. Die andern Völker hatten „Nebenrollen:" so waren „bedeutendere Völker der Religion ferner noch die Indier und Zendvölker" u. s. f. Da aber die Entwicklung der vorchristlichen Völker innerhalb ihrer geschichtlichen Bestimmung „eine bedeutende Alteration erlitt," wurde das Volk der Religion zu einem Volke religiöser Aeußerlichkeit, das Volk der Cultur zum Volke der Sinnlichkeit, das Volk der Macht zum Volk des Egoismus: daher die Nothwendigkeit eines neuen Lichts- und Lebensprincips. Den Inhalt der vorchristlichen Zeit bilden also die Vorbereitungen auf dieses neue „Princip" und die „Aeußerung reagirender Depravation." — Eine lebendige Völkercharakteristik vermissen wir auch bey dieser Darstellung. Seitdem Herder und Johannes v. Müller mit großer Meisterhaftigkeit die Völker des Alterthums charakterisirt haben, erscheinen die spätern Versuche den Geist der Völker durch allgemeine Kategorien zu bezeichnen, als Wiederholungen des Bekannten, oder als Nachahmungen, welche die Frische und lebendige Wahrheit der Vorbilder nicht erreichen.

Des dritten Zeitraums erste Epoche ist die Epoche der politischen Macht bis 700 vor Christus; der Character der zweyten Epoche von 700 bis zur Reformation ist die Präpotenz der Religion; das Wesen der dritten Epoche beruht auf der Präpotenz der Wissenschaft und der Kunst. Diesen letzten Abschnitt beginnt der Verf. mit dem wahren Worte, daß die Menschheit durch Wissenschaft und Kunst ihrem Ziele auch in religiöser und politischer Beziehung zugeführt werde, indem Wissenschaft und Kunst alle Verhältnisse mit einem neuen Lichte beleuchten, und eben die Oberherrschaft über alle andern Mächte führen, wie einst die politische Macht und die Religion gethan. Auch am Schluße drückt er die zuversichtliche Hoffnung aus, daß Wissenschaft und Kunst die Bestimmung haben, den Bau des Reiches Gottes fortzusetzen und zu vollenden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

„Siehe da Mexico," riefen mit ähnlichem Entzücken die eingebornen Passagiere in der Postkutsche, als die italienischen Reisenden in einer Vettura, wenn sich die Stadt Rom den Blicken zeigt, da man von den Höhen jenseits Puebla hinab die große Hauptstadt des Landes von der untergehenden Sonne beleuchtet vor Augen liegen sahe. Schön und vielversprechend war die Ansicht von ferne, schon der Eintritt in ihre Gassen stimmte jedoch die Erwartung sehr herab, denn es erwies sich da in der Wahrheit, das was man von Mexico sagt: „die Straßen sind kothig, die Häuser schmutzig, unreinlich sind die Männer und noch mehr die Frauen, unsauber die Gerichte die auf den Tisch kommen, verunreinigt in mancherley Art selbst die Getränke." Aber dieser böse, zum Sprüchwort erhobene Vorwurf gilt nur den hier eingebürgerten und versessenen Mexicanern, nicht den Spaniern, welche während des sogenannten Befreyungskrieges hieher gezogen sind und auch nicht jenen Einwohnern, die sich durch einen etwas längeren Aufenthalt in der Fremde von der früheren Angewöhnung an den Schmutz losgemacht haben, denn diese machen von der widerwärtigen Regel eine rühmliche, obwohl seltne Ausnahme. Das aber, was dem Fremden in dieser schuldbelasteten, grundverdorbenen Stadt zunächst und am meisten in die Augen fällt, das sind nicht jene wenigen Ausnahmen, sondern das, was der größeren Masse gilt. Aussätzige in jeder Straße, auf jedem öffentlichen Platze; die Kaufmannsläden rußig und armselig mit Waaren versehen; die Märkte ein wüstes Durcheinander der verkäuflichen Gegenstände. In das Innre der Küchenbäckereyen und Osterien darf Keiner blicken, der sich nicht auf lange Zeit den Appetit zum Essen verderben will. Und der größere Theil der Menschen, die man da sieht, trägt schon in seinen Mienen das Gepräge des Lasters und der tiefen, geistigen wie leiblichen Verworfenheit; als hätten sie ein böses Gewissen, wagt keiner den Fremden gerade anzublicken; selbst die militärische Uniform kann dieses innre Gebrechen nicht verdecken, der Degen an der Seite nicht jenen freudigen Muth geben, den ein Mensch von gutem Gewissen besitzt, auch die künstlichste Schminke kann dem welken Angesicht keine Frische verleihen.

Von der Betrachtung des neueren Mexico's und seiner Bewohner wendete sich Hr. Ruxton zu der der alten, ursprünglichen Einwohner, so weit wir dieselben aus den Denkmalen und Werken ihrer Zeit zu beurtheilen vermögen. Hierzu bietet das National-Museum der Stadt eine günstige Gelegenheit dar. Dasselbe enthält eine Menge von mexicanischen Antiquitäten, deren Auswahl und Zusammenstellung zwar den frivolen und trivialen Sinn der Sammler und Anordner überall durchblicken läßt, die aber dennoch vollkommen ausreichend sind, um ein sicheres Urtheil über die Stufe der geistigen Bildung zu begründen, auf welcher die alten Mexicaner in der Blüthezeit ihrer äußeren Macht und inneren Entwicklung sich befanden. Unser Reisender spricht es ohne Bedenken aus, daß er in all den aztekischen Kunstwerken und Ueberresten auch nicht eine Spur gefunden habe, die auf eine höhere Stufe

der Bildung und der Vervollkommnung in den Künsten des geselligen Zusammenwirkens hindeutete, als die ist, auf welcher so manche wilde Völker unserer jetzigen Tage stehen, die sich zur Uebung der natürlichen Handgeschicklichkeit an Werken von Stein oder Holz die nöthige Zeit lassen. Allerdings sind manche Masken aus Obsidian, die ein menschliches Angesicht darstellen, manche Figuren von Säugethieren, Reptilien und Insekten aus Amethyst, Achat, Porphyr oder Serpentin gearbeitet, ziemlich treu und hübsch genug; von einem höheren Gedanken der Kunst, von einer Ahnung des Schönen und geistig Erhabenen kann aber auch im Entferntesten nicht die Rede seyn. Namentlich ist das Erhabene zu einem schreckhaft Gräßlichen entstellt, der Adel und höhere Liebreiz des Schönen in einem fleischlich Massenhaften untergegangen. Auch jene Sammlungen von neueren Kunstwerken spanischer und anderer europäischer Meister, deren einige von reich begüterten Herren in Mexico angelegt worden sind, erregen die Vermuthung, daß in dem Kunstgeschmack der alten Azteken etwas Ansteckendes gelegen sey, das auf den Geist der späteren Einwanderer und Besitzer des Landes übergieng; die Aufseher der Sammlungen nennen Namen von Meistern, ihre Werke aber vermögen sie nicht zu zeigen. Uebrigens lernte Hr. Rurton in der Madame Calderon de la Barca eine geschickte Porträtmalerin kennen, die namentlich im Treffen männlicher Gesichter sehr glücklich war.

Der Reiz der Neuheit hatte für unsern edlen Engländer hier in dieser Stadt und in solcher Jahreszeit nicht viel Verführerisches. Er hatte die Vormittage unter den Sehenswürdigkeiten des alten wie neuen Mexico's zugebracht, am Nachmittag um vier Uhr in dem besuchtesten Belustigungsort der vornehmen und gebildeten Welt der Stadt: im Paseo-Park die altväterischen Equipagen, gefüllt mit Herren und Damen, so wie die Reiter, welche dort ihre Uniform zur Schau trugen, an sich vorüberpassieren sehen, hatte an der Wirthstafel des Hotels von La Gran Socindad, das mit dem Nationaltheater unter einem Dache ist, in Gesellschaft von Schauspielern und ihres Gleichen sich gelangweilt und an den erkauften öffentlichen Ehrenbezeugungen

für Santa Anna, „den Helden des Vaterlandes“ sich geärgert. Dieß alles war ihm nur curios, nicht aber interessant vorgekommen; da er aber einmal in Mexico war, wollte er den Becher der Bekanntschaft mit dieser Stadt bis zu seinen Hefen austrinken; er wollte es nicht nur von seiner Tagseite, auch von seiner Nachtseite kennen lernen.

Wenn man das Volksleben in den größeren Städten aller wärmeren und heißeren Länder in seiner höchsten Regsamkeit sehen will, muß man bey Nacht, wenn die Trinkstuben, die Kaffehäuser, die Osterien beleuchtet sind, wenn aus allen Winkeln die Guitarre oder Zither begleitet von Gesängen tönt, die Gassen und Plätze besuchen. Es stehen da in Mexico überall an der Seite der Gassen die Cargadores bereit, den nächtlichen Wanderer auf ihren Schultern durch die Pfützen und über den Koth hinüber zu tragen, damit er sein leichtes Schuhwerk nicht durchnäßt, die Kleider nicht über Gebühr besudelt. Unserm Reisenden lag es daran, heute einmal von den tiefesten Noten der mexicanischen Volksthümlichkeit Schritt vor Schritt zu den höheren aufzusteigen; er ließ sich durch einen Führer, der ihm die Stelle eines Lohnbedienten vertrat, zuerst hinbringen zu den Belustigungsplätzen der niedersten Volksklasse. Seltsamer Weise finden sich diese in der unmittelbarsten Nachbarschaft des Acordada, eines Gefängnisses, darin sich eine Sammlung von groben Verbrechern und Lumpen findet, die an Zahl und Mannigfaltigkeit der schlechten Subjecte jede Sammlung der gleichen Art in den größesten Städten von Europa übertrifft. Statt des Bieres oder Branntweins oder Weines gibt es da Poulque, jenes Getränk aus dem Saft des Blüthenschaftes der amerikanischen (Agave) Aloe, gegen welches unser europäisches Naturgefühl anfangs so vieles einzuwenden hat. Es ertönt da in Begleitung der Guitarre das Nationalliedchen: „Pulque, o Pulque, du göttlicher Trank, Engel im Himmel trinken dich gern, so wie auf Erden die Damen und Herrn.“

Es war eine noble Gesellschaft des Gesindels, in welche unser Reisender an der Seite seines Führers in eine der Pulquewirthschaften vor den Hallen der Acordada eintrat. Erst schrieen alle auf gegen den Yanker oder den Texaner, gegen den National-

feind, den amerikanischen Freystaatler (denn dafür hielten sie den Engländer). Als sich jedoch Herr Ruxton nicht nur durch Nennung seines gegen Mexico friedlichen Vaterlandes, sondern auch durch eine That der englischen Großmuth, indem er jedem der Anwesenden ein halbes Maß Pulque auf seine Kosten einschenken ließ, als „Freund ihrer Nation“ erwiesen, ließen sie den Inglee hoch leben und ungestört unter ihnen seine Beobachtungen machen. England hat unter seinen tiefesten Senkgruben der Unsittlichkeit keine aufzuweisen, welche den Mördergruben zu vergleichen wäre, in denen sich Ruxton hier befand. Dort ist noch immer Furcht vor dem Gesetz, denn dieses stehet fest auf seinem alten, ewigen Grunde, hier in der Republik Mexico giebt es kein Gesetz, sondern man weiß nur von Gewaltthätigkeit, und als eine solche betrachtet man es, selbst wenn irgendwo oder wie von dem noch bestehenden Schatten einer Polizey den wildesten Ausbrüchen der Mordlust oder andern Sündengräuel Einhalt gethan wird, oder wenn neben den Opfern einer bloß politischen Parteysucht auch ein todeswürdiger Verbrecher mit dem Leben büßt. Jeder trägt das scharfe Dolchmesser bey sich, mit welchem er, wenn es seyn kann, heimlich, sonst aber auch ungescheut vor Anderer Augen die empfangene Beleidigung blutig rächt. Der Aussätzige, der in einer der kellerartigen Spelunken einen Mann, welcher mit ihm Karten gespielt hatte und in Zank mit ihm gerathen war, das Messer in die Brust gestossen hatte, setzte unbekümmert sein Spiel mit einem Andern fort, während das blutige Messer vor ihm auf dem Tische lag und ganz nahe bey ihm in einem dunklen Winkel der Verwundete auf einer Streu liegend mit dem Tode rang, dessen Niemand sich annahm, als ein nacktes Weib, welches, freilich vergebens, bemüht war, dem Blutstrome der Todeswunde Einhalt zu thun. Mit Schauder wandte der Fremde sich hinweg. Sein Führer brachte ihn in der Vorstadt Barrio de Santa Anna zu einem nächtlichen Tanzgelage von honetteren Leuten. Ihrer Kleidung nach schienen sie dieses allerdings zu seyn, denn die Frauen, zum Theil in reicher mexicanischer Tracht, strotzend von Silber und Gold, die Männer in zierlichen Kleidern, deren Zuschnitt und Ausschmückung die Provinz verrieth, aus der sie gebürtig waren, präsentirten sich in ihrer Weise als Leute von Stand und als Cavaliere und Cavalierdamen. Eine andere Bewandtniß als mit dem scheinbaren hatte es jedoch mit dem wirklichen Stande der meisten Theilnehmer an diesem Tanzgelage, das so reich besucht war, daß kein Saal und kein Zimmer des Hauses die Menge faßte, so daß die Musikanten und Tänzer ihre Lustbarkeit im Hofe so wie im Vorplatz des Hauses hielten. Denn diese Caballeros waren zwar keine solchen Leute, die sich, wie die in den Pulquerien und Spelunken von Acordada ihr Geld zum Vertrinken und Verspielen mit Betteln verdienten, wohl aber durch großartigere, einträgliche Schurkereyen. Es waren solche, die sich mit dem Stehlen von Pferden und Maulthieren und mit dem Verkauf derselben beschäftigen, die auf den Straßen die Passagiere der Postkutschen in Contribution setzen oder auch bey Gelegenheit durch Vermiethen ihrer Maulthiere und Pferde und als Begleiter so wie „Schützer“ der Reisenden sich Geld verdienen, und dann meist als muntere, dienstfertige Gesellschafter sich erweisen, die bey allen Landwirthen wohl bekannt und von ihren Kameraden, den andern Buschkleppern respektirt sind. Zu diesen Caballeros hatten sich andere gesellt, die sich in verschiedener Weise als Mäkler so wie Unterhändler Geld zu verschaffen wissen, ohne daß der Verdienst ihnen Arbeit und Schweiß kostet, oder auch junge Männer aus „gutem Hause,“ die dort ihren Lüsten nachgiengen. Man konnte da außer dem Fandango und arabischen Tanz allerhand mimische Darstellungen sehen, die mit äußerem Anstand und Zierlichkeit aufgeführt wurden, bis auf einmal wildes Geschrey und das Klirren der Messer die Ruhe unterbrach, und selbst Frauen, die den mörderischen Kampf verhindern wollten, Wunden davontrugen. Dem einen der Messerhelden waren von seinem Gegner die Sennen des rechten Armes durchschnitten worden; einige starke Männer hielten den Sieger, als er seinen wehrlosen Feind niederstossen wollte; da trat eine Patrouille mit gefälltem Bajonet herein und die lustige Gesellschaft stob auseinander. Unser Engländer entging mit Mühe dem Loos, das ihn als Fremden würde getroffen haben, eingeführt zu werden in das Innere

des Accordada-Gefängnisses, dessen Vorhallen er kurz vorher besucht hatte; auf ihre Landsleute, die „Caballeros," schienen die Soldaten keine ernstliche Jagd zu machen.

Herr Rurton war jetzt vollkommen gesättigt von Mexico's täglichen und nächtlichen Unterhaltungen, er trat nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt seine Weiterreise in das Hochland an, dessen erhabene Berggipfel in unwandelbarer Majestät auf den Schauplatz des sittlichen Elendes herabblicken. Es war keine unbedeutende Begünstigung für das Vorhaben unsres Reisenden, daß er hier in Mexico einen Landsmann fand, der das Geschäft eines Pferdverleihers ganz im Großen betrieb. In dem reichgefüllten Stalle dieses Herrn Smith fand Rurton sogar Rosse von guter englischer Zucht, welche die Mexicaner einem Detachement von Dragonern aus General Taylor's Armeecorps abgenommen hatten, das am Rio Grande in ihre Gefangenschaft gerieth. Auf dem einen dieser Thiere legte unser Engländer den Weg von 3000 englischen Meilen zurück, ohne daß an demselben eine Abnahme der Munterkeit und der Kräfte bemerklich war. Die Maulthiere für das Gepäck nahm er in der vorhin beschriebenen Vorstadt von St. Anna zur Miethe. Auch ein mexicanischer Knecht fand sich endlich zum Mitgehen bereitwillig, in eine Gegend, von deren Gefahren das hiesige Volk die mährchenhaft übertriebensten Vorstellungen hat, und was noch vortheilhafter war, ein junger Spanier, der nach den Minen von Guadeloupe und Calvo die Reise machte, schloß sich dem Fremden als Begleiter bis nach Durango an.

Eine Artilleriesalve kündigte so eben die Ankunft und den feyerlichen Einzug des Generals Santa Anna an, als die Reisegesellschaft mit ihren zwanzig Pferden und Maulthieren, begleitet von dem zugehörigen Trosse der Packknechte und Diener, am 14. September zum Thor hinaus zog. Die Insubordination, daran das Volk der Stadt leidet, scheint selbst auf ihre Thiere übergegangen zu seyn, denn kaum sahen die Maulthiere sich im Freyen, als sie, das eine da-, das andere dorthin, davonliefen, ihre schlecht befestigten Packsättel sammt dem Gepäck von sich warfen und im Grase auf die Weide giengen. Es kostete Mühe, die wild mit ihren Hinterfüßen ausschlagenden Bestien wieder einzufangen und zu bepacken, selbst ein Theil der Pferde war von dem Freyheitsschwindel ergriffen worden. Der Mexicaner kennt seine Thiere und die Wirkung seiner im gehörigen Maaße und nach kurzen Pausen sich immer wiederholenden Schläge, nach wenig Tagen legt sich der thierische Tollrausch, die Maulthiere fügen sich der Zucht und werden, wie unser Reisender sagt, so zahm und nachgiebig, wie Hunde. Dabey legen sie selbst in solcher Jahreszeit, darin die elenden, schlechten Landstraßen von der Fluth der Regengüsse überschwemmt sind, ohne Anstand einen Tagmarsch von 15 bis 16 Stunden zurück.

Auf große Bequemlichkeiten im Nachtlager, auch an den besuchtesten Straßen darf man sich bey einer Reise durch diesen Landstrich nicht gefaßt machen. Ein großer Thorweg führt zu einem Hofraum, an dessen Seiten etwa 6 sogenannte Zimmer ohne Fenster und Meublen zur Aufnahme der Gäste bestimmt sind. Eine drey Fuß über dem schmutzigen, ungedielten und ungepflasterten Boden erhöhte Steinplatte dient statt der Bettstelle. In einem Nebenhof, in dessen Mitte ein Brunnen ist, befinden sich die Stallungen. Der Wirth erscheint, Freund, so fragt ihn der Knecht, was giebt es hier zu essen? — Ach Herr, antwortete jener, hier ist gar nichts zu haben. — Hilf Himmel, schreit der Knecht, was ist das für ein Land. — Ja Herr, es ist ein sehr miserables. — Aber was ist da zu thun, meine Herren sterben vor Hunger. — Wenn die Herrschaften zufrieden sind, kann man mit einem Huhn, einem Gericht von Bohnen (Fiesolen), rothen Pfeffer und mit Maniockküchelchen (Tortillas) aufwarten. Gut mein Freund, seht nur zu, daß auch für uns Andere genug da ist — — (mit den Augen winkend) wer weiß es, wie viel Korn die Pferde fressen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

Die Töpfe oder Tiegel kommen, darin das Huhn, das Bohnengericht, die Tunke von spanischem Pfeffer und ein ganzer Haufen von Küchelchen, aufgetragen werden; Messer, Gabeln, Löffel giebt es aber da nicht. Am andern Morgen bringt der Wirth noch vor Tagesanbruch einige Tassen Kaffee, ein süßes Gebäck und zugleich die Rechnung.

Wie reich ist der herrliche Landstrich am Rio Lerma, wie lädt er durch sein Aussehen zum Anbau und zur Begründung von Niederlassungen ein, und wie spärlich ist er benutzt und bewohnt! Freylich darf man darüber die Eingebornen nicht fragen, denn diesen kommt es bey der Angabe der Bewohnerzahl auf eine oder etliche Nullen mehr oder weniger nicht an. So antwortete ein reicher Kaufmann in San Juan del Rio, einer Stadt von höchstens 8 — 10,000 Einwohnern, unserm Reisenden auf die Frage: wie viel Bewohner zählt die Stadt; ohne sich einen Augenblick zu besinnen: 80,000; auf die Frage, wie groß die Bevölkerung vom Thale Taos sey, erhielt er bey einer späteren Gelegenheit zur Antwort: 2 Millionen, da sie doch in Wahrheit nur gegen 12,000 beträgt.

Queretaro, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, zeichnet sich vor den meisten andern Städten des Landes in vortheilhafter Weise aus. Es ist von prächtigen Gärten und Plantagen umgeben, enthält einige hübsche Kirchen und andere Gebäude, die Straßen sind breit und reinlich, ein gemauerter Kanal voll frischen Wassers läuft durch die Stadt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 40,000, darunter sind 12,000 Indianer. Einige Tuchfabriken, so wie der Verkauf der Erzeugnisse der Gärten und des Tabakes sind für die Bewohner die Quellen eines gewissen Wohlstandes. Berühmt sind die Cigarren von Queretaro, an deren anfänglich etwas scharf erscheinendem Geschmack die Raucher bald ein solches Belieben finden, daß gar kein anderer Tabak ihnen mehr schmecken will. Auch die Pulque, die man hier bereitet, ist von vorzüglicher Güte, und außer ihr findet man dort noch ein anderes, aus dem Safte der Opuntienfeigen bereitetes, vortreffliches Getränk.

Der bisherige Weg von der Küste aus bis hieher hatte vorherrschend über Urgebirge und vulkanische Gebirgsarten geführt, zwischen Queretaro und Celaya tritt das Kalkgebirge ein. Man ist hier schon von dem höheren Gebirgsrücken in eine etwas tiefere Region herabgekommen, das Klima ist heißer geworden, hat mehr den Charakter eines tropischen angenommen. Die Ebenen sind von überaus fruchtbarem Aussehen, die Indianerdörfer, welche häufig darin zerstreut liegen, sind von sorgfältiger angebauten Feldern und Gärten umgeben, und statt der Mauern durch Hecken geschützt, welche von einer viereckigen Cactusart, dem dort sogenannten Orgelpfeifen-Cactus gebildet werden, der eine Höhe von 40 Fuß erreicht. Celaya ist eine Mittelstadt von 7000 Einwohnern, die sich großentheils mit Lederhandel und Lederarbeit, namentlich mit Fertigen von Sätteln, Zäumen u. s. beschäftigen. Uebrigens würde die fruchtbare Umgegend auch schon durch den rei-

chen Ertrag des Ackerbaues ihre Einwohner ernähren können, denn sie ist eine Kornkammer des Landes und ein Centralpunkt des Getreidehandels. Auch die Kirchen, deren die Stadt verhältnißmäßig viele und ansehnliche enthält, so wie die Klöster beziehen ihre Einkünfte in Getreide, das in großen Vorrathshäusern aufgespeichert und nach auswärts verhandelt wird.

Je weiter man in dieser Richtung aus der Nähe der Hauptstadt sich entfernt, desto mehr wird der Fremde ein Gegenstand der Neugier und naiver Verwunderung der Frauen, so wie seine Waffen Gegenstand der Bewunderung der Männer. Jenseits Celaya führt der Weg auf einer Strecke von 12 geographischen Meilen durch eine uninteressante, nur zum Theil angebaute Gegend. Die Nähe von Temascatno, einer sehr vereinzelt liegenden Ortschaft, ist als ein Bergungsplatz und Aufenthaltsort von Räuberbanden berüchtigt. Ein solches Gesindel kam in derselben Nacht, in der die Fremden hier schliefen, in das Wirthshaus, nahm da einen Trunk ein und erkundigte sich genau nach den Fremden und ihrem Gefolge. Wahrscheinlich hatte man ihnen viel von den guten Waffen erzählt, welche die Reisenden bey sich trugen; diese wurden nirgends auf ihrem Weiterwege nach Silao beunruhigt. Silao, eine Grenzstadt zwischen den Provinzen Quanaruato und Jalisco zählt gegen 5000 Einwohner. Es finden sich in der Umgegend alle die köstlichen Früchte des heißeren Amerika's und der Feldbau ist von bedeutendem Ertrag. Herr Ruxton, der hier zugleich mit seinem Reisegefährten einige Maulthiere kaufte, hatte Gelegenheit, den Vorzug zu bemerken, den die vorsichtige Behandlungsweise dieser Thiere nach englischer Sitte vor der spanischen hat. Der Spanier ließ am Abend, sobald die Ruhestätte erreicht war, von dem durchschwitzten Rücken der Thiere das Gepäck herunter nehmen, wobey dann auch ein Theil des Felles mit hinweggerissen wurde; die Thiere wurden sogleich nach ihrer Ankunft zum Brunnen gelassen und durften da nach Belieben sich vollsaufen. Der Engländer dagegen ließ, wenn er zum Ruheort kam, zuerst nur die Riemen locker machen, die Last erst abnehmen, wenn die erhitzten Thiere ein wenig abgekühlt waren, anfangs dieselben nur wenig saufen, während sie im Verlauf des Tagmarsches öfter zu trinken bekamen. Der Spanier verlor schon einen Theil seiner Maulthiere auf dem Wege nach Durango, und seine noch lebenden Lastthiere waren mit wunden Stellen und Beulen bedeckt; der Engländer brachte die seinen in vollkommen gutem Zustande bis nach dem 2000 engl. Meilen weiter entfernten Santa Fe in Neu-Mexico, dahin er 67 Tagreisen zu machen hatte. Die Stadt Lagos war in lebhafter Aufregung, als die Reisenden dort eintrafen, denn es war gerade der Vorabend zu einem großen Volksfeste, das vor allem durch ein Stiergefecht verherrlicht werden sollte. Für unsere Reisenden hatte das Fest keinen so großen Reiz, daß sie in der unbequemen Herberge es hätten abwarten mögen; man befindet in diesem Lande immer sich am wohlesten, wenn man außerhalb der Städte und Herbergen in der freyen, wenn auch heißen Luft ist.

Aguas Calientes ist eine zwar nicht große, dabey aber wohl gebaute Stadt, dagegen gehört Zacatecas, das gegen 40,000 Einwohner zählt, zu den ansehnlichsten Städten des Landes, seiner Bevölkerung nach, zugleich aber auch zu den häßlichsten und für den Fremden unheimlichsten. Die Straßen sind eng und schmutzig, das Volk ist von schlimmem Charakter, die Umgegend ist großentheils eine wilde Felsengegend, dabey aber reich an edlen Metallen. Dieser Gold- und Silbergräbery schreibt unser Reisender die sittliche Verdorbenheit des Volkes zu, die er in allen mexicanischen Bergstätten wieder fand. Während bey uns der Stand und die Beschäftigung der Bergleute öfters einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung des Volkes hat, ist dieß in den südamerikanischen Silber- und Goldbergwerken das Umgekehrte; es steht da der unersättliche Geiz und die Gewinnsucht des einen Theiles der Bewohner mit der bittern Armuth und Noth des andern in einem so grellen Widerspruche, daß die Dürftigkeit zu einer unerträglichen Bürde und zu einem Quell beständiger Erbitterung wird. Gerade um jene Zeit, da unser Reisender in Zacatecas war, kamen täglich Nachrichten von den Verheerungen, welche die Indianer durch ihre kriegerischen Einfälle in der Umgegend von Durango anrichteten. Sie

ermordeten das Landvolk, verwüsteten und verbrannten die Colonien und Landhäuser, und drohten, tiefer in das Innere einzudringen. Ihre Heerhaufen waren kaum 500 Mann stark, und man ließ sie ungehemmt eine Provinz verheeren, die von sogenannt gebildeten Einwohnern reich bevölkert und mit allen Mitteln der europäischen Kriegskunst ausgerüstet war.

Die armselige, schmutzige Bergstadt Fresnillo liegt in der Nähe der reichsten Silbermine, deren Ausbeute von außerordentlichem Betrag ist. Die moralische Versunkenheit der hiesigen Bergleute war unserm Engländer noch auffallender, als sie ihm dieß in Zacatecas gewesen. Selbst die, welche man aus Cornwallis hieher gezogen hatte, machten zwar dadurch von ihren mexicanischen Standesgenossen eine rühmliche Ausnahme, daß sie ungleich tüchtigere, fleißigere, zuverläßigere Arbeiter waren als diese, dabey aber waren sie dem Branntweintrinken ergeben und als arge Raufer bekannt. Uebrigens mochten diese ihrer Zahl nach wenigen unternehmenden Leute bey der Anlage des schönen Gartens, in der Nähe des ansehnlichsten Grubengebäudes vorzugsweise thätig gewesen seyn, denn diese Anlage war erst 2 Jahre alt, obgleich sie schon eine Fülle der köstlichsten Baumfrüchte und Gartengewächse trug. Ein solches wohlgelungenes Werk des Menschenfleißes thut dem Auge doppelt wohl in einer Landschaft, welche auf viele Tagreisen hin durch Faulheit und Nachlässigkeit der Bewohner, durch das unverständige Ausrotten aller Wälder und Gebüsche zu einer kahlen Einöde geworden ist.

Jenseits des wohlbekannten Mal Pais und seines vulkanischen Bodens kam die Reisegesellschaft zu einer Pflanzerwohnung, La Punta genannt, welche ein Jahr vorher durch einen plötzlichen Ueberfall der Indianer sehr gelitten hatte. Die Männer waren nach landesüblicher Sitte entflohen und hatten ihre Frauen und Kinder allen barbarischen Gräueln und Schandthaten der Wilden überlassen. So eben wurde hier, wo im vorigen Jahre eine Stätte des Jammers und der Verwüstung gewesen war, ein Stiergefecht gehalten, und Schaaren von berittenen, so wie bewaffneten Theilnehmern waren herbeygekommen. „Sehet, so sprach das Weib des Pflanzers mit großer Heftigkeit, diese 200 Helden da, die so muthig die armen Stiere zu Tode hetzen, wenn sich jetzt nur 20 Indianer sehen ließen, wie bald würden sie sich alle wie die Ratten in die Erdlöcher verkriechen.“

Durango, in einer Höhe von 6845 Fuß über dem Meere (Mexico, an der andern Seite des großen Plateaus liegt 7470 Fuß hoch), die Hauptstadt des nördlichen mexicanischen Gebietes, macht von ferne gesehen, schon durch seine ansehnlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude den Eindruck einer prächtigen Stadt, in der Nähe und in seinem Innern erscheint es jedoch wie eine faule Frucht mit bunter Außenschale. Unter seinen 18,000 Bewohnern, so urtheilt unser Engländer, giebt es 17,000 Schufte und Schurken, die Gassen sind voller Unsauberkeit und Schmutz, das Innere der Häuser, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, ist dagegen reinlich und sauber, wie man dieß im Ganzen von vielen ansehnlicheren mexicanischen Städten aussagen kann. Mit Recht heißt Durango die Stadt der Scorpionen, denn dieses schädliche Ungeziefer wohnt in allen Gemäuern. Zu seiner großen Freude fand Hr. Ruxton hier einen englischen Kaufmann so wie einige Deutsche und Amerikaner. Namentlich ist der Vorstand der Münze ein Deutscher, der sich durch die Anlage einer Kattunfabrik in der Nähe der Stadt um diese verdient gemacht hat. Von diesen wackren Fremdlingen in Durango genoß der Reisende viele Beweise von Gastfreundlichkeit und Dienstfertigkeit; auch hatte er alle Ursache mit seiner Privatwohnung bey der Wittwe eines Capuchins, so wie mit der Kost und Pflege in derselben zufrieden zu seyn.

Es mag schwerlich ein Land der Erde geben, in welchem die hochgepriesene Macht der europäischen Bildung und Waffenkunst so zum Gespötte wird, als dieß in Mexico der Fall ist. Man weiß es ganz genau und fast auf den Tag, wenn im September eine Schaar von etlichen hundert Kriegern vom Stamm der Comanches-Indianer, der in ziemlicher Entfernung von Durango wohnt, seine raubmörderischen Einfälle in das Land machen wird, ja man kennt sogar die Punkte, an denen die Feinde regelmäßig über den Rio Grande oder über die Ge-

birgspässe hereinbrechen, und dennoch läßt man das arme Landvolk, dem eine polizeyliche Maaßregel das Waffen tragen und besitzen verboten hat, und welches deßhalb diese, wenn man sie ihm zu seiner Selbstvertheidigung übergiebt, nicht zu handhaben weiß, ungehindert abschlachten, ihre Häuser plündern und berauben, ihre Kinder — Mädchen wie Knaben — in die Sklaverey fortschleppen. Man hört in Durango und im ganzen Lande mit Schauder von den ausgesuchtesten Martern und Grausamkeiten erzählen, unter denen eine Schaar von schlecht bewaffneten Wilden, die vielleicht vor einer einzigen Compagnie Kosaken die Flucht ergreifen würde, Tausende der Erwachsnen hinmordet, aber man wagt und versucht gegen solches Unglück eben so wenig eine Abwehr als gegen einen Sturmwind, der vom Gebirge hereinbricht. Dieser rath- und thatlose, dieser über alle Maaßen elende Zustand ist zunächst eine Frucht der republikanischen (anarchischen) Verfassung des Landes, dessen Ruhe seit dem Beginn der sogenannten Unabhängigkeitskriege bis zum Jahre 1846 durch 237 Revolutionen zerrüttet worden ist und das wie ein Kranker unter beständig sich wiederholenden Fieberanfällen ohne alle innere wie äußere Kraft darnieder liegt.

Dem Volk in Durango konnte man es, abgesehen von seiner natürlichen Feigheit, nicht verdenken, daß keiner aus seiner Mitte sich entschließen wollte, unsern Reisenden als Diener mitten durch das Land der Wilden zu begleiten. Schon war der muthige Engländer bereit, wenn kein Begleiter sich fände, die Reise nach Chihuahua und Neu-Mexico allein anzutreten, da bot sich ihm ein Kerl zu seinen Diensten an, dem man in jedem Gesichtszug die Ruchlosigkeit, Tücke und Bosheit eines ausgelernten Schurken ansah. Noch am Abend vor der Abreise aus Durango hatte dieser Schuft in einer Pulque-Trinkstube es offen ausgesprochen, daß er, weil der Fremde die Gewohnheit habe, seine Diener mit geladenen Pistolen zu versehen, gesonnen sey, denselben sobald als möglich von hinten her niederzuschießen und mit seinen Thieren und dem ganzen Gepäck sich davon zu machen. Hr. Ruxton erfuhr dieß, legte jedoch als auf die Worte eines Betrunkenen kein besonderes Gewicht darauf und auch einige Tage nachher, als der Schurke wirklich in einer einsamen Gegend auf seinen Herrn schoß, diesen jedoch aus Ungeschicklichkeit weit verfehlte, begnügte er sich damit dem zitternden, heimtückischen Feigling, statt ihn niederzuschießen, alle Waffen, selbst sein Messer abzunehmen und ihm einige Dutzend Hiebe mit dem Schnallenende seines Ledergürtels aufzuzählen.

Der schurkische Knecht war von jetzt an so gezähmt oder vielmehr in Furcht gehalten, wie dieß ja selbst der Hyäne geschieht, wenn sie einem Menageriebesitzer angehört, der sich auf die rüstige Aufrechterhaltung des „Lynch-Gesetzes“ (durch Schläge) versteht. Wenn auch von dieser Seite her in Frieden, hatte der Reisende dennoch nach einer andern Seite hin ohne Aufhören Gelegenheit, den Unfrieden der neuen mexikanischen Republik in allen seinen verschiedenen Formen und Bitterkeiten zu kosten. Das arme, von jedem Schutz, jeder Kraft der Gesetze verlassene Volk, durch dessen Mitte er zog, fühlte sich auf einige Augenblicke wenigstens getröstet und gestärkt durch den Anblick eines Mannes, der unter dem Schutze eines göttlichen und menschlichen Gesetzes in einem Vaterlande, das die wahre Freyheit kennt, erwachsen, den Muth hatte, allen Indianer-Schaaren allein die Stirn zu bieten. In La Noria, wo man so eben einen Angriff der Indianer erwartete, bat ihn eine Frau dringend, als Gast unter ihr Dach einzugehen, und von ihr die Pflege für sich und den Knecht, so wie Futter und Stallung für seine Thiere unentgeldlich anzunehmen, damit er ihr, der Wittwe, und ihren vaterlosen Kindern ein Schutz sey, denn er sey ein Mann, der nicht nur gute Waffen, sondern auch die Geschicklichkeit habe sich derselben zu bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9 Juni

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Fortsetzung.)

Allerdings hatte er selber, kurz vor seinem Eintritt in den Ort, ein Abentheuer mit einem Trupp der Wilden gehabt, wobey er nur durch einen glücklichen Zufall dem Angriff ihrer Pfeile und Spieße entgangen war; er gieng deßhalb auch zu dem Stadtrichter oder Alkalde, um denselben zur Ergreifung aller Mittel einer ernstlichen Gegenwehr gegen einen vermuthlich bevorstehenden Ueberfall zu ermahnen. „Ach, mein Herr," so erwiederte der Alkalde, „was können wir thun? Wir haben keine Waffen, und besäßen wir auch welche, dann würde dem Volke der Muth fehlen, einen Gebrauch davon zu machen. Aber Gott sey Dank, die Barbaren wissen das nicht und werden schwerlich eine (ummauerte) Stadt anfallen, weil sie hinter jedem Fenster einen Hinterhalt vermuthen."

Bey El Gallo, dahin der Reisende am 16. Oct. kam, hatten die Indianer erst 3 Tage vorher zwey Männer umgebracht, die zu der Carawane eines weit von Norden her kommenden Handelsmannes gehörten. Nahe am Wege lag ein scalpirter Leichnam, von den Geyern schon halb aufgefressen. Einem Pächter, in dessen Hause H. Rurton zu El Gallo seine Einkehr nahm, waren in den letzten Jahren drey seiner Söhne unter den Mörderhänden der Indianer umgekommen. Das Getreide war in der Umgegend des Ortes reif zur Ernte, die Einwohner wagten sich nicht hinaus, um es zu schneiden, sondern jeden Morgen zogen sie nur in Schaaren zu einem der Felder, um so viel sich zusammen zu raffen, als sie zum Lebensunterhalt für diesen Tag bedurften. Dennoch brachte der muthige Gast auch hier in das Haus, das er auf etliche Tage bewohnte, einen neuen, freudigen Muth; die jüngeren weiblichen Bewohner desselben (namentlich zwey Wittwen der ermordeten Söhne) vergnügten ihn am Abend bey dem Ton der Guitarre durch Aufführung des zierlichen Fandangotanzes und durch ihre Kunst, improvisirte Verse zu den Melodien der Saiten zu singen. Mit Wehmuth sahen sie den lieben Gast, der sie durch seinen Besuch auf etliche Tage der Sorgen vergessen gemacht und das Haus mit Freude erfüllt hatte, wieder scheiden und die alte Großmutter hieng ihm noch als Talismann einen kupfernen Ring um den Hals, dessen Kraft ihn vor den Pfeilen der wilden Comanches schützen sollte.

Ein solcher Talismann hätte ihm allerdings schon am andern Tage nach seiner Abreise von El Gallo noth gethan, als ihm in der Nacht einige Maulthiere, die nach Wasser lechzten, davon sich nirgends eine Spur fand, nach dieser guten Herberge zurückgelaufen waren, und der Knecht, den sein Herr den Thieren nachgesendet hatte, vergeblich auf sich warten ließ. Er traf da mit 11 Wilden, unter denen ein kräftiger Häuptling, so nahe zusammen, daß der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Schritte der Feinde nicht in unerwarteter Weise, ehe sie ihn bemerkten, sich nach anderer Richtung gewendet hätten. Eine Klapperschlange am Wege, die der kampflustige Reisende durch einen glücklichen Schuß in ihren Kopf für immer für die friedlichen Wanderer un-

schädlich gemacht hatte, maß in der Länge drey Fuß und hatte die Dicke des Handgelenkes eines männlichen Armes.

In Mapimi, einer Bergstadt mit 2 bis 3000 Einwohnern, verabschiedete H. Ruxton seinen Durangeser Knecht, der zwar den Taufnamen „Engel“ (Angelo) führte, ihm aber keineswegs ein Schutzengel gewesen war, sondern auf dem Wege hieher, außer dem unmittelbaren Anschlag auf sein Leben, ihn mehrere Male durch seine Feigheit und Unfolgsamkeit in Zorn und Verlegenheit gebracht hatte. Es fand sich hier ein andrer Diener in der Person eines kleinen Irländers, der 18 Jahre lang im Lande gelebt und die „mexikanische Republik“ mit Ausnahme von Neu-Mexiko schon nach allen Richtungen durchzogen hatte. Der Zustand der Bewohner von Mapimi, die in beständiger Furcht vor ihren grausamen, wilden Nachbarn des Lebens niemals recht froh werden und niemals den rechten Muth haben, den Bau der reichen Silberminen in der Nähe ihrer Stadt auf kräftige Weise anzugreifen, ist von einer solchen Art, daß er den Reisenden nicht zu einem längeren Verweilen unter ihnen einladen konnte. Noch am Abend vor seiner Abreise versuchte es eine Deputation der Stadtbewohner, an ihrer Spitze der Alcalde, ihn von seinem tollkühnen Entschluß, quer durch Chihuahua zu reisen, abzurathen. Ihr Bemühen war vergeblich. „Welch ein Tollkopf ist dieser Engländer,“ sprachen sie.

In der That es gehörte ein solcher Kopf und ein solches Herz dazu, als der Reisende hatte, um mit ruhiger Entschlossenheit so geraden Weges den Raubmördern entgegen zu gehen. Der von den Sonnenstrahlen durchglühte Landstrich, in welchen er von Mapimi aus eintrat, war derselbe, durch den die Indianer ihren Einbruch in das Land der gehassten Weißen machen, und so eben waren ganze Schaaren auf diesem Zuge begriffen. Nach einem heißen Tagmarsch von 16 Stunden Weges sahen die beyden Wanderer eine Ortschaft vor sich. Dieß war Jarral Grande „gewesen,“ denn jetzt war es nicht mehr ein Wohnort der Menschen, sondern nur noch der Thiere. Ein Wald von Kreuzen außen vor dem gewesenen Dorfe deutete die Stätten an, dahin man, als hier noch Hände zum Begraben sich regten, die entstellten Leichname der von Feindeshand Gemordeten verscharrt, oder wo man diese in ihrem Blute liegend gefunden hatte. Jarral Grande mußte vormals, ehe die „Segnungen der Republik“ das Land beglückten, ein sehr wohnlicher, angenehmer Ort gewesen seyn; die Häuser waren von Gärten umgeben, in denen noch jetzt mannichfache Blumen blühten und die Melonenranken sich weithin verbreiteten. In einem der Häuser, in das der Reisende trat, saß ein alter Hase auf der Thürschwelle, und im Innern desselben trieben sich mehrere junge Häschen herum, in einem andren hauste eine große Katze, überall sah man Eidechsen und kleine Schlangen in und am Gemäuer herumkriechen.

Das ansehnlichste Gebäude des Ortes, wahrscheinlich die gewesene Wohnung des Priesters oder des Ortsvorstandes, mußte erst in der vergangenen Nacht einer Gesellschaft von Indianerkriegern zum Aufenthalt gedient haben. Man sah da die Kohlen und Asche des Feuers, das sie sich auf der Hausflur angezündet hatten; dabey lagen einige Kalabassen-Trinkschalen, ein Bogen und der Scalp (die Kopfhaut) eines von den Barbaren ermordeten Weißen. Die Gesellschaft, die hier übernachtete, mußte entweder schon früh vor Tage aufgebrochen seyn und das Zurückbleiben dieser Gegenstände nicht bemerkt haben, oder sie war gesonnen, in der nächsten Nacht wieder hier einzusprechen. Die letztere Vermuthung erhielt eine größere Wahrscheinlichkeit durch die Menge der frischen Fußspuren der Indianer und ihrer Pferde, die sich im Sande am Ufer des kleinen Flußes zeigten, an welchem die Reisenden ihre Pferde und Maulthiere tränkten. Sie zogen dann ihre Thiere hinein auf den freyen Rasenplatz, der in der Mitte des vormaligen Dorfes lag, während sie selber in dem nahen Gemäuer eines zerstörten Hauses, mit den Gewehren in der Hand, abwechselnd die Wache hielten.

Es war dieß, so reizend auch die Aussicht nach der Kette der Hochgebirge an manchen Punkten sich zeigte, für diesen Augenblick wenigstens keine Landschaft, durch die man gemüthlich und in mäßigen Tagreisen wandern durfte, es konnte jeder Augenblick des längeren Verweilens das Leben selber gelten; noch vor Tagesanbruch saßen die beyden Rei-

senden in ihren Sätteln. Nach einem Ritte von 17½ Wegestunden hatten sie den Arroyo de los Indios (den Indianerfluß) erreicht, über den sie an derselben Furth hinübersetzten, an welcher, wie die frischen Spuren bezeugten, kurz vorher eine Schaar der Feinde ihn passirt hatte. Nur wenige Stunden der Nacht gönnten sie an einer Stelle, die am Fluße aufwärts hinter Gebüschen versteckt lag, mehr ihren Thieren als sich selber einige Ruhe, dann brachen sie noch im Dunkel der Nacht auf, um Jarral Chiquito, eben so wie Jarral Grande, eine vormalige Ortschaft, noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. — Denn es war bekannt, daß die Indianer zwischen den Ruinen jenes von ihnen zerstörten Dorfes, wenn sie auf ihren Zügen daher kommen, ihr Nachtlager halten; man wollte noch im Dunklen an dem Lagerplatz der Räuber vorbeyeilen. Für heute indeß zeigte sich diese Sorgfalt unnöthig, die Brandstätten des Dorfes, unter denen nur noch ein Gebäude ohne Dach aufrecht stand, waren von ihren nächtlichen Gästen verlassen, man konnte jedoch an vielen Spuren es erkennen, daß diese vor Kurzem noch hier waren. In dem noch stehenden Gebäude lag das Gerippe eines Hundes, der vielleicht in treuer Vertheidigung seines Herrn (Menschengebeine lagen in der Nähe) und zugleich mit diesem den Tod gefunden hatte. Ein Quell mit ziemlich salzig schmeckendem Wasser in der Nähe der Brandstätten diente zur Erquickung der Menschen und Thiere, doch währte die Ruhe bey denselben nur kurze Zeit, bald nach Mittag eilten die Reisenden weiter und ritten bis gegen Abend durch die weite Ebene. Die Stelle, da sie übernachteten, hatte weder Wasser noch hinreichendes Futter für die Maulthiere und Pferde, und die armen Thiere bedurften beydes, denn sie hatten in 24 Stunden einen Weg von mehr denn 60 englischen Meilen gemacht. In einiger Entfernung von dem Lagerplatz sah man bey Nacht ein Wachtfeuer der Indianer.

Schon mit Tagesanbruch waren die Lastthiere wieder bepackt und der Herr so wie sein kleiner Irländer, der sich auf dem ganzen bisherigen Wege ziemlich wacker und muthig gezeigt hatte, saßen wieder zu Pferde. Nur noch ein saurer Ritt von fast 18 Stunden Weges, und sie sahen zu ihrer großen Freude die kleine Stadt Quajaquilla mit ihren netten, weißen Häusern vor sich liegen. Hier war endlich ein gesicherter Ausruheplatz für die Reiter und ihre Thiere und ein hinlänglicher Vorrath von Lebensmitteln für beyde. Nicht aber nur für sich selber, sondern auch für eine ganze Gesellschaft andrer Nothleidender kam H. Ruxton gerade zur rechten Zeit und Stunde dort an. Es waren 11 Amerikaner aus den vereinigten Staaten, welche als Gewerbsleute an die Carawane sich angeschlossen hatten, die unter der Leitung eines Deutschen, Namens Spier, von Santa Fe nach Durango gezogen war. Seit länger als einem Monat hatten sie von ihrer Reisegesellschaft sich getrennt, um auf dem Wege über Teras nach ihrer Heimath (am Missuri) zurückzukehren. Es waren damals ihrer 21 gewesen, davon 10, wenn sie anders noch lebten, hülflos und hülfsbedürftig in der wasserlosen Einöde schmachteten, denn sie alle hatten sich in diese verirrt, ihren brennenden Durst zuletzt nur durch das Blut ihrer geschlachteten Maulthiere zu stillen gesucht und die 11, die noch zum Gehen fähig gewesen, waren endlich durch mitleidige Hirten in einem Zustand hieher gebracht worden, in welchem sie unser Reisender noch fand — abgezehrt zu Skeleten, ohne Kraft ein lautes Wort zu reden. Dazu wurden sie hier als Gefangene betrachtet. H. Ruxton ließ sogleich eine kräftige Suppe für sie bereiten, wirkte ihnen durch sein Fürwort bey dem Alcalde alle nur mögliche Freyheit innerhalb der Stadtmauern aus und stellte sich selbst an die Spitze einer Anzahl von Einwohnern der Stadt, welche unter seiner Führung muthig am andren Tage zur Nachforschung nach den zehn noch vermißten Unglücklichen ausritten. Sie fanden keine Spur von diesen, sondern nur die Körper einiger an Durst gestorbener Pferde, und als sie nach einem zweytägigen Herumirren in der dürren Einöde wieder zur Stadt zurückkehrten, war das Erste, das unser Engländer vernahm, die Neuigkeit, daß in der Nacht Diebe in seine Wohnung eingebrochen seyen, die alle seine Sachen, namentlich auch den Mantelsack, darin sein Reisegeld, eine Summe von mehr als 3000 Dollars sich befunden, geraubt hatten. Einige Helfershelfer der Diebe hat-

ten den irländischen Knecht an einen Ort verlockt, wo es ein Trink- und Tanzgelage gab, und während sie ihn da auf etliche Stunden in einer der Trinkstuben eingesperrt hielten, hatte das Raubgesindel sein Geschäft beendigt. Der arme Bursch hatte sich auf einen schnellen Tod von der Hand seines Herrn gefaßt gemacht, der durch ihn in solchen Schaden gekommen war; dieser aber hörte die Neuigkeit mit sehr ruhiger Fassung an und mit Hülfe des Alcalden gelang es bald die Diebe, die ja nur in der Stadt, nicht außen in der unsichern Landschaft seyn konnten, aufzufinden. Sie wurden durch die Folter zum Geständniß und zur Angabe der Orte gebracht, an denen sie die gestohlenen Güter versteckt hatten, und diese alle ihrem Besitzer wieder eingehändigt, der überdieß auch noch hierbey Gelegenheit fand, die wahrhaft edle, uneigennützige Theilnahme kennen zu lernen, welche dieser Unfall, der einem Fremden unter ihnen widerfahren war, bey den meisten Bewohnern der Stadt erregt hatte. Ueberhaupt standen hier wie anderwärts die reisenden Engländer in großer Achtung, während man die Amerikaner wegen ihrer Grobheit, da sie nicht einmal die Frauen begrüßten, wenn sie in ein Haus traten, für halbwilde Heiden, ja für Teufelsanbeter hielt.

In Quajaquilla verweilte unser Reisender fast eine Woche lang und genoß in dem Hause der Dame, bey welcher er nach eigener Wahl eingekehrt war, eine Pflege und eine Ruhe, deren er nach langen bereits ausgestandenen Mühseligkeiten seiner Reise und zur Stärkung auf die noch künftigen sehr nothwendig bedurfte. Freylich vermißt man in diesen nördlichsten Gegenden von Mexico auch in dem Hause der reicheren oder vornehmeren Bewohner manche Bequemlichkeit, die sich in Europa in jedem Dorfwirthshaus findet. Es giebt da keine Betten, keine Tische, keine Stühle. Man breitet bey Nacht eine Art von Matratze auf den Boden, darauf streckt man sich, deckt sich mit dem Mantel zu, und dieses Lager dient zugleich, indem man die Matratzen und Decken zusammenrollt und ein buntes Tuch darüber breitet, während des Tages statt eines Sofas oder Sessels. Die Gerichte stellt man vor den Gast auf den Boden hin, statt des Löffels bedient man sich eines dreyeckigen Stückes von einem Maniokmehlküchelchen (Tortilla). Am Abend raucht man vor der Hausthüre sitzend in Gesellschaft seine treffliche aus dem besten Tabak gefertigte Cigarre.

Der Morgen (am 3. Nov.) war ziemlich kalt, an welchem der freygebige Engländer unter tausend Segenswünschen seiner guten, frommen Wirthin den Ort des Ausruhens verließ. In Santa Rosalia, einem kleinen, schmutzigen Nest, das die Mexikaner vergeblich gegen einen etwa möglichen Einbruch der Amerikaner in Vertheidigungsstand zu setzen suchten, ward er noch bey Nacht als amerikanischer „Spion“ vor den General citirt, von diesem jedoch, nachdem er den Paß und die Sicherheitskarte des vornehmen Reisenden gelesen, mit allen nur erdenklichen Höflichkeitsbezeugungen wieder entlassen. In Las Saucillas, einem Indianerdorfe, dessen Bewohner auf eigene Kosten und Gewinn den Bergbau auf den benachbarten Silberminen betreiben, übernachtete H. Rurton in dem mächtig großen, dabey aber sehr kunstlos aus Lehmengemäuer aufgeführten Hause eines alten Indianers, welcher der Vornehmste unter den dortigen Gewerken zu seyn schien. In dem hochgewölbten Erdgeschoß, bey dem Feuer des Schmelzofens, an welchem der Alte eifrig beschäftigt war, erzählte derselbe seinem Gaste von dem vormaligen Reichthum der nachbarlichen Erzgänge, von der Verwandlung der Silbermassen eines berühmten Erzganges, die schwarze Ader genannt, in Bley, weil ein Bergmann den Geisterkönig, welcher diesen Gang beherrschte, durch sein verächtliches Urtheil über den Betrag der Ausbeute im höchsten Grad beleidigt hatte. Es herrschen dort unter den Indianern dieselben Sagen von Berggeistern und Kobolden wie bey unsren deutschen und englischen Bergleuten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Adventures in Mexico and the rocky mountains.

(Schluß.)

In San Pablo wurde unser Reisender, während er mit seinem Pferd auf dem Marktplatz hielt, um auf seinen Knecht zu warten, den er ausgesendet hatte, sehr höflich von einem vornehmen Herrn eingeladen unter sein Dach einzugehen und mit ihm und seinen Freunden zu Mittag zu speisen. Verwundert über diese, in Merico seltene Höflichkeit trat der Engländer ein; es gab da, dem vornehmen Stande des Hausbesitzers entsprechend, einen wirklichen Tisch, darauf man das Essen stellte, dabey aber weder Messer noch Gabel noch Löffel. Die Gastfreundschaft jenes vornehmen Herrn war übrigens nur eine scheinbare gewesen, denn als am andren Morgen der Engländer dankbar seinen Abschied nehmen wollte, brachte ihm der Knecht eine Rechnung, die ansehnlicher war als sie für Wohnung und Essen in dem größesten vornehmsten Hotel von London oder Paris gewesen seyn würde.

Der Weg von El Pablo nach Chihuahua, der Hauptstadt der Provinz des gleichen Namens, führt durch einen Engpaß des Gebirges, der wegen der plötzlichen Angriffe, welche dort die Indianer aus ihrem Felsenversteck auf die Reisenden machen, sehr übel berüchtigt ist. Auch die Stadt war damals für viele mexicanische Familien ein Ort der Furcht und Sorgen, weil man täglich einen Angriff der Amerikaner erwartete. Für unsren Reisenden wurde der kurze Aufenthalt dort zu einem sehr vergnüglichen, da er in Chihuahua eine englische Familie fand, die mit allen Comforts der Heimath versorgt, und welcher es eine große Freude war einen solchen Landsmann bey sich zu beherbergen und zu bewirthen. Der Landsmann, in dessem Hause Herr Rurton jene freundliche Aufnahme fand, war Vorstand der Münze und zugleich einer der bedeutendsten Theilnehmer an dem Gewinn des reichen Bergbaues der Umgegend. Außer dem Ertrage der Bergwerke verdankt die nur von 8 — 10000 Menschen bewohnte Stadt ihren Wohlstand dem lebhaften Handelsverkehr mit den vereinigten Staaten, denn es giebt hier große, reiche Niederlagen von Waaren aller Art, die aus den nördlicheren Ländern des Welttheiles und auch aus Europa kommen. Außer diesem Handel und ihrem Metallreichthum bietet aber die Umgegend der Stadt wenig Hülfsquellen zur Ernährung einer größeren Volksmenge dar. Es gilt von dieser Umgegend, was man von der ganzen gleichnamigen Provinz sagen kann, welche bey einem Flächeninhalt von 107,384 (engl.) Quadratmeilen nur aufs Höchste gerechnet 180,000 Einwohner zählt, so daß nicht einmal 2 derselben auf eine Quadratmeile kommen. Eine Folge, nicht allein der Beschaffenheit des Bodens, sondern auch der Vernachläßigung aller Cultur desselben durch Menschenhände. Die große Mannichfaltigkeit der Thierwelt wenigstens, welche um Chihuahua lebt und deren Schaaren, wie unser Reisender sagt, diesen Landstrich zu einem Paradies für die Jäger und Jagdfreunde machen, läßt nicht auf eine unbezwingbare Sterilität des Bodens schließen. Viererley Arten vom Geschlecht des Hirsches, eine Art von Antilopen, ganze Heerden

des amerikanischen Mouflons oder wilden Schaafes, Pecaris, Hasen, Kaninchen beleben die Berge wie die Ebenen und Thäler: in den Flüssen und Waldbächen wohnt noch in Gesellschaften der Biber; die edelsten Arten der amerikanischen Wildhühner bevölkern die Wälder und Gebüsche, in den Sümpfen zeigt sich eine Menge der Wasser- und Sumpfvögel vom Geschlecht der Enten, Reiher, Schnepfen und Regenpfeifer. Der Jäger wird hier niemals leer nach Hause gehen, obgleich sich dort mit dem Menschen zwey Arten der Wölfe und der silbergraue Bär der Felsengebirge in die Beute theilen, während der gemeine, schwarzbraune amerikanische Bär sich mehr mit Pflanzenkost begnügt. Neben dem Jäger wird auch der Entomolog in jenem Landstrich eine Ausbeute, wie in wenig andern Gegenden der Erde finden. H. Ruxton zählte nur allein aus der Familie der Mantis- und Heuschreckenartigen 75 verschiedene Formen (Species?), darunter solche von außerordentlicher Größe. Ungleich mannichfaltiger sind noch die Arten der Käfer, leider wird aber das Sammlen durch eine große Menge der Klapperschlangen sehr gefährlich.

Man schreibt die Verödung des Landes und seine Entvölkerung durch das Hinwegziehen der vormaligen Bewohner auch den mörderischen Ueberfällen der Apachen-Indianer zu, obwohl dieser Stamm umgekehrt über die Grausamkeit der Weißen sich beklagen könnte, die zuweilen in Zeiten des Friedens ganze Schaaren von Männern, Frauen und Kindern in die Städte lockten, sie mit Branntwein berauschten und dann meuchlings ermordeten. Diese Weißen übten das Scalpiren der Indianer in noch viel ausgedehnterem Maaße als die Eingebornen es an ihren Feinden gethan, die Regierung bezahlte für jeden Indianerscalp, den man einbrachte, etwas Gewisses; das vormalige Volk des Landes wird vielleicht in naher Zeit fast ausgerottet und von der Erde vertilgt seyn.

Von Mexico bis Chihuahua rechnet man 1250 (engl.) Meilen; der nächste Seehafen, Gaymas im Golf von Californien ist 600 Meilen von der letzteren Stadt entfernt und der zwischenliegende Landstrich ist in hohem Grade unwegsam. Unser Engländer erhielt zu seiner Begleitung und Bedeckung eine Escorte von 2 sogenannten Dragonern aus dem Regiment Vera Cruz, das mit seinem General bey der Annäherung der Amerikaner an Santa Fe, ohne einen Schwertstreich zu versuchen, davon gelaufen war. Sie waren statt der Uniform in Lumpen gekleidet, mit Strohhüten und barfuß, dabey eben so abgemergelt als ihre Pferde, so daß vielmehr sie eines Schutzes zu bedürfen schienen, als fähig einem Andern diesen zu gewähren. In solcher Art war das ganze reguläre Militär der Republik in diesem Lande bestellt, daher es nicht verwundern kann, daß wenig Monate nachher ein Corps von 900 Mann freywilliger amerikanischer Soldaten, geführt vom Colonel Doniphan, eine Armee von 3000 Mexicanern, die noch dazu in vortheilhafter Stellung sich verschanzt hatten, schlugen und fast vernichteten, und daß sie die Hauptstadt der Provinz einnahmen, ohne nur einen Mann zu verlieren. Die Söhne der neuen, mexicanischen Republik ließen sich, wo sie nicht ausreissen konnten, abschlachten wie Schafe.

Es war jetzt, im December, eine sehr strenge Kälte eingetreten, dabey gab es in der Einöde, durch welche der Weg nach el Paso del Norte, eine der ältesten spanischen Niederlassungen des Landes führte, für Menschen und Thiere nur sehr spärliche Nahrung. In El Paso mußte der Reisende trotz seines Protestirens es sich gefallen lassen abermals eine Escorte bis zur Gränze des Landes mit sich zu nehmen. Sie bestund aus 15 Mann sogenannter Hülfstruppen, deren Aussehen selbst einem John Falstaff würde erbarmt haben. Sie waren mit Pfeil und Bogen so wie mit alten, rostigen Wachtspießen bewaffnet. Ein alter Mann, der ihr Führer zu seyn schien, suchte den vornehmen Fremden aufs Beste zu unterhalten, er erzählte diesem, daß er nicht nur die Befreyungskriege mitgemacht, sondern auch noch unter dem Könige als Soldat gedient habe. Als er den König nannte, zog er ehrfurchtsvoll seinen Hut ab. „Ach wie glücklich“ sagte er „war das Land gegen jetzt, als es noch unter der Regierung eines Königes stand.“

Zwischen el Paso und den Gränzen von Neu-

Mexico ist der Boden ganz überaus fruchtbar und für den einträglichsten Anbau geeignet. Die Wälder bestehen großentheils aus Baumwollenbäumen, Zwergeichen und Akazien, und es fehlt dem Lande zu seinem Aufblühen nichts als eine Bevölkerung von fleißigen, dabey wehrhaften Menschen, die den Einfällen des armen Restes der Apachen-Indianer bald ein Ende machen würden. Das Thal, durch welches der schlammreiche del Norte fließt, wird in Westen durch die Sierra Madre (einen Ausläufer der Cordilleren), in Osten durch die weissen oder Organos Berge begränzt, namentlich ist dieses östliche Gebirge durch die Menge der Arzneygewächse berühmt, welche die Indianer, wenn sie mit ihren Nachbarn in Frieden sind, diesen zum Verkauf oder Tausch bringen. Das Thal ist reich an Basalt von meist plattenförmiger Absonderung.

Jenseits Fray Christoval, bey Valverde, kam der Reisende zu einem Feldlager der Missouri-Amerikaner. Er giebt bey dieser Gelegenheit eine Beschreibung dieser Krieger, welche bald nachher eine mehr denn dreymal größere Macht der Mexicaner besiegten. Bey dieser, wie bey andrer Gelegenheit erwiesen sie allerdings sich tapfer und siegreich gegen einen weibisch feigen, überaus schlecht bewaffneten Feind, im Vergleich aber mit den wohldisciplinirten, waffengeübten englischen Linientruppen spielen sie jedoch eine ziemlich untergeordnete Rolle. Ueberhaupt steht der Land-Militärdienst in den vereinigten Staaten in so geringer Achtung, daß in der Regel nur Leute, die zum Arbeiten und zum Broderwerb zu faul oder ungeschickt sind, oder andre schlechte Subjecte, in denselben eintreten. So armselig großentheils diese Burschen sind, steckt dennoch jeder von ihnen voll von hochmüthigen Gedanken seiner Rechte als freyer Amerikaner, will von keiner Subordination unter das Commando der Offiziere etwas wissen. Als Freywillige nehmen freylich, wie dieß in dem damaligen Krieg gegen Mexico der Fall war, viele junge Männer aus ehrbaren wohlhabenden Familien an den Feldzügen Theil, weil dabey allerhand äußre Vortheile und Ehre zu erwerben sind. Diese wählen sich selber ihre Offiziere, tragen sich gekleidet und bewaffnet wie sie dieß wollen und thun sogar im Felde nur das, was ihnen gefällt, denn ihre selbstgewählten Offiziere, die oft vom Kriegsdienst weniger verstehen als mancher ihrer sogenannten Gemeinen, dürfen sich gegen ihre Wahlmänner nichts herausnehmen, wodurch die Freyheit von diesen beeinträchtigt zu werden scheint. Weil das strenge Wachthalten etwas Beschwerliches ist, hatte jenes Soldatencorps sich von den Indianern eine ansehnliche Heerde von Schafen stehlen lassen. Was übrigens hier von den selbstgewählten Offizieren der Freyschaaren gesagt wurde, das gilt nicht von jenen Offizieren der regulären amerikanischen Truppen, die in der ganz vortrefflichen Militärschule von Westpoint gebildet sind. Diese Männer halten an Kenntnissen, militärischer Tüchtigkeit und Tapferkeit den Vergleich mit den besten Offizieren der englischen oder irgend einer andren guten europäischen Armee aus und ihrer Einsicht so wie namentlich ihrer vortrefflichen Einrichtung und Anwendung der Artillerie hat Amerika, den Feinden gegenüber, seine Rettung von mancher drohenden Niederlage und seine besten Siege zu danken. Auch der Feldzug gegen Mexico dankt seinen glücklichen Ausgang nur der Theilnahme solcher Offiziere und ihrer Artillerie. Und dennoch ist dieses für das Land so bedeutungsvolle Corps in den vereinigten Staaten ein unpopuläres, weil man ihm eine Hinneigung zu aristokratischer Gesinnung Schuld giebt und weil seine höhere, feinere Bildung die Andren genirt.

Unser Reisender hatte in Valverde seinen irländischen Diener, der von den Beschwerden der bisherigen Reise sehr angegriffen war, entlassen und setzte jetzt seine Reise auf seinem guten Pferde, hinter welchem die 4 Maulthiere mit dem Gepäck wie zahme Hunde darein liefen, ohne Diener, jedoch in der guten Gesellschaft eines Lieutenants und seiner Leute über Albuquerque nach Sancta Fé fort. Diese Hauptstadt von Neu Mexico liegt gegen 3 Stunden Weges vom del Norte fluß entfernt und zählt nur gegen 3000 Einwohner. Auf einen bedeutenden, die aufgewandten Kosten gut lohnenden Ertrag der dortigen Goldminen setzt Herr Ruxton wenig Hoffnung. Vorzugsweise interessant war ihm die nähere Bekanntschaft der halbgebildeten Indianer, welche, weil sie in Städten wohnen, Pueblos genannt wer-

den. Er hält sie für den zurückgebliebenen Rest der Azteken, des Urstammes der alten Mexicaner, der nach seiner Vermuthung zu der Auswanderung nach Süden durch die Schreckniſſe getrieben wurde, welche die häufigen vulkaniſchen Ausbrüche und Erdbeben über das Land verbreiten. Die Pueblos erhalten und pflegen ein unverlöſchliches heiliges Feuer; ſie hoffen auf die Wiederkehr des Gottes der Luft Quetzalcoatl und zugleich des goldnen Zeitalters, und erwarten dieſes glückliche Ereigniß in der jetzigen Weltperiode. Uebrigens ſind dieſe Indianer, die ſich in mehrere Stämme, darunter jener der zuweilen blonden, weißfarbigen Moquis theilen, dem Namen nach Chriſten. Sie zeichnen ſich durch Fleiß und geordneten Haushalt aus.

Allmählig hatte zwar jetzt unſer Reiſender die Gefahren und Verdrüßlichkeiten, die dem Einheimiſchen wie dem Fremden im nördlichen Mexico von Räubern aller Art und von mordluſtigen Feinden begegnen, hinter ſich gelaſſen, er trat aber jetzt in einen Theil ſeines Weges ein, wo er mehr von der Natur der Hochgebirge und ihrer Winterkälte als von Menſchen zu fürchten hatte. Er nahm zuerſt ſeine Richtung von Santa Fé nordwärts durch das milde überaus fruchtbare, an der Oſtſeite des Rio del Norte ſich hinanziehende Taosthal. Hier haben ſich unter den Indianern viele Amerikaner aus den Freyſtaaten niedergelaſſen, welche Brantweinbrennereyen beſitzen und durch den Abſatz dieſes verderblichen Trankes an die Eingebornen ungemeinen Gewinn machen. In der Regel ſtehen ſie mit den Mexicanern in ſehr unſichren Verhältniſſen, wie dieß das Schickſal des H. Turley bezeugt, eines Amerikaners, der am Arroyo eine Niederlaſſung hatte und der ſich bey jeder Gelegenheit gegen ſeine mexicaniſchen Nachbarn als unermüdeter Wohlthäter und Freund erwies. Eben dieſe Leute, die ſein Brod ſo oft gegeſſen hatten, überfielen unverſehens ihn und die Seinen und mordeten ſie bis auf wenige Entronnene.

Mit einem erfrornem Fuße kam unſer Engländer nach mancher überſtandner Gefahr in Schnee und Eis nach Rio Colorado, der nördlichſten, von Vera Cruz 2000 Meilen entfernten mexicaniſchen Niederlaſſung. Der Ort iſt nur von 15 Familien bewohnt, unter denen ein alter vormaliger Handelsmann und Jäger, ein franzöſiſcher Canadenſer Namens Laforay ſich befand, in deſſen Haus der Reiſende nothgedrungen einige Tage verweilte. Obwohl jetzt die ſchwerſte Aufgabe, das Ueberſteigen der Schneegebirge mitten im Winter noch vor ihm lag, nahm er dennoch mit Freuden hier an der äußerſten Gränze von der Republik Mexico Abſchied. Er trat jetzt zuerſt in die Indianergebiete an dem weſtlichen Saume der vereinigten Staaten, dann in dieſe ſelber ein. Seine Jagden in dem winterlichen Gebirge, in welchem er aus beſondrer Neigung zum edlen Waidwerk unter ungemeinen Mühſeligkeiten mehrere Wochen verweilte, ſeine Beſchreibungen der dortigen Thierwelt ſo wie die häufig damit verwebten Geſchichten von Begebenheiten auf der Jagd der Bären oder unter den Gefahren, welche die Nähe der feindſelig ſtreitbaren Indianer droheten, welche ihm von Andren erzählt wurden oder die er zum Theil ſelber erfahren, geben auch dieſem letzten Theil ſeiner Reiſeberichte für den Leſer ein lebhaftes Intereſſe, doch enthalten ſie weniger Neues und für unſre Anzeige Geeignetes. Er kam im July (1847), mithin gerade ein Jahr nachdem er in Vera Cruz ans Land geſtiegen, in New-York, einige Wochen ſpäter in der Heimath an, nachdem er ſich auf ſeiner in der That an Abentheuern und Erfahrungen reichen Reiſe einen Stoff geſammlet hatte, der zu lebhaften Erinnerungen und Mittheilungen für ein ganzes Leben hinreichend ſeyn wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

Zweyter Artikel.

Nachdem wir im ersten Artikel von demjenigen Nachricht gegeben, was die oben genannten Gelehrten über Leben und Schriften des Tacitus vorgetragen oder übergangen haben, ist es nöthig, daß wir uns zu dem wenden, was sie zur Erläuterung und Verbesserung des Textes beygetragen.

An Vorgängern hat es ihnen hierbey, wie bekannt, nicht gefehlt, unter welchen nach den schätzbaren Versuchen von Rhenanus und Pichena vorzüglich der Commentar von Justus Lipsius hervorleuchtet, das Beste, was die lateinische philologische Litteratur vor Bentley auf dem Gebiete der Kritik und Exegese aufzuweisen hat, und auch jetzo noch unerreicht, geschweige denn übertroffen. Eine spätere Zeit, wenn sie Muße behält, sich mit Tacitus nach Gebühr zu beschäftigen, wird wahrscheinlich Sorge tragen, von jenem Commentar selbst eine kritische Ausgabe zu liefern. Lipsius hat ihn, wie bekannt, in seinen zahlreichen Ausgaben mehr als einmal umgearbeitet und bereichert, besonders seitdem durch Pichena die Lesart des Florentiner Grundcoder bekannt geworden war; aber die spätere Fassung seiner Noten ist nicht immer die beste, und ist sie dieses auch, so bleibt es nicht selten von Bedeutung, die Studien eines solchen Mannes in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung wahrzunehmen. Seine Irrthümer sind hie und da belehrender als die „Nichtirrthümer“ der Nachfolger. Es ist mit den Commentaren von Bentley, besonders dem horatianischen, nicht anders, und ein junger Mann namentlich, welcher die Arbeiten von beyden Häuptlingen der lateinisch classischen Philologie über Terentius, Horatius und Tacitus durchgearbeitet hat, wird sich an Einsicht und Uebung der höhern Kritik und Exegese gefördert, und im Besitze eines bewährten Maßstabes finden, an dem er die Verdienste der Späteren messen kann. Wir haben der Verdienste des „Restaurator Taciti“ auch darum hier gedenken wollen, weil sie in den drey vorliegenden Ausgaben nicht genug beachtet und benützt worden sind. Selbst da, wo Lipsius gerechten Anstoß an der Richtigkeit der Diction nahm, aber die Aenderung nicht gewagt, oder nur als Vermuthung angegeben hat, gehen sie nicht selten ohne Bemerkungen an ihm vorüber, und das alte Gebrechen lastet seit ihm unberührt im Texte.

Hr. Prof. Döderlein ging nicht darauf aus, einen vollständigen commentarius criticus et exegeticus zu schreiben, sondern, wie es der Zweck des Corpus scriptorum Romanorum, von dem sein Tacitus eine Abtheilung bildet, mit sich brachte, in fruchtbarer Kürze zu erläutern, was einem des Lateinischen wohlkundigen Leser im Texte des Geschichtschreibers dunkel seyn, und seine Lesung aufhalten oder stören konnte. Die Kritik hat er der Exegese untergeordnet, doch die bedeutendern Lesarten und Vermuthungen unter dem Texte in besonderem durchgehenden Drucke aufgeführt, unter dem das Exegetische in zwey Columnen steht. Richtiges Urtheil und Genauigkeit und ein sorgfältiges Studium des Tacitus wird man häufig wahrnehmen, und nur wün-

schen, daß er von seinen Vorräthen öfter, und wo er es thut, einen reichlicheren Gebrauch gemacht hätte. Auch wäre gut, wenn die Stellen anderer Autoren, auf welche Berufung eintritt, da wo sie die Schwierigkeiten heben oder das Dunkel der Geschichte beleuchten, wörtlich angeführt wären, besonders aus Dio Cassius. Denn es ist einem Leser, den man beym Tacitus halten will, nicht zuzumuthen, seine Zeit mit Nachschlagen und Vergleichen derselben zu verderben, und seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Der „succincta brevitas“ wäre dadurch kein großer Abbruch gethan.

Orelli ist seit dem Druck unsers ersten Artikels durch den Tod von seiner gelehrten und erfolgreichen Thätigkeit auf dem Gebiete der lateinischen Literatur abgerufen worden, und seine Ausgabe des Tacitus ist sofort die letzte seiner verdienstlichen Arbeiten in diesem Fache. Er hat über den Plan derselben keine Nachricht gegeben. Sie ist aber eben so gut auf Kritik wie auf Exegese berechnet, und hat zur Grundlage von jener eine neue und sorgfältige Vergleichung der beyden Florentiner Handschriften aus der Bibl. Laurentiana, der ächten und alleinigen Quelle des Textes der Annalen und Historien. Sie waren zwar schon früher verglichen, die älteste Vergleichung des zweyten Codex war von Victorius veranstaltet und mit vieler Genauigkeit durchgeführt worden. Aus seinem nach München gekommenen Exemplar der Ed. Beroaldi wurde sie von Walther herausgegeben. Unverlässiger sind die von Pichena und Gronovius, genauer die des thätigen und dienstfertigen Del Furia. Indeß war bey der äußersten Sorgfalt, die unsere Zeit in der diplomatischen Kritik fordert, allerdings eine mit möglichster Verläßigkeit durchgeführte Vergleichung der beyden Manuscripte höchst wünschenswerth, „quo tandem,“ wie Orelli sagt, „in hac saltem parte diplomatica, quam nunc dicunt, acquiescere liceret, neque jam restaret nisi conjecturalis, cui sane etiam in posterum magnus erit campus.“ Sie wurde von Hrn. Prof. Georg Baiter unternommen, der zu diesem Behufe zwey Mal nach Florenz reiste, und man darf bey seiner anerkannten Sorgfalt in Behandlung solcher Aufgaben und bey seiner beharrlichen Gewissenhaftigkeit allerdings erwarten, daß sie kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Er hatte die Vergleichung von Petrus Victorius bey Walther und von Del Furia vor sich, konnte sie selbst vergleichen, ehe er an die Handschrift ging, und um so sicherer controliren. Hr. Orelli sagt darüber: „Quo autem res semel transigeretur, neque postmodum moroso alicui cavillatori locus foret, propter levissimas quasdam omissiones totam curam inique addubitandi atque exagitandi (man weiß, was in dieser Hinsicht der vortreffliche Immanuel Bekker bey vielen statt des Dankes gefunden hat), quoque simul tota scripturae ratio valde sane fluctuans praesertim in assimilationibus consonantium inritus, irritus ac similibus, singularum litterarum apices strenue perscrutatus est.“ Hr. Orelli hat sehr wohlgethan, auch das Kleinste, was die Sorgfalt seines Freundes geliefert hat, zu geben, und man hat dadurch allerdings eine feste Basis für Aufstellung der wahren d. i. der in der Urkunde überlieferten Lesart gefunden. Doch ist nicht klar, welche Gränzen sich Hr. Baiter in Notirung solcher orthographischer Eigenheiten gesetzt hat. Denn Alles hat er nicht angemerkt. Auch hat Hr. Baiter seine Sorgfalt, namentlich beym Codex, der die fünf ersten Bücher der Annalen enthält, nicht auf die Veränderungen der Lesart ausgedehnt, die nicht einmal alle von späteren Händen stammen. Für gewöhnliche Fälle hat er Recht; aber wo ein so wichtiges Werk auf Einer Handschrift ruht, ist auch die innere Geschichte dieser Handschrift, zu welcher solche Zusätze und Aenderungen späterer Hand gehören, nicht ohne Bedeutung, und diese beruht eben darauf, daß genau beobachtet und angemerkt werde, was von der ersten Hand geschrieben, geändert oder ausradirt und anders geschrieben, dann von einem oder mehreren Späteren corrigirt, darüber und an den Rand gesetzt ist, und auf diesem Gebiete ist einem „morosus cavillator“ doch noch Stoff übrig gelassen. So hat der Codex an nicht gerade wenigen Stellen Rasuren, in welche die verbesserte Lesart geschrieben ist. Jene sind wohl zum Theil so alt wie er selbst, und die Verbesserungen von derselben Hand, die ihn geschrieben, eingetragen; andere sind später. Vieles der Art ist zwar angemerkt, aber, wie gesagt, nicht Alles, und nicht immer in erwünschter Weise. Wir wollen zu diesem

Behufe die ersten Seiten der Ausgabe mit möglichster Genauigkeit durchgehen.

Gleich zu Anfang sind in den Worten consulare und deterrerentur die Sylben SU, RE und REN in Rasuren geschrieben im ersten Worte von einer neuen, im andern von einer alten Hand, wo Hr. Baiter sich begnügt anzugeben, daß der Codex deterrerentur, nicht detererentur hat, worüber allerdings Zweifel war. S. 7 (6, 16): ne consilia amicorum ist nach consilia eine Rasur von vier Buchstaben, die noch deutlich genug et zeigt und S. 8 (6, 4), wo zu consules primi bemerkt ist: consules cum lineola (nämlich cons.) ist übergangen oder übersehen, daß das letzte i in primi von neuer Hand in einer Rasur steht, die alte Lesart also wohl primo hatte.

Eben so gehört es zur genauen Kunde der Handschrift, daß die Interpunction, wenigstens die auffallenden Formen derselben, notirt werde, was hier unterlassen wird. So interpungirt S. 3, L. 4 der Codex: ocii pellexit. Insurgere, und S. 4 (3, 14) compertum. At herculae, und S. 9 (7, 6) ist: voluntates. Inductam dubitationem.

Eine andere Classe von Verbesserungen neben dem, was in den Rasuren steht, bilden die den falschen Worten übergeschriebenen Berichtigungen, und auch hier ist eine, wenn gleich von der ältesten verschiedene, doch immer noch frühere Hand von einer späteren zu unterscheiden. Die frühere oder ältere ist durchgehends von Einem und Demselben, die jüngere bestimmt von Beroaldus, eine neuere, wie Herr Orelli mit einem fortasse vermuthet, ist kaum nachweisbar, und es lag auch gar kein Grund vor, weßhalb Jemand, nachdem einmal das Werk von Beroaldus durch den Druck bekannt gemacht und allgemein zugänglich war, sich noch an den Codex gemacht haben sollte, um ihn zu verbessern. Denn daß Pichena, der ihn benutzte, so etwas gethan, ist gar nicht anzunehmen; dagegen hat offenbar Beroaldus den Codex zum Behuf des Abdruckes durchgegangen, das Fehlerhafte oder was ihm fehlerhaft schien, darin verbessert, und den so behandelten oder durchcorrigirten Codex selbst nach einem ziemlich häufigen Gebrauche jener Zeit zum Setzen und Drucken abgegeben.

Diese Aenderungen sind es, welche Hr. Prof. Baiter meist (plerumque) übergangen hat. Indeß sind sie doch ziemlich oft angegeben, und man sieht um so weniger, warum daneben andere nicht bemerkt wurden. So ist z. B. S. 3, Z. 2 der Orelli'schen Ausgabe notirt: iulianus M. (d. i. der Cod. Med. liefert iulianus) — reliqus pr. (d. i. prima manu) M., wo im ersten Worte das i über dem u der letzten Sylbe, und im andern das fehlende u der Schlußsylbe übergeschrieben ist. Dieses also ist durch Erwähnung der prima manus vom Hrn. Baiter angedeutet, jenes übergangen. Ebenso hat der Codex S. 4 (3, 12) das a über e im Namen der Insel, wo übrigens meine Vergleichung plaa nesiana proiicerat notirt. Ueberhaupt wird das pr. zur Bezeichnung der manigfachsten Aenderungen der Handschrift gebraucht, wie S. 7, 1 facimus pr. Conf. ad p. 11, l. 13, wo pulcherrimum facimus notirt ist ohne pr. In ersterer Stelle hat facimus die mittlere Linie des m nur von einem Strich schräg durchschnitten. Angemerkt ist eine solche Verbesserungsweise S. 7 (6, 15): seu vera] seuera pr. M. Litterae u supersc. V. nur nicht mit der Angabe der rec. manus M. Dagegen notirt Herr Baiter S. 7 (6, 1) caedis statt caedes, und übergeht, daß cedes am Rande steht. Ebenso S. 7 (6, 3): ea re] aere M. In marg. ea re, aber unmittelbar darauf Z. 5 agrippa M., übergehend, daß die Correctur mit m am Rande steht. In derselben Zeile: Habet quandoque, non quandocumque M., wo doch nahe lag, statt non ein in marg. v. m. quandocumque zu notiren, um die Leser zu erinnern, daß quandocunque eine Aenderung des Beroaldus ist, und noch dazu eine unnöthige. Solches geschieht in gleichem Falle einige Zeilen später bey ut mos] ut nos M., mos in marg., und wieder nicht S. 7, Z. 18 reddantur M., wo die neue Hand der Sylbe an Puncte unterstellt, und am Rande mit Beziehung darauf a setzt, d. i. reddatur corrigirt. Genau angegeben ist hierauf S. 8, (7, 3:) tristior in contextu M., tristiores in marg., doch wieder ohne Bemerkung, daß es

r. m. ist. — S. 8. (7, 5): Sejus Strabo. Selustrabo M. ohne alle Bemerkung. Die neuere Hand hat ein Kreuz über se gesetzt und mit Bezug darauf am Rande den Namen Sejus Strabo berichtiget. — S. 9 Z. 4 ist übersehen, daß die alte Lesung expectare hat, und s nach ex von der späteren Hand eingeschoben ist. Ebenso ist bey S. 10, 5 aut M. übergangen, daß autem am Rande von der rec. M. steht, und S. 10, Z. 7 portat triumphali, daß das hintere t in portat durchstrichen ist. — S. 11, Z. 12, wo zu improspere repetita angeführt wird inprospere M., repetita M., hat der Coder getrennt in prospera, über dem letztern a Punct und Strich, und darauf bezüglich am Rande tum. — S. 12 (9, 6): Corvum in marg. r. M. corvinum. Dagegen ist S. 13, Z. 2 notirt: aput•cives pr. M., apud e. corr. m., wo wenigstens meine Vergleichung keine Correction anzeigt, wenn überhaupt apud neben aput eine solche zu nennen ist.

Auch bey andern solchen Kleinigkeiten vermißt man das Durchgehende des Verfahrens. Fand Hr. Prof. Baiter nöthig, S. 2, Z. 5 lepidiatque, d. i. die Verbindung von Lepidi atque, anzumerken, warum nicht umgekehrt auch die falsche Trennung, welche der Coder fast an derselben Stelle in decem viralis und trium viri hat, oder S. 5, 11: in cassum st. incassum, und S. 7, Z. 2: quam vis st. quamvis und so viel Anderes. Es verhält sich nicht anders mit orthographischen Eigenheiten der Handschrift. S. 3, Z. 4 wird ocii notirt statt otii, unmittelbar darauf aber nicht servicio, was der Coder st. servitio hat.

Das Alles ist natürlich von großer Unterordnung, und würde bey einem Coder von geringerer Bedeutung kaum zur Sprache kommen; aber wir haben es, wie gesagt, mit der einzigen Handschrift zu thun, die ein so kostbares Werk des ersten römischen Geschichtschreibers erhalten hat, und will man bey Vergleichung einer solchen Handschrift den morosis hominibus genug thun, so wiederholen wir, daß man sich ihrer Forderung nicht entziehen darf, nach der sie überall und genau wissen wollen, nicht nur, was die erste Hand in den Coder geschrieben, sondern auch, was sie radirt, was sie in die Rasuren gesetzt, was spätere Hände über den Text oder an den Rand verändert oder verbessert haben. Beschränkt man aber seine Ansprüche auf die alte Lesart und Schreibart der ersten Hand, so entspricht die Genauigkeit und Vollständigkeit der Vergleichung dem Lobe, das ihr Hr. Orelli gegeben, und wir werden wenige Collationen wichtiger Handschriften besitzen, welche sich mit dem hier Gelieferten des Codex Corbejanus messen können.

Controverse Lesung findet sich hier und da. So S. 9, Z. 10, wo augustae allerdings im Coder steht, aber als Correctur von der alten Hand mit zwey Punkten darunter. Was vor der Correctur stand, ist zweifelhaft. Ich selbst hatte augustu angemerkt, was Döderlein für die Conjectur nomen augustum benützte. Orelli bemerkt über dieses u: id quod Baiterus iterum inspecto codice affirmari posse negat, und erinnert daran, daß u und a in den Handschriften des X. und XI. Jahrhunderts einander ganz ähnlich, u nur durch eine kleine Oeffnung oben von a verschieden sey; aber gerade der Umstand, daß ae im Coder corrigirt, nicht aber e angehängt ist, deutet, daß nicht augusta, sondern augustu ursprünglich im Coder stand. Auslassungen von Lesarten oder Verschreibungen sind sehr selten. S. 7 Z. 2 wird zu den Worten: quem ignarum inermemque notirt: inermumque. Die Handschrift hat que (mit einem Häckchen unter e, also quem) in ignarum inermumque. S. 11 Z. 7 ist ferrendum übergangen, das unter dem zweyten r einen perpendiculären Strich, das Zeichen der Tilgung, hat. — S. 12 Z. 11 ist varie im Coder mit dem Häckchen unter e, was auf vario deutet. Unerklärlich ist mir, daß S. 2 Z. 12 caetera, S. 3 Z. 12 caeterum, dasselbe S. 7 Z. 7 angemerkt ist, wo meine Vergleichung cetera und ceterum notirt, während nach dieser dreymaligen Verschiedenheit S. 8 Z. 12 cetera ohne Anführung einer solchen folgt und so an andern Stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Man sieht also, daß bey aller und voller Anerkennung der Genauigkeit der neuesten Vergleichung zwar nicht eine neue nöthig ist, wohl aber eine Revision der nun vorliegenden nützlich seyn würde, welche die Eigenthümlichkeit der Handschrift, ihre Aenderungen und Besserungen durchaus notiren, und die streitig gebliebenen Punkte zur endlichen Entscheidung bringen müßte.

Hr. Ritter, von dessen Ausgabe seit dem Drucke unseres ersten Artikels der dritte und vierte Band erschienen sind und den Schluß seiner Arbeit liefern, hat seinen Commentar, wie Döderlein, auf das Wichtigste beschränkt, und die Schwierigkeiten meist kurz und nicht selten genügend oder glücklich erläutert. Dagegen ist er reichlich in den über dem Commentar stehenden kritischen Noten und bemüht, einen vollständigen status repertus der wichtigeren Varianten und der bedeutenderen Conjecturen zu geben. Den apparatus criticus zu den beyden Hauptwerken hat er nicht vermehrt, und stützt sich in ihm auf die Collatio Victoriana bey Walther, und die Furiana bey Immanuel Bekker. Dagegen bringt er, unabhängig von Maßmann, zur Germania eine, so viel man sehen kann, sehr genaue Vergleichung der Handschrift des Pontanus vom Jahre 1460, des ältesten und sichersten ἀπόγραφον des einzigen Originalcoder, welcher die Germania erhalten hat. Auch zeigt er, daß dieser pater familias der Handschriften aus Deutschland nach Italien gekommen war und mit dem Coder übereinstimmend ist, den im neunten Jahrhunderte der Mönch Rudolphus zu Fulda vor Augen gehabt, und bey seiner Schilderung der Sachsen, ihrer Sitten und Einrichtungen zum Theil wörtlich benutzt hat. Nächst dem Coder des Pontanus ist auch der Vaticanus N. 1862 aus der Urquelle geflossen, die übrigen bekannten, siebzehn an der Zahl, sind aus der einen oder der andern oder aus einer späteren Abschrift gekommen. Aus demselben Urcoder fließen auch die Abschriften des dialogus de oratoribus, die sich aus dem 15. u. 16. Jahrhundert erhalten haben.

Auch die Vita Agricolae war nur in Einem Coder überliefert, und es besteht die Vermuthung, daß diese drey kleinen Schriften den Schluß der Einen der beyden Florentiner Handschriften bilden, in denen die großen Partieen der Annalen und Historien sich gerettet haben, des Corbejanus oder des Lombardicus, eher vielleicht des Lombardicus, der dann aus denselben saltibus, aus denen die italienischen Sendboten den ersten hervorzogen, wenn auch durch andere Hände und auf anderen Wegen nach Italien war gebracht worden.

Von der Vita Agricolae sind aus jenem Urcoder nur zwey Abschriften, die Codd. Vaticani, hier Γ. Δ. bezeichnet, bekannt, und wie Hr. Ritter zeigt, von einander unabhängig, die erstere von Pomponius Lätus († 1497) geschrieben, und sorgfältiger als die andere. Ob Puteolanus, dem wir die erste Ausgabe verdanken, diese aus einer von den beyden verschiedenen Handschrift genommen habe,

ist eine in neuerer Zeit controvers gewordene Frage. Herr Wex, dem noch neulich Herr Halm in der Anzeige von Nissen's und Döderlein's Ausgabe in der Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft (August 1848 S. 714 ff.) gefolgt ist, hält die Abschrift des Pomponius Lätus für die Quelle der editio princeps, und Halm geht so weit, in Folge dieser Ansicht dasjenige für antiquirt zu erklären, was im Vertrauen auf Puteolanus Ansehen als Lesart angenommen oder aus seinem Texte geflossen war, dessen Abweichungen sofort willkürliche Abänderungen des Herausgebers seyn würden.

Dagegen vindicirt Hr. Ritter der editio princeps ihren eigenen, von den beyden Vaticanis unabhängigen Codex, und seine Beweisführung wird wohl auch Hrn. Halm von dem zufälligen Vertrauen auf die andere Meinung zurückbringen. Sowohl die eigenthümlichen Fehler, zum Theil monstra lectionis, die Puteolanus bringt, als auch bessere Lesarten deuten auf eine eigene Quelle, und daß namentlich der Codex Pomponii Laeti diese nicht war, zeigt Hr. Ritter durch zwey Beyspiele, wo Lätus falsch las, während im Vatic. Δ. und bey Puteolanus das Richtige steht, zum Zeichen, daß sie mit jenem aus gleicher Quelle schöpften, aber besser lasen. Indeß ist darum noch keineswegs sicher, daß Puteolanus eine Abschrift des Urcoder und nicht diesen selbst gebraucht habe. Mir scheint letzteres der Fall zu seyn; doch läßt sich der Beweis nicht in Kurzem führen; er beruht zum Theil auf der Frage: Ob die argen und oft handgreiflichen Corruptelen des puteolanischen Textes füglicher einem weniger geübten Typotheten als einem der librarii Itali saec. XV. beygelegt werden können, welche gemeiniglich Männer von Sachkunde und Uebung im Lesen alter Handschriften waren.

Ein vierter Codex war im Besitz des Fulvius Ursinus, aus dem Ursinus einige Abweichungen der Lesarten in den Fragmentis veterum historicorum etc. anführt.

Die von Hrn. Ritter dargelegte Ansicht, nach welcher die beyden Vaticani unabhängig von einander aus dem Urcoder geflossen sind, und ebenso was als Cod. Ursini und Cod. Puteolani gelten kann, entfernt sich von der des Hrn. Dir. Wex (Prolegg. in Taciti Agricol. c. 1. 3 anno 1845), welcher glaubt, es seyen aus dem Urcoder (A) zwey verloren gegangene Abschriften (B, V) gekommen, aus B seyen wieder zwey (D und C) gemacht worden und auch verloren gegangen, und diese erst seyen die Quellen aus der die beyden Vaticani Γ. Δ. geflossen, aus Γ aber derjenige (M), der zur Ausgabe des Puteolanus gedient habe. In V (Codex Ursini) sey die Quelle eines auch verloren gegangenen Cod. (M), aus dem die Varianten von Pomponius Lätus an den Rand seiner Abschrift (Vat. Γ) seyen gesetzt worden. Hr. Wex hat sich ferner bemüht, durch künstliche Combination der Varianten eine Vertheilung derselben an die angeblichen codices deperditos herauszubringen, und dadurch die Meinung veranlaßt oder bestärkt, er besitze noch die abweichenden Lesarten aus zweyen andern (γ, δ), als den bekannten Handschriften, von deren endlicher Bekanntmachung noch Orelli vielen Nutzen für die Vita Agricolae erwartete. Es ist aber Nichts darunter, das nicht schon bekannt wäre, und das Ganze beruht, wie gesagt, auf einer Combination und Distribution, die dem Scharfsinn ebenso nahe, wie von der Wahrscheinlichkeit entfernt ist.

Es liegt uns sofort ob, durch Vergleichung der Behandlung einiger Capitel die Art und Weise der drey Herausgebeber und den Belang ihrer Leistungen für Kritik und Exegese des Tacitus näher zu bezeichnen. Wir benutzen zunächst dazu den Anfang des ersten Buches Ab urbe condita der Annalen.

Ann. I. 1. Urbem Romam a principio reges habuere. Schon die älteren Herausgeber haben hier das Maaß eines Hexameters bemerkt. Döderlein erinnert, dieser Hexameter sey freylich dem Ennius ähnlicher als dem Virgilius, wie der Anfang des Jugurtha von Sallustius: Bellum scripturus sum, quod populus Romanus, und schließt: „casu an arte scriptum ambigitur.“ Hr. Ritter nimmt die Sache sehr ernsthaft: Annalium τηλαυγὲς πρόσωπον ab hexametro versu graviter accidente ad aures orditur, und führt eine erkleckliche Zahl ähnlicher aus Tacitus selbst an. Orelli scheint zu schwanken. Er weist auf Hermann (Opuscc. I. p. 124), welcher dergleichen Verse, wie zu erwarten

stand nicht gelten läßt, und bemerkt: Melior sane est ille Germaniae: auguriis patrum et prisca formidine sacram, wo also doch noch die Meynung durchscheint, absichtliche Verbindungen metrisch geordneter Füße sey mit der Art und Würde der alten Geschichtschreibung irgend wie vereinbar.

Dieses Schwanken oder Loben ist wohl durch Wolf's Ansicht herbeygeführt worden, der zu dieser Stelle erklärt, kein Schriftsteller sey so taub, daß ihm ohne sein Wissen am Anfang des Werkes selbst ein solcher Vers sich einschleichen könne, läßt also auch den sallustischen Anfang des Jugurtha und ähnliche Wortfolgen bey Andern für Verse gelten, obwohl sie schlecht seyen. Aber das gerade mußte den scharfsinnigen Mann auf das Wahre der Sache führen. Die alten Rhetoren, griechische und lateinische, wiesen den Redner an die Verbindung schwacher Füße, jambische und trochäische zu vermeiden, und eine in gewichtiger rhythmischer Sylbenstellung der Spondeen, Anapästen, Choriamben, Päonen, Bacchen sich entfaltende Rede zu gestalten, ohne darum in das Gleichgemessene und regelmäßig Wiederkehrende der Dichter zu gerathen. So Cic. de Orat. III, 47, und das haben nun auch Sallust und Tacitus gethan. Der Rhythmus des ersteren besteht aus den Reihen: ⏑ – – ⏑ – – ‖ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ –; der des andern aus ⏑ ⏑ – – ‖ – – ⏑ ⏑ – ‖ – – ⏑ ⏑ ⏑ –, welche rhythmisch als Hexameter gar nicht können gelesen werden. Daß sie metrisch in jenes Maaß fallen ist aber so zufällig wie es ist, wenn Martin Luther zu einer Zeit wo Niemand daran dachte deutsche Hexameter zu machem, in einen solchen übersetzte: „daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebekka“ (1. Mos. 26, 8,) welcher nicht schlechter ist, als viele unserer deutschen Poeten, quos incuria fundit. Anders verhält sich die Sache, wo der Gedanke selbst und die ihm entsprechende Diction poetisch sind und zu ihrem Ausdruck poetischen Numerus suchen, wie jene oben angeführte Germ. 39 von einem germanischen Hain auguriis patrum et prisca formidine sacram, wo color und numerus dictionis zusammentreffen, die Rede zu einem dichterischen Gebilde zu erheben, ohne daß es der Schriftsteller gerade gesucht hat, hier so wenig wie in dem poetischen Ausgange eines Hexameters, den die Schilderung der germanischen armenta nimmt, Germ. 5. Ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis.

2. Dictaturae ad tempus sumebantur. — Hierüber hat allein Orelli eine Bemerkung: πρὸς καιρόν ubi summa reipublicae ageretur, neque vero ultra sex menses; indeß handelt es sich in der ganzen Stelle nicht von der opportunitas, sondern nur von der Form der Herrschaft und ihrer Dauer. Ad tempus ist darum weder πρὸς καιρόν noch ad tempus definitum nicht über sechs Monate, sondern: wie es die Zeit mit sich brachte, und so lange als es nöthig war. Es wird also der stehenden Form die Zufällige von unbestimmter Dauer entgegengestellt.

3. Neque decemviralis potestas ultra biennium ... valuit. Döderlein bemerkt: „Nam tertium annum vi magis quam potestate continuaverant,“ nach Wolf's Vorgange, dem auch Walther folgt. Dagegen Ritter: „Non bene Wolfius ille, suo acumine ductus, hic (nemlich Walther) tanta auctoritate transversum actus.“ Er selbst erinnert die decemviralis potestas habe sich zwar durch drey Jahre erstreckt; aber sie nicht ausgefüllt, sondern von dem ersten und dritten nur einen Theil umfaßt, so daß im Ganzen nur zwey Jahre herauskämen. Er beruft sich auf Liv. III, 33, 34, und Dionys. H. A. R. X, 56 — XI, 50; indeß wird in solchen Fällen nicht nach dem Kalender sondern nach dem Amtsantritt gerechnet. Die Decemvirn traten nach Abgang der Consuln des vorhergehenden Jahres statt der neuen App. Claudius und T. Genucius in das Amt, die eben, weil sie consules designati waren, vom Volk unter die Decemvirn waren gewählt worden: quia designati consules in annum fuerant pro honore honos redditus. Wie bekannt ging das Jahr der ersten Decemvirn in Ordnung vorüber, das zweyte, nachdem Appius durch List und Gewalt seine Wahl auch für dieses durchgesetzt hatte, war mit Gewaltthätigkeit erfüllt, und als die Zeit kam die comitia centuriata für das dritte Jahr zu halten, fühlten sie sich stark genug diese zu unterlassen und gegen Recht und Gebrauch in der Macht zu bleiben. „Id vero,“ läßt Liv. l. l. c. 38 die Römer urtheilen, regnum haud dubie videri.

Deploratur in perpetuum libertas, nec vindex quisquam exstitit. Die Decemvirn galten nach der öffentlichen Meynung gar nicht mehr als Magistratus, sondern als privati, welche sich der Verwaltung wider Recht bemächtigt hatten. Denn als in Folge ihrer Verblendung Sabiner und Aequer das römische Gebiet mit Krieg überzogen und die Gewalthaber dadurch genöthigt waren, Schutz und Hülfe beym Senat zu suchen, kamen nur wenige Senatoren „et plebes, quia privatis jus non esset vocandi senatum, non convenire patres interpretabantur.“ Das ist also die altrömische Ansicht, der auch Tacitus folgt, und die Wolf sehr richtig herausgefühlt hat: Neque decemviralis potestas ultra biennium valuit. Eben darum soll man auch nicht mit Lipsius ein multo beydenken, wie Orelli thut: malim equidem accipere cum Lipsio pro numero rotundo: neque . . . multo ultra biennium. Tacitus rechnet die übrigen Monate gar nicht; sie gehörten nicht zur decemviralis potestas d. i. zu ihrer potentia legibus constituta, sondern waren ein Auswuchs und zufällige Weiterung, die hier nicht in Rechnung kam. Die gräuliche Gewaltherrschaft, welche sie während der übrigen Monate übten, unter decemviralis potestas zu begreifen ist um so unzulässiger, da in der ganzen Stelle die Beschaffenheit der Gewalt wie sie zu einzelnen Zeiten und zwar durch die leges, ausgeübt wurde ganz genau, als potestas und consulare jus, die illegale als dominatio, potentia und arma auch der Benennung nach unterschieden wird.

Zu tribunorum militarium wird von Döderlein Nichts erinnert, von Orelli und Ritter, daß jene tribuni militares consularem potestatem hatten mit Angabe ihrer Dauer, und daß diese nicht ununterbrochen, sondern in einzelnen Jahren auch Consuln gewesen. Auf die genauere Bedeutung des Ausdrucks consulare jus, daß sie, ohne Consuln zu seyn, das Recht der Consuln hatten, ist nicht hingewiesen, ja Ritter scheint den Sinn ganz anders wo zu suchen, wenn er bemerkt: Ad militarem tribunorum potestatem novum accessit, ut jus dicerent.

Auch über: Non Cinnae, non Sullae longa dominatio schweigt Döderlein. Orelli gibt nur die Jahre dieser dominatio an, Ritter erläutert sie und macht zugleich auf die Genauigkeit und Zweckmäßigkeit der verschiedenen Ausdrücke: Pompeji Crassique potentia, Lepidi atque Antonii arma aufmerksam.

Ueber (Augustus) qui cuncta discordiis civilibus fessa nomine principis sub imperium accepit schweigt Döderlein ebenfalls, die beyden andern aber erläutern, Ritter, indem er bemerkt, es sey anders und milder ausgedrückt als Hist. I, 1: postquam . . . omnem potestatem ad unum conferri pacis interfuit, beyde, indem sie des Dio Cassius Meldung (LIII, 1) anführen, daß der Name *πρόκριτος τῆς γερουσίας*, den Augustus annahm, ein altdemokratischer Name war, den er, wie Orelli nicht genau bemerkt, von dem princeps senatus geliehen hatte (mutuo sumpsit.) Denn Octavian ward zum princeps senatus nach altrepublikanischer Weise in Folge der Censur ernannt, er trug also den Titel mit Recht, war princeps senatus so gut wie später tribunus plebis, und was man mit Recht besitzt, braucht man nicht zu leihen. Dagegen war, was keiner gethan, auf die Bezeichnung der Täuschung hinzuweisen, die in den Worten: cuncta nomine principis sub imperium accepit liegt, deren Erläuterung die Stelle c. 3: eadem magistratuum vocabula liefert. Anders freylich c. 9, was Ritter anführt: dort sagen die Angehörigen des Princeps bey seinem Tode: Non regno tamen neque dictatura, sed principis nomine constitutam rempublicam, wo des Verfahrens mit Lob erwähnt wird, welches übrigens nicht in dem Umstande selbst, sondern darin liegt, daß er sich der gehässigen Namen enthalten habe. Die Sache ist also dieselbe. Das regnum wird auch von Augustus Freunden anerkannt oder vielmehr die dominatio (denn c. 3 werden von Augustus Claudius Marcellus und M. Agrippa als subsidia dominationis beygezogen,) aber gelobt, daß er es unter milderem Namen verborgen; in unserer Stelle aber, wo Tacitus in eigener Person spricht, ist das Gewicht auf das Trügerische gelegt, das in der Verkehrung und dem Mißbrauch der Begriffe liegt; denn ein princeps konnte als solcher kein imperium haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juni.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes, U. S. N. — Vol. VI. Ethnography and Philology by Horatio Hale, Philologist of the expedition. Philadelphia 1846. 666 S. 4. — Vol. VII. Zoophytes by James D. Dana, A. M. Geologist of the expedition; with a Folio Atlas of sixty-one plates. Philadelph. 1846. 740 S. 4.

Von diesem wichtigen, auf Kosten der Vereinigten Staaten publicirten Reisewerke haben wir schon von den 5 ersten Bänden, welche den historischen Reisebericht enthalten, in diesen Blättern (Band XXI. S. 897) Bericht erstattet. Die uns unlängst zugekommenen beyden folgenden Bände beginnen mit der Darlegung der wissenschaftlichen Resultate, die durch diese Expedition gewonnen wurden, und ihr Inhalt soll hier in der Kürze zur Anzeige gebracht werden.

Der erste von diesen Bänden, der VI. in der fortlaufenden Reihenfolge, giebt umständlichen Bericht von den ethnographischen und linguistischen Verhältnissen der von der Expedition besuchten Völkerschaften und ist von H. Hale mit großer Umsicht und Sachkenntniß bearbeitet. Er theilt sich in 2 Hauptabschnitte, in den ethnographischen und linguistischen.

Ohne weitere Einleitung beginnt der Verf. gleich mit der geographischen Eintheilung der Inselgruppen, die zwischen den Küsten Asiens und Amerikas liegen und jetzt gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen Oceanien bezeichnet werden. Mit den neuern Reisenden und Geographen vertheilt er sie in 5 Gruppen: Malaisia, Melanesia, Australia, Micronesia und Polynesia. Der erstere Name bezeichnet die von den Malayen bewohnten Inseln im indischen Archipel. Melanesien begreift die von einer dunkelfarbigen Rasse mit wolligen oder gekrausten Haaren bewohnten Inseln, wovon Neuguinea der Hauptsitz ist und wozu im Westen Arru, Mysole und Waydschiu, im Osten Neu-Brittanien, Neu-Irland, die Salomonsinseln und Neu-Hebriden gehören. Die Benennung Australien wird jetzt auf Neuholland beschränkt, dessen Bewohner so dunkelfarbig als die Neger sind, aber gleich der weißen Rasse weiche und schlichte Haare haben. Unter Micronesien wird die lange Kette kleiner Gruppen und Streifen von Korallfelsen verstanden, die über die Südsee nördlich vom Aequator und östlich von den Philippinen verstreut sind; die wichtigsten davon sind die Pelew- und Marianen-Inseln, Banabe, die Radack-Kette und die Kingsmill-Gruppe. Polynesien endlich bezeichnet die Inseln in dem östlichen Theile der Südsee, die von einer hellfarbigen und Dialekte einer und derselben Sprache redenden Rasse bewohnt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Schluß.)

4. Sed veteris populi Romani prospera. Döderlein bemerkt über vetus populus Romanus: Qui duravit usque ad proelium Actiacum et Augusti principatum, mit Bezug auf IV, 32, wo er jedoch veteres populi Romani res (allerdings aus dem Codex gleich den übrigen) hat drucken lassen, was aber mit unserer Stelle nicht bestehen kann. Uebrigens ist die Ausdehnung der Dauer des vetus populus Romanus bis zur Schlacht bey Actium so mißlich, wie alle solche chronologischen Abmarkungen. Der vetus populus Romanus ist die freye Gemeinde im Gegensatz der Alleinherrschaft, der dominatio der julischen Familie, die Freyheit aber, die libertas populi Romani, war schon in dem letzten Triumvirat verloren gegangen. Auch ist die Benennung prior populus Romanus (X. 24. Orat. 19.) im Gebrauch.

Hr. Ritter verbreitet sich darüber weitläufig, haftet aber auch an dem proelium Actiacum, dem Walch in dieser Sache zu Agr. S. 119 Geltung zu verschaffen gesucht hat. Orelli schwankt zwischen Triumvirat und jener Schlacht usque ad triumviros vel, si mavis, usque ad pugnam Actiacam. Doch auch das Folgende, wo inter prospera vel adversa populi Romani und tempora Augusti unterschieden wird, greift über die Schlacht bey Actium zurück, und der Anfang des 2. Capitels sagt ausdrücklich: Bruto et Cassio caesis nulla jam publica arma. Wie aber hätte der vetus populus Romanus den Untergang seiner Heere überdauern können? Will man ein chronologisches Datum, so ist dieser vetus populus R. auf dem Schlachtfelde von Philippi begraben worden.

Temporibusque Augusti dicendis non defuere decora ingenia, donec gliscente adulatione deterrerentur. Als decora ingenia werden von Döderlein Asinius Pollio, J. Libonius bezeichnet, auch Cremucius Cordus, den Tiberius anklagen ließ, quod C. Cassium Romanorum ultimum dixisset. Orelli fügt Aufidius Bassus bey, der wenigstens den Bürgerkrieg noch umfaßt hat, und dessen Geschichte vom älteren Plinius fortgesetzt wurde.

Ueber die Worte: donec gliscente adulatione deterrerentur gehen Döderlein und Ritter ohne Bemerkung hinweg. Orelli kommt auf detererentur zurück, das Muretus und Lipsius vorgeschlagen hatten, dieser mit Beziehung auf Hist. II, 7., quidquid ardoris atque ferociae miles habuit . . . principis imitatione deteritur, und auf des Horatius egregii Caesaris laudes culpa deterere ingeni, wogegen schon Gronovius bemerkt deterrere stehe hier, wie bey Cicero öfters, statt des einfachen abhortari, und die Stelle umschreibt: historiae condendae studium abjecerant, alii ob metum alii ob stomachi fastidium. Wolf bemerkt, es frage sich bey deterrerentur und detererentur „uter (sensus) decorum ingenium magis deceat," und weist auf den Unterschied der beyden Ausdrücke hin. Für decora ingenia schließt es das nihil decore suo indignum ein, wenn sie in Zeiten der Schmeicheley und der Gefahr die Geschichtschreibung Andern überlassen; dagegen si deteruntur communi labe infectique ad scribendum accedunt, vix eos decoro nomine dignos habeas, wo nur nicht klar ist wie das Abreiben durch eine labes geschehen könne. Das Bild wäre wohl vom Abreiben der Münzen und anderen Reliefarbeiten übergetragen, und hieße seines Gepräges oder Charakters beraubt werden, was allerdings dem geschieht, der gliscente adulatione Lob und Tadel gegen die Wahrheit nach der geltenden Meynung vertheilt. Das also würde sich wohl denken lassen, und fände an Vellejus Paterculus einen glänzenden Beweis, der in geistvoller und ächtrömischer Schilderung der alten Zeiten und Männer sich mit Ehren unter die decora ingenia stellt, aber in Schilderung der augusteischen und noch mehr der tiberianischen Zeit durch Verhüllen der argen Thaten und durch überwiegende Schmeicheley gegen die Machthaber diesen Character verliert, und als ein geringfügiger Geschichtschreiber auftritt. Auch Hist. I, 1, wo der Unterschied der Historiographie aus den Zeiten der Freyheit und nach der Schlacht bey Actium aufgezeigt wird, spricht nicht wie Wolf glaubt für deter-

rerentur; dort werden nur die Gründe der Verletzung, die Wahrheit der veritas pluribus modis infracta, aufgezählt, nämlich inscitia reipublicae ut alienae, libido adsentandi, rursus odium adversus dominantes. Damit soll keineswegs detererentur gerechtfertigt sondern nur die Art abgelehnt werden, wie Orelli darüber mit Wolf hinwegkommt, indem er beginnt: Hanc codicis lectionem (deterrerentur) in perpetuum stabilivisse videbatur Wolfius, nisi Bournouf rursus Mureti et Lipsii detererentur praetulisset, und dann mit Bezug auf Wolf fortfährt: Argute ille: Cogita nobis ineptam juncturam enunciationum: exstiterunt decora ingenia, donec fierent deteriora, das wäre allerdings nur eine nackte Wiederholung des Gedankens, aber nur bey Orelli, der ihm den bestimmenden Begriff des detererc mit gliscente adulatione vorenthält. — Uebrigens ist deterrerentur allerdings im Codex, aber in der Rasur, und von alter Hand corrigirt und unbezweifelt. Gronovius hat es, wie wir bemerkten, richtig auf fastidium und periculum zugleich bezogen, und die Sache bekommt ihre volle Beleuchtung durch die Rede, mit welcher Cremucius Cordus seine der alten Zeit würdige Geschichtschreibung vor dem tiberianischen Senate vertheidigt, und die darum anzuführen war. Ann. X, 34. Er beruft sich auf die freymüthige Liebe, die Livius, welcher unter Augustus schrieb, für Pompejus und dessen Freunde bewiesen habe, ohne dadurch die Zuneigung des Augustus zu verlieren. Niemals habe er den Scipio, den Afranius, den Cassius und Brutus Räuber und Vatermörder genannt, quae nunc vocabula imponuntur. Er weist dann auf ähnliche Unbefangenheit des Urtheils von Messala Corvinus und Asinius Pollio hin. Gleichwohl blieben jene unter Augustus unbehelligt, uterque opibus atque honoribus perviguere. Des Cordus Vertheidigung war umsonst. Er gab sich den Tod durch Hunger und seine Bücher wurden durch triumviri capitales auf dem Forum verbrannt. Was also Tacitus sagt ist: des Augustus Zeiten wurden noch durch Männer edler Gesinnung und Kunst geschildert; dann überwogen die Schmeicheleyen, welche nicht nur das Schlechte der Gewalthaber zu preisen, sondern auch die ihnen widerwärtige Tugend großer Männer in früherer Zeit zu schmähen nöthigten, und zur Verfolgung derer führten, welche alter Gesinnung treu geblieben, und sie in ihren Werken bewährt hatten. Also Fälschung der Begebenheiten und Personen, welche dem Geschichtschreiber zugemuthet wurde, und Gefahr derjenigen, welche dieser Zumuthung widerstrebten, sind die beyden Formen unter denen die gliscens adulatio sich auf diesem Gebiete geltend machte, und waren die Gründe, welche mit innerer Gewalt die edleren Geister von der Geschichtschreibung abschreckten, deterrebant. Auch Hr. Ritter, der deterreri nur auf die Gefahr bezieht, ubi rerum scriptoribus periculosum est non adulari, denkt an Vellejus Paterculus, dazu an Valerius Maximus. Jener gehört zwar, wie wir bemerkten, durch den ersten oder republikanischen Theil seiner Geschichte unstreitig unter die decora ingenia, aber nicht zu den ingeniis, welche die gliscens adulatio von der Historiographie ihrer Zeit abschreckte. Er fällt darum auch nicht unter das Urtheil des Tacitus, der hier nur das Allgemeine der Erscheinung und des Uebels in das Auge faßt, und die allmählichen Uebergänge weder gedacht noch bezeichnet hat.

6. Tiberii Gaique et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant recentibus odiis compositae sunt. Hr. Ritter schirmt falsae und erklärt: ad fallendum compositae (verfälscht, in verfälschter Gestalt); aber Niemand sagt: verfälscht schreiben und die von ihm angeführten Stellen c. 7: tanto magis falsi ac festinantes, und 14: ne falsi intelligerentur sind anderer Art und gehen auf Personen nicht auf Sachen und Erzählungen, und da im Gegensatz recentibus odiis als adverbialer Ablativ steht, so scheint dadurch falsae allerdings unhaltbar. Wolf schlug darum false vor, dem Döderlein folgt mit der feinen Bemerkung: falso de deceptis et errantibus, false de decipientibus et adulterantibus. Freylich ist die Frage, ob dieses haltbar, ob ein solcher Unterschied zwischen fälschlich (false) und auf fälschliche Weise (falso) anzunehmen sey. False ist überhaupt selten im Gebrauch; bey Cicero steht es Acad. III, 46: non assentiar saepe false, in Conflict mit falso; doch als verfälscht hat es Sisenna bey Charisius: indicium false factum. Uebrigens steht false dem diplomatisch überlieferten falsae näher als falso.

Cap. II. Postquam Bruto et Cassio ..... Döderlein preiset das πρόσωπον τηλαυγές als pe-

riodum amplitudine magnificam, ordine perspicuam ac simplicem, copia rerum uberrimam, concinnitate egregiam. Ritter erläutert nulla jam publica arma, doch nicht genau, durch: non in reipublicae usum. Auf Gebrauch kam es nicht an, sondern auf Recht, quae publice, i. e. a populo accepta, eoque populi Romani erant; beyde dann die Niederlage des Sext. Pompejus mit reichen Anführungen; Ritter kürzer. Dann exutoque Lepido, Döderlein allein: „Er wurde nicht geschlagen sondern seiner Legionen durch List oder Verrath entkleidet.“ Dagegen bringt Ritter sattsame Erläuterungen über das Verfahren und die Maaßregeln des Augustus, die in consulem se ferens ac . . . tribunicio jure contentum enthalten sind, doch nicht über das Folgende: militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit. Auch munia senatus magistratuum legum in se trahere werden besprochen, wiewohl nur im Allgemeinen und nicht genau. Wenn z. B. gesagt wird: quae . . . . populus jubere legibus rogatis ante solebat, ea in se traxit Augustus, so widerstreitet dem sein Verfahren. Die leges Juliae wurden von ihm an das Volk gebracht und zum Theil nur mit Mühe durchgesetzt, so heilsam sie auch waren, wie die tief eingreifenden de maritandis ordinibus.

Ac novis ex rebus aucti. Die Lesart des Beroaldus statt at wird von Ritter gegen die von Orelli aufgenommene Conjectur ut gut vertheidigt. Zur Erklärung von invalido legum auxilio, quae vi, ambitu, postremo pecunia turbabantur, wird Wolfs feine Bemerkung von Ritter wörtlich angeführt.

Cap. III. Hier wäre zu Anfang des Capitels eine Bemerkung über das Ganze der taciteischen Darstellung in dem πρόσωπον τηλαυγές am Platze gestanden. Sie beginnt mit dem Wechsel der Form der römischen Verfassung, deren Zerrüttung zu dem Imperium und dem Principatus Augusti führte, den er so wenig wie die früheren Zeiten schildern will, weil das von trefflichen Männern bereits geschehen. Nur das Letzte von diesen will er berühren, dann in die Geschichte der Nachfolger übergehen und diese von der Entstellung reinigen, welche sie durch Schmeicheleyen und Einschüchterungen erfahren. Hierauf wird in jener prachtvollen Periode die ganze kluge Thätigkeit zusammengefaßt, die Augustus auf die Festigung seiner Macht mit dem größten Erfolge wandte, und nun geht er im dritten Capitel auf das Innere seines Hauses und die Stützen über, die er ihr dort zu bereiten suchte. Denn der Macht des Volkes und des Senates soll gegenüber einer noch immer reichen, stolzen und in großen Geschlechtern blühenden Aristokratie und einem zahlreichen wohlhabenden und zwar erschütterten aber nicht gebeugten Bürgerstande die Hausmacht eines Geschlechtes untergestellt werden, welche sich endlich in ihm und Tiberius realisirt, in diesem aber, nachdem man der äußeren Gegner im Staate mächtig geworden sogleich sich gegen die Glieder des eigenen Hauses gewendet und diese vertilgt hat. Selbst bey Lebzeiten des ersten Gründers fing diese Verfolgung durch die gleißnerische Verruchtheit der Livia an, und gelangte durch die finstere Bosheit ihres einer solchen Mutter würdigen Sohnes, des Tiberius, und sein Verfahren gegen das Haus seines eigenen Bruders zu voller Blüthe. In jenem Verfahren und Plane des neuen Princeps ist der Grund zu suchen, weßhalb Tacitus sich mit der Genauigkeit und Ausführlichkeit, die das dritte Capitel zeigt, über diese Hausgeschichte verbreitet, die gleich in ihrer ersten Entfaltung mit dem Schrecken erfüllt ist, den die kalte, politische Berechnung, die Gewaltthätigkeit und die verborgene Herrschsucht der Livia verbreitet, welche der Herrschaft ihres despotisch gesinnten Sohnes ihren vom Volke verehrten Enkel und sein blühendes Geschlecht um so eher preisgab, weil sie in der Schwiegertochter Agrippina eine Nebenbuhlerin zu fürchten hatte, die ihr an Adel weit voranging und ebenso an hoher Gesinnung überlegen war.

Die bisher vorgetragenen Bemerkungen bezeichnen bereits die verschiedene Art der Herausgeber. Döderlein ist sparsam in Bemerkungen und in dem was er bemerkt kürzer als Ritter, Orelli reichlicher noch wie Ritter, doch auch er meist andeutend, außer in dem was selten und weniger zugänglich ist, alle drey übrigens zu Erwägungen, genaueren Bestimmungen oder Beschränkungen und Bestreitungen des von ihnen Vortragenen noch Raum gebend.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition.

(Fortsetzung.)

Mit einer kurzen Schilderung von Polynesien macht der Verfasser den Anfang, woraus wir, das Bekannte übergehend, nur die Charakteristik der Rasseneigenthümlichkeit seiner Bewohner hervorheben wollen, da sie die Differenzen von den benachbarten andern Völkerstämmen schärfer als es anderwärts geschehen ins Auge faßt. Der Verf. schildert die Polynesier als den meisten andern Rassen in physischer Begabung überlegen. Sie sind etwas über mittlere Größe und gewöhnlich wohlgebildet mit hübsch entwickelten Gliedmassen und Muskeln. Die Weiber stehen in dieser Hinsicht dem andern Geschlechte nach, indem sie zu klein und untersetzt sind, obwohl sie in der Jugend nicht ohne ein gefälliges Ansehen sind. Die Farbe wechselt zwischen licht und dunkelbraun mit einem schwachen Anflug von Gelb. Merkwürdig ist es, daß die hellste Färbung zunächst dem Aequator gefunden wird und daß sie bey Entfernung von demselben auf beyden Seiten dunkler ausfällt. Die Haare sind dick, straff und schwarz, mit einer schwachen Neigung zur Kräuselung, wodurch sie sich von den groben schlichten Haaren der amerikanischen Indianer unterscheiden. Eine hellere Färbung hat der Verf. nur sehr selten gesehen. Der Bart ist schwach und ebenso die Behaarung am Rumpfe. Die Physiognomien sind eben so verschieden wie bey einem europäischen Volke. Außer der Farbe und den Haaren ist vielleicht das einzige allgemeine Kennzeichen die geringe Ausdehnung der Nasenlöcher an der Basis, obwohl die Nase etwas niedergedrückt ist. Die Augen sind schwarz, aber weder groß, noch sehr hell; nur bey etlichen Individuen wurden sie schief stehend wie bey den Chinesen gefunden. Die Jochbeine stehen wenig hervor und dabey mehr vor- als seitwärts. Die Nase ist gewöhnlich kurz und gerade, aber bey manchen Stämmen und bey manchen Individuen aller Stämme ist sie lang und habichtsartig, jedoch immer am untern Theil schwach niedergedrückt und erweitert. Der Mund ist in der Regel der beste Theil des Gesichtes; die Lippen sind mäßig dick und die Zähne schön. Die Gesichtscontur ist oval und die Züge, obwohl nicht sehr bezeichnet, sind oft so regelmäßig, daß sie wirklich hübsch erscheinen. Die Form des Kopfes paßt übrigens nicht zu unsern Ansichten von Schönheit, indem er kurz und breit ist, so daß der Querdurchmesser über den Ohren fast so groß als der von vorne nach hinten ist. Der Kopf ist hinten auffallend flach, was besonders bey den Weibern sichtlich hervortritt.

Von den Melanesiern bekam der Verf., abgesehen von den Fidschis, nur ein einziges Individuum zu Gesicht, einen Eingebornen von Erromango. Er hatte dichtes wolliges Haar, eine zurückweichende gewölbte Stirne, eine kleine Stumpfnase, dicke Lippen, zurücktretendes Kinn und den Vorsprung der Kiefer und des untern Gesichtstheils, der einen der unterscheidenden Züge der Negerrasse ausmacht. Der Verf. meint, daß wenn dieser Mann unter eine Schaar afrikanischer Schwarzen gestellt worden wäre, man ihn durch nichts von den Uebri-

gen hätte unterscheiden können. Mit den Fidschi-Insulanern wurde die amerikanische Expedition durch längeres Verweilen bey ihnen genau bekannt und wir erhalten hier einen sehr ausführlichen Bericht über sie.

Mit den Micronesiern kam der Verf. nur in sehr wenig Berührung und seine Schilderung ist daher zum großen Theil von andern Reisenden entlehnt. Er erkennt ihre nahe Verwandtschaft mit den Polynesiern an, und hebt als etwas Charakteristisches für sie die große Erhöhung der Stirne und daher des ganzen Kopfes im Verhältniß zur Breite hervor.

Die Australier schildert der Verf. als schlank, mit langen Gliedmassen, und bey guter Nahrung, die ihnen aber oft gebricht, auch für ziemlich gut proportionirt. Die Gesichtsform hält das Mittel zwischen dem afrikanischen und malayischen Typus. Die Nase ist oben zwischen den Augen stark verflacht und unten erweitert, deßhalb aber doch häufig von habichtsartigem Umrisse. Die Jochbeine sind vorragend; der Mund ist groß mit dicken Lippen, die Kiefer vorspringend, aber das Kinn häufig zurückgezogen. Die Farbe ist dunkel schokolade oder röthlich schwarz, gleich der des Guineanegers, wechselt aber im Tone, so daß manche Individuen so hellfarbig sind als Mulatten. Was, nach der Erklärung des Verf., die Australier am meisten von andern dunkelfarbigen Rassen unterscheidet, ist das Haar, das weder wollig, wie bey den Afrikanern und Melanesiern, noch gekräuselt, wie bey den Fidschis, noch grob, steif und sich lockend, wie bey den Malayen, sondern lang, fein und wallend, wie bey den Europäern ist. Von Farbe ist es bisweilen glänzend schwarz, am häufigsten aber dunkelbraun. Die Meisten haben dicke Bärte und ihre Haut ist mehr behaart als die der Schwarzen.

In einem eigenen Kapitel bespricht der Verf. die Wanderungen der Bewohner der Südsee-Inseln und weist nach, daß sie ihren Ausgang aus dem Westen genommen haben, wie er es denn mit W. v. Humboldt für ausgemacht ansieht, daß Polynesier und Malayen von demselben Stamme entsprungen sind; eine Meinung, die allerdings bisher fast allgemein angenommen war, die aber nunmehr an Crawfurd einen sehr entschiedenen Gegner gefunden hat.

Von den Bewohnern der Südsee geht der Verf. zu denen des nordwestlichen Amerika's über, die gleichfalls von der Expedition besucht worden waren. Aus der vorgelegten Beschreibung ist es als der merkwürdigste Umstand hervorzuheben, daß in dem langen und schmalen Abschnitt dieses Kontinentes, der zwischen dem Felsgebirge und dem stillen Ocean eingeschlossen ist und sich von dem Lande der Eskimos bis zur californischen Halbinsel ausdehnt, vielleicht eine größere Anzahl von Stämmen mit verschiedenen Sprachen als in irgend einem andern Theil der Welt von derselben Größe gefunden wird. Und diese Verschiedenheit der Stämme betrifft nicht blos ihre Idiome, sondern auch ihre physische Beschaffenheit, Charakter und Gebräuche.

Der zweyte Theil dieses Bandes befaßt sich, wie schon erwähnt, mit ausführlichen Untersuchungen über die Sprachen der von der nordamerikanischen Expedition besuchten Völkerschaften. Referent, der nicht im Stande ist, dem Verfasser auf diesem Gebiete nachzufolgen, muß sich beschränken, blos die Aufschriften der hieher gehörigen Abschnitte aufzuführen, aus welchen der Umfang dieser linguistischen Studien ersehen werden kann. Es sind folgende: vergleichende Grammatik der polynesischen Dialecte, Versuch eines Lexicons der polynesischen Sprache, englisches und polynesisches Wörterverzeichniß, Dialect von Fakaafo und Vaitupu, Grammatik und Lexicon der Fidschi-Sprache, Wörterverzeichniß der Dialecte von Tobi und Mille, Umrisse einer Grammatik der Tarawan-Sprache nebst Wörterverzeichniß, Notizen über die Sprache von Rotuma, die Sprachen von Australien, die Sprachen des nordwestlichen Amerikas, am Schluße kurze Bemerkungen über die von Patagonien und Südafrika.

Der VII. Band ist den Zoophyten gewidmet und von Dana bearbeitet. Es ist dieß eine höchst umfassende, bedeutende, systematische Arbeit, da sie nicht blos die vielen neuen Arten, welche von der Expedition entdeckt wurden, beschreibt, son-

dern auch zugleich eine Aufzählung aller bekannten Species mit kurzer Charakteristik derselben enthält, wovon nur bey den Actinien und Hydroideen eine Ausnahme gemacht ist, indem bey diesen Abtheilungen blos die neuen Arten in Berücksichtigung gezogen sind. Des Verfassers systematische Eintheilung der Zoophyten ist folgende.

Erste Ordnung. ACTINOIDEA. Darmhöhle in Fächer durch sternartige und reproduktive Funktionen ausübende Blätter getheilt, Eier durch den Mund ausgeworfen.

I. **Unterordnung.** ACTINARIA. Tentakel 6, 12 oder mehr, nicht warzig (mit wenig Ausnahmen) und an der Spitze durchbohrt, oft korallbildend: Stamm kalkig, sehr selten hornig, mit gestrahlten Zellen.

Zunft a. ASTREACEA. Tentakel viele, in unvollständigen Reihen oder zerstreut; wenn knospenbildend mit oberer Sprossung, oft korallbildend: die Stämme kalkig, die Zellen vielstrahlig, die Blätter auswärts über die Zellen verlängert, daher die Oberfläche der aggregirten Korallenstämme blättrig-gestreift.

1. Familie. Actinidae; nicht korallbildend, meist angeheftet. Gattungen: Actinia, Anthea, Adamsia, Edwardsia, Ilyanthus, Copnea, Actinecta, Epicystis, Actinodendrum, Lucernaria, Metridium, Actineria, Heterodactyla, Epicladia.

2. Familie. Astraeidae; korallbildend, Tentakeln längs des Randes der Mundscheiben stehend, Scheiben bisweilen in einfache Reihen verfließend; Korallstämme mit ausgehöhlten Zellen, Sterne umschrieben, bisweilen lappig oder linear. Euphyllia, Ctenophyllia, Mussa, Manicina, Caulastraea, Tridacophyllia, Astrea, Meandrina, Monticularia, Phyllastrum, Merulina, Echinopora.

(Schluß folgt.)

Ueber die Leitungs-Gesetze im Rückenmark von Carl Eigenbrodt. Gießen 1849.

In dieser Brochure sind die Resultate sorgsam angestellter Untersuchungsreihen und kritischer Studien auf einem Gebiet niedergelegt, welches der anatomischen sowohl als experimentellen Forschung unendlich viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Die anatomische Schwierigkeit beruht auf der Zerstörbarkeit der äußerst zarten Gebilde, die experimentelle in der unverkennbaren Verknüpfung verschieden functionirender Elemente. Daraus erklären sich die manchfachen Widersprüche in den Ansichten und Versuchs-Resultaten der ausgezeichnetsten Forscher unseres Faches, und doch knüpfen sich an die entscheidende Lösung der hier in Rede stehenden Fragen höchst wichtige und nothwendige Anschauungen von dem Mechanismus des Rückenmarks, die eben so große physiologische als pathologische Bedeutung haben.

Nicht allein durch gründliche anatomische Untersuchungen und consequent durchgeführte Versuchsreihen, sondern auch durch Zurückführen der von einander abweichenden Resultate der verschiedenen Forscher auf den Grund dieser Abweichungen hat der Verfasser unter Bischoff's Leitung der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet.

Die hier niedergelegten Resultate zerfallen in anatomisch-histologische, und in physiologische. Der Verfasser fand in Beziehung auf erstere Folgendes. Das Rückenmark hat eine vordere und hintere Spalte, in denen sich die genannten Stränge glattwandig begrenzen. Die hintere Spalte ist jedoch enger und nicht so deutlich entwickelt. Die beyden Hälften des Rückenmarkes sind mit einander durch Commissuren verbunden und zwar vorn durch eine weiße und graue, hinten nur durch eine graue. Eigenbrodt empfiehlt zur Untersuchung dieser Verhältnisse besonders das Rückenmark des Hammels. Hat man ein solches in einer Auflösung von chromsaurem Kali erhärtet, so gewinnt man durch Quer- und Längsschnitte, welche davon in gehöriger Dünne herzustellen sind, eine Einsicht in die histologischen Verhältnisse und findet in der vorderen weißen Commissur eine Kreuzung der Fasern, zugleich in der grauen außer unmittelbar um den Centralcanal neben den Ganglienkugeln Nervenfasern; diese letzteren zeigen keine so deutliche Kreuzung, doch ist dieselbe ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht direkt zur Anschauung zu bringen.

Wichtig ist, daß die Faserkreuzung in der vorderen Commissur nur eine verhältnißmäßig geringe Menge von Fasern trifft, was gewisse Widersprüche mit pathologischen Erfahrungen beseitigt, welche bey einer vollkommnen Kreuzung aller Fasern erhoben werden könnten. Wir wissen nämlich, daß in der medulla oblongata und dem pons ein kleiner Theil von Fasern von der sonst dort allgemein stattfindenden Kreuzung ausgeschlossen bleibt; es sind dieß die Fasern der inneren Hülsenstränge: also die inneren, der Medianspalte des Rückenmarks zunächst liegenden Parthien der Vorderstränge. Hier ist es nun möglich, daß die weiter oben sich nicht kreuzenden Fasern nachträglich zur Kreuzung gebracht werden, was das Factum erklärte, daß bey einseitigem Hirnleiden vollständige Hemiplegie entstehen kann.

In Betreff der physiologischen Resultate sind folgende von Wichtigkeit, von denen der größere Theil nicht sowohl neue Funde bietet, als vielmehr bisher zweifelhafte Punkte feststellt. Bey der Kleinheit des Rückenmarks des Frosches waren sichere und constante Resultate nur bey Säugethieren zu erzielen. Die Operationen sind jetzt durch Anwendung von Chloroform weniger grausam und unsicher. Die Bogen des ersten Lenden- und letzten Brust-Wirbels wurden entfernt, und nun entweder nach Durchschneidung gewisser Parthien aus dem dadurch erzeugten Wegfall bestimmter Erscheinungen auf die Function dieser Parthien geschlossen, oder dieselbe durch directe Reizung ermittelt. Hiernach enthalten die Vorderstränge nur motorische und durchaus keine sensiblen Fasern, vermitteln daher bloß die Bewegung; die Hinterstränge enthalten nur sensible Fasern, vermitteln daher nur die Empfindung. Bey den Seitensträngen blieb die Untersuchung noch etwas zweifelhaft; jedenfalls enthalten sie motorische Fasern; ob aber auch sensible konnten die Versuche nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Die Verschiedenheit der Resultate bey den einzelnen Forschern rührt von der Schwierigkeit her keine Brücke des Vorder- und Hinterstranges stehen zu lassen, was, wenn die Brücke auch noch so klein ist, nothwendig Irrungen hervorrufen muß.

Die graue Substanz, im anatomischen Sinne des Wortes, endlich vermag als Leitung für Empfindung und Bewegung zu dienen, allein höchst wahrscheinlich ist es, daß sie dieses Leitungsvermögen nur den in ihr enthaltenen Fasern, nicht den Ganglienkörpern verdankt.

Bey der Unmöglichkeit, an der Ganglienmasse allein Versuche anzustellen, bleibt nichts anderes übrig, als ihre Function indirect zu erschließen. Daß die Fasern leiten wissen wir; sie gehen von der Peripherie, wenn auch nicht auf sehr große Strecken verfolgbar, offenbar in die Masse des Rückenmarkes hinein. Es ist kein Grund anzunehmen, daß sie hier ihre peripherische Function aufgeben; weil ihre Form auch im Ganzen dieselbe bleibt. Etwas aber büßten sie ein, wenn sie in die Centralorgane getreten sind, nämlich das Vermögen ihre Erregung zu isoliren, und zwar offenbar durch ihre Verknüpfung mit den Ganglienkörpern; denn nur wo diese präsent sind, kann eine Uebertragung der Erregung einer Faser auf andere statt finden. Daraus folgt, daß die Ganglienkörper ebenfalls eine leitende Kraft besitzen, allein hier scheinen andere Gesetze betreffs der Richtung aufzutreten, in welcher die Leitung geschieht. Von diesen Gesichtspunkten aus hat denn auch der Verfasser Stillings Ansicht beurtheilt, welcher durch Experimente, deren Unsicherheit Eigenbrodt in das rechte Licht gestellt hat, zu dem Resultat gekommen ist, daß die weiße Substanz, ohne in Verbindung mit der grauen zu stehen, nicht leitungsfähig sey, und daß die vordere weiße Substanz nur von der Axe nach der Peripherie, die hintere nur von der Peripherie nach der Axe des Rückenmarkes leite, keine von beyden aber in der Längsrichtung.

Der letzte Punkt ist dadurch widerlegt, daß der Verfasser zeigt, wie die vorsichtigste Reizung der vorderen Stränge unter dem zweyten Wirbel noch Bewegungen in den hinteren Extremitäten hervorzurufen im Stande ist, was ich selbst außerordentlich häufig bey meinen eigenen Untersuchungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

So dürften wir jetzt für die Leitungsgesetze des Rückenmarks, so weit sie die Fasermasse in demselben betrifft, einen sicheren Boden gewonnen haben.

Unendlich viel complicirter scheinen aber die Leitungs- oder Uebertragungs-Gesetze in der Ganglienmasse zu seyn; und nie werden wir ohne Kenntniß derselben eine Einsicht in die Ursache rhythmischer oder überhaupt combinirter Bewegungen bekommen, welche theils unwillkührlich, theils willkührlich sogleich in ihrer Combination hervorgerufen werden können. Leider fehlen uns bis jetzt sowohl die dazu nöthigen Kenntnisse der feinsten anatomischen Verhältnisse, als Methoden auf experimentellem Weg der Lösung dieser wichtigen Fragen näher zu kommen.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

United States exploring expedition.

(Schluß.)

3. Familie. Fungidae; korallbildend, Scheiben nicht umschrieben, Tentakel zerstreut; Korallstämme gewöhnlich mit gesternter Oberfläche und ohne eigentliche Sterne ꝛc. Fungia, Cyclolites, Herpetolithus, Halomitra, Polyphyllia, Zoopilus, Pavonia, Agaricia, Psammocora.

Zunft b. CARYOPHYLLACEA. Polypen mit zahlreichen Tentakeln in 2 oder mehr Reihen, meist Knospenbildung, Sprossung unten, Knospen seitlich, selten oberhalb ausgehend; meist korallbildend, Stämme kalkig, Zellen vielstrahlig, Zwischenräume nicht blättrig gestreift.

1. Familie. Cyathophyllidae; Gattungen: Cyathophyllum, Calophyllum, Amplexus, Caninia, Arachnophyllum, Acervularia, Cystiophyllum, Clisiophyllum, Michelinia, Columnaria, Sarcinula.

2. Familie. Caryophyllidae; Ecmesus, Cyathina, Stephanophyllia, Turbinalia, Desmophyllum, Culicia, Caryophyllia, Dendrophyllia, Oculina, Anthophyllum, Astroitis.

3. Familie. Gemmiporidae; Gemmipora, Astraeopora?

4. Familie. Zoanthidae, nicht korallbildend. Isaura, Zoantha, Palythoa.

Zunft c. MADREPORACEA. Tentakel in einfacher Reihe, 12 (selten mehr), bisweilen verkümmert, Sprossung seitlich, Stämme kalkig, Zellen klein mit 6—12 oder obsoleten Strahlen; Zwischenräume nicht blättrig gestreift.

1. Familie. Madreporidae; Madrepora, Manopora.

2. Familie. Favositidae; Alveopora, Sideropora, Seriatopora, Pocillopora, Stenopora, Constellaria, Favosites, Catenipora, Heliopora, Heliolites, Millepora.

3. Familie. Poritidae; Porites, Goniopora.

Zunft d. ANTHIPACEA (!). Thiere mit 6 Tentakeln, an der Basis hornige Aussonderungen bildend.

1. Familie. Anthipathidae.

II. **Unterordnung.** ALCYONARIA. Tentakeln 8, mit an der Spitze durchbohrten Warzen; oft korallbildend, Sterne innen nicht gestrahlt.

1. Familie. Pennatulidae; Renilla, Pennatula, Veretillum, Funiculina, Virgularia, Pavonaria, Umbellularia.

2. Familie. Alcyonidae; Rhizoxenia, Anthelia, Xenia, Ammothea, Sympodium, Nephthya, Alcyonium, Spoggodia.

3. Familie. Cornularidae; Cornularia.

4. Familie. Tubiporidae; Aulopora, Telesto, Tubipora, Syringopora?

5. Familie. Gorgonidae; Corallium, Hyalonema, Briareum, Gorgonia, Primnoa, Bebryce, Isis, Mopsea, Melitaea.

Zweyte Ordnung. HYDROIDEA. Darm-

höhle ein einfacher schlauchartiger Sack, Eier außen von den Seiten ausſproſſend.

1. Familie. Hydridae; Hydra.

2. Familie. Sertularidae; Antennularia, Plumularia, Sertularia, Thuiaria, Thoa, Pasythea.

3. Familie. Campanularidae; Laomedea, Campanularia.

4. Familie. Tubularidae; Pennaria, Tubularia, Syncorna, Corydendrium, Eudendrium, Coryna, Hydractinia.

Ein intereſſantes Kapitel iſt das, was von der geographiſchen Verbreitung der Zoophyten handelt und woraus wir deßhalb das Hauptſächlichſte herausheben wollen.

Die Hydroideen werden in allen Meeren und ſowohl in großen Tiefen als an der Oberfläche getroffen. Die tropiſchen und die Gewäſſer der kalten Zone haben ihre eigenthümlichen Arten und einige leben auch in Süßwaſſer.

Die Actinoideen ſind alle Seethiere und kommen beſonders in der heißen Zone vor. Die weichen Actiniden und die Alcyonarien haben die weiteſte Verbreitung, indem ſie ſowohl in den Korallriffen der Aequatorialgegenden als nord- und ſüdwärts außerhalb der gemäßigten Zone angetroffen werden. Unter den korallbildenden Actinarien ſind die Abtheilungen der Madreporen und Aſtraeen faſt ausſchließlich auf die Korallriff-Seen beſchränkt, einer Region, die zwiſchen den Parallelen von 28° nord- und ſüdwärts des Aequators ſich ausdehnt, während die Caryophylliden ſo weit als die Actinien verbreitet ſind.

Die Madreporaceen und Aſtraceen nebſt den Gemmiporiden ſind die Hauptgründer der Korallriffe. Die Temperatur, welche ihre geographiſche Ausbreitung limitirt, iſt ohngefähr 68° F., was die Wintertemperatur an der Außengrenze der riffbildenden Meere iſt. Die Temperatur ſinkt bey ihnen bisweilen bis zu 66 und ſelbſt 64° herab, aber dieß ſcheint ein Maaß zu ſeyn, das ſie zwar überſtehen, bey dem ſie jedoch nicht Sproſſen hervortreiben. In den wärmſten Theilen der Südſee wechſelt die Temperatur von 80 bis 85°, und hier ſind Aſtraeen, Meandrinen, Madreporen u. ſ. w. in größter Ueppigkeit entwickelt. Nach der Tiefe zu haben die riffbildenden Korallen nur eine geringe Erſtreckung, indem 20 oder vielleicht 16 Faden Tiefe faſt alle Arten der Zünfte der Madreporen und Aſtraeen einſchließen wird. Auf dieſe Begrenzung hat die Temperatur wenig oder gar keinen Einfluß, da unter dem Aequator 68° F. erſt in einer Tiefe von gegen 100 Faden getroffen wird.

Hinſichtlich der Verbreitung der Arten ſcheint es gewiſſe Mittelpunkte zu geben, von denen ſie ausgehen. Die Korallarten Weſtindiens ſind in mancher Hinſicht eigenthümlich, und nicht eine kann mit Sicherheit mit irgend einer oſtindiſchen identificirt werden. Die Centraltheile des ſtillen Oceans ſcheinen faſt eben ſo eigenthümlich in ihren Korallen zu ſeyn. Nur wenige von den Fidſchis-Inſeln ſind als identiſch mit denen des indiſchen Oceans befunden worden. Eine genauere Bekanntſchaft mit den Korallen dieſer verſchiedenen Meere mag zwar die Anzahl der identiſchen Arten vermehren, aber die bisher gemachten Erfahrungen ſcheinen ausreichend zur Feſtſtellung der Thatſache, daß ein großer Theil der Zoophyten auf eine geringe Längserſtreckung beſchränkt iſt. Aus einer Tabelle, die der Verf. vorlegt, geht es hervor, daß unter 306 Arten nur 27 der Südſee und dem indiſchen Ocean gemeinſam ſind. Hinſichtlich der oſt- und weſtindiſchen Arten giebt es nur eine, die Meandrina labyrinthica, worüber jedoch noch viele Zweifel bleiben.

Der Verf. kennt keine Autorität, um Weſtindien irgend eine Art aus den Gattungen Fungia, Pavonia, Herpetolithus, Merulina, Monticularia, Gemmipora, Anthophyllum, Pocillopora, Sideropora oder Seriatopora, die alle in der entgegengeſetzten Weltgegend gemein ſind, zuzuweiſen. Die Agaricien, mit Ausnahme einer einzigen Art, ſind in Weſtindien auf die Untergattung Mycedia beſchränkt. Die Milleporen ſind die einzigen bekannten Favoſitiden, und von den artenreichen Madreporen ſind nur ein halb Dutzend unterſchieden worden. Die Manicinen, Caryophyllien und Oculinen ſind in Weſtindien zahlreicher als anderwärts, und

die Ctenophyllien (Meandrinen mit starken ganzen Lamellen) sind nur daselbst gefunden worden. Die Gattung Porites besitzt mehrere Arten, die aber gebrechlicher und poröser sind, als die aus dem ostindischen oder stillen Ocean.

Zum Schlusse müssen wir noch rühmlichst gedenken des ausgezeichnet schönen Papieres und Druckes, wodurch diese Bände zu einer wahren Prachtausgabe werden. Den Atlas, der zum siebenten Bande gehört, haben wir noch nicht erhalten.

Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben. Berlin 1849. 212 S. gr. 8.

Diese Schrift, als deren Verfasser sich am Ende der am 10. März l. J. geschriebenen Vorrede Dr. Eilers nennt, verdient eine vorzügliche Beachtung nicht nur des Inhaltes wegen, der mehr giebt als der Titel verheißt, sondern auch wegen des Vortrages, welcher das, manche ähnliche Arbeit entstellende, Gemisch von Kanzleystyl und Schulsprache vermeidend, sich in edler Einfalt hält, was desto anerkennenswerther ist, weil der Verf. früher der Schule, später der Kanzley angehörte. Es sind vier Capitel: das evangeliche Kirchenwesen — die katholische Kirche — das Unterrichtswesen — Censur und Zeitungswesen. Natürlich wird in jedem derselben auf den Zustand, welchen der Minister Eichhorn antraf, zurückgegangen, und vielleicht findet mancher Leser gerade diese Vorberichte am anziehendsten. Referent will nur einiges über den Agenden-Streit ausheben, welcher bekanntlich dem Ansehen der preußischen Regierung nicht weniger geschadet hat als ihr Verfahren gegen den Erzbischof von Köln.

König Friedrich Wilhelm III. wollte die neue Agende, nachdem sie von Seiten des Lehramtes gebilligt war, nicht zwangsweise, sondern auf dem Wege der Belehrung eingeführt wissen. Denn er „behandelte die religiösen Ueberzeugungen auch des geringsten seiner Unterthanen mit der zartesten Gewissenhaftigkeit und verabscheute die Anordnung polizeylicher Mittel“ in Kirchensachen. S. 16. Solche Mittel wurden gleichwohl durch das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten wider die Theilhaber an Zusammenkünften, die aus Abneigung gegen die Agende die Kirche mieden und außerkirchliche Erbauung suchten, auch ihre Kinder aus der Schule nahmen, angewandt. „Die Widerstrebenden, hieß es, seyen durchaus nicht berechtigt, von Gewissen und Gewissenszwang zu reden, weil es ihnen hiezu an aller klaren Erkenntniß fehle sowohl von dem, was sie vertheidigten, als von dem, was sie bekämpften.“ S. 17. Es kam zu Klagen vor Gerichten; diese fällten Erkenntnisse, „wodurch die Dissidenten in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache bestärkt wurden. Um so schärfer schritt die Polizeygewalt fortwährend ein. Dieser thatsächliche Widerstreit zwischen Justiz und Polizey in Bezug auf religiöse Ueberzeugungen warf nach allen Seiten hin ein, die wichtigsten Interessen der Regierung gefährdendes, Licht auf die inneren Zustände des Staates.“ S. 23. Nun begehrten die Unzufriedenen in großer Anzahl die Erlaubniß auszuwandern, die ihnen nach den bestehenden Gesetzen nicht versagt werden konnte. Gleichwohl verweigerte man sie ihnen mehrere Jahre lang unter dem Vorwande, sie seyen irre geleitet, verführt; und dem Könige, der das bedenklich fand, wurde vorgestellt, als Landesvater komme ihm zu, die armen Leute von dem Unglücke zurückzuhalten, in das sie nicht allein selbst gehen, sondern auch viele Unmündige mitnehmen würden. Allein der Drang zur Auswanderung stieg so, daß man ihm nachgeben mußte. Dagegen wurden die Maßregeln gegen die im Lande bleibenden Agendeflüchtigen geschärft. „Von da an trat ein förmlicher Kriegszustand zwischen den Staatsbehörden und einer sehr bedeutenden Zahl in allen Provinzen zerstreuter Unterthanen ein.“ S. 31. Der König beauftragte vier Minister die Angelegenheit einer umfassenden gemeinsamen Berathung zu unterwerfen. „Es vergingen vier Monate bis man den Entschluß faßte, behufs der Vorbereitung zu jener gemeinsamen Berathung fünf Räthe der verschiedenen Ministerien zusammentreten zu lassen.“ S. 35. Diese fünf empfahlen einen Mittelweg mit Aufsicht und Nachsicht; Nachsicht anstatt ausdrücklicher Duldung; Aufsicht zu Verhütung unzuläßiger Uebergriffe. Auf diese haltlose Vorarbeit sollten die vier Minister nun ein Gesetz vorschlagen. „Sie kamen damit, aller dringenden Mahnungen des Königs ungeachtet, nicht zu Stande.“ S. 37. Indessen machte der Minister der geistlichen Angelegenheiten für sich einen Entwurf, bey dem er davon ausging, daß die Widersetzlichkeit der Agendeflüchtigen (Altlutheraner) ein Kampf gegen die bestehende Ordnung im Staate überhaupt sey. „Um Angriffen solcher Art entgegenzutreten, lasse das landesherrliche Recht sich nicht allein nach gegebenen Gesetzen bestimmen, wie die Justizbehörden solches gethan. Wenn der landesherrliche Wille ausgesprochen sey, komme es nicht weiter darauf an ob ein Gesetz entgegenstehe ꝛc.“ S. 39. Der nach solchen Ansichten ausgearbeitete Entwurf erhielt die Zustimmung der übrigen Minister, wurde aber dem Könige nicht mehr vorgelegt. In diesem Stande

war die Sache, da der jetzige König die Regierung an trat.

Rathlosigkeit aus Uebermaß von Rath.

Man darf es dem Verf., der sich an mehreren Stellen als einen Königischen bekennt, nicht verdenken, daß er ein Aergerniß wie dieses, wo das eigentliche Königthum durch etliche oft unter sich uneinige Afterkönige gebunden oder gelähmt erscheint, etwas zu glimpflich behandelt. Er stand den Leuten nahe und erkannte daß sie es wohl meynten; was leider keine Verwahrung gegen große und schädliche Irrthümer ist.

Von der nicht einseitigen Freymüthigkeit des Vfs. mag folgende Stelle voll frischer Luft zur Probe dienen.

S. 58. „Von Geburt dem Bauernstande angehörig, hat der Verf. lange genug in demselben gelebt, um die Urtheils- und Empfindungsweise dieser großen Volksclasse genauer kennen zu lernen als denen möglich ist, die in höheren Ständen aufgewachsen sind. Aus dieser Erfahrung und nicht allein aus dem Studium der Geschichte hat er die feste politische Ueberzeugung gewonnen, daß das Volk durch die Constitutionen unserer doctrinären Politiker um seine wahre Freyheit und Wohlfahrt betrogen wird; freylich aber auch die Ueberzeugung, daß wenn ein deutscher Fürst auch noch so hohe Ideen, noch so reine Absichten hat, dieses nichts hilft, wenn er nicht zugleich das Schwert der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Ordnung überall da wo es Noth thut, vorzüglich gegen hochmüthige und anmaßende Uebergriffe der Vornehmen, der Reichen, der Beamten, mit Entschiedenheit führt. Dieß allein flößt dem Volke nachhaltigen Respect ein, wogegen die Werke der Milde und des guten Herzens an und für sich nur Empfindungen erregen, die jeder Volksverführer durch irgend eine erdichtete Anekdote wegwischen kann. Hätte z. B. der König, als in Schlesien die Hungersnoth ans Tageslicht trat, so wie bey anderen Gelegenheiten, die betreffenden Provincial-Beamten, hohe und niedere, nach Gebühr gezüchtigt, wie Friedrich der Große bey viel geringeren Veranlassungen that, so würde dieß mehr zur Befestigung des Thrones beygetragen haben als irgend eine sogenannte volksthümliche Concession, in so fern man darunter nicht eine bessere Gemeindeverfassung und eine durchgreifende gleichmäßige Gerechtigkeit in Vertheilung der Staatslasten versteht, die längst hätten bewirkt werden sollen. Was dagegen die sogenannten Errungenschaften der demokratischen Parthey betrifft — Civil-Stands-Register, Trennung der Kirche von Staat und Schule und dgl. — so stehen diese in Widerspruch ebenso mit der innersten Gesinnung des Volks als mit den wahren Bedürfnissen desselben. Der Erfolg wird es lehren, leider erst dann, wenn die Lehre nichts mehr nützt und das alte aus dem Volk hervorgegangene Königthum nicht mehr hergestellt werden kann."

The Quarterly Review. Dec. 1848.

Man findet hier Mittheilungen aus einigen kleinen, nicht in den Buchhandel gekommenen, Schriften des österreichischen Ministers von Wessenberg. Wir heben davon etwas München angehendes aus. Freyherr von Wessenberg war 1839 in München, bewunderte die Baudenkmale König Ludwigs, bedauerte jedoch, daß sie in München, nicht zu Regensburg stehen. Regensburg, sagt er, in der Mitte des Königreiches, an dem prächtigsten und schiffbarsten Strome Europa's, umgeben von einer reichen, fruchtbaren Landschaft, hätte, zur Hauptstadt erhoben, binnen zwanzig Jahren die erste Stadt in Deutschland werden können. König Ludwig entschloß sich an dem alten Wohnsitze seiner Vorfahren zu bleiben; er wollte die wackern Männer und hübschen Weiber Münchens nicht in Gram und Trauer setzen; er gönnte die Verbesserungen und Verschönerungen, die er vor hatte, dem Orte, der für ihn so viele Erinnerungen, geschichtliche und persönliche, umfaßt; und wer könnte ihm das verdenken?

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.
Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 3. Februar 1849 sprach Hr. Prof. Spengel: Ueber des M. T. Varro nur zumtheil erhaltene Bücher de lingua latina, über den Zustand des äußerst lückenhaft und entstellt überlieferten Textes derselben, und über das was bisher geschehen ist und künftig etwa zu thun seyn wird, ihn einigermaßen genießbar zu machen.

In der Sitzung vom 3. März hielt Hr. Prof. Haneberg einen Vortrag, worin Einfluß der jüdischen Gnosis auf die Entstehung der hyper-schiitischen Sekten des Islam nachzuweisen versucht und des Jebha Saba Lehre von der Seelenwanderung dargelegt ist.

Unter den an die Akademie eingelaufenen Büchergeschenken fand die Classe ihrerseits hervorzuheben:

a) A. C. Harris fragments of an oration against Demosthenes respecting the money of Harpalus. London 1848. fol.

Es sind 32 auf 11 Platten dargestellte Bruchstücke Papyrus, welche, von Arabern aus den Umhüllungen einer Mumie gewonnen, an einen Antiquitätenhändler zu Theben in Ober-Aegypten und von diesem an Hrn. Harris gelangt sind, von welchem der Text als zu der bey Diodor von Sicilien und Plutarch besprochenen Anklage des Hyperides gegen Demosthenes gehörig gegeben wird.

b) Die nordischen Runen, von Karl Oberleitner. Wien 1848. 4. (mit eingedruckten Runenzeichen).

Durch diese Uebertragung eines Theiles von Liljegren's Run-lära ist auch dem Deutschen, der sich über jenes einst allen germanischen Stämmen mehr oder weniger gemeinsame Alphabet belehren will, das Wesentlichste des schwedischen Werkes zugänglich gemacht.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften vom 2. Juni 1849 hielt Hr. Prof. Dr. Streber einen Vortrag über das beym Bau des salomonischen Tempels verwendete Material, unter Beziehung auf die durch Schnaase, Stieglitz, Grüneisen und Andere aufgestellten Ansichten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Mai d. J. wurde folgender Aufsatz des Hrn. Archivars Dr. Höfler vorgelegt:

Ueber die älteste politische Urkunde des erlauchten Hauses Hohenzollern.

Einer der wesentlichsten Vorzüge der „hohenzoller'schen Forschungen“ des Frhrn. von Stillfried und

R. A. Dr. Märker besteht zweifelsohne in der quellenmäßigen Auseinandersetzung, daß das Burggrafenthum Nürnberg dem gräflichen Hause der Zollern (Hohenzollern) nicht durch Rudolph von Habsburg als „Botenbrod" für die Ueberbringung der Kunde seiner Erwählung zum römischen Könige verliehen wurde, sondern viel früher durch die Vermählung eines Grafen Friedrich von Zoller († 1204) mit der Erbtochter der früheren Burggrafen aus dem Stamme der Grafen von Rätz an die Hohenzollern gelangte. Wie aber die erwähnten Forschungen nähere Aufschlüsse über die Grafen von Rätz selbst erst von noch aufzufindenden österreichischen Quellen erwarten, so vermögen die beyden gelehrten Verfasser „auch nach so vielseitigen, sorgsamen Forschungen" über die Ahnherren des nunmehr königlich preußischen und fürstlich hohenzollerschen Hauses noch im Anfange des XIII. Jahrhunderts weder erschöpfende, noch ganz zuverläßige Angaben aufzustellen [1]). Bey dieser Dürftigkeit der Quellen ist es nun allerdings von Wichtigkeit zu wissen, daß ein Adelbert von Zoller Mitstifter des Klosters Alpirsbach 1095 gewesen; allein von dieser Urkunde an bis tief hinein in das XIII. Jahrhundert können auch Stälin's sorgfältige hohenzollerschen Regesten nur anführen, daß Grafen aus diesem Hause Zeugen bey Ausstellung kaiserlicher oder königlicher Urkunden waren, und muß ihre Unterschrift zum Anhaltspunkte für die Herstellung der Genealogie — natürlich mit zweifelhaftem Erfolge — dienen. Von geschichtlichen Dokumenten im höheren Sinne des Wortes, von politischen Correspondenzen und Urkunden, welche von Mitgliedern des erlauchten Hauses ausgehen und deren politische Wirksamkeit beleuchten, ist auch in den hohenzollerschen Monumenten für die erwähnte Periode nichts zu finden. Selbst die ausgezeichnete Urkunde d. J. 1226 mit dem ältesten Siegel der Burggrafen von Nürnberg [2]) enthält nur eine Schenkung des Grafen Friedrich von Zoler zu Gunsten der Kirche in Reichenau (zum Heile der eigenen Seele), gehört somit, wie die des J. 1241, unbeschadet ihres sonstigen Werthes für hohenzollersche Geschichte, nicht in die erwähnte Kategorie Geburts- und Todesjahr ist von mehr als einem Grafen noch immer unbekannt, oder doch ungewiß, und da die großen Archive zu München [3]), Stuttgart, Karlsruhe, in welche die Schätze von Hunderten von Klöstern und Filialarchiven zusammenflossen, für den Endzweck der hohenzollerischen Forschungen eifrigst benützt, da somit selbst das Familienarchiv der Hohenzollern, früher in der Plassenburg, jetzt in Bamberg, in den Bereich der „Forschungen" gezogen worden, konnte man auch mit vollem Rechte der Vermuthung Raum schenken, daß für die ältere Geschichte der Hohenzollern nur „der Zufall" mehr neues Licht verbreiten würde.

Mag man es nun Zufall nennen oder wie immer, die Repertorisirung des angeblich so sehr durchsuchten, in Wahrheit aber in keinem von seinen beyden Haupttheilen genügend gekannten k. b. Archives zu Bamberg förderte neben vielen andern wichtigen Manuscripten und Urkunden auch zwey Originaldokumente an den Tag, welche, was Kloster- und Zeugschaftsurkunden, was selbst die bisher älteste Originalurkunde des hohenzollerischen Hauses v. J. 1226 [4]) nicht gewähren konnten, die politische Stellung und kriegerische Thätigkeit eines der frühesten Ahnherrn des hohenzollerschen Hauses darthun, ja von denen eine sogar direkt von einem Hohenzoller ausgeht. Beyde sind, was ihren Werth erhöht, an den König Siciliens und deutschen Kaiser Friedrich (II. von Hohenstaufen), gerichtet. Beyde nach Sitte jener Zeit ohne Datum; Pergament und Schrift bezeugen jedoch das XIII. Jahrhundert. Ihr Inhalt ergänzt sich gegenseitig, ihr Aeußeres aber, das kleine Format —

1) Vgl. auch Stälin Wirtembergische Gesch. Bd. II. S. 504 u. qs.

2) Monumenta Zollerana. Vol. I. S. 34. 43.

3) Bekanntlich müssen alle Urkunden der bayer. Archive bis zum J. 1400 an das K. allgemeine Reichsarchiv nach München geschickt werden, und sind somit die ältesten hohenzollerischen Urkunden des Bamberger und Plassenburger Archives in München.

4) Freyh. von Stillfried's verdienstvolle Auffindung.

bey den größeren kaum eine Spanne lang und halb so hoch — die an der Rückseite angebrachte Adresse an den Kaiser, die fehlenden Siegel bey sonst unverkennbaren Zeichen der Aechtheit beweisen, daß sie Depeschen waren, welche der Träger im Nothfalle leicht verbergen konnte. Seit unvordenklichen Zeiten mögen sie in dem Archive sich befunden haben, jedoch nicht in dem markgräflich-bayreuthischen, sondern in dem fürstlich bambergischen, das von Friedrich II. und Heinrich VII. gar manche Urkunden besaß, ehe auch im Punkte der Archive das Centralisationsprincip herrschend wurde. Der Inhalt der ersten lautet folgendermassen:

Zl. 1. Reverendo domino suo. Friderico dei gratia romanorum imperatori et semper Augusto ierusalem regi regique

2. Sicilie. Fridericus humilis comes in Zolr. debite subjectionis reverentiam. Sicut nuper meas per literas vestre signi

3. vicavi. magnificentie. quod in periculo corporis et rerum. essem. in obsidione castri Achalm. illud modo manifeste indicio

4. comprobatur. omnes enim mei servientes. et ex ministerialibus octo. vulneribus infecti. et nimium cruciati. a domino

5. marescalcho et a domino de nifin sunt captivati. Insuper in armis et in equituris. me meosque spoliant large ad centum marcas.

6. in expugnatione enim tocius mee familie nunquam aliquis ipsi tulit subsidium. Qua propter vestre exhortor.

7. celsitudinis benivolentiam quatinus mihi in dampno sic importabili auxilio et consilio subveniatis. Quic quid lator

8. presentium vobis dixerit. fidem vestra dignetur exellentia adhibere.
Rückseite: imperatori.

Somit 8 Zeilen, zwischen welchen bey Anfang der Z. 6 eine Lücke ist, die sich bey näherer Einsicht dadurch erklärt, daß der Schreiber den Satz qua propter anfänglich nach marcas begann; nachdem er aber das mit Mühe zu entziffernde Wort geschrieben, sich eines andern besann, und den Satz in expugnacione einschaltete. Zwischen auxilio und consilio fehlt das Verbindungswort; das vielleicht ein an auxilio angebrachter Hacken andeuten soll. Die ganze äußere Abfassung trägt somit das Gepräge der Angst und Verwirrung, von welcher der bisher nicht gekannte Inhalt Zeugniß giebt. — Es ergiebt sich nun aus dem ierusalem regique Sicilie,

1) daß der Brief, wie oben bemerkt, an Kaiser Friedrich II. gerichtet war, der unter den Friedrichen allein diesen Titel führte;

2) daß der Brief nicht blos nach dem 22. November 1222 geschrieben war, an welchem Tage Friedrich die Kaiserkrönung empfing, sondern auch nach November 1225, von welchem Monate an Friedrich in Folge seiner Vermählung mit Jolanthen von Brienne, der Erbin von Jerusalem, den Titel eines Königs dieses Reiches [5]) annahm. Ist somit also gewiß, daß das Schreiben nicht vor November 1225 abgefaßt wurde, so enthält sein Inhalt doch nichts Bestimmendes über den äußersten Zeitpunkt, nach welchem seine Abfassung nicht mehr fallen konnte, als das Todesjahr Friedrich's II. 1250. Selbst die Erwähnung des Grafen Friedrich in Zolr giebt für die Zeitbestimmung wenig Maß, da in Kaiser Friedrichs Zeit mehr als ein Friedrich von Zollern lebte. Hingegen ist, was dieser von sich erwähnt, neu und für die Geschichte Schwabens und der Hohenzollern von nicht minderem Interesse, als für die des Kaisers.

Die Aufschlüsse aber, welche die eine Urkunde nicht in hinreichendem Maße gewährt, kommen nun durch eine zweyte etwas kleinere, aber eilfzeilige zu. Sie lautet:

Zl. 1. Serenissimo domino suo Friderico Romanorum imperatori semper Augusto. Conradus de Hohenloch comes Roma

5) Böhmer Reg. Imp. S. 129.

2. nie henricus marescalchus de Bapinhain et Conradus de Blochingen debitum et paratum in omnibus obsequium. Vestra
3. scire dignetur excellentia. quod comes Egino de Friburch in urach munitus multa collectione
4. militum et aliorum hominum se locavit in dampnum et ignominiam imperatorie maiestatis. pretendens
5. quodsi in bonis ab aliquo offendatur velit pro viribus prohibere. nectamen eum ibi bona cogno
6. vimus aliqua retinere. preterea scire dignemini quod cum niphārius nuper domum ante Achalm
7. expugnasset et ibi nostros homines captivasset dictus comes Egino eos in Urach recepit.
8. et adhuc ibi cum eo morantur. et propter hoc ad obsidionem castri niphin venire non possumus. ni
9. copiam hominum quod possimus eis resistere habeamus. Quid super hiis facturi simus nobis vestra dominatio.
10. cicius dignetur rescribere. dictus enim Egino postquam Spannagil a nobis recessit laborat
11. omnibus modis ad homines acquirendos.

Rückseite: domino Romanorum imperatori, und weiter unten: C. de Hohenloch comes Romanie h. mareschalcus de Bapinhain et C. de Blochingen.

Begränzte der Inhalt der ersten Urkunde die Zeit ihrer Abfassung zwischen 1225 und 1250, so erhält man durch die Erwähnung Eginos des Grafen von Urach einen neuen Anhaltspunkt.

Während der Regierung K. Friedrichs II. lebten nämlich zwey Egino von Urach, Grafen von Freyburg, von denen der eine, Egino IV. der Bärtige 1230 starb, Egino der V. aber, seit 1218 mit Vorzug Graf von Freyburg genannt, 1236, so daß also die Zeit der Ausfertigung beyder Schreiben schon wieder etwas näher, 1225—1236 zusammenrückt. Egino IV. bestand mehrere und nicht unbedeutende Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich II., welche jedoch schon 1218/9 in der Art geschlichtet wurden, daß Egino von dem deutschen Könige in den Besitz der Stadt Freyburg und der übrigen zäringischen Güter im Breisgau und auf dem Schwarzwalde gesetzt wurde. Seitdem wird der ältere Egino zwar noch einigemal in Urkunden erwähnt, allein ohne daß von 1220 [6]) an bis zu seinem Tode 1230 eines neuen Streites gedacht würde. Hingegen findet sich vom 16. Juli 1226 eine Aussöhnungsurkunde Kaiser Friedrichs II. mit dem jüngeren Egino, dem Bruder des berühmten und einflußreichen Cardinal Cuno, vor, ohne daß jedoch Stälin, welcher alles auf die Regesten der Grafen von Urach und von Hohenzollern in jenen Zeiten Bezügliche sammelte, über Anlaß oder Fortgang des Zwistes etwas Näheres mitzutheilen wüßte. Die Aussöhnungsurkunde sagt nur, daß der Kaiser die Einigung und den Frieden bestätigte, welche König Heinrich, Friedrichs ältester Sohn, mit Beyziehung der Fürsten in Speyer mit Egino abgeschlossen hatte [7]); daß ferner Friedrich diesen Frieden nur aus Rücksicht gegen den Cardinal Cuno, welchen er sich verpflichten wollte, bestätigt und Egino zur großen Freude des Kaisers, welcher unruhige Köpfe nach dem Orient zu senden pflegte, das Kreuz genommen habe.

(Schluß folgt.)

6) In diesem Jahre erwähnt ein von Böhmer angeführtes, aber noch unedirtes Schreiben Fridrichs II. an Papst Honorius III. eines Streites mit Egino (dem Jüngeren, Bruder des Card. Cuno) als eines (jedoch nur als Vorwand gebrauchten) Hinderniſſes, warum Friedrich den angelobten Kreuzzug nicht antreten könne. Reg. Imp. 1220 n. 359.

7) Schoepflinus Hist. Zacaringobadens. Bd. V. S. 170. 171.

Mit einer lithographirten Beylage.

Schreiben des Grafen Friedrich in Zolr an Kaiser Friedrich II gegenwärtig das älteste Original-Document des erlauchten Hauses der HOHENZOLLERN. (A.)

Nebst einem dasselbe erläuternden, gleichzeitigen Schreiben des Grafen Conrad von Hohenlohe, Heinrichs von Pappenheim etc. an Kaiser Friedrich II. (B.)

Aufgefunden im K. Archiv zu Bamberg

von

Dr. Const. Höfler.

A.

Reverendo dño suo. F. dei gra romanor ipatorj a semp aug. ac ierlm. rex. rex sicilie. f. hūbs comes in Zolr. debit hūmes reverenc. Sic nup meas pcias. vic Ingu' vicar magnificenc. qd nupcio corpis ac rerō. essenc. obsidione cast achalm. ille m manselle idem gpbar. omes eni mei servientes. ac exercitialib octo. milib mecū. ac mmw crociatis. adno marscalcho 7 adno dentin sui captivatis. Insup iamus ac meditatis. me meos q; spaliā largie ad eni marcā. [illegible] impugnatōe eni tocius mee familie nung alias ipi tulu obsidiung. Ita ꝑ vc cyhorte cessirudus bñ multa varie in idipso sic ꝑrabilj avitho 7 filio ill memaris. Ideō laudē plenariō vab diverti. sede via digner excellūa adhibe.

Auf der Rückseite von (A) steht: Ipatoj

B.

Sacratissimo dño suo. F. Romanor imperatori semp augusto. C. de hohenloch eiusdē Romanie. H. marschalc de Pappenhem. 7 C. de Vlochingen debitā 7 paratā tot obsequior. Vidit fame digner excellūa: qd comes Egno de brebuch / 7 duch mortē multa collectue milicie 7 alior hoīm se locauit. indignū 7 ignominiā ipiali maiestati ꝓcedat qd si inbonis suis ab alio offendat uelit ꝓuisib ꝓhibē. nec in eū ibidona cognō nūc alio recurre. ꝓcea fame digneminj qd ei ziphan nup domū ante Achalm expugnasset 7 ibi ipius hoīes capitaliter diruisset comes Egno eos 7 duch recepit. 7 adhuc ibidē eo morant. 7 gre hoc adobsidionē cast ziphen uenire nō possunt. 7 ea qd dignet reparē. dicat eni comes Egno. ꝓcia Spangel anot recessit laboret omnibus modis adnichilare aquisendo.

Rückseite von B.

Ille Romanor Imperatori.

C. de Hohenlochen Romanie H. marschalc de Pappenhaim. 7 C. de Vlochingen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die älteste politische Urkunde des erlauchten Hauses Hohenzollern.

(Schluß.)

Die Kaiserregesten erwähnen nun wohl einen Aufenthalt König Heinrichs zu Speyer, Mai 1223 und, da Heinrichs Aufenthalt von Ende 1225 bis 21. Februar 1226 ungewiß ist, iedenfalls aber angenommen werden kann, daß er damals, als er sich so lange in der Umgebung dieser Stadt aufhielt, auch nach Speyer kam, so könnte der Vertrag wenn nicht 1223 doch vielleicht Anfang 1226 zu Stande gekommen seyn, wobey dann angenommen werden müßte, Egino habe nach dem Abschlusse des Vertrages und vielleicht während König Heinrich zu seinem Vater nach Italien zog (was im Frühjahre 1226 geschah), aufs Neue die Waffen ergriffen. Denn nur durch König Heinrichs Abwesenheit von Deutschland oder durch Kaiser Friedrichs Anwesenheit im Reiche, welche seit 1220 erst 1235 wieder statt fand, läßt sich erklären, daß die von Egino Beeinträchtigten sich an den Kaiser und nicht an den deutschen König um schleunige Hülfe wandten. Diese Gründe sind es denn auch gewesen, welche den Herausgeber zuerst bestimmten, die Abfassung der Urkunde in das Jahr 1225/6 zu verlegen, wonach dieselbe nicht blos das älteste politische Originaldocument des hohenzollerschen Hauses wäre, sondern auch den Schankungsbrief Friedrichs von Zoler noch überragte, welchen Freyh. von Stillfried aufgefunden hat.

Das Interesse der Wahrheit erfordert aber auch, daß, was gegen diese Annahme spricht, gleichfalls hervorgehoben werde. Sonderbar wäre es nämlich immer, wenn Egino nach dem Speyerer Vertrage, und als ein mit dem Kreuze bezeichneter aufs neue die Waffen ergriffen; sonderbar, wenn der Kaiser, der sonst jedes Vergehen zu rügen wußte, hievon in der Aussöhnungsurkunde keine Erwähnung gethan hätte. Es ist daher nach dem, was oben bemerkt wurde, noch zu untersuchen, ob, wenn gegen das Jahr 1226 Zweifel erhoben werden können, die in beyden Urkunden erwähnte Fehde nicht etwa in das J. 1235 zu setzen sey, in welchem Kaiser Friedrich nach Deutschland zurückkehrte und seinen Sohn Heinrich, an dessen Hofe Egino V. sich, den Regesten zufolge, seit 1230 beynahe ununterbrochen aufgehalten hatte, zur Unterwerfung zwang (Juli 1235). Es ist hiebey zu bemerken, daß Egino, durch seine Gemahlin Adelheid von Neifen (niphin) mit diesem Geschlechte, welches durch die Vermählung Berchtholds mit der Erbtochter des Grafen Adelbert von Ahalm die gleichgenannte Burg erlangt hatte [8]) und in den spätern Jahren der Regierung K. Friedrichs ebenso antikaiserlich war, als die Zollern für kaiserlich gesinnt galten, in verwandtschaftliche und politische Beziehung getreten war; daß er ferner sich erst nach dem 11. September 1234 von dem königlichen Hoflager hinweg nach Freyburg begeben und damals zweifelsohne das Schloß Achalm wieder eroberte,

8) Stälin II. S. 572. 574.

das in einer nicht näher bekannten Zeit von dem Herrn von Neifen (nifarii) an Friedrich von Zollern gekommen seyn muß, da Egino der Urkunde zufolge es diesem abnahm.

Da nun die Straßburger Annalen ausdrücklich zum Jahre 1234/5 erzählen, König Heinrich habe sich mit denen von Neiffen und einigen andern [9]) verbunden, den kaiserlich gesinnten Markgrafen von Baden anzugreifen, dieser aber von der Ankunft des Kaisers gewiß, sich mannhaft vertheidigt, so kann unter denjenigen, welche mit den Neiffen die Waffen ergriffen, damit das Signal zum Abfalle Heinrichs von seinem Vater gaben, kaum Jemand eher verstanden werden, als Egino von Urach, welcher auch in den Urkunden als angreifender Theil erscheint. Diesem zufolge hätte daher 1234/5 die Fehde begonnen; eine Annahme, welche durch den Umstand, daß Heinrich und Albert von Neiffen am 1. November 1234, Heinrich und Gottfried von Neiffen am 15. Januar 1235 sich am Hoflager König Heinrich's aufhielten [10]), nicht entkräftet wird, da von 3 Herrn von Neifen immer einer zurückblieb, und dieser also (der in der Urkunde erwähnte nipharius) den Streit fortsetzen konnte. Daß aber letzterer jedenfalls mit der Entsetzung König Heinrichs endete, geht daraus hervor, daß die Betheiligten, Friedrich Graf von Zollern (September 1235, März und Mai 1236,) [11]) Heinrich von Bapinhain (Mai 1235 März 1236,) [12]) der Graf von Romania, Conrad von Hohenloh (März 1236) [13]) als Zeugen in kaiserlichen Diplomen an Friedrichs Hoflager erscheinen, dieser aber im August 1235 auf dem Reichstage zu Mainz dem Grafen Egino befiehlt, die bisher von ihm gefangen gehaltene Wittwe des letzten zäringischen Herzogs, Clementia, Tochter des Grafen Stefan von Burgund, freyzulassen und ihr das vorenthaltene Wittthum (Burgdorf) zurückzugeben. Wie tief aber die Feindschaft des Grafen von Urach und Freyburg gegen das Zollersche Haus gegründet war, erhellt noch aus zwey Umständen. Erstens aus einer Bulle P. Innocenz IV. vom Jahre 1248, der zufolge „zur Stillung der schweren Zwistigkeiten und zur Beruhigung der schweren Feindschaften, [14]) welche zwischen den Voräldern des Grafen Conrad von Freyburg und dem edlen Manne, Friedrich Grafen von Zollern, mit vielem Blutvergießen stattgefunden hatten, ein Eheverlöbniß zwischen Friedrichs Tochter Sophien und dem Grafen Conrad abgeschlossen wurde, zu welchem der Papst nachträglich die Dispensation vom verbotenen Verwandtschaftsgrade ertheilte. Diese Voräldern Conrads waren aber Egino IV. (Großvater) und Egino V., welcher mit Hinterlassung unmündiger Söhne am 23. Juli 1236 gestorben war. Gerade diese Bulle und zweytens die Thatsache, daß Egino V. sich in seinem letzten Lebensjahre nach Freyburg zurückzog, das ihm aus der zähringischen Erbschaft durch den obenerwähnten Vertrag des J. 1218/9 zugekommen war und dort die Burg über der Stadt baute, [15]) dürften aber noch beweisen, daß die Streitigkeiten mit dem Grafen Friedrich bis zum Todesjahre Eginos dauerten und zuletzt diesen veranlaßten, für sein zäringisches Erbe besorgt zu werden. —

---

9) Disposuit etiam cum illis de Niffen et cum aliis quibusdam quod bello impetierunt marchionem, qui certus de adventu imperatoris viriliter se defendit. Böhmer Reg. Imp. S. 251.

10) Reg. Imp. Heinrich VII. 357. 367.

11) Reg. Imp. Friedrich II. 809. 829. 846.

12) L. c. n. 794. n. 832.

13) L. c. n. 832.

14) Ad sedandas graves discordias et graves inimicitias sopiendas inter progenitores Conradi, et nobilem virum Fridricum comitem de Zolre non sine multa strage hominum agitatas.

Schoepfl. Als. dipl. I. 398. Hohenzollersche Forschungen I. S. 114. No. 18. Stälin II. S. 471. Ist der letzte Ausdruck nicht eine allgemeine Bezeichnung und somit Bekräftigung dessen, was die Depesche Friedrichs an den Kaiser speziell ausführt?!

15) Egeno 1236 arcem supra Friburgum in inferiore montis parte construxit ad continendam in obsequio urbem. Schöpfl. Hist. Bad. lib. II. S. 229. §. VII. Es steht dahin, ob der eigentliche Grund dieser Befestigung war, um sich gegen die Bürger, und nicht vielmehr, um sich gegen den Kaiser und das Haus Zollern zu schützen.

Mag man denn nun die beyden Urkunden in das Jahr 1225/6 setzen, oder ihre Abfassung einerseits mit dem 11. September 1234, an welchem Tage Egino V. zum letzten Male an König Heinrichs Hofe erscheint, und andererseits mit August 1235 begrenzen, in welchem der Kaiser nach Unterwerfung K. Heinrichs das Mandat wider Egino erließ, die Thatsache steht immer fest: Friedrich, der unterwürfige Graf in Zolr, hat in dieser Zeit Leben und Habe für den hohenstaufischen Kaiser eingesetzt, und, wie der Stammvater des habsburgischen Hauses, Rudolf, ja selbst früher als dieser, seinen ghibellinischen Sinn im Dienste des größten Ghibellinen erprobt [16]). Dadurch erhalten wir erst das wahre Fundament zu der von nun an emporsprossenden Größe des hohenzoller'schen Hauses, welches, darin den Wittelsbachern gleich, nicht eher sich von den Hohenstaufen trennte, als bis Conradin den übereilten, durch das Schicksal seines Vaters vergeblich warnenden Zug nach Italien unternahm.

Wer war nun jener Friedrich Graf in Zoller? derselbe, welcher in der Reihe der hohenzollerschen Friedriche, als Friedrich mit dem Löwensiegel aufgeführt wird; der zwar wie die hohenzollerschen „Forschungen" erinnern [17]), nie sich Burggraf von Nürnberg nannte, aber, wie die Monumente darthun [18]), schon 1226 mit dem burggräflichen Löwen siegelte und nach den „Forschungen" Sohn des 1218 verstorbenen Friedrichs II. von Hohenzollern und Neffe des Burggrafen Conrad war, nach andern, und was, wie Stälin bemerkt [19]), eben so gut möglich ist, Sohn des Burggrafen Conrad und Bruder des um 1262 verstorbenen Burggrafen Conrad gewesen ist. Jedenfalls ist aber so viel gewiß, daß wenn auch Conrad in kaiserlichen Diplomen vor dem Grafen Friedrich in der Zeugenreihe genannt wird, dieser jenem im gefahrvollen Kampfe für die Sache des Kaisers voranging und durch seine Aufopferung jene Ansprüche auf die Dankbarkeit der Hohenstaufen begründete, welche auch von diesen durch Vergabungen im Frankenlande erfüllt wurden, als der Burggraf Conrad zu den älteren Verdiensten seines Hauses neue hinzugesellte.

Diese selbst sind dann der Grund weiterer Erwerbungen und der successiven Größe der Hohenzollern geworden. —

Die Frage, welche noch zu erörtern übrig ist, betrifft die Art wie die beyden Urkunden in das Bamberger Archiv gekommen seyn mögen.

Ist dieses auch nicht mit vollster Gewißheit zu sagen, so giebt doch selbst mehr als bloßen Wink der Umstand, daß Bischof Heinrich von Bamberg, welcher dem von K. Friedrich II. entsetzten Bischof Boppo nachfolgte, wie Böhmer sagt [20]), aller Wahrscheinlichkeit nach, wie Goldmayr, Ussermann und Ludewig berichten, ohne allen Zweifel, ein und dieselbe Person mit dem kaiserlichen Protonotar Heinrich war [21]), der als solcher das kaiserliche Archiv unter sich hatte.

16) Ueber diese höchst eigenthümliche Stellung des hohenzoller'schen Hauses und wie dasselbe durch das Amt und des Kaisers Dienst groß geworden, sieh' Höfflers Einleitung zu Ludwig von Eybs Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten. S. 19. 20.

17) S. 110.

18) Doc. 4. XIX: sigillum hucusque antiquissimum burggraviorum de Nurenberg. Vgl. auch Stälin II. S. 504. Nr. 4.

19) L. c. n. q.

20) Reg. Imp. Friedrich II. n. 1028.

21) Ussermann. Episcop. Bamberg. S. 150. Ueber eine andere hohenzollersche Urkunde des XIII. Jahrhunderts, deren Auffindung dem Verf. seitdem gelang, wird später referirt werden.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate April 1849 vorgelegten Einsendungen von Druckschriften.

Von der Société royale des sciences in Liège: Mémoires. Tom. IV. II. Part. Liège 1848. 49. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Juillet — Decembre 1848. Paris 1848. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVIII. No. 1 — 9. Janvier u. Février 1849. Paris 1849. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Ofversigt af kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar 1847 No. 7 — 10. 1848. No. 1 — 6. Stockholm 1847. 48. 8.

Handlingar för år 1846. Stockh. 1848. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1843 — 1844. Tredji delen af S. Loven. 1845 och 1846 af C. H. Boluman. (Andra delen.) Stockh. 1847. 48. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi af Jac. Berzelius. Stockh. 1848. 8.

Von Hrn. Prof. S. Loven in Stockholm:

Index molluscorum litora Scandinaviae occidentalia habitantium. Holmiae 1846. 8.

Ur Öfversigt af kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar d. 9 Juni 1847. Malacozoologi. Stockh. 1847. 8.

Von Hrn. Advokaten Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 2. u. 3. livrais. Février et Mars 1849. Par. 1849. 8.

Von dem historischen Filial-Verein zu Neuburg an der Donau:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. D. und deren Umgegend. 13. Jahrg. 1. Heft des V. Bds. Neuburg 1848. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. IV. Heft. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. III. Heft. Wien 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 2. 3. Février, Mars 1849. Par. 1849. 8.

Von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau und Bonn:

Verhandlungen. XIV. Bds. 1. Abth. Breslau u. Bonn 1847. gr. 4.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Vierter Bericht. Vom 1. Juli 1847 bis 1. Juli 1848. Zürich. 4.

Mittheilungen. 6. Band. 2. u. 4. Heft. Zürich 1848. 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Busch, Observator der k. Univers. Sternwarte zu Königsberg:

Verzeichniß sämmtlicher Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Bemerkungen von Friedr. Wilh. Bessel. Königsberg 1849. 4.

Von Hrn. Professor Francesco Zantedeschi in Venedig:

Elenco delle principali opere scientifiche. Venezia 1849. 8.

Dell' influenza delle variazioni di pressione nelle indicazioni termometriche. Venezia 1848. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. April 1849. München 1849. 8.

Von der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig:

Bericht vom Jahre 1847. 1848. Leipzig 1847. 48. 8.

Von Hrn. E. Plantamour, Professeur d'Astronomie à l'Académie de Genève:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1841. 1842. I. II. Série. Genève 1842. 43. 4.

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1846. VI. Série. Genève 1848. 4.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in Ansbach:

Siebenzehnter Jahresbericht 1848. Ansbach 1848. 4.

Von Hrn. Karl Oberleitner in Wien:

Die Runendenkmäler des Nordens. Wien 1849. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juni.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

Dritter Artikel.

Wir verlassen nun den Weg, auf welchem wir den Herausgebern und ihren Erklärungen Stück vor Stück folgten, um eine Reihe einzelner Stellen zu behandeln, in denen die Kritik der taciteischen Werke schwerere Arbeit findet, und an ihnen die kritisch-exegetische Kunst der drey Herausgeber des Näheren zu erläutern. Es soll zu diesem Behufe die Vita Agricolae gewählt werden, die früheste, die schwierigste und auch die verdorbenste Schrift des Geschichtschreibers. Wir werden Gelegenheit nehmen, dabey zugleich auf eine Arbeit des Hrn. Prof. Karl Halm und auf eine Ausgabe des Agricola von Nissen (Hamburg 1837) Rücksicht zu nehmen, welche nebst derselben auch die Ausgabe von Döderlein umfaßt und Nr. 89 ff. der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaften im l. J. gedruckt ist.

1. Cap. 1. At mihi nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit; quam non petissem, incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora. So die Lesart der beyden Handschriften und des Puteolanus. Döderlein, wie im ersten Artikel bemerkt wurde, hat, weil, wie er sagt, noch Niemand sattsam gezeigt, quomodo et a quibus veniam hujus vitae scribendae petisset Tacitus, mit doppelter Conjectur zu helfen gesucht: „quam non spectavissem, ni incursaturus," wobey spectare als exspectare genommen und des Weiteren erläutert wird: „ea tempora exspectanda erant, quibus talis incepti venia esset." Dadurch wird dann incursaturus eingeleitet: „quam non exspectassem, nisi saevitiam Caesaris Domitiani et eorum, qui cum eo pollebant, in me et libellum meum incitavissem.

Die Ideenverbindung, welche diesen Alterirungen der Stelle zu Grunde gelegt wird, ist schwer zu fassen, scheint aber folgende zu seyn.

Das Ganze wird in die Vergangenheit verlegt; denn von Domitian und seinen Genossen ist die Rede. Demnach wäre At mihi — venia opus fuit: Aber mir, wenn nämlich ich damals das Leben eines verstorbenen Mannes schrieb oder hätte schreiben wollen, wäre Genehmhaltung oder Nachsicht oder Verzeihung nöthig gewesen. Von wem? Von Domitian und den Seinigen? Diese jedoch werden durch den Satz: quam non spectavissem, ni incursaturus etc. ausgeschlossen. Denn incursare tempora wird als offendere vel aggredi gefaßt, und er konnte doch nicht von den Machthabern Nachsicht erwarten, wenn er ihre Zeiten und die arge Wirthschaft, die sie führten, angriff. Es geht also auf die übrigen Zeitgenossen, die sich außer dieser Regierungssphäre bewegten, und ihr feindselig waren, demnach auf die ganze übrige Masse der Römer, deren Nachsicht für sein Werk er nur durch feindselige Angriffe auf die herrschende Partey hätte erkaufen können. Der Sinn also wäre: Hätte ich unter Domitian geschrieben, so konnte ich Nachsicht für die Biographie eines Verstorbenen nur durch Befehdung der unterdrückenden Macht gewinnen.

Wie aber ist das denkbar? Wer konnte billiger Weise dem Geschichtschreiber als Bedingung seines Beyfalls, ja seiner Nachsicht eine Verpflichtung auflegen, die diesen in das Verderben gebracht hätte? Und wozu am Ende diese nachträgliche und ganz überflüssige Reflexion? Dazu kommt noch eine andere Erwägung. Der Feinde des Domitianus waren in den wenigen, seit des Tyrannen Tode verflossenen Jahren nicht weniger geworden. Ihr Haß und ihr Abscheu vor der domitianischen Gewaltherrschaft war derselbe, und äußerte sich nun frey, nachdem sie gebrochen war. Gesetzt nun, diese ehrenhaften und politisch-gesunden Zeitgenossen wären es, deren Nachsicht er durch heftige Angriffe auf jene Zeiten hätte erkaufen müssen, so könnte das nicht allein auf die Dauer jener Herrschaft beschränkt werden, in die es als Bedingung der Nachsicht in die Zeit ihrer Dauer hineingerückt wird, und man sieht nicht ein, warum das nun anders seyn, warum die Meinung nicht noch damals, wo er schrieb, bestehen sollte, daß, um eine solche biographische Genehmhaltung zu gewähren, man von der Bedingung abgestanden wäre, sie müsse zugleich mit einer Anklage und Befehdung der saeva et infesta virtutibus tempora verbunden seyn. War aber dieses der Fall, so erscheint die Stellung der Sache in die Vergangenheit und ihre Beschränkung auf dieselbe auch von dieser Seite ganz unberechtigt. Dazu wird incursare mit dem Accus. allein von heftigem Zusammenstossen z. B. feindlicher Massen im Kriege und besonders in der Schlacht gebraucht, in den von Döderlein angeführten Stellen: Agr. 36. Hist. III., 18. Ann. XIII. 37, XVI., 1, oder von Bestien, besonders von verwilderten, wie von Eseln, Böcken, Ochsen, oder dem Ochsenziemer bey Plaut. Rud. III., 416: „ubi vivos homines mortui incursant boves.“ Was aber den metaphorischen Gebrauch anbelangt, so wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, wo es in edler, d. i. ächt historischer Darstellung angewendet würde. Das ist so wenig der Fall und kann so wenig der Fall seyn, wie bey unserem anrennen, anprallen u. dgl. Wie man also auch unsere Stelle betrachtet, so ist die Gestalt, in welcher sie aus dieser doppelten Aenderung hervorgeht, eine ganz unzuläßige, abgesehen davon, daß spectavissem statt petissem von dem überlieferten Worte Nichts übrig läßt, als die Endsylbe, auf die wegen der compendia scripturae ohnehin kein Gewicht zu legen ist.

Orelli bekämpft das von Wex empfohlene und auch von Nissen gebilligte cursaturus statt percursaturus, tentaturus. Es sey ohne Beyspiel, ebenso curaturus, was Steuber vorschlug, und begnügt sich, die Lesart der beyden Handschriften, incusaturus, im Texte zu lassen, die Halm so erklärt: „Ich hätte Nachsicht nicht angesprochen, wollte ich als Ankläger der vorangegangenen Schreckenszeiten auftreten,“ womit also gesagt wird, daß so Etwas nicht in seiner Absicht liege. Nun enthält aber die ganze Einleitung bis Cap. 4 eine Anklage jener Zeiten, die an Schärfe und Stärke alles Aehnliche hinter sich zurückläßt, und Tacitus würde demnach thun, was er zu thun abgelehnt, das Folgende stünde mit dem Vorhergehenden in einem schroffen und grellen Widerspruch.

Ritter setzt petiissem incursaturus in den Text, erläutert, wie aus der Spur dieser Lesart die andere incusaturus entstanden seyn könne, lehnt die Erklärung von Wex ab: si laudanti hodie venia opus, nulla opus esset incusaturo; adeo infesta virtutibus sunt tempora; „contra obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur.“ Hist. I., 1, mit der Bemerkung, das sey dunkel, sey gehässig (inique) über das novum et felicissimum saeculum gesprochen; auch stimme das Nachfolgende dazu. Seine Lesung erläutert er dahin: „Nicht sey er, Tacitus, gemeint gewesen, solche Nachsicht zu erbitten (d. i. zur Zeit des Domitianus zu schreiben, wo das nöthig gewesen wäre). Denn er hätte dadurch das wilde Gemüth des Domitianus gereizt, und diesen den Tugenden feindseligen Monarchen schwer beleidigt. Das sey incursaturus (= quippe qui incursassem sive offendissem) tam saeva et infesta virtutibus tempora. Dem steht aber abgesehen von der Bedeutung des Zeitwortes der Umstand entgegen, daß dem Domitianus ohne Weiteres der Begriff von tam saeva et infesta virtutibus tempora gleichbedeutend gesetzt wird, während letzteres doch offenbar mehr und

Allgemeineres enthält, als die bloße einzelne Gesinnung des Tyrannen.

Die Erklärung hängt also auch noch nach diesem neuesten Versuche in dem Netze alter Schwierigkeiten. Um sie aus ihm zu lösen, ist vor Allem nöthig, in den folgenden drey Capiteln eben die angekündigte incusatio zu erkennen, und es ist ganz ungegründet, wenn Ritter bemerkt: non nisi oblata occasione ut in transcursu pauca de saevitia temporis anteacti addit. Denn weder verfährt er oblata occasione, noch in transcursu, sondern er leitet die Anklage ein und verfolgt sie, daß nämlich die tempora saeva et infesta virtutibus gewesen seyen, mit aller Energie und der geziemenden Vollständigkeit. Ferner ist anzuerkennen, daß er die Nachsicht nicht für diese Anklage, sondern für sein Werk in der That begehrt, wie unter anderen am Schlusse der Incusatio, wenn auch in anderer Wendung, hervortritt. Hic interim liber honori Agricolae, soceri mei, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus. Ferner ist klar, daß die virtutes nicht im Allgemeinen, sondern in Bezug auf Bildung durch edle Studien, besonders durch Philosophie und Beredtsamkeit gesetzt sind, wie in der von uns früher erwähnten Stelle c. 4: Pater Julius Graecinus, senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Gaji Caesaris meritus. Wird diese unabweisbare Grundlage der Stelle anerkannt, so enthält die folgende Schilderung die Gründe, weßhalb es unmöglich war, unter dem früheren Herrscher sich solche Auszeichnungen, und in ihnen die Befähigung zu würdiger Darstellung der Geschichte zu erwerben, und wie eben in der unfreywilligen Versäumniß und der daraus fließenden Unvollkommenheit der Darstellung ein Grund sey, für die Mängel derselben Nachsicht zu erbitten und zu erwarten, da nicht den Einzelnen die Schuld trifft, sondern diese allein auf die saeva et infesta virtutibus tempora fällt, die alle edle Bildung und ihre Regungen unmöglich machten. Was er sofort vorderhand zur Geschichtschreibung seiner Zeit bringen kann, ist eine rudis et incondita vox, und eben für sie fordert er die Nachsicht, die mit den Worten: non tamen pigebit ..... eingeleitet wird. Wir haben nicht nöthig, diese Deutung, auf welche wir nach Ablehnung aller andern zurückgeführt werden, hier des Weiteren zu rechtfertigen, da es schon im ersten Artikel geschehen ist, bemerken aber, daß die zu ihr nöthige Lesung von Lipsius: petiissem, ni incusaturus kaum eine Conjectur genannt werden kann, und im Grunde nur eine orthographische Aenderung ist, da die drey zu ni gehörigen Striche zwischen den dreyen des ihnen vorangehenden m und den drey folgenden des in sich wie von selbst obliteriren und verlieren konnten.

2. Cap. 3. Quid, si per quindecin annos, grande mortalis aevi spatium, multis fortuitis casibus, promptissimus quisque saevitia principis interciderunt? pauci et, ut ita dixerim, non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus.

So die Lesung der MSS. und des Puteolanus. Lipsius erinnert zu multis fortuitis casibus: „Vulgo hic aliquid confusi nec sani, und liest multi statt multis, dann: pauci et, ut ita dixerim. Dagegen Rhenanus: Lego: pauci, ut ita dixerim;“ doch ohne et. Das ist der Grund und Boden, auf dem sich Kritik und Exegese der Späteren bewegt hat, aber doch nicht zum Ziele gekommen ist. Daneben schlägt Döderlein statt Quidsi mit einem „suspicor“ Quodsi vor, wodurch die Protasis bis venimus zu einer wahren exuberantia ausgedehnt wird, und in non tamen pigebit die Apodosis diesem übermäßigen Satze sich anfügt, dessen vel incondita ac rudi voce gar nicht auf den ganzen übermäßigen Inhalt der ausschweifenden Protasis, sondern auf das nächst Vorhergehende sich bezieht, daß Wenige sich gleichsam selbst überlebt haben, d. i. sich während des Lebens in dieser schrecklichen Zeit gleich geblieben sind, und Jünglinge per silentium, also schweigend, ohne irgend eine Leistung, alt wurden, eben darum aber nur Unvollkommenes erwartet werden kann. Dazu bemerkt Halm mit Recht: Quidsi führe nicht immer eine Objectio ein, sondern diene ganz besonders zur Ergänzung eines neuen verstärkenden Beweisgrundes oder Beleges. Bezüglich des andern Theiles der Stelle combinirt Döderlein die Schreibung

von Lipsius und Rhenanus: multi ....? pauci, ut ita dixerim, multi mit der Beschränkung, daß es nicht im gemeinen Sinne genommen werde: alioquin evadet sententia putide trivialis, otiosa, Tacito indigna. Der besondere Sinn aber sey, da multis so viel bedeute als nemo praeter multos vel mediocres tantum homines, so gelte pauci von den promptissimis et eximiis. Er bezieht sich dabey auf Horat. Sat. I, 9, v. 72: „Unus multorum“ cui oppositum est v. 44 „paucorum hominum,“ h. e. unus e paucis et egregiis. Doch hat hier der treffliche Scholiast des Cruquius wohl Recht, der bemerkt: Paucorum hominum ait Horatius, h. e. Maecenas non gaudet amicitia multorum, womit der Schwätzer gleich von Anfang abgelehnt wird, da Horatius verspürt, daß er sich bey Mäcenas andrängen will.

Dann sieht man nicht, wie multi fortuitis casibus ,,, interciderunt so viel seyn soll, als nemo praeter multos vel mediocres tantum homines occidit, und was überhaupt die Erwähnung der Mittelmäßigen hier bedeute, wo von ihnen gar nicht die Rede ist.

Selbst multis glaubt er gegen die Evidenz, welche die Aenderung von Lipsius durch den Gegensatz pauci erhält, durch die Bemerkung haltbar, es müsse dann per brachylogiam pro multi multis erklärt werden, ohne zu bedenken, daß der bey dieser Annahme in Folge der Brachylogie beyzudenkende Begriff den Ablat. multis als einen ganz überflüßigen Beysatz hat. Denn daß die fortuiti casus, die Vielen den Tod gebracht, als viele zu denken seyen, ist ganz überflüßig und gleichgiltig, und erst durch solche Begriffe oder Einschiebungen würde die sententia putide trivialis, otiosa, Tacito indigna werden. Dazu kann doch unmöglich von der Menge in einer Darstellung die Rede seyn, welche sich allein um die Schicksale der Bedeutenderen wendet, und die Gründe des allgemeinen Herabkommens edler Männer und Bestrebungen darin sucht, daß in so langer Zeit — grande mortalis aevi spatium — so viele, von jenen nämlich, durch das gewöhnliche Loos der Sterblichen, und die Entschiedensten und Bedeutendsten, promptissimus quisque, durch die Wildheit der Fürsten umgekommen sind. Irren wir nicht, so hat D. promptissimus von der Thatkraft im Allgemeinen verstanden, während in der ganzen Darlegung allein von geistigen Thaten und Leistungen der virtutes auf diesem Gebiete die Rede ist, promptissimus quisque demnach von promptissimus ingenio, die Rüstigsten und Entschlossensten, zu verstehen ist, von deren Bestreben um jene Tugenden und bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Intelligenz am meisten zu erwarten war, denen dann die multi als Männer entgegen treten, die, obwohl mit Bildung geschmückt, und zu rühmlichen Werken vorbereitet, doch vorzogen, sich zurück- und in Ruhe zu halten, darum aber dem gewöhnlichen Schicksale des Lebens erlagen, während die Regsameren durch Argwohn und Wildheit der Fürsten zu Grunde gingen. In ähnlicher Weise hat auch Halm die Stelle gefaßt: „Da Tacitus,“ wie er sagt, „zunächst an Schriftsteller (nicht im Allgemeinen, sondern in der angegebenen Beschränkung auf studium eloquentiae sapientiaeque, als der Quelle auch edler Geschichtschreibung) denkt, wie aus den Worten „ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris“ hervorgeht, und von diesen nur diejenigen absondert, die mit ihrem Freymuth mehr als die begabtesten und thatkräftigsten hervorgetreten sind.“

Orelli erläutert promptissimus ingenio, virtute, industria, „der Tüchtigste,“ bemerkt, et nach pauci sey kaum zu tilgen, und erklärt es: pauci jam superstites sumus, et quidem superstites nostri. Doch eine solche ἔμφασις wird durch non modo ... sed etiam ausgeschlossen, und in diesem Zusammenhange wäre wohl pauci etiam nöthig; indeß ist die Frage ohne Copula, und die Steigerung multi .... promptissimus quisque ... pauci in der ihr verbundenen Belebtheit des Ausdruckes vollkommen gerechtfertigt. Die ächte Lesart UTITA ist in ETUTI verdorben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Auch Ritter folgt der Verbesserung von Lipsius und Rhenanus, bemerkt, multis sey durch die folgende Lesung „assimilandi prava libidine scribentium" entstanden und deutet promptissimus unrichtig: „is est, qui aut manu aut animo aut utrisque inclinat ad agendum et audendum," also mit Bezug auf jeden Unternehmendsten oder Thatkräftigsten, während hier nur von promptitudo ingenii et animi die Rede seyn kann.

Ebenso unzuläßig ist die Bemerkung, et nach pauci ließe sich haken, wenn sumus nach superstites fehlte. Denn was die Trennung von pauci und superstites für einen Sinn geben sollte, wenn beyde neben einander im Subject stünden und durch et verbunden wären, ist gar nicht abzusehen, weil beyde ganz ohne Prädicat stehen würden, und so wird auch wohl Liberius superstites nicht für ein Subject angesehen haben, wie Hr. Ritter annehmen muß, um den Ursprung des et nicht aus zufälliger Corruptel, sondern aus einem Irrthume zu erklären.

3. Cap. 4. . . . . solitum ipsum narrare, se in prima juventa studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse. Die Verbindung beyder Adverbien ist auffallend. Pichena schrieb ac juris statt acrius, und wird deßhalb von Gronovius gelobt; doch in humanitatis studiis, von denen es sich in Massilia allein handelte, ist die Jurisprudenz nicht begriffen, und es möchte gegenüber dem Beyspiele der ruhmreichen Familie der Scaevolae schwer seyn, zu erweisen, daß in diesen Studien ein Römer, und zumal ein Senator, leicht zu viel thun konnte, eine Meynung, die von der Philosophie, in Rom zumal, sehr verbreitet und bey diesen praktischen Männern nicht ungegründet war. Lipsius setzt acrius in Klammern, und es sieht allerdings wie eine Glosse von ultra aus. Wenigstens würde ultraque quam nöthig seyn, wie Lipsius deßhalb vorschlug, da kein Grund für die Auslassung der Copula vorliegt. Acrius bezeichnet dann die Sache im Allgemeinen: mit überwiegendem Eifer, ultraque mit Bezug auf den einstigen Lebensberuf der Jünglings.

In demselben Capitel wird die Vulgata: scilicet sublime et rectum ingenium, in welcher Verbindung durch das nur einen gewöhnlichen Begriff bezeichnende rectum das starke sublime aufgehoben wird, ohne Erfolg von Döderlein gegen die eben so leichte als unvermeidliche Verbesserung von Lipsius sublime et erectum vertheidigt. Dazu ist rectum nur mit Bestimmtheit aus der Ed. Puteol. nachzuweisen, und wird darum von Ritter vitium Puteolani genannt, und da die Vergleichungen der beyden Codd. Vatt., welche nach dem Texte des Lipsius, der erectum hat, gemacht wurden, von ihm keine Abweichung zu diesen Worten anmerken, so besteht die Vermuthung, daß die Collatoren in ihnen dasselbe Wort gefunden haben. Orelli merkt über die Variante gar Nichts an, liefert aber die schlagende Parallelle für die rich-

tige Lesart Quint. II., 1, 16: habet enim mens nostra natura sublime quiddam et erectum.

4. Cap. 5. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segniter ad voluptates et commeatus titulum tribunatus et inscitiam retulit. Döderlein construirt die sehr verwickelte Stelle, indem er egit noch licenter more juvenum versteht. Orelli begnügt sich, voluptates et commeatus als ἐν διὰ δυοῖν zu erklären, erläutert inscitiam durch ignorantiam ac negligantiam munerum cum tribunatu conjunctorum, und neque retulit durch: neque ad voluptates unice usus est, ohne die Structur des Weiteren zu ordnen. Ritter verfährt in ähnlicher Art, indem er erläutert: quamvis sine magna difficultate (wovon im Tacitus keine Andeutung) ad voluptates et commeatus veniam a duce impetrasset (wohl impetrare potuisset), si tribunatus militaris honorem et inscitiam suam obtendere voluisset, was eine undankbare Unverschämtheit einschließt, daß ein junger Römer dem Feldherrn Unwissenheit in den ihm übertragenen Geschäften vorgeschützt hätte, um von ihm in Urlaub geschickt zu werden und sich durch Vergnügungen zerstreuen zu können. Doch wird licenter richtig auf voluptates, segniter auf commeatus bezogen. Es sind aber beyde Adverbia durch die Erläuterung more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt getrennt, während doch die Erläuterung sich ebenso auf segniter wie auf licenter bezieht, und so fragt es sich, ob mit dieser Beziehung jene Trennung vereinbarlich und nicht eine Umstellung der Redetheile eingetreten sey, so daß Tacitus geschrieben hätte: Nec Agricola more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, licenter ad voluptates, neque segniter ad commeatus titulum tribunatus et inscitiam retulit. Licenter führt ebenso zu voluptates, wie segniter zu commeatus. Die Genußsüchtigen suchen das Vergnügen, die Trägen durch Urlaubsbewilligungen Befreyung von Arbeit. Sie heißen tribuni (titulus tribunatus), verstehen aber Nichts von den Geschäften des Amtes (inscitia tribunatus). Sie sind dabey ausschweifend, und brauchen ihre ganze Stellung als tribuni, um sich zu zerstreuen, und nehmen Urlaub, um den Arbeiten des Dienstes zu entgehen. Die hiebey nöthige Nachsicht erlangen sie leicht vom Feldherrn, der die Mission solcher verwöhnter Söhne guter Familien für das nimmt, was sie ist. Er empfängt sie als eine unnütze Beygabe, weil er sie wegen Familienverbindungen nicht abweisen kann, und überläßt sie ihren Neigungen und ihrer Trägheit, indem er ihre Arbeiten an bewährte Kriegsleute überträgt, und ihnen den Titel zu ihrem Müßiggang überläßt, wobey zugleich das von Döderlein verstandene egit als unzuläßig fern gehalten wird. Retulit ad voluptates, retulit ad commeatus ist dann nach der bekannten Phraseologie: referre omnia ad gratiam, ad dignitatem, ad gaudium u. s. w. Darauf beziehen, d. i. so gebrauchen, daß dadurch Genuß, Ruhm, Gunst oder Würde u. s. w. gewonnen wird.

5. Cap. 6. Vixeruntque mira concordia per mutuam caritatem et invicem se anteponendo, nisi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est.

Döderlein glaubt diese sehr controverse Stelle dadurch deuten zu können, daß er in ihr nicht einen allgemeinen Satz, sondern einen auf das Lob des Agricola bezüglichen annimmt, zu diesem Behufe aber liest er: nisi quod viri in bona uxore .... culpa est. Der Sinn wäre: Ihre wundersame Eintracht und das aus ihr fließende Glück der Ehe habe beyden Gatten zum Lobe gereicht, und sey ein Beweis ihrer guten Sitten gewesen, laudi et bonorum morum documento; aber mehr noch für Agricola als für Domitia, da das Lob des Mannes bey einer guten Frau um so größer ist, als das der Frau, wie eben derselbe bey einer bösen Frau größere Schuld trägt, was denn des Weiteren aus dem Verhältniß von Mann und Weib und der Obliegenheit des Mannes erläutert wird. Dagegen excipirt nun Bernhardy in einer Zusatznote, daß auch durch diese „machina“ die Gestalt einer allgemeinen Sentenz nicht aufgehoben werde, glaubt aber, die Worte hingen nicht genug zusammen, und es sey ein Glied ausgefallen, intercidisse membrum quoddam, das durch die bestimmte Formel „nisi

quod," „so weit nicht eben" zu einem mäßigen Sinne erweicht werde.

Indeß die von Bernhardy selbst angeführte Stelle Ann. II. 33: atque ipsa Agrippina paullo commotior, nisi quod caritate et mariti amore quamvis indomitum animum in bonum vertebat zeigt ganz das Gleiche. Auch in ihr ist Nichts ausgefallen, sondern ein Gedanke aus dem Zusammenhange zu ergänzen: Agrippina selbst war von zu leidenschaftlichem Gemüth, was allerdings Tadel verdient, doch dadurch ausgeglichen wurde u. s. w. Und so wird auch an unserer Stelle, was schon Andere gethan, zu ergänzen seyn: Sie lebten in wundersamer Eintracht, und so, daß sie sich einander vorzogen, d. i. die Wünsche und Neigungen des andern vor den eigenen beachteten, denselben also die ihrigen unterordneten, was für beyde rühmlich war; doch gebührt in solchem Falle, in bona uxore, d. i. wenn die Frau gut ist, ihr größeres Verdienst und Lob, wie, wenn sie schlecht ist, ihre Schuld als eine größere gilt. Auch Halm streitet gegen die Ergänzung von viri, und glaubt die Vulgata in dieser Fassung haltbar: „Nur ist löbliches Thun, findet es sich bey einer Frau, um so ehrenwerther, als" u. s. w., wo indeß der Begriff des löblichen Thuns, der der laus untergestellt wird, zu concret erscheint. Denn nicht das löbliche Thun wird als ehrenwerth bezeichnet, sondern das Lob, das einer guten Frau wegen glücklicher Ehe gebührt, als größer denn als das einem Manne in gleichem Falle zukomme.

Orelli hilft sich bey der Stelle mit der Erklärung von Burnouf und Roth durch die Annahme der in Vergleichungen gewöhnlichen Brachylogie: „nisi quod (idem fere ac sed) in bona uxore tanto major laus, quam in viro bono, quanto in mala plus culpae est, quam in viro malo," wodurch indeß die Stelle wieder ganz in das Allgemeine gezogen wird. Auch bleibt der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden unerklärt, wenn man zu ihr Nichts zu bemerken hat, als nisi quod sey ungefähr so viel wie sed, was so wenig gesagt werden kann, als daß „außer daß" ungefähr so viel wie „sondern" oder „aber" sey.

Ritter läßt die Beziehung auf den Mann, (tanto major laus quam in viro bono) wie sich gebührt fallen, und erklärt: nisi (add. quod) bona uxor ob miram concordiam et amorem mariti tanto magis laudatur; quanto mala ob contraria vitia magis culpatur. Nur kommt nicht die mira concordia und amor, sondern vielmehr das Betragen der Frau in Vergleichung. Der Erklärer, der dieß übersah, klagt sofort den Tacitus des Mangels an Klarheit und an Geschicklichkeit der Verbindung an: Est sententia neque satis dilucide expressa, neque dextre cum prioribus juncta, und entläßt ihn aus der Censur mit dem belobten „quandoque bonus dormitat Homerus." Ehedem habe er geglaubt, es sey eine Glosse; aber daß eine solche Leistung des Interpolators (talem interpolatoris operam) nicht mit Recht angenommen werden könne, davon sey er jetzt sattsam überzeugt. Besser, er hätte eines solchen Einfalles gar keine Erwähnung gethan. In der Stelle selbst aber wird nichts dunkles oder schlecht Verbundenes zurückgeblieben seyn, und die Frage allein könnte noch erhoben werden, warum Tacitus bey guten und schlechten Ehen das größere Verdienst und die größere Schuld auf Seite der Frau stellte.

Das Leben des römischen Mannes, wie hier eines geschildert wird, ist auch damals mehr ein öffentliches, von den Geschäften des Senats, der Gerichte, der Magistraturen, der Provincialverwaltung und des Krieges in Anspruch genommen, dagegen das häusliche, die Sorge für die Kinder, die Beschäftigung des Gesindes, die Führung der Wirthschaft und anderes, worauf der häusliche Friede und das Gedeihen der Ehe ruht, zunächst der Frau anheim gegeben. Nächst diesen Geschäften aber liegt ihr ob, dem zu den Seinigen heimkehrenden Manne durch Freundlichkeit und Beweise der Theilnahme in der häuslichen Ruhe und Ordnung die Unruhen und Verwirrungen des Berufes vergessen zu machen. In allen Verhältnissen demnach, welche das Glück der Ehe begründen, ist die Thätigkeit der Frau die vorherrschende, und darum bey glücklichen Ehen das Lob, bey unglücklichen der Tadel zum größten Theil auf ihrer Seite.

6. Cap. VI. Ludos et inania honoris modo rationis atque abundantiae duxit. So die Ed. pr. Beyde Handschriften haben medio, die eine mit rationis, die andere mit luxuriae, das aus dem Folgenden heraufgenommen wurde. Der Urcodex hatte demnach eine Lesart, aus der modo rationis und medio rationis entstehen konnte, und Lipsius hat beyde sehr gut durch moderationis vereinigt, doch diesem Worte das unnütze suae angehängt. Er bemerkt: „Utrique satisfecit et moderationi et abundantiae; medius igitur.“ Döderlein geht auf die Lesung der Ed. pr. modo rationis zurück, nimmt rationis atque abundantiae für genitivi appositionis, und verbindet ludos duxit, so daß ducere leiten, anführen bedeutet: porro ducere ludos Agricola dicitur, quia iisdem praesidebat utpote praetor ad similitudinem locutionis pompam, choros, exsequias ducere. Doch alle diese werden in der That geführt; aber die Spiele können nicht geführt, sondern nur präsidirt werden, und der Ausdruck ducere ludos ist ganz abnorm und in diesem Falle unmöglich. Dagegen erinnert Bernhardy an die gräcisirende Fügung Plin. Paneg. 75, 5: habeant muneris tui, und Ritter, der mit richtigem Tact moderationis stützt, an Ann. III, 20: Praerat castello Decimus . . . . illam obsidionem flagitii ratus, Germ. 6: cedere loco, dummodo rursus instes, consilii quam formidinis arbitrantur, und ähnliches. Orelli folgt dem Vaticanus *V*: medio rationis. Er muß nun ludos ducere medio rationis, und den mangelhaften Gegensatz in rationis et abundantiae erklären so gut er kann, schließt sich aber am Ende der französischen Uebersetzung von Louandre an: il agit avec tant de mesure et de magnificence à la foi, dem das Lipsianische moderationis zu Grunde liegt.

7. Cap. 8. Habuerunt virtutes, spatium exemplorum. Von den früheren Kritikern haben nicht wenige gerechten Anstoß an exemplorum genommen. Denn spatium, Raum, in diesem Zusammenhange ist Gelegenheit zu kriegerischer Auszeichnung, und exempla sind die Beyspiele, denen sie nachahmen, nach denen sie sich für die Kriegsführung bilden konnten, solche nämlich, die Petilius Cerealis selbst aufstellte. Wie also sind beyde Begriffe in spatium exemplorum versippt worden? Denn an eine Brachylogie statt spatium in quo exempla a ducibus data sequerentur, wird wohl im Ernste Niemand denken. Döderlein geht über die Schwierigkeit ohne Bemerkung hinweg. Orelli, um spatium exemplorum zu halten, denkt an Beyspiele die Agricola gegeben: campum in quo (Agricolae virtutes) exercuerat et exempla ediderat obsequii, verecundiae atque inprimis fortitudinis bellicae artisque militaris, wobey aber übersehen ist, daß Agricola als Führer erst in der practischen Schule unter jenem großen Feldherrn sich übte: saepe parti exercitus in experimentum, aliquando majoribus copiis ex eventu praefecit, und dann ist die Beziehung auf obsequium verecundia, welche zur Erklärung des Begriffes von exemplorum zu Hülfe genommen werden, hier gar nicht zu denken. Dieser Zugaben wird erst im Folgenden: Nec Agricola unquam etc. gedacht. Auch Hr. Ritter haftet an der falschen Beziehung der exempla. Exempla dicit „facinora,“ quae aliis exempla esse poterant. In einer Abhandlung über den Agricola (Denkschriften d. k. b. Akademie der Wissenschaften Bd. V. Abthlg. II. S. 73 ff.) habe ich vorgeschlagen exemplorum in exemplumque superiorum zu erweitern. Die Tugenden hatten (unter Petilius Cerealis) Gelegenheit sich zu zeigen und die Beyspiele der Oberen, d. i. wie sie von den obersten Führern wenn diese ausgezeichnet sind, aufgestellt werden — und die Allgemeinheit, welche durch das superiorum der Satz bekommt, da zunächst an die exempla Petilii Cerealis für Agricola zu denken ist, wird auch durch das vorstehende virtutes gerechtfertigt, das auch die anderen befähigten Männer um Cerealis einschließt, welche sich, ähnlich dem Feldherrn, dem jüngeren Geschlecht als Muster darstellten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

8. Cap. 9. Ubi officio satisfactum, nullam jam ultra potestatis personam. Tristitiam et adrogantiam et avaritiam exuerat. Döderlein schützt gegen Rhenanus Aenderung: nulla ultra potestatis persona den Accusativ, indem er agebat ferebat retinebat versteht. Doch sind die kurzen Phrasen c. 19: Nihil per libertos, Hist. I, 84: vos quidem istud pro me, auf die er sich bezieht, anderer Art als diese in gewöhnlicher Form sich bewegende Schilderung, und die folgenden drey gleichen Accusative tristitiam et adrogantiam et avaritiam haben offenbar, wie das oft geschieht, die vorhergehenden nulla . . . persona in ihre Form hinüber gezogen. Orelli und Ritter haben darum recht gethan, der Herstellung dieses Nominativs zu folgen.

Ferner nimmt Döderlein die Worte tristitiam f. als Fortsetzung oder Erläuterung des Vorangehenden: haec apodoseos pars. Aber dann würde Tacitus dem Agricola im Amte d. i. bey und während der amtlichen Handlungen alle drey, tristitiam et adrogantiam et avaritiam beylegen und sagen, er habe sie nur alsobald abgelegt, exuerat, wie die Geschäfte vorüber gewesen. Damit aber das Auffallende dieser Ausstattung einer persona potestatis gehoben werde, werden sie von ihm als vitia vel vitiorum species bezeichnet, quibus magistratus Romani vacare vix possunt. Tristitia nähere sich der severitas, adrogantia, „vornehmes Wesen," sey dem nöthig gewesen der an des Cäsar Statt war und seine Majestät zu beschützen hatte; avaritia sey nicht weit entfernt (prope abest) a diligentia in exigendis tributis et si quid aliud reipublicae debetur. Das wäre allerdings eine sehr handgreifliche Verkleidung oder Maske, die ein Stellvertreter des Kaisers in den Provinzen anzulegen gehabt hätte, und ein Mann von Agricola's Sinne und Gemüthsart mußte sich wohl beeilen, sie nach den Geschäften sogleich abzulegen; indeß entspricht sie nicht dem wahren Bilde, das Tacitus von seinem Schwiegervater als Geschäftsmann im Vorhergehenden entwirft: ubi conventus ac judicia poscerent, gravis, intentus, severus et saepius misericors. Denn unmöglich kann dem gravis die tristitia; dem intentus die avaritia, dem severus die adrogantia beygelegt werden, zumal dann saepius misericors ganz außer dem Gemälde, außer dem exuerat, welches die Entäußerung so schlimmer Dinge erst nach dem Schlusse der Amtshandlungen setzen soll, und ohne alle weitere Beziehung stünde. Dazu zeigt die weitere Schilderung von Agricola's Art und Amtsführung: nec illi, quod est rarissimum, aut facilitas auctoritatem aut severitas amorem deminuit, welche nach jenem Zwischensatz tristitiam — exuerat eintritt, wohl deutlich, daß, weil er sich in ihr öfter mitleidig als streng erwies, sie einen Strenge mit Nachsicht paarenden Charakter trug, und eben deßhalb weder von der Nachsicht sein Ansehen, noch von der Strenge die Liebe geschädigt wurde, die ein solches Verfahren nothwendig erweckt, aber die ein im Amte als tristis,

avarus und adrogans bezeichneter niemals finden kann.

Wohl darum haben Orelli und Ritter diesen Weg nicht betreten, nicht einmal erwähnt, daß er von einem Vorgänger betreten war. Sie thun ganz recht, die Worte tristitiam — exuerat als eine Art von ἔμβλημα für sich zu verstehen, und exuere im Allgemeinen als frey seyn von etwas zu fassen. Indeß ist avaritiam nach tristitiam und adrogantiam offenbar ein unstatthafter Begriff und wie es scheint, Nichts als eine verdorbene Wiederholung von adrogantiam, einmal wegen der concinnitas membrorum, nach der tristitia und adrogantia im Folgenden facilitas und severitas als Gegensatz haben, theils wegen des Zusatzes: integritatem et abstinentiam in tanto viro referre injuria virtutum fuerit. Denn daß avaritia nur von der exactio pecuniae publicae ohne persönliche Beziehung hier könne gebraucht werden, wird von Döderlein und anderen Vertheidigern dieser Lesart nicht erwiesen, ist auch ganz undenkbar, und avaritia, wo sie vorkommt, wird als vitium bezeichnet. Wie aber konnte Tacitus sagen, Agricola sey fern von Habsucht gewesen, wenn er es für ein Unrecht gegen die Tugend erklärt, bey einem solchen Manne zu bemerken, daß er unbestechlich und enthaltsam, also das Gegentheil von avarus gewesen sey? Indeß stimmen auch Orelli und Ritter für avaritiam. Ritter fühlt allerdings die Unvereinbarkeit beyder Aussagen: avaritiam exuerat — integritatem et., wird aber dadurch nicht zur Anerkennung des Unstatthaften des hier eintretenden Begriffes, sondern dahin getrieben, die ganze Stelle: integritatem — fuerit für ein Glossem zu erklären und in Klammern zu stellen, was wohl zu den ärgsten Verirrungen des Scharfsinnes gehört, den hier der gleich nöthige Sinn für das Geziemende und der ganzen Darstellung Entsprechende im Stiche läßt. Er sagt: „Deprehendes, lector, hominem delicatum, qui offendit in verbis proxime superioribus: avaritiam exuerat. Avaritiae enim contraria est integritas atque abstinentia.“ „Die Anmerkung des Tadlers“ war natürlich an den Rand des Originals gesetzt, und wurde „von dem nächsten Abschreiber aus Unbedachtsamkeit in den Text aufgenommen.“ „Tacitus,“ bemerkt gegen diesen tadelnden librarius Hr. Ritter, „sey einfach und wahr und von solchem fastidium weit entfernt.“ Gleichwohl ist in dem angefochtenen Satze nichts Anderes als die einfache und wahre Bemerkung, man thue den Tugenden eines so großen Mannes unrecht, wenn man zu seinem Lobe besonders anfügen wolle, daß er sich der Unbestechlichkeit und Enthaltsamkeit befliſſen. Hr. Ritter fügt als Zusatz bey: „praecipue hoc loco sey er weit von solchem fastidium, ubi, si ista posuisset reprehenderet quod modo admiserat,“ wo also das verdächtige avaritiam gebraucht wird, um den unverdächtigen und ächt-taciteischen Theil der Schilderung zu verdächtigen. Dann sollen wieder für die „Kundigen“ (peritis) ein „großes Zeichen“ des Emblema die Worte „in tanto viro“ enthalten mit dem Zusatze: Ipse haud dubie scripturus fuit (wohl fuisset), integritatem atque abstinentiam referre. Dabey aber scheint dem Verfasser die Ahnung zu kommen, daß er auf falschem Wege geht, und in der That wird wohl keiner der zu Zeugen gerufenen periti an den Worten in tanto viro Anstoß nehmen, da ein jeder die verdiente Bewunderung des Biographen für seinen Schwiegervater kennt, und ebenso wird keiner von ihnen begreifen, warum Tacitus, wenn er schrieb integritatem et abstinentiam referre, die Beziehung auf denjenigen, dem es gilt, mit den Worten in tanto viro unterdrückt hätte. Allgemein und ohne Beziehung auf einen hervorragenden, edlen Character gefaßt, wäre der Satz ein unberechtigter, man müßte denn abstinentia und integritas nicht des Lobes würdig halten, die sich nicht an sich und bey jedem Andern, wohl aber bey einem so großen Manne von selbst verstehen, und im Folgenden dann das Lob seiner übrigen Eigenschaften herabsetzen, wenn man für nöthig hält, ihrer neben denselben noch besonders Erwähnung zu thun. Es werden also wohl nicht wenige Leser seyn, die nicht begreifen was das bedeute, „quamquam, hoc quid sibi velit multi lectores non percipient;“ sondern wir besorgen, es wird wenigstens auf diesem Puncte kein einziger Hrn. Ritter und seine hier ganz übelberathene Kritik begreifen. Noch ein letzter Grund besagt: „Integritate et abstinentia commemoratis nulla prorsus virtutum injuria peragitur. Si enim facta est injuria, Agricolae facta est, non virtutibus,“ wo

er also die Beziehung auf Agricola, durch welche allein der Satz sein Recht bekommt, nachdem er sie willkürlich beseitigt hat, als nicht dagewesen behandelt, um nicht mehr des Tacitus Sinn und Meinung sondern das Gemächte eigener Erfindung zu bekämpfen, welches er dem großen Alten untergestellt hat. Endlich macht auch die weitere Ausführung dieser Characterschilderung, welche durch ne famam quidem cui saepe boni indulgent ostentanda virtute aut per artem quaesivit den vorhergehenden Satz nöthig, von dessen Inhalt als von einem Untergeordneten die Rede sich zu einem Seltenern erhebt. Denn diesem Seltenern würde für die Wendung ne famam quidem . . . durch Unterdrückung des Vorhergehenden die Basis weggezogen, und nec illi — severitas amorem deminuit und ne famam quidem — quaesivit, wäre ein wahrer sententiarum hiatus, ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß Jemand, daß selbst ein philosophisch-strenger Leser sich durch die Erwähnung, Agricola sey frey von Habsucht gewesen, doch kaum zu der Erwähnung und den Tadel bestimmt fühlen konnte, es sey doch eigentlich Unrecht gegen die Tugend an einem so großen Manne, seine integritas und abstinentia zu erwähnen.

Wir haben uns über diese arge Mißdeutung des Tacitus des Ausführlicheren erklärt, weil wir es auf eine bey der Erklärung des Tacitus mehr als irgend anderswo nöthigen Warnung besonders gegenüber von Hr. Ritter abgesehen haben den Scharfsinn, der von Sorgfalt und Gelehrsamkeit unterstützt ist, in den nöthigen Schranken zu halten. Denn er gleicht in diesem Falle einer ätzenden oder spirituösen Flüssigkeit, welche man anwendet, Schmutz, alte Uebermalung oder Rost von den Werken früherer Kunst durch Auflösung zu entfernen, und die, über das unmittelbare Bedürfniß angewendet, auch die gesunden Theile und die ächte Farbe oder Oberfläche des Kunstwerks anfrißt und zerstört.

9. Cap. 9. Consul egregiae tum spei filiam juveni mihi despondit. Hr. Ritter bemerkt in etwas unordentlicher Latinität, Tacitus hätte „si ordinarius fuisset," auch den Collega des Agricola beygefügt, und bemerkt, daß eine solche Sorgfalt bey suffectis consulibus weniger nöthig gewesen. Sie war hier überhaupt ganz unnöthig, weil Tacitus, wie man sieht, über das ganze Consulat des Agricola mit bloßer Nennung hinweggeht, und offenbar mit Absichtlichkeit, weil er aus ihm nichts Bedeutendes zu berichten hatte, und darum vorzog, die inania honoris hier ganz kurz abzuthun. Es genügt ihm eines Familienereignisses während desselben zu gedenken, an dem er selbst so nahe betheiligt war. Hier aber nimmt Hr. Ritter Anstoß an der Erklärung von tum durch jam tum und schlägt jam spei nicht nur vor, sondern setzt es auch in den Text. Was aber soll egregiae jam spei bey einer Jungfrau unmittelbar vor ihrer Vermählung? Was soll jetzo noch dieses schon, wo der letzte Moment der Lebensperiode bezeichnet wird, in der eine Tochter die Hoffnung erregt, welche sie als Gattin erfüllen soll? Uebrigens ist kein jam bey tum beyzudenken, und Orelli bemerkt ganz richtig: modo admodum tenero atque grato significat omnem spem, quam adulescentula sui excitavit, postea completam et cumulatam. Wäre irgend ein Anstoß, so würde durch Versetzung: Consul egregiae spei filiam mihi tum juveni despondit zu helfen seyn; doch liegt kein Grund vor, an Orelli's feiner Erklärung Anstoß zu nehmen.

10. Cap. X. Formam totius Britanniae . . . . oblongae scutulae vel bipenni assimulavere.

Die Stelle hat ihre Schwierigkeit in oblongae scutulae, die schon Barclejus erörtert, aber nicht gelöst hat, die aber nach ihm und auch von den drey Herausgebern nicht weiter ist beachtet worden. Nur Orelli führt zur Erläuterung von scutulae ein fragmentum an, quod cum Censorino (7 p. 84 Jahn) edi solet: „scutula i. e. rhombos, qui latera paria habet nec angulos rectos, simile scutulae cujus contraria latera et contrarii anguli inter se pares sunt, sed neque aequilaterum neque rectis angulis . . . trapezia cetera nominantur," das aber Nichts erläutert und in scutula . . . rhombos . . . simile scutulae offenbar verdorben ist.

Das Wort scutula selbst ist, wie man sieht, die latinisirte Form von σκυτάλη. Ist aber σκυτάλη, wie kaum zu zweifeln von τὸ σκύτος, Haut,

Leder, cutis, so wird σκυτάλη der Riemen d. i. das langgezogene Leder seyn. Bekannt ist ein solcher aus den Laconischen Alterthümern, der zum Beschreiben auf einen Rundstab gewunden, und, wenn er beschrieben war, abgelöst wurde. Die Benennung ging dann auf den Stab selbst über. Jener σκυτάλη entsprechend kann scutula allerdings der lateinische terminus für das langgezogene Quadrat mit je zwey parallelen Seiten seyn, welches τραπέζιον genannt wird. Auch von andern Geräthen, die Barcley anführt, und von dem Streife der Baumrinde wird das Wort gebraucht, den man zum Behufe des Pfropfens für das Pfropfreis ausschneidet, wegen der Aehnlichkeit des Ausschnittes mit dem Trapezion. Plin. Hist. N. XVII, 16: exempta scutula . . . . cortici imprimitur ex alia cortex par. — Wie aber kann sofort scutula neben bipennis stehen? Bipennis ist wie bekannt, das Doppelbeil, das als Waffe auch bey der Rüstung der Amazonen vorkommt, von fester typischer Form der beyden runden Ausbiegungen der Schneide, welche sich gegen die Mitte und nach dem Stiele hin zusammenziehen. Ein Werkzeug von so eigenthümlicher und fester Form, in zwey Bogen ausgehend und in der Mitte zum Griffe und Stiele sich verengend, kann sofort unmöglich neben ein Trapezion oder das dem Aehnliche mit einander gegenüberstehenden Parallelseiten gestellt und durch vel als gleichbedeutend verknüpft werden, welches gerade das Gegentheil seiner Form zeigt. Wurde Britannien einer bipennis an Gestalt verglichen, so konnte es nicht auch einer scutula ähnlich geachtet werden, und umgekehrt. Dazu ist das Adject. oblongae ganz überflüssig, weil die scutula nothwendig oblonga ist, und also nicht erst als solche bezeichnet werden kann, so wenig Jemand von einer runden Circellinie sprechen wird, weil es keine andere gibt. Man wird sofort auf die Aenderung von scutulae in scutulo geführt, und bekommt dadurch allerdings zu bipennis das Analogon. Scutum, σκύτος, auch von dem Felle den Namen tragend, mit dem es ursprünglich überzogen war, ist von gedehnter Gestalt und darum bey Späteren θυρεός genannt, neben dem runden Schild (ἀσπὶς πάντοσ' ἴσση, ὀμφαλόεσσα). Davon scutulum, als länglicher Schild kleineren Umfangs, πέλτη, parmula. Einen solchen mit einer unserer Stelle ganz entsprechenden, von den beyden Seiten eingebogenen Form, trägt die Juno Lanuvina, von welchem Cicero Nat. D. p. 29 sagt: Sospitam (oder Sispitam, Beyname derselben) nunquam video nisi cum pelle caprina, cum hasta, cum scutulo. Von diesem aber ist auf den Münzen der aus Lanuvium stammenden, altlateinischen Gentes, der Aemilia, Antonia, Aurelia, Cornelia u. a. häufig der Kopf cum pelle caprina, auf denen der gens Procilia (Vaillan, nummi antiqui familiarum Rr. T. II. Tab. CXX. Fig. 2.) und Mettia (ib. Tab. XCVI. n. 2) die ganze Gestalt mit dem scutulum in der angegebenen Form abgebildet. Daß aber diese an beyden Enden kreisförmige, gegen die Mitte eingebogene Gestalt für diese kleinen Schilde auch sonst gewöhnlich war, zeigen die Schilde mit hetrurischer Inschrift auf einem geschnittenen Steine (Montfaucon Antiqq. Tom. IV. p. 54), die von hieratisch gekleideten Männern an einer Stange auf den Schultern getragen werden, offenbar die Ancilien auf welche die etrurische Inschrift hinweist, und ebenso entspricht dem Allen die Schilderung der πέλτη bey Dion. Hal. Antiqq. R. 4, 16: ἡ δὲ (πέλτη) ἐστι ῥομβοειδεῖ θυρεῷ, ἐμφερής, στενωτέρας ἔχοντι λαγόνας. Indeß stört das Beywort oblongae so gut bey scutulum wie bey scutula, da auch jenes nur forma oblonga vorkommt, und so kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Stelle zu lesen ist: Formam totius Britanniae . . . oblongam scutulo vel bipenni assimilavere. Die forma oblonga der Insel war außer Zweifel gesetzt und angenommene Thatsache; zu näherer Bezeichnung aber konnte sie mit einem scutulum oder einer bipennis verglichen werden, welche beyde gegen die Mitte nur mehr oder weniger eingebogen waren, und es ist klar, daß die Verderbung von oblongam in oblongae, durch das vorhergehende Britanniae veranlaßt, die von scutulo in scutulae nach sich gezogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar darauf kommt in den Handschriften: Et est ea facies, citra Caledoniam. Unde et universum fama est transgressa. Daß in vor universum nöthig und durch den taciteischen Gebrauch geboten sey, unterliegt keinem Zweifel. Auch hat der Vat. B. oder der Vat. *I*. et in und nach Ritter universis *I*. am Rande „praeposito Al," d. i. universis ist dort entweder als Lesart einer anderen Quelle, oder als andere Lesung des Abschreibers angemerkt, dem die scriptura codicis prisci nicht deutlich war. Aber störend ist et wegen des Zeitworts, welches, genau genommen vorausfetzen würde, das transgredi habe schon bey den übrigen Theilen statt gefunden, während doch von diesen die fama nicht als eine übergetragene oder angenommene, sondern als eine begründete bezeichnet wird: et est ea facies ct. Es würde demnach an der Schreibung in universum ein Zweifel nicht bestehen, wenn man nicht den Gedanken als zum Grunde liegend annähme, der südliche Theil hätte diese Form, und so ward sie auch auf den übrigen also auf das Ganze übergetragen. Anstoß erregt ferner transgressus der Ed. pr., auch nach Wer Cod. *A*, wofür die zweyte Puteolana und Vat. *I* transgressis haben. Man erwartet das einfache transire, wofür Tacitus das prägnante transgredi gewählt hat. Es wird also unbedenklich transgressa zu lesen seyn. Die beyden Formen transgressus und transgressis sind dann aus dem Compendium der Schlußsylbe falsch aufgelöst worden, und dieser Schluß war wohl unstreitig: Unde et in universum fama est transgressa.

Doch ist, während so die Lesart sich wie von selbst gibt, dem Texte von jeher übel mitgespielt worden. Döderlein änderte früher: unde et in universum fama e transgressis, wo unter Anderem nicht abzusehen, wie gerade die transgressi diese Meynung veranlaßt hätten, da diese durch die That sich von dem Gegentheil überzeugen mußten. In der Ausgabe hat er die eben erläuterte Lesart mit et; fügt aber mit einem suspicor bey: „Unde et universum (vel universam) fama est. Sed transgressis immensum . . . tenuatur, wo eine unnöthige Härte: unde universum fama est, noch dazu mit schwankender Lesart eingefügt und transgressis zwar nicht mehr wider den Sinn, doch unnöthig ist. Denn wer anders als die transgressi sollte diese Form erkennen? dazu würde sie nicht nur ihnen sondern auch den Schiffern deutlich geworden seyn, und diesen mehr noch als jenen, wie denn überhaupt das enorme spatium procurrentium terrarum besser zur See vom Schiffe aus und während der Seefahrt beobachtet wird als bey einer Landreise, wo nur einzelne Anhöhen die weitere Aussicht und Uebersicht gestatten, die von der See aus offen liegt. Orelli hat im Texte: unde et universis fama est transgressa mit der Erläuterung: „i. e. toti insulae," und: „ut nos Rhenanus." Doch Rhenanus hat im Text: unde et in universum fama est transgressa, im Lemma der Anmerkung aber: unde et universum fama est transgressis mit lego:

unde et in universum fama, e transgressis, q. d.: sic narrant qui transgressi sunt, was, wenn auch schlecht gesagt, doch wenigstens einen Sinn hat. Wie aber universum so viel als toti insulae seyn, und man fama transgreditur toti insulae sagen könne, ist schwer zu begreifen. Ritter folgt der Ed. Rhen.

10. Cap. X. Dispecta est et Thyle, quam hactenus nix et hiems appetebat. Sed mare pigrum etc. Dieser „fere desperatus locus" lautet so in den beyden Edd. Puteolani. Statt nix aber hat Vat. B (Γ) jussum. Ob auch Cod. Vat. A. (Δ)? Orelli sagt: „non constat." Doch bemerkt Dronke, der nix et hiems liefert, aus ihm keine Variante für nix, und Ritter sagt gerade zu: nix ex prava conjectura Puteolanus, ohne weiteren Grund. Am Schlusse ist appetebat wie bey Puteolanus so im Vat. B (Δ). Daneben aber hat der Cod. Vat. B. (Δ): hactenus jussum et hiems appetebat, und Vat. A (Γ) abdebat am Ende. Es besteht also wohl kein Zweifel, daß die Stelle sich in sehr verschiedener Lesung erhalten hat: 1) quam hactenus jussum et hiems, 2) quam hactenus nix et hiems mit gleicher Verschiedenheit am Ende: abdebat und appetebat. Die fast zahllosen Versuche, hier zu erklären und zu bessern, leiden bis auf einen oder den andern sämmtlich daran, daß man neben nix das sogar mehr beglaubigte jussum nicht beachtet hat. Orelli fertigt es mit einem „corrupte" ab, stellt ein Kreuz zwischen quam und hactenus, und wird durch Wex bestimmt, nix statt jussum für eine Conjectur des Puteolanus zu halten, ja er fügt sie den angeblichen monstris emendationis bey, welche der arme Puteolanus erzeugt haben soll. Döderlein hält an der Lesung: quam hactenus nix et hiems, und versteht aus dem Vorhergehenden invenit domuitque, was wieder durch ein tamen beschränkt wird: „quam tamen hactenus invenit domuitque, ut dispexisse et posteris monstravisse ad domandum satis haberet." Dabey wird uns also der Gedanke zugemuthet, die Flotte habe das Eiland insoweit gefunden und bezwungen, daß sie genug hatte, es erblickt und den Nachfolgern zur Bezähmung (ad domandum) gezeigt zu haben, was denn eine so seltsame Verbindung von Vorstellungen gibt, daß sie weder durch die Berufung auf das cäsarianische veni, vidi, vici gerechtfertigt, noch durch die Behauptung entschuldigt werden kann, daß dem Scharfsinne noch eine kühnere und eine fast räthselhafte Kürze zukomme. Das mag seyn, wenn am Ende nach Auflösung der Kürze oder Härte unter der harten Schaale ein gesunder Kern gefunden wird. Dagegen erinnert nun zunächst Bernhardy, das acumen sey utique Tacito non indignum, modo fidem habeamus oxymoro nimium glorioso, und stellt dann Döderleins Erklärung eine Transposition entgegen: Dispecta est hactenus et Thule, wo hactenus „bey dieser Gelegenheit" übersetzt, und durch Cic. N. D. I, 10: Nunc autem hactenus admirabor eorum tarditatem erläutert wird. Doch selbst hier heißt hactenus an dieser Stelle, und steht dem was der Sprecher für den weiteren Gang der Untersuchung ankündigt, entgegen: „De quo dicam equidem paulo post. Nunc autem hactenus" u. s. w., wenn nicht in der auch so noch auffallenden Diction es schiene, daß wenn auch nicht bey Tacitus, doch bey Cicero durch eine μετάθεσις zu helfen ist. De quo dicam equidem paulo post. Nunc hactenus. Admirabor autem eorum tarditatem etc. Beyden tritt nun Hr. Halm entgegen, dem ersten mit der entscheidenden Bemerkung, ein Relativ mit einem Object ohne Verbum, wie nach quam hactenus angenommen wird, sey in der ganzen römischen Litteratur etwas Unerhörtes, und erinnert, hactenus in der angenommenen Bedeutung, „bey dieser Gelegenheit" dürfte kaum sicher nachzuweisen seyn. Er selbst aber folgt einer Erklärung von Nissen, die anderem Bedenken unterliegt: „Erschaut (Halm „richtiger: durch den Nebel hindurch gesehen") ward auch Thule, das nur so weit Schnee und Unwetter in Anspruch nahmen, daß sie den Römern damals wenigstens den Anblick gönnten." Nebel hat man freylich zur Verfügung, wenn von Unwetter die Rede ist; wie aber Etwas durch den Nebel deutlich bis zum Erkennen könne gesehen werden, und warum man, im Falle die Flotte so nahe kam, daß dieses geschehen konnte, nicht vollends hinsegelte, ist schwer zu begreifen. Dazu kommt daß appetere

hier in ganz ungewöhnlicher Bedeutung genommen wird, und daß die Flotte selbst nicht durch Unwetter auf jener Umschiffung geplagt wurde, sondern sie secunda tempestate (c. 38) vollzog. Indeß weicht Hr. Halm im Folgenden selbst von dieser Deutung zurück, zieht abdebat vor und übersetzt: „Auch Thule wurde deutlich gesehen, welches nur in so weit Schnee und Winter einhüllte (daß man doch seine Umrisse erkennen konnte); jedoch daß man nicht weiter kam (es nicht selbst erreichte) ist „kein Wunder; denn man erzählt u. s. w.“ Dem läge also die Meinung zu Grunde, daß, wenn Schnee und Winter die Insel nicht hactenus bedeckt hätten, ut dispici posset, sondern ganz und gar, daß sie dann nicht mehr zu sehen gewesen wäre, während doch Schneeberge und überhaupt Schneegegenden weiter noch als schneelose und darum weniger helle Puncte gesehen werden. Auch würde diesem Sinne der Ausdruck hactenus abdebat, bedeckten sie bis dahin, kaum entsprechend seyn. Hr. Ritter hat das Verdienst, jussum nicht übersehen und den rechten Weg dadurch geöffnet zu haben, daß er quam in nam ändert. Er schreibt: Nam hactenus jussum et hiems appetebat; aber darauf beschränkt sich auch sein Verdienst. Denn weder kann der Begriff des Zeitwortes bey jussum fehlen und hactenus jubere ist eine auch im Tacitus unerträgliche Brachylogie, noch sieht man wie der Flotte der Befehl werden konnte, sie solle so weit segeln, bis sie Thule erblickte, dann aber umkehren. Geht die Fahrt in ein unbekanntes und offenes Meer, so lassen sich Befehle dieser Art an sie überhaupt nicht denken, da das ganze Verhalten bey solch einer Fahrt durch das, was man findet, so wie durch Wetter und Gelegenheit bedingt wird.

Der Verfasser dieser Anzeigen hat darum in der oben erwähnten Abhandlung vorgeschlagen: nam hactenus penetrare visum, wo die Sache der Erwägung des praefectus navium und seiner Genossen anheimgegeben, und das in solchen Fällen gewöhnliche Zeitwort als ausgefallen betrachtet und ergänzt wird. Das Uebrige ließe sich dann durch neque dem Vorhergehenden verbinden: Neque nix et hiems abdebat. Nicht aber hinderte an der weiteren Fahrt der Umstand, daß (nach der gewöhnlichen Meinung über jene nördlichen Gegenden) Schnee und Winter sie überzogen, sondern u. s. w.

11. Nachdem wir den Erklärungen und Aenderungen von Döderlein auf mehreren Punkten entgegenzutreten uns genöthigt sahen, gereicht es uns zum größten Vergnügen, seine Behandlung der Stelle c. 13: Divus Claudius, auctoritate operis transvectis legionibus unbedingt preisen zu können, die er durch eine conjectura palmaria, nämlich Claudius auctor iterati operis geheilt hat. Auch Hr. Wex war unabhängig von Döderlein auf dieses εὕρημα geführt worden. Da vorher als erster Urheber des Unternehmens Julius Cäsar genannt wird: Primus omnium Romanorum divus Julius cum exercitu Britanniam ingressus, so führt, nachdem es während der nachfolgenden Regierungen liegen blieb, der innere Nexus der Erzählung dahin, Claudius als den zu bezeichnen, der es wieder aufgenommen hat. Um so unbegreiflicher ist die Zähigkeit, mit der Orelli und Ritter einer solchen Wiederherstellung widerstreben, dieser, indem er sagt: vix enim puto, quemquam probaturum esse Wexii: auctor iterati operis, Ritter, indem er zu beweisen sucht, daß auctor in auctoritate verdorben werden konnte. Opus stehe im Gegensatz zu dem ludibrio Cajanae expeditionis und der speciosa ac vana conamina Julii Caesaris. Dieser habe Nichts gesucht nisi gloriam transgressus fortiter suscepti, gegen Cäsars eigene Erklärung und die Natur der Sache, die jenen großen Mann ebenso trieb, Britannien jenseits des Meeres, wie die Germanen jenseits des Rheines aufzusuchen und anzugreifen, ganz abgesehen davon, daß die Unternehmung seinem großartigen Ehrgeize zusagte. Er ist demnach allerdings auctor incepti oder inchoati operis, und daß er, mit Gallien zum Ziele gekommen, es wieder aufgenommen haben würde, um sich dort festzusetzen und dadurch die gallische Eroberung zu schützen, unterliegt wohl keinem Zweifel; aber es trat der Bürgerkrieg dazwischen, der ihn von da ab und auf andere Bahnen zog.

Dagegen stimmt Halm der Wex-Döderleinschen Verbesserung unbedingt bey, was seinem gesunden Urtheile Ehre macht.

12. Cap. 11. Eorum sacra deprehendas superstitionum persuasione. Die Stelle soll die Behauptung von dem gleichen Ursprunge der Gallier und Britannier beweisen; doch ist sie unhaltbar ohne eadem, was nach deprehendas ausgefallen scheint, und Hr. Ritter bemüht sich umsonst, das einfache persuasione mit superstitione als superstitiosa persuasione „aus ihrer gläubigen Hingebung" zu erklären, die allein nicht für die Gleichheit des Ursprungs zeugt. Ein Beweis für eadem ist, daß die Rede noch im Folgenden auf dieselbe Weise fortgeht: Sermo haud multum diversus, in deposcendis periculis eadem audacia .... in detrectandis eadem formido. Uebrigens schließt Hr. Ritter mit dem Zusatze: „Sed fortasse persuasionem fuerit, ut ἀσύνδετον Tacitus dederit: eorum sacra deprehendas, superstitionem, persuasionem," was noch unstatthafter ist als die Vulgata.

13. Cap. 12. Bey solum, praeter oleam vitemque et cetera calidioribus terris oriri sueta, patiens frugum, foecundum hat Hr. Ritter allein bemerkt, daß patiens und foecundum, als verschiedene Begriffe bezeichnend, nicht ἀσυνδέτως verknüpft werden können, und fügt arborum nach patiens ein, das Döderlein beydenken wollte. Allerdings darf der Begriff von Baumfrüchten, von Obst nicht fehlen, wie auch die Worte, von denen die Prädicate eingeleitet werden: (solum) praeter oleam vitemque et cetera calidioribus terris oriri sueta, zeigen, und dem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß Britannien, obwohl so viel nördlicher gelegen, als das äußerste Gallien und Germanien, doch, von den Südfrüchten abgesehen, gleichwohl an Obstbäumen noch ergiebig war, während Germanien Cap. 5 als frugiferarum arborum impatiens bezeichnet wird. Es wird demnach unbedenklich patiens frugum zu verbinden und auf Obst zu beziehen seyn, was im Begriffe von fruges so gut wie Hülsenfrüchte und Getreide begriffen ist. Daraus aber folgt von selbst, daß foecundum nicht ohne Beziehung auf ein anderes Erträgniß bleiben kann, und wie in der Germania a. a. O. terra satis ferax dem frugiferarum arborum impatiens vorgeht, so scheint das entsprechende Prädicat hier dem andern nachzufolgen, was am füglichsten geschieht, wenn segetum foecundum gelesen wird, da frugum schon für Baumfrüchte in Beschlag genommen ist. Das Wort konnte wegen Gleichheit des Klangs und der Schreibung zwischen frugum und fecundum leicht verloren gehen. Ferner ist auffallend, daß der Heerden in Britannien keine Erwähnung geschieht, des alten Eigenthums und Reichthums der Insel, der aus seiner unerschöpflichen Fülle von Gras und Wiesen und der milden Temperatur seines feuchten Klima's entspringt, und von keinem der Alten, welche von der Naturbeschaffenheit des Eilands handelten, übergangen wird. Vgl. Dio Cass. 76, 12: πεδία ἔρημα . . . ἔκ τε νομῆς καὶ ϑήρας καὶ ἀκροδρύων τέ τινων ζῶντες. Derselben Ergiebigkeit gedenkt Pomp. Mela III. c. 6 §. 4 zu einer Zeit, wo die Insel durch des Claudius Feldzug neu und weiter geöffnet wurde: (Britannia plana, ingens, foecunda, verum bis quae pecora, quae homines benignius alant, und §. 5 tantum pecore . . . . dites, und Strabo (IV. c. 5, §. 2) φέρει δὲ σῖτον καὶ βοσκήματα καὶ χρυσὸν καὶ ἄργυρον καὶ σίδηρον, wo die Erträgnisse in der bey solchen Schilderungen gewöhnlichen Ordnung auftreten, zum Zeichen, daß die auf die Heerden bezüglichen Worte, etwa pecorum magna ubertas vor den folgenden: fert Britannia aurum et argentum et alia metalla ausgefallen sind.

14. Cap. 15. Alterius manus centurionis: alterius vim et contumelias miscere. So die Edd. Puteol. Beyde Handschriften lesen servos vor vim, und schwanken in manus (Γ) und manum (Δ), centurionis (Γ) und centuriones (Δ).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des Tacitus von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann.

(Schluß.)

Der Sinn im Allgemeinen ist nicht zweifelhaft: die beyden praepositi, der Legat wie der Procurator, sind dem Lande gleich verderblich, sie mögen einig seyn oder im Streite, und diese Verderblichkeit wird nun auseinandergesetzt. Klar ist dabey contumelias miscere, und daß es von den Leuten des Einen und des Andern, alterius — alterius, geschehe. Aber einmal ist Unbestimmtheit in der Ausscheidung dieser Gesellen: alterius manus centuriones wäre mit Bezug auf legatus gesagt, von dem es vorher heißt: nunc binos (reges) imponi, e quibus legatus in sanguinem .... saeviret, und sofort wären servi die Leute des Procurators, qui in bona saevirent, der also das Vermögen durch seine Knechte plündern ließe, wie jener durch seine Centurionen ihr Blut vergösse. Nahm man nun noch die Schilderung der hier berührten Unbilden aus Ann. 14, 31 zu Hilfe, und darin: adeo ut regnum per centuriones, domus per servos velut capta vastarentur, so schien nichts Bedenkliches in der Stelle zu bleiben, als etwa die Verlegenheit mit dem Ausdruck manus, sey es, daß man es durch Hände des Legaten, als welche die Centurionen metaphorisch bezeichnet würden, d. i. die Werkzeuge, oder mit O. Müller als Schaar überträgt. Denn warum soll eine solche Bezeichnung bey alterius centuriones stehen, ohne daß eine ähnliche bey alterius servos eintritt? Dem half O. Müller dadurch, daß er rieth, manus auch vor servos zu verstehen, so daß sowohl legati centuriones als procuratoris servi deren manus genannt wurden. Das hat denn auch dem besonnenen und erfahrnen Hrn. Dir. Dronke so wohl gefallen, daß er sagt, O. Müller habe dadurch zuerst die Stelle in Ordnung gebracht. Gleiche Zustimmung findet die Erklärung bey Halm, der bemerkt, Selling, ein Kenner des Tacitus, der größeren Erfolgen durch frühen Tod entrissen wurde, habe in seinen Observv. in Taciti Agricolam p. 13 den Sinn so gedeutet.

Indeß hat Döderlein den Weg von O. Müller nicht betreten. Er bezieht alterius manus allein auf den Procurator, so daß manus dann natürlich dessen ministri in quaerenda pecunia seyen, und führt zur Erläuterung Cic. Verr. II., 2, 10 an: Non erat quaerendum, cujus manu (pecuniae) numerarentur, sed cujus injuria cogerentur. Comites illi tui delecti, manus erant tuae, wo aber der metaphorische Begriff durch das vorhergehende cujus manu eingeleitet und durch den Beysatz comites tui näher bestimmt wird. Zu alterius manus treten nun alterius centuriones, und beyden fügen sich zu gemeinsamer Beziehung des Weiteren „servos vim et contumelias miscere, mit der Bemerkung: servos revocavi .... addito lacunae signo (es fehlt im Texte). Excidisse enim crediderim utrinsque," durch dessen Aufnahme allerdings der Deutlichkeit der Beziehung ge-

nügt würde. Halm bemerkt, der Satz sey durch jene Verbindung ganz unverständlich geworden, und blos die Note gebe die nöthige Aufklärung. Die Schwierigkeit bleibt immer in manus, nicht nur nach der Döderleinischen Metaphora, sondern auch nach der gewöhnlichen Erklärung, man mag es auf Einen oder auf Beyde beziehen. Denn warum soll zu alterius (nämlich legati) centuriones noch manus seyn gesetzt worden? und wem konnte unbekannt seyn, oder wozu konnte nützen, in solcher Aufreizung zur Rache zu erfahren oder erinnert zu werden, die centuriones seyen manus legati? Das hat Ritter wohl gefühlt, und es macht seinem Tacte für geziemenden Ausdruck Ehre, daß er es wahrgenommen; doch hilft er sich einfach dadurch, daß er es wegstreicht, und auf eine künstliche und hypothetische Weise zu erklären sucht, wie manus und manum in den Text könnte gekommen seyn. Doch ist das keine gute Kritik; es ist eine kritische Unart, wegzustreichen, was man nicht brauchen kann. Manus ist nicht eingesetzt, „weil zu alterius centurionis das Regimen des Genitivs gefehlt, und ein corrector structurae quam sententiae sustinendae curiosior im alten Codex manum beygesetzt habe.“ Warum das? „quippe opinabatur, centurionem contumeliose vocari legatum consularem. Das ist dann sehr seltsam, einmal daß der Abschreiber oder Correktor des Codex bey alterius centurionis geglaubt habe, damit sey zur Schmach der Consular-Legat gemeint, was wohl die Zuhörer des Sprechers so wenig gedacht hätten, als wir, im Fall es uns hier nicht an die Hand gegeben würde. Manus ist allerdings fehlerhaft, aber nicht eingeschoben, sondern aus mancipia zusammengezogen, und alterius mancipia, centuriones alterius stehen vollkommen sachgemäß neben einander, da die Geschäfte des Procurators meist durch libertos und hörige Leute besorgt wurden, die verächtlich mancipia genannt werden. Servos ist darum nicht zu tilgen, sondern wird sich, wenn man die Rede nur durch ut in ergänzt, dem Vorhergehenden sehr gut anfügen: alterius mancipia, centuriones alterius ut in servos vim et contumelias miscere.

15 Cap 16 . . . tenentibus arma plerisque, quos conscientia defectionis et proprius ex legato timor agitabat. Hic cum egregius cetera adroganter in deditos et ut suae quoque injuriae ultor, durius consuleret. Missus igitur Petronius etc.

So die Edd. Puteol., was von den Anklägern des Puteolanus ohne Weiteres als conjectura bezeichnet oder als corruptela gebrandmarkt wird. Klar ist aus den Lesarten der beyden Handschriften, daß der Urcodex hier verdorben war. Der Vatic. B. (*Γ*) hat agitabat nequaquam egregius mit neque über nequaquam und so auch Vat. B. (*Δ*) ohne das übergeschriebene neque. Ferner ist igitur nach Brotier im Cod. A., und eben so nach Clemens im Cod. B. Wie kommt es also, daß z. B. Halm, der von des Puteolanus Interpolation spricht, annimmt, dieser habe igitur geschrieben? Sicher ist nur, daß in dem Urcodex das stand, was Cod. *Γ* als nequaquam und neque . . . *Δ* als nequaquam, Puteolanus als Hic cum gelesen, nicht aber willkürlich geschrieben hat. Einem Manne wie Puteolanus darf man doch wohl ohne Weiteres nicht eine Aenderung zutrauen, durch welche der Zusammenhang des Textes nicht hergestellt, sondern zerrissen wird, und zu der gar keine Veranlassung vorlag. Gerade daß er bey solcher Lesung igitur bewahrte, und nicht durch Streichung der Partikel den Zusammenhang herstellte, dient zum Beweis, daß er den Text nicht interpolirt, sondern, was er gefunden, oder zu finden glaubt, wieder gegeben hat.

Indeß hat Döderlein nach Walch agitabat ne, quamquam egregius cetera geschrieben. Ebenso Ritter, wogegen Halm sehr treffend einwendet, daß dann die offenbar als Erwägungen römischer Staatsklugheit eingeführten Bedenken sehr ungeziemend den Britanniern beygelegt würden. Orelli stellt die Worte tenentibus arma — agitabat in Parenthese. Dann hängt restituit nequaquam zusammen, das von ihm in restituit ni quamquam verwandelt wird. Indeß bilden die zur Parenthese genommenen Worte einen Hauptpunkt, der als Motivirung der Abberufung des vortrefflichen Paulinus aus dem inneren Zusammenhang der Rede nicht kann getrennt

werden. Es ist demnach wohl ohne Zweifel, daß hier die Corruptel der Stelle liegt, welche in den Worten: hic nequaquam die Trümmer eines Gedankens zeigt, in dem mit cum egregius cetera die Angabe des Grundes beginnt, etwa: hic paci firmandae nequaquam idoneus, (nämlich erat) cum etc., oder ein ähnlicher (denn bey größern Lüken läßt sich über die Angabe des Sinnes hinaus das Fehlende nach Wort und Ausdruck nicht verbürgen). In den Anmerkungen bringt übrigens Döderlein eine Umstellung von igitur in Vorschlag, die Halm billigt: „Igitur ne hic, quamquam egregius, ... durius consuleret, missus Petronius.“ Indeß aus einer bloßen Vermuthung, er werde sich ungehörig nach dem Siege benehmen, wird ein Mann dieses Belanges und von einer solchen Erfahrung nicht zurückgerufen, und da es gleichwohl geschah, mußte man sein schonungsloses Benehmen gegen die Besiegten schon in Erfahrung gebracht haben. Man rief ihn zurück, um der Entwicklung der Folgen seiner Härte, die in der noch drohenden Haltung der meisten Provinzen sich schon offenbarten, vermittelst seiner Ersetzung durch einen milden und unbefangenen Pfleger des Landes vorzubeugen.

16. Cap. 17. Et cum Cerealis quidem alterius successoris curam famamque obruisset, sustinuit quoque molem Julius Frontinus.

Quidem ist in dieser Stellung unhaltbar, und da cum in beyden Handschriften fehlt, so ist offenbar, daß der Satz Et Cerealis quidem in gewöhnlicher Weise begann, dem dann cum alterius successoris sich anschloß. Doch scheint hier der Begriff der Allgemeinheit alterius cujusque zu fehlen; denn die Worte können nicht, wie Döderlein annimmt, getrennt verstanden werden: eines Andern, nämlich seines Nachfolgers, was ebenfalls einen bestimmten Nachfolger bezeichnen würde, nicht jeden möglichen. Doch steht alterius in unmittelbarem Bezug auf das folgende Julius Frontinus, ist also eines Andern, als Frontinus war, wo sich der Begriff eines jeden Andern (als Frontinus) selbst bietet, ohne daß er besonders ausgedrückt wird. Bedenklich ist ferner obruisset, welches eine Sache ausspricht, die nicht geschehen ist, und als unbestimmbar nicht ausgesagt werden kann. Der Verf. dieser Anzeige hat deßhalb obruere visus esset vorgeschlagen, wodurch jedem Uebelstande vorgebeugt wird. Was als Meinung oder Urtheil des Schriftstellers unhaltbar sich erweist, wird nun zur Meinung der in der Provinz Gegenwärtigen, welche Tacitus als solche berichtet. Quoque wird von Döderlein angezweifelt, als welches aus dem folgenden locorum quoque heraufgekommen sey, und mit dem vorangehenden quidem vertauscht. „Corrige: Et cum Cerealis alterius successoris .... sustinuit quidem“, wo abgesehen von allem Uebrigen quidem limitirt wird, und zwar in einer Weise, welche die Bedeutung des Satzes ganz aufhebt. Quoque ist, wie auch Halm bemerkt, in dieser Brachylogie ganz an seiner Stelle: Er wurde nicht nur nicht überschüttet und erdrückt, sondern verwaltete auch die Provinz in einer Weise, daß er seinem Vorgänger an die Seite konnte gesetzt werden: sustinuit quoque molem. Orelli sucht der Stelle auf anderem Wege beyzukommen. Er streicht cum und quoque und fügt sed nach obruisset ein: Et Cerealis quidem alterius successoris curam famamque obruisset; sed sustinuit molem. Die Aufnahme von sed wird allerdings durch den Schluß des vorangehenden Wortes obruis — set empfohlen; aber die Auslassung eines Wortes, auf welches auch Vat. A (⊿) hinweist, der sustinuitque bietet, ist bedenklich, und die in obruisset liegende Schwierigkeit wird dadurch nicht gehoben. Ritter, der Et Cerealis quidem alterius curam famamque obruisset schützt, hat im Gefühl, daß Etwas fehle, die Zeichen der Lücke nach obruisset gestellt, und fährt mit sustinuitque fort, wobey angenommen wird, der ausgefallene Satz habe etwa ausgesagt: sed illi saeculo pacis bellique decora non defuerunt. Sustinuitque, was denn, wie er meint, für itaque sustinuit stünde. So aber hat Tacitus unmöglich gedacht oder verbunden: Cerealis hätte eines andern Nachfolgers Verwaltung und Ruhm überschüttet; aber es fehlte jener Zeit nicht an edlen Geistern, und so behauptete sich gegegenüber solcher Last u. s. w. Denn hinter diesem Zusammenhange läge die Annahme: Cerealis würde seines Nachfolgers Ruhm verdunkelt haben, wenn

ein anderer als ein decorum ingenium, wie sie zum Glück jene Zeit trug, ihm nachgefolgt wäre, was sich doch wohl von selbst versteht. Nicht besser ist die Verbindung mit dem „und so," welche den Frontinus dem Cerealis durch Tacitus darum gleichstellen läßt, weil jene Zeit treffliche Geister gehabt habe.

17. Cap. 19. Frumenti et tributorum exactionem (od. auctionem) aequalitate munerum mollire, circumcisis quae in quaestum reperta ipso tributo gravius tolerabantur.

Die Lesart auctionem wird auch von Döderlein mit Bezug auf die von Vespasian vermehrte Leistung der tributa geschirmt, wogegen Ritter mit Recht erinnert, daß diese auctio als etwas Besonderes wenigstens mit einigen Worten berührt werden müßte, und eben so richtig Orelli, daß auctio in diesem Sinne einer viel späteren Latinität angehört. Schwieriger aber ist das Folgende mit Bezug auf die Ablieferung des Zinsgetreides: Devortia itinerum et longinquitas regionum indicebatur, ut civitates proximis hibernis in remota et avia deferrent, donec, quod omnibus in promptu erat, paucis lucrosum fieret. Puteolanus hat a proximis hibernis, was man wieder für dieses Mannes Conjectur hält. Döderlein folgt indeß dieser Schreibung und sucht im Uebrigen mit Wex durch Umsetzung zu helfen: ut civitates, quod omnibus in promptu erat, a proximis hibernis deferrent, donec paucis lucrosum fieret. Doch ist nicht rathsam, den wohlgefügten letzten Satz zu zerreissen, und nicht denkbar, daß von dem nächsten Winterlager der Transport gekommen sey, was voraussetzte, daß die Ablieferung dahin schon geschehen war und nun weiter gebracht werden mußte. Der Transport aber, wenn von einem Winterlager zum andern geschickt, gehört nicht zu der exactio tributorum, sondern war Sache der Militärverwaltung. Die Belästigung bestand darin, daß man den Leuten nicht verstattete, ihr Getreide in die nächsten Winterlager zu liefern, sondern sie zwang, es in die fernsten durch Unwege zu führen, die ihrerseits andere Zinsäcker in der Nähe hatten. Es scheint, also, daß Puteolanus proximis mit beygeschriebenem a vorfand, a falsch umstellte, und daß: ut civitates proxima hibernis in remota et avia deferrent zu schreiben ist. Orelli behält proximis hibernis, was ohne Sinn steht; denn den nächsten Winterquartieren widerstreiten offenbar die remota et avia des ihnen aufgelegten Transportes. Das hat Ritter sehr wohl begriffen, der proximae schreibt, das dem Sinne nach mit unserm Vorschlage zusammentrifft, aber weniger genau ist. Nicht die civitates waren proximae hibernis — die hiberna waren doch offenbar in den Staaten gelegen. Nicht diese sind gemeint, sondern das in den einzelnen Gauen oder in der Nähe von Winterquartieren gesammelte Zinsgetreide, was nach ferne liegenden Standquartieren, in remota et avia, gebracht werden mußte, ohne daß man darum die Grenzen der civitates überschritt, womit auch Cic. Verr. III. 82 stimmt: secuti sunt avariores magistratus. Instituerunt semper ad ultima ac difficillima ad portandum loca frumentum imperare, ut vecturae difficultate, ad quam vellent aestimationem pervenirent, wenn auch hier nicht von Standquartieren die Rede ist, sondern von Lagerplätzen für das Getreide.

Die Stelle hat außerdem bedeutende exegetische Schwierigkeiten. Als Mißbrauch, quae, in quaestum reperta, ipso tributo gravius tolerantur, wird zuerst genannt, daß die Provinzialen per ludibrium assidere clausis horreis et emere ultro frumenta ac vendere pretio cogebantur.

Ritter bemerkt richtig, es handle sich hier nicht von frumentum decumanum, sondern aestumatum, was gegen bestimmten Kaufpreis zum Unterhalte der Truppen von den Landeigenthümern geliefert und unter ihnen nach ihrem Vermögen vertheilt wurde. Aber welche horrea sind zu verstehen? publica oder privata? Die Magazine des Heeres oder der Grundeigenthümer? Seit Dronke hat man sich für die letzteren entschieden und zwar mit Recht, wie der Beysatz per ludibrium zeigt. Denn darin lag eine Art von Spott und Hohn, daß man ihnen die eigenen Scheuern verschloß, und sie, im Falle des

eigenen Bedarfs nöthigte, vor ihnen zu warten. Die Ursache des Verschlusses, welche Döderlein nicht anzugeben weiß, nescio quo praetextu utique injusto, folgt aus der Natur des hier berührten Verhältnisses. Der Pächter oder Eigenthümer darf noch jetzt in den Ländern, die diesem römischen Systeme treu geblieben sind, besonders in der Türkey und vor Kurzem auch in Griechenland über den Ertrag seines Ackers nicht verfügen, bis der Zehnt- und Zinsbetrag bestimmt oder ausgeschieden ist. Gewöhnlich geschieht dieß auf dem Felde, wenn der Einnehmer willfährig und die Witterung günstig ist. Wo nicht, wird die Aernte in die Scheuer gebracht und dort bis auf Weiteres vom Zehenteinnehmer verschlossen. So auch in Britannien, und das Bedrückende vermehrte sich dadurch, daß man dem Verschluß eine willkürliche Ausdehnung gab, und dadurch die Eigenthümer nöthigte, wenn sie von ihrem Vorrathe bedurften, auf die Eröffnung ihrer Scheuern durch den Decumanus zu warten, und im Falle sie des Wartens müde waren, und das Bedürfniß drängte ihren Vorrath von Andern zu kaufen. Das ist assidere horreis et emere ultro frumenta cogebantur, wo zu ultro Döderlein richtig bemerkt: „emere cogebantur id, quod vendere poterant," aber natürlich zu den Marktpreisen und noch höher. Kam es dagegen zur Ablieferung des frumentum aestumatum aus den bis dahin verschlossenen Scheuern, so waren sie genöthigt, sich dafür den von der Provincialverwaltung bestimmten niederen Preis gefallen zu lassen: vendere pretio (nämlich definito) cogebantur. Der Sinn ist also: die Landeigenthümer fanden sich, wenn sie von ihrem Getreide bedurften, in der Lage vor ihren Scheuern, die von den Einnehmern unter Verschluß gehalten waren, vergeblich zu warten, und ihren Bedarf um jeden Preis sich zu kaufen, während man ihnen auferlegte ihr eigenes zu festgesetzten Preisen abzuliefern. Die Lesart vendere beruht auf Puteolanus; die beyden Handschriften haben ludere, ohne Sinn. Ritter schreibt, darauf gestützt, colludere, und verweist bezüglich der Redensart colludere pretio auf die Lexika. — Besser wäre gewesen nachzuweisen, worin denn, unter näherer Bezeichnung des Objectes, in diesem Falle die gravis calumnia bestanden hätte, da es sich gar nicht von Recht, sondern von einem Abkommen handelte, durch welches die Provinzialen sich Erleichterung zu verschaffen suchten. Diese Schwierigkeit bleibt, wenn mit Orelli, der gleich Wex das allein richtige vendere, den natürlichen Gegensatz von emere, unter die angeblichen conjecturarum monstra Puteolani rechnet, ludere geschützt und durch licitando inter se praeter necessitatem quasi per ludibrium pretium frumenti augere erklärt wird, ein Sinn, der unmöglich in pretio ludere liegen kann, und auch keine Antwort auf die Frage gibt, worin denn hier lusus und ludibrium bestünden, wenn, gleichviel in welcher Weise, die Einnehmer durch Licitation die Preise gesteigert hätten.

Gleiche Bedenken bestehen beym Folgenden: donec, quod omnibus in promptu erat, paucis lucrosum fieret. Döderlein, der mit Wex aus der Ed. pr. a proximis hibernis schreibt, folgt diesem auch im Versetzen der Worte quod omnibus in promptu erat nach civitates, wodurch für die Sache Nichts gewonnen wird. Orelli schweigt über die Structur und bezieht sich gleich Andern zur Erläuterung des Sinnes auf Verr. III, 82: ut vecturae difficultate ad quam vellent aestimationem pervenirent. Daß übrigens, wie er bemerkt, die Wenigen, der praetor ejusque praefecti seyen, bedarf auch noch näherer Bestimmung. Wer soll hier praetor, wer seine praefecti seyn, wenn von Zinsgetreide und von Versorgung der Winterlager vom decumanus oder publicanus die Rede ist? Auch Ritter läßt es an jener Berufung auf die Verrinen genug seyn, und Halm kommt auf den Sinn: „bis, was für Alle auf flacher Hand lag (was Jedermann einsehen mußte, daß dieß der Zweck dieser veratorischen Befehle war) für einige Wenige ein Gewinn hervorging." Indeß dadurch würde der Satz paucis lucrosum fieret seines Objectes beraubt. Auch kann in promptu est aliquid in solcher Stellung ohne irgend eine nähere Beziehung auf das Einsehen nicht so gefaßt werden. Es bedeutet für sich allein nur, was zu nehmen (promere) vorliegt, was vor der Hand oder auf flacher Hand liegt. In diesem Falle ist aber das in promptu, daß

Jeglicher sein Getreide am füglichsten und natürlichsten in die nächsten Winterlager führte. Ward ihnen aber zugemuthet dasselbe per devortia et avia zu den fernsten zu bringen, und waren sie in Folge davon genöthigt, sich von dieser Last durch Geldzahlungen zu befreyen, und die Vergünstigung, es in die Nähe zu liefern, zu erkaufen, so ging das, quod omnibus in promptu erat nur als Gewinn an die Zehenteinnehmer und Lieferanten über. Die Eigenthümer durften nun zwar das Getreide in die nächsten Quartiere liefern, aber gegen willkürlich erpreßte Bezahlungen, die offenbar unter dem Vorwande erpreßt wurden, daß nun die Ablieferung in die fernen Gegenden von Andern übernommen und diesen bezahlt werden müßte. Dadurch bestimmt sich auch die Bedeutung des donec. Die Zumuthung wurde so lange gemacht, bis die Lieferungspflichtigen sich zu der Zahlung verstanden.

16. Wir schließen diese Erörterung controverser und verdorbener Stellen der Vita Agr. mit Cap. 20 a. C., wo gemeldet wird, Agricola habe die neubesetzten Landschaften mit castris und praesidiis so sorgfältig umgeben, ut nulla ante Britanniae nova pars illacessita transierit. Döderlein schweigt über die Corruptel, welche wohl eine offenbare zu nennen ist, da des Agricola Sorgfalt nicht hindern konnte, was vor ihm geschehen war, ut ante — transierit, und noch dazu von den früher eingenommenen Landschaften keineswegs gesagt werden kann: illacessitae transierunt. Das Gegentheil meldet c. 22, daß nämlich die besiegten Britannier gewohnt waren: damna aestatis hibernis eventibus pensare. Die Stelle ist darum seit Lipsius in der mannigfachsten Weise behandelt und geändert worden. Orelli und Ritter folgen einem Vorschlage auf Zerreißung derselben, nach dem die Worte illacessita transierit zum Anfange des folgenden Capitels: Sequens hiems saluberrimis consiliis absumpta gezogen werden, und transierit in transiit geändert wird. Man bekommt dadurch am Schlusse des vorhergehenden Capitels einen bedeutungslosen und noch dazu abgebrochenen Satz, da die Worte tanta ratione curaque zu Anfang einen ganz andern und prägnanten Ausgang fordern, als in dem nackten ut u. s. w. geboten wird. Dazu wird durch eine Conjectur die Fiction einer historischen Thatsache in den Text gebracht, was schon an sich bedenklich ist, durch diese aber wird ein unverfänglicher und durch seinen Inhalt selbstständiger Satz vermöge dieser willkührlichen Beygabe: sequens hiems saluberrimis consiliis absumpta alterirt, indem was sein Hauptinhalt ist zu einem Prädicat herabsinkt. Ferner sind auch im Folgenden die Schilderungen jedes neubegonnenen Jahres in gleicher Weise mit einem von der Zeitbestimmung beginnenden Satz eingeleitet, c. 22: Tertius expeditionum annus novas gentes aperuit, c. 23: Quarta aestas obtinendis, quae percurrerat insumpta, in gleicher Weise c. 24. Erst 25, wo die Erzählung der einfachen Begebenheiten in die Schilderung des großen Zuges nach Caledonien übergeht, beginnt sie mit anknüpfender Rede: Ceterum aestate qua sextum officii annum inchoabat. Endlich ist nicht begründet, was man zur Empfehlung dieser unwillkommnen Zerreißung anführt: altera hiems lacessita fuerat; nam transacta jam aestate expeditionem in Ordovicis suscipiendam judicaverat Agricola c. 18; denn mit dieser Expedition kommen wir transacta jam aestate in den Herbst, nicht in den Winter. Der Verf. dieser Anzeige hat in der angeführten Abhandlung bemerkt, daß schon Freinsheim, der pax illacessita vorschlug, allerdings mit unzulässiger Aenderung anderer Worte, auf den rechten Weg geleitet hat, und diesen verfolgend ut nulla ante Britanniae pars pace tam illacessita transierit vorgeschlagen, bey dem es wohl auch sein Bewenden haben wird, da der Ursprung der kleinen hier auszufüllenden Lücke aus dem gleichlautenden Worte pars sattsam erklärt, und die Redeweise, wie durch andere Stellen, so durch Ann. IV, 32: immota quippe aut modice lacessita pax, und XV, 2: Romani pacem nunquam ipsis prospere lacessitam nunc quoque in exitium suum abrumpunt bestätigt wird.

Gern würden wir unsere Erörterungen auch auf die zweyte Hälfte, der hier behandelten schwierigen und verdorbenen Schrift ausdehnen; doch dürfen wir zur Vergleichung unserer Ansichten mit

denen der drey Ausgaben und Halms bezüglich der verdorbensten Stellen auf die öfter angezogene Abhandlung in den akad. Denkschriften verweisen, und besorgen überdieß durch weitere Führung dieser Erörterungen in unseren Anzeigen zu viel Raum für Einen Artikel in Anspruch zu nehmen, der nicht zunächst auf die Herstellung des taciteischen Textes berechnet, sondern zur Beurtheilung der drey neuesten Ausgaben des großen Historikers Beyträge zu liefern bestimmt war. Obwohl mit den Urhebern derselben, wie dieß in solchen Fällen nicht anders seyn kann, in vielen Puncten nicht übereinstimmend, dürfen wir doch dem Tacitus Glück wünschen, daß durch ihre vereinten Bemühungen seine Kritik und Exegese in nicht wenigen Stellen gefördert worden ist, und vorzüglich durch den Commentar von Orelli, seinen kritischen wie exegetischen Apparat und dessen sorgfältige Anordnungen für fruchtbares Verständniß und weitere Förderung ein ganz vorzügliches Hülfsmittel bekommen hat.

Fr. Thiersch.

The Nordamerican Review. Jan. 1849.

Eine ausführliche Beurtheilung der Schrift von Samuel Eliot über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der ältesten Hochschule in den vereinigten Staaten (Harford College unweit Boston) giebt merkwürdige Aufschlüsse über die jetzige wissenschaftliche Betriebsamkeit in Neuengland, von der uns sonst wenig Kunde zukommt. Die Hochschule wurde bald nach Erbauung Boston's, da die Umgegend noch eine Wildniß war, von den ersten Ansiedlern gestiftet und im Verhältniß zu ihren Mitteln reich ausgestattet. Die Absicht war, in dem neuen Lande eine Lehranstalt zu haben, die, gleich den zwey weltberühmten in dem alten, vorzugsweise die allgemeinen Kenntnisse pflegte, welche die Grundlage aller gelehrten Bildung sind. Man hatte zunächst eine gründliche Vorschule für den geistlichen Stand im Auge, den die Ansiedler durchaus nicht wollten an solcher Bildung unter seines gleichen im Mutterlande herabkommen lassen. Auch später, da der Gesichtskreis sich erweiterte, blieb noch lange Zeit die Aufgabe der Anstalt, deren Gedeihen viel Antheil erregte und viele Vergabungen anzog, die Förderung der allgemeinen gelehrten Bildung, die sich dann auch sehr fruchtbar zeigte, da fast alle ausgezeichnete Männer des Pflanzstaates in dem achtzehnten Jahrhundert aus dieser Schule kamen.

Jetzt ist dieß viel anders geworden. Neue, zum Theil sehr beträchtliche Schenkungen für bestimmte Zwecke haben die Universität mit Lehrfächern der Naturkunde, Chemie, Mechanik, Agricultur ꝛc. so überladen, daß die ursprüngliche Aufgabe fast zurückgedrängt ist.

S. 118. „Vorliebe für die Naturkunde hat sich in jüngster Zeit wunderbar schnell in den vereinigten Staaten verbreitet. Die nothwendige Folge war, daß classische Bildung, Gelehrsamkeit nach alter Art, Kenntniß der Litteratur, Pflege der moralischen Wissenschaften nicht mehr in der Achtung stehen wie ehehin, und wenn auch nicht oft geradezu angegriffen, doch jetzt selten mit Begeisterung getrieben, hie und da aber ganz vernachläßigt werden. Es war ganz recht, daß im vorigen Jahrhundert die Naturwissenschaften in den Lehrkreis gezogen wurden; immer blieben die liberalen Studien," die „literae humaniores" die Hauptsache auf unserer Hochschule. Aber welche Veränderung hat sich da in den letzten dreyßig Jahren ereignet! In den Lehrgang ist von Naturwissenschaften so viel eingedrungen, daß die Studirenden durch die Menge der verschiedenartigen Aufgaben ermüdet und zerstreut nichts mehr von Grund aus lernen. Die altherkömmlichen Studien sind zwar nicht aufgegeben, aber in einen Winkel gedrängt und dem Studirenden ist großentheils freye Wahl gelassen, ob er sich damit befassen will oder nicht. Noch mehr; wer einem besondern Fache, z. B. der Chemie, sich allein widmen will, ist an den allgemeinen Lehrgang nicht mehr gebunden, sondern kann von der Volksschule aus eintreten. Nun mag allerdings ein guter Chemiker aus ihm werden, aber sonst nichts. Kein Zweifel, daß es wünschenswerth sey, gute Chemiker zu ziehen; die Frage ist nur, ob eine Hochschule dafür der rechte Ort sey."

Man sieht, die Nordamericaner sind schon etwas weiter in diesem Fortschritte als wir. Ein guter Chemiker, sonst aber nichts! Das wäre ganz unbedenklich, wenn der gute Chemiker auch nichts anderes vorstellen und gelten wollte. Das kommt selten vor und wird manchmal gar nicht geduldet. Wird nun der Chemiker, der nichts anderes versteht, zur Theilnahme an öffentlichen Geschäften berufen, so ist seine Wirksamkeit dabey entweder unbedeutend oder schädlich; jenes, wenn er sich zurückzieht, dieses wenn er vortritt. In dem Congresse zu Washington soll die Abnahme der allgemeinen gelehrten Bildung bereits fühlbar seyn.

Noch in einem andern Puncte ist der jetzige Stand der neuenglischen Hochschule sehr verschieden von dem früheren. Während die Bevölkerung Bostons, in 30 Jahren sich verdreyfacht hat, ist jetzt die Zahl der Studirenden, welche einen Grad erlangen, nicht mehr ganz so groß als 1824. Bis dahin war der vierte Theil des Staatsbeytrages für die Hochschule zur Unterstützung bedürftiger Studirenden verwendet worden; jetzt wird dafür nichts mehr gegeben; die Anstalt, sagt man, ist zu arm. Dieß ist sie jetzt allerdings, in Folge vieler und meist übermäßiger Ausgaben auf die Errichtung neuer und Vergrößerung alter Bauwerke. Der Verf. des vor uns liegenden Artikels klagt, daß die Bauwuth, von welcher alle Verwaltungsbehörden in Nordamerica befallen zu seyn scheinen, auch die achtbaren Vorgesetzten der Hochschule ergriffen habe. Das neue Bibliothekgebäude hat so viel gekostet, daß zum Ankaufe von Büchern nichts übrig blieb und nur durch freywillige Beyträge dafür gesorgt werden konnte.

The Speeches of the right hon. Lord Erskine at the bar and in Parliament. With a prefatory memoir by the right hon. Lord Brougham. Collected by the late James Ridgway. London 1847. Vier Bände gr. 8.

Als Ref. mit der Anzeige in Nro. 102 fg. beschäftigt war, hätte er gerne die vor mehreren Jahren erschienene Sammlung der Reden Lord Erskine's zur Hand gehabt, fand sie aber auf der, sonst an englischer Litteratur besonders reichen, Hofbibliothek nicht. Seine Frage darnach veranlaßte die unverzügliche Bestellung, und diese wurde so schnell ausgeführt, daß er schon nach vier Wochen zu besagter Anzeige gegenwärtigen kleinen Nachtrag liefern kann. Mit Vergnügen hat er diese Gelegenheit ergriffen, die ausnehmende Aufmerksamkeit des würdigen Vorstandes der Hofbibliothek und seiner Mitarbeiter öffentlich anzuerkennen.

Es ist dieß die zweyte Auflage der vor vielen Jahren erschienenen Sammlung, was man nur daraus ersieht, daß das erste Blatt des ersten Bandes zur Ueberschrift hat: Vorbericht des Herausgebers zu der ersten Ausgabe. Hinzugekommen scheint nur die von Lord Brougham verfaßte Nachricht von Erskine's Leben, die aber so mager ist, daß Ref. nichts darin gefunden hat, das zur Ergänzung des in Nro. 102 fg. gegebenen dienen könnte. Bemerkenswerth ist jedoch der Eingang:

„Von Lord Erskine's Reden sind nur wenige aufbehalten worden. Es sind die Reden des größten Rechtsanwaltes und des ersten gerichtlichen Redners aller Zeiten.“

Für die beredteste darunter erklärt Lord Brougham die Vertheidigung des Buchhändlers Stockdale, die eine der kürzesten ist. Sie füllt nur 52 Seiten; die Rede für den Schuster Hardy 164.

Ein norddeutscher Gelehrter, der vor einigen Jahren zur Vorbereitung auf die bevorstehende Mündlichkeit eine Mustersammlung von Reden veranstaltete, würde wohl gethan haben, statt der meisten von ihm gewählten Stücke das Beste von Erskine aufzunehmen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29 Juni

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortsetzung.)

Ch. Morren, Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques. P. 1 — 3. Bruxelles 1843.

Atti della settima adunanza degli scienziati italiani nel Ottob. 1845. P. 1. 2. Napoli 1846.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 20. Avec Atlas. Par. 1848.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1846. Berlin 1848.

W. Turton, Conchylia dithyra insularum Britannicarum. The bivalve shells of the British islands systematically arranged. Cassel 1848.

F. C. v. Trautvetter, Die Thierlehre. Mitau 1848.

H. Strickland and Melville, The Dodo and its kindred or the history, affinities and osteology of the „Dodo," Solitaire and other extinct birds of the islands Mauritius, Rodriguez and Bourbon. Lond. 1848.

J. D. Labram, Die schweizerischen Käfergattungen. Heft. 1. 2. Basel 1848.

C. Cornelius, Beyträge zur näheren Kenntniß der Palingenia longicauda Olivier. Elberfeld 1848.

C. H. Boheman, Insecta Caffraria annis 1838 — 1845 a J. A. Wahlberg collecta. P. I. fasc. 1. Stockholm 1848.

F. Krauß, Die südafrikanischen Mollusken. Stuttgart 1848.

Fr. A. Kolenati, Genera et species Trichopterorum. P. I. Heteropalpoidea. Prag 1848.

Dr. R. Kner, Lehrbuch der Zoologie. Abth. 1. Wien 1848.

C. Bergmann, Ueber die Verhältnisse der Wärmeökonomie der Thiere zu ihrer Größe. Götting. 1848.

Dr. M. Perty, Blepharophora Nymphaeae. Ein Beyspiel automatischer Wimperbewegung im Pflanzenreiche. Bern 1848.

J. Leszczyc-Suminski, Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter. Berlin 1848.

Dr. G. W. Körber, Grundriß der Kryptogamenkunde. Breslau 1848.

Asa Gray, Genera florae Americae Boreali-orientalis illustrata. The genera of the plants of the united states by J. Sprague. Vol. I. Boston 1848.

R. Richter, Beytrag zur Paläontologie des Thüringer-Waldes. Die Grauwacke des Bohlen und des Pfaffenberges. 1. Fauna. Leipzig 1848.

G. Michelotti, Description des fossiles des terrains miocènes de l'Italie septentrionale. Avec Atlas. Leide 1847.

J. L. v. Uslar, Ueber einige Mineral-Reichthümer der Cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbe und dem Limfiord. Hamb. 1847.

A. Petzholdt, Die Steinkohlen. Leipzig 1848.

H. B. Geinitz und A. v. Gutbier, Die Versteinerungen des Zechsteingebirges und des Rothliegenden oder des permischen Systemes in Sachsen. Heft 1. Leipzig 1848.

C. Weidinger, Der Flachsbau und die Flachsbereitung nach dem in Belgien und Frankreich beobachteten Verfahren dargestellt. Leipzig 1848.

H. Settegast, Anleitung zur Wirthschaftsführung auf größeren Landgütern. Oppeln 1848.

F. Kirchhof, Die Ackerbausysteme in ihren verschiedenen Fruchtfolgen. Leipzig 1848.

Dr. J. Johnson, Ueber das Dörren und Aufbewahren des Getreides. Gekrönte Preisschrift. Mitau 1848.

Jahresbericht und Mittheilungen des Gartenbau-Vereins für Neuvorpommern und Rügen. Erster u. zweyter. Greifswald 1847.

C. Büchner, Der Kartoffelbau. Leipzig 1848.

Dr. J. Chr. Hundeshagen, Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen. 2. verb. Aufl. von Dr. J. L. Klauprecht. Tübingen 1848.

F. Klingemann, Das natürliche und künstliche Asphalt und der Asphaltmastix. Quedlinburg 1848.

G. Riva, La carta. Vicenza 1845.

Dr. J. Swoboda, Der Staat, das Eigenthum, die Regalien, insbesondere die Bergwerkshoheit in ihrer Genesis ꝛc. Abth. 1. Freyberg 1848.

J. Macgregor, Germany. Lond. 1848.

G. Karsten, Vorschläge zur allgem. deutschen Maaß-, Gewichts- und Münzregulirung. Berlin 1848.

C. Junghanns, Der Fortschritt des Zollvereines. Leipzig 1848.

J. C. Glaser, Einige handelspolitische Grundzüge für die Handhabung des internationalen Verkehrs. Frankfurt 1848.

Th. Behrend, Grundzüge zu einer wissenschaftlichen Theorie des Freyhandels. Berlin 1848.

Dr. H. Thoel, Zusammenstellung des Entwurfs einer Wechselordnung für die preußischen Staaten. Rostock 1848.

F. Elie de la Primaudaie, Etudes sur le commerce au moyen âge. Histoire du commerce de la Mer Noire et des colonies Génoises de la Crimée. Par. 1848.

Detring, Abhandlung über die Produktion, Consumtion und Handelsfreyheit. Berlin 1848.

M. Castelli, De l'esclavage en général et de l'émancipation des noirs. Par. 1844.

Dr. K. Rosenkranz, die Pädagogik als System. Königsberg 1848.

O. E. A. Meyer, Ueber die Erziehung der Jugend. Heft 1. Göttingen 1848.

G. Rau, Die Neugestaltung der Volksschule. Stuttg. 1848.

Dr. K. M. Wiedenfeld, Ueber die Trennung der Volksschule von der Kirche. Barmen 1848.

W. Anch. Chatto, Facts and speculations on the origin and history of playing cards. London 1848.

M. Deschapelles, Traité du whist. Par. 1840.

J. P. Romang, Der neueste Pantheismus oder die jung-hegel'sche Weltanschauung. Zürich 1846.

K. Thomas, Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsb. 1848.

Dr. G. Weisenborn, Vorlesungen über Schleiermachers Dialektik und Dogmatik. Th. 2. Leipzig 1848.

Ch. Gouraud, Histoire du calcul des probabilités depuis ses origines jusqu'à nos jours. Par. 1848.

Dr. F. L. Fülleborn, Vorarbeiten zu einer Theorie der Einheitslehre als Grundwissenschaft. Frankfurt 1848.

Dr. H. M. Chalybäus, Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. 4. verm. Aufl. Leipzig 1848.

A. Tucker, The light of nature pursued . . . by J. Mildmay. 7. Edition. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. von Kaltenborn, Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts so wie der Politik. Bd. 1. Das Reformationszeitalter vor Hugo Grotius. Leipzig 1848.

L. Tieck, Kritische Schriften. Th. 1. 2. Leipz. 1848.

M. Müller, Vergangenheit und Zukunft der Kunst. Düsseldorf 1848.

Parnaso italiano. Poeti italiani dell' eta media . . . per cura di Ter. Mamiani. Parig. 1848.

G. B. Bazzoni, Folchetto Malaspina. Vol. 1—3. Milano 1830.

Mass. D'Azeglio, Niccolo de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni. Vol. 1—4. Milano 1841.

Gilles de Chin, poëme par Gautier de Tournay, trouvère du XIV. siècle. Publié pour la première fois par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1847.

Le Menagier de Paris, traité de morale et d'économie domestique, composé vers 1393. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Claude Odde de Triors, Les joyeuses recherches de la langue Tolosaine. Par. 1847.

Barzaz Breiz, Chants populaires de la Bretagne. 4. Edit. Par. 1846.

Dr. H. Ulrici, Shakspeare's dramatische Kunst. 2. umgearb. Aufl. Abth. 2. Leipzig 1848.

G. Daniel, Merrie England in the olden time. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 7. Mai und

Beaflor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Leipzig 1848.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 26. Jak. Ruffs Adam und Heva. Erläutert und herausgegeben von H. M. Kottinger. Leipzig 1848.

F. Koch, Das Ritterbuch. Bd. 1. Hartmann's von Aue Iwein und der arme Heinrich. Halle 1848.

Fr. Hart, Ein Tag in der Paulskirche. Leipzig 1848.

H. A. von Berlepsch, Concordanz der poetischen National-Literatur. Bd. 1. Erfurt 1848.

Th. Noon Talfourd, Final Memorials of Charles Lamb. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

48 Briefe Sr. Kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Johann von Oesterreich an Joh. von Müller. Schaffhausen 1848.

J. W. von Göthe, Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Schöll. Bd. 1. Weimar 1848.

Dr. Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.

Lettres de Gui Patin, nouv. édition augmentée de lettres inédites par J. H. Reveillé-Parise. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

L. Börne, Die Mauthpredigt. Leipzig 1848.

The illuminated books of the middle ages . . . by H. Noel Humphreys. Part VI. VII. Lond. 1848.

Alfr. Michiels, Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise. T. III. Brux. 1848.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 6. Schluß des Werkes. Bruxelles 1848.

E. Head, A handbook of the history of the Spanish and French schools of Painting. London 1848.

Dr. E. Guhl, Die neuere geschichtliche Malerey und die Akademieen. Stuttgart 1848.

W. Stirling, Annals of the artists of Spain. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

J. Heller, Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. 2. verm. Aufl. Abth. I. Leipzig 1848.

W. A. Chatto, The history and art of wood engraving. Lond. 1848.

E. L. Blackburne, Sketches, graphic and descriptive, for a history of the decorative painting applied to English Architecture during the middle ages. Lond. 1847.

Fr. von Biedenfeld, Die komische Oper der Italiener, der Franzosen und der Deutschen. Leipz. 1848.

Aug. L. Blondeau, Histoire de la musique moderne depuis le premier siècle de l'ére chrétienne jusqu'à nos jours. T. II. Par. 1848.

Th. More, Utopia. Lond. 1845.

Pertinax Philalethes, Die Wissenschaft des Staates. Th. 1. Der Mensch. St. Gallen 1848.

P. A. F. Gerhard, La liberté et son influence sur les destinées politiques de l'Europe. Brux. 1846.

J. K. A. Sack, Die ewige Basis der Politik. Magdeburg 1848.

Die Bewegung des Socialismus und Humanismus unserer Tage. Bautzen 1848.

Sparre, Die allg. Einkommensteuer als einzige gerechte direkte Abgabe. Gießen 1848.

P. J. Proudhon, Organisation du crédit et de la circulation et solution du problème social . . . Par. 1848.

Journal des Economistes. Année 1847. Par.

J. H. von Thünen, Bestimmungsgründe für Arbeitslohn und Unternehmergewinn. Neustrelitz 1848.

H. Bodemer, Zehn Artikel zu Gunsten der Gewerbe. Stuttg. 1848.

L. Morin, Propriété et communisme. Par. 1848.

J. G. Lint, Ueber die Sicherung der arbeitenden Klasse gegen die Uebermacht des Capitals. Leipzig 1848.

J. P. Lange, Ueber den Pauperismus. Zürich 1848.

M. Chevalier, Lettres sur l'organisation du travail. Par. 1848.

G. Beziat, Organisation de l'epargne du travailleur en vue de l'amélioration et de l'avenir des classes laborieuses. Par. 1848.

F. D. Arago, Ueber Maschinen in ihrem Verhältnisse zu dem Wohlstande der arbeitenden Classen. Wien 1848.

F. Heller, Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Bd. 2. (Jahr 1703 bis Ende August 1705.) Wien 1848.

H. Aster, Einige militärische Betrachtungen über Volkswehr und stehende Armee, Leipzig 1848.

A. Pannasch, Gesammelte mititärische Schriften. Wien 1848.

E. von Sydow, Stehendes Heer, Kriegsbudget und Volksbewaffnung. Berl. 1848.

Grundzüge einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Frankf. 1848.

W. Stens, Die Gleichstellung der Homöopathie mit der Allöopathie. Bonn 1848.

Dr. F. Löffler, Die deutsche Medizin. Berl. 1848.

R. Anke, Philolog. medizin. Bemerkungen. Heft 1. Moskau 1846.

J. Hunter, sämmtliche Werke prakt. Inhalts, deutsch bearbeitet von Dr. Braniß. Bd. 1. Abhandlung von der venerischen Krankheit. Berlin 1847.

B. Todd, The cyclopaedia of anatomy and physiology. Part 30 — 32. Lond. 1846.

Dr. Fr. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. II. Abth. 1 — 3. Freib. 1847.

F. W. Heidenreich, Die physiologische Induktion. Ansbach 1846.

Dr. E. D'Alton, Handbuch der menschlichen Anatomie. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. Fr. Günsburg, Studien zur speziellen Pathologie. Bd. 2. Leipzig 1848.

Dr. L. Choulant, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. 4. umgearb. Aufl. von Dr. Richter. Lief. 4. 5. Schluß des Werkes. Leipzig 1848.

Dr. M. H. Romberg, Bericht über die Cholera-Epidemie des Jahres 1837. Berlin 1848.

Dr. S. Rentsch, Die homöopathische Behandlung der Cholera asiatica. Potsdam 1848.

F. Nathan, Ueber Aether-Rausch (Phrenopathia aetherea). Hamburg 1848.

Dr. J. E. Lorbisch, Studien der Kinderheilkunde. Wien 1848.

Dr. F. C. Legendre, Klinische und anatomisch-pathologische Untersuchungen über die wichtigsten Krankheiten des kindlichen Alters. Deutsch von Dr. Oppermann. Berlin 1847.

Dr. C. J. Heidler, Die epidemische Cholera. Abth. 1. Leipzig 1848.

Dr. L. Griesselich, Handbuch zur Kenntniß der homöopath. oder specifischen Heilkunst. Carlsruhe 1848.

C. Herrich, Der plötzliche Tod aus inneren Ursachen. Regensburg 1848.

Ein Wort über die Typhus-Epidemie im Plesser Kreise bis Ende Mai 1848. Gleiwitz 1848.

Dr. G. Simon, Die Hautkrankheiten durch anatomische Untersuchungen erläutert. Berlin 1848.

Ricord's neueste Vorlesungen über die Syphilis. Ins Deutsche übertragen von W. Gerhard. Berl. 1848.

Dr. F. F. Quin, Die homöopathische Behandlung der Cholera. Aus dem Franz. übers. von E. G. von Brunnow. Leipzig 1848.

P. A. Piorry, Ueber die Blutkrankheiten. 2. verm. Aufl. von Dr. Krupp. Leipzig 1848.

Dr. E. Martin, Zur Gynäkologie. Heft 1. Jena 1848.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Die sämmtlichen Heilquellen und Kurbäder des südlichen und mittleren Europa's, Westasiens und Nordafrika's. Bd. I. Abth. 2. Die Heilquellen Italiens. Berlin 1848.

Dr. G. Wucherer, Die Inhalation und örtliche Anwendung des Schwefeläthers und Chloräthers als Heilmittel. Freiburg 1848.

Dr. S. Peruß, Die Mineralquellen zu Teplitz. Prag 1848.

Dr. Leop. Hayn, Documenta ad historiam rei pharmaceuticae Silesiae. Bresl. 1847.

E. H. Hassenstein, Die rationelle Heilung der nervösen, gichtischen und anderen Krankheiten durch die Magneto-Elektricität. Leipzig 1848.

Dr. J. K. Vogler, Die Quellen zu Wiesbaden. Wiesbaden 1848.

Cl. M. Müller, Systemat. alphabetisches Repertorium der gesammten homöopathischen Arzneymittellehre. Leipzig 1848.

R. T. Claridge, Hydropathy. Lond. 1842.

Dr. E. Martin, Ueber die künstliche Anästhesie bey Geburten durch Chloroformdämpfe. Jena 1848.

Dr. M. Orfila, Lehrbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 4. sehr verb. Aufl. Aus dem Franz. von Krupp. Bd. 1. Leipzig 1848.

v. Monteton, Die wichtigsten Lämmerkrankheiten und deren Heilung. Gekrönte Preisschrift. Potsdam 1848.

Dr. C. H. Hertwig, Untersuchungen über den Uebergang und das Verweilen des Arseniks in dem Thierkörper. Berlin 1847.

Authenticum novellarum constitutionum Justiniani versio vulgata . . . ed. G. E. Heimbach. Sectio III. Lips. 1848.

Pomponius, De origine juris fragmentum recogn. et annot. crit. instr. Fr. Osannus. Gisae 1848.

A. Schliemann, Die Haftung des Cedenten. Ein Beytrag zur Lehre von der Cession. Gekrönte Preisschrift. Rostock 1848.

Dr. C. G. Bruns, Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart. Tübingen 1848.

Dr. E. F. Vogel, Das Zunft- und Innungswesen beym deutschen Handwerkerstande . . Leipz. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1849.

(Schluß.)

The english Universities and their reforms. — Blackwood's Magazine 1849. Febr.

Clément-Mullet (J. J.), Sur la valeur du mot jour dans la Bible. — Journ. asiat. 1849. Févr.

Saulcy (F. de), Observations sur l'alphabet tifinag. — Ebendaſ. Mars.

Die Schriften der römischen Feldmesser, hg. von Blume, Lachmann und Rudorff. Berl. 1848. — Journ. des Savants. 1849. Mars.

Lancereau (Ed.), Analyse et extraits du Râdj-Nîti. (Suite et fin.) — Journal asiat. 1849. Févr.

Du Caurroy, Législation musulmane sunnite, Rite Hanéfi. Code civil. Livre II. — Ebendaſ.

Cherbonneau (A.), Extrait de la Farésiade, ouvrage d'Abou-l-Abbas-Ahmed-el-Khatib. — Ebendaſelbſt. Mars.

Géographie d'Abou'lféda, trad. par M. Reinaud. (2 art.) — Journ. des Sav. 1849. Févr.

Chronicon Samaritanum arabice conscriptum, cui titulus est Liber Josuae, ed. Juynboll. Lugd. Bat. 1848. 4. — Ebendaſ. Mars.

Vivien de Saint-Martin (L.), Rapport sur les travaux de la Société de Géographie pendant l'année 1848. — Bulletin de la Société de Géogr. 1848. Nov. et Déc.

Constantinople. Les Francs. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Févr.

Gardner Wilkinson (J.), Dalmatia and Montenegro. Lond. 1849. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Curzon (Rob.), Visits to monasteries in the Levant. — Quarterly Review 1849. March.

Baude (J. J.), Les côtes de Flandre. Gravelines et Dunkerque. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Chaudruc de Crazannes, Sur les poids de villes au moyen âge. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 12.

Mérimée (Prosper), Histoire de Don Pédre I., Roi de Castille. Paris 1848. — Blackwood's Mag. 1849. March.

Rivas (Angel Saavreda, duque de), Sublevacion de Napoles, capitaneado por Mazanielo. Madrid 1848. — Rev. des deux Mond. 1849. Livr. 3.

Saint-Priest (Alexis de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou etc. Paris (1848). 4 vols. — Journal des Savants 1849. Févr.

Mac Farlane (Ch.), A glance at revolutionized Italy etc. 2 vols. 1849. — Quarterly Review 1849. March.

Pinard, Mémoire sur la commune de Saint-Germain-Le-vieux-corbeil. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 12.

Dumast, Nancy, histoire et tableau. — Univers. cathol. 1849. Janv.

Statistical accounts of Scotland. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Macaulay (Thom. Babington), The history of England from the accession of James II., 2 vols. 1849. Quart. Rev. 1849. March.

Jancigny (A. D. de), Les Indes hollandaises. La société javanaise. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Biot (Ed.), Examen de diverses séries de faits relatifs au climat de la Chine. — Journ. asiat. 1849. Mars.

Vivien de Saint-Martin, Aperçu sommaire de l'histoire géographique des pays caucasiens etc. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1848. Nov. Déc.

Fresnel (Fulg.), Jomard et Ch. T. Beke, Sur les sources du Nil. — Ebendaſ.

Notice nécrologique sur Pellegrino Rossi. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Févr.

Charles de Martens, Souvenirs de la vie militaire et politique d'un ancien officier. — Ebendaſelbſt.

La Villemarqué (H. de), Biographies contemporaines. J. J. Ampère. — Correspondant. T. XXIII. Livr. 19.

Life and Letters of Thomas Campbell. Edited by William Beattie. 3 vols. Lond. 1849. — Blackwood's Magaz. 1849. Febr.

Maury (A.), Notice sur la vie et les ouvrages de M. Letronne. — Revue archéolog. Ann. V. Livr. 11.

Taillandier (Saint-René), Louis Boerne, sa vie et ses écrits. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 4.

Scudo (P.), Mozart et son Don Juan. — Ebendaſelbſt. Livr. 6.

Planche (Gust.), Les pages de jeunesse de M. de Lamartine. — Ebendaſ.

Young (J. R.), On a theorem respecting the products of squares. — Philos. Magazine 1849. Febr.

Graves (Charles), On a system of triple algebra and its application to the geometry of three dimensions. — Ebendaſ.

Cockle (James), Solution of two geometrical problems. — Ebendaſ.

Stevenson (Alan), Account of the Skerrivore lighthouse, with notes on the illumination of lighthouses. — Edinb. and Lond. 1848. Quarterly Review 1849. March.

Sur les temperatures de la mer dans le voisinage des glaciers du Spitzberg. — Annales de Chimie et de Physique 1849. Févr.

Delesse, Sur le magnétisme polaire dans les minéraux et dans les roches. — Ebendaſ. Annal. des Mines 1848. Livr. V.

Wertheim (G.), Note sur la torsion des verges homogènes. — Annales de Chimie et de Phys. 1849. Févr.

Observations météorologiques du mois de Décembre 1848. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), Sur les variations diurnes de l'aiguille aimantée et les aurores boréales. — Ebendaſ. Mars.

Observations météorologiques du mois de Janvier. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Recherches sur les phénomènes d'induction par les décharges électriques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849. Févr.

Challis (J.), Continuation of researches in the mathematical theory of aërial vibrations. — Philos. Magazine 1849. Febr.

Alexander (J. H.), On a new empirical formula for ascertaining the tension of vapour of water at any temperature. — Ebendaſ.

Smith (Robert Angus), On a mode of rendering substances incombustible. — Ebendaſ.

Reich, On the repulsive action of the pole of a magnet upon non magnetic bodies. — Ebendaſ.

Barral, Mémoire sur la statique chimique du corps humain. — Annal. de Chimie et de Physique 1849. Févr.

Jacobi, Note sur la recomposition des gaz mixtes développés dans le voltamètre. — Ebendaſ.

Sacc, Note sur l'acide pectique artificiel. — Ebendaſelbſt.

Hofmann (A. W.), Recherches sur les bases organiques volatiles, — Ebendaſ.

Ossian Henry (fils), Mémoire sur l'existence de deux nouveaux corps de la série amylique. — Ebendaſ.

Dessaignes, Note sur la conversion du malate de chaux en acide succinique. — Ebendaſ.

Persoz (J.), Considérations sur le poids atomique du cuivre et sur quelques composés de ce métal. — Ebendaſ. Mars.

Louyet (P.), Recherches sur l'équivalent du fluor. — Ebendaſ.

Raewsky, Mémoire sur les combinaisons du platine avec la nicotine. — Ebendaſ.

Salvétat, Note sur la formation de l'acide valérique dans une circonstance nouvelle. — Ebendaſelbſt.

— —, Note sur un nouvel emploi du platine dans la peinture sur porcelaine. — Ebendaſ.

Lassaigne (J. L.), Mémoire sur le mode de transport des phosphate et carbonate de chaux dans les organes des plantes, et sur l'influence qu' exercent ces sels calcaires dans l'acte de la germination et de la végétation. — Ebendaſ.

Vergnette-Lamotte (Alfrede de), Des effets du froid et de la congélation sur les vins. — Ebendaſ.

Boussingault, Observations sur la congélation du vin et des mélanges d'eau et d'alcool. — Ebendaſ.

Bussy, Des moyens de constater la richesse alcoolique des vins, et en particulier du thermomètre alcoométrique de Conaty et du dilatomètre de Silbermann. — Journal de Pharmacie et de Chimie. 1849. Févr.

Thompson, Action de l'acide nitro-sulfurique sur le sucre. — Ebendaſ.

Persoz, Dangers qui peuvent resulter dans les constructions, de l'action des dissolutions salines sur le fer. — Ebendaſ.

Sur les caractères et les propriétés de la santonine. — Ebendaſ.

Girardin, Composition chimique des eaux minérales ferrugineuses du département de la Seine-Inférieure. — Ebendaſ.

Larocque, Observations sur le chlorure d'antimoine. — Ebendaſ. Mars.

Cahours, Note sur le furfurol ou huile de son. — Ebendaſ.

Marcet, On the action of chloroform on the sensitive plant (Mimosa pudica). — Philos. Mag. 1849. Febr.

Strickland (H. E.), Supplementary notices regarding the Dodo and its kindred. Nos. 1. 2. 3. — Annals and Magaz. of natural hist. 1849. Febr.

M'Coy (Fred.), Reply to Sir Philip Egerton's letter on the tail of Diplopterus. — Ebendaſ.

— —, Reply to Prof. Owen's letter on the ganoine of some fishteeth. — Ebendaſ.

Pucheran, Observations sur les types peu connus du Musée de Paris (2 art.). — Revue et Mag. de Zoologie 1849. Janv.

Ray (Jules) et Henri Drouet, Description d'une nouvelle espèce d'Anodonte. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Insectes de Taïti, des Marquises et des îles voisines. — Ebendaſ.

Casaseca, Mémoire sur le ligneux de la canne créole cultivée à la Havane. — Ann. de Chim. et de Phys. 1849. Mars.

Spruce (Rich.), The musci and hepaticae of the Pyrenées. — Annals and Magaz. of natural history 1849. Febr.

Greville (R. K.), Algae orientales: descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Guebhard (Ch.), Notice géographique et botanique sur la Moldavie. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849. Févr.

Bromfield (Arnold), Notes and observations on the botany, weather etc. of the United States, made during a tour in that country in 1846 and 1847. — Hooker's Journal of botany 1849. Jan.

Henslow, On the Awns and Nepaul Barley. (Hordeum coeleste, vars. trifurcatum and aegiceras.) — Ebendaſ. Febr.

Extracts from the private letters of S. D. Hooker, written during a botanical mission to India. — Ebendaſ. Jan. Febr.

Domeyko (Ignace), Mémoire sur la composition géologique du Chili . . . comprenant la description du volcan d'Antuco. (Suite et fin.) — Annal. des Mines. 1848. Livr. V.

M'Coy (Fred.), On some new genera and species of palaeozoic corals and foraminifera. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849. Febr.

Nicol (J.), On the formation of coal. — Edinb. new pihlos. Journ. 1849. Jan.

Phillips (Reuben), On the private state of iron. — Philos. Mag. 1848. Vol. 33. Suppl.

Reiset (Jules), Experiences sur la composition du lait dans certaines phases de la traite, et sur les avantages de la traite fractionnée pour la fabrication du beurre. — Ann. de Chim. et de Phys. 1849. Janv.

Hudson Turner (T.), Observations on the state of horticulture in England in early times, chiefly previous to the fifteenth century. — Archaeol. Journal 1848. Dec.

Persoz (J.), Nouveau précédé pour la culture de la vigne. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849. Mars.

Stephens (H.), The book of the farm. 2 ed. Edinb. and Lond. 1849. — Quarterly Review 1849. March. Blackwood's Mag. 1849. March.

Le Play (F.), Description des procédés metallurgiques employés dans le pays de Galles pour la fabrication du cuivre. — Annales des Mines. 1848. Livr. III.

Reydellet, Notice sur un serrement à clapet construit aux mines de houille du Vigan. — Ebendaſ. Livr. IV.

Notice sur la soufrière de la Guadeloupe. — Ebendaſelbſt.

Baudin, Notice sur le sondage de Lempdes (Haute-Loire.). — Ebendaſ.

Manès, Notice sur les mines de fer de Sommorostro (provinces basques). — Ebendaſ. Livr. V.

Gueymard, Notice sur des essais de traitement de cuivre gris argentifère par voie humide. — Ebendaſ.

Callon, Mémoire sur la géologie et l'exploitation des mines de la Grand-Combe. (Gard.) I P. — Ebendaſ.

Horsfield (T.), A view of the tin mines and process of mining in Banka. — Journal of the Indian Archipelago 1848. Dec.

Königswarter (L. J.), Etudes historiques sur les développements de la société humaine. Partie I. L'achat des femmes. — Revue de legislation et de jurisprud. 1849. Févr. — Mars.

Popular science. — Qarterly Review 1849. March.

Chalambert (V. de), M. de Bonald, étude philosophique. — Correspond. T. XXIII. Livr. 21. 22.

Littré (E.), Du développement historique de la logique. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 1.

Cornaro (L.), L'art de vivre longtemps. Par. 1847. — Journ. des Savants 1849. Mars.

Paris (P.), Notice d'un manuscrit de la bibliothèque nationale, renfermant le „Songe de la voie d'enfer et de la voie de Paradis.“ S. XV. Bullet. du Bibliophile 1849. No. 1. 2.

Taillandier (Saint-René), De la renaissance flamande en Belgique. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 6.

Laborde (L. de), Les collections d'objets d'art de M. B. Delessert fils. — Revue archéol. Ann. V. Livr. 11.

Courtet (J.), Un temple et un évêché apocryphes. (à Venasque dans le département de Vaucluse.) — Ebendaſ. Livr. 12.

Durand (P.), Nouvelle d'interprétation d'un bas-relief en ivoire, décorant le livre de prières de Charles le Chauve, bibliothèque nationale de Paris. — Ebendaſ.

Rossi, De l'état; fragment de droit constitutionel. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 3.

Saisset (Emile), Du passé et de l'avenir du socialisme. — Revue des deux Mondes 1849. Livr. 3.

Desprez (Hipp.), Polémique du rationalisme et du socialisme — Ebendaſ. Livr. 5.

Troplong, Etudes sur les défenseurs de la propriété. I. II. — Univ. cathol. 1849. Févr. Mars.

Prudhon, Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère. — Blackwood's Mag. 1849. March.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

BINDING SECT. MAY 1 8 1982

AS 182 M82 Bd.27-28
Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen
8

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY